

Kritischer Jahresbericht

über die Fortschritte der

Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von über hundert Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Mitredigiert von

G. Baist, Otto E. A. Dickmann, R. Mahrenholtz, V. Rossi, C. Salvioni.

IV. Band. — 1895. 1896.

Erlangen 1898—1900. Fr. Junge.

Seyffardtsche Buchh., **Amsterdam.** — A. F. Höst & Sohn, Hofbuchh., **Kopenhagen.** — Williams & Norgate, Covent Garden, **London; Edinburgh;** Broad Street, **Oxford.** — H. Welter, **Paris.** — Aug. Deubners Buchh., **St. Petersburg,** Newsky Pr. 28. — Loescher & Co., (Bretschneider & Regenberg) **Rom.** — Samson & Wallin, **Stockholm.** — Carlo Clausen, **Torino.**

K. b. Hof- und Univ.-Buchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn) in Erlangen.

Vorwort.

Mit dem Abschluss des aussergewöhnlich starken vierten Heftes ist der IV. Band des Romanischen Jahresberichtes vollständig geworden. Er umfasst beinahe das Dreifache des vorhergehenden Bandes, ein Umfang, der im voraus nicht vermutet werden konnte und der seinen Grund hat in den während des Druckes noch zuströmenden Artikeln, die für frühere Bände nicht mehr fertig geworden waren. So ist dieses 4. Heft weit stärker geworden als sonst ein ganzer Band, und es hätte natürlich bequem geteilt werden können, wodurch die Abonnenten früher in den Besitz wenigstens eines Teiles der Berichte gelangt wären. Dass dies nicht geschehen, hat seinen Grund in ganz besonderen technischen Schwierigkeiten, welche durch das Ausbleiben von fest zugesicherten Manuskripten und Korrekturen entstanden sind. Der aufmerksame Leser wird das Nähere in dem Heft selbst finden, weshalb hier nicht darauf hingewiesen zu werden braucht. Von einer Verzögerung im Erscheinen des Jahresberichtes kann angesichts des in zwei Jahren gelieferten Stoffes von fast sonstigen drei Bänden nicht gesprochen werden.

Über die Veränderungen im Mitarbeiterstand wird das zweite Beiheft zu meinem „Plan und Einrichtung" demnächst Näheres bringen. Solcher Wechsel tritt bei Jahresberichten regelmässig ein und ist in der Natur der Dinge begründet. Dieses Beiheft wird auch einen Neudruck des Planes mit Beifügung der Namen der betr. Herren Bearbeiter enthalten. Die Einteilung in vier besonders paginierte Teile hat sich bewährt und wird beibehalten.

Mit schmerzlichen Gefühlen und herzlichem Dank gedenke ich hier des Hingangs eines der ältesten Mitarbeiter am Romanischen Jahresbericht, Eugen Kölbings. Sein Beitrag war das letzte Manuskript, das er fertiggestellt hat[1]). Es ging mir kurz vor seinem schnellen und unerwarteten Tode zu. Die Fertigstellung desselben beschäftigte ihn, wie aus seinen Briefen und Postkarten hervorging, noch ganz besonders.

Vom 2. Heft dieses Bandes ab ist mein Privatsekretär Herr Dr. Max Stoye in der Redaktion thätig gewesen.

Dresden-A., Wienerstr. 25 / **Bad Tölz** (Oberbayern), Haus Gottfried, im Juli 1900.

Karl Vollmöller.

1) Vgl. M. Kaluza, Eugen Kölbing, S.-A. aus den Englischen Studien XXVII, 2, 1900, S. 26.

Inhalt.*

* Wo keine Jahreszahl dabeisteht, ist es immer 1895, 1896.

I.

Einleitung.

Geschichte (bis 1896), Encyklopädie und Methodologie (1891–1896) der romanischen Philologie.

Die **Geschichte** der romanischen Philologie hat nach GROEBERS verdienstlicher Skizze im „Grundriss der romanischen Pilologie I[1]) noch keine weitere Gesamtdarstellung erfahren. KÖRTING[2]) giebt in seinem „Handbuch der romanischen Philologie" nur einige kurze Notizen. Verwiesen sei hier auf des REFERENTEN Beiträge zur Geschichte der romanischen Philologie[3]). Sie handeln A) über die ältesten französischen Grammatiker für Deutsche Jean Pillot (s. u.), Jean Garnier (vgl. dazu L. FRÖHLICH J. Garniers Institutio gallicae linguae und ihre Bearbeitung von Morlet mit Berücksichtigung gleichzeitiger Grammatiker im Progr. des Realgymn. zu Eisenach[4])), Gerard de Vivre (vgl. dazu FR. MARTENS: Geschichte der franz. Synonnymik T. I Die Anfänge, Greifswalder Dissertation[5]) und Antoine Cauchie, B) über einige ältere deutsche Neuphilologen unseres Jahrhunderts: F. W. Val. Schmidt, F. Wolf und L. Lemcke. Aus Lemckes Briefwechsel werden eine Anzahl interessante Briefe von: Diez, W. Hertzberg, Fr. Koch, E. du Méril und F. Wolf mitgeteilt. Eine bemerkenswerte Äusserung F. Wolfs über K. Hoffmann, die ich damals unterdrückte, sei hier nachgetragen. Sie gehört auf S. 41 an den Schluss des vorletzten Absatzes: „[Hofmann hat mir mit grosser Befriedigung angezeigt, dass er — Dr. Lampe — sein altfranz. Lesebuch übernommen;] aber wie ich Hofmann kenne, darf er es nicht fehlen lassen, ihn anzutreiben; Hofmann ist ein trefflicher Arbeiter, aber — par boutades". — Ein Jahr nachher veröffentlichte REFERENT in den Frankfurter neuphilologischen Beiträgen S. 45—48[6]) zwei Briefe von F. Wolf und E. Geibel, welche höchst anerkennende Äusserungen über F. Diez enthalten; drei Jahre darauf den ersten Band von F. Wolfs „Kleinere Schriften"[7]) mit einem Bild Wolfs, einer Auswahl aus seinen Briefen an Fr. Michel, De la Rue, P. Paris, Jubinal, Guizot, de Reiffen-

1) Strassburg, K. J. Trübner 1888, S. 1—139. 2) Leipzig, O. R. Reisland, 1896. 3) In A&A. LXIII, Marburg, N. G. Elwert 1886. 4) Eisenach 1895. 5) Stralsund 1887. 6) Frankfurt a. M. Mahlau & Waldschmidt 1887. 7) In A&A. LXXXVII, Marburg, N. G. Elwert 1890.

berg und einem Vorwort, welches W.'s neuphilologische Thätigkeit zu würdigen sucht. (Die für ungedruckt gehaltene Legende von der heil. Elisabeth war bereits im „Österreichischen Frühlingsalbum“, einer Festschrift zur Vermählung des Kaisers Franz Joseph I. mit Elisabeth 1854 veröffentlicht, vgl. darüber R. KOEHLERS Mitteilung in ZRPh. XV, 235 f.) An den ersten Teil der vorgenannten Beiträge zur Geschichte der romanischen Philologie knüpfte ein bereits 1888 gehaltener Vortrag des REFERENTEN: Zur Geschichte der französischen Grammatik[8]), seine ähnliche Anregung in der neuphilologischen Sektion der 40. Philologenversammlung in Görlitz[9]), sein 1890 erschienenes Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts[10]) und sein auf dem vierten Neuphilologentage entwickelter Plan einer Geschichte der französischen Grammatik, besonders in Deutschland[11]), an. Letzterer ist auch erweitert mit Beschreibung der Institutio Pilots und Ergänzungen zu vorgenanntem Verzeichnis erschienen[12]). Hierzu sei die Angabe von Rabottus Salenius 1572 (in C. WAHLUNDS: La philologie fr. au temps jadis S. 42, Extrait du Recueil prés. à M. G. Paris le 9. 8. 89) nachgetragen, Pilot sei „J. V. D.“ und „Principis Joannis Georgii Palatini Consiliarius“, ferner, dass auch Claudius a S. Vinculo in seiner Schrift: De Pronunciatione linguae Gall. 1580 lobend Pilots gedenkt und wohl auch den Ausdruck „ç caudatum“ S. 46, 49 der Neubearbeitung der Institutio entlehnt hat, ferner dass schon P. Fabri in seiner „Art de Rhétorique“ 1521 (éd. A. HÉRON II, 1890, S. 6) den Unterschied „entre *e* masculin et *e* feminin“ hervorhebt, endlich dass hinsichtlich der Benennung des Buchstaben *h* schon die altfr. „Senefiance de l'ABC“ (in JUBINALS Contes et Dits II. 278) sagt: „Li uns dist *ache*, l'autre *ha*“ (Der Italiener nennt den Buchstaben bekanntlich *acca*, der Portugiese *aga* oder *hagá*. Über den Ursprung des Namens handelt SHELDON „Origin of the Englisch Names of the Letters“ in: Studies and Notes in Philology and Litterature, Boston 1893, S. 84 ff.). — Erwähnt seien hier ferner VARNHAGENS kurze Mitteilung über einen Sammelband franz. Gramm. des 16. Jh. auf der Erlanger Bibliothek[13]), die des REFERENTEN: Über einige seltene franz. Grammatiken in den Mélanges Wahlund[14]), wie die Arbeiten von C. REVILLOUT Les Maîtres de langue franç. au XVIIe s.: Olivier Patru (1604—1681), ses relations avec Boileau-Despréaux[15]), L. VERNIER Étude sur Voltaire grammairien et la grammaire au XVIIIe s.[16]) und E. UHLEMANN Historisches zu den neusprachlichen Reformbestrebungen[17]). — Zur Geschichte der grammatischen Studien in Italien hat meines Wissens nur FILIPPO SPENSI einen Beitrag geliefert in seiner M. Claudio Tolomei e le controversie sull' ortografia italiana nel secolo XVI betitelten Nota[18]).

8) ZFSL. X ² S. 184—201 und NCBl. III (1889) S. 14—20 u. 54—65. 9) Leipzig, B. G. Teubner 1890, S. 483—488. 10) Oppeln, E. Franck 1890. 11) In NCBl. IV (1890) S. 225—230 und 257—262. 12) In ZFSL. XII ¹, S. 257—290. 13) In NCBl. VII (1893) S. 131 f. 14) Macon, Protat frères (1896). 15) Montpellier, Boehm (Acad. des Sciences et lett. de Montpellier, Mem. de la sect. des lettres) 1893. 16) Paris, Hachette 1890, Thèse. 17) In ZFSL. XVI (1894)² S. 275—277. 18) In RAL. 1890, S. 314—325..

Das wichtigste Vorkommnis aus neuerer Zeit war zweifellos die Säkularfeier der Geburt des Begründers der romanischen Philologie 15. 3. 94, sie ist auch wegen der durch sie veranlassten zahlreichen Diez-Publikationen für die Geschichte der romanischen Philologie recht bedeutsam geworden; besonders erfreulich war die dabei hervorgetretene Einmütigkeit der Romanisten aller Nationen. Von aus diesem Anlass gehaltenen Festreden sind im Drucke erschienen die von G. Paris (in Ro. XXIII, S. 290—292), W. Foerster (in der Neuen Bonner Zeitung, davon Sonder-Abzug 8⁰, 18 S., und in der Beilage der Allgem. Zeit. in München v. 15. März 94: eine französische Übertragung im Felibrige latin, Montpellier 1894, eine italienische von Biadene in der NRa., Roma 1894), D. Behrens (als Ernst Ludwigs Programm der Universität Giessen 4⁰ und im Buchhandel[19]); geziert durch ein Bildnis von Diez und bereichert durch umfangreiche Anmerkungen, in welchen wertvolles Urkunden- und Briefmaterial zu Tage gefördert ist. Diez' Urgrossmutter stammt danach mütterlicherseits aus Lothringen — aus Bérupt, 18 Kilometer von Metz in der Nähe von Solgue und Secourt nach Ro. XXIV, 157), H. Breymann F. Diez, Sein Leben u. Wirken[20]), (bringt manches Neue, im Anhang einige Original-Gedichte und Übersetzungen von Diez. S. 34 Anm. erwähnt B. ein Urteil F. Wolfs über Diez' „Altrom. Sprachd."; in den Wiener Jahrb. findet sich aber nur ein Verweis auf das Buch, dessen Verfasser dabei allerdings „der gelehrteste und scharfsinnigste Kenner der romanischen Rhythmik" genannt wird.), W. Scheffler (in Dresdener Anzeiger v. 18. März, Beilage II und Neuphilol. Centralbl. 94, S. 198—203), A. Kressner (Franco-Gallia 94 No. 4), E. Ritter Le centenaire de Diez, discours prononcé à la séance annuelle de l'institut Genevois suivi de lettres adressées à Victor Duret par Roumanille[21]) (die Skizze über Diez' Leben und Werke bildet nur die Einleitung, die weiteren Ausführungen beziehen sich auf das Weiterleben der provenzalischen Sprache in Südfrankreich und auf verstorbene Mitglieder des Instituts. S. 17—117 enthalten die Briefe Roumanilles), A. Tobler (in ASNS. XCIII, S. 154f., eine knappe aber scharf gezeichnete Charakteristik) und dem Referenten 1. Über F. Diez (in den Berichten d. Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main 1893, H. 3, S. 330—346 im Anhang ist die Vorrede zu Diez' Altspanischen Romanzen 1818 abgedruckt). 2. Zu Friedrich Diez' Gedächtnis (in den Verhandlungen des sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentages am 14., 15., 16. u. 17. Mai 1894 zu Karlsruhe[22]) S. 14—22). — Von in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Festartikeln sind mir die folgender Herren bekannt geworden: von G. Paris im „Journal des Débats" v. 2. März (besonders warm empfunden), W. Söderhjelm Friedrich Diez, Hänen satavuotisen syntymäpäi vänsä johdosta in „Valvoja" März 1894 (in finnischer Sprache), G. Gröber in d. „Strassburger Post" vom 6. 3. 94, E. Neubürger in der Frankfurter Didaskalia vom 4. 3. 94, K. Sachs in der Sonntagsbeilage zur Berliner Voss. Zeitung vom 11. März, O. Schultz in der Nationalzeitung, Berlin 15. 3. Morgenbl., R. Schröder im Hannov.

19) Giessen, C. v. Münchow 1894. 20) Leipzig, A. Deichert 1894. 21) Genève, Georg & Cie. 1894. 22) Hannover, C. Meyer 1896, S. 14—22.

Courier vom 15. 3., R. BUSCH in der Darmstädter Zeitung v. 15. 3., und von dem REFERENTEN 1) in der Westöstlichen Rundschau v. 1. 3., 2) in der Frankfurter Zeitung v. 15. 3., 1. Morgenbl. — Aus Anlass der Centenarfeier erschienen ferner folgende Publikationen: 1) Freundesbriefe von Friedrich Diez, herausgeg. von W. FOERSTER (Einladungschrift der Universität Bonn zur Diez-Feier. Bringt den grösseren Teil des leider nur trümmerhaft erhaltenen Briefwechsels zwischen Diez und seinem Jugendfreund Karl Ebenau. Der Rest ist von FOERSTER später in ZFSL. XVIII, 96, S. 218—240 veröffentlicht.), 2) Briefwechsel zwischen M. Haupt und Fr. Diez herausgeg. v. A. TOBLER in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1894, VII, 139—156 (T. hat geglaubt, einige Stellen der Briefe streichen zu müssen, darunter auch die, welche Haupts feindselige Haltung gegenüber Bartsch betreffen; die in meinen Diezreliquien abgedruckten Diez-Briefe an Bartsch bilden daher eine notwendige Ergänzung zu T.'s Publikation. Die in den Akten der Akademie nach T.'s Angabe fehlende Glückwunschadresse der Akademie zu Diez' 50jährigem Doktorjubilänm habe ich nach der Diez übersandten Reinschrift in den Ber. des Frankf. Hochstifts 94, S. 330 f. inzwischen mitgeteilt), 3) Diez-Reliquien veröffentlicht von A. TOBLER im ASNS. XCII, S. 129—144 (bringt die noch ungedruckten poetischen Übersetzuugen aus dem Spanischen und Provenzalischen, welche sich unter den in Toblers Besitz befindlichen Diez-Papieren vorfanden), 4) Diez-Reliquien zusammengestellt und herausgegeben vom REFERENTEN[23]), enthalten 1. die Beschreibung einer im Besitze des REFERENTEN befindlichen handschriftlichen Sammlung spanischer Lieder, welche Diez 1816 zusammengestellt hat und drucken lassen wollte (Einem Gedichte ist nachträglich eine Übersetzung von Diez Hand mit Bleistift hinzugefügt.), 2. Handschriftliche Kollektaneen zur romanischen Grammatik, nach zwei ebenfalls im Besitze des REFERENTEN befindlichen Originalheftchen (Hierzu sei bemerkt, dass im Antiquariatskatalog No. 88 von Friedrich Cohen, Bonn 1895, S. 29 ein weiteres Ms. von Diez: „Materialien zu einem altfranzösischen Wörterbuch in alphabet. Ordnung 365 S. 4° Cart." für 100 M. angeboten wurde. In wessen Besitz diese Hs. übergegangen ist, vermag ich nicht zu sagen.), 3. Das in den späteren Auflagen weggebliebene Vorwort zur 1. Aufl. der Rom. Gram. (Ich bedaure, demselben nicht gleich das später gleichfalls unterdrückte Vorwort zum dritten Teil, der Syntax, beigefügt zu haben, zumal auch dieses für Diez Auffassung recht wertvoll ist.), 4. Diez' Briefe an K. Bartsch, die vordem in des REFERENTEN Erinnerungsworten nur auszugsweise veröffentlicht waren, jetzt eine notwendige Ergänzung zu dem oben angeführten Briefwechsel zwischen Haupt und Diez bilden (Bezüglich meiner Zwischenbemerkung auf S. 29 über Dr. Treitz verweise ich auf eine meine Auffassung der Sache nach nahezu bestätigende Bemerkung OTTO KNAUERS im IgA. VI, S. 76), 5. 6. Weitere Diez-Briefe, 7. Ergänzungen zu meinen „Erinnerungsworten". — Im Anschluss an die Centenarfeier folgten in ZFSL. XVII, S. 129—187 D. BEHRENS für Diez' Biographie recht wertvolle Mitteilungen aus Carl Ebenaus Tagebuch, sowie eb. S. 237—284 und XVIII, 218—264

23) in A&A. XCI, Marburg, N. G. Elwert 1894.

W. FOERSTERS unter der Überschrift Friedrich Diez veranstaltete Publikation 1. der auf Diez bezüglichen amtlichen Schriftstücke des Unterrichtsministeriums, des Universitäts-Kuratoriums und der phil. Fakultät der Universität Bonn, 2. der schon erwähnten Ergänzung zu den Freundesbriefen, 3. der Briefe von Diez an F. G. Welcker, 4. an G. Thudichum, 5. der Stellen aus dem Briefwechsel zwischen F. G. Welcker und Konrad Schwenk resp. Thudichum, in denen Diez' Erwähnung geschieht. — Aber auch eine einzige dissentierende Stimme, freilich die eines Nichtfachmannes, nämlich die des ehemaligen Professors der alten Philologie in Giessen, A. PHILIPPI, wurde laut. Er glaubte speziell gegen die Gedächtnisfeier in Diez' Vaterstadt Giessen — von den zahlreichen anderen in und ausser Deutschland scheint er keine Ahnung gehabt zu haben — mit einem in den preussischen Jahrbüchern LXXVII, S. 239 bis 245 veröffentlichten Aufsatze, Neusprachlicher Unterricht, Scholien zur Diezfeier, Einwendungen erheben zu müssen. Referent hat dem wunderlichen Herrn eine kurze Abfertigung in den NS. III, S. 121—123 erteilt und dabei gleichzeitig ein weiteres Zeugnis gegen die bei seinen Lebzeiten angeblich geringere Wertschätzung von Diez mitgeteilt, nämlich die Glückwunsch-Adresse der Wiener Akademie zu Diez' 50 jährigem Doktorjubiläum.

Über sonstige Vorkommnisse der letzten Jahre berichtet insbesondere fortlaufend die Rubrik Chronique der Ro. Eine reiche Ernte hat der Tod namentlich in der älteren Generation der Romanisten gehalten. Leider vermag ich für jetzt nur eine kleine Anzahl Nekrologe, insbesondere deutscher Romanisten, zu verzeichnen, so die Nachrufe an: 1. A. Ebert († 1. Juli 90) in Ro. XIX, 630 f. und von R. OTTO in der Beilage zur Allgem. Zeitung in München 1891, No. 83 u. 84; 2. H. Koerting († 19. Juli 90) in Beilage zu ZFSL. XII [2] und in der neuen Aufl. seiner Geschichte des franz. Romans im XVII. Jh., Oppeln u. Leipzig 1891, beide von R. MAHRENHOLTZ; 3. F. Liebrecht († 3. 8. 90) in Ro. XIX 632; 4. C. Hofmann († 30. 9. 90) in Ro. XX 178 ff. und in der Beil. z. Allg. Zeitung 91 No. 25 v. R. OTTO, eb. 92 No. 81 Gedenkrede v. W. HERTZ; 5. A. Scheler († 16. 11. 90) in Ro. XX 180 f. u. Beil. zur allg. Zeitung 90 No. 343; 6. R. Reinsch († Ende Dez. 90) in Ro. XXI 127; 7. W. L. Holland († 23. 8. 91) in Ro. XXI 126; 8. A. Gaspary († 18. 3. 92) in Ro. XXI 321; 9. E. Mall († Anf. April 93) in Ro. XXI 622; 10. R. Köhler († 15. 4. 92) in Ro. XXI 622; 11. E Maetzner († 13. 7. 92) in Ro. XXII 168; 12. E. Schwan († 27. 7. 93) in Ro. XXII 618; 13. K. Foth († Mitte Febr. 94) in Ro. XXIII 294; 14. A. Weber († 29. 10. 95) in Ro. XXV 152. Von ausserdeutschen Romanisten erwähne ich die Nekrologe über: 1. G. Morosi († 22. 2. 90) in Ro. XX 178; 2. H. Michelant († 23. 5. 90) in Ro. XIX 489 f.; 3. Noulet († 24. 5. 90) in Ro. XIX 490 f.; 4. A. Vitu († 5. 8. 91) in Ro. XX 629; 5. Rabiet († Aug. 91) in Ro. XX 629; 6. G. Flechia (3. 7. 92) in Ro. XXI 471; 7. G. Papanti († 6. 8. 93) in Ro. XXII 618; 8. Ad. Borgognoni († 30. 10. 93) in Ro. XXIII 294; 9. A. Bartoli († 16. 5. 94) in Ro. XXIII 482; 10. J. Fleury († 17. 8. 94) in Ro. XXIII 632; 11. A.-L. Sardou († 14. 10. 94) in Ro. XXIV 146; 12. Thor

Sundby († 19. 11. 94) in Ro. XXIV 146; 13. A. de Montaiglon († 1. 9. 95) in. Ro. XXIV 618 f.; 14. C. Tisseur († 30. 9. 95) in Ro. XXIV 619 f; 15. B.-G. Brunet († 25. 1. 96) in Ro. XXV 337; 16. A. Odin († 21. 2. 96) in Ro. XXV 337 f.; 17. C. Boser († 28. 2. 96) in Ro. XXV 338; 18. A. Stickney († 30. 11. 96) in Ro. XXVI 150.

Geburtstags- und Jubiläums-Ovationen sind aus den letzten Jahren eine ganze Anzahl zu verzeichnen. Nach dem Vorgange der schwedischen Schüler von G. Paris, welche ihm 1889 zu seinem 50. Geburtstag einen Recueil de mémoires philologiques[24]) (vgl. dazu Ro. XIX 118—130) überreicht hatten, folgten seine Schüler aus Frankreich und anderen romanischen Ländern mit den am 29. Dez. 1890 überreichten Études romanes[25]) (vgl. dazu Ro. XXII 135). Ihnen schloss sich der Holländer A. G. van Hamel 1895 mit einem gehaltreichen Aufsatz Gaston Paris en zijne Leerlingen (Sonderabzug aus: „de Gids“ 1895 Nr. 6) an. Er giebt darin eine klare Übersicht und Wertschätzung der Leistungen dieses bedeutendsten Schülers unseres Altmeisters. Schon vorher war auch C. Hofmann zu seinem 70. Geburtstag am 14. Nov. 1889 von Verehrern und Schülern eine nicht ausschliesslich romanische Festschrift überreicht, die als B. V der RF. erschienen ist. Eine ähnliche Gabe erhielt W. Thomsen in Kopenhagen[26]) aus Anlass seines 25 jährigen Doktorjubiläums (23. 3. 94) (vgl. Ro. XXIII 295). Rein romanischen Inhalt bietet der Band Abhandlungen Herrn Prof. Dr. A. Tobler zur Feier seiner 25 jähr. Thätigkeit als ord. Prof. an der Univ. Berlin von dankbaren Schülern in Ehrerbietung dargebracht[27]) (vgl. dazu Tobler in ASNS. XCV 198—207, G. Paris, Ro. XXIV 452—62, Suchier, GGA. 1897 Jan.). Aus Anlass seines 60. Geburtstages am 15. 2. 95 wurde A. Mussafia nebst einer gedruckten Adresse seine von v. Zumbusch modellierte Büste überreicht und am 7. Jan. 1896 Carl Wahlund durch einen buchhändlerisch nicht käuflichen Band Mélanges de philologie romane[28]), (vgl. G. Paris in Ro XXVI 101—108, A. Tobler in ASNS. XCVI 427—433, A. Schultze in DLZ. 97 No. 4) von seinen zahlreichen über alle möglichen Länder verstreuten Freunden zu seinem 50. Geburtstag begrüsst. Von sonstigen Auszeichnungen sei hier nur der Preis der internationalen Diezstiftung erwähnt, der 1884 Pio Rajna, 1888 Gaspary, 1892 und 1896 Meyer-Lübke zuerkannt wurde. Bedeutsam ist endlich die Wahl von G. Paris zum „Membre de l'Academie française“ (vgl. Faguet in RPL. 96 No. 23).

Die Errichtung von Lehrstühlen für romanische Philologie hat weitere starke Fortschritte gemacht. In Wien ist neben Mussafia noch W. Meyer-Lübke seit 1890 als Extraordinarius, seit 1892 als Ordinarius thätig; in Sofia wurde 1890 eine Professur für rom. Philologie errichtet und A. Odin übertragen; ebenso in Göteborg in Schweden, sie erhielt J. Vising; eine Professur für vergleichende Geschichte der romanischen Sprachen in Pavia ist 1891 Salvioni, eine für romanische Litteraturen an der Akademie in Mailand Novati ver-

24) Upsala, Josephson 1889. 25) Paris, E. Bouillon 1891. 26) Kopenhagen, Gyldendal 1894. 27) Halle, M. Niemeyer 1895. 28) Macon, Protat frères, imprimeurs.

liehen; in Lüttich wurde im gleichen Jahre Wilmotte zum ausserordentlichen Professor für romanische Philologie ernannt und A. Doutrepont mit Abhaltung eines „cours de grammaire historique du français" beauftragt, während bis dahin Vorlesungen über romanische Philologie dort noch gar nicht gehalten waren. Auch in Caen wurde 1892 ein Lehrstuhl „pour la littérature française du moyen âge" errichtet und J. Bédier zum „maître de conférences" daselbst ernannt; desgleichen wurde E. Muret als Professor der romanischen Philologie nach Genf und C. de Lollis als Extraordinarius für romanische Litteratur nach Genua — wo schon eine Professur für romanische Sprachen besteht — berufen. 1893 wurden Lehrstühle in New-York, Columbia College, besetzt durch H. A. Todd, in Palo Alto, Californien „Leland Stanford Jr.-University", besetzt durch J. E. Matzke, errichtet, 1894 in Champaign, Illinois, besetzt mit J.-D Bruner, in Philadelphia, Pensilvannien, besetzt mit H. Rennert, in Helsingfors, besetzt mit W. Söderhjelm und in Budapest, besetzt mit Ph.-Aug. Becker als Extraordinarius; 1895 in Aberystwyth, Wales, besetzt mit Borsdorf, und in Krakau, besetzt mit Kawczynski. Bemerkenswert ist namentlich der Zuwachs an Lehrstühlen in Amerika. Bei ihrer Besetzung laufen allerdings bedenkliche Missgriffe unter, wie das „Special circular of information for the first summer Quarter" der Universität Chicago 1894 ergiebt. Da wird nach Ro. XXIII 484 auf S. 8 zur Ankündigung einer Vorlesung über die ältesten franz. Sprachdenkmale bemerkt: „The texts involved are: The Strassburg oaths, the canticle of saint Eulalia, the Passio Christi, the Life of Saint Léger, the life of Saint Alexis; all of the ninth and tenth centuries with exhibition of the original mss. reproduced by the new process of photography". Im zweiten „Term" will der Professor „take the student into one of the carlovingian epics of surpassing interest and beauty, giving us a peep into life in the eighth century wherein Bertha, the mother of Charlemagne, she of the large feet, or more properly, she of the deformed foot, plays the principal part". Eine wertvolle Übersicht über die Stellung der romanischen Philologie an den deutschen Universitäten, ihren derzeitigen Betrieb in Vorlesungen und Seminarübungen wie über die unmittelbaren und mittelbaren Ergebnisse für die Weiterbildung der romanischen Philologie, welche diese offizielle Anerkennung und Förderung gezeitigt hat, lieferte A. Tobler in dem grossen, für die Universitätsausstellung in Chicago von W. Lexis herausgegebenen Sammelwerke: Die deutschen Universitäten [29]) S. 496—506. (Nicht zutreffend ist Toblers Angabe: „Diez hatte in Bonn germanische Philologie zu lehren und was den Kern seiner Lebensarbeit ausmacht, war für ihn, amtlich betrachtet, Nebenbeschäftigung". Ich habe bereits in meinem Karlsruher Vortrag angegeben, dass Diez' Lehrauftrag „für die Geschichte der mittleren und neueren Litteratur" lautete und dass seine Beförderung zum Ordinarius nur eine äussere Anerkennung für seine beiden Werke über die provenzalische Dichtung war. Foersters Publikation der amtlichen Schriftstücke hat diese meine Angabe vollauf bestätigt.) — Auch die

29) Berlin, A. Ascher & Co. 1893.

Zahl der Gesellschaften, welche es sich zur Aufgabe machen, die romanische Philologie oder einzelne Gebiete derselben zu pflegen, hat sich vermehrt. Ich nenne nur die Société néophilologique à Helsingfors, die 1893 einen Band Mémoires[30]) herausgegeben hat und die Société d'histoire littéraire de la France, welche besonders das wissenschaftliche Studium der neueren Phasen der französischen Litteratur ins Auge gefasst hat und seit 1894 eine eigene Revue veröffentlicht, ausserdem aber noch Spezialpublikationen veranstaltet; bis jetzt ist allerdings nur eine solche, nämlich die sorgsame Ausgabe der Dernières Poésies de Marguerite de Navarre von Abel Lefranc[31]) erschienen. Dagegen scheint aus der Société des parlers de France trotz verschiedener Belebungsversuche nichts geworden zu sein (vgl. Ro. XIX 152, 631, XXII 619). Zu ihren Gunsten hatte die »Revue des Patois Gallo-Romans" mit dem Jahre 1893 ihr Erscheinen eingestellt. Auch aus der 1891 von Dr. Ebering in Berlin in Anregung gebrachten Société de bibliographie romane ist nichts geworden (vgl. Ro. XX 509). — Romanisten-Kongresse sind bis jetzt nur in Südfrankreich abgehalten, aber für die Entwicklung der rom. Philologie bedeutungslos geblieben, die Neuphilologentage und allgemeine Philologenversammlungen Deutschlands, der nordischen Länder und Amerikas haben auch weit mehr für den praktischen Lehrbetrieb als für die Fortbildung der romanischen Philologie Bedeutung, obwohl natürlich auf fast allen auch streng wissenschaftliche Vorträge gehalten und in den Verhandlungen gedruckt werden.

Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. Den ersten Band des von Gröber herausgegebenen „Grundriss der romanischen Philologie" hat G. Körting bereits JBRPh. I 147ff. besprochen. Inzwischen ist das Werk weiter fortgerückt, leider aber noch immer vom Abschlusse recht weit entfernt. Der zweite Band hat nachträglich bisher in drei Abteilungen zerlegt werden müssen, die neben einander erscheinen, die erste Abteilung enthält, soweit erschienen, des Referenten gedrängte Darstellung der „romanischen Verslehre" S. 1—96 und Gröbers „Übersicht über die lateinische Litteratur von der Mitte des 6. Jh. bis 1350 S. 97—432", welche über den weitschichtigen Stoff eine vortreffliche Orientierung gewährt. Noch aussteht desselben Verfassers analoge „Übersicht über die französische Litteratur". Von der zweiten Abteilung liegt bisher vor: A. Stimmings Darstellung der provenzalizchen Litteratur S. 1—69, Morel-Fatios verhältnismässig ausführlichere der katalanischen Litteratur S. 70—128, sowie C. Michaëlis de Vasconcellos und Th. Bragas recht detaillierte Geschichte der portugiesischen Litteratur S. 129—383. Es steht noch G. Baists Arbeit über die spanische Litteratur aus. Von der dritten Abteilung ist bisher nur der Anfang von T. Casinis Geschichte der italienischen Litteratur erschienen. Alle diese Arbeiten fördern wegen ihres streng wissenschaftlichen Charakters das Studium der betreffenden Litteraturen in hervorragender Weise, ihre genauere Wertschätzung gehört aber nicht in diesen Abschnitt des JBRPh., wie denn auch ein abschliessendes Ur-

30) Helsingfors, Imprimerie Centrale 1893. 31) Paris, A. Colin & Cie. 1896.

teil über den gesamten Grundriss der Zeit vorbehalten bleiben muss, wenn er abgeschlossen vorliegen wird. — Für die angehenden romanischen Philologen hat G. KOERTING sein „Handbuch der romanischen Philologie“ [32]) verfasst. Es ist, wie auch der Titel besagt, eine gekürzte Neubearbeitung der dreibändigen „Encyklopädie und Methodologie der rom. Philol.“ desselben Verfassers. Die Kürzung ist zum grossen Teil allerdings durch Weglassung ganzer Abschnitte herbeigeführt, welche die Encyklopädie bot und welche die Leser des Handbuchs ungern entbehren werden. Wegen der Abrisse der romanischen Einzellitteraturen verweist sie der Verfasser auf einen von ihm geplanten „Grundriss der romanischen Litteraturen“ und wegen der Abrisse der romanischen Einzelgrammatiker auf GRÖBERS Grundriss und MEYER-LÜBKES romanische Grammatik, beides indessen Bücher, zu deren Studium gerade das Handbuch die Anfänger erst vorbereiten soll. Besser hätte K. manche andere Abschnitte seines Buches ganz weggelassen oder doch wesentlich gekürzt, so z. B. den zweiten Teil: „Sprache, Schrift und Schrifttum (Litteratur) im Allgemeinen“. Auch könnten meiner Meinung nach manche sonstige Ausführungen und Angaben ohne den Wert des Buches zu beeinträchtigen, entbehrt werden. Eine wesentliche Bereicherung der bisherigen Forschung ist von einem derartigen Werke natürlich nicht zu erwarten; denen aber, für welche es bestimmt ist, wird es ebenso wie die vielen sonstigen Werke des Verfassers, welche gleiche Ziele verfolgen, von Nutzen sein können, wiewohl K. öfter und länger als wünschenswert bei allgemeinen, aprioristischen Auseinandersetzungen verweilt. Seine Bemerkungen über den Versbau des Romanischen sind freilich allzu kurz ausgefallen. Von der Schwierigkeit der Frage, wie man sich den Übergang der römischen volkstümlichen Verse zu romanischen Versen vorzustellen hat, erhält man daher aus des Verfassers Darlegungen keine klare Vorstellung. Dankenswert ist zwar das Bemühen, die allen romanischen Einzelverslehren gemeinsamen Prinzipien darzulegen, doch hätte die geschichtliche Entwicklung und Umbildung dieser Prinzipien in den Dichtungen der einzelnen romanischen Völker schärfer angedeutet werden müssen (z. B. epischer, lyrischer, schwacher Reihenschluss). Der Ausdruck „rhythmische Reihe“ ist in seiner Verwendung nicht scharf genug vom „rhythmischen Vers“ unterschieden und dadurch die ganze Auseinandersetzung über Umfang, Tonstellen und Takteinteilung unklar geworden. Direkt irrig ist die Angabe auf S. 571: „Im Neufranz. wird aber selbst diese (d. h. die Stütze des Reimes) nicht mehr für ausreichend (d. h. zur Unterscheidung des Verses von der Prosarede) erachtet, sondern noch die weitere der relativen syntaktischen Abgeschlossenheit hinzugefügt“. Die syntaktische Abgeschlossenheit war doch ein ursprüngliches Gebot, das nur bei kürzeren Versarten frühzeitig übertreten wurde. Über Entstehung und Ausgestaltung des volkstümlichen romanischen Strophenbaues, Fragen, auf welche neuerdings wiederholt eingegangen ist, sagt das Handbuch leider nicht das mindeste. — Die Methodik der romanischen Philologie hat keine neuere Gesamtbehandlung erfahren. Erwähnt seien hier SUCHIERS und WAGNERS Ratschläge für die Studierenden des Französischen nnd Englischen an der Universität Halle [33]). Indessen sind sie zu

32) Leipzig, O. R. Reisland 1896. 33) Halle a. S., M. Niemeyer 1894.

knapp und allgemein gehalten, als dass sie als ein Beitrag zur Methodik der romanischen Philologie angesehen werden könnten. Noch weniger kann als ein solcher Beitrag der Vortrag von ST. WAETZOLDT: „Die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung der Lehrer“[34]) gelten. Er hat zwar seiner Zeit recht viel Staub aufgewirbelt, auf die Gestaltung des Universitätsunterrichtes aber, geschweige denn auf die Methodik der romanischen Philologie keinen positiven Einfluss auszuüben vermocht. Ich kann hier einfach auf meine sehr ausführliche Entgegnung in der ZFSL. XV S. 1—13, wie auf TOBLERS Ausführungen in dem vorerwähnten Aufsatz des Sammelwerkes über die deutschen Universitäten hinweisen. E. Stengel.

Erster Teil. Sprachwissenschaft.

Die allgemeine und die indogermanische Sprachwissenschaft in den Jahren 1895 und 1896.

1895. Von den Fragen, die auf dem Gebiet der allgemeinen und der indogermanischen Sprachwissenschaft im Jahre 1895 eingehender behandelt worden sind, haben besonders zwei auch für weitere Kreise Wert und Bedeutung. Die eine davon ist allgemeiner Natur; sie betrifft die Art der menschlichen Sprachbildung überhaupt. Die zweite ist an sich zwar auch anziehend und lehrreich; da sie sich aber rein um die Verhältnisse des urindogermanischen Vokalismus dreht, ist sie für Aussenstehende von etwas geringerer Wichtigkeit.

1. Schon seit langer Zeit haben nicht nur Sprachgelehrte, sondern auch Nichtfachleute ihre Aufmerksamkeit einer sprachlichen Erscheinung zugewandt, die wegen der Unregelmässigkeit ihres Eintritts und der Willkür ihres Verlaufs rätselhaft und sonderbar erschien. Es ist das die Erscheinung der Dissimilation. Ihr hat R. MERINGER im Verein mit K. MAYER von einem höheren Gesichtspunkt aus nachgespürt[1]). Da er zur Überzeugung kam, dass die Dissimilation ursprünglich nur die Folge eines Sprechfehlers sei, hat er in psychologisch-sprachwissenschaftlichen Beobachtungen die Art und Weise untersucht, wie besonders Gesunde sich versprechen und verlesen. Die Masse dessen, was er bemerkt und verzeichnet hat, scheidet er in mehrere Klassen. Die häufigsten Sprechfehler bestehen nach ihm in Verschiebungen der Teile des Satzes, den man sprechen will; man sagt ein Wort, einen Laut an unrechter Stelle, zu früh oder zu spät. Diese Lautversetzungen sind nun oft Vertauschungen, d. h. der verdrängte Laut erscheint an Stelle dessen, der ihn verdrängt hat, und ebenso geht es bei dem Worte. Dahin gehören Fälle wie *Wertlaut* für *Lautwert, die Milo von Venus,*

---

34) Berlin, R. Gaertner (H. Heyfelder) 1892.

1) Versprechen u. Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie. Stuttgart, Göschen 1895.

zwecktischer Prak für *praktischer Zweck, Stutaten* für *Statuten, Reidflinsch* für *Rindfleisch, Schreitschtrifterl* für *Streitschrifterl, Taps u. Schnábak* für *Schnaps u. Tabak, Hénela* für *Hélena, ich verganz gass* für *ich vergass ganz, Unterhaut-Misglied* für *Unterhausmitglied.* Die Vertauschung findet nur zwischen gleichwertigen Lauten statt, gleichen oder ungefähr gleichen Vokalen, Konsonanten, welche ähnlich betonte Silben beginnen oder sie schliessen. Aber ein Wort oder ein Laut kann auch früher oder später neben oder an Stelle eines Wortes oder Lautes erscheinen, bleibt aber dabei auch an dem berechtigten Platze. Auf diese Weise entstehen 1. Vorklänge (Antizipationen) wie *Strang . . . . Sturm u. Drang, ungehallt* (ungehört) *verhallen, Stoff zu geben zu allerlei Bemerkungen* für *Stoff geben . . ., sein Grosservater* für *Grossvater,* die *Sympather . . . Japaner sind mir weit sympathischer, meiner Unter . . . Oberleitung unterstellt, Aller(lei) Leute, Mulkkuh* für *Melkkuh, paufassen* für *aufpassen, ich werde auf das Ei . . . . Kreuz vereidigt, Granatpflaster* für *Granitpflaster, Südwost ist auch kein guter Wind, diese Muse ist in Pier getauft.* 2. Nachklänge (Postpositionen) wie *er wünscht zu wünschen* (wissen), *Bild von sich bild* (giebt), *ich fordere Sie auf, auf das Wohl unseres Chefs aufzustossen* (anzustossen), *hat ihm ein riesiges Vergnügen verbreitet* (bereitet), *Stoss eines Erdbobens* (Erdbebens), *eine schlechte Melkkuhe, der Prager Streit mit den Streisstafeln* (Strassentafeln), *illumunieren.* Eine besondere Gattung bilden die Kontaminationen; diese bestehen darin, dass man aus mehreren Sätzen oder Teilen von Sätzen einen macht, aus mehreren Wörtern eines. Sie setzt Ähnlichkeit der Bedeutung oder der Form der verschmelzenden Sätze, Redensarten oder Wörter voraus. So sind Fälle beobachtet worden wie *etwas über den Stab brechen,* vermischt aus 'den Stab über etwas brechen' und 'etwas über das Seil brechen', *zu Papier schreiben* ('zu P. bringen' oder 'schreiben'), *das Wasser verdumpft* ('verdampft' oder 'verdunstet'), *denn die Sache ist kein Sperz* ('Scherz' oder 'Spass'), *hastlos* ('hastig' oder 'rastlos'), *ich war bis* $^3/_4 7$ *Uhr zu Hause hab ich gearbeitet.* Hierher gehört demnach, wie das letzte Beispiel zeigt, auch die Konstruktion ἀπὸ κοινοῦ. Substitution endlich nennt Meringer den Fehler, dass man ein Wort durch ein ähnliches, aus irgend einem Grunde dem Bewusstsein mindestens augenblicklich näher liegendes Wort ersetzt. Die Ähnlichkeit des neuen Wortes mit dem ersetzten kann rein äusserlich in der Form, aber auch im Inhalt, im psychischen Gehalt des ersetzten oder auch in beiden liegen. Dahin gehören Fälle wie *Ich gebe die Präparate in den Briefkasten* (für 'Brütkasten'); *Der Herr hat ein Viertel Achtel* (Wein) *bestellt; Wenn eine Lawine ins Geröll* (Rollen) *kommt; Sieh aufs Thermometer, wie viel Uhr es ist; Komm zu mir, Jane, sag, ich will dein Mann* (Weib) *sein* (Schauspieler in Männerrolle). Seltener fällt ein Laut oder eine Silbe aus wie in *Fi(li)ale, In(divi)duell, Aller Wahrscheinlich(keit) nach, Milli(onen) Jahren, Ein D(et)ektiv.* Bekannter ist dagegen das Lautstottern, das eintritt, wenn mehrere Wörter oder Silben gleich beginnen, wenn ein Wort mehrere gleich vokalisierte Silben hat, oder wenn nahverwandte (namentlich schwierige) Laute aufeinander

folgen. So sagt man *Von Fa. Familie, Was die f. f. Philosophen der verschiedensten Länder, Bei uns k. kommt das kaum je vor.* In dem Falle tritt aber zuweilen auch umgekehrt Dissimilation ein; so verzeichnet der Verfasser *weil sie so gar geitlos ist; das war ein Fettag; zum Beipiel; Taci[t]us.* Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen gerade in diesem Zusammenhang die Sprechfehler bei *r* und bei *l*. Es kommen bei diesen Lauten, wenn auch vielleicht nicht gerade sicher Metathesen (*Sronau* für *Sornau*), so doch sicher 1. Vorklänge vor, wie in *Brunsenbenner* für 'Bunsenbrenner', *Abrautreihen* für 'Ablautreihen', *an der Sp(r)itze von Rom, an dem Tische dritzen nur drei* für . . 'sitzen', 2. Nachklänge wie *bringst alles leicht lau . . raus, erforglos* für 'erfolglos', 3. Vertauschungen wie *Palarytiker* für 'Paralytiker', 4. Assimilationen wie *der blaucht lang* für 'braucht', 5. Stottern wie *Phi . l . lologie, Wird er der l. l. Einladung des Bühler folgen* und endlich 6. Dissimilationen wie *aus leicht begleiflichen Gründen, Kravierlehrer, A popos, Fritz!* für *A propos Fritz!, Fiegelnadel* für *Fliegennadel.* — Aus einer Menge derartiger Beobachtungen schliesst Meringer, dass fast alle unsere Sprechfehler aus Störungen der anreihenden Thätigkeit unseres Intellekts hervorgehen und dass, wenn Wörter oder Laute verschoben werden, sie an einen funktionell ähnlichen Posten geraten. Die von der Veränderung betroffenen Laute müssen aber vom Standpunkt des Sprechenden aus eine gewisse Bedeutung, einen bestimmten Wert haben. In dieser Hinsicht nimmt der Anlaut der Wurzelsilbe und der Anlaut des Wortes die erste Stelle ein, während sich in abnehmender Wichtigkeit daran anreihen 1. der Vokal der Wurzelsilbe und der Vokal einer nebentonigen Silbe, 2. der Anlaut einer unbetonten Silbe und 3. alle übrigen Vokale und alle übrigen Konsonanten. Vermutungsweise schreibt Meringer auch den schwierigen Lauten *r, l, m, n* und den Zischlauten dieselbe Wichtigkeit im Bewusstsein des Sprechenden zu.

Einen Teil des von Meringer untersuchten Gebietes, die konsonantische Dissimilation, behandelt in einer besondern Schrift auch der schon durch andere Arbeiten bekannte französische Sprachforscher Maurice Grammont [2]). Er hält sich ganz auf dem sprachgeschichtlichen und lautwissenschaftlichen Boden. An der Hand einer reichen Stoffsammlung, die den verschiedensten indogermanischen Sprachen und verschiedenen romanischen Sprachen und Mundarten entnommen ist, sucht der Verfasser die Fälle herauszuschälen, wo wirklich Dissimilation stattgefunden hat, und er sucht nach diesen Fällen für jede Sprache und Mundart bestimmte Regeln aufzustellen. So geschickt aber auch das Ganze geordnet ist und so vorsichtig auch die Beispiele beurteilt sind, so muss man doch sagen, dass das Gesamtergebnis bei ihm nicht so überzeugend ist als bei Meringer. Der Hauptmangel ist, dass man bei der Menge der in Betracht kommenden Regeln zu wenige Hauptgesichtspunkte in der Entwicklung wahrnimmt. Damit soll Grammont kein Vorwurf gemacht werden. Das Gebiet, das er umspannen will, ist so gross, dass selbst

---

2) La dissimilation consonantique dans les langues indoeuropéennes et dans les langues romanes. Dijon, Darantière 1895.

seine reiche Beispielsammlung nicht genügt, um für weniger berücksichtigte Sprachzweige den Gedanken an Zufall auszuschliessen. Eine Nacharbeit auf verschiedenen Sprachzweigen ist, wie Grammont das selber fordert, dringend nötig; einer solchen Nacharbeit ist aber durch Grammont und Meringer schon bedeutend der Weg gewiesen.

In einem zweiten Teil behandelt der Verfasser eine Reihe von Erscheinungen, die man sonst als Dissimilationen angesehen hatte, die er aber anders beurteilt. So sind zahlreiche Beispiele — und darin muss man ihm entschieden Recht geben — durch andere Einflüsse zu ihrer von der Regel abweichenden Gestalt gekommen, so z. B. besonders durch volksetymologische Verknüpfung mit andern, begriffsverwandten oder lautähnlichen Wörtern. Auch die sogenannte Silbendissimilation, also die Erscheinung, die vorliegt in Fällen wie *κελαινεφής*, will Grammont nicht als Dissimilation gelten lassen. In derartigen Worten sieht er keine Abkürzungen aus längeren Gebilden, sondern er meint, derlei Formen seien durch eine Nachlässigkeit des Sprechenden gleich so verkürzt ins Leben getreten und hätten sich auch so erhalten, weil man unbewusst z. B. in *κελαινεφής* die für die Bedeutung notwendigen Bestandteile *κελαινε-* u. *νεφής* zu finden geglaubt habe.

Mit dem Bedeutungswandel beschäftigen sich drei Arbeiten, die wir hier zu besprechen haben. Einmal hat VAN HELTEN in einer Groninger Rektoratsrede[3]) die Umstände untersucht, die einen Bedeutungswandel hervorrufen können. Im grossen ganzen steht er, wie er ausdrücklich hervorhebt, auf demselben Boden wie Paul; aber während Paul in seinen 'Prinzipien der Sprachgeschichte' neben der Spezialisierung der Bedeutung nur in der Übertragung auf das räumlich, zeitlich oder kausal mit dem Grundbegriff Verknüpfte einen Anlass zur Bedeutungsänderung sieht, möchte van Helten vier Arten seelischer Wirksamkeit namhaft machen als Gründe, welche zahllose Begriffsabzweigungen in der Sprache zu Wege gebracht hatten: 1. Einschränkung der ursprünglichen Bedeutung oder der ursprünglichen Bedeutungen, 2. die Metapher, d. h. die Namensübertragung infolge von Gleichheit oder Ähnlichkeit, 3. Namensübertragung von dem Kennzeichen auf das Gekennzeichnete, 4. Namensübertragung von dem Ursprünglichen auf das daraus Entstandene. Für jeden dieser vier Fälle führt der Verfasser denn auch zahlreiche Beispiele an, die entsprechend dem Zuhörerkreis, dem die Rede galt, fast durchweg dem Holländischen entnommen sind. Gerade aus diesem Grunde müssen wir aber von einer wenn auch noch so beschränkten Wiedergabe dieser Beispiele hier absehen.

In den Bereich der Bedeutungslehre fällt auch die Frage, ob Personennamen übersetzbar seien. Diese Frage hat H. SCHUCHARDT aufgeworfen angesichts der Verfügung der ungarischen Regierung, die Nachnamen in die staatlichen Standesbücher künftig nur mehr in der Staatssprache einzutragen, und er hat sie verneint[4]). Der Name *Karl Schneider* z. B., meint er, entziehe sich schon deshalb der Übersetzung,

3) Over de Factoren van de Begripswijzigingen der Woorden. Redevoering, uitgesproken bij de Overdracht van het Rectoraat der Rijksuniversiteit te Groningen, den 18 den September 1894. 4) Sind unsere Personennamen übersetzbar? Graz, im Selbstverlag des Verfassers, 1895.

weil er sich der Definition entziehe, weil alle, die so hiessen, kein einziges Merkmal hätten, das sie von den andern unterscheide. Man berücksichtige dabei auch den Gefühlswert nicht, der bei den Namen eine so entscheidende Rolle spiele, der „durch die thatsächliche Verwebung der Sprache bedingt sei, der in den tiefsten Schichten unserer seelischen Anlage wurzele, der durch vereinzelte, flüchtige, dann verdunkelte Erfahrungen entwickelt worden sei“.

An dritter Stelle sind hier zu nennen einige der grammatischen Aufsätze von Otto Keller [5]). Es sind die, die sich mit der 'Differenzierung' beschäftigen. Wenn die darin vorkommenden Beispiele auch alle dem Lateinischen entnommen sind, so sind sie doch auch für die allgemeine Auffassung dieser Seite der Sprachentwicklung lehrreich. Freilich wird man nicht immer mit der Art übereinstimmen können, in der der Verfasser die in Betracht kommenden Erscheinungen erklärt. So, wenn er sagt, 'statt *ὄνος* 'Esel' sollte eigentlich *ὦνος* = *ὄσνος* geschrieben werden; da aber *ὦνος* schon in anderem Sinn existierte, so wurde statt des langen *o* ein kurzes gesetzt'; oder wenn er lehrt, 'oft sei die reguläre Verwandlung des *s* in *r* unterblieben, aus keinem anderen Grunde, als wegen der Differenzierung'. Aber dies soll uns nicht hindern, für den Weizen, den uns der Verfasser neben dieser Spreu bietet, dankbar zu sein, zumal da er nur aus sachlicher Überzeugung auf seinem Standpunkt stehen bleibt und sich frei hält von jener unangenehmen Gereiztheit, die man in derlei Fragen sonst oft bei Gelehrten seines Faches findet [6]).

2. Auf dem Gebiet der engeren **indogermanischen** Sprachforschung ist besonders die schon oben erwähnte Frage eingehend erörtert worden, ob die Ursprache sonantische Liquiden und Nasale besessen habe. Joh. Schmidt, der schon auf dem Genfer Orientalistenkongress diese Streitfrage behandelt hatte, hat seinen damaligen Vortrag jetzt als besonderes Buch im Druck erscheinen lassen [7]). Er ist von Grund aus gegen die von Brugmann, Osthoff, de Saussure aufgebrachte und jetzt von den meisten Fachleuten angenommene Meinung, dass sich schon in der Ursprache in unbetonter Silbe ein *l̥ m̥ n̥ r̥* entwickelt hätte; an Stelle dieser Sonanten will er eine Verbindung von Schwa mit konsonantischer Liquida oder konsonantischem Nasal setzen, und die betreffenden Formen der Grundsprache schreibt er mit *ₑl, ₑm, ₑn, ₑr*. Zur Stütze seiner Ansicht beruft sich Schmidt auf lautphysiologische Erwägungen und auf sprachgeschichtliche Thatsachen. Mit den lautphysiologischen Darlegungen will er zeigen, dass man kein Recht habe, in der Ablautslehre die Verbindungen eines Vokals mit einem Sonorlaut, also Verbindungen wie *el, em, en, er* auf gleiche Stufe zu stellen mit den Verbindungen *ei* und *eu*. Aber so scharfsinnig seine Einwände auch sind, überzeugend sind sie doch nicht, und während Schmidt die Blössen seiner Gegner mit sicherem, raschem Griff aufdeckt,

5) Zur lat. Sprachgeschichte. Zweiter Teil. Grammatische Aufsätze. Leipzig, Teubner 1895. 6) Nur anhangsweise können wir hier erwähnen Albrecht Graf von der Schulenburg, Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues, eine Studie über das Werk des James Byrne 'Principles of the Structure of Language', Leipzig, Harrassowitz 1895. 7) Kritik der Sonantentheorie. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. Weimar, Böhlau 1895.

vergisst er in seinem Eifer, dass er sich selbst Blössen giebt, dass auch seine Beweisführung manche Lücke aufweist. Dahin gehören Bemerkungen wie die, dass es bei wirklich diphthongisch gesprochenen *ai*, *au* unmöglich sei, zu sagen, wo das *a* aufhöre und das *i* beginne, dass man dagegen bei *ar*, *al*, *am*, *an* genau höre, wenn das Zittern des *r* oder das Reibungsgeräusch des *l* beginne, wann der Mundkanal für die Bildung des Nasals geschlossen werde. Ähnlich steht es mit seinen sprachgeschichtlichen Einwänden. Dass die in Betracht kommenden Formen nicht so erklärt zu werden brauchen, wie es seine Gegner thun, wird man Schmidt zugeben können; aber man wird doch behaupten dürfen, dass man sie nicht gerade alle so zu erklären braucht, wie er es vorschlägt. Ob übrigens die ganze Frage die Bedeutung hat, die ihr Schmidt beilegt? Ich glaube es nicht. So sehr es wünschenswert ist, sich über alles und also auch über das hier in Betracht Kommende möglichste Klarheit zu verschaffen, so wenig lohnt, das wird die Zukunft lehren, all die aufgewandte Mühe den Erfolg. Schmidt selbst hat die Wichtigkeit der Frage ja auch nicht beweisen können. Denn die Behauptung, $_{e}r$ wirke auf vorhergehende Laute als Vokal, *r̥* als Konsonant, besagt schon deswegen nichts, weil im zweiten Teil unverständlich ist, wie das von B r u g m a n n und seinen Anhängern für einen Vokal erklärte *r̥* konsonantisch wirken müsse. Dass im einzelnen Schmidts Arbeit reich an feinen und treffenden Bemerkungen ist, soll ausdrücklich anerkannt werden. Aber seinen Hauptzweck, die Lehre von den sonantischen Liquiden und Nasalen aus der Welt zu schaffen, hat er, glauben wir, nicht erreicht.

Noch weniger hat etwas Greifbares in der Hinsicht der andere Gelehrte erzielt, der wie Schmidt gegen die Brugmannsche Lehre aufgetreten ist, C. A. M. Fennell [8]). Fennell steht auf den Schultern B r u g m a n n s und der anderen 'Junggrammatiker', deren Erfolge und Wirksamkeit er rühmt, deren Lehren er aber verdammt. Er hat in vieler Beziehung neue Ansichten. So fasst er die Ablautsreihe *i*, *í*, *ei* als drei Erscheinungsformen des *i*-Lauts, wovon die letzte, *ei*, ursprünglich auf dem *í* betont gewesen sei und sich in neuerer Umschrift also etwa als *əi* auffassen liesse. Ebenso steht es natürlich mit der Reihe *u*, *ú*, *eú* (*əú*). Das hier auftretende *e* ist ihm ein Eindringling, der sich erst nachträglich in Nichtendsilben entwickelt habe, um den Tonvokal von einem vorhergehenden Konsonanten zu trennen. Natürlich seien diese Verbindungen *ei*, *eu* von den Verbindungen *el*, *em*, *en*, *er* ganz zu trennen. Auch für das Vernersche Gesetz hat Fennell eine 'bessere' Fassung; sie lautet: „im Germanischen erscheinen am Anfang der Silbe Reibelaute an Stelle indogermanischer harter Verschlusslaute, und indogermanisches *s* bleibt erhalten; am Silbenende erscheinen stimmhafte Verschlusslaute an Stelle indogermanischer stimmhafter Verschlusslaute und indogermanisches *s* ändert sich, da die Silbenteilung durchgängig durch die Stellung des Tones bestimmt wird“. Eine betonte Silbe, das hat der Verfasser vorausgeschickt, enthielt so wenig konsonantische Laute, als verträglich war mit der

---

8) Indo-germanic Sonants and Consonants, Chapters on Comparative Philology, comprising contributions towards a scientific Exposition of the Indo-Germanic Vowel System. Cambridge, Johnson — London, Nutt. 1895.



ordentlichen Hervorbringung der andern Silben. Auch die altindische Palatalisierung der alten Gutturale ist nach ihm abhängig von der Tonstelle. 'Hinter dem Tonvokal trat sie ein; sonst unterblieb sie'. Doch das genügt. Man sieht, wie sich mehr oder weniger Falsches mit einander vermischt; dem Verfasser, der aus manchen Äusserungen zu schliessen kein junger, angehender Gelehrter mehr ist, fehlt es an Selbstzucht der Gedanken. So schiesst er mit Kanonen auf Spatzen und trifft — auch hie und da einige.

Viel erfreulicher ist eine kleine Arbeit, die der schon oben erwähnte M. Grammont über die idg. sonantischen Liquidae geschrieben hat[9]). Der Verfasser, der sich auf Seite Brugmanns stellt und mehrere Einwände gegen die Sonantentheorie mit triftigen Gründen zurückweist, sucht besonders festzustellen, wie sich die Doppelheit gr. *ϱα* und *αϱ*, germ. *ru* und *ur* u. s. w., die sich in der einzelsprachlichen Vertretung dieser Laute zeigt, regle, und er kommt zu dem Schlusse, dass die bei dem Urvolk übliche Silbentrennung dafür verantwortlich zu machen sei. Er meint auf Grund verschiedener Thatsachen, man habe in der Urzeit *-dr̥-tos*, aber *bhr̥c-tos* getrennt, und ebenso habe man unterschieden zwischen *so d- r°-tos* und *ton -d°r-ton*. Daraus seien *δαϱτός*, *φϱακτός* und *ὁ δϱατός*, *τὸν δαϱτόν* entstanden. Ebenso habe neben *οἵ ϱ̔α*, *τόν ϱ̔α* ein *τόνς ἀϱ* gelegen. Für die Fälle, wo die sonantische Liquida hinter *s* + cons. stand, beruft er sich auf die Sievers'sche Lehre, dass *s* in konsonantischer Nachbarschaft eine kleine Nebensilbe bilde. Darum wurde aus einem idg. *spr̥tóm* 'Tau, Seil' nach einem kurzen Vokal im Griech. *σπάϱτον* und im Germ. *spurđan*, nach einer Vollsilbe gr. * *σπϱατον*, germ. *sprudan*. Auf ähnliche Weise erklärt der Verfasser übrigens auch die Doppelheit in der weiblichen Endung *-i̯ă* und *-ī*. Lautgesetzlich wären darnach *τέκταινα*, aber * *μῑ* für *μία*, ai. *dēvī*, aber * *br̥hatjă*. Ebenso stünde hom. *γοῦνα* aus * *γόνϝα* neben zd. *asrū* (aus * *acruə*).

Nach ganz anderer Richtung führt uns ein Buch H. Hirts, Der indogermanische Akzent[10]). Der Verfasser, der sich schon früher des mehreren mit den Fragen der indogermanischen Betonung beschäftigt hat, giebt hier in einer Art Handbuch eine Zusammenfassung alles dessen, was man bisher auf diesem Gebiete geleistet hat. Nachdem er zunächst die Betonungsverhältnisse in den Einzelsprachen geschildert und darin manches für seinen Hauptzweck klargestellt hat, geht er über zu einer geordneten Behandlung des Indogermanischen. Er verbreitet sich zuerst über den idg. Silbenakzent, dessen Entstehung und Wesen, dann über den Wortakzent und schliesslich über den Satzakzent. Das Werk, das sich der regsten Teilnahme und uneigennützigen Mithilfe Leskiens zu erfreuen hatte, bietet ein treffliches Mittel, sich ohne viel Zeitaufwand mit den schwebenden Fragen bekannt zu machen. Im einzelnen ist manches zwar noch recht unsicher, und gerade die Hirtsche Darstellung zeigt deutlich, wie viel eigentlich auf dem Gebiete noch unerforscht ist. Aber ein erster Wurf gelingt sehr selten ganz so gut, wie man es wünscht,

---

9) De Liquidis Sonantibus indagationes aliquot. Divione, typis mandavit V. Darantière MDCCCXCV. 10) Strassburg, Trübner 1895.

und wenn Hirt nur die Anregung giebt zu weiterer Forschung und Mitarbeitern und Nachfolgern die Stellen weist, wo sie den Spaten anzusetzen haben, hat er ein verdienstliches Werk gethan.

An die Seite dieses Handbuchs stellen wir am besten ein Lehrbuch, das W. STREITBERG in Freiburg i./Sch. zum Verfasser hat und das eine Darstellung der urgermanischen Grammatik giebt [11]). Es bildet den ersten einleitenden Teil einer Sammlung von Grammatiken, die in leichtfasslicher Sprache in das Studium der älteren deutschen Mundarten einführen sollen. In seinem Werkchen hat sich der Verfasser, wie das wohl zu erwarten stand, besonders an die Ansichten gehalten, die er und seine Freunde und Gesinnungsgenossen in den letzten Jahren besonders auf dem Gebiete der indogermanischen Betonung vertreten haben. Da manche dieser Ansichten noch bestritten sind, könnte man bei dem Verfasser vielleicht hie und da nur eine etwas grössere Zurückhaltung im Ausdruck wünschen, zumal da das Buch doch für Anfänger bestimmt ist, die in den in Betracht kommenden Dingen noch nicht urteilsfähig sind. Aus dem Bemerkten geht schon hervor, das die Streitbergsche Arbeit völlig auf der Höhe der Zeit steht. Hinzuzufügen bleibt nur, dass auch die ganze Anordnung des Stoffes sehr geschickt und die Darstellung infolge der durch den Zweck gebotenen grösseren Breite sehr verständlich ist.

Anhangsweise müssen wir neben dieser „urgermanischen Grammatik" noch ein „Handbuch der indischen Lautlehre" aus der Feder des ausserordentlichen Professors an der Gemeinde-Universität in Amsterdam, C. C. UHLENBECK, erwähnen [12]), das zwar schon im vergangenen Jahre erschienen, uns aber erst jetzt zugegangen ist. Der vielseitige holländische Gelehrte, der auch durch andere Arbeiten schon bekannt geworden ist [13]), giebt darin nach einer kurzen Einleitung, welche über die Gliederung des indogermanischen Sprachstammes und seines arischen Zweiges, sowie über die Entwicklung des Altindischen unterrichtet, eine reich mit Beispielen versehene fassliche Übersicht über die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem indogermanischen Lautstand und dem altindischen. In dem einen

---

11) Sammlung von Elementarbüchern der altgerman. Dialekte. 1. Bd. Urgerman. Grammatik. Einführung in das vergleichende Studium der altgerm. Dialekte. Heidelberg, Winter 1895. 12) Handboek der indische Klankleer, in vergelijking met die der Indogermaansche stamtaal, ten gebruike van studenten in de Nederlandsche en de klassieke letteren. Leiden, Blankenberg u. Co. 1894. 13) So hat er geschrieben: Die drei catechismen in altpreussischer sprache, nach Nesselmanns ausgabe neu herausgegeben und mit anmerkungen versehen. Leiden, Blankenberg u. Co. und Leipzig, Koehler 1889. Die lexikalische Urverwandtschaft. des Baltoslavischen und Germanischen, Leiden, Blankenberg u. Co. und Leipzig, Koehler 1890. Leider ist das Deutsch, das der Verfasser in diesen beiden Veröffentlichungen schreibt, stellenweise etwas mangelhaft; er thäte gut, des besseren Eindrucks wegen sich seine Druckbogen vor ihrer endgültigen Erledigung noch einmal von einem gebildeten, urteilsfähigen Deutschen durchsehen zu lassen. Einen viel besseren Begriff bekommt man von Uhlenbecks Darstellungsfähigkeit aus seiner holländisch verfassten Rede über die Stellung des Sanskrit in der vergleichenden Sprachwissenschaft (De plaats van het Sanskrit in de vergelijkende Taalwetenschap. Rede, uitgesproken op 26 September 1892 bij de Aanvaarding van het Ambt van Buitengewoon Hoogleeraar aan de Universiteit te Amsterdam. Leiden, Blankenberg u. Co. 1892). Darin schildert der Redner an der Hand der Geschichte die Rolle, welche das Altindische seit seinem Bekanntwerden in Europa in der idg. Sprach- und Kulturwissenschaft gespielt hat.

Abschnitt verfolgt er jeweils die Entwicklung der idg. Vokale und Konsonanten in das Indische hinein, in dem andern führt er umgekehrt die indischen Laute auf ihre idg. Urentsprechung zurück.

Aus dem Bereich der Syntax haben wir nur eine Untersuchung von E. HERMANN anzuführen, welche festzustellen sucht, ob es im Indogermanischen schon Nebensätze gegeben habe [14]. Zuvörderst stellt der Verfasser, der scharf zu denken scheint und gedrungen, aber dennoch klar schreibt, die Kennzeichen fest, durch die sich überhaupt der Nebensatz vom Hauptsatz unterscheidet, und er zählt als Ergebnis dieser Feststellung deren zwölf auf: 1. besondere satzverbindende Wörter; 2. Personenverschiebung; 3. Modusverschiebung; 4. Tempusverschiebung; 5. Satzakzent des Satzes; 6. Tempo; 7. Dauer der Pause zwischen den Sätzen; 8. Satzstellung; 9. Wortstellung; 10. Satzakzent des Verbums; 11. Kompositionsweise des Verbums und 12. nur im Nebensatz vorkommende, nicht satzverbindende Wörter. Indem er die Einzelsprachen nach diesen Gesichtspunkten jeweils durchprüft, kommt er im einzelnen zu folgenden Schlüssen: 1. dass es im Idg. die relative Satzanknüpfung gegeben habe, lässt sich nicht beweisen, das Gegenteil scheint sogar wahrscheinlicher. Konjunktionssätze gab es nicht; 2—4. die Hinweise auf idg. Nebensätze sind so gut wie Null: d. h. es waren weder Sätze der Oratio obliqua, noch Temporal-, Kausal- u. a. Sätze vorhanden; 5—8. alle Nebensatzarten sind für das Idg. mehr oder minder unsicher; 9. im Idg. wurden nicht Haupt- und Nebensätze durch verschiedene Wortstellung unterschieden; 10—11. im Altindischen war zwar das Verbum finitum im Hauptsatze enklitisch, im Nebensatz volltonig; ferner wird es nur im Nebensatz mit einer Präposition zu einem Wort verbunden, während im Hauptsatz die Präposition durch mehrere Wörter von ihm getrennt sein kann und nie mit ihm in ein Wort verschmilzt. Aber aus dem Zend ist Hermann von einem solchen Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz nichts bekannt. Auch das Griechische kennt in seinem Wortakzent und in der Kompositionsweise keinen Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz, beide Spracherscheinungen lassen sich mit den entsprechenden des aind. Hauptsatzes vergleichen. Die slavische Betonung des Verbums scheint sich aber mit der aind. Nebensatzbetonung zu decken; in der Komposition werden wiederum Haupt- und Nebensatz nicht geschieden; sie stimmt aber zum aind. Hauptsatz. Vom Litauischen gilt genau dasselbe wie vom Slavischen. Im Lateinischen steht nichts der Annahme entgegen, dass die Betonung und Komposition den aind. Hauptsatzverhältnissen entsprechen. Auch im Keltischen (Altirischen) hat Hermann keinen Unterschied zwischen beiden Satzarten entdecken können; die Komposition des Verbums entspricht der des aind. Hauptsatzes; umgekehrt ist es mit der Betonung. Im Urgermanischen erinnert die Betonung an die des aind. Nebensatzes, die Komposition entspricht der des aind. Hauptsatzes. Als Gesamtergebnis seiner Untersuchung kann also der Verfasser verzeichnen: Es haben sich gar keine Gründe finden lassen, die dafür sprechen, dass es im Idg. Nebensätze gegeben habe.

14) Gab es im Indogermanischen Nebensätze? ZVglS. XXXIII (1895) S. 481 ff.

In das Gebiet der idg. Kulturgeschichte schlägt nur ein Werk ein, das eine Besprechung verdient, H. LEWYS Buch über Die semitischen Fremdwörter im Griechischen [15]). Der Verfasser, der auf dem idg. und dem semitischen Felde zu Hause ist und sich schon durch Vorarbeiten bekannt gemacht hat, giebt in seinem Werke eine sachlich geordnete Zusammenstellung aller im Griechischen nachweisbaren Fremdwörter mit einer genauen Angabe der Stellen und einer daran anschliessenden kritischen Besprechung der näheren Herkunft des einzelnen Wortes. Schade ist, dass Lewy nicht auch etwa in der Art, wie es z. B. Kluge in der Vorrede zu seinem „Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache“ thut, seine Ergebnisse in einem Überblick kurz zusammengefasst hat. Von dem Werke AUGUST MEITZENS „Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen“ [16]) ist mir nur ein Sonderabzug bekannt geworden, der von dem nordischen und altgriechischen Haus handelt. In diesem Teile, der einen guten Eindruck macht und von dem Gesamtwerke das Beste hoffen lässt, weist der Verfasser nach, dass im alten Griechenland und im alten germanischen Norden die Anlage des Hauses ganz gleich war, mithin aus einer gemeinsamen Grundform entsprungen sein kann.

1896. 1. Die allgemeine Sprachwissenschaft. Eine Reihe von den Fragen, mit denen sich die allgemeine Sprachwissenschaft beschäftigt, ist im Jahr 1896 zusammenhängend behandelt worden in einem kleinen italienischen Werk, das für die Hand des Anfängers und des Nichtfachmanns bestimmt ist und das für diese zusammenfassen will, was die Forschung auf diesem Gebiet an sicheren Ergebnissen zu verzeichnen habe [17]). Der Verfasser DE GREGORIO, Professor in Palermo, legt in einem ersten Abschnitt dar, was Sprachwissenschaft ist, was sie bezweckt und wie sie arbeitet, und erzählt kurz ihre Geschichte von Leibnitz und Hervas bis auf die „Junggrammatiker“ und — P. Regnand; in einem zweiten Abschnitt beschreibt er das Wesen der Sprache und die Erzeugung der einzelnen Laute und berichtet über die Art, wie sich einige Gelehrte, z. B. Grimm, Steinthal, Heyse, Renan, den Ursprung der Sprache gedacht haben. Im dritten Abschnitt giebt er eine Übersicht und Einteilung der verschiedenen Sprachen der Welt mit einer Beschreibung der wesentlichen Eigenschaften der wichtigsten Gruppen darunter. Die Darstellung ist flüssig und verständlich und sucht auch die wichtigeren neuesten Arbeiten in jedem Fach möglichst zu verwerten [18]).

---

15) Die semitischen Fremdwörter im Griechischen. Berlin, Gaertner 1895. 16) Der volltändige Titel lautet: Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen. Abt. I. Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen u. Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen u. Slaven. Bd. III. Berlin. Hertz 1895. 17) GIACOMO DE GREGORIO, Glottologia, MH. serie scientifica 218—219. Milano, Ulrico Hoepli, 1896. 18) Dass das Verzeichnis der benutzten Werke sehr viele klaffende Lücken aufweist, ist weniger bedenklich als dass es sehr ungleich ist. Von G. MEYER wird die Schrift „Zur Geschichte der idg. Stammbildung und Deklination“ erwähnt, nicht aber seine „Griechische Grammatik“ oder seine Arbeiten über das Albanesische, von Corssen nur die Untersuchung „Über die Sprache der Etrusker“, nicht sein Buch „Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lat. Sprache“; Justis „Handbuch

Nur eine Frage aus dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft, diese Frage aber umso ausgiebiger, vielseitiger und gründlicher behandelt Axel Koch [19]) in einer Sammlung von Vorlesungen, die er im Frühjahr 1893 in Göteborg vor einem weiteren Zuhörerkreis gehalten hat und die er jetzt in einem Buch herausgegeben hat mit der Überschrift: „Über die Veränderung der Sprache". Er setzt darin einleitungsweise auseinander, von welchem Gesichtspunkt aus ein eigentlicher Sprachforscher die Sprache betrachtet, und schildert dann, welchen Einfluss Sprachmischung, Bedeutungswandel, Lautwandel und Analogiewirkungen auf die Gestalt der Sprache üben. Seine Darstellung ist glatt, einfach und anschaulich und die Beispiele aus solchen Sprachen gewählt, dass auch nichtfachmännische Zuhörer sie verstehen konnten: meist sind sie dem Schwedischen entnommen und nur selten wird ausser auf das Deutsche auch auf Französisch, Englisch, Lateinisch oder Griechisch bezuggenommen.

Einzelne sprachliche Dinge, die gerade Nichtfachleuten anziehend erscheinen, bespricht auch V. Henry [20]) in einer kleinen Schrift, die er „Sprachwissenschaftliche Widersprüche" betitelt hat. Der erste der drei Abschnitte, in die der Verfasser sein Werk gliedert, handelt von dem Wesen der Sprache. Es wird darin dargelegt, dass die Sprache als solche eigentlich kein Dasein und darum auch kein sogenanntes Leben besitze, dass dagegen das einzelne Wort, wenn es auch als das hörbare Erzeugnis der Sprachwerkzeuge nur ein leerer Schatten sei, doch als Ausdruck eines Gedankens einen seelischen Untergrund habe in der Gedankenwelt des unbewussten Ichs; aus diesem Umstand wird dann geschlossen, dass das Leben des Wortes eine psycho-physiologische Thatsache und damit eine wichtige Erscheinungsform des gesamten Lebens sei. Der zweite Abschnitt untersucht die Frage nach dem Ursprung der Sprache. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, diese Frage gehe die Sprachwissenschaft selbst gar nichts an, sondern falle, je nachdem man eine der verschiedenen Seiten des Vorgangs näher ins Auge fasse, in den Bereich der vergleichenden Anatomie, der reinen Physiologie oder der Psychophysiologie; angesichts dessen müsse man genau genommen sagen, die menschliche Sprache sei das Werk der Natur, nicht das des Menschen. Das Verhältnis von Sprache und Denken bestimmt der Verfasser im dritten und letzten Abschnitt seiner Schrift. Die beiden,

---

der Zendsprache" wird verzeichnet, Bartholomaes „Handbuch der altiranischen Dialekte" nicht. Von Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte", Hehns „Kulturpflanzen und Haustieren", Ficks „Vergleichendem Wörterbuch" wird nur die erste Auflage genannt. Brugmann wird ausser seinem „Grundriss" nur zugeschrieben eine rätselhafte „Idg. Lautlehre, besonders Vokalismus". Leipzig 1881—82 (!). Von Misteli erfährt man überhaupt nichts. Das kann der Verfasser doch nicht damit entschuldigen, dass er nur das angeführt habe, was der Gang der Darstellung verlangt habe (noi citiamo quei libri che ci cade in taglio di citare, Vorwort XVII). Denn dann ist eben der Gang der Darstellung anfechtbar. Ein Mangel ist auch, dass sich so viele Druckfehler finden, vornehmlich in deutschen Eigennamen. Ernst Kuhn wird „Huhn" genannt (S. 59 Anm.), H. C. von der Gabelentz hinten mit ts gedruckt (S. 71), und als Erscheinungsjahr von Grimms „Geschichte der deutschen Sprache" wird 1867 angegeben anstatt 1848 oder 1868. 19) Om Språkets förändring. Populärt vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs Högskola III. Göteborg, Wettergren u. Kerber, 1896. 20) Antinomies Linguistiques. BFLPa. II. Paris. Felix Alcan 1896.

führt er aus, deckten sich nie, da dem Menschen bald mehr Gedanken zu Gebote ständen als Worte, bald mehr Worte als Gedanken; freilich gebe man sich davon gewöhnlich keine Rechenschaft und glaube, beide fielen genau zusammen. Aus dem dargelegten Verhältnis folge aber einmal, dass sich die Sprache dem Gedanken anzuschmiegen suche, dann aber, dass keine sprachliche Änderung bewusst und in der Absicht erfolge, dem Gedanken zu einem besseren Ausdruck zu verhelfen, eben weil sich beide in unserem Bewusstsein zu decken schienen. Beim Gebrauch der Muttersprache erfolgten die sprachlichen Vorgänge unbewusst, wenn man sich auch Rechenschaft gebe von der Thatsache des Sprechens selbst. Bei der Deutung einer sprachlichen Erscheinung müsse man sich darüber klar sein, dass man vollkommen abzusehen habe von der Anschauung, als arbeite der Sprechende in irgend einer Art überlegt mit seinem Willen. Alles in allem genommen, so schliesst Henry seine Ausführungen, sei das Geheimnis der Sprache, das Geheimnis ihrer ewigen Beständigkeit und ihrer daneben hergehenden Veränderlichkeit eben die Thatsache, dass ihr ein bewusster, sich gleichbleibender Wille zu Grunde liege, der freilich im einzelnen immer Erzeugnisse schaffe, die unbewusst verschieden ausfielen.

2. Die indogermanische Sprachforschung. Wollte man die Bedeutung, die das Jahr 1896 für die indogermanische Sprachforschung hat, so kurz wie möglich schildern, so könnte man es etwa als „ein Jahr der Lehrbücher“ bezeichnen. Die Einzelforschung hat zwar im Jahr 1896 auch nicht geruht; aber trotz mancher neuer Erkenntnis, die sie glücklich zu Tage gefördert hat, ist sie im Vergleich mit den in diesem Jahre unternommenen Versuchen bestimmte grössere Gebiete des sprachlichen Wissens zusammenfassend zu behandeln, nicht allzu fruchtbar gewesen.

Im grossen ganzen bewegt sich die Einzelforschung im verflossenen Jahren auch auf Wegen, die in der letzten Zeit neu eröffnet oder gar schon teilweise ausgefahren worden sind. Höchstens könnte eine Arbeit von Gustav Herbig über „Aktionsart und Zeitstufe“[21]) Anspruch auf Neuheit machen. Aber auch sie setzt eigentlich nur Untersuchungen fort, die W. Streitberg schon vor Jahren mit seinem Aufsatz über „Perfektive und imperfektive Aktionsart im Germanischen“ begonnen [22]) und andere, wie Wustmann[23]), weitergeführt hatten. Auch in anderer Hinsicht knüpft sie, freilich sehr glücklich, an schon Vorhandenes an und zwar an die in letzter Zeit erschienenen Arbeiten über die indogermanische Betonung. Denn wie diese geht sie in letzter Linie vom Slavischen aus und untersucht, inwieweit Erscheinungen des Slavischen schon in der Urzeit vorhanden waren, oder anders ausgedrückt, inwiefern die slavische Sprachgruppe alte idg. Verhältnisse bewahrt hat. Damit soll gar nicht gesagt werden, dass Herbigs Arbeit nicht sehr verdienstlich wäre. Im Gegenteil, sie bedeutet auf einem besonderen Gebiet immerhin eine Neuerung und ist schon wegen der Eigenart der von den heutigen sprachlichen Zuständen so sehr abweichenden älteren Verhältnisse allgemeiner Beachtung wert. Der Verfasser untersucht nämlich die Frage, ob die

21) IgF. VI, 157 ff. 22) BGDSL. XV, 70 ff. 23) Verba perfectiva namentlich im Heliand, In.-Diss. Leipzig 1894.



Indogermanen in der ältesten Zeit die Verbalhandlung nach der Zeitstufe, in der sie verläuft, also nach Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft unterschieden, oder nach der Art des Verlaufs und der Art ihres Ergebnisses, also in Hinsicht der Augenblicklichkeit oder Dauerhaftigkeit, hinsichtlich der Einfachheit oder Wiederholtheit und hinsichtlich des durch sie herbeigeführten Erfolgs. Er kommt zu dem Schluss, dass es im Idg. darin gerade so bestellt gewesen sei, wie heute im Slavischen. Die alten Indogermanen dachten sich die Verbalhandlung zeitstufenlos, kannten also den Unterschied nicht von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; die griechischen nichtindikativischen Formen wie *βάλλω* neben *βάλω*, *βάλλειν* neben *βαλεῖν* weisen diesen alten Zustand noch in der geschichtlichen Zeit auf. Als später die neue subjektive Unterscheidung nach Zeitstufen aufkam, hat man die alten äusseren Unterscheidungsmerkmale in den einzelnen Sprachzweigen in verschiedener Weise für den einen Zweck benutzt.

Neben dieser Herbigschen Arbeit ist besonders bemerkenswert eine Untersuchung von H. Schmidt-Wartenberg über die litauische Betonung[24]) und zwar schon deshalb, weil sie auf das litauische Gebiet Bestrebungen überträgt, die in den letzten Jahren auf dem Gebiet der romanischen und germanischen Sprachen zu Tage traten. In der Weise neuerer Experimentalphonetiker wie Rousselot, nur noch nicht so umständlich gründlich, untersucht nämlich der in Chicago wohnende Verfasser mit einfachen Messgeräten das Wesen des litauischen Tones. Seine Ergebnisse sind besonders deshalb wichtig, weil sie eine bisher in den beteiligten Kreisen herrschende Meinungsverschiedenheit zum Austrag bringen. Nach Schmidt-Wartenberg ist der Unterschied zwischen gestossen und geschleift betonten Silben des Litauischen auch durch Messung nachweisbar. Und zwar ist, wie das Brugmann schon früher nach dem Eindruck seines Ohres behauptet hatte, der geschleifte Ton hinsichtlich der Atemstärke zweigipflig; der zweite Gipfel ist etwas stärker als der erste, die Anschwellungen sind beide im allgemeinen gleich und die Senkung beansprucht ungefähr die gleiche Zeitdauer wie der Gipfel. Die Veränderung in der Tonhöhe konnte der Beobachter leider nicht sicher feststellen. Ebenso unvollkommen und unzuverlässig sind bedauerlicherweise seine Ergebnisse in Bezug auf den gestossenen Ton. In seinen Aufzeichnungen machten sich in betreff der Atemstärke solche Unterschiede geltend, dass er zu keiner Entscheidung kommen konnte. Nur das kann er bestätigen, dass der gestossene Ton stets kurz abbricht, sei es nach einer vorhergehenden nochmaligen Anschwellung oder nach einer langsam fallenden Exspiration. Auch über die Tonhöhe des gestossenen Tones kann er nichts Näheres mitteilen.

Eine alte Frage behandelt E. Zupitza[25]) in seiner Schrift über die germanischen Gutturale, aber in einer Weise, die alle Anerkennung verdient. Der Verfasser hat eine ausgebreitete Bücher- und Sprachenkenntnis und geht mit sicherem Blick und richtigem, scharfen Urteil vor. So gelingt es ihm, die Frage, ob die eine der drei im Indogermanischen vor-

24) Zur Physiologie des litauischen Akzentes. IgF. VII, 211 ff. 25) Die germanischen Gutturale. Schriften zur germ. Philologie, herausg. von Dr. Max Roediger. 8. Heft. Berlin, Weidmann 1896.

handenen Gutturalreihen, die Reihe der sogenannten Gutturale mit Labialisierung, im Germanischen auch durch die reinen Labiale *p b f* vertreten werde, ohne Zweifel dahin zu entscheiden, dass die Möglichkeit der labialen Vertretung fortan als ausgeschlossen gelten muss. Die verschiedenen Beispiele, die man bisher als angebliche Beweise für diese Entsprechung angeführt hatte, weiss er meist geschickt und ansprechend neu zu verknüpfen. Dass er nicht alle Einzelheiten befriedigend erklärt, dass er vielleicht ein Beispiel nicht berücksichtigt oder nicht überzeugend deutet, verschlägt nichts. Im grossen ganzen ist seine Arbeit musterhaft gründlich und besonnen.

Von sonstigen Untersuchungen sei nur einzelnes erwähnt. So hat BRUGMANN eine neue Deutung der germanischen Präterita wie ahd. *hiaz, liaf* unternommen, die in dem bisher rätselhaften Wurzelvokal eine in gewissen Wurzeln berechtigte regelmässige Ablautsform sieht[26]), HIRT hat im Anschluss an seine früheren Darlegungen die germanischen Auslautsgesetze behandelt[27]), J. J. HESS hat aus griechischen Umschriften demotischer Wörter die Aussprache des Griechischen im 2. nachchristlichen Jahrhundert für Aegypten in einigen Punkten glücklich festgestellt[28]). OSTHOFF[29]), G. MEYER[30]), PRELLWITZ[31]), STOKES[32]), HOFFMANN[33]), PETR[34]), MIKKOLA[35]) haben unsere Kenntnis des idg. Wortschatzes durch manche glückliche und überzeugende verwandtschaftliche Verknüpfung bereichert.

Unter den Lehrbüchern, die im Jahr 1896 herausgegeben worden sind, ist besonders das Indische nnd das Germanische vertreten. Dem Indischen gewidmet ist zunächst ein Grundriss, den BÜHLER im Verein mit andern Gelehrten in Angriff genommen hat und von dem im abgelaufenen Jahre auch schon einiges ausgegeben worden ist[36]). Dann hat J. WACKERNAGEL[37]) eine auf vergleichender Grundlage ruhende altindische Grammatik erscheinen lassen, die jetzt die beste Übersicht über den Stand dieses Zweiges der indogermanischen Grammatik giebt. Ausserdem ist aber die vielgenannte und rühmlichst bekannte Sanskritgrammatik von W. D. WHITNEY[38]) in der englischen Ausgabe zum drittenmal herausgekommen. Ohne neue Vorrede und schon mit der Bezeichnung des Verfassers als eines Verstorbenen, ist sie das letzte Vermächtnis des vielseitigen, nüchternen und scharf denkenden Gelehrten, der die vergleichende Sprachforschung in Amerika eingeführt und die Kenntnis des Altindischen in der ganzen Welt weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.

Auf dem Gebiet des Germanischen ist die Reihe wichtiger Erscheinungen noch grösser. Während von der W. WILMANNS'schen Grammatik[39]) der erste Band in 2. Auflage erschienen ist und vom

---

26) IgF. VI, 89 ff. **27)** IgF. VI, 47. **28)** IgF. VI, 423 ff. **29)** IgF. VI, 1; vgl. V, 275. **30)** IgF. VI, 104. **31)** BB. XXI, 92. 236. **32)** BB. XXI, 122. **33)** BB. XX , 137, **34)** BB. XXI, 207. **35)** BB. XXI, 218. **36)** Grundriss der indo-arischen Philologie, unter Mitwirkung von O. BAINES, R. G. BHANDARKAR, M. BLOOMFIELD u. s. w., herausgegeben von GG. BÜHLER. Strassburg, Trübner. 1896. **37)** Altindische Grammatik, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1896. **38)** A Sanskrit Grammar including, both the classical Language and the older Dialekts, of Veda und Brahmana. 3rd ed. (Indog. Grammatiken Bd. II.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel (London, Kegan Paul, Trench, Trübner and Co.) 1896. **39)** Deutsche Grammatik. Erste Abteilung: Lautlehre. 2. verb. Aufl. Strassburg, Trübner 1897 (!).

Paul'schen Grundriss[40]) eine neue Bearbeitung vorbereitet wird, von der auch schon ein Teil ausgegeben worden ist, sind von den Elementarbüchern der germanischen Sprachen, die W. Sreitberg mit einigen andern Gelehrten herausgiebt, das altisländische[41]) und das gotische[42]) eben fertig geworden. Beide geben ausser einer Laut- und Formenlehre in dankenswerter Weise auch eine kurze Syntax und eine längere Reihe von Übungsstücken, sind also eigentlich Grammatik und Lesebuch in einem Band.

Für diese beiden Sprachzweige des Germanischen sind aber auch sonst noch Hülfsbücher vorbereitet worden. Für das Isländische hat nicht nur Noreen[43]) zu seiner grösseren Grammatik in der Braune'schen Sammlung jetzt noch einen Abriss erscheinen lassen, sondern es hat auch F. Holthausen[44]) eine neue Grammatik und ein davon getrenntes neues Lesebuch verfasst. Für das Gotische dagegen ist — abgesehen von einer neuen Auflage der schon längst vorhandenen und vielgebrauchten Braune'schen Grammatik[45]) — ein italienisches Werkchen von S. Friedmann[46]) und ein 'Abriss des Gotischen für Anfänger'[47]) von W. A. Zache in den Buchhandel gekommen. Das Zache'sche Werk, das im Auftrag des „Allgemeinen deutschen Schriftvereins zu Berlin" zusammengestellt und von dem bekannten Darmstädter Deutschtümler, Major Hochlehrer von Pfister-Schwaighusen, mit einem Vorwort versehen worden ist, enthält leider manche Behauptung, welche die — bei von Pfister-Schwaighusen freilich nicht übermässig gut angeschriebene — „zünftige Wissenschaft" als falsch betrachtet, und einige Unklarheiten, mit denen man einen Anfänger am ehesten verschonen sollte[48]).

Das Friedmann'sche Buch bildet einen Teil der Sammlung von kurzen Handbüchern, die im Verlag von U. Hoepli in Mailand erscheint und der auch das kurz vorher (S. 10) besprochene Werkchen von Gregorio angehört. Es enthält eine Grammatik, die auch die Verhältnisse der übrigen germanischen Mundarten und der andern indogermanischen Sprachzweige berücksichtigt, einfache Übungsstücke über verschiedene Abschnitte der Grammatik, Texte und — was wohl das Beste am ganzen ist — ein vergleichendes Wörterbuch mit Bemerkungen über die Verwandtschaft der einzelnen Wörter, das auch die neuesten einschlägigen Arbeiten gewissenhaft verwertet. Das Büchlein ist geschickt angeordnet und zeigt, dass der Verfasser, der — vielleicht mit gezierter Absicht — allzu bescheiden erklärt, kein Sprachforscher von Beruf zu sein, in seinem Gebiet nicht nur zu Hause ist, sondern auch selbständiges Urteil besitzt: kurz, das Büchlein verdient Lob, wenn auch kein so überschwängliches, wie es das beige-

---

40) Grundriss der germ. Philologie. Strassburg Trübner. I. Bd. 1. Lieferung 1896. 41) B. Kahle, Altisländisches Elementarbuch. Heidelberg, Winter, 1897 (!). 42) W. Streitberg, Gotisches Elementarbuch. Heidelberg, Winter 1897 (!). 43) Abriss der altisl. Gramm. Halle, Niemeyer 1894. 44) Lehrbuch der altisländischen Sprache. Weimar, Felber 1896. Altisländisches Lesebuch. Weimar, Felber 1896. 45) Gotische Grammatik. 4. Aufl. Halle, Niemeyer 1895. 46) Lingua Gotica. Grammatika, Esercizi, Testi, Vocabolario comparato. MH. Milano 1896. 47) Walther A. Zache, Wulfila. Abriss des Gotischen für Anfänger. Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann 1896. 48) So sollen lat. *murus* und *scribere* aus dem Deutschen entlehnt sein. Die germanische und gotische stimmhafte Spirans und die althochdeutsche stimmlose Affrikata werden, ohne dass ein Wort darüber bemerkt würde, unterschiedslos mit dem Zeichen *z* wiedergegeben.

gebene Muster für eine Besprechung, ein sogenannter „Waschzettel“, dem „reizenden Bändchen“[49]) singt.

Zu all diesen Arbeiten über das Gotische kommt endlich noch ein sehr brauchbares kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch von dem bekannten rührigen Amsterdamer Gelehrten C. C. UHLENBECK[50]), das nicht nur heute mehr auf der Höhe der Zeit steht, als das vor 8 Jahren erschienene Feist'sche, sondern auch weit vollständiger ist.

Die übrigen indogermanischen Sprachen sind weit spärlicher vertreten unter den Erscheinungen des Jahres 1896. Zu erwähnen ist eigentlich — ausser einer Behandlung des Altpreussischen von BERNEKER[51]) — nur ein Handbuch für das Litauische von O. WIEDEMANN[52]); von dem Grundriss der iranischen Philologie, den W. GEIGER und ERNST KUHN zusammen mit andern herausgeben[53]), ist wenig Neues erschienen; er schreitet entsprechend der grossen Arbeitsteilung, die bei einem solchen Werk nötig ist, recht langsam fort.

Mit kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigt sich nur KRETSCHMER in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache[54]). In den vier ersten Abschnitten prüft der Verfasser die Ansichten, die man bisher geäussert über die indogermanische Ursprache und das indogermanische Urvolk, über die ältesten Kulturzustände der Indogermanen und über die Verwandtschaftsverhältnisse. Man muss es ihm Dank wissen, dass er dabei schonunglos vorgeht und gründlich aufräumt mit manchem Vorurteil und mancher unbegründeten Behauptung, die sich bis in die neueste Zeit selbst in Fachkreisen fortgeschleppt hatten. In den folgenden Abschnitten seines Buches untersucht Kretschmer die Beziehungen der Griechen zu den Völkern, die im Westen, Norden und Osten um sie herumwohnten. Die thrakisch-phrygischen Stämme, die Illyrier und die Makedonier erklärt er — weniger auf Grund der geschichtlichen Überlieferungen und ihrer Kulturverhältnisse als an der Hand der sprachlichen Überbleibsel — für Indogermanen, während er die Völker Kleinasiens wie die Lykier, Samier, Lyder, Myser, Pisider und Pamphylier für Glieder einer Familie ansieht, von der auch die Urbevölkerung von Hellas einen Teil bildete. Freilich sind diese neuen Aufstellungen des Verfassers weniger fest begründet, weil die Deutung des von ihm verwendeten und manchmal recht spärlichen Sprachstoffs noch stellenweise unsicher ist. Über die Stellung des Germanischen im Kreise der indogermanischen Sprachen hat sich endlich H. HIRT[55]) geäussert. Auf Grund einer eingehenden Prüfung der sprachlichen Verhältnisse meint er, das Germanische sei nicht, wie man es bisher so oft gethan habe, mit dem Slavischen näher zusammenzubringen; eher liessen sich Beziehungen zum Lateinischen feststellen.

Heidelberg. Ludwig Sütterlin.

---

49) Questo grazioso volumetto. 50) C. C. UHLENBECK, kurzgefasstes etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache. Amsterdam, J. Müller 1896. 51) Die preussische Sprache. Strassburg, Trübner 1896. 52) Handbuch der litauischen Sprache. Grammatik, Texte, Wörterbuch. Strassburg, Trübner 1896. 53) Grundriss der iranischen Philologie unter Mitwirkung von F. K ANDREAS, CHR. BARTHOLOMAE, C. H. ETHÉ, K. F. GELDNER P. HORN, H. HÜBSCHMANN, A. V. W. JACKSON, F. JUSTI u. s. w., herausgegeben von W. GEIGER und E KUHN. Strassburg, Trübner 1896. 54) P. KRETSCHMER, Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1896. 55) Über die Stellung des Germanischen, ZDPh. 39, 289 ff.

Allgemeine Phonetik.

Allgemeines. Eine Enttäuschung bereitet der Titel des in unserm vorigen Berichte (JBRPh. II, 32) erwähnten Vortrages von W. GRIMM, Die Natur der Sprachlaute und ihr Einfluss auf die Leistungsfähigkeit der Stimme für Wort und Ton. Ein rhapsodischer Vortrag[1]). Der Verfasser, ein Musikdirektor, ist mit den Hauptlehren der Phonetik vertraut; er fühlt auch richtig die Wichtigkeit, die die verschiedene Tonhöhe der Vokale und deren Modifikationen durch die begleitenden Konsonanten für eine gute Komposition besitzen oder besitzen sollen, aber er drückt sich in seinen Ausführungen so unklar aus und trachtet so wenig nach einer wissenschaftlichen Begründung des Gesagten, dass seine Schrift nur durch ihre Anregungen und ein paar Einzelbeobachtungen einigen Wert erhält. Das Thema sollte von einem Kundigeren, einem Experimentalphonetiker, der praktisch und theoretisch auch als Musiker ausgebildet ist, wieder aufgenommen werden. Am Schlusse der kleinen Schrift teilt Grimm einige Kompositionen mit, die er unter Berücksichtigung seiner Beobachtungen verfasst hat (Gruss der Sonne von G. Keller; Der Papegan von V. v. Scheffel; Am Quell von A. Pletscher). — Auch der Titel der Arbeit J. BAUDOUIN DE COURTENAYs: Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen. Ein Kapitel aus der Psychophonetik[2]) ist irreleitend. Er lässt uns vermuten, dass hier ein wichtiger Zweig der Phonetik angebaut werden solle. Es stellt sich aber sehr bald herraus, dass des Verfassers 'Psychophonetik' nur ein neuer Name für die Sprachwissenschaft oder die vergleichende Lautlehre ist, und ebenso bald, dass seine 'phonetischen Alternationen' nichts weiter als bekannte Erscheinungen des Lautwandels sind, und dass seine 'Theorie' kaum diesen Namen verdient. Für den Phonetiker ist aus der Broschüre kein Gewinn zu ziehen. Denn dass jede Lautbezeichnung immer eine Summe minimal verschiedener Laute umfasst, deren Verschiedenheiten nur nicht zum Bewusstsein kommen und auch nicht hervorgehoben werden sollen, dass also jede Lautbezeichnung ein Abstractum, ein Allgemeinbegriff ist, ist den Phonetikern nicht unbekannt; es wird dadurch nichts gewonnen, wenn man mit dem Verf. diese Lautreihen 'Phoneme' benennt. Dieser Name ist ebenso entbehrlich, wie wenigstens für die Arbeit des Verfassers die Bezeichnung 'Morpheme' für die Wortteile (Wurzelsilben, Präfixe, Sufixe, etc.), die ein selbständiges Leben besitzen und begrifflich nicht weiter geteilt werden können. Auch dass jeder Einzellaut je nach seiner Lautumgebung verschieden artikuliert wird, dass in diesen Verschiedenheiten, die, anfangs unbewusst und ungehört, allmählich gehört und bewusst werden, der Ausgang zu stärkeren Lautveränderungen gegeben ist, dass ferner die gewollte Artikulation von Lauten oft ganz allgemein, oft nur in bestimmten Sprachgenossenschaften und zu bestimmter Zeit sei es aus allgemeinen physiologischen, sei es aus besonderen Gründen nicht zur korrekten Ausführung gelangt, sind bekannte Dinge. Dies ist aber alles,

1) Schaffhausen u. Zürich 1891. 8°. 15 S. 2) Strassburg 1895. 8°. 124 S.

was der Verf. von eigentlich phonetischen Erscheinungen behandelt. Das übrige von ihm Vorgetragene fällt in das Gebiet der Sprachwissenschaft. Aber auch hier lehrt de C. kaum etwas Neues. Dass die in der angegebenen Weise aus unscheinbaren artikulatorischen Vorgängen hervorgegangenen Lautwandlungen durch ihr regelmässiges Eintreten in bestimmten Lautumgebungen den Sprechenden auffallen, bei ihnen das Gefühl der Gesetzmässigkeit erwecken und von ihnen, wenn die Möglichkeit dafür vorliegt, mit Bedeutungswandel verbunden werden, dass die herkömmlich gewordenen Lautwandlungen oder Lautwechselungen unter Umständen wieder erlöschen, durch neue Sprachenentwicklungen abgelöst werden, dass auch die mit dem Lautwandel verbundnen Bedeutungsveränderungen dem Bewusstsein entschwinden, dass manchmal nur bestimmte Gruppen umfassende, an einander geknüpfte Laut- und Bedeutungswandlungen unter eine allgemeinere Erscheinung derselben Art untergeordnet werden — auch in der Sprachentwicklung verschlingen die grossen Fische die kleinen — sind alles Dinge, die auch vor de C. längst beobachtet wurden. Auch die Folgerungen, die der Verf. daran anreiht, sind bereits gezogen worden, oder so selbstverständlich, dass sie kaum eine Erwähnung verdienen. Man frägt sich, wie de C. im stande war, mit so dürftigem Stoffe 124 Seiten zu füllen. Die Erklärung liegt zum Teil in dem, was uns der Verf. von einer ehemaligen Gewohnheit der Kasaner Sprachwissenschaftler (Einl. 6) erzählt. Es war dort üblich geworden, die Blössen der vorgetragenen oder vorzutragenden Gelehrsamkeit durch einen Wust von neuen Termini technici zu verdecken. Mit Hilfe dieses Verfahrens erlangte man jene Unverständlichkeit, die Unkundigen den Schein höchster Gelehrsamkeit erweckt. De C., ein ehemaliger Kasaner, hat diese Gepflogenheit, die er verurteilt, noch nicht überwunden: er steigert sogar die früher erworbene Kunst, schwachen Köpfen Sand in die Augen zu streuen, noch dadurch, dass er seine Beobachtungen in die Gestalt mathematischer Formeln umgiesst und dann flott mit diesen Formeln operiert, die naturgemäss mathematischer Genauigkeit entbehren und das Verständnis der de C.'schen Folgerungen in keiner Weise erleichtern. Auch im Klassifizieren und Aufstellen von Gesetzen ist der Verf. freigebig; es stört ihn dabei nicht, wenn er dasselbe immer wiederholt oder auch mit seinen eigenen Behauptungen in Widerspruch gerät. So sagt er S. 18: „Es giebt weder Lautwechsel, noch Lautgesetze und es kann auch solche nicht geben", und sucht diese Ansicht möglichst überzeugend zu begründen. Nachher aber meint er, dass bestimmte Artikulationsveränderungen, wenigstens zu gewissen Zeiten in gewissen Sprachgenossenschaften immer (dieses 'immer' entbehrt bei ihm der Begründung) eintreten, und damit sind wir wieder bei den sog. ausnahmslosen Lautgesetzen. Es ist das alte müssige Spiel mit Worten, die von den verschiedenen Parteien verschieden aufgefasst werden. Die von den ehemaligen Junggrammatikern behaupteten Lautgesetze bleiben in der ihnen gegenwärtig gegebenen Definition von de C.'s Anfechtung völlig unberührt.

Experimentalphonetik. Akustische und Physiologische Forschungen. Bisher wollte es nicht in befriedigender Weise gelingen, die Eindrücke der Schreibspitze in die Masse des Phono-

gräphenzylinders zu untersuchen. Diesem Übelstande suchte M'. KENDRICK, On the tone and curves of the phonograph[3]) durch ein allerdings sehr kompliziertes Verfahren abzuhelfen. Er nahm zunächst Celloidinabgüsse und photographierte sie unter Vergrösserung. Die dadurch gewonnenen Zeichnungen belehrten aber noch nicht über die Form der eingegrabenen Kurven. Um sie zu reproduzieren, liess er dann bei langsamem Gang des mit Klangzeichnungen versehenen Phonographenzylinders (eine Umdrehung in 5 bis 6 Minuten, d. h. 600 mal langsamerer Gang als bei Aufnahme der Zeichnung) auf ihm eine Art Fühlhebel schleifen, dessen Schreibspitze auf eine berusste Trommel zeichnet. Die erhaltenen Kurven werden dann durch den Projektionsapparat vergrössert. — Eine neue Art experimenteller Silbenmessung unternahmen J. KRÁL und F. MAREŠ, Trvání hlásek a slabik dle objectivné míry (Die Dauer von Lauten und Silben nach objektiver Messung), Prag 1893, in einem in den List. filolog. d. J. 257—90 erschienenen Aufsatze, der mir erst durch die FINCK'sche Anzeige in den NS. IV, 249 bekannt wurde. Benutzt wurde ein Telephon, das die Lautvibrationen in einen Froschnerven leitete. Die so erzeugte Bewegung des Nerven setzte einen Hebel in Thätigkeit, der auf einen mit Uhrwerk versehenen Schreibzylinder die Schwingungen einzeichnete und so die Messung ermöglichte. Als Ergebnis stellte sich auch für das Tschechische heraus, dass die Vokallängen selbst bei ein und derselben Person ausserordentlich schwanken, dass die sog. langen Silben die kurzen nur um ein Weniges zu überragen pflegen, dass Diphthongen auch kürzer als einfache Vokale sein können u. s. w., also ähnliches, wie Rousselot und Wagner für das Französische fanden.

HERMANN setzte in seinen: Weitere Untersuchungen über das Wesen der Vokale[4]) seine früheren Arbeiten (s. JBRPh. II, 36 f.) über das gleiche Thema fort. Er entwickelt in dem neuen Aufsatz übersichtlich die Hauptpunkte seiner Theorie der Vokalzusammensetzung, Vokalentstehung und des Hörens der Vokale, reproduziert eine Anzahl mit dem Phonographen erhaltener langer und kurzer Vokale in grossem Massstabe und folgert aus diesen Aufzeichnungen, dass die Formanten (charakteristischen Teiltöne) der kurzen Vokale tiefer liegen als die der langen Vokale. Im übrigen bleibt er auf seiner früheren Ansicht bestehen, dass für jeden Vokal ein oder mehrere Formanten von nahezu absoluter, von dem Grundtone des gesungenen Vokals unabhängiger Höhe wesentlich sind, dass der Formant nicht harmonisch zum Grundtone zu sein brauche und seine Entstehung der dem Kehlkopf entweichenden Luft verdanke, die die für den betreffenden Vokal eingestellte Mundhöhle wie eine Pfeife oder einen Resonator anbläst. Hensen gegenüber (s. JBRPh. II, 36) führt er aus, dass dessen Ansicht, man könne einen Resonator nicht durch eine tönende Luftlamelle anblasen, nicht allgemein giltig sei. Man vermöge z. B. eine Lippenpfeife durch eine tönende Zungenpfeife recht wohl anzublasen. — SAUBERSCHWARZ, Interferenzversuche mit Vokalklängen[5]) unternahm eine Prüfung der eben angegebenen und der Pipping'schen Theorie (s. JBRPh. II, 36), die von der Hermann'schen darin ab-

3) JAP. XXIX, 583 ff. 4) AGP. LXI, 169—204. 5) AGP. LXI, 1—31.

weicht, dass nach Pipping die Formanten stets harmonische Teiltöne des Grundtones sind, und jeder Formant von mehreren ebenfalls harmonischen Nachbartönen in einer grösseren oder geringeren Breite, dem 'Verstärkungsgebiete', begleitet ist. Sauberschwarz beseitigte durch Interferenz die von Pipping und Hermann als wesentlich bezeichneten Töne aus dem Vokalklange und untersuchte, ob der Rest den Vokalcharakter verloren hat. Er bediente sich dabei eines früher von Quincke angegebenen Apparats in erweiterter Form, mit sieben seitlichen Ansatzröhren, die mit verschiebbaren Stempeln gedeckt, auf verschiedene Töne abgestimmt werden können. Er gelangte aber dabei nicht zur Entscheidung für eine der beiden geprüften Theorien. Es stellte sich vielmehr heraus, dass die verschiedenen Vokale durch das Auslöschen eines oder mehrerer charakteristischer Töne in verschiedener Weise beeinflusst wurden. Je höher ein Vokal gesungen wird, umsomehr wird er durch Auslöschen des Grundtones und der ungradzahligen Obertöne verändert. Bei Wegnahme des Grundtones wird der Vokal *a* am wenigsten, *u* am meisten beeinträchtigt. Durch Auslöschen der Formanten erhalten alle Vokale einen nasalen Klang. *A* wird durch Auslöschen des tieferen Hermann'schen Formanten nach nasalem *o* hin verschoben; durch Auslöschen des höheren Pipping'schen Formanten vernichtet; *œ* wird durch Auslöschen des Hermann'schen Formanten vernichtet, durch Auslöschen des Pipping'schen wenig verändert u. ä. Der Verf. schliesst aus seinen Versuchen, mit der von uns (JBRPh. II, 36) geäusserten Ansicht völlig übereinstimmend, dass für die einzelnen Vokale zwar Formanten von bestimmter Tonhöhe charakteristisch sind, dass dieses Merkmal aber nicht für alle Vokale die gleiche Bedeutung habe. Da die Auslöschung des Grundtones die verschiedenen Vokalklänge ganz verschieden beeinflusst, sei neben dem 'absoluten Momente', d. h. dem Mundtone von immer gleicher Höhe, noch ein relatives Moment vorhanden, das für die einen Vokale von grösserer, für die andern von geringerer Bedeutung sei. — Verspätet erschienen und darum in seinem Inhalte überholt ist ein Artikel N. Beckmanns in den PS. von 1895 (N. S. II) S. 37—44 Zur Frage von den Vokalklängen, worin einige Einwände gegen die Helmholtz'sche Lehre vorgetragen werden, nach der die verschiedenen Vokale durch die absolute Tonhöhe der Mundhöhlen-Resonanz bestimmt seien. Es entgeht dem Verf. selbst nicht, dass seine Ausführungeu nicht mehr neu sind und höchstens nur noch zur Bestätigung der bereits vor ihm erhobenen gleichen oder anders begründeten Bedenken dienen können.

Die Engel-Treitel'schen Untersuchungen über die Singstimme der Kinder (s. JBRPh. II, 38) wurden mit wesentlich andern Ergebnissen fortgesetzt von Paulsen[6]), der die Zöglinge der Kieler städtischen Schulen (2685 Knaben und 2259 Mädchen, die ersteren vom 6. bis 15., die letzteren vom 6. bis 14. Jahre) untersuchte. Nach ihm ist im 6. Jahre die Stimmlage bei Knaben und Mädchen fast die gleiche; später geht bei den Knaben die Entwicklung mehr nach der unteren, bei den Mädchen nach der oberen Stimmgrenze vor sich. Der Stimmumfang war bei Mädchen im 6. Jahre durch *a* und *fis*[2] begrenzt (bei Treitel durch

6) AGP. LXI, 407 ff.

c^1-c^2, sodass die Berliner Mädchen an Stimmumfang erheblich hinter den jungen Kielerinnen zurückstehen würden). Eine Zunahme nach der Tiefe trat bei ihnen sehr langsam ein; erst im 13. Jahre wurde die grösste Tiefe mit *e* erreicht. Dagegen nahm die Höhe um so rascher zu; schon im 11. Jahre war die grösste Höhe d^3 vorhanden. Bei den Kieler Knaben reichte im 6. Jahre die Stimme von *h* bis f^2 (bei Treitel von c^1—h^1, also eine ähnliche Abweichung wie bei den Mädchen); ihre grösste Höhe, *cis*^{3}, gewannen sie im 12. Jahre; ihre grösste Tiefe, *d*, im 13. Jahre, wobei die Tiefe rasch mit den Jahren zunahm. Gegen Ende der Kindheit umfasste die Stimme demnach fast drei Oktaven (*d*—*cis*^{3} bei Knaben, *e*—d^3 bei Mädchen). Mit Fortlassung der unter 1 v. H. betragenden Grenzzahlen ergab sich der Umfang der voll entwickelten Stimme bei Knaben = *e* - h^2, bei Mädchen = *ges* — c^3. — L. van Schaik, Sur la limite inférieure des sons perceptibles[7]) suchte von neuem die Grenze für die Hörbarkeit tiefer Töne zu bestimmen, die nach Helmholtz in der Gegend von a^{-2}, nach Appun um etwa $1\,^1/_2$ Oktaven tiefer liegt, und kommt zu dem Ergebnisse, es liege kein Grund vor, die Grenze der Hörbarkeit tiefer als $g^{-3} = 24$ Schwingungen zu legen.

In den PS. vom Dez.-Heft 1894 der NS. II (1895) brachte H. Hoffmann einen 15 Seiten langen Artikel: Der Bau des menschlichen Gehirns und seine Thätigkeit mit besonderer Berücksichtigung des Denkens und Sprechens, der beabsichtigt, in äusserster Gedrängtheit Laien eine Vorstellung von der Beschaffenheit und Thätigkeit des Gehirns im allgemeinen und von seiner sprachbildenden Thätigkeit im besonderen zu geben. Der Aufsatz beruht auf dem entsprechenden Kapitel in Huxley-Rosenthals Grundzügen der Physiologie, Meynerts Populärwissenschaftlichen Vorträgen über den Bau des Gehirns und Kussmauls Störungen der Sprache, deren Auseinandersetzungen zu dem angegebenen Zwecke zusammengefasst werden. Da der Verfasser allem Anscheine nach kein Mediziner ist und offenbar auch nur eine beschränkte Litteratur zur Verfügung hatte, so kann man von ihm keine neuen Beobachtungen erwarten; seine belehrende Absicht führte er in genügender Weise durch. — V. Burton, Some acoustical experiments[8]) erklärte die subjektive Empfindung, als ob ein Stimmgabelton höher werde, wenn die Intensität abnimmt, und umgekehrt mit zunehmender Intensität tiefer werde, durch eine differenzierte Elastizität der membrana basilaris. — Von den sonstigen in den letzten Jahren erschienenen Untersuchungen über den Gehörssinn und seine Organe ist für Phonetiker vielleicht noch von Interesse die Abhandlung K. L. Schäfers: Beweise gegen Wundts Theorie von der Interferenz akustischer Erregungen im Centralorgan[9]), worin er nachzuweisen unternimmt, dass sich die beiden Ohren zugeleiteten gleichartigen Schalle summieren, subminimale Schallreize sich gegenseitig sogar über die Schwelle heben und zwar vermittelst der sog. Knochenleitung, die auch die Ursache diotisch erzeugter Schwankungen sei. — Die zahlreichen Untersuchungen

7) Archives néerlandaises des sciences exactes et naturelles XXIX, 87—93.
8) S. Die Fortschritte der Physik i. J. 1895 I, 506. 9) AGP. LXI, 544 ff.

an Taubstummen, Fröschen, Tauben und Fischen mit kranken oder entfernten Organteilen glauben wir hier ausser Acht lassen zu können; man findet sie verzeichnet in den Jahresberichten über die Leistungen und Forschungen in der gesamten Medizin, XXX. Jahrg. Bd. I, 195 ff.

Geschichte der Phonetik. Eine willkommene Erscheinung ist H. Breymanns: Die Phonetische Litteratur von 1876—1895. Eine bibliographisch-kritische Übersicht[10]. Das Werk ist in derselben Weise angelegt, wie des Verf.s Neusprachliche Reform-Literatur von 1876—1893. Offenbar mit Rücksicht auf dieses Buch hat Br. auch seine neue Bibliographie mit dem Jahre 1876 begonnen; denn ein innerer Grund, gerade dieses Jahr zum Ausgangspunkte zu nehmen, war für die phonetische Litteratur nicht vorhanden. Br. sagt S. 128 selbst, dass die früheren, auch die vor 1876 erschienenen Werke berücksichtigenden bibliographischen Zusammenstellungen, die er dort aufzählt, unvollständig sind. Es ist darum um so bedauerlicher, dass er nicht seine Bibliographie wenigstens mit Brücke (1849) begann, dessen Namen in einer phonetischen Bibliographie, in der so viel Unbedeutendes verzeichnet wird, nur nebenbei erwähnt zu finden, peinlich berührt. Für den behandelten Zeitraum hatte Br. dieselben Hindernisse zu überwinden, die sich auch dem phonetischen Berichterstatter für die JBRPh. entgegenstellen: die unendliche Zersplitterung der einschlägigen Litteratur, die man in weit mehr als hundert Zeitschriften zusammensuchen muss, und die Schwierigkeit zu bestimmen, welche Arbeiten man noch der allgemeinen oder besonderen Phonetik zurechnen darf oder nicht. Es ist eine notwendige Folge dieser Übelstände, wenn man für die Zeit von 1891—4 bei Br. eine Anzahl Schriften genannt findet, die wir in unserem Bericht über dieselbe Zeit teils absichtlich, teils unabsichtlich übergangen haben, während man wieder umgekehrt bei ihm einige von uns genannte Arbeiten vermisst, obgleich unser Bericht Br. bereits zur Verfügung stand. Von den hier unerwähnt gelassenen Schriften aus dem angegebenen Zeitraume mögen die folgenden nachgeholt werden: 1891: Deville, Notes sur le développenret du langage chez les enfants[11]; M. W. Schulten, Totale Exstirpation der Zunge und deren Einwirkung auf die Sprache[12]; C. Thomas, Voiced and Voiceless Consonants[13], welche beide letzteren Arbeiten übrigens auch Br. nicht zu Gesichte bekommen hat; 1892: Luick, Unechte und steigende Diphthonge[14] und Fr. Wulff, Von der Rolle des Akzentes in der Versbildung[15]; 1893: Bell, Speech Tones[16]; 1894: H. Hoffmann, Die Sprachgebrechen in ihrem Einflusse auf Sprache und Sprechen[17]. Das Jahr 1895 ist bei Br. fast leer ausgegangen; es ist in seinem Abschnitte ‘Allgemeine Phonetik’ nur duch Gradenigo, Hörfeld und Hörschärfe[18] und Pippings Zur Lehre von den Vokalklängen (s. JBRPh. II, 36) vertreten. Auch in den früheren Jahren sind nicht wenige für den Phonetiker wertvolle, anatomische, chirurgische, physiologische, biologische, akustische und otologische Auf-

10) Leipzig 1897, Böhme. 8°. 170 S. 3 M. 50. 11) In der RL. XXIV. 10 ff. 12) In DZChir. XXXV. 13) The University Record. Univ. of Michigan I, 1 ff. 14) BGDSL. XVI, 336 ff. 15) Skand. A. I, 59—90. 16) Washington. 18 S. 8°. 17) PS. VII, 1—24. 18) ZOHK. XXVI, 163—8.

sätze von Br. unerwähnt gelassen, und eine Ausbeutung der betreffenden Fachzeitschriften würde eine umfangreiche Nachlese gestatten, die sich der Verf. in einer neuen Auflage nicht entgehen lassen darf. Schon der Konsequenz halber durften z. B. in einer Bibliographie, die Schultens Exstirpation der Zunge (s. o.) erwähnt, die Abhandlungen von Landois und Strübing, Erzeugung einer (natürlichen) Pseudostimme bei einem Manne mit totaler Exstirpation des Kehlkopfes[19]), Strübing, Pseudostimme nach Ausschaltung des Kehlkopfs speziell nach Exstirpation desselben[20]) und: Über Sprachbildung nach Ausschaltung des Kehlkopfs[21]) nicht übersehen bleiben. Die in medizinischen und physikalischen Zeitschriften erschienenen Besprechungen lässt Br. fast gänzlich ausser Acht, während er andererseits selbst die Anzeigen eines so untergeordneten Blattes wie des *Maître phonétique*, in diesem Falle, wie uns scheint allzu gewissenhaft, anführt. Die Berücksichtigung der übergangenen Besprechungen hätte Br. ermöglicht, den Inhalt einer stattlichen Zahl von streng wissenschaftlichen Abhandlungen kurz anzugeben, die ihm nicht zugänglich waren und die auch für andere dieselbe Unzugänglichkeit besitzen, die aber gerade für seine, voraussichtlich vorzugsweise aus Philologen und Elementarphonetikern bestehenden Leser von grösster Wichtigkeit waren, denen z. Z. vor allem eine bessere Orientierung nach der naturwissenschaftlichen Seite hin not thut. Unter den S. 126 f. aufgezählten Phonetischen Zeitschriften fehlt, man erfährt nicht warum, die wichtigste von allen: Techmers *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft*, obgleich Br. sie fortwährend benutzt hat. Der Umstand, dass die Phonetik nicht auf dem Titel der Zeitschrift steht, oder dass sie inzwischen eingegangen ist, konnte für Br. nicht massgebend sein, da er auch bei den übrigen verzeichneten Zeitschriften darauf keine Rücksicht nimmt. Techmer scheint auch nach seinem Tode noch vom Unglücke verfolgt werden zu sollen; bei Lebzeiten hat er nie die Anerkennung gefunden, die er verdiente, nur weil er seiner Zeit vorausgeeilt war und schon auf eine exakte naturwissenschaftliche Forschung drang, während noch der Ring der sog. Jungphonetiker (s. JBRPh. II, 30) dominierte und sich in wirklich jugendlicher Naivität einredete, die phonetische Wissenschaft auf seinen schwachen Schultern zu tragen. Man weiss nicht, ob man lachen oder sich empören soll, wenn man in den bei Br. angeführten Rezensionen über Techmer und spätere Vertreter der exakten Forschung (Schwan-Pringsheim, Ph. Wagner, Rousselot; vgl. die Rezensionen auf S. 85, 89 und die von P. Passy und Storm auf S. 54 und 55) den Stab brechen oder wenigstens von oben herab urteilen sieht von Männern, deren ganzes Wissen darin besteht, dass sie einige elementarphonetische Schriften studiert und aus ihnen sich die Beherrschung der phonetischen Terminologie angeeignet haben, die aber im Übrigen noch genau auf derselben Stufe stehen, wie ihre Vorfahren, die Sprachmeister und Elementargrammatiker der früheren Jahrhunderte, und die mit derselben unschuldvollen Kritiklosigkeit Aussprachegesetze aufstellen auf Grund von manchmal nur an einer Person gemachten, nur

---

19) AKChir. XXXVIII, H. 1. 20) Leipzig u. Berlin 1888. 8°. 7 S., Auszug aus DMW. 1888, No. 52. 21) APAPhKM. CXX, 284—301.

mit dem täuschenden Gehör aufgefasssen Lautbeobachtungen, oder auf Grund einer urwüchsigen Beobachtung des eignen 'Muskelgefühls' bei Nachbildung eines gehörten fremden Lautes, dessen Wiedergabe ihnen nach dem Urteile eines beliebigen Laien geglückt ist. In dem Breymannschen Zeitschriften-Verzeichnis vermisst man weiter auch die 1890 begründete CHERVIN'sche Monatsschrift: La voix parlée et chantée, deren Inhalt auch sonst nicht berücksichtigt ist. Zu den aufgezählten phonetischen Fachblättern giebt Br. die melancholische Fussnote: „Die meisten dieser Zeitschriften sind längst wieder eingegangen"; man hätte aber auch gern gewusst, wie lange jede dieser Zeitschriften bestanden hat, von denen übrigens die wirklich eingegangenen ihr früheres oder späteres Ende in vollem Masse verdient haben. Zu Vietors PS. war auch anzugeben, wann diese ihr selbständiges Dasein verloren haben. Und wenn dem Maître phonétique, der keine höhern Ziele erstrebt oder erreicht, als die mit ihm zusammengestellten der Praxis dienenden Blätter, die Ehre einer ausführlichen Berücksichtigung in der Bibliographie zu teil wurde, warum dann nicht auch z. B. dem Phonetic Journal und Fonetic Herald etc., in denen sich mancher beachtenswerte Artikel findet? Auch die RPhFP. und die MLN. scheinen nicht völlig ausgenützt zu sein. Endlich ist auch sonst manche wertvolle Rezension übersehen worden. So fehlt zu Beyer-Passys Elementarbuch des gesprochenen Französisch (und zu meinen Parlers Parisiens) W. Foersters vortreffliche Beurteilung in LCBl. vom 19. Aug. 1893, die sämtliche Besprechungen mit abweichendem Urteil völlig aufhebt; zu P. Passys Français Parlé, die geistvolle Besprechung A. Bauers in einem württembergischen Schulblatte, der von diesem Buche das treffendste Urteil aussprach (s. auch meine Bemerkungen in den Parlers Parisiens 1. Aufl. Anh. S. 138). Die kurzen Anzeigen G. Paris' in der Ro. sind als die eines 'Anonymus' angeführt, womit ihnen aller Wert benommen wird. Denn so sehr die Meinung G. Paris' in die Wagschale fällt, so wenig Gewicht gebührt der Ansicht eines beliebigen Unbekannten. Durch derartige Unterlassungen wird das Gesammturteil, das man aus den von Br. kurz zusammengefassten Rezensentenurteilen sich bildet, völlig verschoben. Denn bei den Beurteilern der phonetischen Litteratur, unter denen sich Kritiker finden, denen selbst die Kenntnis des Einmaleins der Phonetik fehlt, oder die sich gar als Antiphonetiker bezeichnen, ist die Person des Rezensenten von grösserer Tragweite als anderwärts. Man hat sich daran gewöhnt, dem Lobe, das sich, mit gebührender Reserve, die Häupter der Jungphonetik gegenseitig zu spenden pflegen und den Lobgesängen ihrer Bewunderer, der Schulphonetiker, die sich an ihre Röckschösse gehangen haben, keinen besonderen Wert beizulegen; eine um so höhere Bedeutung besitzt die Minderzahl der Beurteilungen, die von anerkannten Fachmännern herrühren und die meist von der Meinung dieser Schule abweichen. Das Studium der von Br. angeführten Anzeigen führt in dieser Beziehung zu den fesselndsten Aufschlüssen. In dem Abschnitt II: 'Phonetik der einzelnen Sprachen' lässt Br., wenigstens für das Französische, die Dialektuntersuchungen ausser Acht, in denen sich oft ein grösseres phonetisches Wissen kundgiebt, als in vielen der verzeichneten Arbeiten, die manchmal nur eine recht entfernte Beziehung zu dem haben,

was man heute noch Phonetik nennen darf. Br. hätte wohl besser daran gethan, aus diesem zweiten Abschnitte die wertvollen Arbeiten mit wissenschaftlicher phonetischer Grundlage oder Methode auszuscheiden und sie dem ersten, ohnehin verschiedene Wissenschaften verbindenden Abschnitt einzuverleiben, dagegen die Elementar- und Schulbücher ohne wissenschaftliche Förderung gänzlich zu übergehen, die in seiner Reform- oder in einer pädagogischen Bibliographie einen geeigneten Platz finden. Ein kurzer, nach den Sprachwissenschaften und auch im einzelnen sachlich geordneter Rückblick auf die angeführten Werke hätte vorteilhaft den unterdrückten Abschnitt vertreten. Allerdings hätte Br. dadurch wahrscheinlich das Missfallen mancher Schulphonetiker erweckt, von denen einige schon dadurch eine wissenschaftliche Leistung aufgewiesen zu haben glauben, dass sie nach dem trügerischen Grundsatze 'für jeden Laut ein Zeichen' ein paar Texte in eine nach Gutdünken angenommene Normal- oder Musteraussprache 'phonetisch' transkribiert, d. h. nach uralter Sitte, nur etwas konsequenter als es die übliche Rechtschreibung erheischt, unter Darstellung auch verschiedenartiger Lautreihen durch ein und dasselbe manchmal unverständig gewählte Lautsymbol aufgezeichnet haben. Solche und ähnlicheArbeiten mögen für den Zweck der praktischen Spracherlernung recht nützlich sein, unter Umständen auch für das historische und philologische Studium der lebenden Sprache Wert besitzen, sie enthalten aber keine direkte Förderung der phonetischen Wissenschaft und konnten darum in einer Bibliographie der phonetischen Litteratur ohne Schaden unerwähnt bleiben. Br. hat sich hier offenbar durch die Rücksicht auf die Schule zu einer sehr weitgehenden Aufnahme von Büchertiteln bestimmen lassen, und es macht sich auch bei dieser Gelegenheit bemerkbar, dass seine phonetische Bibliographie von Haus aus wohl nur eine Ergänzung seiner Bibliographie der Reformmethode sein sollte. Abgesehen von den angegebenen z. T. unvermeidlichen Mängeln können wir der mühsamen und sorgfältigen Arbeit Br.'s nur Lob spenden. Dies gilt insbesondere von dem S. 128 ff. angeschlossenen Rückblick, der ein durchaus zutreffendes Stimmungsbild von dem augenblicklichen Stande der Phonetik entwirft. Die eine Zeit lang allein herrschende, von Sprachforschern ausgestaltete Elementarphonetik ist zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Was man ohne Zuhilfenahme von Apparaten und ohne die Anwendung der Methoden der exakten Wissenschaften über Lautbildung und Lautwert wissen kann, ist unter denen, die sich für Phonetik überhaupt interessieren, ziemlich Gemeingut geworden, und es ist kein Bedürfnis vorhanden, sich dieselben Dinge immer von neuem sagen zu lassen. Gleichzeitig hat man immer mehr die Unsicherheit und das Ungenügende aller Aufstellungen erkannt, die als Grundlage nur das 'aufmerksame Ohr', das 'Muskelgefühl' und die 'praktische Laut- und Sprachbeherrschung' haben. Für den Schulunterricht mögen diese wertvollen Eigenschaften und die Kenntnis der Elementarphonetik ausreichen; für wissenschaftliche Lautforschung ist damit nicht auszukommen. Auch das aufmerksamste Ohr ist fortwährend und unter den manchfachsten Einflüssen der Täuschung unterworfen. Um dies zu erproben, braucht man nur in einem philologischen Seminar von den phonetisch geschulten Zuhörern die Laute einer ihnen fremden Sprache oder Mundart bestimmen zu lassen: es werden sich dann immer

die sonderbarsten Auffassungsverschiedenheiten herausstellen. Und ferner: wenn man mit Hilfe experimenteller Forschung eine neue Eigenschaft eines oft vorher gehörten Lautes entdeckt hat, dann kommt diese der Regel nach nunmehr auch dem Gehör zum Bewusstsein, das sie vorher mit der grössten Aufmerksamkeit nicht bemerken konnte. Das 'aufmerksame Ohr' reicht also nicht aus. Umsoweniger das nicht minder subjektive und nie völlig genaue 'Muskelgefühl'. Man muss es für Lautgymnastik und für praktische Unterrichtszwecke benützen; aber man kann mit seiner Hilfe die physiologische Bildung nicht einen Lautes mit nur annähernd mathematischer Genauigkeit bestimmen. Die Virtuosität endlich, fremdsprachliche Laute nachbilden zu können, ist an einem Sprachlehrer gewiss eine anerkennenswerte und wertvolle Eigenschaft; aber der Phonetiker hat damit nichts zu thun: er stellt seine Untersuchungen über Laute und Lautbildungen nur an ihren berufensten Vertretern, den Einheimischen, an, und wenn er Nachahmungen eines z. B. französischen Lautes durch einen Schweden untersucht, so gelingt es ihm leicht nachzuweisen, dass auch der virtuoseste fremdsprachliche Lautnachahmer in den meisten Fällen es doch nicht zur vollkommenen Nachbildung bringt. Ein einziges sorgfältig durchgeführtes, auf zuverlässiges Material gestütztes Experiment hat mehr Wert und führt zu sichereren Ergebnissen, als die Aufstellungen einer ganzen Kolonie von Elementarphonetikern, aus demselben Grunde, wie eine einzige mikroskopische Untersuchung zu mehr Aufschlüssen führt als die mit unbewaffnetem Auge vorgenommene Betrachtung eines Kleinkörpers durch eine ganze Bevölkerung. Der Widerspruch der von Br. auf S. 135 aufgeführten u. a. Gelehrter kann an dieser Sachlage nichts ändern. Die Sprachforscher und Elementarphonetiker werden sich, mögen sie wollen oder nicht, in Zukunft damit bescheiden müssen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Phonetik für ihre Werke zu verwerten und sich in zweifelhaften Fällen bei exakten Forschern Rat zu erholen oder ihnen ihre Bedenken mitzuteilen, während den Schulphonetikern noch wie vor die Aufgabe verbleibt, die von andern gefundenen sichern phonetischen Thatsachen so weit als nötig der Unterrichtspraxis zuzuführen.

Elementarphonetik. Hier ist nur ein Werk zu nennen, das, zehn Jahre früher erschienen, dem Verfasser den ungeteiltesten Beifall eingebracht hätte: KLINGHARDTS Artikulations- und Hörübungen. Ein praktisches Handbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer. Mit 7 in den Text gedruckten Abbildungen [22]). Es ist eine Übertreibung, wenn Kl. zu Beginn seines Buches behauptet, die Kenntnis der meisten Neusprachlehrer von den Artikulationsvorgängen und Lautwirkungen des Sprechens seien im allgemeinen gleich null, und man kann die Phonetik gegenwärtig auch nicht mehr mit ihm als eine „ganz jung“ entstandene Wissenschaft betrachten und mit dieser Jugend die behauptete allgemeine Unwissenheit in phonetischen Dingen entschuldigen. Es ist auch fraglich, ob es Kl. mit Recht für notwendig hält, dass die phonetisch durchgebildeten Schulmänner „unter den Sprechlauten ihrer gesammten Umgebung geradezu

22) Cöthen 1897. O. Schulze. 8 °. 255 S.

mit gewohnheitsmässig beobachtenden Ohren umhergehen, wie der echte Botaniker selten unterlässt, auch während angeregtester Unterhaltung spähenden Auges die Pflanzenwelt rechts und links vom Wege zu überfliegen, und dass sie nie aufhören, der Thätigkeit ihrer eignen Sprechorgane mit Auge (Spiegel), Muskelgefühl und Reflexion zu folgen, sich immer neue Fragen stellend und immer neue Kenntnis sich erschliessend". Es dürfte vielleicht genügen, wenn diese unermüdlichen praktischen Schulphonetiker in jedem Dialektgebiet in ein paar Exemplaren vertreten sind und ihre minder eifrigen Kollegen auf die in dem betreffenden Mundartgebiete beim Sprachunterrichte wichtigen Lautvorgänge aufmerksam machen. Für die Mehrzahl der neuphilologischen Lehrer dürfte es ausreichen, wenn sie, wie Kl. allerdings nur bei einer „Gruppe strebsamer Neusprachler" findet, „sich nicht nur gründlicher in die phonetische Fachlitteratur vertiefen, sondern sich auch nach Möglichkeit bemühen, die Ergebnisse der neuen Wissenschaft für ihren Unterricht nutzbar zu machen, gern die von erfahrenen schulmännischen Phonetikern empfohlenen Hülfen anwenden, die dialektische Eigenart ihrer Schüler unter den von Forschern und Praktikern aufgestellten Gesichtspunkten beobachten, u. s. w." Sollten nicht auch die von Kl. gewünschten Schulphonetiker etwas gar zu einseitig sein, die, mögen sie essen oder trinken, niesen und sich schneuzen, husten oder hüsteln, sich die Zähne putzen, schnaufen oder schnarchen, lachen oder stöhnen, immer nur an die bei diesen Dingen vor sich gehenden physiologischen Vorgänge und ihre Schallwirkungen denken, und die 'mit Behagen' minder interessanten Gelegenheitsreden, seichter gesellschaftlicher Unterhaltung, oberflächlichen Eisenbahngesprächen zuhören, um sich dabei der Beobachtung der lautlichen Sprechvorgänge hinzugeben (s. Vorwort S. IV), und sollten derartige aufmerksame Zuhörer in Wirklichkeit überall so willkommene und gern gesehene Persönlichkeiten sein, wie es der Verf. voraussetzt? Ich möchte daran zweifeln. Darin aber stimme ich Kl. rückhaltslos bei, wenn er meint, zu viele Neuphilologen lassen sich damit genügen, sich an der Hand eines phonetischen Lehrbuches Kenntnis von den wichtigsten Anschauungen und Lehren der Elementarphonetik zu verschaffen, um dann auf dieser schwachen Grundlage nicht nur an bezüglichen Fachgesprächen sich thätig zu beteiligen, sondern gelegentlich auch selbst im Prophetentone als phonetische Lehrmeister aufzutreten. Auch ist der Grundgedanke des Kl.'schen Buches durchaus zu billigen, dass mit einer rein theoretischen Kenntnisnahme von den Lautvorgängen dem Schulmann nicht viel gedient sei, sondern dass bei ihm auch die Lautgymnastik hinzutreten müsse, die ihn in Stand setzt, das theoretisch Gelernte in die Praxis umzusetzen, sich selbst seiner eignen Lautmängel zu entledigen und die zu lehrenden Laute der Fremdsprache in möglichster Vollkommenheit zu bilden. Nur allzu häufig sieht oder besser hört man — auf diese eigentümliche Erscheinung machte mich zuerst Trautmann bei Gelegenheit des Hannoverschen Neuphilologenkongresses aufmerksam —, dass selbst die Meister der Phonetik die von ihnen empfohlenen Artikulationen der eignen und fremden Sprache im praktischen Gebrauch nicht einhalten oder auch nicht einzuhalten vermögen. Leider ist, wie für jede Gymnastik und für die praktische Sprachbeherrschung überhaupt, auch für die Lautgymnastik

nicht jeder in gleichem Masse veranlagt; zum Lautvirtuosen bringen es der Regel nach nur Personen, die bereits in früher Jugend, in der Zeit der Sprachbildung (vom 4. bis 7. Jahre) die Laute mehrerer Sprachen nachbilden lernten. Schon mit dem 16. Jahre beginnt die Fähigkeit zur Aneignung neuer Lautartikulationen oft auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stossen, und wer ohne besondere Veranlagung erst als Student oder Lehrer sich an die Erwerbung ungewohnter Artikulationsweisen begeben muss, wird oft bei dem besten Willen das Erstrebte nicht mehr völlig erreichen. Auch liegt die Kunst der Lautgymnastik, die heilend und helfend einschreiten soll, noch in den Anfängen. Sie dürfte erst im Universitätsunterricht der Zukunft die gebührende Berücksichtigung finden; einstweilen bietet ihr Anbau den praktischen Schulmännern ein sehr geeignetes Feld zu segensreicher Thätigkeit, und ist darum auch das Vorangehen Kl.'s auf diesem Gebiete freudig zu begrüssen. Er will seinen Kollegen (für diese ist sein Buch geschrieben) Anleitung zur Selbstbeobachtung ihrer Artikulationen und der mit ihnen verbundenen akustischen Vorgänge gewähren. Zu diesem Zwecke beginnt er mit Schilderungen der bei der Lautbildung in Thätigkeit befindlichen Organe: des Kehlkopfs, des Gaumensegels und des Unterkiefers mit Zunge und Lippen und mit Vorführung ihrer Stellungen zunächst bei nichtsprachlichen Schallbildungen: beim Hüsteln, Husten, Lachen, Aufstossen, Trinken, Rauchen, Mundspülen, Gurgeln. Gähnen, Niesen, Schlingen und Schlucken, Schnarchen, Blasen u. s. w. Wir sehen hier den Verf. einen Anlauf zur Ausbildung der Anthropophonik nehmen, die sämtliche von Menschen ausgehenden Geräusche zu umfassen hat und man wundert sich, dass Kl. nicht auch das Schmatzen, Schnalzen, Seufzen, laute Weinen, Heulen, Schnaufen und die menschlichen Nachahmungen der Tierstimmen mit in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen hat. Von diesen sog. unartikulierten Lauten geht Kl. über zur Schilderung und Anleitung zur Beobachtung der sprachlichen Artikulationen und Schalle, dabei wieder der Reihe nach die Aufmerksamkeit auf die Thätigkeit der einzelnen Kehlkopfteile, des Gaumensegels, von Unterkiefer, Lippen und Zunge lenkend. Den Schluss bilden Betrachtungen über die Vokale und Gleitlautreihen. Zum Nachteil für den Wert seines Buches setzt Kl. voraus, seine Leser und überhaupt die der Phonetik beflissenen Schulmänner werden sich durchweg bei ihrem Studium der eignen und fremden Artikulationen mit den von ihm selbst gebrachten Handwerkszeugen, einem Handspiegel und einem Lineal oder Brillenfutteral, genügen lassen. Man sieht nicht ein, warum sie, zum Niederdrücken der Zunge, nicht auch wenigstens einen Löffelstiel verwenden sollen, wie die Ärzte bei den Diphtheritiskranken, oder einen Zahnstocher, wie Bremer ihn bei seinen Lautuntersuchungen gebrauchte, und warum sie sich nicht auch mit einfachsten Mitteln (unter Umständen genügt ein Blatt Papier) einen künstlichen Gaumen herstellen und bei besonderer Opferwilligkeit sich selbst zur Anschaffung eines Kehlkopfspiegels oder einer Stimmgabel aufraffen sollten. Noch schlimmer ist es, dass Kl. glaubt, seine Leser, bei denen er keine über ein beschränktes Mass hinausgehenden Ziele voraussetzt, werden sich auch bei ihm, ihrem Mentor, damit zufrieden geben, wenn er gleichfalls in seinem Studium über das Lesen einiger elementarphonetischer Werke und die

Durchführung einiger leichter Manipulationen nicht hinausgegangen ist. Auch Anfänger und Dilettanten lassen sich nicht gern von Dilettanten leiten, und leider verrät das Werk Kl. nur allzu häufig, dass es der Feder eines blossen Liebhabers entstammt. Nur selten zeigt der Verfasser, trotz des Ernstes und Eifers seines Strebens, etwas tiefer gehende Kenntnis, hinausgehend über das, was er seinen Adepten zutraut. Der Mangel fällt gleich bei Kl.'s Schilderung des Kehlkopfes und seiner Teile in die Augen, bei der er sich offenbar die grösste Mühe gegeben hat. Man frägt sich unwillkürlich bei Durchlesung des Abschnittes I A, warum ist der Verf. nicht einmal nach Kiel oder einer andern Universitätsstadt gewandert, um sich dort im anatomischen oder physiologischen Institute Kehlkopfpräparate und Modelle vorlegen zu lassen, nach denen er seine Abbildungen seinen besonderen Bedürfnissen entsprechend selbst herstellen oder herstellen lassen konnte, statt sich mit der Wiedergabe für andere Werke bestimmter Zeichnungen zu behelfen. Seine Darstellung hätte dadurch unzweifelhaft an Klarheit und Anschaulichkeit gewonnen. Auch in den übrigen Teilen seines Werkes hätten wenn auch noch so einfache Abbildungeu der Lippen-, Zungen- und Kehlkopfartikulationen die besten Dienste geleistet und manche weitschweifige Erläuterung erspart. Denn ein weiterer Fehler des Kl.'schen Buches ist die Umständlichkeit seines Ausdrucks und seine Vorliebe für entbehrliche Wiederholungen, ohne dass dadurch immer die Verständlichkeit des Textes gefördert würde. Es fehlt dem Werke Kl.'s endlich auch die Einheitlichkeit der Komposition, konsequentes Festhalten an einem bestimmt begrenzten Ziele. Man weiss oft nicht, will der Verf. eine neue Elementarphonetik schreiben, oder nur seine Kollegen zu lautphysiologischer Selbstbeobachtung anleiten, oder endlich ihnen Mittel und Wege zu einer praktischen Schullautgymnastik weisen. Was er über seine eignen auf der Schule durchgeführtn lautgymnastischen Übungen angiebt, gestattet keine deutliche Vorstellung. Es scheint fast, als werden von ihm die bei der Lautbildung unbewusst gleichzeitig vor sich gehenden organischen Funktionen nach militärischem Kommando in zeitlicher Aufeinanderfolge zur Ausführung befohlen. Also etwa zur Bildung eines stimmhaften j-Lautes: Zungenrücken zur Engenbildung nach Zählen vorwärts aufwärts hebt, 1—2! Stimmlippen schliesst! Bauch presst! Luft aus Lunge mit Stimmlippenschwingen stosst! u. dgl. m. (vgl. S. 70). Ich könnte mir von derartigen im Schulunterricht vorgenommenen, unkontrollierbaren lautgymnastischen Übungen kein erhebliches Ergebnis versprechen. Kl. empfiehlt z. B. wegen des mit ihr verbundenen Kehlkopfschlusses seinen Kollegen die vom Stuhlgang her bekannte 'Bauchpresse' (vgl. S. 42 u. 44) zur Übung; wenn er sie auch auf der Schule übt, dann, fürchte ich, kommt er wohl auch in die Lage, auch die von einem Berliner Phonetiker so benannten 'stomachalen Reibelaute' berücksichtigen zu müssen, denen man ohnehin in seinen Ausführungen mehrfach begegnen zu müssen glaubt. Sie gehören ja ebenfalls der Anthropophonik an! Einige Male stösst man bei Kl. auf Partien, in denen er neue Gesichtspunkte aufstellt oder bereits Erkanntes, Richtiges in neuer Beleuchtung zeigt und mit Nachdruck vertritt. So erscheint mir besonders beachtenswert seine § 78 (S. 158 ff.) gegebene Warnung, man solle sich vor Überschätzung der in den

phonetischen Handbüchern enthaltenen Angaben hüten, mit denen dort die zu jedem Sprechlaute gehörigen Artikulationen bestimmt werden, und ebenso bemerkenswert die daran angeschlossene richtige Beobachtung, dass wir nur überaus selten unsre Sprechlaute in mustergiltiger Weise bilden (d. h. nach den Weisungen der Elementarphonetiker, die meist nur an den isolierten Laut denken). Gern hätte man die S. 163 ff. gegebenen richtigen Erklärungen für die Manchfaltigkeit scheinbar identischer Lautbildung (Lautreihenbildung) und die Bemerkungen über die Gleitlautreihen S. 234 ff. weiter und gründlicher ausgeführt gesehen; das Studium der Sievers'schen Phonetik, die Kl. S. 5 unter den phonetischen Handbüchern merkwürdigerweise nicht mit verzeichnet, und der Rousselotschen Modifikationen hätte Kl. in diesen Abschnitten sehr wirksam gefördert. Glücklich ist die Kl.'sche Bezeichnung Stimmlippen (für Stimmbänder); dagegen werden seine 'Kratzlaute' und seine Einteilung in 'gehauchte', geflüsterte und 'getönte' Verschlusslaute schwerlich Beifall finden. Im Ganzen genommen, ist Kl.'s Werk schon um seiner Absicht willen ein verdienstliches und es wird manchem Anfänger neben den sonstigen phonetischen Elementarwerken zu statten kommen. Aber es steht nicht auf der Höhe der Wissenschaft und ist keinenfalls das von Kl. beabsichtigte und wirklich wünschenswerte lautgymnastische Übungsbuch. Wer ein solches schreiben will, muss vor allem bei Taubstummenlehrern, bei den Heilkünstlern Stotternder und bei den Experimentalphonetikern in die Lehre gehen. Wie wichtig namentlich die Experimentalphonetik für die Lautgymnastik ist, davon legt ein beredtes Zeugnis ab, dass es Rousselot wiederholt in wenigen Stunden gelungen ist, stotternde Kinder zu heilen, an denen vorher Ärzte (Chervin) mit Operationen und langwierigem und kostspieligem Heilverfahren Zeit und Mühe verloren hatten. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, dass es unter Umständen leichter ist, gröbere Artikulationsmängel zu beseitigen, als die minder auffälligen, mit denen es die Schule in den meisten Fällen allein zu schaffen hat.

Marburg i./H. E. Koschwitz.

Celtische Sprachen.

1891. Linguistique. Les noms gaulois chez César et Hirtius de bello gallico, par d'Arbois de Jubainville avec la collaboration de MM. Ernault et G. Dottin. 1ière série: les composés dont *rix* est le dernier terme[1]). L'auteur nous apprend dans sa préface qu'il entreprit, il y a seize ans, de recueillir les matériaux d'un dictionnaire gaulois. Il abandonna son projet à l'apparition de l'Alt-celtischer Sprachschatz de M. Holder. Il voulut cependant utiliser ses notes et celles de ses secrétaires; d'où ce volume qui est le premier d'une série. Il sera lu avec intérêt par le public lettré et avec profit par les celtistes, quoique l'auteur ne nous le présente que comme une œuvre de vulgarisation.

1) Paris. Bouillon 1891. in-12, 259 p.

M. d'A. de J. a en effet recueilli un très-grand nombre de formes intéressantes tirées des auteurs de l'antiquité, des monnaies, des inscriptions, et profité des recherches épigraphiques et archéologiques. On ne peut que regretter qu'il se soit contenté, dans un travail qui vise surtout César, de renvoyer pour les noms qui en sont tirés tout simplement au livre et au chapitre du De bello gallico. Il eût fallu citer les variantes importantes et les discuter. Sur bon nombre de points de détails, on peut aussi différer d'avis avec l'auteur. Page 7, l'auteur admet une double racine *rîg-* et *rêg-*: *rîg* pour expliquer les formes gauloises, irlandaises et brittoniques signifiant *roi, chef*; *rêg*, à cause du breton-armoricain *rouantelez*, royauté, dériverait d'un thème *rêgant-* qu'on retrouve dans les noms du IX[e] siècle, sous la forme *roiant*. Un pareil dualisme de formes paraît impossible. Il faut admettre pour *roiant* la même racine que pour *rîg-*, mais admettre un traitement différent de *l'î* long en hiatus, et rapprocher ce phénomène de **isarno-*, fer, donnant en vieil-armoricain *hoiarn*.

p. 48 à propos de l'irlandais *cingim*, il eût fallu citer le brittonique *camm*, pas, = irl. *céimm* = **c·ngmen*.

p. 52 la forme *Dum-wallon* citée à côté de *Dumnowallon* est une faute de scribe, comme le prouve la forme postérieure *Donwallon* (v. J. Loth, Chrestomathie bretonne, p. 127 note 6).

p. 56. Les limites de la Domnonia armoricaine sont données aussi d'une façon trop vague. J'ai prouvé contre MM. de Courson et de la Borderie que la Domnonia comprenait tout le Léon et s'étendait en gros du Conesnon à la rade de Brest (RC. VIII, p. 156).

p. 61 par une distraction évidente, l'auteur tire le gallois *iau*, breton-armoricain *ieo* d'un vieux-celtique **jougo-*, qui ne pouvait donner que *iü*.

p. 81 à propos de *Segontios, Segontiaci*, l'auteur rappelle le nom d'une ancienne forteresse romaine auprès de Carnarvon (pays de Galles), *Caer-Seiont*. La forme *seiont* est une forme semi-savante et ne saurait venir régulièrement de *Segontios*. La vraie forme en vieux-gallois est *Cair-Segeint* (Nennius, Hist. Britt. XXI), plus tard *Caer-Seint* (J. Loth, Mabin. I, 80; 164). De plus, si *Segontios* dérive d'un thème **segu-*, il resterait à expliquer comment *s* initiale a pu persister dans *Saint*. La conservation de *s* initiale tendrait à faire croire que le nom d'homme *Segontius*, quoique d'origine celtique, est arrivé aux Gallois, par le latin, *s* initiale suivie de voyelle restant dans les mots latins passés en brittonique. *Saint* est le nom donné aujourd'hui encore à la rivière qui baigne l'ancienne forteresse.

p. 82 *mag* cité d'après les Irische Texte de Windisch I p. 676, ne s'y trouve qu'en composition et a un sens douteux. Il était inutile d'ailleurs de supposer une variante *mag-* à côté de *mog* pour expliquer *do-for-maig*, il augmente; *o* devenant *a* en syllabe non accentuée.

p. 83—84, le gallois *lluched* (et armoricain *luched*) ne devait pas être tiré d'un vieux-celtique *leucêto* par trois raisons: 1° *luched* suppose *leucc-*: 2° *-ed* montre *e* bref; 3° *luched* est un collectif et signifie non pas *éclair*, mais *des éclairs*.

p. 87 c'est évidemment par distraction que l'auteur tire l'irlandais *féb* de * *vīva*, *v* intervocalique ne devenant jamais *b* (bh) en irlandais. Comme l'a prouvé Thurneysen [2]), l'irlandais *fiu*, gallois *gwiw* = * *visu-*; *féb* est tiré des cas obliques (* *vesv-iās*, * *vesv-ī*, * *vesv-in*).

p. 91 le gallois *byth*, toujours, ne peut être identifié avec l'irlandais *bith*, le premier supposant deux *t* et le second un seul. L'armoricain *bez-* dans *bezcoaz* pourrait s'expliquer par assimilation de *t* à la spirante *gw*, mais il n'y a pas d'exemple de ce phénomène en gallois.

p. 106, d'*eporêdia* devait être rapproché le gallois *eb-rwydd*, rapide (qui a la rapidité du cheval) = * *epo-rêdo-s*; le gaulois *veredus*, gallois *gorwydd* (cf. Zimmer, Keltische Stud. I, p. 24).

p. 143 *stero-* dans *Epo-stero-vidos* est rapproché du gallois *yster*, ardent. Le mot est donné par O. Pughe, avec un astérique et sans exemple. L'exemple avec le dérivé *ysteraig* n'est pas clair et contient une faute de lecture, à en juger par le texte de Skene, Four anc. books of Wales II, p. 141 vers 32 (Skene a *ner* au lieu de *per*). Mieux valait pour la racine citer le gallois *terydd* violent, vif, rapide, armoricain *ter*, prompt, colère.

p. 173 à côté du gallois *Gurtheyrn*, aurait dû être cité l'armoricain *Uurtiern*, *Gurthiern* (J. Loth, Chrestom. bret. p. 180, 211).

p. 181 *Cyndeyrn* ne peut venir de * *Cintu-tigernos*, qui eût donné *Cynteyrn*, mais vient de * *Cuno-tigernos*, vieux-gallois *Contigirn* (Annal. Cambriae *Centhigirn*, à l'année 612: cf. J. Loth, Mabinog. II, p. 255 note 5).

p. 213 Le gallois *gwddhif* (armoricain *gouziviat* épieu), ne peut venir le *viduvium*, l'*ī* dans *if* étant sûrement long. Le vieil-armoricain *guedom*, avec *m* = *v*, est probablement un emprunt bas-latin, semi-savant (*vedubia*; on trouve *vodobia* dans une vie de Saint Leri).

p. 215 dans *gwydd-foch*, sangliers, *gwydd* ne signifie pas *bois*, mais *sauvages*: breton-armor. *moch gwez*. *Gwydd*, *gwez* n'ont rien à faire avec *vidu*.

p. 220. Le gallois *tri-throed*, à trois pieds, ne devait pas être rapproché immédiatement des composés gaulois en *tri-*: c'est un composé nouveau, formé avec *trî* = *trìs*, comme le montre l'aspiration de *troed*. On peut citer comme composé en *tri-*, le gallois *try-fer*, harpon (trident): *try-fer* = * *tri-beru-*.

H. Zimmer, Keltische Studien [3]). Cette suite des Keltische Studien se divise en quatre parties bien distinctes portant les numéros 9. 10. 11. 12. Dans la première partie, sous le titre de Syntaktisches, Zimmer donne plusieurs exemples intéressants et nouveaux d'une construction irlandaise dont il y a des analogues en védique, dans les langues germaniques et slaves, et dont voici un exemple typique tiré d'une vie de saint en latin écrite par un Irlandais: 'in illo autem die ante vesperum venit Fintanus ad consilium, et salutaverunt se invicem et Lasserianus'. La particularité de cette construction consiste en ce qu'un des sujets est à tirer du pluriel. Whitley Stokes, le premier, a fait remarquer l'analogie de cette construction avec certaines particularités de la

---

2) ZVglS. XXVIII 145 et suiv. 3) ZVglS. XXXII, II. H. (1891).

syntaxe du vieux-norrois (BVglS. II, 395). La deuxième partie est une très-importante contribution à l'histoire de la formation des noms de personnes. Cette étude qui a pour base les noms irlandais est d'un intérêt général pour les langues indo-européennes. L'irlandais, qui avant l'adoption des noms de famille, formait ses noms de personnes d'après les mêmes principes que les autres langues indo-européennes, particulièrement que le germanique et le grec, connaissait souvent pour la même personne deux noms, l'un à forme plus pleine, et composée, le nom (nomen), l'autre courte, le surnom (agnomen): *Finnbarr* (puchricomus) et *Finnian*. Le même usage existait en brittonique: *Briomaglus* et *Briocus* désignent le même saint breton-armoricain. Quelques noms communs présentent cette particularité: la loutre porte en irlandais les deux noms de *dobor-chú* (aquae-canis) et de *dobhran*. Cet animal est connu en gallois sous le nom de *dyfr-gi*, en armoricain *dour-gi* = *dobor-chú*. Zimmer établit que la forme longue est le vrai nom et que la forme courte est primitivement une Koseform. Il distingue dans l'histoire de ces formes trois étapes: 1° la forme courte ne s'emploie que lorsqu'on s'adresse à quelqu'un, au vocatif; 2° la forme vocative est employée à côté de la forme pleine, au nominatif seulement: 3° elle est employée à tous les cas. *Jū-piter*, *Ζεῦ πάτερ* sont à la deuxième étape. Les nominatifs béotiens sans *-s* comme *Τιμόλλει* sont des Kosenamen avec consonne redoublée et sont au même degré d'évolution que Jupiter: *Τιμόλλει* a été d'abord la forme affectueuse employée dans l'interpellation pour *Τιμόλαος*. En partant du principe que la forme courte a d'abord été une forme affectueuse employée dans l'interpellation, Zimmer arrive à donner une explication ingénieuse d'une construction des plus singulières en irlandais: à côté de Becan on trouve des formes comme *Mo-becoc* et *Do-becoc*. *Mo becoc* signifie clairement *mon petit Bec*: *mo* est le pronom possessif; *óc* = *óac*, jeune. *Do-Becoc* est généralement expliqué par *ton petit Bec*, construction assurément bizarre. Zimmer voit dans *do*, non le pronom possessif, mais une forme atone du pronom personnel de la 2ème personne du singulier, tonique *tú*. J'ai signalé des formes de noms en vieil-armoricain avec *to-* [4]). Whitley Stokes a expliqué le *to* préfixe comme le *do* irlandais, c'est-à-dire par le pronom possessif (Academy, 1886, p. 152). Zimmer croit ces formes bretonnes imitées de l'irlandais. Il montre que si cette construction est naturelle en irlandais, elle ne l'est pas en brittonique. L'explication de Zimmer plus simple, plus logique que l'explication courante soulève une objection sérieuse. On ne s'explique pas pourquoi le pronom personnel serait devenu atone dans cette construction; nous voyons jusqu'à nos jours le pronom personnel absolu de la 2ème personne conserver son *t* initial intact en gaëlique aussi bien qu'en brittonique. Phonétiquement, l'ancienne explication soulève moins de difficultés. Il n'est pas inutile de remarquer que le préfixe *to-* a conservé son *t* intact dans les noms armoricains: *Tegonnec* = *Toconocus*, tandis que partout à peu près, le pronom possessif vieil-armoricain * *to* est devenu *de*, *da*.

4) MSLP. VI 69.

Le troisième article über das Alter dialektischer Erscheinungen im Irischen est une utile contribution à l'histoire de la prononciation et de l'orthographe irlandaises.

La quatrième partie traite du petit glossaire dit d'Endlicher: Endlichers Glossar. Ein gallo-romanisches Denkmal des V. Jahrhunderts. Endlicher publia en 1836 dans son Catalogus cod. mss. bibl. palat. Vindob. I, p. 199, un court traité De nominibus gallicis, tiré du manuscrit 89 (IX[e] s.). Le premier tiers de ce glossaire a été reproduit par Wesseling dans son Itinerar. Anton. 617, d'après le manuscrit Paris. 4808, et utilisé depuis par Diefenbach, Celtica (1839) I, 48. 59. 69. 80, et dans son Lexicon der von den Alten aufbewahrten Sprachreste der Kelten[5]). Ce petit traité doit son nom de Glossaire d'Endlicher à Whitley Stokes qui en a donné jusqu'à quatre éditions[6]). Grâce à Mommsen qui a été amené à s'occuper de ce traité à propos de la Notitia Galliarum, Zimmer a pu disposer d'un apparatus criticus plus complet que ses devanciers. Le traité n'est complet que dans le manuscrit de Vienne 89. Le premier tiers édité par Wesseling se trouve en revanche dans beaucoup de mss. Il se trouve toujours joint à la Notitia. Zimmer a pu faire à la vulgate deux importantes corrections: au lieu de *renne* arborem grandem, il faut lire *prenne*, gall. corn. et arm. *prenn* bois, pièce de bois; au lieu de *treigle* pede, *treide*: gall. et arm. *troed* pied (d'un thème * *troget-*). Il n'a pas eu de peine à établir que la racine seule des mots du glossaire était gauloise, que la phonétique et la flexion en étaient romanes. Seul, d'ailleurs Whitley Stokes tenait pour la celticité des terminaisons, et avait fini lui-même par renoncer à cette opinion en faisant une exception pour *avallo* et *trinanto*[7]). D'après les textes auxquels se trouve joint le glossaire, Zimmer conclut avec vraisemblance qu'il a dû être compilé au V[ème] siècle de notre ère.

Richard Schmidt. Zur keltischen Grammatik[8]). Le travail de Schmidt se compose de trois articles sans lien entre eux. Le premier traite d'une diphthongue *oi*, *oe* née en vieil-irlandais de la fusion d'un *o* avec un *e* ou un *i* suivant par suite de la chute d'une consonne. Schmidt établit avec plus de précision que ses devanciers dans quelles conditions précises s'est produite cette diphthongue. Le deuxième article über bretonisches *omp* im Verbal- und Pronominalsystem, traite d'une intéressante question de grammaire bretonne. Windisch a supposé[9]) que *m* dur du conjonctif gallois, qu'on s'attendrait à voir devenir *v*, a été influencé par la terminaison *-nt* du pluriel; que *carom* doit son *m* intact à *gwelont*; que le breton-armoricain a été plus loin et a répondu à *nt* dans la mesure du possible par *mp*. Schmidt voit dans *mp* un effet de Satzphonetik; ce serait un fait analogue à celui qui produit *niemand*, *irgend*; moyen-haut-all. *nieman*, *iergen*. Les formes

5) Orig. Europae 1861, pp. 216—442, 231, 235, 325, 407, 408. 6) TPhS. 1868—1869, pp. 251—257; en allemand dans BVglS. VI, 227—231; TPhS. 1885—1886, p. 70; BB XI (1886) pp. 142, 143. 7) Pour l'opinion opposée à celle de Stokes v. d'Arbois de Jub., Les noms gaulois chez César p. 220 note 3; cf. J. Loth, Chrestom. p. 18. 8) Diss. Strassburg, Trübner 1891. 9) Ueber die Verbalformen mit dem Charakter *R* im Arischen, Italischen und Celtischen. Leipzig, Hirzel 1887, p. 188.

m et *mp* alternent en effet, et il semble que *p* apparaisse après *m*, surtout devant *s* et *x*. Schmidt cite à l'appui les formes *coms* et *comps*, *camps*, aube (forme cléricale et savante de *camisia*), *lammat* et *lampad*, „sauter“, dérivé de *lamm* = irl, *leimm* = * *l·ngmen*, et même *lamp* à côté de *lamm*. On a voulu voir dans *lampat* une influence du français dialectal *lamper*, 'glisser', mais c'est fort invraisemblable, à tout point de vue. L'armoricain *lampat* est sans doute pour *lamhát*; on a *mp* en armoricain comme on aurait *mh* en gallois (*mh* est phonétiquement *m* sourd). P. 17, Schmidt croit que la forme léonarde credann, je crois, a été amenée par la forme *credenn* de l'imparfait. Cette forme *credann*, qui n'existe pas partout, même en léonard, est un phénomène phonétique de dénasalisation et non d'analogie. Le troisième article über die Vertretung von idg. Nasalis sonans im Irischen und Verwandtes introduit une restriction à la règle posée par Brugmann, Grundriss I, § 242, d'après Zimmer [10]), à savoir „qu'en irlandais, devant les consonnes, la nasale sonante indo-européenne et *e* + nasale s'étaient confondues comme en italique“; mais qu'en pan-celtique (urkeltisch), ces sons étaient encore différents, comme le montre leur évolution différente en brittonique; ·*nn* (d'après Thurneysen) était en pan-celtique *an*. Schmidt montre que la première partie de cette règle concernant l'irlandais n'est pas complètement exacte, et qu'on peut encore retrouver, en certaine situation, des preuves d'une différence originelle de son entre *e* + nasale et nasale sonante dans cette langue. Ainsi *cét* = gallois *cant* = * *km·to-m*; *sét* = gall. *hynt* = *sento-*, mais au génitif, sous l'infection exercée par *i*, les deux sons apparaissent différents: *sét*, génitif *seuit*; *cét*, génitif *céit*. Cet article de Schmidt contient un grand nombre de remarques ingénieuses, qui font honneur à la science de l'auteur. Il n'a pas cependant tiré des langues brittoniques tout le parti qu'il aurait pu. P. 29 il était facile de fixer la valeur de l'*i* de *dringim* par le gallois *dringo*. P. 32 à côté de *siniu*, il fallait citer le gallois *hyn*, plus vieux, comparatif de *hen*. P. 35 le cornique *bom* ne vient pas de * *bonmen*; il est régulièrement pour *boem*, comme le montre le moyen-armoricain *boem*, qu'il faut rapprocher de *béimm*, le tirant de * *bens-men*. P. 19 *pym*, cinq, ne prouve rien au point de vue du changement ancien de *e* en *i*: *y* peut provenir du rôle de ce mot qui est la plupart du temps en composition syntactique et dans ce cas ne porte plus l'accent. P. 31 le gallois *tes* eût dû entrer en ligne de compte avec *tess*: *tes*, *tess* = * *tepstu-*.

J. Rhŷs, The Celts and the other Aryans of the P and Q groups [11]). On divise les langues celtiques actuelles en deux groupes, le groupe goidélique qui comprend les dialectes gaëliques d'Irlande, de l'île de Man, d'Ecosse, et le groupe brittonique qui comprend le gallois ou cymrique, le cornique (éteint depuis plus de cent ans) et le breton armoricain. Le groupe brittonique a rendu *q* (gutturale vélaire indo-européenne) qui s'est confondu avec *kv-*, par *p*; le gaëlique, après avoir longtemps conservé *qu-* l'a réduit, dès le vieil-irlandais même, à *c*. Le gaulois est considéré comme se rattachant

10) ZVglS. XXIV, 450. 11) TPhS. 1891.

sur ce point au groupe brittonique. Rhŷs s'est demandé s'il ne serait pas possible de retrouver dans le celtique continental des traces de cette division; s'il n'y aurait pas eu sur le continent un groupe de Celtes conservant *q*, *qu-* indo-européenne. Il répond par l'affirmative. Pour lui, toute l'ancienne Celtique de César, c'est-à-dire la Gaule depuis la Seine jusqu'à la Garonne et au delà, l'ouest même de l'Espagne était peuplé de Celtes conservant *q*. Ce serait un premier flot de populations celtiques. Ils auraient ensuite été dominés par un nouveau groupe d'envahisseurs rendant *q* par *p*. Cette thèse malheureusement ne repose sur aucun argument qui mérite d'être pris en considération et elle a contre elle, en ce qui concerne la Gaule celtique, des faits et des arguments irréfutables. Pour l'Espagne, M. Rhŷs s'appuie sur quelques noms d'homme, présentant *q*, mais il n'est pas prouvé qu'ils appartiennent à des Celtes. Reste le nom de la ville d'*Equabona* en Lusitanie dans lequel il retrouve *equa* qu'il rapproche d'*epo-redia* et qui, chez les Celtes à *P*, aurait été *Epo-bona* (pour *bona*, cf. *Vindo-bona*). La voyelle finale d'*Equa-* est déjà suspecte. Les soupçons redoublent, quand on remarque que ce nom de ville ne se trouve que dans l'Itinerar. Antonini, et que cette ville est située dans un territoire très-troublé ethnologiquement. A ce nom suspect, on peut avec M. d'Arbois de Jubainville[12]) opposer un nom de peuple sûr, celui-là du groupe celtibère, les Pelendones (Pline, H. N. III. 26). En Gaule, le seul nom sur lequel puisse s'appuyer sérieusement Rhŷs est le nom de *Sequana*, la Seine. Tout d'abord, on remarquera que c'est un nom de rivière. De ce chef, on peut supposer avec M. d'Arbois de Jubainville, que c'est un nom qui a pu être légué aux Celtes par une population antérieure. Les Sequani en tireraient leur nom. Mais il n'est même pas nécessaire de recourir à cette hypothèse. En réalité, nous ne connaissons pas le sens de Sequana, ni la valeur exacte des sons exprimés par *-qua-*. Il est possible qu'on ait affaire à un nom composé (*Seco-vana?*) et non à un dérivé de *sequ-*, suivre, étymologie contre laquelle proteste la quantité de *Sêquana*. A côté de ce fragile argument, celui sur lequel l'auteur semble compter le plus est tiré d'un texte du manuscrit de Wessobrunn, conservé à Munich et écrit avant 814 (Graffs Diustika., vol. II, pp. 370—371). A côté de Gallia *uualho lant*, on remarque Chortonicum *auh uualho lant*. *Chortonicum* représente suivant M. Rhŷs l'irlandais *Cruithne*, *Cruitnech* Picte, et représente le territoire d'un peuple dont le nom en vieux-goidélique serait * *Qvrutones*. Au lieu de conclure tont naturellement qu'il s'agit des Pictes de Grande-Bretagne, Rhŷs argüe du nom de *uualho lant* qu'il faut chercher le *Chortonicum* en Gaule et il y voit surtout le territoire des Pictons. Ce *Chortonicum* aurait désigné chez les Celtes à *Q*, les premiers arrivés, les aborigènes de la Gaule non-indo-européenne. On se demande comment M. Rhŷs n'a pas été arrêté par le fait que *uualho* chez les Germains s'applique aussi bien aux Celtes de Bretagne qu'à ceux de la Gaule, ce que M. Rhŷs sait aussi bien que qui que ce soit. Il est évident qu'il ne s'agit pas de la Gaule

12) RC. XII, p. 477—478: M. d'Arbois lui aussi repousse la théorie de M. Rhŷs.

si Chortonicum a le sens que l'auteur lui attribue, avec raison, je crois. De plus, à supposer même qu'il s'agisse de la Gaule, on ne pourrait que conclure à une erreur du scribe du VIII[ème] siècle dont le témoignage ne saurait être mis en balance avec celui des écrivains romains écrivant 800 ans plus tôt. Si aucun des noms cités par M. Rhŷs pour la Gaule ne peut être pris en considération, on peut lui en opposer qui ne sauraient être contestés. Les Petrucorii, Parisii, Pictones sont des peuples de la Celtique; *Drappes, Epasnactus, Eporedirix* sont des noms d'hommes de la Celtique, et montrent nettement $p = q$. (Toute méprise sur un nom gaulois présentant *p* à l'époque de César est impossible, le *p* indo-européen initial ou intervocalique ayant disparu bien avant). La théorie de Rhŷs ne peut donc, au moins pour la Gaule Celtique, en aucune façon être acceptée. L'auteur insinue bien que les noms en *p* de la Celtique appartiennent à la classe conquérante ou à des Celtes du groupe *q* imitant leurs vainqueurs. Mais c'est là un de ces arguments qui caractérisent les causes désespérées. M. Rhŷs est aussi à peu près le seul à avoir pris au sérieux le passage suivant de Pline, H. N. IV, 105: . . . *a Scalde ad Sequanam Belgica, ab ea ad Garumnam Celtica, eademque Lugdunensis, inde ad Pyrenaei montis excursum Aquitania, Aremorica antea dicta.* M. Rhŷs croit que *Aquitania* est le synonyme celtique (du groupe *q*) d'*Aremorica* et que *aqui* dérive d'un celtique de même origine que *aqua*, et que les *Aquitani* auraient été d'abord un peuple habitant les bords de la mer, comme les *Aremorici.* A priori, il est bien invraisemblable qu'un peuple en majorité ibère porte un nom celtique. Mais au fond il n'y a pas à prendre au sérieux le passage de Pline. La géographie de Pline est des plus troublées. Il commet des erreurs continuelles par suite de la confusion qu'il fait entre la Gaule politique de son temps et la Gaule ethnographique de César. C'est ainsi qu'il met en Aquitaine les Pictons et les Santons après avoir dit que l'Aquitaine s'étendait de la Garonne aux Pyrénées. Il confond évidemment par endroits la Celtique avec l'Aquitaine, par suite de l'extension de l'Aquitaine sous Auguste jusqu'à la Loire. De là l'attribution du nom d'Aremorica à l'Aquitaine, au lieu de la Celtica, ce qui pourrait alors jusqu'à un certain point s'expliquer[13]). Ce travail de Rhŷs, malgré des erreurs fondamentales, ne sera pas lu sans intérêt ni profit.

Textes et éditions. Gaulois. Dans la RC. (XII, 131. 254. 354), M. Thédenat continue son utile publication des Noms gaulois, barbares, ou supposés tels dans les inscriptions. — Goidélique. La RC. présente comme tous les ans des textes irlandais inédits ou publiés d'après des sources nouvelles: The second battle of Moytura, par Whitley Stokes (XII, p. 52), texte et traduction, d'après le Harl. ms. (XV[e] siècle) du British Museum; une étude consciencieuse et détaillée de Max Nettlau sur Togail Bruidne Da Derga, un des documents

13) J'ai proposé de lire: *a Scalde ad Sequanam Belgica, ab ea ad Garumnam Celtica eademque Lugdunensis, Aremorica antea dicta. inde ad Pyrenaei montis excursum Aquitania. (De vocis Aremoricae usque ad sextum post Christum natum forma atque significatione*, Paris, Picard 1884). Cette correction est plausible, mais n'est pas nécessaire.

les plus importants de l'épopée irlandaise. — Irische Texte mit Übersetzungen und Wörterbuch, herausgegeben von WH. STOKES und E. WINDISCH[14]). Dritte Serie. Le mot Übersetzungen n'est pas tout à fait exact. La première partie publiée sous le titre de Mittelirische Verslehren, empruntée à divers mss. en moyen-irlandais, et la plus importante, par R. Thurneysen, ne donne que le texte irlandais avec des Eclaircissements. Le reste du volume contient deux textes en moyen-irlandais, publié l'un par WH. STOKES, l'autre par WINDISCH, avec traduction. — Brittonique. Gallois. The text of the Bruts from the book of Hergest, by J. RHŶS and GWENOGVRYN EVANS[15]) (The red book of Hergest II). Ce volume ne contient aucun texte inconnu, mais les documents qu'il présente ont été reproduits avec plus d'exactitude qu'auparavant. C'est une édition diplomatique et non critique. Brut signifie historia, chronica. Outre la version galloise de Gaufrey de Monmouth, le présent volume nous donne Dares Phrygius, le Brut y Tywysogion allant jusqu'à l'année 1282, le Brut y Saeson s'étendant jusqu'à 1382, un court extrait de Chronique abrégée allant de Gurtheyrn au roi John, la liste des Cantreds et commotes du pays de Galles. Le livre est pourvu d'un bon index; on ne peut exprimer qu'un regret, c'est que les auteurs aient cru devoir donner une édition diplomatique et non critique de pareils textes. Ce système ne se comprend que pour des documents comme le Black Book of Carmarthen ou les poésies du Red book of Hergest. — Breton-armoricain. Dans la RC.[16]), M. DE LA VILLEMARQUÉ continue la publication de ses Anciens Noëls bretons, texte et traduction.

Rennes, 30 avril 1892. J. Loth.

1892—1896. Unter den sprachlichen Werken, die auf dem Gebiete der celtischen [1]) Sprachen in den Jahren 1892—96 erschienen sind, lohnt es sich, mehrere **lexikalische** von Bedeutung in ihrem Zusammenhange

---

14) I. Heft, Leipzig, Hirzel 1891. La première série, en un volume, a été publiée par Windisch seul en 1880, avec glossaire et sans traduction. La zweite Serie I. Heft publiée par Stokes et Windisch, avec traduction, a commencé en 1884. Le 2. Heft a paru en 1887. 15) Oxford 1890. 16) RC. XII, 20 et suiv.

1) In der Bezeichnung der celtischen oder (wers nicht halten will wie mit Cypern, Macedonien, Cyclus) keltischen Sprachen herrscht keine Einigkeil. Der Celte des einen Sprachzweiges heisst lat. *Scottus* und einheimisch *Goidel* oder Gäle, der des andern *Britannus* (mittelirisch *Bretan*, mittelengl. *Britain*) oder *Britto Bretto*, (mir. *Britt*, mengl. *Britt Brett*, neuengl. durch lat. Einfluss *Briton*), 'Britanne' oder 'Britte'. Dem letztern Ausdrucke entspricht das welsche **Bryth*, das jedoch nur im Plural *Brython* gebräuchlich ist (wie welsch *Sais* : cornisch *Saws* : armorisch *Saoz*, pl. *Saison* : *Sawson* : *Saozon* 'Saxo, Saxones'): *Lle bu'r Brython Sauson sydd* 'Wo die Britten waren, sind die Sachsen', sagt Iolo Goch 6, 3. Die Bezeichnung der britannischen Sprache *brythoneg* : *brethoneg* : *brezoneg* scheint in dem von Holder col. 609 einmal belegten *brettonicus* ihr Vorbild zu haben. Das englische *Brython* ist (von dem Titel einer ältern welschen Zeitschrift abgesehen) erst 1884 aufgekommen, das durch das Wörterbuch nicht legitimierte franz. *brittonique*, das nicht mehr sagt als breton, erst 1893. Das welsche *Prydein* (wie *Ruvein* 'Rom' gebildet). oder *Prydyn*, *Pryden*, das das 'Piktenland' (*Cruthini*) und dann 'Schottland' bezeichnet, ist vermutlich die piktische Form für Brittanis, Britannia,

zu betrachten. Zunächst dürfen wir A. HOLDERS[2]) **altceltischen Sprachschatz** nochmals nennen, von dem mittlerweile mit dem Buchstaben *H* der erste Band zum Abschluss gebracht ist. Es sind ja fast nur Eigennamen und einzelne Bildungselemente, aus denen sich dieses Wörterbuch zusammensetzt, aber mit solchem Fleisse ist das Material aus Inschriften, Urkunden, griechischen und lateinischen Autoren bis ins 8. Jahrhundert zusammengetragen, dass man kaum zu viel sagt, wenn man das Werk als ein unentbehrliches Nachschlagebuch für jeden bezeichnet, der sich mit dem Studium celtischer Sprachen abgiebt und der, um sich solchen Reichtum zu erwerben, manches Jahr seines Lebens streichen müsste. Im allgemeinen wird man sich freilich bei Durchgehung des 'Sprachschatzes' des Eindrucks nicht erwehren können, dass er eine entschlossene Überarbeitung vermissen lässt. Man erkennt nicht, was solche wenig lehrreichen Kompilationen wie Kol. 776—781, 1632—1637, 1962—1971 zur celtischen Sprachkunde helfen können, und empfindet es, dass solche kapitelweise ausgezogenen Artikel wie *Celtae, Galata, Galli, Gallia* alle sachliche Teilung und Anordnung entbehren. Zu dem Wenigen, was uns über die Sprache der gallischen Völkerschaften Sicheres überliefert ist, steht der Umfang dieses Sprachschatzes in einem auffallenden Missverhältnis. Er umfasst freilich nicht nur die gallischen, sondern überhaupt die in den alten Quellen vorkommenden Namen, die als celtische bezeugt oder angesehen werden. Dadurch ist viel Zweifelhaftes und Spätes hineingekommen. Dass die sprachlichen Erklärungen, da die celtische Philologie nicht das eigentliche Fach des Verf. ist, oft unzuverlässig sind, ist nicht allzu schlimm (wer kann in den meisten Fällen zur Zeit mehr als eine Vermutung geben?), aber es wäre nützlich gewesen, wenn zu den Deutungen der Namen ausser den Gewährsmännern auch die Stellen, wo sie zu finden, angeführt worden wären, denn sie sind in ihrem Werte ungleich. Der wohlwollende Berichterstatter in der RC. XVI 113 hält den altceltischen Sprachschatz für ebenso epochemachend für die celtischen Studien wie ehemals die Grammatica celtica von Zeuss, aber der Vergleich hinkt. Vollständig wird auch dies reichhaltige Wörterbuch nicht sein können, denn der Gegenstand erfährt fortwährend Ergänzungen. Von H. THÉDENATS Arbeit [3]) ist schon gesprochen worden;

Βρεττανvία, Πρεττανvία, als Name der ganzen Insel, w. *Ynys Prydein* (cf. RC. XIII 398 ff.). Das welsche *Cymry* 'Cambrier' (aus ** Cambroges*) war vielleicht ursprünglich dem ganzen Zweige der Britten gemein, bezeichnet aber nur noch die Bewohner von Wales. Die Verwendung nun eines dieser allgemeinen Namen für einen einzelnen Dialekt kann leicht irreführen. Wir nennen also die gälischen Sprachen: Irisch, Manx und Albanisch (von *Alba* 'Schottland', ursprünglich = *Albion* Name der ganzen Insel), und die britannischen: Welsch, Cornisch und Armorisch (ein uralter und unzweideutiger Name, der ohne Grund durch *bretonisch* zurückgedrängt worden ist). 2) Alt-celtischer Sprachschatz. I. Band. *A—H.* Leipzig, B. G. Teubner 1896. 2064 Kolumnen. 8°. Vgl. D'ARBOIS DE JUBAINVILLE, RC. XVI 111; E. WINDISCH, LCBl. 1891 p. 1081. 1893 p. 18; H. MEUSEL, WSKPh. 1891 p. 790; R. THURNEYSEN, LBlGRPh. 1891 p. 242—44; E. HÜBNER, DLZ. 1891 p. 1814. 1892 p. 465. 1893 p. 425, 1418. 1894 p. 743. 1895 p. 46; H. ZIMMER, GGA. 1891 p. 313—328; R. SCHMIDT, IgF. Anz. VI 79—82. 3) Noms gaulois barbares ou supposés tels tirés des inscriptions (jetzt beendigt). RC. VIII 378 ff.; XII 131 ff. 254 ff. 354 ff.; XIII 301 ff.; XIV 163—187.

den Namen Nantosvelta neben dem Gotte Sucellus wies S. Reinach [4]) auf einem Altare aus Saarburg nach, Toncius und Toncetamus J. Leite de Vasconcellos [5]) in Inschriften in Portugal und einen celtischen Apollo Atepomarus J. A. Hild [6]) in einer Inschrift aus dem Arrondissement du Blanc (Indre). Eine höchst fleissige Untersuchung widmet Ch. A. Williams [7]) den celtischen Ortsnamen in Frankreich, deren er eine grosse Zahl mit Hilfe von etwa 60 gallischen oder celtischen Wortstämmen deutet, indem er zugleich die Form der auftretenden Suffixe feststellt. Die Endung *ó(g)ilum*, die im heutigen *-euil* fortlebt, ist noch nicht befriedigend erklärt worden: Aug. Longnon [8]) schreibt ihr eine appellative oder lokale Bedeutung zu, während R. Thurneysen (ZRPh. XV 268) darin mit Vorbehalt das welsche *ial* 'freier Platz' erkennt. Die französischen Namen auf *-ac*, die schon D'Arbois de Jubainville als galloromanische bezeichnet hatte (die Endung ist sonst zu *é* geworden), finden sich, wie J. Loth [9]) bemerkt, nur in der bretonischen Zone der Bretagne und manche Schlüsse auf die Geschichte der Halbinsel im 5.—6. Jahrhundert lassen sie zu. Dass der Name des Bibers nicht nur im Lateinischen eine Doppelform habe *(feber = fiber)*, sondern auch im Celtischen (vergl. Brugmann I 518. Urkelt. Sprachsch. p. 167), vermutet H. D'Arbois de Jubainville [10]). Das bei einem Scholiasten Juvenals vorkommende celtische *broga* in der Bedeutung 'Acker', im Provenzalischen zu *broa* geworden, weist A. Thomas [11]) noch in mehreren Ortsnamen im südlichen Frankreich nach. — Die Epigraphik der britannischen Inseln berührt uns hier weniger. Seit E. Hübner 1873 die heidnischen und 1876 die christlichen Inschriften sammelte, ist die Accession mancher neuer Namen, teils in lateinischer Schrift und teils in dem celtischen Ogam oder Strichalphabet, zu verzeichnen: ich nenne aus den letzten Jahren Arbeiten von J. Rhŷs [12]), J. Laws [13]), E. F. Hewson [14]), E. W. B. Nicholson [15]), P. M. C. Kermode [16]).

Wenn die grammatischen Elemente des Celtischen unter dem Lichte der vergleichenden Sprachforschung deutlicher erkennbar geworden sind, so war doch noch nicht auch der lexikalische Bestand in umfassender Weise in den Wortschatz der indogermanischen Sprache eingeordnet. Nur wer nicht allein mit der anerkannten Methode der Sprachvergleichung

---

4) Sucellus et Nantosvelta. RC. XVII 45—59. 66. 5) O archeologo portugués I 1895; vergl. RC. XVII 110. 6) L'inscription du Peu-Berland. RC. XVII 34—40. 7) Die französischen Ortsnamen keltischer Abkunft. Diss. Strassburg i. E. 1891. 88 pp. Vergl. RC. XII 479. JBRPh. II 175. 8) Les noms de lieu celtiques en France. RC. XIII 361 ff. 9) Remarques sur les noms de lieux en *-ac* en Bretagne. RC. XII 386—389. Über einige andere Ortsnamen s. denselben RC. XII 280, 390. 10) RC. XVII 296 ff. 11) Le celtique *broga* en roman. RC. XV 216 ff. 12) Epigraphic notes. Arch. Cambr. V 12, 180—188 (1895) 13, 98—128 (1896); vergl. RC. XVIII 311 f. — Early Goidelic Sentences. Ac. 1896, II 284. 13) Discovery of the tombstone of Vortipore, prince of Demetia, at Llanfallteg. Arch. Cambr. V 12, 303—313; vergl. Ac. 1896. I 35. 14) Journal of the R. Soc. of Antiquaries of Ireland, march 1896: vergl. RC. XVII 313. 15) The vernacular inscriptions of the ancient kingdom of Alban. London, B. Quaritch 1896. XXII u. 90 pp.; vergl. RC. XVII 87, 290 ff.; ferner: Three unpublished Pictish inscriptions. Ac. 1896 I 427. 16) A Welsh inscription in the Isle of Man. ZCPh. I 48—51, und Note on Guriat by J. Rhŷs, ibid. 52—53.

vertraut, sondern auch in den celtischen Dialekten so bewandert ist, wie WH. STOKES [17]), konnte es unternehmen, die celtische Spracheinheit auf die Urformen zurückzuführen und aus den historischen Bildungen der indogermanischen Sprachen zu begründen und zu erläutern. Der 'Urceltische Sprachschatz' ist vorwiegend theoretisch und die erschlossenen Wurzeln sind nach G. Curtius' Vorgang nach dem sanskritischen Alphabet geordnet. Dass in einem solchen Werke, wie vorsichtig immer es aufgestellt sei, vieles unbeweisbar bleibt oder auch bestritten werden kann, bedarf kaum der Erwähnung. 'Wir wünschen dem anregenden Buche viele, aber möglichst ungläubige, streng prüfende Benutzer', sagt R. Thurneysen. An der Feststellung der urceltischen Sprachformen haben auch andere Gelehrte gearbeitet. J. STRACHAN [18]) lieferte einige Etymologien, die nicht unwahrscheinlich sind, z. B. ir. *gúal* = *Kohle*; aber wenn ir. *maith* 'gut' auf dem Wege über das Gotische mit *mór* 'gross' in einer Wurzel zusammentrifft, so stehen wir in Gefahr, uns ins Unendliche zu verlieren. Auch E. LIDÉN [19]) zieht das Celtische in den Bereich seiner etymologischen Forschung.

Für die Zwecke der indogermanischen Philologie ist der allerwichtigste Teil des celtischen Sprachschatzes ohne Frage der altirische in den Glossenhandschriften des 8.—9. Jahrh., über den immer noch kein vollständiges Wörterbuch existiert. Das Glossarium, das G. I. ASCOLI [20]) seiner Ausgabe der Mailänder und St. Gallener Glossen anhängt, schreitet langsam vor. Schade, dass die darin gewählte etymologische Anordnung die Benutzung des wichtigen Buches unnötig erschwert. Übrigens ist der Mailänder Kodex der Psalmen an vielen Stellen schwer verständlich und bedarf, so wie er veröffentlicht ist, noch immer der Emendation, wie J. STRACHAN [21]) zeigt. Der irische Glossenschatz ist durch einige Mitteilungen vermehrt worden, so von dem unermüdlichen WH. STOKES aus lateinischen Handschriften des 10. Jahrh. von Virgils Bucolica, in dem Pariser cod. lat. 7960 [22]) und in dem Laurentianus pl. XLV cod. 14, sowie nachträglich aus dem Buche von Armagh (ZVgl. XXXI 236 ff.) [23]). B. GÜTERBOCK [24]) dankt man die Nachprüfung mehrerer Glosseneditionen aus Handschriften in Italien und H. ZIMMER [25]) gab einige irische Glossen aus München, unter denen *foich* 'vespa' bemerkenswert ist.

17) Urkeltischer Sprachschatz, übersetzt, überarbeitet und herausgegeben von A. BEZZENBERGER (Wörterbuch der indogermanischen Sprachen von A. FICK, 4. Aufl.). Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1894. VIII + 337 pp. Vergl. RC. XV 232 ff.; IgF. Anz. VI 193—196; ZÖG. 1894 p. 317—19; WSKPh. 1894 p. 913—915; Addenda und Corrigenda von STOKES selbst BB. XXI 122—137; von PRELLWITZ BB. XXII 80 ff.; von J. LOTH, RC. XVII 434—443; XVIII 88—99. 18) Etymologieen. ZVglS. XXXIII 304—307. — Lat. *sibilus, sibilo*. BB. XVIII 148 f. — Etymologies. TPhS. 1891—3 p. 289—296. 19) Vermischtes zur Wortkunde und Grammatik. BB. XXI 93—118. 20) Il codice irlandese dell' Ambrosiana edito e illustrato. Vol. II 5, 6. Roma, Torino, Firenze: E. Loescher 1891, 1894. Das Glossarium reicht bis zu p. CCVIII. *fer*. 21) Some notes on the Milan glosses. ZCPh. I 7—16 und RC. XVIII 212—235. 22) Old-Irish glosses on the Bucolica, from a ms. in the Bibliothèque nationale. RC. XIV 220—237. Vergl. A. 1891 I 64 und die Verbesserungen A. 1893 I 327. 23) Old-Irish glosses on the Bucolica, from a ms. in the Laurentian Library. TPhS. 1891—93, p. 308—328; ZVglS. XXXIII 62—80; cf. 313. 24) Aus irischen Handschriften in Turin und Rom. ZVglS. XXXIII 86 ff. 25) Altirische Glossen im cod. lat. monac. 14429.

Die Lexikographie der mittelirischen Sprache ist noch unvollkommen, da sich niemand bereit findet, das stetig anwachsende ungeheuere Material zu einem Vollständigkeit wenigstens anstrebenden Wörterbuche zu verarbeiten. So ist man auf unzählige Indices und Vokabulare angewiesen. Eine Hülfe zum Verständnis der mittelirischen Sprache, namentlich der altertümlichen und dichterischen, gewähren die von einheimischen Gelehrten selbst verfassten Glossare, deren Ausgabe und Bearbeitung wiederum dem Altmeister WH. STOKES zu verdanken ist. Von dem Oxforder Fragmente des ältesten dieser Glossare, das den Namen des Königs Cormac von Munster († 903), jedoch in der überlieferten Form kaum mit Recht, trägt [26]), gab er ebenso wie von den metrisch abgefassten Nomenklatoren [27]) sorgfältige Ausgaben mit Übersetzung und Kommentar. Freilich wird man den Wert der einheimischen Wortdeuter nicht überschätzen dürfen; denn sie waren keine Philologen und folgten bald einer vagen Überlieferung und bald erschlossen sie die Bedeutung aus dem Zusammenhange. Einige bis dahin kaum verstandene Ausdrücke in den ältesten irischen Erzählungen interpretierte H. ZIMMER [28]), nämlich *imbri bró* statt *imbrith brón* 'das Kreisen des Mühlsteins', *rothbuali* 'das Rad des Mühlenteiches', *rothmol* 'die Radwelle' und *rether fuinemna* 'das Schwingsieb'. Das Wort *fiannshruth* 'Geschichten von den Fianna' (vergl. *finnsruth Fithil*, Laws I, 120) behandelte der VERF. [29]).

Viel Liebe und Sorgfalt hat man von je in Schottland der Beschreibung des gälischen Dialekts der Hochlande gewidmet. Es ist wohl kaum ein zweites Mal vorgekommen, dass innerhalb eines Zeitraumes von acht Jahren vier Wörterbücher über eine so wenig verbreitete Sprache veröffentlicht wurden, wie die albanogälischen: Armstrong 1825, Highland Society 1828, M'Leod und Dewar 1831 und M'Alpine 1832 — von denen jedes seine Selbständigkeit und seinen Wert hat. Jetzt ist AL. MACBAIN [30]) mit einem etymologischen Wörterbuche hinzugetreten, in dem er den Wortbestand dieses jüngsten gälischen Dialekts nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung kommentiert. Es ist ein tüchtiges Werk, das die Arbeiten von Stokes, Windisch, Zimmer, Thurneysen, Meyer, Rhŷs u. s. w. gewissenhaft benutzt und auch Neues und Eigenes von Wert bietet. Wo die Erklärung in prähistorische Zeiten zurückgreift und die Etyma sich nicht an leibhaftige Wortgebilde indogermanischer Sprachen anlehnen können, ist auch hier zweifeln nicht unberechtigt. Von sonstigen lexikalischen Arbeiten, die den albanischen Dialekt betreffen, stelle ich eine Sammlung von Ausdrücken aus den Handwerken, dergleichen gesammelt werden sollten, da sie noch im Munde des Volkes leben, von D. MACINNES [31]) geliefert, lobend voran. Sir H. MAX-

---

ZVglS. XXXIII 274—84. 26) The Bodleian fragment of Cormac's glossary. TPhS. 1891—93, 58 pp. Ein für die Sitzungsberichte der R. I. Academy 1871 bestimmter Druck desselben Stückes ist nicht ausgegeben worden und sehr selten. 27) On the metrical glossaries of the mediaeval Irish. TPhS. 1891—93, p. 1—103 und BB. XIX 1—120. 28) Beiträge zur Erklärung irischer Sagentexte. ZCPh. I 74—101. 29) ZCPh. I 471—473. 30) An etymological dictionary of the Gaelic Language. Inverness 1896. XLVII + 374 pp. Vergl. ZCPh. I 357—360; RC. XVII 298—300. Die Anregung zu seinem Werke empfing der Verf. aus dem früher erwähnten Glossary of unpublished etymologies von AL. CAMERON in den Reliquiae celticae II 615—618. 31) TGSI. XIX 213ff.

WELL[32]) und W. J. N. LIDDALL[33]) gebrauchten die Sprache zu topographischen Erklärungen.

Wenden wir uns nun zu den britannischen Sprachen, so ist auch hier über bedeutende lexikalische Werke zu berichten. Ich erwähne zunächst einige kleinere Beiträge. J. LOTH[34]) hält die von Zeuss sogenannten cornischen Glossen der Oxforder Handschrift eher für welsche; das welsche Wort *muhid* 'ebenus' (= *muchudd* 'jet') findet W. M. LINDSAY[35]) in einem lat. Kodex des 9.—10. Jahrh. und das armorische *guelch* 'strabones' (cf. neuarm. *gwilc'ha* 'schielen') in einer ebenso alten Handschrift des Britischen Museums[36]), neben den Glossen lat. *exsurs* (exordium) für 'texenda', altfr. *ranger* 'rabiem pati (?)' und *lates* 'aşseres'. Ein Stück eines sehr merkwürdigen Handbuches celtischer Heilkunde aus dem 9. Jahrh. zog WH. STOKES[37]) aus dem Leidener cod. Voss. lat. fol. 96 ans Licht; der lat. Text wird uns durch eine Reihe botanischer Namen, die meist aus dem Welschen zu erklären sind, besonders wertvoll. J. RHŶS[38]) verbesserte seine frühere Lesung der armorischen Glossen des Luxemburger Fragments der Hisperica famina und als zu derselben Handschrift gehörig erkannte H. ZIMMER[39]) einige Seiten im cod. Paris. lat. 11411 (vergl. RC. V 469 und J. LOTH, Vocabulaire vieux-breton p. 229) und edierte beide Stücke vereinigt. Unter den celtischen Erscheinungen des letzten Dezenniums erkennen wir, des Beifalls aller gewiss, dem Thesaurus der welschen Sprache von D. SILVAN EVANS[40]) die Palme zu. Dieses Wörterbuch, von dem bis jetzt erst kaum die Hälfte ausgegeben ist, dessen Vollendung aber durch die Unterstützung der englischen Regierung gesichert ist, lässt die Vorgänger J. Davies 1635, Th. Richards 1753, W. O. Pughe 1803 und W. Spurrell 1850 in jeder Beziehung weit hinter sich und stellt sich dem englisch-welschen Dictionary desselben Verfassers 1853 würdig an die Seite. Es ist ebenso reichhaltig als sorgfältig gearbeitet, und wenn auch hier noch nicht wenige Wörter fehlen[41]), die Erklärungen hätten kürzer gehalten

32) Scottish Land-names, their origin and meaning. Edinburgh and London, W. Blackwood and Sons 1894. IX + 219 pp. Vergl. ZCPh. I 175 f. 33) The Place Names of Fife and Kinross. Edinburgh, W. Green and Sons 1896. XIII + 58 pp. Vergl. ZCPh. 499. 34) Les gloses de l'Oxoniensis posterior sont-elles corniques? RC. XIV 70. 35) A Welsh (Breton?) gloss in a Leyden Ms. ZCPh. I 361. 36) Breton and Old French glosses in the Harleian Nonius. ZCPh. I 26. 37) A Celtic Leechbook. ZCPh. I 17—24. Unter den Heilmitteln befindet sich dieses: 'Item ad festucam de oculo tollendam, canta psalmum unum *Qui habitat* (ps. XC) tribus vicibus super aquam, funde in oculum, ubi fuerit festuca, et sanus erit'. 38) The Luxembourg fragment. RC. XIII 248—251. Vergl. RC. I 348, X 248 und H. ZIMMER, Nennius vindicatus p. 297. 39) Neue Fragmente der Hisperica famina aus Handschriften in Luxemburg und Paris. NGGW., phil.-hist. Cl. 1895, p. 117—165. vergl. RC. XVI 353. 40) Dictionary of the Welsh language. Carmarthen, W. Spurrel. Part I (bis *awys*) 1887; part 2 (bis *byw*) 1888; part 3 (bis *cyw*) 1893; part 4 (bis *dd*) 1897. 1828 pp. 8°. 41) Vergl. Phillimore im Cymmrodor VIII 214 ff. Unter *B* fehlt z. B. *ballassar* = balasar (Agkyr 94, 1), *barbwr* 'tonsor' lolo Goch 2, 55; *barnaswin*, *bernaiswin* 'Vernacia' l. G. 2, 28; *blaensaeth* D. G. 13, 2; *blun* 'Geschoss' l. G. 28, 46: *brehyrion* 99, 7; *brigawns* ZCPh. II 177; *bwtri* l. G. 34, 65; *bwysmant* 'ambushment' 4, 123 u. a. m. In der letzten Lieferung vermisse ich unter *D* aus einem und demselben Dichter: *daffithlen* D. G. 114, 34; *darfaw* 62, 50; *datbing* 137, 26; *dieiroed* 174, 45; *dieingl* 228, 22; *diflo* 139, 9; *dilugyrn*

sein können und die grammatische Auffassung nicht immer die richtige ist, so fällt doch dergleichen bei solcher Leistung eines Einzelnen kaum ins Gewicht.

Andrer Art, aber auch sehr zu loben ist das Wörterbuch des Mittelbretonischen, in dem er 'facile princeps' ist, von E. ERNAULT [42]). Es betrifft die armorischen Sprachdenkmäler des 12.—16. Jahrh. und ist eine unentbehrliche Ergänzung des vortrefflichen Dictionnaire étymologique, das der Verfasser seiner Ausgabe des 'Mystère de sainte Barbe' 1888 beigegeben hat, ein Umstand, der für die Benutzung eine kleine Unbequemlichkeit mit sich bringt. H. DU RUSQUEC [43]), von dem man schon ein französisch-armorisches Wörterbuch hat (1886), kürzte Legonidecs Dictionnaire namentlich über den Dialekt von Léon und fügte, nicht immer verlässliche, Etymologieen zu vielen Wörtern hinzu, für die er sich auf Zeuss, D'Arbois und Loth beruft. Weiter wurden zwei armorische Vokabulare aus dem vorigen Jahrhundert gedruckt, das armorisch-französische des Pierre de Châlons über den Dialekt von Vannes, das zuerst 1723 erschien und jetzt von J. LOTH [44]) namentlich aus desselben Verfassers handschriftlichem Dictionnaire françois-breton etwas vermehrt wurde, und das französisch-armorische des P. DE LANNION von 1788, das noch ungedruckt war [45]). Erwähnt seien noch ein Beitrag über die armorischen Bezeichnungen der Himmelsrichtungen von E. ERNAULT [46]) und ein Aufsatz über das Losen der Celten von J. LOTH [47]). 'Das Los werfen' heisst im Irischen *crann-chur* und im Cornischen *teulel pren*, beides eigentlich 'das Holz werfen'; w. *coelbren* 'das Schicksal' besagt eigentlich 'das Holzomen' und dem arm. *prendenn* 'Unheil' scheint die nämliche Vorstellung zu Grunde zu liegen. Loth erinnert an die Weise, wie die Germanen nach Tacitus (Germania 10) das Schicksal durch das 'surculos spargere' befragten.

Endlich ist die von J. LOTH [48]) veröffentlichte Sammlung der lateinischen Lehnwörter in den britannischen Sprachen, in die diese

---

230, 77; *dioch* 54, 67; *diochr* 14, 29; *dirwd* unbelegt 127, 37; *diwagsaw* 208, 89; *drwch* 165, 50; *drycced* 20, 51; u. a. Aus der ältern Sprache fehlt noch mehr und Fremdwörter scheinen nur mit Auswahl aufgenommen zu sein (z. B. *brics*, *butres*, *bwliwns*, *cogio* 'to cog' fehlen). Gewisse Wörter sind wohl grundsätzlich ausgelassen worden, z. B. *cydiaw* (coïre) und *caly*, obschon dieses doch in dem welschen Kodex der Gesetze vorkommt. Der grosse Wert dieses Wörterbuches liegt in der Zuverlässigkeit seiner Erklärungen und dem ungemeinen Reichtum an Belegen. **42**) Glossaire moyen-breton, deuxième édition corrigée et augmentée. Paris, E. Bouillon 1896. XXVIII 833 pp. — Die erste Ausgabe erschien in den MSLP. vol. VI—VIII 1889—92. Vgl. RC. XVIII 109. **43**) Nouveau dictionnaire pratique et étymologique du dialecte de Léon avec les variantes diverses, dans les dialectes de Vannes, Tréguier et Cornouailles. Paris, E. Leroux 1895. 320 pp. gr. 8°. **44**) Dictionnaire breton-français du dialecte de Vannes de PIERRE DE CHÂLONS réédité. Rennes, J. Plihon et L. Hervé 1895. VIII + 115 pp. (Bibliothèque Bretonne armoricaine, fasc. 1). **45**) Essai de vocabulaire français-breton dressé à l'usage du baron de Breteuil. ABret. 1896. I 470 ff. **46**) Noms bretons des points de l'espace. RC. XII 413—419. **47**) Le sort chez les Germains et les Celtes. RC. XVI 313 f. **48**) Les mots latins dans les langues brittoniques, phonétique et commentaire, avec une introduction sur la romanisation de l'île de Bretagne. Paris, E. Bouillon 1892. 246 pp. Zuerst in ABret. vol. VI und VII erschienen, s. JBRPh. I 265. Vergl. E. ERNAULT, RC. XIV 305 ff.; H. SUCHIER, LCBl. 1894, col. 1769; H. ZIMMER, DLZ. 1893, col. 4—11;

Fremdlinge zu verschiedenen Zeiten zahlreicher als in die gälischen eingedrungen sind, ein sehr schätzbares Werk, zu dem von Griffith Roberts 1567, von E. Llwyd 1707 und von J. Rhŷs 1873 ein wenig vorgearbeitet worden war. Vollständig ist auch Loths Vokabular nicht und an seinen umständlich entwickelten, überaus strengen Lautgesetzen, hat man mancherlei auszusetzen gefunden. Der Gegenstand ist komplizierter als im Irischen, und in vielen Fällen ist es so bald nicht ausgemacht, ob es sich um einen urceltischen Besitz, um volkstümliche oder gelehrte, um lateinische oder altfranzösische Entlehnung handelt. Vollkommenes wird in dieser schwierigen Materie nur erreichen können, wer des Gälischen ebenso kundig wie des Britannischen ist und die romanistischen Arbeiten mit Kritik zu benutzen versteht.

Ohne auf das Einzelne einzugehen, wozu die erwähnten etymologischen Lexica fast des gesamten celtischen Sprachschatzes in zahllosen Fällen Anlass bieten, versuchen wir aus ihnen einen allgemeinen Überblick über das Gebiet zu gewinnen. Ein sehr erheblicher Teil der celtischen Wurzeln ist den indogermanischen mit genügender Sicherheit zugeteilt und zweifellos geht daraus hervor, dass der Sprachstamm dem griechischen, italischen und germanischen, der sogenannten Centum-Gruppe, näher steht als den übrigen indogermanischen Sprachen, vielleicht keiner von den dreien näher als der andern, aber zu Gunsten des Lateinischen fällt doch, wie Brugmann hervorhebt, die gleiche Bildung des Deponens und des Passivs ins Gewicht. Weil der Wandel der Elemente im In- und Anlaut und die Mannigfaltigkeit der Suffigierung die Wortstämme unendlich differentiiert hat, so steht im celtischen Wörterbuche noch vieles vereinsamt und durch die indogermanischen Sprachen bis heute unerklärt da. Stokes' Sprachschatz hat keine Indices und ein praktisches Vokabular, in dem man rasch überblickt, was in historischer Zeit den Dialekten gemeinsam gewesen ist und was etwa dem Gallischen oder nur dem britannischen und dem gälischen Zweige eigentümlich ist, ist m. E. ein Desideratum. Eine Konkordanz der Dialekte, schon vor 200 Jahren in Edw. Llwyds Harmonikon kühn entworfen, sollte für den Aufbau eine gewisse Grundlage bilden und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, meine Meinung in einem Specimen gemeinceltischer Wörter kurz zu skizzieren. Ich stelle hier irische und welsche und allenfalls armorische Wörter in der neuern, auf gleicher Entwickelungsstufe stehenden Form zusammen und ziehe nur gelegentlich die alten und mittleren Formen und die übrigen celtischen Dialekte heran. Die etymologische *Erklärung* ist durch den Druck ausgezeichnet, wenn sie eine der indogermanischen Sprachen gesichert darbietet. Dem gegenwärtigen Zwecke entspricht aber die sachliche Anordnung am meisten, wobei von der Aufzählung der Pronomina und Zahlwörter, wiewohl von ihnen alle Sprachvergleichung auszugehen pflegt, abgesehen werden kann.

Der Name Gottes lautet irisch *dia* : welsch *duw* : armorisch *doué*, gallisch *devo-* = lat. *divus*; J. Loth [49]) erwähnt eine arm. Form *döeö* oder *döüö* neben *doe* in Vannes, die nur zufällig dem aw. *duiu* nahe

H. Schuchardt, LBlGRPh. XIV 94—105; R. Thurneysen, IdgF. Anz. IV, 43—46; jetzt auch W. Meyer-Lübke, JBRPh. II 72. 49) Une forme archaïque du nom de Dieu en breton. ZCPh. I 47.

kommt, denn dergleichen 'satzphonetische' Bildungen haben lediglich lokale Bedeutung.

Welt, Himmel, Wetter, Zeit. *ir.* bith : *w.* byd : *arm.* bed, gall. *bitu-* 'Welt', cf. βίος; neamh : nef : env 'Himmel', was zur Wurzel *nâma* gestellt wird; grían : greian 'Sonne', skr. *ghṛṇis*; súil 'Auge' (?) : haul : héol '*sol*'; teas : tes 'Hitze'; easga ré || lloer 'Mond'; reult || seren : stéren ἀστήρ; síon : hin 'Wetter'; torann : tarann 'Donner'; sneachta : nyf '*Schnee, nix*'; reodhadh : rhew : réo 'Frost'; *a* aig *alb.* deigh : iâ 'Eis'; aimsear : amser 'Zeit'; seal : chwyl 'Weile'; aois : oes '*aevum*'; dia : dydd dyw : dez '*dies*' neben ir. lá; andiu : heddiw '*hodie*'; die Namen der Wochentage stimmen nur für Montag, Dienstag und Sonnabend überein, die auch im Irischen nach den Planeten benannt sind; auch domhnach || dyw sul 'Sonntag' ist entlehnt; -nocht : -noeth '*nox*'; -bárach : bore '*morgen*'; feascar : ucher '*vesper*'; bliadhain : blwyddyn : bloaz blizen 'Jahr'; mí : mís : miz '*mensis*'; samh samhradh : haf : hanv '*Sommer*'; gamh geimhre : gauaf : goanv 'Winter', skr. *himá*, z. *zima*. Im Irischen wird *earrach* 'der Frühling' (w. *gwanwyn*), von der Wurzel *earr* 'Ende', als die Jahreszeit bezeichnet, in der der Winter seinen Abschluss findet; *foghmhar* 'der Herbst' (wie auch w. *cynauaf*), als die, die vor dem Winter steht. Sam (skr. *sámâ* Jahr, z. *hama*) bezeichnet das Jahr der Natur in ihrem Entstehen und Vergehen und schwerlich kann man davon mit Stokes p. 293 *samhuin* trennen, 'Allerheiligen oder 1. November', das die Alten durch ein Fest begingen. Es als * *sam-fuin* 'Sommerende' zu fassen ist auch nicht angängig; denn wie *ceitein* (air. *cétam*, mir. *cétamain*) den 'Anfang des Sommers' oder den Mai bedeutet, so *mithemain* (statt *midshamuin*), jetzt *meitheamh* : *mehefin* : *mezeven* 'die Mitte des Sommers', den Juni. Deshalb kann die Endung an *samh-ain* von der von bliadh-ain 'Jahr' nicht verschieden sein; *samhain* scheint ein altes Wort für den nach dem Sommer gerechneten Jahre zu sein. Vergl. T. O'Flanaoile im Gaelic Journal 5, 25. 45.

Erde und Land, Meer und Fluss. Von den Namen der Elemente sind dobhar : dwfr : dour, gall. dubrum 'Wasser' und teine : tân 'Feuer' den Dialekten gemeinsam. Ferner tír : tir '*terra*'; lann : lann '*Land*'; brugh : bro '*Mark*'; muine : mynydd 'Berg', nach Stokes, der das Wort auch im Piktischen monedd findet; tom : tom 'Hügel', cf. τύμβος; leitir : llethr 'Abhang'; carn : carn : karn 'Steinhaufe'; cruach : crug 'Haufe'; seasgann : hesg 'Marschland'; moin : mwyn 'Moor'; glenn : glyn 'Thal'; claoidh : cladd und clais : clais 'Graben'; *a* sét : hynt 'Weg', cf. got. *sinths* 'Gang'; magh : maes 'Feld'; gort : garth : garz '*Garten*'; toll : twll 'Loch'; imiol : ymyl 'Rand'; curr : cwr 'Ecke'; carraig : craig : krag 'Fels'; cloch : clwg clog 'Stein, Fels'; leac : llech 'Steinplatte'; cré : pridd : pri 'Thon'; lathach : llaid 'Schmutz'; salann : halan '*Salz*'; iarann : haiarn 'Eisen', gall. isarno-, davon got. *eisarn*; umba : efydd 'Erz'. Ferner: abhann : afon : *m* avon, gall. *abona* 'Fluss'; sruth : ffrwd 'Strom', cf. ῥυτός 'fliessend'; inbher : ynfyr 'Zufluss'; linn : llyn 'See'; muir : mor '*Meer*'; lear : llyr 'Meer'; lighe : llî 'Flut'; traoghadh : treio 'Ebbe'; inis : ynys : enez 'Insel', cf. νῆσος.

Bäume und Pflanzen. Coill : celli 'Wald', cf. *holz*; fidh : gwydd : gwez 'Bäume', ahd. *witu* 'Holz'; crann : pren 'Baum'; géag : caingc 'Zweig';

duille : dal-en 'Blatt', cf. *φύλλα*; bun : bon 'Stamm'; rusg : rhisg : rusk 'Rinde'; slat : llath : laz 'Stange'; síol : hil 'Same'; aiteann : eithin 'Wachholder'; coll : collen : kelvez '*Hasel*'; cuilionn : celyn : kelenn '*holly*'; dair darach : dâr 'Eiche', cf. *δρῦς*; eó : yw '*Eibe*'; fearn : gwern 'Erle' (fr. verne); feagha : ffa-wydd : fao '*fagus*' (Lehnwort); sail : helyg '*salix*'; uinseann : on : ounn 'Esche'; meas : mes '*Mast*, Frucht'; cnó : cnau '*Nuss*'; ubhall : afal : aval '*Apfel*'. Ferner dris : drysien : drezen und droigheann : draen : dréan 'Dorn'; sméar : mwyar : mouar 'Brombeerbusch'; caor : cair 'Beere'; áirne : eirin : irin 'Schlehe', cf. skr. *arani*; lossa : llysiau 'Kräuter'; féar : gwair 'Heu'; lín : llin '*linum*'; creamh : craf *κρέμυον*; biolar : berwr : beler, gall. *berula* 'Kresse'; fraoch : grug 'Haide'; raithneach : rhedyn : raden 'Farren'; soileastar : elestr 'Schwertlilie'; eidhean aighneán : eiddew 'Epheu'; curcais : corsen 'Schilf', *carex*; feamuin : gwymon 'Seetang' (fr. goëmon); gran : grawn : greun '*granum*'; plaosg : plisg : plusk 'Hülse, Rinde'; coirce : ceirch : kerc'h 'Hafer'.

Tiere. Míl : mil 'Tier', *μῆλον*; tarbh : tarw '*taurus*'; bó : buw '*bos*'; corn : corn '*cornu*'; laogh : llo : leue 'Kalb'; uan : oen : oan 'Lamm'; olann : gwlân : gloan '*Wolle*'; ech : ebol, gall. epos '*equus*', *ἵππος*; marc : march 'Pferd', cf. *mähre*; groigh : gre 'Pferde', *grex*; rón : rhawn 'Rosshaar'; orc : — '*porcus*'; muc : moch 'Schwein'; soc : swch : soc'h 'Schnauze', cf. w. hwch 'Schwein'; boc : bwch '*Bock*' (vielleicht ein Lehnwort); gabhar : gafr : gaour 'Ziege'; — : caer-iwrch 'Rehbock', cf. *caper*; meann : myn 'Zicke'; cú : ci '*κύων*'; coileann : colwyn : kolenn 'Welf'; faolchu 'Wolf' : gweilgi 'Ocean' (? nach Rhŷs); cat : cath '*Katze*', davon in viele Sprachen übergegangen; fíadh : gwydd : goez 'Wild'; sídh 'Wildpret' : hydd 'Hirsch'; art : arth 'Bär', *ἄρκτος*; brocc : broch 'Dachs'; fearóg : gwiwer : gwinver 'Eichhörnchen', *viverra*; luch : llyg llygoden : lôgôd 'Maus'. Ferner éan : edn : ezn evn 'Vogel', cf. *πέτομαι*; eite : aden 'Flügel'; ubh : wy : vi u '*ovum*'; nead : nyth : nez *nidus*; geiss : — 'Schwan', cf. *gans*; géadh : gŵydd : gwaz 'Gans'; eala : alarch '*olor*'; coileach : ceiliog 'Hahn'; eirin : iâr 'Huhn'; iolair : eryr : er '*Aar*'; bran : brân 'Krähe'; cúach : côg '*Kuckuck*', skr. *kokila*; uiseog : uchedydd : ec'houedez 'Lerche'; corr : crychydd : kerc'heiz 'Kranich'; faoileán : gwylan : goelan, franz. *golland* 'Möve'. Ferner íasc : pysg : pésk '*Fisch*', cf. *piscis*; sgadán : ysgadan 'Hering', *Schade*; éo iach eigne : ehawc : éok 'Lachs', *Huchen* (?); cruimh : pryf : prev : prenv 'Wurm', skr. *kŕmis*, albanes. *krimp*; beach 'Biene' : begegyr 'Drohne'; cuil : cylion : kelienn '*culex*'.

Mensch und Körperteile. Duine : dyn : den 'Mensch', *θνητός*; fer : gwr : gour '*vir*'; ben : bun *γυνή*, got. *qinô*; *m* fracc : gwrach : groach 'Weib'; teaghlach : teulu 'Familie'; athair || tâd : tat '*pater*, *tata*'; mathair || mam '*mater*, *mama*'; cland : plant 'Kinder'; mac : mab : map 'Sohn', cf. *magd*; bráthair : brawd '*frater*'; siur : chwaer : hoar '*soror*'; feadhbh : gweddw '*Witwe*'. Ferner colann : celain 'Leib'; anail : anadl 'Atem', cf. *ἄνεμος*; crú : crau '*cruor*'; ceann : penn 'Kopf'; cloigeann : clopen 'Schädel'; inchinn : ymenydd 'Gehirn', eig. 'was im Kopfe ist'; *a* enech : enep 'Gesicht', skr. *ánika*; gruadh : grudd 'Wange'; gin : gên : genou 'Mund', *gena*; folt : gwallt 'Haar'; muing : myng : moué mouenk 'Mähne'; greann 'Haar' : gran 'Augenlid'; abhra : — : abrant '*Braue*'; srón : ffroen : fron 'Nase'; cluas : clust 'Ohr'; déad : dant '*Zahn*'; sgíath : ysgwydd : skoaz skoe 'Flügel,

Schulter' und 'Schild' (arm. skoed = *scutum*); uille : elin : ilin '*ulna*'; lámh : llaw : *a* lau 'Hand', cf. *palma*; dorn : dwrn : dourn 'Faust'; bas : — : boz 'flache Hand'; méar || bys : bîz Finger; ionga : ewin : ivin *ὄνυξ, unguis*; muinéal : mwnwgl 'Hals'; bruinne : bron 'Brust'; cích 'mamma' : cig 'Fleisch'; croidhe '*Herz*' : craidd : kreiz 'Mitte', cf. *καρδία*; cúl : cil 'Rücken', cf. *culus*; muin : mwn 'Nacken'; slíos : ystlys 'Seite'; taobh : tu 'Seite'; leath : led 'halb', cf. *latus*; brú : bru 'Bauch'; tárr : tor 'Unterleib'; ára : aren 'Niere'; gabul : gafl : gaol '*Gabel*'; ladhar 'Gabel' : llawdr 'Hose'; tón : tin 'podex'; — : clûn '*clunis*'; glún : glin 'Knie'; cos : coes 'Fuss', *coxa*; troigh : troed : troad 'Fuss'; tonn : tonn 'Haut' (span. *tona*); croiceann : croen : kroc'hen 'Fell'; fainne : gwenan : gwennaenn 'Warze'; smior : mer : mél 'Mark', cf. *schmer*; seile : haliw : halô '*saliva*'; endlich *a* anim anm : c. enef : éné '*anima*'; ainm : enw '*ὄνομα*'; sloinneadh : ystlyned 'Benennung'; ciall : pwyll : poell 'Verstand'.

Haus und Nahrung. Aros 'Wohnung', aros 'Weilen' : teach : ty 'Haus', *τέγος*; both : bod '*Bude*'; tuighe : to 'Dach'; ursa : gorsin 'Pfosten'; dorus : drus dor '*Thür*'; eochair : egoriad 'Schlüssel'; cló '*clavus*' : clo '*clavis*'; lár : llawr : leur '*Flur*'; leas : llys : les 'Hof'; dún : din, gall. *dûnum* 'Burg', engl. *town*; cró 'Hürde' : craw 'Stall' : kraon 'Krippe', cf. engl. *roof*; clíath : clwyd : kloued 'Hürde', mlat. *cleta*; deatach : dywy 'Rauch'; luath : lludw : ludu 'Asche'; gual : glo : glaou '*Kohle*'; ith : yd : ed 'Getreide, Nahrung', skr. *pitu*; annlann : enllyn 'Zukost'; deoch || diod 'Trank'; bleachd bliocht : blith '*Milch*', aber w. llaeth = lat. *lac*; leamhlachd : llefrith 'frische Milch'; meadhg : maidd 'Molken' (fr. mègue); im : ymenyn : amann 'Butter', cf. *unguentum*; mil : mêl '*mel*'; *m* mid : medd : *m* mez '*Meth*'; leann : llyn 'Bier'; cuirm : cwrw, gall. *κούρμι* 'Bier'; braich : brag, gall. *braci-* 'Malz'; *m* nóine : newyn : naon 'Hungersnot', das mir. núna vielleicht vom lat. *annona* 'Theuerung'.

Kleidung und Waffen, Gerät und Werkzeug. Brat 'Mantel' : brethyn 'Wollzeug' : broz 'Rock', cf. ags. *bratt* 'pallium'; *m* lenn : llen 'Mantel'; críos 'Gürtel' : crys 'Hemd'; dealg 'Dorn, Tuchnadel' : c. delc 'monile' cf. an. *dálkr* 'clothpin' (das von Stokes p. 150 dazugezogene w. *dal dala* 'Stachel der Bremse, Saugrüssel, eig. Festhalter des Blutegels' ist wohl andern Stammes); cuaran : curan 'Schuh'; fáinne : — 'Ring', lat. *anus*; cloidheamh : cleddyf : klézé 'Schwert'; *m* gae : —, gall. *gaison* 'Speer', schwerlich gehört w. geisiem (? Iolo Goch 28, 42) dazu; bideog : bidog 'Dolch'; biaill : bwyll '*Beil*'; sgían : ysgien (aus dem Irischen) 'Messer'; tailm : telm : talm 'Schleuder, Schlinge'. Ferner *m* arathar : aradr Pflug, *aratrum* (vielleicht Lehnwort); uidheam : iau '*Joch*'; inneóin : einion eingon (Mab. 119, 129) 'Amboss'; ord : gordd : orz 'Hammer'; geinn : gaing : genn 'Keil; sonn : ffon 'Stab'; brod : brath : broud 'Stachel'; bir : ber '*veru*'; coire : pair 'Kessel', an. *hverr*; crocann : crochan '*Krug*', aus ags. *crocca*? w. crwg 'Eimer'; meadh : medd 'Wage'; fearsaid : gwerthyd 'Spindel'; snáthadh : nodwydd : nadoz '*Nadel*'; cró : crau : kraouen 'Nadelöhr'; snáth : noden 'Faden'.

Volk und Sitte, Krieg und Schifffahrt. Tuath : tud, gall. teuto- 'Volk', got. *thiuda*; luchd 'Leute' : llwyth 'Stamm', cf. *volk*; sluagh : llu 'Heer', gall. slôgi; drong : — : *a* drogn, gall. drungus 'Schar'; fuirionn : gwerin 'Menge'; buidheann : byddin 'Schar', cf. *kette*; cinéal :

cenedl 'Art, Geschlecht'; *m* icht : iaith 'Geschlecht, Sprache'; rí : rhi, gall. -rix, '*rex*'; flaith 'Herrscher' : gwlad 'Land' : glad 'Besitz', gall. * vlatos *Walter*; tighearna : teyrn *a* tigeirn 'Herr'; toiseach : tywosog 'Fürst'; *m* foss : gwas, gall. vassos 'Diener'; fáidh : (gwawd 'Gedicht') '*vates*'; file : (gwelet 'sehen') 'Dichter'; gobha : gôf 'Schmied'; saor : saer 'Schreiner' (im Welschen aus dem Irischen entlehnt); fleadh : gwledd 'Schmaus'; bés : moes : boaz, gall. bessu 'Sitte'; nós : naws 'Sitte', im Ir. entlehnt; reacht : rhaith : reiz, gall. rextu- 'Recht'; ceart : — '*certum*'; dligheadh : dyled dled : dlé 'Schuld', got. *dulgs*. Ferner sith : hedd 'Friede'; cath : câd, gall. catu- 'Schlacht', cf. *κότος*; ár : aer 'Niederlage'; feacht : gwaith 'Zug, Fahrt, Mal', cf. lat. *vectum*; giall : gwystl : goestl '*Geisel*'; *m* carpad : (cerbyd), gall. carpentum 'Wagen'; roth : rhod 'Rad, *rota*'; *m* nau : noe '*navis*'; curach : cwrwg (*curuca*, Adamnan) 'Boot', armen. *kur*; rámha : rhaw rhwyf : roenv 'Ruder, Spaten', lat. *remus*; seól : hwyl : (gwél) 'Segel'.

Eigenschaftswörter. Mór : mawr : meur, *-μωρος*, ahd. *mèri* 'gross'; beag : bach : bihan 'klein'; reamhar : rhef 'dick'; tiugh : tew : teu '*dick*'; tana : teneu : tanao '*tenuis*'; leathan : llydan 'breit', lat. *latus*; caol : cul 'schmal'; díreach : derch? 'gerade', *directus*; cam : cam 'krumm'; réidh : rhwydd : reiz 'eben, frei'; fíar : gwyr : goar 'schief', *varus*?; cruinn : crwn : krenn 'rund'; domhain : dwfn : don 'tief'; trom : trwm : troum 'schwer'; urusa : hawdd : eaz 'leicht'; teann : tyn 'fest'; agarbh : agarw '*acerbus*'; garbh : garw : garo 'rauh'; mín : mwyn 'sanft'; min : main : moan 'zierlich', cf. lat. *minor*; fliuch : gwlyb : gléb 'nass'; críon : crin 'trocken'; fuar : oer 'kalt'; searbh : chwerw : c'houero 'bitter'; milis : melys 'süss'; maith : mâd 'gut'; deagh : da, gall. dago- 'gut', cf. *δέχεσθαι*, auch irisch *da*; droch : drwg 'schlecht'; bailc 'stark' : balch 'stolz'; lag 'schwach' : llag 'träge'; fann : gwan 'schwach'; tréan : tren 'tapfer'; treas 'stark' : trech 'stärker'; leasg : llesg 'träge'; sgíth : — : skouîz 'müde'; dúr 'hartnäckig' : dir 'stark', *durus*, gall. *durum* 'Festung'; tláith : 'mild' : tlawd 'arm'; glan : glan 'rein'; salach : halawg 'schmutzig'; lán : llawn : leun 'voll', verwandt mit *plenus* (cf. ir. línaim 'füllen'); folamh : *a* gwllung : goullo ,leer'; sean : hen 'alt'; nuadh : newydd : neuez '*neu*'; *a* oac : ieuangc 'jung'; síor : hir 'lang', cf. *serus*; samhail : hafel : haual '*similis*'; uasal : uchel : uhel, gall. uxello- 'erhaben'; oirdhearc : ardderch 'herrlich'; gnáth : gnawd, gall. -gnatos '*γνωτός*'; beó : byw '*vivus*'; nocht : noeth : noaz '*nackt*'; lom : llwm 'bar'; maol : moel : maol 'kahl'; dall : dall 'blind', cf. engl. *dull*; caoch : coeg '*caecus*'; bodhar : byddar : bouzar 'taub', skr. *bodhira*; labhar: lafar 'laut'; mantach : mantach 'zahnlos'; truagh : tru, gall. trôgos 'elend' (cf. franz. *truand*); lobhar 'leper' : llofr 'schwach' : lovr 'lepreux'; meirbh : merw 'kraftlos'; marbh : marw 'todt'; deas : dehou *δεξιός*; clí : cledd : kleiz 'link', got. *kleiduma*; endlich fionn : gwynn 'weiss'; bán : ban 'weiss'; dubh : du 'schwarz'; ruadh : rudd 'roth'; dearg (cf. engl. *dark*) || coch (lat. *coccus*) 'roth'; donn : dwn, gall. douno- 'braun', cf. engl. *dun*; gorm : gwrm 'blau, dunkel'; glas : glas 'grün'; líath : llwyd 'grau'; breac : brych : brec'h 'bunt', lit. *márgas*; gle : gloyw 'hell'.

Thätigkeitswörter. Labhair : llafaru 'sprechen'; can : canu 'singen', *canere*; son : sain 'Ton', *sonus*; dord : dwrdd 'Gesumme'; dáil 'Zusammenkunft' : dadl 'Rede' : dael 'dispute'; sgéal : chwedl : *m* quehezl 'Geschichte'; mol : mawl 'loben'; gáir : gawr 'Geschrei'; béic : beichio

'brüllen'; caoin : — 'beklagen', engl. *whine*; lugh : llw 'schwören'; déar : daigr *δάκρυ*; *m* tóaim : taw 'schweigen'; seall : syllu 'blicken'; séid : chwychu 'blasen'; céim : cam 'Schritt'; teachd 'kommen' : taith 'Reise' : tiz 'Eile'; rioth : rhed : redek 'laufen'; lean : canlyn 'folgen'; teich : techu : *m* techet 'fliehen'; fill : chwylo 'umkehren'; crith : cryd 'Zittern'; snámh : nofio 'schwimmen', cf. *νήχω*; gein : geni *'gigni'*, cf. *γένος*; eug : angeu *'nex'*; *m* -uaid : ysu *'edere'*; ibh : yfed : euaff *'bibere'*; súghadh : sugn *'sugere'*; slughadh : llyncu *'schlucken'*; sreothadh : ystrew 'niesen'; sgeith : chwydu : c'houeda 'vomere'; broim : bram 'pedere', cf. *βρέμω*; cac : cach : cac'ha *'cacare'*; súan : hun 'somnus', skr. *svápna*; ber-: cymmeryd : kemeret *'ferre'*; gabh : gafael 'nehmen', cf. *geben*; doghadh : — : deuiff *'δαίω'*; fáisg : gwasgu 'drücken', cf. *vexare*; múch : mwg 'ersticken'; cosg : cospi 'castigare'; *m* táth : todi 'zusammenfügen'; measg : mysgu *'miscere'*; sgar : ysgaru 'trennen'; lamh : llafasu 'wagen'; créachd : croith 'verwunden'; sealg : hela 'jagen'; figh : gweu 'weben'; sníomh 'spinnen' : nyddu 'nere'; treabh 'pflügen' : tref 'Heim'; meil : malu *'molere'*; crean : prynu 'kaufen'; ceil : celu *'celare, hehlen'*; folach : golo 'verhüllen'; car : caru : karet 'lieben', cf. *carus*; searc : serch 'Liebe' *στέργειν*; ead : addiant 'Eifersucht, Sehnsucht'; sant : chwant 'Wunsch', cf. *ἡδύς*; *m* fess : gwys : (gouzot) 'scitum est', cf. *wissen*; brath : brawd, gall. bratu- 'Gericht'; obaim : — 'verweigern' hängt vermutlich mit *ob* : *wb* 'pfui' zusammen.

Sonstige Abstracta. Méad : maint 'Grösse'; ríomh : rhif 'Zahl', ahd. *rîm*; cruth : pryd, richt : rhith 'Form'; dealbh : delw 'Gestalt'; lí : lliw 'Farbe', cf. *livor*; sgath : cysgod : skeud *'Schatten'*; sealbh : helw 'Besitz'; leas : llês 'Vorteil'; buaidh : budd, gall. boud- 'Sieg'; brígh : bri 'Wert' (ital. *brio*); neart : nerth 'Stärke'; clú 'Ruhm' : clyw 'Gehör', *κλέος*; gó : gau : gaou 'Lüge'; feall 'Verrat' : gwall 'Fehler'; easbhuidh : eisiau 'Mangel'; luchd : llwyth 'Bürde'; galar 'Krankheit' : galar 'Kummer'; brón : brwyn 'Kummer'; rath : rhad 'Gnade'; trócaire : trugaredd 'Gnade'; rann : rhan 'Teil'; dán 'Geschick' : dawn 'Gabe', *donum*; táille : tál 'Bezahlung'; éigean : angen *ἀνάγκη*; áil : ewyll : eoul 'Wunsch', cf. *aveo*; uamhan : ofn : aoun 'Furcht'; uabhar 'Stolz' : ofer 'eitel'; rún : rhin 'Geheimnis', cf. *rune*; *a* déad : diwedd : divez 'Ende'.

Dass die nur im gälischen oder nur im britannischen Sprachaste erhaltenen Wörter einstmals beiden Dialekten gemeinsam waren, ist nicht zweifelhaft; aber die altbritannischen Quellen sind im Vergleich zu den irischen spärlich. Ich fahre fort, die Geschichte der celtischen Sprachen, in der alsbald fremde Elemente zur Geltung kommen, unter der Führung der Lexikographen der letzten Jahre zu verfolgen. Zuerst haben die römische und die christliche Weltherrschaft beiden Dialekten in ältester Zeit eine nicht geringe Zahl lateinischer Wörter zugeführt. Sie betreffen alle Kategorien und ihrer viele sind beiden Dialekten gemeinsam, z. B. cathair : caer : kaer *castrum* (anders Loth p. 95 und Foy, IdgF. VI 326); arm : arf *arma*; líomh : llifo *limare*; saighead : saeth : saez *sagitta*; srían : ffrwyn *fraenum*; sroghall : ffrewyll *flagellum*; súist : ffust *fustis*; pláigh : pla *plaga*; pian : poen *poena*; croch : crogi 'hängen' von *crux*; spréidh : praedd *praeda*; asal : asyn *asinus asellus*; buabhall : bual *bubalus*; ór : aur *aurum*; airgead : ariant *argentum*; cailc : calch

calx; céir : cwyr *cera*; ceap : cyff : kef *cippus*; ceangal : cengl von *cingulum*; luireach : llurig *lorica*; clúmh : pluf *pluma*; sguab : sgub : skuba *scopa*; greideal : greidell *graticula*; mias : mwys 'Schüssel', *mensa*; puball : pabell *papilio*; cleachd : pleth *plecta*; coinneal : cannwyl *candela*; cupa : cib *cupa*; cáil : cawl : kaol *caulis*; cáise : caws *caseus*; fíon : gwin '*vinum*'; muilenn : melin *molina*; ola : olew *oleum*; corcur : porphor *purpur*; seac : sych : sec'h *siccus*; cacht : caeth *captus*; fuirm : ffurf *forma*; aibgitir : agwyddor *abgitorium abecedarium*; leabhar : llyfr *liber*; meabhair : myfyr *memoria*; *m* cruimther : pryfder *prebiter*; *m* coibse : cyffes *confessio*; inid.: ynyd : ened *initium* der Fasten; carghas : garawys *quadragesima*; feart : gwyrth *virtus*; ir : ir *ira*. Manche bleiben fraglich, so aigean : eigion *oceanus* und falluing : ffaling *pallium*. Das Wort *axilla* (*ascella*) scheint unter verschiedener Form aufzutreten, einmal (wohl urceltisch) als oscal : asgre : askle und dann als achlais : cesail; und auch — : echel : akel 'Achse' (Stokes p. 6) ist verwandt.

Manche lateinische Lehnwörter sind dem Irischen eigentümlich, wie saoghal *seculum*, cf. w. hoedl; cís *census*; balbh *balbus*; sleachdain von *flectere* u. a. Sie sind für diesen Dialekt noch nicht vollständig gesammelt worden, da B. GÜTERBOCKS Arbeit von 1882 unvollendet geblieben ist; vieles hat WH. STOKES beigetragen, Lismore lives p. LXXXII ff. und BB. XVIII 70—76. Nicht selten spielt die Volksetymologie bei diesen Entlehnungen eine Rolle, wie H. GAIDOZ [50]) z. B. an den irischen *anmchara* 'Seelenfreund' d. h. Beichtiger zeigt, das auf ánchara ancoire : agkyr aus dem ags. *ancra* (anachoreta) zurückgeht. Unter den britannischen Lehnwörtern aus dem Lateinischen, die man jetzt in Loths Vokabular überblickt, sind noch mehr diesem Sprachaste eigentümlich, z. B. cyllell *cultellus*, gwain *vagina*, cadwyn *catena*, llafn *lamina*, emys *admissus* 'Hengst', cwsg 'schlafen' *quiescere*, achos *occasio*, achub *occupare*, addoli *adorare*, dysgu *discere*, peri *parere*, perchi *parcere*, gwynt *ventus*, anifail *animalia*; die Adjectiva aml 'viel' *amplus*, ffyrf *firmus*, pur *purus*, astud *astutus*, prudd *prudens*, cybydd *cupidus*, syberw *superbus*, coch *coccus*, gwyrdd *viridis*, coeth *coctus*, doeth *doctus*, llaes *laxus*, ufyll ufydd (das letztere mit welschem Suffix) *humilis* u. a. m. LOTH hebt hervor, dass auch priod 'Ehegatte' = *privatus* römischen Ursprungs sei, wie denn bei den Britannen nach Cäsar unter je 10 bis 12 Mann Frauengemeinschaft herrschte; aber andrerseits sind auch solche Ausdrücke wie corp : corff *corpus*, w. boch *bucca*, braich *brachium*, palf *palma*, barf *barba* lateinischer Herkunft. Man wird häufiger finden, dass in den Dialekten ein ursprünglich celtisches Wort im Welschen durch die eindringende lat. Form beeinflusst wird; so, wie ich erwähnte, cos : coes *coxa*, íasc : pysg *piscis*, capull : cafall *caballus*, uair : awr *hora*, rámha : rwyf : roenv *remus*, cuach : cawc *caucus*, cuith : pydew *puteus*, srath : ystrad *strata*. So findet sich auch die irische neben póc 'Kuss' (von pax bestehende Form *paxa* (ZCPh. I 435) und ebenso im Welschen pacs (I. G. 47, 39) und bags (D. G. 202, 25). Bisweilen finden sich verschiedene Aussprachen desselben lat. Wortes im Britannischen in verschiedener An-

50) Notes sur l'étymologie populaire et l'analogie en irlandais. ZVglS. XXII 410—319.

wendung wieder, wie arm. staul 'Stall' = *stabulum* (ir. sabhal) und w. ystafell 'Gemach' = *stabellum*. Die Phonologie dieser Entlehnungen giebt zu manchen Beobachtungen Anlass; so zeigt W. MEYER-LÜBKE [51]), dass das w. *wy* aus *ē* einige Male durch eine Zwischenform mit *ei* gegangen ist: magwyr *maceria*, bwyst *bestia*. Den welschen Ausdruck für die Unterwelt *Annwn* will H. GAIDOZ [52]), der ihn dem armor. *Anaoun* gleichsetzt, als Stätte der Seelen verstehen und von *anima* ableiten, was indessen auf phonetische und andere Schwierigkeiten stösst.

Die zweite Invasion in die celtischen Sprachen war die germanische. Die scheinbar so abgeschiedene irische Sprache vermochte sich während der norwegischen und dänischen Herrschaft vom Ende des 9. bis in den Anfang des 11. Jahrh. der altnordischen Eindringlinge nicht zu erwehren, wie 1888 zuerst H. ZIMMER ausführlich dargethan hat (ZDA. XXXII 267); WH. STOKES [53]), K. MEYER [54]) und W. A. CRAIGIE [55]) haben der Frage seitdem ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Wörter wie *m* acarsait = an. *akkarsaeti* 'Ankerplatz', beirling birlinn *byrddingr* 'Barke', *m* elta *hjalt* Schwertgriff, *m* sceld *skjöldr* 'Schild', meirghe *merki* 'Banner', bróg *brókr* 'Schuh', assa : hosan *hosa* 'Stiefel', fuindeóg *vindauga* 'Fenster', punnan *bundin* 'Garbe', tráill *thraell* 'Sklav' (engl. *thrall*) u. v. a. kamen damals in die Sprache. Wenn nach STOKES Sprsch. p. 105 das irische *guala* 'Kessel' dem an. *kjóll* 'Schiff' entspricht, so wird man auch den sagenberühmten *ólnguala* der Ulter für *ölkjóll* 'Thorrs Bierkessel' halten dürfen, denn an. *öl* wird auch von Cormac *ól* geschrieben; das gälische *ól óol* 'trinken' ist freilich ein ganz dunkles Wort. In manchen Fällen lässt sich kaum entscheiden, ob das Irische aus dem Nordischen oder aus dem Angelsächsischen entlehnt hat, wie gewiss doch blede ags. *bledu* 'Becher', creathall ags. *cradel*, maighdean ags. *magden* 'Mädchen', rod ags. *rád* 'Weg'. Nach J. LOTH [56]) wäre der Name des Tributes *boroma*, der nach der Sage der Provinz Leinster in alter Zeit auferlegt wurde, ursprünglich das ags. *Romfeoh* d. h. der Peterspfennig. Das Welsche hat weniger germanische Wörter und diese meist mit dem Irischen zusammen aus dem Angelsächsischen oder Altenglischen: *m* starga (LL. 265ᵃ): tarian ist = an. *targa* und ags. *targe* 'Schild'; bát : bâd ags. *bât*, bord : bwrdd *bord*, mál : mâl *mál* 'Tribut', slíobaim : yslipa an. *slípa*, seabhag : hebog ags. *heafoc* (Thurneysen, Keltorom. 22), rón : moelron *hrún hrón* 'Robbe, Wal', langfethir : llyfether *langfetter* 'Fessel' (Corm.), w. bettws *bedhús* (nicht von *beatus*, Acad. 1896 II 183), ffridd *frith* 'Anpflanzung', rhidyll : ridell *hriddel* 'Sieb', statt des celtischen criathar : *a* cruitr : *m* croezr. Ob crom : crwm : krom 'krumm' germanisches Lehnwort ist, bleibt fraglich; bus : *bus 'Lippe' kann man ebenso wenig vom germ. *kuss* ableiten wie vom arab. *baus* 'Kuss'. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch die Norweger einige Ausdrücke aus dem Irischen aufnahmen, W. A. CRAIGIE [57]) hat wenigstens die in den nordischen

---

51) ZCPh. I 474—476. 52) ZCPh. I 29—34; vgl. ABret. 1896 XI 488. 53) On the linguistic value of the Irish Annals. TPhS. 1889—90, p. 365—433 und BB. XVIII 56—132. 54) Loanwords in early Irish. RC. XII 470 ff., XIII 505 f. 55) Oldnordiske Ord i de gaeliske Sprog. ANF. X (1894) 149—166. Vgl. IdgF. V. 211 f. 56) RC. XVII 428 ff. 57) Gaelic words and names in the Icelandic sagas. ZCPh. I 439—457.

Sagen vorkommenden irischen Ausdrücke zusammengestellt. Das deutsche *Leder* hat man als celtisches Lehnwort (leathar : lledr : ler) angesehen und noch einige andere.

Die dritte Invasion ist die französische. Schon in alter Zeit sind französische Wörter ins Irische eingedrungen (vergl. BB. XVIII 76—86), z. B. díg *digue*, giustis *justice*, pirrél *perrière* 'Katapult', rúta *rote* (aus rupta) 'Truppe', onchú *onceau* 'Leopard', cúaisti cóisde afr. *queste* 'jury', mainneir *manair* u. a. Ich zweifle, ob *m* dú 'angemessen' das franz. *dû* wiedergiebt; aber áirneis scheint das romanische *arnese* zu sein. Im Welschen sind altfr. Wörter, wie schon Loths Vokabular p. 243 zeigt, häufiger, z. B. ffals, mantell, menestr, twrneimeint; auch pwrqwin 'ein leichter Helm' *bourguignotte* gehört dazu, wie H. GAIDOZ[58]) bemerkt; ferner bilain *vilain*, caets *cage* etc., die durch das Englische gegangen sind. Es fehlt nicht an franz. Wörtern, die beiden Dialekten gemeinsam sind, z. B. bairille : baril *baril*, bitáill : bitel *vitaille*, bucla : bwcl *boucle*, coinín : cwning *connin* 'Kaninchen'; ir. siris ist franz. *cérise*, während w. ceirios auf das mlat. *ceresia* zurückgeht. Ob cutach : cwta 'abgeschnitten' mit dem franz. *couteau* zusammenhänge, ist doch sehr fraglich. Begreiflicherweise wurde das Armorische seit alter Zeit, wie E. Ernaults Dictionnaire lehrt, von franz. Wörtern bei weitem am meisten überflutet. Diese Fremdwörter drängten sich dem Gehöre Carnhuanawcs zunächst auf, als er in der Bretagne reiste, und er erklärt es für 'utterly impossible', dass der Welsche die stammverwandte Sprache verstehe. Was die französische und die romanische Sprache aus dem Celtischen entlehnt haben, ist durch musterhafte Untersuchung längst festgestellt worden. Immerhin wird man noch eine Nachlese halten können. Meistenteils sind diese Fremdwörter aus dem Gallischen durchs Mittellateinische in die romanischen Sprachen gedrungen, so *bras* 'Malz' von braich : brag, gall. braci-; *pièce* 'Stück' von cuit : peth : pez, piktisch pett; *chemin* 'Weg' von ceim : cam, gall. camino 'Schritt'; *cloie* 'Hürde' von clíath : clwyd : kloued, gall. cleta; *bran breneux* von bréan : braen : brein 'stinkend'; *guermenter* 'klagen' von gairm : garm 'Geschrei'; afr. *rote* 'Harfe' von *a* crott : crwth (crotta) durch ahd. hrota u. s. w. So leitet W. MEYER-LÜBKE[59]) prov. *ban* 'Horn' von benn : ban; *cailliou* von w. caill 'Testikel'; *encombrer* von commar : cymmer 'confluvium' durch combrus; it. *fruda* von sruth : ffrwd durch gall. *frūtu, und H. SCHUCHARDT[60]) it. *froge* 'Nüstern' von srón : ffroen 'Nase', durch gall. *frogna, das noch in *refrogner* fortlebt. Die Deutung, die J. LOTH[61]), in einigen Punkten von S. REINACH abweichend, von den ins Französische übergegangenen Namen der durch die celtischen Länder verstreuten megalithischen Denkmäler giebt, mag hier wiederholt werden: *dolmen*, eine von drei Felsblöcken gehaltene Tafel, eig. tolven, ist aus tabula und maen 'Stein' zusammengesetzt; das jetzt veraltete *ladère* lautet eig. leac'h-derc'h und bedeutet eine aufrechtstehende Steinplatte; *peulvan* besteht aus peul 'Pfahl' und, wie es scheint, dem Suffix van (?); *menhir* aus maen 'Stein' und hir 'lang'; *cromlec'h*, ein altes Wort, ist zuerst in der welschen Bibelübersetzung von 1588 für

58) ZCPh. I 37. 59) ZRPh. XIX 94—99, 273—281, XX 529—535. Vergl. RC. XVI 354 f. 60) ZRPh. XXI 199—205. 61) RC. XV 221 ff.; vergl. RA. XXI (1893) 34 ff.

'Felsenhöhle' nachweisbar — es ist nicht einzusehen, warum das Wort in dieser Bedeutung von der Bezeichnung der megalithischen Denkmäler, wie S. Evans will, verschieden sein sollte.

Die letzte Invasion in die Sprachen der Inselcelten ist die englische, an der sie aller Wahrscheinlichkeit nach zu Grunde gehen werden, wenn sich auch das Irische und das Welsche noch wacker halten. Schon im Mittelalter haben englische Wörter in diesen Sprachen Aufnahme gefunden (vergl. BB. XVIII 128—132); von Jahrhundert zu Jahrhundert drangen deren mehr ins Irische, Manx und Albanogälische. Im Welschen sind vielleicht weniger im Gebrauch, aber die Redeweise des Volks und das Zeitungswelsch wimmeln von Anglicismen. Die meisten Fremdwörter hat unter den Dialekten unter englischer Herrschaft der von Al. Macbain beschriebene, vor allem englische: dabei haben sich auch das Englische und mehr noch das Niederschottische, wie Jamiesons Wörterbuch lehrt und L. Macbean [62]) an einigen Beispeilen zeigt, aus dem Gälischen ein wenig bereichert. Auch manche französische Wörter hat der albanische Dialekt, die den andern gälischen Dialekten fehlen, z. B. aigilean 'Ohrring' von *aiguille*, dag 'Pistole' von *dague*, airleas 'Draufgeld' aus dem Altfranzösischen durch das lat. * *arrhula*. Durch seine ausgesetzte Lage dazu gedrängt, hat das Albanogälische neue Anleihen bei den Skandinaviern gemacht, namentlich für die Schiffahrt, vor allem in Sutherland, wie Neil Mackay [63]) zeigt, und auf den Hebriden. Etwa 50 topographische Benennungen nordischen Ursprungs weist Al. Macbain [64]) in jenen Gegenden nach.

Der Austausch der celtischen Sprachen unter sich bildet einen eigenen Gegenstand der Forschung; die Iren haben von den Welschen und diese von jenen genommen. Schon Cormac der Glossator leitet mehrere irische Wörter aus dem Welschen und Wh. Stokes hat eine weitere Liste aus den Annalen gesammelt (BB. XVIII 83 f.); brocóit : a brocaut bragawd 'Hydromel', nós : naws 'Sitte', cloicenn : clopenn 'Schädel' sind darunter. Das air. *foich* 'vespa', das oben erwähnt wurde, leitet H. Zimmer aus dem Britannischen. Alb. *ulbhach* ist dem W. ulw 'Asche, Staub' verwandt und *maois* (statt mías) 'Schüssel' ist die welsche Form mwys. Was freilich das Welsche aus dem Irischen empfangen hat, dessen Sprachformen schon der Schreiber des Iuvencus nachahmt (RC. XI 92), ist mehr. J. Rhŷs [65]) forscht nach irischen Namen in dem alten Liber Landavensis und stellt ein Verzeichnis welscher Wörter irischen Ursprungs auf [66]). Es handelt sich um alte Entlehnungen, z. B. erlame : arlwy 'Zurüstung', sgéal : chwedl 'Erzählung', bith : byth 'immer', clerech : cleiriach 'hinfälliger Greis', macaomh : macwy 'Junker', rhuathar : rhuthr 'Angriff', sárughadh : sarhau 'beleidigen', teichim : techu 'fliehen'' tualaing : teilwng 'würdig', torc : twrch 'Eber' u. a., die demnach das Welsche aus der celtischen Grundsprache nicht bewahrt

62) Celtic element in Lowland Scottish Song. TGSI. XIX 122 ff. 63) TGSI. XX 78 ff. 64) Norse element in Highland place names. TGSI. XIX 217 ff. Vergl. F. W. C. Thomas, TSAS. XI (1876) 198. 472. Sec. Ser. IV (1882) 41. 65) The Goidels in Wales. Arch. Cambr. V 12, 18—29 (1895). 66) Goidelic words in Brithonic. Arch. Cambr. V 12, 264—302. Vergl. RC. XVII 102—105.

hätte. Auch die untergegangene Sprache der Pikten, der Wh. Stokes eine Untersuchung widmet (BB. XVIII 84—115), hat den andern Dialekten geliehen; vermutungsweise sind *apor*, *abbor* = w. aber 'confluvium', *ross* 'Wald' = ross : rhos u. a., namentlich aber viele Eigennamen, wie der allbekannte *Drostan Drustagnus* (Tristan), für piktisch erklärt worden. Das Albanische ist der Dialekt, in dem man noch Reste piktischer Sprache erwarten darf. Ich erwähnte schon *pett* = cuit : peth 'Stück' (vergl. Thurneysen p. 71); nicht unmöglich, dass auch das alb. *pailt* 'zahlreich', mit dem das arm. paot zusammentrifft, gleicher Herkunft ist.

Ehe ich diese allgemeine Charakterisierung des celtischen Wortschatzes abbreche, erwähne ich noch gewisse sprachliche Spielereien der Iren. Gelegentlich liegt es in ihrer Absicht, sich ungewöhnlich und dunkel auszudrücken; eine ganze Erzählung in derartiger künstlicher Phraseologie hat aus dem cod. Harl. 5253 im Britischen Museum (vergl. O'Curry, Materials p. 472) K. Meyer[67]) ediert.

Was der heutigen etymologischen Forschung vor den unklaren Versuchen früherer Zeiten Sicherheit und Wert verleiht, das ist die fortgeschrittene Erkenntnis der indogermanischen **Grammatik**, auf die sie gegründet sein muss. In K. Brugmanns vergleichender Sprachlehre[68]) ist auch der altirischen Sprache ihr Platz angewiesen. Von dem ausführlichen und sorgfältigen Werke ist die Wortbildung abgeschlossen und die Lautlehre neu gestaltet. Als Eigentümlichkeiten, die die celtischen Sprachen charakterisieren, hebt der Verf. hervor: *î* für indogerm. *ê*, wie *fîr* = *verus*; *rî* (z. B. *crîde*) statt des unbestimmten *r̥*, das *καρδία* ergab; *lî* (z. B. *blicht* 'Milch') statt des unbestimmten *l̥*; das Schwinden des indog. *p*, wie *athir* statt *pater*; *b* aus indog. *gv*, wie *bó* : *buwch* = *βοῦς*; den Genitiv der *o*-Stämme auf *î*, wie *baill* aus **ballî* von **ballos*; die Bildung des Präteritums durch *ss*, z. B. *ro gabus*. Einzelne Fragen der vergleichenden Grammatik behandelten H. Zimmer[69]), der den irischen Accent, nicht ohne Widerspruch, auf gleiche Stufe mit dem vedischen stellte und die Meinung vertrat[70]), dass nur der gälische Dialekt die Anfangssilbe betone, nicht aber der britannische, der, abgesehen von dem mechanisch accentuierenden Welschen, den Ton auf die Ultima lege, wie noch jetzt das Vannetais; ferner Wh. Stokes[71]); W. Foy[72]); J. Strachan[73]), der Fälle der Ersatzdehnung nachweist, wie *dál* : *dadl*, *én* : *etn*; R. Thurneysen[74]), der zeigt, wie sich die indogermanischen Copula *asti*, ir. *is*, mitunter als ein *h* vor vokalischem Anlaute erhalten hat; G. I. Ascoli[75]), der den irischen Komparativ auf

67) *Scél Baili binnbérlaig.* RC. XIII 220—227. 68) Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. II 2 p. 463 bis 1434. Strassburg, K. J. Trübner 1892; und I 1² XLVII + p. 1—622. 1897. 69) Festgruss an Rud. v. Roth zum Doktorjubiläum 1893. Vergl. DLZ. 1894, p. 70—72. RC. XV 134 f. 70) Festgabe zum 50 jährigen Doktorjubiläum Albrecht Weber dargebracht. Leipzig, O. Harrassowitz 1896, p. 79—93. Vergl. RC. XVII 294. 71) On the assimilation of pretonic *n* in celtic suffixes. TPhS. 1891—93, p. 297—307. IgF. II 167—173. 72) Die indoeuropäischen *s*-Laute (*s* und *z*) im Keltischen. IgF. VI 313—339. VIII 200 ff. 73) The compensatory lengthening of vowels in Irish. TPhS. 1891—93, p. 217—259; A. 1891. I 114. 74) Über einige Formen der Copula im Irischen. ZCPh. I 1—6. 75) SPAGIt. I 1892. II 1895; vergl. RC. XIII 297 f., XVI 364 ff.

-dir, *-thir* als einen Äquativus deutet (*arddidir* = *comard fri*) und über indogermanisches *st* im Anlaut handelt, das im Irischen gewöhnlich zu *t* wird, und J. LOTH [76]), der die rätselhafte Endung der 2. sg. des Imperativs *-ych* im Welschen auf das sanskr. *-çva* zurückführen will (mir scheint das *ch* eher eine Partikel zu sein, = ir. *acc* 'sieh') und die armorische Endung der 1. pl. *-mp*, *-mb* phonetisch aus *mm* erklärt [77]), während E. ERNAULT [78]) an Stokes' Deutung aus *m(p)ni* festhält.

Über grammaticalia der einzelnen Dialekte handeln einige weitere Arbeiten, zunächst aus dem Bereich der gälischen Dialekte. R. THURNEYSEN [79]) zeigt, dass *iarmbélre* im Irischen die tonlosen Redeteile, das ähnlich lautende und damit gelegentlich verwechselte *iarnbélre* dagegen die dunkle Dichtersprache bezeichnet; er hält [80]) die altirische Imperativendung *-the* für eine deponentiale und erklärt [81]) das Präsens der Gewohnheit auf *-ann* als eine Analogiebildung — gegen Atkinson, nach dem *ann* die Partikel 'da' ist (PRIA. III 1, 416—439). Dass das irische Verb des Seins *fil* eigentlich 'voici' bedeute, wie CHR. SARAW [83]) vermutet, und dem Welschen *gwel* 'sieh' nahe verwandt sei, will wenigstens mehr einleuchten, als die Ableitung des dunklen Wortes von der Wurzel lat. *volo*, die andere aufstellen (Urk. Sprsch. p. 276). E. ZUPITZA [83]) erachtet den Infinitiv *creicc* zu *crenim* 'verkaufen' dem zu *renim* 'kaufen' *reicc* nachgebildet, während Thurneysen in beiden eine Anlehnung an *icc* 'Zahlung' sieht. E. WINDISCH [84]) lehrt, dass die irischen Zahlsubstantiva auf *-ar -er* (*óinar*, *cóicer*, *nonbar*) als Abstracta zu betrachten seien und nicht etwa als Zusammensetzungen mit *fer* 'vir', wie *óinfher* etc.; nur das *b* in nonbor und dechenbor bleibt noch unerklärt. Dass die Anwendung der mannigfaltigen Formen des verbalen Pronomen infixum im Altirischen ein wenig geregelt war, geht aus der vollständigen Sammlung der Belege von F. SOMMER [85]) hervor. Eine höchst sorgfältige Untersuchung widmete J. STRACHAN [86]) der Syntax des Modus der Unterordnung in der ältern irischen Sprache, eine Arbeit, die um so schätzbarer ist, als in der syntaktischen Erforschung der celtischen Dialekte bisher wenig gethan wurde. Die lange Periode, die die mittelirische Sprache umspannt und der apokryphe Charakter, der vielen Erzeugnissen ihrer Litteratur aufgeprägt ist, fordert zur Aufsuchung chronologischer Anhaltspunkte im Sprachgebrauche auf. J. STRACHAN hat diesem Gedanken seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet. Indem er bemerkt, dass das altirische Deponens im Anfange der 10. Jahrh. ungebräuchlich wurde und dass je älter ein Text, desto mehr Deponentia er bietet, kommt er zu dem Schlusse, dass der Félire oder Festkalender des Oengus gegen 800 verfasst sei [87]). Aus dem gleichen Gesichtspunkte

---

76) RC. XV 92 ff., 220. 77) Dialectica. RC. XVI 201 ff. 78) RC. XVI 315—322. 79) RC. XIII 267—274. 80) IgF. I 460—463. 81) IgF. I 329—332. Vergl. RC. XIII 292. 82) RC. XVII 276—279. 83) ZCPh. I 466—470; vergl. II 81. 84) IgF. IV 294—299. 85) Das Pronomen infixum im Altirischen. ZCPh. I 177—231. Vergl. RC. XVIII 111; SPAGIt. IV 99 ff. 86) The Subjunctive mood in Irish. TPhS. 1897. 132 pp. 87) Contributions to the history of the deponent verb in Irish. TPhS. 1894. Vergl. RC. XVI 348—351.

untersuchte er die Verbalformen im Saltair na rann, einer bekannten biblischen Historie in Versen, die um 987 gedichtet wurde[88]), und in einer sehr mühevollen Arbeit die Formen, die Stellung, den Gebrauch und die Bedeutung der perfektiven Partikel *ro*[89]). Die Wichtigkeit dieser Untersuchungen würde noch mehr hervortreten, wenn der Verfasser in der Darbietung der Beweismittel eine gewisse Beschränkung walten liesse, damit sich das Wesentliche desto klarer vom schon Bekannten oder Belanglosen abhebe. Nicht alles wollen wir sehen, was der Forscher, um Ergebnisse zu gewinnen, bei sich emsig gesammelt und geschichtet hat; aber jeder Freund grammatischer Untersuchung lässt sich durch die aus dem vollständig überblickten Stoffe abstrahierten Sätze gern anregen und wird um so dankbarer sein, je mehr er sie hinterdrein bestätigt findet. Auch aus dem Gebiete neugälischer Grammatik habe ich mehreres zu verzeichnen. W. HAYDEN[90]) tritt mit einer kleinen neuirischen Grammatik hervor, obwohl an praktischen Hilfsbüchern der Art gerade kein Mangel ist; E. O'GROWNEY lehrte die Sprache im IV. bis VII. Bande des Gaelic Journal. W. HAYDEN[91]) unternahm es noch besonders, die Aussprache des Neuirischen, die sich bekanntlich von der Schrift durchweg unglaublich weit entfernt, darzulegen, was mit englischen Lautwerten freilich nur sehr unvollkommen gelingen kann. Besser ist es F. N. FINCK[92]) gelungen, obwohl sein phonetisches Alphabet von 51 Buchstaben eine Augenfolter ist. Gegen H. Zimmers Annahme, dass die aspirierte Aussprache der Konsonanten *b d m* schon im Altirischen Verwechslungen herbeigeführt habe, machte F. LOT (ABret. 1896. XI 357—360) Bedenken geltend. E. HOGAN[93]) lieferte einen Beitrag zum Verständnis der irischen Idiome, die dem Fremden Schwierigkeiten zu bereiten pflegen, ein höchst dankbares Thema, wenn die Beherrschung der Sprache mit guter Methode gepaart ist. Die Formen des schottischen Dialekts werden, wie J. STRACHAN[93]) erinnert, nur aus dem ältern und reichern Irischen verständlich. Der unumgänglichen historischen Betrachtungsweise begegnet man in den ältern albanogälischen Grammatiken von W. Shaw 1778, Al. Steward 1801, N. M'Alpine 1832, J. Munroe 1835, Forbes[2] 1848 und D. C. Macpherson 1883 fast nie; und auch in der neuesten von H. C. GILLIES[95]) ist sie noch nicht durchgedrungen. Und man kann nicht entschieden genug wiederholen, dass Elementarbücher nur dann praktisch sind, wenn sie von der leiblichen oder geistigen Anschauung ausgehen, d. h. mit dem Sprechen oder mit dem Lesen von Erzählungen beginnen, an die sich das Gedächtnis anklammern kann. Eine überaus

---

88) The verbal system of the Saltair na rann. TPhS. 1896. 76 pp. Vergl. RC. XVII 310 f. ZCPh. I 342—356. **89**) On the use of the particle *ro-* with preterital tenses in Old Irish. TPhS. 1895—8, p. 77—193. Vergl. RC. XVIII 134—135. **90**) An introduction to the study of the Irish language. Dublin, H. Gill and son. VIII + 69 pp. **91**) Irish pronounciation: practice and theory. Dublin, Browne and Nolan 1895. 30 pp. Vergl. RC. XVII 67—70. **92**) Wörterbuch der auf den Araninseln gesprochenen westirischen mundart. Habilitationsschrift. Marburg 18[illegible]6. VIII + 250 pp. **93**) Irish phrase book illustrating the various meanings and uses of verbs and prepositions combined. Dublin, Sullivan brothers 1891. 144 pp. Vergl. RC. XIII 186. **94**) The value of Irish for the study of Scotch Gaelic. TGSI. XIX 13 ff. **95**) The elements of Gaelic grammar based on the work of the Rev. AL. STEWARD. XII + 176 pp.; dazu: The Gaelic Class book, part I, exercises on grammar.

künstliche Lautlehre des albanogälischen Dialektes entwarf J. H. STAPLES[96]) Der gälische Dialekt der Insel Man, der uns bis vor kurzem fast nur aus der Bibelübersetzung von 1772 und einigen Gebetbüchern bekannt war, wird mehr und mehr gewürdigt. Das Manx bedient sich, im Gegensatz zu der etymologischen im Irischen und Albanischen, einer oft wenig zutreffenden phonetischen Orthographie. Eine Lautlehre der Sprache, wie sie J. RHŶS[97]) nach den gründlichsten Vorstudien, im Anschluss an des Bischofs PHILLIPS Book of Common Prayer vom Jahre 1610 liefert, ist daher sehr erwünscht gekommen, wenn man auch die vom Verfasser gewählte Darstellungsweise nicht für die bequemste und verständlichste halten sollte. An der sonstigen grammatischen und lexikalischen Bearbeitung des erwähnten ältesten Manx-Buches fehlt es noch durchaus.

Auch zur Grammatik der britannischen Dialekte sind einige Abhandlungen zu erwähnen. M. NETTLAU[98]) untersucht mit der fast erdrückenden Gelehrsamkeit, womit er schon andere Gegenstände der welschen Grammatik erörtert hat, die Konsonanten; J. RHŶS[99]) erklärt das Wort *pieu* 'cuius est' (fragend und relativ) als eine adjektivische Bildung; H. ZIMMER[100]) deutet den welschen 'Equal' oder Aequativus der Adjectiva (*kydecket a* . . . 'so schön wie') auf *-et* (neuwelsch *-ed*) als ein altes Substantivum, das der sanskritischen Form auf *-átâ* entspreche. Diese Annahme ist gewiss richtig (vergl. RC. XVIII 392—400); sie wird durch den dichterischen Gebrauch der Form auf *-et* (*-ed*) als Admirativus bestätigt, z. B. *Ei thecced, ac ni thycia* 'Wie schön sie ist! und nützt doch nichts', D. ab Gwilym 26, 24. J. LOTH[101]) glaubt einige Spuren des irischen Artikels *ind* auch in den britannischen Dialekten, namentlich in der Bildung der Adverbien, z. B. welsch *yn fynych* = ir. *in menicc* 'oft', zu erkennen. Einige Punkte des dialektreichen Armorischen besprechen J. LOTH[102]) und E. ERNAULT[103]). Es sei bemerkt, dass die Volkssprache der übrigen Celten zwar ebenso in Dialekte getrennt ist, dass sie aber wegen der Gleichförmigkeit und grössern Beständigkeit der Orthographie weniger

---

IV + 48 pp. Vergl. RC XVIII 117. 96) On Gaelic phonetics. TPhS. 1891—93, p. 396—404. 97) The outlines of the phonology of Manx Gaelic, als Anhang zu The Book of Common Prayer in Manx Gaelic edited by A. W. MOORE assisted by J. RHŶS. London, H. Frowde 1895. 2 voll. XXIV + 670 + XI +, 183 pp. 98) Notes on the Welsh consonants. RC. IX 164, X 105, XI 68, XII 142, 369; vergl. JBRPh. I 263. Die übrigen wertvollen Arbeiten des Verfassers zur welschen Grammatik sind: Beiträge zur Cymrischen Grammatik (Einleitung und Vokalismus), Diss. Leipzig 1887, vergl. RC. IX 118. Cymmr. VIII 226, IX 184; Notes on the Welsh pronouns. Cymmr. VIII 113; On the Welsh verbs, ib. IX 56; On nouns, adverbs and verbs, ib. IX 259. 99) *Pieu* and other Welsh words. BB. XVIII 268 ff. Vergl. BB. XVII 292 ff. 100) Über den Ursprung des sog. gradus aequalis bei Adjektiven im Kymrischen. ZVglS. XXXIV 161—223. Über dieselbe Form im Armorischen handelt E. ERNAULT, Dictionnaire p. 536 ff. 101) RC. XV 105. 102) *S* + voyelle initial et intervocalique et les effets de la composition syntactique. RC. XIV 291—296; Le dialecte de l'Ile-aux-Moines [im Golf von Morbihan]. RC. XIV 298 f.; über Anlautsveränderungen RC. XVII 421—426; über Porhoet (pagus trans silvam) RC. XVII 427; sonstige Dialectica RC. XVI 201—206, 237, 321—335, XVII 60—63 (ausl. *th* im Welschen = *z* im Léonard, *c'h* im Vannetais, *d* in Trécorois); XVII 286-89 (*z* intervokalisch statt *h*). 103) Sur la négation. RC. XIII 346—360; Sur l'argot de la Roche. RC. XIV 267—290, XV 337—367, XVI 212—236.

zum Ausdruck gekommen und bekannt geworden sind und dass man ihnen erst neuerdings mehr Aufmerksamkeit schenkt. E. ERNAULT [104]) weist nach, dass die Lautverbindung *ndh* oder *nz* dem Armorischen und Cornischen ebenso wie den gälischen Dialekten zuwider ist, nicht aber dem Welschen (*ndd*). Nach DEMSELBEN Gelehrten [105]) ist die armorische Pluralendung *-er* oder *-ier* nicht = *ien*, wie Zeuss annahm, sondern eigentlich die kollektivische Endung *-ârium*, die pluralen Sinn angenommen hat, wie andere mehr, z. B. feuill-*age*, tabul-*atum*, colonn-*ata*. E. ERNAULT [106]) interpretiert auch eine armorische Phrase in A. Parés französischer Reisebeschreibung von 1543 und [107]) untersucht den in mittelbretonischen Kunstgedichten häufigen doppelten Binnenreim. Dieser künstliche Schmuck der Verse ist den celtischen Sprachen sehr gemäss, wie denn die von Ernault beschriebene Form ähnlich auch bei welschen und irischen Dichtern fast bis in die Gegenwart zu finden ist.

Berlin. L. Chr. Stern.

Arabisch.[1])

1891. F. CODERA, BAH. T. VII: Historia virorum doctorum Andalusiae ab Aben Alfaradhi scripta ad fidem codicis Tunicensis ed. T. I, Matriti 1891. 414 S. F. CODERA, Nuevos manuscritos árabes adquiridos para la Academia: BAcH. (Madrid) XVII, S. 152—9. F. CODERA, Noticia de algunos manuscritos arábigo-españoles: ebd. S. 476—81. F. CODERA, Tres nuevos manuscritos árabes: ebd. XIX, 135—8. R. CHABAS, Los mozárabes valencianos: ebd. XVIII, S. 19—49. F. FERNÁNDEZ Y GONZÁLEZ, Ampliación sobre los mozárabes: ebd. S. 50f. L. PAVIA, Il Cid e i suoi tempi: lettura. Milano. 61 S. R. ALTAMIRA, Bulletin historique: Espagne: RH. T. 46, 1, S. 100—23. Darin S. 101f. Referate über: CABALLERO INFANTE, Die arab. Münzen von Denia (Arch. Jan., Febr.); CHABAS, Arab. Inschr. von Simat (ebd. Febr.); RIBERA, Der muslim. Adel im Kgr. Valencia; RIBERA, Begräbniszeremonien der span. Mauren (ebd. Mai); CHABAS, Eine Beschreibung des jüngsten Tages in einer maur. Predigt (ebd.) S. 110; MENEU, Span.-hebr. Dialekt in Marokko (ebd. Apr.). BRUNET Y BELLETT, El ajedrez. Barcelona. G. BAIST, Die arab. Laute im Spanischen II—III: RF. IV 345—422. F. CODERA, Noticias de Murcia musulmana á mitad del siglo VII de la hégira: BAcH. (Madrid) XVIII 212—6. A. DELGADO, Bosquejo histórico de Niebla 1—4: ebd. XVIII 484—551. FRANZ PASCHA, Sur l'Andalousie

---

104) Sur la mutation faible de *d* après *n* en breton. ZCPh. I 38—46. **105**) Les pluriels bretons en *-er*. ZCPh. I 232—244. **106**) Une phrase en moyen breton. RC. XV 149—154. **107**) Sur la rime intérieure en breton moyen. RC. XIII 228—247.

1) Wegen der Schwierigkeit der zu beschaffenden Litteratur konnte der Herr Verfasser hier nur eine bibliographische Zusammenstellung der ihm bekannt gewordenen Erscheinungen (Sprache, Litteratur, Volkskunde, Geschichte, Kulturgeschichte ungetrennt) geben. Portugiesisch und Italienisch (Sizilianisch) sind fast ganz ausgeschlossen und es überwiegt das Spanische. Über arabische Grundlage des Maltesischen folgt der Bericht später, er ist bis jetzt ausgeblieben. Red.

et sur ses monuments arabes: BIÉ. III, sér. 1, S. 177–88. T. de Cuevas, El Ksar-el-Acabir. Bol. de la Sociedad de Geogr. Madrid XXIX, S. 305—32. F. Coello, „El Ksar-el-Acabir" por D. T. de Cuevas: BAcH. (Madrid) XVII 353—84. E. Rios, L'Espagne et le Maroc. Bibl. univ. T. 49, 147. S. 449—74. F. Valladar, Un embajador de Marruecos en Granada el año de 1766: RE. T. 133, 4. S. 585—96. E. Teza, Di un Compendio del Corano in ispagnolo con lettere arabiche (msc. fiorent.): RAL. VII, II, 3, S. 81—8. F. M. Arrue y Olavarría y Huarte, Historia del Alcázar de Toledo, Madrid. 190 S. 4. L. Bolgino, Del cristianesimo in Sicilia sotto la dominazione dei Saraceni: Atti Acc. cattol. Palermit. Vol. II. J. Tailhan, Chronique rimée des derniers rois de Tolède et de la conquête de l'Espagne par les Arabes par l'anonyme de Cordoue. Paris. Leroux. fol. (20 Pl.) 50 Fr. H. Lavoix, Catalogue des monnaies musulmanes de la Bibliothèque nationale. Espagne et Afrique. Paris, Impr. Nat. G. Jacob, Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern? 2. umgearb. Aufl. Berl. G. Jacob, Die Waaren beim arab.-nord. Verkehr im Mittelalter. Berl. H. Lammens, Le rôle des langues orientales dans l'étymologie contemporaine. Extr. d. PH. 1891 (Bruxelles). R. Gottheil, Note on an Albambra vase, PAOS. Mai 1891, S. CXf.

1892. F. Codera, Misión histórica en la Argelia y Túnez. Trabajos leídos ante la R. Academia de la Historia en virtud de una misión histórica en la Argelia y Túnez. VIII, 207 S. F. Codera, BAH. T. VIII: Historia Aben Alfaradhi, T. II, Matriti 1892 (vgl. oben 1891, T. I). J. E. Díaz-Jiménez, Inmigración mozárabe en el reino de León. — El monasterio de Abellar. BAcH. (Madrid) XX. S. 123—51. J. de Dios de la Rada y Delgado, Catálogo de monedas arábigas españolas que se conservan en el Museo arqueológ. nacional, Madr. B. Lagumina, Studi sulla numismatica arabo-normanna di Sicilia. ASS. XVI, 1—32. J. Lerchundi, Vocabulario español-arábigo del dialecto de Marruecos, Tánger. E. Saavedra, Estudio sobre la invasión de los Arabes en España. Madrid, 159 S. 1 K. L. Eguílaz Yánguas, El Hadits de la Princesa Zoraida del Emir Abulhasan y del Caballero Aceja. Relación romancesca del siglo XV ó principios del XVI en que se declara el orígen de las pinturas de la Alhambra. Granada. K. Krumbacher, Woher stammt das Wort Ziffer (Chiffre)? EPhNgr. Paris, S. 346—56 (separ. 11 S.) [ψηφοφορία]. A. R. Gonçalves Vianna: Simplification possible de la composition en caractères arabes. Lisbonne: (Soc. de Géogr. de Lisb. 8 S. (sep.).

1893. M. Berthelot, La chimie au moyen âge. T. I. Essai sur la transmission de la science antique au moyen âge. Doctrines et pratiques chimiques. Traditions techniques et traductions arabico-latines avec publication nouvelle du Liber Ignium de Marcus Graecus et impression originale du Liber Sacerdotum, 25 fig., table anal. et index. — T. II. L'alchimie syriaque comprenant une introduction et plusieurs traités d'alchimie syriaques et arabes d'après les mss. du Brit. Mus. et de Cambridge. Texte et trad. avec notes, comm., reproduction des signes et des figures d'appareils; table anal. et index. Avec la collabor. de M. R. Duval. — T. III. L'alchimie arabe compr. une introd. histor. et

les traités de Cratès, d'El Habib, d'Ostanès et de Djâber, tirés des mss. de Paris et de Leyde. Texte et trad., notes, figures, table anal. et index. Avec la collabor. de M. O. Houdas. Paris. Impr. Nat. J. Ribera, La enseñanza entre los Musulmanes españoles. Discurso leído en la universidad de Zaragoza en la solemne apertura del curso académico 1893 á 1894. Zaragoza 99, XI S. A. Vives y Escudero, Monedas de las Dinastías arábigo-españolas, Madrid, CX. 554 S. R. Basset, Légendes arabes d'Espagne I—II: RTP. VI S. 97—103; VII, 5—10. F. Codera, Un escritor marroquí del siglo XVII importante para nuestra historia: BAcH. (Madrid) XXII. S. 294—9. C. Seybold, Relaciones de Pedro Teixeira 1610, in Festgruss an Roth S. 31—3. Stuttgart. E. Kuhn, Barlaam und Joasaph. Eine bibliographisch-litterar-geschichtliche Studie. München. 88 S. J. Lerchundi, La toma de Granada y caballeros que concurriéron á ella. 2 vol. Madrid. L. Dollfus, Les Muzarabes. RH. XXVIII, 111—34. R. Amador de los Rios, Trofeos militares de la reconquista. Estudio acerca de las enseñas musulmanas del real monasterio de las Huelgas (Burgos) y de la catedral de Toledo. Madrid. 207 S. E. Teza, Del vocabolo babbagigi: AMAP., N. S. VIII, S. 367—76 [= arab. habb elâzîz]. F. Fernández y González: sobre la influencia de las lenguas y ciencias orientales en la civilizacion de la Península. Madrid 104 p. (discurso de la R. Acad. española).

1894. P. Tannery, Sur l'étymologie du mot „chiffre": RA. XXIV 48—53 (gegen Krumbacher oben 1892). F. Codera et J. Ribera Tarrago, BAH. Index librorum de diversis scientiarum ordinibus quos a magistris didicit Abu Bequer Ben Khair, ed. Vol I. Caesaraugustae. M. Jiménez de la Espada, La guerra del moro á fines del siglo XV. BAcH. (Madrid) XXV 171—211. The book of the *Thousand Nights and a Night*. Translated from the Arabic by R. F. Burton. Reprinted from the orig. ed. and ed. by L. C. Smithers. (The Library edition of the Arabian Nights Entertainments.) 12 Vol. Lond. L. Eguílaz Yánguas, Reseña histórica de la conquista del reino de Granada por los Reyes Católicos según los cronistas árabes. 2. ed. Granada. J. Lippert, Studien auf dem Gebiete der griechisch-arabischen Übersetzungslitteratur. H. I: I. Quellenforschungen zu den arab. Aristotelesbiographien. II. Theon in der oriental. Litteratur. Braunschweig. 50 S. L. Dollfus: Études sur le moyen âge espagnol. Paris. 349 p. L. Schwenkow, Die lateinisch geschriebenen Quellen zur Geschichte der Eroberung Spaniens durch die Araber. Göttingen 1894. 99 S. R. Basset, Notice sommaire des manuscrits orientaux de deux bibliothèques (Bibl. Nationale et B. de l'Académie des Sciences) de Lisbonne. Lisbonne 1894. 31 S. A. Almagro y Cárdenas, La cultura arábigo-sevillana en sus manifestaciones literaria, científica y artística, Sevilla 41 S. 4°. Almagro y Cárdenas: Museo granadino de antigüedados árabes (mit 40 Photogr.). Granada.

1895. F. J. Simonet, L'influence de l'élément indigène dans la civilisation des Maures de Grenade. Bruxelles. 27 S. F. Codera et J. Ribera Tarrago, BAH. T. X: Index librorum de diversis scientiarum ordinibus quos a magistris didicit Abu Bequer Ben Khair, ed. Vol. II. Caesaraugustae (vgl. 1894 Vol. I). Santos Rocha, A. dos. Noticia de algumas estações romanas e arabes do Algarve: Archeologo Português. I.

S. 113—6. 291—6. 327—37. II. S. 65—79. E. FAGNAN, Traducciones árabes. RCHLE. I. N. 5.

1896. Actas y memorias del primer Congreso espa˙ol de Africanistas celebrado en Granada con motivo y en conmemoracion del cuarto centenario del descubrimiento de América por iniciativa de la Unión Hispano-Mauritánica; á los que sigue una reseña descriptiva de la exposición morisca efectuada para servir de ilustración al mencionado Congreso. Granada, tipogr. Hospital de Santa Ana. 1894. Umschlag 1896. 308 S. ARCO Y MOLINERO, Angel de. Escritores granadinos que se han ocupado de la historia y descripcion del Mogreb. Sus biografías y méritos de sus obras. Ensayo de bibliografía hispano-marroquí: Actas y Memorias del primer Congreso español de Africanistas S. 47—78. Granada. H. SUTER, Die Araber als Vermittler der Wissenschaften in deren Übergang vom Orient in den Occident. Aarau. 31 S. J. RIBERA: Bibliófilos y bibliotecas en la España musulmana. Zaragoza. 34 S. C. F. SEYBOLD, Zum arabischen Dialekt von Granada. Actes du X. Congrès des Orientalistes, Sect. III S. 127—130. IBN GUZMAN, Le Divan de. Texte, traduction, commentaire etc. etc. par David de Gunzburg. Fasc. I. Le texte (en phototypie) d'après le Mscr. unique du Musée asiatique de St. Pétersbourg. Berlin. 8 S. 146 Lichtdrucktafeln.

Tübingen. C. F. Seybold.

Lateinische Sprache.

1895. Altitalische Sprachen und allgemeine lateinische Grammatik. ***Altitalische Sprachen.*** Vorerst ist hier des erschöpfenden Berichtes zu gedenken, den W. DEECKE über die Litteratur erstattet hat, welche die Jahre 1886—93 auf diesem Gebiete hervorgebracht haben [1]). Was dann im einzelnen zunächst das ***Etruskische*** angeht, so ist ein immerhin erheblicher epigraphischer Fund zu verzeichnen, eine Sandsteinstele mit Kriegerfigur und einer längeren, leider beträchtlich verstümmelten und schwer leserlichen Umschrift ohne Worttrennung aus Vetulonia [2]). — Eine zweite umfangreiche und wichtige Inschrift, die freilich schon 1891 zum erstenmal publiziert worden ist [3]), liegt jetzt in Facsimile und genauerer Umschrift vor [4]). Sie bietet insofern ein besonderes Interesse, als ihr Inhalt sich mit Sicherheit angeben lässt. Da sie nämlich auf ein Bleitäfelchen von einer mano poco perita flüchtig eingeritzt ist und eine Reihe Eigennamen enthält, gehört sie offenbar, ebenso wie CIE. 52, zu der Klasse der sog. Devotionen oder Fluchinschriften, von denen wir zahlreiche griech., lat. und osk. Exemplare besitzen. — Die Neuausgabe des gesamten etruskischen Inschriftenmaterials, die, wie im vorigen Jahresbericht gemeldet, C. PAULI begonnen hat, ist von ihm im Berichtjahr eifrig gefördert worden; es sind drei weitere Hefte erschienen, Clusium cum agro umfassend [5]). Eine eingehende vielfach fördernde und be-

1) JBKA. Bd. 87 (Supplementband zur 3. Folge). 2) NSc. 1895 S. 26. 3) RAL. ser. IV vol. VII sem. 2 S. 431 f. 4) NSc. 1895, 334 ff. 5) CIE. administrante AUG. DANIELSSON ed. CARL PAULI. Leipzig, Barth, 1895. Heft 2—4

richtigende Kritik der ersten drei Hefte hat ELIA LATTES geschrieben[6]); sie muss jedem zur Hand sein, der Paulis corpus benutzt. Ich erkenne dies umso lieber an, je weniger es auch diesmal den sonstigen Publikationen des ebenso eifrigen wie gelehrten und scharfsinnigen Verf.[7]) gelungen ist, mich von der Richtigkeit seiner Interpretationsmethode zu überzeugen. Lattes verficht nach wie vor die sog. etymologische Methode, d. h. er hält sich für berechtigt auf äussere Ähnlichkeiten mit lat., griech. u. a. Wörtern hin etruskische Wörter zu deuten. Zwar glaubt er bisweilen die Richtigkeit solcher Deutungen noch auf anderm Wege erhärten zu können, doch wird es genügen, ein immer wiederholtes Beispiel dieser Art[8]) hier anzuführen, um den Leser über die Kraft solcher Beweise aufzuklären. Eine der Zahlen unter sechs hiess bei den Etruskern *ϑu*; das muss nach Lattes natürlich lat. *duo* sein. Beweis: über einem Sklaven, der die Doppelflöte bläst, steht *ϑun śunu*, offenbar = **duisonus*; zwei Personen werden bezeichnet als *ϑu-lut[e]r* (*-er* Pluralendung); auf zwei Sarkophagen von je zwei Personen steht *tu-surϑi(r)* = *bisoϱiti* (*duo* + gr. *σοϱός*); auf einer Inschrift steht *aiseras ϑuflϑicla*, auf den Mumienbinden von Agram *ais cemnac* (*ais* ist als etr. Wort für Gott bekannt), folglich *cemna* = *ϑuflϑicla* und *cemna* = *gemina*, *ϑuflϑicla* = **duplitticula*. Dass diese Worte teils mit *ϑ*, teils mit *t* geschrieben sind, scheint ebensowenig zu verschlagen, wie dass die Bildung *duplitticula* erst auf nachchristlichen afrikanischen Inschriften Parallelen hätte. Ja letzteres gilt womöglich noch für eine Verstärkung des Arguments[9]). Wer nach dieser Probe Neigung empfindet, sich mit Lattes' Interpretationsmethode genauer bekannt zu machen, sei namentlich auf den exoterisch gehaltenen Aufsatz „l'italianità nella lingua Etrusca"[10]) verwiesen. Selbst der gleichfalls der indogermanisierenden Auffassung des Etruskischen huldigende DEECKE[11]) spricht sich über LATTES' Deutungen dahin aus: „Man sieht sofort die grosse Kühnheit mancher von diesen Kombinationen und dass ihre Richtigkeit doch nur aus dem Zusammenhange des ganzen Textes sich mit Sicherheit ergeben kann". — SKUTSCH (Ref.) hat mit der ihm bisher dem Etruskischen gegenüber einzig erlaubt scheinenden Methode, der kombinatorischen, die Deutung der ersten sechs etruskischen Zahlworte versucht[12]) und diese Deutung auch gegen die Einwände von LATTES[13]) aufrecht erhalten können. Dass von den sechs Zahlen auf den beiden bekannten mit den Zahlworten statt mit Punkten bezeichneten Würfeln *maχ* eins bedeutet, lässt sich recht wahrscheinlich machen und wird wie von mir, so auch von den Indogermanisierern an-

---

fol. 75—234 Nr. 475—1675. 6) I tre primi fascicoli del corpus inscr. Etr. Firenze-Roma, Sansoni, 1895. Estratto dagli SIFCl. IV, 309—358. Auf alle vier Fascikel erstreckt sich Lattes' kürzer gefasste Kritik RFI. 24 (1896), 412 ff. 7) I giudizi dello Stolz e del Thurneysen . . . in relazione . . . coi novissimi fittili di Narce. Torino-Roma, Löscher, 1895. Estratto dalla RFI. vol. I (XXIII) fasc. 4 e II (XXIV) fasc. 1. Vgl. Anm. 6 und 57. Ausserdem: Il vino di Naxos in una iscrizione preromana dei Leponzii in Val d'Ossola. AAST. vol. XXXI, adunanza del 24. Nov. 1895. 8) Siehe namentlich I giudizi etc. (Anm. 7) S. 20 f. 9) ALLG. VIII, 495 ff. 10) NAnt. vol. LVI, S. 416—451. 11) WSKPh. 1896 Sp. 350 f. 12) IgF. V, 256—266. 13) Berichtigungen zu IgF. V, 256—266, IgA. V, 285 f.; vgl. auch I tre primi fascicoli (Anm. 6) S. 348 ff. Anm. 2. — SKUTSCH Erwiderung IgA. V, 287 f.

genommen. Folglich muss *zal*, das dem *maχ* auf den Würfeln gegenüber steht, nach dem für die Anordnung der Zahlen auf den etrusk. Würfeln geltenden Gesetz 2 oder 6 sein. Aber da der Zehner von *zal* mit dem Zusatz *maχ* (also 21 oder 61) als Altersangabe eines Mannes in einem höheren Amt erscheint und sich für dies Amt sonst kein jüngerer Inhaber als ein 36jähriger nachweisen lässt, so ist wohl *zal* als sechs gesichert. Somit ergiebt sich als Prinzip der Zahlenanordnung auf diesen beiden Würfeln, dass die Gegenseiten sich zu 7 ergänzen und einige weitere, obwohl minder sichere Kombinationen ermöglichen dann als Reihenfolge der Zahlen von 2 bis 5 *huϑ śa ci ϑu* oder besser noch *ci ϑu huϑ śa* zu erschliessen. — Die kleinen ***oskischen*** Inschriften, die in den NSc. 1893, 212 und 1894, 147 veröffentlicht worden sind, hat C. Pascal ausführlich kommentiert [14]), ebenso, zum Teil sehr wenig glücklich, eine neue ***pälignische*** [15]). Dagegen ist es ihm meines Erachtens gelungen, unser Verständnis der grossen oskischen Devotion (Fluchinschrift der Vibia, Zvetajeff syll. inscr. Osc. Nr. 50) nicht unerheblich zu fördern, indem er in der Gruppe *valaimas puklu* oder *puklui*, die Bücheler als *volaemae* d. h. *optimae puerorum*, eine Art von Eumeniden, erklärt hatte, einfach den Mutternamen des Devovierten *Valaemae filium* oder *filio* erkannte [16]). Dass die betr. Worte Apposition zum Namen des Devovierten sein können, hatten schon Bugge und Deecke gesehen; er geht überall, wo die Schrift vor *val. pukl.* erhalten ist, diesen Worten unmittelbar voraus; den Stamm *puklo-* in der Bedeutung „Sohn“ kannten wir schon aus dem Marsischen. — Wieder ist ein grösserer Teil der umbrisch-oskischen Grammatik monographisch behandelt worden, nämlich das Verbalsystem, u. zw. von Ch. D. Buck [17]). Die Darstellung des Verf. ist knapp und klar. Mit Hypothesen wirtschaftet er nicht viel mehr als nötig; dass sie manchmal etwas gewagt ausfallen, daran trägt mehr als er das lückenhafte Material die Schuld. Besonders dankenswert ist, dass er auch mit den beigefügten Grundzügen der verbalen Syntax den ersten Versuch einer syntaktischen Darstellung auf diesem Sprachgebiet gemacht hat.

Allgemeine lateinische Grammatik. Gesamtdarstellungen. Die beiden im vorigen Jahresbericht II S. 46 genannten Konkurrenten Stolz und Lindsay sind auch diesmal wieder auf dem Plan erschienen, Stolz mit der Fortsetzung der ausführlichen Historischen Grammatik der lateinischen Sprache [18]), Lindsay mit einem Auszug seines grossen Werks The Latin Language [19]). Ich kann zu ihrer Charakterisierung im allgemeinen auf das a. O. gesagte verweisen. Im einzelnen bietet ja auch das kleine Büchlein Lindsays zu manchen Berichtigungen Anlass. Z. B. wenn S. 141 zu lesen ist „*quăsi* comes

14) RAL. Ser. V vol. III parte prima S. 641 ff. 15) NSc. 1895, S. 251 ff. 16) C. Pascal, la tavola Osca d'esecrazione, Napoli 1894. 17) The Oscan-Umbrian Verb-System. Sonderabdruck aus: The University of Chicago. Studies in Classical Philology Bd. I 124—187. Chicago 1895. Vgl. Ref. BPhWS. XV 1488 ff. 18) Bearbeitet von H. Blase, J. Golling, G. Landgraf, J. H. Schmalz, Fr. Stolz, Jos. Thüssing, C. Wagener und A. Weinhold. Erster Band: Einleitung, Lautlehre, Stammbildungslehre von Fr. Stolz. Zweite Hälfte: Stammbildungslehre. Leipzig, Teubner, 1895. 19) A Short Historical Latin Grammar. Oxford, Clarendon Press, 1895.

from *qua* Neut. Pl. and *si*", so scheint Verf. vergessen zu haben, dass *quansei* CIL I 200, 27 belegt ist. Oder wenn S. 96 aus Ennius (annal. frg. 10 B.) angeführt wird *fiere*, so ist zu bedenken, dass dort *fieri* überliefert ist und gehalten werden kann, da Ennius in den Hexametern auch sonst kretische Worte zu daktylischen kürzt, wie es die Sceniker in Anapästen und Daktylen gethan haben. S. 20 wird *conubium conecto conitor* falsch auf *conn-* zurückgeführt, S. 102 die unzutreffende Proportion aufgestellt *forem: *fuerem = Marcipor: *Marcipuer*. S. 73 wird wieder, was lautlich durchaus unmöglich, der Vokativ *mī* aus **mie* hergeleitet. Es scheint noch niemand eingefallen zu sein, dass *mi* die apokopierte Nebenform von **meįe*, dem regelrechten Vokativ von *me(į)us*, sein kann. Das volle *meįe* hätte zu *mē* werden müssen wie *treįes* 'drei' zu *trēs* und liegt also vielleicht noch vor in *mĕcastor mĕhercle* (vergl. *dĕamo praĕut* u. s. w.); *mē(castor) : mī = neque : nec, atque : ac* etc. Diese Erklärung hätte vor der Brugmannschen des Vok. *mī* = griech. *μοι* und der üblichen des *mē* in *mecastor* als Akkusativ jedenfalls insofern einen Vorzug, als bei ihr nicht ein enklitisches Wort gegen das Wackernagelsche Gesetz (s. JBRPh. II 58) die erste Stelle einnimmt; *mi vir, mi homo* ist die regelmässige Stellung; in *mecastor* ist zudem die angebliche Ellipse von *iuvet* sehr problematisch, *hercle* in *mehercle* ist klärlich Vokativ zu dem italischen *o*-Stamme *Herclos*. Das einzige, was mich bei meiner Erklärung von *mecastor* bedenklich macht, ist *medius fidius*; denn *dius fidius* macht nicht den Eindruck eines Vokativs und schwerlich konnte der Einzelne diesen Gott als „seinen" anrufen. Jedenfalls ist Lindsays Auffassung von *mī* unzulässig. Solche Schwächen hätte er, wie mir scheint, leicht vermeiden können, und es wäre das in diesem zur Einführung bestimmten Buche besonders wünschenswert gewesen. Davon abgesehen ist der reiche Inhalt des trefflichen grösseren Werkes hier mit Geschick kondensiert. — Auch in STOLZ' Stammbildungslehre ist redliches Bemühen des Verf. nicht zu verkennen. Das hat aber hier so wenig wie bei dem früher erschienenen ersten Teile seiner Grammatik hingereicht, ein wirklich förderliches Werk zu schaffen. Die Darstellung lässt auch diesmal zu wünschen übrig. Die alte wie die neue Litteratur sind nicht genügend verwertet; die Hauptquelle bildet, von Brugmanns Grundriss abgesehen, Georges' Lexikon, das aus mehrfachen Gründen dazu nicht geeignet, zudem hier nicht einmal ohne Missverständnisse benutzt ist. Von einer historischen Behandlung des Stoffes, wie sie der Gesamttitel des Werkes verheisst, ist wenig, von Berücksichtigung der romanistischen Interessen fast nichts zu spüren [20]).

Lautlehre. Wir haben hier zunächst zweier grösserer auf allgemein indogermanischem Gebiete sich bewegenden Untersuchungen zu gedenken. Dem indogermanischen Accent hat H. HIRT ein eigenes Handbuch gewidmet [21]). Leider hat es nicht nur unsere Kenntnis des lateinischen Accents und seiner Gesetze nach keiner Richtung erweitert oder vertieft, sondern es scheinen dem Verf. nicht einmal die in den letzten Jahren über die lateinische Enklise angestellten Untersuchungen [22])

---

20) Vergl. REF. BPhWS. XVI 789 ff. 21) Der indogerm. Accent. Ein Handbuch. Strassburg, Trübner, 1895. 22) Siehe JBRPh. II S. 57 f.

bekannt geworden zu sein, die für ihn doch von grosser Wichtigkeit gewesen wären. — Von wenig Bedeutung für die Einzelgrammatik mag für den ersten Blick die Frage scheinen, die JOH. SCHMIDT in seiner Kritik der Sonantentheorie[23]) behandelt hat, die Frage nämlich, ob für das Urindogermanische nicht statt der sonantischen Liquiden und Nasale *r̥ l̥ m̥ n̥* vielmehr Liquide und Nasale + Minimalvokal (*ᵉl ᵉm ᵉn ᵉr*) anzusetzen sind. Aber dass diese Frage doch auch für die lateinische Grammatik nicht gleichgiltig ist, zeigt ein ebenfalls im Berichtsjahr erschienener Aufsatz von F. SOLMSEN über die Entstehung von anlautendem *for-* aus *mr̥-* [24]), die der Entwicklung von anlautendem *mr-* zu *fr-* [25]) parallel gehen soll. Solmsens Ansicht ist recht ansprechend; die Möglichkeit der Verbindung von *formica* mit *μύρμηξ*, *formido* mit *μορμώ*, *forma* mit *μορφή*, *furca* mit ai. *mr̥c* „fassen, packen" ist verlockend. Kein Gegenbeweis ist m. E. *mors*, St. *morti-*, denn ai. *mr̥ti-*, das man damit zu identifizieren pflegt, ist ein junges Wort, lat. *mors* kann also im Sonderleben des Lateins von *mori* abgeleitet sein und dies wieder sein *mor* solchen Formen entlehnt haben, die wie ai. *márta-* alten Anlaut *mo-* haben. Hat SOLMSEN Recht, so ist schon damit die Frage gegen SCHMIDT für die Annahme reiner Sonanten ohne Stützvokale entschieden[26]). Aber selbst dann behält SCHMIDTs Buch im einzelnen auch für das Ital. seinen Wert. So hat er z. B. S. 134 vor mir[27]) die richtige Erklärung von *calumnia* gegeben. Vor allem aber ist für das Italische wichtig die Untersuchung über die Schicksale von *mn* S. 131 ff. u. a. Es wird das Gesetz aufgestellt, dass nach langem Vokal *mn* zu *m* geworden, nach kurzem dagegen geblieben ist. Am wahrscheinlichsten wird diese Aufstellung (vgl. Schmidt S. 101) durch die umbr.-osk. Imperative *persnimu censamur*, die sich auf diese Weise mit den lateinischen auf *-mini* vereinigen lassen. — Den erheblichsten Beitrag zur lateinischen Lautgeschichte hat mit dem bereits besprochenen Aufsatz und einem zweiten an gleicher Stelle veröffentlichten[28]) SOLMSEN geliefert, von dem auch in der vorigen Berichtsperiode wichtige Untersuchungen auf diesem Gebiete zu nennen waren[29]). In diesem zweiten Aufsatz wird der Übergang von *ē* zu *ī* besprochen. Solcher hat nach Solmsens Meinung nur stattgefunden in nicht initialen Silben, auf die ein *i* odor *i̯* folgte (*suspīcio convīcium delīnio*). Mir scheint indessen der Fall *filius*: umbr. Plur. *feliuf* zweifellos Übergang von *ē* in *i* vor *lĭ* auch in initialer Silbe zu beweisen. So sehr es anzuerkennen ist, dass sich Solmsen hier von der Unnatur derjenigen Sprachvergleicher freigehalten hat, die das lateinische Wort vom umbrischen ganz losreissen[30]), so wenig überzeugt er selbst, wenn er für das umbr. und lat. Wort verschiedene indogerm. Ablautstufen ansetzt. Denn zugegeben selbst, dass diese sich beide bis in die ital. Einzelsprachen vererbt hätten, ist es ein höchst unwahrschein-

---

23) Weimar. Böhlau, 1895. 24) ZVglS. XXXIV 18 ff. 25) Siehe JBRPh. I S. 28. 26) Vergl. gegen Schmidt auch BRUGMANN, LCBl. 1895 Sp. 1723 ff. 27) Siehe JBRPh. II S. 50. 28) ZVglS. XXXIV 1 ff. 29) Studien z. lat. Lautgeschichte. Strassburg, Trübner, 1894. Vergl. dazu noch die sehr anregende Besprechung von A. MEILLET Revue Bourguignonne de l'Enseignement supérieur 1895 janvier. 30) G. MEYER, albanes. Stud. III 33, etym. Wörterb. d. Albanes. unter *bir*; BRUGMANN, Grundriss II 1434 u. A.

licher Zufall, dass aus beiden mit genau derselben Suffixkombination Ableitungen ähnlicher (wir dürfen wohl sogar sagen identischer) Bedeutung gemacht worden wären. Darauf, dass auch jungumbr. *filiu* neben altumbr. *fel-* steht, will ich kein Gewicht legen. Dass *stelio*, das einzige Wort mit *ē* vor *li*, geeignet wäre, diese Erwägungen zu widerlegen, will mir nicht scheinen; die Nebenform *stellio*, die gut bezeugt ist, kann von Einfluss gewesen sein. Wir werden also anzunehmen haben, dass vor folgendem hellen *l*[31]) der ohnehin geschlossene Laut des lat. *ē* sich noch weiter verdünnte. In dieser Annahme berühre ich mich mit L. CECI, der Solmsens Aufstellungen ausführlich nachgeprüft hat[32]), muss ihm aber dafür in allem übrigen umso entschiedener widersprechen. CECI repräsentiert, wenigstens in diesem Aufsatz, jene Art von Linguistik, die man überwunden hoffen durfte: er geht nicht von den historisch belegten Formen aus, um ihre Entstehung linguistisch aufzuklären, sondern vergewaltigt die historischen Formen oder ignoriert sie, um die Formen zu gewinnen, die zu seinen linguistischen Spekulationen passen. *convicium* soll für *convetium* stehen; die Schreibung *suspitio* soll (trotz *suspicor!*) die richtige sein, damit nur die mir auch semasiologisch ganz unbegreifliche Verbindung mit ai. *sphīta* 'benestante, ricco, fiorente' möglich werde. Auch *opīlio* kann ein Philologe unmöglich als gesichert ansehen, zumal seitdem Seyffert in Übereinstimmung mit ähnlichen Erscheinungen an der einzigen für jene Messung in Betracht kommenden Stelle (Plaut. Asin. 540) *ovipilio* vorgeschlagen hat. Ganz beispiellos ist die angenommene Verkürzung von *upīlio* zu *upĭlio* um des daktylischen Metrums willen. Bei dieser Behandlung des Materials kann natürlich Cecis Satz der Übergang von *ē* zu *ī* sei nur vor *li* erfolgt, nicht als erwiesen gelten. Ebenso wenig aber die weiteren Behauptungen, dass auch *ĕ* in initialer Silbe vor *li* zu *i* geworden sei (*milium tilia*) — denn mag auch *melior* ursprüngliches *li̯* enthalten, für *Velia* ist das unbeweisbare Behauptung — und dass auslautendes *ē* zu *ī* geworden sei. Das Hauptbeispiel für letzteren Satz ist „*peregri* aus **peregrē*". Hier ist sogleich der Stern verkehrt, denn *peregrē* ist bezeugt, sogar häufiger als die andere Form. Weiter aber repräsentiert das schliessende *ē* oder *ī* von *peregre* nach Solmsens Gesetz[33]) den Diphthongen, der einst den Lokativ der *o*-Stämme schloss: *per-egre* ist, wie ich schon früher gezeigt habe[34]), eine Bildung wie *postmodo* oder *deforas* d. h. die Verbindung eines erstarrten Kasus mit einer Präposition, die eigentlich einen andern Kasus verlangt. Noch problematischer sind die weiteren Fälle: Dativ *ovī turrī* und *ubī ibī utī*; es ist durchaus unerweislich, sogar sehr unwahrscheinlich, dass deren *ī* ein älteres *ē* vertritt. — Für sein eben erwähntes Gesetz, dass die *i*-Diphthonge in ursprünglich unbetonten Silben über geschlossenes *ē* zu *ī* werden, hat Solmsen in got. *alēw* 'Öl' ein neues Beweisstück beigebracht[35]). *alēw* ist auf dem Wege durch das Keltische von den Germanen entlehntes lat. **olēva* und dies ist die vorauszusetzende Zwischenstufe zwischen griech. *ἔλαιϝον* und historisch-lateinischem *olīva*. — Auch O. KELLER hat in seinen Grammatischen Auf-

31) Siehe JBRPh. II S. 49. 32) Sulle sorti latini dell'indog. *ē*, RAL ser. V vol. IV S. 527 ff. 33) Siehe JBRPh. II S. 48. 34) BPhWS. 1894 Sp. 267. 35) IgF. V 344 f.

sätzen[36]) sich mit Problemen der Lautgeschichte beschäftigt. Doch sind gerade die beiden hier einschlagenden Kapitel: „Vokalassimilation" S. 219 ff. und „Ausfall betonter Silben" S. 261 ff. gar nicht geglückt. Keller steht der modernen grammatischen Forschung nicht nur ablehnend gegenüber, sondern kennt sie nur ganz oberflächlich. So wimmelt denn das zweite der genannten Kapitel, das jedem Sachkundigen schon nach dem Titel als verfehlt erscheinen muss, von geradezu haarsträubenden Etymologien und sonstigen Aufstellungen, vielfach über Dinge, die längst zu allgemeiner Zufriedenheit und Sicherheit erklärt sind. Das andere enthält bunt durcheinander gewürfelt Sprachstoff der verschiedensten Art und der verschiedensten Zeiten, Schreibfehler der Handschriften und unzuverlässige Behauptungen. Beispielshalber erwähne ich, dass *plurumum* statt *plurimum*, dessen Existenz Keller S. 235 Anm. bezweifelt, bei Plautus mehrfach belegt ist (z. B. Cpt. 371 BDEJ, Mil. 331 die in diesem Stück zuverlässigeren CD gegen B, Trin. 435 A gegen P). Gefördert ist mit solchem Sammelsurium natürlich nichts. — Über schliessende Diphthonge und auslautendes *s* wird im Abschnitt über die Metrik gesprochen werden.

Wortbildung. Ausser der oben besprochenen Gesamtdarstellung von Stolz ist nur wenig hier zu erwähnen. Skutsch (Ref.) hat nachgewiesen[37]), dass *degener* nicht den uralten Kompositionstypus gr. *δυσγενής* ai. *durmanās* repräsentiert, sondern erst von Vergil gebildet u. zw. aus dem Verbum *degenerare* als' nom postverbal' abgeleitet ist. Auch *purus* wird als solche Bildung erwiesen; das Verb *purare*, das ihm zu Grunde liegt, stammt von *pūr* 'Feuer' = griech. *πῦρ*. — Die Bildung des Gerundiums und Gerundivums hat L. Ceci[38]) mit nicht grösserem Erfolg aufzuhellen gesucht als die im JBRPh. II S. 51 Anm. 56 genannten. Er setzt lat. *ferendi* (Genetiv) = ai. *bháradhyai* und identifiziert die Endung lat. *-di* ai. *-dhyai* ausserdem mit dem *fi* von umbr. *pihafi herifi* osk. *sakrafir* sowie mit griech. *-θαι*; *cupidus legendi* soll noch die alte Infinitivnatur des späteren Genetivus gerundii zeigen und aus diesem *legendus, -a, -um, -o* etc. durch Hypostase entwickelt sein. Die schwersten Bedenken gegen diese Hypothese liegen auf der Hand und sind auch von Ceci nicht unberücksichtigt geblieben, konnten aber natürlich von ihm nicht in genügender Weise entkräftet werden. Was ist denn das *feren-* in *feren-di* für eine Art von Thema? wie kann sich im Osk. der Diphthong von *-dhyai* monophthongisieren? darf man wirklich so ohne weiteres annehmen, dass osk. *sakrafir* für **sakranfir* stehe? vor allem aber, wen kann die Annahme befriedigen, dass osk. *úpsannam sakrannas* umbr. *pelsana* ihr *nn* (resp. *n*) statt des zu erwartenden *-nf-* lateinischem Einfluss verdanken, zumal ja das lat. Vorbild mit seinem *-nd-* doch nicht einmal unverändert beibehalten wäre?

Flexion. Dass es im Latein nie einen Nom. Sing. *hic* mit langem Vokal gegeben hat, hat Skutsch (Ref.) nachgewiesen[39]). Alt ist nur die Form *hĭc* (wohl aus **hĕ-ce* oder **hŏ-ce*); neben sie tritt etwa seit

36) Zur lat. Sprachgeschichte. Zweiter Teil. Grammatische Aufsätze. Leipzig, Teubner, 1895. 37) BB. XXI 88 ff. 38) Di un nuovo infinito latino etc., RAL. ser. V vol. III S. 827 ff. 39) BB. XXI 84 ff., vergl. Lindsay, The Latin Language S. 433.

Lucil *hic* mit auslautender Doppelkonsonanz nach Analogie des Neutrums *hoc* (sprich *hocc*) = * *hod-ce.*

Etymologie und Lexilogie. Der erheblichste Beitrag auf diesem Gebiete sind die von OSTHOFF mitgeteilten Proben aus seinem in Arbeit befindlichen etymologischen Wörterbuch des Lateinischen [40]). Es ist schwer, hier in Kürze über die zum Teil mit grosser Ausführlichkeit vorgetragenen Deutungen von *durare dudum diu, festinare confestim, fungor funus, nitere renidere, latere, pomum* ein Urteil abzugeben. Dass lautlich alles in bester Ordnung ist, versteht sich (wegen *diū* : *diŭtius* vgl. aber REF. BPhWS. 1895 Sp. 1335 Anm.); semasiologisch wünschte man hier und da die historische Entwicklung mehr berücksichtigt, als es bei Zugrundelegung auch des besten vorhandenen Lexikons möglich ist; endlich scheint hie und da weniger ein glückliches Aperçu, das bei Etymologien noch mehr bedeutet als bei Konjekturen, der Deutung zu Grunde zu liegen, als der lebhafte Wunsch eine Deutung zu geben, so wenn *pōmum* = **pŏ-ĕmum* als das Abgenommene erklärt wird, was auf mich — trotz umbr. Puemune — den Eindruck des Gesuchten macht. — Da ich auf die Sammlung zerstreuter Einzeletymologien hier wieder verzichte, ist nur noch der Kleinigkeiten zu gedenken, die BRÉAL [41]) zusammengestellt hat. Sie sind in Bréals bekannter Art gehalten, flüchtig hingeworfene Einfälle, hier und da anregend, meist ohne jede Rücksicht darauf, ob nicht andere schon dasselbe oder besseres gesagt haben. Der angebliche Imperativ *appellantor* bei Cic. de leg. III 3 wird behandelt, so dass man sieht, dass B. keine kritische Ausgabe eingesehen hat, geschweige denn etwa JORDANS kritische Beiträge; mit der Erklärung von *fluxipedus* müht sich Bréal wieder ab, als ob nicht 1888 Ref. de nom. lat. compos. S. 18 Anm. nachgewiesen hätte, dass das Wort überhaupt nicht existiert, u. a.

Altlatein. Sprachdenkmäler. GÖTZ und SCHÖLL haben ihre kleine Ausgabe des Plautus, die sich aufs engste an die Überlieferung anschliesst, vollendet [42]). Die Ausgabe bringt im kritischen Apparat manche Berichtigung und Ergänzung der grossen Ritschlschen und verdient ihrer fast vollkommenen Objektivität wegen für gewisse Arten von Arbeiten und Arbeitern den Vorzug vor jeder andern. Die erste Hälfte einer Gesamtausgabe des Plautus hat F. LEO erscheinen lassen [43]). Der Apparat verzichtet auf die Angabe unwichtiger Varianten und bringt dafür manchen nützlichen und dankenswerten Wink zur Erklärung. Eine Anzahl guter oder doch beachtenswerter Konjekturen ist dem Herausgeber geglückt, daneben freilich manches nicht nur vermutet, sondern sogar in den Text gesetzt, was zum Teil unwahrscheinlich, zum Teil sicher falsch ist [44]). Von wenig Wert sind zwei Einzelausgaben plautinischer Stücke, die eine hier nur darum zu nennen, weil der Verleger ein Rezensionsexemplar eingeschickt hat [45]), die andere wegen des Namens, dessen ihr Herausgeber sich er-

40) IgF. V 275 ff. 41) MSLP. IX 24 ff. 160 ff. 42) Bd. V, VI, VII (Mostellaria bis Vidularia und Fragmente), Leipzig, Teubner, 1896 (aber schon Ende 1895 erschienen). 43) Volumen prius (Amphitruo bis Mercator), Berlin, Weidmann, 1895. 44) Vergl. die Besprechungen von E. R[EDSLOB] LCBl. 1895 Sp. 1761 ff., O. SEYFFERT, BPhWS. 1896 Sp. 811 ff. 843 ff. und die in der WSPh. zu veröffentlichende des REF. 45) T. Macci Plauti Captivi . . . ad optimarum editionum (! !) fidem recogn. AD. CINQUINI, Verona, Tedeschi, 1895.

freut. Es ist die Ausgabe des Amphitruo von L. HAVET[46]). Von diesem Gelehrten durfte man nach seinen bisherigen Arbeiten über altlateinische Metrik besseres erwarten als diese Edition, die unter mehreren hundert Konjekturen etwa 99 % unnütze und falsche bringt und weitgehende Unkenntnis des plautinischen Sprachgebrauchs zeigt. Durch gleiche Willkürlichkeit zeichnet sich der Anhang aus, der über einen Archetyp der palatinischen Handschriftenklasse handelt[47]). — Eine Anthologie aus römischen Dichtern, deren erste Seiten den fauni vatesque und den veteres poetae gewidmet sind[48]), wird hier nur aus demselben Grund wie Nr. 45 erwähnt; an Wissenschaftlichkeit und Originalität fehlt es ihr durchaus, manchmal auch an Korrektheit. — Zu der im vorigen Jahresbericht erwähnten Textausgabe der landwirtschaftlichen Schrift Varros von H. Keil ist jetzt eine ebensolche der catonischen Schrift gekommen, aus Keils Nachlass von G. GÖTZ ediert[49]). — Ebenfalls ein postumes Werk ist die Ausgabe der ersten drei Bücher des für die altlateinische Litteratur so wichtigen Nonius, die nach J. H. ONIONS Tode W. M. LINDSAY zum Druck gebracht hat[50]). Ihre Bedeutung beruht hauptsächlich darauf, dass in ihr die Florentiner Handschrift zum erstenmal herangezogen und als die Quelle des bisher am meisten geschätzten Harleianus erwiesen ist[51]). — Eine vortreffliche Ausgabe der inschriftlichen Reste des Altlateins, soweit sie metrische Form haben, findet man in BÜCHELERs Sammlung der metrischen Inschriften, von der vorläufig der erste Teil erschienen ist[52]): S. 1 ff. Saturnier, wo übrigens Bücheler betreffs des Metrischen sich sehr reserviert äussert, S. 12 ff. iambische, 107 ff. trochäische Verse, 116 ff. Hexameter, 393 ff. Nachträge, aus denen besonders Nr. 848 hervorzuheben ist[53]), der iambische Grabtitel eines *L. Maecius Pilotimus vascularius,* der sich mit der bekannten Grabschrift des Dichters Pacuvius nahe berührt und u. a. die Form *saxsolus* (Demin. von *saxum*) enthält. Wir sind damit schon zu den neuen Funden an archaischen Inschriften übergegangen. An solchen sind ausser der genannten und ein paar kleineren (eine Becherinschrift VESTA POCOLO in der Art der bekannten [CIL I 43 ff. SCHNEIDER exempla 20 ff.] aus dem alten Lavinium NSc. 1895 S. 45, eine merkwürdige tessera hospitalis aus marsischem Gebiet ebenda S. 87) zwei zu nennen. Erstens eine im Dianaheiligtum zu Nemi schon vor Jahren gefundene, aber jetzt erst a. a. O. S. 436 veröffentlichte Inschrift einer Lanzenspitze in altertümlichen Charakteren DIANA MERETO | NOVTRIX·PAPERIA; wo *Paperia* wohl nach dem oben S. 75 über die Entstehung von *ĕ* aus *ĭ* in nicht initialen Silben Gesagten zu beurteilen ist. Zweitens eine Bauinschrift aus picenischem Gebiete (ebenda

46) Plauti Amphitruo ed. L. HAVET cum discipulis XI. Paris, Bouillon, 1895 (BEHE., cent-deuxième fascicule). 47) Vgl. die Besprechung von O. SEYFFERT, BPhWS. 1896 Sp. 8 ff. 48) GIOV. PASCOLI, lyra Romana ad uso delle scuole classiche. Livorno, Raff. Giusti, 1895. 49) Leipzig, Teubner, 1895. 50) Oxford, Clarendon Press, 1895. 51) Vgl. LINDSAY, ClR. 1895, 356 ff. und die Besprechung durch G. GÖTZ BPhWS. 1896 Sp. 392 ff. 52) Anthologia latina. Pars posterior: carmina epigraphica conlegit FR. BUECHELER. Fasciculus I. Leipzig, Teubner, 1895. 53) Herausgegeben auch von KUBITSCHEK in Arch.-epigr. Mitteil. aus Oesterr.-Ungarn 1894 S. 160 f.; vgl. E. BORMANN daselbst S. 227 ff.

S. 413 ff.), nicht sowohl durch den ja auch sonst öfters sich findenden Nom. Plur. *magistris* merkwürdig als durch die eigentümliche Schreibung zweier Eigennamen. Es sind die, die wir sonst in der Form *Petrusidius* und *Pasidius* resp. *Pacidius* kennen. Hier ist ihre zweite Silbe mit einem Zeichen dieser Form geschrieben ɋ. Es ist möglich, dass das nichts weiter ist, als eine Ligatur von C und I, obwohl ja durch sie nicht wie durch andere Ligaturen etwas gespart würde, höchstens eine geringe Kleinigkeit an Raum. So scheint mir nicht völlig ausgeschlossen, dass wir hier einmal, wie C. Pascal an der angeführten Stelle der NSc. meint, eine mundartliche Erscheinung im Lateinischen, sei es auch nur in einem Eigennamen, mit Händen greifen. Wir hätten es mit jener aus dem Umbrischen und anscheinend auch andern Dialekten (v. Planta, Gramm. des Osk.-Umbr. §§ 177 ff., 181, wo aber natürlich das angebliche lat. *tasen* = *tacen*, *tacesne* als Fälschung zu streichen ist) bekannten Palatalisierung des Gutturals vor hellen Vokalen zu thun; jenes PAɋD . . . wäre gewissermassen die Mittelstufe zwischen PACID . . . und PASID . . . Zur Bestätigung erinnert Pascal noch daran, dass die Form des umbr. *ç* nämlich ɑ jenem ɋ ähnele, Auffällig bleibt freilich an Pascals Erklärung, dass man auch bei ihr das ɋ als Silbenzeichen ansehen muss. Und so wird man weitere Funde ähnlicher Art abwarten müssen, ehe man das merkwürdige neue Zeichen zu Folgerungen verwendet.

Metrik. Seine oben erwähnte Ausgabe des Plautus hat F. Leo mit einem Band 'Plautinische Forschungen'[54]) begleitet, von dem uns hier das 5. Kapitel 'Auslautendes *s* und *m*' und das 6. 'Hiatus und Synalöphe bei auslautendem *ae*' interessieren[55]). Beide schränken sich nicht auf das in ihren Titeln angegebene Gebiet ein, sondern berühren die meisten Fragen der plautinischen Prosodie und manche des plautinischen Versbaues. Unmöglich kann ich hier auf alle diese Dinge eingehen und bemerke nur, dass ich gerade hier vielfach Leo nicht beistimmen kann. Mir scheinen gerade diese Auseinandersetzungen in reaktionärem Geiste gehalten und ein Teil der Fortschritte, die C. F. W. Müller, Havet und Klotz verdankt werden, mit nicht immer zulänglichen Gründen in Frage gestellt zu sein. Das Nähere hierüber an anderem Orte. Hier wollen wir uns möglichst an das eigentliche Thema der beiden Kapitel halten. Dass auslautendes *s* nach kurzem Vokal vor folgendem konsonantischen Anlaut im Altlatein häufig abfällt, ist bekannt. Leo hatte schon im Rostocker Vorlesungsverzeichnis 1887/8 die gleiche Erscheinung auch vor vokalischem Anlaut konstatieren zu können geglaubt, wie das schon Bergk und Bücheler Dekl.[2] § 321 und lange vorher Chr. Wase im Senarius (1697) S. 7 ff. angedeutet hatten, und untersucht nun hier diese Frage auf S. 231 ff. eingehend. Er stellt zunächst fest, das bereits antike Grammatiker die Erscheinung für Plautus und Vergil angenommen haben. Darauf bringt er etwa 50 Plautusverse, in denen sich die Erscheinung zeige. Hier sind aber nicht unerhebliche Abstriche zu machen. Es scheiden trotz Leo als

54) Berlin, Weidmann, 1895. 55) Vergl. die Besprechungen von Redslob und dem Ref. an den in Anm. 44 genannten Stellen sowie die von Seyffert BPhWS. 1896 Sp. 234 ff. 264 ff.



völlig unbeweisend aus die Fälle, wo bei Nichtelision von schliessendem Vokal + *s* eine durch Wortschluss geteilte Senkung im 5. Fuss trochäischer Septenare entsteht. Solche Teilung der Senkung ist freilich in den andern Füssen dieser Verse vom zweiten an verpönt; aber gerade für den 5. ist sie wieder gestattet. Leo bestreitet das allerdings; aber es sprechen dafür nicht nur noch einige von Leo übersehene Stellen, sondern vor allem der Umstand, dass auch in iambischen Septenaren der 5. Fuss sich unbestreitbar derselben Freiheit erfreut, wie der erste (Betonung daktylischer und prokeleusmatischer Worte auf der Paenultima), sowie dass der 4. Fuss im trochäischen Septenar wie ein schliessender behandelt werden kann (Hiat in der Diärese), mithin für den 5. die Freiheit des Versanfangs postuliert werden müsste, auch wenn sie nicht belegt wäre. Auch sonst scheint mir noch ein und der andere Einzelfall, den Leo für die Elision von Vokal + *s* geltend macht, Zweifel zuzulassen und wenig scheint mir das Verständnis der merkwürdigen Prosodie der Genetive *quoius illius istius* S. 286 ff. durch die Annahme gelegentlicher Elision der letzten Silbe gefördert zu sein. Aber es kommt darauf nicht viel an. Denn durchschlagend ist, wie ich meine, was Leo an dritter Stelle bringt: die Kontraktion von *-us es*, *-us est* zu *-us*, *ust*, die der von *amata es*, *est* zu *amata's*, *-tast* völlig parallel steht. Dafür kenne ich keine andere annähernd so probable Erklärung als die Leosche (vergl. zur Kritik früherer Erklärungsversuche meine Forschungen I, 113 A. 3). Genau so steht es mit dem Übergang von auslautendem *-ĭs est* zu *-est* (z. B. *similest*, bei Plautus häufig, = *similis est*). Auch hier fiel zunächst das *s*, das auslautende *i* wandelte sich lautgesetzlich zu *e*, dann fand die Verschmelzung in ein Wort statt; erstere beide Stufen sind auch antekonsonantisch nachweisbar: *tribunos militare de praidad* inschriftlich, *splendore plenum* neben 26 maligem *plenus* mit Genetiv bei Plautus, der noch eine Reihe ähnlicher merkwürdiger Fälle bietet (Leo S. 283 ff.). So finden ihre Erklärung *mage sat(e) sequere* neben *magis satis sequeris*, auch *iure peritus* und *consultus* (denn *consultus* wird überhaupt nicht, *peritus* erst verhältnismässig spät und wahrscheinlich eben infolge missverständlicher Auffassung von *iure peritus* mit dem Ablativ verbunden). So erhellt sich die Flexion *possum, potes, potest* für *potis sum, es, est* über *pot(e) sum, pote es*, etc. Und auch die Gegenprobe für die Richtigkeit seiner Lehre stellt Leo an: die Elision von Vokal und schliessendem *s* findet nicht statt, wo das *s* Assimilationsprodukt ist und also für Plautus noch Doppelkonsonant war. *Miles* = **milěts* hat bei Plautus lange Schlusssilbe, d. h. es ist = *milěss* und so kann *miles est* nicht zu **milest* verschmelzen. Und ebenso wenig *aetâs est, servitûs est* d. h. genauer *aetâss est, servitûss est* zu *aetâst, servitûst*. Stellt das bisher besprochene zweifellos eine sehr wertvolle Bereicherung unseres Verständnisses der lateinischen Laute und Formen dar, so führt doch bereits die zuletzt erwähnte Gegenprobe auf ein Gebiet, wo meine starken Zweifel wieder beginnen, Zweifel durchweg sprachwissenschaftlicher, zugleich aber bisweilen auch philologischer Natur. Die besprochene Erscheinung muss ihren Grund offenbar haben in der Schwäche des auslautenden *s*, wie sie denn ja auch durch auslautendes Doppel-*s* behindert wird. So wenig aber wie bei Elision von Vokal + *m*

ist denkbar, dass die Quantität des Vokals hinderlich sein könne. Es ist gar nicht abzusehen, wieso vorausgehender langer Vokal grössere Konsistenz des *s* in *res bonis* u. dgl. bewirken könnte; auch in *aetas servitus* erklärt sie sich ja nicht durch die Quantität des *a* oder *u*, sondern durch die geschärfte Natur des *s*. Demnach widerspricht sich Leo selbst, wenn er für *potis* und *bonus* Elisionsfähigkeit behauptet, für *rês* und *bonìs* sie ableugnet (S. 255, 297 ff.). Und thatsächlich geben erstens (freilich nicht stadtrömische) Inschriften eine Reihe von Fällen wie *Pisaurese* = *Pisaurenses*, *matrona* = *matronas*, *maio mino*, was offenbar = * *maiôs* * *minôs*, nicht = *maiôr*, *minôr*; zweitens finden sich in der Plautusüberlieferung eine Reihe Verse, die in Ordnung sind, sowie man sich entschliesst auslautenden langen Vokal + einfachem *s* zu elidieren: Leo giebt solche S. 297 f., sie lassen sich aber noch vermehren (von dem was Wase a. a. O. bringt, kommt freilich wohl nur Trin. 983 in Betracht). Aber damit sind meine Bedenken nicht zu Ende; vielmehr thut sich noch ein prinzipieller Gegensatz zwischen Leo und mir auf. Leo glaubt an Lautneigungen und es kann ihm also möglich erscheinen, dass *s* vor Vokalen bald elidiert wird bald nicht, vor Konsonanten bald schwindet bald Position macht. Wer, wie ich, an Lautgesetze glaubt, dem kann das nicht genügen. Von den wechselnden Lautformen muss je eine ungesetzlich sein, sich durch Analogie erklären. Für jeden, der auf diesem mir einzig berechtigt scheinenden prinzipiellen Standpunkt steht, giebt es, soviel ich sehe, nur einen Ausweg. Dass er richtig ist, kann ich nicht beweisen, kann vielleicht überhaupt nicht bewiesen werden. Aber probabel und einwandsfrei scheint er mir. Lautgesetzlich sind vor Vokal nur die Formen mit erhaltenem *s*, vor Konsonant nur die mit abgeworfenem. Aber missbräuchlich, wie ähnliches so oft geschehen ist, wurde die antekonsonantische Form auch antevokalisch gesetzt und umgekehrt. Ursprünglich nur *similis est* und *simile sum*, *potis est* und *pote sum*, *bonus est* und *bonu sum*. Dann durch eine fast mit Notwendigkeit eintretende Verallgemeinerung der Doppelformen auch *simile est*, *pote est*, *bonu est* = *similest potest bonust* und andererseits *potis sum*, *similis sum*, *bonus sum* mit positionslanger Paenultima. In diesem Zwiespalt wird erst nach Plautus Ordnung geschaffen und zwar, indem vor Vokalen der lautgesetzliche, vor Konsonanten der analogistische Zustand durchdringt, das erstere ziemlich bald, in allem Wesentlichen schon bei Ennius, das letztere erst in der klassischen Dichtung vollkommen. — Man könnte nun annehmen, dass ähnlich wie mit auslautendem *s* auch mit auslautendem *m* verfahren worden sei. Bei jenem ist der Abfall vor Konsonanten, bei diesem vor Vokalen regulär. Aber wie er durch Analogiewirkung auch bei antevokalischem *s* stattgefunden hat, so könnte man vielleicht auch daran denken, ihn bei antekonsonantischem *m* anzunehmen. Indes was so sich aprioristisch vermuten liesse, finde ich empirisch durch das, was Leo S. 302 ff. anführt, nicht genügend bestätigt (vgl. Seyffert a. a. O. Sp. 266). Angenommen, dass wirklich unter den etwa 200 Fällen von *enim* bei Plautus nicht ein einziger mit Positionslänge der zweiten Silbe sei — in Wirklichkeit sind mehrere der Art vorhanden —, so würde das nur beweisen können, dass meist *enim* völlig unbetont bleibt und

darum vom Iambenkürzungsgesetz betroffen wird. Anders ist auch der Vers des Ennius *non enim rumores ponebat ante salutem* nicht zu erklären; Wirkungen des genannten Gesetzes finden sich in Ennius' und anderer Hexametern auch bei andern Worten (*fíerī* Fragm. 10 B., *ludīcrĕ* 44 etc.). Leo zeige uns einen iambischen Versschluss wie *aequŏ(m) sit* (nur aber sicherer überliefert als Mil. 515), dann werden wir ihm glauben, was wir dank C. F. W. Müller aufs bestimmteste in Abrede zu stellen gelernt haben, dass Plautus *m* auch antekonsonantisch abgeworfen hat, und dann wird er, der Annahmen anderer wegen der geringen Zahl der Belege verwirft, auch mit mehr Berechtigung als jetzt behaupten dürfen, dass die zwei anapästischen Verse mit *fáctŭ(m) voló* (aber *facto* B, *facta* DE!! Aul. 146) und *cŭ(m) măchaéra* (Pseud. 593) so in Ordnung sind. Dass *noenŭ* nichts für Leo beweist, hat Lindsay Lat. Lang. S. 615 gezeigt, indem er es aus *noenus* statt aus *noenum* herleitet. Wahrscheinlicher ist, dass die antekonsonantische Erhaltung des ausl. *m* bisweilen dazu geführt habe, auch vor Vokalen das *m* nicht abzuwerfen; doch bedürfen Leos Andeutungen über diesen Punkt S. 305 ff. noch näherer Untersuchung. — Ebensowenig wie antekonsonantische Abstossung von *m* kann ich endlich solche von *d* nach kurzem Vokal zugeben, die von Leo S. 224 ff. behauptet wird. Von *apud* gilt dasselbe wie von *enim*; wenn seine zweite Silbe selten positionslang wird, so liegt das eben auch daran, dass die Präposition als proklitisch dazu neigt, in der Senkung zu verschwinden, nicht an irgend welcher Schwäche seines *d*. Für die Verse, womit Leo ausserdem S. 227 ff. den *d*-Abwurf erweisen will, sind zum Teil andere Messungen möglich, der Rest nicht beweisend, vor allem, wenn man bedenkt, dass hier der Abfall nur antekonsonantisch wäre — denn *ap(ud) amícam* u. dgl. findet sich nie — und dass wieder iambische Versschlüsse wie *íllŭ(d) fit* durchaus vermieden werden. — Das folgende Kapitel des Leoschen Buches behandelt im Gegensatz zum eben besprochenen, wie schon gesagt, ein Problem des vokalischen Auslauts. Es wird die Frage aufgeworfen, ob die sog. Diphthonge sich bei Plautus ebenso konsequent wie einfache Vokale der Synalöphe oder Elision unterwerfen. Es kommt dabei aus Gründen, die Leo S. 311 genügend entwickelt, nur *-ae* in Betracht. Leo meint nun einen wesentlichen Unterschied in der Behandlung des dativischen, des nominativischen und des genetivischen *-ae* der 1. Deklination erkennen zu können. Nur im ersten Fall ist die Bildung auf den Diphthong uritalisch; darum zeigt der Dativ nach Leo bei Plautus schon rein einlautiges, nirgends hiierendes, sondern stets elidiertes *-ae*. Im Nominativ des Pluralis ist die uritalische Endung *-as* für das städtische Latein nicht mehr zu belegen; hier ist also *-ae* zwar nicht schon in uritalischer, aber doch bereits in vorhistorischer Zeit eingetreten. Darum soll das *-ae* des Nominativs zwar auch „bereits einlautig" sein, aber doch „noch soviel Teil an der Natur des eigentlichen Diphthongs haben", „dass es vor Vokal, wenn es nicht verschmilzt, doch das Gefühl des Hiatus für Sprecher und Hörer nicht aufkommen lässt". Beim Genetiv endlich liegen die Form auf *-āī* und die auf *-ae* bei Plautus noch im Kampfe miteinander; dies *-ae* ist also nach Leo das jüngste: noch können „die zwei Silben der Endung rein in Erscheinung treten, aber die beiden Vokale sind bereits soweit mit

einander verwachsen, dass die einsilbige Form . . . vorherrscht; aber dass die Entwicklung noch nicht ihr Ende erreicht hat, erhellt einmal daraus, dass dieser Genetiv überhaupt nur mit einer Art von Scheu in den Vers eingelassen wird, zum andern daraus, dass er keine Synalöphe eingeht". „So ist es zu verstehen, das der Dativ in *ae* vor vokalischem Anlaut nur Synalöphe, der Nominativ auch Hiatus, der Genetiv in *-ae* nur Hiatus zulässt". Für mich wird diese Aufstellung sofort wieder dadurch bedenklich, dass sie zweifache Behandlung einer und derselben Lautgruppe unter genau denselben Verhältnissen anzunehmen nötigt; auch glaube ich nicht, dass wir über das Verhältnis des Genetivs auf *-āī* zu dem auf *-ae* klar genug sind, um daraus Schlüsse wie den obigen ziehen zu können. Dazu kommt, dass das Resultat für den Genetivus singularis sich auch aus der Überlieferung, wie Leo selbst ausführt, nicht glatt ergiebt. Es giebt eine Anzahl von Fällen der Elision des genetivischen *-ae*. Leo erklärt S. 322 seine Überzeugung, dass sie durch Wortumstellung zu korrigieren seien. Ich kann mich dazu umso weniger bekehren, als ich auch das Auskunftsmittel, das Leo für Epid. 563 *dŏmĭ me(ae) éccam* anwendet — *meae* soll durch Synizese einsilbig sein und hiieren —, für durchaus unstatthaft halte (siehe meinen unten folgenden Bericht für 1896 S. 93f.). So muss man also für einen Fall wie Ep. 563 fraglos Elision des Genetiv-*ae* annehmen. Dazu macht Seyffert Sp. 270 mit Recht darauf aufmerksam, dass der Dichter dies *-ae* ohne Scheu als schliessende Vershebung benutzt und in iambischen Formen das *-ae* so gut verkürzt, wie einfache Vokale. So sehe ich denn nicht was berechtigte, für dies *-ae* ein anderes Verhältnis zur Synalöphe anzunehmen, als für das des Dativs; wenn es so häufig hiiert, so wird das eben nicht den alten plautinischen Zustand repräsentieren, sondern der Hiatus einfach in diesen Fällen durch Einsetzung der Form auf *-ai* zu beseitigen sein, wie Leo selbst S. 318 für möglich erklärt. — Nachdem so die Leosche Stufenleiter der *-ae* einmal durchbrochen ist und wir selbst dem jüngstentstandenen *-ae* Widerstandsfähigkeit gegen die Synalöphe haben absprechen müssen, wird man umso bedenklicher sein, sie mit Leo dem *-ae* des Nom. Plur. zuzusprechen. Und wieder scheint mir auch hier die Überlieferung selbst gegen Leo zu stehen. Aus vier Komödien führt er 24 Fälle von Elision des Nominativ-*ae* an, aus allen 21 Komödien nur 15 für Hiat dieses *-ae*. Diese 15 reduzieren sich nach Abstrich der Fälle mit iambischen Worten, die den Hiat nach Leos Annahme so wie so zulassen (Bacch. 51, Poen. 873), sowie der Fälle, in denen Hiat durch Personenwechsel entschuldigt wird (Cist. 641, Poen. 1136), auf 11. Einer solchen Zahl kann ich gegenüber der mindestens zehnfach überwiegenden Summe genau entgegengesetzter Fälle keine Beweiskraft zuerkennen. Im ganzen also kann ich nicht glauben, dass für Plautus ein zweilautiges oder auch nur Spuren alter Zweilautigkeit bewahrendes *-ae* nachgewiesen ist. — Ausser Leos Untersuchungen habe ich auf diesem Gebiete nur noch ein schwedisches Schriftchen zu nennen, das sich freilich nur durch einen nahezu absoluten Mangel an Originalität auszeichnet[56]). Es ist nämlich nichts als ein Excerpt aus des Ref. in

56) P. Persson, Nyare undersökningar på den Plautinska prosodiens område. Upsala 1894 (Skrifter utgifna af Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala II 5).

diesem Jahresber. II S. 56 ff. besprochenen Buche, dem einige, wie mir scheint, wenig fördernde Bemerkungen über die Etymologie von *em, ecce* u. ähnl. Partikeln angehängt sind.

Die Vertagung der Saturnierfrage, die ich am Ende meines letzten Jahresberichts für wünschenswert erklärt hatte, ist noch nicht eingetreten. Und allerdings kann man E. Lattes[57]) wenigstens das nicht abstreiten, dass sein Lösungsversuch originell ist und — neues Material benutzt. Er glaubt nämlich, dass die Agramer etruskischen Mumienbinden in Saturniern abgefasst sind. Selbst wenn es feststünde, dass es so ist, selbst wenn man zugeben wollte, dass die etruskische Sprache auch nur soweit verständlich sei, als Lattes sie zu verstehen glaubt — siehe aber oben S. 72—, auch dann müsste man natürlich, da wir ja von der Aussprache des Etruskischen, seiner Accentuierung u. dgl. keine Ahnung haben, die Heranziehung solchen Materials zur Entscheidung der Saturnierfrage unbedingt ablehnen. Was soll man nun erst gar sagen, wenn man folgende Sätze liest (S. 85): il poema delle Fasce apparisce . . . composto a scopo mnemotecnico; perocchè le parole, che ora vi s'incontrano rappresentate per via di meri gruppi consonantici (*cn cnl cś*), ora per via di gruppi affetti da impronunciabile consonantismo (*clevrnϑ cnticnϑ cntnam cntram*), ora in forma abbreviata (p. es. *Ceχa sal* allato a *Ceχane sal, zuśle nunϑen* all. a *zuśleveś nunϑen*) vi contano sotto il riguardo metrico tali quali stanno (also obwohl sie impronunciabili sind!!); e però in origine verisimilmente mirarono a fissare nella memoria come il testo sarebbesi dovuto scrivere, se scriverlo si fosse voluto o potuto (musste man ihn denn mit Abkürzungen schreiben?): a fissarlo cioè, sia coll'ajuto del metro, delle alliterazioni, delle rime, degli omeoteleuti, sia con quello della maggior possibile seguenza o alternazione delle linee equinumere!! Wenn man aber von den Dingen absieht, die das eigentliche Thema des Verf. ausmachen, darf man sich freuen (abgesehen von Zusammenstellungen über Allitteration u. dgl. bei den Etruskern S. 5 ff.) bei ihm Parteinahme für die akzentuierende Auffassung, wenigstens des volkstümlichen Saturniers, zu finden S. 38 ff. sowie gelehrte und feinsinnige Erwägungen über die Rolle des Akzents in der Versbildung der Griechen, Römer und Romanen S. 65 ff. Zu Widerspruch hätte ich freilich auch hier manchen Anlass. Insbesondere scheint mir nicht ausgereift, was über akzentuierende Poesie der Griechen gesagt wird; das lesbische Müllerlied ἄλει μύλα ἄλει etc. (Plutarch sept. sap. conv. 157e) sollte man dahin zu rechnen aufhören, seit Wilamowitz[58]) das erlösende Wort gesprochen hat; in den delphischen Hymnen trifft der Wortakzent zwar mit den höchsten Noten, aber nicht mit dem Versictus zusammen u. a. — Ebenfalls eine neue Bahn in der Behandlung des Saturniers hat C. M. Zander[59]) eingeschlagen, dem ich schon vor Jahren[60]) vorausgesagt hatte, dass er bei seiner früheren quantitierenden Anschauung nicht stehen bleiben würde. Er hat nun wirklich die Unmöglichkeit der üblichen quantitierenden Skansion *cōnsól cēnsór* u. s. w. eingesehen und

57) Studi metrici intorno all'iscrizione etrusca della Mummia, MIL. vol. XX fasc. 1, Milano 1895 (daraus ein kurzer Auszug in RIL. ser. II vol. 28 S. 579 ff.). 58) H. XXV S. 225 ff. 59) De numero Saturnio quaestiones, Lund (Gleerup) 1894 (Lunds Universitets Årsskrift tom. XXXII). 60) IgA. III 11 ff.



giebt die Wichtigkeit des Wortakzents für den Bau der Saturnier zu. Aber — und das ist das Neue an seiner Auffassung — er meint, dass daneben auch die Quantität eine wichtige Rolle gespielt habe. Ich muss bekennen, dass er richtig eine schwache Stelle der rein akzentuierenden Auffassung ausgefunden hat. Wäre das Schema des Saturniers wirklich gewesen x́x x́x | xx́x || x́xx(x)x́x (es kommt auf die Anzahl der Ikten in der zweiten Hälfte hier nicht weiter an) und es wäre in diesem Schema nur auf die Stellung der Akzente, aber nicht auf die Quantität der Silben angekommen, warum fehlen dann erste Hemistichien wie *símul ágit inérmus* oder *múltas aúfert et ágit,* zweite wie *vítia fugántem* u. a. ähnliche Formen, die die Ikten richtig gestellt, aber einfache Kürzen als Iktus- und ebensolche als Senkungssilben hätten? Warum enthält vielmehr die erste Dipodie (wenn man den Ausdruck anwenden darf) regelmässig zwei (ev. aufgelöste) Längen? warum ist die dritte Hebungssilbe bei obiger Form ebenfalls eine solche Länge? warum muss die zweite Hälfte wenn nicht an erster, dann doch an zweiter Stelle eine solche Länge enthalten? Es sind das Erwägungen, die seitens der Akzentuierer um so ernsthaftere Erwägung beanspruchen, als sie eben von jemand herstammen, dem sich die Ansicht von der Unverletzbarkeit des Sprachakzents bei der Rezitation der Saturnier allmählich, aber mit Notwendigkeit aufgedrängt hat. Damit will ich nun aber keineswegs den Einzelheiten der Zanderschen Schrift beigestimmt haben. Bei der sehr grossen Variabilität der quantitierenden Schemata des Saturniers sieht er sich genötigt, für die erste Hälfte des Verses „schwebenden“ Rhythmus anzunehmen, d. h. es ist iambische, trochäische, aber auch iambisch-trochäische Bildung erlaubt. Z. vergleicht dazu mittelalterliche lat. Rhythmen und das vedische Gāyatrīmetrum; aber abgesehen davon, dass im letzteren die zweiteVershälfte immer streng nach iambischem Schema gebaut ist, ist in ihm doch wie in den ma. lat. Rhythmen Bestimmtheit der Silbenzahl Regel. Eine grössere Einheitlichkeit der Saturnierschemata ergiebt sich übrigens, sowie man den Hiat einen weitern Spielraum einräumt als Verf. thut. Die Annahme, dass die im obigen Schema viertletzte Stelle syllaba anceps zulasse, weil vor einer Cäsur stehend (es hätte danach der 13 silbige Vers drei Cäsuren!), kann nicht befriedigen; diese Erscheinung ist mit der neuen Theorie von Z. selbst wenigstens nicht in Einklang gebracht. Wenn ich schliesslich noch ausspreche, dass es mir unglaublich ist, dass es neben der oben skizzierten dikolischen Form der Saturnier auch eine monokolische gegeben habe und gar etwa diese sich in den Scipionenelogien und sonst mit der dikolischen vermischt zeige, so habe ich wenigstens meine Hauptbedenken gegen Einzelheiten der Z.schen Auffassung des Saturniers dargelegt. Mir will es eben nach wie vor scheinen, als ob zu einer Verständigung über das Prinzip des Saturniers sich wird kommen lassen — und ich erkenne nochmals gern an, dass gerade die neue Schrift Z.s einen Schritt zu dieser Verständigung auf neuem Wege thut —, in den Einzelheiten aber Skepsis bei unserem spärlichen Material sehr angebracht ist. Die Vertagung der Saturnierfrage bis nach Erledigung der plautinischen Akzentfragen möchte ich insbesondere nochmals dringend empfehlen. Freilich sind wir in diesen, wie in allem, was altlateinische Prosodie angeht, schon jetzt weiter, als es nach einer dritten Untersuchung über den

Saturnier[61]) scheinen möchte. Spiegel beurteilt den Saturnier nach den rhythmischen Versen des Mittelalters. Das hat ihn freilich einerseits zu beachtenswerten Einwänden gegen die quantitierende Auffassung geführt, andererseits aber, da er das Korrektiv der alten szenischen Poesie verschmäht, zu starken Irrtümern über Prosodie und Aussprache, so dass im Positiven durch seine Arbeit nichts gefördert ist.

1896. Altitalische Sprachen und allgemeine lateinische Grammatik. ***Altitalische Sprachen.*** Das corpus der ***etruskischen*** Inschriften ist um zwei Lieferungen gefördert worden[62]), die sich beide noch mit dem ungemein reichhaltigen clusinischen Gebiet beschäftigen. Ziemlich gleichen Schritt hat die gründliche und erspriessliche Besprechung des corpus durch E. Lattes gehalten[63]). Gleichzeitig hat B. Nogara einige Berichtigungen und Zusätze von nicht viel Umfang und Bedeutung geliefert[64]). — Während Lattes' Kritik sich von indogermanisierenden Auswüchsen in anerkennenswerter Weise frei hält, bricht er in einer weitern Schrift über Inschriften in lateinischer Sprache, die aber die etruskische Sitte des Mutternamens gewahrt haben, wieder für den indogerm. Ursprung der Etrusker eine Lanze[65]). Die Art, wie er die betr. Inschriften gesammelt und im einzelnen besprochen hat, ist alles Lobes wert; aber gerade aus ihnen, die sich doch eben durch den Mutternamen scharf von den indogermanisch-italischen Inschriften sondern, wird man am allerwenigsten etwas für die Verwandtschaft der Etrusker mit den übrigen Italern folgern dürfen. Auch auf die Inschrift von Novilara[66]) ist Lattes nochmals zurückgekommen, um sie gegen Brizio, dessen Gründe wie mich, so inzwischen auch F. v. Duhn[67]) überzeugt hatten, als etruskisch zu erweisen. Ich muss anerkennen, dass er auffallende Übereinstimmungen ihrer Worte mit etruskischen in Stamm und Endung nachgewiesen hat. Mehr als dass die Inschrift einem sonst unbekannten etruskischen Dialekte angehöre, wagt aber Lattes selbst nicht zu behaupten. — Eine sehr nützliche Arbeit hat für die ***messapischen*** Inschriften Nogara in der oben genannten Schrift[64]) geleistet. Er hat dem Verbleib der etwa 180 bisher veröffentlichten nachgeforscht, wobei sich denn leider herausgestellt hat, dass von den als Fälschungen vernichteten und sonst verlorenen abgesehen nur noch 28 erhalten sind; zu diesen kann er allerdings noch neun neue bisher wenig oder nicht bekannte, darunter eine relativ umfangreiche, fügen. — Den sprachlichen Charakter dieser Inschriften hat P. Kretschmer im 8. Kapitel seiner inhaltreichen 'Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache', bes. S. 258ff.[68]), vortrefflich erörtert. Mit lautlichen und lexikalischen Beweisen wird der ja ohnehin wohl allgemein angenommene enge Zusammenhang zwischen Messapisch und Illyrisch-Albanesisch sicher gestellt; eine schöne

---

61) Nic. Spiegel, der numerus Saturnius. Eine rhythmische Studie. Würzburg, Druck von H. Stürtz, 1895. 62) CIE. (vergl. Anm. 5) Heft 5 und 6 fol. 235-394 Nr. 1676—3125. 63) I fascicoli quarto e quinto del nuovo CIE. Estr. dagli SIFCl. V 241-278 (vergl. Anm. 6). 64) Iscrizioni etrusche e messapiche. Estr. dall' Annuario 1895—96 della R. Accademia Scientifico-Letteraria di Milano 38 S. und 2 Tafeln. 65) Le iscrizioni latine col matronimico di provenienza etrusca. Estr. dal vol. XVIII parte I degli AAALAN., Napoli 1896. 53 S. 4°. 66) JBRPh. II S. 44. 67) NHJbb. 1896, 35, 45. 68) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896, 426 S. 8.

Erklärung der eigentümlichen Genetivbildung auf *-aihi* und *-ihi -iaihi* (S. 275 ff.) zeigt im Verein mit anderen lautlichen und morphologischen Beobachtungen, dass das Messapisch-Illyrische mit dem Aeolisch-Thessalischen manche nähere Berührung hatte. Einzelheiten der messapischen Inschriften hat TORP aufzuhellen gesucht[69]). — KRETSCHMER ist im Zusammenhange mit den eben berührten Fragen auch wieder auf die sprachliche Stellung der **Veneter** eingegangen[70]). Er betont zunächst scharf die Unterschiede zwischen Venetisch einer-, Messapisch und Illyrisch andererseits, die einen so engen Zusammenhang zwischen den beiden Gruppen, wie ihn PAULI[71]) erkennen zu können gemeint hatte, ausschliessen. Aber wegen der daneben vorhandenen Übereinstimmungen glaubt doch auch Kretschmer Ursprung beider Gruppen von einer Mutter annehmen zu sollen; sie sollen zwei scharf unterschiedenen illyrischen Dialekten entsprechen, von denen der Nordillyrische (Venetisch) mehr Berührungen mit dem Italischen gehabt habe als der Südillyrische (Messapisch-Albanesisch). Dass das dürftige und unsichere Material völlige Klarheit in solchen Dingen nicht zulässt, verhehlt sich Kretschmer selbst nicht. — Auch das sog. **Altsabellische** der Inschriften von Picenum sucht W. M. LINDSAY[72]) als dem Illyrischen verwandt zu erweisen. Sein bestes Beweisstück ist der Name Aodatos = illyr. *Αὐδάτα* (Athen. 557[c]); im übrigen geht aus dem Aufsätzchen nichts so klar hervor, als die Unzuverlässigkeit der Wiedergabe gerade dieser Inschriften in Zwetajeffs Sammlung. (Eine Veröffentlichung von PASCAL über die altsabell. Inschrift von Castignano[73]) ist mir nicht zugänglich gewesen). — Wenden wir uns nunmehr zu den engeren Verwandten des Latein, dem **Umbrischen** und **Oskischen,** so sind nur ein paar kleinere Beiträge zu nennen. BARTHOLOMAEs Bemerkungen zum cippus Abellanus[74]) scheinen mir, soweit neu, nicht gerade einleuchtend. Die osk. Perfekte *prúffed* und *prúftúset,* die man bisher als *probavit* und *probata sunt* erklärte, will F. D. ALLEN[75]), dem CH. D. BUCK[76]) beistimmt, vielmehr mit latein. (*con-, ob-*)*dere* gr. *τιθέναι* u. s. w. verbinden (Grundformen also **pro-fefed *pro-fetase(n)t*) und als *posuit, posita sunt* verstehen. Es ist zuzugeben, dass bei der bisherigen Auffassung das Doppel-*f* von *prúffed* anscheinend keine genügende Erklärung zulässt und wir mehrfach von *prúfaum* = lat. *probare* das regelrechte Perfektum *prúfatt-ed, -ens* belegt haben, sowie dass die von F. D. Allen angenommene Bedeutung gut in den Zusammenhang der betr. Stellen passt. Aber ich frage mich vergeblich, was in diesem *profefed* und *profeta* die Präposition *pro* für eine Bedeutung haben könnte. — Umbr.-osk. *ēhiā-,* das BÜCHELER gewiss richtig als 'emittere' 'exigere' erklärt, bringt L. HORTON-SMITH[77]) wie schon andere vor ihm in Zusammenhang mit lat. *hiare* und weist transitiven Gebrauch auch des lat. Verbums nach. — Osk. anafríss setzt FAY[78]) = lat. **amphoribus* (Dat. Pl. von gr. *ἀμφορεύς*) und zieht aus dieser kuriosen Form den kuriosen Schluss: „the Italian people worshipped amphorae".

---

69) IgF. V S. 197 ff. 70) a. a. O. S. 266 ff. 71) Siehe JBRPh. II S. 44 am Ende. 72) Ac. 1896. 73) AAST. XXXI S. 109. 74) IgF. VI 307 ff. 75) ClR. X 18. 76) ClR. X 194. 77) ClR. X 195. 78) AJPh. XVI 491.

Allgemeine lateinische Grammatik. Lautlehre. Wir haben hier zunächst einer orthographischen Untersuchung von L. HAVET[79]) zu gedenken. Havet hat das Schwanken zwischen *v* und *b*, das bei der Schreibung einiger Worte herrscht, zu beseitigen und als korrekte Formen *vulba Vivenna buvile berbex ravula* statt *vulva Vib. bub. vervex* oder *verbex rab.* zu erweisen gesucht. In einem Punkte hat sich bereits LATTES gegen Havet erklärt[80]): *Vivenna* hat freilich Kaiser Claudius, der Etruskologe von Fach war, geschrieben, aber dass trotzdem auch *Vibenna* nicht zu verwerfen ist, beweist etrusk. *Vipina.* Ich bin auch sonst nicht gerade überzeugt. Die Etymologie kann in orthographischen Dingen nicht immer das entscheidende Wort sprechen: *buvile* und *vulba* (wegen griech. *δελφ-ύς*) mögen vielleicht die ursprünglichen Formen gewesen sein, können sich aber schon in alter Zeit durch Assimilation in *bubile vulva* gewandelt haben. Ebenso könnte immerhin *rabula*, wie Havet will, ursprünglich *ravula* (näml. *vox*) „der Inhaber einer heisern Stimme“ (zu *ravis raucus*) gewesen sein; dass es die Römer volksetymologisch mit *rabere* in Verbindung setzten und also auch *rabula* geschrieben haben mögen, kann im Hinblick auf Stellen wie Gell. XIX 9. 7 Fest. P. p. 282 wohl nicht bezweifelt werden. Wenn man aber einmal, wie Havet thut, die wissenschaftliche Etymologie über die Orthographie entscheiden lässt, dann ist gerade *vervex* zu schreiben, nicht *verbex* (siehe W. SCHULZE quaest. epic. S. 119 Anm. 4), während die roman. Sprachen freilich auf *berbex* weisen. — Überzeugender in ihren Resultaten ist eine Abhandlung von W. GARDNER HALE über einen nicht unwichtigen Punkt der lat. Aussprache, nämlich die Silbentrennung[81]). Hale betont mit Recht, dass man bisher bei der Behandlung dieser Frage Silbentrennung in der Schrift und Silbentrennung in der Aussprache meist nicht scharf auseinander gehalten, insbesondere auf die letztere Zeugnisse der lat. Grammatiker bezogen hat, die nur auf die erstere gehen oder wenigstens unter deren Einfluss stehen. Verengt sich so schon das Beweismaterial für SEELMANNS[82]) Ansicht, dass möglichst viel Konsonanten in der Aussprache zur folgenden Silbe geschlagen worden seien, so wird weiter gezeigt, dass ihm auch das Zeugnis der romanischen Sprachen keineswegs unbedingt günstig ist, und durch die Vervollständigung der epigraphischen Zeugnisse dargethan, dass diese gerade gegen, nicht für Seelmann entscheiden. Hale stellt eine ausführlichere Darlegung in Aussicht, aber schon jetzt hat er m. E. seinen Satz sehr wahrscheinlich gemacht: „the first of any group of consonants, not a mute and a liquid, belonged in actual Roman speech to the same expiratory effort with the preceding vowel“; speziell für die Gruppe *st* darf man das schon jetzt als erwiesen ansehen.

Unter den eigentlich lautgeschichtlichen Untersuchungen dürfen wir einen Aufsatz von K. BRUGMANN ‘die lat. Partikel *ne* (‘nicht’) in Zusammensetzung mit vokalisch anlautenden Wörtern’[83]) aufführen, da er sich ausschliesslich mit den Lautvorgängen in der Fuge dieser Zusammensetzungen befasst. Allgemeine Übereinstimmung herrschte ja immer be-

---

79) ALLG. IX 523 ff. 80) ALLG. X 135. 81) Syllabification in Roman Speech HSN. VII 249 ff. 82) Aussprache S. 139. 83) IgF. VI 79 ff.

treffs *nullus* und *numquam*, in denen *ĕ* von *ne* elidiert ist, herrscht jetzt wohl auch betreffs *noenum*, das ebenso zu erklären niemand sich zu bedenken braucht, seit F. W. Thomas[84]) und Wackernagel[85]) *non* davon definitiv getrennt haben. Im Gegensatz zu diesen 3 Formen stehen die, die das *e* sei es bloss in der Schrift (so *neutiquam*, das immer ⏑⏑⏑ gemessen wird), sei es auch in der Aussprache gewahrt haben (*neuter*, das mindestens bis zur augusteischen Zeit dreisilbig ist). Ref. hatte die verschiedene Behandlung der letzten beiden aus Accentdifferenz zu erklären gesucht[86]). Brugmann muss selbst zugeben, dass er Entscheidendes dagegen nicht geltend machen kann, zieht aber in Rücksicht auf *nēquiquam nequaquam* vor, die beiden aus *nē-utiquam nē-uter* (ev. *nei-utiquam nei-uter*) herzuleiten. Dagegen kann zwar ich meinerseits nichts Entscheidendes geltend machen, sehe aber auch keinerlei zwingenden Gruud dafür. Denn da aus *nē-ut.* zunächst *nĕ-ut.* werden musste, hieraus aber *nŭt.* nicht wie Brugmann meint, durch „Synizese" (siehe den Abschnitt 'Metrik'), sondern nur durch Elision hervorgehen konnte, so sehe ich gar nicht, inwiefern uns Brugmanns Erklärung besserte; wieso *neŭtiquam* sein *e* in der Schrift gehalten hat, ist noch genau so unerklärt wie zuvor. — Das Thurneysen-Havet'sche Gesetz des Wandels von *ŏ ō* zu *ă ā* vor und nach *v* und vor *u* hat L. Horton Smith zu befestigen und zu erweitern gesucht[87]). Es ist ihm nicht gelungen, das Beweismaterial in wirklich einleuchtender Weise zu vermehren oder die entgegenstehenden Fälle probabler als es seine Vorgänger gethan hatten, zu erledigen; wenn man ein Wort wie *ovum* als griechisches Lehnwort bezeichnen will, kann man schliesslich alles als lateinisches Lautgesetz erweisen. Chronologisch glaubt Verf. ermittelt zu haben, dass der Wandel bereits im 3. Jahrh. bei den Gebildeten, erst seit 200 bei den unteren Ständen vollzogen wurde. Beweis: Ennius kam erst 204 nach Rom und hat den „country-term" *coum* statt *cavum*; die tribus *Oufentina*, die 318 gebildet ist, ist etymologisch verwandt mit *Aufidus*. Aus dem ersteren Umstand kann man aber nichts anderes schliessen, als dass der Wegfall von *v* vor *o*, der sehr hoch hinaufzureichen scheint[88]), älter ist als der Wandel von *ov* zu *av*; die Verwandtschaft von *Ouf.* und *Aufidus* aber ist natürlich ganz unsicher. Die übrigen chronologischen Argumente Smiths sind noch weniger zwingend.

Nicht erheblich ergiebiger sind die Arbeiten auf dem Gebiete des Konsonantismus gewesen. Während man früher im allgemeinen *etiam nunciam quoniam* aus *et-jam nunc-jam quom-jam* durch Vokalisierung des *j* entstehen liess, setzt Th. Birt[89]) **eti-jam* (vergl. gr. ἔτι) **nunce-jam* **quone-iam* als Grundformen an. Die Ansicht ist nicht neu[90]), aber Birt hat jedenfalls zum erstenmal einen umfänglichen Beweis dafür unternommen. Diesem kann man zwar keineswegs in allen Punkten beistimmen (man sehe nur z. B. S. 83 die Etymologie *cuncti* = **cumque-ti*!), aber der Hinweis auf *quippiam* und *iamjam necjam* einer-, auf *nunci-ne* andererseits scheint mir allerdings für *etiam*, das

84) ClR. V 378. 85) Beiträge z. Lehre v. griech. Accent, Programm v. Basel 1893, S. 19. 86) JBRPh. I S. 26. 87) AJPh. XVI S. 444 ff. XVII S. 200 ff 88) Solmsen, Stud. z. lat. Lautgesch. 59 f. 89) RMPh. 51, S. 70ff 90) Vergl. Netušil, ALLG. VII 580 (siehe auch Duvau, MSLP. VIII 256 ff.).

auch in seiner Bedeutung noch oft an ἔτι erinnert (Birt S. 108), und für *nunciam* durchzuschlagen. *Quoniam* dagegen ist durch Birts Darlegungen nur rätselhafter als vorher geworden. Woher das *n* gegenüber *quom?* Die von Birt vorgenommene Verknüpfung mit umbr. pone scheint unmöglich, da dies auf den jüngern Tafeln *ponne* geschrieben wird und diese Gemination durchaus nicht, wie Birt meint, belanglos ist. — Ebenfalls mit den Schicksalen des inlautenden *j* beschäftigt sich der Aufsatz über Aussprache und Schreibung der Komposita mit *iacio* im Präsens von M. W. Mather[91]). Das wichtigste, was durch diese sehr sorgfältige Statistik festgestellt wird, ist 1. dass im Kompositum nur die Schreibung *-iecio* (weit seltener und anscheinend älter) oder *-icio*, nicht aber *-iicio* berechtigt ist, 2. dass in guter Zeit konsonantisch auslautende Präposition vor *-icio* immer als Länge gilt; nach Naevius (*ăbiciam*) und Plautus (*ŏbiciar* einmal; *cŏnic-* zweimal, einmal mit der Variante *coic-*) haben zuerst wieder Moretum, Germanicus und Manilius Kürze der Präposition. Zur Erklärung siehe jetzt Brugmann, Grundriss I² S. 219. — Für indog. *dh* nach *u* sucht L. Ceci[92]) Vertretung durch *d* statt der bisher angenommenen durch *b* zu erweisen. Aber die rezipierte Ansicht scheint mir doch auf weniger Schwierigkeiten zu stossen, als Cecis Konstruktionen. Im Schlusse seines Aufsatzes sucht Ceci, nicht mit besonderem Erfolge, das Beweismaterial für die Gleichung indog. *-zdh-* = lat. *-st-* zu vermehren. Da *aestas* nicht unmittelbar mit Suffix *-tat-* aus Wurzel *aidh-* (gr. αἴϑω) hergeleitet sein kann, weil die zusammenstossenden Dentale *-dht-* sich zu *-ss-* hätten entwickeln müssen, sucht Brugmann[93]) vor dem Suffix vielmehr *aidhs* d. i. die schwache Form von griech. αἶϑος und macht auch für *custos* einen entsprechenden Vorschlag. — L. Havet behauptet[94]), dass bei inlautendem *qu* (gesprochen *cv*) Laevius und Lucrez bisweilen die Silbengrenze zwischen *c* und *v* gelegt und darum die dem *qu* vorausgehende Silbe als positionslang behandelt hätten (also *līc-vidus āc-va*, nicht wie man bisher für Lucrez annahm *ăqŭă*). Die Annahme ist angesichts eines Verses wie Lucr. IV 1259 *crassaque conveniant lĭquidis et līquida crassis*, namentlich wenn man etwa Verg. A. II 663 vergleicht *natum ante ora pătris pātremque obtruncat ad aras*, wo sich offenbar ebenfalls im selben Wort die Silbengrenze verschiebt, nicht unwahrscheinlich.

Wortbildung. Die Bildung der Namen der Indigitamentengötter hat F. Stolz[95]) behandelt. Ihm ist dabei der wichtigste Beitrag zum Verständnis der Indigetes entgangen[96]), gegen den er seine Auffassung nachträglich ohne Glück zu verteidigen versucht hat[97]). Aber auch die formelle Deutung gerade der schwierigeren unter diesen Namen war bereits vom Ref.[98]) befriedigender gegeben als bei Stolz, der z. B. S. 168 die lautlich unmögliche Herleitung der *Potina* von *potus* wieder vorträgt (ebenbürtig zur Seite stellt sich S. 167 „*Farinus* der Gott des *fari*, abgeleitet vom Verbalstamm", also wohl vom Infinitiv?). — Im

91) HSN. VI 83 ff. 92) RAL. ser. V vol. 4 S. 618 ff. 93) IgF. VI 102 ff. 94) RPh. XX 73 ff. 95) ALLG. X 151 ff. 96) G. Wissowa, De dis Romanorum indigetibus, index lect. Marburg 1892. 97) ALLG. X 384. 98) De nominibus latinis suff. -no- ope formatis, Breslau 1890, S. 20 ff.

Verständnis des Gerundiums sind wir, wie ich meine, auch durch die Fortsetzung der Arbeiten von FAY und HORTON-SMITH [99]) nicht weiter gekommen.

Flexion. Den Dativ Singularis der 5. Deklination hat LINDSAY behandelt [100]). Er stellt erneut fest, dass die zweisilbige Endung dieses Kasus bei *res* nicht vor Lucrez (*rēī*) und Horaz (*rĕī*; bei beiden völlig sicher, wie gegen Lindsay bemerkt werden muss), bei *dies fides spes* nicht vor Manilius und Seneca belegt ist; für die einsilbige Endung bezeugt Gellius IX 14 die Schreibung *-e*, wogegen vielfach unsere Handschriften, schon 100 v. Chr. auch eine Inschrift (CIL. I 201) verstösst.

Etymologie und Lexilogie. OSTHOFF hat seine oben S. 78 charakterisierten Mitteilungen aus seinem etymologischen Wörterbuch fortgesetzt [101]). Am wahrscheinlichsten ist darunter die Verbindung von *victima*, umbr. eveietu, mit deutsch *weihen*, erwägenswert was über *asper* (= **ap-speros* „wegstossend“: *sperno*) gesagt wird. Bei *debilis* (zu ai. *bala* „Kraft“), *duellum* (zu gr. *δαΐ*), *saucius* (**saj-ûcus*: germ. *sai-* „versehren“ = *cadûcus* : *cadere*) habe ich erhebliche Einwände zu machen (die angeblichen Bahuvrîhis mit *de-* sind noms postverbaux oder späte *ἅπαξ εἰρημένα*; in alter Zeit heisst es nie *duellum*, sondern immer *dvellum*; Weiterbildungen von Adjektiven auf *-ucus* mit Suffix *-ius* giebt es nicht, da *fiducia* gar nicht zu vergleichen). Auch was über *queo* gesagt wird, scheint mir nicht wohl denkbar. Auf eine Darlegung meiner Bedenken kann ich hier so wenig eingehen, wie gegenüber den etymologischen Versuchen von W. PRELLWITZ [102]) (*fastus feriae fanum fetiales fenestra;* Suff. *-īvus; palumbus columbus pubes superbus probus caelebs caecus; pessimus pestis pesestas; stips;* Suff. *-estis*), denen ich auch oft nicht zustimmen kann. Einzeln veröffentlichte Etymologien zähle ich auch diesmal nicht auf. Nur ein für eine früher vielbehandelte etymologische Frage wichtiger Aufsatz mag noch erwähnt sein. RITSCHL und RIBBECK liessen *sublimis* aus *sub limen* hervorgeben, das sie bei Plautus und sonst noch im Sinne des Nominativs oder Akkusativs von *sublimis* aus den Handschriften nachweisen zu können glaubten. Diese Entwicklung muss, die Richtigkeit von *sublimen* vorausgesetzt, formell auch heute noch als möglich zugegeben werden, wenn man an Stelle der lautlichen Entwicklung, die Ribbeck annahm, die durch sog. Hypostase [103]) setzt. Nun hat aber W. HERAEUS [104]) nachgewiesen, dass es um jene Voraussetzung sehr schwach bestellt ist, und wer also auch jetzt noch *sublimis* mit *limen* in Zusammenhang bringen will, wird von *sublimen* absehen und ein echtes adjektivisches Kompositum **sublimnis* als Grundform ansetzen müssen, aus dem sich dann *sublimis* auf dem von JOH. SCHMIDT [105]) angegebenen Wege entwickelt hätte. — Eine alte Präposition *opter* ist von BÜCHELER nachgewiesen worden [106]).

Altlatein. ***Sprachdenkmäler.*** Die Plautusausgabe von F. LEO ist mit dem zweiten Band abgeschlossen worden [107]); ich kann auf diesen

99) AJPh. XVI 1 ff. 217 ff. 100) ClR. X 424 ff. 101) IgF. VI 1 ff. 102) BB. 22, 79 ff. 96 ff. 110 ff. 118 ff. 103) Siehe USENER, JbbPh. 117, S. 71 ff. 104) P. 55, 197 ff. 105) Kritik u. s. w. (siehe Anm. 23) S. 133. 106) RMPh. 51, S. 471. 107) Volumen alterum (Miles — Vidul. u. Fragmente). Berlin, Weidmann.



die oben S. 78 für den ersten gegebene Charakteristik ausdehnen. — Von den archaischen Inschriften ist die zweitälteste, die des Dvenos, wiederholt besprochen worden. B. MAURENBRECHER[108]) deutet den Anfang so: *Is deus, qui me Jovi Saturno* (= Ζεὺς ἐνέρτερος!) *mittat, nisi in te* (angeredet Grab oder Unterwelt) *comis virgo sit, nobis* (dem Topf und dem Toten) *adstet, ut opera Tuteriae* (Unterweltsgöttin) *cum vobis* (angeredet die *dii inferi*) *pacemur*. Das soll scherzhaft sein. Jede Kritik ist, glaube ich, angesichts dieser Übersetzung überflüssig; nur auf die neue Konstruktion *asted pakari vois* „adstet ut pacemur" will ich nicht verfehlen, Syntaktiker aufmerksam zu machen. Nicht gelungener ist der Versuch von L. CECI[109]), weitaus schlimmer noch E. W. FAYS Interpretation des Arvalliedes[110]). — Eine Anthologie aus den altlateinischen Sprachdenkmälern hat G. KIRNER zusammengestellt[111]). Für Anfänger bestimmt, ist sie ohne wissenschaftliche Bedeutung und würde, auch von höheren Zwecken abgesehen, manche Verbesserung recht gut vertragen; aber im übrigen ist sie nicht ohne Geschick und Sorgfalt gearbeitet und wird sich gewiss für italienische Schulen nützlich erweisen. — An neuen epigraphischen Funden sind zwei kurze Weihinschriften zu erwähnen. Die erste aus Conca (Latium)[112]) *[matr]e mat[uta... cor]nelius [. . . . . f. duum] viru[m* ist namentlich dadurch bemerkenswert, dass sie, soviel ich weiss, den ersten epigraphischen Beleg für die Verbindung des Gen. Plur. *duumvirum* mit dem Singular des Namens liefert, aus der heraus allein die Bildung *duumvir* begreiflich wird[113]). Die zweite Inschrift, aus Tarent stammend[114]), lautet *[di]anae aidicolam votum dedit meretod;* graphische und sonstige Indizien weisen sie in den Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. Endlich verdient Erwähnung die Neuausgabe der Inschrift über die via Caecilia, die MOMMSEN ins Jahr 115 v. Chr. gesetzt hatte (ephem. epigr. II 199 ff. = CIL VI 3824), durch HÜLSEN[115]); Hülsen berichtigt die frühere Lesung an manchen Stellen und weist die Inschrift mit Recht vielmehr der sullanischen Zeit zu.

Metrik. Bekanntlich nehmen Latinisten und Romanisten so gut wie ausnahmslos an, dass in einer grössern Anzahl von Worten das Alt- und Volkslatein zwei benachbarte Vokale durch die sog. Synizese zu einem Laute verschmolzen habe; so z. B. in *deorum meos tua* (Ablat.) *dies fuerunt* und andern Formen dieser genannten Worte. Einzig C. F. W. MÜLLER hat dagegen Widerspruch erhoben[116]) und für alle jene Fälle vielmehr das Iambenkürzungsgesetz[117]) in Anwendung gebracht, also statt *de͡orum me͡os tu͡a di͡es* etc. vielmehr *dĕŏrum mĕŏs tŭă dĭĕs* etc. und entsprechend natürlich statt *m(e͡am) autem, (e͡a)ibo* (mit totaler Elision des Ablativs *eâ*!!) vielmehr *mĕ(am) aŭtem, ĕ(a)ibo* messen wollen. Seine Gründe haben aber nicht nur ausser bei französischen Gelehrten[118]) und dem REF.[119]) keine Beachtung gefunden,

108) P. 54, 620 ff. 109) RAL. ser. V vol. 6 S. 354 ff. 110) TAPhA. XXV S. XXV. 111) Manuale di letteratura latina ad uso delle scuole classiche. Vol. I: letteratura archaica. Livorno, Raff. Giusti. 112) NSc. 1896 S. 102 (Faksimile) u. 195. 113) BÜCHELER, RMPh. 11, S. 527. 114) NSc. 1896 S. 541. 115) Ebda. S. 87 ff. 116) Plautin. Prosodie S. 456 ff. 117) Vgl. über dieses JBRPh. I 33 ff., II 55 f. 118) Z. B. L. HAVET, cours élém. de métrique gr. et rom.^{2}, Paris 1888, S. 142 Anm. 2. 119) BPhWS. 1894, 265 f.

sondern F. Leo hat noch jüngst den Beweis für die Notwendigkeit der Synizese versucht[120]). Ref. ist aus diesem Anlass nochmals auf die Frage eingegangen[121]) und hofft den Leoschen und älteren Bedenken entgegen die Müllersche Ansicht als allein haltbar erwiesen zu haben. Jene oben angeführten Müllerschen Messungen sind völlig unanfechtbar, weil sich an Fällen, die keine Synizese zulassen (z. B. *amĭcitia*, *nĕque aŭdivi*), sicher darthun lässt, dass die archaischen Dichter auch naturlange Anfangs- und Binnensilben dem Iambenkürzungsgesetz unterworfen haben. Weiter ist es Leo nicht gelungen, Fälle anzugeben, wo durch die Müllerschen Messungen unerlaubte Pyrrhichien entständen: sowohl die Proceleusmatiker als die 4. Senkung des trochäischen Langverses enthalten öfters zweifellos gekürzte iambische Worte. Nach Erledigung dieser Einwände treten Müllers ohnehin noch nie angefochtene, geschweige denn widerlegte Argumente in volle Kraft: weder finden sich die angeblichen Einsilber *mea tuo* u. s. w. je, wo allein die Einsilbigkeit mit Sicherheit zu konstatieren ist, in der schliessenden Vershebung, noch finden sie sich je in folgende kurze Silbe elidiert; wenn Stich. 39 *meo animo* nach der Überlieferung einen Anapäst bildet, so erweist sich dieser Fall eben dadurch als korrupt, dass er der einzige seiner Art ist. In Summa: die ganze Synizese der altlatein. Szeniker ist nichts als ein Notbehelf, den sich die modernen Metriker erfunden haben und der nach Erkenntnis des Iambenkürzungsgesetzes genau soviel Wert hat, wie die früher von den modernen Metrikern auch angewendeten Messungen *dmi tbi pdet* u. s. w. statt *domĭ tibĭ pudĕt*. — Auch in einem zweiten Punkt der szenischen Prosodie hat ein altes Vorurteil wieder Boden zu gewinnen versucht. Während Ref. für Worte wie *nempe unde inde quippe ille iste*, *mitte redde*, *dumque quodne* und andere ähnlicher Form nachgewiesen zu haben glaubte, dass sie, wo sie bei den Szenikern im Wert von nur 2 Moren gebraucht sind, ihren schliessenden Vokal abgestossen haben[122]), behauptet Th. Birt[123]) für solchen Fall wieder pyrrhichische Messung. Es scheint mir nicht nötig auf Birts Darlegungen hier näher einzugehen: denn ich habe bereits an anderer Stelle[124]) erwiesen, dass seine Position ganz unhaltbar, die meine unerschüttert ist. Auch K. Brugmann[125]) stimmt mir bei und erklärt Birts Aufsatz für „nicht überzeugend". [Birt hat inzwischen repliziert[126]). Auf erneute Polemik verzichte ich, da meine a. a. O. beigebrachten Argumente, die Birt zum Teil missverstanden hat, mir auch gegenüber seinem neuen Angriff völlig ausreichend scheinen.] — Ebenfalls veraltet und daher ohne Nutzen ist auch ein Aufsatz über Early Latin Prosody von J. B. Greenough[127]).

Zur Saturnierfrage sei hier ein Beitrag von K. P. Harrington[128]) nachgetragen. Verf. weist nach, dass nicht ein einziger Saturnier des Livius und Naevius genau zum quantitierenden Schema stimmt, ja dass die Saturnier des Naevius, die als die jüngern doch wohl die feiner gebauten sein müssten, noch irregulärer sind als die des Livius.

Breslau. Fr. Skutsch.

---

120) Plaut. Forsch. (siehe Anm. 54) S. 323. 121) Satura Viadrina. Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Philol. Vereins zu Breslau. Breslau, Schottländer. S. 122 ff. 122) JBRPh. II 56 f. 123) RMPh. 51, S. 240 ff. 124) Ebda. S. 487 ff. 125) Grundriss I ² S. 215. 126) RMPh. Bd. LII. Ergänzungsheft S. 170 ff. 127) HSN. V 67 ff. 128) TAPhA. XXV S. LI.



Juristenlatein 1895. Henri Appleton, Des interpolations dans les pandectes et des méthodes propres à les découvrir [1]). Das Werk giebt einen Überblick über den bisherigen Stand der Interpolationenfrage und behandelt dabei auch die wichtigeren sprachlichen Punkte, welche von deutschen Gelehrten zur Lösung des Problems hervorgehoben worden sind. Ref. kennt das Werk nur aus einer Rezension von Th. Kipp [2]). — C. Ferrini, Storia del contr. di commodato [3]) weist S. 41 darauf hin, dass statt *commodare* auch bei den klass. Juristen hinsichtlich von Immobilien das ältere *utendum dare* gebraucht wurde. S. 42 ff. handelt über die Bedeutung von *usus*. — O. Gradenwitz, Zur Rechtssprache [4]). Th. Kipp hatte (Litisdenuntiation § 38 S. 233 ff.) gezeigt, dass in Gesetzen des Cod. Th. aus dem 4. Jahrhundert *intra quattuor menses* u. ä. nicht die ganze Frist, sondern den letzten Tag der 4 Monate bezeichne. Nach Grdw. kommt in den Digesten dies noch nicht vor; aber eine ähnliche Zweideutigkeit, wie sie Gellius 12, 13 rügt, tritt doch oft zu Tage. Intra heisst (zeitlich) „innerhalb", „vor (inkl.)" und „bis (exkl.)": intra biennium innerhalb zweier Jahre, *intra pubertatem* vor der Pubertät, *intra kalendas dato* bis inkl. zum Ersten. Vgl. Kalb, Juristenlatein S. 27 ff. — E. Grupe, Die Gaianischen Institutionenfragmente in Justinians Digesten [5]). Der prinzipielle Fehler, den wir in Grupes letzten Aufsätzen konstatierten [6]), macht sich hier weniger fühlbar, da die Veroneser Handschrift in der Hauptsache anerkannt echt ist und Varianten in den Digesten thatsächlich oft auf den Justinianischen Geschmack schliessen lassen. So kommt Vf. diesmal auch zu einigen interessanten Resultaten: *enim* steht bei Just. hauptsächlich nach Partikeln und Pronominibus, *etenim* dagegen auch nach anderen Wörtern. Das kurze *et* steht statt *etiam* immer nach *immo, sicut, iam, igitur, quia, autem, nisi, quemadmodum, ita.* Bezüglich des mehrdeutigen *quod* scheidet Justinian: ist es relativ, so setzt er vorher ein Beziehungswort, ist es kausal, so klärt er den Leser durch vorhergehendes „deshalb" auf; nach Verbis dicendi heisst es (wenn nicht *eo* oder *id* vorhergeht) „dass". Ausführlicher ist die Arbeit in JBKA, LXXXIX 245 f. vom Ref. besprochen. — Bernhard Kübler, Über die Bedeutung von *iudicium* und *formula* bei Cicero und in den übrigen Quellen der republikanischen Zeit [7]) hat für die Sprachwissenschaft geringeres Interesse: gegen Wlassak, Litiskontestation u. ö. sucht Vf. zu beweisen, dass *iudicium* in republikanischer Zeit (auch in der lex Rubria) nie etwas anderes bedeutet hat, als das Verfahren vor dem Richter, nicht die vom Prätor gegebene Formel. — Ph. Lotmar, Die Verteilung der Dosfrüchte [8]) weist nach, dass bei *tertia* (*quarta* u. s. w.) *pars* von den Juristen — und vielleicht auch sonst — der Gen. part. nie mit *ex* umschrieben wurde, ausser bei Pronominibus. — A. Miodoński, O lacinie prawników rzymskich [9]) (über die Latinität der röm. Juristen) scheint im Anschluss an die deutschen Gelehrten ein blosses

---

1) Paris, Verlag? 1895, 305 p. 2) ZSRG^R. XVI 333—335. 3) AGiu. LIII 41 ff. 4) ZSRG^R. XVI 115—136. 5) ZSRG^R. XV I309—319. 6) JBRPh. II 74. 7) ZSRG^R. XVI 137—181. 8) Iherings Jahrbücher XXXIII (1894) S. 257 ff. 9) Eos, Commentarii societatis philologae ed. a Cwikliński II (Leopoli 1895) S. 52—62.

Referat über die ganze Sache zu geben. — TH. MOMMSEN, Die Interpolationen des gromatischen Corpus[10]). (Da die Feldmesser mit den Juristen verschiedene Berührungspunkte haben, dürfen wir den wichtigen Aufsatz kaum übergehen.) Eine Sammelausgabe von Feldmessern des zweiten Jahrhunderts (in Lachmanns Gromatici die Handschriften ABJV), welche etwa aus 450 stammt, ist ein Jahrhundert später neu bearbeitet und mit vielen Interpolationen und apokryphen Fälschungen versehen worden (bei Lachmann, Hdschr. P G). Mommsen nimmt für diese Neubearbeitung als Heimat mit guten Gründen Dalmatien an. Stammten die Fälschungen vom Redaktor selbst, so könnten vielleicht die Spracheigentümlichkeiten zur Feststellung des dalmatischen Idioms verwendet werden. Mommsen führt u. a. an: *latitia* = *latitudo*, inkorrekte Verwendung von *de*, *monticellus*, *casales* (Dörfer), *arca finalis* (aus *arcifinium* künstlich gebildet?). Nach Hirschfeld, welchen Mommsen S. 289 zitiert, kommt *arcella* ausser im genannten Sammelwerk nur noch auf einer dalmatinischen Inschrift vor, CIL. III 5, Nr. 9546. — Obwohl zum Juristenlatein das Juristen-Oskisch eigentlich nicht gehört, darf doch nicht unerwähnt bleiben, dass CARLO MORATTI, La legge osca di Banzia[11]) einen ausführlichen Kommentar über die Lex Osca tabulae Bantinae (180 n. Chr.) mit neuer Ausgabe bietet. S. 84—104 enthält einen philologischen Kommentar mit einer Menge von interessantem (sprachvergleichendem) Detail. — F. PATETTA, Sui frammenti di diretto Germanico u. s. w.[12]) führt S. 8 ff. mit Conrat als Beweis für den italienischen Ursprung der sog. Lectio legum, speziell von cap. 6, die Worte an: *mercediosus* (= *mercedosius*, *mercedonius*, *mercedarius*, i. e. *conductor operarum*), *replicentur in servitium*, *calumnia non generentur*, *infugaverit*, *monimen* (= *munimen*) (Conrat: = Schlupfwinkel, Asyl; Patetta = Charta, Urkunde). Er bespricht auch die ebenda sich findenden Wörter *iubilius* und *iubilia* (von *iuvo*?) = *mercenarius*, *-a*; *placitum* = *merces*, *banum* (Conrat = *bannum*, Patetta = *vanum*). — Gegen Gaudenzi weist P. (um den italienischen Ursprung auch für die Fragm. Gaudenziana zu beweisen) auf S. 31 ff. nach, dass *tributarius* im Sinne von *colonus* nicht speziell gallisches Latein ist, sondern schon in Cod. Th. und Just. vorkommt. Das *impromutuare*, *promutuare* der Fragm. Gaud. hat zwar (Zeumer) seinen Nachfolger in franz. *emprunter*, aber auch im ital. *improntare* (auch *impronto*, z. B. Tavola d'Amalfi Art. 41). — *Peculium* könnte (so auch Gaudenzi und Zeumer) in c. 14 und 18 = „Vieh" gebraucht sein. Dass *toti* = *omnes* und *plurimi* = *plures* vorkommt, hätte übergangen werden können. *Ingenuus* (= *liber*) heisst es von einer freigelassenen Sklavin. Vgl. Cod. Th. 4, 6, 4 intpr.: *ingenua nata vel facta*, u. ä. — Vocabularium iurispr. Rom. (s. Roman. Jahresb. II 73). Unter der Überschrift „Von der Savignystiftung" erstattet die Redaktion[13]) Bericht über die Grundsätze, welche bei der Ausarbeitung des Vocab. iurisp. Rom. (soll wohl heissen für die ersten Lieferungen) befolgt werden. GRADENWITZ behält sich die speziell juristischen Artikel vor, von den übrigen behandelt SCHULZE die In-

---

10) BJbb. Heft 96 u. 97 S. 272—292. 11) AGiu. LIII (1894) S. 74—110. 12) AGiu. LIII (1894) S. 3—40. 13) ZSRG[R]. XVI 359.

deklinabilien, KÜBLER die anderen Wörter. Eine neue (die zweite) Lieferung ist 1895 bis 97 nicht erschienen. — E. WÖLFFLIN, Inauratura[14]). *Inauratura* heisst (Cantor, Agrimensores S. 213) „Die Kugeloberfläche"; der Name kam daher, dass man ihre Berechnung zuerst für die Vergoldung brauchte. DERSELBE[15]) ändert das *reaedifico* der Lex Ursonensis in *redaedifico*. — DERSELBE[16]) zeigt, wie das Senatusconsultum de Bacchanalibus *magister* als generis communis gebraucht, wie im Altlatein *puer* = *puer* und *puella* war.

1896. H. BLASE, Modo si[17]). *Modo si* statt si modo findet sich nicht erst, wie Kalb und Leipold glauben, bei den Afrikanern (Papinian), sondern es ist unter die übrigen afrikanischen Archaismen einzugliedern, da es schon bei Plautus vorkommt (und bei Ovid und Properz). — P. BONFANTE, Sulla denominazione in bonis habere[18]) wird für Romanisten auch indirekt kein Interesse haben können. — E. GRUPE, Zur Sprache der Gaianischen Digestenfragmente[19]). Vf. befolgt die Methode, unabhängig von anderen Untersuchungen, deren Existenz er aber sehr wohl kenne, auch im vorliegenden Fall zu bleiben. Treffen die Ergebnisse mit denen anderer zusammen, umso besser für die Wahrheit. Überträgt Vf. diese Methode einmal auf die Chemie, so macht er vielleicht den Versuch, unabhängig von Berthold Schwarz das Pulver noch einmal zu erfinden. — In einer der totgeschwiegenen Untersuchungen heisst es: „Dafür, dass die Modi (welche die Originalwerke der Juristen hatten, von den Justinianischen Kompilatoren) geändert wurden, haben wir genug Beweise. . . In einer neuen Palingenesia veterum iuris librorum wären hunderte von Stellen zu verbessern". Freilich sind ebendort auch die Schwierigkeiten dieser Untersuchung angedeutet, und diese haben jedenfalls den Herausgeber der neuen Palingenesia, Lenel, veranlasst, die Überlieferung intakt zu lassen. Eine der grössten Schwierigkeiten ist, dass der Veroneser Palimpsest des Gaius auch viele falsche Modi und Tempora hat, und zwar nicht nur in Abbreviaturen, deren genaues Studium die unerlässliche Bedingung für eine wissenschaftliche Untersuchung der Modifrage bildet (vgl. auch Mo —, doch zitiert soll ja nicht werden!), sowie, dass die Klassiker selbst sich nicht so ganz an unsre Schulgrammatik hielten, z. B. in Finalsätzen zu Gunsten des Impf. von der Consec. temp. abwichen; vgl. Vf. S. 314, Nr. 5 mit Gai. 2, 143 non rumpit..., ne ... rescinderentur). Doch um dergleichen Schwierigkeiten kümmert sich Vf. nicht: er schrieb mechanisch die Stellen ab, in denen ein „falscher" Modus steht, und wies auf den Fehler hin. Wer dies für wissenschaftlich hält, kann sich das Vergnügen machen, die Methode auf andere Juristen auszudehnen. In ein paar Wochen lässt sich ein halbes Dutzend Abhandlungen schreiben. — Auch sonst begegnen dem Leser viele Bekannte; zitiert ist jedoch nur Lenel, und je einmal wird gegen Mommsen und Krüger die Geissel der Kritik unerbittlich (gesperrte Schrift) geschwungen. Einiges schien dem Ref. neu; als er aber in den eigenen Notizen nachsah, stimmte die Sache nicht. S. 313 „Nicht nur

14) ALLG. IX 522. 15) Ebenda S. 521. 16) Ebenda S. 574. 17) ALLG. X (1896) S. 292. 18) BIDR. VIII (1895) S. 296—310. 19) ZSRGR. XVII (1896) S. 311—323.

kennt Gaius (in Inst.) *alias* nicht". Aber es steht: 1, 74; 1, 156; 2, 252; 4, 6; 4, 52; 4, 170 — und Stellen von Just., der es in Dig. interpoliert haben soll, führt Vf. (vielleicht mit gutem Grund) nicht an. S. 318 (zu Gai. 2, 132). „Gaius schreibt in s. Inst. immer *non aliter . . . quam si*, nicht *nisi*". Aber immerhin Gai. 2, 270ª n. al. quam si . . ., id est nisi . . .; ib. (zu dimidia . . . *aut* tertia *vel* etiam minore): „Gai. schreibt in d. Inst. „vel . . vel . . vel" — aber wir lesen Gai. 2, 50 commodatam aut locatam vel . . depositam; vgl. Gai. 2, 154; 2, 167 aut cernendo aut pro herede gerendo vel etiam nuda voluntate; ib.: Gai. Dig. 15, 1, 27 „zeigt sich die Hand des Kompilators . . . wegen des *longe magis*, da Gai. multo magis schreibt". Aber longe magis Gai. Inst. 4, 74ª (vgl. — doch ja so! zitiert soll nicht werden). Für Justinianische Änderung hält Gr. auch *in semel* (Gai. Dig. 18, 1, 35, 7 utrum pretium omnium centum metretarum in semel dictum sit an in singulos eos) — aber aus Justinian kann er es gar nicht belegen, während gerade ein Zeitgenosse des Gaius, Florus, es nach Georges dreimal schrieb (Statius *insimul*; vgl. *ensemble*) — was eine methodische Forschung nicht hätte übersehen dürfen. Vgl. jetzt KALB, Jagd nach Interp.[20a]) S. 8. — H. KRÜGER, Bemerkungen über den Sprachgebrauch der Kaiserkonstitutionen im Cod. Just.[20b]). Vf. hat für ein künftiges Vokabularium zu Cod. Just. bereits die Buchstaben a, b, c und h abgeschlossen. Als Proben des Resultates legt er vor *ambages, ambiguitas, aperio, apertius, apertissimus* und *evidentissimus, appellatorius, attamen, elogium*, welch letzteres erst Justinus und sein Sohn Justinianus in der Bedeutung „Testament" gebrauchen. Die Herstellung eines Index zu Cod. Just. ist für die Erforschung der juristischen Sprache, besonders der justinianischen Einschiebsel, von unschätzbarem Wert. — S. G. LONGINESCU, Caius der Rechtsgelehrte[21]), welcher den Caius für identisch hält mit dem berühmten Gaius Cassius (natürlich in Neubearbeitung), glaubt S. 66 f. hierin auch eine Erklärung dafür zu finden, dass Kalb manche sprachliche Spezialitäten des Gaius zwar aus dem ersten, nicht aber aus dem zweiten Jahrhundert belegen konnte. — J. C. NABER, Observatiunculae de iure R.[22]), LXIII. Quid sit „*legitimum*" ist wenigstens zu erwähnen. — ED. WÖLFFLIN, Zur Lehre vom Imperativ[23]) erinnert daran, dass der Imperativ in den XII Tab. (und in allen eigentlichen Gesetzen, vgl. Kalb, Juristenl. S. 4 A. 1 mit S. 25) bald verpflichtende, bald berechtigende Bedeutung hat. Aufgabe der historischen Grammatik ist es, zu untersuchen, wie lange sich dieser Gebrauch (gemeint ist natürlich die nichtjuristische Litteratur) erhalten hat. A. ZOCCO-ROSA, Le stituzioni di Giustiniano[24]). Die wenigen Bemerkungen über die Sprache von Just. Inst. beschränken sich auf Reproduktionen.

Nürnberg, jetzt Neustadt a. H. W. Kalb.

20a) Festschrift z. Rekt.-Jub. v. Autenrieth, Progr. Nürnberg 1897. 20b) ALLG. X (1896) S. 247—252. 21) Diss. Berlin 1896. 74 S 22) Mnemosyne XXIII (1895) S. 155. 23) ALLG. X 130. 24) Palermo 1896. 149 S.

Mittellateinische Sprache. Da das sog. technische Latein an anderer Stelle behandelt wird, so ist der Ertrag hier kein bedeutender. Wir beginnen mit einer tüchtigen Arbeit von F. Ranninger[1]) über Allitteration. Er behandelt das grosse Gebiet seiner Arbeit ausgiebig und vorsichtig. Über Laut- und Betonungsverhältnisse der allitterierenden Verbindungen, über die durch A. verbundenen Wortarten, über den Unterschied der synonymen, synthetischen und antithetischen A., über A. in nicht koordinierten Satzgliedern sowie — was besonders interessant ist — über die Weiterbildung der A. im Französischen spricht der allgemeine Teil. Es folgt ein reichhaltiges alphabetisches Verzeichnis der allitterierenden Verbindungen, das sich indes sowohl durch Erweiterung der Autorenanzahl wie auch durch übersehene Stellen der untersuchten Autoren mühelos vergrössern liesse. — Eine die zeitgenössische Sprache in Poesie und Prosa durchaus beherrschende Arbeit von E. B. Lease über Prudentius[2]) behandelt ausführlich die Sätze und die Redeteile, die Prosodie, Metrik, Imitation und sprachlichen Besonderheiten des Dichters. Namentlich klar und gut ist die Einteilung der Arbeit. Reichlicher könnte das Kapitel über Imitation ausgefallen sein. Allerdings erfordert das Gebiet, über welches Huemers Ausgabe mehr orientieren wird, eine Arbeit für sich. — Aus der Glossenlitteratur liegen einige Arbeiten von grossem Wert vor. G. Landgraf untersucht in längerem Aufsatz[3]) mit Nachträgen „Glossographie und Wörterbuch" ein reiches Material von Glossen aus Loewes Corpus IV und V. Verderbte Glossen in grosser Anzahl werden auf ihre richtige Form zurückgeführt und mit Vorsicht und Sachkenntnis die neuen Wörter festgestellt, die sich dabei ergeben. Unrichtiges, wie z. B. propudorio (confusio) und pronefas (scelus) wird beseitigt. Bedeutend ist die Anzahl der neuen Wörter (auch germanische), die dem Lexikon zugeführt werden. Die Anlage des Ganzen ist alphabetisch. — O. B. Schlutter[4]) bringt hierzu in zwei Aufsätzen „Beiträge zur latein. Glossographie" zahlreiche Nachträge und eine Fülle neuer Beobachtungen. Namentlich behandelt er durch Metathesis verderbte Glossenstellen. Durch die Beobachtung allgemein vorkommender Fehler sucht er die richtigen Formen zu gewinnen und die monströs gebildeten Wörter mittels der korrumpierten Aussprache zu erklären, so z. B. S. 207 die Verwandlung von *caupo* zu *agapo*. In einem dritten Aufsatze[5]) führt er die Lemmen vieler amplonianischer Glossen auf Orosius zurück. — E. Wölfflin[6]) weist die veränderte Bedeutung des Wortes *inauratura* nach (Gromat. 97, 8 Lachm.), erst Vergoldung, dann Kugelmantel, endlich (bei Gerbert) Umfang des Kreises, der mit einem anderen konzentrisch dessen doppelten Radius besitzt. — Mit seiner neuen Ausgabe der Benedicti regula hat E. Wölfflin zwei grundlegende Aufsätze erscheinen lassen, in deren ersterem[7]) „Benedikt von Nursia und seine Mönchsregel" die litterarischen Quellen nachgewiesen, Erörterungen über das Latein der Regula angestellt und spätere Glättungsversuche

1) F. Ranninger, Die Allitteration bei den Gallolateinern des 4., 5 und 6. Jhrhdts. GPr. v. Landau 1895; 55 S. 2) E. B. Lease, A syntactic, stylistic and metrical study of Prudentius. Baltimore 1895, 80 S. 3) ALLG. IX, 355–446. 546. 565f. 4) ALLG. X 11–15. 187–208. 5) ALLG. X 361ff. 6) ALLG. IX 522. 7) SBAkMünchphhKl. 1895 S. 429–454.



zurückgewiesen werden. Wichtiger für uns ist der zweite[8]) „Die Latinität des Benedikt von Nursia". Die Festsetzungen sind hier nicht leicht, da die ältesten Handschrr. weit auseinander gehen und sich manche Glättungsversuche in der späteren Überlieferung zeigen. Es werden behandelt der Vokalismus (noch *claustrum*, *apostolus* neben *apostulus*), Konsonantismus, Deklination (neutr. plur. in 1. Dekl. verwandelt, vierte Dekl. geht in die zweite auf, wie *dicto verso*; *hymnos* als nom. plur.), Genus (*lecta* = *lectum*, *iugus* = *iugum*), Konjugation (Übergang; Vermischung des Genus verbi), Pronomina, Numeralia, Syntax der Casus u. a. W. geht von der ersten Ausgabe der Schrift aus, die im Oxoniensis überliefert wird, und lässt gegen E. Schmidt spätere, gebesserte Ausgaben nicht gelten. — Sehr eingehend[9]) untersucht G. Kurth den Sprachgebrauch hinsichtlich der Bedeutung von *Francia* und *Francus*. *Francia* bedeutet nach ihm für die Römer das rechte Rheinufer, bei Gregor v. Tours heisst es Austrasien, auch Neustrien, aber nicht Burgund oder Aquitanien. Kaum richtig wird das Wort *Francus* als nur geographischer Begriff und nicht als Volksnamen erklärt. — Über die Sprache eines Autors des 7. Jahrhunderts handelt die Arbeit[10]) von J. J. Hoeveler, „Die Excerpta latina Barbari. II. Die Sprache des Barbarus". Dieser Barbarus, dessen Text in Fricks Chron. min. I, 184—370 zu finden ist, giebt die Übersetzung einer griechischen Chronik. H. untersucht besonders die Laut- und Formenlehre dieser merovingischen Schrift, wozu schon Frick im Index latinitatis mancherlei Anregung geboten hatte. Zuweilen werden von H. schon aus frühchristlicher Zeit stammende Bildungen jener späten Zeit zugeschrieben, doch ist die Arbeit vielfach orientierend und fasst das Wesentliche zusammen. — Eine sehr umfängliche Schrift über Die Namen Vynfreth-Bonifatius veröffentlichte[11]) der Bonifazforscher A. J. Nürnberger. Von der Verbreitung und Bedeutung des Namens *Vynfreth* (warum nicht *Uuynfreth* oder *Wynfreth*, s. S. 10 n. 8?) ausgehend spricht N. über das häufige Vorkommen und die Bedeutung von *Bonifatius* (von *bonum fatum* abzuleiten) und sucht nachzuweisen, dass *Wynfreth* diesen zweiten Namen schon in England vor der Bischofsweihe geführt habe, etwa wie *Hwaetbert-Eusebius*. Diese Weihe erfolgte auf den Namen *Bonifatius*, ähnlich wie bei *Wilbrord-Clemens*. Einen besonderen Sinn habe Gregor mit dem Namen nicht verbunden, sondern ihn als einen längst anerkannten Heiligennamen belassen. Später brachte man den Namen mit *bonum facere* zusammen. Die Arbeit ist gründlich, aber reichlich lang. — In der Origo gentis Langobardorum sucht W. Bruckner[12]) germanische Stabreime nachzuweisen. — Eine sehr interessante Schrift bietet K. Gareiś mit der neuen Ausgabe von Karls des Grossen Capitulare de villis[13]), dessen Entstehung 800 angesetzt und als dessen Verfasser Ansegis von S. Wandrille vermuthet wird. Die Erklärung der vielen seltenen lateinischen Ausdrücke des Gesetzes wird mit Zuhilfe-

8) ALLG. IX 493—521 cf. ib. 620f. 9) RQH. 57, 337—399. 10) Kaiser-Wilh.-GPr. Köln 1896. 29 S. 11) Die Namen Vynfreth-Bonifatius, Breslau 1896 (SA. a. d. 28. Bericht der Philomathie i. Neisse), 96 S. 12) Die Sprache der Langobarden, QF Bd. 75. Strassburg 1895. 13) Die Landgüterordnung Karls des Grossen, Berlin 1895.



nahme der antiken und romanischen Sprachen gegeben und in den meisten Fällen sehr glücklich gefördert, sodass das wichtige Dokument nun auch sprachlich in seine Zeit eingerückt werden kann. — A. GIRY weist nach[14]), dass das Wort *cappas* in Lupi Ferrariensis epist. 125 (die Abtserhebung wird für den 22. Nov. 840 bestimmt) kein Appellativum, sondern ein Eigennamen (*Chappes*) ist. — Beiträge zur Erklärung missverstandener Stellen in der Weltchronik des Frechulph giebt J. HUEMER in den Serta Harteliana[15]). Die Stellen beziehen sich auf griechische Worte, die Fr. selbst nicht verstand. — Sprachliches spielt auch in die Arbeit von A. MITTAG über Ruotgers Stil[16]) hinein, obwohl sie eigentlich litterarhistorisch ist. Mosaikartig ist die Ausdrucksweise Ruotgers zusammengesetzt aus den verschiedensten Vorbildern. Mit seiner Zeit teilt Ruotger die Vorliebe für die Antithese, weil nämlich dabei die Reimprosa angewendet werden konnte, die sich im zeitigen Mittelalter grösster Verbreitung erfreute. Was M. über das Fortleben der augustinischen Begriffe *pax et iustitia* sagt, dass sie nämlich der Ausgangspunkt für die Gottesfriedensbewegung gewesen seien, so scheint das unbedingt dem rein Sprachlichen und Formalen zu viel Raum gegeben zu sein. — Für die Entwickelung von Eigentümlichkeiten der Sprache sind interessant die seit kurzem erst bekannt gewordenen Fabeln des Odo (Eudes) de Cheriton (in Kent), die von HERVIEUX ediert sind[17]). So treten die Namen der Tiersage hervor, *Berengar = Bär, Tebergus = Katze*; es begegnen Wörter wie *murilegus, tortuca* (= *testudo*), *busardus, scrabo* (= *scarabaeus*) u. a. — Aus einer Dresdner Hdschr. s. XII. in der Epist. Vindiciani teilt R. FUCHS eine ml. Glosse *felgerola* über dem Worte *polypodium* mit[18]), die er auf *filicarula,* Weiterbildung von *filix*, richtig zurückführt (er vergleicht hierzu franz. *fugerole*). — D. RICCOBONI betrachtet[19]) den Bedeutungswechsel des Wortes *baro* im Laufe der Zeiten und identifiziert das ml. Wort *baro* unbedingt mit dem von Cicero gebrauchten *baro,* als dessen Grundbedeutung er *corporis robore ferox* annimmt und nicht *stupidus,* wie die Glossen angeben. — Eine sehr wertvolle Schrift, die sich vielfach den Arbeiten über Glossographie anschliesst, sich aber über unsern ganzen Zeitraum verbreitet, ist der Aufsatz von G. GOETZ über Geheimsprachen[20]). Diese aufs Unverständliche gerichtete und geschmacklose Litteraturgattung wird hier im Zusammenhang behandelt. Sie besteht nur aus kleinen Denkmälern, welche allerhand obskure Wörter von lateinischer, griechischer und hebräischer, auch irischer Herkunft zu einem Ganzen verbinden und einen schwülstigen Stil etwa wie Aldhelm besitzen. So die Praefatio im Salmasianus (anth. lat. 19. R.), die Hisperica famina (neue Fragmente hierzu aus Hdschrr. in Luxemburg und Paris hatte H. Zimmer Nachr. v. d. kgl. Ges. d. Wissensch. Göttingen 1895, 2 mitgeteilt), der Hymnus

14) Études d'hist. du moy. âge dédiées à G. Monod S. 107 ff., Paris 1895. 15) Wien, 1896. 16) Die Arbeitsweise Ruotgers in der Vita Brunonis. Progr. v. Askan. Gymn. Berl. 1896. 17) L. Hervieux, les fabulistes latins etc. tome IV, Paris 1896. 18) ALLG. X 354. 19) Barone e vocaboli affini. AIV. Tom. VI Ser. VII 1894/95; vgl. hierzu E. Wölfflin, ALLG. IX 13 f. 20) Über Dunkel- und Geheimsprachen im späten und mittelalterlichen Latein, BSGW. 1896, S. 62—92.

„Adelphus adelpha meter", des Atto von Vercelli Polipticum und die merkwürdige Praefatio zu dem reichhaltigen Glossar Panormia des Osbern (also saec. V—XII). Eine hervorragende Rolle bei der Abfassung dieser Dunkelschriften spielen die Iren. Besonders gab man sich Mühe, Casus und Modi zu vertauschen und beliebt war ausserdem die Verstellung von Wörtern, Silben und Buchstaben (scinderatio). — Von Indices, welche unser Gebiet betreffen und die Kenntnis des Ml. wesentlich fördern, sind namentlich mehrere wichtige Arbeiten aus den Ausgaben der MGH. zu nennen. Sehr sorgfältig ist der I. rerum et verborum zu Poetae latini III. durch K. NEEF angefertigt[21]). Hier lernt man mancherlei aus dem Bedeutungswechsel und aus der Neubildung des 9. Jahrhunderts für die poetische Ausdrucksweise kennen. Manches interessante (u. a. romanische Wörter im Latein) bringt das Glossarium in der Ausgabe der Karolingischen Annalen von F. KURZE[22]), wo *cismarinus* (73), *mediator* (75) und *videri* pass. (173) fehlen. — Späte Ausdrücke aus der Staats-, Heeres- und Gerichtssprache auch aus dem bürgerlichen Leben (auch deutsches) bietet das Glossarium zum 2. Band der Constitutiones et acta publica, das J. SCHWALM angefertigt hat[23]).

Dresden, Februar 1898. M. Manitius.

Vergleichende romanische Grammatik.

1895. Zur romanischen **Lautlehre** und zugleich zur **Wortbildungslehre** gehören fünf Versuche, die Schwierigkeiten zu lösen, die die Erklärung der Vertreter von *-ariu* im Italienischen und Französischen bereitet. Die erste Stelle, nicht nur in der zeitlichen Folge, gebührt einem Artikel MORFs aus Anlass von Marchots 'Solution' [1]). Er betont mit vollem Recht, dass da, wo *-u* fällt, *-a* bleibt, *-ariu* sich anders entwickelt als *area*, wie ich das auch rom. Gramm. I, 150 und 522 ausgesprochen habe und löst damit, wie ich glaube, das französisch-provenzalische Problem, nur verstehe ich nicht, weshalb aus dem *är* aus *-är(u)* im Nordfranzösischen *-er*, nur nach Palatalen *-ier* entstanden sein soll, nicht dieses *ä* wie *ę* und lat. *ä* zu *ie* wurde. Für ital. *-iere* stellt sich Morf auf den Ascolischen Standpunkt (*ari* zu *ieri*), sagt nicht, wie dann das thatsächlich existierende flor. *-ari* aus lat. *-ari* entstanden sei, weist kurz auf die Wichtigkeit der Eigennamen hin (*Alighieri* aus *-hari*), ohne sich leider zu äussern, worin diese Wichtigkeit bestehe (mir sind sie eine wesentliche Bestätigung der Entlehnungstheorie), und beruft sich auf *banchieri* neben *ripajo* in einem florentinischen Texte von 1211 und auf die Doppelformen *-ieri* und *-aro* in Mundarten. Dies letztere

---

21) Poetae latini aevi Karolini rec. L. Traube, tom. III 798—814. 22) Annales Regni Francorum . . qui dicuntur Ann. Laurissenses maiores et Einhardi recogn. F. Kurze p. 201—204. 23) Constitutiones et acta publica regum et imperatorum t. II ed. L. Weiland p. 681—690.

1) ASNS. 94, 346—350.

kann ich allerdings nicht anerkennen, ven. *lavóriero* deckt sich mit ital. *lavorio*, hat also hier nichts zu thun, von den sardischen Wörtern auf *-eri* erweisen sich die meisten auch aus andern Gründen als entlehnt und dasselbe lässt sich, soweit ich sehe, für die meisten Mundarten mehr oder weniger sicher nachweisen. Trotzdem hat Morf das Verdienst, eine Anzahl neuer Momente gebracht und für einen Teil des Gebietes, namentlich das Provenzalische und die südostfranzösischen Mundarten das Problem gelöst zu haben. Sehr beherzigenswert ist, was er S. 348 Anm. gegen die Annahme, *porcariu* hätte *porchir* werden müssen, wie *jacet* zu *gist* geworden ist, einwendet.

Sodann beschäftigt sich P. Marchot nochmals mit der Frage[2]). Er wendet sich mit einigen nichtssagenden Argumenten gegen die Ansicht, wonach frz. *-ier* bei palatalem Stummauslaut seinen Ausgangspunkt habe und geht dann wieder von *-erius* aus. Ich kann dagegen nur wiederholen, was ich schon früher gesagt habe, Marchot muss erst die Notwendigkeit und die Möglichkeit von *-eriu* erweisen. Er hat das erstere nicht gethan und wenn er glaubt, das zweite durch Hinweis auf *ministeriu, magisteriu, monasteriu, imperiu, reproberiu, vituperiu adulteriu* thun zu können, so ist dagegen zu sagen, dass das drittletzte Wort keine Beweiskraft hat, weil es von ihm selber erschlossen ist, thatsächlich aber nicht existiert, und dass die andern nicht wohl ein produktives Suffix abgeben können, da wir keine Stämme *minist-, magist-, imp-* u. s. w. haben. Also *-eriu* ist ein Ausgang, kein Suffix, der sich in Fremdwörtern ähnliche Ausgänge angleichen kann, der aber nicht im stande ist, ein so mächtiges produktives Suffix wie *-ariu* zu absorbieren. Weiter bringt er wieder *Chryserius* statt *Chrysaorius* und meint 'c'est une preuve indirecte: si la chose s'est passée en Pannonie, elle a pu se passer en Gaule!' Möglich ist natürlich alles. Unsere Wissenschaft hat aber nicht zu untersuchen, was an sich möglich, sondern was wirklich vorgegangen ist. Im übrigen verweise ich auf das, was ich mit Bezug auf die Zuverlässigkeit solcher Schlüsse JBRPh. II 87 gesagt habe. Das weitere bringt kaum etwas Neues, jedenfalls keine neuen Argumente. Marchot sieht in dem Nebeneinander von *sorcer, paner* in den Reichenauer, *manneiras* und *caldaru, sestar* und *Paioari* der Kasseler Glossen eine Bestätigung seiner Theorie von vulglat. *-eriu* neben *-ariu*, hat aber nicht bedacht, dass *Paioari* überhaupt nicht in Frage kommen kann, dass die eine Glossensammlung für die andere nichts beweist, dass die Texte viel zu wenig konsequent geschrieben sind, als dass man sie als so entscheidende Zeugen anrufen kann. Wenn er meint, *sorcerus* als Vertreter von vulgl. *-erus*, nicht *-ar(i)us* ansetzen zu können, weil in der Zeit, der die Glossen angehören, weder freies *a* noch *ai* schon zu *e* geworden seien, so ist dagegen mit Morf zu bemerken, dass ein Schluss von *fait* oder *baise* auf das *ai* in *-airu* unstatthaft ist, dass *ariu* zu einer Zeit *äru* geworden sein kann, wo *-asiu* oder *-aisu* noch bestand. Aus einer Note Gröbers geht hervor, dass *-eriu* statt *-ariu* seit dem 8. Jh. mehrfach in Ortsnamen belegt ist. Die Hauptstütze für die Annahme eines vulglat. *-erius* bildet, wenn ich nicht irre, ital. *-iere*, gerade dieses behandelt Marchot aber leider nicht.

2) ZRPh. XIX 61 ff.

Eine andere Lösung findet E. R. Zimmermann in seiner Geschichte des lateinischen Suffixes *-arius* in den romanischen Sprachen [3]). Die Arbeit zerfällt in drei Teile. Der erste giebt die bisherigen Erklärungsversuche der romanischen *-arius*-Reflexe in geschickter Übersicht wieder. Die stattliche Zahl der bisherigen Hypothesen teilt er ein in gemeinromanische und einzelsprachliche, teilt jedesmal die Erklärung des einzelnen Gelehrten und die von anderen dagegen erhobenen Einwände mit oder erhebt selber welche dagegen. Soweit ich sehe, ist nichts Wesentliches übergangen. Der Vollständigkeit wegen hätte vielleicht noch Bourciez Précis de phonétique française 1889 S. 32 'le jod s'étant transposé devant *a et* l'ayant fait monter a *e*' genannt werden können; die Möglichkeit, dass ital. *-iere* entlehnt sei, habe ich 1883 Schicksale des lat. Neutr. 107 angedeutet und ebenda S. 106 Anm. darauf aufmerksam gemacht, dass das Altital. sing. *-ajo* plur. *-ari* flektiert. Den Schluss bildet eine Bemerkung über *-arius* im Lateinischen und über das Verhältnis von *-arius* zu *-ari*. Der Verf. meint dann weiter, nach *clari claros* sei zu dem nom. *-ari* ein neuer acc. pl. *-aros* und ein neuer nom. sg. *-arus* geschaffen worden. Wenn es nun gar keinem Zweifel unterliegt, dass dieser Vorgang möglich ist, so fehlt doch jeder Beweis dafür, dass er wirklich stattgefunden habe. Es genügt nicht, auf Schuchardt Vok. II 251 hinzuweisen, denn dieselben Denkmäler, die z. B. *carbonaru* statt *-ariu* schreiben, bieten auch *Febraras, Anastasa* u. a., so dass also eine ganz andere Erklärung gesucht werden muss. Man darf auch nicht piem. *čair* aus *clarus* als Stütze annehmen und für das Lateinische schon *vari* : *varios* also *clari* **clarios* ansetzen, da *čair* u. s. w. regional beschränkt sind, und selbst wenn man es dürfte, würde daraus eher eine Ablehnung als eine Bestätigung von **-aros* aus *-arios* folgen.

Auf dieser Basis, deren Berechtigung nicht erwiesen und die so lange man vier Formen (*-arius, -ariu -arī -arios*, ganz abgesehen von *-aria*) hatte, nicht einmal sehr glaublich ist, baut nun der Verf. ein Gebäude auf, das entsprechend seinen schwachen Fundamenten nicht stand halten kann. Er untersucht zunächst *-arus* in den romanischon Sprachen und will zeigen, dass der Osten des romanischen Sprachgebietes der Basis *-arus*, die auch für Nordfrankreich nötig sei, kein Hindernis in den Weg lege. Wiederum begegnet hier ein schwerer verhängnisvoller Irrtum. Der Verf. beweist, dass rum. *-ar* ital. *-aro* auf dem von ihm gemachten *-arus* beruhen können, er hätte vielmehr beweisen müssen, dass sie nicht mit dem wirklich existierenden *-ariu* vereinbar sind. Zunächst wäre sehr wünschenswert gewesen, wenn er die Belege für rum. *-ar* angeführt hätte, da man dann hätte beurteilen können, ob dieses *-ar* (wie ich vermute) nicht erst aus *arŭ* (*ariu*) entstanden sei, vgl. Miklosich, Beitr. zur Lautl. Rum. Dial. III, 34. Dafür, dass *-aro* im Italienischen allein volkstümlich sei, wird angeführt siz. *-aru*, das direkt *-aru* fortsetzen könne. Wiederum fehlt der Beweis, dass *-ariu* etwas anderes ergäbe. Da *-toriu* im Siz. zu *-turu, -toria* zu *-tura, paria* zu *para, glarea* zu *gyara* wird, so wird man zunächst annehmen, dass *-aru* auf *-arius*

3) Diss. Heidelberg 1895.

zurückgehen kann, wenn auch freilich die Sache nicht ganz so einfach ist, wie sie nach diesen Beispielen scheinen möchte. Im Piacentinischen stehen *-ẹr* und *-ar* nebeneinander und zwar soll jenes *-ariu*, dieses *-aru* sein, allein sieht man sich die Beispiele an, so bemerkt man sofort, dass *-er* dem ital. *-iere*, *-ar* dagegen *-ajo* entspricht, wird also, bis das Gegenteil bewiesen ist, in *-ar* die lautgesetzliche Entsprechung von *-ariu* sehen. Und ähnlich steht es mit den weiteren Ausführungen. Was das Toskanische betrifft, wo *rį* zu *j*, *-ariu* also zu *-ajo* wird, will der Verf. die Beweiskraft von *gennajo* dadurch hinfällig machen, dass er sagt, *gennaro* komme gleichfalls vor, auch sei *somaro* sehr alt. Zweifellos; aber sind *gennaro*, *somaro* toskanisch? Da der Verf. trotz Rom. Gramm. I § 521 nicht erkannt hat, dass *rį* nur im Toskanischen zu *j* wird, überall sonst zu *r* teils mit Epenthese, teils mit Schwund des *i*, je nach den Mundarten, kann man ihm keinen Vorwurf daraus machen, dass er sich diese Frage nicht gestellt hat; wer das Problem wirklich lösen will, wird sie aber zu beantworten haben. Nicht besser ist, was sonst S. 46—48 über das Italienische und dessen Mundarten gesagt ist. Der Verf. operiert mit Dialektformen ohne die lautlichen Verhältnisse wirklich untersucht zu haben, beurteilt die Formen daher meist falsch. Tosk. *-ajo* ist ihm vom fem. *-aja* aus übertragen: 'es hindert nichts *-aro* als ältere Form aufzufassen, *-ajo* wäre Neubildung aus dem fem. *-aja*' (S. 35). Nach S. 46 sollte man einst flektiert haben *-aro*, *-ari*, *-aja*, *-are*, dann sei nach *-are*, *-aja* auch *ajo* eingetreten, hierauf *-aje*, endlich *-aii*. Ein Beweis dafür, dass *-ariae* zu *-are* werden müsse, fehlt. Und dieser ganz komplizierte, nirgends durch Thatsachen gestützte Vorgang wird angenommen wegen eines wiederum bloss vermuteten *-arus*! Überliefert sind *-arius*, *-ari*, *-aria*. Daraus muss nach zahlreichen anderen Analogien tosk. *-ajo*, *-ari*, *-aja* werden und diese Formen sind die für die Toskana in ältern Texten in dieser Verteilung gesicherten. Wenn daneben die Wbb. auch *-aro*-Formen verzeichnen, so ist es reine Willkür, zu behaupten, diese seien älter als die *ajo*-Formen, hat wissenschaftliche Untersuchung vielmehr zu zeigen, wann und wo dieses *-aro* zuerst auftaucht. Dies festzustellen wäre eine dankbare Aufgabe, die allerdings nicht mit den Wbb., sondern an Hand von Texten zu lösen wäre. — Auch für das Französisch-Provenzalische soll *-arus* die Grundlage bilden, im Prov. läge es noch vor in *anglar*, *seglar*, die aber natürlich ebenso auf lat. *angularis*, *saecularis* zurückgehen, wie dass S. 44 als Beleg für frz. *-ers* aus *-arus* angeführte *regulers*, das richtig *regularis* darstellt. Das frz. *-ier* wäre zunächst nach Palatalen entstanden und hätte nicht nur frz. *-er* sondern auch prov. *-ar* verdrängt. — An diese lautlichen Untersuchungen reiht sich eine Aufzählung der Suffixe, die mit oder mit denen *-ariu* verbunden wird. Auch hier trifft man mancherlei schwer Begreifliches, wie die Zurückführung von frz. *-eraie* in *peupleraie*, *pommeraie* auf *-arius* + *-aca*, die Annahme eines Suffixes *-uru* in span. *-urero*, portg. *-ureiro* (es liegt *-tura* vor), die Zerlegung von ital. *salvadanaja* 'Sparbüchse' in **salvatanu* + *aria*, während es *salvadanajo* heisst und eine imperativische Zusammensetzung ist: *salva-danajo* u. s. w. — Sodann wird untersucht, inwieweit *-ariu* an Nominalstämme, inwieweit an Verbalstämme trete. Auch hier muss ich dem Verf. widersprechen, er

hat den Beweis nicht erbracht, dass *-ariu* deverbal gebraucht wird. Fälle wie span. *guardadero* u. s. w. gehören überhaupt nicht hierher, denn wenn auch *-ero* hier nicht aus *-uero* entstanden sein sollte, so haben wir doch keinesfalls den Verbalstamm *guard-*, sondern den Nominal-(Partizipial)-stamm *guardad-* als Grundlage; portg. *pregoeiro* geht von *pregão* aus u. s. w. Dass *-arius* deverbal werden könne, ist möglich; dass er es wirklich geworden sei, ist noch nicht gezeigt. Ein Beispiel, das man allerdings anführen könnte, ist prov. *renovier*, obw. *ranvér*, span. *renovero* 'Wucherer' zu *renovare*, allein da prov. *renous*, span. *renuevo* 'Wucher' existieren, wird man mit Diez, Wb. II c von diesem ausgehen. Frz. *parlier* wird von Littré und wohl vom französischen Sprachgefühle zu *parler* bezogen, da das Wort aber in eine Zeit hinaufreicht, in der man noch *parol parler* flektierte, so wird auch eine Ableitung von *parole* nicht anders als *parlier* gelautet haben. — Der letzte Abschnitt endlich behandelt die Bedeutung des Suffixes. Der Verf. teilt ein in adjektivisches, verbales und zwischen diesem und jenem in der Mitte stehendes *-arius*, doch kommt die Bedeutungsentwickelung nnd -verschiebung nicht recht zum Ausdrucke, ganz abgesehen davon, dass Wörter wie prov. *tempier* 'Sturm' aus *temperies*, frz. *étrier* 'Steigbügel', *tarière*, *congier* (!) doch nicht auf eine Stufe gestellt werden sollten mit denen, die wirklich Suffix *-ier* aufweisen. Manches in diesem Abschnitte ist mir ganz unverständlich. Afr. *establier* soll von *establer* kommen, nicht von *estable*, für *errier* setzt der Verf. *iterarius* an, betrachtet es aber trotzdem als Ableitung eines Verbums, das ital. *stringajo* 'Posamentierer' wird zu *strignere* bezogen, während doch *stringa* 'Schnürband, Schnürsenkel' deutlich zeigt, wohin es gehört. Der Verf. ist offenbar bestrebt, möglichst viele deverbale Bildungen mit *-ariu* zu finden und das hat ihn nicht nur vieles Einzelne falsch auffassen, sondern die Hauptsache nicht erkennen lassen, dass nämlich nur in ganz seltenen individuellen und darum genauerer Begründung bedürftigen Fällen *-ariu* in dieser Funktion auftritt.

Als Letzter tritt Körting in die Reihe. Betitelt sich sein Aufsatz auch als Entwickelung des Suffixes *-arius* im Französischen[4]), so ist es doch selbstverständlich, dass er alle romanischen Sprachen in Betracht zieht. Auch er giebt zuerst eine Übersicht der bisherigen Erklärungsversuche. In seinen Einwänden ist er nicht immer sehr glücklich. Die von mir gegen Ascolis *-iere* aus *-ari* eingewendete Thatsache, dass im Altital. zum sing. *-ajo* der plur. *-ari* tritt, fertigt er mit den Worten ab, die Plurale auf *-ari* können analogische oder auch gelehrte Bildungen sein. Aber nach welchem Vorbilde soll zu *calzolajo* ein Plural *calzolari* gebildet sein? Und wie soll man sich vorstellen können, dass zu einem volkstümlichen Singular ein gelehrter Plural gebildet sei? Ausserdem verschiebt aber der Verf. die Frage. Ascoli sagt, ein (hypothetisches) lat. *-ari* werde zu ital. *-ieri*, wogegen ich geltend mache, dass das überlieferte lat. *-ari* im Ital. als *-ari* erhalten sei, folglich als Grundlage für *-iere* ein *-ari* nicht passe. Dazu schreibt nun Körting, wenn *-ari* nur = *-arii* gesetzt werden könne, würde daraus nimmermehr

---

4) ZFSL. XVII 188.

folgen, dass *-ajo* = *arium* sein müsse. Aber darum handelt es sich ja gar nicht. Nicht besser ist, was gegen die Annahme, dass *-iere* entlehnt sei, gesagt wird. D'Ovidio und ich hatten aus der Bedeutung der auf *-iere* ausgehenden Wörter den fremden Ursprung wahrscheinlich zu machen gesucht. Das berührt K. mit keinem Wort, sondern sagt nur: die grosse Masse der hierher gehörigen Nomina ist ganz gewiss gut und altitalienisch. Ich sehe davon ab, ob der Italiener D'Ovidio oder der Deutsche Körting besser beurteilen kann, was gut italienisch sei, glaube aber, dass eine Untersuchung über das Aufkommen der Bildungen auf *-iere* an Hand der Texte einen bessern Beweisgrund liefern würde, als eine noch so energische Ausdrucksweise. K. legt grosses Gewicht auf *pensiero* und gerade dieses Wort ist das am wenigsten italienische von allen. Sonst tritt *-iere* stets an Nominalstämme und bildet Personen- oder Sachbezeichnungen, hier aber schafft es aus einem Verbalstamm ein Verbalabstraktum. Das muss doch stutzig machen und Verdacht einflössen. Und da nun prov. *pensier* gut bezeugt und regelmässig gebildet ist, so wird man eben *pensiero* als prov. Lehnwort zu betrachten haben, wozu ja auch die Bedeutung gut passt. — Was weiter die Kritik meiner Darstellung in der Rom. Gramm. betrifft, so weiss K. dagegen, dass im Tosk. *-ajo,* sonst in ital. *-aro,* auf den andern Gebieten *-airo,* dann span. *-ero,* afr., prov. *-ier* entstanden sei, nur einzuwenden, dass ich unerklärt lasse, wie es gekommen sei, dass *-arius* im Romanischen eine so verschiedene Gestaltung angenommen habe. Nun, lat. *-liu* wird tosk. zu *ll'u,* siz. zu *ggyu,* röm., neap., nordital. zu *yu,* ven. zu *-žo,* frz. zu *y,* span. zu *χo.* Wissen wir, woher diese noch viel grössere Verschiedenheit stammt? Oder ist sie darum abzuleugnen, weil wir es nicht wissen? Die Auffassung, dass ital. *-iere* entlehnt sei, wird wieder mit sehr energischem Ausdruck als 'grundverkehrt' bezeichnet. 'Es vermag dies niemand anzuerkennen, der die betreffende höchst umfangreiche Wortsippe (zu der z. B. auch *pensiero* gehört!) sich vergegenwärtigt'. Trotz des Ausrufungszeichens ist, wie gesagt, *pensiero* eine schlechte Stütze, im übrigen aber kommt es gar nicht auf den Umfang, sondern auf den Gehalt an. Ich berufe mich auf die Qualität (vgl. namentl. Ital. Gramm. S. 266), statt diese Berufung als nichtssagend zu erweisen, hält mir K. die Quantität entgegen. Ist etwa deutsches *-ei* in Schelmerei kein fremdes Suffix, weil die Liste der es bietenden Worte 'umfangreich' ist? Eher kann der Hinweis auf *-ieri* stutzig machen, aber auch er hält genauer Überlegung nicht stand. Das auslautende *-i* 'kann nimmermehr als dem Französischen entlehnt erachtet werden'. Lauten frz. *Paris, Louis* nicht ital. *Parigi, Luigi*? Vgl. übrigens Ital. Gramm. § 117. Was K.'s eigene Ansicht betrifft, so äussert er sich folgendermassen: 'Da im Ital. *-ajo* das (doch wohl häufiger gebrauchte) *-iere* neben sich hat und da die übrigen romanischen Sprachen nichts entsprechendes darbieten (es fehlt z. B. ein frz. *premarge* und ein span. *-arje*), so muss daraus gefolgert werden, dass ital. *-ajo* seine Entstehung einer Lautbedingung verdankt, welche eben nur in der dem Ital. zu Grunde liegenden Gestaltung des Volkslateins erfüllt wurde: der Bedingung nämlich, dass ein dem *i* nachfolgender langer Vokal (*ō*) seine Quantität bis in die späteste Zeit bewahrte, wodurch das *i* vor der Attraktion geschützt und ihm die Möglichkeit zur

Verdickung gegeben wurde'. Also *-ajo* ist aus *-ariō* entstanden. Von den drei Sätzen verstehe ich den mittleren nicht, der erste ist, soweit ich die Masse der mit *-ajo* und *-iere* gebildeten Wörter in älterer Zeit übersehe, direkt unrichtig und was den letzten betrifft, hätte man gern eine lautphysiologische Erklärung dieser Wirkung eines langen Vokals gehabt. Meint K., *ō* trage einen Nebenakzent und sei silbenbildend? Dann frage ich, weshalb gerade *àreólu* zu *ariuolo* wird. Nach K.'s Ansicht muss auch *-aja* aus *-ariā* entstanden sein, wie kommt es nun, dass *moriŏ* zu *muojo*, *moriă(m)* zu *muoja*, *moriă(t)* zu *muoja* wird? — Weiter wird *-iere* und fz. *-ier* aus *-ari* erklärt, wozu ich nichts mehr zu sagen habe.

Könnte man somit glauben, dass das *ier- aire- ari*-Problem noch immer ganz ungelöst sei, so möchte mir doch scheinen, dass bis auf einen gewissen Grad eine Einigung erzielt ist. Ascoli, Körting, Morf und ich stimmen darin überein, dass die Verschiedenheit zwischen *-ier* und *-aire* im Französischen sich aus der Verschiedenheit des dem *i* folgenden Vokals erklärt. Unentschieden ist nur, ob es sich um eine italienisch-französische oder nur um eine französische Entwickelung handle. Es wird also die weitere Forschung zu untersuchen haben, wie in den ältern italienischen Texten das Verhältnis der *-iere-* zu den *-ajo*-Formen ist, eine Arbeit, die nicht mit dem Wörterbuche gemacht werden kann, bei der es auch nicht auf blosse Zahlen ankommt, vielmehr die Qualität der Beispiele und die stilistischen Bestrebungen der Schriftsteller zu berücksichtigen sind. Ferner wird man zu untersuchen haben, ob es nicht in der Toponomastik Fälle giebt mit stammhaftem *-ariu*, endlich darf man nicht nur *-ariu* allein betrachten, muss vielmehr die Entwickelung von *-riu*, *-ria* nach allen Vokalen heranziehen oder beweisen, dass in der physiologischen Beschaffenheit des *a* eine besondere Einwirkung auf folgendes *-riu*, *-ria* begründet sei. Nur so wird man zu einer befriedigenden Lösung gelangen können.

Nach Abschluss dieses Berichtes über die neuen Arbeiten, die sich mit *-arius* beschäftigten, erschien E. Staaff Le suffixe *-arius* dans les langues romanes[5]). Des besseren Zusammenhangs wegen will ich das Buch gleich jetzt, nicht erst im nächsten Jahre, besprechen. Der Verf. giebt zunächst ähnlich wie Zimmermann, aber in etwas anderer streng zeitlichen Ordnung eine Übersicht über die bisherigen Ansichten und eine Kritik, in der er sich mit allen bezüglichen Fragen gut vertraut zeigt. Den ersten Schritt zur richtigen Erkenntnis des frz. *-ier* hat nach ihm G. Paris gethan dadurch, dass er auf die Wirkung der palatalen Wortausgänge wies, sodann nimmt er meine Scheidung zwischen *-ariu* und *-aria* an und stimmt schliesslich Morf bei, der mit der Kombination dieser beiden Erklärungen für Nordfrankreich das Problem gelöst habe. Im einzelnen glaubt der Verf., *rj* sei zu *ir̃* geworden, das nach palatalen Vokalen sein *i* verloren, sonst behalten habe, also *-iir̃* zu *-ir̃*, *-ieir̃* zu *-ier̃* aber *-ọir̃*, *-uọir̃*, endlich *-air̃* zu *-äir̃*, *-er̃*. Ich halte diese Auffassung für durchaus richtig, da sie nun endlich eine befriedigende Auskunft dafür giebt, dass *-ẹriu* zu *-ier*

5) Thèse pour le doctorat; Upsala 1896, 158 S. gr. 8°.

wird: *Didier* aus *Desideriu*, man nicht zu dem gerade in diesem Beispiel sehr wenig wahrscheinlichen Suffixwechsel greifen muss. Nun die andere wichtige Frage: ist *-ier* aus *k-ariu* oder auch aus *-ariu* entstanden? An sich ist das letztere möglich, denn was Staaff dagegen einwendet, hält nicht stand. Mit Zimmermann sagt er, der Wandel von *-air* zu *-ęr* hätte, damit *-ier* entstehe, eintreten müssen, bevor *ę* zu *ie* geworden sei und ferner *-air* sei erst zu *-är* geworden nach der Erweichung von intervokalischen *c* zu *g*. Dieses sei um 500 vor sich gegangen, folglich *äi* ungefähr 550, *ę* ungefähr 600, *factu* sei um 500 zu *fait* geworden, dieses zu *fęt* um 1000, es sei aber undenkbar, dass das eine *ai* 100 Jahre, das andere 500 zur Monophtlongierung brauche. Aber diese ganzen Datierungen stehen vollständig in der Luft, wie schon daraus hervorgeht, dass Zimmermann für das zweite *ai* 300, Schwan 400, Staaff 500 Jahre in Anspruch nimmt! Unrichtig ist auch der erste Satz: *ęr* aus *ari* müsse vor die Diphthongierung von *ę* hinaufreichen. Ein Lautwandel kann sich zu verschiedenen Zeiten wiederholen und kann sich über lange Zeit hin erstrecken, man darf also höchstens sagen, *ęr* muss zu einer Zeit entstanden sein, wo *ę* noch zu *ie* werden konnte. Ebensowenig passt der Vergleich mit *fait*. Gleich alt mit diesem ist *droit*, das in historischer Zeit mit *savoir* assoniert. Aber die Strassburgereide scheiden *dreit* von *savir*, haben also wohl *dreit* noch nicht rein diphthongisch gesprochen und folglich wird auch *fait* noch nicht diphthongisch gewesen sein. Was Staaff mit vollem Rechte gegen die Gleichstellung von *-ariu* und *basiu* bemerkt, gilt noch viel mehr für *-ariu* und *fait*, das eine kann für das andere nichts beweisen. Und nicht weniger bestimmt ist der Einwand abzulehnen, *berbicariu* hätte nach meiner Theorie *berzier* ergeben müssen. Wann lat. *cae-* zu *tse* geworden ist, wissen wir nicht bestimmt, nur das eine ist sicher, dass zur Zeit, da die Mehrzahl der ältern germanischen Wörter aufgenommen wurde, *k* vor hellen Vokalen sich nicht mehr zu *ts* wandelte: *skina* wird *échine*. Andrerseits wird germ. *będ* zu afr. *biez*, woraus folgt, dass zu einer Zeit, wo noch *ie* entstehen konnte, *c* vor palatalen Lauten blieb resp. zu *č* wurde. Also ein *vervicäru*, das zur Zeit, wo die germanischen Elemente eindrangen, gebildet war, hätte gar nichts anderes als *bergier* geben können. Endlich noch eins. Im Provenzalischen ist in vorhistorischer Zeit *-ariu* auf lautlichem Wege zu *ęr* geworden, während *fait* u. s. w. nicht *ę* zeigen, *berbicariu* nicht *berzer* lautet. In diesem *ęr* sieht Staaff und gewiss mit Fug und Recht die rein lautliche Entwickelung. Der Parallelismus prov. *pę* afz. *piet*: prov. *-ęr* afz. *-ier* liegt auf der Hand, er ist nicht streng beweisend, aber andererseits halte ich es nicht für richtig, ihn wegen einer zum grössten Teil imaginären Chronologie abzuweisen. Ich glaube also, von vorneherein ist meine Ansicht ebenso gut möglich, wie die Morfsche. Ein anderes ist es natürlich, wenn sich an Hand der Sprachdenkmäler nachweisen lässt, dass *-er*, *-ere* an Stelle eines späteren *-ier*, *-iere* vorkommt. Dieses zu zeigen hat Staaff versucht und wenn der Versuch auch nicht ganz gelungen ist, *-er*, *-ere* in Denkmälern, die *Perre*, *pez* schreiben oder *Asneres* in Urkunden, die *Welpilleres* bieten, nichts besagen, so bleiben doch eine Anzahl *er*-Formen, die sehr zu denken geben. — Was ital. *-iere* betrifft, so ist der Verf. entschiedener Anhänger der Entlehnungs-

theorie, weist zurück, was von Schwan und Körting dagegen gesagt war, und bringt eine Reihe weiterer Stützen. Allerdings beweist z. B. die Existenz von frz. *banquier* neben ital. *banchiere* nichts für fremden Ursprung des letzteren, ist vielmehr *banquier* wie die Geschichte, die Belege und das *qu* zeigen, aus *banchiere* entlehnt. Da aber die ersten Bankhalter in den grossen Handelsstädten Norditaliens auftreten, so wird flor. *banchiere* aus einem lomb. oder ven. *bancher* entstanden sein. Die weiteren Ausführungen über die ital. Mundarten erschöpfen zwar nicht alle Fragen, gehen auch über einzelne Schwierigkeiten zu rasch hinweg, aber sie sind verständig und zeigen durchweg wirkliche Kenntnis der Dialekte.

Zur **Lautlehre** gehört dann noch ein Artikel RYDBERGS, Víginti, tríginta ou vigínti, trigínta[6]), in welchem nachgewiesen wird, dass die romanischen Vertreter der zwei Zahlwörter durchaus die klassische Betonung voraussetzen. Man wird dem Verf. die Zustimmung nicht versagen können. Wie aber erklären sich die Vertreter von *quadraginta*? Gerade bei diesen erhebt sich die Hauptschwierigkeit.

Zur **Formenlehre** mag zunächst erwähnt werden, dass sich über den 2. Band meiner Grammatik noch geäussert haben BOURCIEZ [7]), zugleich Nachträge aus dem Gaskognischen und für die Erhaltung der Deklination im Altfranzösischen eine andere Erklärung gebend, als ich es in § 110 gethan habe, C. SALVIONI [8]) mit vielen wichtigen Zusätzen in durchweg zutreffender Deutung aus dem Gebiete der norditalischen Mundarten, endlich BEHRENS [9]), der ebenfalls namentlich aus provenzalischen und französischen Mundarten vielerlei nachträgt, aber da, wo er über das blosse Materialsammeln hinausgehend sich über die Bedeutung des Stoffes äussert, viel unzutreffendes oder wenigstens anfechtbares verträgt. Er sagt z. B. zu sard. *filige* als Maskulinum hätte span. *helecho* verglichen werden müssen, scheint also übersehen zu haben, dass *fílige* auf *filex, helecho* auf *filictum* beruht, und denselben Mangel an Vertiefung zeigen die meisten andern Bemerkungen und Fragen. — Sonst ist nur noch zu nennen G. SUNDSTEDT [10]), Sur le cas fondamental de la déclination romane. Der Verf. bespricht die oft herangezogene Thatsache, dass italienische Mundarten *-o* und *-u* auseinander halten, was also für den Akkusativ als romanischen Kasus spreche, bringt aber sonst nichts neues. — Obschon der bescheidene Titel 'Die Suffixe *-ĭccus, -ŏccus, -ŭccus* im Französischen', unter dem A. HORNING [11]) einen Beitrag zur Wortbildungslehre giebt, es nicht vermuten lässt, so zeigt doch der Inhalt, dass es sich um eine gemeinromanische Bildung handelt. Bisher war ein Diminutivsuffix *-ĭccu, -ĭcca* nur im Spanisch-Portugiesischen und im Rumänischen bekannt, *-eccu* und *-occu* hatte ich auf etwas weiterem Gebiete nachgewiesen Rom. Gramm. II § 499. Nun zeigt Horning, dass ein Suffix *-iccu, -icca* teils einfach teils auf verschiedene Weise weiter gebildet sich in den französischen und provenzalischen Mundarten an Eigennamen wie an Appellativen einer grossen

---

6) Mélanges de Philologie Romane dédiés à Carl Wahlund à l'occasion du cinquantième anniversaire de sa naissance (7. janv. 1896) Macon, Protat frères. p. 337—352. 7) RC. 1895 Dez. 8) SFR. VII 182—239. 9) ZNSL. XVII² 65 ff. 10) Mélanges Wahlund 314—324. 11) ZRPh. XIX 170—188.

Verbreitung erfreut und dass es sich mit *-occus* und *-ūccus* ähnlich verhalte, wogegen *-accus*, *-eccus* seltener seien, Er geht dann diesen Suffixen und ihren Weiterbildungen (*-occiu* = ital. *occio*, *-occulu* = span. *ocho*) auf dem ganzen romanischen Gebiete nach und kommt zu dem Schlusse, dass *-ĭccu*, *-ŏccu*, *ŭccu* schon im Vulgärlateinischen bestanden haben und lateinischen Ursprungs seien. Dies letztere bezweifelt G. Paris [12]), da dem Altfranzösischen die Bildungen fast ganz fehlen.

Einen Abschnitt aus der **Syntax** behandelt W. Meyer-Lübke unter dem Titel 'Zur Syntax der Substantivums' [13]). Es werden die hauptsächlichsten Gebrauchstypen des mit dem Artikel versehenen, kurzweg als 'bestimmtes' bezeichneten Nomens durch alle romanischen Sprachen hindurch verfolgt, immerhin mit der Beschränkung, dass für das Provenzalische keine Belege gegeben werden, da es zumeist mit dem Altfranzösischen übereinstimmt, und dass auch die Mundarten kaum berücksichtigt werden, und es wird dann der Versuch gemacht, aus den Übereinstimmungen und Abweichungen einen Einblick in die Entstehung und allmähliche Ausbreitung der bestimmten Form zu gewinnen. Da also die Hauptaufgabe der Arbeit die paläontologische ist, so wurde davon Abstand genommen, alle die mannigfaltigen Veränderungen innerhalb der historischen Periode zu verfolgen, wurde vielmehr davon nur dasjenige erwähnt, was zur Aufhellung älterer Zeiten von Belang war. Als Schlussresultat ergiebt sich folgendes: 'Bezeichnungen von Gegenständen, die in mehrfacher Zahl vorkommen, wurde, falls sie als Subjekt eines Satzes erscheinen, schon im Lateinischen *ille* (*ipse*) beigegeben, wenn der Sprechende den Gegenstand als bekannt darstellen wollte. Wo dagegen das Begriffsmässige in den Vordergrund tritt, also bei Abstrakten, bei Stoffnamen, bei Kollektiven, bei Zusammenfassung zweier oder mehrerer Substantiva zu einer ideellen Einheit, da fand sich jenes individualisierende, das Einzelne heraushebende *ille* nicht ein, es sei denn, dass das Substantivum durch ein Adjektivum, durch ein zweites Substantivum, durch einen Relativsatz oder auf ähnliche Weise näher bestimmt war, also *ille pater*, *amor ille divinus*, *timor ille mortis*, *gaudium illud quod habeo*. Auch bei Sachbezeichnungen fehlt *ille* ursprünglich, wenn sie direktes Objekt oder wenn sie von Präpositionen begleitet sind, wiederum aber tritt *ille* unter denselben Bedingungen auf, unter denen es bei Abstrakten erscheint, namentlich ist die Ausdrucksweise * *habet illos capillos nigros* sehr alt. Da so *ille pater* in einen gewissen Gegensatz trat zu *patrem* einerseits und *timor* anderseits, musste *ille* mehr und mehr an selbständigem Werte einbüssen, musste es als gewöhnlicher Begleiter des Nominativs erscheinen, der sich nun stets zeigte, wo nicht das Begriffsmässige in den Vordergrund trat. Da nun aber die Sprache stets nach Gleichmässigkeit strebt, so blieb ein Paradigma Nom. *pater* — *ille pater*, Akk. *patrem* auf die Länge nicht bestehen, vielmehr drang *illu patre* auch in den Akkusativ und später noch weiter. Ebenso konnte der Gegensatz zwischen *pater* und *ille pater* einerseits und *timor* andrerseits mit der Zeit *ille timor* herbeiziehen, das nun unter denselben Umständen wie *ille pater* verwendet wird. Sofern sich diese analogische Umge-

12) Ro. XXIV 607. 13) ZRPh. XIX 305—325, 477—512.

staltungen erst vor unsern Augen vollziehen, ist bei verschiedenen Gelegenheiten darauf hingewiesen worden'. Weiter wird versucht, die Frage nach der Nachstellung des Artikels im Rumänischen zu beantworten, und zwar wird als möglich hingestellt, dass die Illyrier vor der Bekanntschaft mit den Römern einen postponierten Artikel besessen, dann unter gewissen Bedingungen das vulgärlateinische *ille* übernommen haben und dass unter ihrem Einflusse die Dakoromanen *ille* nachstellten. Ich bemerke, dass die Äusserungen über das Albanesische z. T. von der nicht richtigen Annahme ausgehen, dass der albanesische präponierte Artikel aus *ille* entlehnt sei, doch dürfte das, wie ich demnächst anderswo ausführen werde, an dem Hauptresultate kaum etwas ändern. Endlich zum Schlusse wird gezeigt, dass weder Griechen, noch Juden, noch Germanen, noch Gallier an dem Ursprunge des romanischen Artikels irgend welchen Anteil haben, dass aber andererseits, was als vorhistorische Geschichte des romanischen Artikels erwiesen wird, merkwürdige Bestätigungen im Slavischen und Germanischen findet.

Zur **Stilistik** ist nur zu nennen O. Densusianu, Aliteratiunea in limbele romanice [14]). Nach einer von ausserordentlich gründlicher Kenntnis der einschlägigen Litteratur zeugenden Einleitung bringt der Verf. eine reiche Liste allitterierender Verbindungen und zwar aus der volkstümlichen Litteratur, Volksliedern und Sprichwörtern aller romanischen Völker, verweilt dann aber begreiflicherweise besonders lange bei dem Rumänischen. Als Stoffsammlung wird die Arbeit gute Dienste leisten, eine wissenschaftliche Untersuchung über die Allitteration im Romanischen wird aber ganz anders vorzugehen haben, sie wird trotz der gegenteiligen Annahme des Verf. schärfer zwischen bewusstem und unbewusstem Gleichklang oder doch wenigstens zwischen nötigem und freiwilligem zu scheiden haben, d. h. zwischen den Fällen, wo für zwei notwendigerweise mit einander verbundene Begriffe nur solche Benennungen vorhanden sind, die gleichen Anlaut haben, der Sprechende sich also gar nicht anders ausdrücken konnte, und denen, wo ebensogut nicht allitterierende Wörter eingesetzt werden konnten, oder wo ein einzelner Begriff schon genügt hätte. Sie wird ferner fragen, was gemeinromanisch ist und auf gemeinsamen Grundstock zurückgeht, was einzelsprachliche Bildung u. s. w.

Zur **Wortlehre** ist in erster Linie das treffliche Buch von E. Tappolet, Die romanischen Verwandtschaftsnamen [15]) zu nennen. Der Verf. stellt sich die Frage, was aus den lateinischen Verwandtschaftsnamen im Romanischen geworden sei; er untersucht, inwieweit sie nach Form und Bedeutung sich erhalten oder Umgestaltungen erlitten haben, auf welche Weise Untergegangenes ersetzt, Neues geschaffen sei. Zu dem Zwecke hat er nicht nur eine grosse Zahl Wörterbücher und Texte durchgearbeitet, sondern auch in Italien und Frankreich durch mündliche Erkundigungen viel wertvolles Material erhalten. Für die Gruppierung dieses sehr umfangreichen Stoffes wird je von dem lateinischen Grundworte ausgegangen, gezeigt, inwieweit es noch lebt, dann werden die Ersatzwörter und Neubildungen aufgeführt. Tabellen am Schlusse des Buches und Karten erleichtern den Einblick in die ver-

---

14) Jassi 1895—96 S. 80. 15) Strassburg, K. J. Trübner. 178 S. 8°. 2 Karten.

schiedenen Verschiebungen, die sich da vollzogen haben. Da ich im LBlGRPh. 1896 Sp. 130—133 mich eingehend über die Schrift geäussert habe, gehe ich hier nicht mehr darauf ein. — Ein kleineres, aber nicht unwichtiges wortgeschichtliches Problem sucht J. Vising zu lösen[16]). An eine Bemerkung L. Gautiers anknüpfend, wonach im Oxforder Roland *cume* bei Substantiven und Adjektiven, *cum* bei Verben steht, untersucht er, wie weit diese Scheidung sich überhaupt nachweisen lasse und findet, dass ein entsprechender syntaktischer Unterschied zwischen *comma* (= afr. *cume*) und *comme* (= afr. *cum*) in Süditalien, im Altprovenzalischen, im Altportugiesischen und Galizischen bald mehr bald weniger streng durchgeführt wird, dass die altfranzösische Regel sich in vielen andern Texten findet und dass die altportugiesische Lyrik ähnlich *coma* und *come* differenziert. Was die Erklärung der Doppelform betrifft, so sieht Vising in *coma* nach Schuchardts Vorgang *com-ad*, in *cume, come* dagegen *com-et*. Sollte nicht auch tosk. *come-ffai* analogisch nach *come-tte* gebildet sein, und hier die Dehnung des Anlauts sich aus *et* erklären?

An **etymologischen** Beiträgen ist wenig geleistet. M. Goldschmidt[17]) leitet ital. *bosco*, prov. *bọsc*, afr. *buis* aus *buxicum*, ohne die widersprechende Vokalqualität mit einem Worte zu berühren und stellt ital. *tirare*, frz. *tirer* zu germ. *tîr* 'Zier, Zucht' (?), was mit der Bedeutung der romanischen Wörter schwer vereinbar ist. Über *carpione, carpa, karpfen* handelt Uhlenbeck[18]); über die sehr schwierige Sippe von ital. *bottare*, frz. *bouter*, ital. *bozzare* u. s. w., über *bramare, brunire, ciocco* und *choq, crocco, crochet* und Genossen in nicht immer einwandsfreier, aber stets anregender Weise Th. Braune[19]).

1896. Lautlehre. In der Schrift von E. Grammont, La dissimilation consonantique[20]) nimmt das Romanische einen sehr breiten Raum ein. Da aber das Buch schon oben S. 12 f. charakterisiert ist, so verweise ich darauf und auf eine eingehende Besprechung im LBlGRPh. 1896 Sp. 409—413. — Die romanische Vokaldehnung in betonter freier Silbe, die Pogatscher, Zur Lautlehre der griechischen, lateinischen und romanischen Lehnworte im Altenglischen § 42—55 nicht vor das 6. Jahrhundert gesezt hat, behandelt E. Mackel in einem kurzen, inhaltsreichen Artikel[21]), in dem er namentlich darauf hinweist, dass bei der Aufnahme der älteren germanischen Wörter in das Romanische dieses in freier Stellung *ę̆, į̆, ǫ̆* noch besessen haben muss, da nur so sich die gleichmässige Entwickelung von lat. und germ. *ę, į, ǫ* erklärt. Wäre damals freies *ę* schon *ę̄* gewesen, so hätte sich germ. *ę* zu gedecktem *ę̆* geschlagen. Pogatschers Zeitbestimmung erfährt dadurch eine weitere Bestätigung. Da der Verf. nur mit dem Französischen operiert, kommt die weitere Frage, ob die Vokaldehnung auf allen Gebieten gleich alt sei, sich also gleichzeitig vollzogen habe, für ihn nicht in Betracht.

Zur romanischen **Wortbildungslehre** hat A. Horning noch einen zweiten Beitrag gebracht: Die Suffixe *-accus, -iccus, -occus, -uccus*

16) Quomodo in den romanischen Sprachen, Tobler-Abhandlungen 113—123. 17) Ebenda 166. 18) BGDSL. XIX 331. 19) ZRPh. XIX 348—369. 20) Dijon, Imprimerie Darantière. Paris, Rousseau 1895. 21) ZRPh. XX 514—519.

(*-uccus*) im Romanischen[22]). Gestützt auf neues sehr reiches Material sucht der Verf. alle genannten Suffixe schon für das Volkslateinische wahrscheinlich zu machen und erklärt *-icca*, *-ucca* sehr scharfsinnig als hypokoristische Formen zu *-icula*, *-ucula*. Ist eine derartige Entstehung von *ĭcca* wohl möglich und ist mit ihr die Thatsache, dass das Suffix zunächst weiblich ist, sehr gut vereinbar, so bezweifle ich dagegen, dass alle die genannten Formen so alt seien, wie H. glaubt. Sein Material ist nämlich bedeutend zu verringern. Abgesehen davon, dass einzelne Wörter missverstanden sind, wie prov. *botacais* 'Backen aufblasen', das deutlich eine imperativische Bildung ist: *bota-cais*; und span. *pelaruecas* 'Spinnerin', das sich ebenso in *pela-ruecas* 'zupf die Rocken' zerlegt, abr. *perkyakka*, das *portulaca* darstellt, dürfen die Fälle mit Suffix *-co* nicht mit denen verwechselt werden, die ein Infix *c* zeigen. Aus *lunacone* z. B. ist nicht ohne weiteres auf **lunaco* zu schliessen, so wenig als aus portg. *serrasinha* ein *-ace* folgt, vielmehr ist *-cone* Suffix, das Wort, die einzige Neubildung auf *-acone*, wohl einfach nach *ubriacone* geschaffen. In *donnaccola*, *donnacchera* u. dgl. möchte ich eher Suffix *-culus* sehen mit Dehnung des dem Tonvokal folgenden Konsonanten in Proparoxytonis, vgl. Ital. Gramm. S. 153 und *peccore* im Novellino 52, und mit den in dem vorhin genannten portugiesischen Worte zu Tage tretenden Bestreben, den Kennvokal der Substantiva auch in Ableitungen zu bewahren; zeigen doch die von H. angeführten Beispiele durchweg Feminina auf *-a* als Primitiva; ebenso dürfte *-ęccoro*, *-a* auf *-ĭculu-a* beruhen. Die ital. Formen auf *ęca* aber sind, wie Horning selber zugiebt, weder mit *-ĭccu* noch mit *-ęccus* vereinbar. Horning scheint allerdings die eben ausgesprochene Annahme, dass lat. *-culus* in Italien auch als *-colo*, nicht nur als *-cchio* vorkommen könne, nicht machen zu wollen, sieht vielmehr im Abruzz. *vennerikule* u. dgl. ein Suffix *-īcu*, doch sehe ich den Grund dafür nicht ein. Vollends abruzz. *redikulę* 'ein Nichts' kann doch unmöglich von dem in Italien ganz unbekannten *rem* stammen, sondern ist ital. *ridicolo*. — Horning hat den Beweis erbracht, dass im Neuromanischen ein Suffix, das in lateinischer Form *cc* oder z. T. *c* als Konsonanten zeigen würde, in viel weiterem Umfange gebräuchlich ist, als man bisher angenommen hat, er hat aber, da er die verschiedenen Fälle in den verschiedenen Sprachen nicht genügend, auch nicht in Bezug auf das Alter, auseinandergehalten hat, dem Material die Beweiskraft nicht gegeben, die es für seine These haben müsste. Gerade die Beispiele, die er bringt, machen den Eindruck, dass von verschiedenen Seiten aus sich in der historischen Entwickelung des Romanischen die Möglichkeit eines neuen *k*-Suffixes bietet, dem vielleicht eine grosse Zukunft bevorsteht, das aber darum nicht schon lateinisch zu sein braucht. Einzelne Formen, wie *-icca* sind allerdings schon vorromanisch und der Deutungsversuch hat etwas ungemein bestechendes, leidet aber an der Schwierigkeit, dass gerade *-īcula* seltener ist als *-ĭcula* und dass es umgekehrt für *-ītulu*, woraus *-ĭttu*, zwar einen Anhaltspunkt giebt, aber wiederum der grössere Teil des romanischen Sprachgebietes *-ịttu* verlangt, für dessen Entstehung aus *-ịtu* man sich darum nicht auf *lịttera* aus *lītera* berufen

22) ZRPh. XX 335—353.

darf, weil für die letztere Form jegliche sichere Gewähr fehlt, man auch schlechterdings nicht sieht, weshalb in dem von H. angeführten *capritus* ‚kleine Ziege' das diminutive *-itus* geblieben, in zahlreichen anderen Fällen zu *-ittus* geworden sein soll.

Etymologien. *afflare* 'finden' erklärt sich nach H. Schuchardt von *mihiafflatur* 'es wird mir zugetragen' aus[23]), *bassus* betrachtet J. Ulrich als analogisches Partizipium zu *battere*, frz. *brûler*, ital. *bruciare*, führt derselbe auf eine Wurzel *brūg* 'knistern' zurück[24]), *trobare* aus *turbare* sucht H. Schuchardt namentlich von seiten der Bedeutung zu rechtfertigen[25]), frz. *clapir*, *clabaud*, ital. *caleffare*, *calappio*, *chiappare*, *schiappo*, *schiappare*, *schioppo*, *galoppare*, frz. *cloper* sucht Th. Braune aus einen germ. Stamm *klap*, *klop* zu erklären, ferner behandelt er ausser einer Reihe nur französischer Wörter noch frz. *glisser*, ital. *glisciare*, afz. *glinser*, norm. *lider*, ital. *lappare*, frz. *laper*, prov. *lepar*, span. *lapo* u. dgl.[7]). Ohne wissenschaftlichen Wert zu beanspruchen, aber als 'Etymologische Plauderei' geschickt gemacht, sind endlich zwei Programme von F. Haberland, 'Krieg im Frieden, eine etymologische Plauderei über unsere militärische Terminologie[72]).

Wien. W. Meyer-Lübke.

Rumänische Sprache 1891–1896.

Der Fortschritt der wissenschaftlichen Bewegung in Rumänien während der letzten fünf Jahre hält kaum Schritt mit der ähnlichen Bewegung ausserhalb. Man muss aber eingestehen, dass sich allmählich ein strengerer wissenschaftlicher Geist und grösserer Ernst in der Behandlung der mannigfaltigen Fragen bemerkbar macht. Der bisher so schädliche Chauvinismus, der das Streben nach bestimmten sogenannten patriotischen Tendenzen mass und darnach nicht nur beurteilte, sondern förderte oder hinderte, ist im Schwinden begriffen. Es genügte, als unpatriotisch verschrieen zu werden, um jede Arbeit zu hindern und jedes Streben lahm zu legen. Spuren dieser Tendenzen sind noch zahlreich vorhanden, nur erfreuen sie sich nicht mehr derselben Autorität wie einige Jahre zuvor, und man kann sehen, dass sie im Absterben begriffen sind. Leider ist wenig Gutes von der rum. Akademie zu melden, die wie Picot in der bald anzuführenden Schrift richtig bemerkt, eine der am reichsten dotierten Anstalten Europas ist und für die Förderung der ihr anvertrauten Interessen so wenig leistet. So weit bekannt, ist noch kein Versuch gemacht worden, die darin aufgehäuften, möchte fast sagen vergrabenen Schätze zu katalogisieren. Ein Brand würd mit einem Schlage alles für rum. Sprache und Litteratur Wichtige vernichten. Der Verlust wäre ein unersetzbarer. Ich beginne nun mit:

Geschichte der rumänischen Philologie. Unter diesem Titel[1]) giebt uns L. Şainénu thatsächlich eine umfangreiche Geschichte des Studiums

23) ZRPh. XX 536. 24) ZRPh. XX 537. 25) ZRPh. XX 536. 26) ZRPh. XX 360ff. 27) RGPrg. Ludenscheid 1893 und 1895; Prg. Nr. 375 und 387.

1) Istoria Filologiei Romàne. Studii critice. Bucuresci 1892. 8°. XVI + 455 pp.

der rumänischen Sprache und all der Bewegungen, die diese Studien beeinflusst haben. Es ist eine eingehende Untersuchung über die rum. Sprachwissenschaft, wie sie seit den ältesten Zeiten betrieben worden und in welcher Weise sich allmählich eine bessere Kenntnis der Sprache und der Volkssprache insbesondere entwickelt hat. Eine genauere Inhaltsangabe wird den Reichtum des hier Gebotenen am besten veranschaulichen. Auf eine kurze Einleitung, in welcher der Verfasser seinen Plan andeutet, folgt 1. Über die rum. Sprache im Westen Europas und zwar, was und in welcher Weise wusste man im Westen Europas von der rum. Sprache und deren Eigentümlichkeit? Zuerst werden die verschiedenen Formen des Vater-unser zitiert (p. 27), dann die Geschichtschreiber, die Rumänien mehr oder weniger eingehend behandelt, wie Hoffmann, Sulzer und Carra; auch die Abhandlung Thunmanns über die Macedo-Rumänen wird erwähnt. Damit fängt thatsächlich die Kenntnis dieses Dialektes an (pp. 28—36). Die philologischen Forschungen in Bezug auf den Ursprung der rum. Sprache. Die Arbeiten von Raynouard, Kopitar, Diez und Schleicher (pp. 36—44). Ein anderes Kapitel ist den rumänischen Polyglottisten gewidmet, wie Nicolae Milescu, der seine Laufbahn als russischer Gesandter am Hofe von China beendet und in mehreren Sprachen bedeutende Werke verfasst hat, dann Dimitrie Cantemir, Fürst der Moldau, der mindestens zehn Sprachen vollkommen beherrschte und die rumänische Sprache auf ihren lateinischen Ursprung zurückführte, ferner Anthim der Iberier, der seine Laufbahn in Rumänien als einfacher Mönch und Drucker begann und als Mitropolit auf tragische Weise ums Leben gebracht wurde. Der letzte ist Ienachiță Văcărescu, der dem Anfange dieses Jahrhunderts angehört (p. 45—78). Der grammatische Unterricht in der Periode der Herrscher griechischer Abstammung, besser bekannt als „Fanarioten" im Laufe des XVIII. und dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts, wo in den Schulen das Rum. ganz vernachlässigt und nur griechische Sprache und Litteratur gepflegt wurde (p. 79—99). Die ersten wallachischen Grammatiker: Ienachiță Văcărescu und Jordache Golescu, zu welchem noch Eliade, dessen Grammatik in dem Zwischenraume, der diese beiden von einander trennt, erschienen ist. Șainénu unterwirft diese Grammatiken einer eingehenden Untersuchung und hebt sowohl die Vorzüge als auch die Mängel derselben hervor (p. 100—141). (In meinem Besitze befindet sich, Cod. rum. No. 4, eine hsliche Grammatik von George Lazar vom Jahre 1821, die bisher unbekannt geblieben ist. Ich erwähne sie hier, weil sie gerade in den hier behandelten Zeitraum fällt). Von der Behandlung der ersten noch unbefangenen Grammatiker, die noch keine Tendenz verfolgen, schreitet der Verf. zur Beschreibung der Siebenbürger Etymologischen Schule, die darauf ausging, einen rein lateinischen Ursprung der rum. Sprache zu beweisen und alles, was sich nicht auf lateinische Ursprünge zurückführen liess, entweder gewaltsam aus der Sprache zu entfernen suchte oder so verdrehte, dass es ein solches Gepräge bekam. Ja, diese Tendenz ging so weit, dass man die lateinische Sprache als Tochter der rum. bezeichnete. Hauptvertreter Petru Maior, Laurian, Cipariu und Massim. Das Monument dieser Bestrebung ist das durch Spott getötete Wörterbuch der Akademie, von Laurian und Massim, worin die extreme Tendenz

wirklich gewissenhafte Arbeit ad absurdum geführt hat (p. 141—171). Während der Zeit, wo der Latinismus seine Opfer in Siebenbürgen forderte, und besonders, bevor er sich nach der Walachei verbreitet hatte, entstand in der letzteren die Italienische Schule, deren Hauptvertreter Jon Eliade war, der die rum. Sprache im Anschlusse an die italienische zu einer klassischen umwandeln wollte und schliesslich auch ins Extrem des Purismus verfiel (p. 172—200). In der Bucovina wurde eine andere Schule angebahnt die der phonetischen Ortographie huldigte und darin thatsächlich eine realen Fortschritt zeigt, andererseits in den Irrtum verfällt alle fremden Elemente, sogar diejenigen, die modernen Ursprungs sind, gewaltsam in rum. Formen zu zwängen. Pumnul ist Hauptvertreter (p. 201—223).

Ein besonderes Kapitel ist der rum. Lexikographie gewidmet. Die älteren Arbeiten von Jorgovici, Budai-Delénu und Golescu werden kurz abgemacht, dagegen werden die. des Petru Maior, der Akademie und Cihacs einer gründlichen kritischen Untersuchung unterzogen, die Fehler und Vorzüge beleuchtet und besonders streng geht Şainénu ins Gericht mit der verdienstvollen Arbeit des letzteren, der zwar manchen Fehler begangen, aber als Pfadfinder zuerst aufgetreten und viel dazu beigetragen, die phantastische Behandlung des rum. Sprachschatzes unmöglich zu machen. Viel zu schwunghaft ist dagegen sein Lob über das Werk des Hasdeu, welches noch immer in den ersten Buchstaben des Alphabetes steckt und mehr einer phantasiereichen Encyklopädie als einem Wörterbuche ähnlich sieht (p. 224—258). Die rumänischen Elemente in den fremden Sprachen sind der Gegenstand des nächsten Kapitels, in welchem der Verf. die Verbreitung derselben in Ungarn und Bulgarien besonders studiert und die sonstige Wanderung der Hirten und ihrer Sprache im N.-Westen Europas verfolgt. Der Einfluss des Rum. auf die Sprache der Einwohner fremden Ursprunges, wie Zigeuner, Armenier, Juden etc. wird auch berücksichtigt (p. 259—286). Auf diesen mehr vorbereitenden und allgemeinen Teil folgt ein zweiter spezieller, in welchem der gegenwärtige Zustand der Sprachwissenschaft in Rumänien eingehend behandelt wird und zwar in zwei Abteilungen. 1. Sprache. Das Studium der Sprache und die darauf bezügliche Bibliographie. A. Grammatik. Die phonetischen Arbeiten von Gaster, Tiktin, Mussafia und Miklosich. Das Problem der Orthographie und die mögliche Lösung desselben. Er weist auf den Mangel an Arbeiten auf dem Gebiete der Morphologie und Syntax hin. Er erklärt aber diese Erscheinung nicht genügend. Thatsächlich befindet sich alles in Rumänien in einem Übergangsstadium und die alte Litteratur, in welcher allein sich am Ende des XVII. Jhdts. eine klassische Sprache herausgebildet hatte, ist so gut wie unbekannt. Es fehlt daher an genügendem sicherem Material, um dadurch die syntaktischen Erscheinungen zu präzisieren und schematisch zu bearbeiten (p. 292—300). B. Lexikographie. Die verschiedenen Elemente, welche den rum. Sprachschatz ausmachen, werden der Reihe nach studiert und was auf dem Gebiete der Erklärung derselben geleistet worden ist, wird von ihm angegeben. Der Fortschritt auf jedem Gebiete wird knapp skizziert und was noch zu leisten wäre, kurz angedeutet (p. 301—317). C. Dialektologie. Bedeutung der Dialekte für die Untersuchung der

Sprache. Bibliographie. Die Arbeiten von Miklosich, Maiorescu und Weigand (p. 317—326). 2. Litteratur: Ein rascher Überblick über die wichtigsten Denkmäler und eingehende Bibliographie, in welcher der Verf. auch die wichtigsten Werke auf demselben Gebiete in anderen Litteraturen angiebt, so dass dieses Buch auch als Handbuch für ähnliche Studien gelten kann. In erster Reihe behandelt er die Volkslitteratur (p. 329—374). A) Mündliche Litteratur: a) Volksgesänge und Lieder. Sammlungen von Anton Pann, Alexandri und anderen. b) Volkssagen. Sammlungen von Schott und Ispirescu. Verschiedene Theorien über den Ursprung und die Bedeutung der Märchen. Sprichwörter und Rätsel. c) Volkspsychologie. Bedeutung der Sitten und Gebräuche. B) Schriftliche Volkslitteratur. Untersuchungen von Hasdeu und Gaster. Bogomilismus und seine Folgen für die rum. Volkslitteratur. Die Alexander- und andere Sagen. Vollständige, bis ins Einzelne gehende Bibliographie begleitet jedes Kapitel (p. 370—374). BB) Geschichtliche Monumente. Der Würdigung der bisher erschienenen Ausgaben der alten Chroniken ist dieses etwas kurze Kapitel gewidmet (p. 375—391). Der Verf. behandelt darin auch die Ausgabe älterer Texte und beleuchtet die Unzulänglichkeit dieser Ausgaben mit Ausnahme von zweien: der Analekte von Cipariu und meiner Chrestomathie. Er ist aber seinem Gegenstande nicht ganz gerecht geworden und hätte der slavischen Litteratur und deren Bedeutung für die Geschichte und Litteratur der Rum. mehr Würdigung und grössere Ausführlichkeit widmen sollen. Eine dritte grosse Abteilung ist der „Kulturgeschichte“ in etwas engerem Sinne gewidmet (p. 382—430) und zwar: A. Ethnographie der Einwohner Rum. und der Abstammung des Volkes. B. Geschichte, Dokumente und deren Verwertung. Schule und deren Vergangenheit (was früher ausführlicher schon behandelt worden war) und C. Archäologie. Die Arbeiten von Odobescu und Tocilescu über alte in Rum. gefundene Antiquitäten. Ein ausführlicher Index der Eigennamen beschliesst dieses inhaltvolle und sorgfältig gearbeitete Buch.

Für Schulzwecke bestimmt und dadurch beeinflusst ist die Arbeit von Ch. Adamescu, Noţiuni de Istoria limbii si literaturii romîneşti conform programei oficiale pentru învăţămîntul secundar şi special[2]). Das Buch zerfällt in zwei Teile dem Titel gemäss: Sprache und Litteratur. Der erste, schwächere Teil soll die Geschichte der rum. Sprache und deren Dialekte enthalten. Der Verf., der jedenfalls die Quellen studiert zu haben scheint und eine ziemlich reichhaltige Bibliographie hinter jedem Kapitel angiebt, hat nicht den genügenden Gebrauch von diesen Quellen gemacht. Er versucht die Hauptunterschiede der rum. von den romanischen Sprachen kurz zu zeigen und es laufen dabei manche sonderbare Erklärungen unter, besonders der phonetischen Änderungen und Umwandlungen, die dem Buche nur schaden. Es ist alles mit allzu grosser Sicherheit erklärt. So behauptet er (p. 15), dass *ŭ* am Ende des Wortes durch die Grammatiken angefügt worden ist, damit das Wort sich leichter deklinieren lasse! Besonders verfehlt scheint eine alte Erklärung der dunklen Vokale *ă* und *â* (*î*) zu sein. Dass unbetontes *a* am Ende nicht

2) Bucuresci 1894. 8°. VI + 299 pp.

zu *e* wird, wie er (p. 20) behauptet, braucht kaum noch bemerkt zu werden und die Analogie der Plurale „morminte“ und „cuvinte“ für „table = tabula“ ist durchaus verfehlt. Ebenso wenig wird sich die kritiklos angenommene Erklärung des Artikels lui = ellom-hic aufrecht erhalten lassen (p. 23), wenn er auch Lambrior und Hasdeu als Stützen für die Theorie hat. Dass der nachgesetzte Artikel nichts mit den vermeintlichen Ahnen der Albanesen, den Daciern, etwas gemein hat, wie ich nachgewiesen, davon weiss der Vf. nichts. Er geht dann auf die Beschreibnng der Haupteigentümlichkeiten der drei rum. Dialekte: Daco-, Macedo- und Istro-rum. ein und erledigt seine Aufgabe im allgemeinen gut. Er berücksichtigt auch den moldauischen Dialekt, was ein Vorzug ist und auch den jüngst von Weigand entdeckten der Rum. von Vlacho-Meglen. Er hat aber die Aoristformen nicht genügend erkannt. Auch in seiner Beschreibung der Geschichte des slavischen Alphabetes im rum. Schrifttum ist ihm der Irrtum mit unterlaufen, den übrigens viele begangen haben, von einer Fixierung der Lautwerte einiger Zeichen im Jahre 1688 zu sprechen (49--50). Bestimmte Zeichen wie ς wurden nur in der Moldau und in einigen äusserst seltenen Fällen in Siebenbürgen gebraucht. Es fehlt im Wallachischen der harte DZ-Laut. Als Druckfehler wird wohl der Irrtum (p. 48) sich erklären lassen, wo er den entgegengesetzten Wert den beiden Zeichen: Ѫ ꙃ zuschreibt. Trotz dieser Mängel ist es eine klare wenn auch unselbständige Zusammenstellung der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der rum. Sprache in ihren dialektischen Unterschieden. Der zweite, viel umfangreichere Teil ist der Litteratur gewidmet. Da sich das Buch an ein offizielles Programm anschliesst, so kann man darüber, dass so viel darin vernachlässigt worden ist, dem Verf. keine Vorwürfe machen. Er behandelt zuerst, der Einteilung Teodorescus folgend, die poetische gereimte Volkslitteratur (p. 65—91) der eine kurze Beschreibung des, nach ihm nicht existierenden, Metrums der Volkslieder, vorangeht. In der schriftlichen Volkslitteratur (p. 92—97) folgt er meinem Buche. Diese beiden bilden seiner Einteilung zufolge die Litteratur des niedrigen Volkes, der gegenübersteht die „gebildete Litteratur“ (p. 107 ff.). Diese wird in rein schematischer Weise nach Jahrhunderten behandelt. Jedem Jhdt. geht eine kurze Charakteristik voran, in welcher besonders hervortretende Eigentümlichkeiten, wie Sprache, Schreiber etc. kurz angegeben werden. Einige der wichtigsten Werke werden angeführt, dann etwas über die Verfasser oder Drucker und jedes Kap. schliesst mit einer ziemlich reichhaltigen Bibliographie. Natürlich fehlt dieser Geschichte der Litteratur dasselbe Verständnis für die inneren Fäden, welche die meisten Werke und deren Verff. verknüpft. Die Frage nach Quellen und wie dieselben von den rum. Bearbeitern benützt wurden, wird nicht einmal angedeutet. Der Fehler liegt an den Büchern, welchen Adamescu folgt. Etwas umfangreicher ist die Beschreibung der Chronisten des XVII. Jhds. Im XVIII. sind es nur zwei Männer aus Rum. und die übrigen aus Siebenbürgen, die angeführt werden. Am reichsten ist dieses Jhdt. bedacht, in welchem aber nur 17 Schriftsteller erwähnt werden. Sonderbarerweise fehlen die meisten neueren Schriftsteller und Dichter, wie Maiorescu, Eminescu und andere. Doch hängt dieses wahrscheinlich mit dem „offiziellen Programme“ zusammen. Den

Schluss bilden drei Seiten von „Idiotismen". Jarniks Arbeit darüber ist ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt. Dieses ist das Buch. welches für den Schulgebrauch bestimmt und im Grunde nur eine etwas veränderte und mannigfaltig vereinfachte und auch verarmte Ausgabe der „Istoria limbei si literaturei romåne" von Ar. Densuşianu, die 1894 Jasi in zweiter Auflage erschienen ist. In einem sticht Adamescus Kompilation vorteilhaft von diesem letzterem ab, indem er sich nämlich von der „Latinität" deren ‚hoffentlich' letzer Ausläufer Densuşianu ist, frei hält. Für diesen beginnt eigentlich die Welt mit Rom und das Schrifttum mit dem lat. Alphabete. Alles muss durch eine lateinische, fälschlich patriotisch genannte, Brille gesehen werden und wer auch nur im entferntesten sich davon emanzipiert wird als Verräter geächtet, und an den litterarischen Pranger gestellt. Würde der Verf. sich davon frei machen können und die ersten 120 Seiten seines Buches einer wohlverdienten Vergessenheit anheimfallen lassen, so würde sein auf eigener Forschung beruhendes und durch Originalität in vielen Fällen von anderen ähnlichen Versuchen sich auszeichnendes Buch mehr Anerkennung verdienen. Dens. unterscheidet sich auch von seinen Vorgängern dadurch, dass er der erste ist, welcher Kritik besonders an den Werken moderner Schriftsteller übt. Er ist aber viel zu dogmatisch und in vielen Fällen nicht nur harsch, sondern auch geradezu ungerecht. Das hsliche Material ist von ihm aber ebenso wie von allen andern, besonders die hsliche Litteratur, welche sich vom Ende des vorigen und dem ersten Viertel dieses Jhdts erhalten hat, gänzlich vernachlässigt, und doch liegt darin der Schlüssel für das Verständnis der darauf folgenden Bewegung und das Mittel, die Folgen jener Bewegung richtig zu beurteilen. Ich habe dieses Buch hier erwähnt, trotzdem es nur eine zweite verbesserte Auflage eines älteren Werkes ist, weil es einigen Einfluss in Rum. ausgeübt hat und in manchen Fällen nicht gerade den besten, wie wir es bei Adamescu gesehen haben.

Grammatik und Lexikographie. Der grosse Ernst in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen, den ich oben erwähnt habe, zeigt sich ganz besonders in dieser Abteilung. Wir haben hier zunächst Werke zu verzeichnen, die ebenso gut in einer anderen Sprache geschrieben von nicht minder grosser Bedeutung sein würden. Das Thema, welches L. Şainénu in seinen Raporturile între gramatica şi logica[3]) behandelt, ist die Geschichte der Redeteile vom Gesichtspunkte der vergleichenden Psychologie. In welcher Weise ist der scheinbare Widerspruch zwischen grammatischer Form und logischer Sequenz zu erklären? Womit fängt eigentlich die Sprache an und wie lässt sich aus diesem Ursprunge der Sprache die Klassifikation, die wir in unseren schematischen Formenlehren haben, rechtfertigen? oder sind diese und in welcher Richtung umzuändern? Damit hängt selbstverständlich eine eingehende Untersuchung über die Priorität des Nomens vor dem Verbum und der Ursprung der verschiedenen Formen zusammen. Der Verfasser steht auf der Höhe moderner Forschung und schliesst sich eng an die Forschungen von Raoul de la Grasserie und Steinthal an. Die allgemeinen Prin-

3) Bucur. 1891. 8°. XIV + 193.

zipien werden auf die rum. Sprache angewendet, und aus dieser so viele als möglich beigebracht (Rec. Sayce, Academy Novmbr 1891. R. de la Grasserie, Museon Novbr 1891; Comsa, Revue Philosophique, Mars 1892. Odobescu, Rev. Pedagogica N. 2). Viel umfangreicher und eine bedeutende Leistung, wenn auch in den Grundzügen weniger selbständig ist das Werk von ALEXANDRU PHILIPPIDE „Istoria limbii romîne“, d. h. Geschichte der rum. Sprache, von welcher jetzt der erste Band vorliegt „Principii de istoria limbii“[4]). Es ist eine gediegene Leistung, die fast ganz auf den Prinzipien der Sprachgeschichte von Paul beruht, so weit es sich um die Grundlage und die Formulierung der ersten Prinzipien handelt, die aber durch äusserst zahlreiche Beispiele auf die rum. Sprache angewendet werden und dadurch zum Teil die Geschichte der rum. Sprache enthalten und erläutern. Ich habe absichtlich zum Teil hinzugefügt, denn es wird doch fraglich bleiben ob die Substituierung neuer technischer Ausdrücke für andere ebenso abstrakte und soweit unbewiesene wirklich die Erklärung der Phänomene der Sprache und ihrer Umwandlung bietet. Man kann die Prinzipien der Physiologie auch zu weit treiben und dieses ist der Fehler dieses sonst gediegenen Buches. Der Verf. sucht zu viel zu erklären und mit dem Spiele der neuen Formen bringt er es auch häufig zu Wege. Ein anderer Fehler ist, dass in einem Werke dieser Art man doch nicht seinen Blick ausschliesslich, mit ganz geringen Ausnahmen auf das Lateinische und Griechische richten darf. Die im Rum. thätigen Faktoren sind doch viel zahlreicher und man kann nicht ungestraft die slavische und die anderen Sprachen vernachlässigen, die einen entscheidenden Einfluss auch auf die Organe der Sprache ausgeübt haben. Manche Etymologien sind gewagt, trotzdem der Verf. sichere und vernichtende Kritik an ähnlichen Leistungen anderer und besonders Hasdeus üben kann (p. 289ff.). Er gruppiert die Ursachen der Veränderungen in drei Abteilungen, drei Prinzipien entsprechend, A. Das Prinzip der Bequemlichkeit, welches in 11 Unterabteilungen zerfällt. Das Gleiten des Lautes, des Sinnes, Analogie, Kontamination, d. h. sonderbare Verquickung zweier Worte, unmittelbare Schöpfung, Isolation, Widerspruch zwischen logischer und grammatischer Wortstellung, Rhythmus, Metathesis und Sprachmischung. In dieser letzten behandelt Ph. auch die von mir gegebene Erklärung, was er aber wohlweislich verschweigt, dass in der Moldau in der ganzen Litteratur, die doch nur ein Abbild der Volkssprache war (von einer gelehrten oder künstlichen kann nicht die Rede sein), sich bis zum Anfange des XVIII. Jhdtes keine Spur der eigentümlichen phonetischen Eigentümlichkeitun zeigt, welche dieser Dialekt jetzt mit dem Macedo-rum. gemein hat, besonders der Übergang der Labalien b, v, p zu Gutturalen. Ich erkläre diese Erscheinung dadurch, dass um jene Zeit, wie es sich auch historisch nachweisen lässt, eine Menge Rumänen aus dem Süden, dem Gebirge entlang nach dem Norden gewandert und sich in der Moldau niedergelassen haben. Darauf gestützt, dass der Fürst Cantemir (Anfang des XVIII. Jhdts!) bemerkt, dass die Weiber in der Moldau so sprechen, soll dieser Vorgang nach Ph. sich so erklären lassen, dass bei den Frauen zuerst (warum?)

4) Jasi 1894. gr. 8°. 346 pp.

eine solche Änderung der Aussprache eingetreten sei, die sie dann den Männern mitgeteilt und derselbe Vorgang wiederhole sich in der Wallachei. Sonderbare Erklärung fürwahr! Was hat diese Änderung der Sprachorgane, denn das wird er wohl meinen, wenn er es auch nicht direkt heraussagt, gerade bei den Frauen, die am wenigsten äussern Einflüssen zugänglich sind, hervorgebracht? In der Behandlung der Aufnahme fremder Elemente im Rum. zeigt sich auch am klarsten die Schwäche der Arbeit von Ph. Er spottet einfachen Gesetzen des Lautwandels und bezeichnet als rum. Bildungen Formen und Worte, die direkt aus anderen Sprachen genommen und genau in derselben Weise behandelt wurden, wie andere Elemente, die er auch nicht umhin als fremde bezeichnen kann. Die meisten Etymologien (p. 147 f.) sind daher falsch und Cihac, den er bekämpft, hat in den meisten Fällen das Richtige. Ph. hat sich zu sehr, indem er seiner Phantasie freien Lauf liess, zu zweifelhaften und häufig unrichtigen Etymologien verleiten lassen. Es wäre unmöglich, auch nur annähernd darauf hier einzugehen. Fast jede Seite bietet Beispiele dieser Art von Etymologien und ungerechtfertigte Anwendung von Ableitungsformen, die in der Anwendung eine ganz andere Bedeutung haben, als im Originale von welchen sie genommen sein sollen. B. Das zweite Prinzip ist das der Läuterung der Begriffe und zwar als psychische Läuterung und als Differenzierung der Begriffe. Das dritte Prinzip C. ist das der Gesetzgebung, welche sich am stärksten in der durch innere Gesetze fixierten Schriftsprache manifestiert. Dabei behandelt der Verf. die mannigfachen Versuche die rum. Rechtschreibung zu fixieren. Er warnt auch mit Recht dagegen zu grosses Gewicht auf einzelne Dokumente zu legen, welche durch dialektische und grammatische Eigentümlichkeiten sich von der Sprache ihrer Zeit und Umgebung zu sehr abheben. Ein vollständiger Index aller rum. Worte, die hier behandelt wurden und deren ist eine grosse Anzahl im Buche, die als Beleg vorgebracht wurden, beschliesst dieses trotz mannigfacher und oft starker Mängel wichtige und anregende Buch [5]). Ich erwähne nun die rein grammatischen Werke. Und zwar in erster Reihe die Grammatik von H. Tiktin, Gramatica romîna pentru învăţămîntul secundar. Teorie si practica [6]). Soweit die beste Grammatik die bisher erschienen ist. In ihr führt der Verf. zum ersten Male eine wissenschaftlich korrekte Terminologie ein. Sonst hält er sich an die alte Einteilung der Redeteile und behält sogar die künstliche Einteilung der Verba in vier Konjugationen, die ein Rest der lateinischen Tendenz in der Grammatik ist. Thatsächlich unterscheiden sich die genannte zweite von der dritten nur durch zwei oder drei Formen (im Infinitiv, Konjunktiv und Imperativ). Es wäre höchste Zeit, wenn dieser Spuk aus der Grammatik verschwinden würde. Ebenso sonderbar ist das Beibehalten eines Neutrum beim Substantiv, da thatsächlich keine solche Form existiert. Die als Neutra bezeichneten sind eigentlich Mixta, denn sie sind im Singular als Masculine und im Plural als Feminine behandelt. Auf jeden Paragraph folgt eine kurze historische Notiz, worin über die alten oder archaischen Formen

5) Rezens. von W. Meyer-Lübke, LBlGRPh. XVI, 170. Th. Gartner, ZRPh. XIX, 282. H. Suchier, LCBl. 1895 Col. 1051. 6) Jasi 1892 8°. Partea I. Etimologia. 8°. X 248.

sowohl als auch manchmal über den Ursprung und die Bedeutung bestimmter Formen kurz gehandelt wird. Die strittigen Punkte sind vom Verf. ausführlich in der ZRPh. in mehreren Jahrgängen, X—XII, studiert und nach allen Seiten hin beleuchtet worden, er verweist daher auch darauf. Dass er an seinen Anschauungen festhält und sie auch in diese Grammatik aufnimmt, kann daher nicht Wunder nehmen. Es wäre vielleicht besser gewesen, hätte sich der Verf. darin einigen Zwang auferlegt, denn manches wird wohl umgeändert werden müssen. So z. B., dass man (p. 9 § 25 Nota) *țe-aș* anstatt *ți-aș* schreiben müsse, da doch der Zischlaut seinen Ursprung gerade diesem *i* verdankt! Oder der Übergang von *ea* zu *a* durch *aa* (p. 18 Nr. 6), von dem sich keine Spur im Rum. nachweisen lässt, während der Übergang einfach dadurch vor sich geht, dass der Akzent auf *a* ruht und *e* immer mehr sich verschleift, besonders da in der folgenden Silbe ein *a* steht; während umgekehrt der Akzent immer mehr auf *e* ruht wenn in der folgenden Silbe ein *e* ist, infolgedessen haben wir: *învăță* und *să învețe*, beide in alter Form mit *ė* = *é* (ein eigentümlicher Laut, der einem offnem franz. *é* am nächsten hommt, bisher in seiner wahren Natur im alten Schrifttum noch nicht genügend untersucht). Er folgt auch der allgemeinen, meiner Anschauung nach nicht gerechtfertigten Annahme, welche den Artikel *-l* von *ille* und *-le* von *illae* ableitet. Wie bleibt es dann mit der Erklärung von *stea* von *stella*? wird hier *ll* = *u*, oder fällt es ganz aus, und beim Artikel soll sich das *l* unverändert erhalten? Doch diese Ausstellungen berühren den Inhalt des Buches nur wenig und beeinträchtigen nicht den Wert der Grammatik. Um die Regeln den Schülern besser einzuprägen, fügt T. hinter jeder Regel eine Anzahl Aufgaben bei. Schade ist nur, dass das Buch von Druckfehlern wimmelt. Die anderen Dialekte sind gar nicht berücksichtigt. Darin unterscheidet sich von Tiktins Buch die Grammatik von I. Manliu, Gramatica istorica și comparativa a limbii române pentru cursul superior[7]). Verglichen mit der Grammatik desselben Verf., die er vor einigen Jahren veröffentlicht hat, zeigt auch diese einen bedeutenden Fortschritt in der Erkenntnis der grammatischen Probleme und ein ernstes Streben modernen Forschungen, so weit es möglich ist, gerecht zu werden. Er hat vieles gelernt und seinem Buche einverleibt, wenn auch der Fortschritt langsam vor sich gegangen ist. Der Verf. selbst spricht mit Bescheidenheit von seiner Leistung, die er aber nicht gering anzuschlagen braucht. Überall zeigen sich Spuren eines Studiums der Werke von Diez, Miklosich und anderen und er wendet seine Aufmerksamkeit sowohl den alten Texten als den rum. Dialekten zu. Ein wenig mehr Ehrlichkeit hätte dem Verf. nicht geschadet, wenn er alte Texte zitiert, die er nur meiner Chrestomatie entnommen haben kann und diese als Quelle anzugeben vergisst, was er bei Cipariu oder Obedenaru nicht vernachlässigt (so p. 179, 185, 227 etc.). Der Einfluss von Tiktins Grammatik macht sich überall fühlbar. Nur hat Manliu die kurzen Andeutungen ausgearbeitet und wie bemerkt, auch die Dialekte mit in den Kreis der historischen Noten hineingezogen, und direkte Beispiele aus den alten Texten gegeben. Er steht natürlich

7) Bucuresci 1894. 8°. XIV + 147 pp.

auf demselben Boden, wie seine Vorgänger und versucht weder physiologische noch psychologische Erklärungen der Erscheinungen, die er systematisch gruppiert. Auf die Phonetik und Formenlehre folgt ein Kapitel der Wortbildungslehre, von ihm „Lexikologie“ genannt (p. 311 ff.), worin er die verschiedenen Bildungspartikeln einzeln aufzählt, ohne Rücksicht auf Ursprung (wenigstens in den meisten Fällen), dann die verschiedenen Elemente, die in die Sprache (Wtbch.) aufgenommen wurden, natürlich spuken die Dacier hier wiederum und die Slaven werden vornehm behandelt, die richtige Erkenntnis des wahren Verhältnisses wird noch immer verheimlicht oder ganz vermisst. Alles wird auf 11 Seiten abgemacht. Das letzte Kapitel ist der Sinnesänderung der Worte gewidmet. Man kann sich kaum einen grösseren Widerspruch denken, als zwischen diesem Teile der Wortbildung und dem oben behandelten Werke von Philippide. Sie stehen am entgegengesetzten Pole. Leider hat sich sowohl Tiktin als auch Manliu verleiten lassen, in ihren Büchern Formen vorzuschreiben, wie die Worte geschrieben und gesprochen werden sollen, die bei dem jetzigen Stande der rum. Sprache und beim Mangel an innerer Fixierung durch grosse Meister der Dichtkunst mindestens verfrüht sind und in manchen Fällen dialektische Eigentümlichkeiten sind, die uns aufgezwängt werden sollen. Die einzelnen Schwächen, an welchen dieses Buch leidet, hat N. Apostol schonungslos aufgedeckt (Ar. Jasi V. 1894 p. 463—477). Dr. Alexi György veröffentlicht in Budapest 1892 eine in ungarischer Sprache geschriebene rum. Grammatik „Román nyelvtan [8]). Er bewegt sich auf ausgetretenem Geleise. Interessant ist darin der Versuch, einige Stücke mit ungarischer Orthographie zu transskribieren, wodurch ersichtlich wird, dass ung. *a* = rum. *o*^*a*, dass die dunklen Laute *ă* und *â*, die allen Forschern so viele Schwierigkeiten bereiten und worüber Philippide eine sonderbare Theorie hat, die er mit einigen andern teilt und den Übergang von *a* zu *ă* durch *o* sich vollziehen lässt, im ungarischen *ö* und *ü* entsprechen soll. Merkwürdig ist, dass Deutsche diese Laute als *E*-Laute hören, während Griechen ihn = *A* hören und sprechen. Daher wird er auch durch griechisches *a* transskriebiert in den macedorum. Texten, von welchen weiter unten die Rede sein wird. In Alexis Grammatik haben wir auch Exerzitien und darunter einige, wie mir scheint bisher noch nicht bekannte Volkslieder (p. 163 ff.) und ein Märchen (Lügenmärchenklasse p. 144). Leider kann ich nichts Gutes von Essai sur le Vocalisme roumain von Théodore Alimanesco, Lausanne, 1895, sagen. Es ist eine Doktor-Dissertation, und es klebt ihr noch ganz die Unreife, die sich bei manchen Dissertationen zeigt, stark an. Im Anschluss, häufig sehr engem an Meyer-Lübkes Grammatik werden die Änderungen der lat. Vokale im Rum. zusammengestellt, und zwar zuerst die betonten (p. 9 ff.) und dann die unbetonten (p. 77 ff.). Es ist sehr wenig Neues darin. Etwas mehr Bescheidenheit und weniger Sicherheit in seinen Resultaten und etymologischen Postulaten hätten der Arbeit nur genützt. Ähnlichkeit in der äusserlichen Form scheint überhaupt Vielen genügend Grund zu sein, um davon rum. Worte mit ganz verschiedenem Sinn abzuleiten, ohne dass

8) 8°. 175 pp.

angegeben wäre, wie diese Schwierigkeit zu überwinden sei. So soll ein re-ex-colloco rum. rascol ergeben, welches bedeutet: „eine Revolution, Erhebung hervorrufen" oder „herumwühlen", aufwiegeln. Wie steht diese mit dem hypothetischen Lat.? (p. 59). Auf die einzelnen Fragen gehe ich nicht ein, denn die Probleme werden genau so wie von Lambrior aufgefasst und in seinem Sinne gelöst. Der Übergang von lat. *un* zu rum. *în* (p. 66) aduncus = adînc, den Meyer als dunkel bezeichnet, wird von Al. sehr einfach erklärt: „par l'influence de la nasale" und er bringt als Beweis folgende Beispiele: inflo = înflu. unflu; intro = întru (transylvain) und lintre = lîntre, luntre. Dazu ist zu bemerken in erster Reihe, dass bei den ersten Beispielen wir es mit anlautendem „in" zu thun haben, welches mit der Präposition în verwechselt und demgemäss behandelt wurde. Alle Beispiele jedoch, wo lat. in = rum. un, sind innerhalb des Wortes und das einzige Beispiel: lintre existiert nicht im Rum. als lîntre. Die Erscheinung bleibt demnach ebenso dunkel nach wie vor Al.'s Erklärung; vgl. vernichtende Kritik von Ov. Densusianu (RVo. III Nr. 10—11), Seiner reichen Phantasie verdanken wir Hasdeus Monographie „Strat si substrat, genealogia popórelor balcanice" in seiner RNo. V (1892) p. 5—27. Prof. Jagič hat den Stab darüber gebrochen (im Archiv für slav. Phil.). Hasdeu sucht darin seine nebelhaften Hypothesen über den Ursprung und das Alter der rum. Sprache und der rum. Nation auf Grund einer eigentümlichen ihm eigenen philologischen Gleichungen zu beweisen. Diese Abhandlung bedeutet einen Rückschritt von seiten eines Mannes, welcher bisher als der anregendste und belesendste Forscher auf diesem Gebiete in Rumänien bezeichnet werden konnte. I. Gavanescul behandelt in seiner „Declinatiile Substantivelor [9]) eine Anomalie, die sich in die rum. Grammatiken eingeschlichen hatte und zwar dadurch, dass die Verfasser bestrebt waren, die Deklination des Rum. der lateinischen ähnlich zu machen und deshalb unrichtige Einteilung der Nomina nach der vokalischen Endung *a*, *u*, *e* in drei Deklinationen. Dagegen erhebt Gavanescu mit Recht den Einspruch, dass die Thatsachen mit dieser künstlichen Gruppierung nicht übereinstimmen, und dass sie vielmehr nach der inneren Wandlung im Casus obliquus ohne Artikel geordnet werden sollten. Von dieser künstlichen Einteilung habe ich aber schon längst abgesehen und eine eigene in meiner Chrestomathie I, p. CXV befolgt, die Gavanescu entgangen ist, da er die anderen Grammatiker aufzählt und kritisiert. Sonderbar bleibt es, dass auch er wie alle anderen den irreführenden Namen „Neutra" für diejenigen Nomina beibehält, welche im Sgl. männlich, im Plur. weiblich dekliniert werden, wofür ich den Ausdruck, „comun" gebraucht habe, d. h. dass diese Worte beide Geschlechter in ihrer Deklination befolgen. Bei Gelegenheit eines wichtigen alten Dokumentes, welches S. Crainic in der RCrL. IV (1896) p. 15 veröffentlicht, fügt der Herausgeber der Zeitschrift Ar. Densusianu die Bemerkung bei, dass die Form „înmei lor" wahrscheinlich ein Schreibfehler für „mamei lor" sein müsse. Diese Behauptung ist ein unverzeihlicher Fehler für einen Mann, welcher über die alte rum. Litteratur schreibt und alles besser weiss, aber mit der alten Litteratur und Lexikon sehr wenig ver-

9) Bucuresti 1895.

traut ist. Inma ist die wirkliche alte Form und gar kein Schreibfehler, zahlreiche Beispiele finden sich in meiner Chrestomathie unter „îmâ". G. H. GHIBANESCU hat D.'s Behauptung auch einen separaten Artikel Ar. VII (1896) p. 651 ff. gewidmet, wo er an der Hand zahlreicher Zitate aus der alten Litteratur dasselbe nachweist. Sein Versuch jedoch, dieses Wort aus *mamă*, *mă-sa* und dann *îmă-sa* analog mit dem enklitischen Pronomen *îmi*, *îţî* zu erklären, ist jedoch verfehlt; es ginge eher, die Form von *mumă*, *umă*, *îmă* zu erklären, so dass die kontrahierten Formen *mă-sa*, *mă-ta* etc., nicht von *mamă-sa*, *-ta* abzuleiten wären, sondern von *mumăsa*, *-ta* mit dunklem Vokal, worauf die Apokope des ersten *m* stattfindet, aus *umă* entsteht *îmă*, und dann erst *mă* in der Form mit den enklitischen Pronomen *sa-ta*. In der gesamten alten Sprache finde ich überhaupt nie die selbständige Form *mamă* und stes nur *mumă*, wodurch die von mir vorgeschlagene Umwandlung an Wahrscheinlichkeit gewinnt. — OV. DENSUSIANU, veröffentlicht eine eingehende Untersuchung über die Allitteration in den romanischen Sprachen (Separatabdruck aus der RCrL. II) Jasi 1895. Er fasst die Allitteration in dem Sinne der romanischen als = Stabreim und sucht denselben zuerst in der romanischen Volkslitteratur durch Beispiele aus denselben nachzuweisen und fügt dann sehr zahlreiche Beispiele aus der rum. Litteratur hinzu, die er aber der alten Schrulle, die sich hoffentlich bald überlebt haben wird, auf lateinischen Ursprung zurückführt. Der Beweis dafür soll nach D. sein, dass einige Worte sich auch im Lateinischen finden, wie „fames et frigus", „frondes et flores", die sich auch im Rum. in derselben Zusammenstellung finden! (p. 65). Auf diesen Beweis gestützt weist er auch den germanischen und zum Teil keltischen Einfluss auf die Allitteration im Altfranzösischen zurück. Es sei hier auch altlateinisches Gut! Er verwechselt den Einfluss mit der Aufnahme germanischer und keltischer allitterierender Worte, die als solche nur selten vorkommen im Altfranzösischen und vergisst, dass man gar kein einziges fremdes Wort aufzunehmen braucht und doch fremden Mustern folgen, und fremde Formen sich zu eigen machen kann. In Bezug auf das Rumänische ist es zu bedauern, dass der Verfasser, welcher sehr fleissig gesammelt und ein interessantes Material zusammengebracht hat, so ganz von der slavischen Volkspoesie absieht, sie existiert gar nicht für ihn und trotzdem würde er darin gerade die überraschendsten Parallelen zu den rum. Formen gefunden haben. Auch sind nicht alle Beispiele, die er anführt, nur auf Allitteration zurrückzuführen, das Prinzip des Parallelismus der Glieder besonders bei Sprichwörtern und die Antithese bei Maximen und moralischen Sentenzen ist zumeist der leitende Faktor; ebenso beeinflusst der Schlussreim die Form. In vielen Beispielen wird man daher vergebens nach dem klaren Stabreim suchen! — Der Volkssprache hat A. GOROVEI eine Sammlung der Interjektionen entnommen, die an Vollständigkeit alles bisher bekannte übertrifft (Şezătoare III, p. 188—190).

Lexikographie. Es sind eine Anzahl Einzeluntersuchungen zu nennen, von welchen manche Bleibendes enthalten. SIMEON C. MANDRESCU untersucht in umfangreicher Weise die ungarischen Elemente im Rumänischen (Elemente ungureşti în limba româna [10]). Obzwar nicht ganz frei von

10) Buc. 1892. 198 pp.

Tendenzen, sucht der Verfasser jedenfalls das Material gewissenhaft zusammenzustellen und nicht nur die ungarische Etymologie anzugeben, sondern er versucht auch durch Beispiele aus der Litteratur das Vorhandensein und den wirklichen Sinn der rum. Worte festzustellen. Mit Recht hebt er hervor, dass man nicht alle diejenigen Worte, welche nur in den Provinzen gekannt sind, wo die Rumänen in direktem Verkehre mit den Ungarn stehen, als Worte betrachten darf, die den rum. Sprachschatz ausmachen und als solche ein falsches Bild von dem wahren Charakter der Sprache begünstigen, besonders wenn sie benützt werden, um ethnische oder historische Schlüsse daraus zu ziehen. Er teilt daher das Material in zwei Gruppen: I. Provinzialismen und II. solche Worte, welche allgemein bekannt sind. In der ersten Abhandlung ist er aber zu exklusiv, indem er manche Worte als provinziell bezeichnet, die aber nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch in der Wallachei und zum Teil in der Moldau von altersher gut gekannt sind, ja dort einigermassen umgeändert wurden und somit sich vollständig eingebürgert haben. Nachweise aus der alten Litteratur werden hin und wieder von ihm angegeben, sie würden aber noch zahlreicher gewesen sein, wenn der Verfasser das Glossar zu meiner Chrestomathie nur benützt hätte. Es fehlt aber dieser Untersuchung alles, was mit Phonetik zu thun hat. Der Verfasser begnügt sich mit der Aufzählung der Worte, denen er die, manchmal nicht genau entsprechenden, ungarischen entgegengestellt, ohne auch nur im mindesten die Übergänge von einer Sprache zur anderen und die Gesetze, nach welchen sich der Lautwandel oder die Sinnesänderung vollzieht, feststellen oder begründen zu wollen. Hoffentlich geschieht dies noch, und es wäre wünschenswert, wenn in einer solchen Untersuchung man von den ältesten Elementen ausgehen würde. Ein guter Index der rum. Worte beschliesst diese Schrift, welche unter der Ägide der „Facultatea de Litere și Filosofie din Bucuresti“ erschienen ist. Besser als diese Schrift ist die des George G. Murnu, „Studiu asupra elementului grec ante-fanariot în limba româna“[11]) von der Universität in Bucarest mit einem Preise gekrönt. Der Verfasser, welcher sich auch nicht ganz frei machen kann von der Frage, inwieweit philologische Resultate von Bedeutung sein könnten für die Geschichte der Rumänen und besonders inwieweit sie gegen Rösler benützt werden könnten, hat jedoch gewissenhaft das gesamte alte griechische Material aus dem rum. Sprachschatze gesammelt und in alphabetischer Ordnung mit Nachweis der griechischen Etyma und durch zahlreiche Beispiele aus der alten Litteratur gestützt, angeführt. Er hat somit diejenigen Elemente aus einer Untersuchung ausgeschlossen, welche infolge der politischen Verhältnisse von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an sich eingeschlichen und nur zeitliche Bedeutung hatten. Diese sind auch zumeist aus der Volks- und Schriftsprache verschwunden. Der Verfasser ist sich der Bedeutung der phonetischen Wandlungen bewusst und bespricht die Erscheinungen und die Schlüsse, die daraus zu ziehen wären, in einer etwas kurzen aber lehrreichen Einleitung (von 18 Seiten). Auch diese Schrift schliesst (p. 63—67) mit einem Index der rum. Worte. Die türkischen Elemente, welche

11) Buc. 1894.

L. Şaineanu schon vorher behandelt hatte, wurden von D. THEOPHIL LÖBEL[12]), ohne dass er diese Schrift des Şaineanu kannte, aufs neue untersucht und zusammengestellt. Er kennt Miklosich und Şaineanus rum.-deutsches Wörterbuch. Cihac ist ihm auch nur spät in die Hände gekommen. Er kennt aber die rum. und die türkische Sprache selbst vorzüglich, während die anderen meist nur mit Hülfe des Wörterbuches gearbeitet hatten. Er arbeitet also mit unmittelbarer Kenntnis der Sprachen und ist in einer besseren Lage, als seine Vorgänger. Seine Schrift, die an nicht wenigen gewagten oder unmöglichen Etymologien leidet, hat zum Teil schon Prof. Burla, welcher eine Einleitung dazu geschrieben hat, gerügt; sie ist jedoch von nicht geringer Bedeutung und darf als ein nicht unwichtiger Beitrag zur rum. Lexikographie bezeichnet werden. Er kennt die vulgär-türkischen Formen und die Bedeutung der Worte in der Vulgärsprache und sein Nachweis ist daher viel wertvoller als irgend ein anderer, welcher bisher fast nur aus der Schriftsprache entlehnt wurde. Interessant ist der Versuch, das Wort „boiar“ in altslav. Form *boliarinŭ* im Gegensatze zu den Slavisten nicht aus slav. *bolie* = magis wie bisher, sondern aus dem gemeinsamen türkischen Stamme „*boi, bai*“ abzuleiten, welcher die Bedeutung von „gross“, „mächtig“ hat, wovon auch „*beiu*“ abstammt. Er weist die Formen „*baiar*“ = magnat, „*bair*“ = gross, hoch in verschiedenen türkischen Dialekten nach. Wir würden dann die altslav. Form als eine Volksetymologie zu betrachten haben, welche darin „bolie“ zu finden glaubte. Wenn Löbel Recht hat, so würde dieses Wort zu den wenigen Überresten der altbulgarischen vorslavischen Sprache gehören und daher auch türkischen Ursprunges sein. Mit Recht widerspricht Loebel ferner der bisher als türkischen Ursprunges bezeichneten „palavra“, welches sich gar nicht im Türkischen findet. Es ist vielmehr das gr. „palavra“, cf. sp. „palabra“, lat. „parabola“. — C. v. SANZEWITSCH behandelt „Die russischen Elemente romanischen und germanischen Ursprunges im Rumänischen“, die aber zumeist ganz modernen Ursprunges sind und grösstenteils eine Folge der Besetzung Rumäniens durch die russische Armee in den Jahren 1827—35. Sie sind meist dem Kriegswesen und der Administration entnommen[13]). Der Verfasser hat aber die ähnliche Besetzung der kleinen Wallachei durch die Österreicher, welche fast die ganze Hälfte des vorigen und ein gut Teil dieses Jahrhunderts dauerte, vergessen, wodurch ähnliche Ausdrücke in die rum. Sprache eingeführt wurden. Derselben Quelle gehören auch manche der deutschen Elemente in der russischen Militärsprache. Es darf auch nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Formen dieser Ausdrücke sich himmelweit von denen der Schriftsprache entfernen. In den Volksliedern, von welchen weiter unten die Rede sein wird, die von Soldaten gesammelt wurden, die in der österreichischen Armee gedient haben, finden sich eben diese Ausdrücke in denjenigen sonderbaren Formen, welche mit den von Sanzewitsch angeführten verglichen werden müssen, um den wahren Ursprung derselben aufzuklären. Es wird sich auf diese Weise ergeben, dass Worte wie *bleah, canţelarie* (im Volke auch als *cănţălărie* und *clănţărărie* be-

12) Elemente turcesti, arabesti, si persane in limba romăna, Constantinopole. Lipsca 1894. XX, 103. 13) 2. Jahresbericht d. Rom. Seminars, Leipzig 1895, p. 193—214.

kannt), *cihaus* (auch *tihaus*), *comisar*, *corunatie*, *felcer* (was sucht *fruct* unter diesen Worten?), *mustar* und *mustrăluesc*, *obahtă*, *șanț*, *ștraf* und andere, ihren Weg nach Rumänien sicherlich nicht über Russland gemacht haben. — Ein zahlreiches, aber bisher nicht verwertetes Material von Ausdrücken aus dem Leben der Soldaten enthält Anton Bacalbașas „Moș Teaca din Cazarma", von welchem 1893 in Bucuresti schon die dritte Auflage erschienen ist. Aus einem Vergleiche mit dem Wortschatze in dieser Sammlung humoristischer Skizzen aus der Kaserne würde sich ein besseres Resultat ergeben für die von Sanzewitsch aufgeworfene und mit Fleiss bearbeitete Frage. Die bedeutendste Leistung auf dem Gebiete der rum. Lexikographie in diesem hier behandelten Zeitraume ist das grosse Wörterbuch von F. Damé in vier Bänden „Nouveau Dictionnaire Roumain-Français"[14]). Das Resultat zwanzigjähriger Arbeit, ist dieses Wörterbuch unzweifelhaft das Beste, was bisher auf dem Gebiere der rum. Lexikographie geleistet worden ist. In erster Reihe entspricht es einem Bedürfnisse, welchem bisher nur wenig Rechnung getragen worden ist und zwar den Sprachschatz so reichhaltig wie nur möglich zu sammeln. Man hat sich bisher damit begnügt, eine Anzahl von Worten aufzunehmen und dann, wenn möglich, etymologische Untersuchungen daran geknüpft. Es thut sehr not, ein wieweit nur möglich vollständiges Wörterbuch erst zu besitzen, in welchem alle Worte, die in der rum. Schrift- und Volkssprache vorkommen, enthalten sind, sonst bleibt die Litteratur zum Teil unverstanden und es werden einer gründlichen philologischen Untersuchung der Sprache unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Die Frage nach dem Ursprunge des Wortes ist bis dahin eine müssige. Man kann sich von dieser Thatsache leicht überzeugen, wenn man irgend welche Sammlung von Volksliedern, Sagen und Märchen, besonders aber Beschreibungen von Sitten und Gebräuchen liest, und die betreffenden Worte in den Wörterbüchern vergeblich sucht. Diesem Mangel hat nun Damé zum Teil abgeholfen und hat sich wohlweislich davor gehütet, auf die etymologische Untersuchung derselben einzugehen. Ich habe sein Wörterbuch mit allen bisher erschienenen eingehend verglichen und mich davon überzeugt, dass es alle an Reichtum der Worte weit übertrifft. Dass noch manches darin fehlt, ist nicht unnatürlich. Man fängt erst jetzt an, dialektische Formen und Worte zu sammeln. Das Material wächst mit jedem Tag; man hat aber hier nicht so viel nachzutragen, wie bei irgend einem anderen Wörterbuche. Ich schliesse davon auch nicht das neue Rumänisch-Deutsche Wörterbuch von H. Tiktin aus, von welchem bis jetzt nur die ersten 2 Lieferungen vorliegen 1895—96, die also lange nach dem Erscheinen des ersten Bandes von Damés kommen. Zu meiner grossen Überraschung habe ich konstatieren müssen, dass dieses dem ersteren an Reichhaltigkeit des Sprachschatzes nachsteht. Man wird im Rum.-Deutschen vergebens nach manchen dialektischen und provinziellen Wörtern suchen, die Damé regelmässig verzeichnet. Auch fehlen in dem deutschen Namen von Pflanzen, dagegen enthält es eine grössere Zahl moderner Ausdrücke, die sich eingebürgert haben oder wenigstens

14) Bucarest 1894—95.

von rum. Schriftstellern benützt worden sind. In dem Wörterbuche von Damé finden wir auch zum erstenmale Zitate aus rum. Schriftstellern, die als litterarische Belege angeführt werden. Es bleibt nur fraglich, ob man für gewöhnliche und allgemein anerkannte Bedeutungen der Worte solcher Belege bedarf oder ob diese nur auf diejenigen Beispiele beschränkt werden müssten, wo es sich um feinere Nuancen oder um verschiedene Bedeutungen desselben Wortes handelt? Damé hat sich darin auch auf das unumgänglich Notwendige beschränkt. Er entnimmt seine Beispiele zumeist der modernen Litteratur, nur wenige Belege werden der alten Litteratur entnommen. Ganz anders verfährt wiederum Tiktin, welcher die Beispiele sehr häuft und besonders die alte Litteratur berücksichtigt. Merkwürdig ist das Zusammentreffen in zahlreichen Fällen mit Damé, indem beide dieselben Beispiele zitieren, nur ist die Angabe bei Tiktin, der später ist, genauer, der Kapitel und Seite angiebt, während Damé, der zuerst erschienen ist, sich bloss mit der Angabe des Verfs. begnügt. Diese Neuerung gehört jedenfalls in erster Reihe Damé, wodurch sein Buch an innerem Werte sehr gewinnt. Die Definitionen und Erklärungen sind knapp gehalten, ohne an Vollständigkeit zu leiden. Er hat sich auch nicht von der verzwickten unsystematischen Orthographie der Akademie verleiten lassen und hat die Worte in strikter phonetischer Reihenfolge angeführt, ebenfalls eine Erleichterung für den Ausländer, welcher das Buch gebrauchen soll. Eine knappe grammatische Einleitung und eine reichhaltige Bibliographie beschliesst dieses gross angelegte und durchaus verlässliche und wertvolle Wörterbuch. Die Übersetzung der Sprichwörter und Idiotismen, die uns Damé am Anfange versprochen hat, bleibt er uns aber schuldig, wahrscheinlich weil seitdem das Werk von Zanne erschienen ist, worauf ich weiter unten zu sprechen komme. Hinter jedem Namen und Verbum sind die Flexionsformen kurz angegeben. Volkstümliches und Dialektisches wird als solches gekennzeichnet, und die verschiedenen Nuancen der Begriffe ziemlich klar und konsequent auseinander gehalten; ohne dass aber der Versuch der begrifflichen Gliederung und das Hinüberleiten von einem zum andern versucht worden wäre. Im ganzen stehen sie empirisch neben einander. Das Wörterbuch der Zukunft wird die Verbindung von diesem mit dem des Tiktin sein, indem der eine den anderen vervollständigt und ausfüllt. Der letztere macht viel mehr auf wissenschaftlicher Behandlung der Worte Anspruch, sie beschränkt sich jedoch zunächst auf grammatische Formen und auf die Angabe der Etymologie, wo sie bekannt ist, aber nur in ganz kurzer fast rudimentärer Form. Nachzutragen wird bei beiden sein Volksausdrücke und die Sprache der Übersetzungen aus dem Anfange dieses Jahrhunderts sowie das zahlreiche Material, das in den alten Grammatiken von Molnar, Marki, Clemens, Margela, Blazewicz und anderen aufgespeichert und bisher noch nicht genügend verwertet worden ist. Das Geleistete ist unzweifelhaft ein bedeutender Fortschritt in jeder Beziehung. Bei Gelegenheit muss ich erwähnen, dass diese Wörterbücher ihr Erscheinen der thatenreichen Initiative des damaligen Ministers der Volksaufklärung in Rumänien, Take Jonescu, verdanken, welcher sie auf Staatskosten drucken liess, und auch in anderen Fragen der rum. Wissenschaft sich durch seine Unterstützung den Dank aller Forscher erworben

hat. Ihm verdankt das rumänische Seminar in Leipzig sein Entstehen und ich werde noch einige wertvolle Erscheinungen hier erwähnen, die durch seine Unterstützung ans Licht getreten sind. Ein französisch-rum. Wörterbuch sollte durch Bonifaciu M. Florescu auch auf Anregung desselben Ministers erscheinen. Ein Spezimen erschien in der „Archiva“ Jasi 1894, IV, p. 379—383. Florescu folgt ähnlichen Prinzipien, ist aber für die rum. Sprachwissenschaft von geringerer Bedeutung, da er vom Französischen ausgeht. Beiträge zu einem vollständigen rum. Wörterbuche haben mehrere geliefert, die eigentümliche Worte aus verschiedenen Gegenden als provinzielle Glossare veröffentlicht haben, so A. Gorovei in seiner Zeitschrift „Şezatoarea“ II, 1893, pp. 12—24; 41—45. Eine Anzahl Worte aus den Bergen von Suceavac (im Norden der Moldau und in der Bukovina) zugleich mit deren Erklärung, Ar. Densusianu in seiner Revista critica III, 1895, p. 153, ein Glossar aus Haţeg, ferner V. Sala, ein Glossar aus Bihor, in Ungarn ibid. IV, 1896, p, 141 ff. In derselben Zeitschrift veröffentlicht N. Densusianu eine Anzahl von Worten, welche er als alt und wenig gekannt bezeichnet. Dieses ist aber nicht zutreffend, höchstens in dem Sinne, dass sie ihm, der aus Siebenbürgen nach Rumänien eingewandert ist, nicht bekannt sind. Von diesen Listen von Wörtern ist die letztere unzuverlässig. Am besten ist dann die grosse Sammlung von I. Teodorescu, ebenfalls in den Bergen von Suceava gesammelt und mit Hülfe des A. Gorovei ebenfalls in der „Şezatoare“ herausgegeben und zwar im zweiten und dritten Jahrgange. Diese Sammlung ist sehr reichhaltig und auch sehr korrekt. Die Worte sind strikt phonetisch geschrieben und die Eigentümlichkeiten des Dialektes sorgfältig notiert. Wir haben von ihm auch eine Anzahl dialektischer Texte, auf welche ich später zurückkomme. Sehr wertvoll ist der Beitrag des Dr. D. Grecescu zur rum. Lexikographie, indem er dem Beispiele des verstorbenen Brânza folgend, in seiner Abhandlung über die rum. medikale Flora stets wo er die Pflanze anführt, den rum. Ausdruck auch mit anführt. Es ist somit ein sehr wertvoller Beitrag zur Kenntnis der rum. Volksnamen der Pflanzen (Buletinul Socitatii geografice române XII, 1892, p. 172). Unter dem Titel „Un dictionar vechiu“ d. h. ein altes Wörterbuch beschreibt Ar. Densusianu (in der Rev. critica IV [1896] p. 33 ff.) ein hsliches dreisprachliches Wörterbuch der Bibliothek in Jasi, welches das Werk des Körösi ist, vor 1803 abgefasst und das Asaki 1820 der Witwe des Verfassers abgekauft. Densusianu giebt auch einen Auszug der seltenen und dialektischen Worte, die sich darin erhalten haben und weist mit Recht auf die Bedeutung dieser Hs. für die Geschichte des sogenannten Wörterbuches von Buda (Ofen) hin, welches 1825 erschienen ist. Von Körösi ist Bas. Kolosy „Colosi“ zu unterscheiden, ebenfalls ein Mitarbeiter an dem zuletzt genannten Ofener Wörterbuche, welcher wohl auch der Verfasser einer bisher nur in einem Blatte erhaltenen ersten Redaktion des Ofener Wörterbuches ist. Dieses Blatt (ein Spezimen?) fand Ar. Densusianu in der oben erwähnten Hs. des Körösi eingeklebt (Cod. 24a Bibl. Jasi) und druckte es zusammen mit dem entsprechenden Teile des bisher bekannten Wörterbuches ab. Er schreibt dieses Blatt dem B. Kolosy zu (Rev. crit. IV, p. 193 ff.). M. Cogalniceanu spricht übrigens noch 1837 von einem

„Dictionarum quadrilinguum a Rev. D. D. Samuele Klain et Basilio Kolosy“ wahrscheinlich als Hs., denn gedruckt existiert keines von diesen Verff. (v. Ar. Jasi 1894, V, p. 240), er versteht höchstens darunter das oben erwähnte Ofener Wörterbuch. — Einzelne **Etymologien** sind von Ov. Densusianu versucht worden. Er verbindet „boare“ mit „boreas“ an Stelle von „vapor“. Die Zusammenstellung mit „vapor“ ist zwar eine ungegründete, wie er auch nachweist, nur ist Densusianu von der modernen Form ausgegangen und daher ist seine Gleichung mit „boreas“ nicht exakt. Die alte Form des rum. Wortes ist „burâ“ genau in derselben Bedeutung wie „boreas“, nämlich „Sturm“, daraus hat sich erst die moderne Form mit der geänderten Bedeutung „Wehen, leichter Wind“ entwickeln können. Die Beispiele siehe im Glossare meiner Chrestomathie (RCr. III, 1895, p. 332). Ferner (ibid. V, 1897, p. 134) „străin“ von einer seltenen lat. Form „exterrinus“, da aber „terra“ und die anderen Formen dieses Stammes regelmässig rum. „ţara“ etc. gegeben haben, so wird man nicht an diese Etymologie denken können. Das rum. Wort, welches „Fremder“ bedeutet, müsste mit dem altslav. „stranínu“ peregrinus verglichen werden, besonders da sich die reinslavische Form „stranic“ und plur. „stranici“ in der alten Sprache nachweisen lässt (v. Chrest. s. verb.). Es giebt ausserdem „stráníu“, sonderbar im Rum., welches auf dasselbe slav. Etymon zurückgeht, und das Verbum „a stranici“, „peregrinari“ bei Varlaam im XVII. Jhdt. Alle diese gehen auf das slav. „Strana“ „regio“ zurück. Anstatt wie bisher „lunter“ von „linter“ abzuleiten, was grosse Schwierigkeiten macht durch den seltenen Übergang von „in“ in „un“ (s. oben), schlägt Densusianu (ibid. IV, 1896, p. 259) die Form „*lunter“ vor, aus span. „londro“ erschlossen. Er hat aber vergessen auch auf Alb. „l'undra“ hinzuweisen. Ar. Densusiano sucht das Wort „ban“ d. h. „Geld“, welches das Bild des Ban auf der Rückseite hatte, wie „ducat“ = „herzogliches“ mit einer Verbalform, die alt sein soll und die Bedeutung haben „Geld schlagen“, „a băna“ zu beschenken, ohne daran zu denken, das ein solches Verbum nur ein Denominativum und erst aus „ban“ somit viel später als dieses enstanden sein kann. Das einzige Beispiel ist einer modernen Liedersammlung entnommen, wo dieses Wort des Reimes wegen gebildet wurde (RCr. III, 1895, p. 333). Sonst sind keine speziellen Studien auf dem Gebiete der rum. Etymologie zu verzeichnen. I. Candrea hat eine Sammlung volkstümlicher Spitznamen herausgegeben, von welchen der zweite Teil, der die Bezeichnungen der Völker enthält, welche mit den Rumänen in Verbindung getreten sind, von besonderem Interesse ist (Poreclele la Romani Bucuresti 1896. v. Rec. in RCr. IV, 1896, p. 264—5). A. Gorovei hat eine „Onomastica populara“ in der Sezatoare veröffentlicht (II, p. 11 ff.), in welcher er in alphabetischer Reihenfolge die zumeist gebrauchten Eigennamen aufzählt. Es wäre zu wünschen, dass infolge dieser und noch anderer Sammlungen, die angestellt werden mögen, jemand unternehmen würde, die mannigfachen Änderungen, welche besonders Personennamen im Rum. durchmachen, gründlich untersuchen wollte; so wird *Tache* aus *Dumitru* und *Jorgu* aus *Gheorghe, Niţă* aus *Joan* und *Cănuţă* aus *Radu*. Manche falsche Lösung würde dadurch vermieden werden und es wäre auch von grosser Bedeutung, zu

untersuchen, in welcher Weise die topographischen Ausdrücke im Laufe der Zeiten sich ändern. D. DAN versucht die Namen von zwei rum. Provinzen „Mehadia und Romanați“ etymologisch zu deuten. In erster Reihe muss ich mit Befriedigung hervorheben, dass endlich die Zeit gekommen zu sein scheint, wo die rum. Universität in Bukarest Dissertationen genehmigt, wie die gegenwärtige, in welcher der freien Forschung kein Zwang mehr angethan wird und man dem Forschen durch falsch verstandenen Patriotismus keine engen Grenzen setzt, die nur eine Afterwissenschaft erzeugen. Vor zehn Jahren noch hätte man eine solche Arbeit mit Entrüstung zurückgewiesen, denn wenn der Verf. Recht hat, so beweist er eine, bisher energisch geleugnete Abhängigkeit der Wallachei, zum Teil wenigstens und politisch, von Ungarn; denn durch ungarische Etymologien sucht er den Ursprung der Namen „Mehadia und Romanați“ zu erklären (Din Toponimia romînească Studiu istorico-linguistic Buc. 1896). Für Mehadia hat er den Beweis zum Teil erbracht, wenn er auch vernachlässigt hat, die alten Formen zu vergleichen, wodurch die Etymologie einigermassen geschwächt wird. Nicht bewiesen hat er den ungarischen Ursprung des Namens „Romanati“; die Deutung ist eine viel zu künstliche und der Verfasser hat ausser Acht gelassen das Faktum, dass es noch eine Provinz in Rumänien giebt, welche „Roman“ heisst und die Erklärung dieses Namens wird auch für den anderen gelten müssen. Er kann unmöglich mit ung. „rom“ = Ruine zusammenhängen, *-anati* liesse sich gar nicht erklären. Mit Recht wendet sich Dan gegen die Etymologie von Hasdeu, der an eine „Romula“ denkt, natürlich Latein, und daraus „Romanati“ ableiten will, gegen alle bekannten rum. Lautgesetze. Das Vorkommen anderer ungarischer Lokalnamen beweist auch nichts für den Namen der ganzen Provinz. Die Arbeit des Dan ist aber eine geschickte Untersuchung, welche nur den wahren Resultaten nachstrebt, sich von anderweitigen Einflüssen freihält und in welcher er gründliche Kenntnisse zeigt in den rum. Lautgesetzen, und in der Geschichte beider Länder. Von Interesse für rum. Toponymie sind nun die lokalen Beschreibungen der Provinzen, welche von der rum. Geographischen Gesellschaft herausgegeben werden. Ich führe die Beschreibung der Stadt Galatz von M. N. PACU (Buletin Soc. geografica Bucuresti 1891) als zweiter Teil der Beschreibung des Bezirkes „Covurlui“ an. Im Bulletin für 1892 erschien die Beschreibung der, ‚Comuna, Grindu-Grindași, aus dem Bezirke Jalomița“ von DOBRE STEFANESCU. ORTENSIA RACOVIȚA veröffentlicht 1895 „Dictionar geografic al judetului Bacau“. Dieses Wörterbuch enthält wichtiges und in vielen Fällen zuverlässiges Material für spätere Untersuchungen. Zu bedauern ist nur, dass nicht auch die ältere Geschichte der betreffenden Ortschaften mit aufgenommen ist. Eine wertvolle Monographie, welche auf Urkundenforschung beruht und vieles Neue auch in dieser Beziehung bietet, ist die auch künstlerisch sehr hübsch ausgestattete Arbeit des ALEX. STEFULESCU, „Manastirea Tismana“ Târgu-Jiul 1896, mit Illustrationen von V. ROLA PIEKARSKI und M. WERTSCHITZKY. Dieses Kloster spielt eine grosse Rolle in der rum. Geschichte und Kultur und hier sind die Reliquien des daselbst verstorbenen Gründers, des hl. Nicodim aus dem XIV.—XV. Jhdt., von dem sich auch eine schöne slavische Hs. der Evangelien von 1405 (jetzt

im National-Museum Bucarest) erhalten hat. Stefulescu giebt eine zusammenhängende Geschichte des Klosters und druckt eine Anzahl darauf bezüglicher Dokumente ab. Von demselben erschien 1896 eine kleine Brochüre, die die Geschichte des Klosters von Vadeni enthält. Die Schrift erschien als „Publicatiunile Muzeului Judetian Vol. I, Fasc. 1. Aprilie. Editor V. Rola Piekarski. Târgu-Jiu Tipo-Litografia N. D. Milosescu“. Ich habe diesen Titel absichtlich ganz ausführlich wiedergegeben, weil es meines Wissens der erste Versuch dieser Art ist, Wissenschaft mit künstlerischer Ausführung in Rumänien zu verbinden.

Dialektisches. In erster Reihe sind auf dem Gebiete der rum. Dialekte die grundlegenden Arbeiten von Dr. G. Weigand zu verzeichnen. Wir verdanken ihm zahlreiche, wertvolle und verlässliche Nachrichten über die Rumänen auf der Balkanhalbinsel. Das Wenige, welches bisher bekannt war, zeichnete sich weder durch Verlässlichkeit noch durch Genauigkeit aus. Es war in den wenigsten Fällen das Resultat eines mit der modernen wissenschaftlichen philologischen Schule unvertrauten Mannes, es fehlte ihnen an Schulung und es gab daher wenig Befriedigung. Ganz anders gestaltete sich die Sache durch die Leistungen des Dr. Weigand, der selbst eine Zeit lang unter den Leuten wohnte, von ihnen an Ort und Stelle Sprache und Sitten lernte und das Erlernte gewissenhaft aufzeichnete. Er hat die Schulung des Gelehrten und das offene Auge und das feine Ohr alles zu beobachten und auch geringfügige Nüancen zu verzeichnen. Wir verdanken ihm nun ausgedehnte Texte aus der Sprache der Südrumänen die er „Aromunen“ nennt. Das Hauptwerk, welches für lange Zeit als solches bleiben wird, ist „Die Aromunen, ethnographisch-philologisch-historische Untersuchungen über das Volk der sogenannten Makedo-Romanen oder Zinzaren“ in zwei Bänden, Bd. I.: Land und Leute mit einem Titelbilde, 8 Tafeln und einer Karte Leipzig 1895 X, 334 und Bd. II.: Volkslitteratur der Aromunen Leipzig 1894 XVI, 384 pp. Von diesen beiden Bänden interessiert uns hier zunächst Bd. II., der die aus dem Munde des Volkes aufgezeichnete Litteratur enthält und durch den Inhalt nicht nur philologisch hochwichtig, sondern auch ein wertvoller Beitrag zur Volkslitteratur ist. Die Angabe der Kapitel wird am besten das Buch veranschaulichen Kap. I: Liebeslieder. Kap. II: Tanz- und Hochzeitslieder. Kap. III: Abschiedslieder. Kap. IV: Räuber- und Kampflieder. Kap. V: Religion, Moral, Aberglaube, Feste und Bräuche. Von diesen ist besonders „Aberglaube“ von Bedeutung, da sich darin die kulturellen Einflüsse unter welchen die Rumänen leben, am klarsten zeigen und auch die Verschiedenheit oder Aehnlichkeit mit den entsprechenden der Rumänen des Nordens von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, wenn man das Alter oder die Herkunft derselben untersuchen will. Kap. VI: verschiedenen Inhalts und zwar No. 81—94 neckische Lieder und Rachelieder. Zu einem (No. 90) „Liebesprobe“, welches hier nur sehr kurz und unvollständig ist, habe ich vor ungefähr 20 Jahren in Breslau von einem Macedorumänen, der auf dem Jahrmarkte Süssigkeiten verkaufte eine längere und ausführliche Variante gehört und aufgeschrieben. Darin ist es der Jüngling, welcher vorgiebt eine Schlange im Busen zu haben, niemand will sie ihm herausziehen bis

auf seine Geliebte, die aber an stelle einer Schlange einen goldgestikten langen Gürtel herauszieht. Kap. VII enthält zwei Balladen, von welchen eine die bekannte über die Brücke von Arta, die Kurt Schladebach im ersten Jahresbericht des rum. Seminars p. 79 ff im Zusammenhange mit den Parallelen der anderen Völker behandelt hat. Kap. VIII: Lieder aus der Manjana in Akarnanien, die einen etwas verschiedenen Dialekt haben, ebenso Kap. IX: Farseriotenlieder. Kap. X: Totenklagen. Kap. XI: Neun Märchen die ich mit zu den besten Stücken dieser Sammlung zähle, schon deshalb weil wir darin umfangreiche prosaische Texte haben und die Sprache weniger gekünstelt ist als in den Liedern. Weigand schickt jedem Kapitel eine kurze belehrende und orientierende Einleitung voran, verbreitet sich über die Parallelen und den eigentümlichen Charakter dieser zumeist nüchternen und aufs praktische gerichteten Märchen. Von besonderem Werte ist sein Nachweis des Ursprunges der Märchen die Obedenaru herausgegeben hat; zwei von diesen hat Tascu Iliescu einfach den bulgarischen nacherzählt, sie sind deshalb somit nur als Sprache nicht aber als Inhalt aromunisch. Der Stoff ist den Bulgaren entlehnt. Kap. XII: Rätsel, Sprüche etc. und Spiele. Ein vollständiges Glossar beschliesst diesen Band, in welchem alle Worte und Formen aufgenommen sind mit Nachweis der Stelle in den Texten. In einer zweiten Beilage verbreitet sich der Verf. über die dialektischen Verschiedenheiten im Aromunischen. Wohlweisslich hat er sich darin ferngehalten auf irgend einen Vergleich mit dem Daco-rum. einzugehen und auch im Glossare hat er davon abgesehen, was ich durchaus als einen Vorzug betrachte. In Aussicht wird uns ein vollständiges Wörterbuch gestellt. Hoffentlich wird er darin die Resultate eigener und fremder Forschung aufnehmen. Bisher sind wir aber noch weit entfernt von irgend einer erschöpfenden Sammlung des aromunischen Sprachschatzes, und solange diesem Mangel nicht abgeholfen wird, wäre ein Wörterbuch sehr verfrüht. In seiner Umschrift der aromunischen Laute verwendet Weigand ein eigenes Alphabet, welches wohl in einigen Fällen seine Vorzüge haben mag. Ich kann aber nicht einsehen, warum er systematisch es verweigert so weit als möglich sich an das für das Dacorumänische geltende Alphabet anzuschliessen. Es würde dadurch die Form des aromunischen viel klarer machen und warum nicht *ă* und *â* an Stelle von *o̥* und *u̥*? besonders da er selbst eingesteht, dass sogar diese Zeichen nicht ganz genau sind und „um nur einigermassen genau sein zu wollen, statt des einen Zeichens *u̥* wenigstens deren vier hätte einführen müssen“ (p. XIV) warum nicht *ṣ* und j für *š* und *ž*? Doch diese kleinen Wünsche und Ausstellungen verschwinden im Vergleiche mit dem unbestreitbaren Werte des Buches. Gustav Meyer veröffentlicht „Das griechisch-südrumänisch-albanesische Wörterverzeichnis des Kavalliotis“ welches 1770 in Venedig erschienen und bis auf den 1774 von Thunmann abgedruckten lexikalischen Teil ganz verschollen war. Prof. Meyer ist nun in dem Besitz eines solchen Exemplares und hat daraus „eine neue Ausgabe des 1170 Nummern enthaltenden Wörterverzeichnisses in griechischer, vlachischer und albanesischer Sprache besorgt, welche zunächst den Text des Kavalliotis in seiner durchweg griechischen Schreibung sorgfältig wiedergiebt, eine

deutsche Übersetzung und einen möglich kanppen Kommentar enthält, der die Mitteilungen des Verfassers an dem seither bekannt gewordenen Materiale prüft, dessen Deutungen zusammenstellt und sich hie und da selbst an solchen versucht.“ Mit diesen Worten kennzeichnet Professor Meyer seine Ausgabe dieser sehr wertvollen Schrift. In dem Kommentare werden von ihm auch die Materiale von Weigand benützt und auch auf die soweit vorzügliche Ausgabe von Miklosich hingewiesen, welcher 1882 in seinen „Rumänischen Untersuchungen II“ das Wörterverzeichnis von Thunmann in alphabetischer Ordnung gebracht und mit anderen Dialekten verglichen herausgegeben hat. Die meisten Resultate sind schon von Miklosich gesichert, dieses ist aber nicht genügend hervorgehoben worden, ich beschränke mich natürlich nur auf den rum. Sprachschatz. Da Meyer keinen Index hinzugefügt hat, so wird das Auffinden der rum. Worte fast unmöglich. Er hat ferner nicht immer die genauer entsprechenden Formen aus dem Dacorum. gebracht, die archaischen und dem südrum. näher stehenden nicht berücksichtigt und er hat auch moderne Worte und nicht belegbare dacorum. Formen mitangeführt, und dadurch den Wert seiner Ausgabe bedeutend beeinträchtigt. Ich will nun versuchen, Einiges darauf bezügliche hier nachzutragen und verweise bloss auf die Nummer seines Textes. 1, auch dr. *igumen.* 3, dr. Eigenname = Anghel. 9, dr. ghimpe. 10, dr. auch castraveţi neben crasta-. 18, vgl. dr. agonisesc = arbeite schwer, verdiene. 29, păsuesc heisst = „warten“, „geduldеn“, aber nicht „laisser passer“.. 35, „gulugusta“ vgl. dr. *conocof*tirita auch *cenop*isterita = grillus. dr. lacusta ist kein modernes Wort wie Meyer vermutet, s. Glossar zu meiner Chrest. s. v. dagegen kenne ich das von ihm angeführte rum. Wort „inselatorie“ in der von ihm angegebenen Bedeutung nicht. 36, ra*dză*, bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, dass genau dieselben Formen sich im moldauischen Dialekt finden und daher fast jedem diesen Laut „dz“ enthaltenden Worte die moldauische Parallele genau entspricht, nicht aber die wallachische, die Meyer anführt wo stets „z“ dafür steht. 57, auch dr. ananghe. 72, dr. num*ăr* nicht num*er*. 75, auch dr. dialektisch „*h*armata“. 98, mold. mâne. 159, vgl. altrum. învesc = ankleiden (Glossar Chrest.). zu 185 alb. *der* vgl. dr. vĭer. 201, dr. noaŭ giebt es nicht wohl aber *noao* oder *noaŭ.* 214, vgl. die alten Formen „dereapta, *de-a-dere*apta“. 221, auch dr. diată. 226, auch altrum. d*i*reptate. cf. No. 214. 228, rum. duplu ist modern ebenso „disc“, alt ist nur *discos* und dann nur in der kirchlichen Terminologie gebraucht. 231, alt und dialektisch dr. *sea*te. 241, die älteren Formen dr, sind roa*o*. Zu 248 vgl. dr. *încoa* und *încoáce*, in welchen gewiss „înca“ + o*á* o*atse* = mr. steckt. 249, eine isolierte alte Form dafür ist „gintu“, dagegen ist *ginte* oder *gintă* ganz modern, das alte Wort war Jahrhunderte lang aus der Sprache verschwunden. 250, auch dr.; 256, alte dr. Formen *băse*arecă genau dem mr. entsprechend. 257, auch dr. vin*o* mit angehängtem -o. 264, auch altrum. *noao* und 265 mold. noa*odzăc*i genau wie mr. 286, auch dr. und ebenso 289. 302, *dzua dzăle* genau so in mold. 310, altrum. *ciudă* und plur. *ciudese*. 315, dr. temelíe. 321 dr. hazna. 328, mr. narraire „Zorn“ vergleicht Meyer mit dr. răutate, „Schlechtigkeit“ und bringt es in Verbindung mit in-reus.

Dieses Wort jedoch sowohl als die Verbalformen *nărăescu*, etc. = „werde böse", scheinen eher mit dr. *nărăvire* und *înnărăvire* = „bösartig werden" von „*nărav*" „schlechte Angewohnheit, Bosheit", zusammenzuhängen. 336, auch dr. caplama. steht näher zu dr. *călare*, *călăresc* und *călăreț*, als zu dem angeführten „*încălecare*". 341, auch dr. *câteunu* aber = einzeln, je einer. 349, rrau, merkwürdigerweise haben sich eine Anzahl alter Beispiele im dr. erhalten mit doppeltem *rr*, aber nur in Plur. fem. (s. Glossar zu meiner Chrest. s. v. rau"). 368, dr. cineva = irgend einer. 372 auch dr. aber mit Accent auf der ersten Silbe: cándilă. 377, auch alt *catargă* = Schiff. 383, dr. *piroană* existiert nicht. 386, dr. *aghistină*. 387, alt dr. *cetate* und *cetățue* = Festung nur modern = Stadt. Ist 390 *încărteliatu* anstatt des unklaren *nkărșil'atu* zu lesen und ersteres von No. 408 kartelliu = Ring abzuleiten, auf diese Weise hätten wir die richtige Deutung des mr. Wortes = „geringelt". 401, auch dr. *chilie*. 415, ist das dr. „*pericol*" modern. 417, dr. *rămă* existiert nicht, wohl aber „ramură" und „ram" und Miklosich wird wohl recht behalten wenn er gegen die Ableitung von lat. „ramus" sich ausspricht. 425, vgl. dr. *closcă*. Zu mr. *mutrescu* 429 „betrachte" vgl. dr. *mutră* = Gesicht, Fratze. 441, auch dr. *condeiu*. 442, warum *șkurtu* mr. aus lat *curtus* + excutare wenn dr. scurtu lautet und alb. škurtu ganz genau entspricht? 445, Meyer bemerkt nicht, dass es zwei Formen desselben Wortes giebt, die sich durch den Accent unterscheiden und dann auch in der Bedeutung, trotzdem er beide anführt. Im altrum. haben sich auch diese beiden erhalten und zwar *copíl* auch modern = Kind und *cópil* wie weiterhin No 639 = Bastard. 464, auch dr. *cucurae*. 480, ist im mr. wohl das *k* in *sliopu* ausgefallen an Stelle von skl'opu, wohl bloss ein Druckfehler. 488, die moldauische Form lautet auch „*țân*". 513, auch dr. *iie* in der Sprache von Bukovina. 526, vgl. dr. *gărlan* = Schlund. 530 auch dr. *levent*, pl. *levinti*, sogar in Volksliedern. 541, cf. dr. *lehuză* auch *leuză*. 544, moldauisch „*chiatră*". 567, vgl. die häufige Zusammensetzung im dr. mit der Partikel „de" wie z. B. *de-a-direaptă* im altrum. etc. 574, mr. *nkatsu*, damit vergleicht M. dr. *acaț* = ergreife während das mr. Wort „streite" bedeutet, viel näher steht dr. „*înhaț*" empoigner, mit Gewalt an sich reissen", wohl = um etwas streiten. 575, altrum. fast immer wie mr. *mumă*; mama ist meist nur modern (siehe oben). 580, auch dr. *tistimel*. 582, dr. *turiste* = rebut du foin donné aux bestiaux. 585, auch dr. ebenso 591 *mascară* und *măscăriciune*. 592, dr. *rúmeg* und nicht rumég wie M. 595, vgl. dr. *năstrapă*. 649, dr. *mistrie*. 654, zu ranunchiu füge noch die Form „rarunchiu" hinzu, wodurch sich vielleicht mr. arrikl'u erklärt. 663, auch dr. 669, dr. *roș*. 684. dr. *mi-e lene*. 688, zu „putus" Knabe vgl. rum. *puță* idem. 707, dr. *năpârcă*. 726, im dr. existiert auch derselbe Unterschied zwischen *mărit* und *însor* wie ihn Weigand angiebt, indem *mărit* nur von Mädchen gebraucht, dagegen *însor* nur vom Manne. Das scheint Meyer nicht richtig verstanden zu haben; das Lied, welches er zitiert ist auch ganz richtig, *mărit* heisst, wenn das Mädchen den Mann heiratet und *însor* wenn er freit. Das andere Beispiel scheint ein Fehler zu sein. 749, die dr. Form lautet nur *păturniche* nicht — *cle*.

766, mr. *dealagă* und *alăg* „eile, ziehe umher", dazu die Bemerkung „Etymolog. unklar." warum? vgl. dr. alerg, = eile, laufe, ziehe umher, gehe. 778, mr. ich transcribiere anders als M., der „deblate" liesst, ich aber 'ntamplate und ich vgl. damit dr. „pe'ntâmplate" = wie es sich gerade „ereignet", mr. bedeutet das Wort = „schief". 790, auch dr. *kindisesc.* 791, dr. *bogăție.* 802, dr. *bășină.* 815, dr. *puiu* = Küchlein. 820, dr. die bessere bekannte Form ist *unflu* oder *umflu* und nicht *înflu.* 826, vl. *turolu* soll vom lat. turreolus abstammen cf. dr. *turlă* in derselben Bedeutung! 846, vgl. altrum. *învesc, înveste* und *veșminte* neben *vestminte.* 856, lautet dr. *scăndură* und nicht scandura, so auch No. 870, die richtige dr. Form „*p*rimblare" und auch plimbare, aber nicht „preumblare" wie M. angiebt. Zu 872 vgl. dr. Plur. *grâne*, mit welchem vgl. *grăn* mehr übereinstimmt. 881, soll das Wort „nokopa und nokupa" „unklar" sein, es ist aber wohl die zweite Hälfte des Wortes, welches sich auch im dr. findet als „tărnă-copu', wo „*tăr*" abgefallen ist, oder durch Volksetymologie von dem Worte getrennt wurde. 896, altrum. *rătăm* bedeutet „töten, schlagen" nicht wie in moderner Zeit „wehe thun" oder „verwunden". mr. genau wie altr.; 898, auch dr. *scumbrie* und *scrumbie.* 910, alb. stütka M. ;„unklar!" vgl. dr. „*scutec*" in derselben Bedeutung „Windel". Zu 914 *găritsu*, Samenkorn, vgl. dr. „*grăunțu*" in derselben Bedeutung. 927, auch altr. „aua". 953, woher „auch rum. urna?" das Wort ist modern. 969, ist praștic Druckfehler für praștie. 973, „rum. sfungata." (?). 1008, dr. auch atuncea genau wie vgl. *atumtsia*, und nicht bloss „atunci". 1023, rum. ist *păr* und nicht per. 1049, altrum. *fămeae* = Familie. 1063, auch dr. *flamura.* 1066, *fl'acă* vgl. auch dr. „*flacără*". 1067, auch dr. *frică.* 1072, auch dr. *furtună* = Sturm, genau wie alb. 1077, auch dr. *fotă.* 1087, auch dr. *lopată* gleich alb. 1089, vgl. die moldauische Form „a stupi". 1096. dr. *bocesc* kommt wahrscheinlich vom slav. ebenso wie „Boacete" „Totenklage" und hat nichts mit *vox* zu thun. 1122, auch altrum. *văduă.* 1131, rum. „*cor*" ist modern! dagegen existiert im altrum. auch *agru* entsprechend No. 1145. An Stelle von *rogoz* wäre zu No. 1149 dr. *rogojină*, welches mr. *rugozină* genau entspricht, anzuführen gewesen. Zu No. 1159 alb. *therima* vgl. dr. *fărimă* = Krume und daraus *fărimare, fărimiță* und zu *val sărăm* vgl. dr. *sărmăn* „Armer', „*suruman* und *săriman*" und schliesslich sei noch auf mold. *păne* zu No. 1166 hingewiesen. Dies sind soweit die Nachträge und Verbesserungen, welche ich zur Schrift von Meyer hinzufügen für notwendig erachtet habe, in Anbetracht der Wichtigkeit, welche die Arbeit Meyers beanspruchen darf [15]). Ich erwähne nun in nächster Reihe die eingehende und an Resultaten reiche Untersuchung, welche Arno Dunker der ersten macedo-rumänischen Grammatik, die Bojadschi zum Verfasser hat, hat angedeihen lassen. Er hat diese Grammatik nach ihrem inneren Werte und nach deren Zuverlässigkeit geprüft und hat die Resultate sehr sorgfältig verzeichnet. Es ist ein wertvoller Beitrag zur Grammatik des macedorum. Dialektes, und man muss dem Direktor des

---

15) Eine einzelne und ungerechte, ja fast hämische Rez. von A. Densusianu, RCr., IV 1896, p. 47—49.

rum. Seminars Dr. Weigand Dank wissen für die Richtung die er der rum. Sprachforschung in diesem Institute giebt. Es ist nur Recht, wenn hier gleich darauf hingewiesen wird, dass die Errichtung und Dotierung dieses Seminares ebenfalls dem oben erwähnten Minister Take Jonescu das Meiste zu verdanken hat. Er hat dadurch das Studium der rum. Sprache aus der Atmosphäre, in welcher sich diese Forschungen in Rumänien bewegen und wo zunächst sogenannte patriotische Richtungen und Bestrebungen den Ausschlag geben, herausgehoben und in die der freien Forschung günstige Atmosphäre einer deutschen Universität verpflanzt. Die Erfolge, die bisher dort erzielt wurden, berechtigen uns auf wertvolle und bleibend gesicherte Resultate zu hoffen, eine Hoffnung, die durch das bisher Geleistete als begründet angesehen werden darf. Ich behandele daher hier zusammen die bisher erschienenen Jahresberichte des Rumänischen Seminars. Dass Manches noch nicht den gewünschten Grad der Vollendung erreicht hat, liegt eben in den Anfängen, nicht aber in der Richtung und in dem durch seine Forschung bewährten Leiter. So haben wir im ersten Jahresberichte den Anfang des wertvollen Codex Dimonie und zwar die Predigt des hl. Antonius. In griechischen Buchstaben geschrieben nach einer oft unsicheren Orthographie bietet dieses soweit umfangreichste Denkmal der macedorum. Sprache nicht geringe Schwierigkeiten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Inhalt nicht „höchstwahrscheinlich“ sondern s i c h e r aus dem Griechischen übersetzt ist. Es wäre daher zu wünschen gewesen, zuerst das Original aufzufinden ehe man sich an die Transskription und Erklärung dieses Textes herangewagt hatte. Dr. Paul Dachselt hat es aber unternommen ehe er den griechischen Text gefunden, und ich muss leider beim besten Willen und in voller Anerkennung des Geleisteten, diese Ausgabe als zum Teil verfehlt bezeichnen. Weder die phonetische Umschrift noch die Übersetzung sind dem Originale gerecht geworden. In erster Reihe sind die dunklen Vokalzeichen (entsprechend Dc. *ă* und *â*) im griechisch geschriebene Originale fast nie anders als durch *a* angegeben, woher nahm der Herausgeber dann die Unzahl von *ă* in seiner Transskription, die meiner Meinung nach auch nicht immer richtig sind wie z. B. gleich das erste Wort „Avdzatsa“ im griechischen Text steht „Avtatsa“ die Umschrift mag ja die richtige Form sein, aber dann ist es keine blosse Umschrift mehr, sondern eine corrigierte Ausgabe des Textes. Die ursprünglichen Lesarten müssten dann auch wenigstens angegeben werden, woher ferner *să-pălăcărsia* wo im Orig. fast kein einziges *ă* bezeichnet ist, und so durchaus in den meisten Fällen. Falsch ist II, „*să hristolui*“ es lautete vielmehr „*s'a hristolui*“. Ich kann mich aber auf die einzelnen Beispiele hier nicht weiter einlassen, der Vergleich der Umschrift mit dem Originale genügt schon beim einfachen Durchlesen. Er hätte II, 6 und dann immer „rrale“ mit *rr* transkribieren müssen und nicht „rale“ mit einem *r*. I, 18 lautet im Original „*pănsi-s*-dzacu“ während Dachselt bloss „*pănz-dzăku*“ hat. Am meisten hat der Herausgeber in der Übersetzung gesündigt. Dieser Text ist eine der Homilien, die dem Kreise der Apokalyptik angehört und sich an die Apokalypse von Paul, Peter und der hl. Maria anschliesst, und hat den Zweck, die Bedeutung der Seelenmessen und

der Totenfeier zu erklären und zugleich ein Bild der Höllenstrafen den Gläubigen zu geben. Der Herausgeber hat nun diesen Text gründlich missverstanden, und trotz der Kenntnis der Bedeutung, welche die einzelnen Worte haben, hat er den Sinn des Ganzen ziemlich häufig nicht erfasst. Der Teufel kommt nicht um sich über die Mönche zu beklagen sondern sie zu preisen, *davíe* wird also nicht „Klage" bedeuten, und „stapuiate" heisst „bespuckter, elender" und nicht „oberster" Teufel, *kăsiană-doksă* heisst auch nicht „wer fremden Ruhm will" sondern einmal „falscher Glaube", „Heterodoxie", und dann „eitler Glaube, Eitelkeit" Ich will nun ein oder zwei Stellen übersetzen, wie ich den Text verstehe, und der Unterschied wird in die Augen springen. Ich suche die schwierigsten Stellen aus. VI, 20ff. „und die Hefte werden uns zerrissen, die wir von den Händen der Sünder selbst geschrieben haben. Alsdann wird der grosse Teufel, der Eosforos heist, voller Wut und regt sich auf und hat einen schweren Aerger. Dann versammeln sich alle Teufel und er schilt sie heftig aus, (sagend) wie kommt es doch, dass wir kein Übel den Christen haben zufügen können? und er begleitet mit Schelten einige von uns aufs Meer, damit wir die Schiffe ertränken, und einige, dass wir die Reisenden töten, und einige auf die Flüsse, dass wir die Menschen ertränken, und ein anderer steigt hinunter mit 150 Teufeln um die grossen Schiffe zu ertränken." Ferner XII, 19ff., wo der Herausgeber selber eingesteht, nicht sicher zu sein. Ich übersetze diese sehr schwere Stelle folgendermassen. (Ich muss noch vorher bemerken, dass ich XII, 20 „fatse" an Stelle von „matse" lese). „Aber wenn die Menschen gebeichtet haben, so werden sie rein, und werden in die Hefte eingetragen. Derjenige aber, welcher aber eine Sünde (Wort) verbirgt, und es nicht sagt, wenn er beichtet, von da ab weiter, wenn auch noch soviel bis dahin (gegen ihn) eingetragen war, so sind die nachherigen noch mehr und doch noch viel schlechter. Von der siebenten Stufe nehmen die Engel die Seele und bringen sie vor dem schreckenerregenden Stuhl des Herren Gott. Und der Engel sagt zur Seele: „verbeuge dich (bete an)" und die Seele verbeugt sich, aber sie sieht nichts hier, nur der Erzengel und der Engel sehen, welche die Seele bewachen. Darauf bringen sie sie wieder auf ihren frühren Ort, sie gehen und sitzen und sehen wie sie im Leben war und sehen die guten und schlechten Thaten, die sie begangen hat, 20 Tage lang. Darauf nehmen sie die Seele und bringen sie ins Paradies für 10 Tage, damit sie die Seeligkeiten sieht. Darauf nehmen sie sie und führen sie zu Abraham und sehen was sie (d. h. der Tote) in die Hände des Abraham für seine Seele gegeben hat. Von da führen sie sie in die Hölle vom 30. bis zum 40. Tag lang. In der Hölle erinnert sie sich all ihrer Sünden und die Seelen sagen zu den Engeln „wir bitten euch, lasset uns nicht hier, sondern bringet uns in's Paradies." Und wenn die 40 Tage vergangen sind so lesen sie die sarindare" (bestimmte Gebete, die für das Heil der Seele gelesen werden, die ihren Namen von dem griechischen „Tessarakonta", also „vierzigtägige" erhalten haben) und sie verteilen (Almosen) für die Seele". Dachselts Übersetzung ist vollständig verschieden. Diese beiden Beispiele genügen, um die obige Behauptung zu rechtfertigen. Ich werde

wahrscheinlich den ganzen Text aufs neue deutsch übersetzen und es wird sich dann zeigen, in wie vielen Fällen der Herausgeber den wahren Sinn des Originales nicht richtig aufgefasst hat. Nicht desto weniger kann ich ihm mein Lob für diese erste Arbeit nicht zurückhalten, mit der in der Lesung des arom. Textes Bahn gebrochen wurde. Bevor an die Herausgabe des anderen Teiles dieses Codex gedacht wird, wird es unumgänglich notwendig sein, das griechische Original aufzufinden und mit der Übersetzung vergleichen. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Glossar beschliesst diese Abhandlung (p. 1—78). Die zweite ist die oben erwähnte von SCHLADBACH über die Artabrücke. Die dritte enthält neues Material aus Istrien von G. WEIGAND selber (p. 112—55), folglich eine Bereicherung auf sicherer Grundlage des spärlichen Materials aus diesem Dialekte. Schade, dass Weigand auch hier noch mehr phonetische Zeichen einführt, die den Gebrauch einigermassen erschweren. Es sind volkstümliche Texte, somit auch ein Beitrag zur rum. Volkskunde. P. 130 „zmunti" heisst nicht „mitnehmen", sondern „verleiten" und p. 154 *torbitsă* nicht = „Korb", sondern „Ranzen" „prevole" ibid. wird wohl = drum. *preval* und *prăvăli* aufzufassen sein. Im zweiten Jahresbericht (Leipzig 1895) nimmt die oben erwähnte Arbeit von ARNO DUNKER verdientermassen den ersten Platz ein (p. 1—146). Das Glossar, in welchem sich alle von Bojadzi gebrauchten Worte finden, giebt dieser Untersuchung noch erhöhten Wert. Nicht minder dankbar sind wir dem Aromunen (um diesen von Weigand eingeführten Ausdruck zu gebrauchen, macedorum wäre vielleicht entsprechender) PERIKLE PAPAHAGI, der uns eine Sammlung von 384 Sprüchwörter und 101 Rätsel im Dialekte von Avdhela (seiner Heimat) mit deutscher Übersetzung und was die Rätsel betrifft, auch mit Vergleich drum. Parallelen, liefert; hin und wieder vergleicht er auch einige andere europäische Sammlungen. Es wäre wünschenswert, wenn der Sammler in Zukunft versuchen würde, uns auch neugriechische oder sonstige Parallelen aus der Volkslitteratur der Balkanhalbinsel zu geben. Wir erhalten auf diese Weise einen besseren Einblick in die Völkerpsychologie jener Länder. P. 193 beginnt SANZEWITSCH die oben erwähnte Abhandlung über die russischen Elemente im Rumänischen, G. WEIGAND giebt als „Istrisches II" mehr eine eingehende Rezension von NANUS Dissertation „Wortschatz des Istrischen", worin er die Fehler nachweist, die sich in dieser sonst wertvollen Untersuchung und Sammlung des istrischen Sprachschatzes auf Grund eigner Forschung daselbst unter den Rumänen Istriens eingeschlichen haben. Ich schliesse mich vollständig Weigands Ausführung an in Bezug auf die Ableitung des rum. „arătare" von „arrectare" an. An Umfang und Bedeutung überragt nun der dritte Jahresbericht (Leipzig 1896) bei weitem die beiden vorhergehenden. Er umfasst 332 Seiten und enthält einige sehr gediegene Arbeiten, die unsere Kenntnis des Rumänischen wesentlich fördern. Die erste Abhandlung ist eine feine Untersuchung von ARTHUR BYHAN musterhaft durchgeführt über „Die Entwickelung von *e* vor Nasalen in den lateinischen Elementen des Rumänischen." Die von ihm gewonnenen Resultate dürfen als für die Wissenschaft gesichert gelten. Das Hauptergebnis ist, dass labiales: *en* über *in* zu *în*, und nicht über *ăn* zu *în* wird. Mannigfache Probleme werden im Laufe

dieser Untersuchung von Byhan gestreift und sorgfältig behandelt und ein gutes Wörterverzeichnis beschliesst diese gehaltreiche Arbeit. KURT SCHLADBACH untersucht den Stil der aromunischen Volkslieder und kommt zu dem richtigen Resultate, dass sie ästhetisch ärmlich und eine im Absterben begriffene Poesie ist. Um so wertvoller ist jeder Beitrag, der noch zur Zeit dazu geliefert wird. Dr. WEIGAND versucht in der folgenden Abhandlung die Bildung des Imperfecti Futuri (Conditionalis und Optativi) im Rumänischen zu erklären, indem er die Form *lăudare-aşi* als *lăuda-vrea-şi* erklärt und die Silbe *vrea,* die sich als *re* erhalten hat, auf *volo* zurückführt. Ich stimme mit ihm so weit überein, kann aber doch seine Erklärung des *-şi* als *und* nicht annehmen. Sie ist zu unwahrscheinlich. G. SAIAKDZI teilt einige aromunische Texte von Monastir mit, die Dr. WEIGAND deutsch übersetzt. Sie sind mit einiger Vorsicht zu gebrauchen. Mit ungenügender Vorbereitung ohne wirkliche Kenntnis des gesamten rum. Sprachschatzes und der lebenden Sprache in allen Provinzen, ist JON PAPP an seine Aufgabe herangetreten, „Beiträge zum Studium des Altrumänischen“. Druckfehler des Psalters von 1651 werden als Sprachformen angeführt ostrop = ostrov und răpna = răvna, und Eigennamen oder sonstige technische Ausdrücke, welche unübersetzt geblieben waren, kommen auch unter diese Kategorie, wie *pil* oder *nablâ, Ofir* etc. Die meisten von ihm als archaisch bezeichneten Worte leben noch heute im Munde des Volkes und die Verschiedenheiten der Ausdrücke zwischen jener Ausgabe des Psalters und den anderen, die Pap zum Vergleiche mit heranzieht, beruhen zunächst auf Verschiedenheit der Originale, auf welchen diese Übersetzungen gemacht wurden. Uneingeschränktes Lob muss ich dagegen der vorzüglichen Untersuchung von ST. STINGHE zollen, „Die Anwendung von pre als Akkusativzeichen“. Es ist die erste Untersuchung ihrer Art in Bezug auf die Partikel im Rumänischen und würde noch mehr gewonnen haben, wenn der Verfasser in dieser musterhaften und sorgfältigen Untersuchung auch die altslavischen Originale verglichen hätte, so würde er das Nichtanwenden von *pre* wohl dadurch erklärt finden, dass jene ältesten Übersetzer sich sklavisch an die Originale klammerten und nicht frei mit der Sprache verfuhren, in der lebenden Sprache wird *pre* wohl schon seit lange als Akkusativ gebraucht worden sein, wie sich aus den freier geschriebenen Epilogen ergiebt, jedenfalls haben wir jetzt ein sicheres Kriterium, um darnach das ungefähre Alter eines Textes bestimmen zu können, nach 1580 wird der Gebrauch von *pre* allgemein. Die scheinbare Ausnahme, die der Pope Grigorie 1619 noch zu machen scheint, beweist, dass diese Texte nicht von ihm in jenem Jahre verfasst, sondern wie ich stets behauptet habe, in jenem Jahre von ihm einfach aus ä l t e r e n Texten abgeschrieben worden sind. In dem vierten Jahresbericht setzt STINHGE diese Untersuchung fort (p. 228—245) und zwar *pre* im Neurum. Hier gestaltet sich die Frage schwieriger, denn es handelt sich darum, das Gesetz zu finden, nach welchem der Gebrauch dieser Präposition sich regelt. Dazu hat der Verfasser einen wichtigen Beitrag geliefert, aber ohne das Problem endgiltig zu lösen. Dr. WEIGAND fügt einige kritische Bemerkungen (p. 246—249) hinzu, in welchen er auf das Unzulängliche der gewonnenen Resultate hinweist. Der Gebrauch muss aber älter sein

als die Schriftdenkmäler, die, wie bemerkt, ganz die Originale wiederspiegeln und deshalb uns nicht die lebende Sprache in ihrer Syntax vorführen. Es müsste überhaupt erst angefangen werden, jene alten Texte auf Grund der Originale zu prüfen. Wir würden dann auf festerem Boden stehen und uns viel mehr Klarheit über das Altrumänische verschaffen, als es bisher möglich war. Den Schluss des dritten Bandes (p. 198—332) machen die Sammlungen von Dr. Weigand aus dem Banater Dialekt, die ich mit Freuden begrüsse. Wir haben hier zuverlässliches und reichliches Material, welches einen klaren Einblick in die Phonetik dieses wichtigen Dialektes erlaubt. Auch die anderen Teile der Grammatik und das Wörterbuch gehen nicht leer aus. In derselben Weise beschreibt Dr. Weigand in dem folgenden Berichte (p. 250 ff.), die Koeroesch und Marosch-Dialekte in Siebenbürgen. Besonders interessant ist die Zusammenstellung der mannigfachen Aussprache eines und desselben Wortes in verschiedenen Lokalitäten. Dieses gestattet ihm, die Dialekte nach Gruppen zu teilen, die im Laufe der Untersuchung sorgfältig auseinander gehalten werden. Auch hier haben wir eine Anzahl wertvoller Beiträge zur Volkslitteratur zu verzeichnen, da alle Texte volkstümlichen Inhaltes und aus dem Munde des Volkes geschöpft sind. Ich bin nun somit zum vierten Jahresbericht (1897) gelangt. An der Spitze desselben stehen zwei fleissige aber nicht überzeugende Arbeiten von Dr. E. Bacmeister (p. 1—81) „Die Kasusbildung des Singular im Rumänischen“ und H. Thalmann „Der heutige Stand der Pluralbildung im Dako-Rumänischen“. In Bezug auf erstere Arbeit ist zu bemerken, dass der Ursprung der Kasusformen und der Gebrauch der Präpositionen, enklitischen Partikeln und Pronimina, die dafür in Anspruch genommen werden, nicht auf einer Stufe stehen und nicht zusammen behandelt werden können mit dem aktuellen Gebrauche. Der Gebrauch giebt uns heute nur kärglichen Aufschluss über die Partikeln oder Artikel *lui* oder *lu*. Das Überwiegen der letzteren Form *lu* in den alten Texten macht es jedenfalls nicht so sicher, wie Dr. Bacmeister behauptet, dass *lu* eine verkürzte Form von *lui* wäre, das Gegenteil hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Bevor diese Formen besonders in Verbindung mit Eigennamen untersucht werden oder der Versuch gemacht wird sie spekulativ zu erklären, muss ich wiederum darauf hinweisen, dass Genetiv- und Dativformen in den alten Originalen die Übersetzer gezwungen haben, einen Ausweg dafür zu finden. Man darf dann den Einfluss der Kirchensprache nicht vergessen. Er ist in den meisten Fällen ausschlaggebend geworden. Gerade der dialektische Gebrauch des *a* für alle Kasusformen in der Moldau zeigt, dass die Kirchensprache die Verbreitung dieser Form gehindert hat. Dass nach *cui* sich auch *lui* wird gebildet haben, ist daher nicht unwahrscheinlich, Die Arbeit ist aber eine fleissige und bietet manches Interessante. Der Verfasser hat meine Arbeit über die sogenannte dacisch-thrakische Frage in Gröbers Grundriss nicht beachtet. Er würde manchen Fehler sonst nicht begangen haben. Thalmanns Arbeit ist eine fleissige Zusammenstellung der Daten, wie sie die heutige Sprache gewährt. An Resultaten ist diese Arbeit nicht sehr reich. Es ist schade, dass die alten Grammatiken von Molnar besonders und dann von Marki gar nicht berücksichtigt wurden. Diese enthalten äusserst zahlreiche

Sammlungen dieser Art und dann besonders die rumänische Grammatik von GOLESCU, die unbedingt allen solchen Arbeiten zu Grunde gelegt werden muss. Golescu war einer der besten Kenner der lebenden Sprache und ist ein unschätzbarer Wegführer. Ich möchte mir gestatten, Herrn Dr. Weigand aufzufordern, einen speziellen Kursus von Vorlesungen einzurichten über die Grammatiker und Grammatiken die von 1775—1840 in Rumänien und den angrenzenden Ländern erschienen sind. Die Resultate werden unzweifelhaft von grosser Bedeutung für die rumänische Sprachgeschichte und Dialektik werden. Ich verweise auf das betreffende Kapitel in meiner Darstellung der rum. Litteratur in Gröbers Grundriss, wo ich diese Litteratur, so ausführlich ich konnte, gegeben habe und auch die einzelnen Grammatiker nach ihrem Charakter und wissenschaftlichem Werte kurz gezeichnet habe. Dr. Weigand veröffentlicht (p. 136 ff.) Blatt 11—40 des aromunischen Textes des Codex Dimoniu. Ich unterschätze nicht im geringsten die Schwierigkeiten, die der mit griechischen Buchstaben geschriebene aromunische Text bietet und erkenne gerne die Leistung an die eine solche Transskription darstellt. Die Transskription folgt aber dem Beispiele des Dr. Dachselt und bietet mehr als eine blosse Umschrift des Textes. Ein richtiges Verständnis auch dieser Homilien, die direkt aus dem Griechischen übersetzt sind, wird sich wohl erst dann ergeben, wenn dieses Original nachgewiesen und mit der Übersetzung verglichen sein wird. Es könnten sonst ähnliche Missverständnisse entstehen wie diejenigen, in der oben erwähnten Veröffentlichung des ersten Teiles der Hs. Das Facit der vier Jahresberichte ist ein unzweifelhafter Erfolg und die Leistungen des rumänischen Seminares sind als wissenschaftliche Förderung der rum. Sprachwissenschaft rückhaltslos anzuerkennen. Zahlreiche andere dialektische Texte sind nun zu verzeichnen, die entweder in Zeitschriften oder als selbständige Werke erschienen sind und sich auf fast alle Provinzen erstrecken, wo Rumänisch gesprochen wird. Sie gehören fast ausschliesslich der Volkslitteratur an, ich erwähne sie aber hier, da ihre dialektische Form von grösserer Bedeutung für die rum. Sprache ist, als der volkstümliche Inhalt. Die ersteren sind zumeist in der Zeitschrift Şezătoarea erschienen, herausgegeben von A. Gorovei in Falticeni von 1892 an. So erschienen daselbst (I, p. 81 ff., 86 ff.) „Prube“ und eine Anzahl Volkslieder im moldauischen Dialekte, eine andere aus demselben Dialekt von I. TEODORESCU (I, p. 181—2 u. II, p. 81—85). Viel zahlreicher sind des letzteren Beiträge aus der Bukowina, besonders aus der Nähe von Suceava, so (II, p. 98 ff. „Facerea lumii“; „în supri sfeti Vasîli“ und „cosmogonia poporului“ (ibid. II, 209 ff.; III, 1 ff.) und besonders eine grosse Anzahl von Entzauberungen (Descântece) aus jener Provinz (I, p. 57 ff.; II, 96 ff.; III, 136 ff.; IV, 134 ff.), wo auch A. VASILIU einige hinzugefügt hat. — AL. JAŢIMIRSCHI veröffentlicht in der Rev. critica ed. Densusianu, IV, 1896, p. 266 ff. einen Text im Dialekte der Rumänen von Bassarabien, der eine Satire über die Zigeuner enthält. Ausser den oben erwähnten macedorumänischen Texten führe ich noch Dr. G. WEIGANDS „Vlacho-Meglen“, eine ethnographisch-philologische Untersuchung, Leipzig 1892 (s. meine Anzeige, IgA. II 192 f.) an. Der Verfasser beschreibt einen eigentümlichen rum. Dialekt, der zwar in Macedonien lebt, sich aber viel

enger an das Dacorum. anschliesst, als das Aromunische und von nicht geringer Wichtigkeit für den möglichen Zusammenhang der südlichen mit den nördlichen rum. Dialekten ist. P. N. Papahagi-Vurduna hat eine Reihe Kinderspiele und Lieder aus Macedonien mit den Worten veröffentlicht (Jocuri copilaresci culese de la Românii din Macedonia Bucuresci 1893). Bei der bekannten Gewissenhaftigkeit des Sammlers und seiner gründlichen Kenntnis der eigenen Muttersprache dürfen diese Beiträge als Bereicherung des macedorum. Sprachschatzes angesehen werden. Von Demselben erschien auch eine Legende und eine Anzahl Neumondlieder in der Sezatoare (IV, p. 161—184 u. 167—169). Tascu Sunda veröffentlicht eine Reihe Volkslieder aus Crusova Macedonien mit wertvollen Anmerkungen von H. Tiktin (Archiva etc, Jasi VI, 1895, p. 712—5). T. T. Burada verdanken wir Nachrichten über die Rumänen in entlegenen Gegenden, die er persönlich bereist und wo er sein Material stets aus erster Hand schöpft. So beschreibt er kurz die Überreste der Rumänen in Schlesien und giebt eine Anzahl rum. Worte an, die sich unter den slavisierten Einwohnern erhalten haben, in seiner „Calatorie la Românii din Silesia Austrica", Jasi 1896. Dann „Cercetari des pre Românii din insula Veglia" (Archiva etc. VI, 1895, p. 409ff.) und schliesslich eine kleine Monographie über die Rumänen in Istrien (Buletinul Societatii geografice XV, 1894, p. 56ff.). O. Densusianu sucht nach rum. Worten in istrischen Dokumenten aus dem XII—XIV. Jhdt. und findet solche in Eigennamen wie *Sidar*, welchen er mit rum. *zidar* zusammenstellt. Dieses letztere Wort ist aber slavischen Ursprunges von *zid* = Mauer, *zidar* = Mauerer, nebenbei ein ganz modernes Wort; dann *Chernul* soll mit rum. *cârnu* zusammenhängen, es ist aber wahrscheinlich das slav. *Cernyi* und *Mussatum*, welcher Name sich auch im Rum. findet, aber albanesischen Ursprunges ist und *schoen* bedeutet. Der rum. Fürst *Musat* war auch albanesischen Ursprunges. Damit schliesst, was auf dem Gebiete der Grammatik und Lexikon bisher geleistet worden ist.

M. Gaster.

Rätoromanische Sprache.

1895. Paul Marchot[1]) erinnert daran, dass schon Holtzmann 1855 den bekannten Kasseler Glossen die gallische Heimat abgesprochen hat, und will nun, nachdem sie Monaci 1892 dem rät. Gebiete zugewiesen hat, den Beweis für diese von Monaci selbst noch nicht begründete Ansicht erbringen. Die Frage nach der Zeit der Entstehung der Glossen, nach dem Zweck und der Art der Abfassung lässt er unberührt; er nimmt den Text vor, wie ihn das Altfrz. Übungsbuch von Foerster und Koschwitz bringt, scheidet die Wörter und Formen aus, die ihm lateinisch scheinen, und stellt aus dem Vokalismus, dem Konsonantismus und der Flexion des romanischen Teiles einige Merkmale zu-

1) Les Gloses de Cassel, le plus ancien texte réto-roman. Fribourg (Suisse) 1895 (= Collectanea Friburgensia. Commentationes academicae Universitatis Friburgensis Helvetiorum; Fasciculus III). 67. 4°.

sammen, die er im Rät. wiederfindet und denen als bestimmt unfranzösisch das *e* in *esilos* „Bretter“ und die Form *meo* „mein“ zur Seite stünden. Das Suffix *-ar* und der Plural auf *-i* schliesse aber Graubünden aus, die Erhaltung von lat. *au* und germ. *w* Tirol; folglich seien die Kasseler Glossen friaulisch. Dann bespricht er einen grossen Teil der Glossen und findet auch da wieder, dass fast alle rom. Wörter noch heute im rät. Wortschatze fortbestehen. Ein emendierter Text der Glossen und ein Verzeichnis der lat. und rom. Wörter der Glossen beschliessen die Arbeit. So schön sich nun auch die ganze Abhandlung bei einer flüchtigen Durchsicht ausnimmt, so zeigen sich doch, sobald man näher eingeht, viele Schwächen. Dürftig und verfehlt ist die Begründung der Ansicht, dass die Glossen dem friaulischen Gebiete angehören. Die Suffixform *-ar*, der Plural auf *-i* und diphthongisches *au* kann vor neun Jahrhunderten vielen Mundarten eigen gewesen sein, die jetzt andre Formen aufweisen; diphthongisches *au* und germ. *w* (*v*) leben übrigens noch heute in Tirol fort (s. meine Gred. M., S. 40 und 71). Sonderbarerweise kümmert sich M. selbst nicht viel um diese Lokalisierung, indem er sonst in seiner ganzen Schrift nicht nur im Friaulischen, sondern in allen rät. Gegenden und in deren Nachbarschaft mit der Sprache der Glossen gemeinsame Züge zusammensucht und als Beweise für seine These vorführt. Dabei fällt es überdies auf, dass eine beträchtliche Anzahl solcher Beweismittel gerade aus nicht rein rät. Mundarten stammen, also bisweilen vielmehr gegen die These zeugen. Eine ähnliche Durchsuchung der französischen Dialekte ist unterlassen, und die Möglichkeit, dass die fragliche Mundart, wie Holtzmann vermutet hat und G. Paris (Ro. XXIV 595) noch annimmt, einer heute ganz deutschen Gegend wie Bayern angehöre, wird nicht erwogen. Im einzelnen sind viele seiner Ausführungen einer Berichtigung bedürftig; ich verweise auf die Besprechungen von G. Paris a. a. O., Meyer-Lübke (LBlGRPh. XVI 373 ff.), Stürzinger (ALLG. IX 466) und mir (JgA. VII 238 ff.). Marchot hat das Verdienst, zu einer genaueren Untersuchung dieses Denkmals angeregt und beigetragen zu haben; aber gegen die Entscheidung, die er fällen zu können glaubt, sprechen immerhin einige Punkte, gegen die Zuweisung an Frankreich ein paar andre, so dass schliesslich Holtzmanns Annahme dabei am besten wegkommt. Noch in demselben Jahre veröffentlicht Marchot[2]) eine zweite Abhandlung von gleicher Anlage und Einteilung, und zwar über die Heimat der weniger bekannten und weniger alten Wiener Glossen. Er versetzt den Text an die friaulisch-italienische Grenze, indem er sich auf die wenigen, aber nach seiner Meinung hinreichenden lautlichen Merkmale stützt, die er an den rom. Wörtern des Textes vorfindet. Länger verweilt er dann beim lexikalischen Teile; er bespricht alle 95 Glossen und sucht die glossierten Wörter in den rät. und halbrät. Mundarten. Allein ungefähr die Hälfte dieser Wörter sind eben lat., und es ist daher gleichgiltig, ob und wo sich rom. Nachkommen von ihnen finden; elfmal beruft sich M. auf die vermeintlich friaulischen Kasseler Glossen, um ein Wort als friaulisch zu bezeugen, und fünfmal

2) Les Gloses de Vienne, vocabulaire réto-roman du XIe siècle, publié d'après le ms. avec une introduction, un commentaire et une restitution critique du texte etc. Fribourg (Suisse) 1895. 48. 8°.



wird ein Wort dem frl. Wortschatze durch das Hinterpförtchen hinein aufgenötigt, welches ihm Pirona offenlässt, indem er (Vocab. friul., S. IX) sagt, dass die Friauler auch it. Wörter gebrauchen können und dass sehr viele solche geläufige it. Wörter in seinem Wtb. übergangen sind. Das grösste Gewicht legt M. auf *cimalia*, *tanna* und *spaclo*; aber *cimalia* (die Hs. hat *cimalie*) bedeutet nicht dasselbe wie frl. *cimàl*, *tanna* ist vielleicht doch nur die deutsche Übersetzung eines davor ausgefallenen Wortes oder die deutsche (verfehlte) Übersetzung des vorherstehenden Wortes *quercus*, selbst *spaclo* ist nur eine Konjektur für *spado*. Man kann sich also auch bei dieser Arbeit nicht der Zuversicht des Vfs. anschliessen; wenn aber eine bestimmte Lösung der Frage möglich ist, so wird man immer anerkennen müssen, dass M. nicht wenig dazu beigetragen hat. — Emil Levy hatte Gelegenheit, die von Kofmel 1889 besorgte Ausgabe des o.-eng. Hiob aus dem 17. Jahrh. mit der Hs. zu vergleichen, und unterzog sich der dankenswerten Aufgabe, das Ergebnis seiner Vergleichung und Forschung zu veröffentlichen [3]). Das Büchlein ist eine mit Sachkenntnis und Fleiss gearbeitete Berichtigung und Ergänzung der Ausgabe von Kofmel; es enthält 1. die Leseart der Hs., sofern sie in dieser Ausgabe mit Recht oder Unrecht verlassen ist, 2. Verbesserungen des Textes mit Hilfe der deutschen Vorlage. 3. Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge zu dunklen Stellen, 4. Zusätze und Berichtigungen zum Glossar der Ausgabe und 5. eine Bemerkung über den mutmasslichen Übersetzer. — Einen neuen, mehr durch den Inhalt als durch die Sprache interessierenden Text liefert uns Johann Alton [4]). Seine 22 Dichtungen füllen 122 Seiten. Die Sprache ist ein wenig italienisiert; was darin dem it. Sprachgebrauch widerspricht, kann man als echt volkstümlich ansehen. Die Mundart des Vfs., von ihm *ladin* genannt, ist die von Kolfuschk, dem ersten Orte des Gaderthales, den man von Greden aus über das Joch steigend erreicht; sie lässt sich, trotz der etwas etymologisierenden Schreibung, im Gegensatze zur badiotischen oder abteiischen Mundart als ein unter gred. Einflusse stehender Unterdialekt erkennen, z. B. an den Wörtern *di* = abt. *de* Tag, *éa* = *e* Biene, *insci* = *iŋšæ* so, *pite* = *piéte* Kamm, *ünfat* = *amfát* gleich, *rèster* = *éšt̩er* sein, *ocèl* = *vitsél* Vogel, *sòl*, *sòla* = *su*, *sóra* allein, *stëla* = *štåra* Stern. Andre Kolfuschker Eigentümlichkeiten verdeckt die Schreibung. Der Vf. hat die in den „Ladinischen Idiomen“ 1879 gewählte und von mir in den RS. IV 638 ff. beleuchtete Schreibung diesmal zu verbessern gesucht, und es wäre zu wünschen, dass er hierin bei einer nächsten Veröffentlichung noch weiter ginge. Der Leser erfährt nicht, wo das *n* alveolar und wo es velar auszusprechen ist; gleichwohl giebt die verschiedene Aussprache z. B. bei *dan* einen verschiedenen Sinn: „damnum“, „ante“. Für den Laut *ž* wird bald *ž*, bald *j*, bald *g*, bald *s* geschrieben, zuweilen auch *ge* oder *š*, das 1879 dafür gewählt war; aber *g*, *s* und *š* haben sonst bei A. eine andre Bedeutung. Die Buchstaben *gi*, *sci* gelten *ži*, *ši* in *gi* gehen und *sciorè* sibilare, aber *dy*, *š* in *gial* gallus und *sciabla* scapula. Einige kleine Folgewidrigkeiten

3) Bemerkungen zum engadinischen Hiob. H. Epstein. Freiburg i. B. 1895. 34. 8°. 4) Stóries e Chánties ladines con Vocabolario ladin-talian. Innsbruck. Wagner. 1895. IV, 199. 8°.

lassen sich daraus erklären, dass A., wie es scheint, seine Schreibung erst während der Arbeit geändert hat. Die im Vergleich mit dem Französischen verkehrte Verwendung der Zeichen *é*, *ó*, *è*, *ò* ist für den Leser recht unangenehm und in nichts begründet. Das Wörterverzeichnis S. 123—192 ist „für die Leser bestimmt, welche die Mundart nicht vollkommen kennen", und giebt daher durchweg die Tonstelle der mundartlichen Wörter an; leider sind dabei durch die Accente einige diakritische Zeichen verdrängt worden (die man erst im Texte nachsehen muss). Es enthält gegen 1900 Wörter, darunter ungefähr 370, die ich in dem schon genannten Buche Altons vom J. 1879 nicht gefunden habe; allerdings ist von diesem Zuwachse mehr als die Hälfte uninteressant, nämlich Italianismen, von denen man nicht weiss, ob sie dem Volke geläufig, oder auch nur verständlich sind. Immerhin sind wir A. für diesen Nachtrag zu Dank verpflichtet; je kleiner er ausgefallen ist, desto höher lernen wir den Fleiss schätzen, mit dem A. die Wörtersammlung von 1879 zusammengestellt hat. Vollständig ist das vorliegende Glossar nicht: im ersten Viertel der Gedichte habe ich mehr als 200 Wörter entdeckt, die da fehlen. Davon sind aber die 50 gut mundartlichen Wörter schon 1879 verbucht, das übrige sind uninteressante Italianismen (darunter 50, die auch 1879 nicht genannt sind). Den Wörtern des Glossars ist zumeist auch das Etymon beigefügt, und zwar lat., it. oder deutsch, offenbar jenachdem das Wort als ein einheimisches oder als einer dieser zwei lebenden Sprachen entlehnt angesehen werden soll. Aber dann sollte bei *abitè, benedišiòn, cospeté* „ausschelten", *debít* „schuldig", *flagièl, gaožiòn* „Gelegenheit", *leṣír* „leicht", *marizia* „Bosheit", *menüt* „Minute", *meritè, nümer, móda, ostiada* „Fluch", *patròn, pèṣo* „schlechter", *pròpi, sperimënt* nicht ein lat., bei *comòt* „bequem", *sbaré* = ven. sbarar „schiessen" nicht ein it. (tosk.), bei *skīra* nicht ein deutsches Wort genannt sein. In ähnlichem Sinne ist die Herkunft des Wortes *cóšo* „Kerl" unrichtig dargestellt, indem gesagt wird, es sei von it. cosa unter deutschem Einflusse („Ding") gebildet worden; denn das ven. cosso ist, wie das frz. machin, gewiss ohne deutsche Hilfe entstanden und als fertiges Maskulinum in jene Mundart übergegangen. Unter den Herleitungen, die A. neu aufstellt oder aus seinem Buche von 1879 wiederholt, findet man einige, die geradezu unmöglich sind, z. B. *ciócio* „Speck" von *succidia, dlònc* „überall" von *de-longus, famëi* „Hirt" von *famelicus gian* (l. *giën*) „gern" von *eccu' iam, joré* „fliegen" von *ex-aurare, ombólt* „Gemeidevorsteher" (tir. Anwalt) von *homo-bolt, pa* „denn" von *passus, prèža* „Prise', von *prehensia, scialdi* „sehr" von *ex-valde, stomé* „erraten" von *stomachus.* — Das wichtigste Ereignis auf dem Gebiete der rät. Sprachkunde im J. 1895 ist die Vollendung der o.-eng. Wörterbuches von Pallioppi[5]), das man schon vor vielen Jahren wie ein fertiges Werk angeführt hat. Zacharias P. hatte das Wtb. zu breit angelegt, um es

---

5) Dizionari dels Idioms romauntschs d'Engiadin' ota e bassa, della Val Müstair, da Bravuogn e Filisur con particulera consideraziun del idiom d'Engiadin' ota da Zaccaria Pallioppi, bap ed Emil Pallioppi, figl. Romauntsch-Tudaisch. Editur: Emil Pallioppi, minister a Pontresina. Samedan 1895. VIII, 824. 8°.

in der kurzen Frist, die seinem Dasein beschieden war, zu vollenden; erst sein Sohn Emil konnte es zu Ende führen und 1893—1895 veröffentlichen. Dieser ergänzte die fehlenden Buchstaben, fügte Redensarten, Sprichwörter und Belegstellen hinzu, ordnete die ganze Sammlung, entfernte daraus die weitläufigen sprachvergleichenden Bemerkungen des Vaters und besorgte endlich mit grosser Sorgfalt die Drucklegung. Das Wtb. zählt mehr als 20000 Artikel, kann also auf rät. Sprachgebiete nur mit dem frl. Wtb. von Pirona 1871 oder etwa noch mit dem oberl. Wtb. ven Carigiet 1882 verglichen werden; für die tirolische Gruppe müssen wir uns noch mit dem weniger als 4000 Artikel umfassenden Wörterverzeichnisse bei Alton 1879 und dem ungefähr gleich grossen in meiner Gred. M. 1879 begnügen. Die Anzahl der Artikel bei P., die uns interessieren, ist freilich viel geringer; denn da in Graubünden die rät. Mundarten auch in Zeitungen und Lehrbüchern geschrieben werden, hat P. (noch reichlicher als Carigiet) auch blosse Bücher- und Gelehrtenwörter aufgenommen, so dass wir hie und da spaltenlang auf kein mundartliches Wort stossen. Viele Artikel ferner sind blosse Verweisungen auf andre; das kommt besonders daher, dass zu den meisten o.-eng. Wörtern auch die u.-eng., zu wenigen auch die bergünischen oder die münsterthalischen Wortformen oder Ausdrücke hinzugesetzt und diese, wenn sie von den o.-eng. stärker abweichen, an ihrer Stelle alphabetisch eingefügt sind. Wie nahe dennoch das Wtb. der Vollständigkeit kommt, habe ich dadurch erprobt, dass ich ungefähr 1000 o.-eng. und u.-eng. Wörter aus meinen Aufzeichnungen darin nachschlug; ich habe davon nur 36 u.-eng. und 16 o.-eng. vermisst, nämlich (nach Pallioppis Schreibung) u.-eng. *catran* Pech, *chenün* „was für ein", *crepz* „Krebs", *euent* „herinnen", *docter* „Arzt", *farstont* „Verstand", *flaissig* „fleissig", *floster* „Pflaster", *guldiner* „Gulden", *haufa* ‚Haufen', *inchün* „irgend ein", *inclur* ‚irgendwo', *int* ‚in', *kessel* ‚eine Art Kessel', *lent* ‚drinnen', *nüjent* ‚ungern', *oder* ‚oder', *perlinef* ‚Bettler', *plat* ‚Buchseite', *plech* ‚Blech', *rechat* ‚Pfand', *rotel* ‚Rolle', *schelzot* ‚Zimmerboden', *schnolla* ‚Klinke', *schon* ‚schon', *schreg* ‚schräge, *scrichar* ‚zerreissen', *seta* (stimmh. Anlaut) ‚Reif' (meteor.), *sezzel* ‚Sattel', *sogia* ‚Stuhl ohne Lehne', *spital* ‚Spital', *stierna* ‚Stirne' (v. Tieren), *sumaglera* ‚Kummet', *tessader* ‚Weber', *tischler* ‚Tischler', *tschatra* ‚Pfote', ferner o.-eng. *aint* ‚in', *blech* ‚Blech', *catran, chenün, chinders* ‚Kinder', *chindlign* ‚Kindlein', *creps, docter, ferstant, flaster, fobiach* ‘Düngergrube', *inüngür* ‘nirgend', *oder, quelchidais* ‚irgend ein', *schaita* ‚Reif', *schreg*. Da die Hälfte dieser Wörter deutsche Lehnwörter sind, so darf man wohl annehmen, dass P. Wörter deutscher Herkunft absichtlich nur in beschränkter Anzahl aufgenommen hat. Von der andern Hälfte mag das eine oder das andere Wort vielleicht doch im Wtb. enthalten sein; denn es ist mitunter schwer zu erraten, in welcher Form oder unter welchem Stichwort ein aus der lebenden Sprache geschöpftes Wort darin zu suchen ist. P. will nämlich den Wortschatz der o.-eng. Schriftsprache aufzeichnen (leider nicht auch den der ältesten o.-eng. Denkmale), und nach ihrer, besser gesagt nach seiner Schreibung bringt er die o.-eng. Wörter. Für die Sprachforschung ist diese Rücksicht auf die papierne Sprache ein Nachteil. Wir erfahren von P. nicht immer, ob ein Wort

auch der Umgangssprache angehört, wir erfahren nicht, für welchen Teil des Thales etwa die durch die (eklektische) Schreibung ungefähr dargestellte Lautform gilt, ebensowenig welche Laute den Buchstaben entsprechen, welche Veränderung der Stammvokal des Verbs durchmacht, wenn der Wortton bei der Flexion auf eine andere Silbe rückt, nicht einmal, welche Silbe im Wort betont ist. Der Aussprache ist überhaupt keine Auseinandersetzung gewidmet; mir sind nur zwei gelegentliche Bemerkungen darüber aufgestossen. Die eine steht bei dem u.-eng. *tieu* ‚Föhre‘: „Alle Wörter auf *-ieu* werden *iou* ausgesprochen, z. B. *Dieu, Diou, mieu, miou,*“ (was davon zu halten ist, s. Rät. Gr. S. 76); die andere bei *tola* lautet: „spr. toala“ (d. h. vermutlich mit langem offnem *o*: wenigstens habe ich in Samaden, neben *blęχ* ‚*tǫla* gehört). Für den Laut *ẓ* wird *s* und *z*, für *š* wird *s* und *sch*, für *ž* gleichfalls bald *s*, bald *sch* geschrieben u. dgl. m.; die Zeichen *s, z, ch, sch, e, o* sind in einer Weise zweideutig oder mehrdeutig, dass P. wohl in Verlegenheit wäre, dem Fremden durch Leseregeln den richtigen Weg zu weisen. Dass „*chaun*“ ‚Hund‘ in fast ganz O.-Eng. vielmehr *chem* heisst, „*mür*“ ‚Maus‘ und ‚Mauer‘ vielmehr *müer*, dass in *inferrer*, beschlagen‘, *involer* ‚stehlen‘, *insembel* ‚zusammen‘ das *n* der unbetonten Silbe unterdrückt werden kann, über solche merkwürdige Lauterscheinungen und ihre Verbreitung giebt das Wtb. keine Auskunft; man erfährt höchstens zufällig (z. B. durch das Verkleinerungswort *sdumin* von „*sdun*“ ‚Löffel‘, durch das Wort *tuet* ‚dumm‘, durch die Nebenformen *iffant, isüs*), dass dergleichen vorkommt und dem Vf. selbst nicht fremd sein kann. Die Bezeichnung der Tonstelle vermisst der Fremde besonders schwer bei Infinitiven wie *sbover* ‚niederreissen‘, *sezzer* ‚sitzen‘, *tschüffer* ‚erwischen‘ oder Substantiven wie *pical* ‚Schnabel‘, *s-charpel* ‚Meissel‘; die dazu aufgestellten Etyma geben keinen Aufschluss über die heutige Betonung im O.- und U.-Eng. Über die etymologischen Bestimmungen des Wtbs. möge hier beiläufig bemerkt werden, dass viele von ihnen, zumal wo das Irische und Kymrische herangezogen wird, verfehlt oder nicht ganz richtig sind; daraus kann den Verfassern, deren Beruf die Seelsorge und nicht die Philologie ist, kein Vorwurf gemacht werden. Die u.-eng. Mundart ist, wie gesagt, nur an zweiter Stelle berücksichtigt; sie ist mit Recht dort ganz übergangen, wo bloss der bekannte Wechsel von Lauten wie u.-eng. *-ar* (Inf.) gegenüber o.-eng. *-er* zu berichten wäre, zuweilen aber auch in Fällen, wo man sich nicht aufs Erraten verlassen dürfte, z. B. bei *buttia* Krämerladen (u.-eng. *pottecа*, wie P. schreiben würde), *dancler* Finger (*ancler*), *maschlöss* Vorlegeschloss (*maschloss*), *svoler* fliegen (*sgular*), *tucher* berühren (*toker*), *udir* hören (*dudir*). Die Wahl der o.-eng. Wortformen für die Stichwörter ist mir nicht immer verständlich; so hat P. als Stichwörter *recomander* und *stimuler* angesetzt, wiewohl im Vorwort — den zwei einzigen Seiten, die wie der Titel in der Mundart geschrieben sind — er selbst die Formen *arcumander* und *stimoler* gebraucht. Trotz mancher Eigenschaften des Buches, die vom Standpunkte des Sprachforschers aus als Mängel bezeichnet werden müssen, ist es doch ein äusserst wertvolles, von nun an unentbehrliches Werkzeug für die Erforschung der rät. Mundarten. — Die erste schwedische Arbeit über dieses Gebiet (nach Böttiger 1853) bringt R. V. Täck-

HOLM[6]), und er erweist uns den Gefallen, sich dabei der franz. Sprache zu bedienen. Er untersucht die Laute des alten niedwaldischen Dialekts an den Ufern des Hinterrheins und geht dabei vom Katechismus des Fürstenauer (domleschgischen) Lehrers Bonifaci 1601 aus; er zitiert daraus nach der zweiten Ausgabe, die Ulrich 1883 in seinen Rhätorom. Texten veranstaltet hat. (Der Vorwurf S. 2, dass ich diese Ausgabe in den RS. VI 300 „un peu rudement" kritisiert hätte, muss, da ich mich ganz und gar auf thatsächliche Berichtigungen beschränkt habe, als haltlos zurückgewiesen werden.) Dazu kommen dann fünf nach dem Obwaldischen hin abschwenkende rheinische Denkmale von 1611 bis 1621, diese nach Decurtins, Rät. Chrest. I. Für unser Jahrhundert wird Barandun 1864 nach Ulrich, Oberl. Chrest., und meine Rät. Gr. herangezogen. Nachdem er alle Laute und Lautstellungen besprochen und durch Beispiele belegt hat, bemerkt er, dass und warum er mehr von den Schreibungen als von den Lauten berichtet habe, und schliesst mit einer kurzen, mit LBlGRPh. IX 462 übereinstimmenden Klassifizierung der in den behandelten Denkmalen angewandten Schriftsprachen. Als ein ausserhalb des Gegenstandes liegender Anhang muss das ungefähr 120 Wörter erklärende oder doch übersetzende Glossar S. 62—67 bezeichnet werden: es ist eine Zusammenstellung etymologisch interessanter, in der Abhandlung meist nicht erwähnter Wörter aus den genannten sechs alten Schriften. In allen Teilen der Arbeit zeigt T. Gewissenhaftigkeit, Vertrautheit mit den Vorarbeiten und gute Schulung. Die lautgeschichtlichen Erörterungen hätten vielleicht doch über manche Punkte ausgedehnt werden können, wo bloss die Schreibungen konstatiert sind. Im Einzelnen kann man zuweilen dem Vf. nicht beistimmen. S. 24 hat er übersehen, dass im Celestial Hierusalem 58 *beal* prädikativ ist (daher nicht *bi*). S. 32 lässt er den minder unterrichteten Leser meinen, dass *gitgh* bei Bonifaci 135 speziell eine Analogiebildung (wegen *dīcere*) sei, während doch in allen rät. Landen und mithin im Westen gleichfalls *dīctum*, nicht *dĭctum* gilt. S. 35 in der Note wird eine Theorie der Diphthongierung des *o* in *locus* vorgetragen, die wenigstens in dieser kurzen Andeutung niemand überzeugen dürfte. S. 36 wird behauptet, die neben *riglia* vorkommende, den o.-eng. Büchern entnommene Form *væglia* sei mit *ę* ausgesprochen worden (Druckfehler?). S. 36 wird die Diphthongierung in *bien* aus dem Bedürfnisse, Zahlen und Geschlechter zu unterscheiden, erklärt. S. 64 *lovergis* heisst Werktag, nicht Wochentag. S. 64 zur Erklärung von *mievel* genügt *amabilis* nicht; vgl. *amigeivel* bei L. Gabriel. S. 67 zu *üttel* ist als Etymon schlechtweg *utilis* gestellt, aber T. weiss wohl selbst, dass *üttel* gelehrter Abkunft sein muss. — Von der Chrestomathie von DECURTINS ist 1895 die 1. Lieferung des II. Bandes erschienen[7]). Sie enthält Märchen, Novellen, Sagen, Sprichwörter, Landwirtschaftsregeln, Rätsel, Kinderlieder, Kinderspiele, Volksbräuche, Sprüche und Zaubersprüche, fast alles unmittelbar aus dem Munde des Volkes gesammelt. Man kann leicht ermessen, was für einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Sprache D. damit geliefert hat.

6) Études sur la Phonétique de l'ancien dialecte sousselvan. Diss. Upsala 1895. 68. 8°. 7) Rätoromanische Chrestomathie II 1, Junge, Erlangen, X, 240. 8°.

Öfter als die andern Teile des Werkes lässt dieser den fremdsprachigen Leser wünschen, dass das versprochene Glossar dazu recht bald fertig werde. Zur Kennzeichnung der Untermundarten wäre hier die beste Gelegenheit gewesen: die Aufzeichnungen hätte der Sammler nur eben lautgetreu zu machen und ebenso im Drucke wiederzugeben gebraucht. Allein man kennt die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens und versteht überdies, dass D. schon aus Rücksicht für seine Landsleute darauf verzichten musste. Der Sprachforscher muss damit vorlieb nehmen, dass ihm D. fast alles ungefähr in der Sprache seiner engeren Heimat nacherzählt; nur wenige Merkmale aus andern Teilen des Rheinthales geben der Sprache hie und da eine lokale Färbung. Die zweite Hälfte der dem II. Bande vorgesetzten Aufschrift „Surselvisch, Subselvisch" kann erst in der 2. Lieferung ihre Rechtfertigung finden, wo D. Volkslieder bringen wird, also einen Stoff, der eine grössere Aufmerksamkeit auf die sprachliche Form entschieden verlangt. Der litterarische und volkskundliche Wert dieser Sammlung liegt auf der Hand.

1896. Mit der 1896 erschienenen 3. Lieferung[8]) ist der I. Band der Chrestomathie von DECURTINS abgeschlossen. Diese Lieferung ist dem oberländischen Schrifttum unsres Jahrhunderts gewidmet und übertrifft, wie begreiflich, wieder die 2. an Umfang. Die Mundart der katholischen Cadì (mit dem geistigen und geistlichen Hauptort Dissentis) steht ganz im Vordergrunde; einige Schriften zeigen die kleinen Abweichungen, die weiter unten in der protestantischen Foppa (Hauptort Ilanz) auftreten; die Sprache weniger Stücke schliesst sich mehr an die Sprache Stephan Gabriels an: die *Canzuns spiritualas* von Florian Walther 1816, das *Formularet de plaids* (S. 530), die Gedichte von Paul Corai 1859 und die zwei Prosastücke von Johannes Barandun 1860, 1864. Auffällig ist, dass D. den bekannten Pater B. Carigiet, mit dem er gewiss in persönlicher Beziehung stand, durchweg Cargiet nennt. Sehr erwünscht kommen S. 755—821 Nachträge, zumeist aus dem 17. Jahrhundert. Am wichtigsten darunter ist gleich das erste Stück, eine Probe aus dem *Ver Sulaz* von Stephan Gabriel 1611. Der Verfasser sagt da (S. 757 bei D.), *cha en quest lunguaigk mai nan ei schquitschau naguotta, a cha denter quest lunguaigk a quel d'Ingiadinna, mia chara patria, ei gronda differentia.* Schon die Schreibung, verglichen mit dem Abdrucke von 1649 (s. Rät. Gramm. XL, Note) ist lehrreich, und der Inhalt dieser wenigen Zeilen zeigt, wie es D. versteht, seine Proben so zu wählen, dass auch für die Geschichte des Schrifttums soviel als möglich abfällt.

Von den ASRR. habe ich den 10. Jahrgang bekommen[9]). Sprachlich wertvoll sind darin die Satzungen der beiden Gemeinden Fürstenau und Ortenstein in einer Übersetzung aus dem J. 1773 (hg. von H. CAVIEZEL), das Gedicht *Da noxxas bellas* in der Mundart von Ems von J. A. Bühler, eine oberhalbsteinische Jagdgeschichte von J. Scarpatetti, ein alter Totentanz (hg. von H. CAVIEZEL) und eine Sammlung kleiner Gelegen-

8) Rätoromanische Chrestomathie I 3. XII, 453—835, XL. 8°. 9) Chur 1896, 344. 8°. Die Zahl 1896 steht auf dem Umschlage, auch gehen die Schenkungen, die S. 337 aufgezählt werden, bis 1896 einschliesslich; das Titelblatt hat 1895.

beitsreden aus dem vorigen Jahrhundert. Die genannten Satzungen sind nicht, wie man erwarten könnte, domleschgisch, sondern ungefähr in der auf Stephan Gabriel zurückgehenden älteren vorderrheinischen Schriftsprache geschrieben. Ein Teil davon, aber nach einer andern Hs., findet sich in der Chrest. von DECURTINS. Bei der Vergleichung dieser sonst fast wörtlich übereinstimmenden Texte fällt es einem auf, dass Caviezel an einigen Stellen romanische Wörter hat, wo die von Decurtins benutzte Hs. deutsche (aber in rät. Schriften übliche) Kunstausdrücke bringt. Das mundartliche Gedicht von Bühler ist, soweit ich es beurteilen kann, recht volkstümlich gehalten; ich wundere mich nur darüber, dass ein Emser 50 vierzeilige Strophen dichten kann, ohne deutsche Redensarten oder Sprichwörter einzuflechten. Zur Darstellung der Laute braucht B. ausser *ç* (= *tsch*) und hie und da *ä* (= offnes *e*) keinen unlateinischen Buchstaben; die Aussprache bleibt daher in vielen Stücken für den Unkundigen unbestimmt. Noch unvollkommener ist die Schreibung Scarpatettis. Die bekannten, aus dem unbetonten Teile von Diphthongen entwickelten *k*, *g* sind nur ausnahmsweise geschrieben: *agict*, *grigsch* (S. 245); sonst müssen wir anderswoher wissen, welche „*ei*“ und „*ou*“ wirklich Zwielaute und welche wie *ek*, *ok* oder *uk* zu lesen sind. Beinahe dieselbe Sprache finden wir auch in dem dahinter stehenden Nachrufe, und da ist dieses *k* nur in *glioct* (Leute) angegeben. Den Totentanz vergleiche man mit DECURTINS, Chrest. I 196. Die Haussprache dieser Annalen ist eine künstliche Schriftsprache, die sich vom gewöhnlichen Oberländischen in zwei Richtungen absichtlich entfernt: erstens sucht sie durch orthographische Mittel ihr Geltungsgebiet über das Vorderrheinthal hinaus nach Süden zu erweitern; zweitens bekämpft sie die Germanismen und begünstigt die Italianismen. In dem puristischen Sinne gehalten ist Bühlers Aufsatz *Ils periculus germanismus nella lingua romanscha* S. 303—306. Er wendet sich da gegen die bekannte Nachahmung der deutschen zusammengesetzten Zeitwörter (wie *metter si*, *dar tier*, *scriver or*, *scriver en*, für die er Allerweltfremdwörter lateinischen Ursprungs vorschlägt: *concepir*, *conceder*, *publicar*, *notar*), ferner gegen die deutsche Schreibung *tsch* (er will *ç* dafür) und gegen die Umstellung von Subjekt und Verbum finitum nach einem Nebensatze.

JACOB ULRICH verdanken wir 1896 sorgfältige Ausgaben dreier alter o.-eng. Denkmale. Die *Tæfla* von Bifrun, dem Vater der graubündischen Litteratur, ist nach dem ältesten ganz erhaltenen Drucke (1629) neu gedruckt [10]). Sie enthält nach der Sillabiertafel das Vaterunser, den Glauben, die 10 Gebote und mehrere Gebete. Das Gedicht über den Tod und das Leiden Christi, ohne Jahreszahl und Namen [11]), ist nach einer Hs. herausgegeben, die Herr H. Caviezel in Chur besitzt und im VIII. Band der oben genannten Annalas schon veröffentlicht hatte („mais avec plusieurs inexactitudes et non pas d'une manière à faciliter l'intelligence du texte“). Endlich hat U. eine besondere Ausgabe des Hiob veranstaltet [12]), die wir dankbar an die Stelle der von Kofmel

10) *La tæfla da Bifrun*, RLR. 1896, 217—233. 11) *La moart et paschiun da noas Segner Jesu Christi*, ebenda 97—116, 12) Job, ün drama engiadinais del XVI. secul, nouvamaing publicho da Dr. J. ULRICH. Cuira 1896, 89. 8⁰; aus einer Anmerkung S. 58 entnimmt man, dass die Arbeit für die Annalas gemacht worden ist.



(1889) setzen. Allen drei Denkmalen hat U. ein Wörterverzeichnis beigefügt. Das zur Passion ist zugleich etymologisch. Da ist zu Fremdwörtern wie *crucifichièr*, *miraquel* oder *sacerdot* schlechtweg ‚crucificarë‘, ‚miraculum‘ und ‚sacerdotem‘ als Etymon hingesetzt, wie wenn es Eigenwörter wären; das kann den Leser über jene Wörter oder über den Hg. irreführen. Wie *chiapitauni* = ‚capitaneum‘ gemeint ist, weiss ich nicht; das als Übersetzung beigefügte frz. Fremdwort ‚capitaine‘ lehrt an sich selbst viel besser, wie das o.-eng. Fremdwort entstanden ist. In der Gleichung *adalœdt* = ad + da + leid dürfte „da“ statt „ad“ verdruckt sein. *Agli* „à lui, forme accentuée“, vermisst U. in § 112 der Rät. Gramm.; er hätte das aber in § 108 suchen sollen und finden können. *Piglièr*, *appiglièr* ist selbstverständlich mit it. ‚pigliare‘, nicht mit ‚picchiare‘ etymologisch gleich; daher stimme ich der Ableitung von ‚piculare‘ nicht bei. *Zainza* (senza) erklärt U. als Anlehnung an ‚antea, postea‘; ich sehe aber nicht, wie sich diese Erklärung besser dazu eignen sollte, auch den andern romanischen Formen des Wortes zu genügen; und gerade das ist der Vorwurf, den ich der einst in der Rät. Gramm. aufgestellten Erklärung (in absentia) zu machen habe. Sehr willkommen ist der morphologische Ausweis, den U. diesem Wörterverzeichnisse folgen lässt. Um in dem Glossar zum Hiob die mit *sch* und einem zweiten Konsonanten (*schb-*, *schd-*, *schf-* u. s. w.) anfangenden Wörter zu finden, muss man auf den Einfall kommen, sie unter *sb-*, *sd-*, *sf-* u. s. w. zu suchen; und doch kommt jene Schreibung siebenmal so oft vor als diese. Dieser Vorgang entspricht besser dem Geiste der Annalas als dem Zwecke der Arbeit. *Befgniets* 1372 und *clecharia* 1379, zwei Wörter, die auch Pallioppi nicht hat, sind leider ausgeblieben.

Czernowitz. Th. Gartner.

Italienische Sprache.

Redigiert von **Carlo Salvioni** (Pavia).

Italienische Grammatik 1895 und 1896. Den bedeutendsten Beitrag zur Geschichte des Schriftitalienischen hat E. G. Parodi geliefert in der sprachlichen Einleitung zu seiner Ausgabe des italienischen Tristans [1]) und in einem grösseren Artikel: La rima e i vocaboli in rima nella divina commedia [2]). Um zu bestimmen, wie weit Dante die litterarische Sprache seiner Zeitgenossen wiedergebe, inwieweit er selbständig neuere, inwieweit das Reimbedürfnis seine Sprache beeinflusse, hat der Vf. alles einigermassen Bemerkenswerte in den Reimen zusammengestellt und namentlich mit florentinschen Schriftstücken aus der Zeit Dantes und aus der vor und nach ihm verglichen und damit die Grundlage gelegt zu einer Geschichte der italienischen Schriftsprache. Die Einleitung zu der Untersuchung bildet eine feines Empfinden bekundende Darstellung des Verhältnisses von Stil und Reim bei dem grossen Dichter. Dass die sprachgeschichtlichen Erklärungen der zur Sprache gebrachten

1) Il Tristano riccardiano, edito e illustrato de E. G. Parodi, Bologna, Romagnoli dall'Acqua 1896. 2) BSDIt., neue Serie III 81—156.



Erscheinungen nur selten zum Widerspruche reizen, ist bei dem Verf. selbstverständlich. — Eine knappe, aber durchweg auf der Höhe der Zeit stehende Darstellung der italienischen Formenlehre nach ihrer historischen Entwickelung für Schüler höherer Lehranstalten und Studenten in den ersten Semestern giebt E. GORRAS Morfologia italiana[3]). Mancherlei ist auch hier auf dem Gebiete der Etymologie geleistet worden. A. TOBLER hat *atrazzo, atrezzo* treffend als Lehnwort aus afr. *attraits* gedeutet[4]) und *fisima* auf *φύσημα* zurückführt[5]), während H. SCHUCHARDT in *fisima* besser *sofisma* sieht[6]), J. PASCAL hat sich in zwei Artikeln auf dem Gebiete der Etymologie versucht[7]) und *balordo, barcollare, brusco, burlare, crocchio, desio, frusco, fuscello, gremire, grullo, inaffiare, annaffiare, pettegolo, rullo, rullio, sciatto,* neap. *spantecare, spiare, spicciare, tracollare, zotico; briga, sbrigare, capriccio, Chianti, contestare, covo, covone, chiodo, gingilli, brillare, guglia, gluiglia, piaggare* 'schmeicheln', *scagliare, incagliare, scricchiolie, schiantare, spegnere, trangugiare* besprochen, zum Teil mit wenig Glück, wie denn beispielsweise kaum jemand wird glauben wollen, dass *sbrigare* ein friaulisches Wort sei und von *explicare* stamme. Doch findet sich auch manches der Beachtung werte, die Herleitung von *capriccio* von jenem **capor* statt *caput*, das Ascoli in *caporale* u. a. sieht, eine Vermutung, die auch C. SALVIONI aus Anlass von pez. *capuriccio* ausgesprochen hatte[8]), *ghiglia* aus *acuicula* u. a. Ferner führt E. COCCHIA[9]) *fetta* auf *offetta* und, wie schon G. Meyer JF. III 72 *fella* auf *offella* zurück, endlich hat F. D'OVIDIO das oft besprochene *greggio* als venezianisch nachgewiesen und auf *greviu* zurückgeführt, was freilich angesichts von ven. *keba* aus *carea, zioba* aus **jovia* nicht unbedenklich ist, *pettegolezzo* und *melazzo* ebenfalls als venetianisch, *melassa* als französisches Lehnwort gesichert, für *mezzadro* die Emilia als Heimat festgestellt und das Verhältnis von *-adro* und *-ardo* sorgfältig untersucht[10]).

Auf **lexikalischem** Gebiete liegt als neueste grössere Leistung das Neue deutsch-italienische und italienisch-deutsche Wörterbuch von G. RIGUTINI und O. BULLE vor[11]). Das Werk lässt alle seine Vorgänger weit hinter sich, wenn es auch andererseits noch weit entfernt von der wissenschaftlichen Höhe von Sachs ist. Mit letzterem teilt es die ganz mangelhafte Behandlung der Etymologie, die man besser ganz weglassen sollte, wenn man sie dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend zu geben nicht in der Lage ist. Namentlich mit Bezug auf die Angabe der Aussprache und der Betonung nimmt jetzt Rigutini-Bulle die erste Stelle ein, ist sogar Petrocchi vorzuziehen. Was den Sprachschatz betrifft, so ist er ebenfalls reicher als in den übrigen Wörterbüchern, namentlich scheint die moderne Schriftsprache, auch wo sie nicht toskanisch oder streng florentinisch ist, etwas mehr berücksichtigt. Die Übersetzung und die Anordnung der Bedeutungen dagegen lässt es häufig genug an der wünschenswerten Schärfe und Sorgfalt mangeln, daher nach dieser Seite

3) MH. Nr. 187. Mailand, Hoepli 1896. 4) SBAk. Berlin 1893, 13. 5) Ebenda 1896, 851. 6) ZRPh. XXI 130. 7) SR. VII 89—98, 210—248. 8) GSLIt. 27, 207. 9) Note Glottologiche 1896, 6—9. 10) Ro. XXV 295—300.

noch das meiste zu thun bleibt. Sehr eingehend haben sich W. CLOETTA [11]) und O. HECKER [12]) über das Buch geäussert und wertvolle Beiträge zur Verbesserung beigesteuert.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Dialetti italiani antichi. 1891—95. Dell'antichissima cantilena giullaresca del cod. Laurenz. S. Croce XV, 6 si sono occupati il MONACI [1]), proponendo una miglior lezione e tentando di ristabilire il testo, e il MUSSAFIA [2]), che, riproducendo il testo del Monaci, vi connette delle proposte sue emendative e interpretative, divergenti in parte da quelle del Monaci. L'antico pistojese ha fatto oggetto, insieme al moderno, d'una dissertazione di J. DOWDEN BRUNER [3]). Ed è lavoro ben infelice. Un prezioso e ricco testo **lucchese** ci è stato regalato da SALVATORE BONGI nelle Cronache del Sercambi [4]). L'ed. riproduce fedelmente il testo, e aggiunge, in fine, un inventario di vocaboli che non occorron nè nella Crusca nè nel Tomaseo, o vi occorron con significato diverso che nel Sercambi, e un elenco delle forme dialettali. Da questo si rilevan forme fin qui ignote negli spogli lucchesi, così degli infiniti del tipo *porrere* porre, e il plur. *-iei* di sostantivi in *-ia* (*via viei*, ecc.). — Da **Siena** abbiamo Una rappresentazione inedita dell' Apparizione ad Emmaus, pubblicata da Vincenzo DE BARTHOLOMAEIS [5]). — Da **Pistoja,** una pubblicazione di JAMES DOWDEN BRUNER [6]), che a me non è riuscito di vedere. — Da **Borgo S. Sepolcro** delle interessanti Laudi, edite da E. BETTAZZI [7]). — Importanti per l'antico dialetto dell' **Umbria** sono le pubblicazioni dovute ad ARIODANTE FABRETTI e a LUIGI FUMI. Ha continuato il primo la pubblicazione delle Cronache della Città di Perugia [8]) e dei Documenti di Storia perugina [9]), dove è particolarmente interessante la Gabella del dazio, pp. 4 sgg.; e il secondo ha intrapreso e continua arditamente a pubblicare il Diario di Ser Tommaso di Silvestro notaro [10]), che è una fonte ben copiosa e ben genuina per l'orvietano di sulla fine del sec. XV e principio del XVI. Un altro e inedito testo umbro è pure stato pubblicato da GIUSEPPE MAZZATINTI [11]), di su un ms. della Comunale di

11) Erster Band, Italienisch-Deutsch. Leipzig, Tauchnitz, 1896. 916 S. lex. 8°. 11) DLZ. 1896, 589—595. 12) ANSp. 96, 448—466.

1) AAL. I 331—343. 2) AAL. 1895. 3) The phonology of the pistojese dialect. Reprinted from the publications of the Modern Language Association of Amerika, IX, 4. Cfr. Parodi Ro. XXV 141 sgg., Rolin ZRPh. XX 110 sgg. 4) Le croniche di Giovanni Sercambi lucchese pubblicate sui manoscritti originali a cura di Salvatore Bongi. Tre volumi, Roma 1892-3. È stampato tra i Fonti per la Storia d'Italia, e il merito ne spetta all'Istituto Storico Italiano, alla cui feconda attività anche si deve se altri preziosi e copiosi testi di dialetto antico hanno potuto vedere la luce. E mi consentano i romanologi ch'io segnali loro: Notabilia temporum di A. de Tummulillis, editi da C. CORVISIERI (1890), il Diario di Stefano Infessura, edito da O. TOMMASINI (1890), gli Statuti delle Società del popolo di Bologna, editi da A. GAUDENZI (1889). 5) AAL. 1892 759—782. 6) MLN. VIII 3. 7) GSLIt. XVIII 252 sgg.; e per Nozze Mazzetta-Ferrari (Torino 1893). 8) Cronache della Città di Perugia, vol. IV (Torino, Coi tipi privati dell'editore, 1892). 9) Documenti di Storia perugina, vol. II (Torino, Coi tipi privati dell'editore, 1892). 10) Fasc. 1-4, col. 767. Orvieto 1891-4. 11) Costituzione dei Disciplinati di S. Andrea di Perugia. Nozze Cassin-D'Ancona (Forlì 1893). 12) ASR. XIV.

Perugia della seconda metà del sec. XIV, e a questa regione pare anche ricondurci un Fiore di Virtù pubblicato da Giacomo Ulrich[12a]), e di cui ci sono promessi, per in seguito, il glossario e le annotazioni grammaticali. — La conoscenza dell' antico dialetto del **Lazio** ha avuto valido impulso da ERNESTO MONACI. Dobbiamo a lui la pubblicazione degli Antichi Statuti volgari del Castello di Nemi[12]) (sec. XVI), e di alcune Laudi del sec. XV, delle quali appunto con molta dottrina è dimostrato che spettino in ogni modo alla provincia di Roma[13]). Accompagna ognuna delle pubblicazioni un diligente spoglio delle forme e un glossario. Il *rovaglioso* degli Statuti avrà forse i suoi equivalenti alto-italiani in com. *rovajon* scapestrato, bol. *ravajar* scassare, a. mil. *ravejando* (Bonvesin), mant. *a ravajoso,* alla rinfusa, per il quale, come pure per un più antico *rauaioso,* v. GSLIt. VII 441--2; e lo *zappo,* che compare in compagnia di altre bestie, andrà collo *zap,* che, col significato di 'vitello bienne' 'vaccherella sterile', s' ode nelle Alpi lombarde (Ossola, Valmaggia, ecc.; v. il Monti s. v.). Circa all' *abbjetato* delle Laudi, parmi gli convenga meglio un lat. *objectatus.* Altri testi romaneschi dobbiamo a MARIO PELAEZ. Ha egli ripubblicato, migliorandone la lezione, una parte della Vita di S. Francesca Romana[14]), che, nella sua integrità, era stata pubblicata nel 1882 dall' Armellini, e ha accompagnato il suo testo di un buono spoglio e di un glossario; e ha pure ripubblicato per intiero il Memoriale di Paolo dello Mastro[15]). L' ediz. è critica, e vien posto a base il ms. Soderini, ragguagliato cogli altri, e, in fine, ci è dato l'elenco delle forme dialettali; nel quale non credo che *busciaroni* sia ben tradotto per 'bugiardi', *cummi* sarà molto verosimilmente 'gobbi', e *presto* è sì 'prete', ma la forma è limitata, come in più altri testi, al 'prete Gianni', e si tradisce così per un gallicismo[15a]). A Roma, ci riconduce pure una Lauda pubblicata da P. PAPARINI e F. BAGLI[16]). — Degli apologhi verseggiati in antico reatino, tratti da un cod. Vaticano, sono stati pubblicati da E. MONACI[17]), il quale anche ha dimostrato che il dialetto del cod. Angelico *V. 3. 14* della "Mascalcia" di Lorenzo Rusio[18]), si riconduca alla **Sabina** o provincie limitrofe. Di esso cod., che è del sec. XIV, pubblica il Monaci undici capitoli. La lingua di più antichi testi **abruzzesi** è studiata da L. ROSSI-CASÉ[19]); e il PÈRCOPO ha continuata e conchiusa la pubblicazione delle importanti Laudi **aquilane**[20]), e v' ha aggiunto un utile glossario. — Di linquaggio ibrido **napolitano**-toscano è una poesia stampata da FLAMINIO PELLEGRINI[21]). — Due

12a) ZRPh. XIX 235--53, 431--52. **13**) Aneddoti per la Storia letteraria dei Laudesi, dei Disciplinati e dei Bianchi nel Medio Evo in AAL. 1892, pp. 73--102. **14**) Visioni di S. Francesca Romana. Testo romanesco del sec. XV riveduto sul cod. originale con appunti grammaticali e glossario; in ASR. XIV. **15**) Il Memoriale di Paolo di Benedetto dello Mastro dello Rione di Ponte; in ASR. XVI. **15a**) Par vivo, colla schietta accezione di 'prete', in qualche parte di Sicilia, regione come ognun sa molto ricca di gallicismi; v. Morosi, AGIt. VIII 420, dove è curioso che de' due cognomi citati come composti con p r e s t e, uno sia appunto P r e s t i a n n i. **16**) Lauda di Jacopone da Todi sull' amore divino distinto in tre stati. Nozze Angelini-Rosati (Roma 1892). **17**) Apologhi verseggiati in antico volgare reatino, AAL. 1892. **18**) AAL. 1893. **19**) Il dialetto aquilano nella storia della sua fonetica. Saggio glottologico; in Bollettino di Storia patria degli Abruzzi, ann. VII; v. qui sopra pag. 98. **20**) Laudi e divozioni della Città di Aquila, in GSLIt. VII—XX. **21**) Cola di Monforte, Conte di Campobasso, rimatore;

antichi e importanti testi **siciliani** sono stati pubblicati, con illustrazioni, da Giacomo DE GREGORIO. Alle osservazioni, che alla prima di queste pubblicazioni [22]) aveva mosso W. FOERSTER [23]), l' A. ha risposto in una pubblicazione speciale [24]). Anche la seconda pubblicazione [25]) ha avuto l' onore che se n' occupassero W. FOERSTER [26]), E. MONACI [27]), P. E. GUARNERIO [28]), e altri [29]). Un capitolo speciale e importante delle antiche grafie siciliane è trattato da CORRADO AVOLIO [30]), al quale ha contradetto, parmi con buone ragioni, C. CULTRONE [31]). Vedi, del resto, qui sopra, pp. 101, 105. — Una pubblicazione, o una ripubblicazione, assai desiderata è quella, che, colla ben nota competenza, ha fatto P. E. GUARNERIO degli antichi Statuti di **Sassari** [32]) e di cui v. Jahresber. II 105. E uno studio erudito e profondo è pur quello che intorno alla più antica pergamena sarda ha steso O. SCHULTZ [33]), e per cui pure si rimanda a Jahresber. II 109. — Venendo ora all' Alta Italia, e cominciando dalla **Venezia,** ricorderò primo, per ragioni cronologiche, il mio studio sulla cantilena bellunese del 1193 [34]), dove si tenta di restituire la forma linguistica e metrica del testo. Anche l' antica lauda veronese (della metà circa del sec. XIII), che era stata già pubblicata dal Cipolla, è stata ora ripubblicata, prima da CARLO PINI [35]), poi da FLAMINIO PELLEGRINI [36]). L' intendimento d' ambedue gli editori è esclusivamente metrico; ma anche la lezione del testo vi guadagna, e anzi il testo quale è dato dal Pellegrini può considerarsi, dal punto di vista della lezione, irreprensibile. Lo stesso Pellegrini ritorna sulla antica epigrafe veronese del Ponte Navi [37]), interpretandone qualche passo oscuro e discutendone la forma metrica. È noto come intorno a questa epigrafe avesse largamente e dottamente dissertato, nel 1876, il prof. Carlo Cipolla [38]). Il prof. FRANCESCO NOVATI ha pubblicato, con un ottimo commentario linguistico, un San Brandano in antico veneziano [39]). Di esso hanno discorso BERTHOLD WIESE [40]), VITTORIO ROSSI [41]), LEANDRO BIADENE [42]),

---

Cerignolo, 1892. **22)** Capitoli della prima compagnia di disciplina di San Nicolò di Palermo del sec. XIV in volgare siciliano. Pubblicato per la prima volta da un cod. della Biblioteca nazionale di Palermo, con illustrazioni storico-letterarie e filologiche (Palermo 1891; pp. 43). **23)** Per la critica del testo dei Capitoli ecc., in GSLIt. XIX 33 sgg. **24)** Risposta alla Critica del testo dei Capitoli ecc. di W. Foerster (Palermo 1892; pp. 7). **25)** Il Libro dei vizi e delle virtù, testo siciliano inedito del sec. XIV pubblicato e illustrato (Palermo 1893; pp. 265). **26)** LCBl. 1893, col. 289—92. **27)** Di una antica scrittura siciliana recentemente pubblicata dal prof. G. de Gregorio; in AAL. 1893. **28)** RBLIt. I 202 sgg. **29)** GSLIt. XXII 458–9. **30)** Del valore fonetico del digramma ch nel dialetto siciliano. ASS. N. S. XV 252–282. **31)** Sul valore fonetico di ch nelle antiche scritture siciliane. AGIt. XIII 464 sgg. **32)** Gli Statuti della Repubblica sassarese. Testo logudorese del sec. XIV nuovamente edito d' in sul codice. AGIt. XIII 1—124. **33)** Ueber die älteste Urkunde in sardischer Sprache und ihre Bedeutung. ZRPh. XVIII 138 sgg. **34)** La cantilena bellunese del 1193. Nel volume 'Nozze Cian-Sappa Flandinet', pp. 235 sgg. **35)** Studio intorno al Serventese italiano (Lecco 1893; pp. 57 sgg.). **36)** L' antica Lauda veronese edita dal prof. Carlo Cipolla. GSLIt. XXIII 156–62. **37)** Nel giornale „L'Adige" di Verona num 240 dell' ann. 1892. Da questo articolo si rileva che in precedenti numeri dello stesso giornale s' era già scritto di essa epigrafe. Così pure se n' è parlato nella "Verona fedele" del 14 e 15 agosto 1892. **38)** Archivio Veneto XI. **39)** La Navigatio Sancti Brendani in antico veneziano, edita ed illustrata (Bergamo 1892; pp. LVIII–110). **40)** LBlGRPh. 1893, col. 19—20. **41)** NAVen. VI. **42)** RBLIt. I 35 sgg.

E. G. Parodi[43]). Dopo di che, a me si permetta di solo soggiungere che *fregola* non dice già 'fragola' ma 'briciola' (cfr. Mussafia, Beitrag s. 'freguzola'), e che *senterion* è parola troppo dotta per ammettere, come fa il Biadene, che sia un metatetico *sentetrion*, con *tr* in *r* (come in *pare*). La metatesi v' è certa, ma il seconda *t* viè venuto a tacere per dissimilazione dal primo. Assai ben illustrato è pure il Bestiario pubblicato da Max Goldstaub e Richard Wendriner[44]), e di cui v. quanto hanno scritto il Meyer-Lübke[45]) e il Parodi[46]). Nel Glossario, gli editori non sanno rendersi conto di *parechi* = testicoli (cfr. *perechi* nel Vocab. veneto-bavarese di cui si tocca più in là). Si tratta, e la cosa è ben evidente, di *paríçuli*. E buono, abbenchè un po' diffuso, è anche il commento che, pubblicandone il testo, fa il Renier[47]) a una leggenda di S. Caterina d'Alessandria, che è come un rifacimento, in forma più compiuta e in dialetto un pò diverso, di quella che già aveva pubblicato il Mussafia. L'A. nell' indagare la genesi e la lingua del testo, vi trova degli elementi veneti, lombardi e toscani, con prevalenza però dei veneti. Un testo notevole, per l' indole sua, è il frammento di un Manuale di dicerie edito da Antonio Medin[48]), e assai bene illustrato da Vincenzo Crescini[49]), il quale vi scorge qualche traccia di dialetto bolognese. Una Passione veronese in prosa, è stata pubblicata, munita d' un diligente spoglio fonetico e morfologico, da Gustavo Oehlert[50]). Lo spoglio lessicale degli antichi monumenti vicentini, editi e non editi, è stato fatto da Domenico Bortolan[51]). L' A. comprende ne' suoi spogli anche le rime del Magagnò, giunge cioè fino a de' documenti che si devon considerare come moderni, abbenchè meno recenti. Numerosi e per lo più importanti, sono anche i testi che vanno privi di qualsiasi spoglio grammaticale, o hanno tuttalpiù un glossario. I signori Enrico Bertanza e Vittorio Lazzarini[52]) hanno avuto l' ottimo pensiero di raccogliere e di riprodurre assai fedelmente molti documenti di carattere notarile e curiale, importanti assai e per l' indole loro e perchè datati. Non tutti i documenti allegati sono però 'veneziani'; parecchi derivano molto verosimilmente da notai o da copisti di altre parti della Venezia. Intorno al docum. che porta il num. 31, v. GSLIt. XV 422, e quello che è ricordato sotto il num. 28 non è già una Raccolta d' esempi di autori vari dell' Italia Superiore, ma un vero e preziosissimo testo veneziano. Il quale è stato poi ripubblicato, insieme a dei Trattati religiosi, da chi lo aveva pubblicato la prima volta, cioè da Giacomo Ulrich[53]). Ed è una pubblicazione in cui si notano, purtroppo, i soliti difetti di questo

---

43) Ro. XXII 304 sgg. 44) Ein tosco-venezianischer Bestiarius herausgegeben und erläutert (Halle a S. 1892; pp. 526). 45) LBlGRPh. 1894, col. 52—3. 46) Ro. XXII 300 sgg. 47) Una redazione tosco-veneta-lombarda della leggenda versificata di Santa Caterina d' Alessandria. SFR. VII 1 sgg. 48) Frammento di un antico manuale di Dicerie. GSLIt. XXIII 163—77. 49) GSLIt. XXIII 177—8. 50) Alt-Veroneser Passion. Text-, Laut- und Formenlehre (Halle a. S. 1891). 51) Vocabolario del dialetto antico vicentino, dal sec. XIV a tutto il sec. XVI (Vicenza 1894; pp. 311). V. Lovarini, RBLIt. II 39 sgg., Salvioni, GSLIt. XXIV 266 sgg. 52) Il dialetto veneziano fino alla morte di Dante. Notizie e documenti editi e inediti raccolti (Venezia 1891; pp. XVI—88). 53) Trattati religiosi e Libro de li Exempli in antico dialetto veneziano (Bologna 1891; pp. XVI—181). ScCL. 239.

solerte editore di testi, difetti che sceman di molto il valore che altrimenti ai testi stessi sarebbe da riconoscere. Poichè gli errori di lezione, di copia, e più che tutto di stampa, vi si trovano a dozzine. Anche il glossario è incompleto, abbonda di errori di stampa e di dichiarazioni erronee. Lo stesso si può ripetere del testo e del glossario dei vari saggi del Fiore di Virtù pubblicati dallo stesso ULRICH [54]); saggi altrimenti ben interessanti, soprattutto il Riccardiano, che ha caratteri dialettali propri e spiccatissimi (*js* = *x*, *çj*, *śj*; *z* in *ç*, ecc.). Assai più meritevole di fiducia è invece l' edizione che VITTORIO FINZI [55]) ci ha dato di un volgarizzamento veneto dell' Imago Mundi di Onorio d' Autun. Il dialetto è lo stesso di quello del Lapidario che di su lo stesso cod. già aveva pubblicato lo stesso FINZI [56]) e offre qualche particolarità. Così il dittongo dell' *ŏ* può conparirvi nella forma di *ou* (*houmo, fouco, poupoli, poute*) e di *u* (*fugo, humo*), e quello dell' *ĕ* nella forma di *ei* (*beine, ueine, greiue, leiuissima*). A giudicare i quali dittonghi va però tenuto presente che s' abbia pure *nuome* e *noume* per 'nome', *nuovole* per 'nubi'; *pleino* per 'pieno' e *creine* per 'crine' (cfr. *crene* in altri testi antichi della Venezia). Una particolarità che qui risalta, ma che traluce anche da qualche altro testo, è l' aversi degli esempi come *pliu*, *pliena*, *cliamar*, *cliave*, *mescliata*, con cui potranno andare *reglia*, *ueglieza*. Si tratta qui di un mero vezzo grafico, determinato da ciò che si rimanesse incerti tra lo scrivere *pliu* o *piu*, o vi s' ha una grafia risalente, per tradizione, a un' epoca in cui realmente la esplosiva ancora si conservasse davanti al *l*, o infine s' ha realmente la fase *kl*, ecc.? Circa all' edizione in se, noterò come il Finzi sempre e male sciolga per *s e* quello che nel manoscritto dev' essere *sc* = est (cfr. venez. *śe*); a XVIII 18, 32 l. *deruinare*, 21, 17 l. *enstessa*, XVII 500, 11 l. *luocho*, 497, 7—8 l. *dentegando*, 513, 7 l. *enprimamentre*, 520, 10 l. *In la perfine*, 20 l. *gregiesco*. A chi si proponesse di determinare la precisa patria dell' originale che ha avuto sott' occhi il trascrittore veneto gioverà il passo *liguri cio e rachani* XVIII 528, 13. *legúro* (con cui si traduce il lat. ligures!) è cioè la voce veneta per 'ramarro' (cfr. Flechia AGIt. III 161), il qual sauro è invece chiamato *rácano* a Siena (cfr. Fanfani, Vocab. dell' usco tosc.), a Roma e a Napoli (Flechia, l. c. 163). Colla ben nota competenza e con un succoso commentario, il PARODI ha pubblicato un lungo frammento del Tristano veneto [57]), che si conserva nel cod. 3325 della Biblioteca Imperiale di Vienna, e di cui un brevissimo saggio era già stato fornito dal Mussafia. Una leggenda intorno a S. Giovanni Battista è stata pubblicata da GIUSEPPE FERRARO [58]) di su un codice di Reggio Emilia del 1433, ed è forse veneta. Lo Statuto

---

54) Fiore di Virtù. Saggi della versione tosco-veneta secondo la lezione dei manoscritti di Londra, Vicenza, Siena, Modena, Firenze e Venezia (Lipsia 1895; pp. II – 55). 55) Di un inedito volgarizzamento dell' "Imago mundi" di Onorio d' Autun, tratto dal codice estense VII. B. 5. ZRPh. XVII 490—543, XVIII 1—73. 56) Di un' inedita traduzione in prosa italiana del poema 'De lapidibus praetiosis' attribuita a Marbodo, vescovo di Rennes, contenuta in un Codice della R. Biblioteca Estense, scritto verso la fine del sec. XIV, seguita da tre capitoli di un Bestiario in volgare. Pr. N. S. III. 57) Dal Tristano Veneto. Nel volume 'Nozze Cian-Sappa Flandinet' pp. 105—129. 58) Una leggenda di S. Giovanni Battista del sec. XIV. ASTP. XIII.

della 'fraglia' dei muratori di Padova è stato pubblicato da GIULIO LUPATI [59]). Delle Laudi cadorine sono state messe fuori da GIOSUÈ CARDUCCI, di su un codice della seconda metà del Trecento [60]). E a Verona ci riconduce CARLO CIPOLLA [61]) colla pubblicazione di un contratto di mezzadria del sec. XV, utile assai per le dotte annotazioni storiche e lessicali onde l' editore l' ha corredato. Infine, dobbiamo a D. BRENNER [62]) la pubblicazione di un antico glossario bavarese-veneto, quello che è descritto sotto A [2] dal MUSSAFIA, Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten im XV. Jahrhundert (pp. 4—5). L' edit. è un germanologo e la pubblicazione è fatta da un tal punto di vista; e per questo ha egli ommesso, ciò che nei deploriamo, il testo italiano dei dialoghi che s' accompagnano al glossario. Gli errori sono frequenti e forse dovuti non tutti all' antico menante. — Nella **Lombardia,** menzioneremo in primo luogo la nuova edizione degli antichi monumenti bergamaschi dovuta a ETIENNE LORCK [63]). Si tratta dei noti testi dei sec. XIV e XV, poichè dei secoli anteriori non s' allegan che voci tratte da documenti latini, voci che con grande facilità potrebbero aumentarsi di molto, inoltre del pur ben noto Glossario latino-bergamasco, il cui contenuto, come pure quello de' monumenti letterari, è assai bene e sott' ogni aspetto illustrato. V. del resto ciò che intorno a questa pubblicazione hanno scritto il Foerster [64]), il Mussafia [65]), il Parodi [66]) e il Guarnerio [67]). A me si consenta la piccola osservazione, che l' *el me inzo* del componimento IX vada letto *el me uizo* (= *el m' e visò*). Il lessico della Antica Parafrasi lombarda e delle Antiche scritture lombarde [68]) è stato studiato de me in un lavoro, la cui continuazione seguirà bentosto. E un codice di dialetto lombardeggiante è pure stato da me descritto e illustrato [69]). Altri due testi lombardeggianti del sec. XV, tratti dal cod. ambros. N. 95 sup. sono stati pubblicati e degnamente illustrati da LEANDRO

---

59) Statuto della Fraglia dei Muratori. Laurea Camerini (Padova 1891; pp. 45). Altre scritture, che devono importare al padovano e al vicentino e ch' io non ho potuto vedere, sono: Testamento di Giampietro de' Proti. Nozze Mattiello-Cini (Vicenza 1891). Appellazione dell' avvocato di Bartolomeo Revese vicentino contro il Comune di Brendola. Nozze Rumor-Girotto (Padova 1892). Statuto dei Tessitori di panni. Nozze Rumor-Girotto (Padova 1892). Ho tratte queste notizie dalla Bibliografia che il Bortolan ha premessa al suo Vocab. vicentino. **60)** Antiche Laudi cadorine (Pieve di Cadore 1892; pp. IX—18). **61)** Nuove considerazioni sopra un Contratto di mezzadria del sec. XV. Serie III, vol. LXVII dell' Accademia di Agricoltura, Arti e Commercio di Verona. Questo Contratto il Cipolla già l' aveva stampato nel vol. 1890 degli Atti della stessa Accademia. Ma qui compare in veste mutata. **62)** Ein altes italienisch-deutsches Sprachbuch. Ein Beitrag zur Mundartenkunde des XV. Jahrhunderts (München 1895; pp. 63. Sonderabdruck aus „Bayerns Mundarten" II). **63)** Altbergamaskische Sprachdenkmäler (IX.—XV. Jahrh.) herausgegeben und erläutert (Halle a. S. 1893; pp. 236). RB. 10. **64)** LCBl. 1893, col. 445. **65)** LBlGRPh. 1894, col. 53 sgg. **66)** RBLIt. II 143 sgg. **67)** GSLIt. XXIII 428. **68)** Annotazioni sistematiche alla «Antica Parafrasi Lombarda del Neminem laedi nisi a se ipso di S. Giovanni Grisostomo» (Archivio VII 1—120) e alle «Antiche scritture lombarde» (Archivio IX 3—22). AGIt. XII 375—440. Cfr. MEYER-LÜBKE, ZRPh. XVII 613. **69)** Notizia intorno a un codice visconteo-sforzesco della Biblioteca di S. M. il Re (Bellinzona 1890, ma 1891; pp. 29). Cfr. B. WIESE, LBlGRPh. 1891, col. 276.

Biadene. Il primo è un Contrasto della Rosa e della Viola[70]), il secondo è la leggenda di un Miracolo della Madonna[71]). Il Sermone di Pietro da Bescapè è stato ripubblicato da me insieme a qualche altro minor documento lombardo inedito o quasi[72]); e Berthold Wiese[73]) ci ha dato le varianti del manoscritto trivulziano della leggenda di Santa Margherita, nonchè un frammento della stessa tratto dal cod. harl. 5347 del Museo Britannico[74]), che però non ispetta alla Lombardia, ma piuttosto all' Emilia. Di *percantar* pp. 140, v. ora AGIt. XIV 212. Altri testi, tolti sempre dal noto codice ambrosiano A. 95 sup. ha resi noti Francesco Novati[75]). E utili materiali fornisce pure una pubblicazione di Emilio Motta[76]). Colla quale manderemo, abbenchè il testo sia o pretenda esser latino, quella di Carlo Merkel[77]) su tre corredi milanesi del quattrocento. L' erudizione e l' acume che il Merkel spende nell' illustrare le voci de' suoi corredi, — e son voci volgari, — fanno sì che l' opera sua riesca di somma utilità anche agli studi nostri, e meriti quindi di venir segnalata ai romanologi. Circa alla voce *oneta*, essa andrà letta *ouetta* (*oveta*) e interpretata per 'cuffia', non per 'ovatta', come, in seguito a un malinteso corso tra me e lui, il Merkel interpreta[78]). La voce (*lovéta, ovéta*) è sempre viva nel bellinz. rustico, e un antico esempio piemontese si ricava dal Memoriale di Giov. Andrea Saluzzo di Castelar, edito da V. Promis (MStIt. VIII; v. p. 503), dove si legge *vuete* e male s' interpreta per 'ovatte'. È pieno di buone intenzioni ma ha poco valore un saggio di G. Agnelli[79]) sui dialetti lombardi nella Divina Commedia. — Dall' **Emilia** va in primo luogo ricordato lo studio che Carlo Cipolla[80]) consacra all' antichissima iscrizione volgare del duomo di Ferrara. Egli studia, a proposito del nome dello scultore che decorò il duomo e che è nominato nell' iscrizione, il doppio testo in cui questa è a noi pervenuta, e si decide per quello del Baruffaldi e del Borsetti. Il poemetto della Guerra di Parma pubblicato, con un commento linguistico abbondantissimo, da Heinrich Ungemach[81]) non è che un testo toscano, con una patina dialettale, che sarebbe difficile assegnare propriamente

70) Contrasto della Rosa e della Viola. SFR. VII 99 sgg. 71) Un miracolo della Madonna. La leggenda dello Sclavo Dalmasina. Pr. N. S. VI. Cfr. Meyer-Lübke, LBlGRPh. 1894, col. 193–4. 72) Il «Sermone» di Pietro da Barsegapè riveduto sul codice. Con una appendice di documenti dialettali antichi. ZRPh. XV 432 sgg. 73) Die trivulzianische Handschrift der Margarethenlegende. ZRPh. XVI 230—40. 74) Zur Margarethenlegende, in „Romanische Abhandlungen für A. Tobler", pp. 124—40. 75) Le serie alfabetiche proverbiali e gli alfabeti disposti nella Letteratura italiana de' primi tre secoli. GSLIt XV 402 sgg, XVIII 104 sgg. Di due poesie del sec. XIV su 'La natura delle frutta'. GSLIt. XVIII 336 sgg. 76) Nozze principesche nel Quattrocento. Corredi, inventari e descrizioni. Nozze Trivulzio-Cavazzi della Somaglia (Milano 1890; pp. 100). 77) Tre corredi milanesi del Quattrocento illustrati. BISIt. num. 13. 78) In nota a p. 115 (cito l' estratto) di un' altra pubblicazione dello stesso Merkel, che son così lieto di segnalare agli studiosi, e ha per titolo: Il Castello di Quart nella Valle d'Aosta secondo un inventario del 1557. Contributo alla Storia del mobilio. BISIt. num. 15. 79) La Lombardia e i suoi dialetti nella D. C. Al. VI. 80) Per la storia d' Italia e de' suoi conquistatori nel Medio Evo più antico. Ricerche varie (Bologna 1895). V. pp. 607 sgg., 689, 81) La Guera de Parma. Ein italienisches Gedicht auf die Schlacht bei Fornuovo 1495. Nach einem alten Drucke herausgegeben von H. N. (Schweinfurt 1892; pp. 55). V. Meyer-Lübke, LBlGRPh. 1893, col. 213—5; GSLIt. XX 468.

all' Emilia. Le traccie di emiliano, anzi di bolognese, non mancano invece nel Serventese dei Lambertazzi e dei Geremei, di cui ci ha dato una buona edizione critica FLAMINIO PELLEGRINI[82]), che, nelle note, anche non manca di rischiarare i passi e la parole più difficili. A vv. 21—2, porrei la virgola dopo *presente*, e così il *lo* di v. 23 potrà leggersi *'l*, ritenendolo cioè appoggiato, — caso non infrequente nella metrica popolare, — all' ultima parola del v. 22; a v. 34, l. *paxi*: a v. 51, potrebb' essere *ánel* ‚hánnelo'; a v. 79, sostituendo *di* a *xorno*, s' ottiene il giusto metro; a v. 71, l. *dex* come a v. 55; a v. 167, potrebbe leggersi *dolosomente* (da *duolo*) o *dogliosamente*; a v. 338, per interpretare 'giacquero', vorremmo avere *ças-* o *çaxissem*. La voce sarà in ogni modo da emendare o per *çaxissem* o per *caçissem*. A Bologna, o nelle sue vicinanze, ci riconducon anche le Cronache forlivesi del Novacula, edite da GIUSEPPE MAZZATINTI[83]). E' un testo ben notevole e curioso. Io ne rileverò solo il frequente *con esa lui, con esa loro* (v. p. es. 32, 40, 192), dove parmi contenuto in germe il *sa* che, in qualche varietà romagnuola e a Pesaro, ha le funzioni della preposizione 'con'; cfr. AGIt. II 444. Delle preghiere antiche di un codice pavese sono state pubblicato da PIETO MOIRAGHI[84]), ma con tali e tanti errori di lezione da rendere pressocchè inutile la sua fatica. — Di antichi testi **piemontesi** abbiamo le Laudi edite da FERDINANDO GABOTTO e DELFINO ORSI[85]). I *!* e i *(sic!)*, ingenui assai, che gli editori fanno seguire a della forme dialettali ben legittime e sicure, ci dicon che queste Laudi (importanti assai per la lingua dell' antico Piemonte, di cui non abbondano i documenti) potevano cadere in migliori mani. Tuttavia e nel complesso, la pubblicazione non si può dire male riuscita. — Un lungo frammento di una estesa scrittura **genovese** è stato ben pubblicato da P. E. GUARNERIO[86]), di su un ms. del sec. XIV. E anche la parte genovese del Contrasto bilingue di Rambaldo di Vaqueiras ha trovato un abile ricostitutore e un dotto illustratore in VINCENZO CRESCINI[87]).

1896. La più importante pubblicazione, di cui sia da riferire è quella del Tristano riccardiano edito e illustrato da E. G. PARODI[88]). Prezioso il testo, che è forse della fine del sec. XIII, prezioso il commentario linguistico dell' editore, e degni d' ogni encomio il metodo e la fedeltà della pubblicazione. — Dei testi di antico reatino sono stati pubbli-

82) Il Serventese dei Lambertazzi e dei Geremei. Atti e Memorie della R. Deputazione di Storia Patria per le provincie di Romagna. S. III, vol. IX. V. GSLIt. XXI 198. 83) Cronache forlivesi di Andrea Bernardi (Novacula(dal 1476 al 1517, pubblicate ora per la prima volta di su l' autografo. Vol. I parte 1ª (Bologna 1895; pp. XL—350). Questa pubbliz cazione integrale mi dispensa dal qui ricordare i brevi frammenti che di esso Novacula eran venuti pubblicando in questi ultimi anni il Mazzatinti stesso, e altri, in pubblicazioni d' indole occasionale. 84) Come parlavano e come pregavano i Pavesi nel sec. XIV. In Almanacco sacro pavese, 1892, pp. 82—89, 109—116. 85) Le Laudi del Piemonte raccolte e pubblicate. Vol. I (Bologna 1891; pp. XX—124). ScCL. 238. 86) Del Trattato dei Sette peccati mortali in dialetto genovese antico. Nel volume 'Nozze Cian-Sappa Flandinet', pp. 31—45. 87) Il Contrasto bilingue di Rambaldo di Vaqueiras. AMAP. VII. Il Crescini ha poi riprodotto questo lavoro nel suo volume Per gli Studi romanzi. 88) Il Tristano riccardiano edito e illustrato. Bologna 1896 (pp. CCV—467). COIR.

cati da B. CAMPANELLI[89]). Sono tolti in parte dalle pubblicazioni del Monaci, ricordate nella precedente relazione nelle note 17 e 18, in parte da altri fonti. Della Mascalcia afferma appunto il C. che provenga, quanto al dialetto, dal territorio reatino. In un placito di Montecassino del 963 occorre una formola volgare da cui si ricava la voce pronominale *bobe*. Il D'OVIDIO[90]) nel comunicarla, dimostra che si tratti di un ben prezioso riflesso di VOBIS. Il MONACI[91]) ha pubblicato, colla ben nota diligenza e competenza, una leggenda e una storia, ambedue in versi, di Sant'Antonio. È premessa un' ottima notizia sulla letteratura dell' antico Abruzzo. Importante per gli antichi dialetti meridionali è la raccolta che R. BEVERE[92]) ha fatto, di su carte latine del napolitano di nomi di arredi, suppellettili, e utensilii di quella regione dal sec. XII al XVI. In uno scritto, ch' no non ho potuto vedere, M. MANDALARI s' ingegna di dimostrar calabrese un volgarizzamento dialettale dello Pseudo-Catone, edito dal Miola[93]). — Sulle carte d' Arborea ritorna, affermandone l'autenticità, un articolo senza critica di A. SANNA[94]). — Il prof. LEANDRO BIADENE[95]), dell' Università di Pisa, ha raccolte in un volume parecchi suoi studi e recensioni, sparsi prima in diversi periodici, delle quali alcune interessan davvicino i dialetti antichi dell'Alta Italia, così la recensione del San Brendano del Novati e dello scritto del Keller sulla lingua del Bescapè, di cui parleremo or ora. Il Biadene ha aggiunto, nel riprodurre i suoi articoli, qualche ben pregevole nota. Un articolo di D. RICCOBONI[96]) tratta, con poca competenza, degli studi sul dialetto veneziano antico, dandoci nello stesso tempo, come appendice al suo scritto, il testo di quattro cedole testamentarie veneziane degli anni 1282, 1296, 1314, 1316. L' A. disputa sul *zamban* dei Monumenti antichi, pubblicati dal Mussafia, e afferma assolutamente che il codice abba *zeeman*. Fino a migliore informazione, crederemo però più volentieri al Mussafia, tanto più che il

---

89) Fonetica del dialetto reatino. Aggiuntovi un piccolo Lessico e alcuni saggi dialettali antichi e moderni (Torino 1896, pp. XI–240; cfr. pp. 159 sgg., 180 sgg.). **90**) Di una interessante forma di pronome in un antico testo volgare inedito, ZRPh. XX 523—5. **91**) Una leggenda e una storia versificate nell' antica letteratura abruzzese. AAL. V. **92**) Arredi, suppellettili, utensili d' uso nelle provincie meridionali dal XII al XVI secolo, ASPN. XXI 626-64. Colgo qui l' occasione per esprimere il desiderio che il Jahresbericht consacri una rubrica speciale, alle pubblicazioni di testi latini del M. E., e soprattutto di Statuti*). Quanto queste carte offran di prezioso, non è romanolgo che l' ignori, e tutti sanno che per molte e molte provincie della romanità è là dentro che ci s' offrono i più antichi materiali dialettali, per parecchie, i soli. Intanto si consenta a me di ricordare, col dovuto elogio, la splendida pubblicazione che LOD. ZDEKAUER ci ha dato in Il Constituto del Comune di Siena dell' anno 1262 (pp. CXXV—519; Milano, Höpli 1897, ma 1896), dove, allo studioso dell' antico toscano, riusciranno particolarmente graditi i ricchi indici che corredano la pubblicazione del testo. **93**) Il Volgar calabrese nel sec. XIV in RSCa., ann. 1896, num. 29—30, ripubblicato in un opuscolo dello stesso Mandalari, Dieci note di storia e bibliografia (Catania 1896). **94**) Sui dialetti sardi e le pergamene d' Arborea in ALe. 1896, n. 2. **95**) Varietà letterarie e linguistiche, pp. 99 (Padova 1896). **96**) Studi sul dialetto veneziano. Parte 1. Osservazioni intorno al loro indirizzo a proposito della 'Navigatio S. Brendani' del prof. F. Novati, AIV. S. VII, t. VII.

*) Der Jahresbericht bespricht alle Ausgaben mittellateinischer Texte, die zur Kenntnis des Referenten und der Redaktion gelangen. Möchten nur die betr. Verleger, namentlich die im Ausland wohnenden, in ihrem eigensten Interesse solche Publikationen der Redaktion jeweils sofort einsenden! **Red.**

fogo zamban ricorre in altri testi dell' antica Venezia e vive ancora nel dialetto di Parma; del che v. Rime del Cavassico II 401, 436—7. Una importante pubblicazione, importante per la cura dell' edizione e per l' erudizione della note, è quella che ci dà il MONTICOLO[97]) coi Capitolari delle Arti Veneziane. I testi sono per lo più in latino, ma non manca, nelle note, qualche brano di volgare, citato a raffronto del latino del testo. Un testo veneto antico, proveniente da Zoldo, sono gli Statuti dei Flagellanti di quel paese pubblicati dalla Signora MARIA OSTERMANN[98]), senza dircene l' età. Il testo fa l' impressione di non esser pubblicato male. Notevole l' aversi sempre *essará* sarà, e *viada* fiata. Il *Ramera* di p. 430. 5 sarà *Camera*, e forse andrà letto *nonçolo* il *marçolo* che occorre tre volte in questa stessa pagina. De' brani del Tristano veneto riproduce pure il PARODI nel volume sopra ricordato (pp. CXVII—CXXVIII); e dal cod. padov. misc. 255, I, che è di dialetto veneto e contiene il romanzo dei Sette Savi, dà un saggio AUGUSTO CESARI[99]). — I dialetti dell' antica Lombardia sono stati quest' anno illustrati negli scritti di Pietro da Bescapè. È un lavoro diligente e ben fatto, ma forse un po' difuso, che dobbiamo a EMILIO KELLER[100]). Ma il lavoro più poderoso, che nel 1896 abbia visto la luce intorno ai dialetti antichi dell' Alta Italia è quello di E. G. PARODI[101]) sull' antico ligure[101a]), che non è compiuto, e fa parte di un più ampio lavoro sui dialetti antichi e moderni della Liguria. Il primo capitolo studia le traccie di volgare nelle carte latine, che commenta per ogni verso, e di cui una, assai importante, ripubblica in modo corretto. Il *çoendam* di questa carta sarà ben legittimo, *scioenda* ricorrendo pure alle Alpi. L' Autore passa quindi a regalarci degli abbondanti testi di genovese antico, che vengon poi commentati insieme ad altri testi pubblicati altrove. Il lavoro è condotto con quella assoluta competenza che nel Parodi ognun riconosce, ed è fondamentale per gli studi linguistici della region ligure. — Un testo di lingua ibrida provenzale e italiana, e intorno a cui aspettiamo che l' ed. si pronunci, è stato pubblicato da A. RESTORI[102]). — È consacrato alle grafie dei testi latini medievali, ma non è chi non ne veda l'utilità anche pei testi volgari, una relazione di F. Novati e F. Sensi al VI Congresso storico italiano in Roma[103]). Vi si riprende in esame la proposta fatta e approvata in massima dal V Congresso, 'che nella pubblicazione di

---

97) I Capitolari delle Arti Veneziane sottoposti alla Giustizia e poi alla Giustizia vecchia dalle origini al MCCCXXX, vol. I (Roma 1896; pp. LXXX - 412). Nei Fonti per la Storia d' Italia pubblicati dall' Istituto Storico Italiano. **98**) I flagellanti di Castion nel Bellunese, ASTP. XV 425 sgg. (deve continuare). **99**) Amabile di Continentia Romanzo morale del sec. XV a cura di A. CESARI (Bologna 1896; pp CCXLVI - 153; v. 35—8). SOIR. **100**) Die Sprache der Reimpredigt des Pietro da Barsegapè. Beil. zum Progr. der Thurgauischen Kantonsschule 1895—96; pp. 63 (Frauenfeld 1896). V. Biadene, RBLIt. IV num. 7, Meyer-Lübke, LBlGRPh. 391—2, Tobler, ASNS. XCVII 435 - 7, e quello ch' io stesso ne dico in GSLIt. XXIX 453 - 62. **101**) Studj liguri, AGIt. XIV 1 sgg. (deve continuare). **101a**) Solo mentre sto correggendo queste bozze, ho notizia di un Glossario medievale ligure dovuto a G. Rossi (Torino 1896). Non l'ho potuto vedere, ma so che contiene degli spogli di scritture latine e volgari della Liguria medievale. **102**) Recettes de fauconnerie de Peire de l' Astor, RLR. IV S., IX 296—301. **103**) Relazione sul tema I comunicato dalla Società storica lombarda. In Atti del VI Congresso storico italiano.

antichi documenti sia fedelmente conservato tutto ciò che attiene alla sostanza, alla lingua e alla grammatica e tutti i fatti grafici che costituiscono una legge' . . . . e 'il Congresso è invitato a deliberare che la riproduzione integrale dei testi, così latini come volgari, sino a tutto il sec. XVI, non sia limitata da distinzioni nè di materia, nè di scopo e che per i secoli seguenti si restringa ai casi di evidente necessità'.

Gennajo-Febbrajo 1897. Carlo Salvioni.

Dialetti dell' Alta Italia. 1891—95. Fra i *lavori d'indole generale* sia ricordato, in primo luogo, il secondo volume della Grammatik der romanischen Sprachen di W. Meyer-Lübke [1]. Della quale ho io già discorso con abbondanza [2], ma a cui mi si consenta qui qualche altra giunta: §§ 41. Il plur. in *-e* di mascolini della 3ª vive sempre. Dal vicentino rustico mi si danno come normali: *i pólde* 'i pulci', *i mántese, i órdene, i róvere.* §§ 46. Circa alla estension territoriale della metafonesi in Lombardia, noterò che, essa ricorre anche sulla sinistra sponda del Verbano, nella Val Travaglia e nel Malcantone (Ticino), dove però, per quanto n'ho io potuto vedere, la si ristringe, — facciam qui astrazione dai soliti esempj lombardi e da *dinč* (sing. e plur.), — al suffisso *-áš* (*libráš* pl. *librę́š*, *fjoratáš* ragazzaccio pl. *-ę́š*, ecc.), e al plur. di *žǫ́van*, giovane, cui la Valtravaglia aggiunge quello di *grǭç* grosso, e suonano *žüvan* e *grȫž*, forma, quest' ultima, anche altrimenti notevole (cfr. arbed. *grǭs*). §§ 152. Il gerundio *andagand*, vivo sempre, p. es., anche in Valtellina, attira il gerundio di 'venire', che suona *gnigand -gend* a Romagnano e Ghemme; e 'venire', come altrove accade (cfr. §§ 240, 253 nelle nostre Giunte), attira 'tenere', onde il bol. *tñigänd.* Altrove però il tipo par andare più oltre, e così a Grignasco-Lomellina s' avrà *vivaghend* vivendo. §§ 223. A Ponte di Valtellina, è normale la fusione del tipo 'do' col tipo 'dago', onde *dǫ́gi* do, *stǫ́gi, fǫ́gi, vǫ́gi*; v. anche *sǫ́gi* so. § 262. Per *séva*, in quanto funga da piuccheperf. di congiuntivo (*se seva mí* se fossi stato io), il bellinz. può adoperare *füdéva (se füdeva mí* se fossi stato io), una forma, cioè, nella quale convengono appunto *séva* e *füdę́ç* fossi. § 257. Dalla versione di Asolo, che è nel Papanti ed è stata procurata dal Canello, si rileva che in quel dialetto s' abbia *-ę́a* = -ábam e *-ę́a* = -ébam. E evidente che qui la prima conjugaz. s' è solo avvicinata alle altre, non s' è confusa con queste. § 300. Nell' a. astig. dell' Alione, *visti,* vidi, e cosi la forma compare in tutti i dialetti gallo-italici. Notevole però ch' essa s' estenda oltre i suoi limiti, dovendosi ad essa gli *stabiliste* 'stabilì' *veniste* 'divenne', che offre, nel Papanti, la versione di Castelnuovo di Magra (cfr. anche *arfust* fu, nella versione di Carrara); dati i quali, si capisce che in qualche dialetto ne sia venuto il tipo normale di perfetto debole. Accade questo a Gragnola, nell' Alta Lunigiana, come ricavo da certe novelline popolari, che saranno menzionate più avanti: *vist vistn, cuprist, guarist, fnist, vestist, partist*; *est estn* ebbe -ro, *stest, dest, fest festn, podest, arespondestn, finzest, açendest*; *portest* portò, *mandest, buttest -testn, taghiest* tagliò, *pighiest, arivestn, lassesten* lasciarono, ecc.; *fust fustn*

1) Leipzig 1894, pp. XIX—672. 2) Giunte italiane alla 'Romanische Formenlehre' di W. Meyer-Lübke. SFR. VII 183—239.

fu, furono. § 329. Anche in Val Travaglia, *nüj nüja*, venuto -a, su *naj naja* andato -a, e nel Malcandone, *nüč -ča* su *nač -ča* [qui, e negli esempj allegati nelle mie giunte a §§ 240, 253, l'influenza è sempre esercitata da 'andare'. La spinta nuove invece da 'venire' nel lomellino *gnass* 'andasse' (RUSCONI XIX), foggiato certo su un *gniss* 'venisse']. § 343. Nel mil. rustico, *töč* attrae il partic. di *regöj* raccogliere, che può essere *regöč*. §§ 456—8. *selvonza*, a Colico, quello che a Talamona è *selvana* cioè la donna pagata per raccogliere le castagne (Monti; e Ascoli, AGit. I 315). — Valtell. *montagnón* l'abitante di Montagna. § 493. Dal Vocab. del MONTI ho ancora: *gnecadáa* malattia di languore (v. *gnecc*), *fincisciadáa* svogliatezza, *slojadáa* svogliatezza, che entrano in un'unica categoria concettuale, *testardáa* = * *testardadáa* testardaggine. Nell' uso del qual suffisso convengon dunque le Valli lombarde in bel modo coi Ladini, v. ASCOLI, AGIt. VII 495—6. § 506. Veron. *farinato* biadajuolo; da Vicenza: *pertegáto* chi abbacchia; *santanáto* chi è ospitato a Sant' Anna, *fontegáto* di Fontega, *marostegáto* di Marostica, e, a Padova, *porteláto* è l'abitante del quartiere di Portello. § 507. Padov. *calzéta* calzettajo, cardassiere; levent. *furmazẹt* di Val Formazza. § 508. Ven. *Rovigọto, Schiọto, Valdagnọto*, ecc. — Notevole, fra i lombardi, *büstọk* l'abitante di Busto[-Arsizio]; dove l'*-ọk* è dovuto insieme alla spinta dissimilativa (* *büstọt*) e al facile scambio tra *-ọtto* e *ọkko*. § 520. [È esempio pure toscano: *rivierasco*.]. Curioso *falasco* fallace, a Venezia. Nella Valle di Magra: *Zerasco* l'abitante di Zeri. — Parecchie sono le monografie, dedicate a singoli punti della fonetica, della morfologia e del lessico. Il GORRA [3]) ha trattato della così detta epentesi di iato, studiando i caratteri, l'estensione, i motivi e l'attuazione del fenomeno. È un lavoro erudito, diligente, ben pensato e meglio svolto; e le conclusioni a cui vi si giunge son tali, a cui, all'ingrosso, nessun glottologo potrebbe negare il suo consenso, e suonan nel senso che "la così detta epentesi di iato o si risolve nello sviluppo organico delle semivocali *i̯ u̯* da attigua vocal palatale o labiale, o si riduce a un fatto analogico, morfologico o sintattico; oppure il così detto elemento epentetico risale ad un suono di fase anteriore". Quanto vi può esser di discutibile in questa tesi, e avuto riguardo in primo luogo ai dialetti italiani, lo ha detto il PARODI [4]) in una recensione del lavoro del Gorra, che in queste posto va ricordata e senza riserve encomiata. A me si consentan queste poche osservazioni. Circa allo sviluppo di *j* o *v* da *ü*, si noti che il valmaggino ha *sü-v-a*, scure, mentre il dial. d'Arbedo ha *segü-j-a*, eppure a me non pare di notare una differenza tra l'*ü* di Valmaggia e quello d'Arbedo. Lo stesso dial. d'Arbedo ha poi *reveçī* (= *revüçī* riuscire) così come il mil. ha gli esempj del tipo *menajüra* all. a *revüçí* riuscire. Un doppione è fors'anche l'a. mil. *pagiura* (= * *pajüra*?; cfr. il marchig. *nigiú -una*, niuno -a, dove però il *j, ǧ* è determinato dall' *i*) contrapposto al moderno *pagüra* (= *pavüra*). Da *ajütá*, il mil. ha *vütá* (= * *avütá*), e movendo da *gaj* (v. il Glossario d'Arbedo del Pellandini, s. 'gaj' e la nota da me apposta a questa voce),

3) Dell' epentesi di iato nelle lingue romanze. SFR. VI 465—597. 4) GSLIt. XXV 115—128.

s'ha da una parte *sgajüš* (Cherubini), dall' altra *sgaüš sgavüš*, e si vede perciò il *v* soppiantare un *j* etimologico; il contrario di ciò che avviene nel piem. *bávo* = bajulus (mil. *báżer*), nel lomb. *patovęla* (bellinz.) da *patója* (Gloss. d'Arb. s. 'pata'), nel rust. lugan. *mavóstra* allato a *majostra* fragola, e fors' anche nel mil. *brová*, incuocere, contrapposto a *sbrojá* scottare. Nella quistione dello sviluppo di *v* (*g*) tra vocali, di cui nè l'una nè l'altra sia labiale, metterei da parte, oltre a *paraviso*, in cui il *v* è troppo diffuso perchè sia di mera ragion fonetica, il mil. *asevę̂*, avendosi, in qualche sobborgo della stessa Milano, *aséf* (= *asé-v-o*; cfr. *nif* mido [plur. *nivi*], a Trento, *div* e *digh*, dito, in terre della Provincia di Novara), e ricorderei [oltre al marchig. *nivente*, niente, LEOPARDI pag. 35, ai tosc. *alevatico*, aleatico, NERUCCI, *papaghero*, papavero, Fagiuoli V 326], il pav. *mega* 'meta', il trent. *pigáñ* all. a *pedáñ* 'pedaneo', i trecatesi *draghé* ultimo, *prega* pietra (*pragá* sassate), e fors' anche *amig*, nonna, (*ami-a* amita), lo *sbagá*, aprire pian piano, di Vespolate (cfr. mil. *badá* socchiudere), il borm. *leganda* (= *leanda*; mil. *lienda* lunghiera), il com. *gravisella* 'graticella' (MONTI App.), il mesolc. *żgravéj* piuoli 'gradelli' (cfr., però, il rust. mil. *scaravù* piuoli, che par essere * scalatori), il lomb. *ne-* e *navésch*, all. a *ne-* e *nadesch* gramigna q. 'natisco', il mil. *baveta* bajetta (cfr. port. *baeta*), il piem. *navía* trent. *navíca*, di fronte al parm. *nadíča*, sic. *naticchia*, ecc., ma dove forse s'è immesso 'nave' (Meyer-Lübke II 466), il bellun. *ragada* (*mesura ragada* misura rasa) quasi un 'radata' fatto su 'rasata'. Di *j* tra due *a* parrebbe esempio lo *skája*, scala, di Gorla Minore (= *scáa*; cade qui il *r* intervocalico). Sennonchè soccorre qui l'analogia di *kandíja* candela, *tíja* tela, (v. il gorl. contad. *sáas* salice). Venendo ora ai casi più difficili, quelli in cui ha luogo la epentesi di altri suoni che non sieno *j* o *v*, ricorderò per *r*: il piem. *cioraté*, allato a *cioaté*, chiodajuolo, il verz. *bonstarent* benestante (certo da *staente*) e i bellun. *olárega, salvárego, companárego* da *olaega*, ecc., il tic. *širöña*, cioè * *ši-öña*, allato a *šigöña* 'cicogna', con cui andrà il piem. *çiriñǫla* allato a *-viñǫla* (cfr. mil. *šigoñöla*); per *n*: gli esempi bergamaschi allegati in SFR. VII 216, ai quali aggiungo *tapeni* piccolo tappeto e *sofaní* piccolo sofà; per *š*: il mil. *següšáda*, SFR. VII 216 n, i veneti *marzasego, companasego, selvasego*, dei quali v. Rime del Cavassico II 323, e coi quali andrà forse l'enigmatico *śe* es est (*tu é, ço é, la é*, ecc., in *tu-ś-é ço-ś-é la-ś-é*, ecc.) dei dialetti veneti. Qui la spinta muoveva forse da *dí*:*diseva, fá*:*faseva*, e v. anche *ço su ca* all. a *çoso suso casa*, ant. *plusor* allato a *plu*, e anche *strasordinári* ben diffuso nell' Alta Italia all. a *straordinari*, e dove il *-s-* è dovuto a *disordine* (v. anche *strasóra* = *stra-ora* fuor d'ora); per *l*: *poleta* poeta, *polesia, telatro* teatro, *teluorico* teologo, che sono nelle poesie del Magagnò, e forse muovono dall' aversi avuto *pó*, può, allato a *pole*; per *d*: a. ven. *concedu* (= *conceú*) concepito, GSLIt. XV 268, trevis. *orédese* orefice, trent. *çerúdico* (venez. *ceròico*; e cfr. ASCOLI AGIt. I 500, 510), *bartadel* (Körting 8655), valtrav. *bedǫlca* 'biorca biforca' ASCOLI, AGIt. I 263, ecc. (per il *l*, sanvitt. *bǫlka*, piver. *bǫlke* 'biforcute' AGIt. XIV 113), mod. *rudéa* pisello (MUSSAFIA, Beitrag 95) regg., mod. *piod* aratro (SCHNELLER, Rom. VMd. 163; AGIt. IX 251—2), e traluce il

d anche dal *plodium* degli Statuti latini del Trentino, com. *riadél* piccolo riale (: *riá* : : *pradél* : *prá*). Mi si lasci infine notare, che *ǧaul* (p. 568) si ragguaglia a **ǧawld* (*aw* = *ál*), nè è mai stato diversamente asserito, che *avidá*, ib., potrà forse spiegarsi da un anteriore * *avüdà*, di cui v. qui sopra, e che *scoasco scovasco*, p. 567, è un errore per *scoasáco* o *scovasáco*. Altri lavori che si svolgono attraverso tutte le lingue neolatine sono quelli di Gustavo Rydberg 5) sulla evoluzione di 'facere'; di Jules Jeanjaquet 6) sulla congiunzione 'che'; di M. Grammont 7) sulla dissimilazione delle consonanti, a altri, per cui rimando alle relazioni sui lavori generali intorno alle lingue romanze. Per la parte lessicale, è assai importante lo studio di Ernesto Tappolet 8) sui nomi di parentela, dove, come pure appare dal frontispizio, i dialetti dell' Alta Italia sono assai bene rappresentati, anche per rilievi locali fatti direttamente dall' Autore, e dove alla ricchezza del materiale vanno pari l'acume e la dottrina. — Il Ministero dell' Istruzion Pubblica del Regno d' Italia aveva bandito un concorso per Vocabolari italiano-dialettali di tutta Italia da compilarsi secondo i criteri manzoniani. La Commissione incaricata di giudicare i concorrenti, riassunse i suoi giudizi in un rapporto, che crediam nostro dovere di segnalare agli studiosi 9). Una raccolta di canti popolari da ogni parte d' Italia è stata fatta da Eugenia Levi 10), la quale ha anche data la versione marginale delle voci e forme dialettali più discoste dall' italiano. Curioso che la solerte editrice dia due cantilene bellinzonesi come saggi di 'dialetto ladino (Anfi-zona cisalpina)'. Due lavori lessicografici, ambedue di zoonomastica, si estendono a tutta Italia. L'uno riguarda i nomi del 'pipistrello' ed ha per autore C. J. Forsyth-Major 11). Il quale ha raccolto con cura, ma non s'è data molta pena per dichiarare le molte forme attraverso cui si rifrange una sol base. Così se è vero che a 'vespertilio' risalgano in ultima analisi tutte le forme che l'A. ci dà come derivate da questa base, non è men vero che ben poche o nessuna rappresentan di essa la normale evoluzion fonetica. Onde correva l'obbligo all' A. di indicare, fin dove gli riuscisse possibile, le cause della deviazione. Ai nomi derivati da questa base è da aggiungere il sillan. *volpaštrẹl* AGIt. XIII 347. Nel Polesine s' ha *barbastréjo*, e a una forma analoga deve risalire il *berbestio* (= *berbestrío*?) di antichi testi veneti (v. il cod. gadd. del Fiore di Virtù, ed. Ulrich, p. 53). E *pilistrello* è già nel col. Riccard. del Fiore, nel saggio edito pure dall' Ulrich (p. 38). Coi nomi che esprimono l'apparir notturno dell'animale, va anche il rust. lug. *sgulanǫč* q. 'vola-notte', il *oršél dala*

---

5) Le développement de *facere* dans les langues romanes (Paris 1893; pp. IV—255). 6) Recherches sur l'origine de la conjonction *que* et des formes romanes équivalentes (Neuchatel 1894; pp. 100). 7) La dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes (Dijon 1895; pp. 215). 8) Die romanischen Verwandtschaftsnamen mit besonderer Berücksichtigung der französischen und italienischen Mundarten (Strassburg 1895; pp. VII—178). 9) Concorso a premi e menzioni onorevoli per la compilazione di Vocabolari dialettali bandito con R. Decreto del 6 marzo 1890. Relazione della Commissione giudicatrice a. S. E. il Ministro. Nel Bollettino Ufficiale del Ministero dell' I. P., 21 marzo 1895. 10) Fiorita di Canti tradizionali del popolo italiano scelti nei vari dialetti e annotati (Firenze 1895; pp. XIV—408). 11) Italienische Vulgärnamen der Fledermaus. ZRPh. XVII 148—160.



nöč, ošel dala nọč, di Cavergno (Valmaggia), e Varzo (Ossola); con quelli che ne descrivono la duplice qualità di 'topo' e di 'uccello', il *ucel-e-rát* di Chiggiogna (Leventina), il bellinz *mezrat-e-mezüsẹl*, l'arbed. *mezarata-e-mezurscèla*; v. anche *uselrát* accolto dal Monti s. 'mezarat'. Il 'topo volante' è pure nel *rata-vulúša* di Novara, nel *rat-sgulatéṅ* e *-svulatéj* di Zavattarello e Voghera. I monf. *rataròura* e *rattaràula* hanno *-òura* rispett. *-áura* per *-aóra*, secondo la norma ch'è spiegata in AGIt. IX 240 n. Siam quindi a un **rata-voráura* accorciato (forse attraverso **ratauráura*) in *ratarúura*, coi due *r-r* poi dissimilati in *r-l*. Una curiosa alterazione di **rat vorós* è poi quella che si vede nel *rat-morós* di Cuvio; alterazione che ci spiegheremo ricordandoci che il pipistrello era nel M. E. il simbolo della lussuria. Il com. *muserát* si risentirà di *müseráñ*. Curioso che il sard. *papparotto* sembri trovare un' eco, all' estremo settentrione d' Italia, nel *paparát* di Lodrino (Bellinzona); cfr. anche *pirlarát* nel contado di Lugano. Il veron. *signápola* è un *grignapola* nel quale s'è immesso forse un *cignar* 'cennare' fare smorfie. A cavaliere tra i territori della *grignapola* e quelli della *taragnöla*, che qui segue, sta la Valtellina. E da qui, e più precisamente dal paese di Ponte, ho appunto *triñápula* cioè **te-* o **tarignápula*. Circa al com. *taragnöla*, certo potrebb' essere per metatesi da *tegnaröla*; ma pure gioverà di richiamare il venez. *tarañọla*, chiurlo, e il leccese *tarañóla* allodola, (e barese *t'ranóle* toccaterra), che si riconducono a 'terraneo'. Anche sarebbe stato bene che l' A. avesse insistito sulle ragioni del femin. *ráta*, al qual proposito è bello vedere ne' dialetti, documentata dalle forme, l' oscillazione del genere: da *rat voló* s' ha dunque direttamente, a Ghemme, *rata volọ-a* (non *volóra*); accanto al qual *-volọ-a* è lecito supporre che si potesse avere un *-voló-v-a*; dal qual *-volóva*, il mortarese, rifacendo mascolino il pipistrello, traeva la forma *-volọ́f* (*rat volọ́f*). Nel trent., infine, c'è *ortolan*, il nome cioè dell' ortolano (cfr. all' incontrario, gen. *nottoan* ortolano). L' altro lavoro di zoonomastica è mio e riguarda la 'lucciola' [12]). Qui parecchie aggiunte e rettificazioni. Per *lüšítola*, v. *lüšẹtula* che m'è dato come di Sondrio. A Verdello (Bergamo) s' ha pure *lüní*. A Belluno, *luminéra*, e *lúccej'a* (= lúccica) è poi nel dialetto di Sillano (v. il garfagn. *lúccica*). Il masc. *fogarö* a Rezzonico (Como). Allato a *cesendélo* dèssi pure avere *cesandéla* (v. SFR. II 8). Derivato da 'cero' è il *šeríṅ* di Ceppomorelli (Ossola). Il tipo 'caca-fuoco' è ben diffuso in parte del Biellese, in tutta la Sesia e nell' Ossola (Varzo, Valle Antigorio), dalla qual valle, e cioè da Antronapiana, ho anche *brüsačíl* 'brucia-culo', *cülars* 'culo arso' è dato come valmaggino dal Monti, e *lüšačü* pure a Campodolcino (Chiavenna). [A Marsuri (Friuli) distinguon tra *mọska*, lucciola, e *mósča* mosca], *moskín* è a Tione (Giuicarie) e *mossolín* dev' essere in un passo del Ruzante (*i n' ha pi lusore com ha un mossolin*). Circa a *viöla* (= apióla), v. il soprasilv. *aviúl* ape. A Dissimo (V. Vigezzo) è *pavarjọla*, e *formigarọla* a Luzzogno (Valle Strona), di cui quindi ammetteremo che possa entrare nel *-rm-* di *sparmigiröla* e consimili.

12) Lampyris italica. Saggio intorno ai nomi della 'lucciola' in Italia, per C. Salvioni. Nozze Salvioni-Rossi (Bellinzona 1892; pp. 30).

A Gorla Minore c'è *lüçiñö* 'lucciola' e 'usignuolo'. Ad Asti, *moska-d'óro* e in Valsassina *mǫska-rǫca*, nell'Ossola, *gáta* (cfr. lomb. *gáta* baco). Circa ai nomi che sono studiati nei ppar. VIII–IX, è notevole il bellun. *mulinèra* che potrebb'essere 'mugnaja', cioè chi sta tra la mietitrice e lo prestinaja. Sennonchè, lo stesso dialetto ha pur *luminèra*, onde il sospetto di una metatesi, e d'altra parte, c'è, a Tarasp, *mulinera* farfalla, accennante sì al 'mulino', ma per via della polvere onde pajon cosparse le ali della farfalla. Ricordiamo anche che *panišóra* è pure di Cuvio e di Mesenzana in Val Travaglia, e che una forma dissimilata di *panirǫ́ra* ci s'offre nel *panilǫ́ra* del Malcantone (Lugano). Circa al canav. *paniǫ́la*, ecc., ogni dubbio ci è tolto dal *panigǫ́la*, che ricorre a Ailocche e Mezzana-Martigliengo (Biella) e a Roasco presso Gattinara. A spiegare la immissione del 'pane' nei nomi della 'lucciola', gioverà poi anche tener presente il proverbio toscano: *bel lucciolajo buon granajo* (Giusti). Ai vari §§ del cap. XI: § 3. A Ferrara anche *batciósa -ósla*, e la prima forma sarà forse come estratta dalla seconda. Di *batiçǫ́sola* gioverà poi ricordare che a Venezia *baticę́sola* è pure il nome del fiordaliso, e che, in tal significato, ha allato a se *batisuòsero*, un doppione che facilmente poteva venir esteso al nome dell'animale. § 5. La denominazione siciliana, che qui si studia, è passata anche ai gallo-italici di Sicilia: *diterna d' puurieri* a S. Fratello, *ddusgiu d'u pigurieru* a Nicosia, *dusa-picurera* a Piazza Armerina, e v. Pitrè, Usi e costumi del popolo siciliano, III 337—8. Il Pitrè allega una leggenda da Nossoria, secondo cui a un pecorajo, condannato in una grotta oscura, Iddio avrebbe manifestata la propria pietà mandandogli *lu lustru d' u picuraru*. Ma questa tradizione non fa che interpretare il nome; in realtà si tratterà di ciò che la 'lucciola' sia considerata come il lume che rischiari il pastore la notte. § 11. *kokíñ* è ben diffuso nell'Apennino pavese (Varzi, Zavattarello). § 12. Circa a *scornüzla*, v. appunto *scornaçóñ*, cervo volante, in varietà del parmigiano. § 14. [Nel Glossario zoologico che il Pirona fa seguire al Vocab. friulano, per 'lucciola' trovo solo *lúsigne*]. § 21. *lüšiǫ́ra* potrebbe aver luce dal vicino *lüšidǫ́ra* (Laveno), che potrebb'essere o un dissimilato *lüširǫ́ra*, o questa stessa voce con immessovi *dǫ́r* aureo. § 22. *mucarǫ́la* pure a Olginate (Como). § 28. *pajęta d'ǫ́r* sarà piuttosto 'farfallina d'oro', scorgendosi in *pajęta* la riduzione di un *parpa-* o *papajęta*. § 33. A Regoledo (Val Tellina): *parnigeröla* che starà a *parnirǫ́ra* come *s-parmigiröla* a *parmirǫ́ra*. § 39. Anche per *scornazzìna*, richiamo lo *scornaçóñ* di qui sopra. — Ricordiamo, infine, il triest. *lume de S. Giovan* che rammenta i ted. *Johanniswurm -käfer -fünklein*, l'*antüšéla* di Locana (Piemonte), di cui, come pure di un *lizaröta -rǫ́ta* di Civiasco (Sesia), non so in niun modo venire a capo, e il valtell. *paneséllа* (Monti) che dice insieme 'bioccolo di neve'. Non si staccherà dal pure valtell. *panevęla*, la deviazione spiegandosi appunto da *panesélla*, bioccolo di neve, che dev'essere qui il significato primo (cfr. il poschiav. *panasêl* rotolo di lana scardassata, *panasèla de nef* falda di neve, in Val Seriana, mil. *páner* lentiggini, ven. *páne* id.). Dalla Val Furva ho poi *mamàuin*, che è il diminutivo di *mamáu* insetto, e da Sondalo, pure in Valtellina, *mamai del kör*, che letteralmente par

dire 'insetto del cuore'. [Mentre sto rivedendo queste bozze, mi vengon communicati dalla squisita cortesia del Nigra i seguenti nomi della regione canavesana: *lüśa* in Val-Brosso, *skarlüssa* a San Giorgio (*skarlüśa* lucciolato, in Val-Brosso), *spañola, sparniyola, sparnyola, panavola, panavell,* tutti di Val-Brosso. Quest' ultima forma ricorda il termine trentino-valtellino: *panavola* sarà come l'incontro di *panavell* e *s-pañola*; *sparniyola* starà a *spaniola* come i termini lombardi con *parn-* a quelli con *pan-*; *skarlüssa* ricorda i termini emiliani e genovesi come *scorniüzla* ecc., dove *-lüssa* ben corrisponde al parm. *lúzza*; *lüśa* non sarà altro che 'luce'.] — **Venezia.** La contessa Irene NINNI ha raccolto le voci spettanti all' industria delle filatrici di perle [13]). A una monografia sul vocalismo di Venezia e Padova, Leone LUZZATTO [14]) ne ha fatto seguire una riguardante l'intiera fonetica. E' lavoro troppo scolastico e che tradisce l'inesperienza del principiante. V. PARODI, Ro. XXII 310 sgg. A. MOSCHETTI ha raccolti e studiati i bisticci geografici del popolo Veneziano [15]). Dotte e diligenti indagini intorno a un punto speciale di fonetica veneta (*ió* da *uó*) sono state istituite da Teodoro GARTNER [16]). Le conclusioni però a cui giunge l'A. pajonmi troppo ingegnose. Circa ai nomi in *-iólo,* poteva ricordarsi che molti son derivati da un radicale in (*a*)*rio* (*zeriöla,* p. es., è anche milanese), e di *diol* ricordo che la riduzione *giol* occorre nel trevisano e bellunese. Il chioggiotto ha anche *liongo* lungo, *tiornar* tornare, *riosegar* rodere, e fors' anche *cio* = * *kjo* = *ko* quando. Lo stesso GARTNER [17]) ha descritto con molta ampiezza e gran copia di utili raffronti un dialetto dell' anfizona veneto-ladina, il dialetto di Erto. Di questo lavoro, v. quanto scrive l' A. stesso in Jahresber. II 114—5. Degli importanti testi bellunesi del sec. XVI sono stati pubblicati da Vittorio CIAN e da me illustrati [18]). Una buona raccolta di nomi padovani di animali si trova in uno studio zoologico di Ettore ARRIGONI degli ODDI [19]). Antonio IVE [20]) tratta in uno studio originale e coscienzioso dei dialetti dell' Istria. Sul dialetto di Muggia ritorna Jacopo CAVALLI [21]) in un lavoro, dove anche si offrono le reliquie ladine attuali del dialetto di Trieste e si danno le prove dell' autenticità dei dialoghi del Mainati. I quali dialoghi sono stati ora ripubblicati, con una prefazione e delle note di scarso valore, da Emilio SCHATZMAYR [22]). Non ha pretese

---

13) L'Impiraressa. Nozze-Apolloni-Ninni (Venezia 1893; pp. 19). **14)** I dialetti moderni delle città di Venezia e Padova. Parte 1. Analisi dei suoni (Venezia 1892; pp. 31). **15)** I bisticci geografici del popolo veneziano. NAVen. VII, parte 1. **16)** IO aus UO in Venetien. ZRPh. XVI 174 sgg. **17)** Die Mundart von Erto. ZRPh. XVI 183—209, 308—371. **18)** Le Rime di Bartolomeo Cavassico notajo bellunese della prima metà del sec. XVI. Con introdizione e note di Vittoria CIAN e con illustrazioni linguistiche e lèssico a cura di Carlo SALVIONI. Due volumi (Bologna 1893 - 1894) ScCL. 246 e 247. **19)** Materiali per la fauna padovana dei vertebrati. I. Mammiferi, rettili, anfibi e pesci. Padova 1894. II. Uccelli. Milano 1894. **20)** Die istrianischen Mundarten (Wien 1893; pp. 42). **21)** Reliquie ladine raccolte in Muggia d'Istria. Con appendice sul dialetto tergestino. AGIt. XII 255—374. E credo sia questo stesso articolo che l'A. ha stampato, con identico titolo, in ATr. XIX. **22)** Avanzi dell'antico dialetto triestino cioè i sette Dialoghi piacevoli pubblicati dal Mainati, con un sonetto ed altri cimeli linguistici, con prefazione, traduzione moderna e annotazioni critiche esegetiche (Trieste 1891; pp. 142).

scientifiche, ma pur non si può dire malfatto e torna utile per le notizie che vi son date, lo scritto di Giuseppe BERGHOFFER [23]) sul dialetto di Fiume. Sul dialetto di Trento ha scritto L. CESARINI-SFORZA [24]) un libro, la cui parte più utile agli studi italiani [e ladini] consiste nella traduzione d'un breve brano dei Promessi Sposi del Manzoni nelle varietà e sottovarietà di Trento, Valle Lagarino, Valsugana, Valle di Pané, Primiero, Valle di Sarca, Giudicarie esteriori e Tione, Giudicarie interiori (Condino), Valle di Rendéna, Valle di Ledro, Valle di Non, Valle di Sole, Valle di Cembra, Valle di Fiemme, Valle di Fassa. Uno scritto di A. ZENATTI [25]) fa voti perchè si stampi intiero il Vocab. trentino dell'Azzolini, che, quale si conosce oggi, altro non è che un estratto compendiato. I saggi, che dà lo Z. di qualche articolo quale è nell'originale e nel compendio, risvegliano anche in noi il desiderio che il voto possa tradursi in atto. A Treviso ci porta il CHIARELLI [26]), con un vocabolario ch'io non ho visto, e di cui nemmeno non so se siano uscite più delle prime due dispense. Importanti assai per le parlate rusticane di questa città sono i 'materiali' forniti da A. P. NINNI [27]) e Irene NINI [28]). La giusta etimologia della voce veneziana *tantèrolo* è data da Vittorio ROSSI ASTP. XI 564—5. Di testi dialettali, che spettino a questa ragione, sono a me noti, oltre a quelli che già si son dovuti ricordare, i testi pavani editi da Emilio LOVARINI [29]), i quali spettano, nella loro maggior parte alla fase più antica del pavano moderno. I testi sono di grande interesse e pubblicati fedelmente, per quanto si possa poi ridire intorno ai criteri di restituzione adottati dall'editore. V. WENDRINER LBlGRPh. 1895 col. 200 sgg., Vittorio ROSSI GSLIt. XXVII 149. Di veneziano meno recente sono i dialoghi in sonetti pubblicati da Vittorio ROSSI [30]) di su una stampa della fine del sec. XV. Una fiaba in dialetto di Burano è stata raccolta da Angela NARDO-CIBELE [31]) alla quale solerte raccoglitrice dobbiamo anco dei canti e delle orazioni bellunesi [32]), e una raccolta di voci, pure bellunesi, relative alla coltivazione del canape [33]). Anche è stato ripubblicato il Filò di Giuseppe Coraulo, poemetto in dialetto rustico bellunese [34]). Importante, assai per il veronese rustico sono le poesie di Pietro ZENARI [35]), il quale era nativo di Soave e fu

23) Il dialetto fiumano. Saggio grammaticale (Fiume 1894; pp. 30). 24) Il dialetto trentino confrontato col toscano e coll'italiano propriamente detto (Rovereto 1895; pp. 104). Nel 19° Annuario della Societa degli Alpinisti trentini. Un altro scritto dello stesso Autore ch'io non ho potuto vedere s'intotola: Altri latinismi trentini, nella Strenna trentina letteraria e artistica del 1894. Appare dal titolo che a questi 'latinismi' ne devono esser preceduti degli altri. 25) Per un Vocabolario dimenticato. In Ricordo del IV Congresso della Lega Nazionale (Trento 1895). 26) Vocabolario del dialetto veneto con riguardo speciale alla provincia di Treviso 1ª e 2ª dispensa (Treviso 1892). 27) Materiali per un Vocabolario della lingua rusticana del contado di Treviso, con un' aggiunta sopra le superstizioni, le credenze ed i proverbi rusticali. Serie 1ª, 2ª, 3ª (Venezia 1891-92; pp. 231). 28) Appendice ai Materiali ecc. di A. P. Ninni (Venezia 1892; pp. 114). 29) Antichi testi di Letteratura pavana (Bologna 1894; pp. CXVI—386) ScCL. 248. 30) Dialogi in sonetti. Nozze Salvioni-Taveggia (Livorno 1892). 31) Bara Piero. Fiaba in dialetto di Burano. ASTP. XIV 108—109. 32) Canti ed Orazioni bellunesi. ASTP. XIV 209—217, 345—9. 33) La Filata o la coltivazione del canape nel Bellunesse. ASTP. X 33—44, 204-209 (e lo studio era già cominciato nel vol. IX). 34) Il Filò, poema nel dialetto rustico bellunese. Nozze Miani-Fulcis (Belluno 1893). 35) Poesie scelte dell'arciprete Pietro Zenari (Matio Zocaro) [edite a cura di Giustiniano SCRINZI] (Verona 1891; pp. XXXV—301).



arciprete di Caldiero. Peccato, che, come ni assicura persona veronese assai competente, l'editore, vicentino, v'abbia lasciato scappar dentro qualche forma del suo dialetto. E per il veronese di città è assai utile una pubblicazione di G. FRACCAROLI [36]). Altri testi sono dovuti a Giuseppe GOLIA [37]), e una fiaba veronese è poi stata raccolta e illustrata da G. L. PATUZZI [38]). Dei testi popolari trentini sono dovuti a N. BOLOGNINI [39]). Da Trieste so ritordare i versi che vanno sotto lo pseudonimo di MACIETA [40]). Qualche canto popolare padovano è stato raccolto e pubblicato da G. GIANNINI [41]); canti popolari politici di Vittorio da L. MARSON [42]), e qualche canzonetta e Villotta della Trevisana dalla contessa I. NINNI [43]). T. LUCIANI [44]) ha stampato dei proverbi e modi di dire nel vero e puro dialetto di Albona (Istria), la raccolta dei quali risale al 1855. Delle Fiabe popolari dalmate sono state raccolte e pubblicate da Riccardo FORSTER [45]). E de Zara dobbiamo registrare una pubblicazione di G. SABALICH [46]) e due di Paolo VILLANIS [47]). — **Lombardia.** Di singoli fenomeni fonetici ho io trattato in due speciali note. La prima [48]) riguarda il dialetto della Val Colla, a settentrione di Lugano, dove assolutamente non è tollerato che una parola esca con due consonanti, e vi si rimedia sempre con un *-e* d'appoggio. Come composto di due consonanti è anche considerato il *z* sordo e sonoro (posso ora dare come sicuro l'esempie *mẹ́że* mezzo). La seconda [49]) riguarda certi dialetti a settentrione di Bellinzona, nei quali l'*-a* costantemente s'assimila alla tonica (*váka* vacca, *pẹ́rlẹ* perla, *ǵẹ́śẹ* chiesa, *galíni* gallina, *pọ́rtọ* porta, *ọ́rọ* ora, *lúnu* luna, *dǘrü* dura, *zö̆pö* zoppa). Molta importanza lessicale ha il commento che E. LORCK ha fatte seguire al Glossario bergamasco da lui edito, e per cui v. specialmente GUARNERIO GSLIt. XXIII 428. Altre contribuzioni lessicali ha portate il RAJNA [50]) nel tentare la dichiarazioni delle voci *rẹ́des* (la quale ho io udita anche in Valmaggia) e *áves*, che sarebbero da ricondurre a 'herḗditas' e ad 'áquitas'. A parer mio s'urta qui in difficoltà fonetiche e morfologiche insuperabili. E questo deve aver pure sentito l'ASCOLI [51]), il quale

---

36) Una scena d'Aristofane (Ecclesiazuse, vv. 730—876) parafrasata in dialetto veronese. Nozze Carlotti-Starabba di Rudinì (Verona 1895). **37)** Dialogo pastorale ossia piccolo dramma sul Santo Presepio. Polimetro variato fra il dialetto e la lingua (Verona 1895; pp. 29). Va senza nome d'autore, ma è forse dello stesso l'opuscolo: Barin. Commedia in ottonari veronesi composta da un giovane dell'Oratorio dei Filippini di Verona (Verona 1891; pp. 32). **38)** A proposito di una fiaba. Nozze Fraccaroli-Rezzonico della Torre (Verona 1895). **39)** Usi e costumi del Trentino (Rovereto 1892; pp. 99). **40)** Brustolini e mandole. Versi in vernacolo triestino (Trieste 1891 [?]). **41)** Canti popolari padovani. ASTP. XI 153—73. **42)** Canti politici popolari raccolti a Vittorio. Nozze Sbrojavacca-Marson (Vittorio 1891). **43)** Alcune feste tradizionali nella Trevisana (Venezia 1893; pp. 19). **44)** Tradizioni popolari albonesi (Capodistria 1892). **45)** Fiabe popolari dalmate. ASTP. X 235—48, 305—331). **46)** Saggio di Voci, Modi e Proverbi nella parlata popolare zaratina (Zara 1892; pp. 54). **47)** XXV Strambotti popolari zaratini (Zara 1892; pp. 16); Otto Canzoni popolari zaratine. ASTP. XI 32—39. **48)** La gita di un glottologo in Valcolla per C. SALVIONI. Bollettino storico della Svizzera italiana XIII 94—106. **49)** L'influenza della tonica nella determinazione dell'atona finale in qualche parlata della Valle del Ticino per C. SALVIONI, AGIt. XIII 355—60. **50)** Intorno alla etimologia dei vocaboli I. rità, reda, redo, redes, rese—II. aves. RAL. VII 335—45. **51)** Figure nominativali proposte o discusse, ed altro insieme. AGIt. XIII 280 sgg. Per *erédese*,

dichiara la prima voce, in modo assai più accettabile ma pur molto, forse troppo, ingegnoso, e la seconda vorrebbe derivare da 'látice'. Alla quale identificazione, che nell' ordine dell' idea sarebbe pur così bella, pare a me di dover opporre, che la voce va per tutta Lombardia e anche più in là, e che per quanti esempj si possano scovare (e parecchi ne sono allegati qui sopra) di un *v* che estirpi l'iato pur tra vocali di cui ne' l'una ne' l'altra sia labiale, nessuno, se ne troverà che superi i modesti confini di uno o più distretti, e nessuno quindi che abbia l'estensione geografica di *áves* e che potrebbe confortarne la derivazione da 'látice'. In questo stesso lavoro (pp. 287—8), l'Ascoli dichiara egregiamente il *veltres* che occorre in Uguccione da Lodi. Di una voce giuridica che è viva in più terre del Canton Ticino (*fáwra*), e anticamente s'udiva pure in parte della Venezia (v. anche Schneller, Rom. Volksm. I 264: *faula, faoladega*) e nella Lunigiana (v. Rezasco, Dizion. del linguaggio storico e amministrativo s. 'fola'), ho io discorso [52]), riconducendola a una significazione speciale che i Lonbobardi avevano attribuito al lat. 'fabula'. — Quanto a pubblicazioni di testi dialettali, s'ha una nuova (?) edizione dei Monologhi di Davide Carnaghi [53]). La ricordo, perchè uno de' monologhi è nel milanese rustico di Lucernate. Ne risulta il fatto morfologico, che a me consta anche altrimenti, che il partic. passato dei verbi della 1ª si foggiò sul tipo *faj staj* ecc., onde: *sonai* sonato, *restai* restato, ecc. In dialetto dell'alto milanese, si hanno un bozzetto drammatica C. Bertolazzi [54]) e dei bozzetti in versi di Fed. Bussi [55]). Il più interessante testo lombardo di questo periodo sono però forse le poesie in dialetto di Cavergno pubblicate da Giacomo Bontempi [51]). Sotto il curioso titolo die *Nüm da Lügan* (= noi di Lugano), A. Catena ha pubblicata, a due riprese [57]), delle frasi e dei modi di dire luganesi, disposti alla rinfusa e senza la versione italiana. Non vi manca qualche poesia nè qualche brano in prosa, nè la produzione popolare rappresentata da qualche filastrocca infantile e da una interessante raccolta di quattrocento nomignoli di persone luganesi vive e morte, ai quali solo si deplora che manchi qualsiasi spiegazione. Il can. Vegezzi ha stampato una poesia del 1830 in dialetto luganese [58]), e di dialetto luganese è pure la poesia che si legge in Bollettino storico della Svizzera italiana XVI 153. Un saggio dalla stesso dialetto l'ha pure fornito G. Anastasi in una pubblicazione [59]) che anche porta un saggio, invero molto artificioso e italianizzato,

---

v. p. 287, per *áves* ib. in nota. 52) Della voce *fáwra* e del monte *Paráwla*, per C. Salvioni. Bollettino storico della Svizzera italiana XVI 223—28. 53) Monologhi di Davide Carnaghi Milano (La dedica dell'A. porta la data del 1890, ma la lettera di presentazione di Cletto Arrighi, quella del 1894). 54) La prima sira. Bozzetto in un atto in dialetto bosino (Milano 1892; pp 7). 55) Brianza: I nostar viran. Bozzetti in vernacolo bosino (Milano 1892; pp. 138). 56) Poesie in dialetto valmaggino (Cavergno) ora primamente pubblicate. Nozze Salvioni-Taveggia (Bellinzona 1892; pp. 25). 57) Nüm da Lügan (Lugano 1892; pp. 44); Nüm da Lügan. Almanacco-réclame per l'anno 1894 (Lugano 1894; pp. 86). 58) Bollettino storico della Svizzera italiana XIV 36—9. 59) Schweizerbund im Schweizermund. Gründung und Aufbau der Eidgenossenschaft dargestellt in sechsundzwanzig Hauptmundarten (Zürich 1891; pp. 160. V. pp. 132—36, 113 - 116). Non sarà certo discaro ai romanologi l'apprender qui come questo volume porti anche dei saggi dei dialetti romanzi di Friborgo (pp. 72—78), Vaud (137—41), Vallese (146—9), del romancio di Sopraselva (106—111) e della

del dialetto di Poschiavo ed è dovuto a T. LARDELLI. Autore di poesie nella varietà valtellinese di Sondrio è Carlo Bonadei [60]). Una novellina popolare di Chiavenna, una di Tirano e una di Cesano-Maderno le ha comunicate Stanislao PRATO [61]), al quale pur dobbiamo una cantilena popolare comasca [62]). Un giornale dialettale ha visto la luce a Crema [63]). — **Emilia.** Egidio GORRA [64]) ha descritto il dialetto di Parma meno felicemente di quello ch'è il proprio dialetto dell'A. cioè il piacentino. Egli non ha sfruttato interamente i fonti scritti e così stupisce di non veder figurare nel lavoro un esempio foneticamente e lessicalmente importante come *fro* fragola 'fragum', che è nel Malaspina. E anche *ravisa*, radice, non compare al num. 85 (v. però num. 94). Anche i fonti orali, di cui s'è valso il G., son giudicati malsicuri da Antonio RESTORI [65]). Il quale, parmigiano, è in grado di rettificare, e rettifica, il Gorra su parecchi e importanti punti, e approfitta dell'occasione per regalarci una bibliografia degli scritti in dialetto parmigiano e sul dialetto parmigiano dal 1722 ai nostri giorni. Questa bibliografia, corretta e accresciuta, è poi stata dall'autor suo ripubblicata [66]). Essa è utile anche per altri dialetti emiliani, così p. es. per il piacentino; ma è notevole che non vi si menzionino le aggiunte e correzioni che al proprio Vocabolario ha fatto Carlo MALASPINA e sono state rese pubbliche dal figlio Iperide [67]). E al RESTORI [68]) dobbiamo pure delle preziose notizie intorno ai più antichi documenti del dialetto urbano di Parma, che risalgono al 1734, nonchè la riproduzione di taluno fra questi documenti, sopratutto dei quattro sonetti sulla battaglia del 29 giugno 1734. Un nuovo vocabolario parmagiano è poi stato compilato da C. PARISET [69]). Tien conto de' suoi predecessori, e serve bene ai bisogni attuali dell'insegnamento scolastico. Vittorio RUGARLI [70]) ha stampato dei canti popolari raccolti a Fornovo di Taro. Da Pavia non so menzionar altro che un volumetto di rime [71]), il cui autore si cela sotto lo pseudonimo di Sentiwe-descarb-ocia; e nella stessa città s'è stampato e continua a stamparsi 'L f a s o u l i n, giornaletto settimanale, scritto parzialmente in dialetto. A Mantova [72]) si è compiuto il Vocabolario di Ferdinando ARRIVABENE, il quale v'ha poi aggiunto, — aggiunta, per ragioni facili a comprendersi, ben gradita ai dialettologi, — anche la parte italiano-mantovana [73]). Questo vocabolario riempie una lacuna non avendosi fin qui per Mantova che il Cherubini, il quale era milanese e, avendo vissuto qualche tempo non a Mantova

---

Bassa Engadina (111—13). 60) Saggio di dialetto valtellinese nella varietà di Sondrio; a pp. 389—406 del volume: Questioni serie in versi allegri (Milano 1895; pp. 410). 61) ASTP. X 502—4, 507—8, 505—6. 62) ASTP. X 508—9. 63) Betta d' la lengua s' cietta. Ann. I (Crema 1892). 64) Il dialetto di Parma. ZRPh. XVI 372—79. 65) LBlGRPh 1893, col. 215 sgg. 66) Saggio di bibliografia dialettale parmense. Appendice al lavoro che si allega alla nota 68. 67) Aggiunte e correzioni inedite al Vocab. parm. compilato da C. M., pubblicate per cura del figlio Iperide (Parma 1880; pp. 104). 68) La battaglia del 9 giugno 1734 e i primi documenti del dialetto urbano di Parma. Archivio storico per le provincie parmensi I. 69) Vocabolario parmigiano-italiano. Due volumi (Parma 1885—1892). 70) Canti popolari raccolti in Fornovo di Taro. Nozze Menghini-Zannoni (Bologa 1893; pp. 31). 71) In pavês (Pavia 1895; pp. 76). 72) Vocabolario mantovano-italiano (Mantova 1882 [ma questa data è relativa alla prima dispensa]; pp. 903). 73) Vocabolario italiano-mantovano (Mantova 1892; pp. 110).

ma ad Ostiglia, ha risentito l'influenza di quest' ultima varietà. Una cantilena popolare mantovana è stata comunicata da Stanislao PRATO [74]). Reggio-Emilia ci manda qualche canto popolare delle Valle d'Enza, dovuto alla solerte raccoglitrice Maria CARMI [75]), e dalla città stessa vedo annunciato un giornale dialettale [76]). Parecchi e importanti scritti sono da segnalare per Modena. Francesco Lorenzo PULLÉ [77]) ci ha dato una raccolta di testi dialettali che vanno dal 1527 alla metà del sec. XVIII, raccolta fatta con molta cura e diligenza e di cui si desidera l' uguale per ogni città d' Italia. Son premesse alcune notizie intorno allo sviluppo della letteratura dialettale modenese. Lo stesso PULLÉ [78]) s' è reso assai benemerito coll' aver illustrato i dialetti del Frignano. Una vera lacuna ha colmato Ernesto MARANESI [79]) col suo vocabolario modenese, che, tra i lavori italiani di tale indole, può considerarsi dei buoni. La prefazione grammaticale e le etimologie son tolte di peso dal glossario del Galvani. Di Bologna è da ricordare un libro di E. ZIRONI [80]) che ha anche carattere lessicale, e, fra altro, per i testi, quelli che si trovano in uno scritto di Carlo G. SARTI [81]). Dei dialetti di Romagna si deve parlare in un' opera di Emilio ROSETTI [82]), ch' io non ho potuto vedere. Del resto s' hanno per questa regione delle pubblicazioni folk-loristiche dovute a Benedetto PERGOLI (Ravenna e Forlì) [83]), a Giuseppe BELLUCCI [84]), a Tomaso RANDI [85]) e a Severino FERRARI [86]). Col Frignano già avevamo toccato l' Apennino - emiliano. A questo, e anzi al suo versante mediterraneo, ci riconduce un lavoro di Antonio RESTORI [87]) sui dialetti dell' Alta valle della Magra; lavoro condotto con buon metodo e importante anche perchè la regione di cui tratta è region confinante. V. MEYER-LÜBKE LBlGRPh., 1893 col. 107. Dall' alta Lunigiana, e più precisamente dal paese di Gragnola, ci ha procurati degli interessantissimi testi Felice BARIOLA [88]). La più spiccata carratteristica che risulta da questi testi sono i perfetti coniati sul tipu *vist*, di cui si parla in principio di questa relazione. Ma altre cose ben singolari ci offrono essi. L' uscita di plurale fem. *-e* dei nomi, aggettivi, pronomi della 1ª declinaz., e persin dell' articolo è qui rappresentata da *-a*: *le stela* pag. 15 (due volte), *le noza* 14, *scarpa* 16, *sett tonga* sette tonache 19, *le se' tonga* 20,

74) ASTP. X 510. 75) Canti popolari emiliani. Nozze Carni-Niemach (Firenze 1891); Canti popolari emiliani (ASTP. XII 175—96. 76) L' amig Zresa, giurnel sui generis cundii cun sel e peiver (anno 1º; 1892). 77) Testi antichi modenesi dal sec. XIV alla metà del sec. XVII (Bologna 1891; pp. XCI—285) ScCL. 242. 78) Dialetti, in «L'Appennino modenese descritto e illustrato» (Rocca S. Casciano 1895) pp. 673—728. 79) Vocabolario modenese-italiano compilato da E. M. coadiuvato per il riscontro della lingua parlata fiorentina dal prof. Pietro PAPINI (Modena 1893; pp. XXIV—448). 80) Notizie storiche, usi, costumi, linguaggi e gerghi dei muratori, più specialmente del Bolognese (Bologna 1892; pp. 128). 81) Il teatro dialettale bolognese. Studi e ricerche (Bologna 1895). 82) La Romagna (Milano 1894; pp. 811). 83) Saggio di Canti popolari romagnoli raccolti e annotati (Forlì 1894; pp. XV—226). 84) Saggio di Canti popolari romagnoli raccolti nell' agro cervese. ASTP. XII 406—13. 85) Saggio di Canti popolari romagnoli raccolti nel territorio di Cotignola (Bologna 1891; pp. 56). 86) Canti popolari di S. Pietro Capofiume. ASTP. X 413—8. 87) Note fonetiche sui parlari dell' alta valle di Magra (Livorno 1892; pp. 41). 88) Sei novelline gragnolesi. Nozze Oddi-Bartoli (Firenze 1891; pp. 57). 89) Il dialetto gallo-romano di Gombitelli nella provincia di Lucca. AGlt. XIII 309—328.

se' guardia 20, *tre fava cota* 16, *ste guardia* 20, *una o doa* 21, *n' ho fato d' pu bela* 'n' ho fatto di più belle' 21, *do cassa* 25, 42, *quatro cassa* 28, *do canna* 26, *unds ora* 27, *cola do cassa* 'quelle due casse' 28, *altra do cassa* 'altre due casse' 27, *tute doa la man* 33, *la man* ib., *pu bela la vnion* 'più belle le venivano (le mani)' 33, *la pegora* 35, *do bóta* 'due botti' 40, *tanta d' la dona* 'tante delle donne' 43, *do signora* 'due signore' 47, *saltarla* 'assaltarle' 47 (tre volte), *se' morta* 'siete morte' 47, *la se missn* 'le si misero' *la salt* 'le assalti' 47. Una dichiarazion fonetica di questo *a* non si può dare, e crederei quindi che la origine sua vada cercata nel tipo di plur. neutro 'le braccia' (e 'la braccia'). V. *se' braza* 29, *dosenta mighia* 28 (e anche *'n mighia* 26, come negli altri dialetti gallo-italici), *çent lira* cento lire 36, che potrebbe andar con *do cassa*, ecc., ma per cui anche sovviene il mil. *cent lira*. Cade l' *-a* di tutte le voci verbali (imperat. *pigh* piglia, *guard*, ecc.; 3ª pers. sing. indic. *port* porta, *tir* tira, *magn* mangia, *camin* cammina, *comenz* comincia, ecc.; 3ª pers. sing. imperf. indicat: *la pianzev e la suspirao* 37, *er* era, ecc.; cong. pres. dei verbi della 2—4ª: *mor* 41, *lez* 39, *epr* aperiam 33, ecc. e s' intende poi che s' abbia *lav, spos, rest* ecc. come congiuntivi della 1ª), e il fenomeno deve ripetersi da un conguaglio avvenuto tra la 1ª e le altre conjugaz. con prevalenza della 1ª nel cong., delle altre nell' indicat. Sul presente si modellava poi l' imperfetto. A due territorj gallo-italici persi in mezzo a popolazioni di linguaggio toscano ha rivolto i suoi sguardi Silvio Pieri, e frutto delle sue fatiche sono due ottimi lavori, l' uno sul dialetto di Gombitelli [89]), l' altro su quello di Sillano [90]). In una mia nota [91]) credo d' aver reso assai probabile che il gombitellese sia emiliano; e parmi che si possa affermare lo stesso del sillanese. Per *pĭjar*, cfr. bol., mod. *píga* piega. *krǫggjul* ha corrispondenze toscane, ma più prossime son qui le emiliane, per cui v. Flechia AGIt. II 337; per *nonon* s' hanno il ferrarese *nunón*, e il parm. *nonón*, che peró dice 'suocero'; e emiliano è anche *stricar* (bol. *strech* stretto, *stricar* stringere, ecc.). *rŭjar* non è altro che il *rügá* di Lombardia. E non abbandoneremo i dialetti dell' Emilia senza ricordare un lavoro postumo del Flechia [92]) sul nome 'Ariosto', dove di fenomeni emiliani assai si discorre. — **Piemonte.** Purtroppo ha avuto l' onore d' una seconda edizione il Glossario del maggiore Dal Pozzo [93]), ricco di etimologie le più fantastiche e le più amene. Un nuovo vocabolario piemontese, con buoni materiali ma poco felice nella versione toscana, è stato ammannito dal Gavuzzi [94]), e un vocabolarietto, con intenti meramente scolastici, l' ha pur compilato Giuseppe Salamitto [95]), e vi compajon forme che devon essere del dialetto monregalese, nella qual città il libro è stampato. — Da ricordarsi, e per certi rispetti ben utile, anche il saggio sui provincialismi del Piemonte di Giulia Forti-Castelli [96]). Importante assai è il Dizionario valsesiano

90) Il dialetto gallo-romano di Sillano. AGIt. XIII 329—354. 91) AGIt. XIII 310—12. 92) Del nome 'Ariosto'. Nota. AAST. XXVIII. 93) Glossario etimologico piemontese. 2ª ediz. (Torino 1892). 94) Vocabolario piemontese-italiano (Torino 1893). 95) Piccolo vocabolario piemontese-italiano, ad uso delle scuole elementari serali e festive del Piemonte (Mondovì 1893; pp. 89). 96) Saggio sui provincialismi del Piemonte ad uso delle scuole primarie e secondarie (Mondovì 1892; pp. 84).

di Federico TONETTI [97]), che illustra una regione fin qui punto o mal nota. E sebbene il Dizionario non rappresenti che la varietà di Varallo, con non molte voci dell' Alta Valsesia, tuttavia non è da disconoscere che una lacuna è pur colmata. Il dialetto valsesiano è di tipo schiettamente pedemontano per quanto la vicina Lombardia si faccia sentire p. es. nel non avervisi nessuna alterazione della gutturale sonora interna. Questo si sapeva, ma ha nel Dizionario valsesiano una gradita conferma. Il trattatello di grammatica che precede è elementare affatto ma è pur utile; e se ne ricava p. es. che anche qui, come nell' Ossola, nel Biellese e nel Canavese, la formola *-úva* ha un trattamento speciale (*crü* ma *crúa* = *cruva* cruda). Nella sintassi è notevole che il pronome affisso *nu* si ripeta dietro uno dei complementi del verbo, p. es. *se' t nu dagh un ponnu a ti am nu resta piunnu a mi* 'Se te ne do un poco[ne] a te non ne resta più[ne] a me'. Il Tonetti limita il fatto a 'ne', ma e non sarà così per ogni pronome? In dialetti vicini, p. es. a Borgomanero, il pronome affisso, qui però non ripetuto, s' affigge al complemento e persino al complemento oggetto, quindi *l' a basa sölu* = lomb. *el l' a basa-sü* = 'lo ha baciato su', *matté sögla* 'metteteglìela su', *l' a dic unséghi* 'e' ha detto così[gli]', *l' a sparté foghi* 'ha spartito loro fuori' *tigné lontaennu* 'teneteci lontano' letteralm. 'tenete lontano[ci]', *cü ch' jaecch facc dal malnu* 'coloro che hanno fatto del male[ci]'; tutti esempi, che ricavo dal Biondelli e dal Rusconi. Nella esemplificazione di voci mascoline comincianti per *s* impuro, spesso occorre che l' articolo indeterminato che vi precede, suoni *na* (*na speggiu* uno specchio, *na steungu* uno stomaco, *na stissett* un minuzzolo, ecc.), mentre la forma solita è *un*. Il Tonetti non s' è dunque avvisto che quell' *a* appartiene al nome (*n' aspeggiu*, ecc.) ed è l' antica vocale che tutti i dialetti romanzi premettevano al *s* impuro, qui conservata nella combinazione del nome coll' artic. indeterminato? Allo stesso TONETTI è dovuta la pubblicazione delle poesie di Cesare FRIGIOLINI [98]), due terzi delle quali sono in dialetto valsesiano. Altri testi piemontesi, astrazion fatta dal torinese, sono le poesie in dialetto di Rueglio (Canavese) di Pietro CORZETTO [99]), importanti per la regione onde provengono; le pubblicazini folk-loristiche di Filippo SEVES [100]), riguardanti Pinerolo e le sue valli; una cantilena d' Oviglia, comunicata da Stanislao PRATO [101]). — **Liguria.** Non porta data, ma dev' essere del 1890 o 1891, la seconda edizione di quell' importante fonte genovese che è il Dizionario di Giovanni CASACCIA [102]). Di nessun valore è l' opera di Carlo RANDACCIO [103]) sull' idioma e la letteratura

---

97) Dizionario del dialetto valsesiano preceduto da un saggio di grammatica e contenente oltre seimila vocaboli, frasi, motti, sentenze e proverbi (Varallo 1894; pp. 334) 98) Poesie edite ed inedice di C. F. (Varallo 1895; pp. 263). 99) Stîlalpin o la Cumegia dl' afarîsim e Varji rimi 'n Ruvlais (Canavsan) D-Péder Curzat-Vignot (Spezia). La pubblicazione non è compiuta e la 22ª dispensa porta la data dal 1890. Ma può darsi ne siano di poi uscite altre e ch' io non le abbia avute. 100) Saggio di Indovinelli popolari raccolti nelle Valli di Pinerolo (Pinerolo 1891; pp. VI—47); Proverbi piemontesi. ASTP. XIII 505 sgg. Proverbi piemontesi. Rivista delle Tradizioni popolari italiane II. Barba Gironi. Canzone popolare piemontese raccolta a Villar-Perosa. ASTP. XI 229-32. 101) ASTP. XII 573-4. 102) Dizionario genovese-italiano. Seconda edizione accresciuta del doppio e quasi tutta rifatta (Genova s. d.; pp. 863). 103) Dell' idioma e della letterature genovese. Studio seguito da un vocabolario etimologico genovese

genovese; e vedine GUARNERIO RBLIt. II 189, PARODI GSLIt. XXV 444 sgg. Di testi, e ove si faccia astrazione dalla città di Genova, non so ricordare che le fole di Costa Pianella raccolte e pubblicate da P. E. GUARNERIO [104]).

1896 e Giunte al 1895. Un utile lavoro è quello a cui s'è sobbarcato il prof. FRANCESCO L. PULLÈ col suo Le lingue e le genti d'Italia, che sta nel vol. IV dell'Italia del Marinelli [105]). Egli studia la ripartizione etnica dei popoli nell'Italia antica e la paragona colla ripartizione dialettale moderna. Questa è fatta secondo i criteri fissati dall'Ascoli, e, nei dettagli, si segue, forse con troppa fiducia, il Biondelli. Delle notizie statistiche, e due carte, l'una etnografica dell'Italia preromana, l'altra dialettale dell'Italia moderna, rendono ancora più utile questa monografia. Di altre pubblicazioni che riguardino i dialetti dell'Alta Italia [o di tutta Italia] [106]), se ne ricordin due, che hanno carattere esclusivamente bibliografico, ma risultan ben utili: una è del PITRÈ [107]) e riguarda le pubblicazioni folk-loriche, l'altra di GIOV. e CARLO SALVIOLI [108]) e riguarda il teatro. — ***Venezia.*** L. PAJELLO [109]) ha pubblicato un dizionario vicentino, per cui si può vedere la relazione sul Concorso dei Vocabolari dialettali, e che, coi suoi difetti, pur colma una lacuna; ben poca cosa offrendo i lavori congeneri del Da Schio e del Nazari. La inaugurazione del monumento di Dante a Trento ha dato luogo anche a degli studi su quel dialetto. E. ZANIBONI [110]) dedica a questo alcune pag. del cap. XIV di una sua maggiore opera. Egli prende le mosse dalle parole di Dante sul dialetto di Trento, e attribuisce il biasimo, che l'Alighieri a questo infligge, alle voci di origine e di uso germanico che il dialetto contiene. Al che si oppone L. CESARINI-SFORZA [111]), dimostrando,

---

(Roma 1894; pp. VIII—244). **104)** Due fole nel dialetto del contado genovese. Nozze Salvioni-Taveggia (Genova 1892; pp. 16).

105) La Terra, vol. IV: Italia (Milano, Fr. Vallardi). Il lavoro del Pullé comprende l'intiero par XI. **106)** Non ho potuto vedere il libro che ha per titolo: Le venti maschere italiane risorte, scritte e compilate in rime briose nei loro rispettivi dialetti di Giov. COCCHI (Milano 1896; pp. 82). — E colgo qui l'occassfone per dichiarare che, ove si tratti di testi dialettali moderni, il mio rapporto non la pretende a compiutezza. Questo, salvo qualche particolar caso, fa senz'altro astrazione dai testi dialettali di quelle città, che posseggono una ricca letteratura (Torino, Milano, Genova, Venezia, Bologna, e in parte anche Bergamo), e solo si propone di dar notizia delle produzioni dialettali delle città minori e dei paesi rustici, che, per avere una produzione letteraria bene scarsa, o per non averne del tutto, riescon particolarmente interessanti. Ma è questa, come ognun sa, una letteratura semi-clandestina, la cui notizia solo in pochi casi fortunati giunge all'orecchio dei lontani. E questa notizia arriva così tardi (e nel caso nostro, pochi mesi voglion dire un gran ritardo) che al commercio librario difficilmente venga fatto di impadronirsi ancora d'un esemplare. Vogliano i colleghi tener corto di queste circostanze, e essermi grati anche del poco che posso segnalar loro. **107)** Bibliografia delle tradizioni popolari in Italia (Torino 1895; pp. 628). **108)** Bibliografia universale del teatro drammatico italiano contenente i titoli e l'analisi di tutte le produzioni drammatiche pubblicate per le stampe in lingua italiana e nei vari dialetti d'Italia e all'estero, dalle origini sino ai nostri giorni (Venezia 1896 . . . .; esce per dispense). **109)** Dizionario vicentino-italiano e italiano-vicentino preceduto da osservazioni grammaticali e da regole di ortografia applicata. Parte 1 (vicentino-italiano); Vicenza 1896; pp. XXI—320. **110)** Dante nel Trentino (Trento 1896, ma 1895). **111)** Il dialetto trentino e un libro di E. Zaniboni, AT. XII.

parmi con ragione, che i germanismi specifici del dialetto trentino moderno non occorrono che in misura scarsissima in un certo numero di documenti medievali da lui esaminati, e che questi germanismi specifici non sarebber quindi penetrati che nel sec. XV. Ma il miglior lavoro per le parlate del Trentino è quello che ha steso E. Lorenzi [112]) sui cognomi tridentini. È una via questa ben poco battuta, e però non insisteremo sui difetti di metodo e di critica, per rivelare invece quanto meritevole sia la raccolta dei cognomi tridentini (italiani, ladini e tedeschi), e quanto proficue le dichiarazioni che all'autore consentono la conoscenza dei dialetti e dei luoghi e l'uso acconcio delle antiche carte. A. Zenatti [113]) e A. Balladoro [114]) hanno atteso a pubblicazioni di Folk-lore della campagna veronese, e mi son pur annotato, ma non ho potuto vederlo, un testo nel dialetto rusticano di Treviso [115]). — ***Lombardia.*** Vittore Pellandini [116]) ha dato alla luce un copioso glossario del dialetto d'Arbedo (Bellinzona), che si può intanto considerare come un utilissimo supplemento e insieme un mezzo di controllo al Vocab. com. del Monti. In appendice è data la versione arbedese della Parabola del Figliuol prodigo e della solita novella del Boccaccio. Io vi ho premesso una illustrazione fonetica e morfologica, e ho ammannite delle note agli articoli del Glossario, note che parte stanno a piè di pagina, parte si trovano, come giunte, alla fine del lavoro. Circa ai fenomeni fonetici, ricorderò che dalle voci del Pellandini, il quale considera il dialetto attuale, non risulta il fenomeno (*pć* da *pj* ecc.) di cui si tocca in AGIt. IX 209 n., che a suo tempo venne a me communicato dal Pellandini stesso, e che deve ormai non essere che de' vecchi. Nel Glossario: per *asbach*, v. il côrso *la si sbacca* 'si sciala', ap. Papanti 579; per *basèrga* il soprasilv. *basergia* chiesa; per *bastrüch-bastard* (così andava stampato), l'engad. *bastüchel bastard* e il valtell. *bastruch* ragazzaccio; per *braghida*, il posch. *braghir* (Monti; Suppl.); per *bola*, il soprasilv. *buola*; per *bòrgna*, il soprasilv. *biergna*; per *búra*, il ven. *bóra* tronco, pedale; per *bütáa*, abortire, il soprasilv. *bittar*; per *cadra*, il soprasilv. *catla*; per *casc*, il soprasilv. *catsch*; per *copidáa*, il soprasilv. *cupidar*; per *dèrbat*, il soprasilv. *diervet*; per *dròsa*, il piem. *dròsa*, il vegl. *droselo* acero, il soprasilv. *draus* e *draussa*; per *dubigáa*, il soprasilv. *dubligiar*; per *indüc*, il valtell. *sducc* digiuno; per *lamp*, v. Ascoli, AGIt. VII 578 s. 'lom', e si confronti, per il *-p*, l'ossol. *lamp* = *lam* letame; per *lavátza*, il soprasilv. *lavazzu*; per *láta*, il ven. *late* pezzi di legname che incatenano gli alberi ad altre parti della nave; per *loèsna*, il valtell. *loèsna*, e, per la desinenza, il blen. *ravésen* rapa da semente; per *marenda*, il valtell. *marenda*; per *marganse*, il piem. *meliáss*; per *móta*, il soprasilv. *muot*; per *nar*, anche il soprasilv. *narr*; per *nèss*, anche il

112) Saggio di commento ai cognomi tridentini (Trento per Nozze Biadego-Berardinelli (Verona 1896; pp. 16). **114**) Folk-Lore veronese. [1896]; pp. 145). **113**) Un manipolo di canti popolari veronesi, nella Miscellanea Saggio di modi di dire, nella Miscellanea per Nozze Biadego-Berardinelli (Verona 1896; pp. 9). Folk-Lore veronese. Proverbi (Verona 1896; pp. 176). **115**) Statuto de la vera Sossia contadina e brassante fato da paron Stefano Massarioto e compagnia soto el lamoso portegon e stampà da novo parchè tuti lo leza (Treviso 1896; pp. 35). **116**) Glossario del dialetto d'Arbedo. Con illustrazioni e note di C. Salvioni. In BSSIt. XVII e XVIII.

soprasilv. *nescher*; per *nòda*, e *nodáa* i soprasilv. *noda* e *nudar*; per *pedressin*, il soprasilv. *pederschin*; per *papadúu*, il trevis. *papadór*, il ven. *papaór*, gancio della catena del focolare; per *perbüjíi*, il gen. *preboggí* bislessare; per *piòda*, il posch. *plota*, valses. *piova*; per *purscèna*, il sard. *puschena*; per *rèbüs*, il levent. *rèbus*, posch. *ribas* cosetta vile, bol. *rébbśa* nulla; per *redáa* il soprasilv. *redar*; per *scíspad*, il valsass. *scispit*, Cherub. IV Suppl., e *scésped*, il soprasilv. *tschespet*; per *s'ciüfentáa*, il soprasilv. *stuffientar*; per *scumpitzass*, il bellinz. *scomb-* (Monti), e il valtell. *spizzolass*, e anche qui avremo piuttosto a fare con *piz* becco; per *smorentzáa*, il valtell. *smo-*; per *spitzimigüj*, il com. *pizzamocui*: per *spitzorocò*, il com. *pizorá* e il valtell. *sbecolat*, onde risulta che la voce si connetta piuttosto con *piz* becco; per *starlagnáa*, il verz. *stralegnáa*; per *traciúu*, il bellinz. *trecciò* (Monti); per *tremèla*, il valtell. *timilin*, il piem. *tumel*; per *ugádru*, il soprasilv. *vugau* tutore, *ugadár vu-* porre in balia, mettere in tutela, *ugadía* tutela; per *vèrtiśa*, il lad. *gverśa* (Meyer-Lübke); per *zigra*, il soprasilv. *tschagrun*, tradotto per il. ted. 'Zieger', che sarà però la base della nostra voce. — Di qualche voce di questo Glossario, e di qualche altra, s' è occupato il MEYER-LÜBKE [117]). Egli dichiara il lomb. *borí* dal riflesso longobardico dell' aat. *bŭrian*; *ǧuva* da un longob. * *klŭba*; *fruda* da un gallico * *frŭtu* (= irl. *sruth* fiume). E, nel campo delle interpretazioni etimologiche, ricorderò ancora un libro di BENED. CROCE [118]) sulla Lingua spagnuola in Italia, solo per avvertire, che l' A. si libera del lombardo col rimando a una frase di Giov. de Castro, ASL. IV 491; meglio l' avrebbe informato il Cherubini (Vocab. V 254—6; e da qui ha tolto a prestito C. Cantù, Milano, 1871, pp. 99 n.), le cui liste copiose si possono, ove si faccia astrazione dagli spagnolismi comuni colla lingua, ridurre a poco più d' una dozzina di vocaboli, o a due, ove si tenga conto delle voci date come spente. Ben di più darebbe certo uno spoglio sistematico dei vocabolari; qui per qui mi sovvengo di *ŏla* = *olla* (e *potrida*, miscuglio, è pur nel Maggi); *mondegíli* e *mongadíli* = sp. *almondiguilla*, catal. *mondonguilla*; *caráco* = *carajo*; *panadora* = *aparador*; *ínca* = *hincha*; *teríma* = *tarima* [e nel genovese: *desdića* = *desdicha*, *perón* = cat. *poró*; cfr. *beive â catalanna* bere a garganella, col *poró*). Il dizionario milanese di C. ARRIGHI [119]) non significa punto un progresso. Egli ci dà la lingua modernissima, correda gli articoli di esempi vivi da lui creati, e aggiunge un repertorio italiano-milanese, che è la parte a cui i non lombardi e i romanologi faranno miglior viso. Ma per tutto il resto, i colleghi faranno bene ad attenersi al Cherubini, contro cui l' A. ingiustamente si sbraccia. V. del resto, quant' è detto nella relazione del Concorso pei Vocab. dialett., s. num. 4. Un valoroso ittiologo, il prof. P. PAVESI [120]), ha raccolto, in tre apposite tavole che

---

117) ZRPh. XX 529—34. **118**) La lingua spagnuola in Italia (Roma 1895); v. il cap. VI. **119**) Dizionario milanese-italiano, col repertorio italiano-milanese (Milano 1896; pp. XI—900). Sul frontispizio è soggiunto: «premiato nel concorso governativo del 1890—93». Ora questo non è esatto; l'Arrighi non ha ottenuto che una 'menzione onorevole'. **120**) La distribuzione dei pesci in Lombardia (Pavia 1896; pp. 40). E poichè me se n' offre il destro, mi si lasci ricordare un altro lavoro del Pavesi, che tocca agli studi nostri; sono Gli Ordini

corredano un suo scritto, i molti nomi dialettali dei pesci di Lombardia, raccolta per noi ben utile. Venendo ora a pubblicazioni di testi dialettali moderni, ho da Bergamo una traduzione anonima del I Canto dell' Inferno [121]), e delle poesie di LUIGI CITTERIO [122]). Nel dialetto di Sondrio ci ha regalate altre poesie (in parte colla versione italiana di fronte) il prof. CARLO BONADEI [123]). Delle scene in dialetto rusticano di Varese, un allegro e spiritoso giovane che si cela sotto lo pseudonimo di TRY KO KOMER [124]). I fatti più salienti che ne risultano sono: a) la frequenza con cui la protonica *e* s' assimila a un *u* della tonica, soprattutto quando all' *e* s' accompagni consonante labiale: *sucur* sicuro, *sugura* sicuramente, *mutuu* messo, *buüu* bevuto, *vuduu* veduto. b) il tacere di *-v* che sussegna a *e*, *i* ed *ö* tonici: *bee* bevere, *scri* scrivere, *catíi* cattivo, *moeu* muovere, *pioeu* piovere, ecc. Da Como ci vengono le poesie di P. FRICO [125]), dalle quali risulta abbondantemente confermata quella che, nell' ambiente lombardo, può ritenersi come una caratteristica comense, quella, cioè, per cui risulti rizotonica la 2ª persona plur. dell' indic. presente (*pórtof*, *védof*, ecc.). La trasposizione d' accento sarà dovuta al bisogno di render uguali nell' accento la 1ª (*mándom* ecc., v. Meyer-Lübke, It. gr. § 391) e la 2ª pl. dell' indic. presente, così come sono uguali nell' imperf. indic. e congiuntivo. Da Busto-Arsizio ci viene una scena comica di R. SANDRONI [126]), e da Gorla-Minore, il prof. sac. GIOVANNI GREPPI [127]) manda ventiquattro quartine in ottonari. Da ambedue i testi risuta confermato il fenomeno, caratteristico per que' dialetti, della caduta di *-r-* primario e secondario (da *-l-*). — **Piemonte.** Un caro ricordo d' oltretomba è quello che ci viene da G. FLECHIA [128]). Studia egli, nel dialetto del suo nativo Piverone (Canavese), quello stesso fenomeno che, per un angolo di Lombardia, è studiato in AGIt. XIII 354 sgg. Il principio è identico: la vocal finale si determina sotto l' influenza della tonica, ma l' esplicazion del principio è diversa; qui è il solo *-a* che intieramente s' assimila alla tonica, là, nella lotta tra *-e* ed *-i*, prevale questo dietro *ẹ́*, *í*, *ú*, *ü*, quello dietro ogni altra vocale tonica. La ragione del fenomeno è cercata dal Flechia nella condizione topografica di Piverone, che si trova sulla linea intermedia che separa l' alto dal basso Piemonte. Il criterio distintivo della region bassa dalla regione alta starebbe appunto, secondo il Flechia, in ciò, che in quella predomini l' *-i*, in questa l' *-e*. Anche in un altro punto il dialetto di Piverone tramezza, nel trattamento, cioè, di *´-n* + *voc.* Quando la vocale accentata sia *a*, allora Piverone va col basso Piemonte (*laňna*), quando sia un' altra vocale. rimane la nasale dentale, s' ha, cioè, l' accordo con quella parte dell' Alto Piemonte, cui Piverone appartiene, cioè

e Statuti del Paratico dei Pescatori di Pavia, pubblicati e annotati, in BSP. I 246—80, II 2-31 (1893—94). **121**) Tradüziu dell' Inferen. Cant prim (Bergamo 1895). **122**) Sìc Bosinade (Bergamo 1896; pp. 19). **123**) Codicillo di versi serii, faceti, luttuosi, in lingua, in dialetto (Sondrio 1896; v. pp. 90 e sgg.). **124**) Zachiell-Pasqual, Togna e Naclètto (I nostri buoni villici). Scenette rusticane in versi Bosini (Varese 1896; pp. V-87). **125**) Bosinad. Segonda filza (Como 1896; pp. 119). Una prima filza ha visto la luce nel 1895 (Como, pp. 70). **126**) Lengáscia, scena comica in dialetto bustese (Busto-Arsizio 1896; pp. 6). **127**) Il convegno dei preti gorlesi. Memorie (Milano 1896; v. pp. 15—19). **128**) Atone finali, determinate dalla tonica, nel dialetto piveronese, AGIt. XIV 111—20.



col Canavese. Questo ed altro s' impara dalle pagine del defunto Maestro, ed è da rimpiangere che non si sian trovati l' Appendice e le Note lessicali, a cui, nel presente lavoro, è sempre rimandato. Una varietà assai importante del piemontese, il monferrino, ha trovato un dotto illustratore in RODOLFO RENIER [129]). Ha egli cioè pubblicato (e dico ‚pubblicato', perchè il vecchio libercolo, fatto per il popolo, era poco o punto noto fuori del Piemonte) il 'Gelindo', dramma popolare del Piemonte, che nella sua redazione più schietta riflette la varietà dialettale dell' Alto Monferrato. E s' intente che il R. non si limita a una ristampa. Egli tratta il suo testo colla critica in tali condizioni possibile; distingue i suoni con segni diacritici, dove è da deplorare che la stamperia non abbia disposto di sufficienti segni, e che così non siansi potuti indicare gli accenti, e dove, secondo me, è forse stato un pensiero troppo ardito, quello di adottare senz' altro la pronuncia del paese alto-monferrino onde trae origine il Signor Piccarolo, cortese informatore del R. Qual' è, p. es., il criterio con cui l' A. ha deciso tra l' *i* schietto (= *ü*) del Ferraro (v. p. 3 n.) e l' *ï* del Piccarolo? Il R. illustra poi con molta coscienza il suo testo. Egli è quello che ognun sa nel campo della storia letteraria; ma qui, per compiere intieramente il dover suo verso il testo, s' è dato, con molta abnegazione, a coltivare un territorio non suo, e v' è riuscito in una misura da dovernelo invidiare. Certo, il novizio si sente pella trattazione diffusa, nei raffronti e rimandi abbondantissimi, nella peritanza nel giudicare di qualche fenomeno. Ma ciò non toglie che il suo studio sia, nel complesso, eccellente e rappresenti un' utilissima contribuzione agli studi dialettali della region subalpina. Alla esposizione dei fatti fonetici e lessicali, segue un glossario completo. Circa a *mei*, e soprattutto a *mei-mei*, s' ha qui il riflesso piemontese di 'metus'; il semplice *mei*, timore, è registrato dal Mamini: *psanté* sarà forse 'passantare' o 'passentare', o forse 'passare' commisto a 'sfantare' GSLIt. XXIV 268—9; di *sairass* e *zigra*, v. qui sopra. Del Gelindo s' ha poi un' altra redazione, il cui dialetto rispecchia l' alessandrino; il R. ne dà un saggio e stabilisce (p. 188) con molta finezza i caratteri linguistici per cui differisce dall' altro Gelindo; così come a p. 181, son ben fissati i punti capitali in cui il dialetto del Gelindo alto-monferrino differisce dal piemontese comune (tipo di Torino). — G. GAVUZZI ha fornito un piccolo supplemento al suo Vocabolario [130]), e ci ha dato nello stesso tempo la parte italiano-piemontese di quella sua opera [131]); utile anche per la grammatichetta che precede. Di testi piemontesi ricorderò i saggi di Folk-Lore pinerolese di F. SEVES [132]). — ***Liguria.*** Non ho da segnalare che dei testi in dialetto della Spezia di A. ZOLESI [133]) e di U. MAZZINI [134]). — ***Emilia*** e ***Marche.***

129) Il 'Gelindo'. Dramma sacro piemontese della Natività di Cristo. Edito con illustrazioni linguistiche, e letterarie (Torino 1896; pp. IX—255); v. Tobler, ASNS., 1896, 232—4. **130**) Supplemento al Vocabolario piemontese-italiano (Torino 1896; pp. 23). **131**) Voca bolario italiano-piomontese (Torino 1896; pp. 696). **132**) Pregiudizi e superstizioni delle Valli di Pinerolo (Pinerolo 1896. Nozze Moreni-Bonino). **133**) Er cansoneo spezzin (Spezia). **134**) A spedission de Caraa. XX sonetti in vernacolo spezzino (Spezia, 1895). Negli anni precedenti, s' hanno dello stesso Autore: Carlevà, raccolta di canti carnevaleschi spezzini (Spezia 1891); Strufùgi, saggio di alcune rime in vernacolo spezzino (Spezia 1894; pp. 63); A passion do Signoe. XXX sonetti in vernacolo spezzino (Spezia 1894).

Dobbiamo un testo modenese a A. CL. MIOTTI[135]). Da quella region delle Marche, che si può dire continui il gallo-italico della Romagna (v. Ascoli, AGIt. II 444, VIII 105), ci è venuta una preziosa pubblicazione di DRUSO RONDINI[136]). Precede una descrizione dei caratteri linguistici, che non è gran cosa, e sulla quale qui non insisto, intendendo io di dirne più diffusamente in altra sede. Qui mi basti avvertire che, più preziosa ancora dei testi folk-lorici, è la riproduzione, in doppia forma (quella della stampa del 1819, e quella che corre anche oggi sulla bocca del popolo) dei 'Documenti, Testamento e Codicillo del celebre Cecchino Marchegiano, Contadino di Fossombrone'.

C. Salvioni.

Süditalienische Dialekte. 1895. In unserem Berichtjahr sind, so viel ich sehe, nur zwei das Süditalienische betreffende Arbeiten erschienen. Dieselben beleuchten das Verhältnis gewisser süditalienischer Dialekte zum Griechischen, die eine, indem sie die Ortsnamen in Süditalien und Sizilien einer Untersuchung unterwirft, die andere, indem sie uns Texte und lexikalische Beiträge aus einem mit italienischen Elementen stark zersetztem griechischem Dialekt der terra d'Otranto liefert. — Wie überaus nötig, und zwar nicht bloss für die Sprachgeschichte, die Untersuchung der Ortsnamen ist, hat bereits Ascoli in einem Briefe vom 26. März 1891 hervorgehoben, den er neuerdings herausgab[1]). Einen schätzenswerten, wenn auch im Verhältnis erst minimalen Beitrag zu einer zukünftigen *toponomastica italiana*, wie sie Ascoli mit Recht für wünschenswert hält, hat ROLLA in seiner Toponomia calabrese[2]) gegeben. Vollständigkeit darf man von ihr freilich nicht erwarten. Mit anerkennenswerter Bescheidenheit sagt auch Rolla selbst im Vorwort, er wolle nur Materialien liefern, die einer späteren grösseren Arbeit von Nutzen sein könnten. Er beschränkt sich deshalb auf die Untersuchung einer bestimmten auf das Griechische zurückgehenden Anzahl von Ortsnamen aus Kalabrien und Sizilien. Auch bei einer solchen Beschränkung — es werden im ganzen 107 Namen untersucht — wäre eine Anordnung nach irgend einem Prinzip am Platze gewesen. So wie sie uns vorliegt, ist die Arbeit zum Nachschlagen schlecht zu gebrauchen; auch das alphabetische Verzeichnis ist insofern unbrauchbar, als es die Seitenzahlen nicht angiebt, auf welchen die Namen besprochen werden. Aus dem durcheinander geworfenen Material kann der Leser aber, wenn er sich die Mühe giebt zu suchen, Interessantes entnehmen. Die Namen einzelner Ortschaften, Flüsse, Berge aus genannter Gegend werden auf ihren griechischen Ursprung hin untersucht; auf parallele Erscheinungen in Griechenland selbst wird aufmerksam gemacht. Interessant, wenn auch gewagt, dürfte die Erklärung von Bronte, einem auf dem Abhange des Etna gelegenen Orte der Provinz Catania aus βροντή = Donner, Erschütterung sein. „*Il nome del paese* — meint Rolla — *rispecchia*

135) Fra i filodramatic, prologo-monologo e prologo in martelliani modenesi (Modena 1896, pp. 16). 136) Canti popoli marchigiani raccolti a Fossombrone ed annotati (Pesaro 1895; pp. XV—290).

1) Supplementi periodici all' AGIt. Terza dispensa 1895. 2) Toponomia calabrese con una appendice lessicale. Casale, Carlo Cassone 1895. 71 S.

una nozione mitologica notissima delle personificazioni dei boati volcanici nel titano che nella spelonca affumicata di Mongibello battea con Volcano all' incude i fulmini di Giove". — Lautlich fraglich erscheint mir die Ableitung von *Aci* aus *Acri*; merkwürdig kommt mir auch *Dinami* aus *δυναμις* vor; freilich giebt es den Ort *Potenza*. — Seiner toponomia lässt ROLLA eine „appendice lessicale" folgen, in welcher er, diesmal in alphabetischer Reihenfolge, auf griechische Etyma zurückgehende Wörter untersucht. Wörter wie *štirisimi* (*ὑστεριομός*) *risipela* (*ἐρεσιπέλας*, Gesichtsrose) sollten aber wegbleiben, da sie nur Verstümmelungen gelehrter Wörter sind. Ähnliches haben wir im Sizilianischen: *romantici* (Rheumatismus)[3]. In vielen von Rolla angeführten Wörtern ist nur der erste Bestandteil griechisch: *jilandra* (Wasserschlange) von *ἐγχέλιον*; *murokku* (schwarzer Pilz) aus *μαυρός* (schwarz), *palacca* (*πῆλος*) Schlamm (von *πῆλος* auch *appiḍḍari*), *n'grongulu* (von *γόγρος* eine Art Fisch, der Muräne ähnlich u. s. w. — An griechische Stämme werden italienische Suffixe angehängt (*cuturuna* von *χύτρα* (ein irdenes Gefäss), *'mprisusu* von *'βρίσια*, Beschimpfung, *simitura* Begräbnis (von *σῆμα* + itura). Manchmal bleibt vom griechischen Bestandteil so wenig übrig, dass die Ableitung fraglich erscheint (so *sprulici*, ein weisses für Besen gebrauchtes Gras aus (*ἀ*)*σπρός*, und besonders *sciamarra* (eine Art Beil) von *ὀξεῖα*. Wie ist aber *marra* zu erklären? Sollte das Wort nicht eher mit *scimitarra* (kurzer Säbel) zusammenhängen? Auch die Ableitung von *avunu* aus *ἀμός* (Widder) kommt mir merkwürdig vor. — Mit einem griechischen Dialekt der Terra d'Otranto beschäftigt sich ASTORRE PELLEGRINI in seinen Nuovi saggi romaici[4]. Der erste Teil der Arbeit, in dem eine Reihe von Gedichten aus der Provinz Lecce, aus Martano, Calimera, Castrignano, Corigliano, Zollino, abgedruckt ist, interessiert uns nur insofern, als in der Sprache dieser Gedichte zahlreiche italienisch-dialektische Wörter sich finden: *limbitari* (I), *manari* (II); *cundanna*, *ffatica*, in III besonders viele, so der Vers „*de mancu e frumo per chi e primavera*". Gedicht XIII ist sogar halb griechisch halb italienisch. Auf die Gedichte folgt dann von p. 52 an eine alphabetisch geordnete appendice lessicale mit Erklärung von Wörtern. Unter jedem Buchstaben werden zuerst die Wörter griechischer, dann diejenigen lateinischen Ursprungs angegeben. Letztere könnten schätzenswertes Material zu dialektologischen Untersuchungen liefern. In lautlicher Hinsicht unterliegen diese Wörter denselben Regeln wie die süditalienischen selbst: z. B. *ẹ* zu *i* (*potere* — *putiri*); *in* + *Lab.* = *am* (*invio* = *ambico*; *imperatore* — *amperuturi*). Als Anlautsilbe wird *a* gern gebraucht wie im Sizilianischen *amedd* (*mespla* . . .) Mispel, sogar *an*; *andoro* (odore), *ampoderò* (poderoso); unbetontes *e* + *r* = *ar* (*terreno* = *tarreño*). — Es schwindet *t* intervocalis *avvocato* = *avvokao*; *vanità* = *vania*; *sventurato* = *šventurao*; *g* intervoc. auch *fatica* = *fatia*; *g* anlautend + lab. Voc. fällt *gutta* = *'utta*; *pl* + *Voc* = *kj* (*kjanta*), *nv* = *m* : *convento* = *kumento*; *ll* = *ḍḍ*, *τριφυλλον* = *trifyḍḍo*, *gonella* = *kunneḍḍa*. — Besonders interessant dürfte sein, dass die

3) Cf. Referent: Laute und Lautentwickelung des siz. Dial. p. 123.
4) Nuovi saggi romaici di terra d'Otranto in den Supplementi periodici all' AGIt. Terza dispensa 1895.

Verba romanischen Ursprungs als griechische konjugiert werden: *akkukkieo* (von *accopiare*, sic. *akkukkiari*) mit dem Aorist *ẹkkukkiẹfsa*, *affugéo* (von *affogo*) mit dem Aorist *ẹffugefsa*, *ambieo* (*invio*) mit dem Aorist *ẹmbiẹfsa*. In lexikalischer Hinsicht kommen auch hier einige Besonderheiten vor, die wir auch siz. wieder finden (*krai* haben wir aus *cras*, (auch lecc. *kra*, nap. *kraie*); *mistieru* hat die Bedeutung eines launischen, extravaganten Mannes; im Siz. ist *misturusu* = *lunatico*, *strano*.

1896. Leider ist es Ref. nicht möglich geworden, alle in dieses Berichtjahr fallende Arbeiten zu Gesicht zu bekommen. Weder habe ich mir die in der RSCa. 29 und 30 erschienene Abhandlung von MANDALARI über das Calabresische im 14. Jhdt.[5]) noch die in der RLS. veröffentlichte Arbeit von A. CREMONA über die Lautlehre von Caltagirone[6]) verschaffen können. Auch eine kleine Arbeit des auf dem Gebiete der Dialekte von Teramo schon bekannten Forschers GIUSEPPE SAVINI[7]) ist mir unerreichbar geblieben[8]). So ist es mir denn nur möglich, über zwei den Dialekt von Bari betreffende Arbeiten zu berichten[9]). Unter dem Titel Fonologia del dialetto barese behandelt A. auf 70 S. die Lautlehre und Formenlehre des Dialekts von Bari. Seine Arbeit hält sich vollständig an das Schema der Arbeit D'Ovidios[10]) über die Mundart von Campobasso. Leider ist ihm ausser dieser Arbeit und derjenigen Morosis[11]) über den Dialekt von Lecce von den andern über die süditalienischen Dialekte der adriatischen Küste erschienenen Arbeiten nichts bekannt. Und doch hätte er sowohl aus de Lollis'[12]) sowie aus Finamores[13]) Arbeiten recht viel lernen können. Seine Arbeit ist kaum etwas mehr als eine ungeordnete Materialiensammlung, die auf die Gründe der sprachlichen Erscheinungen kaum jemals zurückgeht und da, wo sie es versucht, in ihren Deutungen kein Glück hat. Im Vokalismus geht A. nicht von den vlt. Lauten aus, sondern von den klass. lat., und behandelt also unter *e* zuerst *ē*, dann *ĕ*, dann beide Laute in Position. *ĭ* wird mit *ī* zusammenbehandelt. Dasselbe gilt von *ō* resp. *ŭ*. Die Diphthonge *ae*, *oe*, *au* werden für sich behandelt. Eine solche Einteilung muss naturgemäss unnötige Wiederholungen und Unklarheiten nach sich ziehen. Auch die Behandlung von *ē* und *ĕ* zusammen in Position gegen *ĭ* und *ī* muss ebensosehr Unzuträglichkeiten nach sich ziehen, wie die von *ō* und *ŏ* in gedeckter Silbe gegen *ŭ* und *ū*. Im Kapitel über die unbetonten Vokale sind die regelmässig auftretenden Fälle von den sporadischen nicht streng genug geschieden. Der Konsonantismus unterscheidet nur „Consonanti con-

5) Il volgar calabrese nel sec. XIV. 6) Fonetica del Caltagironese con riguardo alle principali parlate del Sic. Aci reale. 77 S. 7) Sul dialetto teramano Ancona 1879. La Grammatica ed il lessico del dialetto teramano. Loescher, Turin 1881. 8) SAVINI: I dialetti della provincia di Teramo. Teramo, Fabbri. 33 S. 16°. 9) ABATTESCIANNI: Fonologia del dialetto barese. Studi e ricerche del prof. Giovanni A . . . . . Avellino e C. Stabilimento tipografico. Bari. Piazza Massari 4—5. Giovinazzo. B. Ospizio V. E. 11. — FRANCESCO NITTI DI VITO: Il dialetto di Bari. Parte prima. Vocalismo moderno. Milano Tipografia. Bernardoni di C. Rebeschini e C. 10) D'OVIDIO: Fonetica del dialetto di Campobasso. AGIt. IV, p. 145. 11) MOROSI: Il vocalismo del dialetto leccesse. AGIt. IV, p. 717. 12) DE LOLLIS: Dell' influsso dell' i o del j postonico sulla vocale accentata in qualche dialetto abruzzese. AGIt. XII, 1—23, 187—196. 13) FINAMORE: Vocabolario dell' uso abruzzese. 2a ediz. Città di Castello. Lapi 1894.



tinue", unter denen die Liquiden mit den Fricativen zusammen behandelt werden, und „Consonanti esplosive". Der interessanteste Teil der Lautlehre ist unstreitig derjenige, welcher sich mit *e* und *o* beschäftigt. Aber gerade hier, wo die lautlichen Verhältnisse verwickelter Natur sind, wäre mehr Klarheit, Ordnung und Bestimmtheit am Platze gewesen. Gar oft scheint es A. auf die Suffixe oder Verbalformen an und für sich anzukommen, wenn nur der Einfluss des nachtonigen Vokals eine Änderung des Tonvokals nach sich zieht. Regeln, wie diese „Die Suffixe *ore, one* haben immer *o*, dagegen wird im Pluralis *o* > *u*; die Suffixe *-orio, -oso* verändern *o* zu *u*.; im Femininum bleibt wegen des Auslautes *a*, *o* bewahrt", sind so gefasst schief und können nur zu Missverständnissen führen. Das Verbleiben von *o* ist an den Laut der Auslautsilben gebunden; stand in derselben *a*, *ŏ* oder *ĕ*, die sich später alle zu *ẹ* (= *e* muet) entwickeln, bleibt *o*; stand dagegen *ĭ* (resp. *ē*) oder *ŭ* in der Auslautsilbe, so geht *o* zu *u* über. Aus dem Grunde entwickelt sich *o* im Suffix *-onem -orem* anders als im Suffix *-orium -osum*. Deshalb lautet der Tonvokal anders im Plural als im Singular. Denn nicht auf den Numerus als solchen kommt es an, sondern auf den nachtonigen Vokal. — Im Konsonantismus gelingt es A. ebensowenig wie im Vokalismus den wirklichen Grund phonetischer Erscheinungen herauszufinden. So sagt er, — um nur ein Beispiel anzuführen, — wenn er die Entwickelung von *dj* vorführt, *dj* sei *alcune volte intatto* : *ammidie* (invidia), *perfediuse* (perfidiosum) — *talora s' è mutato in gg*: *appeggià* (adpodiare), *più spesso in ć = sc* (*meno intenso*), *race, joce.* — Und doch hätte er sehen können, dass das Verbleiben von *dj* in den oben angeführten Wörtern davon herrührt, dass es gelehrte Wörter sind. *Appeggià* kann italienischer Import sein, und erst die 3. Entwickelung wird die echt volkstümliche sein. — Wie in der Lautlehre morphologische Momente oft fälschlicherweise zur Erklärung hinzugezogen werden, wird in die Formenlehre manchmal unnötigerweise Phonetisches hineingetragen. So lesen wir in den Osservazioni generali der Appunti morfologici p. 49, dass der Dialekt von Bari eine grosse Vorliebe für die stimmhaften Konsonanten wie auch für die offenen Vokale und die Prothese von *j* vor Vokalen habe. — Als Materialiensammlung und wegen der Neuheit des behandelten Stoffes hat A.'s Arbeit immerhin einen gewissen Wert. Abgesehen von dem sehr interessanten Einfluss der unbetonten Vokale auf die betonten, auf welchen ich anderen Orts zurückzukommen gedenke, sind auch im Konsonantismus interessante Erscheinungen zu beobachten: so die Entwicklung von ${}^{v}l^{v}$: *ammuà* (ammolare), *Carrue* (Carlo), *spegua* (spigolare), das Verschwinden von *r* nach *t* in volkstümlichen Wörtern *Piete* (Pietro), *frate, drete* (ähnlich wie im siz., wo *tr* > *ṭ* d. h. mit leisem palatalem *r* wird), der Übergang der tenuis zur media, wenn in der folgenden Silbe *n* oder *r* steht: *podene* neben *pote, sabene* neben *sape, fedene* neben *fete, cabere* neben *cape.* — In der Formenlehre dürfte die Häufigkeit der Pluralbildung auf *ere* (lat. ora), die von den lat. Neutris der 3. Dekl. ausgehend, bei einer Menge anderer Wörter Anwendung findet, Interesse bieten. So haben wir *aciedde* (avicellum) plur. *acieddere, aniedde* (anellum) — *aneddere*; *martiedde* (martellum) — *marteddere, attane* (= padre) — *attanere*; *rime*

(remum) — *remere*; *paise* (pagensem) *pajesere*. Besonders bemerkenswert ist beim Adj. die Bildung des Superlativs mit *probie* oder *probete* (wohl = *proprio?*), beim Zahlwort das Zählen per 20 statt per 10 (80 = *quatte vendine*), beim Verbum die Futurbildung mit dem Hilfszeitwort an erster Stelle „*agghi a fà, agghi a dice*'", die Bildung der ersten Person S. Ind. Pr. durch Anhängung von *che* (= ego? — auch sonst wird ʳ*g*ᵛ > *k*: Gastigo > *gastiche*, fuga > *fuche*) *mangeche, vedeche, doche, voche* u. s. w. — Einen unleugbaren Fortschritt gegenüber der Arbeit A.'s bietet die schon oben angegebene Abhandlung von Francesco Nitti di Vito, die fast zu gleicher Zeit, aber unabhängig von der A.'s erschienen ist. Sie beschäftigt sich aber nur mit dem Vokalismus. N. hat sich vornehmlich darum bemüht, die einzelnen Laute genauer zu beschreiben als A. Das *a* Baris ist ihm ein Laut zwischen *a* und *e* (also sehr geschlossen); nur in Proparoxytonis oder vor Doppelkonsonanten ist es gleich dem toskanischen *a*. Geht *a* ein *n* oder *m* voraus, erhält *a* einen *e* ähnlichen nasalen Klang. *ẹ* und *ọ* sind nicht gleich dem toskanischen *ę* und *ǫ* [14]), sondern haben nur eine „*mediana apertura*"; nur in den Proparoxytonis oder vor Doppelkons. entsprechen sie dem Toskanischen. Der aus *ę* entstehende Diphthong ist nicht bloss *ie*, sondern *iẹ́*, mit einem *ẹ́*, „*il quale è per così dire all' ultimo grado di strettezza*". Ein Fortschritt gegen A. besteht auch darin, dass N. auf die Unterschiede der Aussprache der Stadt- und Landbevölkerung hinweist, dass er seine Arbeit strenger gliedert, nicht so häufig wie A. sich mit approximativen Angaben (*spesso, di regola, molte volte* u. s. w.) begnügt, einen Unterschied zwischen volkstümlichen und gelehrten Wörtern macht, und auch öfters darin, dass er den Grund einer phonetischen Erscheinung richtig herausfindet. So lernen wir aus ihm, dass, wenn in der nachfolgenden Silbe *ĭ* oder *ŭ* im Auslaut standen, *ẹ* > *i* wird: *krite* (credis), *tenime* (tenemus), und *ọ* > *u*: *sule* (solum), *ę* < *iẹ̈ viene* (venit), *miere* (merum), *ǫ* > *ue buene* (boni und bonum). — N. weiss auch anzugeben, weshalb *ue* sich manchmal zu *e* verflüchtigt. Es ist dies jedesmal der Fall, wenn keine Labialis oder Gutturalis vorausgeht: *renzele* (= lenzuolo), *peñele* (pignolo), *eve* (ovum), *sene* (sonum), *leke* (locum), *šeke* (jocum), dagegen *ueve* (bovem), *puete* (potest), *buene* (bonum), *kueke* (= it. cuoco). — Leider hat aber auch N.'s Arbeit einige Mängel. N. hat nicht *ĭ* mit *ẹ*, *ŭ* mit *ọ* zusammenbehandelt, sondern mit *ī* und *ū*; wie A. behandelt er die Vokale in Position, *ẹ* und *ę*, *ọ* und *ǫ* zusammen; wenn er auch den Einfluss von *i* und *u* auf den Tonvokal erkennt, vermag er den entgegengesetzten von *ĕ*, *a*, und *ŏ* nicht herauszufinden. Wenn der geschlossene Tonvokal im ersten Fall zum Extremvokal entgleist, ist er im zweiten doch offen: *sǫle* (solem) neben *sule* (solum); *pelose* (pilosa) neben *peluse* (pilosum), *chjene* (plena) neben *krite* (credis), *barese* (barensem) neben *barise* (barensēs). Bei den offenen Vokalen wäre ähnliches zu konstatieren gewesen. Während *ę*, *ǫ* (+ *ĭ*, *ŭ*) diphthongieren, werden *ę*, *ǫ* (+ *a*, *ĕ*, *ŏ*) > *ẹ*, *ọ*. *ę* (+ *a*): *pẹte* (pietra); (+ *e*) *pẹte* (pedem); (+ *o*) *arrẹte* (adretro) — *ǫ* (+ *a*): *sroke* (soc[o]ra), (+ *e*) *dote* (dotem), *stoke* (stoego). Auf die Proparoxytona ist N. gar nicht eingegangen. —

14) N. schreibt *e̱*, *o̱*; er bedient sich des Ascolischen Alphabets.

Hoffentlich erhalten wir bald die Fortsetzung der Arbeit N.'s, die uns eine Kontrolle des von A. behandelten Konsonantismus und der Formenlehre erlauben wird [15]).

Strassburg. Heinrich Schneegans.

Dialetti sardi. 1895—96. Non molto feconda la dialettologia sarda in codesto biennio, e le pubblicazioni che segnalerò, essendo dovute al prof. PIETRO ROLLA, di cui già toccai in altra relazione, mi dispensano da lungo discorso.

Nel Secondo Saggio di un Vocabolario etimologico sardo [1]), sono gli stessi difetti di metodo e di ordinamento già indicati. Mentre nel precedente lavoro Alcune etimologie dei dialetti sardi, il R. aveva tentato un vocabolario latino-sardo, seguendo il sistema del Körting, qui ci dà una serie di voci sarde in ordine alfabetico, con le altre voci della famiglia e il relativo etimo. Molti vocaboli sono dei più comuni ed evidenti, e se devono trovar posto in un lessico etimologico compiuto, era superfluo includerli in un saggio, dove potevano tollerarsi solo le voci meno note, ancorchè spiegate da altri, ma dove dovevansi accogliere in ispecie quelle nuove, di cui si era trovato o almeno tentato di trovare la base. Inutile dire delle voci della prima serie, delle quali non appare sempre chiaramente ed esattamente l'autore dell' etimo e la fonte donde fu attinto dal R., perchè, secondo il suo costume, egli rimanda sommariamente in una nota in principio ai più importanti lavori sui dialetti sardi, ma poi trascura di dare a ciascun luogo le indicazioni bibliografiche con quella esattezza, che è non solo utile, ma doverosa. Tacerò pure dei vocaboli felicemente spiegati, i quali mostrano che se il R. procedesse sempre colla necessaria cautela e ponderazione, otterrebbe migliori risultati e non cadrebbe in certe affermazioni, non saprei se più strane o risibili. Infatti come si può asserire cho *acchessidu* derivi da flaccesco, *acchiccare* da attitiare, *addorojare* da adululare, *afficcare* da appiccare, *giotta* da cocta, *incujare* da inclausiare, *sciulai* da subflicare, *reccia* da retia e simili? E come si può mandare insieme *abbaggiá*, che è la riproduzione dell' it. *abbajare*, con *abbaidare*? oppure *arreschere*, *arreghere* con *ovveschere*? Inoltre, *abbillu* sarà una riproduzione popolare dell' it. *abile*; — *aburlanta* sta bene mandarlo con *armuranta* armoracea con cambiamento di suffisso, ma vi deve essere influenza di albor e per metatesi aborl; — *abbarcai* è lo sp. *abarcar*; — *abbolojare* va con *abbulottare* dallo sp. *abborotar*, — *abbovai* è derivazione secondaria dello spagnolismo *bovu*; — *arvuzu*, *abruzu* saranno da arbuteu e in *erbuzzu*, *ebruzzu*, *evruzzu* entrerà herba; *tarabucciulu* e *tarabuzzulu* poi sono tutt' altra cosa, mentre in *pramuttu*, *pramuzzu*, *armuttu* è evidente la commistione con palma; — *bulzone* -*are* ecc. vanno con l' it. *bolcione bolzone* cfr. Kört. 1414 e non c'entra per nulla bulla; — *cotta*, *cozza* non può risalire a caudex e non sarà che un derivato regolarissimo da coccea, cfr. it. *coccio*, e

15) Eine eingehende Renzension der beiden hier besprochenen Arbeiten und besondere Untersuchung des Einflusses unbetonter Vokale gab Ref. ZRPh. 21, 422 ff.

1) Cagliari, tipo-litografia commerciale, 1895 (nel frontispizio interno 1894).



si rientrerà ancora nella ragione di cocca con *cucura* e tutte le voci della famiglia; — *cumbessa* sarà da conversus; — *restuju* non da un ipotetico restipulum, ma da restuc'lu allato a restic'lu: — *sulare, sulu, sulittu* non da subflare, ma da subulare allato a sibilare; — *suria, suridu* vanno con *asuriu, asuridu* da esurire e non exurire, ecc. ecc. Dai quali esempj si vedrà di leggieri, come troppo spesso al R. non diano grattacapi le norme più costanti della fonetica, quando, o per un verso o per un altro, gli sembri aver trovato una relazione nel significato delle voci.

Nel giornale letterario di Cagliari «L'Idea» il prof. ROLLA inserì alcuni articoletti sulla fauna popolare sarda, in cui ricerca l'etimo dei nomi d'animali più comuni presso il popolo sardo. Sotto questo medesimo titolo pubblicò poi un volumetto, insieme con altre noterelle[2]). Il campo era nuovo e non si può negare che il R. vi abbia mietuto abbastanza felicemente, e maggior lode gli si dovrebbe, se avesse predisposta la materia con un ordine fisso, e si fosse tenuto lontano da certe affermazioni soverchiamente ardite, come per es. che *tutturare* risalga a doctorare, *giaurru* a gavia, *gagiola* a variola e altrettali, senza che se ne veda, e nemmeno se ne spieghi, il processo fonetico dell'alterazione. Ciò non di meno, questa fauna popolare (pp. 7—33) è suscettibile di miglioramento ed ecco a tal uopo qualche osservazioncella: *babbasori* non ha per secondo elemento soror, ma *soli* sole, cfr. *babboi de soli*; — a conferma dell'etimo mater in *mardona, merdona*, potevansi aggiungere i mer. *mardiedu* bestie matricine, *mardusca* scrofetta; — in *pidraxu* da pratarius si immette *pilloni*; — nel primo elemento di *sizzigorru* anzichè un derivato di cingere, vedrei la base donde il mer. *sinzulu* zanzara ecc.; — in *gioganzinu* non ha che fare jocare, essendo derivazione di *gioga* coclea; — *seju* avannotto della trota non già da *ipsu vet'lu «il vecchio», ma bensì regolarissimamente da sec'lu seculum, che già nel vocabolario latino ha il significato di «razza», cfr. i lucreziani bucera secla i buoi, serpentum secla razza di serpenti, dunque la trota nata nell'anno è «la razza» delle trote. Il resto dell'opuscolo da pp. 35 a 59 comprende alcune noterelle sarde, nelle quali la ricerca degli etimi è molto meno felice, onde sono nella maggior parte da riprovarsi; da pp. 59 a 76 un breve spoglio del vocabolario calabrese (Casalino-Afriglianese) di Luigi Accattatis, che esce dal nostro campo; da pp. 76 a 80 due noticine di dialettologia italiana, dove merita di essere rilevata la spiegazione del piemontese *brigna da mischin*, che giustamente manda col toscano *amoscino [d]amoscino δαμασκηνός* e potevasi anche ricordare la *brugna massina* del milanese; infine da pp. 80 a 87 alcuni appunti di toponimia calabrese, che non spetta qui di considerare.

Gli stessi pregi e difetti sono nell'altra miscellanea del prof. ROLLA[3]), in cui continuando nell'idea di illustrare la terminologia popolare sarda, ne prende a dichiarare i nomi della piante. Il volumetto infatti abbraccia

2) Fauna popolare sarda, Miscellanea di Dialettologia e toponimia italiana. — Casale, tipogr.-litogr. Carlo Cassone, 1895. 3) Flora popolare sarda. Miscellanea di Toponimia e dialettologia italiana. — Casale, tipogr.-litogr. Carlo Cassone, 1896.



da pp. 7 a 55 una *flora popolare sarda,* ordinata, questa volta, alfabeticamente; precede il termine proprio italiano, cui segue la voce latina della classificazione di Linneo, e poi quella sarda con la vera o supposta etimologia. Non occorre che mi soffermi su particolari; non avrei che a ripetermi; basti il dire che il tentativo non è riuscito e che il lavoro ha bisogno ancora di meditazione. Da pp. 56 a 63 è compresa un'appendice di nuove etimologie sarde, non tutte attendibili; infine da pp. 64 a 80 un altro spoglio del citato Vocabolario calabrese e da pp. 81 a 117 alcuni raffronti tra il sardo, il siciliano e il calabrese. Chiude la miscellanea uno spoglio di nomi di fondi del territorio di Rossano in Calabria, desunti dal libro del Catasto di quel comune.

Tranne le prime pagine che si occupano, ancora con gli stessi criterii, di etimologie sarde, gran parte della quarta pubblicazione del Rolla [4]) è dedicata alla toponomastica sarda e calabrese. Notevole è la ricerca intorno alla flora e fauna dei nuraghi sardi, in cui è una enumerazione alfabetica dei nuraghi dei diversi villaggi, con le particolari denominazioni assunte da nomi di piante o d'animali. Il lavoro toponomastico non è condotto, come di solito, con molta severità di metodo, ma poichè l'autore ha il destro di occuparsi di siffatte indagini nelle regioni calabresi, sarebbe da raccomandargli di non desistere dall'intrapresa, ma di affinare con lo studio e la meditazione gli strumenti dell'indagine, prendendosi a guida quel modello del genere, che è la Toponomastica delle valli de Serchio del Pieri, nei Supplementi dell'AGIt.

Milano. Pier Enea Guarnerio.

---

4) Note di Dialettologia e toponomia italiana. — Rossano, tip.-lit. Angelo Palazzi, 1896.

Historische französische Grammatik. Altfranzösische Grammatik und Textausgaben. Lexikographie.

Laut- und Formenlehre. 1895.*) ***Zusammenfassende Arbeiten.*** Als Fortsetzung zu seiner im ersten Bande dieses Jahresberichtes besprochenen Studie über die Entwicklung des Französischen bis zum 11. Jahrhundert[1]) veröffentlichte E. ETIENNE eine den Zeitraum vom 11.—14. Jahrhundert umfassende Darstellung der altfranzösischen Grammatik[2]). Man darf anerkennen, dass der Verfasser, vielleicht bewogen durch die sehr abfällige Beurteilung, die seinem ersten Werke allerseits zu teil geworden war[3]), sich nunmehr herbeigelassen hat, einschlägigen Vorarbeiten in weiterem Umfange seine Beachtung zu schenken, als er dies bisher für nötig zu halten schien, wenn er auch jetzt noch allem Anschein nach kaum über die innerhalb seines Vaterlandes erschienene Litteratur hinausgekommen ist und manche wichtige Arbeit offenbar nur aus mehr oder weniger ausführlichen Referaten kennen gelernt hat[4]). Auch sonst genügt das Buch in keiner Weise den Anforderungen, die heute an eine Grammatik des Altfranzösischen zu stellen sind. Der Verfasser ist für die schwere Aufgabe, deren Bewältigung er sich zumuten zu dürfen glaubte, durchaus nicht vorbereitet. Das zeigt der arge Missbrauch, der mit dem Begriff Vulgärlatein getrieben wird. Neben dem Imperfektum *cantava* soll hier *canteva* und zu *esse* das Imperfektum *istabam* gebildet worden sein (S. 14); die erste Person Sing. von *potēre* lautet *potsum, potso, posco*; *volēre* hat ein Perfektum *volsi* (S. 15) u. dergl. Dazu gesellt sich Mangel an Kraft oder Willen, völlig heterogene Erscheinungen auseinander zu halten. E. trägt kein Bedenken, *filiólum, tenébrae* und *mórdere, plácere* als Beispiele für die Verschiebung der lateinischen Betonung dicht nebeneinander zu stellen. Von dem Vorhandensein und dem Wesen der altfranzösischen Dialekte

*) Der Herr Verfasser liefert 1896 zusammen mit 1897 und 1898 im nächsten Bande. Red.

1) La langue française jusqu'à la fin du XIième siècle. Tome premier etc. Paris, Bouillon 1890. 2) Essai de grammaire de l'ancien français (IXe—XIVe siècles), Paris-Nancy, Berger-Levrault et Cie. 1895, VIII + 521 S. 8. 3) Ausser F. NEUMANN, JBRPh. I 309, s. TOBLER, ASNS. 87, 327—8. 4) In welcher Weise der Verfasser TOBLERs Beiträge benutzt hat, erfährt man durch EBELING, DLZ. 1896, Sp. 1073—4 und ALFR. SCHULZE, ZRPh. XX 399.

erfährt man aus dem Buche so gut wie nichts; die sehr dürftigen Hinweise auf mundartliche Besonderheiten zeigen, was sonst nirgends ausdrücklich gesagt wird, dass dem Verfasser eine Darstellung der centralfranzösischen Verhältnisse als Ziel vorgeschwebt hat; da aber seine Andeutungen jeder planmässigen Anordnung entbehren, vielmehr wie zufällige Reminiscenzen anmuten, so können sie auf die Studien des Anfängers — und an andere Kreise hat sich E. doch wohl nicht wenden wollen — nur schädlich einwirken. Dass z. B. im Pikardischen auch gedecktes *e* diphthongiert wird, ist dem Verfasser geläufig (S. 36, 2⁰); dagegen wird der Fortschritt von *úi* zu *uí* abgehandelt, ohne dass dabei des bis auf den heutigen Tag andauernden abweichenden Verhaltens der in alter Zeit durch überaus wichtige Denkmäler vertretenen ostfranzösischen Mundarten, um vom Anglonormannischen ganz zu schweigen, auch nur mit einem Worte gedacht würde (S. 44, 4⁰). Was an E.'s Buch, das immerhin unter Aufwendung eines gewissen Fleisses entstanden ist, den Vorgeschrittenen besonders unangenehm berührt, das ist die sich stets gleichbleibende Oberflächlichkeit, mit der der Verfasser, ohne vollständig zu sein, eine grosse Fülle von Erscheinungen aneinanderreiht; nirgends tauchen Zweifel auf oder wird der Versuch gemacht, die Wahrscheinlichkeit des Vorgetragenen zu prüfen oder entgegenstehende Anschauungen zu vergleichen. Dass innerhalb der französischen Philologie noch eine grosse Zahl von Problemen der Lösung harren, dafür scheint dem Verfasser jede Spur von Bewusstsein zu fehlen. Wie es mit seiner positiven Kenntnis der alten Sprache seines Volkes steht, das mögen folgende, der Laut- und Formenlehre [5]) entnommene Einzelheiten lehren: S. 29, 13. *corocier* ist nicht lautgesetzlich; *corruptiare* entwickelt sich zu *corcier*. S. 32, 3⁰. Gedecktes *a* in lateinischer oder romanischer Position soll erhalten bleiben; wie verhält sich dazu *pert* > *paret*? — S. 32, 5⁰. *chien* soll vereinfachte Schreibung für *chiain* sein. — S. 37, 3⁰. *sarmon* > *sermonem* ist doch nicht die gewöhnliche altfr. Form. — S. 37, 4⁰. Dialektisches *iglise* > *ecclesia* soll durch *ici*, *icest*, *itel* beeinflusst sein. — S. 38, 21. Der Fortschritt von *oi* zu *oe*, *oue* ist dem Verfasser völlig unbekannt. — S. 43, 2⁰. *fenir* soll auf vulgärlateinisches *fīnire* zurückgehen. — S. 50, 35, 2⁰. *dut* ist das Ergebnis der Reihe *debuit*, *devuit*, *deüt*! — S. 56, 3⁰. Neben *charrue* war *segur*, *aigu* zu beachten. — S. 57, 5⁰. Der Verfasser kennt altfr. *benedire*, *beneïre*. — S. 77, 2⁰. Das fem. von *viridis* heisst nach ihm im Altfranz. schon *verte*. — S. 88. Von dem Vorhandensein altfranz. Präsentia wie *parc*, *serc*, *vienc* u. s. w. scheint der Verfasser keine Kenntnis zn haben. — S. 90, 2⁰. Die Assimilation des Inchoativsuffixes *ĭsc* an *ĭss* (so!) soll sich bereits im Vulgärlatein vollzogen haben. — S. 91, 2⁰. *corir* ist doch eine ziemlich junge Form. — S. 100. Der den sekundären Formen *vueil*, *cueil* vorangehenden Bildungen *voil*, *coil* gedenkt der Verfasser nirgends. — S. 101. Die 3. plur. praes. ind. von *morir* und *venir*

5) Was von dem die Syntax behandelnden Abschnitte zu halten ist, haben bereits Alfred Schulze, der a. a. O. auch die übrigen Teile des Buches einer scharfen Kritik unterzieht, und Ebeling a. a. O. erörtert. Übrigens beurteilt G. Paris, Ro. XXIV 287, den zweiten Teil von E.'s Werk wesentlich günstiger als den ersten (s. Ro. XX 376).

lauten bei E. *muirent* und *viegnent*, wiewohl S. 88 *audunt* und *serrunt* als vulgärlateinische Formen gelehrt werden. — S. 103. Aus *recipiunt* lässt der Verfasser *receient* hervorgehen. — S. 106. Altfranz. *tolent* > *tollunt* kennt der Verfasser nicht; er weiss nur von einem an den Indikativ des Präsens von *volēre* angelehnten *tueillent* zu berichten! u. s. w., u. s. w. Anfänger sind vor dem Buche dringend zu warnen; Geübte werden es ohnehin sehr bald bei Seite legen. — Mit Dr. GEORG ERZGRAEBERS (Gymnasialprofessor in Güstrow) ausschliesslich pädagogischen Zwecken dienenden Elementen der historischen Laut- und Formenlehre des Französischen[6]) habe ich mich bereits anderen Ortes beschäftigt[7]). Unter der Berufung auf eine Äusserung Toblers[8]) und auf eine von ihm selber verfasste Programmabhandlung[9]) macht der Verfasser den Versuch, alles das zusammenzustellen, was nach seinem Ermessen dem Latein lernenden Schüler eine Vorstellung von der historischen Laut- und Formenlehre des Französischen zu geben vermag. In dem genannten Referat habe ich bedauert, dass der Verfasser es unterlassen hat, sich darüber zu äussern, wie sein Büchlein im praktischen Unterricht zu verwenden wäre. Mit einer mehr oder weniger vollständigen Darlegung der Erscheinungen ist es heute nicht mehr gethan, zumal, was dem Verfasser unbekannt zu sein schien, ähnliche Ziele verfolgende, z. T. sehr bedeutsame Werke dem Lehrer in genügender Anzahl zur Verfügung stehen. Ich begrüsse auch heute noch E.'s Versuch als ein erfreuliches Symptom für das Bedürfnis nach einer dem Wesen des erziehenden Unterrichtes angemessenen geistigen Vertiefung und Belebung des Sprachstoffes; aber ich wiederhole, dass mit einer Erörterung der bei der Unterweisung in der historischen Grammatik zu beobachtenden Methode der Sache besser gedient worden wäre, als mit der Mitteilung der sprachgeschichtlichen Thatsachen, die, um möglichst fruchtbringend im Geiste der Pädagogik verwendet zu werden, dem Lehrenden ohnehin nicht geläufig genug sein können, deren zusammenfassende, systematische Behandlung aber sicher ausserhalb der Schranken der Schule stattzufinden hat. Innerhalb dieser Schranken gilt die sorgende Mühe des wohl vorbereiteten Lehrers ausschliesslich der geistigen Persönlichkeit des zu bildenden Schülers, und die historische Grammatik darf nur in dem Masse, als sie die Förderung der letzteren in wahrhaft erziehlichem Sinne gewährleistet, zum Gegenstande des Unterrichtes erhoben werden. Dass ich mich hierin mit den Anschauungen des Verfassers, wenigstens soweit ich sie aus dem Wesen seines Buches erkannt zu haben glaube, nicht in Übereinstimmung weiss, habe ich in meiner Besprechung kurz hervorgehoben. Was ich sachlich an seinen Aufstellungen auszusetzen hatte, thut nicht not hier zu wiederholen, da der Verfasser eine Erweiterung unserer Kenntnis der Laut- und Formenverhältnisse des Französischen nicht beabsichtigt hat[10]). — Ungleich tiefer als Erzgraebers Arbeit steht die zwar gut gemeinte, im ganzen aber durchaus verfehlte Schrift von Dr. WILHELM PROCOP, Über den Ursprung und die Entwicklung der französischen

6) Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder) 1895, VI + 52 S. 7) LBlGRPh. 1895, 268—70. 8) Beiträge I 77. 9) Güstrow 1886. 10) Ausführliche Referate lieferten TOBLER, ASNS. 94, 461—3; SCHWIEGER, ZGymn. 1895, S. 671; BEHRENS, ZFSL. XVII[2] 173; vergl. auch LCBl. 1895, Nr. 17.

Sprache[11]). Eine Ferienlektüre für reifere Gymnasialschüler. Des Verfassers Bemühen, seinen Schülern einen Begriff von dem „grammatischen Aufbau" der französischen Sprache auf Grund ihrer Entwicklung aus dem Lateinischen zu geben, verdient zwar an sich Anerkennung, und es sei nicht verschwiegen, dass der der Laut- und Formenlehre vorausgeschickte geschichtliche Abriss, dem der Verfasser einige der ältesten Sprachdenkmäler nebst lateinischer und französischer Übertragung beigegeben hat, wenn man von einigen Mängeln absieht, von dem Schüler nicht ohne Nutzen gelesen werden wird. Aber schon die Lautlehre enthält genug Missverständnisse und kann in ihrer Kürze statt aufklärend häufig nur verwirrend wirken; so wird von dem *h* nur gesagt (S. 25): „*H* wird oft weggelassen: *hom(o)*, *on* — *habēre*, *avoir* — *hora*, *or* — *horde(um)*, *orge*"; oder man bietet dem Schüler Regeln wie (S. 25): „*M* wird *m*, *n*, *b*: *mare*, *mer* — *matta*, *natte* — *marmor*, *marbre* (!)"; „*r* wird *r*, *l*: *regnum*, *règne* — *fragrare*, *flairer*"; dazu gesellt sich Mangel an Vollständigkeit, z. B. „*mn* wird *mm* oder *n*: *hom(i)nem*, *homme* u. s. w." Wo bleibt *damnare*? Noch schlimmer ist (S. 27): „*B* wird *b*, *v*: *bibere*, *boire* — *cubare*, *couver* u. s. w." Und das zweite *b* von *bibere*? Und nun erst die Formenlehre! Hier zeigt sich so recht, dass das Wesen vieler Vorgänge dem Unterweisenden selbst nicht klar geworden ist. An der Hand seiner Darstellung wird der Schüler nicht den Eindruck gewinnen, als hätte er „in der Bildung des französischen Wortes aus dem lateinischen ein wohldurchdachtes System" vor sich (S. 21). Dass *chevaux* aus *chevalx* (S. 31) stamme, ist nicht richtig; kennt der Verfasser nicht altfranz. *chevax*? — S. 37. Das part. *eu* soll aus *habitum* entstanden sein. In *a-t-il* soll das in *il a* > *habet* geschwundene *t* „wieder zum Vorschein gekommen" sein. Das perf. *habui* wurde für den Verfasser zu *auï* (S. 37) und zu *aüi* (S. 39). Da der Verfasser S. 24 gelehrt hatte, dass lange Vokale in der dem Tone (unmittelbar!) vorangehenden Silbe erhalten bleiben, so kommt er S. 37 mit dem Scheine des Rechtes zu der Reihe: *habere hábeo* > *averai* (dann < *avrai*!); S. 40 aber meint er, dass *mourrai* (und natürlich kann er hier auch *acquerrai* und *courrai* nicht unterdrücken!) durch Elision des *i* in *morīre* + *habeo* entstanden sei. — S. 38. Das Imperfectum *étais* hat mit *stabam* nichts zu schaffen. Wer dann ferner von dem *l* in *moulons* und *absolvons* (im Gegensatze zu *moudre* und *absoudre*) in einem Atemzuge sprechen kann und seinen Schülern einreden will, dass *fleurissons*, *rugissons* (so!) *pâlissais*, *éclaircissais* > *florescimus*, *erubescimus* (so!), *pallescebam*, *exclarescebam* gebildet seien, thut besser daran, seiner Lehrthätigkeit andere, leichter erreichbare Ziele zu stecken. — Die Arbeit von A. DROUILLOT, Origine et développement de la langue française[12]) blieb mir unzugänglich. — Es sei gestattet, hier wenigstens die Titel einiger anderer pädagogischen Zwecken dienender Werke anzuführen, von denen ich aus eigener Anschauung weiss oder, wo dies nicht der Fall ist, vermute, dass sie sich in gleichen oder ähnlichen Bahnen bewegen, wie Erzgraebers oben besprochenes Buch[13]). An

11) Wissenschaftl. Beilage zu dem Jahresber. des k. neuen Gymn. zu Bamberg, Humann (Jos. Göttling) 1895, 42 S. 12) Progr. Marburg 1895, 23 S. 13) Andere s. JBRPh. I 310—14; II 132—4; 137—9; LBlGRPh. 1895, Sp. 268f.

erster Stelle gedenke ich der von tiefem wissenschaftlichem Verständnis und feinem pädagogischem Takte zeugenden Ausführungen GUSTAV LÜCKINGS in seiner Schrift: Analyse der französischen Verbalformen für den Zweck des Unterrichtes[14]). Der von ihm[15]) genannten Schrift von WOLFART[16]) konnte ich nicht habhaft werden. Ferner: Dr. QUINTIN STEINBART, Das französische Verbum zum Gebrauch für Schulen[17]). — HERMANN BREYMANN, Die Lehre vom franz. Verb auf Grundlage der historischen Grammatik[18]). — GEORG STIER, Konjugationstafeln der französischen Verben. Ein Ergänzungsheft zu jeder franz. Grammatik[19]). — Die Erstlingsschriften von A. OLHERT, Die Lehre vom französischen Verb und Die Behandlung der Verbalflexion im französischen Unterricht. Eine Begleitschrift zur „Lehre vom französischen Verb" [20]). — O. BADKE, Die Lehre vom französischen Zeitworte für den Unterricht an höheren Lehranstalten[21]). — CARL MOSER (MOSEN), Das französische Verb. Ein System zum verstandesmässigen Erfassen und selbständigen Entwickeln der Formen. Für den Schul- und Privatunterricht[22]). — THÉROULDE, Traité raisonné de la conjugaison française avec des remarques sur les conjugaisons latine, italienne, allemande et grecque, où l'on voit l'analogie de ces langues entre elles[23]). — C. A. GOULD, The French verb on the historical or derivative system, with notes etc.[24]). — WILHELM DUSCHINSKI, Die Lehre vom französischen Verb[25]), sowie J. B. PETERS, Französische Verbalformen der erstarrten (unregelmässigen) Konjugation zur Übung des freien mündlichen und schriftlichen Ausdruckes[26]) scheinen den gedachten Zielen zwar fern zu stehen, doch verlangt TENDERING, der Rezensent beider Bücher engeren Anschluss an die Ergebnisse der Forschung[27]). — CURT SCHÄFER, Der formale Bildungswert des Französchen wünscht die Heranziehung der historischen Grammatik im Unterrichte namentlich für die Konjugation[28]). — SUMANN, Die Etymologie als Disziplin und Schulmethode[29]). — Dr. A. RAUSCHMEIER, Französisches Vocabularium auf etymologischer Grundlage[30]). — EMANUEL

14) Progr. der Luisenstädt. Gewerbeschule zu Berlin 1871, 48 S. 15) S. 48. 16) Die Formen des franz. Verbums, 2. Auflage, 1845. 17) 4. Auflage, Berlin, Guttentag, 1873. 18) München-Leipzig 1882, s. dazu ZGymn. N. F. XVII Juli-August; LCBl. 1883, Sp. 1152. 19) Berlin, Asher u. Co. 1887, VII, 75 S. (dazu ASNS. 79, 356-61). Von demselben Verfasser rührt her eine Französische Syntax. Mit Berücksichtigung der älteren Sprache. Wolfenbüttel, Zwissler, 1897, VIII, 475 S. (s. dazu A. TOBLER, ASNS. 98, 462--67). Bezeichnend für das Bedürfnis auch umgekehrt den lateinischen Unterricht mit dem Französischen in Beziehung zu setzen ist H. SEEGER, Elemente der lateinischen Syntax mit systematischer Berücksichtigung des Französischen. Wismar, Hinstorff, 1895, VIII, 270 S. 20) Beide Hannover, Carl Meyer (G. Prior), 1887. 21) Progr. des Realgymn. in Stralsund 1889. 22) Dritte durchaus neu bearbeitete Auflage. Wien, Rud. Lechner 1891, VI, 27 S. und 16 S. Übungsbeilage. 23) Paris, Delagrave 1891 (1892?), 327 S. 24) London, Jarrold 1893. 25) Prag, Dominikus 1890, 15 S. nebst 2 Tafeln. 26) Leipzig, Neumann (Lucas) 1892, IV, 71 S 27) ZFSL. XIV[2] 229-30; 232; 233. 28) Vortrag, gehalten auf der 40. Philologen-Versammlung in Görlitz. S. A. Braunschweig, Salle 1890 (s. dazu ZFSL. 14[2], 93—95). 29) S. dazu ZÖG. 1874, S. 39ff. 30) München, Oldenbourg 1892.

FEICHTINGER, Abriss der französischen Formenlehre (mit Rücksicht auf lateinische und griechische Vorkenntnisse)[31]. — KARL HUVER, Entwurf einer französischen Formenlehre auf Grundlage des Lateinischen, nebst einer Zusammenstellung der wichtigsten franz. romanischen Umlautsgesetze (?) für den Unterricht auf dem Gymnasium und dem Realgymnasium[32]. — AUGUSTE BRACHET, Nouvelle grammaire française fondée sur l'histoire de la langue, à l'usage des établissements d'instruction secondaire[33]. — A. BRACHET et F. DUSSOUCHET, Cours de grammaire française, fondé sur l'histoire de la langue[34]. — A. BRACHET et F. DUSSOUCHET, Petite grammaire française fondée sur l'histoire de la langue[35]. — J. VISING, Några paragrafer ur franska grammatiken[36]. — KRISTOFFER NYROP, Kortfattet fransk lydlære til brug for lærere og studerende[37]. — LEON CLÉDAT, Grammaire raisonnée de la langue française. Avec préface de GASTON PARIS. 4[me] édition[38] und dazu J. JEANJAQUETS lehrreiche Besprechung[39]. — Auf die von FRIEDRICH BECK (kgl. Gymnasiallehrer in Neuburg a./D.) seiner Französischen Grammatik für humanistische Gymnasien, mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen[40] vorausgeschickte völlig wertlose Historische Grammatik komme ich im nächsten Jahrgange ausführlicher zurück. Dass man übrigens auch für den Unterricht im Lateinischen und Deutschen die hohe Bedeutung der in Rede stehenden Methode erkannt hat, dafür zeugt das Buch von MAX ENGELHARDT, Die lateinische Konjugation nach den Ergebnissen der Sprachvergleichung[41], sowie Dr. OTTO LYON, auf der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden gehaltener Vortrag, Die Ziele des deutschen Unterrichtes in unserem Zeitalter[42]. Ich kann nicht unterlassen, hier auch an ADOLF TOBLERS[43] Würdigung der ersten Auflage von GUSTAV LÜCKINGS Französische Grammatik für den Schulgebrauch[44] zu erinnern, sowie die herrlichen Worte, die er an die Spitze seiner Besprechung der Didaktik und Methodik des französischen (und englischen) Unterrichtes von Dr. WILHELM MÜNCH (und Dr. Friedrich Glauning)[45] gestellt hat[46], allen Lehrenden eindringlichst ans Herz zu legen. — Von Schriften allgemeineren Inhaltes, die sich auf den Betrieb des Sprachunterrichtes in Frankreich beziehen, nenne ich LOURDELET et J. STEEG, Les langues vivantes à l'ouverture solennelle des

---

31) Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg 1892, 52 S. (s. ZFSL. XIV² 234—6). 32) GPr. Hohenstein i. Ostpr. 1883. 33) 12e éd. Paris, Hachette et Co. 1893, XII, 280 S. 34) Théorie et Exercices. Cours moyen. Livre de l'élève. Paris, Hachette et Co. 1893, VIII, 223 S. 35) 8e éd. Paris, Hachette et Co. 1893, IV, 143 S. 36) s. Tidscrift utgifven af pedagogiska föreningen i Finland 1893, S. 171-6. 37) Med afbildninger. Kjøbenhavn, Philipsens forlag, 1893, 120 S. (s. MLN. IX 438—40). 38) Paris, H. Le Soudier 1894, XVI, 236 S. 39) ASNS. 97, 196-204. 40) München, Piloty und Löhle 1896, 3 Teile. 41) Berlin, Weidmann 1887, 140 S. 42) Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden vom 29. Sept. bis 2. Okt. 1897. Im Auftrage des Präsidiums zusammengestellt von Dr. Reinhard Albrecht etc. Leipzig, Teubner 1897, S. 65. 43) ZGymn. Juni 1883. 44) Berlin, Weidmann 1883 (2. Aufl. 1889). 45) München, Beck 1895, 107 u. 88 S. 46) ASNS. 95, 329.

cours et conférences de la Société pour la propagation des langues étrangères en France[47]). — EDME ARCAMBEAU, De l'enseignement des langues vivantes en France[48]). — MAHRENHOLTZ, Die Reformen des höheren Unterrichtswesens in Frankreich nach 1871 und ihre Litteratur[49]). Man beachte die Publikationen der Revue de l'Enseignement des Langues vivantes. Directeur: A. WOLFROMM, die 1895 ihren 12. Band begann. Zu den von mir schon früher erwähnten Ausslassungen von F. LOT, G. PARIS und ERNEST LAVISSE über das Hochschulstudium in Frankreich[50]) vergleiche man jetzt die Referate von STENGEL[51]) und SARRAZIN[52]). Auch das Studium von Werken wie H. BAYNES, Die psychologische Methode in ihrer Anwendung auf die Sprache[53]); Dr. HUGO MERGUET, Über den Einfluss der Analogie und Differenzierung auf die Gestaltung der Sprachformen[54]); BENJAMIN IDE WHEELER, Analogy and the scope of its application in language[55]); A. ZIEMER Das psychologische Element in der Bildung syntaktischer Sprachformen[56]). W. STERN, Die Analogie im volkstümlichen Denken. Mit Vorbemerkung von M. Lazarus[57]). OTTO BENDER, Die Analogie. Ihr Wesen und Wirken in der deutschen Flexion[58]). HEERDEGEN, Über Analogie und Anomalie in der Entwicklung lateinischer Wortbedeutungen[59]). G. E. KARSTEN, The psychological basis of phonetic law and analogy[60]). W. JERUSALEM, Die Psychologie im Dienste der Grammatik und Interpretation[61]) SWOBODA, Die Weckung des Sprachgefühles im neusprachlichen Unterrichte[62]); A. WALLENSKÖLD, Zur Klärung der Lautgesetzfrage[63]) und — last not least — A. DARMESTETER, La vie des mots étudiée dans leurs significations[64]) kann dem Lehrenden nicht dringend genug empfohlen werden.

Eine kleine Reihe von Schriften bezieht sich auf die äussere Geschichte der französischen Philologie. Ausser dem hier etwa in Betracht kommenden ersten Teile von STORKS Abhandlung über das auslautende *r*[65]), nenne ich an erster Stelle die fleissige und erschöpfende Arbeit von EMIL SCHARSCHMIDT, Estienne Pasquiers Thätigkeit auf dem Gebiete der französischen Sprachgeschichte und Grammatik[66]). Der Verfasser entwirft ein wohlgelungenes Bild von der Persönlichkeit Pasquiers und seinen Bemühungen um die Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis seiner Muttersprache, deren Wert er

47) Discours prononcé le 12 novembre 1893 au grand amphithéâtre de la Nouvelle Sorbonne, Asnières, Chevallier, Paris, rue de Serpente 28, 12 S. 48) Deutsche Zeitschrift für ausländ. Unterrichtswesen I 234–254. 49) ZFSL. XIII 168—186. 50) JBRPh. II 139. 51) ZFSL. XV² 175–8; XVI² 151–6. 52) ZFSL. XV² 178—82. 53) ZVS. 15, 3, 4. 54) GPrKönigsberg i. Pr. 1876. 55) Cornell university. Studies in classical philology edited by Isaac Flagy, William Gardner Hale and Benjamin Ide Wheeler. Nr. II. Ithaca 1887, 50 S. 56) GPr. Colberg 1879. 57) Berlin, Philos.-hist. Verlag Dr. Salinger 1893. 58) GPr. Meersburg 1894, 74 S. 59) Verhandlungen der 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in München, Leipzig, Teubner 1891 (?) 202—211. 60) PMLA. 9, 1. 61) Ein Vortrag aus: Österreichische Mittelschule, Wien, A. Hölder. 62) ZRS. 12, 12. 63) Abhandlungen z. E. A. Toblers, Halle, Niemeyer 1895, 289—305. 64) 4e édition. Paris, Ch. Delagrave 1893 (dazu G. MEYER, BPhWS. 14, 727). 65) S. u. Anm. 97. 66) GPr. Bautzen 1892, 34 S.

mannhaft gegen Verkennung zu schützen wusste[67]). Der Eindruck, den wir von P.'s Wirksamkeit erhalten, ist vorteilhafter, als wir nach der von STRAMBERG verfassten Biographie erwarten durften[68]). Pasquier ist sich bewusst geworden, dass alle Veränderungen innerhalb der Sprachen auf historischen oder psychologischen Motiven beruhen. Hinsichtlich der Entstehung des Französischen hielt er sich im Ganzen frei von den abenteuerlichen Einbildungen mancher Zeitgenossen. Er stellt sogar schon, wie Sylvius und die beiden Stephani, Lautregeln auf und hat sich selbständige und nicht selten zutreffende Vorstellungen über die Etymologie der Wörter gebildet, auch soweit keltische oder germanische Abstammung anzunehmen ist. Er erscheint als ein ziemlich belesener Kenner altfranzösischer Litteratur und hat auf diese Weise einen gewissen Einblick in die Entwicklung der Sprache gewonnen. Auf dem Gebiete der Orthographie erweist er sich als Gegner Meigrets. Gründe, die noch heute durchaus zu billigen sind, machen ihn zum Feinde jeder auf phonetischer Grundlage reformierten Rechtschreibung. Seine Angaben über die Aussprache sind besonders beachtenswert, weil er mit Rücksicht auf die Reinheit der Sprache bereits eingetretenen oder sich vorbereitenden Neuerungen gegenüber häufig den alten Sachverhalt betont. Er kennt die wesentlichsten Bestandteile des Wortschatzes ihrem Alter und Ursprung nach; die Bereicherung des Lexikons sucht er auf demselben Wege durchzusetzen, wie die Dichter der Plejade und andere Grammatiker des 16. Jahrhunderts, und so geht er denn in der Verwendung neugebildeter und mundartlicher Ausdrücke oder in Vergessenheit geratener Archaismen seinen Zeitgenossen wacker voran, bewahrt aber bei der Entlehnung aus den alten Sprachen oder dem Italienischen eine besonnene Mässigung. Seine Bemerkungen über die Bedeutung der Wörter haben z. T. geradezu sprachgeschichtlichen Wert. — Von den drei Abschnitten, in denen HANS DIETERLE die Bedeutung Henri Estiennes für die Geschichte der französischen Sprache[69]) gewürdigt hat, verdient besonders der erste, der H. Estiennes Stellung als französischer Philolog zum Gegenstande hat, die Beachtung der Romanisten, wiewohl anzuerkennen ist, dass auch die beiden anderen „H. E. als französischer Schriftsteller" und „zu H. E.'s Persönlichkeit" überschriebenen Kapitel mancherlei Züge aus dem Geistesleben des Mannes berühren, die seine eigentümliche Haltung in Dingen der Sprache zu erläutern geeignet sind. Neben den sonstigen der französischen Sprache gewidmeten Werken Estiennes benutzt Dieterle vor allem die Deux Dialogues du nouveau langage françois italianizé[70]), um den scharfen Gegensatz des von glühendem Patriotismus erfüllten Mannes gegen die vom Hofe ausgehende Verseuchung seiner unter allen übrigen Sprachen den ersten Rang verdienenden Muttersprache[71]) durch das

67) Zu der Frage über den Rangstreit der Sprachen s. PHIL. AUGUST BECKER, Jean Lemaire, der erste humanistische Dichter Frankreichs, Strassburg, Trübner 1893, S. 174ff. und dazu DLZ. 1893, Sp. 1198. Über Henri Estiennes Haltung s. u. Anm. 71. 68) Bei ERSCH u. GRUBER, 3. Sektion, Bd. 13. 69) Henri Estienne (Henricus Stephanus). Beitrag zu seiner Würdigung als französischer Schriftsteller und Sprachforscher. Diss. Strassburg, W. Friedrich 1895, 94 S. 70) 1578, dann 1579 und 1583 gedruckt; herausgeg. von P. RISTELHUBER, Paris 1885. 71) S. o. Anm. 67. Man beachte die Neuausgabe: Henri Estienne, La Précellence du langage françois, réimprimée avec des

verhasste Italienische eingehend zu schildern [72]). Die bei dieser Gelegenheit von Dieterle unternommene Vermehrung der bei DARMESTETER und HATZFELD [73]) aufgestellten Liste damals gebräuchlicher Italianismen, die Auslassungen über den bestimmenden Einfluss italienischer Vorbilder auf die Bedeutung und Behandlung französischer Wörter und Wendungen, sowie über das Schicksal italienischer Eindringlinge in französischem Munde sind recht verdienstlich und tragen dazu bei, die Leidenschaftlichkeit, mit der Estienne den ihn so sehr betrübenden Verirrungen seiner Landsleute entgegentritt, der Nachwelt verständlich zu machen. Dieterle schildert dann die von H. Estienne als geeignet vorgeschlagenen Mittel zur Bereicherung der Schriftsprache, unter denen, neben der Schöpfung neuer Wörter nach Analogie bereits vorhandener oder durch Verwendung von Diminutivsuffixen, besonders die geforderte Ausbeutung des Altfranzösischen und der lebenden Mundarten Beachtung verdient. Mit einem Blick auf die Stellung H. Estiennes zu der Sprache der Plejade, deren Geziertheit und Vorliebe für allzu kühne Metaphern gegenüber er Einfachheit und Bestimmtheit des Ausdruckes fordert, schliesst Dieterle den ersten Abschnitt seiner flott geschriebenen, durchdachten Arbeit. Zu wünschen wäre gewesen, dass er der Betrachtung der Hypomneses de gallica lingua, die über den Sprachstand des 16. Jahrhunderts wichtige Aufschlüsse geben und mancherlei Zeugnisse für die linguistische Urteilskraft ihres Verfassers enthalten, einen weiteren Raum gegönnt hätte, als es in der That geschehen ist. — K. FRÖHLICH [74]) verbreitet sich über eine Reihe praktischen Lehrzwecken dienender französischer Grammatiken, die am Ende des 16. und im Laufe des 17. Jahrhunderts zu Jena erschienen sind. Die modernen Reformer werden, wie F. mit Recht hervorhebt, bei dem Studium dieser sämtlich von dem gleichen Geiste durchwehten Elaborate „mit Verwunderung und Genugthuung" inne werden, dass die von ihnen auf dem Gebiete fremdsprachlicher Unterweisung erstrebten Ideale des Reizes der Neuheit entbehren. Mit ähnlichen Gefühlen werden aber auch die Gegner der Reform an dem Bilde, welches Fröhlich von dem anspruchsvollen Gebahren dieser alten Jenenser Gelehrten entwirft, mancherlei Züge entdecken, die geeignet sind, sie in ihrer ab-

---

notes, une grammaire et un glossaire par M. EDMOND HUGUET, et précédée d'une préface de M. Petit de Julleville, Paris, A. Colin 1896 (?). 72) Wenn H. Estienne dabei den „désir de nouveauté" der Franzosen tadelt, so ist das nicht ohne sprachgeschichtlichen Wert. Moderne deutsche Puristen, die ausschliesslich an ihren Landsleuten eine derartige verwerfliche Vorliebe für das Fremde entdeckt haben wollen und in ihr geradezu eine deutsche Nationaleigentümlichkeit erkennen, werden sich leicht von der Unrechtmässigkeit ihrer Vorwürfe überzeugen, wenn sie erfahren, dass den von ihnen in chauvinistischer Eigenliebe befangen gedachten Franzosen auch sonst oft genug in Vergangenheit und Gegenwart vaterlandslose Neigungen zur Last gelegt worden sind. Ich verweise hier nur auf BONAVENTURA DES PERIERS, Nouvelles Récréations, ed. LOUIS LACOUR, Paris 1874, II 57; II 86; s. ferner EDOUARD FOURNIER, Variétés historiques et littéraires (in der Bibl. Elzev.) II 53; V 186—7; zur Anglomanie s. eb. II 54 Anm. 2; DARMESTETER, Mots Nouv. SS. 31—2; 251 ff.; ÉCHO DE PARIS, 1er décembre 1892, und jetzt den leider anonymen Aufsatz bei KLÖPPER, Franz. Real-Lex. I 267—75. 73) Le XVIe siècle en France, I 193. 74) J. Garniers Institutio gallicae linguae (1558) und ihre Bearbeitung von Morlet (1593) mit Berücksichtigung gleichzeitiger Grammatiker. RGPr. Eisenach, Hofbuchdruckerei, 1895, 18 S.

lehnenden Haltung zu bestärken. Mit besonderer Breite erörtert Fröhlich das Verhältnis der durch den sonst unbekannten Morlet veranstalteten Neubearbeitung von Johannes Garnerius' Institutio zu dem Original; er giebt einen Überblick über das, was Garnier-Morlet nach dem Muster der lateinischen Grammatik über die 8 partitiones orationis zu sagen weiss und vergleicht gelegentlich die Angaben zeitgenössischer Grammatiker. Fröhlich kommt zu dem Ergebnis, dass Morlets Arbeit der editio princeps gegenüber nicht den mindesten Fortschritt bedeute. Die Schrift Fröhlichs hat mich nicht überzeugt, dass aus den in Garniers Leitfaden niedergelegten Lehrmeinungen, wenn ich etwa von dem Kapitel über die Vokale absehe, irgend welcher Gewinn für die Sprachgeschichte geschöpft werden könne.

Einzelforschung. Lautlehre. Eine kleine Schrift von ALFRED NORTFELT [75]) beschäftigt sich mit dem Schicksal der im Französischen auslautend gewordenen Labialen, und zwar wird vom Anfang an scharf geschieden zwischen denjenigen Labialen, die im Lateinischen vor palatalen Vokalen gestanden haben und denjenigen, an die sich ursprünglich ein labialer Vokal anschloss. In die erste Gruppe fällt *neuf* > *novem*, das, je nachdem es vor Konsonant, vor Vokal oder in Pausa auftritt, stumm, tönend, oder tonlos ist. Dieser Zustand vereinfachte sich im 16. Jahrhundert für verwandte Fälle wie *naïf* u. dergl. (nicht für *novem*) derart, dass die in Pausa übliche Aussprache auch auf die Stellung vor Konsonant ausgedehnt wurde; und seit Mitte des 18. Jahrhunderts trat sie dann auch vor Vokal ein (*un naïf enfant*). Dass das Zahlwort *neuf* bis auf den heutigen Tag bei dem ältesten Verfahren verblieben ist, mag, soweit es sich um den Gegensatz zwischen *neu* und *neuf* handelt, der Analogie von *cin(q)*, *si(x)*, *di(x)*, *sep(t)*, *hui(t)* zu danken sein [76]). Doch bemerke ich gegen Nortfelt, dass die Aussprache *neuv* (vor Vokalen) höchst wahrscheinlich durch *neuvième* vor Beeinträchtigung bewahrt worden ist, wiewohl auch in dieser Stellung die Labialis gelegentlich das in Pausa übliche Verhalten zeigt; z. B. in *neufiesme*, Journ. Bourg. Paris S. 398 [77]) oder bei Noël du Fail [78]), das, wie *boeufer* [79]), neben *bouvier*, *babouviste* [80]), *suifer* [81]), altes *suafet* (*suavis*), Vie de Madeleine in ASNS. 64, S. 92, 542, sowie das schon von DARMESTETER [82]) getadelte *oeufrier* sich zu *boeuf*, *suif*, *soef*, *oeuf* verhalten, in engem Anschluss an *neuf* entstanden, und demnach nicht anders wie schon in der alten Sprache nicht unerhörtes *verte* (Gaufrey SS. 102, 110 neben ursprünglichem und in Dialekten noch heute lebendigem *verde* [83]) oder *grante* (für *grande*), S. d'Angl. 16, 67, *por sa grande force*, Not. Extr. XXXV² 442 nebst Ableitung *agrantir* bei Godefroy VIII² 48

---

75) Quelques remarques sur les consonnes labiales finales, Stockholm, Imprimerie Centrale 1894, 19 S. 76) Zu derartigen Vorgängen s. GRÖBER, ALLG. VI 131, 142; MEYER-LÜBKE, Rom. Gram. II 582 f.; ZRPh. XIX 135; JEANJAQUET, ASNS. 97, 202; RISOP, ASNS 95, 318 ff.; DLZ. 1897, 300; ZRPh. XXI 553; zu *octuaginta* nach *septuaginta* s. MAX BONNET, Le Latin de Grégoire de Tours, Paris 1890, 449 gegen WACKERNAGEL, ZVglS. XXV 281. 77) ed. Lalanne, Paris 1854. 78) Contes et discours d'Eutrapel, ed. C. Hippeau, Paris 1875, II 239, 279. 79) Sachs s. v. 80) s. V. Hugo, Misérables ed. Bruxelles 1862, X 79. 81) s. Sachs s. v. 82) Mots Nouveaux S. 100, Anm. 3. 83) z. B. Rolland, Chansons populaires, Paris 1887 III, 10.

u. dergl. zu beurteilen ist. Der allgemein durchgedrungene Abfall der Labialis in *clef* mag von dem häufig gebrauchten Pluralis *cle(f)s* ausgegangen sein; nur war zu beachten, dass auch in Verbindungen wie *oeuf dur*, *cerf-dix-cors*, *boeuf-gras* das *f* ein für allemale verstummt ist. GEIJERS[84]) Anschauung, dass *soif* > *sitim* nach dem Muster von *boif* > *bibo* gebildet sei, ist sehr kühn; trotz Nortfelts Empfehlung halte ich sie aus chronologischen und allgemein sprachlichen Gründen für bedenklich[85]). Ungleich schwerer verständlich ist die Entwicklung des labialen Auslautes vor labialen Vokalen, wie sie sich in *clou* > *clavum*, *Anjou* > *Andegavum* u. s. w. vollzogen hat. In scharfer Opposition zu den Deutungen F. NEUMANNS[86]), THURNEYSENS[87]), SUCHIERS[88]), VISINGS[89]) und G. PARIS[90]) folgert Nortfelt aus der Thatsache, dass in sämtlichen in Frage kommenden Fällen dem ursprünglichen *v* ein *u* folgt und ein *a* vorangeht, und dass dieses sich überall zu *o* wandelt, den Satz, dass unter Einfluss des *u* das *v* sich zu stark vokalisch klingender Bilabialis (*w*) entwickelt und nun seinerseits das *a* < *o* labialisiert habe, worauf das auslautende *u* fiel; also *clavu* < *clawu* < *clou(u)*. Das Endglied *clou* vereinfacht sich vor flexivischem *s* zu *clos*, dessen *o* offen ist wie in *clos* > *clausum*. Wenn Nortfelt im Anschluss daran für möglich hält, dass ursprüngliches *au* + Vokal sich analog *aw* + Vokal entwickelt habe, so ist das, wie er selbst einsieht, nicht zu beweisen, weil es an Beispielen für *au* + Vokal fehlt. So sehr der Verfasser bemüht ist, mit dem ihm eigenen Scharfsinn seine verlockende These gegen alle ihm möglich erscheinenden Angriffe zu verteidigen, so gelingt es ihm doch nicht, alle Zweifel zu beseitigen. Dabei berührt es angenehm zu sehen, dass ihm bei seiner Selbstkritik das Gefühl der Unzulänglichkeit aller Anstrengungen einer so abstrakten Frage gegenüber nicht abhanden gekommen ist[91]). — Die eigenartige Rolle, die MAURICE GRAMMONT[92]) in seinen Untersuchungen über die Dissimilation der Konsonanten innerhalb der indoeuropäischen Sprachen den neulateinischen Idiomen zuerteilt hat[93]), macht es dem Romanisten zur unabweislichen Pflicht, dem trefflichen Buche weitgehendste Beachtung zu schenken[94]). Die in den alten arischen Sprachen herrschenden Verhältnisse stellten dem Bemühen des Verfassers, die in ihrem eigentlichen Wesen bisher unerkannt gebliebenen oder geradezu verkannten Er-

---

84) Om accessoriska ljud i franska ord, Upsala 1887, S. 48. 85) S. vielmehr MEYER-LÜBKE, Rom. Gram. I 469 f. 86) ZRPh. VIII 396. 87) Verbum *être* S. 14. 88) ZRPh. II 297. 89) NTF., N. R. VI 234 ff. 90) Ro. VII 138. Anm. 2. 91) Vergl. die kurze Besprechung von G. PARIS, Ro. 24, 488. 92) La dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes, Dijon, Imprimerie Darantière 1895, 215 S. Der Verfasser ist den Romanisten bekannt durch seine lichtvolle Studie über das Patois de Franche-Montagne et en particulier de Damprichard (Franche-Comté), MSLP. VII 461—77; VIII 53—90, auf die hier ausdrücklich verwiesen sei. 93) Von der Aufklärung, die die allgemeine Sprachwissenschaft in Sachen der Lautentwicklung von der romanischen Philologie erwartet, ist auch sonst in jüngster Zeit die Rede gewesen; man lese die kurze Vorbemerkung zu L. SÜTTERLIN, Die heutige Mundart von Nizza, RF. IX 249 ff. 94) Man vergleiche die Besprechungen von TOBLER, ASNS. 97, 434 f., MEYER-LÜBKE, LBlGRPh. 1896, 409-13, G. PARIS, JS. févr 1898, GRÖBER, ZRPh., 22, 428—9 S. auch oben S. 12 f.

scheinungen gesetzmässig zu begründen, aus verschiedenen Ursachen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und erst die spätere Latinität sowie das Vulgärlatein nebst den romanischen Sprachen, wo neben der fortgeschrittenen Entwicklung die Urform meist bekannt ist, erwiesen sich als geeignet, den Aufklärungsdienst in dem Kampfe um die wissenschaftliche Wahrheit zu übernehmen. Man kann zwar vom romanischen Standpunkte aus nicht behaupten, dass des Verfassers Ergebnisse in jedem Falle volle Klarheit geschaffen hätten oder dass sämtliche nicht nur mögliche, sondern auch nachweislich vorhandene Variationen berücksichtigt worden wären; nicht selten wird die sich auf engerem Gebiete bewegende Forschung sogar zu Formeln gelangen, die denen Grammonts auch dann noch stracks zuwiderlaufen, wenn die an sich bestehende, von dem Verfasser vielleicht zu stark betonte Möglichkeit der Einwirkung anderweitiger Impulse, wie volksetymologischer Umdeutung oder Festhaltens an stammverwandte, infolge ihrer Struktur der Dissimilation nicht unterworfene sprachliche Existenzen, ernster Erwägung gegenüber nicht aufrecht erhalten werden kann. Dem Verfasser bleibt aber das unbestreitbare Verdienst, auf Grund einer mit Scharfsinn und Umsicht durchgeführten Methode gezeigt zu haben, dass die in den einzelnen dissimilatorischen Vorgängen sich kundgebenden Veränderungen der überlieferten Sprachformen keineswegs als Bethätigung regelloser Willkür anzusehen sind, dass diese Wandlungen vielmehr, wenn sie überhaupt auftreten, d. h. nicht durch irgend welche mächtigeren Einflüsse gehemmt werden, sich nach ganz bestimmten Gesetzen vollziehen. Es wird die Aufgabe der Einzelforscher sein, die für das indogermanische Gesamtgebiet Geltung beanspruchenden Aufstellungen des Verfassers für beschränktere Bereiche nachzuprüfen. An der Hand eines längst gesammelten Materiales habe ich mich dieser Arbeit für das Französische unterzogen und wäre hier gern in Einzelheiten eingetreten, müsste ich nicht befürchten, dass die Diskussion über einige prinzipielle und rein sachliche Fragen einen zu grossen Umfang annehmen würde; ich hoffe bald an anderer Stelle Gelegenheit zur Aussprache zu finden. Hier bemerke ich nur noch, dass der früher als syllabische Dissimilation, von Grammont aber nunmehr viel passender als Zusammenlegung der Silben (*superposition syllabique*) bezeichnete Vorgang (*κελαινεφής* > **κελαινονεφης*) für das Romanische inzwischen von Tobler[95]) an zahlreicheren Beispielen nachgewiesen wurde, als es Grammont vermocht hat[96]). — Durch die in diesem Zusammenhange zu nennende freilich ausserhalb des Berichtsjahres erschienene Abhandlung von Max August Stork[97]) über die Verstummung des auslautenden *r* ist die ältere dem gleichen Gegenstand gewidmete Arbeit von Herman Andersson[98]) keineswegs überflüssig geworden, doch bedeutet jene dieser letzteren gegenüber[99]) einen entschiedenen Fortschritt.

---

95) ASNS. 97, 375f. 96) Vergl. dazu die wenigen von mir selbst beigebrachten Fälle ZRPh. 21, 547. 97) Über französische Liquiden im Auslaute nach den Grammatikerzeugnissen des 16. Jh., Diss. Heidelberg 1891. 98) Quelques remarques sur l'amuïssement de l'*r* finale en français in dem Recueil de Mém. philol. présenté à M. Gaston Paris . . . . par ses élèves suédois, Stockholm 1889, S. 1—9. 99) Einige Einwände erhob schon G. Paris, Ro. 19, 118—19.

Wie Andersson so legt sich auch Stork die Frage vor, wann und auf welche Weise auslautendes *r* vor Konsonanten geschwunden sei. Aus dem häufigen Auftreten normannischer Reime schliesst Stork, ähnlich wie der schwedische Romanist, dass solches *r* sich bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts erhalten habe; in altfranzösischer Zeit war es bekanntlich nur dem lothringischen Dialekte abhanden gekommen[100]). Die beiden aus gewissen Äusserungen der frühen Grammatiker entnommenen Thatsachen, dass das *e* des Infinitivs geschlossene Aussprache gehabt habe, das *r* aber so gut wie verstummt gewesen sei, scheinen den Satz Storks, dass dem *e* vor verstummten *r* geschlossene, vor lautem *r* aber offene Aussprache zuzuerkennen sei, zu bestätigen. Auch die mit Rücksicht auf bekannte Reime wie *bourse* : *courrouce*, *Jakemars* : *bras* u. dergl. gewagte Annahme, dass der Schwund des *r* im Altfranzösischen zunächst in dem substantivierten mit dem Flexions-*s* versehenen Infinitive eingetreten und von hier aus auch auf den cas. obl. übertragen worden sei, klingt sehr verlockend. Auch sonst weicht Stork bei der Beantwortung der Frage nach den Ursachen, die den Schwund des *r* vor Konsonanten herbeigeführt haben, wesentlich von Andersson ab, der an den vom 15.—17. Jahrhundert dem Französischen geläufig gewesenen Wandel des intervokalischen $r < z$ anknüpfend, den Typus *porter une épée* < *porte*$\overset{s}{r}$ *une épée* werden liess und annahm, dass der neue Zustand auf $r +$ cons. (*porte*$\overset{s}{r}$ *mon épée*) analogisch eingewirkt habe, sodass in der Stellung vor Konsonant der schwach artikulierte nach Rousselot[101]) zwischen *r* und *z* liegende Laut völlig schwinden musste. Storks Einwurf, dass auch der Wandel $z < r$ begegne, scheint mir wenig stichhaltig, doch gestehe ich, dass seine Erklärung, nach der das auslautende alveolare *r* hinter geschlossenem *e* schwach artikulierte, dem engl. *th* nahe kommende Lautung erhalten habe, auf dieser neuen Stufe aber vor Konsonanten schwand, mich weit mehr befriedigt als Anderssons Deutung, die die Frage offen lässt, weshalb gerade die Gruppe *voc.* + *r* + *voc.* die stärkere gewesen sein soll. Die im Anschluss an Meyer-Lübke[102]) vorgenommene Unterscheidung zwischen ein- und mehrsilbigen Wörtern ist natürlich zu billigen, ebenso wie die Herleitung von *amer* mit erhaltenem

---

100) Aus nicht lothringischen Denkmälern habe ich mir folgende Beispiele notiert: *couvri*, Jean Lemaire, Ill. Gaule, liv. I ch. XXVI; *regne*, liv. I ch. XVII; *celebre*, liv. I ch. XXVII neben den Partizipien *oser*, liv. I ch. XXXIII; *parler*, *inuestiger*, liv. I ch. XIX; *repensé* : *commencer*, Anc. Th. III 106; *tarder* : *regardé*, III 107 u. öfter; *dormir* : *endormis*, Mont. Rothschild. Recueil X 55 (Anfang d. 16. Jh.); *mourir* : *rendurcis*, eb. X 56; *failly* : *luy*, IX 313 und aus älterer Zeit vielleicht das part. *trouver*, Galien SS. 34, 117; inf. *party*, Myst. S. Bern. Menth. S. 17; *oy*, eb. S. 470; *recovrer* : *bontet*, Mont. Fabl. II 41, und in modernen Mundarten *obéi'*, *diverti'*, ASNS. 56, 209. Dass übrigens im 17. Jahrhundert die normannische Aussprache *allair* unter den Damen und im Gerichtsstile noch sehr beliebt war, bezeugt Vaugelas II 163, der aber ganz im Gegensatz zu einer achtzig Jahre früher von Henri Etienne aufgestellten Forderung den Gebildeten die Aussprache *allé*, *prié* als die allein sachgemässe empfiehlt. Für die Bestimmung des Lautwertes des *r* scheint mir die Lehre Th. Corneilles (zu Vaugelas a. a. O.) *dans les infinitifs „il ne faut jamais faire trop* (!) *sentir l'r finale“* nicht unwichtig zu sein. 101) RPGR. I 9. 102) Rom. Gram. I 472.

r aus *amère*; dass aber *léger* (trotz *légère*) sein *r* in Analogie zu den Infinitiven auf *-ger* eingebüsst haben sollte, wäre doch etwas stark. Den Abfall des *r* in *quat'chefs* > *quatrchefs* erklärt Stork richtig aus der Wirksamkeit des Dreikonsonantengesetzes [103]); doch ist der lautliche Vorgang ebenso wie seine Ausdehnung auf die Gruppe *cons.* + *r* + *voc.* wesentlich älter als Stork annimmt. Die Thatsache, dass man inzwischen zu *finir* mit lautem *r* zurückgekehrt sei, während *aimer* seines Auslautes dauernd verlustig gegangen sei, deutet Stock wenig überzeugend aus der verschiedenen Artikulation der beiderseitigen Futura *aim(e)rai* neben *finir-rai*, wobei nicht *ai* > *habeo*, sondern *-rai* als Endung des Futurums gelte; die erfolgte Abstraktion *finir* aus *finir-rai* sei für *aimer* aus *aimerai*, wo das *e* verstummt sei, undenkbar. Eine geschichtliche Untersuchung des Lautwertes dieses im Futurum tonlos gewordenen *e* dürfte der Storkschen Annahme wenig günstig sein; ich erinnere nur an Formen wie *trouerres*, Eneas (Ms. D. Ende d. 14. Jh.) S. 392; *saulterroit*, Bonav. Desp., Nouv. Récr. I 65 [104]), sowie an modernes *changérai* [105]); besonders schwer ins Gewicht fällt lothringisches *trouvairez* bei Phil. de Vigneulles (Huguenin, Chron. de la cité de Metz, Metz 1838) S. 2, eine Lautung, die wegen der Nähe von *verrai* > *venire* + *habeo* sogar zu der Neubildung *trouviendrai* [106]) geführt hat. Anderssons Annahme, dass die Verba auf *-ir* durch die auf *-ire* beeinflusst worden seien, ist ebenso einfach wie einleuchtend. — Der G. Paris von seinen schwedischen Schülern gewidmete Jubelband [107]) enthält eine weitere sich mit dem *r* beschäftigende Arbeit von S.-F. Eurén, Exemples de r adventice dans des mots français, deren eingehende Würdigung mich hier zu weit führen würde [108]). — Der schwierigen und viel umstrittenen Frage nach der Lage des Nebentones in Erbwörtern [109]) von vier und mehr Silben ist E. C. Armstrong (Johns Hopkins University) [110]) näher getreten. Der Verfasser verknüpft die Auffassung, dass der sekundäre Akzent unter allen Umständen [111]) auf der anlautenden Silbe gelegen habe [112]), mit den Forderungen des Darmesteterschen Gesetzes und bemüht sich an der Hand einer Auswahl geeigneter, in angemessener Gliederung vorgeführter Fälle darzuthun, dass der Hauptton nicht nur auf die ihm folgende, sondern auch die ihm vorangehende Silbe einwirke, und dass demgemäss 1. in Wörtern mit nur zwei vortonigen Silben der Schwund der zweiten in gleicher Weise der Einwirkung des Haupttones wie der des Nebentones zu danken sei; und 2. in Wörtern mit mehr als zwei vortonigen Silben die dem Hauptton am

---

103) S. dazu Grammont, MSLP. VIII 75 ff. 104) Andere teilte ich mit ASNS. 92, 463. 105) Darmesteter, Ro. V 159 Anm. 1; meine Studien S. 75, Anm. und Lanusse, De l'influence du dialecte gascon etc. S. 239 (s. JBRPh. II 165). 106) Gilliéron, Mél. Renier 290—2 und *Suivez, suivez le long de la rivière, y trouviendrez la belle batelière*, Puymaigre, Chants pop. rec. dans le pays messin S. 148. 107) S. oben Anm. 98. 108) Ich verweise auf die ausführliche Besprechung von G. Paris, Ro. 19, 119—23 und meine Bemerkungen ASNS. 98, 411—12. 109) Darmesteter, Rom. V 164 Anm. 1 und Cours de gram. hist. S. 78; Schwan, Gram. d. Altfranz.[2] § 53. 110) The position of the secondary accent in French etymons having more than the two Pretonic Syllables. I in MLN. X (1895), Sp. 350 - 60. 111) Nur leicht erkennbare Komposita werden ausgenommen. 112) Meyer-Lübke, ZFSL. XV (1893) 87—88.

nächsten stehende schwinde, während die ihr vorangehende erhalten bleibe. Die mit Geschick und Sachkenntnis durchgeführte Untersuchung scheint mir recht beachtenswert, wenn auch der die Beweismittel enthaltende Teil im einzelnen der Berichtigung bedarf [113]).

Die Wahrnehmung, dass gewissen romanischen Wörtern unzweifelhaft deutschen Ursprunges ihre Etyma in einer Gestalt zur Seite gestellt zu werden pflegen, die eine andere als die wirklich eingetretene Entwicklung voraussetzen würde, sowie die natürlich wohlberechtigte Abneigung, diese Schwierigkeit durch die Annahme eines auf dem Gebiete der romanischen Lautlehre sonst unerhörten Verfahrens zu beseitigen, veranlasst Th. Braune [114]) zu dem Versuche, innerhalb des gesamten bisher erschlossenen deutschen Wortschatzes solche lautlich nicht mehr anstössige Formen ausfindig zu machen, von denen sich nach der Art ihres späteren Auftretens vermuten lässt, dass sie in den älteren zur Zeit der Eroberung gesprochenen Idiomen neben den litterarisch überlieferten Gestaltungen ein latentes Dasein ausschliesslich im Munde des Volkes geführt haben und so ins Romanische übergegangen sind. Braunes z. T. sehr eindringende Untersuchungen erhalten dadurch eine besondere Bedeutung, dass sie durch Betrachtung ganzer Wortsippen über den oft auffallend weit vorgeschrittenen Bedeutungswandel ihrer romanischen Vertreter Licht verbreiten. An der Entscheidung über die Frage, wie weit die von Braune empfohlenen Neuerungen allgemeine Gültigkeit zu beanspruchen haben, hat der Germanist sich ebenso stark zu beteiligen wie der Romanist; diesem bleibt neben allgemein sprachgeschichtlichen Erwägungen vor allem die Aufgabe, die Annehmbarkeit der Vorschläge Braunes nach Massgabe der Chronologie der Lautentwicklung zu prüfen. Von französischen Wörtern werden folgende behandelt: *berme* > nld. *berm* u. s. w. (nicht > *breme*) [115]); *blinder* > * ahd. *plintan*, * got. *blindan* (nicht > *blindjan*) [116]), Subst. *blinde* > ostfries. *blinde*; *bouter* (*botte*, *bout*, *bot*, *bosse*) > mnld. mfläm. nld. *botten*, ostfries. *butten* (frz. *buter*); *bourgeon* [117]); occit. *boure* > ostfries. *bur(re)* u. s. w.; danach ist gebildet *drageon* > altfries. *drêra*, ostfries. *drêfe*, *drêve* (nicht mit Diez > * mhd. *treib*); *bramer* > mnd. *brammen* neben *brimmen*, *brummen* (nicht mit Diez > ahd. *brëman*), altfranz. *brin* > an. *brin*, das neben *brim* anzunehmen ist, wie *brinnen*, *brennen* neben *brimmen* wirklich vorkommt; *brunir* > ahd. ostfries. *brûnen*, nld. *bruinen* (*ui* = *û*) (nicht mit Diez > mhd. *briunen*); *choc* > ahd. *scoc*, mhd. *schoc* (schaukelnde Bewegung), mnld. *schock* (*concussus*), nld. ostfries. *schock* Stoss, engl. *shock*; *choquer* > nd. *schokken*, *schukken* (man beachte die dem deutschen und dem französischen Worte gemeinsame Bedeutungsentwicklung); *clamp* klammer > nld. norw. ostfries. *klamp* engl. nrh. *clamp* (nicht mit Diez > an. *klampi*, mhd. *klampfe*), wallonisch *klamm* Klammer > ags. *clam*

113) Man vergl. übrigens G. Paris, BECh. II 584 (1866) und dazu Thurot, CR. 2, VI 264. 114) Neue Beiträge zur Kenntnis einiger romanischer Wörter deutscher Herkunft, ZRPh. 19, 348–9. 115) Über das Wort handelte in anderem Zusammenhange G. Cohn, ZRPh. 19, 55. 116) Der Stammvokal *i* in dem sehr jungen Worte gebietet, bei der Herleitung > hd. *blenden* zu beharren, die schon Mackel, RF. VI, 4, 101 gefordert hatte. 117) In Übereinstimmung mit einer handschriftlichen Notiz seines Vaters möchte G. Paris, Ro. 24, 612 das Wort von *botryonem* nicht getrennt wissen.

schott. *clams*, schwed. *klamm* (nicht mit Diez = frz. *clamp*), norm. *acclamper* > mnld. ostfr. *klampen*, bayr. *klampfen*, engl, *clamp*[118]); *clinche* > *klinke* (wie Diez), norm. *clanche* > *klanke* (mit Ablaut), altfrz. *clenque* > *klanki klenki* (Umlaut)[119]), *cliquet* champ. wall. *cliche* u. a. > engl. Dial. *click*; mit Ablaut *claque*, *claquer* > mnld. *klacke*; *cliver* > ahd. *klîban*, mhd. *klîben* u. s. w. neben dem von Braune abgelehnten ahd. *clioban*, mhd. *klieben* u. s. w.; *cobalt* > deutsch *kobolt*, *kobolet*, im 16. Jh. neben *cobalt*; *crique* > ostfries. *krîke*, *krîk* (nicht nld. *kreek*, mnld. *kreke* u. s. w.); dazu besonders ausführliche Erörterungen.

Unter den Spuren gallischen Lateins, die Paulus Geyer[120]) bei Marcellus Empiricus aus Bordeaux (um 380) entdeckt hat, schienen mir neben *adrorare*, *deintus* < *dans*, *charmer* > *carminare* sowie dem Auftreten des reflexiven Verbums in passivischer Funktion u. dergl., die sehr häufig wiederkehrenden flexionsbetonten Formen *criblabis*, *criblata* u. s. w. für *cribrabis*, *cribrata* (einmal *cribratur tenui cribro*, ed. Helmreich S. 153) ganz besonderer Schätzung wert. Sie fallen unter Grammonts zweites Gesetz[121]) und sind ebenso wie *fraglare* bei Fronto[122]) an die stammbetonten Formen (*criblat*[123]); *flagrat*[124]); Subst. *criblum* > *cribrum*) angebildet. Dass das franz. *cribler* unmittelbar auf *criblare* zurückgeht, wird durch das dem normannischen Dialekt des 17. Jahrhunderts eigentümliche *cribre*[125]) kaum in Frage gestellt; hier trat sekundäres *-re* für ursprüngliches *-le* ein wie in *orribre* > *horribilem*, Ezechiel 48, 25. 31; *salvabre*, God. VII 297; *delitable*: *marbre*, Flor. Blanch. 1861; *sinopre* > *sinople*, SGil. 853; *ensembre* > *ensemble*, JBRPh. II¹ 157; vielleicht auch *tumbres* (Hs. *tūbres*), Prosa-Cliges 334, 8 > *tombles*, Lég. Gir. Rouss. S. 219, *tomble*, Ad. Halle S. 416; *gilofre*, Rom. 15, 318 > *girofre*, ASNS. 100, 160 > *girofle*; *idres*, Eneas 9307 > *idles* > *idolum* u. a.[126]). — Die fleissigen und umfassenden Untersuchungen von Martin Hammer[127]) über das Verhalten der italischen Sprachen in bezug auf die Behandlung von *ae*, *au*, *-s*, *-t*, *-m* kommen in erster Linie der altlateinischen Sprach-

---

118) Ich gebe der Erklärung Diezens den Vorzug; s. E. W. 548. 119) Dass *clanche* (Diez E. W. 549) anders als der Schreibung nach sich von *clenche* unterscheide, ist kaum anzunehmen; das Verhältnis von *clenche* zu *clinche* scheint mir von Mackel a. a. O 96, 100 ausreichend klar gestellt zu sein. 120) Spuren gallischen Lateins bei Marcellus Empiricus, ALLG. VIII 469—81. 121) La dissimilation consonantique S. 26 (s. Anm. 92). 122) Grammont a. a. O. S. 30; dazu *fraglantes* (10. Jh.), Duméril, Poés. pop. lat. S. 196; *fraglascentes*, Gaufridi de Monumeta Vita Merlini 1286 (ed. Fr. Michel et Th. Wright, Parisiis 1837). 123) Wie mich der Augenschein lehrt, findet sich bei Marcellus Empiricus S. 218 einmal der Imperativ *cribla*. 124) Dieser Typus, der in *fraglans* Carm. bur. 201, 127, 2 erhalten ist, scheint dem Romanischen völlig abhanden gekommen zu sein; sardisches *fiagare* ist eine Kombination von *flagrāre* + *frāgo* (dieses mit gänzlich unterdrücktem *r* wie span. *fragante*). 125) Ich fand es in La Muse normande de Louis Petit de Rouen, en patois normand (1658) S. 10. 126) Umgekehrt *-le* für *-re* in *Cristofle* : *girofle*, Mont. Fabl. IV 126; Jean de Stavelot S. 393 > *Cristophre*, Lothr. Psalter S. 162; *Cristofre*, Jean de Stavelot SS. 458, 501; *nacle* > *nacre* > pers. *nakar*, SPal. s. v.; *St. Fiacle* : *miracle* > *Fiacre*, Ph. Mousk. 25111; *gouffle* > *gouffre*, GMuis. I 175 u. dergl. 127) Die lokale Verbreitung frühester romanischer Lautwandlungen im alten Italien, Diss. Halle, Wischan u. Wettengel, 1894, 41 S. und 5 Karten.

wissenschaft zugute[128]); da jedoch der Verfasser nicht versäumt hat, unter Wiedergabe von anderer Seite vorgetragener Anschauungen die Schicksale von *au* (S. 19), *-s* (S. 27f.), *-t* (S. 41) auf dem romanischen Sprachgebiete kurz anzudeuten, so ist seine Arbeit auch hier nicht zu übergehen. Nachzutragen wäre, dass MEYER-LÜBKE[129]) das Beharren des flexivischen *-s* in Frankreich durch die Nähe des in germ. *fisk-s*, *fisk* vorhandenen Dualismus erklärt hat. Den von E. BOURCIEZ[130]) gegen diese Theorie geäusserten Bedenken wird man um so eher Gehör schenken müssen, als der von Meyer-Lübke[131]) und Anderen[132]) stark betonten Möglichkeit, dass rom. *Eva Eván* dem Muster von germ. *Berhta Berhtun* gefolgt sei, durch die von G. Paris freilich erst leise angedeuteten Ergebnisse seiner Forschungen über die Akkussative auf *-ain*[133]) der Boden entzogen zu sein scheint. — Aus zahlreichen gallolateinischen Autoren schöpfte FRANZ RANNINGER[134]) eine stattliche Anzahl allitterierender Verbindungen, die er in alphabetischer Ordnung mitteilt. Der Verfasser zeigt, dass viele derselben bereits dem älteren Latein angehören oder ins Französische übergegangen sind. Die diesen Verzeichnissen vorangeschickten Erörterungen beschäftigen sich mit der Verbreitung und dem Wesen der Allitteration im Lateinischen im Vergleich zu dem Verfahren anderer Sprachen. Es wird gezeigt, zwischen welchen Lauten allitterierende Verbindungen möglich sind, was soweit *c* : *s*, *f* : *v* in Betracht kommen, für den Lautstand der späteren gallolateinischen Zeit nicht ohne Belang zu sein scheint. Die Frage, welche Wortarten auf diese Weise mit einander verbunden werden, wird erörtert, und dargelegt, in welchen logischen Beziehungen die Glieder solcher Verbindungen zu einander stehen können u. dergl. Aus der Liste aus dem Lateinischen überlieferter altfranzösischer Allitterationen[135]) geht hervor, dass der Verfasser Recht hat, wenn er in der an den anlautenden Vokalen oder Konsonanten sichtbar werdenden Wirksamkeit der Lautgesetze, in eigenartiger Wortbildung, in der Veränderung der Bedeutung oder dem Aussterben mancher Wörter die Veranlassung zu dem späteren Schwunde vieler der Ursprache angehöriger allitterierender Verbindungen erblickt. Es ist lebhaft zu beklagen, dass der Verfasser in jüngerer Zeit erschienene, leicht erreichbare Arbeiten über denselben Gegenstand mit Stillschweigen übergangen hat, sei es, dass sie ihm unbekannt geblieben sind[136]), oder ihm der Beachtung nicht wert erschienen[137]). Dieser Vorwurf wiegt um so schwerer, als in dem Aufsatz von M. KÖHLER, Über allitterierende (so!) Verbindungen in der altfranzösischen Litteratur (so!)[138]), der im ganzen einen recht günstigen Eindruck macht, die allgemeinen Fragen eine durchaus befriedigende Lösung gefunden hatten, sodass in dieser Richtung durch Ranningers Bemühung unsere Erkenntnisse kaum

---

128) s. WÖLFFLIN, ALLG. IX 147 und MEYER-LÜBKE, JBRPh. II [1] 62. 129) Rom. Gram. II 136. 130) RCr. 1895 [2], S. 513. 131) Simon Portius S. 135 Anm. 1 und Rom. Gram. II 24; II 136. 132) JBRPh. II [1] 176. 133) Ro. 23, 321–348; s. dazu JBRPh. II [1] 177. 134) Über die Allitteration bei den Gallolateinern des 4., 5. und 6. Jahrhunderts. GPr. Landau, K. u. A. Kaussler 1895, 55 S. 135) S. 51—55. 136) So verhält es sich wohl mit WÖLFFLINs Abhandlung „Zur Allitteration und zum Reime", ALLG. III (1886) 443—57. 137) Zu dieser letzteren Möglichkeit s. R.'s Schrift S. 6 oben. 138) ZFSL. 12 (1890), 90–120.



gefördert werden [139]). — Ob die lateinische Sprachwissenschaft aus den von LÉON VERNIER zum Abdruck gebrachten Observations sur la phonétique du latin vulgaire [140]), die sich im wesentlichen um Auffälligkeiten in der Wortbetonung drehen, irgend welchen Nutzen ziehen wird, bleibe hier unentschieden. Jedenfalls sind die dem Romanischen entnommenen Beweismittel für die Verlegung des Akzentes in dreisilbigen Wörtern mit langer Penultima auf die Antepenultima von sehr ungleichem Werte [141]). Gegen *tríginta* < *trente* ist nicht viel einzuwenden [142]), doch stammt altfranz. *maindre* wahrscheinlich nicht aus * *mánere* [143]), sondern ist entweder aus sekundärem *maindrai* abstrahiert oder eine Folge der Gleichung *maint* > *manet* = *plaint* > *plangit*; *mange* > *mánduco* ist ein Nonsens, der schon von LÉON CLÉDAT [144]) zurückgewiesen wurde. Dass *queudre* und *coudre* vulgärlateinisches *cólligere, cónsuere* voraussetzen und diese (ebenso wie *porgere, pergere, surpere* aus *porrigit, pergit, surripit*) aus *cólligit, cónsuit* stammen, soll nicht bestritten werden.

In Ergänzung meiner Mitteilung von Werken, die sich mit den Schicksalen französischer in fremde Sprachen eingedrungener Wörter beschäftigen [145]), verweise ich zunächst auf LEO WIENERs Schrift French words in Wolfram von Eschenbach [146]). Nach einer kurzen Kritik der für sprachgeschichtliche Zwecke unzureichenden Arbeiten von OTTO STEINER [147]) und R. F. KAINDL [148]) beleuchtet der Verfasser die Unzulänglichkeit der von JOSEPH KASSEWITZ [149]) befolgten Methode. Den von K. im Anschluss an WACKERNAGEL und an der Hand uniformierter, ganz bestimmte Formen bevorzugender Texte versuchten Nachweis, dass die im Mhd. anzutreffenden französischen Findlinge vornehmlich ostfranzösischen Dialekten entstammen und durch mündliche Überlieferung ins Deutsche geraten seien, hält Wiener für missglückt. Er zeigt, dass bei der Sorglosigkeit Wolframs der Reinheit der Reime gegenüber nicht einmal diese durchweg befriedigenden Aufschluss geben, und gelangt so, frei von störenden Illusionen, zu dem Schlusse, dass nur mit Hilfe einer möglichst vollständigen Sammlung des im Mhd. erhaltenen altfranzösischen Sprachgutes die Art der Entlehnung jedes Wortes und seine lautliche Behandlung in deutschem Munde diskutiert werden könne. Demgemäss

139) Ich nenne noch folgende Schriften: W. RIESE, Allitterierender Gleichklang in der französischen Sprache, Diss. Halle 1888 (M. Köhler a. a. O. S. 91 hält die Arbeit nicht für ausreichend). — O. KELLER, Beiträge zur lateinischen Sprachgeschichte, Bd. II Gram. Aufsätze, Leipzig, Teubner 1895, S. 1—72. Das Italienische berücksichtigte zuerst MUSSAFIA, LBlGRPh. 1889, Sp. 171, dann FRIEDRICH KRIETE, Die Allitteration in der italienischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Zeit bis Torquato Tasso, Diss. Halle, Karras 1893 (dazu MUSSAFIA, LBlGRPh. 1894, Sp. 160—1). Zum Dialekt von Nizza siehe SÜTTERLIN, Die heutige Mundart von Nizza, RF. IX 581. Für das Englische: LINDNER, Allitteration bei Chaucer, JbRESL. XIV 311; HANS WILLERT, Allitterierende Bindungen in der neuenglischen Bibelübersetzung, Progr. Luisenschule, Berlin, 1897, 1898. 140) RPhFP. IX 32—39. 141) MEYER-LÜBKEs reichhaltige Darlegungen zur Frage scheint Vernier nicht gekannt zu haben; s. Rom. Gram. I 489—501; die Tonverhältnisse der Wörter griechischer Herkunft bespricht Meyer-Lübke eb. I 34 f. 142) Doch vergl. G. RYDBERG, Mél. Wahlund S. 337—51. 143) s. ASNS. 92, 452. 144) RPhFP. IX 39. 145) JBRPh. II¹ 167—71. 146) AJPh. 16 (1895), 326-61. 147) GS. 2, 239—259. 148) JBRPh. II¹ 167; s. auch G. PARIS, Ro. 23, 276. 149) s. F. NEUMANN, JBRPh. I 315.

werden in dem, wie man annehmen darf, vollständigen Wörterverzeichnis, das den wesentlichsten Teil der Arbeit ausmacht, neben den für den Verfasser erreichbaren altfranzösischen Variationen, die von den verschiedenen Wolframhandschriften vertretenen Lesarten sorgsamst mitgeteilt, irgend welche bindende Folgerungen aber vermieden. — F. KLUGE[150]) zeigt, dass schon beträchtliche Zeit vor der normannischen Eroberung eine Anzahl französischer Lehnwörter in England heimisch waren. Es handelt sich um ae: *prúd, sot, castel, bat(tt), cat(tt), caecepol, geoglere, targa, leowe, Muntgeow, orgol, purs, rocc, turnian, træzlian, mantel, market, clerc, fals, capun, arće* in *arch-bishop, cymen cumin.* Kluge verheisst eine Fortsetzung dieser Liste. — Die kurze Notiz von SKEAT[151]), English words borrowed from French before the Conquest beschränkt sich im Wesentlichen auf die Wiedergabe der Ausführungen Kluges. — Sonst nenne ich hier LEITZMANNS Besprechung[152]) der Schriften von KEIPER[153]), LEITHÄUSER[154]), GRAF[155]). Mit KASSEWITZ' Arbeit beschäftigte sich ausführlich THEODOR MAXEINER[156]). Man beachte ferner: A. MARRE, Glossaire explicatif des mots de provenance malaise et javanaise usités dans la langue française[157]); G. STREHLY, De quelques mots slaves francisés (*boyard, czar, czarine, knout, kopeck, mazurka, polka, samovar*)[158]) und schliesslich R. FOERTSCH, Ein Beitrag zur französischen Wiedergabe unserer Fremdwörter[159]).

Formenlehre. Die gedrängte Darstellung der altfranzösischen Formenlehre, die KARL BARTSCH allen von ihm selbst besorgten Auflagen seiner Chrestomathie de l'ancien français beigefügt hatte, ist auch in die A. HORNING[160]) übertragene Neubearbeitung des Buches übergegangen, ohne dass leider der Versuch gemacht worden wäre, sie zum mindesten von den offenkundigsten Mängeln zu säubern. Wird man auch noch die etwas krause Sammlung der einzelnen z. T. freilich nicht unbedenklichen Formen in den Kauf nehmen, weil sie in den mitgeteilten Texten nun einmal stehen, so wäre es doch endlich an der Zeit gewesen, wenigstens die Paradigmata so einzurichten, dass der Anfänger eine sichere Vorstellung von den Elementen altfranzösischer Formenbildung gewinnt, alles aber, was der Erreichung dieses Zieles nicht förderlich ist, daraus fernzuhalten (z. B. 3 s. praes. ind. *ésbuillissed*! Oxf. Ps. Cant. Habacuc S. 507). Der kleinen von MUSSAFIA[161]) veröffentlichten Liste solcher Verstösse füge ich einige Einzelheiten hinzu: S. 506. Der sing. ind. praes. von *vendre* lautet noch immer *vend, vens, -z, vendet, vend* statt *vent, venz, vent,* ebenso der Imperativ *vend* statt *vent.* — S. 507. Rem. 2. Aus dem Satze *La forme mixte envahit quelquefois les verbes* (auf *-ir*) *au parf. ind. et à l'impf. du subj.* (*analogie de la conjugaison forte*) wird Niemand eine klare Belehrung über Formen

---

150) NE. Proud-Pride, ES. 21 (1895), 334—5. 151) Ac. 1895, 252. 152) ZFSL. 14², 52—55. 153) JBRPh. II¹ 168. 154) JBRPh. II¹ 169. 155) JBRPh. II¹ 171. 156) ZDA. 37, 44-52. 157) Épinal, impr. Klein 1896 (?), 52 S. 158) RPhFP. 8, 142—3. 159) Progr. Kassel 1891 (?). 160) Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles) accompagné d'une grammaire et d'un glossaire par Karl Bartsch. Sixième édition revue et corrigée par A. Horning. Leipzig, F. C. W. Vogel 1895, IV 755 S. 161) LBlGRPh. 1896, 202.

wie *guaresis, attendrisist* u. s. w. entnehmen können. — S. 507. Rem. 3. Dass das Futurum *sofferrai* durch Umstellung des *r* aus *soufrerai* entstanden sei, sollte ohne Vorbehalt nicht mehr gelehrt werden, nachdem schon vor Jahren ein Anonymus [162]), Meyer-Lübke [163]), sowie Körting [164]) an die Möglichkeit des Fortlebens von *sufferre,* bez. an ital. *offerrere* erinnert haben. — S. 507. Rem. 6ᵇ. *sueffre* durfte hier nicht ohne weiteres genannt werden, da ursprünglich *ǫ* (nicht *ọ*) > *ü* zu erwarten war; über das Wesen der Erscheinung ist Meyer-Lübke, Rom. Gram. I 138 zu vergleichen [165]). — S. 508. *has* (für *haz*) > * *hatjo* hat mit sekundären *he* die Stelle zu tauschen. Die 1. u. 2. plur. perf. von *veoir* wird noch immer unter der Gestalt *vi(s)mes, vistes* (für *veimes, veistes*) vorgeführt! Das ziemlich spät auftretende analogische *s* in *deismes, deusmes* u. dergl. würde ich ebenso wie das junge *dirent* aus dem Paradigma verbannen, dafür aber (freilich sekundäres) *deisse* in dasselbe aufnehmen; *tuert* für gewöhnliches *tort* > *torquet* sollte man nicht anstandslos neben *muert, muet, puet* u. dergl. als Zeugnis für die Diphthongierung des betonten *ŏ* nennen.

Einer recht stattlichen Anzahl alter Denkmäler entnimmt Paul Trommlitz das Material zu seinen Untersuchungen über die mundartliche Verteilung der Perfekta auf *-ui* innerhalb der im engeren Sinne altfranzösischen Zeit [166]). Die von Suchier [167]) vorgeschlagene Gliederung in I. Wurzeln mit verlorenem Auslaut (*g, c, v, b, p, d*) und zwar 1. *a*-Wurzeln, *habui*-Klasse; 2. *o*-Wurzeln, *nocui*-Klasse; 3. *e* und *i*-Wurzeln, *debui*-Klasse [168]), und II. Wurzeln mit erhaltenem Auslaut (*m, n, l, r, t*), ist für den Verfasser durchaus massgebend geblieben. Auch bei der Erklärung des Lautwandels zeigt er sich im ganzen als gewissenhafter Kenner nicht nur der älteren sondern auch der inzwischen vorgetragenen neuen Anschauungen, sodass seine Schrift als ein nützlicher Beitrag zur Geschichte des altfranzösischen Zeitwortes bezeichnet werden muss, zumal der Verfasser es verstanden hat, seinen Gegenstand in klarer, übersichtlicher Anordnung vorzuführen. Ich weiss freilich nicht, ob der Verfasser wohl daran gethan hat, seine Forschungen mit dem Ende des 13. Jahrhunderts abzuschliessen, wie wenn sprachliche Entwicklungen aus anderen als in dem Wesen der Sprache selbst begründeten Bedingungen oder Motiven erklärt werden könnten und an rein konventionelle Zeitgrenzen gebunden wären. Wem daran gelegen ist, ein vollständig befriedigendes Bild sprachlichen Lebens zu entwerfen, sollte sich bewusst werden, dass die Sprache nur als ein einheitliches Ganze aufgefasst in ihren Lebensäusserungen wirklich zu verstehen ist, und deshalb nicht unterlassen, den in älteren Perioden an manchen Stellen schon vorbereiteten Wandlungen in ihrem späteren Verlaufe nachzuspüren, soweit sich eben

---

162) LCBl. 1891, Sp. 1835. 163) LBlGRPh. 1892, Sp. 155. 164) Formenbau des franz. Verbums S. 269 und eb. Anm. 3. 165) Vergl. auch Mall, Cumpoz S. 50; Metzke, ASNS. 65, 75; Körting a. a. O. S. 188; Behrens, FS. III 58 setzt *soffero* an. 166) Die französischen *ui*-Perfekta ausser *poi* (*potui*) bis zum 13. Jahrhundert einschliesslich. GP. Stralsund 1895, 28 S. Über *poi* stellt der Verfasser eine besondere Arbeit in Aussicht. 167) ZRPh. II 268. 168) Mit Hinblick auf *frut* (: *parut*), Eneas 4502, 9716 wird man in die *debui*-Klasse wohl auch ein sonst unerhörtes *freguit* für *fregit* einzureihen haben; s. dazu G. Paris, Ro. 21, 292.

Mittel und Wege bieten. Bei dem abweichenden Verfahren des Verfassers kann es nicht fehlen, dass ich an seinen Darlegungen im einzelnen mancherlei auszusetzen habe; und auch sonst dürften einige Vorgänge sich anderer Deutung fähig erweisen. S. 9. Behrens[169]) fand *eu* für *oi* in grösserer Menge am frühesten in Urkunden des Nordens. — S. 10. In *ui* (: *anui*), GGuiart VII 2443 oder *u*, *hu* > *habui*, Gaufrey S. 247; *ut*, *urent* zeigt sich Einfluss von *fui*, *fu* > *fui*, wie umgekehrt das Perf. von *esse* nach dem Vorbilde von *habere* oft in zweisilbiger Gestalt erscheint[170]). Diese Wechselwirkung zwischen den beiden Hilfsverben geht bei God. de Paris, der auch zweisilbiges *eüst* > *habuit*[171]), 2230 kennt, so weit, dass sich neben *feüssent* 530 und sonst gelegentlich sogar *feürent* > *fuerunt* (*Qui feürent et qui nestront*), 5471, 6273 hervorwagt, während neben seltenem *ot*: *Ysabelot* 6714 *orent*, 6305 einsilbiges *hut*, *urent* und selbst *eussent* (*Que le Escos n'eussent victoire*, 6434) häufig genug begegnet. — S. 12. *repaut* > *pavuit* ist auch lothringisch, Pred. h. Bernh. (ed. Alfred Schulze) 57, 24. 27. — S. 13. Die 1. sing. wirft zuweilen ihr *i* nach dem Vorbilde der 3. sing. und plur. ab; z. B. im Osten *sou* > *sapui* : *pou* > *potui*, Biausdous 3882 und später *o* > *habui*, Mir. N. D. 32, 2379; *po* > *potui*, God. de Paris 5173 und mit sekundärem *s* in *sox* > *sapui*, Chr. de Pizan, Long Est. 2262[172]). — S. 15. Dass in *nuit* > *nocuit* der den östlichen Mundarten eigentümliche Nachlaut *i* auftritt, soll nicht bestritten werden: er findet sich auch sonst z. B. in *soit* > *sapuit*, Joufrois 3414; *tuit* > *tacuit*, s. SGiles VI 25. Man darf aber auch an Beeinflussung der 3. sing. und plur. durch die 1. sing. denken; trifft man doch sogar *fuirent* (: *porsivirent*) > *fuerunt* also mit fallendem Diphthong, Veng. Rag. 3748[173]). — S. 14—15. An *nocere* hat sich schon früh *lucere* angeschlossen, das neben früh auftretendem analogischem *luisit*, Dial. Greg. S. 103, *luisi* (: *oscuri*), Anseis 5027 nach *nurent*, wie man z. B. Mont. Fabl. IV 54 für *nuisirent* (: *furent*) zu lesen hat, zu neuem *luirent*[174]) (: *apparurent*), Ph. de Vitry S. 9 überging. Umgekehrt reicht das analogische Perfektum *nuistrent* (: *quistrent*), Chron. D. Norm. 431; *nuisi* (: *souffri*), Gaydon S. 151; : *conduisi*, Voie de Paradis bei Jubinal, Rutebeuf II 231, wie man sieht, hoch hinauf. — S. 18. Ich halte es

169) FS. III 83. 170) Vergl. meine Studien S. 122-3 und dazu *feusses*, SUCHIER, St. Auban S. 28-9. 171) Die gleiche Erscheinung in einem dem 15. oder 16. Jahrh. angehörigen Stück findet man bei Reiffenberg, Phil. Mousket I 44, noch anderes teilte ich ASNS. 92, 456 mit. 172) Dadurch, dass an die Stelle von zweisilbigem *eu* gelegentlich das einfache *o* der stammbetonten Formen trat, wie in *Des blez n'osmes-nous que le chaume*, God. de Paris. 5876; *La n'osmes mie esté gramment*, Chr. de Pizan, Long Est. 1595, 1539 > *habuimus*. oder *Quant tel enfant poz recevoir*, Mir. N. D. V 219, 344 > *potuisti*; *Nous posmes ja le son oir*, Long Est. 1541, schlugen diese Perfekta einen zweiten sich darbietenden Weg zu einheitlicher Betonung ein, wie dies ausser *venir* und *tenir*, *rire*, *conclure* auch andere Verba wie etwa *voloir* und *conduire* zeitweilig thaten; vergl. . . . *sa nobilité Que premier voulz ramentevoir*, Greban 2467; 4115 > *voluisti*; *En chacun de ces deux beaux lieux voulstes habitateurs creer*, eb. 2132, 2117. 17292 > *voluistis*; *voulstes* oder *voultes* auch bei Chr. de Pizan. Long Est. 685, 2994 neben *voulsist*, 1605; oder *conduismes* für *conduisimes*, Amadis, lib. V fol. 45v; *conduisse* neben *conduisisse* bei Palsgrave S. 493. 173) Ähnliche Vorgänge im Präsens behandelte ich ASNS. 92, 457. 174) *luirent* für *luisirent* bei Catulle Mèndes, Maison

für wahrscheinlicher, dass anglonorm. *dout* > *debuit* sich an die *habui*-Klasse angeschlossen hat; durch die Gleichung *eüs* = *deüs* wurde der Vorgang vermittelt, der sich später auch auf dem Kontinent nachweisen lässt; z. B. *doz* > *debui*, Chr. de Pizan, Long Est. 1802; *il dot* 2074; *dost* > *debuit*, God. de Paris 4150; *dorent* > *debuerunt*, Mir. N. D. 32, 259[175]). — S. 19. Ein sicheres Beispiel für *creurent* mit zweisilbigem Stamm ist *Ceulx qui creurent ce mistére*, Trésor de Jean de Meung (Rose, Méon, III 372); vergl. auch *Mais ainz que venist la recrëut ses destriers*, Brun Mont. 126; und für *gésir* : *A une vile ou aisie furent Ceste premiere nuit gëurent*, Mir. NDChart. S. 68. — S. 23. Joinville kennt neben *je ramentu*, 118[d] auch *ramenti*, 16[b]. — S. 25. Wie *voloir* so hat auch *valoir* schon früh ein *i*-Perfektum entwickelt; conj. *valist*, s. R. de Moiliens 307, LII, 7; *valissent*, Barl. Jos. 177, 8; *vali* in *i*-Tirade, Gaufrey S. 192 und häufiger in den folgenden Jahrhunderten[176]). — S. 26. Dass Lothringen die eigentliche Heimat von *cadui* sei, wird durch Behrens' Wahrnehmungen bestätigt[177]). Neben *semonui*[178]) und *somons* trifft man auch *semonni*, Mén. Par. I 70, *semonnit*, Jean Lemaire, liv. I prologue; ebenso *reponnirent* (: *ardirent*), GMach., Prise d'Alex. 3174[179]). Nicht nur in Lothringen und in der Wallonie findet sich *manui*[180]), sondern auch bei dem Pikarden Philippe de Beaumanoir, Manekine 5927 (: *lui*). Für *dolui* scheint der Verfasser keine Beispiele zu kennen; hier nur einige: *dolut*, Cambr. Ps. 54, 4; Marques S. 51; *dolurent*, Oxf. Ps. ε 15; Ph. de Vitry S. 67; *doulurent*, Mir. NDChart. S. 22. An Stelle von *dolurent*, Gr. Chron. ed. Paris, Crozet 1837, I 162, steht in der jüngeren von Paulin Paris veröffentlichten Handschrift die Form *dolirent*. Für einen grossen Teil der von Trommlitz S. 25—26 erörterten Perfekta bleibt übrigens zu erwägen, ob sie ihr *u* etwa aus dem part. perf. bezogen haben könnten[181]). — S. 27. Das ältere Wallonisch kennt, wie es scheint, lautgesetzliche Formen wie *vouist* > *voluisset* neben *vosist*,

---

de la Vieille S. 176 ist wohl nur verdruckt. **175**) So glaubte schon MALL, Computus S. 68, dass das *o* in ***doüst*** > ***debuist*** aus ***soüst, oüst*** eingedrungen sei. Mit Hinblick auf lothr. *dovoit*, s. RF. IX 686, gebe ich zwar SUCHIERS Erklärung ZRPh. II 269 den Vorzug, verweise aber, um die Möglichkeit der gegenseitigen Beeinflussung der verschiedenen Perfektklassen zu stützen, auf meine Ausführungen, Studien S. 123 ff. und DLZ. 1897, Sp. 300 f., und füge hinzu ***voïsse***, Rom. 15, 290, 54 (nach ***poïsse***) neben ***pousist*** eb. 15, 290, 62 (nach ***rousist***), ***veurent*** (?). God. VIII² 252 nach ***peurent***; ferner (wenn auch nur graphisch) ***olrent*** > ***habuerunt***, J. Aubrion S. 5 und oft; ***solrent*** > ***sapuerunt***, eb. S. 243; ***seulrent***, Prosa-Manekine S. 330; ***eulrent***, eb. SS. 317, 318 neben ***peulrent***, SS. 276, 294 für ***polrent***, S. 340 nach ***volrent***. Im Neuwallonischen stehen neben einander die Infinitive ***poleûr*** > ***potere*** und ***voleûr*** > ***volere*** und deren Perfekta ***polu*** und ***volu***, s. DOUTREPONT, Théorie SS. 69, 72 f. und dazu das vermeintlich hochfranzösische Futurum ***poudrè*** für echt wallonisches ***pòrrè, porrè***; s. JULIEN DELAITE, Le verbe wallon, Liége 1892, S. 61. Von einem altvenetianischen Präsens ***vosemo*** nach ***posemo*** handelt kurz BERTHOLD WIESE, LBlGRPh. 1893, Sp. 20. **176**) Vergl. auch ***absolit*** bei Jean d'Outremeuse; s. SGile S. XCIV; ***absolt*** d. i. ***absolst***, Gr. Chron. I 204, ***absousist***, Joinv. 354ᵃ **177**) FS. III 86; ***chut*** fand ich dicht neben ***chei***, Poire 728 - 9. **178**) Beispiele aus östlichen Urkunden bei BEHRENS, FS. III 86. **179**) Vergl. auch ***componi*** bei Aimé, Yst. Norm. S. 106. **180**) Beispiele aus östlichen Urkunden bei BEHRENS, FS. III 86. **181**) S. dazu meine Studien S. 26 Anm. 2.

Jean de Stavelot SS. 4, 7, *vowissent,* SS. 240, 288 [182]); *powissent,* S. 364, zu denen die von GEORGES DOUTREPONT [183]) berührten in Verviers heimischen Bildungen *vòve* > *voluit, fòve* > *falluit* und analogisches *d'vòve* (*debuit*) nebst *pòve* > *potuit* bei Jean de Preis II 9531 zu stellen sind. Die Analogie mit dem auch von Trommlitz [184]) genannten *vinve* > *venuit* [185]), auf die schon Doutrepont a. a. O. aufmerksam macht, leuchtet ein [186]).

Durch den auffallenden Gegensatz zwischen *vals, valt, valent* > *vales, valet, valent* u. ä. einerseits und der Entwicklung *qualem* < *quel, salem* < *sel, ala* < *ele* u. dergl. andererseits sieht sich ADOLFO MUSSAFIA [187]) veranlasst, der besonders von G. PARIS [188]) geäusserten Anschauung, dass freies betontes *a* unter dem Einfluss von *l* erhalten blieb, entgegenzutreten; auch dass vor *l* ein Schwanken in der Behandlung solches *a* (< *a* oder *e*) stattgefunden habe, wie SUCHIER [189]) meint, kann Mussafia nicht zugeben. Er greift vielmehr unter Hinblick auf anderweitig vorgetragene ähnliche Deutungen [190]) auf eine Ansicht CORNUS [191]) zurück, die er weiter ausführt und dahin festlegt, dass der von *valons* auf vorgeschichtlich sicher vorhanden gewesenes **vels,* **velt,* **velent* geübte Einfluss durch lautgesetzliches *vail* > *valeo, vaille* > *valeam* u. s. w. sowie durch das perf. *vals, valst, valstrent* unterstützt wurde. In Zeitwörtern dagegen, in denen eine derartige lautliche Berührung zwischen den starken und schwachen Formen des Präsens sowie mit dem Perfektum nicht stattfand, wie in *beif* > *bibo* neben *bevons, je bui,* oder in *sai* > *sapio* neben *savons, je soi,* konnte es zu dem angenommenen Ausgleich nicht kommen. Ich denke hier an einige von mir anderen Ortes [192]) erläuterte Vorgänge, die mir zu zeigen scheinen, dass im Prinzip schon *vail* und *vaille* für sich allein ausreichten, um den gedachten Wandel von **vels,* **velt* < *vals, valt* herbeizuführen; der Umstand, dass auch zum Überfluss noch *valons* und *valst* den gleichen Laut enthalten, wird insbesondere für *valoir* den ungewöhnlich früh erfolgten Austausch der Vokale verursacht haben. Ohne die von SCHWAN [193]) und HORNING [194]) angenommene Möglichkeit der Beeinflussung des tonlosen *a* durch *l* in *chalumeau, chalonge, chaline* > *caliginem* ausdrücklich zu leugnen, fordert Mussafia doch die Entwicklung *calemus* < **chelons*. Das vereinzelt begegnende *chielt* > *calet* wird durch *chaille* und perf. *chalst* zu Gunsten von *chalt* verdrängt, das nun seinerseits

182) SUCHIER, ZRPh. II 269, vermutete bereits das Vorhandensein solcher Formen. 183) Théorie S. 72. 184) S. 28. 185) S. auch KÖRTING, Formenbau des franz. Verbums S. 305 Anm. 2. 186) Zu lat. *venuit* beachte man WÖLFFLINs Notiz, ALLG. IX 139–40. 187) Francese *vals, valt, valent; sals, salt, salent; chielt, chalt,* Ro. XXIV 433–6. 188) Ro. VII, 120. 189) Altfranz. Gram § 17c (S. 22). 190) BEHRENS, FS. III [6] 48; NEUMANN, LBlGRPh. IV 16; SCHWAN, Altfranz. Gram. § 443; HORNING, bei Bartsch, Langue et Litt. § 18; MEYER-LÜBKE, Rom. Gram. I 201. 191) Ro. VII 354. 192) S meine Studien S. 65 und ASNS. 92, 457; anderes bei MEYER-LÜBKE, Rom. Gram. II 223; meine Erklärung von *joit* für *jot* > *gaudet* nach Analogie von *joi* > *gaudeo* hat übrigens TOBLER, Prov. Vil. 122, 18, gebilligt. Man beachte, dass neben *joi* > *gaudeo* stets das perf. *jo-i* sich erhalten hat. Für *ois, oit* an Stelle von *os, ot* > *audis, audit* liegt es freilich nahe, Einwirkung von *vois, voit* anzunehmen; s. dazu eine Äusserung von Louis Meigret ed. W. Foerster S. 111. 193) a. a. O. 194) a. a. O. § 27.

im Verein mit dem verwandten *chalt* > *caldu* sowie dem von diesem abhängigen *chaleur* neues *chalons* hervorruft. Dass diese Aufstellung, der man gern beipflichten wird, einer bereits bei MEYER-LÜBKE[195]) zu findenden, freilich von Widersprüchen nicht freien Deutung sehr nahe steht, ist nicht zu verkennen.

Die Wahrnehmung, dass die galloromanischen Vertreter von *sumus* sich morphologisch und landschaftlich nicht überall mit der Endung der 1. plur. praes. der übrigen Konjugationen decken, erweckte in F. SETTEGAST ernste Bedenken[196]) gegen die von MEYER-LÜBKE[197]) und besonders von G. PARIS[198]) im übrigen so wohl begründete Annahme, dass das Personalsuffix *-ons* nach dem Muster von *sumus* gebildet sei. Während dem westlichen *-om* (anglonorm. *um*), später anal. *ons*, im Centrum *ons* und im Osten und Norden *omes* (später anal. *ons*) gegenüberstehen, ist *somes* allen altfranzösischen Dialekten eigentümlich, wird aber im Centrum, sowie im Normannischen (auch anglonorm.) und im Nordosten gelegentlich durch *sons* vertreten. Den Einfluss von *sumus* will Settegast nicht gerade in Abrede stellen, doch haben nach ihm auf die lautlich nicht zu erklärenden Gestaltungen *-om* und *-omes* die entsprechenden keltischen bez. germanischen Verhältnisse gleichzeitig eingewirkt[199]). Nördliches und östliches *-omes* wurde durch die deutsche 1. plur. praes. auf *-ûmes*, *-ômes* in *werfûmes* und *salbômes* veranlasst, während westliches *-om* der altirischen Endung *-am* in *beram* = *ferimus* und *caram* = *amamus* entspricht, für die im britannischen Zweige des Keltischen *om*, *omp* eintrat. Durch keltisch *om* sei dann der durch anderweitige Einflüsse entstandene Vokal *o* in franz. *oms* befestigt und schliesslich *ons* durch *om* verdrängt worden[200]). Auch im Provenzalischen und Katalanischen ist der an der gleichen Stelle auffallende Schwund des auslautenden *s* nach Settegast keltischen und daneben gotischen Vorbildern zu danken, während nach J. ULRICH[201]) prov. *avem* > *habemus* sein *s* einbüsste, weil in *avems*[202]) > *avems -ns* (also mit invertiertem *nos*) das *s* als suffigiertes Pronomen angesehen und daher bei vorangestellten Pronomen (*nos avem*) unterdrückt wurde. Den Schluss auf das Normannische zu ziehen, überlässt Ulrich dem Leser, der über die ihm damit zugemuteten Schwierigkeiten nicht so leicht hinwegkommen dürfte.

Mit seinem kleinen Aufsatze über Akzentverschiebung in der dritten Person Pluralis im Altfranzösischen hat WERNER SÖDERHJELM[203]) einen Gegenstand in Angriff genommen, dessen Bedeutung für die Sprachgeschichte umso weniger unterschätzt werden darf, als der besonders in den heutigen Mundarten weit verbreitete Vorgang neben *cred-ámus*, *cred-átis* für einen grossen Teil der Fälle eine neue eigen-

---

195) Rom Gram. I 287; II 228. 196) Die Bildung des I. Pl. Prs. Ind. im Galloromanischen, vorzüglich im Französischen, in ZRPh. XIX 266—70. 197) Ro. XXI 337—51. 198) Ro. XXI 351—60; s. dazu JBRPh. II[1] 146—8. 199) Zu *-omes* s. SUCHIER, GG. I 611; G. PARIS, Ro. XXI 359 (nach *somes*). 200) Andere Erklärungen von *om* ausser bei G. PARIS, Ro. XXI 359 auch bei THURNEYSEN und BAIST, ZRPh. XVIII 276, die Settegast indessen sämtlich zurückweist. 201) Die *-s*-lose Form der I. plur. im Altoberengadinischen (bezw. Provenzalischen und Normannischen, ZRPh. XIX 463—5. 202) Vergl. dazu G. PARIS, Ro. 24, 613. 203) Sonderabdruck aus: Öfversigt af Finska Vet.-Soc. Förhandlingar, Häft XXXVII. Helsingfors, J. Semelli 1895, 31 S.

artige Durchbrechung des Gesetzes von der Erhaltung des lateinischen Akzentes darstellt[204]). Dem Verfasser war vor allem daran gelegen, eine Übersicht über die mundartliche Verteilung und Ausdehnung der Neubildung in altfranzösischer Zeit zu entwerfen, und zu diesem Zwecke hat er alles das, was innerhalb der philologischen Litteratur für ihn erreichbar war, nach den einzelnen Dialekten geordnet zusammengestellt, dabei aber nicht verabsäumt, das Wesen der Erscheinung in ihrem Ursprunge und ihrem Verlaufe zu beleuchten und, wo es ihm notwendig schien, vor Verkennung zu schützen. Ich hätte gewünscht, dass die zunächst nur in der 1. Konj. auftretenden lothringischen Perfektformen auf *-ont* von den übrigen Erscheinungen schärfer gesondert worden wären, da das sprachbildende Motiv in beiden Fällen ein durchaus verschiedenes war. Sind z. B. die alten und neuen 3. plur. praes. *menont, demandont* etc. sicher unter dem Einfluss der 1. plur. entstanden, so wurde *parlerent* in Lothringen und der Wallonie durch *parlont* ersetzt, weil der sing. *parlai, -ais, -ait* mit fut. *parlerai, -ais, -ait* oder, was im Grunde auf dasselbe hinausläuft, mit dem Präsens *j'ai, tu as, il a*[205]) übereinstimmte. Im Gegensatz zu Pasquet[206]) und Söderhjelm[207]) halte ich mit Meyer-Lübke[208]) die nur ganz vereinzelt sich hervorwagende 1. plur. perf. *demandons* für eine spätere Anbildung an die 3. plur. *demandont*. Wäre sie gleichzeitig mit dieser aufgekommen, so bliebe die Frage offen, weshalb die 2. plur. *demandaistes* nicht ebenfalls einem neuen * *demandez* (nach *demanderez*) gewichen sei. Überdies zeigen ja die neuen und z. T. schon die alten Mundarten deutlich den Weg, den die Sprache in solchen Fällen einzuschlagen beliebt; denn an der Stelle von *faisons* und *allons* schufen die Gleichungen *sont* = *font* und *sont* = *vont* neues *fommes*, Rose 15470, 17340[209]) und neuparisisch bei Nisard S. 370[210]) und Monnier, Scènes populaires [1] II 164; oder *fons*, Nisard S. 376, sowie *vons*, E. Rolland, Recueil de Chans. pop. III 7[211]) (in Bengy-sur-Craon [Cher]), wo mir ein gleichzeitiger Einfluss von *vas, va* (= *as, a*) aus rhythmischen Gründen ausgeschlossen erscheint, wiewohl für *j'avons* häufig genug *j'ons* (nach *ils ont*) eintritt. Überall blieb die 2. plur. unberührt, und *demandaistes* neben *demandont* und *demandons* fand an den Reihen *fommes* (*fons*), *faites, font*; *sons, estes, sont* einigen Halt. Es hätte sich auch der Mühe gelohnt, auf die Bedingungen einzugehen, unter denen die Perfekta anderer Biegungsarten dem Muster der I. Konj. gefolgt sind. Denn sicher fand die Übertragung von *-ont* zunächst nur auf solche Perfekta statt, deren Stamm ganz oder teilweise mit dem des Präsens übereinstimmte: *partont*, Jean Aubrion[212]), Journal

---

204) s. G. Paris, Etude sur le rôle de l'accent S. 18 Anm. 205) Siehe den kleinen von Söderhjelm S. 30 kurz gestreiften Aufsatz von G. Hentschke, Die lothringische Perfektendung *ont*, ZRPh. VIII 122—4. 206) Ro. XV 132. 207) S 30. 208) Rom. Gram. II 316 209) Dazu G. Paris, Ro. XXI 355 Anm. 1; JBRPh. II 148. 210) Étude sur le langage populaire ou patois de Paris et de la banlieue, Paris 1872. 211) Paris, chez l'auteur, 6. Rue des Fossés-St. Bernard, Février 1887. 212) ed. Lorédan Larchey, Metz, F. Blanc 1857. Da Jean Aubrions Aufzeichnungen bis 1501 reichen und dann in dem gleichen Stile von seinem Neffen Pierre Aubrion bis 1512 fortgeführt wurden, so stehen sie der Zeit nach den Schriften des Philippe de Vigneulles, der 1527 oder 1528 starb, nicht so fern, wie Söderhjelm S. 7 annimmt.

S. 27; *fuyont*, S. 235; *couront*, S. 235; *saillont*, S. 251; *yssont*, S. 55; *oiont*, S. 55; *atendont*, Romania II 253; *randont*, II 253; *deffandont*, Jean Aubrion, Journal S. 11; *desrompont*, S. 20; *conduisont*, S. 24; *retraiont*, S. 32 u. s. w.; ebenso im Wallonischen des 15. Jahrhunderts[213]): *eslisont*, Jean de Stavelot S. 440; *poroffront*, S. 557; *remanont*, S. 557; *venont*, S. 497, *yssont*, Jacques de Hemricourt[214]) 8 v. u. dergl. Bei mangelnder Gleichheit des Stammes blieb man gewöhnlich bei der regelrechten Bildung; nur selten wurde der Präsensstamm gewaltsam eingeführt, wie in *destruont*, S. d'Angl. Ms. M (lothr.) S. 81: *voulont*, J. Aubrion S. 90; *vollont*, S. 12, wo man **vo(u)cont* erwartet; vergl. *vocissent*, S. 215 und oft; doch nicht *faisont*, S. 164, da das Denkmal neben *feissent*, S. 365 auch conj. imp. *faisit* (*ai* = *e*), S. 205 kennt. Ob der ausdrückliche Perfektstamm je als Grundlage für diese Flexion gebraucht worden sei, wird durch *vinont* > *venerunt*, Jean de Stavelot S. 203, *sorviscont*[215]), Jacque de Hemricourt 8 v. oder *fuont*, J. Aubrion SS. 33, 233 nicht ausser Frage gestellt. Dagegen giebt sich eine arge freilich nur selten begegnende Verkennung des ursprünglichen Sachverhaltes kund in Perfektformen wie *polront* > *potuerunt*, J. Aubrion SS. 45, 52 (für **povont*); *meneront* für *menerent*, S. 123; *despartiront* für *despartirent*, S. 265; sie erinnern an neulothr. *euront*, *feuront*[216]); *fueront*, God. VII 435, oder an neupoitevinisches *sirant* für *furent*, Favraud, Oeuvres en pat. poit., Batrach. S. 18, oder zentrales *emplissiran* für *emplirent* bei Jaubert, Gloss. C. Fr. I 520. Übrigens ist zu beachten, dass infolge der erweiterten Verwendung von *-ont* (mit dem Stamme des Präsens) zunächst der sing. perf. und dann auch der ganze conj. imp. nicht der I. Konj. angehöriger Zeitwörter gelegentlich die Flexionen dieser Biegungsart annehmen; z. B. ind. perf. *rescripvait*, J. Aubrion S. 249; *rescripvet*, S. 207; *escripvasmes* (a. 1407), Hist. Metz IV 605; conj. imp. *poursuyvet*, J. Aubrion S. 385; *eslisaissent*, S. 278 und sogar *recepvaissent*, S. 308, ein Vorgang, der der für gewisse Formen der Predigten des h. Bernhard von mir angenommenen[217]) Beeinflussung seitens des Futurums völlig ebenbürtig ist[218]). An sicheren Formen auf *ont* mit präsentischer Bedeutung scheint es nach Söderhjelm S. 11 zu fehlen; ich traf ihrer eine kleine Zahl an einer beschränkten Stelle des Myst. S. Bern. de Menthon: *scavont* 1059, *payont* 1078, *demandont* 1098 (auch conj. imp. *deussont* 1063), deren Endbetonung, wenn nicht durch *tieignont* 1040, so doch sicher durch

---

213) Söderhjelms Behauptung S. 26, dass im Wallonischen nur das perf. der 1. Konj. von *-ont* ergriffen sei, ist demnach unzutreffend. 214) Georges Doutrepont, Étude linguistique sur Jacques de Hemricourt et son époque Extrait du tome XLVI des MCAcB. 1891 S. 70. 215) S. dazu meine Studien S. 22 und ZRPh. XXI 555; doch siehe unten Anm. 218. 216) s. Söderhjelm S. 1. 217) DLZ 1897, Sp. 301. 218) So erklären sich aus *sorviskont* vielleicht die wallonischen Formen *visquat*, Part. *visqueit*, Fut. *visqueroit* bei Jean de Stavelot, von denen ich ZRPh. VII 54 gehandelt habe; neuwallonisch inf. *viker*, praes. *ji vike*, *nos vikans*, imperf. *ji vikeve*, s. Georges Doutrepont, Tableau et Théorie de la conjugaison dans le wallon liégeois Liege, H. Vaillant-Carmanne 1891, S. 102. Extrait du BSLLW. t. XIX (s. JBRPh. II 145 f.). Dann wäre *sorviscont* (s. o. Anm. 215) freilich ein Fall, in welchem *-ont* an den Perfektstamm getreten wäre,

volont für *vuelent* 1104 erwiesen wird[218a]). Sie, wie auch zum mindesten ein Teil der übrigen von S. behandelten Neubildungen — ind. und conj. imperf. und cond. auf *ient, eint, oint, aint, int, ant* —, halte ich mit ihm nicht für Zeugnisse des Bestrebens, der Endung den Ton zu geben, sondern für unmittelbare Anbildung an die 1. plur. Beweise dafür sehe ich, abgesehen von neuem *avont* (in Daigny bei Sedan), Tarbé, Romancéro de Champagne II 176 (alt auch in Poitou bei Söderhjelm S. 19), westliches *fasont*, Bujeaud, Chants et chans. pop. des provinces de l'ouest II 101, III, und *allont* = *vont*, eb. I 134 oder *allèt* neben *vont* im Neuwallonischen bei DELAITE, Le Verbe Wallon S. 48[219]), besonders in der auch die Endung der 1. plur. aufweisenden neuen 3. plur. *allomme*[220]), Tarbé, Romancéro I 265 aus der Umgegend von Sainte-Menehould. Ich bedauere, dass die Knappheit des schon über Gebühr in Anspruch genommenen Raumes mir nicht gestattet, auf das Verhältnis, in dem die Endungen *ient, oint, aint, eint, int* zu einander stehen, hier näher einzugehen. Die sachliche Kritik, die der Verfasser an den von GÖRLICH[221]) geäusserten Ansichten übt, bildet entschieden die starke Seite von S.'s Arbeit. Im einzelnen bemerke ich nur noch Folgendes. Es liegt für mich kein Grund vor, die burgundischen 3. plur. imp. auf *eint, oint*[222]) (s. Söderhjelm S. 15 f.) anders zu erklären, als es z. B. TOBLER[223]) für einige Imperfekta gethan hat, in denen *oient* wie in *soient* (auch *aient*) einsilbig gebraucht ist; die Endung *-ient, int* ist dann eben ganz anderer Art, und *aint* steht für *oint* wie in *conjainte* > *conjointe* : *contrainte*, God. de Paris 7808 und umgekehrt *foindre* > *faindre* : *disjoindre*, 1219 neben *povait* > *povoit*, 1968; *povair* : *veoir* u. dergl. Ich pflichte Söderhjelm S. 14 bei, wenn er leugnet, dass die von MUSSAFIA als endungsbetont aufgefassten Perfekta in der für sprachliche Forschungen bekanntlich nur mit grosser Vorsicht zu benutzenden Prise de Pampelune wie *respondrent, pendrent* u. s. w. in irgend welchem Zusammenhange mit unserer Frage stehen. Mit italienischem *intésero, rispósero* würde ich sie freilich nicht zusammenhalten, wohl aber mit altfranz. *plaindrent* > **plaintrent* > *plainstrent*, Men. Reims 98, 188; *joindrent* 22, 42; *ateindrent* 116, 220; : *aceindrent*, Mir. NDChart. S. 183; *atindrent* (= *consecuntur*), Leg. Gir. Rouss. S. 199; *escoudrent* > *escoustrent* : *voudrent*, GGuiart VII 1068[224]), denen sie, ebenso wie *prendrent* u. *fondrent* in einem, wie es scheint, gutfranzösischen Texte bei God. IV fasc. 58 Sp. 3 unten, nachgebildet sind; *donrent* in der Prise Pamp. sowie

---

218a) Vergl. auch *pouvont* für *peuvent* (Le Mans), Bonaventura des Periers, Nouv. Récr. I 81. 219) s. JBRPh. II[1] 146, und DOUTREPONT, ZFSL. 18[2], 12—17. 220) *Si les vaches n'allomme au champs T'leu baillerais dou fourrage* neben *J'navoûme assez d'bûre*, Tarbé, Romancéro I 266. 221) Die südwestlichen Dialekte der langue d'oïl in FS. III; Die nordwestl. Dial. d. langue d'oïl in FS. V. Der burgundische Dialekt im XIII. u. XIV. Jahrh. in FS. VII. 222) Görlichs Beispiele, Burgund. Dial. SS. 22, 134. 223) Versbau[3] S. 43, s. auch G. PARIS, Ro. 24, 492. 224) Die Neigung, die zwischen zwei Liquiden stehende Tenuis durch die Media zu ersetzen, tritt auch sonst zu Tage; so lyon. *cindre* > *cintre*. God. IX 96; anglonorm. *nuitandre*, V 545; dazu die Reime *rendre* : *entre*, Flor. Blanch. 673; *entendre* : *ventre* God. Paris 4579. Dass A. LINDSTRÖM, L'analogie dans la déclinaison des substantifs latins en Gaule, Upsala, Almqvist u. Wiksell 1897, S. 204 von einem Wandel des Nexus *mpl* < *mbl* spricht, entnehme ich zunächst aus der Polemik E. STAAF's

resistrent, Chron. Rob. Viscart S. 272 [225]) stehen unter dem gleichen Einfluss. — Es ist dem Verfasser entgangen, dass auch für Chrestien *feïssiant, allessiant* Erec 1449 gesichert ist [226]). Da es bei S. an litterarischen Beispielen für die überhaupt von ihm etwas spärlich berücksichtigte Endung *iont* fehlt, so weise ich auf folgende hin: *Tant arriont a mon frere tramis,* Aym. Narb. 2621; *Jà mes de nos n'en auriont baillie,* Bat. d'Alesch. 485; *vouriont,* God. IX 158 Sp. 1 (a. 1343), und ihnen entsprechend neuparisisch *pourriont,* Monnier, Scènes pop. II 314: *fussiont,* Vadé S. 103 (ed. Lecocq); westliches *diriont,* Bujeaud II 145; oder in Friedrichsdorf im Taunus *ils étions* [227]). Für *ant* habe ich mir noch notiert *Milz lor venist qu'arriers retornissant* : *tant,* Prise d'Orenge 640, und für *ient* : *Grant mestier m'eussient a ma guerre finer,* Par. Duch. S. 55.

Horning [228]) nimmt die Frage nach der Herkunft des franz. prov. Infinitivs *faire* wieder auf, da die abweichende Behandlung von Wörtern gleicher Struktur ihm nicht gestattet, weder der Diez-Rydberg'schen Gleichung *faire* > *fakre* noch der von Ascoli und Meyer-Lübke empfohlenen Stufe *fagere* seine Zustimmung zu schenken [229]). Gegen *fakre* und *fagere* verweist Horning auf prov. *lacrema, sogre, negre, integra* gegen *fagere* im besondern auf ital. *suocero, acero,* vornehmlich aber auf das Schicksal der Adjektiva auf *-́cidus, -́citus,* wie altfranz. *solloit* > *sollicitus* u. dergl., die einen Fortschritt von *c* < *g* nicht zu befürworten scheinen, während andererseits in *giste* > *jacita*; cat. *lezde,* span. *lezda* > *licita* Assibilation des *c* eingetreten sei. Auch die von Meyer-Lübke [230]) zu Gunsten seiner Theorie angezogenen Fälle wie rum. *fraged* > *fracidu, agidu,* sard. *aidu* > *acidu* sind nach H. nicht stichhaltig, da hier *ǵ* (*dž*) unter dem Einfluss des *d* aus *č* (*tš*) entstanden sein könne; *plaid* beruhe auf *plactum* [231]) und *vocitus* als Quelle von altfranz. *vuit* sei an *rogitus* angebildet oder nach dem Muster von *vacuus* zu *vocuitus, voguitus* gewandelt worden. An einer kleinen Anzahl lautverwandter Proparoxytonna wie *cicera,* das er in franz. *gesse* (nach Anderen > *vicia*) wiederzufinden glaubt, *acerem* + *arborem* < *aisrarbre* (nicht < *akrarbre*) < *érable, sicera* < *cidre, macerare* < altfranz. *mairier, marrier, merrier* [232]) (*sr* < *rr*); *Lazarum* < *Lazere, Lazre, ladre* sucht Horning wahrscheinlich zu machen, dass *facere* nach Assibilierung des *c* zu *faizre* und dann weiter, wie *gesse* > *cicera, paisse* > *passerem* u. dergl. lehren, zu *faisse* fortschreiten musste, was in der That nur

---

LBlGRh. 1897, Sp. 410; ***anglume*** > ***enclume,*** GBourg. 1792. Sonst denke ich an ***couldre*** > ***coultre*** > ***cultrum*** (Arch. Finist.), God. IX 128; ***tardre*** > ***tartre*** > ***tertre*** (Hügel), Enf. Viv. (Prosa) 276, 2299. Wie man nach Mackel, RF. VI 166 glauben muss, entwickelte sich anfrk. ***morþr, morþrjan*** im Altfranz. zunächst zu ***mortre, meurtrir,*** wiewohl mir ***mordre, mordrir*** viel häufiger zu sein scheinen. Zu ***tordre*** für ****tortre*** s. Meyer-Lübke II 196; Körting, Formenbau I 210 Anm. (dazu ASNS. 92, 462); dann aber auch ***pertris*** > ***perdicem,*** Mont. Fabl. I 188. Vergl. übrigens südital. ***septeandrionali*** bei Mussafia, Zur Katharinenlegende 28, 475 und ***septendrionem*** bei Nicolaus de Martoni, ROL. III 578.
225) In Aimé, Ystoire de li Normans. 226) Dazu Foerster, Erec [1] S. 308 ff.
227) ZFSL. XIII [2] 258. 228) Frz. ***Gesse, Faire,*** ZRPh. 19, 70—76.
229) Vergl. JBRPh. II [1] 151—2. 230) ZRPh. 18, 435. 231) ALLG. 4, 439 ff.
232) So nach Tobler, GGA. 1867, 918. Wie steht es mit altfranz. ***puirier,*** das Tobler, Mitteilungen I 266 aus ***procerare*** herleitet?

deshalb nicht geschehen sei, weil es so gestaltete Infinitive nicht gab. Der Verfasser kommt daher zu dem Schluss, dass ital. *fare*, wie schon RYDBERG[233]) meinte, nur vulgärlateinischem *fare* entstammen könne, während franz. prov. *faire* unter Beihilfe des Imperativs *fai* aus *fais*, *fait* abstrahiert worden sei[234]). Dass ein derartiger Vorgang an sich möglich ist und hie und da sich wirklich ereignet hat, soll nicht bestritten werden[235]); nur scheinen mir die einzelnen Fälle, die Horning zu der Annahme veranlassen, dass die Assibilation des *c* in der Geschichte von *facere* eine hervorragende Rolle gespielt habe, nicht so sicher und einwandfrei, dass das schwierige Problem als erledigt betrachtet werden könnte. — Die von DIETRICH BEHRENS[236]) veröffentlichten, fast sämtliche Teile der Formenlehre umfassenden Nachträge zu dem zweiten Bande von Meyer-Lübkes Grammatik der romanischen Sprachen dürfen hier nicht übergangen werden. Der Verfasser entnimmt sein Material zwar vorwiegend den neufranzösischen Mundarten, doch erscheinen die meisten der gebotenen Thatsachen als Versinnlichung wichtiger sprachbildender Motive, sodass jeder, der sich gewöhnt hat, die Sprache in dem gesamten Verlauf ihrer Entwicklung zum Gegenstand seiner Forschung zu machen, hier Gelegenheit zu reicher Ausbeute finden wird[237]).

Wortbildung.*) Auch durch seine erneuten von Widersprüchen nicht freien und auf sehr schwankendem Boden sich bewegenden Äusserungen über die Schicksale des Suffixes *arius* hat Paul Marchot[238]) die wissenschaftliche Welt von der Haltbarkeit der von ihm schon früher mit so wenig Glück verfochtenen *-erium*-Theorie[239]) nicht zu überzeugen vermocht[240]). Die Forschung ist über sie endgiltig zur Tagesordnung übergegangen und zeigt nach wie vor keinerlei Neigung, eine andere als

233) s. JBRPh. II¹ 151. 234) So erklärte auch H. ANDERSSON den Infinitiv *dire* aus dem Imperativ *di*, LBlGRPh. 1894, 307. 235) Man vergl. etwa den Inf. *puske* (für *potere*) nach *púaski* = *puisse*, ind. **puask* u. a. bei SÜTTERLIN, Mundart von Nizza, RF. 9, 429; s. ferner MEYER-LÜBKE II 158—9. Dem vermuteten Wandel von **faizre* > *faire* steht wohl am nächsten neues *escrire* > *escrivre*, *boire* > *boivre*, lothr. *ressoire*, J. Aubrion 56, 150, 229; Hist. Metz 4, 602 neben *ressoivre*, 4, 603. Wie sekundäres *cueille* für *cuet* > *colligit* den Infinitiv und mit ihm die ganze Konjugation dieses Verbums umgestaltet hat, habe ich Studien 57 ff. dargelegt. Sicher wurde Louis Meigret durch *trayons*, *brayons*, *bruyons*, *chayons*, *buuons* verleitet alte Infinitive wie **trahyer* (doch s. *atraier*, God. I, 485), **brahyer*, **bruyer*, **chayer*, **buuer* anzunehmen, zu denen dann die von ihm gelehrten Perfekta *je trahyey*, *as*, *a* (in der Sprache *der vaçhiers e vaçhieres*), *brahyey*, *as*, *a* gehören; s. Louis Meigret, Le Tretté de la grammere françoeze, ed. W. FOERSTER, Heilbronn 1888, S. 117—18. Zu dem von Voltaire, Comm. zu Polyeucte III 2, offenbar aus *oyons*, *oyez* erschlossenen Infinitiv *oyer*, der übrigens in einem anglonormannischen Texte Rom. 15, 326 zu lesen steht, vergleiche man die Perfekta *oya* bei O. B. L. Wolff, Altfranz. Volkslieder S. 188 (14./15. Jh.) und *oyerent*, Liv. Conq. S. 131, *oierent*, S. 329 (14. Jh.). Über andere hierhergehörige Vorgänge handelte ich in meinen Studien S. 10 ff. Zu ähnlichen Abstraktionen aus dem Perfektum s. ZRPh. 21, 554—5 und SÜTTERLIN a. a. O. S. 429; dazu frankoprovenzalisches *conquir* bei ALTON, Anseis S. 461. 236) ZFSL. 17², 65—89. 237) Zu S. 72 Anm. 1, wo B. von der gegenseitigen Beeinflussung der Pronomina handelt, vergleiche man E. BOURCIEZ, RCr. 1895², 510; ferner ZRPh. 21, 552 und dazu vulgärspanisches *mos* für *nos* nach *me*, s. Grammont, Dissimilation S. 121 (so deutsch *mir*, *dir* für *wir*, *ihr*). 238) Encore la question de *-arius*. ZRPh. 19, 61—69. 239) s. JBRPh. II¹, 173 f. 240) s. Zimmermann S. 15 und Körting, ZFSL. 17¹, 49 Anm. 1.

*) S. auch o. S. 102 ff. Red.

die Grundlage *arius* für sämtliche romanischen Gestaltungen des Suffixes anzuerkennen. In diesem Sinne wurde innerhalb des Berichtsjahres von zwei Seiten freilich mit gänzlich verschiedenen Mitteln der Versuch, das schwierige Problem zu lösen, wieder aufgenommen. Zuerst erschien die aus einer Heidelberger Preisschrift hervorgegangene Dissertation von EMIL RUDOLF ZIMMERMANN, Die Geschichte des lateinischen Suffixes *-arius* in den romanischen Sprachen[241]) und wenige Wochen später ein „Die Entwicklung des Suffixes *-arius* im Französischen“ betitelter Aufsatz von GUSTAV KÖRTING[242]). Beide Forscher, die in geziemender Bescheidenheit verschmähen, die von ihnen gefundene Erklärung als die allein sachgemässe Lösung des Rätsels anzupreisen, schicken ihren Erörterungen über die *arius*-Reflexe eine Darstellung der von Anderen über die Frage vorgetragenen Anschauungen voraus, und zwar dergestalt, dass KÖRTING rein chronologisch verfährt, während ZIMMERMANN darauf bedacht ist, die einzelnen Theorien nach Massgabe ihres sachlichen Zusammenhanges geordnet vorzuführen. ZIMMERMANNS klar angelegter und ein nicht gewöhnliches Verständnis für lautgeschichtliche Materien bezeugender Entwurf einer Geschichte der *arius*-Forschung befriedigt in hohem Grade und wird von allen denen, die einen mehr als oberflächlichen Einblick in das Wesen des Problemes gewinnen wollen, mit grösstem Nutzen gelesen werden[243]). Der schwedische Romanist ERIK STAAF[244]), dem wir eine umfangreiche Studie über denselben Gegenstand verdanken[245]), bezeichnet diesen Abschnitt geradezu als den besten Teil des Buches. Den einzelnen romanischen Reflexen liegen nun nach Z. zwei verschiedene Gestaltungen des Suffixes zu Grunde: 1. *arius*, das sich wiederspiegelt in sardisch *aržu* (*eri* ist italienische Lehnform); port. *ẹiro* > *ęiro* > * *airo* (altport. *contrairo* etc. [Diez] ist nicht erbwortliche Bildung); span. *ero*; catal. *er* (fremdwortlich *-ari*). 2. *-arus*, die bekannte Abstraktion aus dem Plural *ari* > *arii*, in rätoroman. *ęr*, landschaftlich *ar*; rumänisch *ar* (*ier*, *iera* sind französischen bez. italienischen Ursprunges); italienisch *aro*, in oberitalienischen Dialekten *aro*, *ar*, *á* etc. (*ajo* ist an das fem. *aja* > *aria* angebildet worden; während *iere*, *iero* gallischem Einfluss zu danken ist); provenzalisch *ar*, das aber früh durch franz. *ier* ersetzt wurde; frankoprovenz. *ȁ*, *aᵉ*, *ä*; endlich französisch *er*, nach Palatalen *ier*. Mit der Annahme, dass *er* durch *ier* verdrängt worden sei, nähert sich Z. der von G. PARIS vorgeschlagenen[246]), später aber aus guten Gründen zurückgenommenen[247]) Deutung, die indessen, wie man sieht, bei Anerkennung der Grundlage *arus* viel weniger bedenklich erscheint; franz. *aire* ist ebenso wie provenz. *ari*, *aire*, *aria* gelehrte Bildung. Diese Ergebnisse Z.'s hält ERIC STAAF[248]) keineswegs für gesichert; abgesehen von Einwürfen, die die italienischen und rätoromanischen Verhältnisse berühren, scheint ihm, be-

---

241) Diss. Heidelberg (Darmstadt, G. Ottos Hofbuchdruck.) 1895; 93 S. u. ein Nachtr. 1 S. 242) ZFSL. 17¹, 1—49. 243) MORFS Ansicht (ASNS. 94, 345—50; s. auch JBRPh. II¹, 174) wird in einem Nachtrag behandelt. Die später zu nennende Theorie BIANCHIS fehlt bei Z. 244) NTF. 4 (1895–96), 127. 245) Le suffixe *-arius* dans les langues romanes, Upsal 1896, IV, 159 S. (thèse de docteur). Wird im nächsten Jahrgang besprochen werden. 246) Ro. 9, 331. 247) Ro. 13, 472 Anm. und jetzt auch Ro 26, 613. 248) NTF. 4, 128—9.

sonders soweit die alten und neuen Mundarten des Französischen in Betracht kommen, Z.'s verlockende Theorie dringend der Berichtigung zu bedürfen. — Körting, dessen mit kritischen Bemerkungen reich durchsetzte Übersicht über die bisherigen Erklärungsversuche ebenfalls ein treues und lehrreiches Bild von dem Stande der *arius*-Forschung abgiebt, greift auf die vor einigen Jahren von Bianchi[249]) weiter ausgebildete Ansicht Ascolis[250]) zurück, nach der nebem altem *arius* sich bereits im Vulgärlatein über *airus* mit attrahiertem *i* die Gestaltung *aerus* entwickelt hätte, an die sich dann leicht die romanischen Reflexe ketten liessen. Nach Bianchi, dessen stilistisch sehr dunkle Arbeit Körting[251]) „geradezu als eine bewundernswerte Leistung der auf Laut-, Formen- und Wortgeschichte gerichteten Forschung" bezeichnet, werden *ĭŭ* und *ĕŭ* u. s. w. im Auslaut zu *ī* kontrahiert, *arĭŭ*[*s*] und *arĭŭ*[*m*] demnach zu *arī* entwickelt[252]), einer Stufe, die dann weiterhin die Reihe *a'ri* < *airi* < *aeri*, *eri* (mit *ę*) durchlaufen hat. Von den nach Wirkung der angenommenen Entwicklung von *ĭŭ* < *ī* sowie nach Abfall von auslautendem *s* und *m* innerhalb der 2. Deklination übrig bleibenden beiden Kasusformen wurde also *ari* < *aeri*, *ariō*[*s*] dagegen über *a'rjo* < *ajo* und mundartlich < *aro*. So stand also ital. *ieri* (> *aeri*) zunächst als Nominativ neben dem cas. obl. *ajo*, wurde aber später als Pluralis empfunden und erzeugte neben sich den neuen Singularis *iere*, während *ajo* auch als Nominativ auftrat und so den neuen Pluralis *aji*, *ai* veranlasste[253]). Da nach Bianchi auch *aris* über *ari's* zu *ari*[*s*][254]) werden musste, so fiel es mit *arī* aus *arius* zusammen und entwickelte sich wie dieses < *aeri*, *ieri*, doch nur im Nominativ, da im Akk. *are*(*m*) wegen des fehlenden auslautenden *s* ein *i* hinter dem tonlosen *e* nicht aufkommen konnte; *arem* ergab vielmehr *are*, wofür aber nach Analogie des Nom. *ieri* neues *iere* eintrat. So im Italienischen. Im Französischen hätte die Urform *aeri* über *ieri* zu *ieir*, *ir* werden müssen, was nicht geschehen ist, weil der acc. *ieir* infolge einer Art von Kontamination mit *er* > *arem* die Gestalt *ier* erhielt. Der nom. *ieir* war nach Antritt des flexivischem *s* nunmehr so sinnfällig vor dem acc. ausgezeichnet, dass er auf das unterscheidende *iei* verzichten und gegen dieses ebenfalls *ie* eintauschen konnte. Die von Bianchi geforderte Entwicklung des cas. obl. *ariō* < franz. **arge*[255]) sei bereits in vorhistorischer Zeit geschwunden. Soweit Bianchi. Körting findet nun die angenommene Reihe *ariu* < *ari* < *aeri* durch die im Spanischen (*ero*), Portugisischen (*eiro*), Katalanischen (*er*), Provenzalischen (*er*), in französischen Mund-

249) Storia dell' *i* mediano, dello *j* e dell' *i* seguiti da vocale nella pronunzia italiana, AGIt. 13, 141 ff. 250) AGIt. 1, 484; 9, 383 Anm. 251) ZFSL. 17 ¹, 27-8. 252) Als Beweise dienen vulgärlateinische Formen wie *actuaris*, *ebris*, oder altlat. *Cornelis*, ital. *Brindisi*, *Chiusi* u. dergl. 253) Diese an sich einleuchtende Darlegung der veränderten Funktionen von *ieri* und *ajo* und ihrer Folgen stammt von Körting (s. ZFSL. 17 ¹, 32, 5). 254) Zu der hier von Bianchi angenommenen Entstehung eines *i* vor auslautendem *s* und nach tonlosem Vokal im italienischen Vulgärlatein s. Meyer-Lübke, ZRPh. 19, 134. 255) *Sororge* durfte als Stütze für diese Annahme nur mit Vorbehalt angeführt werden, da es als Lehnwort eine Sonderstellung einnimmt; s. Gröber, Vulgärlateinische Substrate, ALLG. 5, 473. An den Schwund des *r* in *ajo* erinnern übrigens die nicht seltenen altfranz. Gestaltungen *serouge*, RClary 23, Aiol 102, Prosa-Perc. S. 103; *cirugie* > *cirurgie*, Chev. Papegau 51.

arten (*er, eir*), sowie endlich im Rätischen (*er*) herrschenden Verhältnisse vollauf bestätigt. Auch für italienisches *ieri, iere,* sowie für franz. *ier* bleibt er bei Bianchis Theorie im Wesentlichen stehen, während er die provenzalische Nebenform *ier* den nördlichen an französisches Gebiet angrenzenden Mundarten zuerteilt. Die Schwierigkeit, dass franz. *premieri* zu *premieir, premir* werden musste, beseitigt er (S. 35 f.) durch die Annahme, dass die Attraktion des auslautenden *i* nur vor vokalischem Anlaut stattgefunden habe, während vor Konsonant *premaeri* sein *i* abwarf und so *premier* ergeben konnte. Diese satzphonetische Deutung scheint mir feinsinniger als die später (S. 46) geäusserte Auffassung, nach der der Nominativ bereits auf der Stufe *premierī* zum Unterschiede von dem gleichlautenden Akkusativ flexivisches *s* angenommen habe und nun *premiers* geworden sei, eine Form, nach deren Muster auch der Akkusativ sein störendes *i* abgeworfen habe. Das fem. *premiere* erklärt sich entweder aus Anbildung an *premier,* oder ist lautgesetzlich aus *primaire* entwickelt worden. Der hier vorgetragenen Deutung giebt Körting den Vorzug vor der Möglichkeit, dass *premier* dem cas. obl. *primariō* entstamme, dessen *ō* gekürzt worden sei und so, da nur langes *o* die Attraktion des *i* in die Tonsilbe hindern kann, die Entwicklung *primariŏ,* < *primair[o]* < *premer, premier* ermöglicht hätte. — Die gegen die vorgetragene Theorie zu äussernden Bedenken sind zu erheblich, als dass sie nicht sofort in die Augen fallen sollten; und so hat Körting selber nicht nur unter den z. T. recht gewundenen Schlussfolgerungen Bianchis gehörig aufgeräumt, sondern auch die seinem eigenem Gedankengange entgegenstehenden Schwierigkeiten sehr wohl erkannt und gewürdigt, aber ebenso leicht sich darüber hinwegzusetzen gewusst. Das *c* zeigt im Französischen vor *ier* bekanntlich eine Gestalt (*ch*), die nur durch ursprünglich folgendes *a* erklärlich wird, sodass damit *c* + *aeri* für diese Sprache unmöglich zu sein scheint, deshalb glaubt Körting, dass *vachier* von *vache* abgeleitet sei, *fougère* nicht > *filicaria* stamme, sondern auf der erdichteten Grundlage **fouge* < *filica* neugebildet sei, für *bergier* aber nicht *berbicarius,* sondern *berbigarius* (*berbix* + *agere*) angesetzt werden müsse u. dergl. m. Dem Einwurf, dass man nach Bianchis Theorie doch auch **claeri* ital. *chieri* > *clarī* erwarten sollte, begegnet Körting mit der Aufstellung, dass die Parallele *clarus, clarum* diesen Wandel „verhindert" hätte. Wie steht es dann aber mit *tuit* neben *totz, tot,* oder *puis, voil, muir* u. a. neben *puet, vuet, muert?* In *contraire, primaire* (nach ihm aus den adverbial gebrauchten Ablativen *contrariŏ, primariŏ* mit gekürztem *ō*) erkennt er schon wegen des auslautenden *e* lehnwortliche Gestaltung des Suffixes an; für *vair* aber, das nach Bianchi in Anlehnung an *vaire* statt **vier* eingetreten sein sollte, setzt er **varus* (nach *avarus*) an und hält für möglich, dass die Schreibung (!) *vairs* für zu erwartendes **vers* dem Bedürfnis, das Wort vor dem Zusammenfall mit *vers* > *versus* zu bewahren, seinen Ursprung verdanke! Kommt nun noch die auch von Körting als besonders misslich empfundene Wahrnehmung hinzu, dass weder *primari*[256]) noch *primaeri*[257]) auf Inschriften

256) *Feborari* für *Februarias* finde ich einmal CJL. 12, 5405. 257) *primari* wird zwar durch nachgewiesenes *januaris* wahrscheinlich gemacht, nicht aber die noch wichtigere Stufe *primaeri*!



oder bei Grammatikern bezeugt ist[258]), so schwindet damit für mich die letzte Möglichkeit, in der vorgeschlagenen Deutung etwas anderes als einen in Einzelheiten zwar geistreichen, in seiner Gesamtwirkung aber darum nicht minder verfehlten Versuch zu erblicken[259]).

Zimmermann hat den Begriff einer Geschichte des Suffixes *arius* bedeutend weiter gefasst als seine Vorgänger und Nachfolger, insofern er nicht nur die spätere lautliche Entwicklung desselben verfolgt, sondern in einem besonderen Abschnitte[260]) auch die Bedeutung des Suffixes sowie seine verschiedenartigen Erweiterungen in ihren Ursachen und Folgen behandelt. Dieser Teil des Buches befriedigt weit weniger als der erste; nicht nur ist seine Drucklegung sehr mangelhaft überwacht worden, sondern er macht auch in seiner Fassung den Eindruck übereilter nicht auf die erforderliche Bestimmtheit und Klarheit bedachter Arbeit, und enthält überdies nicht wenige z. T. recht bedenkliche Irrtümer. Schon G. Paris[261]) hat die mindestens unklar ausgedrückte Ansicht Z.'s, dass die Sprache von Verbalstämmen Wörter auf *arius* abgeleitet habe, mit Recht zurückgewiesen und bei dieser Gelegenheit mancherlei zur Sache beigesteuert. Auch Eric Staaf[262]), der besonders die irreführenden vermeintlich vulgärlateinischen Vorbilder für Bildungen, die erst auf romanischem Boden entstanden sind, gerechtem Tadel unterzieht, hat eine Reihe erheblicher Fehler hervorgehoben. Ich füge dem nur weniges hinzu. S. 50. In *faisandier* ist das Suffix *ier* nicht um *d* vermehrt worden, das Wort ist vielmehr Ableitung von altfrz. *faisant*,

---

258) Völlig haltlos erscheint es mir, wenn Körting die Bedeutung dieses Mangels durch die Bemerkung abzuschwächen sucht, dass ein Steinmetz sich zu einer so starken Abweichung von den Formen der Schriftsprache kaum verstiegen haben dürfte; man sehe nur *doliens*, CIL. 12, 2863, *funxit*, 12, 1381, *dolum* für *dolorem*, 11, 2093 oder den cas. obl. *Hermioneni*, *Daphnini* von *Hermione*, *Daphne* u. a. bei Schuchardt, Voc. d. Vulgärlateins I 231 u. dergl. m. 259) Die durch Körting für möglich gehaltene phonetische Erklärung von ital. *ieri* würde an sich entschieden den Vorzug vor der Annahme einer Entlehnung aus dem Französischen verdienen. Wenn aber Körting (S. 25 ff.) die Anschauung, dass *ier* > *arius* zunächst nur nach Palatalis entstanden und von da aus auf aussenstehende Fälle (*er*) ausgedehnt worden sei, durch den Hinweis auf den Umstand entkräften zu können meint, dass die nur nach Palatalen eintretende Infinitivwendung *-ier* niemals über die ihr gezogenen Grenzen hinausgegriffen habe, so ist zu entgegnen, dass eine derartige Übertragung in der That vor sich gegangen zu sein scheint. Ich denke an *endurier* bei Phil. Vign. S. 536 und an das Verhalten der Pred. d. H. Bern; s. RF. 9, 679, wo auf FS. V 4 verwiesen wird; von *iez* für *ez* handelte ich ASNS. 92, 450. Aus dem vermeintlich verschiedenen Verhalten beider Suffixe, von denen ja auch nur das des Infinitivs später zu *er* vereinfacht wurde (über die parallele Entwicklung von *mangier* und *legier* zu *manger* und *léger* vergl. indessen Gilliéron, RPGR. III 25), für jedes einen verschiedenen Ursprung zu erschliessen, ist schon deshalb gewagt, weil im Infinitiv das *r* wesentlich früher verstummte als in den Nomina auf *ier*, deren *r* sich unter dem Einfluss des Femininums länger zu halten vermochte; dass durch die Verstummung des *r* auch die Qualität des nun auslautend gewordenen *e* leiden musste, ist natürlich. Beide auch in ihrer Funktion weit von einander entfernte Wortkategorien unterliegen also erst in ihrer späteren Entwicklung ganz verschiedenen lautlichen Bedingungen, und man sieht nicht ein, weshalb eine ihnen beiden gemeinsame frühere Lautstufe sich nicht als das Ergebnis der Wirksamkeit eines und desselben phonetischen Gesetzes begreifen lassen sollte. 260) a. a. O. 49–93. 261) Ro. 25, 638. 262) NTF. 4, 129 ff.

fem. *faisande*[263]), und ähnlich wird es sich mit *brelandier* verhalten. — S. 55. *arbalestrier* ist nicht *arbalese* + *arius* + *arius*, sondern stammt aus altfranz. ganz gewöhnlichen *arbalestre*, wenn es nicht durch Einschub von *r* unmittelbar für *arbalestier* eingetreten ist. — S. 57. *hordiariu* (oder vielmehr *orgiere*) + *illus* konnte nur *orgeril* ergeben. — S. 69. Der Behauptung, dass *iere* (so!) häufig durch *aire* ersetzt worden sei, dienen Parallelen wie altfranz. *anclier*, *contrier* (?), *laitier* (?) *islier* u. s. w. neben *annulaire*, *contraire*, *lactaire*, *insulaire* als Unterlage!

Der herrschenden Ansicht gegenüber, dass ein Teil der romanischen Vertreter von *totus* auf eine Urform *tottus* zurückgehen[264]), sucht René de Poyen-Bellisle aus Chicago[265]) zu beweisen, dass mit der klassischen Grundlage *totus*, die in span. port. *todo* zweifellos vorliege, sehr wohl auszukommen sei. Er nimmt in prov. *tot-z*, *tot* das Vorhandensein desselben sekundären *t* an, das Paul Meyer[266]) auch sonst im Provenzalischen nachgewiesen hat. Das franz. *toz*, *tot*, dessen *o* neben *nos*, *vos* keineswegs auffalle, sei dem Einfluss des Provenzalischen zu danken. Durch die Thatsache, dass der Plural *tuit*, den er mit Foerster[267]) durch Umlaut und unter Berufung auf einige von P. Meyer[268]) mitgeteilte provenzalische Pluralformen, aber in Abweichung von Cornus[269]) *totti*, aus *toti* < *tutii* < *tutji* < *tujtji* erklärt, zuerst in der Eulalia und zwar neben dem dem ältesten Französisch und dem Provenzalischen gemeinsamen *oram* begegnet, soll das Vorhandensein dieses Einflusses ausser Frage gestellt sein. Ich glaube nicht, dass durch des Verfassers über das Knie gebrochene Deutung die Lösung des Problems gefördert worden ist[270]).

Oluf Thomsen, Egennavne som Sprogrodder i fransk[271]) teilt eine sehr reichhaltige und wohlgeordnete Liste Personen oder Sachen bezeichnender Eigennamen mit, die entweder in unveränderter Gestalt oder mit Ableitungsendungen versehen als Appellativa auftreten. — Antoine Thomas, Les mots composés et la dérivation en français et en provençal[272]), zeigt, dass das nicht sehr umfangreiche, bei A. Darmesteter, Traité de la formation des mots composés dans la langue française etc. S. 280[273]), sich findende Verzeichnis von Neubildungen, die durch Anfügung von Suffixen an zusammengesetzte Wörter entstanden sind, nicht nur sachlich der Berichtigung bedarf, sondern auch, was man nach D. nicht glauben sollte, in hohem Grade

---

263) s. Georg Cohn, Suffixwandlungen S. 139 ff. und dazu die ebenfalls mögliche, freilich, wie es scheint, viel seltener anzutreffende Bildung *faisantes*, bei Jean le Fèvre (a 1532), s. Montaiglon, Rec. de Poés. franç. VIII 219, sowie neufr. *paysandaille*, Cladel, Crête-Rouge 48. 264) G. Paris, Ro. 10, 42; Meyer-Lübke, Rom. Gram. I 127; ders. Ital. Gram. § 263; vergl. dazu Gröber, ALLG. 6, 129. 265) AIPh 16, 66 70. 266) Ro. 7, 107. 267) ZRPh. III 498. 268) Ro. 14, 289. 269) Ro. 7, 361 270) Italienisches *tutto*, dessen *tt* unter Ablehnung von Gröbers * *tottotus* im Anschluss an Körtings *tott[o]anno* u. s. w. erklärt wird (s. LRW. 8268), entstand nach dem Verfasser aus *toto* durch Dissimilation des betonten *o*! 271) In Studier fra Sprog-og Oldtidsforskning udgivne af det philologisk-historiske Samfund Nr. 24, Kjøbenhavn, Kleins Forlag, 1895, 60 S. 272) Ro. 24, 339 - 356. 273) Deuxième édition, revue. corrigée et en partie refondue avec une préface par Gaston Paris, Paris, Bouillon 1894, VI, 365 S.

der Vermehrung fähig ist. Ausser zahlreichen derartigen Gebilden aus neuerer Zeit, hat Thomas etwa vierzig meist aus Godefroy entnommene Fälle zusammengestellt, die beweisen, dass schon die ältere Sprache solcher Art von Wortbildung nicht abgeneigt war. Beachtenswert sind insbesondere die Bemerkungen über *vaurienne* u. dergl., sowie über *fainéance, loup-cerve, maintien entretien, vainpasturer, guet-apens.* — JOHAN VISING, Quomodo in den romanischen Sprachen[274]) untersucht die verschiedene Gebrauchsweise von ital. *coma* und *come*, prov. *coma* und *com*, altfr. *come* und *com* und kommt zu der Überzeugung, dass insbesondere franz. *come* als das Ergebnis von *com*[*o*] + *et* anzusehen sei[275]). — Die Sachgemässheit der schon 1881 von CORNU[276]) empfohlenen Herleitung von *comment* > *qua mente* sucht CARL WEYMANN[277]) durch Hinweis auf das Verfahren Gregors des Grossen zu stützen, der in seiner Regula pastoralis *qua mente* in dem Sinne von wie? verwendet und einmal sogar mit *quomodo* abwechselnd auftreten lässt. Weymann übersieht, dass TOBLER[278]) schon vor langen Jahren Einspruch gegen Cornus Vorschlag erhoben und selbst eine durch ihre Einfachheit ungemein bestechende Erklärung des Wortes gegeben hatte.

In einem an wertvollen sprachgeschichtlichen Bemerkungen reichen Aufsatze über Die Suffixe *ĭccus, ŏccus, ŭccus* im Französischen sucht HORNING[279]) im Gegensatze zu MEYER-LÜBKE[280]), der ihr Vorhandensein im Französischen geleugnet, für die übrigen romanischen Sprachen aber nicht unbedingt eingeräumt hatte, zu erweisen, dass sie auf nordfranzösischem Gebiete als echt volkstümliche Wortbildungsmittel verwendet worden seien. Zum Beweise veröffentlicht Horning ein umfangreiches aus den modernen Mundarten geschöpftes Material. Hatte Meyer-Lübke geglaubt, dass *ĭccus*[281]) ebenso wie rumänisches *oc*[282]) fremden Ursprunges seien, so ist Horning überzeugt, dass sie, wie auch *accus* und *uccus*, gemeinromanisch seien und damit ihre Existenz im Lateinischen über allen Zweifel erhoben werde. Der Umstand, dass diese Suffixe dem Altfranzösischen so gut wie fremd sind, veranlasst G. PARIS[283]), dem auch der Mangel von männlichen *ic, oc, uc* auffällt, zu ernsten Bedenken hinsichtlich ihrer Präexistenz im Lateinischen. Diesem Einwurf ist Horning[284]) freilich bereits durch die Bemerkung zuvorgekommen, dass die mit diesen Suffixen gebildeten Wörter nur den untersten Volksschichten geläufig gewesen seien und somit keinen Eingang in die Schriftsprachen gefunden hätten.

Viele Anspielungen auf französische Wortbildung finden sich in der Schrift von FREDERIC TABER COOPER, Word Formation in the Roman Sermo Plebeivs[285]). Man beachte auch D. BEHRENS[286]) Ergänzungen zu Meyer-Lübkes Grammatik der romanischen Sprachen,

---

274) Abhandlungen z. E. Adolf Toblers, Halle, Niemeyer 1895, S. 113—123. 275) S. dazu TOBLER, ASNS. 95, 200. 276) Ro. 10, 216. 277) ZRPh. 19, 105 f. 278) Beiträge I 83 f. 279) ZRPh. 19, 170—188. 280) Rom. Gram. II 464, 542; Diez spricht von diesen Suffixen überhaupt nicht. 281) Rom. Gram. II 542. 282) Rom. Gram. II 567. 283) In seiner kurzen Anzeige der Arbeit, Ro. 24, 607. 284) S. 188. 285) An historical study of the development of vocabulary in vulgar and late Latin with special reference to the Romance Languages. Diss. Boston. Boston, U. S. A. and London, Ginn and Company 1895, XLVII, 329 S. 286) ZFSL. 17 ², 80—89.

sowie die demselben Werke von E. Bourciez[287]) hinzugefügten Kleinigkeiten.

Auch Ernst Tappolets ausgezeichnete für die Wortgeschichte überaus wertvolle Studie über Die romanischen Verwandtschaftsnamen[288]), die mancherlei wichtige Beiträge zur französischen Wortbildung enthält, sei hier kurz erwähnt[289]).

Berlin. Alfred Risop.

Historische französische Syntax. 1895.*) Etiennes Grammatik des Altfranzösischen[1]) enthält auf S. 177 ff. eine erstmalige Gesamtdarstellung der altfranzösischen Syntax. Auch in dem voraufgehenden Abschnitt über die unveränderlichen Wörter ist dieselbe schon mehrfach gestreift. Ich habe mich über den Wert des ganzen Buches in DLZ. 1896 Sp. 1072 wenig günstig geäussert und denke auch jetzt nicht anders. Der Fleiss, mit dem so vieles zusammengetragen, ist ja anzuerkennen, obwohl die Zahl der Druckfehler hätte geringer sein können, aber es fehlt dem Vf. trotz mancherlei Lektüre doch an der nötigen Vertrautheit mit der alten Sprache und an Begabung für die Auffassung und Darstellung syntaktischer und überhaupt sprachlicher Erscheinungen. Die Arbeit ist in der Syntax zum grössten Teil nichts anderes als eine systematische, aber nicht vollständige Zusammenfassung des ersten Bandes von Toblers Vermischten Beiträgen, ohne das übrigens in gebührender Weise einzugestehen. Die Aufsätze der zweiten Reihe, die schon vor 1894 längst an verschiedenen Stellen gedruckt waren, hat der Vf. sehr zum Schaden seiner Darstellung noch nicht gekannt. Auch manches, das schon Diez behandelt hatte, sucht man bei ihm vergebens. Der Stoff ist nicht immer richtig geordnet, die Beispiele oft unpassend, auch z. T. zu kurz citiert, um verständlich zu sein. Die Erklärung dringt nicht in das Wesen der Dinge ein. Eigene Beobachtung findet man fast gar nicht. Hier und da stellt der Vf. zu bestimmte Behauptungen auf,

---

287) RCr. 1895², 512. **288**) Mit besonderer Berücksichtigung der französischen und italienischen Mundarten. Ein Beitrag zur vergleichenden Lexikologie. Mit zwei Karten. Strassburg, Trübner 1895, VI, 178 S. Dazu G. Paris, Ro. 24, 625 und ausführlicher Meyer-Lübke, LBlGRPh. 1896, 130—33. **289**) Ich erlaube mir einige kurze Notizen. Von der Heranziehung eines anlautenden *n* an folgenden vokalischen Anlaut (S. 101) handelt auch D. Behrens, ZRPh. 13, 222 (s. auch das Wenige ZRPh. 21, 550). Die Verschmelzung des Possessivums mit dem Verwandschaftsnamen, wie sie Tappolet S. 57—8 in *monfrér, masoer, monôk, matât* nachweist, scheint auch für *mon père* vorzuliegen in *Nos y étions tras feyes, Tot's les tras d'un temps. Mon père nous aichète Chez q'qu'un un gouénet*, Weckerlin, Chans. pop. de l'Alsace II 136. Zu *suire* S. 121 (oder altfranz. *sogre, soïvre*, Diez E. W. 518) s. *seyve* in limousinischen Urkunden, bei A. Thomas, AM. 7, 453. Von dem Verhältnis von *nanan* (S. 69 b) zu *maman* und seiner Bedeutung handelt kurz E. Rolland, Ro. 25, 592. In dem Sinne von *mont-de-piété* begegnet *ma tante* bei Henri Monnier, Scènes populaires I¹ 81. Männliche Suffixe an weiblichen Wörtern und umgekehrt (S. 96) bespricht Horning, ZRPh. 19, 184—7.

*) S. oben S. I 193 Anm. Red.

1) Essai de grammaire de l'ancien français (IX—XIV s.), Paris & Nancy, Berger, Levrault & Cie. 1895, rez. G. Paris, Ro. XXIV 287; F. Brunot, RHLF. II 3; eingehend A. Schulze, ZRPh. XX 397 ff.; auch E. Bourciez, RCr. 24;



die er bei weiterem Umblick sofort als falsch erkannt haben würde. Die Liste der benutzten Texte ist ja recht stattlich. Sieht man aber näher zu, so sind eine grosse Anzahl mit einem Sternchen versehen, der nach der Anmerkung S. 485 andeutet, dass die Stellen dieser Texte wörtlich aus den Beiträgen Toblers herübergenommen sind. So schrumpft die Zahl sehr zusammen. Es sind in der Hauptsache die ältesten Denkmäler, Rolant, KReise, SThom., Joinville. Ich meine, in einem solchen Buche hätte doch vor allem die Sprache des vollendetsten höfischen Erzählers des alten Frankreich Berücksichtigung finden müssen, Crestiens v. Troyes. Freilich wird der Chlyon hier und da citiert, aber aus zweiter Hand, aus Le Coultres Buch über die Wortstellung, ebenso der Erec. Die sehr spärlichen Stellen des Cliges stammen aus den Beiträgen. Wenn jemand heute *jamais*, *il s'enfuient*, *se faire* druckt, wie E. thut, so erweckt das sofort ein gewisses Misstrauen. — Mein hartes Urteil will ich durch ein paar Belege rechtfertigen: § 264. Der Artikel werde, wie er afrz. überhaupt fast regellos stehe oder fehle, so auch bei Superlativen häufig unterdrückt. Folgt als Beispiel *ad un des porz qui plus est pres de Rome,* also Relativsatz, ebenso in dem vierten, als zweites *plus tost qu'il pot,* über das sich der Vf. aus Beitr. I 144f. eine andere Auffassung hätte verschaffen können. — § 270 wird *et s'a diable comandat,* wie G. Paris, Leod. 22[b] liest, übersetzt „et se recommanda au diable!" Es ist merkwürdig, dass so kleine Wörtchen, wie die Pronomina, gelehrte Leute so oft zu Falle gebracht haben. Natürlich handelt es sich um reflexives Verbum mit *avoir*, s. nachher zu 382. — § 280. Das über die Konstruktion von *prier* Gesagte ist konfus und unvollständig. Das Beispiel für *servir* beweist den intransitiven Gebrauch noch nicht. — § 282 *en iver tens.* E. hat entweder Tobler nicht verstanden, oder er hat seine eigene Ansicht darüber, dann hätte er sich klarer äussern sollen. — § 292. In *laissiez la ester* gehört *la* zum Imperativ, ist also keine Ausnahme, stellt sich zu 294 (unrichtig auch wieder § 523, 2). — Die Bemerkung, kein Satz ausser in der Frage kann mit einem tonlosen Fürwort beginnen, hätte klar und deutlich an die Spitze gestellt werden sollen. — Die umfangreichen Citate 201/2 konnten durch die Mitteilung ersetzt werden, dass die Subjektspronomina häufig weggelassen werden, früher mehr als später. — § 302. Wenn von einer Ellipse des Subjektspronomens in der Frage gesprochen wird, so ist das wohl von der neufranzösischen Grammatik aus richtig, aber nicht von der historischen Betrachtung her, die allein in Betracht kommt. — Nr. 2 zeigt wieder, dass dem Vf. ein tieferes Verständnis für syntaktische Erscheinungen abgeht. — § 306. Dass *le* neben *li, lor* fast „konstant" fehle, ist zwar oft gesagt worden, ist aber darum doch nicht richtig. Für das Nebeneinander hat E. auch nicht ein Beispiel, s. zu Auberee 655. — In der Anmerkung, deren Beispiele wieder alle bis auf eins aus Toblers Beitr. I 86f. stammen, mit den üblichen Druckfehlern, hätte zur Vorsicht auch die Erklärung von *si* mitherübergenommen werden sollen. — § 308 gegen Ende, ein starkes Versehen. In *Quis conduit* KReise 97 ist ersteres = *Qui les,* also nicht refl., wie E behauptet. Zudem beruht *Quis* auf Konjektur. Dergleichen Fälle als Belege heranzuziehen, ist wenig methodisch. Dass

übrigens das Refl. auch wiederholt werden kann, ist zu Auberee 430 bemerkt. Dort ist auch von der Nichtwiederholung von *entre* bei reziproken Verben die Rede. — § 347 wird kein Unterschied zwischen Konjunktiv in Haupt- und Nebensätzen gemacht. — § 355, 2 liest man, dass, wenn zwei Imperative auf einander folgen, der zweite häufig ein *si* vor sich habe *Cunseilliez mei . . . Sim guarissez* etc. — Wieviel Fehler stecken allein in § 356! Von zwei koordinierten Imperativen soll der zweite ein Konjunktiv sein, was belegt wird mit *Fai m'ent tel compaignie . . . U tu passes cele ewe.* In *vous en ayés bon reconfort* soll ein vom Pronomen begleiteter Imperativ vorliegen; in *Ou tu m'ocis ou tu me laisse en vie* zwei Imperative! Und das alles, obwohl ausdrücklich, hier ausnahmsweise, auf Beitr. I 23 verwiesen wird, woher natürlich auch die Beispiele stammen. — § 363[b] wird *des ennemis aprochier* = *dou des ennemis aprochier* gesetzt, während doch afrz. *l'aprochier aucun* sprachlich durchaus richtig ist. — § 364, § 373, 2 zeigen wieder den unhistorischen Standpunkt. — Nach § 373, 5 ist *a son comant* ein Beispiel für substant. Gerundium, wie *a son vivant.* — § 375 Anm. a ist geradezu wunderlich. Nach einer Präposition habe das Altfranzösische die Neigung, den Accusativ zu setzen, wenn das Partizip sich auf einen Nominativ beziehe, *il se tint por batu* (und nicht *batuz*), aber es gäbe auch Beispiele für das Gegenteil. Natürlich ist auf Tobler Vrai an. 147 zu verweisen; vgl. übrigens beim Vf. § 383 und 326, wo die Erscheinung aber nur für *soi faire* mit dem Nominativ constatiert wird; *pechieres se sent* Po. mor. 221[d]. — § 382. Dass das Partizip der refl. Verba mit *avoir* verbunden wird, ist nicht so selten, zuletzt hat Risop, ASNS. 1894, 465 Beispiele gegeben, vgl. auch zu Erec 2906 und Beitr. II 61. — § 393[b] ist das Wesen der dilemmatischen Frage nicht erkannt. — § 452. Das betonte Pronomen steht nicht vor dem Verbum, wie die Negation zeigt; z. T. hängt es von Präpositionen ab. — § 454. Dass beim refl. Verbum das Pronomen nicht nachstehen könne, ist unrichtig, z. B. *Oïl, fait ce* (= *se*) *l'uns, ce m'est vis* MR. V 87. — § 455[d]. Mit *vint i Gerins* und andern Beispielen wird die Behauptung belegt, dass das Pronomen *i* dem Verbum folgen könne. Es hätte heissen müssen: „es muss folgen“, weil es sonst an die Spitze des Satzes treten würde. — § 456. *porquoi Feïs le tu?* Jw. 1763 ist keine Ausnahme mehr, weil anders zu interpungieren ist, wie A. Schulze gezeigt, s. FoerstersAnm. — § 490 in *co est la dulurs pur la mort de Rollant* Rol. 1437 (Müller) soll *pur* statt *de* den subjektiven Genetiv ausdrücken. — § 523 *co dire ne devreit hum crestïens letrez* ist kein Beispiel für tonloses Pronomen vor dem Infinitiv. Solche hat jetzt Tobler, Beitr. II 82 ff. gegeben. — Ich könnte so noch beliebig lange fortfahren. — Dass man manches vermisst, habe ich schon gesagt. Ein paar Belege auch dafür. Das Kapitel über die Wortstellung ist zwar sehr ausführlich. Dass aber afrz. so oft der einem Nebensatz untergeordnete Satz diesem vorausgeht (vgl. Tobler, Beitr. I 107), wird, soviel ich sehe, nicht bemerkt, ebensowenig, dass im eingeschobenen Satze die regelmässige Wortstellung bleiben kann (s. zu Auberee 153), was aus Rol. *Tais, Oliviers, li cuens Rollanz respunt* 1026 oder «*Ne la poi traire*», *Oliviers li respunt*

1365 unschwer zu entnehmen war, um bei einem Texte zu bleiben, den der Vf. sonst nach allen Seiten hin durchgenommen hat. — Beim Artikel vermisse ich u. a. Erscheinungen wie *unes armes, une avainne*; beim Demonstrativum die Verwendung desselben als Artikel, *cil oisel,* die wohl zuerst Mätzner, Altfr. L. zu II 8 beobachtet hat, u. s. w. —

Das Beste, was 1895 über französische Syntax erschienen ist, sind selbstverständlich A. TOBLERs vier Aufsätze aus der dritten Reihe der Beiträge[2]). Wie stets, so sind auch hier interessante Kapitel herausgegriffen und meisterhaft erörtert. Der erste Abschnitt handelt über *tout* „lauter“, wie es z. B. in *Ce sont toutes façons dont je n'ai pas besoin* Molière Tartuffe I 1, 4 vorliegt. Tobler kritisiert die nicht recht befriedigenden Äusserungen von Littré, Hölder, Seeger, Plattner, Lücking in Bezug auf diesen Punkt. Letzteren möchte ich insofern in Schutz nehmen (S. 554), als er in seiner grösseren Grammatik[2] § 264 II β Anm. 2 (S. 201) auch den Fall, wo es sich um Apposition handelt, erwähnt; er giebt das erste der von Littré No. 11, von Tobler S. 553 angeführten Beispiele. Dann grenzt T. den Umfang der Erscheinung im Neufranzösischen ab: 1. Das mit *tout* verbundene Substantiv ist prädikativ zu *être*, a) Subjekt ist *ce* b) Subjekt *ce qui* c) Subjekt ein Substantiv (Ts. Beispiel zeigt relatives Pronomen als Subjekt). Ich erwähne, wo statt *être* ein sinnverwandtes Verb eingetreten ist, *Il apparaissait tout cerveau; la bouche seule, un peu forte, restait tendre* Zola Lourdes 25. 2. Das mit *tout* verbundene Substantiv ist Apposition. Vgl. auch: *C'était un beau bataillon, monsieur della Rebbia, le premier du 18e léger, tous Corses, à ce qu'on me dit depuis* Mérimée Colomba S. 39 (Schmager). Zur alten Sprache übergehend, weist er nach, dass die Verwendung von *tout* in diesen Fällen früher nicht so eng begrenzt war. Hier konnte man auch sagen *Seit qui l'ociet, tute pais puis avrumes* Rol. 391 „lauter Frieden“, welcher Vers den Hgg. zu schaffen gemacht hat, den Müller[2] ändert und Gautier unrichtig übersetzt: *nous n'aurons la paix qu'à ce prix* und der erst durch Tobler zu seinem Rechte gekommen ist. Wenn nun T. fragt, warum man neufrz. nicht auch sagen könne **sa bibliothèque se compose de tous romans*, da man doch deutsch sage „seine Bibliothek besteht aus lauter Romanen“, so möchte ich vom Deutschen lieber absehen, weil hier ja ein ganz anderes Wort („lauter“) eingesetzt ist, das mit *tout* „alles“ nichts zu thun hat. Dass man aber deutsch sagen könne, „seine Bibliothek setzt sich aus alles Romanen zusammen“ glaube ich nicht. Auch das von Tobler angeführte „ich heize alles Torf“ ist mir und anderen, die ich danach gefragt, nicht geläufig. Dagegen möchte ich auf lat. *omnis*, griech. *πᾶς* hinweisen, welche beide in der That ausserhalb der beiden, nfrz. allein noch möglichen Verwendungen anzutreffen sind: *errare* (indirekte Rede), *si qui in bello omnes secundos rerum proventus exspectent* Caes. Bell. Gall. VII 29, 3 „lauter günstige Ereignisse“, in der Anmerkung von Kraner-Dittenberger ein paar weitere Belege; oder *εἰ μέντοι διανοούμεθα σὺν τοῖς ὅπλοις ὧν τε πεποιήκασι δίκην ἐπιθεῖναι αὐτοῖς καὶ τὸ λοιπὸν διὰ παντὸς πολέμου αὐτοῖς*

2) ZRPh. XIX 553-573.

ἰέναι, σὺν τοῖς θεοῖς πολλαὶ ἡμῖν καὶ καλαὶ ἐλπίδες εἰσὶ σωτηρίας Xen. An. III 2, 8 „und in Zukunft lauter Krieg mit ihnen zu haben". Den Grund, warum heute die Verwendung auf die zwei Fälle (prädikatives Substantiv und Apposition) beschränkt ist, möchte Tobler darin sehen, dass *tout* ja auch heissen könne „jeder, alle", *toute cavalerie* „jede Reiterei", dass sich also in vielen Fällen eine gewisse Undeutlichkeit der Rede ergeben würde, während bei dem prädikativ gebrauchten Substantiv — nfrz. — eine solche kaum möglich sei. Bezüglich des Wesens von *tout* hält es T. für ratsam, auf logisch-grammatische Analyse ganz zu verzichten und zu sagen, die Sprache sei hier wieder Wege gegangen, welche die Logik nicht gewiesen habe. „Es handelt sich um einen Ausdruck der Vollständigkeit, der Sämtlichkeit; da bot sich *tout* ganz natürlich dar, und da diese Sämtlichkeit mit Bezug auf etwas auszusagen war, das durch ein Substantiv bezeichnet war, so wurde *tout* in Kongruenz dazu gesetzt". Vom italienischen *tutto* denke ich anderswo zu handeln. Im Italienischen sind Beispiele für die Apposition, so viel ich sehe, noch nicht gegeben, wie sie vorliegt in *Le sorelle vennero a liberarci. Come erano felici! Risalirono cariche. Le sentivamo ridere su per le scale. Tutte cose nuove, Claudio, per noi* D'Annunzio Vergini 146, „lauter neue Dinge für uns". — 7. Der zweite Aufsatz führt in ein anderes Gebiet: *pourquoi?* Hier beschäftigt sich T. mit der Verwendung eines mit *pourquoi* eingeleiteten Satzes zum Ausdruck einer Begründung; „Wir haben angefangen, ohne dein Kommen abzuwarten, warum kommst du so spät". „Der sehr wesentliche Gedanke, dass das Anfangen seine Rechtfertigung in der Verspätung finde, bleibt in unsrer Rede gänzlich ohne Ausdruck"; aus dem blossen Nebeneinander der zwei Sätze bleibt dem Hörenden zu entnehmen überlassen, welche logische Beziehung zwischen ihnen bestehe. Tobler weist, weil man es bestritten hat, aus ganz modernen Schriftstellern nach, dass man in solchen Fällen frz. nicht bloss *que* und *que ne*, was das Gewöhnliche ist, sondern auch *pourquoi* verwendet hat, und ebenso in alter Zeit, wirft dann die Frage auf, ob, wie im Deutschen, so auch im Französischen ein Satz wie „warum hast du geheiratet" anders betont würde, je nachdem er als wirkliche Frage oder aber als Begründung für etwas Vorhergehendes zu fassen sei, und wünscht Äusserungen gebildeter Einheimischer darüber zu hören. Endlich belegt er *que* im Sinne von *pourquoi* im Altfranzösischen — also wie italienisch, z. B. *Che fai? che pensi? che pur dietro guardi Nel tempo che tornar non pote omai, Anima sconsolata? Che pur vai Giugnendo legne al foco, ove tu ardi?* Petr. Son. in morte Anfang; vgl. auch Vockeradt 411, 1 — und besonders auch, was heute nicht mehr üblich, im indirekten Fragesatz, z. B. *Ne sai qu'en feroie lonc conte* B. u. M. III 420, 349. — 8. *Dont* und *en* in pronominaler Funktion. Hier geht T. von dem afrz. *ont* aus, das „wo" und „wohin" bedeutet — die beiden ersten Belege hatte auch Foerster, ZRPh. I 148 zu 612 gegeben, der noch Bonnardot, Dial. XXX, 2 anführt, welch letzteren ich nicht nachprüfen kann. Wenn es nicht mehr „woher" heisst, so wird es sich, wie Tobler überzeugend darlegt, daraus erklären, dass man, wo mit „woher" zu fragen war, man also eine Antwort mit *de* erwartete, zu der Zu-

sammensetzung *de unde* d. i. *dont* seine Zuflucht nahm, „in welcher dann die Vorstellung der Herkunft ihren Ausdruck in *de* zu finden, dagegen in *unde, ont* die blosse Frage nach dem Orte oder die Beziehung auf den Ort eines Geschehens zu liegen schien“. T. belegt dann *dont* in direkter und indirekter Frage, in Relativsätzen und beziehungslos. Die interrogative Verwendung ist heute ganz verloren gegangen. Dagegen ist die lokalrelative, welche die Grammatiker tadeln, bei den besten Autoren, nicht nur im Verse, sondern auch in Prosa nachzuweisen. Dass man bei der Beziehung im Raume lieber *d'où* wählt, sei bei dem daneben bestehenden lokalen *où* begreiflich genug, während *dont*, seitdem *ont* „wo“ zu bestehen aufgehört, sich der lokalen Verwendung entziehen konnte. T. zeigt an Beispielen, dass afrz. *dont* zur relativen Anknüpfung überall da zu finden sei, wo unter anderen Verhältnissen *de* gebraucht werden würde, so zur Bezeichnung der Ursache, des Mittels, des Stoffes, partitiv, objektiv etc. Ferner weist er nach, dass die strenge Regel in Bezug auf die Verwendung von *dont* (Beziehung auf Verbum, Subjekt oder Objekt) nicht immer befolgt werde, und zwar nicht nur von Molière und Corneille, was man schon bemerkt hat, sondern auch von den allermodernsten Verfassern, und auch aus dem Altfranzösischen bringt Tobler einige Beispiele bei. Ich erwähne noch: *Il l'entendait causer de choses dont, lui, ignorait, jusqu'à l'existence* Zola Germinal 151, was insofern begreiflich ist, als *jusqu'à* fast so gut wie ein Accusativ ist. Tobler hat gewiss Recht, wenn er meint, es sei gar nicht abzusehen, warum *dont* nicht auch, wenn keine Zweideutigkeit entstehe, zu einem Satzgliede in Beziehung treten dürfe, das weder Verb, noch Subjekt, noch Objekt sei. Gegen eine Verwendung von *dont*, wie in *la maison dont il assistait au pillage* wäre nichts einzuwenden. Ja sogar die Möglichkeit doppelter Beziehung sei an sich zuzugeben, wenn sie auch durch Beispiele nicht bezeugt sei, z. B. **une invention dont l'auteur s'est exagéré l'importance*. Dergleichen ist thatsächlich vorgekommen; vgl. Haase § 37 A. 2. Eine gleiche Beschränkung, wie für *dont* gilt auch für *en*. Aber auch hier zeigt T. durch zwei Beispiele, dass sich Abweichungen von der strengen Regel finden. Und wie heute, so auch hier und da in alter Zeit. Auch gegen diese Verwendung sei nichts zu sagen. Wie nahe sich *dont* und *en* in ihren Gebrauchssphären berühren, zeigt m. E. auch der Umstand, dass man in einem mit *dont* beginnenden Satze *en* noch daneben antrifft, wofür zu Auberee 21 Beispiele gegeben sind. Interessant ist: *Et se pensa* (sc. die Ziege) *de* ·II· *viatres qu'elle avoit norri de son lait a sa mamelle qui estoient d'une abaïe de Citiaus* (*qui estoit pres de lui menant*) *dont li uns des chiens avoit non Taburiaus, et li autres Roniaus* Bartsch Chr.[2] 356, 19 (mit Änderung der Interpunktion); *des chiens* sollte wegbleiben. Endlich mag noch darauf hingewiesen werden, dass sich, wiederum gegen die Regel der Grammatiker, nach *dont* auch hin und wieder nicht die regelmässige Wortstellung findet, so: *Et dans tous ces rapports sont mille différences Dont se peut une femme aisément aviser* Mol. Amphitryon III 1 (von Hamel S. 140 hervorgehoben). — Der letzte der Aufsätze erörtert *si* mit dem Futurum Präteriti. An der Hand von Littrés ungenügender Darstellung zeigt Tobler, dass in einem Satze,

wie *si l'on y désirerait plus de solidité et de profondeur, on peut profiter beaucoup en le lisant* der Condicionalis gar nicht durch *si* veranlasst ist; es werden vielmehr zwei Sachverhalte als gleich thatsächlich neben einander gestellt, ohne dass der eine die Voraussetzung des andern ist. Der Condicionalis würde auch stehen, wenn der Satz in einen Hauptsatz umgewandelt würde. Er ist bedingt durch eine unausgesprochen gebliebene Voraussetzung, „wenn man sagen sollte, was an dem Buche mangle". „Wenn es einerseits der Fall ist, dass man in dem Buche mehr Tiefe wünschen würde, so kann man es andrerseits mit vielem Nutzen lesen". Man kann umschreiben: *s'il est vrai, s'il est permis de dire que l'on y désirerait plus de profondeur.* In dem 2. Beispiel aus Corneille Imit. I 1 liegt die Sache, wie T. hervorhebt, insofern einfacher, als *je ne saurais* einfach = *je ne peux pas* gebraucht wird, so auch Fritsche zu Avare III 7, 4, vgl. auch Haase § 66^c^. T. bringt dann noch zwei weitere Belege allerneuesten Datums bei, deren zweiten er wiederum eingehend klar legt. Auch (3) Avare III 7 wird gründlich erörtert. Setzt man, um sich die Sache klar zu machen, *de même que* statt *si* ein, so würden die Kondicionale in der That bleiben. Dazu ein gleichartiges aus neuester Zeit (l. *à Rome*). Nachdem er so den Sachverhalt überzeugend auseinandergesetzt, geht Tobler die Äusserungen der verschiedenen Grammatiker über diesen Gegenstand durch, Borel, Schmitz, Mätzner, Hölder, Seeger, Ayer, Plattner und zeigt, wie wenig richtig sie zum grossen Teile die Sache aufgefasst haben, wie sehr sie auch in diesem Punkte verbesserungsbedürftig sind. Auch hier erlaube ich mir, Lücking in Schutz zu nehmen, da er in seiner grösseren Grammatik die Sache § 299 Anm. erwähnt, wenn auch in unrichtiger Fassung, und das Beispiel aus Molière, und zwar, wie die falsche Stellenangabe zeigt, nach Littré anführt. Auch Fritsche hat in seiner sonst von mir sehr geschätzten Molièreausgabe, Avare III 7, das Wesen der Erscheinung nicht erkannt. Dagegen hat Haase § 66 Anm. 2 die richtige Auffassung; er hat noch eine Stelle, und zwar Étourdi IV 2, 1400. Als Fälle ähnlicher Art, wo man auch den Condicionalis findet, führt T. an a) nach *je veux être pendu etc., si.* In der aus Mätzner wiederholten Stelle aus Mérimée möchte ich den die Bedingung enthaltenden Nebensatz *Si l'on savait cela au régiment* nicht gern missen. Ein Beispiel dieser Art auch bei Haase § 66^c^. Ich führe *si je ne craignais de faire de la peine à mon cousin Mateo, le diable m'emporte! je t'emmènerais avec moi!* Mérimée Mateo Falcone darum an, weil wir hier, wo bei anderer Konstruktion kein Satz mit *si* nach der Verwünschung folgt, in der That den Condicionalis haben; es hätte auch heissen können: ..... *le diable m'emporte, si je ne t'emmènerais pas avec moi,* wie es in dem anderen Beispiele aus Mérimée heissen konnte, *le diable m'étrangle, j'aimerais mieux vous savoir* etc. b) nach *c'est tout au plus, si*; c) *comme si,* wo man umschreiben kann *comme s'il n'était pas vrai que* mit dem Condic. praes. Ein Beispiel aus Fénelon bei Haase § 66^c^ (S. 573 Z. 10 l. *semble,* Z. 11 *Goncourt*). Gebildete Franzosen werfen Kondicional und Imperfekt nicht durch einander, ebenso wenig geschieht das im Altfranzösischen. Das eine von Mätzner beigebrachte Beispiel ist nach T. textkritisch

nicht einmal sicher, und was andere noch angeführt, ist nicht ohne weiteres anzunehmen. Grade dieser Aufsatz ist wunderbar klar und überzeugend. Hat man ihn gelesen, dann erscheint einem die Sache so natürlich, dass man erstaunt, wie es so bedeutenden Grammatikern nicht gelungen ist, in das Wesen der Erscheinung einzudringen. — Wie weit SEEGERS[3]) Programm die Kenntnis der französischen Syntax fördert, vermag ich nicht zu sagen. Es hat mir nicht vorgelegen. — Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass REFERENT[4]) in den Anmerkungen zur Auberee hier und da syntaktische Erscheinungen besprochen hat. Über manches, worüber ich auch gern ein Wort gesagt, war mir bei der Natur des kurzen Textes der Mund geschlossen. Ich hebe hervor: 84 (sehr spät nachgebrachtes Subjekt), 94 (Verwendung von *com*), 153 (Nichtinversion im eingeschobenen Satze), 432 (reciproke Verba), 655 (*le li* etc. neben einander), 439 (hypothetische Sätze mit *mais*, *quant* abgelöst), 522 (*se por co non*). Auch ein paar stilistische Dinge sind, wie gleich hier bemerkt sei, zur Sprache gebracht: 62 (Aufeinanderfolge von Homonymen), 288 (Zeugma), 515 (Hysteron Proteron), 399 weitere Nachweise für die Verschränkung.

Hier mag angereiht werden, was über die Syntax einzelner Schriftsteller geschrieben worden ist. O. MUCHAS[5]) Arbeit über Ph. Desportes ist zu spät in meine Hände gelangt. — In seinem Wörterbuch zu Ronsard handelt L. MELLERIO[6]) auch über die Sprache des Dichters: mir nicht zugänglich. — Molières Syntax hat sich HAMEL[7]) zum Gegenstand seiner fleissigen Doctorarbeit gewählt. Der Vf. handelt in 8 Kapiteln über das Pronomen, Zahlwort, Verbum, Adverb, Präposition, Konjunktion, koordinierte Satzglieder und Sätze, Wortstellung. Die ganze Arbeit ist mit der Bemerkung genügend gekennzeichnet, dass die Darstellung der syntaktischen Erscheinungen aus Haases Syntax des 17. Jhrdts. teils wörtlich, teils gekürzt — und manchmal so stark, dass sie unverständlich wird — herübergenommen und in das von diesem gegebene Schema eine grosse Anzahl nicht immer glücklich gewählter Beispiele mit Angabe der Stellen, die häufig inkorrekt ist, eingefügt sind. Daneben hat er noch Génin, Fritsches Anmerkungen und Toblers Beiträge I. u. II., letztere vielleicht nicht immer mit richtigem Verständnis, verwertet. Dagegen fehlt die Ausgabe von Laun-Knörich. Von Spezialarbeiten vermisst man mehrere, so z. B. die Dissertation von Schmidt über das Pronomen bei Molière [und Herr Prof. Stimming macht brieflich darauf aufmerksam, dass er ausser dieser Arbeit schon vor 10 Jahren noch zwei andere über Molières Syntax veranlasst hat: P. Berg, Die Syntax des Verbs bei Molière, Kiel 1886, H. Kayser, Zur Syntax Molière's (Präp., Zahlw., Konjunktion, Negation) Kiel 1885.] Zu Grunde gelegt hat H., wie er sagt, die Ausgabe von Despois-Mesnard. Aber in der Orthographie wenigstens ist er ihr nicht gefolgt. Warum werden die Stücke in Versen

3) II Bemerkungen zu einzelnen Lehren der neufrz. Syntax, Pr. Güstrow. 32 S. 4) Auberee, Altfranzösisches Fablel mit Einleitung und Anmerkungen hg. von G. EBELING, Halle. 5) Über Stil und Sprache von Philippe Desportes, Rostocker Ds. Hamburg 88 S. — 6) Lexique de Ronsard, précédé d'une étude sur son vocabulaire, son orthographe et sa syntaxe etc. Paris, Verlag? 7) Molière-Syntax, Ds. Halle, Halle, 140 S.

nicht nach der Verszahl citiert, die doch diese Ausgabe, wie auch Fritsche, Laun haben? Es kommt H., wie er in der Einleitung bemerkt, vor allem auf reichhaltige Sammlungen an. Ist diese nun hier und da bei ganz bekannten Erscheinungen etwas zu umfangreich — so werden z. B. S. 41ff. $2^1/_2$ Seite Beispiele für *où*, auf eine Sache bezogen, gegeben —, so hätte man andrerseits bei seltenen Erscheinungen gern alle Belege beisammen gehabt. Diese sind nicht immer passend gewählt, nicht alle gleichartig, auch z. T. nicht recht geordnet. Hamel will eigentlich nur das erwähnen, was heute nicht mehr üblich ist. Aber manches von dem, was er anführt, ist auch heute noch gang und gäbe. Umfangreiche altfranzösische Studien, die doch für das Verständnis von Molières Sprache, wie überhaupt für die Sprache des 17. Jhrdts. mit ihren „Archaismen" unumgänglich notwendig sind, scheint der Vf. nicht gemacht zu haben. Daher manche den Kenner des Altfranzösischen sonderbar berührende Bemerkung, z. B. *y* in *il y a* fehle afrz. oft (S. 15) oder S. 123 unten. Daher die öfters begegnende unhistorische Auffassung, indem er vom Neufranzösischen ausgehend, dem Dichter allerlei Fehlerhaftes „nachweist", z. B. S. 40. Auch Missverständnissen begegnet man; zu *Ardez un peu* Don Juan II 1 setzt er einen Infinitiv *ardoir* an (S. 66)! Er stellt es zu den Verben, die M. nach altfrz. Weise transitiv gebraucht habe! Es war nicht schwer, aus Despois-Mesnards Anm. zur Stelle V. Band S. 106 oder aus Littré unter ardez die richtige Auffassung zu gewinnen. Einen Gesichtspunkt, der unbedingt hätte beachtet werden müssen, finde ich überhaupt nicht berücksichtigt, nämlich die Frage, ob und wie weit Molière sich in seinen früheren Stücken sprachliche Wendungen erlaubt, die er später gemieden. Die Erklärung auffälliger Erscheinungen wird kaum gestreift. Geschieht es ja einmal, so stammt sie natürlich aus Haase, dessen Deutungen aber keineswegs immer befriedigen. Im einzelnen wäre vieles zu bessern. Das Beispiel aus Fourberies de Scapin II 5 *pour vous demander des cinq ou six cents pistoles* gehört in die Erscheinung des Artikels vor Zahlwörtern, worüber Tobler Beitr. II 157ff. gehandelt. Das ist nicht nur heute noch möglich, sondern heute grade viel häufiger, als es früher war. Merkwürdigerweise begegnet dasselbe Beispiel S. 112b, wo in der That auf Tobler verwiesen wird. Um so mehr kann man sich wundern, dass H. übersehen hat, dass die Erscheinung noch heute oft anzutreffen ist. Fritsches Ausgabe, die m. E. die beste kommentierte ist, die wir von einem nfrz. Autor in Deutschland haben und die viel zu wenig gekannt ist, ist zwar erwähnt, aber die ungemein reichhaltigen Anmerkungen sind nicht vollständig ausgenutzt. So fehlt denn manches, was man, auch ohne Molière daraufhin durchgelesen zu haben, sofort vermisst, z. B. *Cette foule de gens dont vous souffrez visite* Mis. III 4, 889 wegen des fehlenden Artikels; der bei Mol. so häufige Gebrauch von *on*, wo eine ganz bestimmte Person gemeint ist; *quoique* mit dem Indikativ, *La mienne, quoique aux yeux elle n'est pas si forte, N'en quitte pas sa part à le bien étriller* Ec. Fem. IV 9, 1345, was auch Littré Rem. 5 hervorhebt, u. s. w. Grade die feineren syntaktischen und stilistischen Eigentümlichkeiten sind wenig beachtet. Ich hoffe, darauf anderswo zurückzukommen. Ein Register entbehre ich sehr ungern.

Warum wird stets in unfranzösischer Weise *oeuvre* gedruckt? — In seiner Arbeit über Zola kommt Fr. LOTSCH[8]) auch auf die Syntax des Schriftstellers zu sprechen S. 14—32. Doch ist es nicht eigentlich eine Syntax Zolas, sondern zum grossen Teil eine kurze, nicht vollständige Zusammenstellung der syntaktischen Eigentümlichkeiten der frz. Volkssprache, wie sie Zola in seinen Romanen nachgeahmt hat. Es sind im Grunde nur ein paar neue Belege für Erscheinungen, wie sie Siede in seiner musterhaften Dissertation besprochen und erklärt, und wie sie für Zola auch schon z. T. Gaufinez in seinen Études syntaxiques sur la langue de Zola dans «le Docteur Pascal», Bonn erörtert hat. Es wäre nicht uninteressant gewesen, festzustellen, wie sich Zolas eigener Stil in seinen kritischen Schriften dazu verhält. Siede ist viel gründlicher als Lotsch, der etwas an der Oberfläche haftet. Die Beispiele hätten zahlreicher sein können. Was über das Altfranzösische gesagt ist, zeigt keine grosse Bekanntschaft damit, z. B., wenn es S. 24 bezüglich des Fehlens von *il* in (*il*) *faut* heisst, dass diese Erscheinung schon im Altfranzösischen „nicht selten" war; oder wenn S. 25 bemerkt wird, dass attributives *sien* mit dem unbestimmten Artikel (z. B. *un sien fil*) schon in der alten Sprache zu finden sei. — Bei *cette gredine d'Adèle* etc. (S. 16) hätte Toblers Aufsatz Beitr. I 113 beachtet werden können. Es liegen zwei verschiedene Verwendungen vor; diejenige, welche durch das angeführte Beispiel vertreten wird, ist, wie T. bemerkt, afrz. noch kaum anzutreffen. Von den beiden fehlerhaft citierten Beispiele aus Molière S. 17 gehört das zweite *voilà une grande obstination de ma femme!* nicht hierher. — In *un mal du diable* kann ich keinen gen. qualitatis sehen. Es ist doch ein Genitiv der Zugehörigkeit. Wie soll der Genitiv hier zugleich eine „Steigerung" ausdrücken. *un toupet de tonnerre* gehört unter *a*. — Bisweilen ist die Charakterisierung der Erscheinungen nicht zutreffend, selbst da, wo schon Siede in seiner gründlichen Weise die Sache richtig dargestellt hatte. Wenn Zola z. B. oft das Substantiv durch das Pronomen vorausnimmt (S. 19 f.), so ist es unrichtig, wenn Lotsch sagt, „die Pronomina dienen zur vorläufigen Einführung von etwas dem Sprechenden noch Unklaren oder von ihm Vernachlässigten". Dem Sprechenden ist das Seiende vollkommen klar, wie ja auch die Beispiele mit *la, elle* zeigen. Siede S. 10 hat die Erscheinung richtig erklärt, wenn er sagt, dem Sprechenden kommt es auf die auszusagende Handlung an, er denke zunächst nicht daran, dass das ihm vorschwebende Seiende dem Hörer gar nicht gegenwärtig sein könnte. — Fälle, wie *en voilà une famille* (S. 21) sind von Siede richtig erklärt. S. jetzt auch Tobler, Zs. XVIII 414. — Ebenda. Für die erste Person des Dat. eth. ist kein Beispiel gegeben. Bei den beiden Belegen für das Nebeneinander von *tu* und *vous*, letzteres als Dat. eth., vermisse ich den Hinweis auf Siede S. 16, der schon beide angeführt hatte. — S. 24. Wenn *y a* für *il y a* sich phonetisch erklären lässt, so geht das für *faut* (= *il faut*) und *vaut* (= *il vaut*) jedenfalls nicht an (Z. 6. v. u. l. 402). — S. 28. Warum L. den von ihm mehrfach belegten adverbialen Gebrauch von *avec* auffällig nennt, weiss ich nicht. Er ist ganz ge-

8) Über Zolas Sprachgebrauch, Diss. Greifswald, Greifswald 67 S.

wöhnlich; ebenso der alten Sprache geläufig, s. z. B. Burguy II 344, Littré; schon Rol. *Encalcent Franc e l'emperere avoec* 3626, ist sogar das Ursprüngliche, Diez II 483. — S. 29. Zur Verwendung von *là* vgl. auch Hosch, Französische Flickwörter (Berliner Progr. 1896) II S. 21 s. v., wo auf eine mündliche Äusserung Toblers verwiesen wird. — Zu *Je ne demande pas mieux que ça dure* vgl. ausser Siede, der natürlich auf Tobler verweist, auch Tartuffe 1113 und Fritsche dazu, Haase § 136[a], Hamel S. 126; auch *rien de plus probable donc qu'il eût brûlé par mégarde l'adresse qu'il avait copiée* Mérimée Colomba 71 (Schmager), wo in der Anm. ein weiterer Beleg. — S. 57—67 ist die bemerkenswerte Wort- und Satzwiederholung besprochen. — Mit dem Gebotenen ist aber, was über Zolas Syntax in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes zu sagen wäre, keineswegs erschöpft. Vor allem hätten die so ungemein viel enthaltenden Beiträge Toblers ausgenutzt werden sollen. So S. 156 *donc*, das auch Zola kennt, Teilungsartikel vor Kardinalzahlen, den Tobler S. 158 ebenfalls aus Zola belegt, vgl. auch *son mari, qui gagnait beaucoup d'argent, disparaissait pendant des six mois* Lourdes 7, *est-ce que* für *était-ce que, il a dû venir = il doit être venu* u. s. w. Aus Zolas Sprache ist noch sehr viel syntaktisches Material zu gewinnen.

Substantiv. Zu den einzelnen Teilen der Syntax übergehend, nenne ich zuerst die Arbeit von W. Meyer-Lübke [9]) über das Substantiv. Nachdem M.-L. im Toblerbande zum ersten Male das Gebiet syntaktischer Forschung betreten, beschäftigt er sich in diesem anregenden und klärenden Aufsatze mit der interessanten Vorgeschichte des romanischen Artikels. Es ist meines Wissens das erste Mal seit Diez, dass ein Kapitel der gemeinromanischen Syntax entwicklungsgeschichtlich betrachtet worden ist. Und darum ist der Aufsatz mit lebhafter Freude zu begrüssen. Für uns kommt hier nur das über das Französische Gesagte in Betracht. Der Vf. geht davon aus, dass in *l'homme* gegenüber dem absoluten *homme*, ebenso wie in den andern roman. Sprachen, im Grunde eine flexivische Form vorliege, und stellt den Artikel in dieser Hinsicht auf eine Stufe mit *je chante, tu chantes, il chante* — für die Pronomina als flexivisches Element vgl. übrigens auch Siede S. 12 f., der auf Darmesteter, Créat. Actuelle Einl. S. III verweist — und geht so weit zu behaupten: „Wenn wir . . die neueren Sprachen, vor allem die fortgeschrittenste unter ihnen, die französische, mit der alten vergleichen, so ergiebt sich, dass diese die Flexion dem Stamm anhängt, jene sie ihm vorsetzen". Aber er ist sofort gezwungen anzuerkennen, dass auch grade das Französische eine ganze Reihe von Fällen bietet, in denen die unterscheidenden Merkmale suffigiert sind. Aber überhaupt scheint mir das, auch wenn man keinen Blick auf das ital. *canto, canti, canta,* span. *canto, cantas, canta* wirft, denn doch etwas gar zu weit gegangen. In dem Artikel ein flexivisches Element zu sehen, kann ich mich nicht entschliessen, schon darum nicht, weil er ja im Altfranzösischen und Provenzalischen selbständig vorkam und im Spanischen so noch immer verwendet wird, vgl. Diez III 48, Foerster zu Rich. 2081, Etienne, wenn man ihn

9) Zur Syntax des Substantivums ZRPh. XIX 305 ff., 477 ff.

citieren darf, 247, Wiggers § 16, 19 u. a. Dagegen hat der Vf. gewiss Recht, wenn er in der Anwendung des Artikels eine Verfeinerung des Sprachgefühls sieht, welches die verschiedenen Beziehungen einer und derselben Form auch formal zum Ausdruck zu bringen sucht. Wenn er aber bemerkt, dass der Gebrauch des unbestimmten Artikels nicht ins Lateinische zurückreiche, so möchte ich mich, so lange darüber keine eingehende Untersuchungen vorliegen, so bestimmt nicht äussern; vgl. auch Diezens Beispiele III 20 aus lat. Urkunden. Das älteste französische Gedicht kennt ihn schon und in den andern ältesten Denkmälern ist er mehrmals anzutreffen, ebenso im provenz. Boeci 52, 246. Daher kann ich mich auch mit M.-Ls. Behauptung S. 305 Anm. 1, dass er den ältesten Denkmälern aller romanischen Sprachen ganz oder fast ganz unbekannt sei, in dieser Form nicht einverstanden erklären. Nach der allgemeinen Bemerkung, dass die Abweichungen des poetischen Ausdrucks vom prosaischen sich zumeist als Archaismen erklären, geht er sodann, Diez berücksichtigend, ergänzend und verbessernd, zur Erörterung der einzelnen Fälle über, in denen die bestimmte oder die absolute Form des Substantivs gewählt wird. Den unbestimmten Artikel lässt er bei Seite. 1. Abstracta, 2. *totus*, 3. Aufzählung, 4. Stoff- und Sachnamen in Vergleichen, 5. Eigennamen, 6. Anrede, 7. *on*, 8. Prädikatsnomen, 9. Apposition, 10. Objekt, 11. Körperteil, 12. *facit diem*, 13. *le jour* gegenüber *de jour*, 14. Ordinalzahlen, 15. Absoluter Accusativ, 16. Substantiva nach Präpositionen. Bezüglich des Anwachsens des Artikels behauptet M.-L., dass es nur dann statt fände, wenn die betreffenden flexivischen Formen ein besonderes Übergewicht über die andern hätten, z. B. *lendemain*. Dass ich mit M.-Ls. Darstellung nicht überall einverstanden bin, lässt sich begreifen. Doch kann ich hier darauf nicht eingehen. Nur das eine will ich hervorheben, dass man, wenn man sich mit der Vorgeschichte des romanischen Artikels beschäftigt und man fürs Französische und Provenzalische (Boeci) so alte Denkmäler hat, wie für keine andere romanische Sprache, dann doch wohl diese vor allem systematisch ausnutzen muss. Aber vom Provenzalischen ist bei M.-L. überhaupt nicht die Rede — die zwei aus Diez herübergenommenen Beispiele (S. 477/8) kann man doch nicht rechnen — und (fast) ebenso wenig vom Verhalten der ältesten frz. Denkmäler. Nur § 7 (*on*) erscheinen ausnahmsweise Beispiele aus Alexius neben solchen aus den Königen, Rolant, KReise, Eneas, Reimpr., Vers del juise, Gr. Dial. M.-L. stützt sich fast ausschliesslich auf den Oxforder und Cambridger (Lothringer Psalter, hier und da Könige, ganz vereinzelt Rolant S. 488. Mir scheint die Verwertung von Übersetzungen, wenn man Originaldenkmäler und noch dazu ältere zur Verfügung hat, nicht recht methodisch. Die Benutzung dieser Quellen — und ich hätte eine solche bis zur KReise einschliesslich erwartet — würde manche spezielle Angabe Meyer-Lübkes modifiziert haben. Nur eine Einzelheit will ich berichtigen. S. 479 Anm. 2 behauptet M.-L. sehr bestimmt, dass KReise „stets“ *li emperere* in der Hs. stehe, und dass der Hg. „immer“ *l'emperere* ändere. Aber *l'emperere* steht v. 67 in der Hs. und v. 5, 98 hat der Hg. (doch wohl auch in der dritten Auflage) *li emperere* in seinen Text gesetzt.

Adjektiv. Über den Superlativ handelt kurz L. CLÉDAT[10]), wohl für weitere Kreise. Er spricht über *c'est un ouvrier plus habile* gegenüber *c'est le plus habile ouvrier*. *Plus* habe beide Mal denselben Wert. Der Gedanke beschränkter oder allgemeiner Vergleichung ergäbe sich aus dem Zusammenhang. Ferner: *il est plus gai à la campagne que partout ailleurs, c'est à la campagne qu'il s'amuse plus. Ce paysage est le plus beau de ceux* (ich behalte die Orthographie der Revue nicht bei) *que j'ai vus; c'est le soir que ces paysages sont le plus beaux*. Ein Gegenstand könne also mit andern ähnlichen verglichen werden oder mit sich selbst. Aber man habe auch beides verwechselt, was mit Bossuet belegt wird, vgl. auch Haase § 29 Anm. 2. Der Aufsatz ist nicht immer ganz klar, in die Tiefe geht er nicht. — ***Pronomen.*** C. HUMBERT[11]) erörtert kurz den Gebrauch des Artikels 1. vor Gattungsnamen und Abstracten, 2. vor Eigennamen, a) Personen, Ortsnamen, Monate etc., b) Länder, Provinzen, Inseln, Flüsse etc., c) *en* vor Ländernamen. Hier und da findet man selbständige Beobachtung auf Grund der Lektüre der RDM. Auch versucht er zu erklären, aber nicht immer glücklich. Dass das Substantiv, wenn es z. B. nach Verben des Seins ohne Artikel erscheint, *mon père est marchand,* ein Adjektiv sei, kann ich nicht zugeben. Vor allem nicht in Aufzählungen, *hommes, femmes, vieillards, tous prirent la fuite,* was H. erklärt: „Alle ergriffen die Flucht, welche Eigenschaften (!) sie auch besitzen mochten, mochten sie dem männlichen oder dem weiblichen Geschlechte angehören". Vielmehr fehlt hier der Artikel, weil das Begriffliche in den Substantiven hervortritt. Noch schlimmer ist m. E. *jamais roi n'a* etc. erklärt: nie hat jemand, der die Eigenschaft hatte, König zu sein etc. Wo steht jemand? *roi* ist Subjekt. Das Fehlen des unbestimmten Artikels stammt aus der afrz. Zeit. Aus der genannten Revue bringt er ein paar Erscheinungen bei, so weit sie Plattner — und nur er — nicht hat. Mätzner und Lücking hätten doch eingesehen werden sollen. Was über den Unterschied von *il est historien* und *il est un historien* gesagt wird, scheint mir wiederum nicht richtig. Ich meine: Mit ersterem gebe ich den Stand schlechthin an, dagegen in letzterem sage ich von dem Seienden aus, es sei mit einem einzelnen der Gattung der Geschichtsschreiber identisch. Bei Hs. merkwürdiger Auffassung schwebt auch *un* ganz in der Luft. — Die Beispiele für den Artikel nach *ni — ni, jamais* sind nicht alle gleich gut, vgl. übrigens Lücking 395 Anm. 1. Unbestimmter Artikel: *un regard dans lequel une haine se dissimulait*. In Molières *une peau d'un lézard* Av. II 1 handelt es sich um anderes. Teilungsartikel vor Abstracten (etwas) *qui ressemblait à de la menace* (vgl. *Cela devient de la folie* Colomba 90, 30). *donnez-moi deux chevaux, mais des bons, des beaux* ist nicht zutreffend gedeutet, es heisst „von den guten" und ist Genitiv von *les bons*. Und so noch mancherlei. In *je tremble de la crainte que vous n'ayez aucun plaisir à me voir* möchte ich von „hervorheben" nicht reden. Es handelt sich um eine ganz bestimmte Furcht, daher der Artikel, ebenso afrz., vgl. zu

10) Le superlatif relatif en français, RPhFP. IX 56f. — **11)** Der französische Artikel, NJbbPh. 152, 95—106; Nachträge 267—271.

Auberee 487. — *le lundi* „jeden Montag“ ist mit Humberts Darlegung nicht erklärt. Wie man es zu verstehen habe, dass der Artikel im Sinne von „jeder“ gebraucht wird, hat Tobler, Beitr. II 45f. überzeugend erörtert. — In *le Dante* etc. steht nach H. der Artikel „rein emphatisch“! Bei der Besprechung der Ländernamen hätte die alte Zeit herangezogen werden sollen. Der Blick wäre freier geworden. S. 267—271 Nachträge; Beispiele aus neuester Zeit. In der mit *philosophes et savants ont soutenu que* etc. belegten Erscheinung, die nach H. die Grammatiker nicht besprechen, fehlt m. E. der Artikel wegen der Paarung der Begriffe. Auch sonst, z. B. *Portes et fenêtres étaient ouvertes* Colomba 104, 35, ebenso ital., *non si erano lasciati mai un minuto, madre e figlio* Serao Gli amanti 253, wie auch deutsch, span., port., catal., rum.

Verbum. Über die Verwendung des Verbums bei Amyot handelt in einer mir nicht zugänglichen Arbeit H. Keuntje[12]. — Wenn G. Körting[13]) die Ansicht äussert, dass die Verwendung von *esse* zur Bildung der zusammengesetzten Zeiten der reflexiven Verba sich aus einer Mischung von *infans se habet lavatum* und *infans est lavatus* erkläre, so hatte schon Tobler 1. vor nun mehr als dreissig Jahren im NSchM. III 241 die richtige Erklärung gegeben, hatte sie 2. Vrai An.² 166 (1884), wohl auch in der ersten Auflage, erwähnt, war 3. ZRPh. XII 422 darauf zurückgekommen, was man jetzt bequem 4. Beitr. II 57 wiederfindet. Ich meine, wenn es sich um syntaktische Erscheinungen des Französischen, und um eine so ungemein wichtige, wie diese handelt, so hat man sich zuerst einmal umzusehen, ob nicht der Meister syntaktischer Forschung schon darüber seine Ansicht ausgesprochen. Wenn K. meint, der Umstand, dass ein grosser Teil der Intransitiva die Umschreibung mit *esse* aufweist, sei von Einfluss auf die Mischung gewesen, so hat dieses Moment m. E. keine Bedeutung für den psychologischen Vorgang, wohl aber ist der Umstand für die Bildung mit *esse* von grosser Wichtigkeit, den Tobler längst mit Recht hervorgehoben, dass die refl. Verba afrz. in den zusammengesetzten Zeiten des Reflexivpronomens gewöhnlich entraten, vgl. zu Vr. An. 166, und erst vom Präsens, Imperf. etc. aus ist das Pronomen auch in die zusammengesetzten Zeiten eingedrungen. Zudem war *infans se est lavatus* (*a*), nicht *lavatum* (*am*) anzusetzen, s. Beitr. II 56 ff. — Chr. Gebhardt[14]) beschäftigt sich in einer sorgfältigen, über das gewöhnliche Niveau sich erhebenden Dissertation mit denjenigen intransitiven subjektlosen Verben, die mit einem Accusativ des Gegenstandes verbunden werden können, der als Träger des durch sie ausgedrückten Seins erscheint. Es sind das für ihn: *convient, estuet, afiert, faut, besogne, apartient, apent, loist, avient, plaist, samble, est* (*a*) *vis, prent, passé est.* Vereinzelte Fälle. Dann: Passiva transitiver Verba mit dem Accusativ. 6 Anmerkungen, von denen die zweite neutrales Partizip mit flex. *s* belegt, *il fu anuitiez,* 3. *laissier convenir* (gegen Tobler, ZRPh. II 151); der subjektlose Gebrauch von *covenir* ist aber trotzdem durch die von T. beigebrachten Beispiele für *bien vous*

12) Der syntaktische Gebrauch des Verbums bei Amyot dargestellt auf Grund seiner Übersetzung der Vitae des Plutarch. Ein Beitrag zur fr. Synt., Ds. Leipzig, 66 S. 13) Perfekt im Romanischen ZFSL. XVII 123. 14) Zur subjektlosen Konstruktion im Altfranzösischen, Ds. Halle; auch ZRPh. XX 27 ff.

en coviegne, „es sei euch anheimgegeben" gesichert, 4. Etwas über Doppelrelativsätze (nicht abschliessend). 5. Quantitätsausdrücke beigeordnet, *asses chevalier*. 6. *A paine*. Endlich werden im Anschluss an Aiol 3990 in nicht grade glücklicher Weise syntaktische Wendungen besprochen. G. verfügt über eine hübsche Lektüre, hat philologischen Sinn und steht dem Material, wie den Äusserungen namhafter Forscher über dasselbe kritisch gegenüber. Ich habe seine Ausführungen über das anziehende Thema mit grossem Interesse gelesen, dabei freilich öfters an Toblers berühmte Vorlesungen über historische französische Syntax denken müssen. In dem Accusativ der intransitiven Verba sieht G. (S. 42 der Zs.), ohne näher darauf einzugehen, in allen Fällen den des Masses und Umfangs. In *il nos covient un messagier* bezeichne *il covient* zunächst ein Erforderlichsein, und der folgende Accusativ giebt nach G. den Umfang an, von welchem das Erforderlichsein ausgesagt werde. „Es existiert für uns Erforderliches in dem Umfang, wie ihn ‚ein Bote' bestimmt". Man sieht, die Erklärung macht sich eine Bemerkung Toblers Jb. XV 256, Beitr. I 192 Anm. zu Nutze, was ich nicht versäumt hätte, anzugeben. Soviel ich nun weiss, erklärt Tobler grade den Acc. bei *covient* nicht als ‚Mass', sondern als wirkliches Objekt, „dem, was erforderlich ist, wird die Stelle eines leidenden Objektes angewiesen", „ein nicht näher Bezeichnetes erfordert einen Ritter". Aber auch sonst fordert Gebhardts Darlegung öfters die Kritik heraus. Der Accusativ ist nicht bei allen Verben erwiesen. Die Texte, auf die G. sich stützt, sind z. T. recht spät. Auch die Erklärung der subjektlosen Passivkonstruktion hat mich nicht befriedigt. Hier und da begegnet man Missverständnissen. Ich hoffe auf die Arbeit anderswo zurückzukommen. — H. Schulzes [15]) Programm über das Passiv hat es nur mit dem Neufranzösischen zu thun, speziell mit der heute üblichen Ausdrucksweise. Der Vf. zeigt, dass das Passiv gar nicht so selten ist, wie die Grammatiker behaupten, dass es u. a. oft gebraucht werde, um den Wechsel des Subjekts zu vermeiden, ein persönliches Subjekt statt eines Abstractums zu gewinnen, der Betonung wegen, zur Vermeidung unschöner Konstruktionen u. dgl., erörtert den unpersönlichen Gebrauch in den verschiedenen Zeiten, dann die Mittel, welche die Sprache besitzt, den passivischen Ausdruck zu umschreiben (*on*, refl. Verbum). In dem letzten Abschnitt, welcher manches enthält, was man hier nicht suchen wird, werden hauptsächlich die Partizipialkonstruktionen herangezogen. Der Versuchung festzustellen, wie die dargelegten Verhältnisse in der alten Sprache vorgebildet waren, wo die alte abweicht, hätte ich nicht widerstanden. Hier und da würde man manches anders auffassen, einiges bei Seite lassen. Das S. 16 aus Wiggers ital. Grammatik angeführte Beispiel *Da tutti fu andato* Bocc. Dec. stammt wohl aus Diez III 204. Dass die Beispiele ohne Stellenangabe mitgeteilt sind, ist nicht zu loben. Manches möchte man im Zusammenhang lesen und prüfen: zu *une fois en voiture* (S. 34) s. jetzt Tobler, ZRPh. XX 55. Dankenswert sind die Beispiele für *il y a* mit folgendem Objekt, an das sich ein von *de* begleitetes Partizip schliesst, um mich äusserlich auszudrücken,

15) Das französische Passiv und seine Ersatzmittel, GPr. Zittau.

Il y eut six personnes de blessées, ebenso bei *c'est*, über deren richtige Auffassung wohl in der neuen Reihe der Beiträge Licht verbreitet werden wird. Der Kritiker heisst Sainte-Beuve (S. 21).

Ein besonderes Kapitel aus der Lehre vom Konjunktiv behandelt E. Stiebeler[16]). Unter „verkürzten" Sätzen versteht er Sätze wie *de vus ait Deus mercit* Rol. 1854, *qui se viaut, si l'oie* Jw. 1447, *Or avaingne qu'avenir puet*, also Wunsch-, Aufforderungs- und Einräumungssätze, denen kein Verb vorangeht, von dem sie abhängen könnten. St. ist der Ansicht, dass es sich in allen diesen Fällen, da auch Wendungen mit *que* vorkommen, um wirkliche Nebensätze handele, die von einem Ausdruck des Wunsches u. s. w. abhängen, welche Ausdrücke aber infolge der oftmaligen Wiederholung zur Formel geworden, als „selbstverständlich" weggefallen seien. Diese Auffassung muss man vom historischen Standpunkt aus als falsch bezeichnen. St. giebt (S. 5) zu, dass man für die Wunschsätze etc. ohne Konjunktion eine „Entlehnung" (!) aus dem Lateinischen annehmen könnte, aber der Wechsel beider Ausdrucksweisen (mit und ohne *que*), namentlich in dem „logisch schärfer durchgebildeten" Neufranzösischen spreche dafür, dass das Bewusstsein von der ursprünglichen Bedeutung des Konjunktivs nicht mehr vorhanden war! Und auch das, was er in diesem Zusammenhang noch ferner vorbringt, zeigt eine Auffassung des sich abspielenden Sprachprozesses, die gewiss nicht jeder zur seinigen machen wird. Es wäre nicht so schwer gewesen, zum richtigen Verständnis der Erscheinung zu kommen, wenn St. nur etwas methodischer verfahren wäre. Es hätten für diese Grundfrage der ganzen Abhandlung die ältesten Denkmäler bis zum Rolant einschliesslich durchgenommen werden müssen. Es hätte sich gezeigt, dass in den meisten Fällen, wo die heutige Sprache eines *que* nicht entraten kann, die älteste mit dem blossen Konjunktiv auskam. Und wenn wir nun in genau denselben Fällen im Lateinischen den Konjunktiv in Hauptsätzen finden, so ergiebt sich der Schluss, dass es sich hier um kontinuierliche Fortpflanzung handelt. Daneben kam dann die Fügung mit *que* auf, machte der alten den Boden streitig, gewann immer mehr Terrain, bis sie neufrz. fast ausschliesslich die Herrschaft gewann. Stiebelers moderne Beispiele ohne *que*, wie *Dieu te damne* zeigen alte, erstarrte Formeln. Kann ich sonach dem Vf. in dieser prinzipiellen Frage nicht zustimmen, so erkenne ich andrerseits an, dass die Arbeit verständig geschrieben, dass der Vf. über umfangreiche Lektüre aus alter und neuer Zeit verfügt. Die Beispiele sind meist richtig gewählt. Nur hätten namentlich die nfrz. etwas ausführlicher mitgeteilt werden sollen. Hier und da versucht St. auch zu erklären. Freilich zieht er manches in sein Thema hinein, das nicht dahin gehört. Was hat die relative Fügung in *Ex vox Aloiz, cui Dex puist beneïr* (S. 14) mit verkürzten Sätzen zu thun? Ebenso wenig gehört *por que* hierher, es heisst „dafür, dass". Wie soll zu *tant* (*toz*, *si*) *seit forz* ein *que* hinzutreten? Ferner *que je sache*, wo doch auch St. *que* als Relativ versteht. Wovon soll *qui pensast* abhängen? u. dergl. Im einzelnen wäre manches zu berichtigen. Vor allem vermisse ich hier,

16) Der Subjonctif in den verkürzten Sätzen des Französischen, Progr. des König-Wilhelms-Gymn. Stettin.

wie so oft, eine nähere Kenntnis von Toblers Forschungen. Das rächt sich bitter. Nur weniges sei angeführt: S. 7. *Que ja ne voie je demein, Qui la mangera que je soie* Renart ist, nach der Übersetzung zu schliessen, nicht verstanden. Einmal ist wegen *que je soie* auf Beitr. I 102 zu verweisen. Es liegt ausserdem noch Mischung vor. 1. *Mal dehait, Qui la m.* 2. *Que ja ne voie je demein, se je la manju* „ich möge den morgenden Tag nicht erleben, wenn ich es esse.“ In *mais Carles le m'otreit* KReise 485 (S. 16), wo übrigens K. *mais que* liest, liegt kein Fall von Auslassung der Konjunktion *que* vor, die hier nicht nötig ist. Nach *mais* braucht keine Inversion einzutreten. — Zu (S. 17) *Bien voudroie de mon royaume Avoier* (*l. Avoir*) *doné .... La moitié que je fuisse sains* Ren. 19539 *mais* zu ergänzen, heisst doch die Ergänzung gar zu weit treiben; *que* heisst „unter der Bedingung, dass“, Tobler, Beitr. I 101. — S. 18. Auch in *Ne ja mes devant moi ne vaingnes, por quoi de lui parole taingnes* Iw. 1715 (F.) ist *que* nicht „unterdrückt“; *quoi* ist betontes *que*. In dem S. 17 angeführten *por coi que* ist also *que* parasitisch. — Ebenso (S. 20) liegt in *mes bien lor poist* ursprüngliche Konstruktion vor, „aber es mag ihnen recht unangenehm sein.“ Dass *je ne sache pas* (S. 21) mit *que je sache* nicht auf einer Stufe steht (so St.), hätte der Vf. wiederum aus Toblers Beitr. I 98 lernen können. S. 17. Die Lesart Rou II 668 stammt erst vom Hg. S. bei Andresen II. Band S. 612 u. s. w. — Alfr. Johansson[17]) giebt drei Beispiele für den Konjunktiv in mit *comment* beginnenden, von *on ne voit pas, l'on ne conçoit pas, je ne conçois pas* abhängigen Sätzen. In allen dreien liegt Konjunktiv von *pouvoir* vor. Fürs XVII. Jhrdt. vgl. Haase § 74. — Über *qui vive* spricht kurz L. Clédat[18]). Es bedeute eigentlich *vive qui?* Man antwortete mit *France* d. i. *vive la France*. Heute sei die ursprüngliche Bedeutung verdunkelt, es bedeute so viel wie *qui est là*! Cl. führt eine Stelle aus den Mém. de Gourville an, wo auf die Frage *Qui vive* mit *Vivent les princes* geantwortet wird. Aber die Erklärung ist nicht neu, s. Mätzner[3] 359, und wohl auch sonst. Ob aber die Wendung damit wirklich erklärt ist, lasse ich hier dahin gestellt. ***Infinitiv.*** Mit *faire* c. Inf. beschäftigt sich Alfr. Johansson[19]) in einem mir nicht zugänglichen Programm. — Hingewiesen sei auch kurz auf Jaenickes[20]) Aufsatz, der den latein. Inf. hist. aus einer „Ellipse“ von *coepi* erklärt; es gehen sogar häufig Infinitive, abhängig von *coepi*, voran. Also, wie man den italienischen Inf. hist. schon lange erklärt. Sollte wirklich noch kein klassischer Philologe auf den Gedanken gekommen sein? — ***Gerundium.*** M. Bréals[21]) Notiz enthält nichts Neues. Von dem Gerundium sei neufrz. nur der Ablativ übrig geblieben; in zwei Wendungen aber auch der Accusativ 1., wie bekannt, *à son corps défendant*. Die beiden Beispiele aus Etiennes Essai 251 hat dieser natürlich aus Tobler, Beitr. I 45 genommen, und auf diese war also zu verweisen; 2. *carême-prenant*. Aber hier liegt nicht ein Accusativ Gerundii vor, wie Br.

17) Ein Fall des Konjunktivs in indirekten Fragesätzen im Französischen, ZFSL. XVII 195. **18)** RPhFP. IX 233. **19)** Verbet faire mid följande Infinitif, Progr. Norrköping, 24 S. **20)** NJbbPh. 151, 134—8. **21)** L'accusatif du gérondif français, MSLP. IX 95.

will — nach ihm habe man zuerst gesagt *nous touchons à carême prenant* —, sondern die Wendung bedeutet: *carême qui prend* „welches Platz greift" „beginnt", s. Littré, dessen alte Beispiele zu beachten waren. — **Particip.** A. Bechtel[22]) teilt die Angaben vieler französischer Grammatiker über die Veränderlichkeit des Participe passé mit und prüft dann die Chassangs, dass das Participe pass. mit seinem Beziehungsworte nur dann übereinstimme, wenn letzteres vorausgehe, d. h. schon bekannt sei, auf ihre Richtigkeit hin. Dass im 17. und z. T. noch im 18. Jhrdt. das hinter das Objekt gesetzte Pc. verändert wurde — *J'ai maints chapitres vus* — spricht nach B. für die Chassangsche Regel. Chassangs alleinige Einschränkung, dass in einigen invertierten Sätzen das mit *être* verbundene Pc. mit dem folgenden Substantiv übereinstimme, ist, wie Bechtel zeigt, zu eng gefasst. Er führt eine ganze Reihe von Fällen an, wo das Pc. sich nach dem erst folgenden Nomen richte. Fälle, wie *sa feinte bonté* würde ich nicht anführen. Und wie Nr. 5 hierher gehört — Pc. der refl. Verba, wenn das Refl. im Dativ steht — ist mir nicht begreiflich. In *Les patriciens se sont arrogé ces droits* ist *se* doch nicht Objekt, sondern Dativ der beteiligten Person. Das wirkliche Objekt folgt ja auch hier erst. S. 198 Anm. Beispiele dafür, dass bei *étant donné* mit folgendem Substantiv das Pc. übereinstimmen könne oder nicht.

Die **Partikeln.** L. Clédat[23]) giebt eine Einteilung der Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen und knüpft daran kurze Erklärungen syntaktischer Wendungen. Der Aufsatz ist augenscheinlich für weitere Kreise bestimmt. Aber wer andern etwas klar machen will, muss sich erst selbst im Klaren sein, was bei Cl. m. E. nicht immer der Fall ist. Die Einteilung ist oft bedenklich und die Erklärung häufig gradezu merkwürdig. Auch hier wieder vermisst man die Kenntnis von Toblers Beiträgen, auf die darum nachdrücklich hingewiesen sei. In *il y a eu des fruits de perdus* bezeichnet Cl. das *de* als Pleonasmus (S. 122), ist also in das Wesen der Erscheinung nicht eingedrungen. Man sage nicht *il y avait des fruits de beaux*, weil man *beau* voranstellen könne, aber in dem citierten Beispiele stehe *de*, weil man *il y a eu de perdus fruits* nicht sagen könne! — S. 125. Von *que de* in *c'est se tromper que de croire* zu sagen, es stehe vor dem logischen Subjekt, fördert die Erklärung nicht, s. Beitr. I 5 ff. — S. 126 wird *c'est fait de vous* erklärt mit *Qu'est-ce qui est fait? c'est vous.* Woher *de* komme, wird nicht gesagt. — S. 129. Präpositionen der Menge liegen für Cl. in: *il l'a dit en deux mots* etc. vor! Dass alle seine Beispiele nach der Präp. einen Mengebegriff zeigen, bemerkt er nicht. — S. 131. *plus de* in *plus de deux personnes* gilt ihm als Präposition. — S. 135. Die Dative *me, te, se, moi* etc. sollen die Präposition *à* „implicite" enthalten. — S. 138. Auch *voici, voilà* sind nach Cl. Präpositionen. — S. 139. In *comme quoi* liegt nach ihm Pleonasmus vor, der Relativbegriff sei wiederholt = *de la manière que quoi*! s. dazu Beitr. I 138. — S. 142. Da *ne-jamais* das Gegenteil von *toujours* sei, so habe man

22) Zur Lehre von der Übereinstimmung des Pc. passé, ZRS. XX 193 bis 200. — **23)** Les Mots invariables RPhFP. IX 116 ff., 161 ff.

— meint Cl. — *jamais* = *toujours* gebraucht. Das Beispiel dafür ist nicht glücklich gewählt. Besser ist *il se sont séparés pour jamais*! Danach müsste man auch sagen können *je l'ai jamais dit* „immer“, was natürlich unmöglich ist! Eine Erklärung der interessanten Erscheinung *à jamais*, *pour jamais* habe ich weder bei Littré, noch bei Mätzner[3] S. 231 gefunden. Lückings § 395 Anm. 2[2] Hinweis auf mhd. *ie-mer* „immer“ hilft nichts. *Jamais* heisst, das ist meine Ansicht, auch hier nur, wie sonst ohne Verb, „niemals“. Man hat aus dem vorhergehenden Verbum ein Verbum entgegengesetzten Sinnes zu ergänzen, wie dgl. afrz. vorkommt, *il se sont séparés pour* (*ne*) *jamais* (*se revoir*). Fiel das Verb, dann musste auch *ne* wegfallen. Die Präposition (*à*, *pour*) gehört also eigentlich gar nicht zu *jamais*, sondern zu dem zu ergänzenden Infinitiv. Damit dürfte der lange Aufsatz genügend gekennzeichnet sein. Deutsche Leser wird er kaum finden. Aber auch französische seien vor der Lektüre gewarnt. — J. Vising[24]) handelt über eine zwar nicht ganz unbekannte — hatte doch, wie er selbst angiebt, schon L. Gautier im Glossar zum Rolant darauf aufmerksam gemacht, und nach ihm andere — aber doch wenig beachtete Erscheinung, über den syntaktischen Unterschied von *come* und *com*. Er weist nach, dass eine ganze Reihe alter Texte *come* nur vor Substantiven im verkürzten Vergleiche verwenden, dagegen *com* zur Einleitung von Sätzen (vor Adjektiv und Adverb.). Manche brauchen beides allerdings promiscue. V. sieht in *come* : *com* + *et* und vergleicht *quant et* (dazu auch Haase § 135, 5). Ich verweise auch auf griech. *καὶ* nach Ausdrücken der Vergleichung und nach Relativen. Aber Tobler macht in der Besprechung mit Recht darauf aufmerksam, dass es seltsam wäre, dass ein solches aus *quomo*(*do*) *et* entstandene *come* vor Vokalen sein *e* fast ausschliesslich einbüsst. Zu S. 121 bemerke ich, dass wenigstens Iw. 1007 *Si cortoise ne de tel estre Come pucele dëust estre* doch nicht so einfach nach den Varianten zu ändern ist, weil nur eine Hs. *com damoisele* hat. — Wie weit A. Ritschels[25]) Programm in diese Besprechung gehört, vermag ich nicht zu sagen.

Stilistik. Auf eine beachtenswerte stilistische Erscheinung, die Asymmetrie im sprachlichen Ausdruck, hat Referent[26]) hingewiesen. Es handelt sich darum, dass die alte Sprache in parallelen Sätzen und Satzgliedern nicht jedesmal dieselbe von mehreren vorhandenen Ausdrucksweisen wählt, sondern zwei verschiedene verbindet, *Bouce et les ix s'entrebaisoient* Chev. as II esp. 12047, das erste Mal ohne den Artikel, das zweite Mal mit demselben. Der Vf. ist der Erscheinung in weiterem Umfange nachgegangen und hat in diesen Zusammenhang auch die dilemmatische Frage *Dis tu voir u tu mens?* eingereiht. Dass nicht alles so aufgefasst werden würde, wie der Vf. that, war vorauszusehen. Er hätte vielleicht selbst, wenn ihm zur Zeit der Abfassung mehr Musse

24) Quomodo in den romanischen Sprachen, Toblerabhandlungen 113 ff.; rec. G. Paris, Ro. XXIV 453; A. Tobler, ASNS. 95, 200; A. Schulze, DLZ. 1895 Sp. 1169. 25) Über die interjektionalen Elemente der frz. Sprache, Pr. d. OR. Elbogen, 27 S. 26) G. Ebeling, Zur Asymmetrie im Ausdruck im Altfranzösischen, Toblerabhandl. 342 ff.; rec. G. Paris, Ro. XXIV 321; A. Tobler, ASNS. 95, 204 f.; A. Schulze, DLZ. 1895 Sp. 1170.



zur Verfügung gestanden, manches anders gemacht. Auf keinen Fall darf man dergleichen abändern, wie man es oft gethan. Ich will hier nicht unterlassen zu bemerken, was ich damals übersehen, dass schon Diez III 38 die Mischung von artikellosen Formen und solchen mit dem Artikel bekannt war, und dass ich das, was ich damals für eine Eigentümlichkeit des Altfranzösischen ansah, seitdem auch im Provenzalischen und Italienischen mehrfach und sonst zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, worüber ein ander Mal.

Charlottenburg. G. Ebeling.

Französische Lexikographie. Bei der Besprechung der im Jahre **1895** erschienenen lexikographischen Werke sei zuerst der grossen Wörterbücher gedacht, deren Fortsetzungen auch in diesem Jahre herauskamen, ohne das Werk zu Ende zu führen. Das Dictionnaire von A. Darmesteter, von dessen Cours de grammaire historique de la langue française der erste Teil ‚Phonétique' in 2. Auflage von Ernest Muret [1]) erschien und dessen zusammen mit Hatzfeld edierte Morceaux choisis des principaux écrivains en prose et en vers du XVI[e] siècle [2]) zum sechsten Male wiederaufgelegt sind, wurde durch Hatzfeld und Thomas bis zum 16. fascicule „Grabat bis hystérotomie, auf Seite 1264 fortgesetzt. — Frédéric Godefroys Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du 9[e] au 15[e] siècle, über das wir zuerst in JBRPh. I 335 berichteten, wurde im 80. Faszikel bis zum Schluss des VIII. Bandes (Seite 432 — carrefour) gefördert.

Von neueren Wörterbüchern, welche in diesem Jahre erschienen, war das bedeutendste das gross angelegte Lexique de la langue de Molière comparée à celle des écrivains de son temps avec des commentaires de philologie historique et grammaticale par Charles Louis Livet [3]) (ouvrage couronné par l' Académie française). Der im Jahre 1828 geborene Gelehrte ist schon seit langen Jahren der wissenschaftlichen Welt bekannt durch eine grosse Zahl von Werken, die er rastlos thätig besonders dem Studium des siebzehnten Jahrhunderts widmete, nachdem er seine Staatsstellung als Inspecteur général des Ecoles d'Arts et Métiers aufgegeben hatte, um nur seinen wissenschaftlichen Aufgaben zu leben. Sein erstes Werk „Le Dictionnaire des Précieuses par le Sieur de Somaize' erschien schon vor 40 Jahren bei P. Jannet (Paris 2. 16 °); ihm folgte ‚La Grammaire française et les Grammairiens du seizième siècle (Paris, Didier 1859, 8 °, VIII, 548) und in demselben Jahre bei dem gleichen Verleger ‚Précieux et Précieuses, caractères et moeurs littéraires au 17[e] siècle, 8 °. Nach der Herausgabe des Journal officiel de la Commune (1871) wandte er sich wieder seinem Spezialstudium zu und edierte ‚La fameuse Comédienne' (18°, 1876) und ‚Elomire hypocondre' (1878, 18 °). Dazwischen erschien ‚Les Intrigues de Molière (gr. 8 °, 1877) und neben mannigfachen kritischen Aufsätzen im Moniteur und Consti-

1) Paris, Delagrave. 2) Ibid. 1895. 3) Tome premier A-C. Paris. Welter, Imprimerie Nationale. III. 532 p. gr. 8 °. 15 Francs.

tutionnel eine vorzügliche Ausgabe der ‚Muse historique de Loret' wie eine Schrift ‚La Mode dans le langage' und Abhandlungen in der Zeitschrift ‚Le Molieriste'. Auf die Herausgabe der ‚Histoire de l'Académie' von Pellisson (2 vol. Didier 1884) folgte in demselben Jahre eine ausgezeichnete Ausgabe des ‚Précieuses ridicules' und 1885 ‚Portraits du grand siècle'. Wir haben diese Werke ausführlicher erwähnt, um zu zeigen, wie Livet sich durch dieselben auf sein Hauptwerk vorbereitete, zu dessen allumfassender Ausgestaltung er durch den Besitz einer 10 bis 12 000 Bände umfassenden Bibliothek von Autoren des 17. Jahrhunders und auf sie bezüglicher Werke noch mehr befähigt war. Eine seit über 30 Jahren angelegte Sammlung von etwa 250 000 Zetteln setzte ihn in den Stand, nach dem Vorgange jener vorzüglichen Lexiques, wie sie nach Génins Lexique zu Molière (1846) und Godefroys ähnlichem Buche zu Corneille (1852) besonders Marty-Laveaux für seine eigene Ausgabe Corneilles und für diejenige Racines von P. Mesnard in der grossen Ausgabe der Grands Ecrivains de la France besorgte, sein hochbedeutendes Werk zu beginnen, das hoffentlich in kurzer Zeit vollendet sein wird. Wegen seines hervorragenden Wertes wurde es gedruckt „par autorisation du gouvernement sur l'avis du Comité des impressions gratuites" und auf den Antrag des ständigen Sekretärs der Akademie, Gustave Boissier, durch einen Preis ausgezeichnet. Das Werk, welches dem Buchstaben A bis Seite 191, B bis 307 und C bis 532 widmet, giebt eine reiche Nomenklatur, in der wir nur wenige Wörter vermisst haben: so *brichet* (Festin de Pierre II 1), *carrelure du ventre* (Médecin volant, 3), *cocu*, *convenit*, das Molière in der Comtesse d'Escarbaguac, scène 19 (nach dem Vorgange des Moyen de parvenir, p. 94 ed. Gosselin, Paris 1841), freilich lateinisch anwendet. Eine Menge Zitate, selbst aus seltneren Autoren, ausführliche Besprechungen grammatischer Vorgänge (wie bei *adjectif*, *article*, *celui*..), orthographische Bemerkungen (vgl. *cérémonie*, *clavecin*), etymologische, durch spanische und andere Autoren belegte Notizen, Angaben über die Geschichte der Wörter (wie bei *alte*, *acrostiche*, *anagramme*, *ambrosie*, *comédie*) erhöhen den Wert des Buches, das auch hie und da auf die Dialekte zurückgreift, z. B. p. 108. Zahlreiche Auszüge aus Grammatiken der Zeit Molières und vor ihm geben eine wesentliche Ergänzung des Gebotenen, während nach der Weise vieler französischer Lexikographen auf die Eigennamen, welche sich beim Dichter in grossen Mengen finden, keine Rücksicht genommen wird. Freilich erwähnt er *Amilcar*, *Babylone*, *arabe*, *Cagot*, aber z. B. *arlequin*, *bohémien*, *capricozne* und alle die nicht wie jene ersten mehr im Sinne eines Appellativs gebraucht sind, wird man vergebens suchen und muss H. Fritsches Molière-Studien, Ein Namenbuch zu Molières Werken (2. ed. Berlin 8°. 1887), dafür zu Hilfe nehmen. Littré hat Livet fast nie zitiert, wohl aber polemisiert er gelegentlich gegen Walkenaer (p. 95) u. a. Da das Manuskript des vollständigen Werkes, das der Akademie vorgelegen hat, in der Imprimerie nationale niedergelegt ist, werden hoffentlich die noch erforderlichen Bände II—III nicht lange auf sich warten lassen und dem noch rüstigen Autor noch die Zeit bleiben, sein auf Seite III versprochenes Lexique de la langue de Bossuet zu vollenden.

Des weiteren seien noch genannt: NICHOLSON, Dictionnaire d'horticulture, traduit par MOTET[4]), Dictionnaire encyclopédique des marques et monogrammes, chiffres, lettres, initiales, signes figuratifs etc. par M. RIS-PAQUOT[5]), von welchem schon vor 20 Jahren ein derartiges kleineres Buch erschien[6]); Dictionnaire d'Hygiène, publié par un Comité de spécialistes sous la direction du docteur E. SATTLER, en collaboration avec MM. H. KORTZ, L. FOREST DE FAYE, AL. PERCHET et F. CAILLET, docteurs en médecine[7]).

In weiterer Beziehung zu unserem Gebiete stehen ferner noch: E. TAPPOLET, Die romanischen Verwandtschaftsnamen. Mit besonderer Berücksichtigung der französischen und italienischen Mundarten. Ein Beitrag zur vergleichenden Lexikologie[8]), über welche Schrift die sehr anerkennende Beurteilung von Meyer-Lübke in LBIGRPH. 1896. 4. p. 130 und RCr. 1896 zu vergleichen sind. Ferner 2 Programme der Luisenstädtischen Oberrealschule von Dr. F. HOSCH[9]): Französische Flickwörter, ein Beitrag zur französischen Lexikographie. Auf p. 4 erklärt er den Titel seiner Abhandlung dahin, es seien damit Wörter oder Wortverbindungen oder selbst kurze Sätze gemeint, die, häufig ohne Beachtung ihres ursprünglichen Sinnes und ohne Rücksicht auf den sachlichen Inhalt der Rede, der Aussage wie fremde Bestandteile zugesetzt werden. Die Sammlung, welche übrigens trotz des p. 5 angeführten Urteiles über das häufige Vorkommen von Flickwörtern im Deutschen und das im Englischen weniger zulässige Anwenden derselben auch für das Englische recht ergiebig werden könnte, ist mit Fleiss gemacht; nur ist zu bedauern, dass der Autor sich auf die Sprache der Gebildeten beschränkt und die des niederen Volkes ausgeschlossen hat, die gerade sehr reich an derartigen Flickwörtern ist — und dass einige Stellen, wie z. B. die Bemerkung von *boudiou*, das provenzalisch nur *boudieu* heisst und bei *baufre* etc. nicht vollständig genügende Kenntnisse der Dialekte erkennen lassen. Vermisst haben wir u. a. *je vous assure, corbleu* und andere Flickworte, ferner bei *ben* die Angabe, dass auch *eh bien* und *ben mais* sehr häufig sind, ferner die Bemerkung bei *dire*, dass die Franzosen wegen ihres sehr häufigen Flickwortes *dis donc* in Spanien ganz gewöhnlich *les Didons* genannt werden. Mögen weitere Programme die interessanten Untersuchungen, welche viel Material zusammengebracht haben, in ähnlicher Weise gut zu Ende führen!

Von Seiten der Phonetiker wurde schliesslich eine vierte Auflage des Dictionnaire de la société filologique française[10]), précédé de lettres-préfaces von MM. HENRI DE BORNIER, dem 1825 geborenen Dramatiker, von dem besonders La Fille de Roland Aufsehen machte, dem Sanskritisten EMILE BURNOUF (geboren 1821), dem Schriftsteller EMILE CHASLES (1827), dem Professor für romanische Sprachen EMILE GEBHARDT (1837), EUGÈNE LINTILHAC, ALBERT MALET, dem Romanschriftsteller HECTOR MALOT (1830) und dem vielseitigen AUGUSTE VACQUERE (1819), dem Begründer des Rappel, veranstaltet. Alle sind Vor-

4) Bis zur 46. Lieferung 1895, Paris, P. O. Doin. 5) 2 tomes. Paris, Larousse. 6) Vgl. Ath. 2. 3. 1895. 7) Vgl. Gil Blas 14. 11. 1895. 8) Strassburg, Trübner VII. 178. 8°. 9) 1895. 32 Seiten bis dire, II, 1896. 24 Seiten bis mazette. 10) Paris, Firmin Didot, I. Fascicule XXV—XL und 1—8. 4°.

standsmitglieder der Gesellschaft. Angehängt ist der Ausgabe ein ‚Supplement seltener technischer Wörter' und ein zweites ‚contenant les racines'. Endlich seien noch zwei Neuauflagen von Dictionnaires von Bouillet[11]) erwähnt: die des Dictionnaire universel d'histoire et de géographie, 31e édition entièrement refondue sous la direction de M. L. G. GOURRAIGNE, professeur agrégé d'histoire (8°. 2084) und Dictionnaire universel des sciences, des lettres et des arts, 15e édition entièrement refondue sous la direction de M. J. TANNERY, sous-directeur de l'école normale supérieure et de M. EMILE FAGUET (dem in weiteren Kreisen bekannten Litterarhistoriker, Professor in Paris) 1. gr. 8°. 1784.

Im Laufe des Jahres **1896** sind zunächst einzelne der im JBRPh. I 335 besprochenen allgemeinen Wörterbücher der französischen Sprache durch Fortsetzungen weiter gefördert worden: so das Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du 9e au 15e siècle bis connoistre in Faszikel 82, bis crayonner in 83, bis deschargement in 84. Dieses Komplement hat im Jahre 1894 in dem 75. Faszikel begonnen, mit welchem das Wörterbuch bis zygaine abgeschlossen war.

So das gleichfalls schon an der oben zitierten Stelle besprochene vorzügliche Dictionnaire général de la langue française du commencement du dix-septième siècle, dessen Hauptbegründer ARSÈNE DARMESTETER, der Bruder des von Gaston Paris in seinem Penseurs et Poètes[12]) in so ausgezeichneter Weise besprochenen grossen Orientalisten James, der Verfasser hochbedeutender philologischer Werke wie La vie des Mots, Le XVIe siècle en France, Traité de la formation des mots composés etc. leider schon im Alter von 42 Jahren 1888 der Wissenschaft entrissen wurde. ADOLPH HATZFELD, der 1871 Lehrer an dem Pariser Lycée Louis-le-Grand, und an dem zweiten der oben genannten Werke mit Darmesteter thätig war, hat nach dessen Tode das Werk mit dem ihm durch Gaston Paris empfohlenen Romanisten ANTOINE THOMAS fortgeführt und nachdem der erste Band A-H mit 1264 Seiten beendigt war, den zweiten jetzt in der 19. Lieferung im November 1896 auf Seite 1504 bis mercantille gefördert. Es ist höchst methodisch und logisch eingerichtet, giebt zwar weniger Beispiele als Littré, aber nur solche, die voller Beweiskraft sind und ist, wenn auch beschränkter als Littrés Werk u. a. in Bezug auf technische Ausdrücke, doch, wie ein höchst anerkennender Artikel des Athenaeum vom 24. August 1895 sagt: „more than a dictionary, it is a sort of encyclopaedia in the French language. (Man vergleiche noch James Darmesteter, Reliques scientifiques d'Arsène Darmesteter[13]). A. THOMAS hat in der Ro. 1896 noch verschiedene Beiträge zur französischen Etymologie geliefert.

Von CAMILLE FLAMMARIONS Dictionnaire encyclopédique universel illustré de 20000 figures, contenant tous les mots de la langue française, über welches zuerst im JBRPh. II p. 213 berichtet ist, wurde, nachdem die beiden ersten Bände (I A und B, II C bis Co enthaltend) früher fertig gestellt waren, der Druck im Jahre 1896 bis zum

---

11) Paris, Hachette. **12)** Paris, Calmann Levy 1896, 1—61. **13)** Paris, Cerf 1890, 2 vol. 8°.

Schlusse des III. Bandes, der D abschliesst, fortgesetzt (jeder Band in Gross-Oktav Jesus zu 900 Seiten kostet broschiert 12 Francs).

Das bekannte, schon 1861 in 9. Auflage erschienene Dictionnaire des sciences, des lettres et des arts[14]) von BOUILLET wurde 1896 von Hachette neu aufgelegt (vgl. JBRPh. II 213); ein Nouveau Dictionnaire général des sciences naturelles et mathématiques von POIRÉ (Professor am Lycée Condorcet) und PERIER (Professor an Musée d'histoire naturelle) wurde als in Vorbereitung angekündigt. Doch ist mir weder über dieses noch über das mit grossem Pomp angezeigte Werk: La grande encyclopédie, inventaire raisonné des sciences, des lettres et des arts par une société de savants et de gens de lettres (unter Führung von Berthelot, Paris, Levy) in etwa 28 vol. 8°. zum Preise von 600 Fr.) näheres bekannt geworden. — Das Dictionnaire général des lettres, des beaux arts et des sciences morales et politiques von TH. BACHELET und CH. DEZOBRY erschien in 7. Auflage in 2 Bänden Gross-Oktav zu je 1800 Seiten. — Von dem seit 1890 in 18 Lieferungen veröffentlichten Nouveau dictionnaire d'économie politique publié sous la direction de M. LÉON SAY (membre de l'Académie française et de l'Académie des sciences morales et politiques, der 1896 starb) et de M. JOSEPH CHAILLAY[15]) wurde der Abschluss des zweiten und letzten Bandes angekündigt. Daneben erschien in der Librairie académique Didier ein Petit Dictionnaire politique et social par MAURICE BLOCK, membre de l'Institut, berechnet auf etwa 12 Lieferungen zu je 64 Seiten 8°, von welchen seit dem Juni jeden Monat 2 herauskamen. — Von dem Lexique géographique du monde entier, publié sous la direction de E. LEVASSEUR, de l'Institut, erschien das 14. Heft mit Karten und Plänen[16]); ferner der 4. Band von P. JOANNES Dictionnaire géographique de la France[17]); ausserdem ein Dictionnaire de Géographie commerciale, contenant sur les marchés et pays commerçants du Globe, tous les renseignements utiles aux Négociants et Industriels, suivi d'une carte générale de tous les lieux compris dans l'ouvrage et d'un tableau général des tarifs douaniers[18]) und ein kleines Lexique de la France, le pays et son peuple von W. BIEKEN[19]). — Das Dictionnaire de physiologie par CHARLES RICHET[20]), professeur de physiologie à la faculté de physiologie de Paris wurde in 3 Heften (bis bactérie) veröffentlicht; es ist im Ganzen auf 15 Bände Gross-Oktav berechnet. H. RAVON brachte ein Supplément au Dictionnaire juridique et pratique de la propriété bâtie[21]); FR. MUGNIER eine Dictionnaire des Jardiniers[22]) betitelte Farce morale du 16e siècle; E. GARNIER ein Dictionnaire de la Céramique, faïences, grès, poteries, illustré[23]), worüber das Athenaeum 3589, 1896 zu vergleichen ist, welches es sehr lobend bespricht. Ferner kamen heraus ein Dictionnaire de Musique von H. RIEMANN[24]) und ein Dictionnaire de la Danse[25]).

14) Paris, 2. 8°. 15) Paris, Guillaumin. 16) 65 Seiten gr. 8° bei Berger-Levrault et Cie. 17) 4°, Hachette et Cie. 18) 1. 4° von 816 Seiten. Paris, Delagrave. 19) Berlin Gronau 8°. IV, 160. 20) Felix Alcan, Paris. 21) 8°, Ch. Schmid. 22) Paris, Champion. 23) Librairie de l'art. 24) Paris, Perrin et Cie. 8°. 25) Librairies-Imprimeries réunies 12°.

Auf die im JBRPh. II 212 und 214 besprochenen Bücher über das französische Argot folgte GEORGES DELESALLE Dictionnaire argot-français et français-argot[26]) préface de JEAN RICHEPIN. Das Werk des in Lille am 2. Dezember 1850 geborenen und am 21. April 1895 in Neckarbischofsheim im Grossherzogtum Baden gestorbenen Verfassers hat der Unterzeichnete in der ZFSL. XVIII 2 1896, p. 207 ausführlich besprochen. Zu der dortigen Kritik fügen wir noch einige weitere Bemerkungen hinzu, die uns nach einer nochmaligen genauen Durchsicht desselben und Vergleichung mit ähnlichen früheren Werken aufgestossen sind. Die alphabetische Anordnung lässt auch hier wie bei Rigaud etc. viel zu wünschen übrig. Ein Artikel, den man unter dem ein Hauptwort regierenden Verb suchen würde, steht bei jenem; häufig sind auch unnütze Wiederholungen dadurch entstanden, dass der Autor nicht nachgesehen hat, ob er einen bei dem einen stehenden Ausdruck schon dort erklärt hatte und ihn zum zweiten Male an der andern Stelle bringt (man sehe z. B. *nombril, sucre, religieux* etc.). Bei einer grossen Anzahl adjektivischer oder substantivischer Worte ist nur das Maskulinum gegeben, obwohl auch ein Femininum existiert, das zu erwähnen war z. B. bei *tripotier, triqueur, noceur, roupailleur* etc.; *typo* und *typote* sind in besonderen Artikeln behandelt, obwohl das zweite doch nur das Femininum des ersten ist. Die bei Rigaud, den übrigens Delasalle sehr viel exzerpiert hat, ohne stets seine Quelle zu nennen, versuchte genauere Scheidung der einzelnen Arten Argot, in welcher die angeführten Wörter gebraucht werden, fehlt meist bei D., der wieder manches aufgenommen hat, was kaum unter eine der betreffenden Kategorien passte, aber z. B. die der spezifischen Klasse von Freimaurerausdrücken angehörenden gänzlich unberücksichtigt und ältere Autoren wie Rabelais, Moyen de parvair u. s. w. zu wenig exzerpiert hat. Eine für den Herausgeber eines Argotwörterbuches höchst sonderbare Prüderie hat D. in Bezug auf Ausdrücke bewiesen, die, mögen sie auch nicht für ein Mädchenpensionat geeignet sein, doch einen leider sehr wesentlichen Teil des niedrigsten Argot der Verbrecher bilden. Bei einigen derselben macht er statt der Wiedergabe mit Wörtern der französischen Umgangssprache weitläufige, oft scherzhafte Umschreibungen, die aber manchmal wenig verständlich sind. In Rigaud stehen sehr viel mehr Ausdrücke; doch ist es sehr schwer, fern von Paris zu beurteilen, ob viele derselben nicht deshalb weggelassen sind, weil sie bei dem fortwährenden Schwanken des Argot jetzt nicht mehr gebräuchlich. Immerhin hätten sie, wie an andern Stellen geschieht, unter der Bezeichnung ancien argot erwähnt werden müssen. Die Etymologie, die ja freilich gerade für das Argot überaus schwierig und wohl häufig gar nicht festzustellen ist, bildet den wundesten Punkt des Buches, besonders in den nach Adrien Timmermans angeführten Bemerkungen, die zum Teil höchst lächerlich sind, wenn es auch von dem Autor heisst: il a le premier consacré à la formation de l'argot une étude approfondie (man sehe über ihn noch das NCBL. 1896, p. 17). Der zweite Teil, der zum ersten Male den höchst anerkennenswerten Versuch gemacht hat, zu den alphabetisch angeführten

26) Paris, Paul Ollendorf 1896, 8°, XXIV u. 426 S.

gut französischen Wörtern die entsprechenden Argotausdrücke zu geben, leidet nun freilich an grosser Unvollkommenheit. Es fehlt vieles, das im ersten Teile steht; die Argotausdrücke sind häufig unter mehrere Synonyme geordnet, statt dass sie bei einem Ausdrucke zusammengestellt wären und dort nur verwiesen würde — und die oben erwähnte lächerliche Prüderie zeigt sich hier noch mehr als im ersten Teile. Der Druck ist im übrigen klar und gut, nur dass die Accente nicht scharf genug hervortreten. Zu den in der ZFSL. XVIII 2 p. 216 verzeichneten Druckfehlern füge man noch p. 34 *vieillisant* statt vieillissant bei *bibarder*; p. 40 *bricoller* statt *bricoler*; p. 126 *fuggere* statt *fugere* bei *foutre*; p. 129 *fumer sa* (statt *sans*) *pipe*; p. 223 *pocker* statt *poker*; 291 *travailler pour la gloire le roi de Prusse*; 293 *racoler* statt *raccoler*. Von Livets Lexique de la Langue de Molière[27]), dessen ersten Teil wir oben S. 247 besprochen haben, ist in schneller Folge der 2. (D bis L, bis p. 666 enthaltend) erschienen, der dieselben Vorzüge wie der vorige zeigt. Man vergleiche über diesen Clédat[28]) und Kressner[29]). Der Buchstabe D reicht bis p. 140, E bis 302, F bis 440, G bis 519, H bis 557, I bis 603, J bis 627, L bis zum Schluss. Nach Werken wie Mellerie, Lexique de Ronsard (v. ZFSL. XVIII 2), Fréd. Godefroy, Lexique de la langue de Corneille und ähnlichen Arbeiten bezeichnet das Werk einen höchst erfreulichen Fortschritt auf dem Gebiete der Speziallexika und ergänzt und fasst zusammen, was in den letzten Dezennien zur Erklärung und Erforschung Molières wichtiges erschienen ist. Eigentümlich ist dabei die absichtliche Beschränkung des Autors auf Nomina appellativa, die sich viele französische Lexikographen auferlegt haben, als ob die Eigennamen nicht oft gerade sehr der Erläuterungund Besprechung bedürften. Aber auch die Interjektionen sind unberücksichtigt geblieben und nach *aga* (Festin de Pierre 2. 1), *fi* (Médecin volant I 6), *hai* (Critique de l'Ecole 5) *han hi hon, ha, là* (Médecin 2. 6) u. a. sucht man vergebens, wie auch nach den zahlreichen Dialektformen, die doch gerade in vielen Szenen Molières eine wichtige Rolle spielen (z. B. *biau, guiais, mon guieu, par ma figue, hériquié* etc.). Unter dem Titelkopf Jurons, wo man sie freilich in einem alphabetisch geordneten Lexikon nicht gerade suchen würde, sind eine grosse Menge Flüche zusammengestellt von *Dieu me damne* an bis *vertu de ma vie*; doch ist auch hier keine absolute Vollständigkeit zu konstatieren. Von Wörtern, die ausgelassen sind, bemerken wir *demi-louis* (Critique de l'Ecole du Femmes 6), *Dom, Don, Dona* in Don Garcie, Festin de Pierre u. a., *égrotant* (Médecin volant 4), *fixiblement* (Festin de Pierre 2. 1), *glouglou* (Médecin I. 6), *huissier à verge* (Tartufe V). Der Druck ist höchst korrekt und nur ein falsches Zitat ist mir bei *lantiponage* (p. 633) aufgefallen, wo es II 4 statt II 2 heissen muss.

Das unter dem doch etwas zu anspruchsvollen Titel Wörterbuch zu den Werken Zolas und einiger anderer moderner Schriftsteller, Nachtrag zu Sachs-Villattes Wörterbuch von Dr. F. Lotsch[30]) herausgegebene Heftchen bringt neben einer Anzahl zum grösseren Teile aus

27) S. o. Anm. 3. 28) RPhFP. X (1896) S. 64 f. 29) FG. XIII (1896) Nr. 9. 30) Greifswald, Julius Abel 1896, 24 p. 8°.

Zola entlehnter Wörter auch solche aus einzelnen Schriften von Cherbuliez, Daudet, Delvau, Gautier, Labiche, Maupassant, Oscar Méténier, den er falsch Métennier schreibt (v. die Kataloge von Charpentier); Richard O'Monroy, der seltsamerweise stets O'Montoy genannt wird, dem Vicomte Jan Edmond de l'Isle de Falcon de Saint-Geniès, der seit 1878 unter jenem Pseudonym eine grosse Menge Werke veröffentlicht hat, Cim, Larocque, Hugues le Roux und Siebenecker, endlich aus Macrobes Flore pornographique. Ausser diesen Zitaten wiederholt das Buch auch noch an dieser Stelle wohl ziemlich überflüssigerweise allerhand Wörter, die Heller schon in ZFSL. XIII aus anderen Autoren zusammengestellt hat, aber ohne nähere Angabe des betreffenden Werkes (das Zitat bei *égratignement* Pasc. (wohl Dr. Pascal von Zola) und Saunton bei private-room sind aus den angegebenen Quellen nicht ersichtlich. Manches von dem Mitgeteilten war ja dem Unterzeichneten, wie jeder ihm eingesandte Beitrag und Nachtrag zu seinem Wörterbuche um so willkommener, als absolute Vollständigkeit bei einer fortwährend sich ändernden und erneuernden Sprache nicht möglich, es auch selbstverständlich ausgeschlosseu ist, dass Einer alle, und selbst unbedeutendere Autoren lesen könne. Vieles von dem zum Teil erst nach Veröffentlichung des Lexikons Erschienenen habe ich auch schon notiert; aber eine ganze Anzahl von Ausdrücken, die schon im S. V. oder dem Supplement stehen, hätten nicht hier noch wieder als fehlende aufgeführt werden sollen (v. *boléro, canner, cavalier, chausson, gourgandinage* und andere. Die Artikel *Petit bonjour, cherancher, floche* geben nichts neues; unklare Angaben wie bei *araraca, colis, bec-à-terre, kilkis, miasson* helfen dem Leser sehr wenig. Bei manchen Worten wie bei *éclusage, fonçure, tompin* etc. fehlt die Belegstelle. Warum das selbstverständliche *Belles-Fesses* als Spitzname angeführt ist, *Queue-de-Vache* und andere ähnliche aber nicht, ist fraglich. Die besonders aus Lombard zitierten griechischen *diasurme, agapémon, exonarthex* und viele andere werden wohl schwerlich je von andern Franzosen als dem Autor gebraucht werden; bei *hégoumène* hat sich übrigens ein Druckfehler statt ἡγούμενος in die Etymologie eingeschlichen. Bei *compote; pochette, quatre-quart* fehlt wie bei den oben angeführten eine Übersetzung; die bei *bouilloterie* gegebene ist falsch; ebenso eine ganze Anzahl Zitate wie z. B. bei *andouille, corps, crampon, dégobiller, écraser* . . . Für *tombéci* schreibt die Vie Parisienne 3. 10. 1896 *tombéki*; *sparling moselle* steht zwar in Potbonille, ist aber falsch für *sparkling*, wie stapper, das z. B. in Montjoye I 5 richtig wie in Sachs Supplement stepper heisst. Sollten wirklich *charençon* mit *e*, *salon* als Femininum, *commissair, voyager* nicht blosse Druckfehler sein? Schliesslich sei noch erwähnt, dass die alphabetische Anordnung auf p. 13, 15, 18, 21, 23 ungenau ist. Möge der Verfasser die Ausstellungen des Unterzeichneten nur als Beweis des grossen Interesses ansehen, mit welchen derselbe das Büchelchen durchgemacht hat.

An das von uns Besprochene schliessen wir noch einige kleinere Schriften an, die zwar nicht lexikalisch das ganze Gebiet der französischen Sprache oder den Wortschatz eines einzelnen Schriftstellers behandeln, aber dazu bestimmt sind, in die Sprache des Militärwesens einzuführen und sie für den internationalen Verkehr zugänglicher zu

machen. Zunächst ein Dictionnaire militaire français-allemand à l'usage des officiers, futurs officiers, interprètes militaires par le Capitaine RICHERT, professeur à l'école militaire de guerre [31]). Es enthält auf 105 pag. gegenübergéstellt französische und deutsche Sätze, die im Verkehr im Feindeslande gebraucht werden sollen; doch verraten die letzteren häufig Ungelenkigkeit im deutschen Ausdrucke, ja sogar direkte Fehler; auch leidet die Aufstellung der verschiedenen Abschnitte an vielen unnützen Wiederholungen. Es folgt eine Reihe topographischer Ausdrücke und Abkürzungen, die in der deutschen Militär-Korrespondenz gebraucht werden; aber überall beeinträchtigen Fehler der oben angegebenen Art wie auch Druckfehler den Wert des Ganzen. — Brauchbarer ist das ähnlichen Zwecken zu dienen bestimmte Buch von J. F. MIUSSEN, ‚Termes, sujets et dialogues militaires' [32]) und besonders das mit grosser Sachkenntnis bearbeitete Vocabulaire militaire. Sammlung militärischer Ausdrücke in systematischer und alphabetischer Ordnung zusammengestellt von v. SCHARFENORT [33]), Hauptmann a. D., Bibliothekar an der Hauptkadettenanstalt und Lehrer an der Kriegsakademie, neben welchem das neueste Hilfsbuch von R. KRON, ‚Le petit Parisien [34]), Pariser Französisch, ein Fortbildungsmittel für diejenigen, welche die lebendige Umgangssprache auf allen Gebieten des täglichen Verkehrs erlernen wollen [35]), jedem Lernenden vorzügliche Dienste leisten wird.

Brandenburg. Abgeschlosssen Anfang 1897.

K. Sachs.

Altfranzösische Textausgaben. Selbständige theoretische Ausführungen über die Herstellung kritischer altfranzösischer Textausgaben liegen aus den Jahren 1895 und 1896 nicht vor. Eine Hs.-Reproduktion durch Photographiedruck verdanken wir F. W. BOURDILLON: C'est Daucassin et De Nicolete. Reproduced in photofacsimile and type-transliteration from the unique ms. in the Bibl. Nat. at Paris fonds fr. 2168.[1]) Die Wiedergabe ist wohlgelungen, hat aber, da wir die Textüberlieferung der eigenartigen Dichtung bereits hinreichend zuverlässig aus den neueren Ausgaben kennen, doch mehr das Interesse einer Kuriosität, abgesehen von dem nunmehr zweifellos festgelegten Notentext zu den ersten beiden Versen der Laisse und zu dem fünfsilbigen Schlussverse, welcher bis jetzt nur in der Wiedergabe von MOLAND und D'HÉRICAULT in den Nouvelles françaises en prose du XIIIe s. S. 231 ff. vorlag. (s. ZRPh. XIX 371). — Als eine diplomatische Ausgabe charakterisiert sich die von C. WAHLUND und H. VON FEILITZEN besorgte editio princeps der späten Chanson de geste: Les enfances Vivien.[2]) In vier Spalten drucken die Herausgeber darin den Text der vier Haupt-Hss. unseres Gedichtes parallel und mit möglichst engem Anschluss an die Über-

31) Paris, Fischbacher, 112 p. 8°. 1896. 32) Baudoin, Paris 1893. 32°. 33) Berlin, Barth 1897. 16°. 120 p. 34) 2 ed. Karlsruhe, Bielefeld 1896. 16°. 152 p. 35) S. RCBL. X 1896. p. 81 bis 85.

1) Oxford, Clarendon Press, 1896 8° Pr.: 21 s. 2) Upsala-Paris, E. Bouillon 1895 4° LII u. 304 S.

lieferung ab. Sie fügen dazu in den Anmerkungen die Varianten der übrigen Hss. und ausserdem den vollständigen Text der Prosa-Auflösung nach Hs. 796 der Pariser National-Bibliothek unter Beifügung der Varianten aus Hs. 1497 derselben Bibliothek. Überall sind die Abkürzungen der Hss. beibehalten und anschaulich wiedergegeben. Selbstverständlich haben die Herausgeber auch auf jede moderne Scheidung von *u*, *v*, Accentuierung und Interpunktion verzichtet. Der Plan dieses der Horn-Ausgabe des Referenten ähnelnden, aber noch weit komplizierteren Paralleldruckes rührt von dem bereits 1887 verstorbenen Mitherausgeber von Feilitzen her. Vorausgeschickt ist ihm eine Untersuchung von A. Nordfelt, worüber an anderer Stelle zu berichten sein wird, den Schluss bildet eine sehr willkommene ausführliche table des noms de personnes et de lieux. — Ebenfalls diplomatisch ist die von W. Mostert und dem Referenten besorgte Veröffentlichung des Theater-Ms. von L'ystoire et la vie de Saint Genis [3]) aus dem 15. Jh. Hier handelte es sich darum, die an dem Grundtext des Dramas von nicht weniger als dreizehn Überarbeitern nach einander vorgenommenen Änderungen für den Leser der Ausgabe kenntlich zu machen. Durch eckige Klammern sind daher die Zusätze, durch runde die Tilgungen bezeichnet; handelt es sich, wie oft, um längere Partien, so sind die beiden Klammern durch fortlaufende Striche resp. punktierte Linien zur Linken des Textes verbunden. Wurde ein Zusatz von einem späteren Korrektor wieder getilgt, so wurde dem Strich eine punktierte Linie vorgesezt. In Fussnoten sind die Urheber der jedesmaligen Änderung angegeben. Um das Verständnis einigermassen zu erleichtern, wurden die Abkürzungen aufgelöst, die Auflösungen aber durch Kursivdruck kenntlich gemacht, auch Accente, Trema und Apostroph, *u*, *v* und *i*, *j* nach modernem Brauch angewendet; von Interpunktion und eigentlichen Emendationen wurde aber abgesehen. Die umfangreiche Einleitung Mosterts war bereits als Marburger Doctor-Dissertation erschienen. Dem Texte folgen noch Anmerkungen und Verbesserungen, so wie ein Wort- und Sach-Index des Referenten. Über ein c. 1895 in einem Bulletin du Comité des travaux hist. et scientif. . . . erwähntes weiteres Bruchstück des Dramas habe ich leider bisher nichts Näheres erfahren. – Einen getreuen Textabdruck der wichtigen altfranzösichen Liederhandschrift der Bodleiana in Oxford Douce 308 hat G. Steffens in Angriff genommen. Erschienen ist zunächst ein Teil [4]). Auch hier wie in anderen derartigen Abdrücken in früheren Bänden derselben Zs. sind die Lieder entsprechend der Überlieferung wie Prosa gedruckt, wodurch die Übersichtlichkeit unnützerweise erschwert wird.

Von Sammelausgaben verschiedener Textproben oder Texte führe ich an: die sechste Auflage von K. Bartsch's Chrestomathie de l'ancien français, revue et corrigée par A. Horning [5]) Diese Auflage ist leider nur wenig, oft noch dazu nicht zu ihrem Vorteil gegenüber der früheren verändert. Mussafia hat LBlGRPh. 1896 Sp. 200ff. im einzelnen die Desiderata einer gründlichen Neubearbeitung dieses für

---

3) in A&A. Nr. XCIII Marburg, Elwert 1895 8° IV u. 124 S. 4) in ASNS. Band 97 und 98. 5) Leipzig, Vogel 1895 4°.

die Förderung altfranzösischer Studien ehedem so wertvollen Buches dargelegt und kann man nur wünschen, dass sie bei einer neuen Auflage sorgfältige Berücksichtigung erfahren. Man vergleiche auch die von M. WILMOTTE in ZFSL. XX² 25 ff. gegebenen Besserungsvorschläge. — E. MONACIS Sammlung: «I più antichi monumenti della lingua francese con glossario»[6]) ist wohl speziell für italienische Studierende bestimmt, Referenten ist sie leider nicht zu Gesicht gekommen. — Grosser Beliebtheit erfreuen sich die Extraits de la chanson de Roland von G. PARIS,[7]) von welchen nun schon die fünfte Auflage vorliegt. Die neue Auflage unterscheidet sich von der drei Jahre zuvor erschienenen nur durch einige Detailbesserungen und ist wie die früheren insbesondere für Anfänger im Studium des Altfranzösischen bestimmt und geeignet. Einen streng kritischen Text hat Paris nicht geben wollen. —

Keinerlei Änderungen zeigt die 22. Auflage von L. GAUTIERS La chanson de Roland édition classique des élèves de seconde[8]), bei deren Benutznng seitens deutscher Studenten immer und immer wieder die grösste Vorsicht und sorgfältigste Kritik anempfohlen werden muss. Der inzwischen verstorbene, zweifellos höchst verdiente Herausgeber war eben kein Philolog und daher ausser stande einen nach strenger Methode hergestellten «texte critique» zu liefern. — Ebenfalls, wohl hauptsächlich seiner Kürze halber, gern zu Übungszwecken benutzt wird das in E. KOSCHWITZ' handlicher Ausgabe leicht zugängliche altfranzösiche Heldengedicht: Karls des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. Es liegt davon bereits eine dritte verbesserte Auflage vor.[9]) Der Rekonstruktion des Originaltextes steht auch jetzt ein diplomatischer Abdruck der Hs. gegenüber. Wie die materielle Textkritik bei dem Charakter der ganzen Überlieferung (es handelt sich ja ausser dem sehr späten und entstellten Text der einzigen Londoner Hs. nur um Übersetzungen und späte Prosabearbeitungen) oft zur Konjektur ihre Zuflucht nehmen muss, so ist auch eine Herstellung der originalen Sprachformen unausführbar. Der Herausgeber hat daher zwar eine noch strengere Uniformierung der Schreibung als in der früheren Ausgabe durchgeführt, seine Sprachformen wollen aber nur „etwa denen eines konsequenten Schreibers aus dem Anfange des 12. Jhs. entsprechen, wäre ein solcher je vorhanden gewesen“. Ich bleibe auch jetzt noch bei meiner alten Anschauung, dass alle derartigen strengen Uniformierungen eine unnütze Kraftvergeudung bedeuten. Die dem Texte folgenden reichlicher bemessenen Anmerkungen sollen hauptsächlich die materiellen wie formellen Rekonstruktionen des Herausgebers rechtfertigen. (Zu pui statt pin wäre auf Ch. SCHWARZENTRAUBS Dissertation [Marburg 1890] Abschn. 91 und 94 zu verweisen gewesen. Das dort Gesagte scheint mir die Änderung zu widerraten.) Das ausführliche Wörterbuch ist fast unverändert geblieben, die Einleitung aber hat, insbesondere nach dem Schlusse zu, nicht unwesentliche Kürzungen erfahren. — Dem Universitätsunterricht angepasst

6) Roma, Forzani o. J. 16° 63 S. Pr.: L. 1,50. 7) Paris, Hachette 1896. 16° XXXVI u. 116 S. 8) Tours, Mame et fils 1895 18° LII u. 606 S. 9) Leipzig, O. R. Reisland 1895 8° XXXVIII u. 120 S.

ist auch W. Foersters kleine Erec-Ausgabe.[10]) Sie enthält abgesehen von der ausführlichen litterarischen Einleitung eine sorgsame Neubearbeitung des Textes, wodurch dieser mehrfache Besserungen erfahren hat, insbesondere durch Einführung von Lesarten der Hss. H P (von P konnte Foerster eine Neuvergleichung V. Friedels benutzen.) Hinsichtlich der Sprachformen hat der Herausgeber noch grössere Konsequenz in der Durchführung Chrestien'scher Schreibungen erstrebt. Wegen einer Anzahl Druckfehler vgl. LBlGRPh. 1896 Sp. 254. Das Glossar ist ausführlicher als das der Yvain-Ausgabe. —

Nur kurz erwähnt seien hier P. Marchots Neuausgaben der Kasseler Glossen[11]) und der Wiener Glossen[12]). Mit Diez hielt man die romanischen Sprachformen dieser Glossen fast allgemein für dem französichen Sprachgebiet angehörig, Marchot erklärt sie für rhätoromanisch. In den Kommentaren der neuen Ausgaben sucht er diese seine Ansicht zu begründen. G. Paris war zunächst (Ro. XXIV 595) geneigt M. zuzustimmen, hat aber nach Erscheinen von J. Stürzingers ausführlicher und durchaus ablehnender Besprechung der ersten der beiden Arbeiten M's., seine Zustimmung zurückgenommen (s. Ro. XXV 336). — Eine textkritische Arbeit, die noch in das Jahr 1870 zurückreicht, liegt in J. Brakelmanns Les plus anciens chansonniers français, deren erster Teil 1891 in Paris erschienen war, (s. JBRPh. II 221), vor. Die Fortsetzung davon, soweit sie erhalten ist, hat nun der Referent veröffentlicht.[13]) Leider scheint der dazu gehörige kritische Apparat gänzlich verloren zu sein. — Eine sehr umfangreiche Variantensammlung bietet G. Ebelings vortreffliche Ausgabe des altfranzösischen Fablels Auberée[14]) Sie ist in Fussnoten zu dem kritischen Texte abgedruckt. Vorausgeschickt sind dem Texte Untersuchungen über verwandte Versionen, über das Handschriftenverhältnis und die Sprache. Hinter ihm folgen kritische und, getrennt davon, erklärende Anmerkungen. Suchier bemerkt im LBlGRPh. 1897 Sp. 195 dazu: „Alles dies ist mit umfassender Sachkenntnis und liebevoller Vertiefung ausgeführt. Alles steht ungefähr auf gleicher Höhe; doch scheint im Interesse wie in der Begabung des Verfs. die eigentlich philologische Arbeit, die Textkritik und Exegese, den Schwerpunkt zu bilden". Von einer Uniformierung der Schreibung hat E. abgesehen, ja er spricht sich, was ich natürlich durchaus billige und worin ihm auch S. zustimmt, grundsätzlich gegen derartige Versuche aus: „Wer einen uniformirten Text bietet, strebt etwas an, was überhaupt nicht anzustreben ist. Das letzte Ziel aller philologischen Textkritik ist die Rekonstruktion des Originals. Wenn nun aber unter den unendlich vielen Hss. auch nicht eine einzige anzutreffen ist, die in der Schreibweise irgend konsequent wäre, so ergiebt sich daraus eben mit zwingender Notwendigkeit, dass Konsequenz in der Wiedergabe der gesprochenen Laute durch die Schrift der alten Zeit überhaupt fern lag, also auch für das Original keines Dichters anzunehmen ist." Darin schiesst er freilich, wie ich mit Suchier glaube, über das

---

10) Halle, M. Niemeyer 1896 8° (RB. Nr. 13) 11) Fribourg (Suisse), B. Veith 1895 8° 67 S. 12) eb. 1895 8° 48 S. 13) in A&A. Nr. 94 Marburg, Elwert, 1896 8° VI u. 120 S. 14) Halle, M. Niemeyer 1895 8° VIII 170 u. 148 S.

Ziel hinaus, dass er auch gegen die Verwendung von Accent, Trema, Cedille eifert; hierzu hatte er um so weniger Anlass, als auch er die ganz denselben Zwecken leichterer Verständlichkeit dienenden modernen Hilfsmittel (Interpunktion, Apostroph, Majuskeln bei Eigennamen) eingeführt hat. Wenn er also die Orthographie von A, der Hs., „die der ursprünglichen äusseren Einkleidung des Textes am nächsten kommen dürfte,“ zu Grunde gelegt hat, so brauchte er sich nicht gegen den Einwand zu wehren „dass einen Abdruck von Hss. schlieslich jeder besorgen kann“, zumal ich das „jeder“ nach meinen Erfahrungen keineswegs unterschreiben möchte. Wer immer einfache Hss.-Abdrücke besorgt oder durchgearbeitet hat, wird mir bestätigen, dass auch sie eine Beherrschung der Sprache und ein Verständnis des Textes seitens ihrer Veranstalter erheischen und nur den Vorteil gewähren, dass bei sonst gewissenhafter Arbeit etwaige Anfänger-Versehen die Verwertung solcher Abdrücke durch Geübtere weniger beeinträchtigen. — Einen wesentlich anderen Standpunkt hat A. Tobler in seiner sorgfältigen Ausgabe der Li proverbe au vilain betitelten altfranzösichen Dichtung[15]) eingenommen. Den aus sechs der Schrift wie den Lesarten nach stark abweichenden Hss. zusammengestellten 280 Strophen hat er die Form gegeben, die nach seinem „(nicht in jedem Punkte unerschütterlichen) Dafürhalten dem Sprachstande der francischen Mundart um 1200 entspricht, und für die in den Hauptsachen Reim und Versbau zeugten“. Auch da, wo eine Strophe nur von einer Hs. geboten wird, sind die überlieferten Schreibweisen stillschweigend durch die uniformirten ersetzt. Der kritische Text ist durch eine die Überlieferung und den Inhalt des Gedichtes scharf beleuchtende Einleitung, reichhaltige erklärende Anmerkungen und eine alphabetische Zusammenstellung der im Texte und in den Varianten begegnenden Sprichwörter bereichert, leider findet sich aber weder ein Glossar noch auch nur ein alphabetisches Verzeichnis der in den Anmerkungen behandelten Worte und sonstigen Fragen. Nicht ausgenutzt in dem Kommentar sind auffälligerweise eine Anzahl Sprichwörterzusammenstellungen aus den altfranz. Volks- und Kunstepen, Fabliaux und Dramen, wie aus den altprovenzalischen Dichtungen. Ich habe diese Lücke in meiner Besprechung in ZFSL. XX 118ff auszufüllen gesucht. — Als „une oeuvre de vulgarisation“ bezeichnet E. Langlois seine Spezialausgabe des Jeu de Robin et Marion[16]). Gleichwohl will er den Text „suivant la plus rigoureuse méthode de la critique moderne et avec tout le soin qu'on y aurait apporté dans une édition savante“ aufgestellt haben. Gegen die Art, wie er seinen Text uniformiert hat, macht aber Cloetta in ZFSL. XX² 33ff. schwere Bedenken geltend, in dem er zutreffend bemerkte: „Ob man überhaupt einen Text uniformieren solle oder nicht, darüber gehen die Meinungen auseinander und das hängt auch von den jeweiligen Umständen ab. Im vorliegenden Falle war es natürlich die erste Aufgabe, die Werke Adams sprachlich genau zu untersuchen: schrieb er im rein lokalen Dialekt von Arras oder nahm er auch Formen und Wörter aus benachbarten Dialekten

15) Leipzig, Hirzel 1895 8° XXXVI u. 188 S. 16) Paris, (Thorin et fils) A Fontemoing successeur 1895 8° IV u. 155 S.

auf? schrieb er eine Art pikardischer Litterärsprache? war er auch vom Centralfranzösischen beeinflusst? Dann fragte es sich, ob er in allen seinen Werken sich der gleichen Sprache bedient hat .... Von derartigen Untersuchungen wird uns gar nichts mitgetheilt". CLOETTAs Nachprüfung des Langlois'schen Textes gipfelt in dem Ausspruch, „dass der Herausgeber nicht weniger Widersprüche in seinen Text neu hineingebracht haben dürfte, als er aus den Handschriften entfernt hat, und dass sein Text in graphischer Hinsicht dem Original Adams sicherlich weit weniger ähnlich sieht als der von P und Pa." Es sei hier überdies auf die weiteren Besprechungen von A. TOBLER im LBlGRPh. 1896 Sp. 53ff und von JEANROY in RCr. 1896 Nr. 20 verwiesen. Zu dem im Kommentar S. 137 angeführten Pastourellen-Refrain bemerke ich, dass er dem in Adams Singspiel angeführten ferner steht als der von Ballete 113 der Oxforder Sammlung (s. ZFSL. XVIII¹ 106) — G. KEIDELs Ausgabe des Evangile aux Femmes[17]) eines (abgesehen von modernen Abschriften) in 10 Hss. erhaltenen satirischen Gedichtes, besteht aus dem Abdruck sämtlicher zehn Texte; überwiegend paläographische Anmerkungen sind diesen beigegeben, können aber, da sie, wie SUCHIER LBlGRPh. 1897, 19 hervorhebt, nur allgemein Bekanntes betreffen, keinen grossen Wert beanspruchen. Gegen K.s Art, die Abkürzungsauflösungen durch ( ) kenntlich zu machen, hat sich mit Recht P. MEYER in Ro. XXV 135 ausgesprochen: „on se sert plutôt des italiques en pareil cas. Mais, à vrai dire, la plupart du temps le développement des abbréviations ne présente aucune incertitude, de sorte que l'emploi des parenthèses ou des italiques, déplaisant au point de vue purement typographique, n'offre véritablement aucun avantage. C'est une affectation d'exactitude où il y a plus d'apparence que de réalité". Schlimmer noch ist es, dass die Wiedergabe der handschriftlichen Texte durch mancherlei Lesefehler entstellt ist, welche nach Meyer bekunden, dass der Herausgeber „est encore bien peu familier avec l'ancienne poésie française". (P. Meyer hat Keidels Text A über der Hs. verglichen und l. c. S. 136 Anm. das Resultat mitgeteilt.) In einer ausführlichen Einleitung handelt der Herausgeber noch von den zahlreichen Arbeiten, welche sich bereits früher mit der kleinen Dichtung beschäftigt hatten, und klassifiziert die vorhandenen Hss. in im ganzen befriedigender Weise. — Der dritte Band von Robert von Blois' sämtlichen Werken[18]) bringt J. ULRICHs Ausgabe zum Abschluss. Er enthält die didaktischen und religiösen Dichtungen Roberts von Blois nach der Arsenalhandschrift. Es ist ein nur der leichteren Lesbarkeit zu Liebe zurechtgemachter Text, eine kritische Bearbeitung hat sich der Herausgeber für später vorbehalten. Vergleiche MUSSAFIAs Besprechung im LBlGRPh. 1896 267 f., welche auf mancherlei Unebenheiten aufmerksam macht. — Eine grundsätzliche, pikardische Einkleidung hat PH. SIMON in seiner Monographie: Jacques d'Amiens[19]) vier Liedern dieses Dichters (den er nicht unwahrscheinlich mit dem Verfasser des von Körting ehedem

17) Baltimore, The Friedenwald Company 1895, 8° 94 S. (No. 1 der Romance and other Studies). 18) Berlin, Mayer & Müller 1895 8° XXXIII u. 129 S. 19) Berlin, C. Vogt 1895, III u. 72 S. Pr.: M. 1,80 (in BBGRPh. Rom. Abt. Nr. 3).



veröffentlichten „Art d'Amors“ identifiziert) gegeben. Drei weiteren, welche die Berner Liederhandschrift 389 ebenfalls Jacques d'Amiens zuschreibt, belässt er ihr lothringisch-burgundisches Gewand, da sie nach seiner wohlbegründeten Ansicht dem Dichter abzusprechen sind. Bei der orthographischen Regelung hat S. allerdings eine Anzahl lothringische Schreibungen stehen gelassen, und mehrfache sonstige Inkonsequenzen und Unrichtigkeiten sind ihm untergelaufen, so dass die ganze Umschrift besser unterblieben wäre. Im übrigen haben wir es hier aber mit einer sorgfältigen Arbeit zu thun. —

Die Ausgabe der noch unveröffentlichten Chanson de geste La Prise de Cordres et de Sebille[20]), welche O. DENSUSIANU für die SATF. besorgt hat, hält sich mit Recht ziemlich eng an die einzige Handschrift, welche den Text überliefert hat, und ändert nur, soweit Silbenzahl oder Assonanz es erheischen, oder wo der Kopist offenbar verjüngte Sprachformen eingeführt hat. Die handschriftlichen Lesarten sind dann sorgfältig am Fussende der Seiten verzeichnet. Erklärende Anmerkungen sind dem Texte nicht beigegeben, wohl aber ein „Vocabulaire“, eine „Table des noms“ und eine „Table des assonances, Additions et Corrections“ und eine etwas breit angelegte Einleitung, in welcher auch die Sprache des Kopisten und die Assonanzen eingehend erörtert werden. — Ausschliesslich im litterarhistorischen Interesse ist die Ausgabe A. LOGNONS von Jean Froissarts bis 1891 verloren geglaubtem Romane Méliador[21]) veranstaltet. Der Herausgeber hatte von diesem wahrscheinlich jüngsten Artus-Roman zunächst 4 Bruchstücke und dann in der Hs. 12557 der Pariser Nationalbibliothek den fast vollständigen Text aufgefunden. Das Gedicht ist auch interessant, sowohl weil ihm die französischen Lieder von Wenceslas von Böhmen einverleibt sind, wie weil von ihm zwei Redaktionen vorliegen, die ältere allerdings nur in Bruchstücken. Froissart hat also wahrscheinlich selbst ebenso wie seine Chronik (deren erstes Buch er bekanntlich zweimal umgearbeitet hat) auch sein Gedicht einer gründlichen Neugestaltung unterzogen und zwar im Auftrage von Wenceslas, um dessen Lieder einzufügen. Es sind dies 11 Balladen, 16 Virelais und 52 Rondels. Ob der Herausgeber im Rechte ist, die Verkürzung der Rondels Wenceslas oder Froissart und nicht dem Kopisten zuzuschreiben, wird sich erst beurteilen lassen, wenn der Text vollständig vorliegt. Bis jetzt sind nämlich nur zwei Bände erschienen, ein Schlussband steht noch aus. — Das kritische Material für künftige Neuausgaben des Fierabras und Floovant haben V. FRIEDEL[22]) und P. GEHRT[23]) durch Veröffentlichung von je zwei neuen Bruchstücken dieser Chansons de geste in dankenswerter Weise bereichert. Ähnliche Zwecke für die Lieder der Trouvères verfolgt A. JEANROY mit der Publikation der Chansons françaises inédites du ms. de Modène[24]). — Das Interesse weiterer Kreise für die ältere franz. Litteratur zu erwecken, bezweckt dagegen die luxuriös ausgestattete Broschüre der Union pour l'action morale:

---

20) Paris, Didot 1896 8° (SATF). 21) eb. 1895 8° 2 vol. (SATF). 22) in Ro. XXIV (1895) S. 1—55. 23) in RF. X (1896) Heft 2. 24) in RLR 1896 S. 241—269.

Huit Chants héroïques de l'ancienne France (XIIe à XVIIIe siècles). Poèmes et musiques recueillis et publiés par M. Pierre Aubry. Préface de M. Gaston Paris.[25]) **Zwei der abgedruckten Lieder sind Kreuzzugslieder, eines davon ist von Conon de Bethune, zwei weitere sind dem „Chansonnier du XVe siècle" entnommen. Eine** kurze Notice ist jeder Chanson angefügt. — Die Herausgabe der Dichtungen von Guillaume Alexis prieur de Bucy aus dem 15. Jahrh. haben A. Piaget und E. Picot für die SATF. unternommen. Bisher liegt nur der erste Band[26]) vor. Die Anordnung ist nach der mutmasslichen oder feststehenden Abfassungszeit der einzelnen Gedichte getroffen. Entnommen sind die Texte Handschriften und alten Drucken. Umfangreiche literarische bibliographische Angaben sind jedem einzelnen Text voraufgeschickt. — Noch dem 14. Jahrh. gehören vier ungedruckte Dichtungen des Theologen Jean le Petit an. Die drei jüngsten hat P. Le Verdier unter dem Titel: Le Livre du Champ d'or et autres poèmes inédits par Me Jean Le Petit[27]) für die Société rouennaise de Bibliophiles herausgegeben. Sie sind der Pariser Hs. 12470 entnommen. Der Herausgeber hat nach dem Urteil Picots (Ro. XXV 147) die grösste Sorgfalt auf ihre Erklärung verwandt.

Vorwiegend lexikalisches Interesse beansprucht der unvollständige Dit dou cheval que li marcheans vendi[28]) (53 Zeilen), welchen G. Raynaud veröffentlichte, er enthält eine beträchtliche Zahl von „termes d'hippiatrique, peu fréquents dans les textes du moyen âge, quoique déjà connus pour la plupart". Der Herausgeber hat sie in einem Glossar vereinigt und erklärt. — Sehr sorgsam ausgeführt ist G. Paris' Ausgabe von Le Donnei des Amants, einer poetischen Unterhaltung zweier Liebhaber aus der Cheltenhamer Hs. 3713.[29]) Die Auflösung aller zweifelhaften Abkürzungen ist sorgsam erwogen, und der vielfach verderbte und entstellte anglonormannische Text vorsichtig unter Angabe der ausgeschiedenen handschriftlichen Lesarten in Fussnoten gebessert. Ein ausführlicher philologischer Kommentar begleitet den Text und litterarische Erläuterungen folgen ihm. — Aus einer Metzer Hs. des 15. Jahrh. (Nr. 81 der Stadtbibliothek) haben G. Wolfram und F. Bonnardot unter dem Titel Les Voeux de l'Epervier eine poetische Beschreibung von Kaiser Heinrichs VII. Romfahrt (1310—14) herausgegeben.[30]) Es handelt sich um ein Gedicht von 562 Zeilen in 30 Tiraden von einem Zeitgenossen, in welchem Wolfram den Metzer Domherrn Simon de Marville vermutet. Die Sprache ist ziemlich dieselbe wie in der von Bonnardot früher aus derselben Hs. veröffentlichten Guerre de Metz. Die Bearbeitung unseres Textes, die neufranzösische Übersetzung, die „Notice littéraire", die „étude morphologique, Glossaire et Index grammatical" sind ihm gleichfalls zu verdanken, während Wolfram die historische Einleitung und die sachlichen Anmerkungen verfasst hat. — Sprachlich weniger interessant ist ein

25) Paris, Union pour l'action morale (1896) gr. 8° 20 S. Text u. 25 S. Musiknoten, Pr.: 5 fr. 26) Paris Didot 1896 8° (SATF). 27) Paris, H Welter 1896. 28) in Ro. XXIV (1895) S. 446—51. 29) eb. XXV (1896) S. 497 ff. 30) Sonderabdr. aus: Jahrb. d. Gesellsch. f. lothr. Gesch. u. Altertumsk. B. VI Metz, 1895 8° 104 S.

anderes jüngeres (1381 oder 1382) historisches Gedicht, welches P. MEYER et N. VALOIS aus einer Hs. des ausgehenden 14. Jahrh. mitgeteilt haben.[31]) Der Kopist scheint ein Südfranzose gewesen zu sein. Die strophische Form dieses Poème en quatrains sur le grand schisme ist die im 14. Jahrh. so beliebte einreimige Alexandriner-Vierzeile. Sprachlich und metrisch besonders zu beachten ist die sonst erst im 15. Jahrh. auftretende Elision der Endung der 3. Pers. Plur. (vergl. ZRPh. XX 410). Die Herausgeber haben selbstverständlich die Entstellungen des Kopisten verbessert und wertvolle erläuternde Bemerkungen hinzugefügt. — In enger Beziehung zu dem vorigen Gedichte steht ein zweites in gleicher Strophenform abgefasstes, welches N. VALOIS unter der Überschrift Un poème de circonstance composé par un clerc de l'Université de Paris (1381) aus einer sehr unleserlichen Abschrift des 17. Jahrh. abgedruckt hat.[32]) (Vgl. Ro. XXIV 493). — Zwei weitere nur in einer Hs. erhaltene und getreu danach mitgeteilte didaktische Gedichte sind: Le sermon des plaies, sermon en vers du XIIIe s., extrait d'un ms de la bibliothèque de Mons et publié pour la première fois par H. EHRISMANN[33]) (unvollst. 224 Z., 58 einreimige Alexandriner-Vierzeilen), und De David li prophecie, altfr. Gedicht aus dem 12. Jahrh. zum erstenmal hrsg. v. G. E. FUHRKEN[34]) (nach Additional Hs. 15606 f. 6-17 des Brit. Museums; 1492 8-Silbner. Der Herausgeber hat eine litterarisch-sprachliche Einleitung vorausgeschickt und philologische Anmerkungen angehängt). — Das Gedicht: Les poines d'Enfer nach einer Pariser Hs. (f. fr. 24432 f. 90c—99a) hrsg. v. Dr. A. KRESSNER[35]) ist noch in vier weiteren Hss. erhalten. (aus der Douce Hs. 154, über die nach dem Herausgeber nichts bekannt ist, habe ich gerade ZRPh. V 383 f. eine längere Stelle mitgetheilt).

Aus einer Hs. des Herzogs von Aumale in Chantilly hat E. PICOT seinen Text für die von ihm auf Kosten des Herzogs für den Roxburghe-Club besorgte Ausgabe des Livre et Mistere du glorieux seigneur et martyr Saint Adrien[36]) entnommen. Der Text ist wie die der meisten Dramen des 15. Jahrh. sehr nachlässig geschrieben. Der Herausgeber hat sich um die Reinigung des Textes vielfach bemüht, doch bleibt noch viel zu thun übrig, wiederholt sind Zeilen ausgefallen, so nach 7646, Reime entstellt, so 7423 plaisir st. plaisance. (TOBLER in seiner Besprechung in der ZRPh. XX 408 ff. hat bereits manche Besserung nachgetragen). Hier und da ist auch die von P. eingeführte Änderung überflüssig oder unwahrscheinlich, so wird statt votre 36 vo (für voz der Hs.) zu lesen und der auch sonst zulässige Hiat zu dulden sein, 38 l. Qu'i (Hs. Qui) st. Que, 74 l. Qui ne s'en viengnë a grant erre st. a [tres] gran terre, 114 l. Allons tous (wegen 108 u. 111) st. Heure dyable, 337 l. lyees st. lyes, 712 f. l. chose qu'scripre Ne luy pouons ne ja (st. la) vous dire, 6589 l. mues st. muent und tilge die ganze Zeile. Die Säuberung der Texte des 15. Jahrh. wird ja durch die vielen Doppelformen und durch das Schwanken der

31) in Ro. XXIV (1895) S. 197-218. 32) Extr. du BSHF. 1895 8° 28 S. 33) Strassburg 1896, 8° 26 S. (Progr.) 34) in: ZRPh. XIX (1895) S. 189 bis 234 (Hall. Diss.) 35) in FG. 1895, S. 33 ff. 36) Macon, Impr. Protat frères 1895 4° XXXIV u. 207 S.

Silbenzählung vieler Worte und Wortkomplexe bedenklich erschwert. So l.: 207 f[eras] les hermites st. faiz les her[e]mites (vgl. 239); 553 l.: Et au darr(e)nier pour nous pis faire st. Et au darrenier pour pis f. (vergl. darnier 6098, 7926); Z. 586 liest P.: Vous estes homs de hault vouloir, und ändert damit unnötig handschriftliches: Vous este(s) home de h. v. Bei der Unsicherheit der Silbenzählung hätte eine konsequentere Verwendung des Tremas die Lektüre sicher bequemer gemacht, leider begegnen ziemlich viele Fälle, in denen man nicht entscheiden kann, ob ein Trema am Platze ist oder nicht, so 4522: Crestiens [od. Crestïens] sont et le veulent [od. veule(nt)] estre Picot hat seinem Text eine „Table alphabétique des noms propres et des matieres", sowie ein „Glossaire" beigefügt, beide sind sehr willkommen, für das Glossaire wäre sogar noch mancher Zusatz erwünscht gewesen, so z. B.: antan = zuvor 7282; capitennerie 1793; capitole, le grant c. de Pantheon 1650; chevance = Habe 2415, 5303; doloir, duelt 3 s. 6125; dru, plus d. qu'une grasse geline 1989; entredeux = inzwischen 6675; houssez de guerre 981; wegen il = y vergleiche pol 6858, 7864, poul 7104 = po, pou; maisonne[me]nt 551; merchier l. meilleur merchié, metiz l. matin metiz; mortua[i]re 206; nerfs de beuf tous crus = Ochsenziemer 4109; poillart = paillart; pugnique l. dieu p. = Kriegsgott; quarteron 1522; richars = Geldsäcke 419; unter rime füge noch hinzu: jambe: ensemble 6715, eschape: escharpe 6738, haste: requeste 7152, faictes(?): haste 7477 plume: tu me 1805 (ähnlich Myst, de S. Löys S. 241[2]: plume: tu [= töte] me, eb. 386[2] pucelles: cruelles: et les [sc.: Dames]), voye 3 s. c. = helfe 1125, 1 s. c. = voise 805; voiturier = Fährmann 8397 (vgl. Voiterot Name eines Kutschers im Myst. de S. Löys S. 33[1]). Auf die lehrreiche Einleitung wird an anderer Stelle eingegangen werden. — Nicht zugänglich war mir die Arbeit von O. Nielsen Evangeliesagn Oldfranske Legende digte om Jomfru Marias og Kristi Liv[37]. — Nach einer Toulouser Hs. (Nr. 815) hat P. Meyer eine von ihm entdeckte sechste französische Reimbearbeitung der im Mittelalter so beliebten Legende von der Höllenfahrt des Apostels Paulus veröffentlicht.[38]) Es ist ein anglonormannisches Gedicht in ziemlich holprigen Reimpaaren. Der Herausgeber bemerkt selbst: „J'ai proposé en note d'assez nombreuses corrections pour des passages qui me paraissent corrompus dans notre unique copie, mais, en plus d'un cas, je le crains, c'est l'auteur même que j'ai corrigé." Die Hs. setzt er (dem beigefügten Photographiedruck von 2 Seiten nach) mit Recht in die Mitte, die Abfassungszeit des Textes selbst in den Anfang des 14. Jahrh. Neben den anglonormannischen Versen hat er die lateinische Prosa ihrer Vorlage abgedruckt und nachträglich S. 589 ff aus einer zweiten Hs. des Gedichtes in Cambridge (Corpus Christi Coll. 20) noch die allerdings wenig bedeutsamen Varianten zusammengestellt. — Aus derselben Hs. und einigen weiteren veröffentlichte P. Meyer ein Jahr später[39]) eine bisher unedierte Version anglo-normande en vers de

---

37) Kopenhagen, Klein 1896 8° 89 S. caus: Studier fra sprog og oldtidsforskning Nr. 21). 38) in Ro. XXIV (1895) S. 357 ff. 39) eb. XXV (1896) S. 174 ff.

l'Apocalypse unter Beigabe von zwei Seiten in Photographiedruck aus der Toulouser und aus der Londoner Hs. Add. 18633. Die 7 Hss., welche dem Herausgeber nach von dem Gedicht erhalten sind, bilden drei Gruppen, von denen nur die erste eine fast vollständige Übersetzung des beigeschriebenen lateinischen Textes der Apokalypse bietet. Leider sind die drei Hss. dieser Gruppe sehr verderbt oder unvollständig, so dass sich P. Meyer entschlossen hat nur den Text der zwei weiteren Gruppen, welcher stark verkürzt ist, nebeneinander abzudrucken. Von dem Text der ersten Gruppe teilt er nur längere Proben mit. Eine abschliessende Ausgabe des anglonoromannischen Gedichtes, in welchem die Verwilderung von Sprache und Versbau ihren Höhepunkt erreicht hat, lag nicht in Meyers Absicht. — Auf eine Wiedergabe der Sprache der einzigen Hs. beschränkt sich der Hauptsache nach auch die Ausgabe W. Söderhjelms[40] von Péan Gatineaus Leben und Wunderthaten des heiligen Martin, einem altfr. Gedicht aus dem Anfang des 13. Jahrh. „Nur das richtige Metrum," bemerkt der Herausgeber „habe ich herzustellen versucht und wo die Reimwörter eine ganz verschiedene, das Auge verletzende Schreibung aufweisen, habe ich sie gleich gemacht". Der Text ist interessant, weil er der Touraine angehört. — Sprachlich und insbesondere lexikalisch noch wertvoller ist die poetische Bearbeitung der Benedictiner Regel von einem sonst unbekannten Dichter Nicole (wahrscheinlich ein Mönch von Jumieges aus dem Anfang des 13. Jahrh.). Sie ist von A. Héron nach einer Hs. der Bibliothek von Rouen in den „Mélanges de la Soc. d'histoire de Normandie" veröffentlicht.[41]) Die Einleitung ist etwas kurz ausgefallen und unrichtig werden daselbst S. 11 die Zeilen 139—40: S'aucuns de vos dist: sire je, Dex li respont et dist ice als „une singulière façon de rimer" nach Art der seit Gautier de Coincy vielfach beliebten leoninischen Reime, deren erstes Reimwort als männlicher, deren zweites als weiblicher Versausgang behandelt wurde (s. meine Rom. Verslehre in GG. II[1] Abschn. 21), bezeichnet. Es liegt vielmehr eine allerdings auch ziemlich sonderbare Bindung von zwei männlichen Versausgängen vor. Über die sprachlichen Eigenheiten von Nicole hat G. Paris in seiner Besprechung (Ro. XXV 321 ff.) eingehend gehandelt. Hinsichtlich der Ausgabe selbst hat er darin zwar anerkannt, dass sie nicht leicht gewesen und „avec beaucoup de soin" ausgeführt worden sei, aber gleichzeitig bedauert, dass der lateinische Originaltext nicht häufiger herangezogen oder nicht lieber gleich vollständig mit abgedruckt worden ist. Paris teilte gleichzeitig eine ganze Anzahl Besserungsvorschläge mit, sowie auch Ergänzungen und Besserungen zu dem wertvollen Glossaire des Herausgebers.

Zu den vorstehend angeführten Ausgaben von altfranzösischen Dichtungen kommen noch eine ganze Anzahl von Prosawerken, die allerdings der Mehrzahl nach hinsichtlich ihrer Textgestaltung nicht besonders bemerkenswert erscheinen. Ich erwähne nur die folgenden: — Eine recht saubere Arbeit stellt die Ausgabe des Romans Le Chevalier du Papegau von F. Heuckenkamp dar.[42]) Die bisher noch unveröffentlichte Erzählung

40) Tübingen 1896 8° VIII u. 334 S. (L. V. Nr. 210). 41) Rouen 1895 8° 186 S. 42) Halle, M. Niemeyer 1896 8° LXIIII u. 144 S.

gehört zu der Artussage und ist allein in der Hs. f. fr. 2154 der Pariser Bibliothek aus dem 15. Jahrh. erhalten, welche der Herausgeber so konservativ als möglich wiedergegeben hat. Sprachliche Beobachtungen ergaben ihre südfranzösische Herkunft. Die Entstehungszeit des Werkes selbst ist H. geneigt in das 14. Jahrh. zu setzen, es stände freilich auch nichts im Wege das 13. Jahrh. anzunehmen. Einige Anmerkungen, ein reichhaltiges Glossar und eine umfangreiche, wesentlich litterarische Einleitung begleiten den Text. Hervorragend sprachliches Interesse zeigen die Altfranzösichen Prosalegenden, welche A. MUSSAFIA und TH. GARTNER aus der Pariser Hs. f. fr. 818 herauszugeben begonnen haben.[43]) Der bisher allein erschienene erste Teil bringt 10 Legenden, sie machen den Abschnitt der Hs. aus, welcher vom ersten an der Hs. beteiligten Schreiber herrührt. Die Wiedergabe der Hs. ist eine möglichst getreue, sogar vom Gebrauch der Accente ist Abstand genommen, dagegen sind Apostrophe und Interpunktion eingeführt. Druckeinrichtung und Anmerkungen, die hauptsächlich auf die lateinischen Quellen Bezug haben, rühren von Mussafia her. Erst für den zweiten Teil ist eine sprachliche Studie und ein Glossar in Aussicht gestellt. — Ganz abseits von allen anderen Ausgaben steht ihrem Inhalte nach die des Antidotaire Nicolas, besorgt von Dr. P. DORVEAUX.[44]) Sie enthält zwei unvollständige französische Übersetzungen des berühmten mittelalterlichen Arzneibuches Antidotarium Nicolai, die eine aus dem 14., die andere aus dem 15. Jahrh. nach den Pariser Hss. f. fr. 25327 und 14827 und ist von A. THOMAS veranlasst und auch revidiert worden. Thomas hat auch ein interessantes Vorwort dazu geschrieben, in dem er die ältere Version der Normandie „vers les confins de la Bretagne et du Maine" zuweist und als ihre wichtigste Spracheigentümlichkeit die sonst nicht nachgewiesenen Formen, el, eus für elles hervorhebt. Im übrigen ist der philologische Wert dieses Textes ausschliesslich lexikalisch, ein sehr ausführliches Glossaire ist darum hinzugefügt, ausserdem ziert die Ausgabe ein Facsimile der ersten und letzten Seite der Hs. 25327.

Greifswald. E. Stengel.

Altprovenzalische Sprache.

Der diesmalige Bericht über Arbeiten, welche sich mit der **altprovenzalischen Sprache** beschäftigen, hat nur wenige anzuführen. Um so lieber benutze ich die Gelegenheit noch nachträglich auf die ausführliche „introduzione grammaticale" in VINCENZO CRESCINIS Manualetto provenzale per uso degli alunni delle facoltà di Lettere[1]), das mir erst nachträglich zugegangen ist, hinzuweisen. C. will mit seinem Manualetto die von Monaci und D'Ovidio begonnene Serie von trefflichen Handbüchern zur Einführung in das Studium der einzelnen romanischen Sprachen und Litteraturen fortsetzen und seine Arbeit hat,

43) Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1895 8° IV 232 u. XXVI S.
44) Paris, H. Welter, 1896 8° XXII 109 S.
1) Verona e Padova, Fratelli Drucker 1892—4, 8°. CLXV und 260 S.

trotz verschiedenartiger Ausstellungen im einzelnen, verdiente Anerkennung gefunden. Seine Darstellung der provenzalischen Sprache erstreckt sich auf die Laut- und Formenlehre und beschränkt sich nicht auf die in der hinterher folgenden Chrestomathie begegnenden Erscheinungen und Formen, sondern giebt ein Gesamtbild von der eigentlichen Litteratursprache und zwar unter sorgsamer Verwertung einer grossen Anzahl Spezialuntersuchungen. Sie ist also auch für weitere Kreise interessant, da es an einer solchen Übersicht fehlte. Öfters will es mir allerdings scheinen, als wenn der Verfasser seinen eigentlichen Zweck dabei aus den Augen verloren hätte, indem er auf zu viel Einzelheiten eingegangen ist und zu viel Erklärungskonjekturen über einzelne Sprachvorgänge eingeflochten hat.

Auf einen Abriss der Formenlehre hat sich C. Appel in seiner Provenzalischen Chrestomathie[2]) beschränkt, offenbar in Anlehnung an sein unmittelbares Vorbild, die Bartsch'sche Chrestomathie, die ja auch nur ein „tableau sommaire des flexions provençales" den Texten beigegeben hatte. Der Grund und die Berechtigung dieser Beschränkung liegt in dem litterar-historischen Zweck beider Werke, diesen spricht A. von vornherein offen aus und hat demgemäss Stücke von wesentlich nur linguistischem Interesse, vor allem also Urkunden ausgeschlossen, eine eigne Sammlung von Proben zur Veranschaulichung der zeitlichen und örtlichen Entwicklung des Provenzalischen aber für später in Aussicht genommen. Wie die Grenzen der Appelschen Sammlung aber nach mehreren Seiten enger gezogen sind, wie auch ihre Anordnung von der in Bartschs Chrest. und Meyers Rec. abweicht und zu der von Bartschs Lesebuch zurückgekehrt ist, so hat der Abriss der Formenlehre ein wesentlich verschiedenes Aussehen von dem älteren tableau sommaire, sowohl der Gruppierung des Stoffes wie den verzeichneten Formen selbst nach. Mit Recht hat A. jedoch ebenso wie Bartsch darauf verzichtet, eine sprachgeschichtliche Erklärung der Formen seinem Abriss einzuverweben, sich vielmehr nur bemüht, die in der Chrestomathie begegnenden Formen, soweit sie irgend bemerkenswert waren, vollständig zu verzeichnen. Er beginnt mit den Deklinationen, deren er ganz abweichend vom bisherigen Brauch folgende vier aufführt: Ia *cavals*, Ib *paire*, Ic *filha*, Id *naus*, II *hǫm, cǫms*, III *emperaire, bar, nẹps, sǫr*, IV *bratz, cǫrs, amairitz, midǫns*. Die vierte Klasse begreift, wie man sieht, die Indeklinabilia, die dritte diejenigen Worte, welche Accentwechsel aufweisen, die zweite die, welche nur den Stamm, nicht den Wortton ändern, die erste endlich diejenigen, deren Formen sich nur durch angefügtes oder fehlendes *s* unterscheiden. Der etymologische Gesichtspunkt kommt bei dieser an und für sich klaren Gruppierung ganz ausser Betracht, ebenso wenig kommt aber auch der eigentlich flexivische, die mehr oder weniger konsequente Durchführung des 2-Kasussystems zur Geltung. Durch Umstellung der vier Untergruppen der ersten Klasse: *filha, naus, paire, cavals* liesse sich dies leicht erreichen, doch würde ich vorziehen, Klasse I in zwei zu spalten und *filha, naus* als Paradigmata der ersten, *cavals, paire* der zweiten ansetzen. Überflüssig scheinen mir die in den Anmerkungen verzeichneten orthographischen Nebenformen, soweit sie mit der Flexion gar nicht in

2) Leipzig, O. R. Reisland 1895, 4°, XLI und 344 S.

Beziehung stehen, ob sich *hom* oder *om, comte* oder *conte, emperador* oder *emperatour, baron* oder *barun* geschrieben findet, ist für die Deklination der Wörter doch völlig gleichgiltig. — Unter den einformigen Adjektiven, die schon sehr früh zu den zweiformigen übergetreten sind, durften die auf *-ẹs* (: *cortẹs, -ẹsa*) nicht unerwähnt bleiben. — In seinen Angaben über die Adverbialbildung hält sich A. ausschliesslich an die Überlieferung. — Noch verwickelter und von der herkömmlichen Gruppierung abweichender als bei der Deklination ist die Klasseneinteilung der Verba. Appel nimmt sechs solche Klassen an, führt aber zunächst nur die Paradigmata der ersten drei auf: I *cantar*, IIa *partir*, IIb *florir*, III *vendre*, zu IV gehören, wie sich später ergiebt, nur *faire* und *vezer*, zu V *metre, rire, aucire* u. s. w., zu VI endlich: *aver, saber, tener, venir, conoisser* u. s. w. Für das S. XXXIX mit Recht zu VI gerechnete *estot* hat A. Fischer (A&A. VI S. 24) den Infin. *estober* bei Giraut de Bornelh 53 nachgewiesen, so dass es unnötig war, statt seiner afrz. *estovoir* anzuführen. Die weitere Gruppierung innerhalb der Klassen ist Appel selbst so unübersichtlich vorgekommen, dass er auf S. XLI ein alphabetisches Verzeichnis der einzelnen Verba gegeben hat, welches in der That für schnelles Nachschlagen unentbehrlich ist. Aufgefallen ist mir noch S. XVIII bei *partir*, die Angabe: Fut.: *partirái, partrái*, gegen S. XIX Sp. 2 wo es heisst: *-i-* fällt oft: *partrai* (neben *partirai* 27, 40). Schon im Jahresbericht II S. 126 hob ich gegenüber Meyer-Lübke hervor, dass von den Ableitungsvokalen *a, e, i* im prov. Fut. *a* bleibt, ebenso meist *i*, während *e* fast immer ausfällt, dass aber alle provenzalischen Belege für *partirai* (statt *partrai*) auf fehlerhafter oder mindestens recht unsicherer Überlieferung beruhen, wie Wolff (A&A. XXX S. 31) festgestellt hat. So ist denn auch Appels Beleg von Wolff bereits angezweifelt worden und stützt sich in der That nur auf die Hss. C E, während D fehlt und G gänzlich abweicht, und gegen Lesart G sich nichts einwenden lässt. Doch sollen diese Ausstellungen den Wert der fleissigen Zusammenstellungen Appels nicht in Frage ziehen. Ich halte im Gegenteil seinen Abriss der Formenlehre für hochverdienstlich und wohl geeignet, dem Anfänger schnell in das Verständnis der trefflichen Textproben einzuführen. Vgl. auch ZFSL. XIX² 161 ff.

Unter dem unklaren Titel: Die Reime der Trobadors I. Teil[3]) bietet Ernst Erdmannsdörffer in seiner Dissertation den Anfang eines „vollständigen“ Reimwörterbuchs der altprovenzalischen Litteratursprache, deren Fortsetzung bei C. Vogt in Berlin erscheinen soll. Als Einleitung ist eine Abhandlung über Altprovenzalische Doppelformen voraufgeschickt, die indessen wenig befriedigt, einmal wegen der verkehrten Auffassungen des Verfassers über das Verhältnis verschiedener Doppelformen zu einander, zum andern wegen der Unvollständigkeit seiner Zusammenstellungen. So fehlen z. B. gänzlich die Doppelformen der Adverbia und Partikeln, die sorgsame Untersuchung von Gentsch über *ar, ara*, die ich im letzten Jahresbericht erwähnte, ist ihm völlig unbekannt geblieben und S. 8 § 6. 2 heisst es: *a* ist abgefallen in *di* neben *dia*. Überdies wird sich die Berechtigung vieler Doppelformen erst beurteilen lassen, wenn das

3) Halle 1895, 8°, VII u. 75 S.

Reimwörterbuch völlig vorliegen wird. Derzeit hat Erdmannsdörffer nur die *u*- und *o*-Reime mitgeteilt. Aber auch für diese hat er keineswegs das ganze vorhandene Material ausgebeutet, sondern nur die seiner Ansicht nach kritischen Textausgaben. Dahin rechnet er aber auch A. Bayles Anthologie prov., Sardous Ausgabe von Ramon Ferauts Vida de Honorat, Brinkmeiers Rügelieder u. a., während er andere weit zuverlässigere bei Seite liess. Ausgeschieden blieben ausserdem grundsätzlich die nachweisbar in Mischdialekten vorliegenden Werke, wie Girart de Rossilho, „da es eben auf Feststellung der nur gutklassischen Sprachformen ankam“. Ebensogut musste dann aber die Chanson de la croisade contre les Albigeois, die Guerre de Navarre, ja auch die prov. geistlichen Lieder (deren Neuausgabe durch Levy ganz undeutlich bezeichnet ist), und das Mirakelspiel von der heiligen Agnes bei Seite gelassen bleiben; kurz die von E. getroffene Auswahl unter den poetischen Denkmalen der prov. Litteratursprache ist vielfach missglückt. Abgesehen davon scheint allerdings das Rimarium sorgfältig ausgearbeitet zu sein.

Mit einer ganz speziellen, aber höchst wichtigen Frage beschäftigt sich P. Meyer in seiner linguistisch-geographischen Studie über: *C* et *G* suivis d'*A* en Provençal[4]). Er beabsichtigt darin „de déterminer la limite qui sépare, en France, *ca* et *ga* de *cha* et *ja*“ und konstatiert zunächst, dass diese Grenze bisher nirgends genau festgestellt ist. Joret habe dafür nicht die unentbehrlichen Hilfsmittel besessen, was Suchier darüber sage, sei noch recht vag und summarisch, auch habe er unglücklicherweise zwei Erscheinungen, *ca* und *ct*, welche in gewissen Gegenden allerdings den gleichen Laut ergeben „mais dont les modifications variées ne sont jamais concomitantes“ mit einander verkoppelt. Meyer-Lübke bringe in unklarer Weise nur vage und ungenaue Angaben zu der Frage. In erster Linie stützt sich Meyer bei seiner Untersuchung auf die Formen der Ortsnamen und hat zu dem Zweck seiner Abhandlung eine Karte der geographischen Zone Frankreichs beigegeben, in welcher er die einschlägigen Ortsnamen eingetragen hat. Die so gewonnene Sprachgrenze bedurfte aber der Kontrolle und so hat P. Meyer die zu Gebote stehenden Sprachdenkmäler, insbesondere genau datierbare Lokalurkunden, sowie die heutigen Mundarten auf diese Frage untersucht, beide Hilfsmittel allerdings, wie er zugesteht, nur so weit es absolut erforderlich erschien. Die weitere Forschung wird hier einsetzen müssen, wenn sie im einzelnen noch genauer als M. die Grenzlinie ziehen will. Bevor M. seinerseits an die Aufstellung dieser geht, handelt er noch zuvor: 1) von den Lauten, deren Gebiete festgestellt werden sollen. (Die gutturalen Laute *ca*, *ga* würden zwar überall wesentlich identisch gesprochen, die durch *ch*, *j* ausgedrückten Laute wiesen aber eine grosse Anzahl mehr oder weniger ausgeprägter Nuancen auf. Gleichwohl blieben die beiden Lautgruppen auch da, wo sie in Kontakt miteinander kämen, deutlich geschieden. „Il peut arriver toutefois que, vers la limite, la prononciation *cha*, *ja* ait pénétré avec certains mots dans des localités où règne généralement la prononciation *ca*, *ga*, et inversement“,) 2) von der Bezeichnung der Laute, die be-

4) In Ro. XXIV (1895) S. 529 ff.

kanntlich nichts weniger als genau genannt werden kann (M. hebt hier namentlich den anfangs lediglich privativen Charakter des *h* hervor, ohne sonderbarerweise irgendwie zu erwähnen, dass diese seine Ausführungen, abgesehen von interessanten Belegen, nichts wesentlich neues bieten), 3) von der Zu- oder vielmehr Unzuverlässigkeit sowohl der alten Urkunden wie der modernen topographischen Nomenklatur bezüglich der Wiedergabe der richtigen Lokalaussprache (M.s diesbezügliche Angaben haben ganz besonderes Interesse). Meyer beginnt nun seine eigentliche Aufgabe und nimmt den Ausgangspunkt im nördlichen Piemont, um die Linie von da durch die Departements der Alpes-Maritimes, Basses-Alpes, Hautes-Alpes, Drôme et Vaucluse, Artéche et Gard, Lozère, Cantal, Corrèze, Dordogne und Gironde zu verfolgen. Überall erhält der Leser dabei lehrreiche Ausblicke auf die einschlägige Litteratur der Mundarten. Der Verfasser schliesst seine Auseinandersetzung mit folgenden Sätzen, mit denen er von neuem gegen die Zerlegung der französischen Sprache in so und so viel Dialekte und Unterdialekte Einspruch erhebt: „Lors qu'on aura dessiné sur la carte les aires de ces phénomènes, on ne pourra, sans fermer les yeux à l'évidence, se défendre de reconnaitre que la division traditionelle du roman de la Gaule en deux langues, langue d'oïl et la langue d'oc, est purement arbitraire. Il apparaîtra, en effet, clairement que cette division est fondée exclusivement sur le traitement des voyelles et que, si on avait pris comme base le traitement des consonnes, on aurait dû reculer bien plus au sud les limites de la langue d'oïl. Ce n'est pas que je propose de rien changer à la division généralement adoptée, qui ne pourrait être utilement remplacée par une autre, et qui a l'avantage de correspondre assez bien au développement parallèle de la littérature dans le Midi et dans le Nord. Mais je voudrais qu'on étudiât les phénomènes linguistiques isolément et dans toute leur extension géographique, sans chercher à les combiner avec d'autres en vue de former des circonscriptions dialectales qui n'existent pas.“

Gleichmässig der provenzalischen und französichen Grammatik zu Gute kommt auch ein kürzerer Aufsatz von A. THOMAS: Les noms composés et la dérivation en français et en provençal[5]). Th. zeigt darin, dass die Ableitungen von zusammegesetzten Worten insbesondere im Provenzalischen und speziell im Neuprovenzalischen nichts Ungewöhnliches sind und giebt eine ziemlich umfangreiche Liste solcher Worte, die teils schon aus älterer Zeit belegt, teils erst in Mistrals Tresor dou Felibrige verzeichnet sind.

Den Untersuchungen über altprovenzalische Sprache aus dem Jahre 1895 ist schliesslich ein Abschnitt der Einleitung zu P. MEYERs Ausgabe des Abenteuerromans Guillelm de la Barra von Arnaut Vidal de Castelnaudari,[6]) zuzuzählen, da 1895 als Erscheinungsjahr auf dem Titel angegeben ist. In Wirklichkeit ist der Band freilich erst 1897 veröffentlicht worden. P. Meyer bemerkt S. LXXIX ganz zutreffend über den Roman Arnauts: „par cela seul qu'il est daté (1318), il fournit, sur l'état de la langue en une région et à une époque déter-

5) Eb. S. 339 ff. 6) Paris, F. Didot 1895 8° LXXX 198 S. Publication de la Soc. des Anc. Textes Français.

minées, un certain nombre de données précises". Erwähnenswert sind aus M.s Angaben besonders: 1) zahlreiche durch Reime gesicherte Doppelformen, weil sie zeigen, dass es in vielen Fällen unmöglich ist, „de se fonder sur les rimes pour restituer la langue du poète, en éliminant les altérations dues au copiste;" 2) die vorwiegend 1-silbige Geltung der ursprünglich 2-silbigen Vokalverbindung *ia*; 3) Fälle der Aphaerese eines anlautenden *a*, nach *no*, *y*, *la*; 4) die Verdunkelung des 2-Casussystems; 5) die häufige Verwendung von *anar* mit Infinitiven als Hilfsverb, 6) des Plusquamperfekt Indikativ als „conditionnel présent", 7) von Wendungen wie *bras e bras*; 8) endlich die Verwandlung der Partikel *e* zu unsyllabischen *y* vor mit *a* beginnenden Worten. Die letztere Erscheinung, welche nicht konsequent durchgeführt ist, hat M. nirgendswo sonst gefunden. Nur noch in der Guerre de Navarre „la conjonction *e*, tout en gardant sa forme, s'élide sur *a*, ou se combine d'une façon quelconque avec cet *a*, de façon à ne plus compter dans la mesure". Sonderbarerweise lässt sich in französischen Mystères des 15. Jahrh. ein ganz annaloger Wandel von *et* zu unsyllabischem *y* beobachten (vgl. die Ausg. der Istoire de S. Genis in A&A. XCIII S. 104, Anm. zu 924, und die Dissert. Quedenfeldts über das Mirakel von S. Sebastien, Marburg 1895. S. 47 § 119), doch tritt dieses *y* nicht nur vor *a* auf.

Aus dem Publikationen des Jahres 1896 gehört zunächst hierher ein Aufsatz von E. Levy betitelt: „*ǫ* in Nasalposition im Altprovenzalischen" enthalten in den Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund[7]) S. 207--212. Ro. XXXI 104 wird der Inhalt, wie folgt, resumiert: „L'auteur essaye d'établir, dans l'ancien dialecte rouergat, la distinction de *òn* et *ón* à l'aide des rimes d'une pièce qu'il attribue avec vraisemblance à un Bernard de Prades d'ailleurs inconnu". Ich füge hinzu, dass zwar die in neuprovenzalischen Mundarten durchgeführte Scheidung von *òn* und *ón* anzunehmen erlaubt, auch in altprovenzalischen Mundarten habe eine solche bestanden. Wahrscheinlich gemacht kann ich aber eine solche Annahme noch nicht halten durch das angebliche Vorhandensein je eines *òn*- und *ón*-Reimpaares in einer Strophe eines einzigen Gedichtes, das infolge seiner Reimkünsteleien sowie so verschiedene Unregelmässigkeiten aufweist. Schwer gegen diesen mindestens unsicheren Beleg ins Gewicht fällt die Thatsache, dass zahlreiche andere Reimbindungen der Trobadors und das Rimarium des Donat proensal ausdrücklich den Zusammenfall beider Laute und die Aussprache *ón* bezeugen. — Ferner erwähne ich einen Artikel von A. Thomas „La dérivation à l'aide des suffixes vocaliques atones en français et en provençal".[8]) Er beruht auf einer Anzahl „notes extraites d'un cours fait à la Sorbonne pendant le semestre 1893—1894", die auf den Diez'schen Zusammenstellungen basierten, dann aber nach Meyer-Lübkes Angaben im zweiten Band seiner romanischen Grammatik revidiert worden sind. Th. setzt sich mit Meyer-Lübkes Auffassungen auseinander und giebt wichtige Ergänzungen zu dessen Aufstellungen. Die Arbeit beschränkt sich, wie schon der Titel erkennen lässt, nicht auf Erörterung speziell provenzalischer Erscheinungen, ihre

7) Macon, Protat Frères [1896] 8° X 395 S. (Nicht im Buchhandel). 8) Ro. XXV (1896) S. 381—393.

Beurteilung gehört daher besser in den Abschnitt, welcher die Untersuchungen zur allgemeinen romanischen Sprachwissenschaft bespricht. Ein kurzes Referat darüber hat Meyer-Lübke in der ZRPh. XXI 309 gegeben. — Eine sprachliche Untersuchung über das provenzalische Gedicht des 14. Jahrh. Lo Gardacors findet sich in L. HAHNS Dissertation[9]), die leider noch immer nicht durch die versprochene Ausgabe des bisher unveröffentlichten Textes ergänzt ist. Hahn giebt darin ein Rimarium und eine Darstellung der überlieferten Mundart, soweit sie Erscheinungen bietet, welche vom altprovenzalischen Sprachgebrauch abweichen. — Die Ausgaben der Gedichte Sordels („Vita e poesie di Sordello di Goito") von CESARE DE LOLLIS und der „Gedichte des Folquet von Romans" herausgegeben von Dr. R. ZENKER, beide in der von W. Foerster geleiteten Romanischen Bibliothek als No. 11 und 12[10]) erschienen, enthalten keine Untersuchung über die Sprache der in ihnen zusammengestellten Texte.

E. Stengel.

Altprovenzalische Texte 1895—96. Die wichtigste Publikation der letzten Jahre ist zweifellos die Provenzalische Chrestomathie von CARL APPEL[1]). Sie umfasst 125 Stücke, denen ein Abriss der Formenlehre, der nur die in der Chrest. sich findenden Formen berücksichtigt, vorausgeht, und denen ein mit grösster Sorgfalt ausgearbeitetes Glossar folgt. Von den Texten, die schon in Bartschs Chrest. oder in Paul Meyers Recueil d'anciens textes gedruckt sind, hat A. nur diejenigen aufgenommen, die in keiner Chrestomathie fehlen dürfen, doch sind auch diese, ebenso wie die schon anderwärts kritisch herausgegebenen Texte, wieder ganz durchgearbeitet worden. Da das Buch nicht speziell für Anfänger bestimmt ist, sondern den Zweck hat „durch eine Sammlung hervorragender Stücke ein Bild von der mittelalterlichen Litteratur in ihren überkommenen Anfängen und in der Zeit ihrer Blüte zu geben", scheint mir die vollständige Variantenangabe bei den früher noch nicht kritisch herausgegebenen Texten gerechtfertigt, und ebenso die Aufnahme einzelner gerade nicht leicht zu verstehender Texte, doch hätten, meine ich, erklärende Anmerkungen nicht fehlen dürfen, wenigstens zu den besonders schwierigen Stellen, die zu verstehen auch Vorgeschrittneren trotz des ausführlichen Glossars nicht leicht glücken wird.

Lyrik. Die Gedichte des Folquet de Romans fanden in RUDOLF ZENKER[2]) einen liebevollen Herausgeber, der die Dichtungen doch wohl höher schätzt, als sie verdienen. Die Einleitung untersucht, welche der von den Hss. unter seinem Namen überlieferten Gedichte dem Dichter wirklich angehören, stellt fest, was sich über seinen Lebensgang, seine Persönlichkeit, die Entstehungszeit seiner Werke ermitteln lässt, und erörtert endlich die Frage, was unter den *sirventes joglarescs* zu verstehen sei, die F. nach Angabe der Biographie verfasst hat. Dem Text sind eine Reihe Anmerkungen beigefügt. In einer Schlussbemerkung wird darauf hingewiesen, dass in verschiedenen Hss. der

9) Marburg 1896 8°. 10) Halle a. S., M. Niemeyer 1896.
1) Leipzig, Reisland, 1895. 2) RB. Bd. XII, Halle 1896.

Dichter nicht *Folquet*, sondern *Falquet* genannt werde und dies möglicherweise die richtige Namensform sei. ZENKER verspricht an anderem Orte auf die Frage zurückzukommen.

Als primo saggio intorno ai trovatori italiani minori veröffentlichte PIER ENEA GUARNERIO die fünf Gedichte des Peire Guilhem de Luzerna[3]), denen er im Anhang den anonymen Descort „En aquest gai son e leuger" nach Hs. N beifügt, den Appel schon ZRPh. XI 216 nach den Hss. M und S publiziert hatte. Erklärende Anmerkungen sind beigegeben. Der nach G.s Untersuchung wenig bemittelte, wohl aus geringen Kreisen stammende Dichter lebte in der ersten Hälfte des 13. Jahrh.; dass er Italiener und dass das piemontesische Luserna sein Geburtsort gewesen ist, scheint Guarnerio keinem Zweifel zu unterliegen, während JEANROY, RLR. XL 392—93 die durch beachtenswerte Gründe gestützte Vermutung äussert, es sei in Luzerna ein in der Provence gelegener Ort zu sehen.

Von weit grösserer Bedeutung ist die Ausgabe der Gedichte Sordels, einschlieslich des Ensenhamen d'onor durch C. DE LOLLIS[4]). Die inhaltsreiche Einleitung zerfällt in folgende Abschnitte: La vita, Sordello poeta, Il Sordello dantesco, I manoscritti e loro rapporti, Metrica; dann folgen die prov. Biographien und die Gedichte, denen viele erklärende und lehrreiche Anmerkungen beigefügt sind, und den Beschluss macht ein kleines Glossar, das die bei Rayonard fehlenden Wörter enthält. Im Anhang endlich werden sechzehn Urkunden, in denen Sordels Erwähnung geschieht, mitgeteilt. Das lebhafte Interesse, das die Ausgabe der Werke Sordels erregte, zeigte sich in einer grossen Zahl von Besprechungen und Artikeln, die an de Lollis Buch anknüpfen. Von den in dem hier zu besprechenden Zeitraum fallenden Schriften seien die von TORRACA[5]) und MUSSAFIA[6]) genannt. Letztere enthält auch Besserungsvorschläge zu ZENKERs Folquet de Romans (s. Anm. 2) und zu Kolsens Guiraut de Bornelh (s. JBRPh. II 129).

CARL APPEL hat die früher begonnene Ausgabe (vgl. JBRPh. I 299) der in italienischen Hss. enthaltenen, noch nicht edierten prov. Gedichte fortgesetzt.[7]) Die neu publizierten Gedichte sind: 1. zwei Strophen, die in der einzigen Hs. D dem Peire Cardenal zugeschrieben werden (Bartsch Grdr. 335, 35), ihm aber nach Appels Meinung sehr wahrscheinlich nicht gehören; 2. ein von den Hss. einem Guilhem Peire zugeschriebenes Sirventes, das Bartsch Grdr. 346,2 fälschlich als Peire Guilhem de Tolosa zugehörig anführte. Guilhem Peire de Cazals als Verfasser anzusehen, ist man nach Appel nicht berechtigt, der in einer Anmerkung das von diesem Dichter verfasste, bisher nur fragmentarisch bekannte Gedicht *Una leu chanso* (Bartsch Grdr. 227,8) vollständig mitteilt; 3. sämtliche, nicht nur die in italienischen Hss. enthaltenen, Gedichte von Peire Milo mit Ausnahme von zweien, die schon bei Appel, Provenz. Inedita

3) Pietro Guglielma di Luzerna, trovatore italiano del sec. XIII, Genova 1896 (Estr. dal GSLCS. fasc. III 1896). 4) Vita e poesie di Sordello di Goito, Halle 1896 (RB. XI). 5) Sul „Sordello" di Cesare de Lollis und A proposito di „Sordello" in G. Da., vol. IV. 6) Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte, Wien, 1895, SBAkWienphhKl. CXXXIV. 7) Poésies provençales inédites tirées des manuscrits d'Italie, RLR. 39, 177.

gedruckt sind. Die Sprache dieses Dichters, die A. sorgfältig untersucht, weicht von der Sprache der anderen Troubadours in höchst auffälliger Weise ab; sie gleicht derjenigen, die uns in den anonymen religiösen Gedichten der Wolfenbüttler Hs., die ich RLR. XXXI publiziert habe, entgegentritt. Nach eingehender und vorsichtiger Begründung fragt A., ob nicht vielleicht der Sprache beider Texte ein Dialekt der französ. oder ital. Alpen zu Grunde liege. PAUL MEYER, Ro. 26, 473 verneint diese Frage. Er meint, dass Peire Milo ein Norditaliener gewesen sei, der von prov. Grammatik nur eine sehr schwache Idee gehabt habe.

Am Schlusse seiner Untersuchung über das Klagelied [8]) hat HERMANN SPRINGER vier dieser Gattung angehörende Gedichte von Folquet de Marselha, Gaucelm Faidit, Bertran d'Alamanon und Peire Bremon (Bartsch Grdr. 155, 20; 167, 22; 76, 12; 330, 14) in kritischer Weise veröffentlicht. Den Texten sind eine Übersetzung und erklärende Anmerkungen beigefügt.

Nachzutragen habe ich noch, dass 1893 L. GAUCHAT im Anhang zu seinem Aufsatz Les poésies provençales conservées par des chansonniers français, Ro. 22, 391, die in der Hs. Bibl. nat. f. fr. 844 (W nach Bartsch) enthaltenen prov. Gedichte zum Abdruck gebracht hat.

Erzählende Dichtung. Nach der einzigen im Musée Condé in Chantilly befindlichen Hs. gab PAUL MEYER den von Arnaut Vidal de Castelnaudari im Jahre 1318 verfassten Abenteuerroman Guilhem de la Barra, von dem bisher nur circa 300 Verse bekannt waren, vollständig heraus (5344 paarweise reimende Achtsilbner) [9]). Die Einleitung enthält folgende Abschnitte: Description du manuscrit, L'auteur du roman, Analyse du roman, Examen du roman, Style, versification, langue; dem Text folgt ein wertvolles Glossar. Das Gedicht ist, wie Paul Meyer hervorhebt, aus Gemeinplätzen gebildet, der Stil sehr schwach, der Dichter erzählt schwerfällig und ohne Geist; doch aber verdient es besonderes Interesse, weil bekanntlich die Gattung, der es angehört, in der prov. Litteratur sehr spärlich vertreten ist.

Ein im 14. Jahrh. geschriebenes Bruchstück des Kindheitsevangeliums, das sich im Archiv der Congregazione di Carità in Conegliano befindet, veröffentlichten V. CRESCINI und A. RIOS [10]). Es sind 134 paarweise reimende Achtsilbner, die derselben Redaktion angehören wie der von Raynouard im Lexique Roman mehrfach citierte Text, aber mit diesem nicht absolut identisch sind. Dem prov. Fragment gegenüber sind die entsprechenden Verse des altfr. Textes der Turiner Hs. abgedruckt, die eine Bearbeitung des Raynouardschen Textes ist. Ein paar erläuternde Anmerkungen sind beigefügt. Derselbe Text unter dem gleichen Titel wurde mit einigen Zusätzen auch separat herausgegeben unter Hinzufügung eines photographischen Facsimiles des Bruchstückes [11]).

Didaktik. Bruchstücke einer prov. Version der Disticha Catonis gab PAUL MEYER nach zwei ziemlich beschädigten Pergament-

8) Das altprov. Klagelied mit Berücksichtigung der verwandten Litteraturen, Berlin 1895, BBGRPh. VII. 9) Guillaume de la Barre, roman d'aventures . . ., Paris, SATF. 1895. 10) Un frammento provenzale a Conegliano, ZRPh. 19, 41., 11) Padova 1895 (edizione di soli 100 esemplari non venali).

blättern der Bibl. nationale in Paris heraus[12]) und fügte ein Facsimile der ersten Seite bei. Die Hs. stammt vielleicht aus Italien; das Gedicht möchte Paul Meyer dem Anfange des 13. Jahrh. oder noch dem Ende des 12. Jahrh. zuschreiben; der Verfasser scheint ihm kein Provenzale gewesen zu sein. Den circa 254 paarweise gereimten Sechssilbnern (die genaue Zahl lässt sich bei der schlechten Beschaffenheit der Hs. nicht feststellen) hat Meyer erläuternde Anmerkungen beigegeben, in denen auch die entsprechenden lat. Disticha zum Abdruck gebracht werden. — Von der Publikation des Ensenhamen d'amor des Sordel ist schon oben berichtet (s. Anm. 4).

Dramatische Dichtung. Bei ihrer Publikation der im Ms. f. franç., nouv. acq. 6252 des Bibl. nationale enthaltenen Mysterien (s. JBRPh. II 130) hatten A. Jeanroy und H. Teulié das die Himmelfahrt behandelnde Stück nicht mit abgedruckt, sondern sich mit einer Analyse desselben begnügt. Nunmehr haben sie diese Lücke ergänzt und die 851 Verse umfassende Estoria de la Assentio de Nostre Senhor Jhesu Christ mit einem Glossar versehen veröffentlicht.[13])

Prosa. Geistliche Prosa. In einer Untersuchung über die prov. Bearbeitung der Somme le Roi, in der er darlegt, dass in den 5 Hss. drei verschiedene Versionen vorliegen und dass der in Bibl. nat. fr. 1747 enthaltene Traktat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Somme le Roi zeigt, seine direkte Quelle aber das Hugo v. S. Victor zugeschriebene Werk De quinque septenis ist, brachte C. Boser mehrere Bruchstücke der verschiedenen Versionen zum Abdruck[14]). — E. Allain machte einen interessanten Ordo ad sponsandum secundum usum diocesis Burdegalensis aus dem 15. Jh. bekannt[15]). Der Text ist lateinisch, enthält aber mehrere gascognische Stellen.

Prosa weltlichen Inhalts. Ch. Barbier fügte dem RLR. 34, 36 (nicht 33, 217, wie JBRPh. I 303 fälschlich gesagt ist) abgedruckten Text des Libre de Memorias von Jacme Mascaro Anmerkungen und ein alphabetisches Verzeichnis der Eigennamen sowie eine Untersuchung über die Sprache Mascaros und ein Glossar hinzu, so dass nunmehr die Ausgabe vollständig vorliegt[16]). — Auch die Ausgabe der Rechnungsbücher der Frères Bonis von E. Forestié (s. JBRP. II 130—31) ist mit dem Erscheinen der zweiten Hälfte des zweiten Bandes, die auch ein Verzeichnis der Personennamen, einen geographischen Index und ein Glossar enthält, zum Abschluss gebracht[17]). — Félix Pasquier und Henri Courteault veröffentlichten zwei im 15. Jahrh. von Arnaud Esquerrier und Miégeville verfasste Chroniken der Grafen von Foix[18]), erläuterten sie durch zahlreiche Anmerkungen und stellten zusammen, was sich über die Verfasser in Erfahrung bringen liess. Zwischen die beiden Texte haben sie eine Étude sur les limites et les châtellenies du comté de Foix eingeschoben und im An-

12) Fragments d'une paraphrase provençale du Pseudo-Caton, Ro. 25, 98. 13) L'Ascension, mystère provençal du XVe siècle, Toulouse 1895 (Extrait de la RPhFP., t. IX). 14) Le remaniement provençal de la Somme le Roi et ses dérivés, Ro. 24, 56. 15) BHPh. 1894, 116. 16) RLR. 34, 515; 38, 12 u. 206; 39,5. 17) AHG. fasc. 26, Paris, Auch 1894. 18) Chroniques romanes des comtes de Foix, Toulouse, Paris 1895.

hang ein Bruchstück einer franz. Chronik der Grafen von Foix (Bibl. nat. f. fr. 5404) mitgeteilt. Eine Table alphabétique und Pièces justificatives bilden den Beschluss. — J. TARDIF wies nach, dass der prov. Abriss aus dem Codex Justiniani eine fast wörtliche Übersetzung einer lat. Vorlage (Ms. 129 der Kathedralbibliothek von Tortosa) ist und druckte zum Beweise Bruchstücke des lat. und des prov. Textes ab[19]). — Für die Kenntnis des Limousinischen von grosser Wichtigkeit ist das von C. CHABANEAU veröffentlichte Cartulaire du consulat de Limoges[20]), dessen Inhalt A. Thomas im Inventaire-sommaire des archives communales de Limoges (1882), Série AA 1, genau angegeben hat. Bis jetzt ist nur der Text erschienen; hoffentlich werden Einleitung, Anmerkungen und Glossar bald folgen. — Hier ist auch der von LOUIS GUIBERT veröffentlichte Nouveau recueil de registres domestiques limousins et marchois[21]) zu nennen und eine limous. Urkunde, die A. LEROUX[22]) zum Abdruck gebracht hat. — Nach einer Abschrift des verstorbenen Roboly wurden in der RLR. Urkunden aus Arles[23]) publiziert, leider in wenig befriedigender Weise. — ÉDOUARD BONDURAND, der schon MAN. 1883 unter dem Titel Le livre des pèlerins de Saint-Jacques, confrérie nîmoise, Urkunden (Statuten, Mitgliederverzeichnis etc.) einer Bruderschaft in Nîmes veröffentlicht hatte, die die Pilgerfahrten nach S. Jago de Compostella zu fördern bestimmt war, publizierte in der gleichen Zeitschrift Le second livre des pèlerins de S. Jacques[24]), das mir aber leider nicht zu Gesicht gekommen ist. — Derselbe BONDURAND veröffentlichte auch einen in Lernhac gefällten Schiedsspruch vom Jahre 1466[25]). — Eine sehr wertvolle Sammlung versprechen die Archives de la Ville de Montpellier, Inventaires et Documents, zu werden, von denen das erste Heft des ersten Bandes erschienen ist, Notice sur les anciens inventaires des archives municipales de Montpellier von FERDINAND CASTETS und JOS. BERTHELÉ[26]). Der erste Band soll das von Pierre Louvet (1662—63) verfasste Inventarium der Grandes Archives enthalten, andere, alte und neue, Inventarien sollen folgen, und daneben sollen wichtige Texte wie der Grand Thalamus, das Livre noir etc. zur Veröffentlichung gelangen. Das vorliegende, sauber gedruckte, mit Facsimilen von Handschriften, einem Bilde Louvets, Abbildungen der Tour des Pins, dem jetzigen Aufbewahrungsort der Municipalarchive etc., hübsch verzierte Heft enthält eine Übersicht aller Inventarien von 1264 an und bringt das erste Inventaire des Archives du Consulat (Ende des 13. Jahrh.?) vollständig zum Abdruck.

Ferner ist hier zu nennen die Veröffentlichung der Leude de Montréal (Aude) durch den abbé A. SABARTHÈS[27]). — C. COUDERC publizierte ein auch lexikalisch interessantes Dokument aus dem Jahre 1445 über die am Hôtel de la viguerie und am Château-Narbonnais in Toulouse vorzunehmenden baulichen Veränderungen[28]). — Von Denkmälern aus dem

19) La version provençale de la Somme du Code de Iustinien, AM. 8, 470. 20) Supplement zu RLR. t. 38. 21) Tome premier, Limoges Paris 1895. 22) Charte inédite en langue vulgaire de Limoges (1218), BHPh. 1894, 549. 23) RLR. 39, 27, 145, 234 u. 269. 24) MAN., année 1894. 25) RMi. 1895, S. 350. 26) Montpellier 1895. 27) BHPh. 1896 S. 447. 28) AM. VII, 447.

Gebiet von Albi ist vor allem das von CH. PORTAL und EDMD. CABIÉ edierte Cartulaire des Templiers de Vaour (Tarn) zu nennen[29]), das eine beträchtliche Reihe von 1143—1202 reichender Urkunden enthält, von denen die meisten, darunter die älteste, prov. geschrieben sind. Ein Facsimile ist beigegeben. — Eine Urkunde aus Cordes vom Jahre 1436 hat CH. PORTAL veröffentlicht[30]). Sie betrifft die Verteidigung der Stadt gegen Rodrigo de Villandrando. — Zwei ferner hierher gehörige Publikationen, VIDAL, Le registre des obits de Saint-Alain de Lavaur[31]) und CABIÉ, Possessions albigeoises de la cathédrale et de l'hôpital du Puy[32]) habe ich nicht selbst gesehen und muss auf das AM. VIII 376—77 darüber Gesagte verweisen. — Einige kürzere languedocische Urkunden enthält auch die Arbeit von P. DOGNON über die Landstände Languedocs im Anfang des 15. Jahrh.[33]). — Von manigfachem Interesse ist die Ausgabe der Jurades de la ville d'Agen durch ADOLPHE MAGEN[34]). Sie umfassen den Zeitraum von 1345—1355. Der Herausgeber hat jedem Abschnitt eine kurze Inhaltsangabe vorausgeschickt und erklärende Anmerkungen beigefügt. Da Magen vor Vollendung des Buches starb, hat G. THOLIN eine knappgehaltene Einleitung dazu geschrieben und eine nützliche Table analytique des matières und einen Index des noms de personne et de lieu beigegeben. — Der Abbé A. BREUILS veröffentlichte einen Teil der Comptes des consuls de Montréal-du-Gers (1411—14)[35]), CODORNIU die Charte de coutumes de Saint-Antoine-de-Pont-d'Arratz (1493)[36]). — Der Vollständigkeit halber sei noch eine von AUBÉPIN mitgeteilte Sentence d'arbitrage entre l'abbé d'Aurillac et Astorg d'Aurillac, charte latino-romane de 1230 angeführt[37]). Abgesehen von den Namen der Zeugen sind nur wenige Zeilen nicht lateinisch.

Zum Schluss sei erwähnt, dass zwei Marburger Dissertationen von 1896 (Lo Gardacors von LUDWIG HAHN und Untersuchungen über die altprov. Trophimuslegende von FRITZ GOEBEL) den Anfang von zwei Publikationen enthalten, auf die zurückzukommen ist, wenn sie vollständig vorliegen werden.

Freiburg i. Br. Emil Levy.

Französische und provenzalische Mundarten.

Dialectologie Gallo-Romane. M. l'abbé A. DEVAUX, professeur aux Facultés catholiques de Lyon et auteur de l'excellente thèse de doctorat sur le patois dauphinois, répond à M. le Docteur Prompt dans

---

29) AHAlb., fasc. premier, Albi 1894. 30) AM. VII 212. 31) RDT. 1894 p. 255. 32) RDT. 1895 p. 1. 33) Quomodo tres status Linguae Occitanae ineunte quinto decimo saeculo inter se convenire assueverint. Thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat P. Dognon, Tolosae MDCCCXCVI. 34) Société d'agriculture, sciences et arts d'Agen. AHA. tome Ier, Auch. 1894. 35) Première partie, Bordeaux 1894 (Extr. des AHGir. t. XXIX). 36) RGasc. 1895 p.339. 37) AM. VII 435.

un article paru dans le Bulletin de la Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie [1]).

Le docteur Prompt avait fait à la société nommée ci- dessus une communication (Etude sur la langue de l'Oisans) dans laquelle il critiquait «avec une sévérité tantôt indignée, tantôt ironique» pour nous servir des mots de M. Devaux lui-même, la ligne de démarcation que ce dernier a tracée «à travers les montagnes de l'Oisans, entre le domaine provençal et le domaine franco-provençal».

Les reproches que fait le docteur Prompt à M. Devaux sont aussi peu scientifiques qu'extraordinaires et touchent fortement au ridicule. Ainsi il prétend que M. D. ne s'est engagé dans cette formidable téméríté que «sur la foi de divers auteurs allemands». Aussi «ne doute-t-il pas que ce système ne soit de nature à satisfaire M. Meyer-Luebke ou M. Tobler, ou toute autre personne incapable de comprendre le français». (sic!)

Pourquoi M. D. s'est-il donné la peine de répondre à de pareilles absurdités? Il nous l'apprend dans l'introduction de sa réfutation: «Si les critiques de mon contradicteur, dit-il, n'avaient visé ou atteint que mon travail personnel, j'aurais certainement gardé le silence . . . . . Mais il s'agit de bien autre chose que d'une banale question d'amour propre froissé. M. le docteur Prompt n'a pas su m'attaquer sans s'en prendre à des idées admises par tous les romanistes sans exception, ou pour mieux dire, aux principes mêmes des études dialectologiques, aux axiomes élémentaires qui gouvernent la science des langues romanes». M. D. avec le calme qui distingue le véritable savant, entre ensuite dans la défense des points attaqués par le docteur P., et ne trouve aucune difficulté à rendre évidente l'ignorance complète de celui-ci en matière de philologie. Il montre aussi que ce que M. P. appelle «une seule langue diversifiée par des fantaisies (sic!) de prononciation» est le résultat de lois phonétiques aussi assurées que les lois physiologiques. M. D. termine la petite brochure en exprimant le désir que tous ceux qui n'ont pas fait d'études spéciales «s' interdisent absolument» les questions de théorie et d'étymologie, si tentantes et si périlleuses.

Dans le premier fascicule de la BBA., M. J. Loth, le célèbre celtiste de la faculté de Rennes, publie ou plutôt réimprime le Dictionnaire Breton-Français de Pierre de Chalons, recteur de Sarzeau (1641—1718)[2]),

Ce dictionnaire avait été imprimé pour la première fois 5 ans après la mort de son auteur par Bertho, recteur d'Arradon et par Cillart de Kerampoul, recteur de Royal-Pointivy, l'auteur du dictionnaire Français-Breton du dialecte de Vannes.

L'impression de ce livre est très soignée et d'une lecture facile. M. Loth nous dit dans la préface qu'il a scrupuleusement respecté l'orthographe de l'auteur en quoi, à notre avis, il a très bien fait. Ses additions, qui consistent surtout en des renvois, sont mises entre crochets. M. L. ajoute à ce dictionnaire un appendice dans lequel il nous donne des extraits du Dictionnaire Français-Breton, M. S. de Châlons, (aujourd'hui

---

1) La Limite Franco-provençale en Oisans. Grenoble 1894. in-8. 7 p. Auch S.-A. 2) Dictionnaire Breton-Français du dialecte de Vannes de Pierre de Chalons, Rennes 1891. 8°.

la propriété de la Bibliothèque nationale de Paris,) qui se compose de quatre volumes.

«Je ne donne guère en appendice, nous dit M. L., que les mots manquant dans le Dictionnaire Breton-Français, ou ceux qui m'ont paru intéressants par leur forme, ou de nature à rectifier ou expliquer certaines particularités de l'autre dictionnaire.»

Nous devons à M. Louis Pépin une collection [3]) de mots et d'expressions employées dans le dialecte de la Gascogne et dont la plupart sont propres à cette province. Les mots s'y trouvent dans l'ordre alphabétique en commençant par les divers sens et emplois de la préposition *à* et en se terminant par les différentes locutions que font les Gascons du mot vin, telles que: «vin couvert», «vin de goutte» — «Bons bourgeois», «petits paysans» etc. «noms donnés aux vins de Bordeaux qui viennent après les grands crus classés du Médoc etc.» Ce dictionnaire de Gasconismes et de choses de Gascogne est précédé d'une préface de 32 pages dans laquelle l'auteur nous renseigne sur le but de son ouvrage et le plan qu'il a suivi. Ainsi, nous lisons à la page 2: «Etudions le Gascon qui parle, examinons son langage, le seul point dont nous ayons à nous occuper ici. A côté de brillantes qualités qu'il est juste de lui reconnaître, que d'imperfections à corriger, combien de parasites à extirper, nuisibles à une saine et parfaite culture!» Quant à l'accent, l'auteur est d'avis qu'on laisse «à chacun la liberté de jouer comme il sait de l'instrument que lui a donné la nature» (p. 4). Après avoir exposé les qualités indéniables des Gascons dans «l'art de la parole, M. L. Pépin se demande sans donner une réponse à la question, pourquoi des dons si heureux, si rares «risquent parfois d'être compromis par un parler à la diable, par des fantaisies d'expression, des hardiesses, des incorrections et un sans-gêne pour la grammaire à courroucer les mânes de Vaugelas!» Quelle réponse M. Pépin donnerait-il, si on lui posait une question analogue à la sienne, à savoir: pourquoi faut-il que parmi les bonnes herbes des prés il y en ait dont meurent les animaux s'ils les mangent? L'auteur nous dit lui-même (p. 6) que la plupart des Gasconismes viennent du patois, ce qui signifie qu'ils sont des enfants légitimes et comme tels, ils ont le droit de prétendre à la vie. M. Pépin ne veut pas non plus leur mort, mais au contraire il trouve assez singulier qu'un bon nombre d'entre eux n'ait pas passé le seuil de l'Académie. L'utilité de cet ouvrage sera sans doute reconnue par les lecteurs qui sont curieux de savoir comment on s'exprime en Gascogne. Au point de vue scientifique, c'est à dire philologique, le livre a le merite d'une bonne collection de matériaux qui pourrait, comme le dit l'auteur lui-même (p. 23), «inspirer un philologue plus compétent que nous, plus patient et mieux informé, l'idée de le reprendre, si c'est possible, sur nouveaux frais, et d'en faire aussi un ouvrage plus méthodique, plus classique, dans lequel les élèves de nos écoles du midi apprendraient de bonne heure à discerner le français pur, correct, d'avec ce que nous appelons le patois francisé, et, tant en conservant, — mais en connaissance de cause et par un choix judicieux, — certaines expressions ou tournures originales qui

3) Gasconismes et choses de Gascogne, Paris 1895, in-8° broché. 237 p.

peignent la physionomie de notre race, à éviter, soit en parlant, soit à plus forte raison en écrivant, ces fautes coutumières qui nous singularisent vraiment entre tous.»

M. G. VISNER publie dans le journal toulousain «Le Gril» le dictionnaire de Jean Doujat [4]), lequel avait paru pour la première fois en 1637 chez Jean Boudes, près du Collège de Foix, à Toulouse.

Le premier fascicule de cette publication contient une préface de M. A. JEANROY, Professeur à la faculté des Lettres, qui est en même temps le meilleur compte-rendu qu'on puisse donner de ce dictionnaire. C'est pour cette raison que nous nous contentons d'en extraire quelques passages et de les présenter à nos lecteurs: «Avec chaque vieillard qui meurt, dit fort bien M. Jeanroy, meurent aussi des mots qu'il savait et qu'il n'a point appris à ses fils parce que d'autres étaient venus leur faire concurrence; . . . c'est la végétation parasite qui, après avoir déshonoré le feuillage du vieux chêne, finira par en absorber la sève et en déssécher les rameaux. Rattacher ces feuilles sèches à la branche dont elles sont tombées, y faire de nouveau circuler la vie, c'est ce qui est impossible, même à la baguette magique de la poésie. Tout ce qu'on peut faire, c'est de les ramasser, de les coucher pieusement entre les pages de cet herbier qu'on appelle un dictionnaire.» M. Visner en publiant celui-ci, obéit donc à la même pensée qu'en publiant son journal ou en composant ses vers.»

Un peu plus bas, nous lisons: «Toujours préoccupé de renouer le fil de la tradition, il (M. Visner) a cru devoir d'abord incorporer dans son œuvre celle du plus autorisé de ses devanciers, le toulousain Doujat, ce témoin si fidèle de la langue du commencement du XVIIe siècle. Mais M. Visner a voulu aller plus loin et remonter, non seulement jusqu'au XVIIe siècle, mais jusqu'à la langue classique des troubadours. A la fin de chaque article, il cite, autant que possible, la forme «romane» correspondante. M. Jeanroy, après nous avoir rassuré avec quel soin le dictionnaire a été fait par M. Visner, termine ainsi sa belle préface: «Le Trésor de Mistral, c'est le monument aux puissantes assises, aux lignes imposantes; c'est le musée dont la richesse défraiera la curiosité de plusieurs générations d'érudits. Le dictionnaire que nous présentons aujourd'hui au public est la maison rustique où nous invitons tous les amis des parlers populaires, à entrer et à s'arrêter un moment.»

Le même auteur nous présente un mélange de sujets variés en prose et en vers écrits en dialecte toulousain [5]). M. Visner, en abordant tous les sujets, veut démontrer, et y arrive sans peine, que le patois n'est pas seulement «propre à narrer des histoires et à fabriquer des chansons», mais encore, qu'il peut servir aussi bien que le français littéraire, à rendre toutes les pensées humaines quelles qu'en soient les formes et les couleurs. S'il faut en croire M. MASSIP qui a écrit l'avant-propos, ce livre, malgré le but que nous venons de constater, n'a rien die didactique. «Il se présente à vous, lecteur, dit M. Massip (p. j), sous le patronage de Goudoulin; joyeuse enseigne! S'il vous instruit, il ne vous divertira

---

4) Dictionnari Moundi de Jean Doujat, Toulouse 1895. in-8°. 5) Le Mescladis moundi, Paris et Toulouse 1895. in-8. 255 p.

pas moins.» Voici les titres des cinq chapitres entre lesquels le livre est divisé:

I. Tradicions è Rébirados Toulousanos.
II. II° Racejado IV. Riséyos
III. Doulencios V. Paouc dé tout.

Le recueil se termine par un «Letsiqué dé las loucucions escarrièros del toun courrent», par une table de corrections et un index.

Pour faciliter et pour rendre plus attrayante encore la lecture de son livre, M. V. aurait bien fait de ne pas se contenter de nous dire, dans l'article qui traite de l'orthographe phonétique (p. 19) (Bès l'ortografo fonnetico): «Tout animen escribèn coumo se parlo è coumo's nostres an escriant, sans bergougno . . . . en patouès», mais d'exposer au moins les principes de la prononciation. L'auteur est sans doute mieux renseigné sur ce sujet que M. Massip qui prétend que «le patois littéraire contemporain se prononce aujourd'hui comme le prononçaient les Troubadours.»

Das Magazin für Litteratur a publié dans son numéro du 28. Sept. 1895 un intéressant article de M. Tony Kellen intitulé: Die lothringer Dialekt-Litteratur.

L'auteur y donne un exposé très rapide mais complet de cette littérature en prenant comme point de départ l'image du monde, ou comme il dit «le Mappe-monde» qui a été composé par »Maître Gauthier de Mes, en Lorraine, un très boin philosophe», vers l'année 1245. Il cite ensuite quelques chansons populaires traduites en allemand par Emil Erbrichs. Il est en effet très heureux, que les documents du patois lorrain soient recueillis et l'on doit savoir bon gré a M. l'Abbé Vion de Bazoucourt d'avoir écrit ses chansons en patois messin.

A M. Charles Guerlin de Guer, nous devons deux travaux de dialectologie normande[6])[7]), Quoique il y ait un espace d'un an entre l'apparition de ces deux ouvrages on ne pourrait les séparer dans un compte-rendu. La brochure est non seulement une introduction à l'étude des parlers de Normandie mais encore, pour ainsi dire, une préface au Bulletin des Parlers du Calvados. L'auteur, M. Charles Guerlin de Guer, dans sa petite brochure de 75 pages in-8° expose avec une clarté et une simplicité remarquables la méthode qu'il est bon de suivre pour s'assurer le succès dans cet ordre d'investigations. Il prend comme base les principes de M. l'abbé Rousselot, publiés dans l'introduction à l'Étude des Patois[8]), et sans qu'il le dise, ceux qu'expose M. Gilliéron, dans ses intéressantes conférences à l'Ecole des Hautes Études. Nous, qui avons eu la honne fortune d'assister aux conférences du célèbre dialectologue, nous sommes à même de pouvoir féliciter M. Gilliéron d'avoir comme disciple un homme aussi docile, aussi intelligeant, aussi enthousiaste et pratique qu'est M. Guerlin de Guer, et à celui-ci nous savons gré d'être entré dans la voie de son Maître d'un pas aussi énergique, avec autant de bon sens que d'habileté. A ceux qui connaissent la RPGR. malheureuse-

---

6) Le Patois Normand. Introduction à l'Étude des parles de Normandie avec une lettre préface de M. J. Gilliéron. Caen et Paris 1896, in-8 broché, XI. 75 p. 7) Bulletin des Parlers du Calvados, langue et littérature populaire Normandes. Caen 1897. 8) Paru dans le premier fascicule de la RPGR., Paris 1887.

ment disparue, et les autres travaux de M. M. Gilliéron et l'abbé Rousselot, deux noms qui donnent toute la garantie possible à l'œuvre de M. Guerlin de Guer, la brochure en question n'apprendra rien de nouveau en principe. Ils y trouveront par-ci par-là un excès d'enthousiasme qui touche à la rhétorique. Nous citons comme exemple et sans aucune malice le passage suivant: «Qu'on ne vienne donc pas nous dire que le patois n'est qu'un français corrompu, écorché par des lèvres paysannes. Nous croyons avoir prouvé le contraire, et nous le répétons: ce sont les lèvres aristocratiques qui écorchent le parler paysan, le seul phonétique, le seul historiquement pur, le seul conforme à l'instinct de la langue» (p. 3). Nous n'entamerons aucune discussion sur ces points, convaincu qu'il n'y a pas un seul philologue de l'école moderne qui ne sache à quoi s'en tenir. Quant au public auquel M. Guerlin de Guer s'adresse nous espérons seulement qu'il répondra à l'appel enthousiaste de l'auteur. Le plan du livre a presque fatalement amené l'auteur à des répétitions dans la deuxième partie, mais en même temps que nous constatons ce petit défaut, nous sommes heureux de pouvoir assurer nos lecteurs que c'en est le plus grand. Tous ceux, philologues ou non, qui veulent se livrer à l'étude d'un patois quelconque, Gallo-Roman ou autre trouveront dans la brochure de M. Guerlin de Guer un guide précieux pour leurs recherches.

Le Bulletin des Parlers du Calvados dont nous ne possédons que le premier numéro, sera une application des principes exposés dans la brochure. L'alphabet phonétique proposé par l'auteur est celui de la RPGR. qui se recommande par sa simplicité et sa précision.

M. Edouard Hrkal publie une étude[9]) dont le mérite et l'utilité sont incontestables, et il serait à désirer que nous en eussions beaucoup qui fussent faites, avec le même soin, afin de pouvoir établir la géographie linguistique de la France. Les faits, pour la plupart exacts, y sont presentés en bon ordre, ce qui permet de les utiliser en peu de temps. Le travail laisse, cependant, sentir l'insuffisance de la source à laquelle l'auteur a puisé et en outre on se demande plus d'une fois quel est le son exact représenté par une graphie trop incomplète. Certaines transformations auraient besoin, pour être demontrées, de s'appuyer sur des exemples empruntés aux patois voisins. Ainsi la forme musir (fr. moisir) remonte-t-elle au latin mucere avec u long ou u bref? Pour partager son avis sur divers points on sent le besoin de connaître quels sont les équivalents linguistiques des villages voisins, c'est dire qu'un travail de ce genre, pour être définitif ne peut se passer d'une enquête faite de première main. Mais c'est trop demander à un étranger, surtout quand on songe que les Français, qui ont le courage de se livrer à ce genre de recherches, sont si peu nombreux.

C'est sans doute par inattention que M. H. met sous une même rubrique des mots comme seu, seule, saoûl et eût, août.

Il y aurait peut-être lieu de critiquer plus sévèrement et de relever d'autres petites erreurs, mais il faudrait pour cela, comme nous l'avons

---

9) Études sur le patois de Demuin publiées dans le XXXIIme Jahresbericht über die nied.-österr. Landes-Oberrealschule in Krems 1895. 27 pages.

remarqué plus haut, des matériaux plus nombreux. Mais malgré tout le travail de M. Hrkal mérite les félicitations des dialectologues.

Une intéressante publication[10]) de M. Eugène Rolland, dont le premier volume seulement a paru, fait pendant à la Faune-populaire du même auteur. L'ouvrage n'étant pas complet, il est impossible de le soumettre à une critique d'ensemble et nous nous bornerons à donner ici une idée générale du travail de M. R. Le titre du livre exprime à lui seul quel est le plan de l'auteur; c'est d'ailleurs le méme, ou à peu près, que celui de la Faune populaire. Les légères différences qu'il y a consistent en ce que M. R. ne groupe plus les noms suivant leur étymologie mais uniquement, et cela avec grande rigueur, d'après les régions. Il est inutile d'insister sur l'importance considérable d'une telle compilation et on ne saurait qu'encourager M. R. à poursuivre son travail aussi méritoire que difficile. Un chapitre des plus intéressants est celui des rapports entre les noms de plantes et le Folk-lore, et bien des points douteux dans l'étymologie des noms de plantes, trouveront là leurs explications.

M. Edwin Seelye Lewis présente une thèse[11]), qui doit être considérée comme la première partie d'une étude complète sur la langue de Guernsey, puisque l'auteur (p. 9) nous dit que la morphologie sera traitée plus tard dans une publication à part. Dans les dix premières pages M. Lewis donne sur les habitants de Guernsey un aperçu historique dont il est facile de reconnaître les sources. Cette partie de l'ouvrage ayant peu d'intérêt pour la philologie du moins telle qu'elle nous est présentée, nous ne la discuterons pas. Le seul point d'une certaine importance est l'explication que l'auteur donne des nuances de prononciation entre les communes inférieures et supérieures de l'île. «These last examples, dit M. L. (p. 7) can be easily explained when one remembers that it is in the lower Parishes that visitors dwell mostly and that there the Guernsey people of wealth have their sommer homes.»

La transcription phonétique, dont M. L. nous donne le tableau, n'est pas très heureuse. Elle contient plusieurs signes auxquels le lecteur n'est pas habitué. Ainsi l'*è* du mot français *père* est representé par ə, *l'e* dans *le* par *ë*, *l'a* dans *patte* par un *a* renversé, l'*l* mouillé comme dans l'italien foglie par λ et ainsi de suite. La bibliographie est très riche et assez complète. Le plan suivi par l'auteur est celui qu'on emploie le plus communément dans un recueil de matériaux pour l'étude d'un patois et c'est à ce titre seulement que le travail de M. Lewis a le droit de prétendre. Le premier chapitre traite des voyelles toniques libres et entravées, le deuxième des voyelles «protoniques» ou comme on dit en allemand „vortonig“ en commençant toujours par la voyelle a, le trosième des voyelles atones et le quatrième, enfin, des consonnes. Les matériaux que M. L. nous présente ont été ramassés sur place et avec soin. A ce point de vue le travail mérite pleine confiance. Quant à l'explication des phénomènes et aux rapprochements entre le dialecte

10) Flore populaire ou histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folk-lore. Tome I. Paris, Librairie Rolland 1896; in-8, 272 pages. 11) Guernsey: its people and Dialect. Thèse de doctorat de philosophie presentée à l'université de Baltimore. Baltimore 1895. 8°, 82 pages.



de Guernsey et les autres patois Gallo-Romans et surtout du français proprement dit, l'auteur est souvent plus affirmatif qu'exact. Ainsi, pour ne citer que quelques exemples, à la page 53 M. L. dit sans hésitation que, dans *tuba* (*touba*) du mot indien *Tabak*, l'a devient *u* (*òu*) sous l'influence de la consonne labiale suivante. L'auteur ne cite qu'un seul exemple de ce changement et dans le cas d'un exemple isolé la plus grande prudence est de rigueur. Nous sommes plutôt porté à croire qu'il y ait la une influence directe de la forme anglaise de ce mot qui contient un *o*.

Quand M. L. dit que dans le dialecte guernesiais le *d* ou *t* final s'est changé en *c* (*k*), il montre qu'il n'est pas bien familier avec d'autres dialectes Gallo-Romans où ce *c* se trouve souvent à la fin de mots monosyllabiques qui n'ont jamais eu ni *d* ni *t*, ni aucune autre consonne finale. C'est là un phénomène physiologique qu'il aurait été intéressant d'expliquer.

Les six exceptions relatives au groupe *ka* dans lesquelles *k* aboutit à *ch* comme en français, et aussi d'ailleurs plusieurs autres développements communs au français, au normand et au guernesiais, auraient en dû amener M. L. à faire des études chronologiques. Il y aurait sans doute trouvé des liens très intéressants entre l'histoire et le langage du peuple guernesiais.

En ce qui concerne les explications physiologiques données par M. L. il faut remarquer qu'elles ne sont pas toujours exactes. Ainsi, il explique, et certainement à tort, le changement de *pre* en *për* par un roulement prolongé de l'*r*. On aurait dit originairement *prrrriai*, et cet *r* fortement et longuement roulé aurait donné lieu à l'intercalation d'un *ë* entre *p* et *r*. Le phénomène est tout autre, comme nous le démontre, par exemple, la prononciation emphatique anglaise du mot *pretty*, qui très souvent devient *peritty*, c'est-à-dire que l'explosion du *p* est accomplée avant que la langue ne commence à vibrer. On entend alors la voyelle propre du *p*, s'il est permis de s'exprimer ainsi, qui est quelque chose comme un *à* très court. Cet *à* peut alors rester *à* en se prolongeant un peu, ou il peut se changer en *é* ou *o* sous l'influence de la voyelle suivante. Les explications physiologiques des phénomènes phonétiques sont toujours très intéressantes, mais quand elles sont données par un homme qui a fait là-dessus des recherches sérieuses et scientifiques. En somme: le livre de M. L. a une valeur réelle comme recueil de matériaux; quant aux explications philologiques et physiologiques, l'auteur aurait besoin d'élargir encore ses connaissances.

Avant d'aborder la critique de la dissertation de M. G. SOMMER[12]) nous tenons à reconnaître qu'il l'a écrite en un français clair et correct. Ce n'est pas son seul mérite; hâtons-nous d'en constater un second, qui, ainsi que le premier, n'est pas fréquemment celui des jeunes docteurs en philosophie allemands, à savoir, de n'être pas prétentieux. Il va nous en donner la preuve lui-même en nous disant ce qu'il s'est proposé d'étudier: «Dans le travail qu'on va lire, dit-il (p. 8), je me suis appliqué

---

12) GEORGIUS SOMMER: Essai sur la Phonétique Forcalquérienne. Dissertatio inauguralis, Greifswald 1895, in-8, 90 p.

à donner une phonétique assez exacte du dialecte qui se parle aujourd'hui à Forcalquier et dans les villages environnants [13]) et à faire connaître les changements qu'il a subis pendant six siècles. Je suis loin de prétendre que mon étude soit parfaite: elle m'aurait demandé un séjour de quelques mois au pays même, quant à la langue actuelle, et des documents plus nombreux et moins conventionnels, quant à l'état passé.» L'auteur connaît donc parfaitement bien le côté faible de son travail, ce qui nous dispensera d'insister sur les fautes qui sont dues aux circonstances qu'il rappelle lui-même.

L'étude de M. S. est fondée, comme il nous l'indique, essentiellement sur les œuvres dialectales de M. Plauchud, pharmacien à Forcalquier et auteur de Lou Cognard 1889, Lou Diamant de Saint-Maime 1893, La Danso des Parfum 1894 etc. Quant à la transcription phonétique, reconnaissant celle de M. Plauchud insuffisante, l'auteur prend pour base celle de son Maître M. Koschwitz, qui a étudié le dialecte de Forcalquier pendant un voyage qu'il a fait dans ces contrées en 1892. Si ces données, comme nous en convenons avec l'auteur, sont insuffisantes pour faire une étude complète sur la phonétique du dialecte forcalquérien actuel, celles que l'auteur possède pour démontrer les étapes que ce dialecte a parcourues pendant les six derniers siècles le sont encore davantage. Le principal texte sur lequel il s'appuie est le Livre des Privilèges de Manosque, Cartulaire municipal latin-provençal de 1195 à 1315. L'auteur avoue de ne posséder aucun document ni pour le 14e ni pour le 15e siècle et il ajoute qu'il en est de même pour les siècles qui suivent le 16e; quant au livre des Privilèges, il faut remarquer qu'il est écrit dans le dialecte de Manosque et non pas dans celui de Forcalquier. Si, comme le prétend M. S., les dialectes de Manosque et de Forcalquier peuvent être regardés aujourd'hui comme étant presque identiques, ils ne le sont pas complètement comme l'auteur l'indique en marquant deux différences qui existent entre eux. En outre, et ceci est plus grave, le texte en question doit servir non pas pour montrer l'état du dialecte actuel, mais pour établir la phonétique de ce dialecte aux 12e et 13e siècles. Admettons que les deux dialectes soient presque identiques aujourd'hui, en résultera-t-il leur identité d'il y a 600 ans? Une étude établie sur des fondements aussi peu solides n'est pas de nature à inspirer beaucoup de confiance et M. Sommer aurait peut-être mieux fait de s'arrêter au 16e siècle en utilisant les documents que renferment les archives de Forcalquier et en comparant le patois actuel de cette ville avec celui ou ceux des villages environnants. Il est toujours bon, nécessaire même, quand on étudie le langage d'un endroit bien limité, de tenir compte des parlers voisins. M. S. aurait peut-être bien fait d'étudier aussi le côté physiologique des phénomènes particuliers que présente actuellement le dialecte de Forcalquier, tels que le changement de l's final en *i* (*y*) et le passage de *l* intervocalique à *r* etc. Il aurait trouvé à cet égard, des

---

13) Il est fâcheux que M. Sommer n'ait pas étudié plus soigneusement la question des limites de son sujet. Il est d'une importance capitale de connaître, avant tout, très exactement le terrain sur lequel on travaille, et surtout quant il s'agit de l'étude d'un patois. La page 4 de la dissertation contient des erreurs assez graves à cet égard.



choses très intéressantes dans la thèse de M. l'Abbé Rousselot [14]) p. 227 et suivantes.

M. S. s'est écarté du plan ordinairement suivi dans ce genre d'études et comme il le dit (p. 13) la disposition de son travail «correspond entièrement à celle que M. Koschwitz a choisie pour sa «Grammaire des Félibres». La méthode nouvelle a l'avantage, sur l'ancienne, d'être scientifique en même temps que naturelle; mais par contre, elle ne se prête pas aussi facilement à la lecture que celle-ci. Faire l'étude d'après la méthode inductive et présenter le sujet d'après celle de déduction, ce qui obligerait naturellement de la faire aussi dans ce sens, serait l'idéal d'un travail dialectologique. Mais ce n'est pas un candidat au doctorat de philosophie allemand qui aurait le temps de le faire.

Cela dit, il nous reste à constater encore que la dissertation de M. Sommer produit l'impression d'un travail soigné et fait avec intelligence. Elle contient quelques remarques très intéressantes, telles que la confusion qui a regné au XVIe siècle dans l'emploi de l'*u* français et de l'*eu* patois et vice versa; les dates que l'auteur donne pour l'accomplissement de la vocalisation de l'*e* et de l'*s*. Dans un appendice, M. Sommer imprime deux textes provençaux [15]) qui ont paru dans le «Journal de Forcalquier». Sans doute on lui en saura gré, mais au lieu de renvoyer le lecteur à la RFé. pour la traduction, il aurait certainement mieux valu de la donner côte à côte avec le texte provençal.

M. le Docteur J. Zimmerli donne la suite d'un travail [16]), dont la première partie a paru en 1892. Dans ce deuxième fascicule, l'auteur passe en revue l'état linguistique des régions alpines des Cantons de Fribourg, de Vaud et de Berne et nous promet de traiter dans une troisième et dernière partie l'état linguistique du Canton du Valais. Elle contiendra aussi des conclusions et des remarques générales relatives au sujet du livre. M. Zimmerli expose avec la plus grande exactitude possible l'état linguistique de chaque localité (ville, village et bourg) en donnant le chiffre des personnes de langue française et de celles de langue allemande. Ce n'est pas tout. Il indique les noms de famille, ceux des fermes et des localités. Aussi celui qui voudra se livrer à une étude des noms propres y trouvera une foule de matériaux. L'histoire de l'état linguistique de la ville de Fribourg y occupe, comme de juste, une grande place. Rien de plus curieux que cette lutte entre les deux langues, rien de plus instructif aussi pour les philologues modernes. Fondée en pays allemand, Fribourg ne tarda pas à subir l'influence de son voisinage français. Mais, au moment de son entrée dans la confédération suisse (1547), elle inclina, pour se faire bien voir, du côté de l'allemand et cela jusqu'à la révolution française. C'est à partir de cet évènement que de nouveau elle s'est mise à redevenir française et à franciser les populations germaniques qui sont en contact avec elle.

En somme M. Z. nous apprend que la langue française a, dans ces dernières années, gagné beaucoup de terrain au détriment de la langue

---

14) L'Abbé Rousselot: Les Modifications phonétiques du Langage . . . de Cellefrouin. Paris 1891, Welter. 15) 1. Brinde don félibre Gagnaud. 2. Estrofo Don Souvis de Camoëns. 16) Die Deutsch-Französische Sprachgrenze in der Schweiz. II. Teil. Basel und Genf 1895. in-8, IV-164 p.



allemande, en ce sens que les familles des immigrés allemands changent de langue dès la troisième génération. Ce fait est dû surtout à l'influence de l'école et de l'église. — M. Z. a recueilli sur place la plus grande partie de ce qu'il nous expose, et deux très bonnes cartes, sur lesquelles la limite des deux langues est nettement tracée, en facilite singulièrement la lecture.

D'un grand intérêt sont aussi les nombreux (14) tableaux phonétiques dans lesquels l'auteur nous indique le développement des voyelles libres et entravées et des consonnes à 14 endroits différents de la région étudiée. Ces tableaux sont d'ailleurs précédés d'une étude phonétique sommaire des patois allemands et romans parlés dans les cantons de Fribourg, de Vaud et de Berne. Nous attendons avec impatience l'apparition de la troisième partie de cet intéressant travail. Ce sera, nous éspérons, le moment de revenir sur la question phonétique et autres détails que nous sommes contraint de négliger en ce moment.

M. J. Humzjker [17]) traite en quelque sorte le même sujet que M. Zimmerli dont nous venons de parler, et la deuxième partie de son étude se base même presque exclusivement sur les données de ce dernier. Il démontre clairement ce qu'il exprime à la fin de son travail dans les termes suivants: 1. „Im bisherigen Gebiete der sogenannten französischen Schweiz werden die einheimischen romanischen Mundarten zusehends vom Französischen verdrängt. 2. Gleichzeitig wird in dem Masse, wie die deutsche Einwanderung nach Westen strömt, dieselbe romanisiert . . . . 4. Der Deutschschweizer bekundet durchweg im öffentlichen wie im Privatleben, im Vergleich zum Franzosen, eine grosse Schwäche seines nationalen Sprachgefühls. 5. Am meisten zur Romanisierung der Deutschen in der französischen Schweiz trägt die französische Schule bei und der durchaus ungenügende Stand der dortigen deutschen Schulen.

Tous ses faits, d'autant plus intéressants qu'ils sont très bien appuyés par des preuves incontestables, recommandent fortement la lecture de cette étude sur l'état linguistique de la Suisse occidentale.

Paris. Adolphe Zünd-Burguet.

Le Wallon en 1895. — M. Wilmotte, qui a exposé dans cette revue [1]) les premières phases de l'étude du wallon, et dont nous avons signalé [2]) l'intéressante monographie sur l'histoire et la littérature du Wallon des origines à la fin du XVIII[e] siècle, vient de faire paraître un Cours sur le wallon [3]). A vrai dire, ce n'est qu'un syllabus, mais on y trouve des indications exactes et suffisamment complètes sur les origines, les limites historiques et conventionnelles, les caractères généraux

17) Die Sprachverhältnisse der Westschweiz. S.-A. aus SRu., Aarau 1896. in-8. 32 p.

1) Tome I, 347—362. Ro., XXIV (1895), p. 598, signalant ce «travail vraiment utile», dit que l'auteur aurait singulièrement accru la commodité de cette liste (de toutes les étymologies de mots wallons données depuis Grandgagnage) si, après chaque mot, il avait mis entre parenthèses le mot latin ou germanique auquel on l'a ramené. 2) En 1894. 3) Extension universitaire de Bruxelles. Année académique 1894—1895. Bruxelles, imprimerie Moreau (Lamertin, édit.), in-8°, Leçons I—VI, 19 pages.



de notre patois, sur les origines germaniques et gallo-romaines de la cité liégeoise, ses développements, les premiers indices d'une culture littéraire, sur l'époque communale et les premiers historiens, sur la poésie épique et lyrique au pays de Liège, sur l'art réaliste et la satire, enfin sur le théâtre. Chaque leçon est suivie d'une bibliographie. — La géographie, l'origine et les limites historiques du wallon n'ont été l'objet d'aucune étude nouvelle. — Au sujet des anciens textes, il y a à signaler la consciencieuse description et analyse d'Un manuscrit namurois du XVe siècle par M. JULES CAMUS[4]). C'est le ms. IV 11 de la Bibl. nat. de Turin, qui contient divers opuscules concernant la médecine, la chiromancie, l'explication des songes, des pronostics, etc. Suit un aperçu des principaux phénomènes linguistiques qui caractérisent le dialecte des derniers scribes namurois de ces textes. C'est au fond l'ancien wallon, ayant subi d'une part l'influence du dialecte picard, de l'autre celle du dialecte bourguignon. Dans ces écrits si variés, l'auteur a pu faire une abondante moisson de termes dont la graphie ou le sens ne figure pas dans nos dictionnaires historiques; il en donne la liste alphabétique illustrée d'exemples et avec des explications qui auraient pu être plus complètes. — Dans la RBibl.[5]), M. CAMUS a inséré une note fort intéressante sur un manuscrit de Mandeville, actuellement à Modène. Par des recherches très sagaces, il montre que ce ms., le second en date de ceux qu'on possède du célèbre voyage, a bien été exécuté en 1388 pour Valentine de Milan, par un clerc français, appelé Pierre (le) Sauvage. — En ce qui concerne la morphologie, on relève quelques indications dans un compte rendu de D. BEHRENS[6]) sur la Grammaire des langues romanes de M. Meyer-Lübke. Ce chapitre s'est enrichi d'un nouvel Essai de grammaire wallonne de M. JULIEN DELAITE[7]). On y trouve surtout les paradigmes des articles, substantifs, adjectifs, pronoms et particules, mais seulement en liégeois. L'auteur se montre toujours bien informé quand il s'agit des particularités de la langue moderne; il expose les faits avec intelligence et sagacité; ses riches nomenclatures seront très utiles aux spécialistes; mais un peu plus de clarté jointe à une méthode plus rigoureuse eût facilité considérablement la lecture du travail aux non-patoisants, et l'auteur n'est pas toujours heureux dans le choix de ses exemples. Au surplus, il n'a pas fait œuvre proprement scientifique; ses remarques historiques sont insuffisantes et trahissent une connaissance peu approfondie des lois philologiques. — M. MARCHOT a donné deux nouvelles séries d'Etymologies françaises et dialectales[8]): wall., lorr., franco-prov. berau(l), berou(l) «bélier» = ‚Berulfum' n. pr.[9]), *mitan* = ‚medium tantum'; wall. *awè* «oui» = ‚oël, hoc illum'; lat. ‚quadrabrachia' est représenté par divers noms wallons du lézard et de

4) RLR., XXXVIII, p. p. 27, 159 et 193. Tiré à part. Voyez les comptes rendus de la Ro. 24, p. 615 (P. M.), du BFL. 1895, p. 370—371 (J. F.), de la RCr., 13 janv. 1896 (Ch. J.). 5) Tome IV. 6) ZFSL. 1895, XVII, 65—89. 7) Deuxième partie. Liège, Vaillant 1895, 8°, 92 p. La première partie est une monographie sur Le Verbe wallon, parue en 1892 et extraite du BSLLW., t. XIX. Cf. Ro. 24, 1895, p. 496, RCr. 16 mars 1896, p. 217—9 (E. BOURCIEZ), ZFSL. XVIII, 2, p. 12—16 (CHARLES DOUTREPONT). 8) Ibid. XVIII, p. 431, et XIX, p. 99. 9) Ro. 1895, 24, p. 307, G. PARIS rectifie cette étymologie, basée d'ailleurs sur une invraisemblance. Voyez aussi ibid., p. 311.



la salamandre. Le wallon intervient également dans les recherches de M. Marchot sur l'a.-franç. *bacoule* «belette», forme fém. dérivée de * *Becoul*, * *Bacoul* = *Beculf*, sur le fr. dial. *barrot* «tombereau» = véhicule à *barre*. A propos de termes français anciens ou modernes, M. Georg Cohn cite le wallon *abaumé* et *abomaie* [10]), M. A. Horning *fer*, *fẹ* (* *fare*) [11]), M. W. Meyer-Lübke *harlé*, *horlé* (fr. *hâler*) [12]). M. Braune, dans ses Neue Beiträge zur Kenntnis einiger romanischen Wörter deutscher Herkunft [13]), rapproche clamm du fr. *clamp* et clitche du fr. *clinche* (*cliquet*, *clique*, *claque*). M. Jules Feller, rendant compte [14]) de l'étude de M. Jules Camus sur Un manuscrit namurois du XVe siècle, propose quelques rectifications aux Conjectures de l'éditeur dans sa liste alphabétique des termes dont la graphie ou le sens ne figure pas dans les dictionnaires. — En fait de glossaires, nous n'avons rien à signaler. On peut toutefois citer ici les Essais philologiques sur les belgicismes de M. L. Latour [15]); l'auteur signale les caractères généraux de la prononciation belge du français; il y a des belgicismes de prononciation, de vocabulaire et de syntaxe; M. Latour en a dressé la liste alphabétique. Il aurait peut-être dû faire un départ plus exact entre les influences du flamand et celles du wallon sur la prononciation et la syntaxe. — La lutte entre les Flamands et les Wallons sur la question de la langue officielle prend un caractère d'acuïté chaque jour plus inquiétant. Elle a suscité une protestation de M. Julien Delaite contre l'intrusion du Flamand aux Chambres [16]), que l'auteur considère comme une atteinte portée à la raison et au bon renom de la Belgique. Il essaie «d'expliquer, en en démontrant toute la vanité et tout le ridicule, comment cette idée insensée a pu se faire jour et être prise en considération par le gouvernement lui-même». — Dans un domaine plus paisible, signalons la Publication de la collection complète des anciennes poésies wallonnes par J. Dejardin [17]), énumération détaillée de dix-neuf pièces extrêmement rares du XVIIe siècle, et une note de M. Victor Chauvin sur Johannes Braunius et le wallon [18]): un passage des Selecta sacra de Jean Braun, inspiré par la lecture des Entretiens d'Ariste et d'Eugène du P. Bouhours, où il se demande si un Allemand peut être bel esprit, montre que le savant orientaliste aimait le wallon (Leodiensem Walonicam) et en recommandait l'étude. — Cette même année de l'ASLLW. [19]) contient le traditionnel Armanak lîgeois (Ephémérides et Calendrier historique wallon) par J. Dejardin, la biographie d'Alphonse Falloise par Victor Chauvin, diverses pièces de vers de circonstance et autres: chansons, complainte, récit, etc. — Quant au Bulletin de la même Société [20]), il contient surtout des rapports sur

10) ZRPh. XIX 51—60: Zur Ursprunge von *abo(s)mẽ*, p. 53. 11) Ibid., p. 70—6: Frz. *Gesse*, *faire*, p. 74. 12) Ibid., p. 94—9: Etymologien, p. 95. 13) ZRPh. XIX, 348. 14) BFL. 1895, p. 370—1. 15) RIPB., t. XXXVIII 221—230, 378—396 (à suivre). 16) ASLLW., Liège, Desoer, 1895, 113—126. Tiré à part. Cf. ibid., 1896, p. 127—151: Le wallon à la Chambre des Représentants (Extrait des Annales parlementaires, séance du 10 août 1895). 17) Ibid., p. 81—84. 18) Ibid., p 89—93. Tiré à part. 19) 1894-N$_\sigma$ XIV, paru en mai 1895, 130 pages. 20) Deuxième série. Tome XXIII. Tome XXXVI des publications. Liège, Vaillant-Carmanne 1895.

les concours de 1894 (corps de métier, contes en prose, pièces de théâtre en prose ou en vers, scènes populaires, crâmignons et chansons, satires et contes, pièces de vers en général) et des ouvrages couronnés: le plus considérable et le plus important de ceux-ci est le mémoire de M. JOSEPH HALKIN sur Le bon métier des vignerons de la cité de Liége et le métier des vignerons et cotteliers de la ville de Namur. C'est une contribution remarquable à l'histoire générale des trente-deux métiers liégeois, fruit de laborieuses recherches, faites avec conscience et exactitude[21]). — La production littéraire des écrivains wallons est trop abondante et généralement trop insignifiante pour mériter ici une mention détaillée: on en trouvera des échantillons divers dans l'Anthologie des poètes wallons[22]), dans l'Annuaire de l'Association des Auteurs dramatiques et Chansonniers wallons[23]), dans le Recueil de littérature du Club Les Wallons[24]), dans le Bulletin du «Caveau Verviétois»[25]), dans le Caveau liégeois[26]), dans l'Armanack des qwate Matty so l'anneye 1895[27]), dans l'annuaire de la Société littéraire dramatique La Wallonne, etc. etc. Différents journaux en patois continuent à paraître: Li Marmite[28]), Li Spirou[29]), Li Clabot[30]), Li Trinchet[31]), Li Mestré[32]), l'Aclot[33]), etc. etc. — Deux périodiques français, l'Art Wallon[34]), et Le Vieux-Liège[35]) se consacrent à l'étude artistique et littéraire de la Wallonie. — Dans le domaine de la littérature populaire, le Bulletin de Folklore[36]) a continué de publier des légendes, contes, coutumes, traditions légendaires, croyances et usages, etc. Nous y remarquons surtout la suite de la Flore populaire wallonne par J. FELLER, Les songes au moyen âge par JULES CAMUS[37]), une nécrologie d'Edmond Etienne[38]). Wallonia[39])

---

21) Voyez le compte rendu de F. MAGNETTE dans la RIPB., t. XXXIX, 1896, p. 546—7. 22) Liége, Gothier, 1895, in-8°, de 320 p., avec courtes notices biographiques et bibliographiques . . et une introduction, contenant poésies, chansons, monologues, contes de 101 auteurs, morts ou vivants, de tous les dialectes. 23) Liège, Gothier, 1895, contenant trente-trois chansons, poèmes et monologues d'auteurs différents en dialectes variés. 24) Liège, Wasseige, 1895, brochure pet. in-12 de 59 p., contenant les pièces «couronnées» aux concours que la société a ouverts en 1894, avec les rapports des jurys, et des documents relatifs à un concours de crâmignons sur les anciens usages et coutumes liégeois. Cf. W., 1895, p. 83. 25) Verviers, Weber, 17e année 1894—95; 18e année 1895—96, en livraisons in-8° bimensuelles, wallon-français. 26) 20e anniversaire, Liège, Giboreau. 27) Liège, in-12. Cf. W., 1895, p. 190, une note sur ce curieux almanach populaire. 28) Gazette originale (namuroise), paraissant le dimanche, 13e année. 29) Gazette des tiesses di hoïe veyant l'joû tos les dimègnes, 8°, 13e année, Liège. 30) Hiltant totes les samaines, 3e année, Liège. 31) Journal anti-wastate, critique et littéraire, bimensuel, 2e année. 32) Gazette di tos les wallons, hebdom. illust., 1e année. 33) Nivelles. 34) Revue mensuelle d'art et de littérature, qui veut «continuer la tâche commencée par „La Wallonie" et „Floréal", et affirmer, défendre les tendances et les aspirations des jeunes». 35) Organe du Comité «Les Amis du Vieux-Liège», journal grand format hebdomadaire. Archéologie, histoire, wallon, architecture, sites, etc. 36) Organe de la «Société du Folklore wallon», 1895, 4e année, tome II, fascicules V—VIII. 37) D'après un manuscrit namurois du XVe siècle: Le livre de l'exposicion des soinges. La signification des soinges et des visions, p. 310—330. 38) P. 292. Voyez aussi W. 1895, p. 84, et ASLLW. 1896, p. 1—17, par GEORGE WILLAME, et une bibliographie par JOSEPH DEFRECHEUX, p. 18—24. 39) Recueil de littérature orale, croyances et usages traditionnels, 3e année, 1895.

s'est enrichie de nouveaux documents de littérature orale (contes, fables et légendes; facéties et anecdotes; chansons et musique; proverbes, dictons, énigmes et formulettes), de croyances et usages, etc. Quelques traditions légendaires du pays wallon ont été rappelées par le poète HEINRICH FREIMUTH dans ses Ardennen-Wanderungen[40]).

A. et G. Doutrepont.

1896. — La magistrale étude de M. GODEFROID KURTH sur La frontière linguistique en Belgique et dans le Nord de la France[41]) a définitivement élucidé un point de la géographie du wallon. Son but est de rechercher, par l'examen des noms de lieux, l'origine et de faire l'histoire de la dualité de langues dans les provinces belgiques; il arrive à tracer, avec une exactitude presque mathématique, la ligne de séparation des deux langues dans le haut moyen âge et dans les temps modernes. A l'aide de la toponomastique, il jette une nouvelle lumière sur les invasions germaniques en Gaule. — Au même ordre d'idées se rattache la savante dissertation de M. JULIEN FRAIPONT sur Les origines des Wallons et des Flamands[42]): «les habitants de notre petite Belgique se classent aisément en deux types anthropologiques bien différents: le type wallon et le type flamand». Malgré toutes les causes qui tendent à effacer leurs caractères propres, ils n'en ont pas moins conservé parmi nos populations un cachet d'origine différente: c'est ce que l'auteur recherche en se basant sur les données de l'archéologie, de l'anthropologie et de l'histoire. — Dans le domaine des anciens textes, M. PAUL MARCHOT a publié des recherches Sur le dialecte de l'«Eulalie»[43]). Il ne croit pas qu'il faille hésiter un seul instant à faire de la plus ancienne poésie française une texte wallon. Toutefois, étant donné qu'on y relève aussi quelques traits picards, ils localiserait l'Eulalie sur les confins extrêmes du domaine wallon près de la frontière picarde, peut-être à l'abbaye de Lobbes près de Thuin. A cette frontière, des régions présentent à des degrés divers et selon des combinaisons variées le mélange des traits considérés comme spécifiques du wallon et du picard. — Dans une contribution Zum Jonasfragment[44]), M. G. BAIST montre qu'un examen attentif du seul facsimile de Koschwitz permet de corriger plusieurs leçons jusqu'ici admises comme paléographiques.

De nouvelles tentatives ont été faites pour fixer l'orthographe du wallon littéraire. Un projet peu important a été soumis par M. DENIS au Caveau verviétois. L'Essai d'orthographe wallonne de M. AUGUSTE VIERSET manque de méthode: il entremêle l'étymologie et la phonétique. MM. LEQUARRÉ et DELBOEUF partent du principe

40) Mit fünf Bildern, einem Touren-Verzeichniss und einer Karte, VIII-124 pages. J. P. Bachem, Köln am Rhein, 1895. 41) Bruxelles, Société belge de librairie, Treurenberg, 1896, t. I, 1 vol. gr. in-12 de 588 p. Mémoire couronné par l'Académie royale de Belgique. Voyez les comptes rendus de M. PROU: MA., janvier-février 1897, p. 56—62, de A. DELESCLUSE: BBPMB. 15 mars 1897, col. 83—85, de la RBB., 31 mars 1896, p. 119—120. 42) ASLLW. 1895, n° XV, Liège, Desoer, mai 1896, p. 179—210, avec trois planches. 43) ZRPh., 1896, XX. Band, 4. Heft, Vermischtes. I. Zur Dialektkunde, p. 510—4. 44) RF. 1896, VIII 511—512.

qu'il faut «écrire tout ce qui se prononce et rien que ce qui se prononce; écrire toujours de la même manière ce qui se prononce de la même manière»; mais la nécessité de se servir de l'alphabet français et de tenir compte des habitudes des auteurs wallons les engage dans une série de compromis et les oblige même à violer parfois, dans la pratique, leur règle fondamentale. M. EUGÈNE MONSEUR, dans une petite brochure très intéressante, très vivante, qui est la réunion de plusieurs articles parus dans VL. et où il s'inspire des travaux de la Société de réforme orthographique française, et notamment des grammaires de Clédat et des ouvrages de Paul Passy, étudie les sons du wallon et propose pour chacun d'eux une graphie plutôt phonétique. Egalement partisan de la simplication de l'orthographe française et d'accord avec M. Monseur sur l'orthographe purement phonétique, à réserver aux travaux scientifiques, M. JULIEN DELAITE [45]) voudrait faire adopter, pour la langue littéraire, pour l'usage courant des Liégeois et Belges wallonisants, l'orthographe analogique la plus complète, en prenant pour base la langue avec laquelle le wallon a le plus de points de ressemblance et de contact, c'est à dire la langue française.

Parmi les nouvelles étymologies, signalons celles de M. MARCHOT [46]): le préfixe verbal *ac-* = *adcon-*; le pronom possessif *da mên, da tên, da sên, da nǫs', da vǫs'* (le mien, le tien, etc.) résulte d'une juxtaposition remarquable des deux façons d'exprimer la possession: la forme périphrastique (*da mi, da ti* etc.) et la forme ordinaire (*li mên* etc.); le mélange des deux façons de dire, coexistantes sans doute à un moment déterminé, a donné lieu à *da mèn* etc.; *glèter* (baver) n'est autre chose qu'un verbe formé sur l'ancien *golet* (goulet) = gueule.

L'histoire littéraire est représentée par une note de M. VICTOR CHAUVIN [47]) sur le savant Paquot et le wallon. Cet hébraïsant distingué et bibliographe hors ligne s'intéressait beaucoup à la langue de ses pères: il aimait son wallon et ne le reniait pas au milieu de ses savants collègues de la Société littéraire de Bruxelles; il engageait ses compatriotes à faire paraître des ouvrages d'esprit en leur patois. Nous avons ensuite les biographies de Joseph Dejardin, président de la Société liégeoise de littérature wallonne, par M. CHAUVIN [48]), d'Edmond Etienne, auteur brabançon, par M. GEORGES WILLAME [49]), d'Alphonse Boccar, écrivain liégeois, par M. JULIEN DELAITE [50]).

Parmi les œuvres originales, mentionnons une réédition artistique des Oeuvres complètes de Nicolas Defrecheux [51]), auquel la Wallonie se prépare à élever un monument à Liège. — Un poète brabançon, M. L. J. COURTOIS, curé à Saint-Géry, a traduit en wallon de Perwez (avec tout le sans-gêne possible, observe-t-il) la première et

45) Projet d'ortografe walone. Broch. pet. 8° de 33 pages, Liège, H. Vaillant-Carmanne, 1896. Cf. RBB., 31 décembre 1896, p. 575—6. 46) ZRPh. 1896, p. 525—6, IV. Zur Wortgeschichte. I. Etymologies wallonnes. 47) ASLLW. de 1896, Liège, Desoer. Tiré à part, 8 pages. 48) Ibid. 1—45, avec les discours funèbres et la bibliographie par JOSEPH DEFRECHEUX. 49) Ibid. 97—120, avec une bibliographie par JOSEPH DEFRECHEUX. 50) Ibid. 121 - 125. 51) Auguste Bénard, Liège, 1896, 243 pages. Edition de grand luxe, strictement limitée, avec portrait, fac-simile d'écriture et illustration. Couverture illustrée, tirée en deux couleurs.

la neuvième églogues de Virgile[52]). — La poète JOSEPH VRINDTS a publié un roman wallon: Li pope d'Anvers. — Parmi les productions dramatiques les plus notables de cette année, signalons Les Rèvinteus di 1830 de HENRI BARON[53]), L'èfant trové de LÉON PIRSOUL[54]), Victoire! de LAMBERT-JOSEPH ETIENNE[55]), Wezin-Wezenne de JEAN BURY[56]), El galant strappé de EMM. DESPRET[57]) etc. — Grâce aux nombreux concours organisés par les nombreuses sociétés littéraires, les productions de toute espèce se multiplient; malheureusement, la plupart de nos auteurs ont souvent plus de bonne volonté et de facilité que de talent vrai; quelques créations de valeur sont noyées dans l'abondance des choses insignifiantes ou mal venues. Parfois on a tenté d'y faire un choix: ainsi la Fédération wallonne a publié Quéquès chansons di saqwants auteurs[58]).

Liège. A. Doutrepont.

Le Lorrain en 1895. ***Lexicologie.*** Quelques formes lorraines ont été étudiées incidemment par M. HORNING, dans: Die Suffixe-ĭccus, -ŏccus, ūccus im Französischen[1]); par M. MARCHOT, dans: Etymologies françaises dialectales[2]), enfin par M. MEYER-LÜBKE, dans: Romanische Etymologien[3]).

Lorrain ancien. 1. M. VICTOR FRIEDEL a publié, en les accompagnant d'un copieux et important commentaire d'ordre philologique et littéraire à la fois, deux fragments de la chanson de geste de Fierabras[4]). L'un de ces fragments appartient à la bibliothèque de Strasbourg, l'autre a été retrouvé à Metz; le premier date du XIVe siècle, le second du XIIIe. Tous deux contiennent les restes d'un Fierabras „propre à l'Est"; . . . „les faits phonétiques montrent qu'ils appartiennent tous les deux à l'Est du territoire"[5]).

2. Eine altlothringische Übersetzung des Dionysius Cato[6]), conservée dans le manuscrit 98 de Berne, a été publiée par M. J. ULRICH avec des notes, très succinctes, sur le manuscrit, le traducteur et ses procédés, la graphie, la phonétique du texte. Un glossaire termine ce travail.

3. M. MAX KEUFFER a fait paraître Die Stadt-Metzer Kanzleien[7]) où les quatorze documents édités en appendice (120 5. — XIVe Siècle) sont précédés d'une volumineuse étude linguistique sur la chancellerie de la ville de Metz et d'une comparaison non moins étendue de cette langue administrative avec celle des textes littéraires de la Lorraine.

4. Le Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, VII (1895) ne contient aucun travail

52) ASLLW. 1896, p. 164—172. 53) Pièce historique en 4 actes et 5 tableaux, Liège, 1896. 54) Pice en quatre ake en vers (patois de Namur), Liège, Vaillant, 1896. 55) Comèdèye èn in ake, Liège, Vaillant, 1896. 56) Com. opér. en 1 acte, 3e éd. 1896, Liège. 57) Com. vaud. en 1 acte (en wallon de Nivelles) 1896, Nivelles. 58) Plaquette de 32 pages in-8°, Liège, 1896.

1) ZRPh., XIX, 170. 2) ZRPh., XIX, 99. 3) ZRPh., XIX, 270. 4) Ro., XXIV, 1. V. Friedel, Deux Fragments du Fierabras. Etude critique sur la tradition de ce roman. 5) Cf. ZRPh., XIX, 474 (G. Gröber). 6) ZRPh., XIX, 85. 7) RF., VIII, 370. Cf. la critique sévère mais fondée de la Ro. XXVI, 145. (P. M.)

d'ordre philologique. Nous profiterons cependant de l'occasion présente pour mentionner une publication excellente contenue dans le tome VI (1894) de la même collection. C'est l'édition par M. G. WOLFRAM et F. BONHARDOT des Vœux de l'Epervier, texte messin du commencement du XIVe Siècle. Les éditeurs ont joint au texte une introduction, une traduction française, une étude philologique et des notes historiques[8].

Louvain. G. Doutrepont.

Le Lorrain en 1896. Lexicologie. Non plus qu'en 1895, on ne peut signaler, pour la présente année, aucune étude philologique importante consacrée spécialement aux parlers de la Lorraine. Néanmoins, MM. Horning, Marchot et Meyer-Lübke ont décrit incidemment certaines formes des parlers lorrains, le premier dans: Die Suffixe accus, iccus, occus, ucus (uccus) im Romanischen[1]); le second, dans: Sur le dialecte de l' „Eulalie"[2]); le troisième, dans une notice critique[3]).

Lorrain ancien. Nous possédons, au moins, quatre manuscrits qui contiennent une traduction française des sermons latins de saint Bernard. Le dernier venu se trouve dans une collection de France qui n'est pas encore mise à la portée du public[4]); nous n' avons même à son sujet qu'une mention fort laconique et cependant déjà sujette à caution; elle n'indique pas le dialecte du texte qu'il contient. Un autre manuscrit est moins connu encore[5]). Les deux derniers renferment une version lorraine, célèbre depuis le XVIIIe siècle. Je reviendrai tantôt sur le manuscrit de Paris dont M. Foerster a donné, en 1886, le texte complet[6]).

Celui de Berlin a été mis au jour par M. Tobler[7]) qui en a fixé la date à la limite du XIIe siècle et du XIIIe. Ce même savant en avait fait une notice détaillée et en avait publié des extraits; à présent nous possédons en entier ce texte si précieux[8]). L'éditeur, M. ALFRED SCHULZE, a déterminé, plus complètement encore que son devancier, les modèles latins dont se sont servis les traducteurs messins de son texte — ils ont été deux —, de telle sorte qu'il n'y a plus qu'un sermon sans importance dont l'original soit encore à retrouver; cette question peut passer pour résolue. M. S. en étudie ensuite une autre, particulièrement épineuse, celle des rapports qui unissent le manuscrit de Berlin à celui de Paris. Après avoir établi à nouveau que les sermons I—III du manuscrit de Berlin sont identiques aux trois derniers du manuscrit de Paris, l'éditeur démontre que son manuscrit berlinois remonte à la même origine que celui de Paris pour les sermons IV à XXVIII et XXXIX à XLIII; par contre, les sermons XXIX à XXXVIII auraient une autre source. En somme, il reste vrai de dire que «le ms. de Berlin paraît comme le second tome d'un recueil que le ms. de Paris donnerait complet, si ce ms. n'était mutilé[9])». M. S. expose toute cette discussion avec prudence et sagacité; on pourrait lui demander d'être plus clair, comme aussi de nous dire sa façon d' expli-

8) Cf. Ro., XXIV, 625, et aussi Ro., XXIV, 576.

1) ZRPh., XX, p. 335. 2) Ibid., p. 510. 3) Ibid., p. 138. 4) Ro., XXV, p. 155. 5) RF., II, 199, note. 6) RF., II, p. 1. 7) SBAkBerlinphhKl., 1889, p. 29. 8) LV., CCIII. — Predigten des H. Bernhard in altfranzösischer Übertragung hrsg. von ALFRED SCHULZE. 9) Ro., XVIII, p. 526.

quer l' insertion de dix sermons, anormale à coup sûr, dans un recueil déjà formé. — M. K. Buscherbruck [10]) a étayé, par des arguments nouveaux, les assertions de M. Schulze. J'ai remarqué, dans son travail, une légère erreur. M. S. s'étonne (p. IX, note) qu'un sermon destiné au jour des rogations soit intitulé: Li sermons des croiz. C'est au contraire fort naturel; les rogations, ou litanies mineures, et la procession de saint Marc, ou litanies majeures, s'appelaient cruces, crois. (Voyez du Cange, Sainte-Palaye, Littré, sub verbo. Roquefort donne de l'expression: grands croix (sic) une traduction douteuse; je pense qu'il faut y reconnaître les litaniae majores ou romanae). Aujourd'hui encore, on porte les reliques de la vraie croix en ces sortes de processions.

M. S. a joint à son édition le texte latin correspondant, des notes grammaticales judicieuses, un glossaire, une table des noms propres et deux tables des sentences bibliques utilisées dans les sermons, l'une dans l'ordre où elles apparaissent dans la traduction, la seconde dans l'ordre des livres bibliques. Cette dernière table se rapporte non seulement aux sermons du manuscrit de Berlin, mais aussi à ceux du manuscrit de Paris, publié jadis par M. Foerster et dont je vais m'occuper à présent [11]).

M. Karl Buscherbruck vient de l'étudier dans un travail étendu, publié d'abord comme dissertation doctorale de Bonn et repris, sous une forme plus complète, dans les RF. [12]). Il a indiqué avec soin les caractères distinctifs des deux mains qui ont écrit le manuscrit de Paris, fait, à Metz, pendant les dernières années du XIIe siècle (le scribe du commencement aurait été originaire d'un village situé au sud-est de Metz); le dialecte du texte, fixé à Metz par la comparaison avec les chartes du XIIIe siècle et les patois contemporains des environs; la date du manuscrit (entre 1174 et la fin du siècle); la date du texte, légèrement postérieur à 1150; les rapports des sermons avec d'autres textes messins de la même époque, à savoir la traduction du commentaire de saint Grégoire sur Ézéchiel et la traduction des homélies de Haimon de Halberstadt. Le corps du travail de M. B. comporte l'étude détaillée de la phonétique et de la morphologie du manuscrit de Paris, puis quelques notes, trop succinctes, sur la syntaxe, le vocabulaire, etc.

Son œuvre terminée, M. B. eut connaissance du texte de Berlin; dans un long appendice, il en a étudié les particularités linguistiques. M. B. eût mieux fait, les deux textes étant si rapprochés, de refondre sa première rédaction; il n'a pas même repris en sous-œuvre les indications, forcément incomplètes, qu'il avait données, sur la parenté des manuscrits, dans son introduction. Une œuvre disposée de la sorte ne peut, malgré toute la somme de travail qu 'elle suppose, être autre chose que provisoire. Espérons, avec le critique de la Ro. [13]), qu'on nous donnera, après que tous les manuscrits auront été mis à la disposition des travailleurs, «une édition définitive de cette traduction, munie d'un glossaire et accompagnée d'une étude complète» [14]).

Louvain. Bn François Bethune.

---

10) ZFSL., XVII, B. p. 96. 11) Cf., sur l'édition Schulze, Ro., XXV, p. 343 et ZFSL., XVII, B, p. 96 (K. Buscherbruck). 12) RF., IX, p. 662: Die altfranzösischen Predigten des Heiligen Bernhard von Clairvaux. 13) Ro., XXV, 343. 14) Cf., sur le travail de Buscherbruck, Ro., XXVI, p. 147 (P. M.).

Anglonormannisch. 1895. ***Geschichte und Grammatik des Agn.*** Die Stellung des Agn. in England und das Verhältnis der Eroberer zu den Besiegten behandelt GASTON PARIS in einer Vorlesung von 1878, L'esprit normand en Angleterre, die nunmehr veröffentlicht ist[1]). Die grossen Linien, die er dort zieht, sind dieselben, nach denen wir noch diese Fragen betrachten, obwohl ein bedeutend reicheres Detailmaterial nunmehr die Kontouren besser ausfüllt. Paris hat daher auch nachträglich (S. 265) auf Jusserands Histoire littéraire du peuple anglais hingewiesen. — Grammatische Fragen werden kürzlich berührt in den von Meyer und Liebermann unten zu erwähnenden Publikationen.

Textausgaben und handschriftliche Studien. P. MEYER veröffentlicht[2]) nach einer Hds. in Toulouse und einer in Cambridge eine Descente de saint Paul en Enfer. Es ist ein unvollständiges Gedicht von 282 Versen auf Grund eines lateinischen Originals. Der Dichter verrät sich als Anglonormanne aus der späteren Zeit, etwa der Mitte des XIV. Jahrhunderts, und die Toulouser Hds. ist wenig jünger. Die Versifikation ist nicht selten unkorrekt; eine Besonderheit, vier kon sekutive Verse auf demselben Reim, wird als für die normannische und noch mehr anglonormannische Poesie gewöhnlich vom Herausgeber hervorgehoben. — Eine agn. Übersetzung des 12. Jahrhunderts von Articuli Willelmi, Leges Eadwardi und Genealogia Normannorum wird von F. LIEBERMANN bekannt gemacht[3]). Die Artikel hat er vollständig abdrucken lassen; von den Leges nur eine Probe. In der für die Rechtsgeschichte Englands interessanten Einleitung wird erwiesen, dass der Übersetzer im Jahre 1193 hat arbeiten dürfen. — Die agn. Texte, die P. Meyer in den NE. XXXV, 1 bespricht, können hier nicht aufgenommen werden, da diese Notices noch nicht an die Bibliotheken versandt worden sind. — Für die Hdss. des Beuve de Hanstone, von denen wenigstens zwei eine anglofranzösische Fassung darstellen, hat A. STIMMING einen Stammbaum zu errichten versucht[4]).

1896. ***Textausgaben.*** Das einzig bedeutende sind einige Ausgaben von Texten und Bekanntmachungen von Handschriften, die man P. MEYER und G. PARIS verdankt. — In einer Notiz über eine Orléans-Handschrift verzeichnet P. Meyer[5]) anfangs die ihm bekannten, in England (und Frankreich) entstandenen altfranzösischen Mirakelsammlungen. Auf England kommen 1. Adgar (ed. Neuhaus); 2. 60 Mirakel im British Museum Ad. Royal, 20 B. XIV (teilweise ediert); 3. ein Mirakel in der Hds. Ee. 6, 3 der Universität zu Cambridge. Endlich finden sich in der von Meyer beschriebenen Hds. aus Orléans einige Fragmente von einem Marienwunder, die entweder England oder der Normandie angehören. Diese Fragmente, aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, werden dann mitgeteilt (zusammen 170 V.). — Ausgedehnter ist MEYERS Notiz über die Hds. Fr. 24862 der Nationalbibliothek zu Paris[6]). Man ersieht daraus, dass diese Hds. folgende agn. Stücke enthält: einen langen Kommentar

1) La poésie du moyen âge, Hachette (1895). 2) Ro. XXIV 357; vgl. ibid. 589. 3) ZRPh. XIX 77. 4) Abhandlungen Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler . . . dargebracht. Halle a./S., M. Niemeyer 1895, S. 1—44. 5) In NE. XXXIV, 2, S. 31 ff. (gedr. 1895, distribuiert 1896). 6) NE. XXXV, 1, S. 131 ff.



über die Sprüche Salomos, eine gereimte Version der Verba seniorum, ein Gedicht über Antechrist, ein Gedicht über St. Pauls Hinabsteigung in die Hölle; alle drei Gedichte von einem englischen Tempelherrn Henri d'Arci (Anfang des XIII. Jahrhunderts). Der Kommentar ist um die Mitte des XIII. Jahrhunderts abgeschrieben, ein wenig früher verfasst worden. Er hat nichts mit dem Kommentar des Sanson de Nanteuil zu thun. Von dem ersten Gedicht Henris (Verba seniorum, mit einer kurzen Vie de Ste. Thaïs als Anhang) giebt es noch eine Hds., Harley. 2253 des Brit. Mus., die indes den Namen des Verfassers verschweigt. Meyer giebt einige Auszüge aus den Verba seniorum und die Thaïs vollständig. Das zweite Gedicht, über Antechrist, findet sich auch in einer Hds. im Brit. Mus. Roy. 8. E. XVII; es besteht aus 350 Versen, von denen kleine Bruchstücke mitgeteilt werden. Das dritte Gedicht, St. Pauls Hinabsteigung in die Hölle, ist auch ganz kurz; Anfang und Ende werden abgedruckt. Keines der Gedichte hat ästhetischen Wert; ihre Sprache bietet kaum etwas Interessantes; die Versifikation ist die gewöhnliche holprige der späteren agn. Zeit, so dass die Zwölfsilber oft mit längeren oder kürzeren vermengt sind. — In einer dritten agn. Abhandlung[7]) lehrt MEYER eine gereimte Version der Apokalypse aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts kennen. Von den sieben Hdss. gehören fünf England und drei enthalten neben der Übersetzung noch einen Prosakommentar, der indes aus Frankreich zu stammen scheint. Die Abschreiber haben sehr frei geschaltet, wie dies gewöhnlich Anglonormannen thaten, so dass die Texte stark aus einander gehen. Doch giebt jeder für sich eine verständliche Lesart. Nur V. 1017 (in γ) hat den Unsinn *Degaste ewe trestous frunt,* was Meyer ohne Anmerkung gelassen hat; das Latein und die Kopenhagener Hds. zeigen, dass *ewe,* d. h. *enue* in *e nue* aufzulösen ist (lat. *desolatam faciant illam et nudam*). Bei dieser Ungenauigkeit der Hdss. ist die originale Lesart nicht leicht herauszunehmen. Gar viel in der verdorbenen Versifikation ist Abschreiberzuthat, manche Verstösse doch immer auf Rechnung des Verfassers zu schreiben. Ein gewisses Interesse will Meyer diesem übrigens dürren und holprigen Gedicht anerkennen, indem er darin einen der Schwanengesänge der agn. Periode sieht. Die französischen Gedichte, die noch später in England verfasst werden, seien nämlich keine anglonormannischen Produkte, sondern bewusste Nachbildungen nach französischem Sprachvorbilde. Dies ist doch kaum zutreffend; denn noch in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts leben, wenn auch kümmerlich, die durch die Eroberung gegründeten Verhältnisse in Sprache und Litteratur fort. — Mit dieser Apokalypse haben die von M. PETIT[8]) erwähnten Hdss. nichts zu thun.

In mehreren Hinsichten interessant ist dagegen das von GASTON PARIS veröffentlichte Donnei des amants[9]), eine Art contrasto zwischen zwei Liebenden. Es stammt aus der guten agn. Zeit, kurz nach der Mitte des XII. Jahrhunderts (die alleinige Hds. viel jünger), es behandelt die wechselnden Gegenstände des Gesprächs mit Lebhaftigkeit und Geschick, es bietet für die Sprachgeschichte Bemerkenswertes und

7) Ro. XXV 174—257. 8) MA. 1896, S. 50ff. 9) Ro. XXV 495—541.

für die Textinterpretation Rätselhaftes. Natürlich hat der Herausgeber die meisten schwierigen Textstellen glücklich erklärt; einiges bleibt doch immer nachzutragen (so z. B. dürfte das als unverständlich bezeichnete *estit*, V. 50, wahrscheinlich = *atit* oder *ostit* „reizt“ sein, da *a-* und *es-* in agn. Hdss. wechseln [Suchier, Vie de St. Auban 35], und V. 667 *atie* für *aatie* zeigt. Einige Druckfehler stören noch den Sinn V. 295, 73, 481).

Für ***Grammatik und Lexikographie*** sind aus dem Donnei des amants einige Einzelheiten gewonnen. Die seltenen Formen *jous* = *jo vus* V. 816, *quideus* = *cuidiez vus* V. 973 stellen sich an die Seite von den von Tobler, V. Beitr. I, 212 gesammelten Kontraktionen. V. 1007 ist offenbar *sur espei ou'n pot* = *sur espei ou en pot* zu lesen. Nichtelision in *de* vor Namen kommt vor, nicht ungewöhnlich im Agn. und in neufranzösischem Druck auch erlaubt. Auf der andern Seite wird *e* vor Vokal bisweilen verschlungen: *enveisure, guaitur* etc., sogar *lenz* für *laenz, lele* für *leale*; auch *rel[e]ment* V. 454, das Paris als *rarement* fasst, dürfte für *reel[e]ment* stehen (vgl. *Rois* bei Littré). *Fras* etc. von *faire*, und seltene Reime *e*:*ie*, *aver* (= *aveir*): *aler* kommen vor. Die agn. Form *joe* für *ego* (: *roe*) ist zu verzeichnen. — Die grammatischen Bemerkungen Meyers zu der agn. Version der Apokalypse konstatieren schon Bekanntes aus der Zeit dieses Gedichtes: Unterdrückung des unbetonten *e*, *eient* = *eint* oder *ent* etc. und einzelne Unregelmässigkeiten verschiedener Art. — Der Lexikograph hat einige Wörter zu bemerken, welche der Herausgeber reichlich erläutert; *cnivet* (frz. *canivet*), *eindegre*, *wenelace*: das letzte wagt Paris nicht mit eng. *windlass* zu verknüpfen: doch scheint dies das einzig richtige; für die Form vgl. Palsgrave „*wyndace* for an engyn“. Weiter: *notcor* V. 331, früher nicht belegt, *einteins*, *bro* (= it. *brodo*), *gabe* (= *gab*), *eschaudet*, *escripe* (= aeng. *scrippe*), *wivre* als Adj. — Die ***Metrik*** des Donnei ist regelmässig, indem die Silbenzahl gleichmässig acht ist; sie ist archaistisch, insofern der zweite Vers eines Verspaares den Satz schliesst. Gewöhnlich zerfällt der Vers in zwei gleiche Teile, ohne dass indes von einer entschiedenen Cäsur, wie im Brandan, die Rede sein kann. — Die Metrik der von Meyer veröffentlichten Gedichte ist um so ungenauer. In der Version der Apokalypse findet man unter anderm, dass bisweilen vier oder sechs Verse denselben Reim haben, was im Agn. auch anderswo nachgewiesen ist; dass einige Verse dagegen keinen Reim haben; dass der Reim einigemale durch Assonanz ersetzt ist: *chandelabres-admirables*, *princes-riches*, *itel-mer*, was doch nicht unerhört ist.

Gothenburg, Johan Vising.

Spanische Sprache. 1891–95.

Bibliographie. Ein umfangreiches und wichtiges Hilfsmittel ist die als Preisschrift der spanischen Akademie vom Grafen von Viñaza bearbeitete Philologische Bibliothek.[1]) Sie giebt die Titel, zum Teil mit Charakteristiken und Auszügen von im ganzen 1750 Büchern

1) Biblioteca historica de la Filologia Castellana por el Conde de la Viñaza. Madrid 1893, XXXIV, 1112 S. 4°. Von demselben sind Zaragoza 1892

und Abhandlungen, in einzelnen Abteilungen chronologisch geordnet, und zwar, ohne die Nachträge, 110 Nummern Sprachgeschichte, 610 Grammatik mit Orthologie und Metrik und 914 Lexikalisches. Vollständigkeit und Genauigkeit erscheinen im Hauptland befriedigend, nehmen nach der Peripherie hin ab; spanisch-deutsches scheint der Verfasser fast nur durch Vermittlung der Romania zu kennen. Nun hat ja der grösste Teil der deutschen Schul- und Handbücher kein anderes als statistisches Interesse, so dass man die Lücke nicht schwer empfindet, einzelnes indessen auch etwas mehr, wie aus Gröbers Grundriss zu sehen war. Aber auch die wissenschaftliche Litteratur im engsten Sinn ist nach jener Seite arg defekt: so ist z. B. bei Pedro de Alcalá nicht die Neuausgabe Lagardes genannt, bei Dozy wird auf Mahns Etymol. Untersuchungen hingewiesen, aber Devic übersehen, des Referenten Beitrag zur arabisch-spanischen Lautgeschichte nicht genannt; Körtings Encyklopädie erfährt zu viel Ehre, wenn gesagt wird, der Grundriss „completa la Encyclopaedie“, seinem Wörterbuch zu wenig, wenn es ganz überschlagen ist. Daneben sind ganz heterogene Sachen aufgenommen, die der Verfasser nicht gesehen hat. Viñaza ist kein Romanist von Fach, wie man z. B. an seiner Wertschätzung des 1890 von der Akademie zum Philologen ernannten Comeleran sehen kann. Dafür sind seine Auszüge aus der älteren Litteratur nicht ohne Takt gewählt, wir erhalten eine ganze Reihe wertvoller Mitteilungen aus äusserst seltenen Schriften, und auch wem Santillana, der Nebrissensis, Encina, Argote u. s. w. zugänglich sind, wird es angenehm sein, sie hier neben einander lesen zu können. In dem älteren spanischen Teil liegt der Schwerpunkt der Arbeit, hier ist sie reich und erweist sich verlässig, wo der Referent nachprüfen konnte, wie z. B. bei dem richtigen Datum 1580 für des Sanchez de Lima Arte poética, gegenüber dem irrigen 1680 bei Salvá.

Allgemeine Grammatik. Die von allen Romanisten begrüsste Revue hispanique eröffnet ihr erstes Heft mit einem Artikel von Gonçalves Viana über die litterarischen Sprachen Spaniens und Portugals.[2]) Er wendet sich gegen Anschauungen, welche die Art, wie sich Raynouard die romanischen Sprachen entstanden dachte, auf die Halbinsel übertragen. Man muss das im Auge behalten, um die Ablehnung einer „phase romane hispano-portugaise, dont les deux idiomes seraient issus“ nicht übertrieben zu finden. Die Einzelbeobachtungen gehören überwiegend dem portug. Gebiet an. —

Wie im vorigen Bericht stellt sich an die Spitze der grammatischen Arbeiten wieder die allgemeinste, der 2. Band von Meyer-Lübke, seine romanische Formenlehre,[3]) die auch die Wortbildung umfasst. Dort waren auch ihre Bedeutung und ihre Schwächen auf dem speziellen Gebiet gekennzeichnet; es treten die letzteren indessen hier viel weniger hervor als in der Lautlehre. Zu bemerken ist die Aufnahme der von Schuchardt ZRPh. IV 121 angedeuteten Erklärung der *pido*-Classe von petio aus. Der Versuch einen anderen Weg einzuschlagen erfolgte im Grundriss aus den

Reproduktionen der Arte breve des Juan de Luna, London 1623, und der anonymen Gramática de la lengua vulgar de España, Lovena 1559 veranstaltet worden. leider nur Privatdrucke, vgl. Ro. XXII, 77[1]. 2) Gonçalves Viana, Les langues littéraires de l'Espagne et du Portugal. RHisp. 1894, 1—21. 3) W. Meyer-

von Cornu Ro. XIII 297 berührten Bedenken, der Konjugationswechsel von *decir* lässt sich von *dir* aus denken; doch würde ich jetzt ebenfalls von der Einwirkung des Hiat-i ausgehen, obgleich damit nicht alle Schwierigkeiten gehoben sind. Auch über die Deutung der schwachen Perfektformen lässt sich reden. Meines Wissens noch nicht gedruckt ist die richtige Erklärung von *pesiami* S. 192. Daneben war S. 14 *pechos* als Dual, nicht als Plural zu fassen, eb. ist mir ein asp. Subst. *jur* unbekannt, wohl *jur a dios* = juro a gemeint. S. 17 waren die ganz verschiedenen *donas* und *don* auseinanderzuhalten, sie verhalten sich begrifflich ungefähr wie frz. présent zu don. S. 75 ist span. *gran* als Plural mir nicht bekannt, feminines *primer* nicht nur mit altem *sol* zu vergleichen, s. u. a. Bello-Cuervo (5) §§ 156, 157 und Anm.; auch asp. *don* f. *doña* ist verwandt. S. 76 fallen span. eingeschlechtige Adj. für lat. II ganz aus, *firme* und *libre* sind, wie M. vermutet, ziemlich junge franz. Lehnworte, *soez* ist nicht sucidus. S. 77 klingt es als ob im Span. alle konsonant. auslautenden Adj. flektierten. Über die Formen der tonlosen Objektspronomina S. 105 vgl. Bello-Cuervo (5) Anm. zu 930. S. 115 wird *myó* erwartet: deum wird *dio*. Über 118 *eje* JBRPh. I 534, ebenda zu der Erklärung von *uñir-uncir* auf S. 205, die übrigens nicht genügen würde, selbst wenn die für *encía* gegebene richtig wäre. S. 192: *vení, mirá* sind keine Kurzformen. S. 366 und 275: ein *vai für vade einfach aus dem Wunsch zu schöpfen, halte ich nicht für zulässig. Es hat *traho* (trahe) in erheblichem Umfang auf die romanischen Zustandsverben eingewirkt, wahrscheinlich noch unter Beihilfe von ago. S. 340 war mit *fusso fuxo* zu nennen. S. 384: *erecho* bei Bereco ist Adj., nicht Particip. Wie man sieht, sind das meist Kleinigkeiten; Einschneidenderes wäre an mehreren Stellen zur Wortbildung zu sagen, wo eben seit Diez fast gar nicht nachgearbeitet worden ist. Aber auch dann würde nur ein Bruchteil herauskommen gegenüber dem Convolut, das der Referent s. Z. über den ersten Band geschrieben hatte und zurücklegte, um nicht einen unbillig ungünstigen Eindruck hervorzurufen.

Croce's bemerkenswerte Abhandlung über das Spanische in Italien mit Beiträgen Farinelli's[4]) gehört wesentlich zur Litterarhistorie, ist aber auch für die Geschichte der Sprache nicht ohne Interesse.

Eine Altspanische Grammatik[5]) eröffnet Pedro de Mugica mit dem ersten Teil, der Phonetik. Dem Verfasser fehlten in der Vorbereitung drei Dinge, die Kenntnis der Phonetik, der Grammatik, und die des Altspanischen. Er glaubte den Mangel durch, missverständliche, Benutzung Meyer-Lübke's und durch Anlehnung an Schwan ersetzen zu können. Dem verdorbenen Papier ist bereits von W. Foerster und Morel-Fatio Gerechtigkeit widerfahren.[5]) Man konnte hoffen, dass bei einem bald darauf folgenden Bändchen,[6]) das, ebenfalls als erster Teil,

Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen. Bd. II: Romanische Formenlehre. Lpz., Reisland, 1894. XIX, 672 S. 8°. 4) Bd. Croce, La lingua spagnuola in Italia. Roma, Loescher, 1895. 87 S 8°. 5) Pedro de Mugica, Gramática del Castellano antiguo. Primera parte: Fonética. Leipzig, Reisland 1891. VIII, 86 S. 8°. Vgl. LCBl. 1892, Sp. 853. Ro. XX, 483. 6) Pedro de Mugica, Dialectos, castellanos, montañés, vizcaino, aragonés. Primera parte: Fonética. Berlin, Heinrich u. Kemke, 1892. 95 S. 8°. Vgl. ZRPh. XVII, 300.

Phonetik, die Dialekte des ostasturischen Berglands, Biscayas und Aragons behandelt, derselbe Verfasser aus seiner näheren Heimat wenigstens brauchbares Material liefern würde. Aber auch hier ist er gescheitert, er ist wirr und von einer Unvollständigkeit, welche dem Leser weitere Schlüsse ziemlich unmöglich macht. Warum z. B. das seltsame *dir* für *ir* eintritt, kann man sich aus Peredas Sotileza vollständig klar machen (anlautend *d* fällt in enger Verbindung, daher *ir* neben *dir* dicere, dann *dir* für *ir*), bei ihm steht man vor dem isolierten Faktum. Die unverstanden wissenschaftliche Form der Darstellung wirkt nur nachteilig. Eine lobende Recension schrieb dazu Braulio Vigón in der ZRPh.,[6]) mit kleinen Beiträgen zum asturischen Dialekt.

Einige der Sprachfehler, welche Gessner gegen die Echtheit des Centon epistolario vorgebracht hat, rechtfertigt CAROL. MICHAELIS.[7]) Zu Gunsten von *ploguido* führt sie neben etwas andersartigen Erscheinungen der Stammausgleichung und Analogie im Verb — hervorzuheben darunter die Erklärung von (*mal, bien*) *visto* aus *mal, bien quisto* — einige Fälle sporadischen Auftretens von *quisió* für *quiso* etc. auf (an *pudió* Berceo glaube ich nicht), Flektierung von *tuvo*, die von *visco*, das *quesido* des Valdes mit Nachweis der gleichen Form bei dem Portugiesen Sa de Miranda und in der neuen Lararomanze (1550) *Ay dios que buen caballero*, mit dem richtigen Hinweis auf den Latinismus, endlich *supido* in einem aragonischen Scherzlied. Der Wirkungskreis wird richtig als ein sehr niedriger und enger bezeichnet, und ich glaube, trotz *pluga* Gatos 37, nicht an *ploguido* am Hof Juans II. Für relative Berechtigung von *En pos suya* dagegen wird der Beweis erbracht. Vielleicht etwas zu viel gesagt ist es, wenn allen zusammengesetzten Praepositionen mit folgendem *de* die Fähigkeit der Substantivierung beigemessen wird. Im besonderen Fall hat wohl *en sequimiento del* und *suyo* eingewirkt. Willkürlich ist auch das Geschlecht nicht; *la pro* (nur so altspan.) ist von *el pro y el contra* etymologisch verschieden, *la contra* vom Auslaut bestimmt. Vgl. Mussafia, Asp. Crescentiasage 503; Baist, Caza 188 und GG. I 713; Ro. XI 354, XXIII 617; Keller, Formenlehre 70, und unten zu Yogar. Das Centon ist nicht zu retten; die Fälschung des Datums der angebl. Ausgabe von 1499 ist bibliographisch unzweifelhaft; die litterarische Mache so gut, dass trotz entscheidender quellenkritischer Gegengründe von hier aus immer wieder ein und der andere Fürsprech erstehen würde; die Sprache ist ein fröhliches Gemisch von Dingen, die wohl im 15. Jahrh., aber nicht zusammen, von solchen, die wohl an sich, aber nicht im 15. Jahrh., und von solchen, die im Spanischen überhaupt nicht vorkommen können. Cuervos inhaltvolle Untersuchung Dicc. I, 51 betont mit Recht Italianismen; solche werden wohl auch von Spaniern in antikisierendem Stil eingemischt, aber nicht so zahlreich und tiefgehend. Gessner hat das Verdienst der ersten richtigen Beurteilung trotz einiger Schwächen seiner Beweisführung.

Wie aus einer Anm. auf S. 6 hervorgeht, ist die Studie von KÖRBS[8]) über das Poema del Cid sieben Jahre vor ihrer Veröffentlichung verfasst.

7) Carol. Michaelis de Vasconcellos, Zur Cibdarealfrage. RF. VII, 123–37.
8) Ferd. Körbs, Untersuchung der sprachlichen Eigentümlichkeiten des altspanischen Poema del Cid. Bonner Diss. 1893. 61 S. 8°.



Was in dieser Zeit erschien, ist nicht weiter benützt, abgesehen davon, dass ein Anhang mit Besserungsvorschlägen zu den Assonanzen hinwegbleibt, weil dem Autor diese Aufgabe durch Restori, Propugnatore 1887, erledigt scheint. Auch die schon zu jener Zeit vorliegende unmittelbar einschlägige und gewiss nicht zu umfangreiche Cidlitteratur ist an zwingender Stelle nicht immer verwertet; so vgl. über die Hs. S. 5 LBFGRPh. 1882, 401; zu *fus* S. 8 ZRPh. VI 170; zu *virtos* etc. S. 13 und 49 ZRPh. VI 169; zu *lievar* S. 21 Ro. IX 134; zu *enfurcion* S. 30 ZRPh. VI 168. Die Aufgabe, die sich K. gestellt hat, ist überhaupt nicht sowohl eine Untersuchung der Sprache des Poema, als Inventarisierung der lautlichen und flexivischen Erscheinungen der Hs. des Poema; anderes Altspanische ist nur äusserst selten aus zweiter Hand zum Vergleich herangezogen. Die Sprachkenntnis ist beschränkt; S. 27 wird z. B. *granado* als *ganado* mit eingeschobenem r angesehen, S. 33 *capielo* als *cabello* mit regelwidrigem p, obgleich dann der Cid sein Haar abnimmt, und obwohl über beide Worte jedes Lexikon Auskunft gegeben hätte: S. 50 ist die Bildung von *dezeno* unbekannt. Als Gegengewicht dient die methodische Vorschulung; nur dass K. nicht immer Gebrauch von ihr macht, wie wenn er primären wie sekundären konsonant. Anlaut und Inlaut in für ihn selbst unübersichtlicher Weise zusammenmischt, den Akkus. Sing. unter ŭ bringt — und dass er eine gewisse Neigung zeigt sich mit dem zu begnügen, was man das Existenzminimum nennen könnte. So heisst es S. 12 „nachtoniges *e* auslautend nach einfacher Konsonanz fällt in der Regel"; ein paar Belege auf *-n, -r, -l,* werden angeführt mit „u. s. w.", aber nicht gesagt, wo die Grenze etwa liegt, *nuef* und *off,* auf die es gerade ankommt, bleiben unbeachtet; nur für die 3 sg. prs. ind. der Verba placere, dicere, jacere ist gesagt, dass grosses Schwanken herrsche, aber statt der Verhältniszahlen wird je ein Beleg gegeben, neben dreien für *plaze*, ohne „u. s. w.", so dass der Leser glauben darf, das Material vor sich zu haben, *fiz* (feci) steht beim Verbum, wo auch *plaz iaz faz* eben so unvollkommen wiederkehren, ohne Rückweis, wie fast durchgehend; das Nebeneinander von *plazem* und *plazme* ist weder hier noch beim Pronomen erwähnt. „Nachtoniges *e* im Auslaut nach Doppelkonsonanz (l. mehrfacher Konsonanz) ist in der Regel erhalten": folgen 6 Ausnahmen auf *-nt* und *-rt,* je einmal belegt, ohne u. s. w., unvollständig, da z. B. *adelant, cort, muert, estonz* fehlen; dass auch *den* und *don* für *dent* und *dont* stehen, wird erst unter *n* berührt (*en* für *end* gar nicht), dass *arch* für *art* vorkommt, nirgend; „bei einigen Worten herrscht grosses Schwanken" folgen noch *fuert* und *grand,* diesmal mit mehrfachen Belegen, ohne Andeutung der absoluten Unvollständigkeit derselben. Die *venist, pedist* etc. werden verschwiegen, der Fall, welcher die falsche „Regel" macht, auslautende *m, n, r, l,* ist nicht angegeben; und endlich fehlen trotz Ro. IX 71, ZRPh. IV 471, hier und weiter *rey, grey, ley, oy.* Wie bei diesem für die höhere Textkritik so wichtigen Kapitel deutet der Verf. seine Oberflächlichkeit in einer Reihe von Fällen durch „z. B." „meist", „gewöhnlich", „in der Regel" an; bleibt er oft unvollständig auch da, wo diese faulen Einschränkungen fehlen; übergeht er Bemerkenswertes vollständig, auch wenn es vor ihm schon besprochen

wurde. Man wird ihm daher ohne Nachprüfung nicht trauen auch wo er es etwa verdient. S. 51 ist gesagt „Die subst. pron. poss. des sg. lauten im P. C. *lo myo*, *lo to*, *lo so* (*lo so* immer, daneben dreimal *lo suyo*)" aber zwei von diesen *suyo* stehen in *o*-Assonanz, also für *lo so*, was denn doch bemerkt werden musste, und im dritten Fall heisst es *los suyos*. Darauf kommt ein eigener Gedanke, *lo mo* fehle zwar, ergebe sich aber aus dem Vorkommen in *o*-Assonanz (die zwei Fälle werden angeführt, aber mit „z. B."). Das ist irrig, die Form existiert nicht, *mio* aber ist einsilbig mit Tonverschiebung gleich *yo*. Aus einem solchen Fehlschluss soll K. kein Vorwurf gemacht werden. Anders aber steht es, wenn S. 57 aus dem Vorkommen der Schreibung *fosse* und *fos*, dem Auftreten von *fue* (4 mal, ein Fall ist angeführt), *fuer*, *fueren* (2 mal, ein Fall ist angeführt), *fossen* (ist ganz übersehen) in Assonanz mit höchst unklarer Logik geschlossen wird, dass *ǫ* in dem Dialekt des P. C. nicht diphtongierte. In den Assonanzen des P. C. steht allerlei mit dem sich der Anfänger besser nicht einliesse, aber an dieser Stelle musste er doch unbedingt den Sachbestand verzeichnen: dass in den *o*-Assonanzen 18 *ue* aus *ǫ* neben 8 Formen von *fui* und 9 sekundären *u* + *e*, nämlich einmal *nue* und 8 mal *Vermuez* stehen, endlich sogar 3008 *Assurez*. Man kann allenfalls 4 *ue* < *ǫ* 1317—20 ausscheiden, sonst kommt *ue*- oder *u*-Ass. nicht vor; und wenn man auch die nicht notwendig gleichartigen *fui* abtrennt, zeigen die *u* + *e* mit Gewissheit für *ǫ* die nördliche Aussprache *ų*, für urspr. *ǫ* die Betonung *úe*. Die Folgerung durfte fehlen, das Material musste gegeben sein. Da die Verszahlen genau sind, bleibt die Arbeit als Kontrollmittel brauchbar, dass sie nicht mehr ist, kann schwer entschuldigt werden. Die Zeit, die zwischen der Abfassung der studentischen Preisschrift und Dissertation, und ihrer Veröffentlichung liegt, zeigt deutlich, dass dem Verfasser Bedingungen bezüglich weiterer Ausarbeitung gestellt worden waren, deren Erfüllung er sich entzog.

Lautlehre. F. Araujo hat seine im JBRPh. I 14 und 534 verzeichneten Artikel über spanische Phonetik in den Phonetischen Studien fortgesetzt und schlieslich eine erweiterte spanische Ausgabe veranstaltet[9]). Der erste castilische (bezw. salamantinische) Mitarbeiter auf diesem Gebiete ist seiner Zeit allerorts freundlich begrüsst worden, es darf aber nicht verschwiegen werden, dass Lautbezeichnung und Beobachtung nicht weniger als einwandfrei sind. So wird z. B. die Gutturaltenuis in jeder Stellung, auch die labialisierte, mit einem so zwecklos als störend durchstrichenen *k* bezeichnet; dabei hören wir (S. 58), dass *ka* velar sei, *ke ki ko ku* palatal, in der Aufeinanderfolge von hinten nach vorne *ka ko ku ke ki*. Ohne jede Ahnung, was das für eine wunderbare Erscheinung wäre. Gehört habe ichs nie und A. auch nicht. Beiläufig wird (S. 59) der Nachweis in Aussicht gestellt, dass die heutige Aussprache des j die urspanische sei: vorläufig nennt er als Zeugen einige neunmonatliche Vettern, die den wahrscheinlich aboriginen Laut schönstens artikulieren: seine übrigen Gründe kenne ich nicht, aber ich missbillige sie. Die argen Schwächen

---

9) Fernando Araujo, Estudios de Fonétika kastelana. 156 S. 8°. Santiago de Chile und Madrid 1894.

Araujos berührt auch Schuchardt in seiner Anzeige von Wulff's andalusischer Phonetik,[10]) einer wichtigen und weitschauenden Ergänzung zu der besprochenen Abhandlung. Vgl. ausserdem Ro. XXIV 298.

Über Orthographie und Orthologie handelt durchaus verständig in zwei Artikeln [11]) R. Lenz, im Zusammenhang mit einem Beschluss des Chilenischen Unterrichtsministerium, das die im ganzen rationellere Bello'sche Schreibweise derjenigen der Akademie vorgezogen hat. Seine Vorschläge finden erfreuliche Unterstützung durch die philosophische Fakultät zu Santiago, so dass sie gleichartige Bestrebungen in Spanien zu verstärken geeignet sind. Die Schriftchen sind jedem praktischen Grammatiker zu empfehlen.

Buchholz[12]) konnte nirgend den Namen des *v* finden und fragte Mugica, der es ihm u-be nannte, ein Beweis für die Identität von *b* und *v*. Die Geschichte klingt mir etwas Mugicanisch; Don Pedro hätte nicht verschweigen sollen, dass die offizielle Benennung „u consonannte“ ist, neben der ich noch in der Schreibschule gebrauchtes „u de corazon“ kenne.

Die Entwicklung einer Reihe von Lauten, vornehmlich im 15. auf 17. Jahrh. verfolgt Cuervo,[13]) indem er von Nebrissensis ausgeht, eine Anzahl alter Texte, in erheblichem Umfang Viñazas Publication (s. o. S. —), die Grammatiker, Drucke des 16. und 17. Jahrh., dann auch auswärtige Zeugnisse, Lehnworte und Fremdworte, Aljamia und Iudenspanisch heranzieht. Neuere Beiträge sind wenig benützt; direkter Eintrag erwächst aus dieser Vernachlässigung für die Brauchbarkeit übrigens nur bei der Beurteilung des aspan. *z*. Auch soweit nur Bekanntes oder Negatives sich ergiebt, sind die Belege zuerst in solcher Ausführlichkeit vorgeführt. Dass altspan. intervoc. $b < p$ auf der portug. Stufe bleibt, war bekannt, der Versuch die Verschiebung zu datieren war noch nicht gemacht; das Ergebnis, Beginn zur Zeit Lebrija's, fertig im 17. Jahrh., ohne Zweifel wesentlich richtig, der Anfang wohl noch etwas weiter rückwärts. Das häufige Eintreten von anl. *b* für *v* und *v* für *b* lässt Cuervo an allerdings dokumentarisch nicht erweisbaren Einfluss der Satzphonetik denken, $b > v$ nach Vocal, $v > b$ zu Anfang der Phrase. Aber auch nach den span. Auslautskonsonanten würde *v* stehen, und dem gesamten Satzinlaut gegenüber hätte sich der Satzanlaut nicht ein paar Jahrhunderte lang promiscue gehalten. Für den Referenten steht es fest, dass Nebrija wie seine Zeit nur *v* spricht, aber *b*- begünstigt auf Grund etymologischer und einer etwas komplizierten paläographischen Tradition. Auch dort wo Cuervo regelmässige Dissimilation findet, *b* Voc. *b*, *v* Voc. *v*, *v* Voc. $b > b - v$, *bever, bivir, bivora*. Denn von den *v*-*v* erklärt sich das altübliche *bivir* aus graphischem Bedürfnis, so wie

10) LBZGRPh. 1892, 235—46. 11) R. Lenz, De la Ortografia Castellana, 23 S. 8°, Santiago 1894. Ders., Apuntaciones para un Testo de Ortología de la Lengua Castellana, 32 S. 8°, eb. 1894. Beides Separatabzüge a. d. Anales de la Universidad. Einige weitere an gleicher Stelle veröffentlichte Abhandlungen über Phonetik und Methode im Unterricht sind als bezeichnend für das aufstrebende Schulwesen der Republik zu erwähnen. Dabei muss allerdings gesagt werden, dass ein romanisches Land, das in seinen Mittelschulen auf das Latein verzichtet, unseres Erachtens seine Individualität preisgiebt, Futter ist für die Neuengländer, geistig und volklich. 12) ASNS. 92, 69. 13) RHisp. II 1—69. R. J. Cuervo, Disquisiciones sobre antigua ortografia y pronunciacion castellanas.

in noch gebliebenem *bulto* f. *vulto* u. a., ebenso *bivar*, während *bóveda* afr. bove mlat. buata etc. ursprünglich anlautendes *b* hat. Ähnliches *bivora* aber zeigt uns, dass Nebrija selbst nicht mehr, wie er von andern sagt, intervocalisches *b* < *p* zu unterscheiden im Stande war. Bei *ç*, *z* wird für die ältere Zeit der irrigen Wiedergabe des runden *z* durch *s* seitens der meisten Herausgeber Glauben geschenkt, einen Fehler der vom Referenten seit Manuel, Caza 207 immer wieder betont, und wie Morel-Fatio Ro. XXIV 614 hervorhebt, schon im 16. Jahrh. bemerkt worden ist; vgl. auch noch RF. IV 412 und GG. I 705. Das Eintreten der andalusischen Aussprache wird von Cuervo durch ein kaum anfechtbares Zeugnis des Arias Montano auf ca. 1550 festgelegt; für die Artikulation in der ersten Hälfte des Jahrh. ergiebt sich für *ç* die Verschiedenheit vom ital. *z* wie von franz. *ç*, *ss*, und Fortdauer der Unterscheidung von *z*. Wie hier zeigt sich auch bei *ss* und *s* die Vermischung der stimmlosen und stimmhaften in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.; es mag die im 15. Jahrh. noch ziemlich häufige Schreibung des Anlauts mit *ss* angemerkt sein. Was über *x*, *j*, *g* ermittelt wird, entspricht wesentlich GG. I 704; vgl. RF. IV 397 über Cervantes Aussprache. Die spanischen *x* für *ss* lassen sich nur zum Teil, wie Cuervo möchte, aus dem Arab. erklären, oder, wie die Nebenform *xastre*, aus dem Iüdischen; einige finden sich bei franz. Fremdworten, wie *xire*; andere sind unerklärlich, wie *pajaro*; ganz verschieden sind *quijera*, *igreja*, *sj* > *j*. Für *h* < *f* ist der Hinweis auf die beachtenswerte Verwendung von *h* als Lautwert in Indianerworten bei Oviedo u. a. hervorzuheben; das völlige Verstummen wird jedenfalls einige Jahrzehnte früher eingetreten sein, als man aufhörte den Hiat zu respektieren. Ein Blick auf das *ks*, welches die Bourbonenzeit der Sprache aufzunötigen beflissen ist, beschliesst den inhaltreichen Artikel.

Die Orthographie von Alfonsos X astronomischen Schriften, genauer des Complutensischen Codex, den Rico seiner Ausgabe zu Grund gelegt hat, verzeichnet F. Hanssen, AUCh. 1895. Der Text eignete sich wohl durch eine gewisse Einheitlichkeit der Überlieferung, Umfang (V, 2 ist nicht erschienen), und verhältnissmässige Exaktheit des Abdrucks. Die lautgeschichtlichen Bemerkungen des Verfassers sind mit dem Stoff noch nicht genügend vertraut, aber was der Titel in Aussicht stellt hat er gegeben: eine in Vollständigkeit und Anordnung brauchbare Materialsammlung zur spanischen Phonetik. Doch bleibt zu beachten, dass der Text Ricos nur im Vergleich mit spanischen Gepflogenheiten exakt genannt werden darf.

Formenlehre. Über den zweiten Band von Meyer-Lübkes Grammatik s. o. S. 299f. A. Kellers Historische Formenlehre[14]) hält Erbwort, Lehnwort und Fremdwort, Dialekte und Zeitfolge nur ungenügend auseinander; Leon und Gallicien sind ihr historisch, aber nicht Portugal; der Verfasser hat fleissig gesammelt, ein halb Dutzend unedierter Hss. (Fuero Juzgo und Fuero de Zamora) ausgezogen, ohne indessen in Text und Verzeichnis diese Hss. des F. J. näher zu bezeichnen.

---

14) Murrhardt, Selbstverlag, 1894. 84 S. 8°. A. Keller, Historische Formenlehre der spanischen Sprache.

Daneben zahlreiche Irrtümer im Einzelnen. Trotz des aufgewandten Fleisses ist somit nur eine relative Brauchbarkeit erreicht.

Eine wertlose Liste über das enklitische Personalpronomen im Poema del Cid unter falschen Gesichtspunkten druckt P. DE MUGICA.[15])

Über Gessners Darstellung der gesamten Pronomina s. u. bei der Syntax.

Von der 1. Praes des verbum substantivum handelt G. BAIST[16]). Das altsp. sehr seltene *soe*, *soy* scheint von dem neuspanischen getrennt werden zu müssen, letzteres verbreitet sich erst nach und wegen *sodes* zu *soys*; *estoy* und *voy*, dann *doy* folgten. Das altsp. *soy* dürfte von vglat. *ai* bestimmt sein.

Die Endungen der zweiten Person Pluralis untersucht CUERVO,[17]) die paroxytonen (I) etwas flüchtig; *ades*>*ays* durfte nicht schon dem 14. Jahrh. zugeschrieben werden, die Danza de la Muerte, welche dafür citiert wird, gehört dem vorgeschrittenen 15. an. Allerdings reicht *edes*>*es* so weit zurück, ist aber ein anderer Vorgang, älter als der sekundäre Fall des *d*, die (allerdings vielleicht schon gelockerte) Media schwindet zwischen gleichen Vokalen, wie verkehrslat. audivit>audit, ibi>i. Ob in der That, wie ich auf meine damaligen Belege hin im Grundriss angab, *edes*>*eys* früher auftritt als *ades*>*ays* ist mir jetzt zweifelhaft, die Bemerkung war aber zu erwähnen. Ohne Beweiskraft für die erste Hälfte des 15. Jahrh. sind ferner Schreibungen, die in den jüngeren Copien der Canç. Baena und Stúñiga sich finden; sehr fraglich ist mir, ob die *amás*, *sós* u. s. w. geradezu als Nachbildungen von *tenés* gefasst werden dürfen. Die Urkunden, welche gar nicht so viel konservativer sind als die Buchschreiber, werden bei Befragung in grösserem Umfang noch weitere Auskunft geben, die parallele Entwicklung im Portugiesischen ist zu beachten. Auf viel breiterer Grundlage ruht (II) die Darstellung der Proparoxytona, vom ersten vereinzelten Auftreten der contrahirten Form gegen 1600, zum Verschwinden der längeren unter Philipp V.; zu erwähnen waren die für die Erhaltung bedeutsamen *tuvierdes* etc. Hier wäre (IV) *pudieredeis* anzuschliesen, das wegen und mit *pudiereis* neben *pudieredes* bestand. Der Typus *distedes* ist Diez, der ihn übrigens richtig erklärt, und Bello verdächtig erschienen, nicht ganz mit Unrecht, da er selten, (von Benannten bei Valdivielso) und stets affektiert populär auftritt; er dürfte nicht über das gelegentliche Versprechen in den untersten Sprachschichten hinausgediehen sein. Das erste — *teis* für — *tes* wird dann (III) 1605 nachgewiesen; *amastis* zu schreiben hat man sich meines Erachtens nur durch das Latein veranlasst gesehen. Zum Schluss der Gedanke (V), dass die richtig als wesentlich andalusisch gekennzeichneten, ca. 1700 hervortretenden und litterarisch häufigen zweiten Sing. Perf. *corristes casastes* nicht allein durch die Analogie des Singulars in der gesamten übrigen Flexion hervorgerufen wurden: es sei vielmehr, als im Plur. *-teis* neben *-tes* sich stellte, letzteres, als die dem Singular entsprechende Form, in

15) P. de Mugica, Supresion de la vocal enclítica de los pronombres en el Poema del Cid. ZRPh. XVIII 540—45. 16) ZRPh. XVI 532. 17) J. Cuervo, Las segundas personas del plural en la conjugacion castellana, Ro. XXII 71—86.



diesen übergetreten. — Ähnlich ist im Prov. vorkonsonantisches *est* in den Singular getreten, während die vorvokalische Form dem Plural bleibt. Südamerikanisches mit *vos* gebundenes *-tes* möchte ich im Gegensatz zu Cuervo, der hier Lenz zu folgen geneigt ist, für identisch mit dem andalusischen halten, ebenso wie *vos andabas* der Singular ist: Sevilla ist auch im 17. und 18. Jahrh. die Hauptstadt der Indias gewesen mit dauerndem sprachlichem Einfluss.

F. Hanssen[18]) hat das diphthongische -ie Imperfekt in Berceo und dem von ihm noch nicht dem richtigen Verfasser beigelegten Alexandre bemerkt, und verzeichnet sein Auftreten mit der Voraussetzung, dass der Accent *ié* sei. Die Form ist zur Zeit der höfischen Dichter mit steigender Betonung gebräuchlich, wie Reime auf E zeigen; zunächst neben sie ist asp. *dues* f. *duas* zu stellen; bei Berceo haben Cornu und ich (vgl. ZRPh. IV 586) vor Jahren Erhaltung der sicher ursprünglichen Betonung íe angenommen. Herrn H., dem alle diese Umstände in Santiago de Chile unbekannt geblieben waren, hat der Referent brieflich auf sie aufmerksam gemacht, auch auf den von Diez nur für eine Stelle als Ausnahme registrierten Sprachgebrauch des 15. Jahrh. Ohne sich Ro. und ZRPh. beschaffen zu können, hat Hanssen dann noch einmal versucht seinen Accent aus Reimen mit *ie* : *e* zu erweisen, die von seinen Vorgängern als Überlieferungsfehler bereits eliminiert waren. Dass die beiden *ie* (ebenso wie *ue*) bei Berceo nur mit sich selbst reimen, nicht mit *e* und $a+i$, auch wenn diesem mouillierter Laut vorausgeht, daran ist nicht zu rütteln. Gegen die von uns bevorzugte nächstliegende Erklärung lässt sich, wie hier bemerkt sein mag, auch *cuomo* > *cuemo* nicht entscheidend anführen; ich glaube, dass diese Form dem P. C. ursprünglich fremd ist, dass es *úe* und *íe* betonte und ebenso Berceo. — Die Hanssenschen Blätter haben eine Gegenschrift von La Barra hervorgerufen, der die undiskutierbare Theorie aufstellt, dass *tenie* geschrieben, *tení* gesprochen, *tenia* durch euphonische Zufügung eines *a* entstanden sei, eine von ihm gefertigte Neudichtung des verlorenen ersten Blattes im P. C. verteidigt und den Nutzen der lautgeschichtlichen Detailuntersuchung für die Republik Chile in Frage zieht. — Ähnlich wie die Studie über das Imperfekt leidet eine nächstfolgende Hanssens über die Conjugation bei Berceo[18a]) darunter, dass er sich unter ungünstigen Verhältnissen in ein ihm fremdes Gebiet einarbeitet. Er hat u. a. Meyer-Lübke II und Cornu Recherches sur la conjug. esp. nicht gekannt, der Leser muss sich unnötige Weitläufigkeiten und Irrtümer gefallen lassen. Indessen ist immerhin die Art des Anfassens die eines Sprachkundigen, der späterhin stärkeres leisten wird. — Ueber Neubildungen aus Perfektstämmen s. S. 316.

18) F. Hanssen, Sobre la formacion del imperfecto de la segunda y tercera conjugacion castellana en las poesías de Gonçalo de Berzeo. Santiago de Chile, 1894, S. A. a. d. AUCh. 42 S. 8°. — Ders., Sobre la pronunciacion del diptongo ie en la época, de Gonçalo de Berceo, ib. ib. 1895, 7 S. — Vgl. Eduardo de la Barra, Examen y Refutacion de un Folleto sobre Gramática antigua del Professor Don Federico Hanssen, 78 S. 8°, Rosario de Santa Fé 1894. 18a) Fr. Hanssen, Sobre la Conjugacion de Gonzalo de Berceo, Santiago 1895, 50 S. 8°. Ders., Suplemento a la Conjugacion, ibid., 11 S. S. A. a. d. AUCh.

Syntax. Gessner[19]) ist zunächst dem Personalpronomen in einer beträchtlichen Anzahl von Denkmälern, doch vorwiegend altspanischen, nach allen Seiten nachgegangen; mit verhältnismässig etwas schwacher Beteiligung der besonders wichtigen Zeit von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrh., da erst weiterhin die einheimische Grammatik und Orthoepie ergänzend wirkt. Beim Amadis wäre mit Vorteil auf die Verschiedenheit der Bestandteile geachtet worden. Der erste Abschnitt, „Die Formen", präzisiert nach mehreren Richtungen deren Statistik. *Li* bei Berceo war nicht als häufig, sondern als die Regel zu bezeichnen; die Form ist alt und neu östlich weit ausgedehnt. Dass Cuervo Diccionario S. 15 über den Dativ der dritten Person gehandelt hatte, ist übersehen, aber auch Bello-Cuervo, Gramática scheint nicht benützt, die Darstellung des heutigen Sprachzustandes und der Grammatikeranschauungen ist hier mangelhaft. Bei der Enklise ist der Vokalschwund nach auslautendem *n* nicht erkannt, zum Teil als Proklise gefasst; warum nur der Abfall des Vokals, nicht die Konsonantenassimilation berührt ist, bleibt unerfindlich. Dahin gehört auch *os* für *vos* das vom Imperativ (*idos*) ausgegangen ist. Im zweiten Abschnitt, „Syntaktisches", gehört gleich die erste aufgeführte Erscheinung *tu* für *té* nicht in die Syntax sondern in die Formenlehre, ist auch nicht castilisch, sondern einer der Catalanismen, die in Maria Egipciaca und Apolonio hervortreten. Ebendahin gehört dann auch einer der beiden zunächst angeführten Belege für *entre* «zwischen» mit Nominativ, während bei dem anderen Bello-Cuervo 957 zu berücksichtigen war, übrigens auch Diez III 408 genannt werden mochte. Und für die dritte Alinea war wieder Bello-Cuervo 1005 wichtig. Die folgenden Paragraphen jedoch sind besser, wenn auch z. B. der einzige Beleg für 3ᵇ, *ello* als Objekt in P. C. 1898, eine sinnlose schon mehrfach berichtigte Korruptel ist. Das neueste, umfangreichste und auch am besten behandelte ist Cap. III, Die Stellung. Hier fehlte es nicht an Vorbildern auf anderem, aber fast an jedem Vorgang auf spanischem Gebiet. Auszustellen ist, dass durch den Vers hervorgerufene Erscheinungen, wie das Fehlen der Inversion bei vorangestelltem Objekt A, 5ᵇ, als der Prosa koordinierte Werte behandelt sind. Im übrigen aber erweist sich für diese erste Untersuchung des Gegenstandes die Bevorzugung der alten Dichter weniger nachteilig als man erwarten dürfte. Im ganzen bezeichnet Gessners Arbeit einen ansehnlichen Fortschritt, der weiter führen wird. Ziemlich genau dieselben Eigenschaften in selbem Verhältnis zeigt die bald darauf folgende Untersuchung des Possessivs und Demonstrativs.[20]) Beim Possesivpronomen waren die alten Formen schon von Cornu behandelt. Wenn Gessner S. 322 *tue* und *sue* als Diphthongierung von *to* und *so* betrachtet, weil jene in der Vida de S. Millan auch für das Maskulinum vorkommen, so ist das in jeder Hinsicht unmöglich. Sie sind im Femininum einsilbige Formen von *tua* und *sua*, wie *mie* von *mia*, *avie* von *avia*, im seltenen Maskulinum ähnlich die Fortentwicklung von diphthongiertem *tuo suo*. Dass *Myo* im Cid einsilbig sei, lässt sich allerdings aus der Metrik nicht schliessen,

19) Gessner, Das spanische Personalpronomen. ZRPh. XVII, 1—54.
20) ZRPh. XVII, 329—54: Das spanische Possessiv- und Demonstrativpronomen.

aber sicher aus der Assonanz. Die beiläufige Bemerkung über die ungleichmässige Sprache der Gran Conquista ist zutreffend, sie rührt daher, dass Gayangos seiner Ausgabe im ersten Teil den Druck von 1503, im zweiten die Escorialhs. zu Grunde gelegt hat. Bei den Formen des Demonstrativs fehlt ganz *quillotro* (daher *quillotrar*); für *esotro* schreibt man heute oft *ese, eso otro*, ebenso wie die Schule gegen die Sprache getrenntes *de el* durchführt. *Aquel* für *a aquel* betrachtet G. S. 347 als Ausnahme, es ist indessen ganz gewöhnlich (vgl. l. dela Caza zu 3, 11), nur gerne von den Editoren korrigiert. Dass *este* und *ese* verschiedene Funktionen haben, ist übersehen (S. 348), obwohl das sehr fühlbar, und die Definition schon von Gregorio Garcés gegeben ist. Von da aus wären mehrere einschneidende Berichtigungen nötig, die wieder zum Teil bei Bello zu finden waren. Für einen dritten Artikel über Relativum und Interrogativum[21]) sind einige weitere Quellen herangezogen, aber wieder ist das wichtigste Hilfsmittel ignoriert, der zweite Band von Cuervos Diccionario. Dort sind *cual, cuyo, cuanto, cuando, donde* vorläufig abschliessend behandelt und Gessners an sich fleissige und verdienstvolle Arbeit ist damit geradezu annulliert. Sie durfte vorausgehen, aber in dieser Gestalt nicht nachfolgen. Weniger schwer wirkt das gleiche Gebrechen in der vierten und letzten Folge, da das indefinite Pronomen an sich einfacher liegt. — Über Carol. Michaelis zu En pos suya s. o. S. 301.

Metrik. Morel-Fatio untersucht den Vers der Arte Mayor[22]) seit Mena und Santillana, und seinen Ersatz durch den Endecasilabo. Für den ersteren bezeichnet er das Enjambement zwischen beiden Halbversen als im Princip ausgeschlossen. Er führt die jambische Bewegung zu Anfang des Hemystichs auf den Ursprung aus dem alten Zehnsylber (4 + 6) zurück, während die in Frankreich schon im 13. Jahrh. belegte Betonung der 5ten trochäischen Gang hervorgerufen habe. Die Halbzeilen mit fehlender erster Silbe seien jedenfalls musikalisch zu erklären, rhythmisch Monstra, die beim Lesen auf der 6ten, weiblichen Silbe betont werden müssten. Referent bringt im GG. I, II, 2, 424 nicht unwesentlich abweichende Anschauungen zum Ausdruck auf welche verwiesen sein mag. Es wird dann festgestellt und erklärt, was sich in den ersten Sonetten, jenen Santillanas, sonderartiges findet, eine Nachahmung seiner Strophenbildung im Vers der Arte nachgewiesen; bei Besprechung der Rückfälle eines Teils der ersten Nachfolger Boscans und Garcilasos wird eine Studie über ein von Knapp vernachlässigtes Originalmanuskript Diego de Mendozas in Aussicht gestellt, das Verschwinden der Fehler und der theoretischen Unsicherheit über Diaerese, Synaerese und Synaloephe zugleich mit der ziemlich unbedingten Gesetzwerdung der italienischen Prosodie seit der Mitte des 16. Jahrh. konstatiert. Tobler verweist dazu auf das Vorkommen des Verses noch im dritten Buch der Galatea (auch in der Cueva de Salamanca), und zeigt sich von den Ausführungen über das Wesen des Verses nicht recht befriedigt.

21) A. a. O. XVIII, 448—97: Das spanische Relativ- und Interrogativpronomen, ib. XIX, 153-169: Das sp. indefinite Pronomen. 22) Ro. XXIII, 209—31, L'arte mayor et l'hendecasyllabe dans la poësie castillane du XV[e] siècle et du commencement du XVI[e] siècle. Vgl. Tobler, ZRPh. XVIII 559.



Wesentlich metrischen Inhalts sind auch die neueren Studien CORNUS zum Poema del Cid.[23]) Der Regellosigkeit der Verse gegenüber hat, seit man romanische Texte zu restituieren gewohnt ist, wohl jeder Philolog, der das Gedicht las, an eine Ausgleichung gedacht: es bot sich von der Romanze aus der spanische Vierzehnsilbner eigentlich als das nächstliegende, bequem auch in sofern als seine Länge einen Ausgleich am leichtesten macht; im Weg stand die Unwahrscheinlichkeit der so weitgehenden Zerrüttung eines volkstümlichen Masses bei dem verhältnismässig geringen Abstand zwischen der Sprache des Schreibers und der vorauszusetzenden des Originals. Daneben der Alexandriner vom franz. und dem span. Kunstepos aus, der mehrfach gegeben schien, sich vielfach leicht hereinkorrigieren lässt, sich aber nicht durchführen lässt, wie jedem klar werden wird, der ernstlich den Versuch macht. So dass die Mehrzahl derjenigen, die sich zur Sache geäussert haben, sich schliesslich bei der Annahme einer von Anfang gegebenen Regellosigkeit beruhigte. Cornu ist nun, indem er von den Vershälften mit unveränderlichen Eigennamen ausging, insbesondere den zweiten Halbversen, in welchen die Assonanz die Verbindungen festigt, zu dem Ergebnis gelangt, dass in der That der Romanzenvers auch der des Poema ist. Die im Lauf der Arbeit hinzutretenden metrischen Einzelbestimmungen liegen in der Richtung des uns durch die Geschichte der span. Messung Bekannten, wenn auch einzelnes problematisch bleibt. Die Niederschrift stammt nach ihm aus mündlicher Überlieferung, der Dialekt wäre asturisch. Ich bin ihm in diesen beiden untergeordneten Punkten Grundriss II, 2, 397 entgegen getreten, habe ebenda 389 ff. seiner Hauptthese gegenüber auf die Gründe hingewiesen, welche ursprünglich ametrische Form einigermassen denkbar erscheinen lassen, zugleich aber auf die Möglichkeit einer frühspanischen, nicht unbedingt zählenden, weiter von der französischen verdrängten Metrik. Ich füge hinzu, dass auch bei der letzteren, der mir wahrscheinlichen Voraussetzung, mindestens die zweite Vershälfte der des Vierzehnsilbners sehr nahe gestanden sein muss.

Wörterbücher und Etymologien. Von CUERVOS Diccionario haben wir den zweiten Band, C-D, zu begrüssen.[24]) Bekannt ist der subjektive Charakter des grossen Werkes. Wie der Verfasser von der Syntax der lebenden Sprache aus sich die Grammatik überhaupt erobert hat, bleibt jene auch hier Ausgangspunkt und Endzweck. Nur solche Worte sind aufgenommen, welche irgend ein syntaktisches Interesse bieten, wurden dann aber auch nach der historischen Seite hin vollständig untersucht. Wie die Auswahl ist der innere Aufbau der Artikel durch die Syntax bestimmt, während in der ungemeinen Fülle wohl gewählter Belege zugleich alle lexikalischen Gesichtspunkte berücksichtigt sind. Das eigenartige Programm wäre keinem anderen zu empfehlen gewesen, bei Cuervo ist daraus die bedeutendste bisherige Leistung der spanischen Sprachkunde, bei jedem andern eine Kraftvergeudung, bei ihm

---

23) J. Cornu, Études sur le Poema du Cid; Études romanes dédiées à Gaston Paris. Paris 1891, S. 419–58. Symbolae Pragenses, Wien 1893, S. 17–23. Ro. XXII 153, 531. 24) R. J. Cuervo, Diccionario de Construccion y Regimen de la Lengua Castellana. Tomo II, C-D. Paris, Roger y Chernoviz 1893. 1348 S. gr. 8°.

die selten adaequate Ausnützung der hervorragenden Kraft. Für den Berichterstatter wären die 24 Quartseiten des Artikels Como wohl die geeignetste Stichprobe gewesen, die Kontrastierung aber mit dem Diccionario de Autoridades, etwa dem Seckendorffschen Wörterbuch, Salvá und dem zwischenliegenden Vacuum auf der einen, mit der für das eigentliche Lexikon wünschenswerten Form der Darstellung auf der anderen Seite, die Formulirung endlich der syntaktischen Regeln Cuervos selbst, zu welcher der Artikel die Noten darstellt, das geht doch sofort wieder über möglichen Umfang und Aufgabe des Berichtes hinaus: wer will, möge selbst nachlesen und denken. Ohnehin muss jeder, der die Sprache studiert, das Werk besitzen. Eine Notiz der Ro. sagt uns, dass der materielle Teil des Unternehmens abgeschlossen, rasches Fortschreiten der Publikation nunmehr zu erhoffen ist. Einige kleine Anmerkungen: Das *desganar* des 13. Jahrh. ist „verspotten", *deganare* der Reichenauer Glossen; jenes des 16. Jahrh. Neubildung aus *gana*. Dass *curiar* keine lautliche Variante zu *curar* ist, sondern von *incuria*, *curiosus* stammt, möchte ich nochmals nachdrücklich feststellen. Ob *diz que* (S. 815) Singular oder Plural ist, muss noch festgestellt werden. Von *deprender* ist gesagt es bestehe vulg. bis ins 18. Jahrh.: ich denke es ist heute noch sehr verbreitet. Bei *callar* ist RF. VI 580 übersehen. *Ciar* ist franz. *scier* secare, direkt oder durch ital. *sciare* vermittelt; gewiss ital. ist *desfogar*. *Coxquear* dürfte coxicare plus *cojear* sein. — Eine verständnislose und konfuse Anzeige von Mugica in der ZRPh. XVIII 552 vermisst eine Anzahl von Dingen, die nicht in den Diccionario gehören, oder die darin stehen; Cuervo verwahrt sich mit Recht ib. XX 428 gegen diese Art der Kritik.

Sehr erfreulich ist die Wiederauffindung der von Berganza benutzten Glossen von Silos (11. Jahrh.) im British Museum. J. Priebsch[25]), durch R. Priebsch auf sie aufmerksam gemacht, teilt 305 von den ca. 400 mit; hoffentlich sehen wir bald das Ganze. Sie sind noch nicht entschlossen vulgär, stehen aber auf der äussersten Grenze des Verkehrslateins, der Fonds ist ganz spanisch. Den verkehrslateinischen Urkunden gegenüber, deren Ausnutzung durch die meist sehr mangelhafte diplomatische Behandlung recht erschwert wird, bieten sie trotz des geringen Umfangs recht viel Neues, da ja die Rechtsdenkmäler meist eine gewisse Einförmigkeit der Sprache zeigen; manche Worte, die nur auf portugiesischem Boden erhalten waren, sind hier auch spanisch belegt, manche ganz verlorene tauchen auf, Laute und Formen sind verschiedentlich interessant, z. B. *betait* vetavit neben *duplicaot* duplicavit. Geschrieben sind Codex und Glossen höchst wahrscheinlich in Silos, aber der Sprachcharakter deutet weiter nach dem Osten; mehrere der Fehler weisen darauf hin, dass der Glossenschreiber Kopist ist. Einen grossen Teil der Schwierigkeiten hat der Herausgeber mit Fleiss und Umsicht meist richtig erklärt, einen Überblick der Laute und Formen und einen Wortindex beigefügt. Vgl. auch die Bemerkungen von Menendez Pidal, RCHLE. 1895, 41.

---

25) J. Priebsch, Altspanische Glossen, ZRPh. XIX, 1—40.

CAROLINA MICHAELIS[26]) giebt eine ansehnliche Reihe etymologischer Beiträge zunächst zur portugiesischen Sprache, die naturgemäss mehr oder weniger auch für das Castilische von Bedeutung sind. So Nr. 5. *Artuña* von abortare 9. *Buço*, sp. *bozo* von bucca + eus; richtig, aber bekannt. 10. *Bufarinheiro* sp. *buhonero* zu *bufon*. 11. *Caramanchão*, sp. *camaranchon* sei camara + asclu + one. Es ist camaruncula. 12. *Cortapolinho* pg. von *protocollo, portacollo*, ebenso sp. *cartapel*, das vom ital. *scartabello* zu trennen ist. Ich halte den Zusammenhang mit dem ital. Wort für unabweisbar. 17. *Cortamão* ist cast. *cartabon*, lat. quartabo. Dies lat. Wort ist nicht belegt; ital. quartabono. 22. *Eito* pg. zu ictus, demnach auch sp. *echo* Wurf. Das span. Wort dürfte indessen nicht von *echar* zu trennen sein. 29. *Enguedat, eguedat* in Berceo und Apolonio, der Form nach evident aequitas, aber mit der seltsamen Bedeutung Befreiung. Vgl. auch ZRPh. XIX 277. 31. *Escaparate* mit ital. *scarabato* zu Diez II^a Scaffale. Für das beiden Sprachen gemeinsame *escarmentar* (32) ist zwar excarpimentare wie excarminare abzulehnen, aber das hier befürwortete experimentum (pg. *esperimento, esprimentado*) mit Lautsubstitution, so gut die zutreffend charakterisierte Bedeutung passen würde, bleibt lautlich unzulässig. Das Wort verhält sich zu carminare krämpeln sp. *carmenar escarmenar* genau wie sementare sp. *sementar* zu seminare, ist eine gute lateinische Bildung, die in der ursp. Bed. durch *cardar* verdrängt, in der übertragenen geblieben ist. 42. *Fazfeiro* bei Alf. X bestätigt die Herleitung von *zaherir* aus faciem ferire. 43. *Fiambre*, altportug. *friame*, von frigidus + -amen; gut. 51. *Pátio* von *pattus aus *patidus von patere, ohne selbst recht zu trauen. 67. *Priado, privado* vielleicht von prius, wie *demasiado* von magis; abgesehen davon, dass die Wortbildung nicht stimmt, nimmt C. M. selbst an dem einfach unmöglichen hiatustilgenden *v* Anstos: es ist bei privatus zu bleiben, komm zahm! = komm rasch. 69. *Rabanada* (cast. *rebanada*) wie *empanada* von panis, wobei freilich die Behandlung des Anlauts *p* als Inlaut in einem so deutlichen Kompositum, und die Begriffsbildung unklar sind. 70. *Radio* entspricht pg. *erradío* und volkstümliches *arredío*, letzteres das verlaufene Herdentier und von retro abzuleiten. Ist nun *radío* auch zu retro zu stellen oder kommen die drei Worte von errativus? — Entschieden letzteres, unbetont anlautend *erra* zu *arre* ist vollkommen erklärlich. 71. *Remate, rematar* zu *mate*, nicht zu mactare. Gewiss; man wird sich entschliesen müssen sp. pg. *matar* ebendahin zu stellen. 73. *Revulgo* (ist fingierter Eigenname, nicht expressão) zu vulgo. 76. *Sossegar*, Rechtfertigung der ZRPh. XI 270 gegebenen Ableitung.

Acechar ist circulari und von synonymem *assechar* zu unterscheiden, RF. VI 580.

Alarido erklärt CORNU[27]) als *ululītus, mit Beeinflussung der Vocale durch *l*. Die Erklärung aus dem arabischen Schlachtruf RF. IV 374 war ihm nicht bekannt; ich halte sie für abschliessend.

---

26) Fragmentos etimologicos, colligidos por Car. Michaelis de Vasconcellos, Extr. da RLu., vol. III, 62 S. 8°. 27) ZRPh. XVI, 520.

Mit dem einmaligen *Alboraz* in dem Briefwechsel des Cid mit dem Grafen von Barcelona beschäftigt sich G. Baist RF. VI 238 ohne über Ablehnung der Dozyschen Interpretation hinaus zu mehr als zu Konjekturen zu gelangen.

Frz. *Hameçon*[28]), span. *Anzuelo* erörtert Horning, möchte für letzteres *hamica + eolus ansetzen.

Bigote führt G. Baist. RF. VII 407 auf den gleichlautenden Lieblingsfluch und die dem Spanier fremde Barttracht des deutschen Landsknechts zurück. Eine schlagende Bestätigung bringt Morel-Fatio Ro. XXIII 618 aus dem (mir nicht zugänglichen) Covarrubias: Sanchez de las Brozas, der zeitlich nahe genug stand um die Sache zu wissen, erzählt dasselbe. Warum unter diesen Umständen der Referent seine subjektiven semasiologischen Bedenken nicht aufgab (*asticot* ist übrigens spanisch nichts weniger als „souvent usitée",) das ist mir nicht recht verständlich.

Callar von callum, das auf die geistige Unempfindlichkeit früh übertragen wird. RF. VI 580. Es dürfte *callarse* das ältere sein.

Cacho führt W. Meyer[29]), um es mit pg. *caco* zu vereinigen, auf ein caccullus f. caccabus, tarentin. cacalo n. cacaro, womit dann zugleich die vom deutschen „Kachel" verlangte Form des lat. Worts gegeben ist. So anziehend das klingt muss das span. Wort ausgeschieden werden, da es nicht mit pg. *caco* sondern mit pg. *escachaor* (und wohl auch *cacho*) zusammengehört.

Sp. *Combos*, chantier, bûches en tas möchte Paris Ro. XXIII, 245 mit Fredegars combrus fr. encombrer etc. zusammenstellen, die Worterklärung ist indes unzutreffend, die krummen Lagerhölzer des Weinbehälters gehören zu *combo*, *combar*, dem bekannten bes. in Südfrankreich und Iberien parallel mit *camb-* auftretenden Stamm, der auch in dem ebenfalls von Paris angezogenen pg. *combona* neben *camboã* vorliegt, übrigens auch in dem afr. *combes*. Ähnlich Meyer-Lübke ZRPh. XIX 277.

Dexar erklärt Schuchardt,[30]) Ascoli ergänzend, als delaxare + laxare. Der Referent hat daran schon vor Ascolis Artikel gedacht, ohne bis heute ganz überzeugt zu sein. Jedenfalls ist die Erklärung möglich und die einzige ernsthafte.

Duelos y Quebrantos, die aus dem Quixote bekannte Speisenbenennung, hat unterhaltend und mit ausgedehnter Quellenkenntnis, Morel-Fatio[31]) zum Gegenstand einer kleinen Abhandlung gemacht, die Bedeutung — Inneres und Extremitäten der Tiere die beim Samstagfasten gegessen werden durften — in ihrem Auftreten und der teilweisen Verkennung, mit negativem Ergebnis die Erklärungen der Benennung und des Gebrauches untersucht, seine ursprüngliche Beschränkung auf Castilien-Leon festgestellt. — Als einziger Anhaltspunkt zur Zeitbestimmung der kirchlichen Sitte dürfte als terminus ante quem allenfalls die Bulla de Cruciata zu bezeichnen sein: das Samstagsfasten zu erleichtern wäre nicht mehr gar so nötig gewesen, nachdem das Freitagsfasten gemildert

28) ZRPh. XVI, 527. 29) ZRPh. XV, 242. 30) ZRPh. XV 241. 31) M. F. Duelos y Quebrantos, in: Études romanes dédiées à G. Paris par ses élèves français. Paris 1891, S. 407—18.

war. Das Aufkommen ähnlicher Scherzbenennungen bleibt meist dunkel, aber geeignet war die plurale Verbindung der zwei stark verschieden klingenden Synonyme zur Bezeichnung der Schüssel aus verschiedenen sämmtlich gering geachteten Fleischteilen (die man natürlich zuletzt auch pikant zuzubereiten lernte, u. a. auch mit Eiern, wie bei Franciosini). Die kirchliche Fastenmilderung aber und der Speisezettel des armen Junkers sind die Folge von Naturverhältnissen. Don Quijote isst am Freitag Linsen und am Samstag Kaldaunen, weil er sich keine Fische leisten kann, und die Kirche musste die Kuttelflecke zulassen, weil auf der wasserarmen und meerfernen castilischen Hochebene keine Fische zu haben waren. Im 17. Jahrh. wusste man das noch; ein österreichischer Reisender spricht es aus und bemerkt, dass der Padre Caramuel das Gericht „pisces morales“ nenne. So kann denn der Ursprung der milderen Praxis sehr wohl bis auf die Klagen über mangelhaftes Wahren des Samstagsfastens in der Westgotenzeit zurückgehen.

Für *Estantigua* hatte ich ein phonetisch passendes, vom Gesichtspunkt der volkslateinischen Wortbildung heute mir nicht mehr zureichendes stantifica vorgeschlagen. Munthe erbringt eine Stelle sec. XVI, welche zeigt, dass nicht ein Gespenst im allgemeinen oder eine Art Gespenst, sondern ein bestimmter Gespensterzug, la hueste antigua ursprünglich gemeint ist, entsprechend astur. *gueste* von einer Prozession von Verstorbenen; einen noch etwas älteren Beleg Morel-Fatio, Ro. XXII 482 und C. Michaelis RLu. III, Fragmentos Nr. 35. Im ersten Teil der Zusammensetzung dürfte bei all dem irgend ein Missverständniss stecken.

Estemado (Berceo u. Apol.)[32]) möchte M.-L. als aestimare erkennen; *asmar* sei Gallicismus, was richtig ist, abgeschätzt wäre zu gestraft geworden. An den angeführten Stellen indessen und andern (s. Duć. estema extema stema) ist der Begriff nicht Strafe, sondern ganz scharf Verstümmelung. Dem ausschliesslich nordostspan. Rechtswort am nächsten steht von bekannten noch stigma, unter Voraussetzung dialektischer Abweichung von pegma > pelma (RF. I 442); aber die völlige Isolierung der an sich starken Begriffsverschiebung bleibt bedenklich. So mag es denn erlaubt sein, wie bei *suero*, an die Existenz der gleichbedeutenden indogerm. Wurzel stemb (s. Kluge unter Stump) zu erinnern; mit der berechtigten Bitte an weitschauende Anfänger keine ähnlichen Entdeckungen zu suchen.

Facilado bei Berceo wird mit bisher nicht in Rechnung gezogenen mlat. Formen zusammengestellt, die auf fascinare zurückzugehen scheinen, RF. VII 413.

Hallar etc. — afflare in seinem höchst seltsamen Begriffswandel möchte SCHUCHARDT[33]) durch mihi afflatur oder mihi afflat vermitteln. Er berührt dabei auch *trobar* um sich für das von Diez vorgeschlagene turbare auszusprechen. Es stehen zwingende lautliche Bedenken entgegen, und das contropare der Lex Wisig. stellt fest und isoliert lat. tropare, das auch mit tropus nichts zu thun hat.

Hurgar und seine roman. Verwandten von *furicare THOMAS Ro. XXIII 448.

32) ZRPh. XIX, 575. 33) ZRPh. XX, 535.

Indino. Die Nichtexistenz des unmöglichen Worts, das die ersten Herausgeber im Canç. Baena aus indino verlesen hatten, wird einer Bemerkung von Menendez Pelayo gegenüber neuerdings festgenagelt von Morel-Fatio Ro. XXII 483.

Warum er „Span. *Jeja*" nicht mehr aus dem Keltischen leitet, begründet Meyer-Lübke[34]) gegenüber einer Bemerkung Schuchardts ausführlich, und vertritt Herkunft von saxeus „*steinfarben". Da das Wort, ein Name der meist gebauten Weizenart, des weissen Bart-Winter-Weizens, in Wirklichkeit überhaupt nicht dem Spanischen angehört, sondern nur lehnwörtlich dem Catalanischen, nehmen wir ihm die falsche Flagge herunter und schicken es weiter zum Franzosen und Provenzalen.

Lindo zu Ende des 16. Jahrh. nur mehr (wie heute sp. pg.) in der übertragenen Bedeutung bekannt[35]) und selbst von Puristen angefochten, kommt im 15. noch in der Bed. rein (wenigstens im moralischen Sinne) vor.

Mascara versucht Horning[36]) als mar + asca Mannweib zurechtzulegen. Die arabische Herkunft ist von Mahn und Dozy abschliessend erwiesen.

Marrano will J. Babad[37]) nach älterer Vermutung (so z. B. die Acad.) auf das paulinische *μαραναθά* zurückführen. Abgesehen von der lautlichen Unmöglichkeit bedeutet aber das Wort ganz eigentlich cerdo, so schon Sahagun 965; Eguilaz nennt in dieser Bed. dafür marokkan. gleichbedeutend morrân, das aber selbst erst sekundär ist, besser Saavedra (Acad.) für andalus. maharrana „tocino fresco" arab. moharrama, verbotene Sache. Dabei kann man sich beruhigen.

Mojon, catal. *mulló,* woraus erst sard. mullone, mit Diez von mutilus zu leiten, findet Meyer-Lübke wegen der Bedeutung schwierig, noch mehr so mutulus; er denkt an metula[38]) (woraus Diez fr. meule ziehen wollte), das für *mejon* stehen könne wie *oron* für *erone*. Letzteres kann nicht zugegeben werden, auch die Verschiebung von Grenzstein zu Grenzzeichen überhaupt (P. C.) wäre nicht gar so befremdlich. Will man *it. mucchio* trennen, von mutilus absehen, so böte sich zunächst frz. motte. Indessen ist vor allem das Verhältnis zu bask. molchoa klar zu stellen.

Parra bringt Baist[39]) mit provenzalischen Formen und dem in Karolingerlatein zuerst belegten parricus, parracus, fr. parc in Zusammenhang, unter Annahme keltischer Herkunft.

Plegar, das die Academie als defektives Synonym von placer aufführt, sei in der That vom Conj. plega aus in Anlehnung an vulgäres plegar-precare von Illitteraten geglaubt worden und habe plegue erzeugt; zwei Stellen aus Lope und Alarcon, in welchen *plegar* heisst „plega á dios" sagen, dienen als Beweis. Morel-Fatio Ro. XXII 486. Meines Erachtens ist der Sprachwitz für die Frage ganz bedeutungslos, „plegue á dios" existiert nicht in der Rede sondern nur als falsche Auflösung der erstarrten Formel plegadios, wie man sagt und früher auch schrieb.

34) ZRPh. XVII, 566 - 70. 35) Morel-Fatio Ro. XXII, 484. 36) Maroši ZRPh. XVIII, 223. 37) ZRPh. XIX, 271. 38) ZRPh. XIX, 98. 39) RHisp. II, 205. 40) ZRPh. XX, 535.

Sabio (etc.) möchte SCHUCHARDT[40]) lieber von sapidus als sapius ziehen, berührt nicht die Bedenken, welche raudo und laudo machen, und die sich nur mit einiger Gewaltsamkeit beseitigen lassen.

Siero lat. serum wird in Hss. des Fuero de Navarra nachgewiesen Ro. XXII 488. Es sei mir gestattet, anzumerken, dass ich das von mir RF. I 443 als wahrscheinlich indogerm. nachgewiesene sp. pg. (und sard.) *soru* aus guten Gründen nicht „vulgärlateinisch" genannt habe.

Yogar im Quijote II, 45 (und 52) ist, wie MOREL-FATIO[41]) gegen eine Notiz Bellos bemerkt, nicht gleich *jugar*, sondern von dem bekannten altsp. starken Perfekt von *yacer* neu gebildet; wobei allerdings der Eintritt in die *-ar-* statt der *-ir-* Form durch den Einfluss eines daneben lebenden *yogar* = *jocare* bestimmt wäre; ein Vulgarismus, den Cervantes absichtlich anwendet und neben dem wohl noch die von Bello geleugneten *yoguer, yoguir* bestanden. Die letzteren, jenes bei Franciosini, dieses im Dicc. Aut. zeigen nur, dass die Lexikographen des 16. und 17. Jahrh. *yogo* nicht mehr verstehen, während ihnen das thatsächlich veraltete, aber häufigere *plugo* noch klar ist. Sporadisches Überspringen der starken Form, das überall begegnet (mir s. Z. zuerst im Catalanischen, dann in meinem eigenen Deutsch als Versprechen) geht vom Perfekt aus zunächst auf das Part. Perf.; wenn der Manuelkodex 322ª *toviendo* hat so liegt das daran, dass in der vorausgehenden Zeile *toviere* steht; *visco* hat weiter gegriffen, denn wenn mir auch die gern angeführten Neuformen grossenteils persönlich nicht vorgestellt sind, muss ich die äusserste Konsequenz in Fern. Gonç. 62 anerkennen; aber es ist eine vom Begräbnis stammende Lehnform, und von Anfang gefährdeter als *yacer-yogo placer-plogo*. Man könnte sich versucht fühlen Cervantes selbst ein Missverständnis zuzuschreiben, dass er *yogo* gehört, und *yogó* verstanden habe. Aber die Form ist viel älter, *yogare, yogaredes* steht Emperatr. de Sevilla, Rios V, 374. Ablenkung durch ein überdies hypothetisches *yogar* < jocare reicht nicht für eine Zeit in der das korrespondierende *plogo* noch voll lebte. Was vorliegt ist die willkürliche Variation eines Ausdrucks des Geschlechtsverkehrs, welche später selbstständig wird; einer der ziemlich seltenen Fälle, auf welche der Name „Volksetymologie" passt, den die einen aus theoretischer Gepflogenheit, die meisten aus Denkfaulheit zu missbrauchen pflegen.

Dass das vorzugsweise in Italien und Spanien heimische *Zanca* vom Bein gleich *zanca* Schuh mit der vorromanisch eingedrungenen orientalischen (persischen) Benennung einer Beinbekleidung identisch ist, wie Diez nicht recht glauben wollte, weisst G. Meyer[42]) schlagend und gelehrt nach. Wenn romanisch *z-* neben *ch-* steht ist das, beiläufig bemerkt, immer ein Hinweis auf vorromanisches *z-*.

Dialekte. Ein asturisches Idioticon[43]), das alte und lebende Sprache umfassen soll, hat RATO DE ARGUELLES herausgegeben. Altes ist dort nur aus Urkunden zu holen, statt deren finden wir aber im

41) Ro. XXIV, 592. Vgl. auch Bello-Cuervo⁶ Note 151. **42)** ZRPh. XVI, 524. **43)** Apolinar Rato de Arguelles, Vocabulario de las palabras y frases bables que se hablaron antiguamente y de las que hoy se hablan en el principado de Asturias, seguido de un compendio gramatical, Madrid 1891; XXV, 149 S. 8°. Vgl. ZRPh. XX, 105.



Autorenverzeichnis den Alexandre (als Segura), Alonso el Sabio, Fuero Iuzgo. Ihre Ziffern kommen weiterhin nur ganz vereinzelt vor; schiede nur Arguelles überhaupt zwischen Altem und Neuem. *Acetreria* (*cetreria, caza*) S. 3 hat man neben *cetreria* einmal ungefähr in ganz Spanien gekannt, aber heute kann das Wort auch in Asturien nur mehr historisch bekannt sein. Man bleibt zunächst überall im Zweifel ob bei einem castilisch veralteten Wort gemeint sei, dass es in Asturien noch fortlebe, oder dass es auch altasturisch sei. Überwiegend ist Fortleben gemeint, nicht überall. Die Vollständigkeit lässt sich am besten daran messen, dass der Verfasser gelegentlich im Dialekt selbst interpretiert, und zwar mit Worten, die man dann vergeblich bei ihm sucht, z. B. *corcia* bei *Abason, avertal* bei *Acotar, furnia* bei *Agueria.* An sich ist es schon verfehlt, die langgestreckten beiden Asturien als dialektische Einheit zu behandeln. Rato de Arguelles hätte von der Sprache seiner engsten Heimat (irgendwo im Westen) ausgehen oder besser sich ganz auf sie beschränken sollen; statt dessen denkt er sich unter seinem Bable eine fiktive Litteratursprache, der er in Wörterbuch und angehängter kurzer Grammatik gegenübersteht wie die Akademie dem Castilischen. Schade dass er eine Grammatik von Junquera Huergo nicht reproduziert, sondern nur verwertet, weil sie „*atemperándose al estilo determinante del bable de algun concejo especial, se aparta del bable verdadero ó del que habla la generalidad*". Immerhin ist er noch brauchbarer als z. B. der Aragonese Borao; man muss ihn nehmen wie er ist. — Eine Recension von Acevedo y Huelves in der ZRPh. zeigt, dass es auch in Asturien Leute giebt, welche die Sache besser zu machen verständen. Es wäre dankenswert, wenn uns Acevedo die örtlichen Wortverzeichnisse (sumas) mitteilen wollte, welche er erwähnt. — Über die Dialektgrammatik Mugicas s. o. S. 300f.

Zum Altleonesischen, so wie es von Gessner[44]) dargestellt worden ist, bringt Munthe einige Beiträge; Belege für *ǫ*>*uo* und *ua*; *dido*<*digitu*; Bemerkungen über die Konjunktive *dia estia*, welche selbstverständlich zu den gemeinromanischen siam-Formen gehören; über *pia* für *pié, ya=est*; *dalgun*, das sicher nicht von differenziertem *dengun* aus zu erklären ist; *allubre, allures* und Verwandte, welche ich beide für afr. aillours halte, jenes mit konsonantischer Wiedergabe des fremden Diphthongs.

Mehr für den Sprachvergleicher als für den Romanisten im engern Sinn ist die Einwirkung des Spanischen auf das spanische Gitano von Interesse, welche A. Keller[45]) untersucht: der herrschenden Sprache schliesst sich die überlieferte in Accent, Lauten, Flexion und Syntax an, während der Wortschatz in erheblichem Umfang beharrt. Der Verfasser geht von der in Böhmen lebenden Zigeunersprache aus, die bei relativ guter Konservierung doch nicht gerade die Ahnmutter ist, kennt die einschlägige wissenschaftliche Litteratur (Miklosich) nur unvollständig, verfährt summarisch; aber in der Hauptsache ist das Bild, das er giebt,

44) ZRPh. XV, 228—32 Åke W:son Munthe, Vermischte spanische Beiträge, 2: Einige Bemerkungen zu Gessners Abhandlung über das Altleonesische.
45) A. Keller, Einfluss des Spanischen auf die in Spanien lebenden Zigeuner. ZRPh. XVI, 165—73.

zutreffend. Auch die Bemerkung, dass einiges Catalanische beiher eingedrungen sei; den gleichen Zusatz weist auch das Judenspanische auf. Über die Zeit der Verschiebung, nach welcher Keller fragt, dürfte schon $\check{s} > j$ Auskunft geben; sie fällt ins 16. Jahrh.; der Adaptionszwang ist am stärksten gleich nach der Einwanderung der Streifscharen.

Mit dem Spanisch-Amerikanischen hat LENZ in Santiago de Chile sich wiederholt beschäftigt; zur Formenlehre[46]) mit der völligen Verdrängung von *tu* durch *vos* in der Volkssprache, dem daraus folgenden Übertritt der 2 Plur. des Verbums in den Singular und dem Ersatz. Vgl. dazu Ro. XXII 86 und oben S. 306f. Dann hat er sich speziell dem Dialekt seiner jetzigen Heimat Chile zugewendet, dessen Lautlehre er in den PS.[47]) darstellte, um dann die interessante Frage nach deren Verhältnis zum Araukanischen und zum Mutterland in Angriff zu nehmen[48]) und endlich mehr allgemein gehaltene Anregungen zur Verfolgung der Aufgabe im Lande selbst zu geben.[49]) Die südspanische Abkunft der Einwanderung wird von ihm zunächst bezweifelt, später auf die Autorität des Historikers Barros Arana hin vorzugsweise Herkunft der Conquistadorenscharen aus Estremadura und zum Teil aus Andalusien, zugegeben, während die übrigen Provinzen Spaniens im 16. und 17. Jahrh. fast gar nicht vertreten gewesen seien. Das letztere ist vielleicht etwas zu viel gesagt, starke baskische Bestandteile sind im 17. Jahrh. zum mindesten in den Minendistrikten bezeugt: aber im ganzen entspricht es der Natur der Dinge wie der Erfahrung, dass der Auswanderungshafen (hier ausschliesslich Sevilla mit Cadiz) die stärkere Anziehungskraft auf die näher gelegenen Landschaften ausübt. Schliesslich bezeichnet Lenz (Ensayos I, 16) die anfangs von ihm überhaupt bezweifelten südspanischen Einflüsse als, wenn auch wahrscheinlich, doch nicht genügend erwiesen. Nachdem er die Laute der zahlreich assimilierten Urbevölkerung aus den drei alten Grammatiken (deren sprachliche Auffassung natürlich nicht einwandfrei ist) festzustellen versucht hat, kommt er zu dem bestimmten Ergebnis, dass die chilenische Vulgärsprache wesentlich spanisch mit araukanischen Lauten sei. Meines Erachtens stehen nähere sprachliche Beziehungen der amerikanischen Kolonien zu Südspanien ausser Frage; und zwar ältere und jüngere. Es darf nicht vergessen werden, dass Jahrhunderte hindurch Sevilla die politische und wirtschaftliche Hauptstadt der „Indias" gewesen ist, das natürliche Bewegungszentrum für das Sprachbewusstsein auch der Gebildeten: dorthin gravitierte stetig die Verkehrssprache. Zwischen dem ursprünglich massgebenden Rekrutierungsgebiet der älteren Einwanderung, die gewiss von etwas verschiedenen Ausgangspunkten in etwas verschiedene Kanäle lief, dann eigener Differenzierung, und der zuletzt centralspanischen, spracheinheitlichen Reaktion wird das in verschiedener Weise zu Tage treten; Einwirkung der Indianersprachen ist selbst in

---

46) R. Lenz, Zur spanisch-amerikanischen Formenlehre. ZRPh. XV, 518—22. 47) R. Lenz, Chilenische Studien I, II, III. In PS. V, 3 VI, 1. 48) Lenz, Beiträge zur Kenntnis des Amerikanospanischen ZRPh. XVII, 188—214. 49) Lenz, Ensayos filolójicos americanos. I. Introduccion al Estudio del Lenguaje vulgar de Chile, II Observaciones jenerales sobre el Estudio de los Dialectos i Literaturas populares 20 u. 15 S. S-A. a. d. AUCh. 1894.



Chile, wo doch, wie richtig hervorgehoben wird, die Vorbedingungen besonders günstige sind, durch den vorliegenden Artikel nicht erwiesen. Eine Reihe von Erscheinungen, die Lenz hierher rechnet, decken sich mit bekannten, weit verbreiteten heimspanischen Vorgängen, andere werden sich bei weiterem Nachsehen ebenda finden, so deutet die Artikulation des *s* auf das Südportugiesische, ist also wahrscheinlich estremenisch. Alles was wir in Südspanien in einiger Ausdehnung kennen, muss ja wohl dorthin verwiesen werden, wohin die Hauptthatsachen weisen. Bei dem Rest, der nicht sehr gross ist, bei dem aber das kleinste Residuum einstweilen noch Beachtung verdient, muss gewiss in dem linguistisch sehr schlecht gekannten Estremadura, besonders aber in dem zwar viel besser, aber doch nicht zureichend gekannten Andalusien gesucht werden; Murcia kommt kaum in Betracht, der Norden, so viel ist klar, nur soweit die Volkssprache von der Orthoepie überhaupt abweicht. Es ist nicht zu übersehen, dass die traditionelle Bühnenauffassung, so wie sie mir auf dem Sommertheater entgegentrat, einfach die ist, dass der Amerikaner sevillanisch spreche. Wer keine Gelegenheit hat selbst zu vergleichen, soll sich vor allem einmal Schuchardts Artikel in ZRPh. V zu Gemüt ziehen, auch was dort S. 304 über das Spanische Amerikas angemerkt ist.

Die Verwendung der hebräischen Lettern in der judenspanischen Schrift, wie sie in den heutigen Drucken gebräuchlich ist, verzeichnet FOULCHÉ-DELBOSC[50]); zugänglicher und auch bequemer als in der Abhandlung Grünwalds. Letztere und die Anzeige LBlGRPh. 1883, 28 ist dem Verf. nicht bekannt gewesen.

M. DE UNAMUNO klassifiziert nach Begriffskategorien die Fremdwörter im Baskischen[51]) und kommt zu dem Schluss, dass so ziemlich alle Benennungen, die einer etwas höheren Kulturschicht angehören, aus dem Lateinischen (bezw. Romanischen) stammen. Das ist fraglos richtig. Wenn auch im einzelnen mancherlei Reserven zu machen sind, z. B. *zillarr* sicher nicht von goth. silubra kommt (von orientalistischer Seite ist auf diesen Anklang eine überkühne prähistorische Hypothese gebaut worden), *garbanzo-barbanzu* zwar kaum so erklärt werden darf wie Larramendi that, aber sicher an der Nordküste einbürtig ist, ein einheimisches Kriegswort, das U. vermisst, für die nationale Waffe, den Wurfspiess, *aucona*, vom Liber Jacobi gegeben wird (dort unzweideutig mit *au*, in den beiden prov. Belegen bei Levy ancona). Gegen gewisse gallisch-germanische Erklärungen der Haustiernamen erhebt U. selbst berechtigte Bedenken: sie sind alle indigen, natürlich mit Ausnahme der Katze. Zu Eingang giebt U. einen sich auf seinen Zweck beschränkenden Überblick des Lautwandels. Den romanistischen Interessen ferner steht u. a. eine Polemik SCHUCHARDTS gegen Vinson[52]) anlässlich des ersteren bedeutender Abhandlung über die Bezugsformen des baskischen Zeitworts.

In einer Anzeige von Simonets Glosario de voces ibéricas y latinas usadas entre los Mozárabes versucht MEYER-LÜBKE

50) Foulché-Delbosc, La transcription hispano-hébraïque, RHisp. 1894, 22 S.
51) ZRPh. XVII, 137–147. Del elemento alienígena en el idioma vasco
52) Schuchardt, Das baskische Zeitwort und J. Vinson. ZRPh. XVIII, 532–38.

LBlGRPh. 1891, 58 den Nutzen zu zeigen, welchen die romanische Philologie hier finden kann: ich glaube es begründen zu sollen, mit zu grossen Hoffnungen. Simonet hat im erreichbaren Umfang ausgeschöpft, was irgend im arabischen Spanien und Maghreb lateinisch ist oder allenfalls scheinen mochte, eine Lebensarbeit für deren Schätzung eine andere nahestehende den Massstab giebt, Dozys Supplementwörterbuch. Der treibende Gedanke bei ihm aber war der Nachweis der Civilisierung der Araber durch die Spanier, dem seine Vorrede, ein Buch für sich, gewidmet ist, und wie ihm für diese Tendenz alle seine Worte gleichwertig sind, hat er auch dem Benützenden es überlassen, das nach Zeit und Eigenschaft höchst verschiedenartige Material an der Hand der Citate zu sichten. Es ist etwas ganz anderes, wenn ein Wort wirklich schon zur Zeit der Invasion aufgenommen scheint, als wenn es zu Ende der Periode dort auftritt, wo die Araber im Begriff sind ihre Sprache mit der herrschenden romanischen zu vertauschen, wenn ein Gelehrter einen lateinischen Arznei- oder Pflanzennamen transkribiert, ungefähr in der Art des griechischen Glossems im Mittelalter, wenn die Mozaraber Toledos die christlichen Cultworte behalten, u. s. w. Das Fehlen der Klassifizierung erschwert natürlich die Beurteilung erheblich. Wenn z. B. Meyer-Lübke nordafrikanisches Latein in erhaltenem *ke ki* erkennen zu dürfen glaubt, so ist von den Belegen *igriḳîa* einheimisch syrische Bildung; *baḳîa*, nur in Algier, ist neuestens entlehntes fr. baquet; *duraḳin* ist gemeinarabisch, wäre, wenn urspr. lateinisch, durch das Griechische gekommen, ist aber dort selbst orientalisches Lehnwort: vgl. Hehn[6] 416; *kintâr* ist altarabisch, wenn auch, vielleicht, zu der Hinterlassenschaft der lat. Herrschaft im Orient gehörig; *ḳannârîa* ist gr. *κινάρα*, nicht das entlehnte cinaris des Plinius; *ḳarruś ḳarrâśka* (sp. carrasco, cat. garritx) hat *e* oder *i* in der ersten Silbe erst sekundär, ist nicht cerrus, sondern nordafrikanisch: dass man übrigens nicht bei *cerrus* den Nominativ, bei filix den Accusativ ansetzen kann, liegt auf der Hand; „*qerasia*" finde ich nicht, die Kirsche heisst in Marokko gut arabisch habb el meluk; *rîkino* ist buchstäbliche Transkription des Lateinischen in einem medizin. Wörterbuch um 1100; *ifilku* endlich (Simonet S. LXXVIII) ist spezifisch kabylisch, und der Begriff ist der Annahme der Entlehnung (filice) nicht günstig, die Lautgeschichte steht ihr möglicherweise entgegen, man wird sich den Fall merken, aber aus ihm allein keinen Schluss ziehen. Die Berbern sind ja wissenschaftlich überhaupt noch unbesiegt — bisher habe ich nicht den Eindruck, dass gerade wir dort viel erbeuten werden. Auf die weiteren Anregungen Meyer-Lübkes darf ich nicht eingehen, aber gerade weil er so schaffensfreudig anregend zufasst, der einzige, von dem mir eine Würdigung der bedeutenden Publikation zu Gesicht gekommen ist, glaubte ich an dem Beispiel zeigen zu sollen, wie dornig hier der Weg bleibt auch wenn man die häufigen auf den ersten Blick lautlich bedenklichen Gleichungen bei Seite lässt (alle neuen romanischen Etymologien Simonets sind ausnahmslos unannehmbar). Ich fand über anderweit Feststehendes hinaus, überraschend wenig Neues zur spanischen Lautgeschichte; der etymologische und kulturhistorische Nutzen ist grösser, kommt aber wesentlich nicht dem Romanisten zu gut.

G. Baist.

Portugiesische Sprache 1891–94.

Vorrömisches. Über Prof. HÜBNERS kostbare Monumenta linguae ibericae (1893) und die Supplemente zu den Inscriptiones ist schon an anderer Stelle berichtet worden: s. u. S. 393f. bezw. Bd. II 68.

Der bedeutende portug. Archäologe, dem man unter anderem die Erforschung von Citania de Briteiros u. Sabroso, die Gründung des Museums und der Sociedade Martins-Sarmento, sowie ihres Organs, der seit 1883 erscheinenden Revista de Guimarães, verdankt, setzte 1891 seine Replik auf Coelho's wuchtige Bekämpfung der von ihm vertretenen antikeltischen Theorien fort[1]). Der schneidige Ton und die ungedämpfte südliche Heftigkeit seiner Polemik hat uns um Coelhos Antwort gebracht. Als selbige nicht erschien, benutzte J. MARTINS-SARMENTO nach längerem Harren neuere Äusserungen verschiedener franz. Gelehrten, besonders von Arbois de Jubainville und S. Reinach, um in lebendigster Darstellung seine im Lauf der Zeit immer fester wurzelnden Gedanken über den Germanismus der Kelten und Ligurismus der Lusitanier auseinanderzusetzen und zwar in historischer, auf subjektiver Auslegung des Hesiod und der Ora Maritima des Festus Avienus beruhender Beweisführung. Die Kelten, die erst im 7. Jh. die iberische Halbinsel betraten, fanden, nach ihm, daselbst ein hochkultiviertes Volk vor, auf dessen Rechnung sowohl die megalithischen Denkmäler, als auch die geogr. Benennungen (Durius Avus Minius etc.) und die überlieferten Götternamen kommen. Dies vorkeltische Volk, das die Westküste Europas vom Belt bis zum Sado in Besitz hatte, ist ein arisches, den kymbrischen Silurern verwandtes: die Ligurer.

Die von LEITE DE VASCONCELLOS verheissene lusitanische Götterlehre ist noch nicht erschienen. Nur eine kleine Skizze hatte er 1892 in frz. Sprache für den fehlgeschlagenen Orientalisten-Kongress vorbereitet. Er unterscheidet drei Perioden: eine vorgeschichtliche, urgeschichtliche und lusorömische. Für die erste glaubt er Totenkultus, Sterndienst und den Gebrauch von Amuletten annehmen zu dürfen. Für die zweite ergeben sich, sowohl aus archäologischen Funden als besonders aus den Aussagen von Griechen und Römern (Strabo, Silius Italicus), Polytheismus, Wahrsagung aus den Eingeweiden von Menschenopfern, Vogelflug und Flammenbewegung; ferner Darbringung von Tierstatuen (porca de Murça); Statuen von Kriegern auf Gräbern, und symbolische Zeichen ebenda sowie auf Schmuckgegenständen. Götterbilder sind heute nicht vorhanden, haben jedoch möglicherweise nicht bei allen turdetanischen, lusitanischen Stämmen gefehlt. Als Gottheiten wurden sehr verschiedene Naturkräfte verehrt. Einwirkung fremder Kulte, besonders phönizischer (im Süden, am Kap da Roca und S. Vicente) und keltischer ist wahrscheinlich. Über die dritte Periode geben Inschriften, Tempel, Altäre und Statuen reicheren Aufschluss: das Pantheon wies nunmehr neben

1) Zu RGu. VII 101—119 und 164—182 kamen (1891) hinzu: VIII 5—28; (1893) X 73—88 und 141—160, sowie (1894) XI 187—199. Alle, mit Ausschluss des letzen Aufsatzes, in einem Sonderabdruck als Lusitanos Ligures e Celtas, Porto, A. J. da Silva Teixeira 1891—93 (101 S.).

einheimischen Gottheiten der Vorzeit, auch römische auf. Verschmelzung und Angleichung hat mehrfach stattgefunden. Zu den in JBRPh. I 600 genannten, kommen weitere hinzu: *Trebaruna* (eine Siegesgöttin, der LEITE DE VASCONCELLOS eine mit Einleitung und Anmerkungen versehene, aus alten Überlieferungen und modernen Bräuchen geschickt aufgebaute Ode gewidmet hat[2]), *Edovius, Arus, Nabia* und *Bandua.* — Mit Mars wird *Cosonus*; *Adaegina* mit Proserpina verglichen; *Endovellicus* mit Apollo; *Bormannicus* mit Aesculap. — In christl. Zeit wurden aus den heidnischen Göttern und Genien z. T. Heilige, z. T. Fabelwesen; aus dem genius loci meist ein santo padroeiro; der im Volke vielfach als orago bezeichnet wird; aus Quellnymphen (auf Votivtafeln bisweilen Fontanas genannt) die *moiras encantadas* der Volkssage; aus den Weihgeschenken die *ex-votos*; aus Priesterinnen und Wahrsagerinnen *mulheres de virtude* und *benzedeiras*[3]) Der schon von COELHO, MARTINS SARMENTO u. a. erörterten Behauptung Strabos, die Gallaiker hätten keine Götter angebetet, sucht DERSELBE GELEHRTE mit der Auslegung beizukommen, unter „Göttern“ seien „Götzenbilder“ zu verstehen; will aber, wie seine Vorgänger, auch diese Erklärung nur auf ein Teilgebiet angewendet wissen[4]). — Über ein in Braga am Fundorte, in einer *aedicula,* aufbewahrtes Idol, den Quellgott *Pongoenabiagus,* oder nach jüngster Lesung *Tongoenabiagus,* sprach LEITE DE VASCONCELLOS am 25. Mai 1894 in seiner gehaltvollen und gewandten akademischen Antrittsrede[5]); und an anderer Stelle über das von ihm gefundene Wort *aedeolum,* das er nur von *aedes* ableiten kann, so auffällig ein Dimin. in *-olum* auch bei einem Worte 4. Dekl. ist[6]). — Seinem überaus regen Sacheifer verdankt die Hauptstadt die Schöpfung eines ethnographischen Museums, als Vervollständigung der von Carlos Ribeiro und Nery Delgado angelegten geolog. und anthropol. Sammlungen. Ein Aufsatz über dasselbe bietet nächst einem ausführlichen systematischen Ordnungsplan wertvolle Nachrichten über den ansehnlichen Schatz prähistorischer und protohistorischer Funde, die bereits zusammengetragen sind. Die Inschriften, Statuetten, Votivtafeln, die sich auf Endovellicus beziehen, sind besonders zahlreich und beachtenswert. Alle sichtbaren Äusserungen des Volkslebens von den ältesten Zeiten bis heute sollen im Museum vertreten sein, soweit als möglich in Originalstücken[7]). — Mit der Geschichte der Endovellicus-Funde beschäftigte sich auch, in nicht ganz wissenschaftlicher Weise, Pater J. JOSÉ DA ROCHA ESPANCA[8]).

Auf dem grossen Felde allgemeiner Linguistik bewegt sich eine umfassende Denkschrift von F. A. COELHO über die portug. Zigeuner und und ihre Mundart[9]). Das Gesamtergebnis weicht, wie zu erwarten, nicht

2) Trebaruna, Deusa lusitana: Ode Heroica; Barcellos, 1894, 18 S. 3) Sur les Religions de la Lusitanie. Abrégé d'un Mémoire destiné à la 10e session du Congrès International. Lisb., Impr. Nat. 1892, 9 S. 4) Do Atheismo dos Callaicos in RLu. II 346—347. 5) O Deus Bracarense Pongoenabiagus: Contribuições para o conhecimento das religiões antigas da Lusitania in RLu. III 307—315. Vgl. RCHLEP. I p. 101 u. 154. 6) Quid apud Lusitanos verbum *aedeoli* significaverit. Lisb. 1893 u. 1894. 7) Museu Ethnographico Portuguès in RLu. III 193—250. 8) O Deus Endovelico dos Celtas (sic.) do Alemtejo: Memoria historica in BSGL., 3a Serie, No. 4, p. 253—256 u. 274—296. 9) Os Ciganos de Portugal, com um estudo sobre o calão. Memoria destinada á Xa Sessão do Congresso Internacional dos Orientalistas. Lisb., Impr. Nac. 1892, 302 S.

von demjenigen ab, welches der Forscher bereits 1880 bei Gelegenheit des anthropologischen Kongresses als gesichert vorführen konnte und hernach in der RLu. noch einmal dargelegt hat (vgl. JBRPh. I 603). Das *rumanho* ist eine blosse Abzweigung des span. *caló*, doch noch stärker als dieses in Formenlehre, Satzbau und Wortschatz von der Landessprache beeinflusst, d. h. vom Vulgärdialekt der Provinz Alemtejo, in deren Heideland die Mehrzahl der port. Ciganos wohnen. Die Schätzung schwankt zwischen 500 und 3000. Unter den erhaltenen Resten des asiatischen Heimat-Idioms sind nur wenige Partikeln, Fürwörter, Zahlwörter und vereinzelte Verbformen. Zigeunerwortstämme mit hispanischen Suffixen und hispanische Stämme mit Zigeuner-Suffixen bilden das Hauptkontigent der eigentümlichen Mischsprache. Die von Coelho in musterhafter Weise verwerteten Materialien sind nur z. T. von ihm selbst gesammelt worden; z. T. stammen sie von durchaus zuverlässigen Freunden, wie F. P. Pires, der sie in Elvas (Alemtejo) und Leite de Vasconcellos, der sie in Cadaval (Estremadura) zusammengetragen hat. Sie sind viel bedeutender als früher. Als Text dienen 84 kurze Sprachproben. Das Wörterbuch umfasst gegen 500 Artikel, fast das Doppelte wie 1880. In 353 Fällen wird Übereinstimmung mit dem span. *caló* nachgewiesen. Wertvolle Observações Geraes über Lautlehre und Wortbildung folgen nach. — Den zweiten Teil des Werkes bildet eine bislang ungedruckte Abhandlung über die Diebs- und Gaunersprache in Portugal, die bezeichnend genug, *calão* heisst (auch *giria*). Thatsächlich hat sie vieles mit dem *caló* und *rumanho* gemein; manches mit der Gaunersprache anderer romanischer Länder, von denen die *germania*, das *furbesco* und besonders das *argot* zum Vergleich herbeigezogen wird. Ausserdem verfügt sie über eine Fülle willkürlich aus dem vorhandenen portug. Sprachstoff durch unkenntlichmachende phonetische, morphologische und semantische Umgestaltungen gewonnener Worte. Besonders bei Besprechung dieser letzteren, sowie der Metaphern, gewisser Bedeutungsübergänge, und der für den Augenblick völlig dunklen Bestandteile, von denen einige wie Neuschöpfungen aussehen, bietet Coelho feinsinnige Beobachtungen und Gedanken, mit Ausblicken in das Gebiet der Sprachphilosophie. Die tüchtige ältere Arbeit über das gleiche Thema von Queiroz Velloso (vgl. JBRPh. I 603) überholt er um etwa 400 Ausdrücke und verwertet ferner alle ihm bekannten schriftlichen Aufzeichnungen über die *giria*. Die älteste, von Francesco Manoel de Mello ist aus dem J. 1660. — Der dritte Abschnitt giebt eine historische Skizze über die portug. Zigeuner an der Hand von Urkunden (seit 1521, wo Gil Vicente Zigeuner auf die Bühne brachte, bis 1848). Dazu ethnographische Materialien auf Grund moderner wissenschaftlicher Messungen und Untersuchungen. Illustrationen fehlen nicht. Der Anhang bietet Dokumente. Eingestreut sind einige Volkslieder: formell wie ideell span.-portug. Gebilde. Den Schluss bildet ein Kapitel über die Zigeuner in Brasilien (seit 1574; kontinuierlich seit 1686). — Der inhaltreiche Band ist G. Paris gewidmet. Ihn zu beurteilen bin ich ausser stande. Auch beizusteuern weiss ich nur dürftige Scherflein.

Ebenso alt wie die von Coelho als frühester Beleg für die Anwesenheit von Zigeunern in Portugal angeführte Stelle aus dem CGR.

ist eine andere ebenda, auf die ich leider unterlassen habe, meinen verehrten Freund aufmerksam zu machen. Im Auftrag einer Dame spottet Luis da Silveira daselbst über ein Paar Ärmel, wegen ihres schäbigen Pelzfutters, behauptend das angebliche Marderfell stamme von Maulwürfen und sei überdies einem anderen Höfling entwendet, der sich beschwert habe, mit der Angabe, der Dieb müsse, wenn nicht eine Hexe, ein Zigeuner gewesen sein: *diz qu'ou ele foy Çiguano, Ou muy fina feytiçeira* (III p. 296 = fl. 181 f.). Eine andere Stelle ist zweifelhafter. Als Reisetoilette für eine Dame empfiehlt spottend Ayres Tellez das dunkelgrüne Gewand einer Dame aus Ägyptenland: *qu'ajays huma vistidura Qu'aquy anda verd'escura Duma dama do Egyto* (III p. 262 = fl. 177 f.). Beide bringen willkommene Ergänzungen zu Coelhos Stelle, in welcher eine Zigeunerin als Griechin bezeichnet war: die eine mit dem Namen *cigano*, die andere in dem Hinweis auf Ägypten. Gil Vicente (III 285) lässt Göttinnen aus Griechenland und Ägypten singend dasselbe lispelnde Spanisch anwenden, wie in der Farça das Ciganas. Von vagabundierenden Zigeunern spricht Rozmital dreimal in seinem Reisebericht über Spanien und Portugal (Stuttg. Lit.-Ver. Bd. VII S. 170, 175, 189), doch nicht als von auf der Halbinsel vorhandenen Volksstämmen. Soropita gedenkt ihres Nomadenlebens, in verschiedenen Wendungen wie *com mais carruagem que um arrayal de ciganos* und *não tem pouso, como ciganos*; ihrer Taschenspielerkünste in *sabe mais tregeitos que um cigano*. An späteren Anspielungen, besonders auf die bonadicha, ist kein Mangel (s. RLu. II 339). — Zigeunertänze, von denen schon Gil Vicente und Leitão d'Andrada reden, werden auch im Bericht über die Gesandtschaft des Kardinals Bonelli als Gitanas (1571) erwähnt (Herculano, Opusc. VI p. 52). Sehr viele Ausdrücke des *calão* sind in Tras-os-Montes im Volksmund gang und gäbe (*marosca, tefetefe, gadanhos, gambias, cheta*). Von den *caló*-Worten, welche die Herkunft eingewanderter Zigeunerbanden aus Böhmen zu bezeugen scheinen, enthält das *rumanho* mindestens drei (*mas, moro, trupo*). Auf Durchgang durch und Aufenthalt in Andalusien, ehe sie vom span. Estremadura aus nach Portugal kamen, scheint das Lispeln zu deuten, durch welches Gil Vicente sie charakterisiert? Barros spricht 1540 zweimal von dieser Eigentümlichkeit. In der Ortografia sagt er *as syllabas ficam ceceadas da maneira dos ziganos* (Gram. p. 195) und im Dialogo, wo er ausdrücklich auf das *çeçear cigano de Sevilha* Bezug nimmt (p. 218). — Weitere gesetzliche Verordnungen aus der Zeit Philipps I. zog P. d'Azevedo aus dem Staatsarchiv[10]). Das wichtige Gesetz von 1557 hatte schon früher C. Castello Branco in seinem historischen Roman *O Judeu* zum Abdruck gebracht[11]).

Sprache und Grammatik. Allgemeines. Im Vorjahre habe ich es unterlassen, von Meyer-Lübkes Romanischer Grammatik zu sprechen, weil ich glaubte, es käme mir nicht zu und sei von berufenster Seite aus hinlänglich geschehen. Sonst hätte ich einerseits die anregende und befruchtende Kraft betont, welche das um-

---

10) Ciganos Portuguêses dos Fins do seculo XVI in RLu. III 51—57; 121—129; 316—324. 11) Vgl. RLu. II 375 u. I 286.

fassende Werk natürlich auch für das Studium des Portug. hat, andererseits aber, da der Verfasser auf dem westlichen Gebiete offenbar weit weniger zu Hause ist als in den übrigen romanischen Provinzen (s. auch JBRPh. I 533), zahlreiche benutzte portug. Wortformen, weil fehlerhaft, berichtigt und mehrfach die daraus erschlossenen Lautgesetze als unzulänglich nachweisen müssen[12]). Auch im zweiten Teile macht es sich fühlbar, dass nicht immer aus dem Vollen geschöpft ward, besonders in der Wortbildungslehre. Die Verbesserung unrichtiger Bildungen, die wünschenswerten Zusätze und die Untersuchung mancher unhaltbaren Etymologie erfordert jedoch ausführlichere Besprechung als hier am Platze ist. — Den Schwerpunkt eines die RHisp. eröffnenden kurzen Aufsatzes von Gonçalves Vianna über die Schriftsprachen der Halbinsel bildet ein vergleichender Überblick über den Lautbestand des Kastilischen, Katalanischen und Portugiesischen. Der Gedanke an eine erste gemeinsame span.-portug. Sprachperiode, die höchstens in Spanien noch Vertreter haben möchte, wird zurückgewiesen. Während das Kat. mit der westlichen Sprache wenigstens die strenge Scheidung zwischen offenem und geschlossenem *o* und *e* sowie die dumpfen tonlosen *o*- und *e*-Laute teilt, weicht das Vokalsystem des Kastil. von Anfang an erheblich ab. Das Konsonantensystem ist hingegen um so ähnlicher, je weiter rückwärts wir blicken. Ausserdem wird summarisch von Ursprung und Verbreitung, sowie von den Übereinstimmungen in Wortschatz, Wortbildung und Syntax gehandelt. Als Beitrag zur Reform der portug. Orthographie, die immer chaotischer wird und sich immer etymologischer gebärdet, werden kritische Bemerkungen über die Vorzüge der seit Ende vorigen Jhhs. von der Akademie geregelten kastil. Rechtschreibung geäussert, doch auch über ihre Unzulänglichkeiten (*j* u. *z* statt *x*, *ç*, wie die histor. Entwickelung verlangt hätte); desgleichen über kat. *ny*, *ll*, *ch*, *tx*. Dazu treffende Worte über die von 1820 bis 70 stetig gestiegene Beeinflussung der port. Sprache und Litteratur durch Frankreich. Zum Glück ist im letzten Jahrzehnt eine heilsame Reaktion eingetreten, Dank den philologischen Studien [13]).

Vorlesungen über das Altportug. (v. 9. bis Anf. 16. Jhs.) hielt Leite de Vasconcellos 1891 in der Academia de Estudos Livres. Die Einleitung dazu hat er zum Druck gegeben. In schlichter, allgemeinverständlicher Darstellung betont er den Wert, den das Studium des Altport. nicht nur für den Fachgelehrten hat, sondern auch für den Geschichtsforscher, dem es obliegt, alte Urkunden zu lesen, für den Litterarhistoriker, der die vorklassischen Epochen würdigen muss, um die klassischen zu verstehen, für den Lehrer, der grammatische Erscheinungen zu deuten hat und in einer verständigen Orthographie unterweisen soll, für jeden Patrioten, der durch Pflege des Ausdrucks dem Französismus entgegenarbeiten müsste. Ferner zerstört L. de V. das schiefe Vorurteil der Mehrheit, als sei das Portug. bis zum 15. Jh. ein rohes, regelloses, zur Dichtkunst ungeeignetes, des Studiums unwürdiges und unfähiges Jargon gewesen, das, wie ich hinzufüge, durch die seit 1600 unbeanstandet um-

12) Vgl. übrigens Leite de Vasconcellos in RLu. II 364—376, wo manche Kleinigkeit besprochen wird. 13) Les langues littéraires de l'Espagne et du Portugal in RHisp. I p. 1—21.

laufenden Apokryphen genährt worden ist. Mit Umsicht und kritischer Vorsicht erzählt er, was man über das alte Lusitanien in anthropologischer, ethnographischer, mythologischer, archäologischer und geschichtlicher Beziehung weiss und woher man es weiss, um ausführlicher über die Latinisierung der vorrömischen Völker zu sprechen, einen kurzen Blick auf das lusitanische Latein als Basis des prähistor. Portug. zu werfen, über welches lat. christl. Inschriften aus dem 5. bis 9. Jh. nur wenig Licht verbreiten, sowie auf das barbarische Latein des Mittelalters mit seinen eingestreuten Romanismen. Die ältesten Dokumente aus dem 12. Jh. werden angeführt, die ursprüngliche Einheit des Portug. und Gallizischen betont, sowie das Vorhandensein einer portug. Sprache gleichwie im Norden so auch im maurischen Süden, noch ehe es ein portug. Reich gab. — Nach kurzen Bemerkungen über das Neuportug. — seine Ausbreitung nach den atlant. Inseln, das ultramarine Brasilien etc. — über die kontinentalen Dialekte (nach Provinzen), die kreolischen Mischsprachen, die Unterschiede zwischen Schrift und Volkssprache, die bewusste Einwirkung der Latinisten auf diese, besonders durch Übersetzungen, giebt er seinen Zuhörern vorläufig eine summarische Charakteristik des Altportugiesischen. — Der Unterschied zwischen *ss* und *ç*, intervok. *s* und *z*; *ch* und *x*; das Suffix *on* aus lat. *one* und *unt*, wo heute *ão* steht; das Aneinanderstossen zweier Vokale, wo später Kontraktion eintrat; Nasale, wo heute reine Vokale stehen, aus ursprünglichem lat. *n*; die Erhaltung des intervok. *d* in Verbalsuffixen; die Part. 2. Konj. in *udo*; die doppelte Verneinung; das veränderte Part.; die doppelgeschlechtigen Adj. in *ôr*: dies u. a. m. kam zur Besprechung, auch Gil Vicentes Sprache als Übergang vom Altportug. zum Modernen. Bemerkungen über den Ursprung orthogr. Fehler wie *hum athé theudo* und *Themndo* etc. wären angebracht gewesen, fehlen aber leider [14]).

Lebhaft zu bedauern ist es, dass nicht auch COELHO die anthropologischen und ethnographischen Vorlesungen hat drucken lassen, die er an derselben Stelle 1891—92 seinen Sprachvorlesungen vorausgeschickt hat.

Phonetisches. GONÇALVES VIANNA, der seit seinem epochemachenden Essai de Phonétique et de Phonologie in Ro. XII als Meister auf diesem Gebiete anerkannt ist, hat uns mit zwei neuen Darstellungen der portug. Normalaussprache beschenkt, eigentlich mit drei, falls man die schon erwähnte vergleichende Gegenüberstellung des Portug., Kast. und Kat. mitrechnet. Von den viel eingehenderen Schriften in portug. Sprache begleitet die frühere als Beilage eine kommentierte Schulausgabe des ersten Lusiadengesangs, von welcher unter Camões die Rede sein wird [15]). Die andere, ein noch in vielen Kleinigkeiten verfeinerter und erweiterter Wiederabdruck der vorigen, erschien als selbständige Arbeit, um einen ersten Teil über allgemeine Phonetik bereichert, gleichfalls wie so viele der hier zu erwähnenden Schriften bei Gelegen-

14) Curso de lingua portuguesa archaica in RevC. No. 11; RP. IV 313—326 unvollständig; vollständig in RLu. III 19-50. Vgl. RHisp. I 97.
15) Exposição sobre a pronuncia da lingua portuguesa. In: Os Lusiadas, Poema Epico de Camoes, edição annotada para leitura da infancia e do povo por F. DE SALLES LENCASTRE, Lisb., Impr. Nac. 1892. 114 S.



heit des nach Lissabon berufenen doch nicht zusammengetretenen Orientalistenkongresses [16]). Die so überaus reich nuancierten Laute des Portug. werden darin immer schärfer bestimmt, die einschlägigen Beispiele immer vollständiger gesammelt und immer sorgsamer und folgerichtiger gruppiert. Neu ist in beiden Bearbeitungen die historische Betrachtungsweise. Sie zeigt sich in häufiger Bezugnahme auf dialektische Abweichungen, welche geeignet sind, Licht über gewisse Lautentwickelungen zu verbreiten, und ferner in der Berücksichtigung älterer Sprachformen. Besonders ergebnisreich ist die in der Normalaussprache seit zwei Jahrh. (meiner Anschauung nach schon länger) verwischte, in der Provinz Tras-os-Montes aber noch bestehende Unterscheidung zwischen *ss* und *ç* einerseits, interv. *s* und *z* andererseits. Der Versuch, für die Aussprache zur Zeit des Camões feste Regeln aufzustellen und durch phonetische Umschreibung einiger Oktaven Proben der Lesung von damals und heute vorzuführen, ist dankenswert und im allgemeinen vorzüglich gelungen. Als gesichert für die Normalaussprache des 16. Jhhs. betrachtet Gonçalves Vianna die schon berührte Scheidung von *ss* und *ç*, *z* und *s*, *ch* (= *tx*) und *x*, die Aussprache *dj* für *j*, Gleichstellung des auslautenden *z* mit *ç*, das nur graphisch am Wortende nicht zulässig gewesen sein soll; die hellere Färbung des tonlosen *e*, das überall, wo der Dichter es nicht selbst elidiert, silbebildend ist, wie gleichfalls des unbetonten *o*, dessen Verdumpfung zu *u* für ebenso modern ausgegeben wird, wie die Nasalierung des *ui* in *muim muinto*. Über manchen Punkt wird freilich zu streiten sein. Für *muim muinto* z. B. und für die Verdumpfung von *o* zu *u* findet sich schon im 13. und 14. Jahrh. mancher Beleg; die zwischen *g* und *i* wechselnde Schreibung des *j*, je nachdem es vor *e* und *i*, oder vor *a o u* zu stehen kommt, spricht gegen die Aussprache *dj*. Auch zu voller Klarheit über die Entwickelung der Sibilanten und Reibelaute werden wir erst kommen, wenn feste Normen für die Aussprache des ältesten Portug. gewonnen sind, wie es uns im Canc. da Ajuda entgegentritt. Die darin zum Glück eingehaltene phonetische Orthographie und vor allem die Reimkunst der musikkundigen Troubadours, die aufs Strengste und mit vollkommener Sauberkeit gleichwie geschlossenes *o* und *e*, so auch *ç* und *ss*, *z* und *s* auseinanderhalten, liefern die sichere Unterlage für die Untersuchung, zu der Gonçalves Vianna ohne Zweifel schreiten wird, sobald der Text in kritischer Ausgabe vorliegt. Vergleicht man damit die Reime sowie die Schreibweise im CG., bei Gil Vicente, Camões und den übrigen Quinhentistas in Originalausgaben oder guten Handschriften — und sie fallen unbedingt ebenso ins Gewicht wie die Aussagen der Grammatiker — so kommt man zu der Überzeugung, dass die Angleichung schon im 15. Jahrh. begonnen hat, und zwar zuerst die zwischen intervok. *s* und *z*; etwas später die zwischen *ç* und *s* im Auslaut und nach Konsonanten; zuletzt die zwischen intervok. *ss* und *ç*. Um 1600 hat die sehr vorgeschrittene Gleichstellung (auch von *ch* und *x*) zu geradezu

---

16) Exposição da Pronuncia Normal Portuguesa para uso de Nacionaes e Estrangeiros. Memoria destinada á X Sessão do Congresso Internacional dos Orientalistas. Lisb., Impr. Nac., 1892. 101 S.

chaotischer Schreibart geführt. In den Lusiaden beachte man die Reime z. B. in III 70 und 122; IV 38; VI 59; und III 5, 62, 127; VII 40; III 95; IV 17: VII 1; IX 61; X 31.

Besonders auch für die Geschichte des portug. Umlauts (Metaphonie, Homophonie, Periphonie) dessen auch für das kompliziertе Konjugationssystem hochwichtige Rolle Gonçalves Vianna in so ausgezeichneter Weise darlegt, ist die Hinzuziehung des ältesten Sprachzustandes nicht minder notwendig als die des modernen Gallizischen und der portug. Dialekte. Ob nicht der Ausgangspunkt für den ganzen kunstvollen Bau in dem kleinen Grundstock aus dem Lat. überkommener Verbformen zu suchen ist, in denen betontes *o* und *e* (seltner *a*) durch Einfluss eines nachtonigen *i* steigernd umgelautet wurden? Ich denke an altportug. *dormho comho* (= *come[d]o*), *morho, servho, devho* (alte Orthographie von *dormio comio* etc.) die zu *dôrmo, durmo, cômo, moiro, mouro, sirvo dèvo* wurden. Der Hang, Gleichartiges zu verähnlichen brachte dann dazu, nach Analogie von *cômo cómes; dèvo déves; sirvo serves* die 1 praes. von der 2, auch bei nicht i haltigen Verben lautlich zu sondern und schliesslich die gleiche Methode auf andere Wortklassen anzuwenden: Verbalsubstantive von der 1 praes., bei Hauptwörtern sg. und pl., bei Eigenschaftswörtern m. von f. zu trennen. — Der Nichtbeachtung der ältesten Sprachdenkmäler ist es auch zuzuschreiben, dass der portug. Phonetiker, der dem Hang die Sprache zu meistern selten aber doch dann und wann nachgiebt, z. B. *quer* für eine „falsche“ Form, *quere* hingegen (das in meinen Augen eine späte und papierne Analogiebildung ist), für die „richtige“ erklärt, und vor *qué'-lo* Abscheu zeigt — Ansichten, denen auch Epiphanio Diaz, ohne weiteres, und Leite de Vasconcellos bedingungsweise beipflichtet. (Vergl. RLu. I 282; III 255; Liçöes 77; Obras Crisfal p. 95). Den Auslautsgesetzen des Altport., die noch niemals im Zusammenhang dargestellt worden sind, entspricht einzig und allein *quer*. Lat. Auslauts-*e* erhält sich nur nach Konsonantengruppen; fällt nach *l r n ç s*, im Zeitwort genau so wie in allen übrigen Wortklassen. Zu den Hauptwörtern *sol mar pan luz travês* stimmen die phonetischen Praes.- und Imper.-Formen *cal fal sal val dol sol; quer fer ampar (cj); pon ten ven perdon* (cj. imp.); *faz*, (wie *fiz fez* etc.) *jaz praz traz diz duz nuz; pes* (cj.); nebst *quis*; und ebenso die Adv. *dur pran leu greu* u. a. m.; die Adj. in *ax*, deren *e* (*ace*) nichts als lateinelnder Zusatz der Klassiker ist: *em-que pes aos grammaticos nacionaes.* (RLu. I. 319). Sie herrschen im Altportug. — Nur ganz vereinzelt tauchen im 14. Jahrh. analogische Bildungen auf, zuerst und am häufigsten *quise* sowie *faze praze*, selten *sae doe* (2 silb.), noch gar nicht *poe perdoe* und ebensowenig *quere ampare.*

Mit der Verschiedenheit von *s* und *ç*, die in vielen etymol. Streitfragen bisher nicht genügend beachtet worden ist, beschäftigte sich Gonçalves Vianna noch mehrfach. Den Beweis dafür, dass sie im 12. Jahrh. auch in Südportugal vorhanden war, findet er in den Schriftzeichen, durch welche arab. Schreiber portug. Laute in Eigennamen wiedergaben. Sie wählten *schin* ش für *s*: *zade* ص für *ç*; daneben freilich auch *sin* س. Statt der arab. Ortsnamen *Alcaçar* und *Çafi* er-

wartet man freilich Beispiele aus lat. Sprachstoff. Auch wird an dieser Stelle nicht klargelegt, wie G. V. sich die alte Aussprache denkt. Doch erhellt aus anderen Schriften des Verfassers, dass er an *ts* für *ç*, *dz* für *z* denkt. Dafür, dass diese Ansicht die richtige ist, können indirekt wohl *açor mixcrar*, *Bazan amizade rezar prazo Çuniga Ecija* sprechen, in denen Metathese von *ç't* und *z'd* zu *t'ç* und *dz* eingetreten ist. Wann der Laut sich zu dem heute in Tras-os-Montes erhaltenen abschwächte, ist noch nicht festgestellt. Die Wiedergabe der arab. Gutturalen ه خ ج س ف durch *f* führt den Forscher dazu, die portug. Worte arab. Ursprungs in drei Schichten zu sondern: Erbworte, im 8—14. Jahrh. vom Volke übernommen; Lehnworte von Gelehrten eingeführt (*califa*); Fremdworte, die auf Umwegen, und nicht direkt dem Arabischen entliehen sind (*sophá*). — Für die Schreibung arab. Eigennamen pflichtet er den von Eguilaz Yanguas aufgestellten Prinzipien bei, mit einigen Änderungen[17]).

Unter Anwendung des internationalen von der Société Phonétique ausgearbeiteten Transskriptions-Systems liess G. V. ausgewählte Stellen aus den Lusiaden nach heutiger Lissabonner Aussprache, begleitet von 26 franz. redigierten Regeln abdrucken[18]).

Die jetzt vielfach erörterte orthographische Frage, mit der G. V. sich schon vor Jahren beschäftigt hat, betrifft ein Vorschlag über die Accentuierung portug. Worte, den er als S. S. G. L. der rührigen Lissaboner geograph. Gesellschaft vorgelegt hat. Die Regeln sind auch hier so zweckdienlich, und zu gleicher Zeit so scharf und elegant ausgedrückt, dass jeder Gutmeinende sie nicht nur befürworten, sondern anwenden sollte. Nur die Schreibung *tẽe tambẽe contẽe* mit 2 Vocalen in einsilb. Worten muss misfallen. Ob die *quere*-Theorie darauf eingewirkt hat? In der guten alten Zeit des Canc. da Ajuda ist *tenet* immer nur einsilbiges *ten* (wie *ben tamben*)[19]).

Lautlehre. Eine knappe übersichtliche Darstellung der portug. Lautlehre in lat. Erbworten lieferte ein Neuling José Joaquim Nunes. Eigene Errungenschaften hat er zunächst nicht zu bieten, verwertet jedoch mit Fleiss und Verstand die Entdeckungen älterer Forscher, insbesondere die Arbeiten von Coelho und Leite de Vasconcellos. Leider nicht Cornus meisterhafte Darstellung, noch die phonetischen Studien von Gonçalves Vianna; ebenso wenig die etymologische Ernte des letzten Jahrzehntes. In Methode und Aufbau lehnt er sich aufs Engste an Bourciez' Précis de Phonétique Française. Damit ist gesagt, dass in seinem Werkchen, wie in der Vorlage, die Gesetzmässigkeit der Lautwandlungen gut zur Erscheinung kommt, und meist der Versuch gemacht wird, die bekannteren „Ausnahmen" zu erklären. Es ist daher ein nützlicher Leitfaden für Anfänger, trotz mancher Unvollkommenheiten und Irrtümer. Die genaue Nachahmung hatte jedoch zur Folge, dass manches speziell-portug. Lautgesetz gänzlich unbeachtet blieb.

17) Deux faits de Phonologie Portugaise. Mémoire destinée etc. Lisb., Impr. Nac. 1892. 12 S. — Fonologia historica portuguêsa, in RLu. II 332—338. 18) Uz lúziədəs dĩ'lwiz dĩkámšis əissɛrtuç aintrãskrisãu fu'nɛtiko kõform əprunũj a: twaL dĩlizboə pur A. R. Gonçalves Vianna. Paris, J. Lievens, Rue d'Alesia. Ohne Datum. 19) Proposta para a fixação da acentuação grafica portuguesa, apresentada á Commissão asiatica pelo seu presidente Aniceto Gonçalves Vianna. Lisb., Imp. Nac. 1894. 14 S.

Vom Umlaut z. B. ist nie die Rede. Starke Verbformen werden nicht als zum Vokabelschatz gehörig betrachtet, wie freilich auch anderwärts üblich ist. Sehr viele Ergänzungen wären möglich. Die Einordnung und Auswahl der Beispiele ist nicht immer zu loben: unter Formen aus der archaischen Sprache und dem Volksmund stehen gelehrte Bildungen (*vicio* statt *viço*), nicht selten sogar fremdsprachige, ohne nähere Angabe. (*cofre* ist frz., *olvidar* sp., das Altport. besass *obridar*.) Die lat. Grundformen sind bisweilen nicht die richtigen: für *feijão* z. B. ist bald *phasiano fasiano*, bald *phascolanus* angesetzt (s. §§ 26, 41, 112, 132). Das Richtige wäre *phaseolus* wie die alte Form *feijoo*, heute noch *Feijó*, und das galliz.-astur. zeigt; die Suffixvertauschung trat spät ein wie in *eirão* neben *eirom eiró(o) eirol*. Die Durcheinandermischung gemein-rom. Vulgär-Formen und speziell luso-rom. Fälle wäre besser vermieden. In § 131 steht z. B. *chover* aus gemein-rom. *plovere* für *pluere*, neben portug. *louvar ouvir gouvir chouvir* bei denen übrigens das hiatustilgende *v* sich nachweislich lange Zeit auf die in *o* oder *ou* endenden Formen beschränkt hat. Besonders aber sind Archaïsmen nicht häufig genug verwertet; des öfteren in mangelhafter Form. Statt *poer deostar* sollte *põer dẽostar* stehen; statt *meidade, meadade meyadade*; statt *conha*, *coomha* (*calumnia*). Wo kommt *nuzo* vor? ich kenne nur *nuz*. Wo *galhinha?* Diesen kleinen Mängeln hat der Herausgeber der RLu. z. T. schon abgeholfen, weniger durch Hinweis auf die entsprechenden Paragraphen bei Cornu und Meyer-Lübke, die von portug. Laien und Anfängern doch nicht verwertet werden, als durch erklärende Zusätze. Diese sind fast immer trefflich. Nur ergreift Leite de Vasconcellos, meiner Ansicht nach, zu oft das Auskunftsmittel, für schwierige Bildungen hypothetische vulg.-lat. Wortformen zu konstruieren. Für *faïsca* z. B. *favisca* statt *favilla*. Das ist bequem. — Was aber ist damit gewonnen, wenn man statt *muccus* die nasalierte Form **moncu* ansetzt? Der spezifisch portug. Hang mit *m* anlautende Silben auch nasal auslauten zu lassen — viele Dutzende von Beispielen bezeugen ihn — sowie der Reim *bronco ronco*, erklären *monco* zur Genüge. Höchstens wäre **moncu* lusorömisch zu nennen. Wie sehr wir einer altportug. Grammatik sowie eines altport. Wörterbuchs bedürfen, zeigt wiederum diese Phonetica Historica Portuguesa[20]). Desgleichen wie unumgänglich die Regelung der Orthographie ist. Wie anstössig und verwirrend sieht nicht eine Gleichung wie *mense mex* aus!

Eine kleine Grammatik für Elementarschüler schrieb F. A. Coelho, der mit Recht von den meisten bisherigen Lehrbüchern meint, sie lehrten a arte de não conhecer a lingua. Darauf, den für die Jahres-Prüfungen programmmässig vorgeschriebenen Lehrstoff durch neue, vernunftgemässe Anordnung, knappe Begrenzung der Erklärungen, Klarheit der Auseinandersetzung, schärfere Definitionen und gute Beispiele dem Verständnis 6—10 jähriger Kinder anzupassen, ist er mit Erfolg bedacht.[21]) Dass er nicht ganz frei schalten konnte, merkt man jedoch nicht selten

20) Resumo das principaes leis que presidirão á transformação do latim no Português in RLu. III p. 251—307. 21) Noções Elementares de Grammatica Portuguêsa. Porto 1891.

z. B. an der Dürftigkeit der Syntax, in der die Lehre vom Konjunktiv, vom Infinitiv, von der Zeitfolge gänzlich fehlt, an der Beibehaltung gewisser verpönter Grammatikerausdrücke (— was machen Anfänger z. B. mit *epiceno* § 121), — an gewissen Resten sprachphilosophischer Betrachtungen, die aus Soares Barbosa haften geblieben zu sein scheinen, — (§ 24 und § 1, Anm. 1[2]) — sowie an Erörterungen über Begriffe, für welche die Sprache keine besondere Ausdrucksform besitzt (§ 133). — Hier und da ist die Reihenfolge der Beispiele oder ihre Wahl vom pädagogischen Standpunkt aus anzufechten; auch dass Beispiele völlig fehlen, kommt vor (§ 113, 4ᵉ útil úteis). Von Druckfehlern ist das Werk nicht so frei, wie zu wünschen wäre. Mit der Zerlegung der Infinitive in Thema *ama* und Endung *r* statt *am* und *ar* kann ich mich nicht befreunden, was auch zu Gunsten derselben gesagt werden kann: die Konjugationstabellen (§ 95) erhalten dadurch ein unübersichtliches Gepräge.

Reichhaltiger, besonders im syntaktischen Teil, weil für den Lyceal-Unterricht bestimmt, ist die Portugiesische Grammatik von A. Epiphanio da Silva Diaz[22]), von der 1894 bereits die 9. Auflage erschien (erste 1876), bereichert um ein alphabetisch geordnetes Sachregister. Auch er wirft die verpönte Terminologie nicht über Bord, obgleich er, wie auch Coelho, gewisse Begriffe beseitigt (wie z. B. *neutro* für *isto isso aquillo tudo*, die als absolute Masc. bezeichnet werden). An misratenen Definitionen üben Eltern wie Kinder eine nicht ganz unberechtigte Kritik[23]). Vielfach wird der Lehrer als Interpret auftreten müssen, z. B. um zu sagen, warum in *adiar afiar alliar aviar miar piar fiar confiar* die Veränderung zu *-eio* in 1 praes. ausgeschlossen ist; nicht aber in *diligenciar negociar odiar premiar allumiar*. Von dem, was spezifisch portug. ist, bekommt der Lernende in beiden Büchern keine rechte Vorstellung; kann es aber auch nicht, da keine fremde Sprache zum Vergleich herbeigezogen werden darf. Mit der Orthographie hat keiner von beiden sich auseinandergesetzt.

Wort- und Satzlehre. Mit einer losen Reihe von Einzelfragen aus dem Gebiete der portug. Rechtschreibung, Wortbildung, Wortdeutung, Satzlehre und Stilistik beschäftigte sich in leichtem populären, mit allerhand kräftigen Scherzen gewürzten Plauderton, wie die grosse Masse der hiesigen Zeitungsleser ihn liebt, der Dichter Candido de Figueiredo, zuerst in einem Tageblatt[24]), dann in einem Sammelbande. Ihn leitete bei der Abfassung der Lições praticas de linguagem portuguesa[25]) die Absicht, der *anarchia branda*, die auch auf sprachlichem Gebiete hier zu Lande überhand nimmt, Einhalt zu thun, und den zahllosen Gallizismen, Vulgarismen, Solözismen, Wortverwechselungen und Verdrehungen sowie mit sogenannten syntaktischen „Schnitzern“ aufzuräumen,

22) Grammatica Portuguesa Elementar. Lisb. 1894 Livraria Escolar. 23) S. z. B Manoel Bento de Souza: O Doutor Minerva, Critica do Ensino em Portugal. Lisb., M. Gomes 1894, 2. Aufl. 24) O Portuguez 1890 und 1891. 25) Cartas de Caturra Junior á Redacção do Portuguez. In 2. Auflage als Lições práticas da lingua portugueza (mit dem angeführten Zusatz und) erheblich verändert: corrigida, muito melhorada e aumentada. Lisb., Livraria Ferreira 1891. Zwischen Auflage 1 und 2 fällt die Entgegnung von Leite de Vasconcellos. Zuerst als ‹Replica› in der Zeitung O Dia. Hernach gesondert als: As Lições de linguagem do Snr. Candido de Figueiredo. Analyse critica 1891. 2. Aufl. Porto 1893.



welche der schädliche Einfluss kenntnisloser Journalisten aus der sorglosen Umgangssprache in die Buchsprache überträgt. Viel Interessantes kommt zur Sprache. Einige der behandelten Entstellungen misverstandener Worte klingen jedoch so marakaïbisch (wie z. B. *aprouvinho*) dass ich geneigt wäre, an Mystifikation oder an bloss litterarische Ausbeutung der Possenlitteratur des 18. Jahrh. zu glauben, wenn mir nicht hier und da Ähnliches zu Ohren, ob auch nicht vor Augen gekommen wäre. Als Thema für weitere Kapitel könnte ich Mustersätze empfehlen mit Verwechselung von *estrear* und *estriar; eludir* und *illudir; eminente* und *imminente; eterno* und *interno; protesto* und *pretexto; ratificar* und *rectificar; explosão* und *expulsão; espiar* und *expiar; elemento* und *alimento; descripção* und *discreção discrição*, das seit Jahrzehnten auch von Hochgebildeten in das reizende Gewand *discripção* gehüllt wird; ferner *emerito* für *benemerito;* statt *prestigioso prestidigioso;* oder auch Formeln wie *nunca inolvidavel.* Der Verfasser, der seine Artikel anfangs ab- und anspruchsvoll Lições aos Mestres betitelt hatte, ist der grauen Theorie abhold, sowie aller Schulfuchserei, und nicht ohne Grund auch jener schon berührten, höchst anfechtbaren Namengebung, mit der einheimische Grammatiker, (z. B. für 20 verschiedene Umstandssätze, oder 15 Konjunktive) Schulkinder behelligen. Doch hat er einen ziemlich unkritischen Autoritäten-Glauben. Sprachrichtigkeit ist, was er anstrebt. Für die von ihm befürworteten edleren Formen sind subjektive Gründe angeführt, gestützt höchstens durch willkürlich aufgegriffene Belege aus klassischen, und neueren mustergültigen Schriftstellern. Die wissenschaftliche Erforschung der Sprache fördert er nirgend, und übermittelt den Laien auch nicht die bis heute gewonnenen Kenntnisse. Dass trotzdem fremdländische Gelehrte das Büchlein mit wirklichem Interesse entgegengenommen, es gelesen und in Briefen gelobt haben, überrascht mich nicht. Sowohl aus den Fragen der Leser (ob echt oder unecht) als aus den Antworten lernen sie mancherlei Bemerkenswertes über das Sprachbewusstsein eines von philologischer Sachkenntnis völlig freien romanischen Volksteiles. Ebensowenig darf es jedoch überraschen, dass ein Fachmann wie der in seine Wissenschaft leidenschaftlich verliebte Leite de Vasconcellos der Darstellung des in Philologie dilettierenden Laien nicht nur sachlich berichtigend, sondern abweisend und scharf tadelnd entgegengetreten ist. Zwar giebt er Candido de Figueiredo in den Hauptsachen nicht eben selten recht, und muss viele Artikel unbeanstandet lassen, doch rügt er den Mangel an Ernst und Wissenschaftlichkeit des Praktikers, befehdet seine Behandlungsweise, und führt dem Publikum, nächst den Resultaten der Sprachforschung, die anzuwendende Methode vor, unter reichlichem Hinweis auf die Quellenwerke. Ausserdem verficht der begeisterte Dialektforscher die Berechtigung volkstümlicher Formen und Redewendungen, oder stellt den von Figueiredo vorgeführten Autoren, andere ebenso massgebende gegenüber, welche die verpönten Wortformen benutzt haben, von dem festen Standpunkt aus „was sprachüblich sei, sei auch sprachrichtig“. Wenn es sich freilich darum handelt, die Schriftsprache von überhandnehmenden Vulgarismen zu reinigen, muss die Grenzlinie zwischen ihr und der Volkssprache doch unbedingt etwas sorgsam gezogen, klassisch Ge-

bildetes soweit es nicht veraltet ist, als mustergültig vorgeführt werden. — Der scharfe, oft ironische Ton, welchen Leite de Vasconcellos in seiner ersten Beurteilung anschlug, missfiel begreiflicherweise CANDIDO DE FIGUEIREDO. Dessen Entgegnungen arteten (wie leider hier oft geschieht) zu persönlichen Spott- und Schmähschriften aus[26]). — Wo es sich um Wortgeschichte handelt ist übrigens auch Leites Beweisführung bisweilen unvollständig und anfechtbar. Die erste Sprachperiode wird auch von ihm zu wenig beachtet. Hier ein paar Beispiele. Zu Nr. 1: Die echte alte Form ist und bleibt *aceito* = *acceptus; aceite* ist eine relativ moderne Analogiebildung zu den, übrigens die Bezeichnung Partic. nicht verdienenden Verbaladj. *assente entregue livre estreme quite fixe.* — Nr. 2: Bis ins 16. Jahrh. war nur *a miude a meude* üblich; *a meudo* ist gleichfalls eine späte, noch bei den Klassikern seltne Neubildung. Überhaupt sind Adverbien aus lat. *-e* Formen, wie ich andeutete, im Altportug. häufig. Es sei noch einmal an *a dur* erinnert, das keineswegs für *duro* steht; auch *de pran, sol, toste, longe,* (*volonter* ist frz.). — Nr. 36: *Requere* ist, wie *quere vale luze* etc. schulmeisterliche, von der lebenden Sprache verworfene Analogiebildung (s. ob.). — Für Antwort ist *reposta,* welche Form ausser Leite, auch Epiphanio und Gonçalves Vianna ebenso eifrig, aber eben so ungerechtfertigterweise wie quere befürworten, keineswegs die etymologisch richtige Form. *Reposta* gehört der Zunftsprache der Meistersinger aus dem Ende des 14., und 15. Jahrh. an, die es, mit so vielen anderen Formeln, der Gerichtssprache entnahmen, als Gegensatz zu *proposta.* Die gute alte Form für Antwort ist *resposta* (entsprechend dem ital., rtr., prov., span.), wie z. B. aus den Cant. Mar. Alfons X. 145, 13; 196, 4; 355, 15 hervorgeht. — Zu (Nr. 15): *dezaseis* will ich bemerken, dass die Bildungen mit *a* von Alters her neben denen mit *e* einhergehen. Auch kann ich *vintaum vintatres vintacuatro vintaseis vintatantos centaum centacincoenta* mit Stellen aus Gil Vicente, Azenheiro, Goes, Albuquerque belegen. In Betracht zu ziehen sind ausserdem zahlreiche adverbielle Formen wie *passo e passo, molle e molle, pouco e pouco* vor und neben *passo a passo, pouco a pouco.* Es wäre schwer zu entscheiden, ob darin *a* > *ad,* oder eine Nebenform für et steckt (jenes aus den Apokryphen, aber auch aus der bühnen- und volksmässigen Hirtensprache bekannten Partikel *a,* die in *a mais* vorliegt), böte nicht das Span. in *ambos a dos,* und das ital. in *tutt'a trè* neben *tutt'e tre* verwendete Bildungen, in denen *a* > *ad* sein muss (JBRPh. II 96).

Mit einem wichtigen Kapitel aus der Satzlehre, den Infinitiv-Konstruktionen, beschäftigte sich CAROLINA MICHAELIS DE VASCON-

26) Tosquia de um Grammatico, dedicada aos filologos mirandezes, aos criticos extremenhos, e aos boticarios de Palmella, por J. Caturra Junior, autôr das Lições Praticas, egresso da Sociedade Protectora dos Animais, regente da charanga da Moita etc. Zuerst im Dia, dann als 2. Aufl. (melhorada) Lisb., 1891. — J. LEITE DE VASCONCELLOS, O Gralho depennado; réplica ás Caturrices philologicas do Snr. Candido de Figueiredo. 1 und 2ª Ed. Lisb. 1891. 3ª Porto, 1894. Die letzte Auflage enthält bereits die Erwiderung auf: Novas Lições Praticas da Lingua Portugueza, Lisb. 1893. C. de F. hatte noch veröffentlicht O Golpe de Misericordia: execução litteraria 1. und 2. Auflage im Dia und Reporter. 3, Lisb, Livraria Ferreira 1892.

CELLOS im Anschluss an Wernekkes und Richard Ottos ältere Versuche[27]). Der Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt in der Untersuchung über den flektierten spezifisch portug., in prähistorischer Zeit ausgebildeten Infinitiv. Aus der Volkslitteratur reichliche Materialien schöpfend, und mehr Gewicht auf die psychologische als auf die grammatikalische Genesis legend, versucht sie nachzuweisen, dass der im portug. Satzbau eine so bedeutende und eigenartige Rolle spielende flektierte Infinitiv eine Schöpfung des Volkes ist, im Affect zum Zwecke der Verdeutlichung der Nom. m. Inf.-Konstruktionen gewonnen, und zwar durch Anwendung auf das verbum infinitum der vom finitum losgelösten, vollen pronominalen Wert besitzenden Personalendungen, wie sie allen Zeitwörtern gemein sind, ohne Rücksicht auf Zeitliches oder Modales, oder auf Stärke und Schwäche der Beugung: *(e)s* für 2 sg., *mos* für 1 pl., *des* für 2 pl., *(e)m* für 3 pl. — Die 1 und 3 sg. blieben ohne Endung, weil die port. Sprache keine ihnen durchgängig eigene besitzt, (wie für 3 sg. im Lat. *t* gewesen wäre). Sie werden daher durch Zusatz des pers. Fürworts [*eu elle ella*] charakterisiert, der bei den übrigen fakultativ ist. Begonnen hat man, ihrer Meinung nach, mit der 1 pl., und zwar weil auf der Halbinsel, neben dem lat. *nos* der Schriftsprache, im Volksmunde die Form *mos* bestand, wie Denkmäler aus dem 13. Jahrh. bezeugen. Aus volksmässigen Nom. m. Inf.-Sätzen wie etwa *depois de cantar nós* (vulgär *depois de cantar mos*) sei *depois de cantarmos* geworden; aus *basta ter (nos) mos ánimo, basta termos ánimo; disserom têrmos sahido* aus *disserom ter (nos) mos sahido; sahiu sem o sabermos* aus *sahiu sem o saber mos (nos)*. Die Übereinstimmung des flektierten Infinitivs mit dem conj. fut. bei Zeitwörtern schwacher Konjugation, (nicht aber in den so wichtigen starken,) sei eine Zufälligkeit. Höchstens sei anzunehmen, dass das Vorhandensein der in Konjunktionssätzen mit *que, se, quando* anwendbaren Formen *amar amares amar amarmos amardes amarem* die Weiterentwicklung der Infinitivformen begünstigt habe, nachdem (aus *amar + mos* für *amar nos*) *amarmos* geschaffen war.

Anderer Ansicht ist Prof. HUGO SCHUCHARDT, der ihre Arbeit einer freundlichen, doch bestimmten Entgegnung gewürdigt hat[28]). Kraft seiner einzig dastehenden Beherrschung arischer und nicht-arischer Sprachen, hat er überall wohin sein weit- und scharfblickendes Auge reicht, Umschau gehalten und nirgends etwas der von ihr angenommenen portug. Neuschöpfung, oder dem von ihr angenommenen Werdeprozess entsprechendes entdeckt. Über ihre „Beseelung" der Sprache lächelt er; beklagt es, dass sie das alte Gerüst und die alten Namen noch geschont und die unstatthaften Begriffe Nom. und Acc. auf das Portug. angewendet habe. Mit vollstem Rechte. Thatsächlich ist gerade dieser erbliche Ballast übrigens von den portug. Grammatikern schon bei Seite geworfen. Portug. Schüler wissen absolut nichts von Deklination; Nom. und Acc. sind ihnen unbekannte Begriffe. Als casos der Fürwörter lernen sie *eu me mim migo — tu te ti tigo* etc. — mit rein praktischen Gebrauchsregeln kennen. Er tadelt es ferner, dass eine monistische Er-

27) Der portugiesische Infinitiv in RF. VII, p. 49—122 und als Separatabdruck. Erlangen, Fr. Junge 1891. 28) LBlGRPh. 1892, p. 197—206.

klärung gegeben, der naheliegende Begriff syntaktischer Verschmelzung hingegen nicht erwogen, und die Möglichkeit, ein verbum infinitum könne zum finitum werden, geleugnet wird. Auch dass ich mir den ersten flektierten Infinitiv als affective und doch zweckbewusste Ausdrucksweise vorstelle, im Schoosse des Volkes entstandene Bildungen in Gegensatz zu den aus lat. Samen aufgeschossenen stelle, und gewisse Infinitiv-Konstruktionen bei alten Juristen und Klassikern als unvolkstümliche, lateinelnde Wendungen betrachte, weist er zurück. Im Nom. und Inf. sieht er eine Umbildung des Acc. mit Inf., d. h. er betrachtet den gesamten rom. Subjektsinfinitiv als Fortsetzung des lat., und nimmt für das Portug. Kreuzung des Konjunktionssatzes mit dem Infinitivsatze an. Was den flektierten Infinitiv betrifft, so ist auch dieser, — obwohl sich, wie gesagt, irgendwie Ähnliches in keiner roman. Sprache findet, — nichts eigentlich Neues. Neues dürfte nichts Altem ähnlich sehen. Dass der flektierte Infinitiv aber dem conj. fut. gleich ist, zeigt, dass er nichts als dieser selbst mit erweiterter Funktion ist. Aus hypothetischem *depois que contar eu* — das schwerlich nachzuweisen sein wird — ist *depois de cantar eu* geworden. Den Personalendungen der anderen Flexionsgruppen ist nur ein allgemeiner Einfluss, ein bestimmter und ursprünglicher aber dem ganzen conj. fut. der schwachen Zeitwörter beizumessen, auch wenn thatsächlich mit 1 pl. begonnen worden sein sollte. Ohne *amarmos* > *amaverimus* wäre aus *amar* + *mos* für *amar nos* kein flektierter Infinitiv geworden; und dass 1 und 3 sg., statt eine besondere neuerschaffene Form aufzuweisen, mit dem conj. fut. übereinstimmen, sei ausschlaggebend. — Aus den inhaltreichen Seiten ist viel zu lernen und sie verpflichten zu aufrichtigem Dank. In der Frage nach dem Ursprung des flektierten Infinitivs möchte jedoch nicht Jedermann überzeugt sein. Zunächst muss man die unechten, nicht aus dem Geist der Sprache herauskonstruierten z. T. noch aus Diez übernommenen Sätze durch günstigere ersetzen und 1 pl. darin anwenden (da alle zu einem bestimmten und vorausgesetzten Zweck konstruierten Sätze hinken). Statt *basta* mit dem folgenden ind. oder cj. des starken Zeitworts *ser*, sowie *depois que* mit folgendem conj. fut. und nachgeschicktem persönl. Fürwort würde ich etwa vorschlagen: *acorda-me, se chegarmos* = wecke mich, wenn wir ankommen; — *a chegar* + *mos* — *ao chegarmos*; oder *consta-me, chegamos* = ich weiss, wir kommen an — *chegar* + *mos* — *chegarmos*. Doch bleiben auch so noch Zweifel genug übrig. Auch diese Sätze sind unwirklich und, (*se*) *chegarmos* (falls es vorkäme) wäre von *a chegarmos* und *ao chegarmos* verschieden, dem Sinne nach. — Im einzelnen bemerke ich folgendes: a) Die auffällige Erscheinung, dass wo der flektierte Inf. sich findet, kein *mos* für *nos* nachzuweisen war, da aber, wo *mos* vorkommt, sich kein flektierter Inf. herausgebildet hat, löst sich in befriedigender Weise. *Mos* existiert heute noch in Portugal. Abgesehen von dem vereinzelten Falle, der mir bekannt geworden war, ist es nun aus S. Margarida, einem Örtchen der Beira-Baixa, nachgewiesen (RLu. II 241), die wie Tras-os-Montes bekanntlich reich an archaischen Bildungen ist und vieles mit der von Encina, Tirso, Valdivielso benutzten, *mos* aufweisenden westspan. Hirtensprache gemein hat. (Sayagües?) — Das Volk trennt übrigens, schreibend, das *mos* sowohl des Infinitivs wie

des conj. fut. sehr häufig vom Zeitwort. Sicherlich im Gedanken an *nos, mos*? Einen rein lautlichen Vorgang, und die viel ferner liegende Einwirkung von *mi* auf *nos*, kann ich nicht zugeben. b) Wohl gehen 1 und 3 sg. ausnahmslos vokalisch aus (übrigens nicht so im Altport. wo, wie oben mehrfach zu erwähnen Gelegenheit war, eine Reihe viel gebrauchter 3 sg. praes. bei Verben mit n r l s z als Stammauslaut, ausgeschlossen waren). Aber es fehlt ihnen jedenfalls die charakteristische Flexion. Alle fünf Vokale kommen in den verschiedenen Zeiten der 3 Konjugationen vor. Schuchardt hält trotzdem *e* für den gebotenen. Für beide Personen? *E* nach *r*, aber war, den altportug. Auslautsgesetzen nach gerade unmöglich. Dass wir thatsächlich *ar er ir* haben, kommt einzig und allein daher, dass es sich eben um Infinitive handelt. Persönlich gemacht und deutlich unterschieden wurden beide Personen durch *eu* und *elle*. Das meinte ich mit dem unpassenden Ausdruck „nur scheinbar unflektiert"; und gerade wegen des Fehlens der Flexionssilben in der 1 und 3 sg. befürwortete ich die Bezeichnung persönlicher Infinitiv. c) Wegfall von *que* nach Verben der Sinnesthätigkeit und des Sagens und Denkens ist keineswegs volkstümlich, vielmehr eleganter Buch-Stil. Fälle wie *vendo compria serem escritos* (Fernam Lopes) oder *temor tenqo diran ser osadia*, bei dem Hispanolusitanier Garces (CCa. I. 322) sind selten. d) *-r-mos* wird vom Volke noch ausserhalb des Inf. und conj. fut. verwertet. Auf den Açoren lautet 1. pl. perf. gemeinhin *casarmox vendermox fugirmox*, mutmasslich weil man das perf. vom praes. deutlicher zu unterscheiden bestrebt war als gemeinhin durch den Accent geschieht. Man dachte wohl auch an das plusq. *casár* (a) *mos*. Ein anderes doch unzulängliches, weil nur die 1. Konj. betreffendes Auskunftsmittel ist *èmos* für *ámos* (*casèmos*). e) Von der sprachbildnerischen Kraft des portug. Volkes, die in der Wortbildung zu sehr eigenartigen Erscheinungen geführt hat, giebt unter anderem auch das die Formenlehre so stark beeinflussende Umlautssystem einen hohen Begriff, so hoch, dass Coelho in seiner Studie über die Zigeuner und Gauner-Sprache, wie ich andeutete, dahin neigt, sogar die Schöpfung neuer Worte für möglich zu halten.

In einer kurzen Besprechung meiner Infinitivstudie[29]) zeigt Coelho sich übrigens von der morphologischen Erklärung befriedigt, und hält die mechanische aus *andar* + *mos* für überflüssig. Als weiteren Beweis für die Beweglichkeit und Durchschaulichkeit der Verbalsuffixe nennt er noch *hadem* statt *hãode*. Auch macht er auf die beim Volke nicht seltene Verwechselung des persönlichen Inf. mit dem Conj. fut. aufmerksam, so zwar, dass die schwache Inf.-Form an Stelle der starken des verbum finitum tritt: *se darmos* für *se dermos, se caber* für *couber; quando virmos* für *viermos*. Besonders das letztere habe ich oft gehört. Daneben macht sich jedoch auch die gegensätzliche Tendenz geltend: im conj. fut. statt *amardes fôrdes*, wie im plusqpf. *amárais fôreis* zu sagen (s. ob.), d. h. ihn vom Inf. zu scheiden und den d-losen Endungen der übrigen Zeiten anzugleichen.

Dialekte. Nächst den Hauptvertretern der Dialektkunde, als welche nach wie vor Leite de Vasconcellos und Gonçalves

29) CCa. II p. 201—204.

VIANNA thätig sind, haben einige jüngere Forscher kleinere Beiträge geliefert.

Dialektische Texte veröffentlichte nur BERNARDO FERNANDES MONTEIRO aus Povoa bei Miranda do Douro. Er bot die von ihm selbst übersetzte Ep. Pauli ad Corinth. und das Lukas-Evangelium in mirandesischer Mundart (mit kleinen Abweichungen von dem durch Leite festgestellten Lautbestand) in Miranda selbst[30]. — Aus Tras-os-Montes liegen weitere Mitteilungen von JOAQUIM DE CASTRO LOPES über seinen Heimatort Valpaços vor[31], während LEITE DE VASCONCELLOS die Ortschaften Castro d'Avellãs, Carragosa und Bragança ausgebeutet hat[32]. Auch über die Redeweise des Volkes in Porto berichtet er[33], sowie Villarandrello, Junqueira, Chaves, Vimioso, über den Grenzdialekt des einst portug., jetzt span. Olivença[34]. Neue Bemerkungen über die schon mehrfach behandelten Mundarten der Açoren-Inseln (aus Arrifes, S. Miguel) verdanken wir demselben LEITE[35] und HENRY LANG[36]. Nur die Einleitung eines Aufsatzes über das Portug. von Macau kam zum Druck[37], wie auch GONÇALVES VIANNA seine Ansichten über Misch-Sprachen bloss andeutungsweise in einem ersten Artikel über Prof. Schuchardts Kreolische Studien mitteilt, in dem er gleichzeitig auf COELHOS Theorie und auf LUCIEN ADAM Bezug nimmt. Es scheint, dass er der Lehre von wirklichen Mischsprachen nicht beistimmt, sondern wie Coelho in den untersuchten Idiomen Versuche kindlich unbeholfener Völker sich eine fremde Sprache anzueignen erblickt[38]. — Zur Klassifikation der portug. Dialekte enthält ein Brief von L. LUCIEN BONAPARTE an den Herausgeber der RLu. brauchbare Äusserungen. Im Gegensatz zu jenem, der gern dem von ihm entdeckten Mirandês den Rang einer Sprache einräumen wollte, bezeichnet er dieses, wie das Gallizische, als portug. Dialekte, die Eigentümlichkeiten portug. Provinzen aber nur als Unter- oder Nebendialekte[39]. — Eine Dialektkarte arbeitete LEITE DE V. für den trefflichen Schulatlas von DEUSDADO FERREIRA aus[40]. Die weissen Flecke auf derselben zeigen, warum seine Gesamtdarstellung noch immer aussteht. — Die Frage, ob Gil Vicente, wo er gewissen Figuren aus dem Volke eine von der Schriftsprache abweichende Redeweise in den Mund legt, eine wirkliche, bestimmte Mundart anwendet, oder nur im ganzen Lande übliche Plebeismen benutzt, wird von LEITE aufgeworfen, zunächst aber unbeantwortet gelassen[41]. Mir scheint das letztere der Fall. Vorbildlich war vermutlich die von Encina und Lucas Fernandez den Hirten ihrer Bühnenspiele zuerteilte Ausdrucksweise. Wie diesen jedoch die Bauern

30) REEAIH. Bd. IX, Heft 4, 5, 6, 1894. 31) Linguagem popular de Valpaços, in RLu. III 325-329. Ergänzung zu II 255 288. 32) Dialectos trasmontanos in RLu. III 57—73. 33) Notas sobre a linguagem vulgar do Porto in RSN. vol. II 1893. 34) O portugues de Olivença, RLu. II 347. 35) Dialectos açoreanos, RLu. II 289—307. 36) Notas açorianas, ib. III 80—82. 37) Sur le dialecte portugais de Macau. Exposé d'un Mémoire destiné à la X session du Congrès International des Orientalistes. Lisb. 1892, (9 S.) 38) RLu. II, 356-364. 39) Notas sobre a classificação de alguns dialectos romanicos, in RLu. II 344—347. 40) Chorographia de Portugal Illustrada; Paris Aillaud. 1894. Darin p. 16: Portugal Glottologico, mit Carta Dialectologica do Continente Português. 41) Nota sobre a linguagem de Gil Vicente RLu., II 340—342.

aus der Umgegend von Salamanca und besonders die Landleute aus Sayago de Leon, die beide viele westliche Eigentümlichkeiten haben, als Muster dienten, so jenem die Gebirgshirten aus der Beira. Daher oft der Anschein als handelte es sich wirklich um den dialecto beirão. Hier wie dort aber wurde frei geschaltet, und absichtlich karrikiert.

Unter den ***Lexikographischen und Etymologischen Beiträgen*** muss an erster Stelle das für Anfänger wie Fachgelehrte gleich unentbehrliche Lateinisch-Romanische Wörterbuch von Körting erwähnt werden, mit dem ihm gebührenden Lob und Dank, obgleich die Hoffnung, darin eine umfassende Übersicht über alles zu finden, was bis 1891 auf dem Gebiete span.-portug. Wortdeutung unter Dach und Fach gebracht worden ist, sich keineswegs verwirklicht hat. Vollständigkeit ist nicht erreicht; und ebenso wenig Zuverlässigkeit. Das Portug. liegt dem Verfasser offenbar so fern wie Meyer-Lübke; die peninsularen Wortformen kommen ihm nicht in die Feder, und noch weniger ins Ohr, wenn er die entsprechenden lat. oder romanischen niederschreibt. Ausgeschlossen blieb daher die grosse Schaar von hispanischen Vokabeln mit mehr oder weniger offen zu Tage liegender Etymologie, die aus Versehen oder um ihrer Durchschaulichkeit wegen, weder in den älteren Hauptquellenwerken noch in besonderen Artikeln behandelt worden sind. Und während zahlreiche, völlig unhaltbare Ansichten verzeichnet wurden, nur weil sie hier oder dort ausgesprochen vorliegen, — oft mit unbegründeter Zustimmung, oft mit verdienter Zurückweisung (darunter manche verkehrte Gleichung meiner ersten Studien, an denen Körting mit Recht viel auszusetzen findet) —, blieb der Ertrag aus speziell dem Portug. gewidmeten neueren Werken, wie Coelhos Etymol. Handwörterbuch, den Dialektstudien Leites und sogar Cornus an Ergebnissen so ausserordentlich reicher Lautlehre ganz unbenutzt. Vom wahren Wortvorrat des Portug. bekommt der Benutzer daher keine genügende Vorstellung, so sorgsam er auch das Werk verwertet; nicht einmal soweit der lat. Besitzstand in Betracht kommt, vom nichtlat. Sonderbesitz zu schweigen, dessen allergewöhnlichste Ersatzworte (wie z. B. arab. *azeite*) man vergebens sucht. Unter den zahlreichen im Westen erhaltenen und lebendigen Erbworten, welche nicht genannt sind, erwähne ich, hier wie im übrigen natürlich nur ein paar Proben aufs geratewohl herausgreifend: agnus *anho;* atrium *adro* (alt *aidro*)*;* citus *cedo;* conjugare *cangar;* communicare *comungar;* decretum *degredo;* lotus, *lódo lódão*; metus *medo* mit *medonho medroso;* mecum tecum secum etc. *migo tigo sigo* (alt *mego*)*;* metio *medir* mit *meço meças medida comedir;* notula *nódoa;* nubes *nuvem* (alt *nuve*)*;* oraculum *orago;* putare *apodar;* poenitentia *pendença* (alt *pẽedença*)*;* quotidie *cote cotío;* quogenitus *quejendo quejando;* reiterare *redrar;* saliva *seiva;* saxeum *seixo;* serotinum *serôdio;* tangere *tanger;* veto *vedar;* voluntate *vontade.* Ebenso oft fehlen im Gefolge von thatsächlich aufgeführten lat. Grundwörtern alle entsprechenden peninsularen unter Nr. 5180 span. *mejilla,* gall. *meixela* astur. *maxela:* Oder wenigstens die portug.-gallizischen. So Nr. 127 *gume;* 857 *estaleiro;* 1015 *bèsta* mit *bèsteiro;* 1117 *benzer bento Bieito bénção bença;* 1147 *bestigo;* 1150 *bidoeiro Bidoedo Bido* (alt *Bídoo*)*;* 1522 *couce couceira;* 1843 *cirurgião surgião* (alt *celorgião solorgião*)*;*

1869 *chícharo* daneben *chicharro*, astur. *chichu;* 1861 *cevado* (Schwein); 1948 *cheda chedeiro* (Wagenhürde, Boden des Heuwagens). 3220 *firella;* 3375 *folhelho;* 3250 *fregues* (alt *feegres*); 3703 *grude* Kleister; 5006 *maleitas* (Wechselfieber, Wolfsmilch); 7006 *ruivo*: 7855 *sabugo sabugueiro Sabugosa* etc.; 7366 *sendeiro* (Fusspfad und Saumtier); 7861 *sôvaro, sobreiro, Soveral* etc.; 8730 *vencilho vencelho.* Desgleichen, wenn solche nur im Altportug. und im Volksmund leben, oder in Dialekten, wie 56 *avondar avondado avondoso bonda* (= *basta*); 58 *avisso;* 8842 *aguaitar guetar*, 8801 *boito* (astur.). Ableitungen mit eigenartiger Form und Bedeutung sind erst recht oft übergangen: *senreira* (Hass) aus *singularia* zu 7486; *solteiro* (Hagestolz) zu solitarius; *sirgo* (Seidenwurm), *sirga* Schlepptau, *sirgueiro* Seiler und Posamentier, aus sericus; *fueiro fungueiro* Wagenbaum zu funis; *cueiros* Windeln, *cuecas* Höschen zu culus; *fedelho* Milchbart, *fedegosa* Schafspelz nächst *fedor fedorento fedentona*, zu foeteo, (woher *feço fedes*); *fintar* Teig kneten zu fingo fictus; *reira* Nierenkrankheit zu ren; *rente* dicht bei, nebst *rentar* Fensterpromenade machen zu radere; *ciume* zu zelum. Hingegen werden für Ableitungen, die unbedingt als Neubildungen aufzufassen sind, nicht selten lat. Grundformen konstruiert: *ciniciarium* für *cinzeiro* von *cinza*; *cocinarius* für *cozinheiro* von *cozinha; planctieare* für *prantear* von *pranto, ap + paus + antare* für *apousentar*, das doch nur eines aus einer langen Reihe von rein westlichen Partizipialbildungen ist; *voceare* für *vozear* von *vox* (bei Körting übrigens *bosear bousear* = sprechen!) *bibitia* für *bebedice* von *bêbado.* Nicht selten also wie in den letzten Beispielen in unzulänglicher Gestalt. Auf die Verwertung von Eigennamen ist verzichtet, wie auf die Buchung von Neubildungen bei triebkräftigen Stämmen, und leider auch auf Anführung interessanter Bedeutungsentwicklungen wie etwa (367) in *brunir burnir* zu plätten; *venta* (alt *ventãa*) Nüster; *catar* Ungeziefer absuchen. Wo Doppelformen vorkommen, fehlt fast immer Angabe des unterschiedlichen Sinnes, z. B. bei *búzio* und *buzina, calumnia coima*; *bodega* und *botica* (wozu, meiner Ansicht nach, noch *adega* gehört); *preto* und *perto*; *ralo* und *raro.* Sehr oft werden relativ geringwertige Lehnworte vorgeführt, während man die charakteristischen volksmässigen Gegenstücke vermisst. So lernt man 5139 zwar *medecina* kennen, das nur *Arzneiwissenschaft* bedeutet (*Heilmittel* ist *remédio*), nicht aber *mèzinha* (in schlechter Schreibung *mesinha*, als wäre es Diminutiv von *mesa*) aus älterem *meezinha* = *Aderlass* und *Klyster*, wovon galliz. *mancinheiro* aus *macinheiro mecinheiro* = Kurpfuscher. Unter 4769 und 4772 zwar *leve*, doch nicht *leo* (alt *leu*, das gemeinhin zu Unrecht als Provinzialismus betrachtet wird); unter 6323 *predicar*, aber nicht *prègar.* An ihrer Stelle stösst man vielfach auf Buchwörter, die nur im Lexikon ein Scheinleben führen oder doch einen ganz beschränkten Wirkungskreis haben (*anco*). Auch Fremdwörter (*gaje*) sind selten als solche gekennzeichnet, sondern stehen als gleichwertig neben Lehngut und Erbgut (*sage* ist frz., doch heute veraltet; *saibo* nur populär; *sabio* Lehnwort aus dem Span. und schriftgemäss seit dem 15. Jahrh.) Auch alte Formen gehen hin und wieder, ohne Anmerkung, unter den modernen her: *reinha* neben *rainha; saar* neben *sarar; acaentar* neben *aquen-*

tar, den Anfänger irreführend. Meist fehlen Archaismen, gerade wo sie zum Verständnis der späteren Formen unerlässlich sind, wie 3243 *feito feito* zum heutigen *feto fento;* 1278 *bonaça*, woraus durch Suffixvertauschung *bonança*, oder, wo sie erweisen sollten, dass ein Wort, trotz seiner den Lautgesetzen widersprechenden Gestalt zum volkstümlichen Erbteil gehört, weil es im 15. und 16. Jahrh. zurückgebildet ward, um nicht unterzugehen. *Feo*, im 14. Jahrh. *fẽo* wird im 15. Jahrh., wegen *feo feio* aus foedus, zu *feno* latinisiert; *meos mẽos* zu *menos*, wegen meus; *vea* zu *vela*, wegen *vea* (*veia*, alt *vea*) aus vena). Die alten starken Verbformen bleiben z. T. unberücksichtigt: 3360 *feço*; 711 *arço;* und *perço ouço senço menço*. Ersatzworte sucht man nicht selten an der rechten Stelle vergebens. So 1824 *veado* unter cervus; 339 *pato* und *marreco* unter anate (*adem* aus *ade aade*); *azeite* bei olio (alt *oyo*); *preto* bei negro. Doch lassen sich derartige Lücken meist beim Benutzen des wertvollen deutschen Wörterverzeichnisses ausfüllen. Nicht immer in zufriedenstellender Weise: *cavalgar* (1446) ist keineswegs durch *montar* verdrängt worden; beide leben; das erstere bedeutet einen Ritt thun, das andere zu reiten verstehen; *sestro* steht heute nicht neben *esquerdo*, wie in der alten Sprache, die *seestro* in diesem Sinn, und figürlich als Hauptwort für Unheil verwertete. — Wiederholungen, und zwar manchmal unter Ansetzung verschiedener Grundworte kommen vor: *onça* z. B. stammt laut 4954 aus lynx, das ordnungsgemäss *lince* gab; 8486 aus uncia. Vgl. 1153 biber, 3219 fiber; 1480 *cafar* 1876 *cifr*. — Irrtümer Anderer zumeist, die Körting nur zu berichtigen unterlassen hat.

Empfindlicher als diese Lücken und Irrtümer sind die Mängel in den thatsächlich angeführten portug. Vokabeln. Der Kürze halber ist oft Spanisch und Portugiesisch in eins zusammengezogen: mit Recht, wenn sowohl Schrift als Laut übereinstimmen (was genau genommen höchst selten vorkommt). Bedenklicher ist es schon, wenn zwei Formen nur graphisch gleich, lautlich aber ungleich sind (wie *gallo sello*); unstatthaft wenn sie einander bloss ähnlich sind wie *mozo moço*. Was nützen dem Anfänger Aufstellungen wie: span. port. *mas mais*? Die Schriftzeichen *s j x ch ll* werden gemeinhin behandelt als bedeuteten sie auf der ganzen Halbinsel das gleiche; ebenso *ç* und *z*, als könnte beliebig das eine oder das andere stehen. Daher kommt es, dass Körting in H. Michaëlis' sehr brauchbarem, ob auch vielfachst verbesserungsbedürftigem Portugiesisch-Deutschem Wörterbuch manche Vokabel vergeblich gesucht hat. *Alcazar* z. B. fehlt ja thatsächlich darin; doch nicht das richtige *alcaçar alcacer; alcayote*, doch nicht *alcaiote*, noch das viel üblichere *alcoviteiro; azafate* doch nicht *açafate; azucena* doch nicht *açuçena; cilleiro*, doch nicht *celleiro*. *Bíbaro* in der That, da es wirklich nicht existiert. Wer nach Körtings Anweisung dort, oder sonst wo, *ventagem granguejo mazaa mozo onza toxigo trance boscar vertir sefe xedrez sarga guirnalda bellido oteiro* u. v. a. m. suchte, und wer beim Sprechen, für nackt *nudo*, für Vogelflügel *ala*, für Aal *anguilla*, für eng *angosto*, *ninha* für Wiege, *fedo* für hässlich, *dátile* für Dattel, *damnar* für schaden, *praço* für Platz, *malha* für Schäferei, *pego* für Vieh, *tixera* für Scheere, *ceja* für Braue, *freidor* für

Kälte; *grilho* für Grille; *casso* für nichtig; *sombria* für Lerche; *plata* für Silber, *poltro* für Füllen, *serioso* für ernst, *selva* für Wald, *calhão* für *calhao* Kiesel oder *mai rada ruiponto* etc. anwenden wollte, liefe ernste Gefahr, unverstanden zu bleiben. Das Fehlen von Accentzeichen in Worten wie *fígado dúvida dívida côvado nóvel bêbado pútrido alfándega* etc. ist auch von Übel, nicht minder die falsche Wertung von offenem und geschlossenem *e* und *o*, z. B. in *por coroa codea.* Wie vieles andere werden es Druckfehler sein, oder wie *lãa vãa*, auf altmodische und mangelhafte Wörterbücher zurückweisen. Vielleicht ist das auch der Fall, wo der Sinn in unzutreffender Weise angegeben ist: bei *cerce* glatt flach eben, statt kurz abgeschnitten (wie rente), bei *cifra* Nullzeichen statt Zahlzeichen, das mit *algarismo* zu übersetzten ist.

Kleine Irrtümer in der Zuteilung von Etymologien an einzelne Forscher überraschen nicht, und sind nicht von Belang: 4983 *magius meigo* ist von mir, nicht von G. Baist; doch habe ich längst das richtigere *magicus* angegeben; *bisbetico* aus *amphisbeticos* habe ich ein Jahr vor Rönsch ausgesprochen, ob auch nur fragend. Dass vieles Unhaltbare gebucht worden ist, sagte ich bereits. Dazu gehört *gavela* aus *capella*; *cansar* aus campsare; *corça* aus caprea; *chibo* aus cibus; *buço* und *buz* aus basium: *crencha* aus crenicula; *carneiro* von crena, statt von carnarius = Fleischtier, eine Bezeichnung, die der Hammel auf der Halbinsel in alten Zeiten vollauf verdiente. Doch statt viele Dutzende solcher Versuche aufzuzählen, will ich zwei oder drei kurz erörtern. Das richtige Grundwort für *queixar* ist nicht quaestiare (1967); das hätte im Altport. *queschar* ergeben, wie bestia < *bescha*, christianus < *chrischão* u. a. m. Zur Zeit als man *bestscha cristschão* sprach, schrieb man bereits *queixar*, das nur caxare für coaxare sein kann. — *Retoñar* darf nicht auf retumidare zurückgeführt werden (6889). Daraus wäre *retondar* geworden. Astur. *toñada* und *toñil* Herbstnachwuchs, Oktobertrieb zeigen, dass es sich um Ableitungen von *toño* für *otoño* = auctumnus handelt. *Axiago* (932) ist aegyptiacus, wie COELHO in einem Aufsatz über die dias aziagos nachgewiesen hat. Für port. *asseitar* (824*) darf nicht ad + circulare angesetzt werden, sondern as + sectare.

Ich würde diese Ausstellungen, welche der hohen Bedeutung des kühn unternommenen und rasch zu Ende geführten Werkes nicht zu nahe treten wollen, an dieser Stelle nicht aussprechen, hätte ich bis jetzt Zeit gefunden, als Beitrag zu einer 2. Auflage, ein knappes lateinisch-hispanisches Wörterbuch, unter Berücksichtigung der Vulgärsprache, sowie des Altportug. und der Dialekte, im Hinblick auch auf Formenlehre und Wortbildung fertigzustellen.

Nur wenige Bausteine dazu habe ich bieten können. Die Fragmentos etymologicos[42]) behandeln: [1]*cajão* [occasione]; — [2]*aleijão* [laesione]; — [3]*abujão* [abusione]; — [4]*alqueivar* [ecalvare]; — [5]*bajoujar* [baioliare]; — [6]*artuña* [abortunea]; — [7]*belhó filhó* [?]; — [8]*boeta* [frz. boîte]; — [9]*buço* [bucceus]; — [10]*bufarinheiro* [aus bufaria, dies von bufo]; — [11]*caramanchão* [camara + aselum + one]; — [12]*car-*

42) Fragmentos Etymologicos. Porto 1894. 62 S. aus RLu. III, 129 190.

tapolinho [unter Anlehnung an carta, verdreht aus protocollo]; — [13]*chacina* [vom Orte Chacim]; — [14]*chosco choscar* [clausicare]; — [15]*chorudo chorume* [Abl. von *chòr* = flore]; [16]*cisco* [cinisculum]; — [17]*cortamão* [quartabo]; — [18]*çulame* [arab. sulham]; *coromen* von Schriftgelehrten aus Fehlgeschriebenem abstrahiert; — [19]*destrinçar* [strictiare]; — [20]*eça* [ersa von ergere]; — [21]*eiró* [ariola]; — [22]*eito* [ictu]; [23]*eirigir* [aedificare]; — [24]*em meogoo* [in medio loco]; — [25]*amago* [?]; — [26]*pascigo* [pasci loco?]; — [27]*endoenças* [indulgentias]; — [28]*engar* [iniquare]; — [29]*enguedat* [aequitate]; — [30]*enguiçar* [iniquitiare]; — [31]*escaparate* [mhd. schafreite]; — [32]*escarmentar* [experimentare]; — [33]*espiar* [ex-pan-are]; — [34]*estatelado* [von estátua]; — [35]*estantigua* [span. hueste antigua]; — [36]*estra* [fenestra]; — [37]*faro* [pharus]; — [38] und [40] *faronejar* [von faron]; — [39] und [41] *farum* [von fera, gleichsam ferumen]; — [42]*fazfeiro* [faciem + ferio]; — [43]*fiambre* [frigidamine]; — [44]*frango* [Franco = francês]; — [45]*grijó* [ecclesiola]; — [46]*gronho* [Logroño]; — [47]*iriçom* [von ibex, gleichsam ibicione]; — [48]*lazar* [glaciare]; — [49]*logos* [pl. v. Loy(o) = Eligius]; — [50]*maer* [manere]; — [51]*marmar* [minimare? oder maximare?]; — [52]*meijom* [mansione]; — [53]*miungar* [minut + icare]; — [54]*mogo* [monachus]; [55]*moita* [matula] — [56]*moleiro* für monleiro molneiro [molinarius]; — [57]*navré* [naufractus]; — [58]*navegante* [volksetymol. Umdeutung von rubricante]; — [59]*ousia* [absidia abside]; — [60]*parvo* [alt *párvoo*, fem. *parvoa* = parvulus]; — [61]*páteo* [*patidus]; — [62]*pàzada* [pás + ada]; — [63]*peçonha* [Verbalsubst. v. *peçoar* für *poçoar* potionare]; — [64]*pimpolho* [pini pullus]; — [65]*pioz* für *pió* [pediola]; — [66]*pragana* aus *pagrana* [espiga + grana = dtsch. Granne]; — [67]*priado* [eher von prius als von privatus]; — [68]*queiró(z)* [?]; — [69]*rabanada* [re-pan-ata]; — [70]*radío* [errativus oder ad + retr + ivus]; — [71]*remate* [re + arab. mate]; — [72]*resmungar* [re-mussicare]; — [73]*revulgo* [re + vulgus]; — [74]*sarda* [für *suardo* von *suar* sudare]; — [75]*sinceiro* [für *seiceiro* von *seice* salice]; — [76]*sossegar* [sessicare]; — [77]*tepe*: [te + pes]; — [78]*toirão* [putorius + one]; — [79]*toscanejar* [tosquiar + pestanejar]; — [80]*trans* [zu *estra* umgeformt]; — [81]*trey* [trahi]; — [82] *vadio* [vagativus] und *valadío* [arab. baladí]. — Diese Deutungsvorschläge sind keineswegs alle gut zu heissen, doch sind überall brauchbare, sprachgeschichtliche wie auch kulturhistorische und folkloristische Materialien beigebracht. Auch verstecken sich noch weitere Wortdeutungen im Texte und in den Anmerkungen. Die Bemerkungen über die Verwertung der Praefixe *re-* und *trans-* in den peninsularen Volkssprachen scheinen mir besonders fruchtbar.

Als vorläufige Antwort auf einige der wertvollen Zuschriften, voller Anerkennung, aber auch voller Einwendungen, welche ich den Fragmentos verdanke, hier nur folgendes: I. Weitere Beispiele für Aphaeresis von *o* (resp. *u*) sind noch *mezio Mezio* aus homicidium; *menagem* = homenagem; *licornio* aus unicornio; *riço* aus *oriço* von hericius; *loendro* = oleandrum: *penião punião* = opinione; *baço* = *opaceus. II. Dass neben *aleijão* (wozu *lesão* gel. Scheideform ist) das Adj. *aleijado* hergeht, kann der Herleitung aus laesione nichts anhaben. Jenes ist eben kein Derivat von *leijão*. Als solches müssten wir *aleijoado* haben, wie *acolchoado apinhoado affeiçoado* und hundert andere Ableitungen von Hauptwörtern in *ão*. — *Aleijado* (*Açoreano*), *leijado*, wofür

altpg. nur *lijado* vorkommt, geht direkt auf *laesiare zurück (altpg. *aleijar* z. B. CM. 189). Auch kast. *lisiar*, kat. *lesiar*. — Sowohl der Geschlechtswechsel wie die Prothese von *-a* erklärt sich aus der altportug. Form: *ũaleijon*. — IV. Beispiele für Praefix *e* statt *ex* vor tonlosen Konsonanten in luso-romanischen Worten kann ich Prof. Meyer-Lübke nicht angeben. Höchstens das von Cornu § 92 aufgeführte **e-pallor-escere*. — IX. *U* aus lat. *ŭ* macht demselben Gelehrten grosse Schwierigkeit. Ohne Grund. Ich wiederhole den Hinweis auf Cornu § 32, und füge den auf § 30 hinzu, da in bucceus das nachtonige *i* seinen Einfluss geltend gemacht hat, wie in *ruço chuva cunha soluço gurgulho turvo murcho durmo cumpro cubro*. Wie für alle diese findet sich vermutlich auch für b u ç o altes und dialektisches *buiço* oder *buicio*. — In Brasilien bezeichnet *buçal* das M u n d s t ü c k d e s Zaumes. — X. Anm. 4. Gonçalves Vianna glaubt, in *minhoca* = Regenwurm das Quimbundo-Wort *nhoca* = Schlange mit dem Plural-Suffix *mi* (Klasse II von H. Chatelain) zu erkennen. Unwahrscheinlich. Doch zu widerlegen erst, sobald eine altport. Belagstelle für mein hypothetisches *mĩoca* = Wühle, von mina, gefunden sein wird. — XI. Ich hätte statt *camara* + *asclum* + *one* zunächst *camara* + *acho* + *one* ansetzen sollen, da Herkunft und Entwickelung von *acho* noch nicht genügend aufgehellt ist. Die von Meyer-Lübke auch in Gr. II § 420 aufgeworfene Frage nach dem Ausgangspunkt für ein lat. Suffix *asc'lum* bedarf der Detailuntersuchung, die viel Interessantes zum Kapitel von der Schaffenslust und Kraft der peninsularen Volkssprache zu Tage fördern dürfte. Es fragt sich, ob es sich überhaupt um lat. d. h. gemein-rom. oder auch vielmehr um ein speziell auf hispanischem Boden entstandenes Suffix handelt? Ob man von *asc'lum* zu *isclum usclum* kam, oder umgekehrt? Ob *isclum* etwa in *isc* + *ulum* zu zerlegen ist? oder ob es aus missverstandenen Bildungen wie *pulvisculum *ciniscuhum* stammt, von denen die erste auf der Halbinsel nicht erhalten ist, die zweite aber *cisco* erzeugt haben soll? *Opusculum minusculum corpusculum* haben kaum eingewirkt. Fest steht, 1. dass *acho icho* und besonders *ucho*, selten *echo ocho* in Portugal als Suffixe empfunden und zu Neubildungen benutzt werden. Viele Beispiele sind noch unverwertet: von *gallo*, *gallecho*; von *gordo*, *gorducho*, und dazu *magrucho; cartalòcho; cartucho* = Düte und Patrone aus frz. *cartouche*, und danach *papelucho*; doch auch *portucho portucha*, volksetymol. Umdeutung von ital. *pertugio* (naut.); auch aus Cartusius *cartucho*; von *Berlengas*, *berlenguche* = Fremdling. Fest steht 2. auch die Vorliebe der Peninsularen, für alles Superlative und für volltönende Suffixe, sowie für Präfix- und Suffixhäufungen; 3. Die Neigung, durch Variation des betonten Vocals (*a i u*, seltener *è é ò ó*) zu vorhandenen Suffixen ähnliche zu schaffen [zu *iscar*, *uscar*; zu *astro ustro* z. B. in *velhustro*; zu *ejo*, *ajo* (bezw. *anjo*), *ujo*; zu *isco*, *asco*, *usco*]. 4. Eine Lautentwickelung von *aço*, *iço*, *uço* zu *acho*, *icho*, *ucho* ist im Portug. unwahrscheinlich, ob auch Verdickung von *ç* zu *ch* in nicht wenigen Worten vorkommt [*chicharo* aus *cicer*]. Das Nebeneinander von *accio azzo* etc. im Ital. giebt jedenfalls zu denken. Auch finden wir auf der Halbinsel Gleichungen wie span. *carducha* pg. *carduça*: und in Portugal selbst neben *caldueha*, *caldoça*, neben *papelucho*, *papeliço*.

So weit ich sehe, ist die älteste volkstümliche Bildung in *acho* das von mir früher untersuchte *muacho* (woher *macho* Maultier). Ob nicht Einwirkung von *macho* > masculus festzustellen, und also eine Kontamination mulus + masclus anzusetzen ist? *Marimacho* ist zu jung und zu durchschaulich um Einfluss geübt zu haben. Nach *muacho* dann zunächst die übrigen Tiernamen [*lebracho* etc.], und erst später *riacho*, den Euphemismus *diacho*; *bonacho friacho* etc.? — XII. Ich füge noch die gall. Form *cartafol* hinzu. Einfluss von *folha* ist ersichtlich. — XV. In Tras-os-Montes sagt man noch heute statt *flòr*, *chòr*. Sprichw.: *no tempo da chòr, è cortar e pôr* RLu. II 371 und III 327. Auch giebt es Ortsnamen *Chorente* = Florente. — Daher wohl auch *chorão* = *grosse Blume*, zur Bezeichnung der prächtigen rosafarbenen Blüten einer *crassulacea* (deren wissenschaftlichen Namen ich nicht kenne). Sie liegen schwer auf dem Meeressande, den sie oft schmücken; hängen also nicht wie die Zweige der salix babylonica, d. h. des *chorão*, der von *plor-are* den Namen hat (vgl. *lamb-ão*, von *lambere*). — XVI. „Müsste *ciniscculum* nicht kurzes *i* haben"? Ich denke, ja. Doch lag Verschmelzung mit Suff. *isco* (*marisco pedrisco* etc.) nahe. Vgl. Cornu §§ 15, 17 und 259. Übrigens hätte auch *cin* + *iscum ciisco cisco* ergeben. — XVIII Prof. Henry Lang versichert, auf den Açoren höre man *coromen* sprechen. Die mit *k* aus falscher Schreibung, (zufälligem Fortlassen der cedilha) von Schriftgelehrten gewonnene Form hätte also die falsche Aussprache nach sich gezogen? Nicht der einzige Fall in Portugal. — XX. Ich ändere meine Meinung, da ich unbeachtet liess, dass auch in Frankreich *herse* ein bei Leichenfeiern gebrauchtes Lampen- oder Kerzengestell bezeichnet; wie hier so dort: *en forme de pyramide hérissée de petits cierges, pareille à un if flamboyant* (laut Zola, Lourdes). Es wird also doch wohl *hirpice-Egge* als Grundform anzusetzen sein für *eça*. Der durch Angleichung von *ç* an *ss* im 16. Jahrh. entstandene orthogr. Wirrwarr erschwert die Behandlung auch dieses davon betroffenen Wortes, da für das Altport. Beispiele fehlen. — XXI. Zu *Eiró* führe ich noch *Ayró* (Ort bei Barcellos) an; möchte als Grundform wie für den Orts- so für den Aal-namen nun aber *arena* + *ola* ansetzen. Die betreffenden Aale werden nämlich heute noch bei Obidos, wie ich selbst gesehen habe, und in Lissabon, wie Gonçalves Vianna mir erzählt hat, in dem feuchten rötlichem Sande, in dem sie leben, zum Verkauf gebracht. Sandaal also; und Sandplatz. — XXII. Darauf, dass vor mir Ascoli (AGIt. VII 601) ictus als Grundwort für *eito* aufgestellt hat, bin ich mehrfach aufmerksam gemacht worden. — XXIV. Weitere Beispiele für *em meogo* oder *en o meogo de* bieten die CM. 121, 4; 311, 4; II p. 569; im Reim zu *lógo*, 115, 14; zu *rógo* 132, 13. Daneben auch *per meogo* 245, 14. — XXVII. *Endoenças* wird auf dolere [*doença doer doo*] umgedeutet, was auch Einfluss auf den Lautbestand gewann. Im übertragenen Sinn bezeichnet es „schmerzliche Klagen". So sagt z. B. Pantalião de Aveiro im Itinerario da Terra Santa, wo er das Sprichwort Hispani plangunt deutet: „*os Hispanhoes mostram chorar* (*quando cantam*) *porque tudo sam sentimentos e endoenças*". — XXX. Auch die Frage, ob *-itiare* im Portug. *içar* werden konnte,

beantworte ich mit dem Hinweis auf Cornu § 15, wo die wichtigeren Fälle verzeichnet sind. — Zu *-ĭtare itescere* sind noch hübsche volkstümliche Beispiele: *serandar*, also **ser+an+itare;* und *irmandecer*, gleichsam **german + itescere.* — Sprichwort aus der Kinderstube: *Quem cedo indentece, cedo irmandece.* — XXXI. Holland wird *escaparate* als Schiffsausdruck geliefert haben. — XXXII. Obwohl meine Erklärung viel Anklang gefunden hat, und einige ältere Fälle für *espermentar* angeführt werden könnten (z. B. CGR. III 525) sind mir Zweifel an ihrer Gültigkeit aufgestiegen. Ich habe das astur. *escarmar* übersehen; Munthe, Folkpoesie I p. 15. B. 68—69: *y las que estais sulteironas, por mi podeis escarmar.* Wahrscheinlich ist es die ursprünglichere Form, *escarmentar* aber Partizipialzeitwort, ein dritter Fall für *-entar* statt *-antar* von Verben 1. Konj. (*apousentar apesentar*). Bedeutung und Ursprung von *escarmar* sind freilich noch zu finden. Welches Bild steckt darin? Krämpen? und wie bezeichnen die übrigen rom. Sprachen den Begriff durch Schaden gewitzigt werden? — XXXIII. *Espiar* „abwocken“, und das gleichklingende *espiar* „sühnen“, verschmelzen im Volksbewusstsein zu einem Worte. Darauf weist unter anderem der Aberglaube, man müsse den Rocken allabendlich leerspinnen. Sonst kämen die Toten nächtlicherweile, unsere Schuld zu sühnen, indem sie die Arbeit an unserer Statt verrichten. — XXXVI. H. Lang wird gegen die Herleitung von *estra* aus *festra fenestra* schreiben, eine andere vorschlagend. — XLIV. Auf die Frage, wie und warum *franco* zu *frango* ward, muss ich die Antwort schuldig bleiben. Den Lautgesetzen entspricht es in der That nicht. In *vingar* (alt *vendegar*) *manga* stand *c* zwischen Vocalen. Wo *k* von jeher zu einer Konsonantengruppe gehört, bleibt es meist erhalten, wie in *cinco.* Doch haben wir *musgo* aus *muscus;* neben *visco, visgo;* neben *frasco frasgo; pisgar* neben *piscar*; *pellanga* neben *pelhanca*; *mollanqueiro* neben *mollangueiro*; alport. auch *musgoo = musculum.* — XLVI. Zu *gronho* zwei Bemerkungen: 1. Im prov. Del Gronh tro Compostela des Paulet de Marselha, das Diez mit Vom Vorgebirg bis C. wiedergiebt, und Milá auf Mongronh deutet, ist doch wohl Logroño zu erkennen, das an der Wallerstrasse lag? 2. Portugal besitzt in der Beira eine *praia do Gronho.* — XLVII. Mit *iriçiom* hat sich auch J. Priebsch beschäftigt. ZRPh. XIX, 26. — LIV. *Mogo* ist in Altportugal und Gallizien auch Familiennamen. Einen Pero *Mogo* erwähnt Nova Malta II, 299. Einen anderen ein gall. Dokument vom J. 1271. Möglich, dass auch der jogral Pero Meogo (CV. 789), eigentlich Moogo hiess. Über ihn s. RCHLE. II p. 234 und 374. — LVII. Meine Einwendungen gegen Gaston Paris' Herleitung werden allgemein als gerechtfertigt anerkannt. Desgleichen die Beweise für die eigenartige Entwickelung von *naufragare* auf der Halbinsel als stichhaltig. Vgl. Zschr. XIX 16 weitere Beispiele. Ebenso einmütig wird hingegen ausgesprochen, dass *narré* mit diesem *naufragatus* oder *naufractus* nichts zu thun haben kann. Die Form *naufrer* ist belanglos, weil *narrer* schon afrz. ganz gewöhnlich ist; von *nafragare* müssten wir *narreier* erwarten; stammbetontes *nafragat* hätte zwar *nafré* geben können; von *nafractus* kommt man aber zu *nafrait,* das den Infinitiv *nafraire,* doch nicht *nafrer* hervorbringen

konnte. S. Ro. XXIII 493. — LXII. Meine portug. Freunde meinen, die Aussprache der Provinz Tras-os-Montes müsse den Beweis liefern, ob meine Deutung richtig und demgemäss *pàsadas* zu schreiben sei. Die Trasmontanos, welche ich befragen konnte, sprachen thatsächlich *pàsada maçanseira* etc. — LXVII. *Priado* [von **prio* oder **pria*] = *prius* bleibt zweifelhaft. S. Duelo 198 *privado*, für leichtlich. Dass wir, wie in *demasiado* und frz. *plusieurs, priusado* haben müssten, ist jedoch kaum zuzugeben. — LXXI. Zu *remate* fügt Meyer-Lübke die Frage, die ich unausgesprochen liess, ob nicht auch *matar* vom *mate* des Schachspiels kommt, da *mactare* doch zu span. *mechar* pg. *maitar meitar* hätte führen müssen. Ich bin derselhen Ansicht. Auch die zahlreichen altport. Sätze in denen *matar*, nebst *ar-matar, mal-matar, per-matar*, „übel mitspielen" bedeutet, sprechen dafür. — LXXV. *Bidoo Bido* als Ortsname (*Fonte do Bidoo*) ist ebenso sicher wie *bidoeiro Bidoedo Vidual*, die alle drei auf *bidoo* d. h. auf betulus zurückweisen. An dieser Messung ist daher nicht wohl zu zweifeln. — LXXVI. „Sobald ich weiss, weshalb die einen Verba auf *icare* ihr *i* verlieren, die anderen nicht, werde ich zustimmen" (Meyer-Lübke.) Vgl. jedoch Gr. II § 577. — Die Zusammenstellung der hauptsächlichsten volkstümlichen Beispiele zeigt, dass schon im Altport. nach *r l ll n s* (resp. *x*) das *i* ausgefallen war [*madurgar salgar cavalgar outorgar folgar derrengar rasgar fisgar*], nach Konsonantengruppen hingegen nicht [*vendegar, pendegar, mastigar* — heute *vingar pingar* und *mascar* neben *mastigar*]; besonders nicht nach *rr ss*, denen sich im Infinitiv auch *ll* zugesellt: *sossegar mossegar* (galliz.) *carregar, escorregar, resfollegar*. — *Figicare* scheint schon vorromanisch zu *fig'care ficcare* geworden zu sein.

In einem kleinen „Formas converjentes" überschriebenen Aufsatz beschäftigt sich GONÇALVES VIANNA mit gleichklingenden Worten verschiedenen Ursprungs und benutzt als Beispiel *fèvera* = Faser Fiber vom lat. fibra, von dem er *febra* = *fett- und knochenfreies Fleisch* mit Recht trennt. Er leitet letzteres vom arab. *hebar habar*, und verweist auf weitere arab. Schlächterausdrücke wie *res alcatra açougue magarefe*. Für *fèvera* sagte man übrigens noch im 16. Jahrh. *fèvara*.[43]) — Über *gurriar hurriar* = eine Herde durch Zuruf von *hurri* lenken! das übrigens auch in Sá de Miranda (102, 134 und 112, 387) vorkommt, sowie über fast gleichbedeutendes *acarrear* sagte ich einige aufklärende Worte[44]). Abraham Usque in der Consolaçam de Israel, p. 281 benutzt *acarear o gado*.

Über die Kokusnuss schrieb der gelehrte und feinsinnige Botaniker Graf FICALHO eine ausführliche Anmerkung: Sie gehört zu seiner Ausgabe der Colloquios des Garcia da Orta, von der weiter unten die Rede sein wird. Dabei berührt er die Frage nach dem Ursprung des Wortes. Um den Satz des Orta, die Frucht heisse *coquo porque parece rosto de bugio ou de outro animal* oder auch *medo que as mulheres fazem as creanças* zu erläutern zieht er die gleichartigen Ausführungen aus Barros, Dec. III, 3, 7; Linschoten, Itinerario 79, nebst seinen Nachsprechern, sowie Oviedo zum Vergleich herbei, um hinterher, an dem

43) RLu. II, 316—321. **44**) RLu. III, 349.

Seemanns-Tagebuch über Vasco da Gamas erste Reise geschichtlich nachzuweisen, dass der Entdecker des Seewegs der erste war, der die Kokus-Nuss kennen lernte, da selbige an der Guinéküste nicht existierte. Der ungelehrte Verfasser des Roteiro beschreibt Baum und Frucht in Moçambique, ohne ihren Namen zu nennen. Etwas später, bei der Anchediven-Insel erwähnt er die *coquos* bereits als Hauptnahrung der Insassen eines gekaperten Maurenschiffes. In Melinde oder Calicut müsste also die Schiffsmannschaft das Wort erfunden und festgenagelt haben. Das scheint dem vorsichtigen Berichterstatter unwahrscheinlich, der übrigens Cornus Auseinandersetzungen (Ro. XI, 119) nicht kennt. Doch werden andere mit uns der Ansicht sein, dass die derbe bildliche Bezeichnung der Frucht mit ihrem Augenpaar nach dem Kinderspuk und Fratz *còco coca*, gerade beim ersten Schauen im Munde einfacher Menschen aus dem Volke entstanden sein muss. Die Behauptung *côco coca*, in der Bedeutung „figura espantosa ou feia, papão de creança", komme erst bei späteren Autoren, zu Ende des 16. und 17. Jahrh. vor, und sei eine abgezogene, entspricht denn auch keineswegs der Wirklichkeit. Abgesehen davon, dass ja alle Historiker, welche der Graf zitiert und erläutert, diese Bedeutung kennen, vermag ich sie bei Gil Vicente nachzuweisen (I p. 269). In einem 1518 geschriebenen Lustspiel ruft ein Kind: *Mae! e o coco está alli*! und 1537 sagt Barros in seiner (p. 137) zu einem Zaghaften: *e a ti far-te-am inda agora coco como a criança?* Im CGR. III 648 hingegen wird nur die Kokusnus als etwas Rundes und Hartes bezeichnet. Im Gall. ist *coca* der Teufelsdrache der Maiprocession; *cocainas* aber ein Hasenfuss. *Còco coca* (denn *coca* ist gleich üblich, wie der Satz *o ciume é a coca da imaginação* zeigt) ist, meiner Meinung nach, dasselbe Wort wie *coca* „Kopf, Topf, Scherben, Muschel". Körting, 1972). Es bezeichnete die „Hirnschale"; im speziellen, spottend, den seines Haarschmucks beraubten, nackten Hinterkopf (*cocote cogote*); dann auch das durch Vermummung glatt wie jener gewordene Gesicht, aus dem, Kinder zu schrecken, nur drohende Augen hervorleuchten dürfen; und in dritter Linie die „Fratz-nuss" mit ihrem Augenpaar. Albuquerque (Cartas, 1 169 und 255) spricht nur von den Augen der Kokusschaale, wo er erzählt, wie dieselbe den Indern als Behälter für Quecksilber diente. — Auch Leite de Vasconcellos irrte (Trad. Pop. p. 297) als er meldete, Barros leite den Namen des schwarzen Mannes von der Kokusfrucht ab. Das Umgekehrte thut er, und berichtet damit Glaubhaftes über eine in seinen Tagen vor sich gegangene Thatache. Es erübrigt *Còco coca* = Fratz Popanz in Texten vor 1497 nachzuweisen.

Dr. Carolina Michaëlis de Vasconcellos.

Albanesisch.

1895. Über die Beziehungen zwischen Rumänisch und Albanesisch handelt ein Aufsatz von Sandfeld Jensen, Rumaensk og Albanesisk[1]), auf den sich eine kleine Abhandlung Pedersens Sprog-

1) NTSF. III. raekke, 3. Band, S. 105—137.

bygning[2]) bezieht. Neues Material aus toskischen Mundarten hat auf Grund eigener Sammlungen beigesteuert PEDERSEN, Albanesische Texte mit Glossar[3]). Die Arbeit enthält 12 Märchen, 18 Rätsel, 18 Mitteilungen über Volksglauben, 13 Lieder, von denen das letzte das bereits bekannte Kunstprodukt eines dichtenden Albanesen ist. Dankenswert ist besonders das genaue, besonders auf syntaktische und phraseologische Erscheinungen sich beziehende Glossar. Was die lexikalische Behandlung des Alb. betrifft, so hat der bekannte Jesuit JUNGG in Skutari, der auch Verfasser einer kleinen Grammatik des gegischen Dialektes ist, ein dankenswertes Wörterbuch des skutarinischen Dialektes veröffentlicht, u. d. T. Fialuur i voghel sccüp e ltinisct[4]), (d. i. kleines albanesisch-italienisches Wörterbuch). Rossi ist durch ihn vielfach berichtigt worden, eine Anzahl neuer Wörter werden uns bekannt; am Schlusse werden Nachträge und einige Vokabeln aus dem Werke des Bischofs Bogdanus, Cuneus prophetarum, mitgeteilt. Die Hervorhebung der türkischen Lehnwörter durch Sterne ist sehr unvollständig. Ein älteres albanesisches Wörterverzeichnis, das in Verbindung mit einem griechischen und südrumänischen steht, und dessen einzige Kenntnis man bisher aus Thunmanns Untersuchungen (1774) schöpfen konnte, dessen Exemplar aber verloren gegangen ist, hat REFERENT[5]) nach einem ihm gehörenden Exemplare abgedruckt und mit einem Commentare versehen, u. d. T. Albanesische Studien. IV. Das griechisch-südrumänisch-albanesische Wörterverzeichnis des Kavalliotis, herausgegeben und erklärt. DERSELBE hat in zwei Aufsätzen[6]) Beiträge zur Grammatik und Etymologie der albanesischen Sprache gegeben (1. zum idg. *e*-Perfektum, dem dort das alb. Perfektum mit *o* zugewiesen wird; 2. Etymologisches aus den Balkansprachen, wo auch eine Reihe albanesischer Wörter etymologisch erklärt wird). Eine praktischen Zwecken dienende gegische Grammatik ist das von dem k. u. k. Vicekonsul JULIUS PISKO in Janina verfasste Werk: Kurzgefasstes Handbuch der nordalbanesischen Sprache[7]). Viel nehmen auf albanesische Wörter Rücksicht, die Schrift von JAGIĆ Die Geheimsprachen bei den Slaven[8]), I. Theil, und die inhaltreiche Anzeige dieser Abhandlung von SCHISCHMANOV[9]). Das Wortmaterial dieser Geheimsprachen auf der Balkanhalbinsel besteht nämlich zum grossen Teil aus albanesischen Wörtern. Interessant ist die Nachricht von einem kleinen griechisch-albanesischen Glossar, das der berühmte Freiheitskämpfer Marko Botsaris niedergeschrieben und das Pouqueville 1819 der Pariser Bibliothek geschenkt hat: wir verdanken diese Mitteilung Professor SPYRIDON LAMBROS in Athen, der in der *Ἑστία*[10]) über den Fund berichtet und die erste Seite des Glossars in getreuer Abschrift mitgeteilt hat.

Graz. Gustav Meyer.

---

2) ib. 4. Band, S. 50—61. 3) AbhphhKlSGW. XV. Bd. Nr. III, Leipzig 1895, 207 S. gr. 8. 4) Skutari 1895. 5) SBAKWienphhKl. Bd. CXXXII, 12. Abhandlung (1895). 6) JgF. V, 180ff. VI, 104ff. 7) Wien 1896. 8) SBAKWienphhKl. Bd. CXXXIII, 5. Abhdlg. 9) Sbornik za narodni umotvorenija u. s. w. Bd. XII, Sofia 1895. 10) Weihnachtsnummer 1895.

1896. Der wichtigste Beitrag zur wissenschaftlichen Bearbeitung des Albanesischen ist Gustav Meyer, Albanesische Studien V[1]; das Buch enthält Texte in dem auf den Inseln Poros, Hydra und Spezzia gesprochenen Dialekte; diese Texte stammen grösstenteils aus dem Nachlass des bekannten Albanologen Dr. Reinhold. Reinholds eigene Orthographie war bekanntlich sehr mangelhaft und giebt oft zu Zweifel Anlass; sie ist aber von G. Meyer in die von ihm selbst sonst angewendete Orthographie umgesetzt worden, und ausserdem hat G. Meyer die Texte mit Hülfe zweier Eingeborenen kontrolliert. Dem Buche ist ein Glossar beigegeben, das auch eine Anzahl von etymologischen Erörterungen enthält; zu S. 85 bemerke ich, dass *kek'* ‚schlecht' kaum von dem lat. cadūcus stammen kann, das vielmehr **kük* ergeben hätte. Ein Anzeichen dafür, dass das Albanesische nach und nach mehr Interesse bei den Indogermanisten beansprucht, ist ein Aufsatz von Alf Torp, Zu den messapischen Inschriften[2]; dieser Aufsatz enthält verschiedene Vermutungen zur Erklärung der albanesischen Flexion. In Italien erschien Girolamo de Rada, Antologia albanese, trad. in italiano[3] und Straticò, Manuale di letteratura albanese[4]; N. H. F(rašer), Fletore e bektašijet[5], enthält eine Darstellung des Glaubens der religiösen Sekte der Bektaschi, die in Albanien verbreitet zu sein scheint. — Als ein Nachtrag zur Bibliographie des Jahres 1895 sei noch auf drei serbische Aufsätze über Albanesisch hingewiesen, die in dem IgA. VIII 198 verzeichnet, mir aber nicht zu Gesicht gekommen sind: Milojević, Kurze Übersicht der arnautischen Sprache[6]; Vukičević, Dalmatien und das Albanesische[7] (scheint sehr viel Verfehltes zu enthalten) und Glück, Zur physischen Anthropologie der Albanesen[8].

Kopenhagen. Holger Pedersen.

Mittel- und Neugriechisch.

Le grec ancien ne paraît avoir donné lieu, pendant les années 1895—1896[1], à aucun travail, qui intéresse particulièrement les romanistes. En se rapprochant du grec moderne, on trouve, tout d'abord, Adolf Deissmann, Bibelstudien[2]. L'auteur a groupé sous ce titre un certain nombre d'études historiques et linguistiques relatives à la bible et, plus spécialement, à la bible grecque. La première de ces études (p. 1—20) porte sur les transcriptions grecques du tétragramme mystique. Dans la seconde (p. 21—54), M. D. reproduit, critique et commente une incantation du IIe siècle environ après

---

1) SBAk Wien phhKl. CXXXIV, VII 106 S. 8°. 2) IgF. V 195—215. 3) Neapel 1896. 4) Mailand 1896. 5) Bukarest 1896, 32 S. 16°. 6) Dnevni List 1895 Nr. 275—283. 7) Starohrv Prosvjeta I 42—45. 8) Glasnik zem. muz. u. Bosni i. Herc. VIII 467—496.

1) Pour la bibliographie des ouvrages parus antérieurement dans le domaine envisagé ici, cf. A. Thumb, IgA., I 38—49, 146—155, 210—232, à suivre. 2) Beiträge aus den Papyri und Inschriften zur Geschichte der Sprache, des Schrifttums und der Religion des hellenistischen Judentums und des Urchristentums. Mit einer Tafel in Lichtdruck. Marburg 1895, XII 297 p., in-8°.

J. C., publiée pour la première fois par G. Maspéro et intéressante par les idées et les expressions bibliques qu'elle renferme. Vient ensuite (p. 55—168) un chapitre des plus substantiels intitulé „Beiträge zur Sprachgeschichte der griechischen Bibel", dans lequel l'auteur, après des observations préliminaires attachantes, examine et précise, en s'aidant de la langue des papyrus, un certain nombre de formes et d'expressions bibliques. Trois autres études ayant pour titres: Zur bibl. Personen- und Namenkunde (p. 169—186), Prolegomena zu den bibl. Briefen und Episteln (p. 187—252), Spicilegium (p. 253—287), complètent ce volume important. Signalons encore le livre excellent de FRIEDRICH BLASS, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch[3]), qui vient s'ajouter à G. B. WIENER, Grammatik des neutestamentl. Sprachidioms[4]).

LÉON CLUGNET, Dictionnaire grec-français des noms liturgiques en usage dans l'église grecque[5]). En lisant la préface du livre de M. C., je songeais au dictionnaire de VYZANTIOS *Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου*[6]), un volume des plus utiles pour ceux qui étudient le grec moderne, mais qui, dans la pensée de son auteur, devait surtout servir aux jeunes gens pour l'étude du grec ancien; il est douteux que le dictionnaire de M. C. contribue, dans une mesure quelconque, comme l'espère celui-ci, à faciliter le rapprochement bien problématique des Grecs „schismatiques" et de l'Eglise latine, mais en revanche il sera consulté avec profit par plus d'un travailleur. La forme sous laquelle il s'offre à nous n'est cependant pas définitive; une deuxième édition exigera, ce semble, des remaniements assez considérables; on se demande, par exemple, pourquoi M. C. n'a donné que des noms liturgiques et pas de verbes, pourquoi *λειτουργός* et non *λειτουργῶ, ἀπόλυσις* et non *ἀπολύω*, etc.

La partie qui concerne le grec moderne laisse beaucoup à désirer. L'auteur a eu raison de ne pas s'en tenir uniquement aux formes savantes: à côté de *ἐπιτραχήλιον* «étole» il cite, par exemple, la forme usuelle *πετραχήλι;* il parle à plusieurs reprises de grec vulgaire: p. 34, «*δεκανίκιον* . . . nom donné, dans la langue vulgaire . . . à la crosse épiscopale». Malheureusement, ce qu'il prend pour du grec vulgaire, disons même, dans une acception plus large, pour du grec usuel, n'est, la plupart du temps, que du grec puriste. La forme usuelle de *δεκανίκιον* est *δεκανίκι;* de même *ἁγίασμα*, gr. us. *ἅγιασμα; δακτυλίδιον*, gr. us. *δαχτυλίδι; ἐγκόλπιον*, gr. us. *γκόλφι, γκόρφι; εἰκονοστάσιον*, gr. us. *κονοστάσι; εἰκών*, gr. us. *εἰκόνα; ἐκκλησία*, gr. us. *ἐκκλησιά; καννίον*, gr. us. *καννί; κελλίον*, gr. us. *κελλί; κελλάριος*, gr. us. *κελλάρης; κηρίον*, gr. us. *κερί; κουβούκλιον*, gr. us. *κουβούκλι; μαντήλιον*, gr. us. *μαντίλι; σινδών*, gr. us. *σεντόνι; στέφανος*, gr. us. *στεφάνι; σπόγγος*, gr. us. *σφουγγάρι* (s. v. *μοῦσα*); etc., etc. On parle souvent de l'influence de la langue de l'église sur la langue vulgaire; il serait

3) Göttingen, 1896, XII — 329 p. in-8°. 4) 8e édit., revue par D. W. SCHMIEDEL (Introduction et morphologie 1894, — à suivre). 5) Paris, Alphonse Picard, XII — 186 p. in-8°. Comptes-rendus: BECh., Ière livr., p. 92 — CR., 1896, janv.-févr. p. 47 — Ath., 26 sept. 1895 — BCr. 1897, 25 févr. B. 1896, no. 7, p. 387—391. 6) 3e édit. Athènes, 1874.

intéressant d'examiner dans quelle mesure elle-même a subi l'influence de cette dernière, en d'autres termes, de déterminer quels sont, dans cette langue, l'élément figé et l'élément vivant. Un assez grand nombre des noms donnés par M. C. sont très instructifs à cet égard: *χύμα* par exemple (p. 171), employé comme apposition, et opposé à *μετὰ μέλους*: *λέγομεν τοὺς στίχους χύμα* «nous récitons les versets».

A côté de *ἀνάδοχος*, il aurait fallu citer *ἀναδεκτός* «filleul» et les termes usuels *νοννός* «parrain», *νοννά* «marraine»; je cherche également en vain *δεσπότης* dans le sens d'«évêque», *νεκροταφεῖο, κοιμητήριο* «cimetière», *λείψανο* dans le sens d'«enterrement»; *λαοσυνάκτης, οἱ δυὼ λαοσυνάκται συνάγουσι τοὺς ἄρχοντας καὶ τὸν λαὸν εἰς τὴν ἐκκλησίαν,* (*Εὐχολόγιον τὸ Μέγα*, Venise 1854, p. 685), *κατηγοριάρης* (*ἵνα ὑπομιμνήσκῃ τὰς ἐπισήμους ἑορτὰς τῷ λαῷ ἵνα σχολάζωσιν*, ibid.). Au mot *ἀργία*, on aimerait trouver la liste des diverses fêtes où l'on chôme; de même, au mot *ἑορτή*, celle des fêtes mobiles. En revanche, il n'était peut-être pas nécessaire de définir le mot *γάμος* par «celui des sept sacrements qui a été institué par Notre-Seigneur pour sanctifier l'union légitime de l'homme et de la femme», ni le mot *καμπάνα* par «instrument d'airain produisant des sons retentissants à l'aide d'un battant suspendu à l'intérieur», cf. *καμπαναρειόν*; les mots «mariage, cloche, clocher» auraient suffi. Quelques remarques étymologiques pourraient, elles aussi, être supprimées: *ἀρχιδιάκονος*, de *ἄρχω*, «être à la tête de», et *διάκονος*, «diacre»; *κολώνα*, lat. columna; *ὠράριον* du lat. orarium «linge pour essuyer le visage, mouchoir, bordure», ou de orare «prier, parler», ou de *ὤρα* «soin, attention», ou *ὡράριον* de *ὡραῖος* «beau», ou de *ὥρα* «heure», ou de *ὁρῶ* «observer»!

Un lexique termine le volume et permet de trouver immédiatement l'équivalent grec des noms liturgiques français ou latins cités dans le cours du livre.

Pour les noms grecs provenant du latin, voir aux mots *ἀντερίον?, ἀντιμήνσιον, δεκανός, δεπουτᾶτος, διβάμπουλον, δομέστικος, ἐπιμανίκιον, ἰνδικτιών, καλανδάριον, καμπάνα, κανδῆλα, καννίον, καστρήνσιος, κέλλα, κελλάριος, κορῶνα, κουβούκλιον, κουκούλλιον, λίβελλος, μανδήλιον, μανουάλιον, μητατώριον, νοτάριος, ὀρκιόλιον, ὀστιάριος, ὀφφικιάλος, ὀφφίκιον, παλλίον, πριμικήριος, ῥάσον, ῥεφερενδάριος, σακελλάριος, σολέα, τέμπλον, τέστον*[7]), *τίτλος, τροῦλλος, φελώνιον?, χαρτουλάριος, χερνιβόξεστον, ὡράριον*[8]).

Gustav Meyer, Neugriechische Studien III. Die lateinischen Lehnworte im Neugriechischen[9]). — Cette brochure est la troisième d'une série, dont les deux premières ont pour titre: Versuch einer Bibliogr. der neugr. Mundartenforschung[10]). Die slavischen, albanesischen und rumänischen Lehnworte im Neugriechischen[11]). Une bibliographie des ouvrages où il est question

7) Cf. G. Meyer, Ngr. St. IV, 89. 8) Lire p. 39, l. 26 *πέμπτη*; p. 50, l. 13 *ἀφορισμός*; p. 59, l. 21–29 *Λειτουργίαι*; p. 69, l. 28 *Ἱερωσύνη, ης*; p. 165, l. 32 *Χριστός*; p. 166, l 1 *χωνίον*; p. 174, col. 1, l. 6—7, *Ἀρχιεπισκοπεία*; p. 186, s. v. Toussaint, sans doute *ἑορτὴ τῶν ἁγίων πάντων*? 9) Wien, Tempsky, 1895, 84 p. in-8°. 10) 1894, 104 p. in-8°. 11) 1894, 104 p. in-8°.

des emprunts faits par le grec au latin a été donnée par J. Psichari JBRPh. II 262 sqq.; voir l'Introd. de G. Meyer p. 8. L'auteur s'est uniquement proposé, dans le présent travail, l'étude des mots latins connus actuellement du peuple grec. Encore a-t-il moins cherché à faire l'historique de ces mots, qu'à en donner un simple catalogue, avec renvois aux sources modernes d'où il les a tirées et aussi à quelques textes médiévaux. Tandis que l'italien a fourni au grec un très grand nombre de verbes, les emprunts faits par ce dernier au latin ont plutôt porté sur les substantifs. Quant aux suffixes, ceux qui ont le plus prospéré en grec sont les suivants (cf. p. 73—77): — *arius* = gr. — *άρης*, — *arius* + *-icus* = gr. *άρικος*, — *atus* = gr. — *άτος*, — *ulla* = (?) gr. — *οὖλα*, — *ura* = gr. — *οὖρα*. — *ensis*, lat. vulg. *ēsis* = gr. — *ήσιος* (p. 75—76) n'est pas clair à cause de l'*o* du grec. Il paraît difficile de tirer (p. 14) le grec *βερίκοκκο* «abricot» du latin *praecoquium*; même en supposant un retour au grec de l'arabe *burqûq*, *birquq*, le *β* (prononcez v) fait difficulté. P. 16, *μπουκίνα* et *βουκίνα* ne sauraient naturellement remonter à une même forme *bucina*: *b* latin correspond à v en grec moderne; *μπουκίνα* est donc dû vraisemblablement à une influence italienne, cf. s. v. *βοῦκκα*. Pour la même raison, *γρουμπέλλα* «boule de neige» (p. 20) ne peut être rattaché directement au lat. **globella*; il est bien difficile de séparer ce mot de *γροῦμπος* «morceau plus ou moins rond» (ibid.), *γρουμπούλι χιόνι* «tas de neige», que l'auteur rapproche du lat. *grumus*, *grumulus* (pour le groupe *μπ*, cf. alban. *grumbut*). Le grec *κάβουρας* «crabe» et le latin *cammarus* sont également trop loin l'un de l'autre phonétiquement pour qu'on puisse songer à un rapprochement (p. 22); de même pour l'italien *gambero* et le crétois *καβρός* (ibid.); cette dernière forme remonte évidemment à *κάβουρος* (disparition de *u* atone interconsonantique et changement d'accent sous une influence analogique qu'il resterait à préciser. S. v. *καννί* ajouter *κανάτι*, qui est la forme la plus usuelle. Pour la disparition de l'*a* dans lat. *amarula* = grec *μαρούλι* «laitue», cf. EPhNgr., LXXI.

La brochure de G. M. renferme 288 rubriques; si quelques-unes d'entre elles pourraient, ce semble, être supprimées, bon nombre d'autres viendront encore s'y ajouter, à mesure surtout que les dialectes grecs nous seront mieux connus. Malgré l'ordre alphabétique adopté par l'auteur, l'absence de tout index à la fin de ce travail (il en est de même dans NgrSt IV), ne laisse pas d'être incommode, en raison de la variété parfois assez grande des mots grecs ou latins qui se trouvent sous une même rubrique.

Gustav Meyer, Neugriechische Studien IV. Die romanischen Lehnworte im Neugriechischen.[12]) Ce lexique renferme 1289 rubriques. La plupart d'entre elles témoignent d'emprunts soit à l'italien, soit, plus particulièrement, au vénitien, soit encore, mais beaucoup plus rarement, au génois (p. 3—4). Celles qui ont trait au français sont assez peu nombreuses et il est regrettable que l'auteur ait cru ne devoir faire entrer en ligne de compte qu'un nombre de mots récents assez restreint

12) Wien, Tempsky, 1895, 106 p. in-8°.

sans que d'ailleurs on se rende très bien compte des raisons qui ont guidé son choix.

Un compte-rendu très documenté a été publié sur cet essai par J. PSICHARI[13]). La liste que donne G. M. se grossira beaucoup avec le temps; les termes de marine notamment fourniront encore une ample moisson au point de vue des emprunts italiens. Cf. *'Ονοματολόγιον ναυτικόν*[14]),; G. KOTSOVILI, *Περὶ ἐξαρτισμοῦ τῶν πλοίων*[15]), KANELLOPOULOS, *'Εγχειρίδιον τοῦ θωρακιτοῦ*[16]); voir aussi VYZANTIOS, *Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου*[17]) et VLACHOS, Dict. grec-franç.[18])

Voici, en même temps que quelques observations de détail, un certain nombre de mots qui me paraissent, à la suite d'un examen rapide, pouvoir être ajoutés à ceux donnés par l'auteur. Je note les termes de marine au moyen d'un astérisque. ***'Αβαρία**, f. «avarie» = it. *avaria;* ***ἀγιουτάντες**, m. «balancine» = it. *ajutante;* **ἀγκουρέττο,* m. «grappin», vén. *ancorotto,* it. *ancoretta;* **ἀλάρω* «hâler» = it. *alaro.* Le mot **ἀμπασά** «trou dans un mur pour pénétrer dans une vigne» que M. tire un peu trop facilement du vénitien *passada,* n'est-il pas simplement le grec **ἐμπασιά** «entrée», formé sur *(ἐ)μπαίνω* »j'entre» comme **χορτασιά**, *ξερασιά,* sur *χορταίνω, ξεραίνω* (Hadzidakis, Einl. in die neugr. Gramm., p. 287)? Au mot **ἀμπάσος**, langsam, träge, it. *basso,* ajouter ***ἀμπάσο** «bas». ***'Ανέλλο**, n. «cigale d'ancre, organeau» = it. ***anello***; **ἀντίο** «au revoir», très usité dans toute la Grèce = it. *addio;* s. v. **ἀπαντῶ**, *(ἀ)παντονιάρω* «abandonner» = it. *abbandonare,* ajouter ***ἀμπαντουνάρω**; ***ἀπίκο** «à pic de l'ancre» = it. *a picco;* ***ἀργανέλλο** «petit cabestan» = it. *arganello;* s. v. *ἀρίγγα,* ajouter *ῥέγγα,* qui est la forme la plus usuelle = vén. *renga;* le mot le plus usité pour *as,* it. *asso* est **ἄσσος** m. et non *ἄσσο,* n; *ἀτού* «atout» = fr. *atout,* usité à côté de *κόζι* n.

βαλίτσα, βαλίζα «valise» = it. *valigia,* vén. *valisa;* **βαρδαβέλα,* f. «filière d'envergure» = vén. *varda + vela;* cf. **βαρδάρω* «garder» = vén. *vardare,* it. ***guardare*** ***βαρδαλάντσες**, ***βαρδαμάννες**, ***βαρδαφόγος**, KOTSOVILI, op. cit., p. 118; *βασέλο, βατσέλο,* n. «vaisseau de ligne» = it. ***vascello***, vén. ***vasselo***. Le mot *βαϊοννίς* «baïonnette», qui n'est qu'une invention de puristes en mal de mots nouveaux, n'est peut-être guère à sa place ici; *βεντάλια,* f. «éventail» = it. ***ventaglio;*** ***βέντο** «hauban» = it. *vento;* ***βιντάριο** «livre d'enrôlement(?)» = vén. *aventario* ou it. *inventario;* **βιράρω* «virer» = it. ***virare;*** *βογάρω* «voguer» = it. *vogare.*

γαβάρα «gabare» cf. it. *gabarra*; s. v. *γαζί,* ajouter *γάζα,* f., plus usité = fr. *gaze; γαλόνι,* n. «galon» = it. *gallone*; **γάπια,* ***γάμπια** f. «hunier» = it. *gabbia;* **γαπιέρης,* **γαμπιέρης* «gabier» = it. ***gabbiere, gabbiero;*** **γαρλίνο,* n. «grelin» = vén. *garlin,* it. *gherlino;* **γαρμπής,* m. «vent du sud-ouest» = vén. *garbin,* it. *garbino; γάρμπο,* n. «galbe, chic», *ἄγαρμπος,* η. ο. «sans grâce», it. *garbo;* s. v, *γασέτα,* cf. fr. ***ganse, gansette,*** ajouter ***γάσα** «oeil de cordage» et cf. it. *ganza*; *γκάζι,* n.

---

13) RCr. 1895, II, p. 270—280. 14) Athènes Imprim. nat., 1884 in-8°, 234 p. 15) Syra, 1894, in-8°, ιβ' — 136 p., lexique p. 117—136. 16) Athènes, 1892, pet. in-8°, 568 p., lexique p. 508—539. 17) 3e éd. Athènes 1874, p. 545—577. 18) Athènes 1897, in-8° ιδ' — 1000 p.

«gaz» = fr. *gaz*; *γκαρσόνι*, n. «garçon» = it. *garzone* (*σ* au lieu de *τσ* peut-être sous l'influence de fr. *garçon*); *γκρᾶς*, peu usité au nom. sing., plur. *γκράδες* = fr. (fusil) *gras*; **γολέττα* «goëlette» = it. *goeletta*; *γοῦστο*, n. «goût, amusement» = it. *gusto*.

A côté de *δάμες*, f. pl. «jeu de dames» = ital. *dama* et de *δαντέλλα* = fr. *dentelle*, on dit aussi très bien *ντάμες* et *ντιντέλλα*; *ἐκαρτέ*, n. = fr. *écarté* (jeu de cartes); s. v. *ζάκα*, ajouter *ζακές*, m. et *ζακέττα* = fr. *jaquette*.

**καλάρω* «faire descendre», *καλάρω παννί* «amener une voile» = it. *calare*; **κάλμα* «temps calme» = it. *calma*; **καμπίνα*, f. «cabine» = fr. *cabine*; *καμπινέττο*, n. «lampe à esprit de vin» = it. *gabinetto*; *κανόνι*, n. «canon» = it. *cannone*; *κανονιέρης* m. «canonnier», = it. *cannoniere*; *καντίνι*, n. «chanterelle» = vén. *cantin*, it. *cantino*. Les formes *καπέλλο*, n. «chapeau» = it. *cappello*; *καπότα*, f. *καπότο*, n. «capote» = it. *cappotta*, *cappotto*, données dans Ngr. St. III, 26—27, ne sont pas reproduites ici. Voir également Ngr. St. III, aux mots *ἄμουλα*, *ἄρμα*, *βάϊλας*, *βετοῦλι*, *βία*, *βίγλα*, *βιόλα*, *βοῦκκα*, *βοῦλλα*, *βουργίδι*, *κάμαρα*, *καμίσι*, *κατήνα*, *κιρκιλλίζω*, *κιστέρνα*, *κόμης*, *κόρδα*, *κοῦπα*, *κοῦρτα*, *κρίστα*, *λάμνα*, *λούκιος*, *μάστορης*, *μιλιούνι*, *μοῦστος*, *νουννός*, *πάλος*, *πάτελλα*, *ῥήγλα*, *σαΐττα*, *σεντίνα*, *σεπτέμβριος*, *σίκλα*, *σκάμνος*, *σκοῦπα*, *σκουτάρι*, *σκρινί*, *σπίτι*, *στάγγος*, *φαλκόνι*, *φοῦντο*, *φοῦρκα*, *φοῦρμα*. **Καπονάρω* «caponner (l'ancre)» = it. *capponaro*; *καρδί*, n. «carduus nutans» peut difficilement venir de l'it. *cardo*, c'est plutôt un diminutif *καρδίον* de *κάρδος*; **καρένα*, f. «quille du navire» = it. *carena*; **καρενάρω* «caréner» = it. *carenaro*; *καρρό*, n. = fr. *carreau* (au jeu de cartes); au lieu de *ὁ* **κάσσαρος* «la dunette» Kotsovili donne *τὸ κάσσαρο*; *κατράμι*, n. «goudron», puis *κατραμώνω* «goudronner», *κατράμωμα* «goudronnage» = it. *catrame*; **κατσάρω* «hâler» = it. *cazzare*; *κιλό*, n. = fr. *kilo*; *κίνα*, f. «quinquina» = it. *china*; *κλαρινέττο*, n. «clarinette» = it. *clarinetto* (cf. s. v. *γλαρέτο*); *κοντραμπάσσο*, n. «contrebasse», it. *contrabbasso*; *κοντσίνα*, f. «concina, nom d'un jeu de cartes» = vén. *concina*; *κορδόνι* «cordon» = it. *cordone*; s. v. *κορδόρο* ajouter *κοριδόρι*, n. «corridor» plus usité; *κορνίζα* «corniche» = vén. *cornise*, it. *cornice*; à côté de *κορσέττο*, n. «corset» = it. *corsetto*, mettre *κορσές*, m. = fr. *corset*; **κοστιέρα*, n. «cabotier» = it. *costiera*; **κοτσάρω*, n. «accrocher» = it. *cossare*; *κρέμα*, f. «crême» = it. *crema*.

λαπάτσα, f. «jumelle» = it. *lapazza*; *λασκενές*, m. = fr. *lansquenet*; *λεβάρω* «hisser» = it. *levare*; **λιγάρω* «amarrer» = it. *ligare*; **λιγαδοῦρα* «amarrage» = vén. *ligadura*, it. *ligatura*; *λίρα*, f. «livre (sterling)» = it. *lira*; **λίσσο*, adj. «lisse» = vén. *lisso*, it. *lichio*; s. v. *λοῦστρος*, ajouter *λουστρίνι*, n. «cuir verni», *λουστρίνια* «souliers vernis» = vén. *lustrin*, it. *lustrino*.

μαβύς, adj. «bleu» = it. *mavi*; **μαγγιόρα παννιά* «voiles majeures» = it. *maggiore*, mais avec une autre prononciation que *madjore*; **μαγκάρω* «manquer» = it. *mancare*; **μαοῦνα*, f. «chalan» = it. *maona*; au mot *μάρκα*, ajouter *μαρκάρω* «marquer du linge» = it. *marcare*; *μίζα*, f. «mise, au jeu de cartes» = fr. *mise*; **μιντάρω ξάρτι* «reprendre un mât» = it. *mendare*; **μιρλίνο* «merlin» = it. *mer-*

lino; μουράγιο, n. «jetée», = it. *muraglia; μουρέλλο*, n. «burin», = it. *burello? *μπαγκέττα*, f. «banc», = it. *banchetto; μπαγκιέρης*, m. «banquier» = it. *banchiere; μπακαράς*, m. = fr. *baccara;* s. v. *μπακαλάρος*, m. «morue», ajouter *μπακαλιάρος*, plus usité; *μπαλλόνι*, n. «ballon» cf. it. *pallone; μπάλλος*, m. «bal» = it. *ballo; *μπάρα*, f. «poulie de retour» = it. *barra; μπατίστα*, f. «batiste» = it. *batista; μπεζίκι*, n. «bésigue» sans doute français, it. *bazzica; μπόττα*, f. «botte» = it. *botta; μπότσα*, f. «mesure de capacité» = it. *boccia; *μποτσάρω* «bosser» = it. *bozzare; *μπότσος*, m. «bosse» = it. *bozzo; μποῦκα*, f. «trou», *μποῦκα λιμανιοῦ* «entrée d'un port» = it. *buca; μπουράντσα*, f. «bourrache» ne peut pas venir, comme le veut l'auteur, de la forme italienne *boragine; *μπουράσκα*, f. «bourrasque» = it. *burrasca; μπριζόλα*, f. «côtelette», cf. it. *braciuola; *μπρουλλιάρω* «carguer» = it. *imbrogliare; *νάβε* «corvette» = it. *nave; νεράντζα*, f. «orange amère» = vén. *naranza; νοῦλλα*, f. «zéro» = it. *nulla.*

**ὄκιο*, n. «écubier» = it. *occhio; ὄπερα*, f. «opéra» = it. *opera; εἶναι καποντόπερα* «c'est à se tordre» = it. *capo d'opera; ὀργανέττο*, n. «orgue de Barbarie» = it. *organetto;* s. v. *ὄρσα* ajouter **ὄρτσα*, f. «lof» = it. *orza, *ὄρτσα ἀλλὰ μπάντα!* «adieu va!» = it. *orza alla banda.*

**πακοτίλια*, f. «pacotille» = it. *paccotiglia*; *παλιάτσος*, m. «paillasse, bouffon» = it. *pagliaccio; παλτό*, n. = fr. *paletot; παντομίμα*, f. «pantomime» = it. *pantomima; *παπαφίγγος*, m. «perroquet» = vén. *papafigo*, it. *pappafico*; **παραπέττο*, n. «parapet» = it. *parapetto; παρλάρω* «parler, bavarder» = it. *parlare; πασσατέμπο*, n. plus rarement *πασσατέμπος*, m. «grains de courge grillés qu'on mange comme passe-temps» = it. *passatempo; *πεσκάρω* «repêcher (une ancre)» = it. *pescare; πιάνο*, n. «piano» = it. *piano; *πιλότος*, m. «pilote» = it. *piloto; πινέλλο*, n. «pinceau, *ancre à jet» = it. *pennello; πίπα*, f. «pipe, *futailles» = it. *pipa; πιστόνι*, n. «piston» = vén. *piston*, it. *pistone;* s. v. *πίφαρα*, ajouter *πίφερο*, n. «fifre» = it. *piffero; πομάδα*, f. «pommade» = vén. *pomada*, it. *pomata; *πόμπα*, f. «pompe» = it. *pompa; *πόμολο*, n. «pomme du mât» = it. *pomolo; *ποντόνι*, n. «ras de carêne» = it. *pontone; πορτοκάλλι*, n. «orange», ne paraît pas remonter à l'italien *portogallo; ποῦρο*, n. «cigare» = esp. *puro; πρόβα*, f. «épreuve d'imprimerie, répétition de théâtre» = it. *prova; *προβάρω* «essayer» = it. *provare; *προβιζιόνα*, f. «approvisionnement», cf. it. *provisione.*

ῥαδίκι «chicorée» ne peut guère venir de l'it. *radicchio*, mais provient plutôt d'une forme latine *radicium; *ῥεζέρβα*, f. «réserve» = it. *reserva; ῥολίνα*, f. «roulette» = it. *rollina; *ῥότα*, f. «route» = it. *rotta; ῥουκέττα*, f. «fusée» = it. *rochetta; ῥούμι*, n. «rhum» = it. *rum;* s. v. *ῥουφιανός*, ajouter *ῥουφιάνος* forme usuelle = it. *ruffiano.*

σαλιέρα, f. «salière» = it. *saliera; σαλόνι*, n. «salon» = it. *salone; *σινιάλο*, n. «signal», cf. it. *segnale; *σκαλιέρες*, f. pl. «enflêchures» = it. *scalere; σκάγια* n. pl. «plomb pour la chasse» = it. *scaglia; σκάκι*, n. «échecs» = it. *scacchi; *σκαντζάρω* «changer (les bras)» = it. *scansare; *σκάρτο*, n. «rebut» = it. *scarto; σκέρτσο*, n. «plaisanterie» = it. *scherzo; *σκότα*, f. «écoute» = it. *scotta; σόδα*, f. «soude» = it. *soda*, *δ* pour *d* sans doute vénitien; *σοῦστα*, f. «ressort, chariot à ressorts» = it.

susta; *σπεράντσα, f. «maîtresse ancre» = it. *speranza*; στέκα, f. «queue de billard» = it. *stecca;* στοῦκος, m. «mastic» = it. *stucco;* *στράλιο, n. «draille, faux étai» = it. *straglio;* *στράτσο, n. «papier de doublage» = it. *straccio.*

τζόϊα μου «mon bijou» = it. *gioia;* *τορέλλο, n. «gabord» = it. *torello;* τράπουλα, f. «jeu de cartes» = it. *trappola;* τρατάρω, τρατέρνω, «régaler» = it. *trattare*; τρελλός, m. τρελλοβούνι, n. «fou, montagne folle» appellation moderne de l'Hymette, est, comme on sait, la traduction de *matto monte,* nom qu'ont donné à l'Hymette les matelots italiens, par étymologie populaire; *τρούμπα, f. «pompe» = it. *tromba;* τσαμπάνια, σαμπάνια f. «champagne» = it. *sciampagna* ou fr. *champagne?* τσιγάρο, σιγάρο n. «cigarette» = it. *sigaro.*

φάλα, f. «lumière (du fusil)» = it. *falla;* *φελοῦκα, f. «felouque» = it. *felouca;* s. v. φιγοῦρα, cité seulement dans καραβοφιγοῦρα «figure d'un navire», ajouter le sens de «effet», κάνει φιγοῦρα «cela fait de l'effet»; *φιλαρέττο, n. «bastingage» = it. *filaretto;* *φινέστρα, f. «claire-voie» = it. *finestra;* φλάουτο, n. «flûte» = it. *flauto;* *φλόκος, m. «foc» = it. *flocco;* *φόντο, φοῦντο, n. «fond» = it. *fondo.*

On voit par ces exemples, dont il serait facile de grossir le nombre, combien il reste encore à faire dans la voie où s'est engagé Gustav Meyer.

Gustav Körting, Neugriechisch und Romanisch. Ein Beitrag zur Sprachvergleichung[19]). Les nécessités de cette bibliographie m'amènent à parler, une fois encore, du livre de M. K. J'ai déjà fait ailleurs[20]) quelques réserves sur l'utilité linguistique de cet ouvrage. Les conclusions données p. 162 sqq. ne mettent en lumière aucun fait nouveau. On regrette également que l'auteur ait, à dessein, laissé de côté la sémantique, pour ne s'en tenir qu'à la phonétique et à la morphologie. Enfin, il ne s'est pas suffisamment informé de l'état actuel du néo-grec, non plus que de son dévéloppement historique; de sorte que son livre nous offre une étrange anomalie: les faits du roman y sont traités avec toute la compétence qu'on connait à M. K.; ceux du grec, au contraire, témoignent à chaque instant d'une inexpérience surprenante. Une comparaison échafaudée de cette façon ne peut évidemment qu'être défectueuse sur bien des points. — Il n'est pas exact de dire (p. 6) que αι et ο correspondent respectivement à un *e* et à un *o* plus ouverts que ε et ω; αι et ε, ο et ω se confondent aujourd'hui dans la prononciation. — On a admis jusqu'ici qu'il n'y a pas de voyelles nasales en grec moderne. La question est bien délicate et il est peut-être téméraire de la résoudre d'une manière aussi absolue. Quoi qu'il en soit, M. K. se range, p. 8, à l'opinion commune, ce dont personne ne le blâmera; mais ceci même, semble-t-il, aurait dû le rendre plus circonspect, p. 18, et l'empêcher d'expliquer par une nasalisation suivie d'une dénasalisation des phénomènes tels que ἄνθρωπος = ἄθρωπος, συγχωρῶ = συχωρῶ, dont l'explication est tout autre. — P. 9, à propos de ξυρίζω = ξουρίζω,

19) Berlin, 1896, 165 p., in-8°. 20) RCr., 1897, II, 105—107. Cf. ASNS. Bd. 98, p. 174—182 (Meyer-Lübke); LCBl., 1897. Nr. 1, p. 30 sqq. (Alb. Thumb); IgA., 8 (1897) 65—72 (Gustav Meyer); ZRPh., 1897, Nr. 4, q. 546—555 (Risop).



σηπιά = *σουπιά*, etc., M. K. suppose que le changement de voyelle a d'abord eu lieu avec *v*, alors qu'on prononçait encore *ü* et que, comme *v*, dans d'autres circonstances, est devenu *i*, on aurait analogiquement étendu à l'*ι* le son *ov*. Un tel raisonnement est évidemment impossible à admettre chez les sujets parlants; une explication infiniment plus plausible a été donnée par J. Psichari[21]). — Le phénomène *varyà* = *vayrà* n'est pas du tout chose inconnue en grec moderne, comme le dit M. K. (p. 21); cf. p. 364 de ce compte-rendu. — Il n'y a pas lieu de comparer le néo-grec **τὸν κάμπο**[**ν**] et l'italien *campo*[*m*] (p. 22), si ce n'est pour dire que ces deux phénomènes n'ont absolument rien de commun. De même pour le traitement de *l* devant consonne, en grec et en français (p. 22). En grec, *λ*, dans cette position, est susceptible de devenir *ϱ*; en français il devient *u*; évidemment, il y a changement de son dans les deux cas, mais cela ne justifie vraiment pas un rapprochement. Celui de *ἦλϑε* = *ἦϱϑε* et de *title* = *titre*, que M. K. écarte, eût paru plus motivé. — Peut-on dire (p. 30) qu'en général, les mots anciens qui ont passé en grec moderne ont plus souffert dans leur forme par des phénomènes analogiques que par des phénomènes phonétiques? Evidemment non: dans *σύ* = *ἐσύ*, *οὗτος* = *τοῦτος* = *ἐτοῦτος*, eux-mêmes, (ibid.) qu'est-ce que l'addition d'une ou même de deux voyelles initiales, en comparaison de la transformation de l'accent, de la confusion des longues et des brèves, du changement de *u* en *i*! M. K. déclare aussi (ibid.) qu'on trouverait difficilement un mot grec moderne s'éloignant autant du paléo-grec que le français *(je) couche* s'éloigne du latin *colloco*. Je crois que la forme *yà* eût été pour Démosthène une énigme au moins aussi difficile à résoudre que *(je) kuš* pour un Latin de la même époque; à coup sûr il y aurait cherché tout autre chose que *ὑγιεία*, et pourtant le changement est ici purement phonétique, sans influence analogique d'aucune sorte.

M. K. donne de la disparition du datif des raisons d'ordre phonétique, qui paraîtront, à juste titre, bien peu probantes. En admettant que la confusion phonétique de *τιμῇ* et de *τιμή*(*ν*), de *λόγῳ* et de *λόγο*(*ν*), de *πόλει* et de *πόλη* (nom. et acc.) ait joué ici un rôle, il n'a pu être qu'accessoire; les premières traces de la disparition du datif remontent trop haut pour que nous puissions en rechercher la cause dans des coïncidences phonétiques de ce genre. Cette cause est plutôt d'ordre psychologique, et doit être cherchée, ce semble, dans l'extension qu'ont prise peu à peu les prépositions gouvernant l'accusatif[22]). — P. 49, au paradigme de *κλέφτης*, lire Pl. N. *κλέφτες*, au lieu de *κλέφτης*, et supprimer par conséquent les lignes 35—37; Supprimer également la note 1[23]); pour les pages 62 sqq. voir *ibid.*[24]). — L'explication du futur moderne *ϑὰ* (= *ϑέλω ἵνα*) *λύσω*, *ϑὰ λύσῃς*, par le désir qu'on aurait eu d'éviter une confusion entre les formes anciennes du futur *λύσω*, *λύσεις*, et celles du subjonctif aoriste, *λύσω*, *λύσῃς* (p. 105), est tout à fait invraisemblable. On ne voit pas non plus quel rapport il peut y avoir entre le français *cela* = *ça* et le grec *ϑελά*, *ϑά* (p. 106, note 1). Dans un cas, nous avons un *e* dit muet, dans l'autre, un *é* plutôt ouvert. De plus, si *ϑὰ*

---

21) Observ. phonét. MSLP., VI, 304; cf. Hadzidakis, Einleit., 107. 22) Cf. Hadz. Einleit., p. 209. 23) RCr. 1897, II, 106. 24) RCr. 1897, II, 106.

provenait de *θελά*, ce qui n'est pas facile à admettre, car le processus *θὲ νὰ* = *θὰ* paraît beaucoup plus probable, ce ne pourrait être que par un intermédiaire *θεά;* en français, au contraire, on ne peut guère faire venir *ça* de *cela* que par un intermédiaire *çla*. Les points de contact manquent de toute façon. — P. 124, note 1, le phénomène *νίβω* = *νίβγω* est expliqué phonétiquement et d'une manière bien peu conforme à la phonétique du grec; p. 7, au contraire, *τρίβω* = *τρίβγω*, qui est identique, est attribué à l'analogie. — Ces quelques objections et d'autres du même genre qu'on pourrait faire à M. K. ne diminuent évidemment pas la valeur de ses observations lorsqu'il s'agit de langues romanes; elles montrent seulement qu'il est bon de ne se servir de l'ensemble de son livre qu'avec une certaine circonspection.

G. N. Hatzidakis, Neugriechische Studien[25]). Sous ce titre, M. H. a réuni quatre études: I sur la prononciation de l'*υ* et de l'*ω* en laconien (origines du tsakonien), II sur le traitement de certaines finales en tsakonien, III sur la synizèse en néo-grec, IV sur l'étymologie du mot *γάϊδαρος* «âne».

I. Le tsakonien est un dialecte néo-grec parlé sur la côte est du Péloponèse, au sud de Nauplie, dans quelques villages dont le plus important est Lénidi (Léonidion). On retrouve dans ce dialecte un certain nombre de phénomènes, qui l'ont fait considérer comme le descendant de l'ancien laconien[26]). Il mérite par là même de fixer l'attention des linguistes, puisqu'en somme, la question qui s'agite à propos de lui est de savoir si la *κοινή*, en usage en Grèce à partir d'Alexandre, s'est répandue sur toutes les parties du sol grec, ou si, au contraire, certaines régions n'ont subi son influence que d'une façon restreinte. Hâtons-nous de dire que, le tsakonien mis à part, ainsi que certains phénomènes dialectaux tout à fait isolés et sur lesquels il est bon de ne se prononcer qu'avec une extrême circonspection (Hatzidakis, Abstammungsfr., p. 4, EPhNgr. XXIV, sqq.), les patois grecs sont bien issus directement de la *κοινή*.

On s'efforce actuellement de déterminer dans quelle mesure le dialecte parlé dans les régions de l'ancienne Laconie serait resté indemne de l'influence de la langue commune. Pour ma part, je continue à penser que M. H. va trop loin lorsqu'il suppose, par exemple, (Einleit., p. 9), à l'origine des formes tsakoniennes *èni* «je suis», *ème* «nous sommes», les formes doriennes *ἡμί, ἡμές* (et *ἡμέρ*). En ce qui concerne le changement de *θ* en *σ* et celui de *ς* en *ρ*[27]), qu'on rencontre en tsakonien et qu'on considère ordinairement comme des persistances laconiennes dans ce dialecte, sans nier la possibilité de cette filiation, je crois encore, malgré l'excellente argumentation de M. H. et la justesse de ses observations en ce qui concerne les exemples que j'avais cités (EPhNgr. 59) du traitement *θ* = *σ* dans les dialectes modernes, qu'elle ne se présente pas à nous avec une certitude suffisante. Quant à l'amuissement du *σ* intervocalique, donné comme troisième signe caractéristique de la parenté des deux dialectes[28]), mais qui se retrouve dans d'autres patois néo-grecs et

25) ZVglS. XXXIV, 1, p. 80–143. 26) Cf. les grammaires de Deville, Ikonomos, Deffner; Hatzidakis, Abstammungsfr. d. Neugr. *Ἑλλάς*, 3e année, livr. 1, p. 1 sqq.; Einleit., p. 8 sqq.; EPhNg. 45 sqq. 27) ZVglS. XXXIV, 1, 93–97. 28) Hatz., Einleit., p. 9, cf. ZVglS. XXXIV, 1, p. 93.



qui semble, à en croire les inscriptions, n'avoir vécu que peu de temps dans le laconien lui-même, il paraît ne plus devoir entrer en ligne de compte désormais, si l'on en juge par l'argumentation même de M. H. (p. 93, l. 2—17; comparer EPhNgr. 54—61).

Arrivons à la prononciation de l'*υ*. — On sait, dit en substance l'auteur, que les Laconiens le prononçaient *ou* = *u* allemand, fait qui, d'ailleurs, se trouve confirmé par *σῦκον* = tsak. *soùko*, *κύων* = tsak. *koùe*, *γυναῖκα* = tsak. *younèka*, *ζυγόν* = tsak. *χουγὸ*, etc.; mais cela n'est vrai que d'une façon générale: le tsakonien nous montre que la prononciation de l'*υ*, en laconien, était double: *ou* après les labiales et les gutturales, *iou* après *τ*, *δ*, *ϑ*, *σ*, *ζ*, *λ*, *ν*, *ϱ*; et nous sommes même autorisés à dire que cette double prononciation remonte beaucoup plus haut que l'époque classique[29]). — Cette manière de voir donne lieu, semble-t-il, à d'assez graves objections. On remarquera d'abord que les inscriptions laconiennes de basse époque ne nous fournissent aucun argument en faveur du maintien de la prononciation *ou;* le nom propre *Κονοουϱεῖς* pour *Κυνοσουϱεῖς*[30]), archaïque par la chute du *σ*[31]), peut l'être également en ce qui concerne l'*o* et ne prouve donc rien pour la prononciation de l'*υ*, à l'époque où il nous apparaît. Ces inscriptions, au contraire, paraîtraient plutôt révéler une prononciation palatale de l'*υ*[32]). On sait, d'autre part, que, dans la langue commune, l'*υ* = *ou* s'est changé en *i*, en passant vraisemblablement par l'intermédiaire *u* = *ü* allem.[33]), et qu'à cet *υ* correspond *ou* moderne à Athènes, Mégare, Egine, etc.[34]); ex. *λάϱυγγα* = *làrouñga*, *κυϱά* = *kyourà*, *γύϱος* = *yoùros*, *ξυϱίζω* = *ksourìzò*, etc. Thumb, Aeg. 107, admet pour ce phénomène la marche suivante: *κυ* = *kou* = *ku* = *tsu* = *tsou*; et avec raison, ce semble: le changement de *u* en *ou* n'ayant rien de surprenant phonétiquement. Voyons maintenant comment se comporte le tsakonien lui-même.

En premier lieu, on peut observer que ce ne sont pas tous les *υ*, qui ont, en tsakonien, la prononciation *ou*, *you*, mais seulement ceux qui sont précédés d'une consonne. Si nous avions affaire, pour ces derniers, à quelque vieille persistance dialectale, à côté de *κύων* = *koùe*, *ϑυϱίς* = *ϑyourìδa*, nous aurions aussi *υἱός* = *ouzè*, *ὕπνος* = *oùpre*, *ὕδωϱ* = *oùo*, et non *izè*, *ìpre*, *ìo* (avec *υ* = *i* comme dans la langue commune). Ce sont là des mots bien tsakoniens, on ne peut pas songer pour eux à un emprunt fait à la langue commune. Que si l'*υ* primitif (prononcez *ou*) de *υἱὸς* ou de *ὕπνος* est devenu *u*, puis *i*, on ne voit pas comment celui de *ϑυϱίς*, sous prétexte qu'il se prononçait *you* au lieu de *ou*, n'aurait pas abouti à *yu*; il semble bien que, si une palatale avait exercé une influence sur le développement du son *ou* ancien, cela aurait été, non pour l'empêcher de devenir *u*, mais bien pour hâter sa marche dans cette direction. On remarquera de plus que, parmi les deux dialectes de Kastanitsa et de Lénidi, qui constituent le tsakonien, le

---

29) ZVglS. XXXIV, 1, p. 92. 30) MÜLLENSIEFEN, Dial. lac., p. 88. 31) ibid., p. 53. 32) cf Müllensiefen, op. cit., p. 89, G. Meyer², § 116, Blass³, p. 39. 33) cf. Blass³, p. 38 sqq. 34) ZVglS. XXXIV, 1, 86—87, Thumb., Aeg. 101.



second, celui qui touche presque à la mer, est le seul où les formes en *ou* paraissent normales[35]). M. H. admet pour le lénidiote *làrounga* une influence du grec commun; à supposer qu'une telle influence soit encore invoquée à propos de la forme *làringa* de Kastanitsa, et de certaines autres formes analogues, elle serait, dans tous les cas, extrêmement invraisemblable en ce qui concerne kast. *nìmou* = *ὑμῶν*; et, si l'on considère *nìmou* comme vraiment tsakonien, comment expliquer, avec la théorie de M. H., son existence à côté du lénid. *noùmou*, même sens? Ou bien ils sont indépendants, et nous nous trouvons, dans le cas présent, en face de deux laconiens, l'un suivant le développement de la langue commune, l'autre s'y montrant rebelle, ce qui n'est guère satisfaisant; ou bien l'un vient de l'autre, et alors la première forme en date est évidemment *nìmou*, ce qui détruit la théorie de l'auteur.

D'autres formes sont également embarrassantes: *ὀλισθαίνω* = *loutšènou*, où il est bien difficile d'admettre une influence de *loùkhou* = *λύω*, ainsi que le voudrait M. H. p. 86, *τίνος* = *tsoùne*[36]) *tsoùner èni* «à qui est-ce?» *κίλλιξ*, (Hésych.) = *koùlika* «vache», *κῆλον* = *koùle* «épine»[37]). Pour *koùlika* on supposera peut-être une forme *κύλλιξ* au lieu de *κίλλιξ;* mais *koùle* reste obscur, au même titre que *κύων* = *koùe*. J'ajouterai que j'ai moi-même noté chez une jeune fille de St. André (Tsakonie), qui parlait la langue commune, la forme *κρυώνω* prononcée avec un *v* très voisin de l'*u* et par conséquent sur le chemin de *ou*. Ces phénomènes tendraient à faire croire qu'en tsakonien un *i*, et même un *i* accentué, peut devenir *ou*; cf. dans le grec commun, *σήσαμον*, *σησάμιον* = *σουσάμι*, *κρικέλλιον* = *κρουκέλλι*, etc.[38])

Quoi qu'il en soit de ces diverses formes, ainsi que de *κυριακή* = *dzourakà*, Deffner, Zak. 161, qui vient encore compliquer la question, la prononciation de l'*v* dans *κύων* = *koùe*, *βαθύ* = *vaϑyoù* me paraît plutôt susceptible d'être expliquée en tsakonien de la même façon que dans le dialecte d'Egine[39]), c'est-à-dire que nous aurions affaire non pas à un son *ou* conservé depuis l'antiquité, mais à un développement postérieur du son *u*. Le fait que le tsakonien diffère du dialecte en question, en ce qu'il nous donne *koùe* au lieu de *tsoùe*[40]), ne saurait être une objection dirimante. La coexistence des formes *koùe* et *vaϑyoù*, en tsakonien, prouve simplement, si l'hypothèse précédente est vraie, qu'à l'époque où l'*v* se prononçait *u* dans ce dialecte, un yod s'est développé devant cet *u*. Le phénomène a naturellement commencé après les consonnes antérieures: *βαθύ* = *vaϑyoù*, *τυρός* = *tyourè*, etc. Le changement de *u* en *ou* après consonne — changement qui, phonétiquement, est au moins aussi facile à concevoir après une consonne postérieure qu'après une consonne antérieure — est alors survenu, et les consonnes postérieures sont restées indemnes, c'est-à-dire n'ont pas été suivies de yod, et par conséquent n'ont pu aboutir ni à *ts* (*κύων* = *koùe*), ni à *χ* antérieur (*ἄχυρα* = *àχoura*), ni à *y* (*γυναῖκα* = *γounèka*). La conclusion à tirer de là serait alors qu'en tsakonien, ou mieux dans le dialecte de Lénidi, *u* est devenu *ou*

35) Deffner, Zak. 174. 36) Deffner, Zak. .57. 37) Deville, Tzak., 52. 38) Hatzidakis, Einl. p. 105. 39) RCr. 1893, p. 440. 40) ZVglS. XXXIV, 1, 86—87.



plutôt que dans le dialecte d'Egine, ou bien qu'au contraire c'est le phénomène de palatalisation qui, dans le premier des ces dialectes, s'est produit plus tard que dans le second. Dans tous le cas, il me paraît impossible de considérer la prononciation *ou* de l'*υ*, en tsakonien, comme un phénomène archaïque.

II. Dans sa deuxième étude, M. H. examine et explique les exceptions qui, sous l'influence de l'analogie, se sont produites à la règle phonétique, en vertu de laquelle, en tsakonien, l'o se change en *ε* après une consonne antérieure, un *i* et, ajoute l'auteur, un *ou*, mais reste *o* après une consonne postérieure, une labiale, un *a* ou un *e*. Sa démonstration l'amène à discuter l'étymologie de la forme tsakonienne *aϑὶ* «frère», qu'il rattache non pas à *ἀδελφός*, comme je l'ai fait[41]), mais avec Comparetti ZVglS. XVIII 139, à *ἀπφία· ἀδελφῆς ἢ ἀδελφοῦ (ὑποκόρισμα)* cité par Hésychius. *Ἀπφία* aurait donné, d'après M. H., **ἀφία = *ἀϑία* (le *φ = ϑ* devant *i* est régulier en tsak.) = *ἀϑιά* (par analogie de *ἀδελφιά* ou de *ἀδελφά*). Sur *ἀπφία = *ἀϑία = ἀϑιά* on, aurait formé un masculin **ἀπφίος* (analogie de *πλησία πλησίος, νυμφία, νυμφίος*, etc.) = **ἀπφίορ* (phénomène de rhotacisme régulier en tsak.) = **ἀφίορ = *ἀφίρ* (cf. *πλάγιον = πλάγιν, ἅγιος = ἅ(γ)ις*) = *ἀϑί*. Ces explications sont difficilement acceptables. L'analogie de *πλησία πλησίος, νυμφία νυμφίος, ἐναντία ἐναντίος, μυρία μυρίος*, qui aurait donné naissance à **ἀπφίος* paraît d'autant plus douteuse que le grec commun nous donne aujourd'hui *πλήσιος, ἐνάντιος* et non *πλησίος, ἐναντίος* et qu'on ne trouverait pas trace, je crois, en tsakonien, de cette dernière accentuation. L'auteur pourra objecter, il est vrai, qu'en supposant une forme **ἀπφίος*, il se place à une époque assez reculée pour rendre cette analogie vraisemblable, mais il restera encore à expliquer le phénomène **ἀφίορ = *ἀφίρ* ou **ἀφίος = *ἀφίς*. Je ne vois pas, en tsakonien, d'exemple de *-ίος* (paroxyton) = *-ίς*. La forme *ἅγιος = ἅ(γ)ις*, invoquée par M. H. à l'appui de sa thèse, a l'accent sur l'antépénultième et de plus elle n'est pas tsakonienne, la forme indigène étant *ἅγιε*. Au lieu de **ἀφίο(ς) = *ἀφί(ς)*, on attendrait donc plutôt **ἀφίο(ς) = *ἀφίε*, en vertu de la règle même énoncée par M. H. au début de cette étude. Un masculin **ἀφίε*, d'où **ἀϑίε*, en face d'un féminin **ἀφία, *ἀϑία*, eût été d'autant plus probable qu'on avait *tsὶe* «oncle», *tsὶa* «tante», *vaϑὶe* «profond», fém. *vaϑὶa pratὶe* «large», fém. *pratὶa*, etc. Les formes *ἀφός* (Magne) et *ἀφέ*, voc. (Megalopolis), que donne l'auteur, cadrent également mal avec son explication; il est plus facile d'accepter *ἀδερφός = ἀφός* que **ἀφίος = ἀφιός* (ici M. H. est forcé de supposer *-ίος = -ιός* et non *-ίς*, comme tout à l'heure) = *ἀφός* (par analogie de *ἀδελφός*).

Ces diverses raisons me font maintenir l'étymologie *ἀδερφός*, qu'en raison même de ce qu'elle offre d'étonnant au premier abord, je demande la permission de reprendre brièvement, avec de légères modifications, et en m'efforçant de répondre aux objections qu'y a faites M. H. Un nominatif pluriel *ἀδερφοί = aδerfὶ* aboutit phonétiquement, en tsakonien, à *aϑὶ* (amuissement du *ρ*, puis du *δ* intervocalique[42]), contraction de *ae* en

41) AEPHE., 1894, p. 78—81. 42) Deffner, Zak. 123—124.

a[43]) changement de *φ* en *ϑ* devant *i*[44]). M. H. conteste l'amuissement du *ϱ* dans *ἀδεϱφός*. Elle n'a cependant rien de surprenant phonétiquement, qu'on parte soit d'un *r* antérieur, soit d'un *r* postérieur que j'ai moi-même constaté en Tsakonie chez certaines personnes. Même en rejetant *ϑεϱμός* = *šomò*[45]), il restera encore la forme *ἐξάϱδεϱφος* = tsak. *tsàδefo* et ce fait qu'on dit *τᾶϱ* = *τᾶς*, *τοὺϱ* = *τοὺς* devant une voyelle, mais *τᾶ*, *τοὺ* devant une consonne. M. H. objecte que le *ϱ* de *τᾶϱ*, *τοὺϱ* a pu tomber, non devant consonne, mais devant un groupe: *τοὺ(ϱ) στϱακιῶτε*, *τοὺ(ϱ) κϱόπον*, *τοὺ(ϱ) ψιλόν* etc., et que la forme sans *ϱ* ainsi créée, aurait été ensuite employée devant les mots commençant par une consonne simple. C'est là une hypothèse purement gratuite; elle n'aurait vraiment de valeur que si l'on concédait à l'auteur l'impossibilité de l'amuissement du *ϱ* devant une consonne simple. Le fait, d'ailleurs déjà signalé[46]), que *tsàδefo* n'est pas vraiment tsakonien, à cause du maintien du *δ*, ne constitue pas une objection plus dirimante (*ξ* = *ts* est un phénomène tsakonien[47]), quoiqu'il se retrouve dans d'autres dialectes néo-grecs); il prouve seulement que cette forme a été importée à une époque où le *δ* dans ce dialecte ne s'amuissait plus, en d'autres termes que l'amuissement du *δ*, dans *ἀδεϱφός*, est vraisemblablement antérieur à celui du *ϱ*. On ne peut pas non plus prétendre[48]) que la disparition du *ϱ* dans *ἐξάδεϱφος* est due à ce que ce mot a quatre syllabes: on prononce ordinairement *ξάδεϱφος*, et c'est justement sous cette forme trisyllabique que le mot nous apparaît en tsakonien; le nombre de syllabes est donc le même que dans *ἀδεϱφός*.

En admettant l'amuissement du *ϱ*, nous obtenons, en regard du nom. plur. *aϑì*, un nom. sing. *afòs* et un voc. *afè*, dont on a vu que M. H. signale précisément l'existence ailleurs qu'en Tsakonie. Le féminin *ἀδεϱφιά*, importé de la langue commune[49]), aboutit pour les mêmes raisons à *aϑyà*, sans qu'il soit, je crois, nécessaire pour cela de faire remonter bien haut la date de son introduction en tsakonien. Le besoin de ramener la déclinaison de *ἀφός* à l'unité consonantique qu'a détruite le traitement *φι* = *ϑι* (sing. nom. *ἀφός*, voc. *ἀφέ*, gén. *ἀφοῦ*, acc. *ἀφό*; plur. nom. voc. acc. *ἀϑί(νε)*[50]) AEPHE., loc. cit., fém. *ἀϑιά*) se fait alors sentir: le féminin *aϑyà* est en conséquence rapproché du type d'adjectifs *βαϑειά* (pr. *vaϑyà*), de la langue commune, et sur le masculin *βαϑύ(ς)* (pr. *vaϑì*), on crée la forme *aϑì* qu'il s'agissait d'expliquer.

Notre dialecte dit, il est vrai, *vaϑìa* masc. *vaϑìe*[51]); mais les formes communes *vaϑyà*, *vaϑì(s)* sont connues de tous, en Tsakonie, et on ne saurait s'étonner que *aϑyà*, dont la désinence en *yà* au lieu de *ìa* constituait déjà une irrégularité introduite par cette même langue commune, ait donné naissance à l'analogie en question. Cette influence

---

43) AEPHE., 1894, 79. 44) Deffner, Zak. 91—93 45) ZVglS. XXXIV, 1, 103 sqq. 46) AEPHE., 1894, 79. 47) Deffner, Zak., 117 sqq. 48) ZVglS. XXXIV 1, 105. 49) ZVglS XXXIV, 1, 106. 50) Il est difficile de tirer cette désinence -*νε* du gén. pl., comme le voudrait M. H., car alors on ne conçoit pas comment il se fait qu'elle ne se trouve que dans des noms masculins (Deville, Zac., 102) et jamais dans des noms neutres 51) AEPHE., 1894, p. 81, l. 18. lire *βαϑία* au lieu de *βαϑιού*.

d'un adjectif, ou plutôt d'un type d'adjectifs, (car il va de soi qu'en parlant de *ναθγὰ, ναθὶ(s)*, on ne doit avoir en vue que le rapport qui existe entre ces deux formes grammaticales) sur un substantif, n'a rien en somme de très surprenant, «frère» pouvant très bien être considéré par les sujets parlants comme le masculin de «soeur». M. H. se range d'ailleurs implicitement à cette manière de voir, en admettant pour **ἀφία, *ἀφίος*, l'analogie de *πλησία, πλησίος*. Quant à l'invariabilité de *ἀθί*, au singulier, dont l'auteur dit (p. 102): «Stammte das nomen *ὁ ἀθί* also wirklich von *ἀδελφός*, so begreift kein mensch, warum der gen. nicht auf *-ου* ausgeht, wie der aller derartigen nomina», il me semble qu'elle découle tout naturellement de ce qui précède: *ναθὶς* fait au gén. *ναθὶ*, dans la langue commune, il est tout naturel qu'il en soit de même de *αθὶ*. Et ceci, n'en déplaise à M. H., est normal pour le tsakonien lui-même: le nom. *μπαρμπέρη(ς)* «barbier», par ex., n'a pas, dans ce dialecte, d'autre génitif que *μπαρμπέρη*. Tout au plus, faut-il, pour cela, admettre que *ἀθί* est de date récente en tsakonien, ce qui, je crois, est le cas. Deville d'ailleurs, p. 103, décline *ὁ οὔθι* (*ὁ ὄφις*) de la façon suivante: *ὁ οὔθι, τοῦ οὔθι, τὸν οὔθι*, exactement donc comme *ὁ ἀθί*. J'ajouterai enfin qu'à l'inverse de l'explication donnée par M. H. (supra), *ἀθί*, ainsi compris, ne contrarie en rien la règle donnée plus haut du changement de *ο* en *ε*: *ἀφός*, ayant disparu, ne saurait plus entrer en ligne de compte et, *ἀθὶ* n'est pas une exception plus surprenante que *òlu* = *ὅλο* ou que *tò àši* = *τὸ ἄστρον*, par exemple, que M. H. explique d'une manière très satisfaisante, par des influences analogiques.

III. La question de la synizèse peut être envisagée, en grec, de diverses façons. On peut se demander dans quelle mesure ce phénomène existe dans la langue commune; on peut aussi chercher à en déterminer les limites chronologiques et géographiques. C'est à ce dernier point de vue que s'est placé l'auteur, dans l'étude qui nous occupe. Les conclusions auxquelles il arrive sont les suivantes (p. 124): 1. Les groupes *ia, io, iou, ea, eo, eou*, lorsqu'ils sont atones, ainsi que lorsqu'ils sont accentués sur la dernière voyelle sont toujours prononcés avec synizèse dans le grec populaire. 2. Les groupes *éa, éo, éou, ía, ío, íou* ne subissent pas toujours la synizèse dans les dialectes. 3. Les dialectes qui n'admettent pas la synizèse ne confondent pas, d'ordinaire, les groupes *éa, éo, éou* et les groupes *ía, ío, íou*. Le tsakonien et quelques autres dialectes font cependant exception. (Je serais, pour ma part, porté à voir dans le tsakonien *éa* = *ía* un traitement phonétique de *é* = *í*). 4. La distinction entre *éa, éo, éou* et *ía, ío, íou* se retrouve également dans certains dialectes qui admettent la synizèse: en regard d'un groupe *ría* = *ryá* on a, par ex., en Thessalie et en Macédoine: *réa* = *reá*, dans le crétois de l'ouest: *réa* = *ré*, par assimilation insensible de l'*a* à l'*e* et dans le crétois de l'est *réa* = *riá*. 5. Le phénomène de synizèse a dû se produire en grec longtemps avant le Xe siècle[52]).

IV. A propos de l'étymologie du mot *γάϊδαρος* «âne», M. H. étudie les diphtongues grecques, dont le deuxième élément est *i*. Il les

52) Pour toute la question, comparer EPhNgr., p. 205—219, et Thumb, Amorgos II, 26 sqq.

divise en deux classes (p. 137): celles qui sont issues de deux voyelles contiguës, par suite du phénomène de synizèse et celles qui sont dues à des phénomènes d'analogie. C'est dire qu'il n'admet pas, en grec, la possibilité d'un phénomène tel que celui que nous présentent les formes romanes *panem* = *pain*, *arium* = *aire*. On lit d'ailleurs p. 141: «Es wird **α** nie zu *αϊ*, **ο** nie zu *οϊ*, **ε** nie zu *εϊ* etc. Formen wie ***παϊτέρας, καϊκός, λέϊγω, πόϊσος*** etc. st. ***πατέρας, κακός, λέγω, πόσος*** finden sich nirgends im Ngr.». Dans le court article que j'ai consacré à **ἀθί**[53]) j'ai cité (p. 81—87) un certain nombre de faits recueillis dans divers villages de Tsakonie, sur lesquels j'aurais d'autant plus aimé avoir l'opinion de M. H. qu'il a bien voulu en critiquer la partie plus spécialement relative à l'étymologie de **ἀθί** et qu'aussi ces faits me paraissent précisément contredire les conclusions auxquelles il arrive dans cette quatrième étude. La diphtongaison par voie phonétique est un fait indéniable en ce qui concerne le tsakonien, puisque elle s'y produit aujourd'hui même et que nous en suivons la marche pas à pas. Des phénomènes comme **ἀθί** = *aⁱθὶ*, **μάθημα** = *màⁱθima*, **ἄδουλος** = *aⁱδoùli*, **ὀχτώ** = *oⁱχtò*, etc. ne laissent aucun doute à cet égard, et si **μαντανός** = *maⁱndanè*, qui existe aussi en turc avec un *i*, peut se discuter, il n'en est pas moins vrai que **ποδιά** = *poγδà*, **βαθύ**, **βαθιού** = *vaγθoù*, (l'intermédiaire *poγδγà*, *vaγθγoù* s'entend encore chez certaines personnes) supportent parfaitement le rapprochement avec des phénomènes tels que *arium* = *aire*. Les dialectes néo-grecs nous réservent sans doute encore plus d'une surprise dans cet ordre d'idées. Je n'examinerai pas un à un les cas de diphtongaison cités par M. H. et rapportés par lui à des phénomènes analogiques; je tenais simplement à dire ici que le principe énoncé par lui me semble être en contradiction avec les faits. En ce qui concerne le mot *γάϊδαρος*, *γαϊδούρι*, dont l'étymologie a amené ces observations sur les diphtongues, voir également Hatz. Ἀθ. ,Z', 1896, 142—143 et BZ. V, 1896, p. 624. Les formes citées, aussi bien par M. H. que par M. Hommel, comme ayant donné naissance à *γάϊδαρος*, *γαϊδούρι* ne possèdent pas d'*ι* et par conséquent tendraient plutôt à faire croire a un traitement néo-grec *a* = *ai*.

G. N. Hatzidakis. La question de la langue en Grèce, 3ᵉ partie (Destruction d'idoles) = *Περὶ τοῦ γλωσσικοῦ ζητήματος ἐν Ἑλλάδι, μέρος γ' (Εἰδώλων κατάλυσις)*[54]). — On n'ignore pas ce qu'est en Grèce la question de la langue. Il ne s'agit rien moins que de savoir lequel des deux, du grec usuel ou du grec scolastique, l'emportera dans la lutte qu'ils se livrent actuellement pour la conquête exclusive du domaine littéraire. Si le premier compte de fervents partisans et possède à son actif des œuvres, dont le nombre s'accroît tous les jours, le second a pour lui une tradition plus profondément enracinée, il constitue à lui seul la langue officielle et certains Athéniens croient encore, de la meilleure foi du monde, que peu à peu (*βαθμηδόν*), le grec se débarrassera des formes barbares qui s'y sont glissées dans le cours du temps, et qu'on en arrivera à écrire, qui sait? peut-être même à parler, le pur idiome de Xénophon. Ce sont les *idoles* de ce genre que M. Rhoidis

53) AEPHE., 1894, 78—87. 54) Ἀθ. 1895, 7, 145—282.

s'était efforcé de combattre dans un ouvrage intitulé *Τὰ Εἴδωλα* (*γλωσσικὴ μελέτη*[55]). A lire le titre du long article de M. H., on pourrait croire qu'il poursuit le même but que M. R. Il n'en est rien. Les idoles, dont il se propose la destruction, ne sont autres que le livre même de ce dernier. M. H. avait la partie belle. Il est linguiste, son adversaire ne l'est pas; peut-être même trouvera-t-on qu'il s'est un peu longuement attardé à nous démontrer ce fait, que M. R. lui-même est le premier à reconnaître. Mais il faut bien avouer que tout n'est pas linguistique dans la question de la langue, telle qu'elle se pose actuellement en Grèce. Le côté littéraire de la question mérite, lui aussi, d'être pris en considération, et M. R., qui est un écrivain des plus fins, était, ce semble, tout désigné pour traiter une pareille question auprès du grand public. Il l'a fait, je crois, d'une manière très satisfaisante, et l'on s'étonne de voir M. H. (p. 282) reprocher à son livre d'être «entièrement erroné». Certains chapitres paraissent, au contraire, mériter une attention toute particulière, ceux notamment où M. R. cherche à montrer, par des exemples, qu'il existe en Grèce une langue commune et que la prétendue indigence du grec vulgaire est illusoire. M. H. s'est élevé contre la première de ces thèses toutes les fois qu'il en a trouvé l'occasion et il ne manque pas de le faire ici, une fois de plus[56]). Evidemment, l'existence d'une langue commune néo-grecque peut être combattue, linguistiquement parlant, comme d'ailleurs celle d'une langue commune quelconque. Il est hors de doute qu'il n'y a pas en France, par exemple, deux personnes parlant ni même écrivant la même langue; cependant nous disons qu'il existe un français commun et nous le distinguons du français dialectal. J'ai connu dans l'Est, il y a quelques années déjà, des enfants qui ne connaissaient pas autre chose que le patois: personne ne tirera d'un fait de ce genre un argument en faveur de la non-existence en France de ce qu'on est convenu d'appeler une langue commune. La situation est la même en Grèce. De ce que les patois y sont plus vivaces qu'en France, ou de ce que la littérature y est moins développée — quelles que soient aussi les raisons historiques qu'on puisse invoquer pour justifier la diglossie actuelle — il ne s'ensuit nullement qu'on doive écrire en grec scolastique. La deuxième proposition de M. R. ne se trouve pas non plus infirmée par les critiques que lui adresse M. H. Personne n'a jamais prétendu, comme semble le croire ce dernier (p. 241), que le grec vulgaire pût, à lui seul, sans aucune importation savante, constituer une langue littéraire. Il ne s'agit pas de ne rien prendre au grec ancien, mais de savoir si on se servira des mots anciens tels quels, avec leur phonétique et leur morphologie insolites, ou si on les transformera, de manière à leur permettre de pénétrer chez le peuple. C'est naturellement dans cette pensée que M. R. a pu parler de la richesse du grec moderne, tout en n'envisageant que le fonds populaire de cette langue. Or, on ne saurait nier — et M. R. en donne de nombreux exemples — que ce fonds populaire, si on le considère comme tel, est d'une richesse inouïe, non seulement au

55) Athènes 1893, λβ' — 104 p., in-8°; cf. Krumbacher, BPhWS. 1894, 437 sqq., Psichari RCr. 1895, 2, 285 sqq. 56) Cf. encore Ἀθ., 7 (1896) p. 146—176.

point de vue du vocabulaire, mais encore par la facilité avec laquelle il forme des composés et par la délicatesse de nuances qu'expriment ses nombreux suffixes. Plus on y réfléchit, plus les points de rapprochement entre la situation actuelle du grec et celle du français au XVI[e] siècle se présentent nombreux à l'esprit;[57]) Le latin scolastique a, Dieu merci, disparu, depuis, de la circulation; il est à souhaiter, pour l'avenir du peuple grec, que la langue des puristes suive le même chemin. C'est ce qui aura lieu inéluctablement; la seule question est de savoir quand sera accompli d'une façon définitive cet heureux événement.

Du MÊME AUTEUR je cite encore pour mémoire: *Φιλολογικοὶ κροκυλεγμοί*, 28 p.[58]) (p. 1—14, M. H. rattache au latin *pullus*, et non au grec *πῶλος*, les désinences diminutives modernes en — *πουλος*, — *ποῦλα*, — *πουλο*, ainsi que le mot *πουλί* «oiseau» — *Μυζήϑρα*, Viz. Vrem. 2 (1895) p. 58—77. — *Κοσκυλμάτια καὶ Περὶ τοῦ γλωσσικοῦ ζητήματος, μέρος* 4[59]) — *Περὶ τῆς γενέσεως καὶ χρήσεως τῶν μορίων νά, διὰ νά, γιὰ νά*[60]). — *Ὁ Μορέας* oder *τὸ Μόρεον*[61]). Über das Etymon des Wortes *βρέ*[62]); G. Meyer avait donné, comme origine de ce mot, le vénitien *varé* «voyez»[63]) M. H. reprend et appuie, d'une façon probante, l'ancienne étymologie *μωρέ*.

HUBERT PERNOT, L'indicatif présent du verbe *être* en néo-grec[64]). En regard des formes anciennes *εἰμί, εἶ, ἐστί, ἐσμέν, ἐστέ, εἰσί*, l'indicatif présent moderne du verbe *être* nous offre les formes suivantes: *εἶμαι, εἶσαι, εἶναι, εἴμεϑα, εἶστε, εἶναι*. La transformation a commencé à la 2[e] pers. du sing., qui est devenue *εἶς* par analogie des deuxièmes pers. de l'actif, *γράφεις, ἔγραφες*, etc., puis *εἶσαι* en vertu de la proportion *ἐκείμην*: *ἤμην* = *κεῖσαι*: *εἶσαι*. Sur *εἶσαι*, on crée ensuite analogiquement *εἶμαι, εἴμεϑα* et *εἶσϑε* = *εἶστε*, qui supplantent ainsi respectivement *εἰμί, ἐσμέν, ἐστέ*. La troisième pers. du singulier ne remonte pas à *ἐστί* mais à *ἔνι*, qui, chez Homère, est un doublet de la préposition *ἐν*. Cette forme devient, chez les Attiques, synonyme de *ἔνεστι*. Elle est sentie comme un verbe et passe du sens composé au sens simple (*inest*, puis *est*), dans les premiers siècles de l'ère chrétienne. Elle subit ensuite l'influence de *εἶμαι* et de *εἶσαι* et devient *εἶναι*, en passant par l'intermédiaire *ἔναι*. Quant à *εἶναι*, troisième personne du pluriel, c'est simplement la troisième personne du singulier elle-même, transportée en fonctions de troisième personne du pluriel, d'après un phénomène syntaxique qu'il reste encore à déterminer exactement.

ALBERT THUMB, Beiträge zur neugr. Dialektkunde. I. Der Dialekt von Amorgos. (Fortsetzung) 37 p.[65]). — On trouvera dans G. Meyer, Ngr. St. I, une liste détaillée de ce qui a été publié jusqu'en 1894 sur les dialectes grecs. Celui d'Amorgos était à peu près inconnu. M. T., qui a séjourné dans l'île, en juin 1890, après avoir, dans un premier travail[66]), traité des voyelles intérieures de ce dialecte,

57) Cf. Psichari, Essais, II, p. XI sqq. 58) *Π.* 17 (1895), p. 561–589. 59) *Ἀϑ.*, 7 (1896), p. 113—176, cf. BZ. V (1896) p. 624. 60) *Ἀϑ.*, 8, p. 63—68. 61) BZ. V (1896), p. 341—346. 62) BZ. IV (1895), p. 412—419. 63) BZ. III (1894), p. 158—159. 64) Paris, Imprim. Nat., 1896. 23 p. in-8°. Extr. de MSLP., t. IX, p. 170—188. 65) IgF. VII (1896), 1 et 2. 66) IgF. II, 1892, 1 et 2; cf. RCr. 1893, II, 440; EPhNgr., CXVII–CXVIII.



en envisage, cette fois, les voyelles initiales. Le patois d'Amorgos ne tranche pas très nettement sur le grec commun, comme certains autres patois, et les phénomènes que signale M. T. rentrent dans les cadres déjà connus; cela même l'amène à envisager les phénomènes correspondants du grec commun: aphérèse, p. 1—9, cf. p. 13 sqq.; changements de voyelles, p. 9 sqq.; contraction, p. 20—22; cf. MSLP. X, 930; diphtongues, p. 21—26; synizèse, p. 26–35; assimilation vocalique, développement d'une voyelle entre consonnes, p. 35—37).

ALBERT THUMB, Handbuch der neugr. Volkssprache[67]). Le lecteur qui parcourrait successivement les paradigmes de la Grammaire abrégée du grec actuel de Rangabé (Paris, 1867) et ceux du manuel de M. T. se demanderait avec étonnement par suite de quels bouleversements la langue grecque a subi, en moins de trente ans, d'aussi profondes transformations. On entrevoit bien çà et là quelques ressemblances, mais elles sont si peu nombreuses, et les contrastes en revanche sont si nets, qu'on pourrait se croire en présence de deux langues différentes. C'est d'ailleurs un peu le cas. Tandis que Rangabé méprise l'idiome vulgaire et porte surtout son attention sur le beau langage, qui, dans l'espèce, n'est autre que la langue puriste, M. T. s'est efforcé de nous donner une image fidèle du grec usuel, parlé ou écrit. La tentative avait déjà été faite avant lui, mais M. T. a sur ses devanciers l'avantage d'être un linguiste de profession et de se trouver, par conséquent, plus à même de séparer, dans la langue, l'élément mort de l'élément vivant. Son livre a un double but: permettre aux lettrés de comprendre la littérature, populaire ou savante, qu'a produite le grec usuel; montrer aux linguistes et aux philologues quel a été, dans ses grandes lignes, le développement du néo-grec. Pour ceux-ci, M. T. a été tout naturellement amené à entrer çà et là dans des considérations historiques et dialectales. J'ai déjà exprimé ailleurs le regret qu'il n'ait pas cru devoir renvoyer brièvement, en note, aux ouvrages spéciaux dont il résume les données. La grammaire proprement dite va des pages 1 à 124. Viennent ensuite des textes populaires (27—157), littéraires (157—183), de courts spécimens des principaux dialectes (184—194) et enfin le glossaire, avec renvois à la grammaire, lorsqu'il y a lieu.

JOHANNES K. MITSOTAKIS, Chrestomathie der neugr. Schrift- und Umgangssprache.[68]). P. 1—153, langue puriste, prose et poésie; p. 154—334 langue usuelle, prose et poésie; p. 335—358 notices biographiques et critiques sur les auteurs cités. Des notes au bas des pages donnent la traduction d'un certain nombre de mots et d'expressions. Sans vouloir chicaner outre mesure M. M. sur le choix des morceaux qui composent ce livre, je m'étonne qu'il n'ait rien cité de Psichari, le chef de l'école vulgariste actuelle, dont on cherche vainement le nom dans tout le volume. Bohême (*Μῆτσος Χατζόπουλος*), qui a écrit de si jolies choses, est également passé sous silence, tandis que la prose de M. M. lui-même occupe les pages 49—52, et 67—74. Les notices de la fin (j'en excepte naturelle-

---

67) Grammatik, Texte, Glossar. Mit einer Schrifttafel. Strassburg, Trübner, 1895, XXV, 240 p. in-8°. 68) Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin, Bd. XIV, Stuttgart, und Berlin, W. Spemann, 1895, VIII, 360 p. in-8°.



ment celle de M. M., p. 341) ne sont pas toujours exactes; Tassos Kaloyannos et Argyris Eftaliotis (p. 338—339) ne sont qu'une seule et même personne. Enfin on ne saurait assez protester sur la façon vraiment trop cavalière dont M. M. en use à l'égard de l'orthographe du grec moderne. Elle n'est pas encore fixée dans tous ses détails, il est vrai, et il serait à désirer qu'une entente s'établît entre les personnes compétentes, à l'effet d'arriver à un système entièrement homogène, mais dès maintenant des résultats sont acquis, scientifiquement et pratiquement, que M. M. a le devoir de connaître. Le nomin. pl. fém. de l'article doit s'écrire et s'écrit aujourd'hui *οἱ* et non *ἡ*; ce n'est pas *αἱ* qui s'est changé en *ἡ*, c'est le masculin *οἱ* qui a passé en fonctions de féminin; l'orthographe *ταὶς κόραις* est également inadmissible; il faut écrire *τὲς κόρες*, puisque nous avons affaire ici à la désinence *-ες* des noms de la troisième déclinaison, *γυναῖκες*, *πατέρες*, etc. Je ne me propose pas de dresser une liste des erreurs du même genre qui émaillent le livre de M. M., comme déjà elles émaillaient la grammaire qu'il a publiée, en 1891 dans la même collection; il est vraiment regrettable que ces orthographes barbares soient encore en usage à Berlin, alors que partout ailleurs, en Allemagne, elles sont depuis longtemps abandonnées et qu'en Grèce même, elles ne comptent plus de partisans sérieux.

A. N. Jannaris, A concise dictionary of the english and modern greek languages, as actually written and spoken. English-greek [69]). L'intérêt croissant que prend le public à la Grèce et au grec moderne se manifeste par la rapidité avec laquelle augmente le nombre des dictionnaires de cette langue. M. J., en publiant le sien, s'est proposé de faire un livre de dimensions restreintes, satisfaisant en même temps aux exigences de ceux qui étudient sérieusement le grec moderne et de ceux qui simplement voyagent en Grèce et en Turquie. Il a réussi dans la première partie de sa tâche; ce petit volume est évidemment le plus maniable et en même temps le plus élégant de tous les dictionnaires grecs publiés avant lui. La seconde témoigne assurément d'un effort des plus sérieux, mais présente aussi d'assez graves défauts. L'auteur a fait rentrer dans son cadre le grec puriste en même temps que le grec usuel. Etait-ce bien nécessaire? On comprend, à la rigueur, l'admission de ces deux idiomes, avec des signes distinctifs pour les mots de chacun d'eux, dans un dictionnaire grec-anglais; un touriste peut être curieux ou avoir besoin de lire une affiche, un article de journal, le commencement d'un roman, toutes choses ordinairement écrites en grec puriste. Mais jamais il ne sera dans la nécessité, soit qu'il parle, soit qu'il écrive, de se servir lui-même de cette langue. S'il en fait usage, il ne manquera pas d'augmenter, dans une large proportion, les chances qu'il aura de n'être pas compris. On se demande dès lors pourquoi M. J. a donné à la langue puriste une place aussi prépondérante. C'est toujours le mot le moins usité qui, dans son livre, apparaît en premier lieu. Quelquefois il n'est marqué d'aucun signe, ce qui indique qu'il ne faut s'en servir, en parlant, qu'à défaut de tout autre; d'autres fois, il est marqué du signe *, qui veut dire «literary and colloquial», deux

69) London. J. Murray, 1895, XVI — 436 p., pet. in-8°.

expressions qui ne vont pas, en grec, sans se contredire un tant soit peu. Le mot usuel arrive ensuite, entre deux apostrophes. Puis viennent des expressions où le grec puriste joue encore le principal rôle. Malheureusement les termes ou les phrases de la langue usuelle souffrent doublement de ce voisinage, car non seulement l'auteur ne leur attribue pas la place qui leur conviendrait, mais encore il lui arrive de ne pas les donner ou de les habiller des oripeaux du grec puriste. Je prends un mot au hasard, *say*, et je recule devant les observations que soulèveraient les 17 lignes qui lui sont consacrées! Pourquoi ne pas avoir cité, à côté du grec savant *λέγω ῥητῶς, ἵνα παραλίπωμεν, ὀφείλω νὰ ὁμολογήσω ὅτι, μοὶ φαίνεται, ἐπαναλέγω, λόγιον, καθ' ἃ λέγεται*, etc., les formes usuelles *λέω καθαρά* (ou *νέττα σκέττα*), *ἂς ἀφήσωμε* ou *γιὰ νἀφήσωμε, πρέπει νὰ μολογήσω πῶς, μοῦ φαίνεται, ξαναλέω, λόγος, καθὼς λένε*, etc.? En regard de *λέγω*, il eût fallu donner *λέω*, qui est au moins aussi usité; au lieu de *λέγουν, καλὲ τί λέγεις; ἔχω καὶ ἐγὼ λόγον*, il eût fallu écrire *λένε, καλὲ τί λές, ἔχω κ' ἐγὼ λόγο.* Au mot *hat*, que je ne choisis pas non plus, on trouve en première ligne *πῖλος*, qui, malgré l'astérisque dont il est précédé, ne se dit nulle part, puis *καπέλλο*, forme usuelle. *Felt hat* est traduit par *μαλακὸς πῖλος;* pourquoi pas *μαλακὸ καπέλλο* ou *ῥεπούμπλικα*? Est-il donc si nécessaire qu'un Anglais se serve d'un mot homérique pour demander un chapeau de feutre? *Hatband* est également traduit par *ταινία πίλου*, et cependant le premier mot qui viendra à l'esprit d'un Grec pour rendre cette idée sera *κορδέλλα* et non *ταινία.* C'est à coup sûr celui qui s'est présenté aussi sous la plume de M. J. S'il ne s'en est pas servi, c'est toujours en vertu du même parti pris incompréhensible contre tout ce qui n'a pas une apparence ancienne. Choquant, partout où il se rencontre, il le devient plus encore dans un travail qui, comme celui-ci, se propose avant tout un but pratique. Quand donc les auteurs de dictionnaires à l'usage des étrangers cesseront-ils de leur donner du grec factice sous couleur de grec moderne?

Emile Burnouf, Petit manuel pour la prononciation du grec[70]). Emile Legrand et Hubert Pernot, Précis de prononciation grecque[71]). Je ne voudrais pas terminer ce compte-rendu sans signaler la tentative de réforme dont l'étude du grec a été l'objet, dans les établissements français d'enseignement secondaire, et qui tendait à introduire, pour la lecture des auteurs anciens, à côté de la prononciation dite érasmienne, une prononciation soi-disant hellénique, qui n'était autre que celle des Grecs d'aujourd'hui. (REGr. 1896, 104 sqq.) Une petite brochure reproduisant un système de prononciation qui n'avait avec celui des Athéniens modernes que des rapports très lointains, fut rédigée à cet effet par M. B. et distribuée aux professeurs des lycées et collèges. Une autre suivit, qui avait pour but d'atténuer, dans la mesure du possible, ce que la première pouvait avoir de désastreux pour l'exactitude scientifique. Toutes deux maintenant dorment du même som-

70) Paris, Imprimerie nationale, 1896, 21 p. in-8°. 71) Paris, Garnier 1896, 37 p., in 8°.

meil, et les lycéens continuent à se servir de la prononciation érasmienne, qui, somme toute, n'est pas plus mauvaise qu' une autre, si on sait la prendre pour ce qu'elle vaut.

Paris, mars 1898. Hubert Pernot.

Romanische Metrik.

Auch die Jahre 1895 und 1896 haben zu einer Vertiefung und Erweiterung unserer Kenntnis der romanischen Verslehre durch mancherlei Arbeiten beigetragen. Eine kurze Erwähnung verdienen hier, da sie auch für den Romanisten von Interesse sind, 1. nachträglich R. WESTPHAHLS „Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker“[1]), 2. FREDERIK WULFFS „Abhandlung Om Värsbildning. Rytmiska undersökningar“[2]), 3. KARL BÜCHER „Arbeit und Rhythmus“[3]) und im Gegensatz dazu ein Aufsatz von F. SARAN „Zur Metrik Otfrieds von Weissenburg“[3a]), in welchem der Verfasser an einem Beispiel seine früher bereits aufgestellte Theorie von der Umwertung gesungener Rhythmen zu gesagten entwickelt. In neueren Arbeiten, auf welche der nächste J.-B. zu sprechen kommen wird, sucht Saran dieselbe Theorie auch auf die romanische Rhythmik anzuwenden. — Keine Berührung mit romanischem Versbau hat F. SKUTSCHS Arbeit: „Jambenkürzung und Synizese“[4]). — Anders steht es mit J. SCHIPPERS „Grundriss der englischen Metrik“[5]), welcher der Hauptsache nach allerdings nur eine neue und verkürzte Bearbeitung der ausführlichen englischen Metrik desselben Verfassers in zwei Bänden bildet, aber namentlich in seiner Darstellung des englischen Strophenbaus den Romanisten interessiert. Geht doch der englische Strophenbau fast ausschliesslich auf den romanischen und speziell auf den mittellateinischen und französischen zurück. Der wesentlich deskriptive Charakter des Buches lässt allerdings die Entwicklung der volkstümlichen romanischen Strophenformen auf englischem Boden nicht deutlich erkennen. Lesenswert ist daher hauptsächlich nur die Darstellung der Wandlungen, welche einige feste Dichtungsformen der Romanen unter den Händen englischer Dichter erfahren haben. Ausführlich schildert Sch. die Wandlungen des Sonets. Wenn er dagegen unter den Abarten der Danteschen Terzine auch Formen wie a b c d d, e f g h h, i k l m m aufführt, so haben diese doch nichts mit der Dreizeilen-Kette zu thun. Ganz unzureichend sind die Bemerkungen über das Virelay, Rondel (welches Thibaut IV. von Navarra erfunden haben soll) und die Ballade. Sch. sind leider die neueren einschlägigen Untersuchungen über die romanischen Behandlungen dieser Formen völlig unbekannt geblieben. — Wertlos für den Romanisten sind die zwei Ab-

---

1) Berlin, Calvary 1892 8°. 2) Lund, G. W. K. Gleerup 1896 8° XIII und 130 S. 3) aus AbhphhKlSGW. XVII 5, 130 S. 8°. 3a) aus Philol. Studien (Festg. f. Sievers) Halle, M. Niemeyer 1898, 441 S. 8°. 4) aus Satura Viadrina. Festschr. z. 25jähr. Bestehen des philol. Vereins zu Breslau. Breslau 1896 8°. 5) Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1895, 8° XXIV 404 S.



handlungen von P. Eickhoff „Der horazische Doppelbau der sapphischen Strophe und seine Geschichte" und „Der Ursprung des romanisch-germanischen Elf- und Zehnsilbners (der fünffüssigen Jamben) aus dem von Horaz in Od. 1—3 eingeführten Worttonbau des sapphischen Verses"[6]). Die Unzulässigkeit der Ableitung des romanischen 10-Silbners aus dem sapphischen Verse ist längst erwiesen. Ganz richtig bemerkt Ph. Aug. Becker im LBlGRPh. 1896 134: „auf die gleiche Weise lässt sich der romanische Vers vom Alcaicus oder Phalaecius oder Tetrameter dactylicus herleiten". Dass die sapphische Strophe wiederholt mit romanischen 10- und 4-Silbnern nachgebildet ist, war längst bekannt. — Mehr Beachtung verdient eine Dissertation J. Schreibers „Die Vagantenstrophe der mittellateinischen Dichtung und das Verhältnis derselben zu mittelhochdeutschen Strophenformen. Ein Beitrag zur Carmina-Burana-Frage"[7]), welche schon im letzten Jahresbericht hätte angeführt werden müssen. Schr. tritt, wie vordem Martin, für die Priorität der lateinischen vor den deutschen Liedern der Sammlung ein. Wallensköld, welcher im LBlGRPh. 1895 263 ff. die Resultate Sch.s ablehnt, erkennt an, dass Sch. mit grosser Sorgfalt die Berührungen zwischen den lateinischen Liedern der Carmina Burana und der französischen Vagantenlitteratur untersucht und dabei gezeigt habe, dass die ersteren dem Einflusse der letzteren unterworfen gewesen seien. Es scheint sonach sehr angezeigt, auch die Beziehungen der Vagantenstrophe zu altromanischen Strophenformen schärfer ins Auge zu fassen. — Der Aufsatz A. Restoris „Per la storia musicale dei trovatori provenzali" in der Riv. musicale italiana III 3 ist mir nicht zu Gesicht gekommen, deckt sich aber wohl in mancher Beziehung mit der interessanten „note sur la musique des chansons" desselben Verfassers am Schlusse von Jeanroys Aufsatz „Les chansons" in B. I der von Petit de Julleville herausgegebenen „Hist. de la Langue et de la Litt. fr." In dieser Notiz legt R. mit Recht vom historischen Standpunkt aus grösseren Wert auf die Melodien als auf die „compositions savantes de contrepoint", da erstere oft „le goût, et l'inspiration populaires" reflektierten. Als hauptsächlichstes Charakteristikum des Volksgesanges müsse die „répétition systématique d'une formule mélodique" gelten. Diese Formel habe zunächst aus einem einzigen Satze bestanden, daher die einreimigen Tiraden; zumeist zerfalle sie aber in 2 Sätze, „dont la prémière présente et dont la seconde complète la pensée musicale". In der Wiederholung der melodischen Formel glaubt R. die Erklärung der Strophenbildung suchen zu müssen; denn sie „entraîne une conséquence nécessaire, c'est que, quand la répétition cesse, il y ait une phrase musicale, une cadence, quelques notes finales, quelque chose enfin qui nous en avertisse". Ich teile diese Anschauung nicht. Ich glaube, dass der Ausgangspunkt der Strophenbildung nicht sowohl in der Wiederholung der melodischen Formel zu suchen ist, als in einer anfangs Zeile um Zeile wörtlichen Wiederaufnahme des Einzel-Gesangs seitens eines Chores; diese Wiederaufnahme erfolgte später erst nach zwei oder mehr Zeilen und beschränkte sich auf die Wiederholung des Einzel-Vortrag-Schlusses. Weiter-

6) Wandsbeck Selbstverlag 1895 8°, Pr.: à 2 Mk. 25 Pf. 7) Strassburg i. E. 1894 8° 105 S.

hin emanzipierte sich der Chor noch mehr vom Einzelvortrage, indem er ihn an den traditionellen Stellen stets durch dieselbe Textzeile (Refrain) unterbrach, die dann auch im Einzelvortrag gar nicht mehr enthalten zu sein brauchte, ja auch melodisch sich von ihm scharf unterscheiden konnte, hier und da auch auf einen Juchzer zusammenschrumpfte, oder ganz wegfiel. Die eigentlichen Kunststrophen sind für mich nichts als weiterausgestaltete und verdunkelte Refrainstrophen. Dazu stimmt auch R.s Beobachtung, dass gerade der Strophenausgang melodisch die freieste Behandlung erfahren hat und zwar wegen der häufigen Unterdrückung des Refrains. R. konstatiert auch, dass die Melodien der Trobadors sich im allgemeinen viel stärker von den primitiven Formen entfernt haben als die der Troveors, dass aber bei letzteren „même dans l'art musical se montre çà et là l'influence de l'art méridional". — Hierher gehört ferner ein kurzer Aufsatz SUCHIERs „Der musikalische Vortrag der Chansons de geste"[8]). S. sucht durch Analogieschlüsse aus den uns überlieferten Melodien zur Parodie Audigier, zu Aucassin et Nicolette, zu fünf Chansons d'histoire und zu einer Chanson namuroise des 15. Jhhs., festzustellen, ob die Chanson de geste-Melodie eine oder mehrere Zeilen umfasste. Er hält in 10-Silbner- und Alexandriner-Laissen die Ausdehnung der Melodie auf zwei Verse zwar für zulässig, glaubt aber, dass sich hier die Melodie auch nach jedem Einzel-Verse wiederholen durfte. Aus dem Umstand, dass von Audigier in Adams Singspiel nur ein Vers gesungen wird, schliesst S., dass sich in der dem Audigier zu Grunde liegenden Chanson die Melodie der archaischen 10-Silbner von Vers zu Vers wiederholte. Bei fakultativem weiblichem Reihenschluss oder Versschluss sei die Note der letzten betonten Schlusssilbe wiederholt worden, selbst wenn das zweite Versglied vokalisch begonnen habe. Die auslautenden *e* seien also vor vokalischem Anlaut nicht elidiert worden. Bei grundsätzlich weiblichen Ausgängen seien den beiden letzten Silben des Verses verschiedene Noten gegeben. — Die Stellung der Danteschen Schrift „De vulgari eloquentia" an der Spitze der theoretischen Traktate über romanische Metrik erfordert es, dass wir hier die neue Ausgabe dieser Schrift von PIO RAJNA[9]) verzeichnen. In seiner ausführlichen Besprechung in Ro. XXVI kommt PAGET TOYNBEE S. 125 zu dem Schluss „that Prof. Rajnas text of the „De vulgari eloquentia" is a very great improvement upon that of any of his predecessors; and every serious student of Dante will be grateful to him for the valuable result of his prolonged labours". Einen erklärenden Kommentar zu den vielen der Aufhellung bedürftigen Stellen des Traktates enthält diese neue Ausgabe übrigens nicht, aber Rajna ist mit der Ausarbeitung eines solchen beschäftigt. — Der „la poétique française au moyen-âge et à la renaissance" betitelte Aufsatz von G. HECQ und L. PARIS[10]) hat mir nicht vorgelegen, wird aber nach den früheren Arbeiten Hecqs zu schliessen, nichts wesentlich Neues bieten. — Eine eigenartige Arbeit ist das Buch des Abbé A. J. THEYS: „Métrique de Victor Hugo"[11]). Dr. E.

8) aus ZRPh. XIX (1895) 370—374. 9) Firenze, Le Monnier 1896 4° CCXV 206 S. (Publikation der SDI). 10) Paris, Bouillon 1896 8° (S.-A. aus ASAB.). 11) Liège, J. Godenne 1896 8° 271 S.

Valentin glaubt, es sichere dem Verfasser „une place à part dans notre (d. h. Belgiens) histoire des lettres et de l'enseignement. Nous saluons en vous un brillant émule de Clair Tisseur et de Becq de Fouquières". Nach einer sehr vag gehaltenen Einleitung behandelt der Verfasser in 10 Kapiteln: La métrique de V. H., den Vers im allgemeinen, den Reim bei V. H., die rythmische Periode im allgemeinen, die bei V. H. üblichen Rythmen, constitution syllabique du vers, rythmische Perioden bei V. H., appropriation des périodes r. chez V. H., die Harmonie bei V. H., die melodische Periode bei V. H. Auf S. 28 hofft er, dass seine Studie für die Prima eines belgischen Lyzeums geeignet sei und fügt hinzu: „Elle sera véritablement utile à ceux qui aspirent à devenir poètes, plus encore à ceux qui se complaisent à la lecture des vers et qui aiment à se rendre compte du mécanisme de la phrase poétique". Ich kann nicht sagen, dass dieses Buch unsere Kenntnis über den V. Hugoschen Versbau nennenswert erweiterte oder präcisierte. -- Beachtenswert sind die Beobachtungen über den Versbau einer Reimchronik des 15. Jahrh., welche H. PETERS in einer Hallenser Dissertation „Über Sprache und Versbau der Chronik von Floreffe" mitgeteilt hat[12]). Die zwei letzten Drittel dieser Chronik hatte der Baron de Reiffenberg bereits 1848 veröffentlicht, den Rest hat Peters nachträglich in ZRPh. XXI 353 ff. abgedruckt. Das Gedicht besteht zumeist aus 8 silbigen Reimpaaren, am Anfang und Schluss begegnen aber auch 122 Strophen nach der Reimfolge ababbcbc, die ja auch im geistlichen Drama des 15. Jahrh. beliebt war. Besonders charakteristisch für den Versbau der Chronik ist 1. die häufige Verkürzung der 8-Silbner um eine Silbe, wobei sich dann stets eine Pause nach der dritten oder vierten Silbe beobachten lässt, 2. die fakultative Vernachlässigung nachtoniger (seltener vortoniger) *e* bei der Silbenzählung ebenso auch im Reim. — Der Streit um eine zeitgemässe Reform der Silbenzählung resp. um die Ausserachtlassung des *e muet* im heutigen französischen Vers hat noch einige Schriften für und gegen gezeitigt, so einen Aufsatz von R. DE SOUZA „Le rôle de l'*e* muet dans la poésie française"[13]), eine dritte Auflage von Prinz ALEX. BIBESCOS Streitschrift: „La question du Vers français et la tentative des Poètes Décadents avec une lettre de M. Sully Prudhomme"[14]) und eine Broschüre von R. DE LA GRASSERIE: „Etudes de rythmique et d'esthétique. Du rôle de l'*e* muet dans la versification française"[15]). — Nicht von Belang ist eine kurze Auseinandersetzung von P. B. MARCOU über: „The Origin of the rule forbidding Hiatus in French verse"[16]). -- Interessant sind aber FRANZ RANNINGERS Darlegungen „Über die Alliteration bei den Gallolateinern des 4. 5. und 6. Jahrhunderts"[17]) und E. WÖLFFLINS Bemerkungen „Zur Alliteration"[18]). In der ZFSL. XVIII² 20 ff. hat G. GUNDERMANN und in der ZRPh. XX 537 ff. HAMMERICH wertvolle Ergänzungen, letzterer insbesondere analoge Erscheinungen aus altfranzösischer Zeit beigesteuert. Ein neuer Fall sehr stark in das Ohr fallen-

12) abgedr. ZRPh. XXI (1897) 1 ff. 13) in: Mercure de France 1895 Janvier. 14) Paris, G. Fischbacher 1895 4° 49 S. 15) eb. Maisonneuve 1896 8° 57 S. 16) PMLA. XI (1896) 3 331—335. 17) Landau 1895 8° 55 S. (GPr.) 18) in: ALLG. IX (1895) 567—573.

der altfranzösischer Alliteration sei daher hier ebenfalls angemerkt. Er findet sich im 3-zeiligen Refrain eines Rondels in Nr. XVI der bekannten Miracles de N. D. par personnages und lautet: Ou fonda foy si ferme tour? Ou maint charité sanz mesure? C'est en vous, doulce vierge pure. — Die Monographie von Ov. DENSUSIANU betitelt „Aliteraţiunea în limbile romanice“ [19]) giebt keine historische Darstellung der Alliteration im Romanischen, sondern beschäftigt sich nur mit der Alliteration in Sprichwörtern, Redensarten, Volksliedern und trägt eine Anzahl Beispiele dafür aus dem Lateinischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Catalanischen, Provenzalischen, Französischen und insbesondere aus dem Rumänischen zusammen. — Auch F. JOHANNESSONS Ausführungen „Zur Lehre vom französischen Reime“ beabsichtigen nicht die historische Entwicklung des französischen Reimes darzulegen, sondern suchen die geltenden Vorschriften rein theoretisch zu rechtfertigen. In dem vorliegenden ersten Teile [20]) behandelt J. zwei Fragen 1. Wie lässt sich der Reimzwang in der französischen Poesie rechtfertigen? 2. Wie muss der Reim beschaffen sein, um in psychologischer Hinsicht zu befriedigen? Besonders interessant scheinen mir die Darlegungen J.s über die zweite Frage. Koschwitz resumiert sie ZFSL. XIX 83, wie folgt: „Wenn auch zwei Verse auf den vollkommensten Gleichklang ausgehen, so können sie trotzdem sehr unvollkommen gereimt sein. Denn die Wirkung der Reime hängt auch von ihrer Bedeutung ab. Es muss ihnen der Charakter des Überraschenden und der des Zufälligen eigen sein. Reime, die sich von selbst einstellen, vermögen nicht die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu erwecken, was doch der Zweck der poetischen Form ist, und Reime, die den Eindruck des mühsam gesuchten machen, lassen nicht die Dichtung als etwas sich mit dem Inhalte von selbst ergebendes erscheinen, was wiederum die Absicht jedes Dichters sein muss. Daraus ergeben sich die bekannten Reimvorschriften: Vermeidung identischer Reimwörter, von Simplex und Compositum, die als solche gefühlt werden, von Synonymen und gegensätzlichen Bezeichnungen. Die besten Reimwörter sind diejenigen, die weder eine ähnliche noch eine entgegengesetzte Vorstellung ausdrücken, ohne jeden inneren Bedeutungszusammenhang sind, und die nicht nur verschiedenen Begriffssphären, sondern womöglich auch noch verschiedenen Wortkategorien angehören. Dabei darf aber der Charakter der Zufälligkeit nicht verloren gehen, dürfen um des Reimes willen weder die Wahl noch die Form, noch die Satzstellung der Reimwörter beeinflusst erscheinen“. Ebenso ergiebt sich J. aus der Schwäche des französischen Endungsreimes die Notwendigkeit reicher und rührender Reime wie die Befreiung einsilbiger Worte von diesem Zwange. — Speziell über die Reime der Divina Commedia handelt E. G. PARODI unter der Überschrift: „La rima e i vocaboli in rima nella Divina Commedia“ [21]). — Teilweise auch für die Metrik von Interesse ist G. ECKERTS Heidelberger Dissertation: „Über die bei altfranzösischen Dichtern vorkommenden Bezeichnungen der einzelnen Dichtungsarten. Ein Beitrag zur Wortgeschichte“ [22]). In

19) Jasĭ, Tip. natională 1895 8° 96 S. 20) Berlin, R. Gaertner 1896 4° 26 S. 21) in: BSDIt. N. S. VIII 6–9. 22) Heidelberg 1895 8° 79 S.

alphabetischer Reihenfolge bespricht Verfasser hier auch Bezeichnungen wie Ballade (S. 13ff.) Darunter hätten die Nordfranzosen nicht mehr wie die Provenzalen unter ballada ein Tanzlied verstanden, weshalb auch der Schreiber der Oxforder Tanzlieder-Sammlung das sonst nirgends gebrauchte Wort ballete erfunden haben werde; chanson, chant (S. 18), dechant, motet (S. 32), descort (S. 37), lai (S. 54), rondeau (S. 65), rotrouenge (S. 67), serventois (S. 70), son, sonnet (S. 75), vireli, virelai (S. 77). Eine Anzahl seltener vorkommender Bezeichnungen sind Eckert unbekannt geblieben, z. B.: Vaduric (s. A&A. 98 113), Triboudel (Rayn. 682). Wie schwankend die Dichter in ihren Bezeichnungen waren, geht auch aus meiner unten erwähnten Untersuchung über die Oxforder Tanzlieder (ZFSL. XVIII 91 Anm.) hervor. — Unter der Überschrift „Bele Aaliz“ hat G. Paris in den „Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund“ (7. Jan. 1896)[23]. alles, was von den verschiedenen metrischen Umgestaltungen dieser im Mittelalter offenbar höchst beliebten „chanson de carole“ auf uns gekommen ist, in übersichtlicher Weise zusammengestellt. Es sind das Fassungen in 10-, 8- und 7-Silbnern auf *-i* oder auf *-a* assonierend. P. hat sich nicht auf eine Untersuchung über die Entwicklung der Strophe eingelassen. Ich habe einiges hierauf Bezügliche bereits im vorigen Jahresbericht und in ZFSL. XIX, 2, 10 ausgeführt. Hier will ich bemerken, dass die 10-Silbner-Version (in Guillaume de Dole 541 ff.) ein entstelltes 6 zeiliges Rondel ist (man lese nur Z. 5. *li amorous Robins* oder vielmehr *li bruns, li biaus R.* statt *R. li amorous.* Möglicherweise ist auch Z. 6, durch die Schlusszeile des ebenfalls entstellten Rondels eb. Z. 318 ff.: *Dormez jalous et je m'envoiserai* zu ersetzen und demgemäss Z. 4 *et ge qieudrai la flor* umzustellen zu *et la flor ge qieudrai*). Dasselbe gilt für Nr. 1 der 8-Silbner-Version auf *-i* (eb. 310ff.), dessen Z. 5 und 6 als Refrain zu Nr. 2 (eb. 318ff.) gehören, während vor Z. 4 ausgefallen sein werden: *Au mois de mai* und die Wiederholung von Z. 2. In Nr. 2 sind Z. 4 und der Schlussrefrain gefälscht (die überlieferte Schlusszeile ist ein 10-Silbner und bildete wahrscheinlich die zweite Refrainzeile der bereits angeführten 10-Silbner-Version) und vermutlich zu ersetzen durch Z. 4—6 von n⁰ 1. In der 8-Silbner-Version auf *-a* erblicke ich ein 8-zeiliges Rondel mit durch Binnenreim geteilter erster Refrainzeile. Nach Z. 6 ist eine überschüssige Zeile zu tilgen, aber nicht auch Z. 6 selbst wie G. Paris will; Z. 2, 6 und 8 sind 9-Silbner', der ganze Text reflektiert nur noch in Z. 3 und 5 den Text von Belle Aaliz. Korrekt überliefert ist nur die erste 7-Silbner-Version auf *-a* (eb. 1572 ff.) Wie ich mir das ursprüngliche Tanzlied in weiteren 6-zeiligen Rondelstrophen fortgesetzt denke, habe ich ZFSL. XIX[2] 10 dargelegt. Für diesen Text kämen als mögliche weitere Zeilen der 8-Silbner-Version auf *-i* noch in Frage: *Si prist de l'aigue en un bacin* (aus dem Potpourri Baude's de la Quariere Rayn. Nr. 1509), *Floretes i trova bien cinc, Et un bel chapelet en fist* (aus dem Text, den ein Prediger als Thema einer Allegorie zu Ehren der Jungfrau Maria benutzt hat). — Den metrischen Bau fasst nur

---

23) Macon 1896 8° S. 1 ff.

nebenher G. SCHLÄGER in seiner Jenaer Dissertation: „Studien über das Tagelied“ [24]) ins Auge. S. 13f. zweifelte er des Referenten Auffassung des Strophenbaus des bekannten altfranz. Tageliedes: „Gaite de la tor“ an und veranlasste IHN dadurch eine eingehende Untersuchung des Verhältnisses der Strophenausgänge zu Refrain und Strophengrundstock zunächst für die bis dahin nur dürftig bekannten Balletes der Oxforder Liederhs. anzustellen [25]), welche in einer vor kurzem erschienenen Greifswalder Dissertation von FRITZ NOACK auf die sämtlichen refrainhaltigen Gedichte der altfranzösischen Lyrik ausgedehnt worden ist und von mir selbst durch weitere Ermittelungen ergänzt werden wird. Die Resultate dieser Arbeiten ergeben zweifellos die Beliebtheit der einreimigen Dreizeile in der ältesten französischen Lyrik, lassen auch die Reimbindung der ursprünglichen Refrainzeile mit den anderen Strophenzeilen sehr wohl gerechtfertigt erscheinen und zeigen wie seitens der Troveors mit vollem Bewusstsein sowohl eine Angleichung des Strophenausgangs an den Strophengrundstock unter gleichzeitiger Differenzierung vom Refrain, wie eine willkürliche Zerlegung von Langzeilen in ganz beliebige Teile vorgenommen worden ist. Sie ergeben auch die allmähliche Verdunkelung des Refrains durch Verwachsen mit dem Strophenschluss, umgekehrt, freilich höchst selten, sogar die Erweiterung des Refrains durch Verwandlung der letzten Strophenschlusszeile in eine Refrainzeile (s. A&A. 98, S. 143 Anm., S. 70 Anm. u. Nr. 23). In meiner vorerwähnten Untersuchung über die Oxforder Tanzlieder habe ich 59 Lieder ermittelt, in denen noch volle Übereinstimmung zwischen Strophenausgang und Refrain stattfindet, darunter 37, wo beide vom Strophengrundstock dem Reime nach deutlich geschieden sind, während 22 wenigstens im Anfange von Refrain und Strophenausgang mit dem Schluss des Strophengrundstockes übereinstimmen. In 87 weiteren Liedern lässt sich dagegen schon eine Differenzierung des Strophenausganges von dem Refrain durch mehr oder weniger deutliche Angleichung seines Anfangs an den Schluss des Strophengrundstocks beobachten. Hier sind namentlich die Fälle interessant, wo Differenzierung und Angleichung dadurch bewerkstelligt wird, dass die Eingangszeile des Strophenausgangs, welche entsprechend der ersten Refrainzeile eine Langzeile sein sollte, zerschlagen wird und zwar derart, dass der erste Teil der Silbenzahl und dem Reime, oder auch nur der Silbenzahl oder nur dem Reime nach mit der letzten Zeile des Strophenausgangs in Übereinstimmung gebracht wird, z. B.

Als ich kam in dieses Städtchen, a'_7
Hatte ich noch gar kein Schätzchen. a'_7
Jetzt hab ich ein nettes | Lästerern zum Trotz. a'_5 b_5
Wer ehrlich liebt, dem geht es ebenso. B_{10}.

Bei dieser genauen Nachbildung der Strophe 1 von Nr. 79 (s. l. c. S. 98f.) ist besonders zu beachten, dass der 10-Silbner des Refrains (4+6) im Strophenausgang in zwei 5-Silbner zerschlagen ist, deren erster mit den 7-Silbnern des Strophengrundstocks dem Tonfalle und Reime nach übereinstimmt, während der letzte den Reim des Refrains festgehalten hat. Nur 11 Lieder der Sammlung zeigen bereits einen vom Refrain ganz oder fast ganz abweichenden Strophenabschluss, 3 entbehren jegliches eigentlichen Strophenabschlusses und 22 sind von vornherein aus

24) Jena 1895 8° 89 S. 25) in ZFSL. XVIII (1896) 85ff.

der Balladen-Sammlung auszuscheiden. In einigen Balladen und sonstigen Refrainliedern ist, wie hier ergänzend angemerkt werden mag, die Zwitterstellung des Strophenausganges durch Textentstellung des Refrains seitens der Kopisten oder durch weitere Abänderung des Strophenausgangs seitens der Kunstdichter recht verdunkelt. So zeigt Rayn. 1972 (= Nr. 59 in A&A. 98) in der Überlieferung der einzigen Hs. folgende Strophenform: $a_5 b_7 a_5 b_7$ | $b_5 b_7 c_3 c_5$ | $C_5 C_7$. Tilgt man aber in C_5 das überflüssige erste Hemi und zieht c_5 zum Refrain (worauf schon das in allen Strophen wiederkehrende Reimwort merci hinweist), so ergiebt sich: $a_5 b_7$ $a_5 b_7$ | $b_5 b_7 c_3$ | $c_5 C_3 C_7$ oder unter Aufhebung der Zeilenzerschlagung: abab | $b_5 c_{10} c_5 C_{10}$. Ähnlich liegt es bei Ballate 46. Ein anderes Beispiel gewährt Rayn. 1786 (= Nr. 54 in A&A. 98) mit der Strophenform: a_7 b_5 a_7 b_5 | b_7 a_5 a_7 | C_7 C_7. Diese ist eine Variation von: $a_7 b_5$ $a_7 b_5$ | $b_7 a_5 a_7$ | $A_7 A_7$ oder von: $a_7 b_5 a_7 b_5$ | $b_7 c_5 c_7$ | $C_7 C_7$ und diese gehen auf eine noch ältere: $a_{12} a_{12}$ | $b_{12} b_7$ $B_7 B_7$ zurück. — F. Flaminis Abhandlung „Per la storia d'alcune antiche forme poetiche italiane e romanze" in seinen „Studi di storia letteraria italiana e straniera"[26]) ist teilweise bereits im letzten Jahresbericht (III 9f.) besprochen worden, der dritte Abschnitt nämlich, welcher bis auf einige einleitende Seiten zuvor in RM. I 17—27 erschienen war. Die hier voraufgeschickten und nachfolgenden Abschnitte I, II, IV, V beschäftigen sich mit den Formen der der italienischen Frottola verwandten französischen Dichtungsarten: 1) der lyrischen Lais, 2) einer Parodie der Sequenz des Laetabundus (Ro. XXI 260ff.), 3) einer Rêverie, der Besturné eines Poeten Richard, 4) des Dit des Traverces, einer Art Rêsverie von Philippe de Beaumanoir (ed. Suchier II 273ff.) und 5) einer Anzahl Fatrasies. Als Vers der Lais wie der verwandten Gedichtformen sei von Alters her der durch einen oder zwei Binnenreime zerlegte 11-Silbner beliebt gewesen. Auch Philippe de Beaumonoir habe er bei Abfassung seines Lai d'amours (ed. Suchier II, 287ff.) vorgeschwebt „ma la potente efficacia dell'ottonario gli ha vinto insensibilmente la mano", so dass er 12-Silbner (nach der Form 8+4) statt 11-Silbner (nach der Form 7+4) dichtete. Flamini schliesst das aus der Thatsache „che 11 dei primi 17 hanno l'accento sulla settima". Das vielfach als „frottolla" bezeichnete Gedicht Petrarcas, welches keine Aufnahme in seinen Canzoniere gefunden habe (Mai non vo' piú cantare), sei höchstens eine „canzone frottolata" zu nennen. — Das metrische Interesse der von F. Novati wieder aufgefundenen und in den RIL. serie II vol. XXIX (Milano 1896) herausgegebenen Dichtung des ältesten lombardischen Dichters Girardo Pateg, betitelt „Noie" hat Flamini ebenfalls scharf in seiner Besprechung von Novatis Publikation in der RBLIt. IV—VII 165—174 hervorgehoben. Während Novati in der Kunststrophe dieser „Noie" un tipo di „decima rima", del tutto ignoto finora nella lirica nostra, il quale altro in sostanza non è che un' ottava regolare, dove al distico di chiusa a rima baciata si trova accodato un secondo che ne conserva l'omofonia" erblickte, welche geradezu die Präexistenz der „ottava" selbst beweise, hält Flamini die Form: abababcccc der Noie für eine der

26) Livorno, Raff. Giusti 1895 8°.

Trobadorpoesie entlehnte Canzonenstrophe, die Form der volkstümlichen „decima rima“ ababab cccb dagegen ebenso wie die „ottava“ für natürliche Ausflüsse aus einem „tipo originariamente piú diffuso della ballata — sacra, ossia laude, profana, ossia canzone a ballo —: aaab“. Flaminis Anschauung teilt auch A. ZENATTI in einem „Gerardo Patecchio e Ugo di Perso“ betitelten Aufsatze (Estratto dal vol. XXIX degli AALucch. Lucca 1897 8⁰ 29 S.), nur nimmt er im Gegensatze zu Novati und Flamini an, dass die drei Canzonen, in welche die Noie zerfallen, „non sono inviate dal Patecchio a tre persone diverse, ma il Patecchio è autore solamente della prima di esse, mentre le altre due sono di un altro rimatore e rispondono a quella“. — Beiläufig sei hier auch auf die Kommentare A. MUSSAFIAS und E. MONACIS über die „antichissima cantilena giullaresca del cod. Laurenziano S. Croce XV 6“[27]) verwiesen, wozu G. Paris (Ro. XXIV 632) bemerkt: „la forme en est identique à celle de l'ancienne Vie de sainte Foi, dont l'auteur déclare composer son poème à la manière française“. — GIUS. LISIOS „Studio sulla forma metrica della canzone italiana nel secolo XIII“[28]) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Ich verweise dafür auf die Anzeige von L. B[IADENE] im GSLIt. XXVIII. FLAMINI bemerkt in seiner letzterwähnten Besprechung darüber: „è uno spoglio diligente, ma di cui mi paiono al tutto inaccettabili le conclusioni“. — Auch die Notiz von L. BIADENE „Di una voce propria nella terminologia metrica della conzone“[29]) hat mir nicht vorgelegen. — Wertvoll und sehr gut orientierend sind ARNOLDO FORESTIS „Nuove osservazioni intorno all' origine e alle varietà metriche del sonetto nei secoli XIII e XIV (Estratto dal XII Vol. degli Atti dell' Ateneo di Bergamo)“[30]). Ausgehend von Biadenes grundlegender „Morfologia del sonetto“, welche im Jahresbericht I besprochen wurde, sucht F. näher darzulegen, wie die Analogie der Canzonenstrophe einen Kunstdichter, (möglicherweise den Notar Giacomo da Lentini) zur Zusammenfügung und alsbald zur engen Verschmelzung der beiden volkstümlichen Strambotto-Typen, des 8- und des 6-zeiligen, veranlasst habe; wie die 2-Teilung des 8-zeiligen Eingangs, nach und nach eine 2-Teilung des 6-zeiligen Ausgangs statt der ursprünglichen 3-Teilung herausbildete, wie der Wunsch die 2-Teilung des 8-zeiligen Eingangs entsprechend der Canzonenstrophe noch schärfer hervortreten zu lassen, die Ersetzung der „rime alternate“ durch „rime incrociate“ herbeigeführt habe, wie dem entsprechend auch in den Terzetten analoge Reimstellungen (*c de ed c*, *c d c c d c*) Eingang fanden. (In dem Cavalcanti zugeschriebenen Tractat „della maniera di servire“ z. B. „alle quartine incatenate rispondono costantemente terzine incatenate, come alle incrociate rispondono terzine secondo analoghi sistemi“). So allein begreife man „come, appena nato il sonetto fosse un componimento eminentemente artistico“, so allein, wie schon vom Notar Giacomo der Binnenreim (la rima al mezzo) eingeführt und schon von Guittone nicht „come un vero artificio“ betrachtet werden konnte. Daher seien auch ver-

27) in RAL. 1895 20 genaio 16 S. 28) Imola, Galeati 1895 8⁰. 29) RBLIt. IV 1896 9—10. 30) Bergamo, Istituto ital. d'arti grafiche 1896 8⁰ 40 S.

schiedene Abarten, Erweiterungen und Entstellungen des Sonettes entstanden, insbesondere das „sonetto doppio cioè la forma a rimalmezzo, nell' uso della quale abbiamo ancora un accenno all' immediata concatenazione fra la poesia piú propriamente siciliana, l'antichissima poesia toscana, che ne è la continuazione, e la prima poesia bolognese, che poi, levandosi col Guinizelli ad alto volo, restituí al sonetto, quasi soffocato dall' artificio il fresco e ingenuo vigor primitivo". —

Einen wesentlich elementareren Charakter trägt, wie schon der Titel ergiebt, U. Foscolos Storia del sonetto italiano riveduta e completata da A. Zenatti, con l'aggiunta di altri metri lirici ad uso delle scuole[31]). Ich habe sie nicht einsehen können. — „Bemerkungen zur spanischen Metrik" hat A. Schams eine dankenswerte Programm-Abhandlung überschrieben[32]). Sie zerfällt in fünf Kapitel, deren erstes eine Zusammenstellung der für den spanischen Versbau wichtigsten Arbeiten bietet. Auf einem bedenklichen Misverständnis beruht aber die Angabe, der Marques von Santillana (1368 [l. 1398]—1458) habe „in einem um 1455 verfassten Schreiben an den Connetable Don Pedro v. Portugal (abgedr. bei Sanchez und in der Gesamtausgabe der Werke des Marques von Amador de los Rios) eine alte leider entstellte Poetik" geboten, von welcher Monaci in Miscellanea di fil. e ling. eine Herstellung versucht hätte. Sch. hat hier zwei völlig verschiedene Schriften, welche in GG. II[a] 3 unmittelbar nacheinander aufgeführt worden sind, zusammengeworfen. Im zweiten Kapitel handelt der Verfasser von dem Kampf zwischen Accent und Quantität, kommt aber verhältnismässig nur kurz auf die Phasen desselben in Spanien selbst, d. h. auf die Versuche quantitierender oder accentuierender Verse nach antiken Mustern zu sprechen. Kapitel III ist besonders der „Nueva métrica" des Don Eduardo Benot (erschienen in der Zeitschr. „La España moderna" 1890) gewidmet. B. rät ähnlich wie von Hasselt für das Französische, streng accentuierend gebaute Verse zu bauen und ist wegen dieser Vorschläge sogar in einen ganz müssigen Prioritäts-Streit mit Don Eduardo de la Barra, Professor in Santiago-Chile, wie mit dem bolivianischen Schriftsteller Don Luis Quintin Vila in Cochabamba geraten. Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit dem Romanzenvers und dem des Poema del Cid. Sch. spricht sich für die Theorie Hubers, der als Urform der Romanze achtsilbige Redondilien mit durchgängiger Assonanz angenommen habe, aus. Ich kann aber nicht sagen, dass seine Darlegungen überzeugend wären. Die seltsame Mischung des Romanzenverses mit dem Alexandriner im Poema del Cid erklärt sich Sch. durch die Annahme „dass Per Abbat, als er das Gedicht nach dem Diktat eines Juglars niederschrieb, die Absicht hatte, den Romanzenvers durch den schon bekannten und als „grant maestria" angesehenen Alexandriner zu ersetzen". Das letzte Kapitel handelt von den Diphthongen und meint, dass in dem Wirrsal der spanischen Diphthongenfrage der von Benot vorgeschlagene „subpunto" (Punkt unter jedem Vocal einer Vokalverbindung, dem sillabische Geltung zukommt) einen sicheren Führer abgeben würde.

31) Messina 1896 8° 131 S. Pr.: 1 L. 60 c. 32) Prag (Leipzig Fock) 1895 8° 62.

Auch die Abhandlung des in den letzten Jahren mit einer ganzen Reihe von fleissigen Arbeiten über ältere spanische Sprache hervorgetretenen Professors in Santiago FEDERICO HANSSEN betitelt: „Sobre el hiato en la antigua versificacion castellana“[33]) enthält eine recht lesenswerte Verteidigung der an und für sich wahrscheinlichen These: „La primitiva versificacion castellana, que aparece en el Poema del Cid, en las obras de Gonzalo, i en otros monumentos de poesía arcáica, admitia el hiato sin restriccion ninguna i no permitia contraer la vocal final de una palabra con la inicial de otra. Esa contraccion, que llamamos sinalefa, la introdujeron por primera vez los que imitaron a los trovadores lemosines i portugueses“. Hanssen sucht sie durch eine Anzahl Proben aus alten Dichtungen, deren Text er nach Möglichkeit zu bessern bemüht ist, zu erweisen und besonders darzuthun „que no hai necesidad de acudir a la sinalefa para dar a los versos el número de sílabas que les corresponde“. — Last not least muss hier der sehr interessanten und lehrreichen Beobachtungen A. MUSSAFIAS: „Sull' antica metrica portoghese“[34]) gedacht werden. Über sie ist eine gleichfalls recht wertvolle ausführliche Besprechung von C. MICHAELIS DE VASCONELLOS erschienen[35]). M. geht von einem Lehrsatz der vorerwähnten altportugiesischen Poetik aus, welcher nach seiner gelehrten Rezensentin besagt: „Der metrische Bau eines Liedes habe in allen seinen Strophen der gleiche zu sein. Auch wo der prinzipiell innerhalb einer und derselben Strophe gestattete Wechsel kurzer (weiblicher) und langer (männlicher) Reime zur Anwendung komme, müssten die einen wie die anderen in allen nachfolgenden Strophen genau an den gleichen Stellen wie in der Anfangsstrophe zu stehen kommen“. Im Widerspruch zu dieser Vorschrift konstatiert M. wie schon vordem Diez und Lang in der altportugiesischen Lyrik Fälle, wo einem männlichen 8-Silbner der ersten Strophe ein weiblicher 7-Silbner in einer folgenden entspricht, ein Verfahren, das nach einer Bemerkung von mir (GG. IIa 10) in der ganzen altprovenzalischen Lyrik nicht zu beobachten ist, weshalb ich auch P. Meyers Annahme von der Identität der männlichen 8- und der weiblichen 7-Silbner in der provenzalischen Lyrik bestritt, bestritt für die ältere Zeit allerdings auch deshalb, weil hier selbst die später zulässige Mischung beider Versarten innerhalb einer und derselben Cobla noch vermieden wurde (ein Cercalmon und ein Wilhelm IX. zugeschriebenes Lied halte ich für unecht) und erst später aufkam, als man überhaupt nicht mehr beanstandete, rhythmisch entgegensetzt gebaute Verse strophisch mit einander zu verknüpfen. M. leugnet nun, dass es sich bei diesen Gesetzesübertretungen der Altportugiesen um blosse Nachlässigkeits- oder Unbeholfenheitsfehler handele, glaubt vielmehr, dass daraus die völlige rhythmische Identität der weiblichen 7-Silbner mit den männlichen 8-Silbnern nicht nur für die Altportugiesen, sondern auch für deren Lehrmeister die Provenzalen hervorgehe, dass daher auch solche Strophen, in denen eine grundsätzliche Mischung äusserlich gleichlanger, aber wegen des bald männlichen bald weiblichen Ausgangs verschiedenartiger Verse stattfindet, als gleich-

33) in: AUCh. diciembre 1896, Santiago di Chile. 34) in SBAkWienphhKl. B. CXXXII 1895 8°. 35) in LBlGRPh. 1896 No. 9.

nicht als verschieden-zeilige anzusehen seien. Ich gestehe, dass ich mich zu diesem Glauben nicht aufzuschwingen vermag und entnehme aus der Darlegung von C. Michaelis de V., dass auch sie in dieser Frage zu den Skeptikern gehört. Der von ihr M. zugeschriebenen Ansicht, die Erscheinung charakterisiere sich als „Willkürakt eines schulmässig Dichtenden, der in der Überzeugung, die feste Silbenzahl sei die Seele der romanischen Versmachekunst und das accentuierende Prinzip habe dagegen zurückzutreten, letzte Konsequenzen zu ziehen und sich über die idealen rhythmischen Forderungen gänzlich hinwegzusetzen unternahm. Nur um individualistische — und später fakultativ gewordene — Dichterfreiheit handelt es sich. Von einer thatsächlichen absoluten Gleichwertung des Siebeners mit dem Achtner . . . könnte in Wahrheit ebensowenig die Rede sein wie von einer — doch naturgemäss daraus folgenden? — Ungleichwertung der Reihen 1 2 3 4 5 6 7 8' und 1 2 3 4 5 6 7 8' 9, die wir als rhythmische Einheiten unbeanstandet zu betrachten gewohnt sind“ könnte ich freilich sehr wohl zustimmen, ebenso auch den weiteren Auseinandersetzungen der verehrten Romanistin, von denen ich allerdings fürchte, dass sie im direkten Gegensatz zu Mussafias Auffassungen stehen. Nicht verabsäumt sei, auf eine ganze Anzahl gelegentlicher Bemerkungen M.s über auffällige metrische Erscheinungen in den von ihm untersuchten und zugleich vielfach dem Text wie den Sprachformen nach gebesserten Liedern hinzuweisen. Zu den in den beiden Anhängen behandelten Fragen der Reimbrechung, der Scheidung offener und geschlossener Reimvokale und der verschiedenen Verschlingungen reimloser und gereimter Zeilen in etwa 200 Liedern von Alfons X. hat C. M. de V. insbesondere M.s Stellungnahme zur letzten widersprochen. Sie glaubt nicht an das Vorhandensein reimloser Zeilen, nimmt vielmehr, da die angeblichen „soltos“ immer an ungeraden Stellen auftreten, im Hinblick auf die „cantigas de amigo“ Langzeilen an, worin ich ihr gleichfalls nur zustimmen kann. — Bei diesem Anlass sei auch noch der vielerlei metrischen Beobachtungen, welche sich in C. Michaelis de Vasconcellos ausführlicher Besprechung der Langschen Ausgabe von König Denis Liederbuch (ZRPh. XIX 4, auch separat erschienen) und in ihren Randglossen zum altportugiesischen Liederbuch (eb. XX 1896 H. 2) eingestreut finden, dankend gedacht.

Greifswald. E. Stengel.

Langue basque. 1890–96*).

L'ouvrage que l'on doit signaler en premier lieu, et qui est évidemment l'un des plus importants de ceux qui ont paru depuis dix ans, c'est l'Essai d'une bibliographie de la langue basque[1]) que j'ai publié en 1891 et auquel je viens de donner cette

*) Dieser Bericht ging nach Druck des ersten Heftes ein und folgt daher hier als Nachtrag zu S. 68, wo er vor Arabisch hätte stehen sollen. Red.

1) Paris, Maisonneuve, gr. in-8° de (viij) -xlviij-471 p. et xxiv fts. pour douze titres de livres reproduits en héliogravure.

année même un supplément de (iv)-xxiv et 299 p. numérotées de 521 à 819. C'est une œuvre certainement imparfaite et défectueuse, malgré le labeur pénible qu'elle m'a coûté depuis vingt-cinq ans déjà; mais c'est un livre que j'ai fait con amore et avec patience. Il m'a consolé de bien des ennuis et m'a permis de longues espérances. Les critiques qui en ont paru ont été généralement trop bienveillantes; j'aurais préféré des corrections et des rectifications. L'Institut de France, avant même son achèvement, a bien voulu couronner cet ouvrage que j'avais présenté au prix Brunet. Il n'est pas encore entièrement terminé; je compte, dans un an ou deux, faire paraître les tables générales et, par la même occasion, un dernier supplément rectificatif. Tel qu'il est, l'ouvrage se compose de trois parties principales: livres et brochures, citations et références (c'est à dire livres où il est question même accessoirement de la langue basque), articles de journaux et revues. J'y ai joint une petite notice sur l'histoire de l'Imprimerie et de la librairie à Bayonne, ainsi qu'une note sur quelques manuscrits intéressants et peu connus. Bien que j'aie surtout travaillé sur place et consulté autant que possible les livres originaux, j'ai utilisé tout ce qui avait été déjà publié sur ce sujet par MM. Ant. d'Abbadie, Fr. Michel, Pierquin de Gembloux, Fl. Lécluse, A. de Soraluce, Gustave Brunet, Allende Salazar et d'autres encore. J'ai trouvé des additions et même des corrections importantes à apporter à mon livre, en parcourant les deux Catalogues de la Bibliothèque du prince L.-L. Bonaparte dûs à la patience active de M. VICTOR COLLINS [2]). Le seul tort de ces catalogues est d'avoir été faits à la hâte, mais l'auteur s'en excuse avec une bonne grâce charmante. On sait que les doubles seuls ont été vendus publiquement au détail. La collection entière existe encore, intacte, et je crois savoir que les intentions du prince seront respectées en ce sens que sa Bibliothèque ne sera pas dispersée. Tout au plus pourra-t-on la vendre par grandes catégories, le basque en un seul bloc par exemple. Souhaitons qu'elle soit acquise par un établissement public qui puisse en faire profiter tous les travailleurs.

Le premier livre que nous avons à signaler, en dehors de la Bibliographie, est une grammaire, dont l'auteur s'intitule avec une légitime fierté «le premier professeur de langue basque de Biscaye». Ce livre a pour titre «Gramatica Euskara formada y traducida por RESURRECCION MARIA DE AZKUE, presbitero»[3]). C'est un gr. in-4° de 401 p. à deux colonnes. La colonne de gauche contient le texte basque de l'ouvrage, car il parait que l'ouvrage a été primitivement composé en basque; la colonne de droite, la traduction espagnole. Il peut sembler étrange à priori qu'on ait eu l'idée de faire une grammaire basque, non élémentaire, non populaire, mais scientifique ou pour mieux dire raisonnée, et qu'on l'ait écrite en basque; car à quels lecteurs était destiné le livre? Il y a bien peu de Basques qui aient pu y comprendre quelque chose. Et du reste, à nous étrangers, à nous linguistes, beaucoup de passages sont singulièrement obscurs. M. de Azcue a dû forger à peu près tous les

2) Attempt at a catalogue, etc., Londres, Sotheran & Co., 1894, xij-718 p. gr. in-8°: 744 numéros basques; — Catalogue of duplicates, etc., London, 1895, 56 p.: 600 nos dont 166 basques qui ont été vendus les 18 et 19 février 1895 et ont produit seulement 22 livres sterlings. 3) Bilbao, 1891, Astuy.

mots techniques; et il a été obligé d'en donner, à la fin du volume, la liste avec les prototypes espagnols. En tête est un court avant-propos où nous retrouvons cette affirmation, aujourd'hui plus que jamais naïve, que le basque est un idiome sui generis et que les Basques sont une nation absolument originale. Or, en réalité, les Basques, quoi qu'on en ait dit, n'ont absolument rien d'original que leur langue et celle-ci est un idiome agglutinant, partiellement incorporant, avec des traces de polysynthétisme, tout à fait analogue au finnois, au turc, au magyare, au tamoul, à l'algonquin, etc.

Je ne saurais discuter ici les définitions et les classifications de M. de Azkue. Elles sont fort ingénieuses pour la plupart, mais il est trop évident que l'auteur n'est pas au courant des procédés et des méthodes de la science moderne; et, d'autre part, il a une tendance naturelle aux subtilités, aux distinctions, aux catégories, aux minuties métaphysiques. Pour lui, la grammaire est «l'art d'étudier le langage»; et il divise la grammaire en trois parties: 1° formation des mots, subdivisée en prosodie et orthographe; 2° agglutination; 3° mutuation. La prosodie, pour M. de Azcue, est simplement la prononciation. Ce qu'il appelle l'agglutination, c'est à la fois la dérivation et la composition; quant à la mutuation, c'est à dire la manière dont les mots doivent se comporter les uns vis-à-vis des autres, c'est tout bonnement notre syntaxe. Je ne suivrai pas l'auteur dans tout le détail de son étude un peu trop minutieuse, je le répète; je voudrais seulement dire quelques mots des chapitres relatifs à la déclinaison et à la conjugaison. Tout ce qui regarde la déclinaison est compris sous la rubrique «agglutinantes et circonstances de relation», qui sont «simples et composées, locales, animées, matérielles et verbales-nominalisées». Les simples sont au nombre de vingt: *k* (actif), *n* (gén.), *i*, *gan*, *gandik*, *gana*, *ganantz*, *ganaino*, *gaz*, *kin*, *ko*, *n* (loc.), *tik*, *ra*, *rantz*, *raino*, *z*, *tzat*, *gaitik*, *ko* (pour), *arte*. Cette énumération suffit pour montrer que M. de Azcue n'est pas linguiste et ne sait pas ce que c'est que la méthode analytique, car, au premier coup d'œil, ces vingt dérivatives simples se réduisent à dix ou onze; les autres sont dérivées de celles-là: et enfin, la dernière, *arte*, est un substantif indépendant. Mais il faudrait ajouter les autres dérivatives que M. de Azcue appelle «relatives locales»: *a*, *ik*, *ta*, etc. Tout cela est fort peu clair et trop compliqué. N'est-il pas plus commode de dire: la déclinaison basque s'opère par des suffixes dont le nombre est illimité et dont quelques-uns ne s'emploient que dans des circonstances déterminées? Les discussions que M. de Azcue entreprend avec MM. Campion, Van Eys et le prince L.-L. Bonaparte ne portent pas et démontrent une fois de plus l'incompétence linguistique de l'auteur. Il prétend par exemple réfuter victorieusement une assertion de M. Campion en affirmant que la langue basque est trop noble, trop belle, et trop parfaite, pour être un produit inconscient et spontané de l'organisme humain.

Quant au Verbe, le travail de M. de Azcue n'embrasse pas moins de 140 pages (145 à 285). C'est une étude très complète et très soignée, mais à laquelle on peut faire tout d'abord les deux mêmes reproches que l'on doit adresser à tout l'ouvrage: excès de divisions et abus des infiniment petits, méconnaissance des données de la linguistique. Le commence-

ment est une petite dissertation, un peu ridicule, sur le verbe basque «prodigieux et divin» qui est comparé à la mer immense et aux grands phénomènes de la nature, incompréhensibles et inexplicables! L'auteur donne ensuite du verbe une définition parfaitement inexacte: «un mot qui exprime l'existence»; c'est pourquoi il n'accorde, en principe, au basque qu'un seul verbe proprement dit, le verbe substantif, le verbe *izan* «être», et à cette occasion, il affirme une fois de plus que la langue n'a ni irrégularités ni exceptions, ce qui ne veut rien dire L'analyse de la conjugaison est faite d'une façon à la fois si minutieuse et si peu méthodique qu'on se perd à travers ces catégories et ces tableaux, et qu'il serait à peu près impossible à quelqu'un qui ne serait pas déjà au courant de se rendre compte des éléments du verbe basque. Le tableau qu'en donne M. de Azcue n'est ni exact ni complet; c'est comme sa reconstitution du présent de l'indicatif de «être»: *nai, ai, dai, gaiz, zaiz, daiz.* J'ai démontré, il y a déjà longtemps, que ce doit être: *niz, kiz, diz, gizaz, zizaz, dizaz.* Mais, pour M. de Azkue, le radical ou, pour employer sa propre expression, le noyau du verbe *izan* est, non pas *iz*, le seul logique, mais *au, eu, endu, ei, endi,* où je retrouve au moins trois radicaux secondaires n'ayant rien de commun avec *izan.* En dehors de la conjugaison périphrastique qui est générale, M. de Azcue ne reconnait que vingt-neuf verbes conjugables et il morigène Lardizabal d'en admettre d'autres ajoutant toutefois que peut-être y en avait-il un plus grand nombre jadis. Je me borne à renvoyer l'auteur à Liçarrague et à Oihenart: il y trouvera beaucoup de verbes simples qui manquent à son tableau de la page 155. Du reste, pour faire voir à quel point il pousse l'esprit de système, il suffit de citer cette phrase: «à mon avis, tous les verbes conjugables ont été dérivés du verbe *izan.* Quoique je ne puisse pas démontrer comment ils ont été dérivés, je crois que je sais pourquoi ils l'ont été de *izan.* Il y a beaucoup de choses qu'on ne peut pas démontrer et qu'on ne peut davantage nier. C'est ce qui arrive avec les mystères . . .» Cet argument, enprunté au catéchisme, n'est-il pas irréfutable? Un peu plus loin, cherchant à expliquer l'idée de temps, il fait de la haute philosophie métaphysique et se prévaut de l'autorité de Balmès. Le temps, dit-il, peut être considéré de deux façons: dans les choses, c'est la succession de ces choses mêmes; dans l'entendement, c'est la perception des relations entre l'être et le non être. Heureux qui peut comprendre un pareil galimatias!

Avec M. Johann Topolovšek, nous entrons à pleines voiles dans le domaine de la fantaisie. Son volume, die basko-slavische Spracheinheit[4]), défie toute critique. Ce n'est qu'une longue série de mots comparés les uns aux autres et classés suivant de prétendues lois phonétiques; le tout a pour but de démontrer que le basque et le slave ont une seule et même origine. Je n'ai pas qualité pour apprécier la valeur du vocabulaire slave; mais les mots basques ne sont pas toujours authentiques. Je ne reconnais point par exemple *cepois* «tronc» emprunté parait-il à Larramendi où je ne l'ai pas retrouvé. *Pake* ou *bake* «paix» n'est que le latin *pacem,* de même que *phunzela* est une simple altération du français *pucelle.* Du reste, à la façon de tous les étymologistes,

4) Vienne, Karl Gerold, 1894, in-8°, xlvij-256 p. Crf. JBRPh. II 10[18].

M. Topolovšek arrange les mots à sa guise; il dit que *aiskora* «hache» est pour *saikora*, ce qui lui permet d'en rapprocher le slovène *sekira*, le serbe *sjekira*, le petit-russe *sokyra* et le russe *sokera*; mais *aizkora* vient probablement de *aitz* «roche, pierre» et en tout cas rien ne démontre que *aiz* y soit pour *zai* primitif.

Plus sérieux est l'ouvrage posthume de M. Georg von der Gabelentz, publié par M. le Comte de Schulenburg: Die Verwandtschaft des Baskischen mit den Berbersprachen Nord-Africas[5]). Il y a dans ce livre quelques observations linguistiques intéressantes et quelques-rapprochements dignes d'attention; mais, outre que le vocabulaire n'est pas toujours rigoureusement exact, que prouvent des comparaisons de mots souvent fort dissemblables d'ailleurs ou de significations sensiblement différentes? Est-il possible par exemple d'admettre une parenté quelconque entre le basque *manthar* «chemise de femme» (angl. *shift*) et le kabyle *amsil* «drap, linge»? Au surplus, l'ouvrage de M. von der Gabelentz n'est qu'un vocabulaire comparatif et de pareils vocabulaires n'ont jamais rien prouvé. Il y avait mieux à faire; on aurait pu signaler certaines constructions d'allures sémitiques, la ressemblance évidente des pronoms personnels avec ceux des sémites et des khamites, la conjugaison incorporante du régime, la distinction dans le verbe du genre de la personne interpellée; on aurait pu rappeler aussi les analogies anthropologiques qu'on a cru pouvoir constater entre les Basques et les Kabyles; on aurait pu enfin parler de la ressemblance de certains caractères celtibériens avec plusieurs signes des vieilles écritures libyques; et l'on a récemment rapproché de ces écritures des *graffiti*, si ce mot nous est permis, tracés sur les rochers par les vieux habitants de la France sud-occidentale.

On aurait compris que ces analogies fussent signalées, quoique leur importance soit secondaire et qu'elles ne prouvent en aucune façon la parenté des Basques et des Berbères. Elles n'ont point échappé à M. C. A. Uhlenbeck qui a publié, sous le titre de Baskische Studien[6]), un fort intéressant travail. M. Uhlenbeck, qui ne parait avoir connu que les travaux de G. de Humboldt, de Charencey, Phillips, Van Eys, Bonaparte et Arno Grimm, montre que, s'il y a des analogies entre le basque et les langues finno-ougriennes, il y en a aussi avec les idiomes américains, polynésiens et khamitiques. Mais il y a aussi de graves dissemblances, et aucune parenté n'est probable quoique le basque soit plus rapproché de l'égypto-sémite et de l'indo-européen que de l'ougro-finnois.

Le mémoire de M. Uhlenbeck est surtout consacré à la phonétique; ses observations auraient gagné à être plus étendues, car il n'a évidemment pas eu un assez grand nombre de documents à sa disposition; et il y aurait beaucoup de choses à ajouter. Par exemple le mot *arpegui* ou *aurpegi* «visage» est certainement une altération de *ahozbegi* «de la bouche aux yeux». Aux exemples de $h = k$ primitif, on aurait pu ajouter ces remarquables pronoms *kau*, *kori* (pour *hau*, *hori*) des vallées bas-

5) Brunswig, Richard Sattler, in-8°, vij-285 p. et 4 tableaux. Cfr. JBRPh. II 11 [16]. 6) p. 177—228 des Mémoires de la royale Académie des Sciences de Hollande. 3e série, 8e vol., 2e livr., 1891.

navarraises espagnoles et les formes telles que *baitaiz* «parce que tu es» pour *bai-haiz*, de Liçarrague (Nouveau Testament de 1571) qui démontrent péremptoirement que *haiz* était jadis *kaiz*, car *h* n'aurait pas été durci en *t* après *bai*. Je ne crois pas à l'étymologie *Biarritz* «deux chênes» (*bi, aritz*); les Basques disent toujours *miarritze*. Je ne connais pas le mot *ertor* avec le sens de «pasteur». La parenté de *otso* «loup» et *potcho* «chien» me parait extrêmement douteuse. Dans *zakur* = *chakur, zuri* = *churi, zuzen* = *chuchen*, il n'y a pas seulement phénomène phonétique, mais le changement de *z* en *ch* correspond à une nuance diminutive très sensible. J'arrête ici ces observations qui n'ôtent rien au mérite du travail de M. Uhlenbeck, mais je rappellerai que, dès le mois d'avril 1870, j'avais publié dans la RL. un travail sur la phonétique basque où j'avais indiqué la plupart des mutations relevées par M. Uhlenbeck.

Après ces études phonétiques, M. Uhlenbeck expose les principaux suffixes ou préfixes primaires qui servent à la dérivation des racines; il en reconnait douze principaux; *a* (*e, o*) — *i* — *u* — *ka* — *t* ou *d* avec une voyelle — *ba* — *n, ñ, na, ina,* — *ar, ur, ri* — *la* (*le*) — *ta, tza* suffixes et *ma* — *sa, za, so, zo* préfixes. Il cherche, par la comparaison des divers mots, à découvrir leurs sens: *sa* indiquerait «conjonction», *ba* «instrument, moyen», etc. Et pour conclure, il passe en revue dix racines basques et leurs dérivés: *aro* «temps», *ardo* «vin», *ardura* «souci», *ordu* «temps», *orde* «place», et peut-être *arrain* «poisson», *ardi* «brebis», *arrano* «aigle», se rattacheraient à une racine *ar* qui aurait la signification de «aller, couler, glisser» et que l'auteur rapproche de la racine aryenne *ṛ, or, ar* «se mouvoir, se lever, règle, ordre, etc.» Beaucoup de ces rapprochements et de ces dérivations sont discutables, mais c'est là sûrement la voie où il faudra chercher quand on voudra arriver à l'analyse définitive et sérieuse du vocabulaire euscarien.

Chemin faisant, M. Uhlenbeck dit quelques mots de la question ibérienne. Il lui parait que en général le caractère basque des inscriptions et documents ibériques est assez douteux, quoique cette parenté soit rendue vraisemblable par un certain nombre de mots. Au commencement de cette petite discussion, il combat la proposition de voir dans *Accetania, Carpetania*, etc., un suffixe *eta* qui signifierait «place, localité». Ce suffixe, dit-il n'existe pas. Phillips y a vu le suffixe locatif *etan*, mais Van Eys explique cet *etan* par **ekan* dont la forme primitive serait quelque chose comme **harekan*. Il n'est pas possible d'accepter ces explications; l'étymologie *etan* = *arekan* est vraiment trop compliquée. D'autre part, le suffixe de localité *eta* existe parfaitement avec son synonyme *aga*, et ils ont l'un et l'autre la signification incontestable de «multitude, abondance»; cf. les noms propres *Harrieta* «les Pierres», *Zumarraga* «les Ormes», *Expeleta* «les Buis», *Liçarraga* «la Fresnaie», etc. J'ai d'ailleurs entendu, à S. Pée-sur-Nivelle, en 1875, des paysans appeler *Bisustiak* un canton boisé que le cadastre, fait en 1808, désignait sous le nom de *bisustieta*. Il n'est pas douteux non plus qu'il y ait un rapport de parenté entre cet *eta* et le suffixe locatif *eta*. On constate quelque chose d'analogue dans les noms des maisons qui rappellent ceux de leurs propriétaires: *Dagieubaita* «la maison Dagieu», *Lafitenea* «la maison des Lafite» pourraient se traduire «chez Dagieu»,

«chez les Lafite», ce qu'on exprimerait, dans la conservation courante, par les formes *Dagieubaitan, Lafitenean*.

Mais la question de grammaire basque la plus importante qui ait été discutée depuis 1890 est incontestablement celle de la nature exacte du verbe transitif. En 1885, M. Friedrich Müller, pour faire comprendre la conjugaison périphrastique du basque, observait que si «je vais» se rend exactement par «je suis en aller», «tu me portes» doit se dire nécessairement «je suis en porter par le moyen de toi» c'est à dire «je suis porté par toi» [7]). En 1888, M. H. Schuchardt affirmait nettement le caractère passif du verbe transitif basque et il étendait cette particularité au verbe caucasique [8]). De son côté, M. V. Stempf, de Bordeaux, reprit la question dans une brochure de 15 p., avec un feuillet supplémentaire, qu'il publia en français [9]) et dont il fit paraître en même temps une traduction allemande [10]). Le point de départ de sa discussion est la constatation de l'existence de deux nominatifs en basque: *gizona* «l'homme» et *gizonak* «les hommes» sujets du verbe transitif, *gizonak* «l'homme» et *gizonek* «les hommes» sujets du verbe transitif. Ce dernier, dit M. Stempf, est proprement un instrumental; la preuve de ce fait est donnée par des expressions comme la suivante: *Jangoikoak emanik* qu'on ne peut guère rendre autrement en français que «donné par Dieu». M. Stempf va plus loin et, ramenant tous les verbes à «être», il explique *dut* «je l'ai» par *da-ukan-t* «il est-eu-à moi» et *darama* «il l'emporte» par *da-eraman* «il est emporté».

Trois ans après, M. Schuchardt faisait paraître un mémoire de 82 p. in-4° intitulé Über die Entstehung der Bezugs-Formen des baskischen Zeitworts [11]), dont il a donné un résumé dans les procès-verbaux des séances. Dans cette brochure, M. Schuchardt confirme sa théorie, en la précisant: «le basque n'a pas de verbe actif» et il rend *nakarzu* «vous portez moi» par «je suis porté par vous». J'ai critiqué cette manière de voir dans la RL. [12]) et M. Schuchardt m'a répondu dans la ZRPh. (das baskische Zeitwort und Julien Vinson [13]); à cet article, j'ai répliqué en janvier 1895 [14]) et M. Schuchardt a repris la parole six mois après [15]). J'ai arrêté la discussion pour le moment, mais je compte bien pouvoir la reprendre prochainement.

Je ne saurais évidemment exposer ici tous les arguments pour ou contre la théorie proposée. Il suffira d'insister sur ce point que l'un des arguments principaux invoqués à son appui est l'absence absolue d'accusatif en basque et la présence au contraire de deux nominatifs dont l'un sert uniquement de sujet aux phrases actives. Ce second nominatif, pour M. Stempf, M. Schuchardt, M. Giacomino et d'autres, n'est pas autre chose qu'un instrumental: *gizonak* n'est plus «l'homme (actif)» mais «par l'homme». Aussi *gizonak egina* signifie-t-il tout naturellement «fait par l'homme»; de même, *nikyo dut* doit-il être traduit «il

---

7) Grundriss der Sprachwissenschaft, t. II, p. 18. 8) LBlGRPh. 1888 Sp. 229. 9) La langue basque possède-t-elle, oui ou non, un verbe transitif etc.? 24. dec. 1890. 10) Besitzt die baskische Sprache ein transitives Zeitwort oder nicht? den 24. Dec. 1890, 16 p. in-8°. 11) SBAkWienphhlKl., vol. XIII, 2e livr. 12) T. XXVII, 1894, p. 95–110. 13) XVIII p. 532—538. 14) RL., t. XXVIII, p. 73—86. 15) RL., t. XXVIII, p. 200—209.

a été battu par moi» et non «je l'ai battu». Il m'a semblé, et je le crois encore, que l'erreur des partisans de cette théorie est facile à reconnaitre; je l'ai dit dans les articles cités plus haut et je l'ai répété dans un travail sur Les constructions participiales dans les langues modernes de l'Inde[16]). On s'est surtout préoccupé de cette double forme nominative et il a paru tout naturel de faire de l'une un instrumental. Si *nik ikusia* doit être traduit «vu par moi», il faut faire de *nik ikusi dut* «il a été vu par moi» au lieu de «je l'ai vu».. Mais je préfère traduire *nik ikusia* «ce que j'ai vu», trouvant là un nouvel exemple de ces constructions participiales familières aux langues de l'Inde, par lesquelles on évite l'emploi des pronoms relatifs. En tamoul, *puli kon'd'a vîran* peut avoir les deux sens de «l'homme qui a tué le tigre» ou «l'homme qu'a tué le tigre» parce que *puli* peut être à la fois nominatif et accusatif, mais *nân kanḍa puli*, avec *nân* nominatif, ne peut avoir d'autre sens que «le tigre que j'ai vu»; on pourrait dire en basque *nik ikusi tigrea*.

J'avais à ce propos cité l'exemple de l'hindoustani où la tournure passive est devenue pour ainsi dire la règle, en ce qui concerne le passé du verbe transitif. Au lieu de dire «le roi a regardé sa fille», l'hindou contemporain dira «par le roi sa fille vue», *râjâ nê apnî bêtî dêkhî*; et cet usage est tellement entré dans les habitudes que les Indiens regardent *râjâ nê* comme un nominatif actif. L'erreur est évidente, et il suffirait, pour l'établir, de mettre en avant la construction impersonnelle *râjâ nê apnî bêti kô dèkhâ* «par le roi à sa fille vu». On voit que c'est ici tout le contraire du basque. M. Schuchardt m'a répondu que précisément le cas était le même, le *râjâ nê* hindoustani correspondant parfaitement à l'*errege-k* basque. Mais, en hindoustani, la construction passive, exclusivement limitée au passé actif, est toute moderne, d'ordre purement syntactique; tandis qu'en basque, on voudrait l'étendre à l'ensemble du verbe transitif et en faire une loi essentielle et organique. Cette théorie d'ailleurs n'explique point les irrégularités de la conjugaison basque.

Dans la même étude, M. Schuchardt s'occupe des formes de tutoiement dites «formes allocutives»; il y voit des datifs éthiques, tandisque je préférais y voir des vocatifs. Le même savant avait précédemment publié trois importantes études sur le vocabulaire basque: Romano-Baskisches, germanische Wörter im Baskischen et Baskisch und Germanisch[17]). Les deux derniers articles répondent à deux observations de M. Uhlenbeck dans le même journal[18]).

Pour en revenir aux œuvres d'ensemble, aux ouvrages généraux, il faut certainement ranger dans la catégorie des bons livres, des livres consciencieux et utiles, celui de M. l'abbé Ithurri, curé de Sare, qui n'est pas encore achevé et dont la plus grande partie a été publiée après

16) Centenaire de l'Ecole des Langues Orientales vivantes, 1795—1895. Recueil de Mémoires publiés par les Professeurs de l'École. Paris, impr. nat., M. DCCC. XCV. in-4°, p. 127—144. 17) BGDSL., XVIII, p. 531—534 et XIX, p. 537—543. 18) XVIII, 397—400 et XIX, 326—329.

sa mort: «Grammaire basque, dialecte labourdin»[19]). L'auteur n'est pas un linguiste et il n'est pas au courant des méthodes et des habitudes de la science; mais il a lu beaucoup et c'est un excellent observateur, doué d'un grand bon sens naturel et d'un sentiment très exact des choses. Son ouvrage est net, précis et clair; il ne fait ni dissertations prétentieuses, ni tirades enthousiastes. Il a le très grand soin de relever, en notes, les passages des écrivains dont il invoque le témoignage; c'est grâce à cette excellente précaution que j'ai rencontré, avec un très grand plaisir, une très curieuse forme de verbe attributif avec la première personne régime incorporée: *bere amari guziak eman* giotza *umetzat* «il nous a tous donnés à sa mère pour enfants» (Duhalde, Méditations, 1809, p. 267). Ce *giotza* «il a nous à lui» n'avait encore été signalé par personne et on n'avait relevé de formes analogues que dans Liçarrague. M. Ithurri a assez bien analysé les éléments formatifs du verbe; il a le courage de reconnaître à *zu* «vous sing.» son caractère formel de pluralité et il fait tout naturellement de *dago, dakusa*, etc., des verbes simples. J'aurais néanmoins bien des remarques à faire sur la transcription, parfois peut-être un peu compliquée; sur la déclinaison, où les «cas» ont des noms bizarres: élatif, sociatif, prolatif, et autres; sur la prononciation du *y* semi-voyelle assimilé à un *d* mouillé; notamment. — P. 4, je remarque ceci: «les auteurs du seizième et du dix-septième siècles remplacent quelquefois par *o* la lettre *a* ou *e* qui précède la dernière lettre du suffixe»; on est un peu étonné que M. Ithurri n'ait pas remarqué les trois formes de l'article: *gizona, gizonor, gizonori*, dérivées des trois pronoms démonstratifs. — Ce qui est dit du pronom relatif (p. 20) est très-exact, mais on aurait pu ajouter que ce pronom relatif est une invention moderne à l'imitation des langues romanes, une adaptation du pronom interrogatif.

En revanche, on ne peut guère regarder que comme une curiosité la petite grammaire biscayenne de Mikoleta qui était conservée manuscrite au British Museum; elle offre cet intérêt que les imparfaits et les conjonctifs en *an* final s'écrivent par *a* sans *n* ni même sans tilde. C'est un calque banal des livres classiques latins ou espagnols auquel l'auteur a joint un court vocabulaire et quelque dialogues. Il s'appelait d. Rafael de Micoleta et était de Bilbao, où il vivait; son manuscrit remonte au milieu du dix-septième siècle, à 1653. En 1880, M. Sanpere y Miquel, directeur de la RCH. qui se publiait à Barcelone, reçut une copie de ce manuscrit et l'inséra dans le nº. de son journal portant la date de novembre 1880[20]). Ayant eu quelque raisons de supposer cette édition incorrecte, M. E.-S. Dodgson se procura une nouvelle copie de l'ouvrage et la fit imprimer avec soin, à ses frais, à Séville, chez M. Fr. de G. Diaz, en 1897[21]). Malheureusement le goût le plus pur n'a pas présidé à cette réimpression; le titre est fort laid et la brochure est ornée de figures bizarres: un hibou, un lézard, une tête de nègre, un acrobate et un singe, une araignée. Ce dernier signe fait involontairement penser à certaine phrase d'argot par laquelle on prétend

19) Bayonne, impr. Lamaignère, 1895 (et ann. suiv.), in-8° de viij p. préliminaires et 72 p. (c'est tout ce qui a paru jusqu'à ce jour. 20) t. II, p. 122—155. 21) 36 p. pet. in-4°, deux cents exemplaires.

caractériser un regrettable état d'esprit. M. DODGSON d'ailleurs est un basquisant aussi désordonné que peu méthodique; ses contributions, pour employer un mot à la mode quoique peu français, sont innombrables; elles remplissent les journaux de Paris et de la Province, les journaux anglais, allemands, italiens, espagnols, irlandais et d'autres peut-être encore. Je choisis parmi les plus importants de ces articles. Il a donné à la RL.[22]) un fragment de la pastorale de Ste. Hélène; il s'agit ici non pas de la mère de Constantin, mais d'une Ste. Héléne, fille de l'Empereur Antoine, dont la légende fait partie de la Bibliothèque Bleue. Dans la même RL.[23]), il a commencé l'analyse du verbe de Liçarrague: formes employées dans les épitres de Saint-Pierre. Ce travail a été continné dans les ActSPh.: deux articles où sont relevées les formes verbales des trois épîtres de S. Jean et des deux épîtres de S. Paul à Timothée[24]); c'est toujours la même analyse extrêmement minutieuse. Il aurait mieux valu ne rien publier avant d'avoir étudié tout le verbe de Liçarrague et donner alors, en une seule fois, tous les exemples de chaque forme; mais M. Dodgson, on ne saurait trop le dire, manque toujours d'ordre et de méthode. Son travail sur les Inscriptions basques, qui a paru dans le BAcH(Madrid)[25]) est d'un intérêt beaucoup moindre. Les neuf dixièmes de ces prétendues inscriptions sont des enseignes de boutique, des tituli sans aucun intérêt et sans aucune prétention littéraire, des annonces sans la moindre valeur scientifique.

M. DODGSON a également publié dans la RL.[26]) un petit vocabulaire espagnol-basque qu'il a trouvé écrit à la main sur les gardes d'un exemplaire du Dictionnaire de Larramendi, et deux notes sur le biscayen du milieu du XVIIe siècle, à propos du catéchisme de Capanaga (1656) dont il a publié une nouvelle édition.

Parmi les travaux auxquels nous reprocherons toujours une méconnaissance trop grande de la méthode scientifique, et où nous trouverons toujours l'influence de l'a priori, nous devons mettre au premier rang ceux de M. HYACINTHE DE CHARENCEY qui est un euskarisant de vieille date. Il y a environ quarante ans qu'ont paru ses premiers travaux. A part quelques excursions assez heureuses dans le domaine propre de la grammaire, p. ex. une phonétique souletine[27]), toutes les études de M. de Charencey portent sur le vocabulaire basque. Sa communication au Congrès des Catholiques en 1891 (11 p. gr. in-8°), celles au Congrès pour l'avancement des sciences à Pau en 1892 (17 p.) et à Bordeaux en 1896 (12 p.), ses articles dans les MSLP. ou les BSLP.[28]); dans les MAC.[29]), dans la RL.[30]), dans les CRAC.[31]) sont presque uniquement consacrées à des recherches étymologiques. Qu' il s'agisse de noms d'animaux, des noms de jours ou de mois, ou des affinités du basque avec divers idiomes des deux continents, M. de Charencey paraît n'avoir qu'une seule préoccupation: démontrer, à grand renfort d'étymologies hasardées et de

22) t. XXV, 1892, p. 164—180. 23) t. XXIII, 1890, p. 167, 262 et t. XXIV, 1891, p. 43. 24) 1892, p. 117–160; 1896, p. 211—266. 25) 1895 et 1896. 26) 1894, p. 150–159, 345–349; 1897, p. 313–326; 1898, p. 35—41. 27) RL., 1890, p. 293–311; 1891, p. 72–88 et 144–165. 28) 1896, p. cl—clv; 1895, p. vlvj—lv, et 250–259; 1893, p. 118–135 et 218—237. 29) 1894, 71 p. 30) 1896, p. 339—347; 1897, p. 281–310. 31) 1897, 9 p.

rapprochements aventureux, que presque tout le vocabulaire euskarien est emprunté. Les idiomes de l'Amérique du nord, les langues ougro-finnoises, le germanique, le grec, le latin, les patois populaires, s'y seraient confondus dans une vaste olla podrida passablement indigeste. Rien de moins méthodique, de moins scientifique et surtout de moins vraisemblable que ces hypothèses. Combien il est fâcheux que tant de qualités d'analyse, tant de facultés d'observation n'aient pas été employées à des études plus positives et plus utiles!

Dans les AM.[32]) M. A. Thomas a publié, lui aussi, quelques étymologies basques. Il ne s'agit ici que d'emprunts possibles au roman; et plusieurs des propositions de M. Thomas sont admissibles. Mais je persiste à penser que nous ne connaissons pas encore assez la grammaire basque pour avoir le droit de faire des étymologies, ni même de rechercher les parentés ou les affinités.

M. G. Giacomino a cependant examiné dans les suppléments périodiques à l'AGIt.[33]) les rapports entre le basque et le vieil égyptien. Il signale d'abord les dissemblances que présentent les deux langues, puis leurs ressemblances qu'il exagère d'ailleurs un peu. On ne saurait nier que le système grammatical de l'euskara a quelques analogies avec celui des langues khamitiques ou même sémitiques, mais aller plus loin et conclure à une parenté originelle me semblerait excessif. Ainsi, M. Giacomino prend une peine énorme pour identifier les noms de nombre basques et égyptiens, mais sa démonstration est tout à fait insuffisante. *Bat* «un», *sei* «six», *zazpi* «sept» peuvent, à la rigueur, être rapprochés de *vat* copte et égyptien *uat*, *soù* c. et *sas* é., *sasf* c. et *seχef*, *sefeχ* é. Mais le reste? M. Giacomino trouve dans le vieil égyptien des traces du système quinaire et du système vigésinal seul usité chez les Basques; il y explique *cinq* par «une main», *dix* par «la moitié du corps» et *vingt* par «corps entier» c'est à dire «mains et pieds». Il voudrait retrouver les mêmes étymologies en basque: «cinq» y commençant par *b* (*bost, bortz*), ce *b* peut représenter *bat* «un»; — dans *amar* «dix», le *ma* radical n'est pas éloigné de l'égyptien *met* «milieu, demi», etc. Le parti-pris ou l'*a-priori* est ici trop évident. Plus sérieuse peut-être est la discussion de «neuf» et «huit» basques, *bederatzi* et *zortzi*; le suffixe final est le même, et *bed* rappelle volontiers *bat* «un»; serait-ce donc «un de moins, deux de moins (que dix)»? M. Stempf a montré depuis longtempes, dans l'E., que le radical *sor* parait avoir un sens dualistique; cf. *sortze* «action de naître» rapproché de *erditze* «action d'accoucher» où le radical *erdi* est incontestablement «demi, milieu». Ce sont là des observations très remarquables, mais la discussion est à peine ouverte et qui oserait prononcer définitivement, dans l'état actuel de la science?

M. Giacomino admet sans discussion la théorie passive du verbe basque.

Je viens de parler du journal l'Euskara[34]). Je ne connais pas beaucoup de collections plus intéressantes que les dix-sept numéros de

32) Toulouse, 8e année, no 29, janvier 1896, p. 83–88. 33) Sér. gén. II, p. 15 à 96. 34) Editeur Th. Linschmann, Willerstedt près Buttstedt. Imprimerie „Die Post" Berlin S. W. Zimmerstr. 94.

ce journal, fondé à Berlin, exclusivement pour l'étude du basque, par un groupe de travailleurs modestes et patients. Le premier numéro parut le 1er octobre 1886 et le dernier, dix ans après, le 15 juillet 1896. On y trouve des discussions importantes sur divers points de grammaire, entre MM. J. Vinson, W.-J. Van Eys, le prince L.-L. Bonaparte; de précieuses notes Bibliographiques de MM. J. Vinson, Th. Linschmann, Ch. Hannemann; une remarquable étude sur la musique basque de M. W. Brambach; des articles très consciencieux, mais à mon avis trop peu probants, sur les Ibères et la question ibérienne; des fragments de Dechepare analysés et traduits par M. Van Eys; un commencement de réimpression de l'Évangile de S. Jean, de Liçarrague; des critiques littéraires très consciencieuses; d'excellentes notices bibliographiques; et des varia fort curieux. Quel dommage qu'on n'ait pu continuer cette publication et qu'on ne puisse espérer la voir reprendre un jour!

C'est qu'il y a bien des choses médiocres ou insignifiantes dans les journaux et revues ordinaires!

Le GMa.[35]) a publié un petit mémoire de M. T.-L. Phipson sur «les Basques, leur pays et leur origine». Écrit sur des réminiscences d'un voyage fait quarante ans auparavant et sur de rapides lectures postérieures, le travail de M. Phipson n'est qu'un aperçu fort incomplet et fort inexact. Sa conclusion est que les Basques ne remontent, comme race, qu'à l'invasion musulmane et que leur langue est seulement un vieux patois espagnol. Chemin faisant, l'auteur propose quelques étymologies abracadabrantes: *makila* «my killer», *escuara* «school», *du* «to do», par exemple. Il a même la naïveté de regarder la romance bien connue «Quand on est Basque et bon chrétien» comme une chanson populaire basque. Bien supérieurs sont les deux articles de M. G.-E. Broade dans la Leisure hour[36]), le premier relatif aux Basques, à leur histoire, leurs mœurs, leurs origines; le second s'occupant uniquement des proverbes basques.

M. l'abbé J. Haristoy a commencé, dans le BSR.[37]) la publication d'un travail de feu M. le Capitaine Duvoisin sur le Verbe basque; c'est simplement une série de paradigmes, avec quelques citations d'écrivains basques et quelques observations sur le Verbe du prince L.-L. Bonaparte.

Dans le même recueil[38]) M. W. Webster a commencé la publication d'une grammaire basque composée il y a deux cents ans environ, par un ancien moine basque, Pierre d'Urte, originaire de S. Jean de Luz, converti au protestantisme et réfugié en Angleterre. Ce travail est intéressant et contient d'utiles observations encore exactes aujourd'hui. Le même écrivain avait laissé en manuscrit un dictionnaire latin-basque dont M. Webster a publié les vingt-cinq premières pages dans le BSSAB.[39]). M. l'abbé Haristoy, dont je rappelais le nom tout à l'heure, a, dans le BSB.[40]) porté le dernier coup aux prétendus chants historiques Basques célébrant la défaite des Cantabres par Auguste et le massacre

35) avril 1896, p. 356 à 366. 36) Mai 1897, p. 450—454, et juin 1897, p. 500—503. 37) 1895, p. 131 - 162. 38) 1895, p. 199—230; et 1896, p. 39) 1895, p. 541—564. 40) Dax, 1895.

par les Gascons de l'armée de Charlemagne. Ce sont des compositions tout à fait modernes, et fort médiocrement écrites.

Ce qu'on possède de plus anciennement authentique, en fait de documents basques, ce sont les quelques mots basques cités dans le fameux codex de Compostelle. On a recherché ce qui pouvait se trouver dans d'autres récits de voyage. M. DE BONNAULT d'Houet a signalé un petit vocabulaire recueilli en 1726 par un pèlerin picard[41]), et M. TH. LINSCHMANN a reproduit des notes analogues prises vers 1499 par un certain chevalier Arnold de Harff dont le journal avait été publié à Cologne en 1860[42]) M. E.-S. DODGSON a relevé des citations du même genre dans la Cosmographie de P. Merula qui date de 1605[43]).

La langue basque a joué un rôle important dans les trois sessions de Pau (1892), Bordeaux (1895) et Tunis (1896) du Congrès pour l'avancement des sciences: MM. J. VINSON, dr. LARRIEU, M. GUILBEAU, l'abbé INCHAUSPE, de CHARENCEY, LOEWY d'ABARTIAGUE, y ont vivement discuté l'origine, les affinités et la géographie de l'euskara.

Deux romans: l'un par un inconnu qui parait avoir vécu ce qu'il raconte (Don Ignacio, Paris, 1893, 420 p.) nous ramène aux émotions de la dernière guerre carliste et nous fait un tableau peu flatté des mœurs du clergé basque espagnol. L'autre, de Pierre Loti, alias Julien Viaud, empreint d'un mysticisme faux, se meut dans un cadre poétique également faux, et prétend nous initier au caractère et au moral du Basque[44]).

Dans l'annuaire du petit-séminaire de S. Pé, M. l'abbé CAZAURAN a commencé une fort bonne étude des anciens catéchismes de la région pyrénéenne dont beaucoup ont compté de nombreuses éditions basques.

On sait combien sont nombreux les Basques qui sont allés chercher fortune en Amérique. L'un deux, M. G.-P. GOYTINO, a eu l'ingénieuse idée de fonder, en leur honneur, un journal basque à Los Angeles, en pleine Californie. Ce journal, dont la rédaction était fort variée et où il y avait une partie littéraire assez soignée, a vécu plus de deux ans: le premier numéro avait paru le 15 juillet 1893.

Il n'y a rien à retenir de certaines plaquettes publiées en Biscaye, par exemple celles de M. ARANA Y GOIRI[45]) ou celle qui prétend enseigner le basque en 120 leçons[46]).

La question ibérienne, un peu délaissée depuis quelques années, a été reprise. Une vive impulsion lui a été donnée par l'ouvrage magistral de M. ÉMILE HÜBNER[47]). Dédié à la mémoire de G. de Humboldt, il comprend une préface, une table générale, des prolégomènes, la description des médailles puis des inscriptions, et enfin des tables: mots ibériques, noms géographiques, noms de dieux et de déesses, noms d'hommes et de

41) RL., 1891, p. 185–189. 42) E.. 15 décembre 1891; RL., 1892, p. 95–96. 43) RL., 1895, p. 264–268. 44) Ramuntcho, 1897, 351 p. 45) prefacio 1896, 32 p. in-8°; — lecciones de ortografia, 1896, 305 p. pet. in-8°. 46) El Euskara en 120 lecciones, 1896, 147 p. in-8°. 47) Monumenta linguae ibericae, Berlin, G. Reimer, 1893, v-cxliv-266 p. et une carte.

femmes; il se termine par une carte géographique montrant la répartition des documents originaux.

Dans ses prolégomènes, M. Hübner fait d'abord l'historique de la question; il rappelle les noms de tous ceux qui s'en sont occupés même accessoirement: je le remercie de la bienveillance avec laquelle il a cité le mien, ainsi que de l'approbation qu'il donne à mes conclusions. Il examine ensuite les travaux des principaux écrivains qui ont cherché à déchiffrer ces légendes désignées depuis longtemps en Espagne sous l'appellation de desconocidas. Puis il aborde à son tour la solution du problème: il montre que l'alphabet ibérique dérive incontestablement de l'écriture phénicienne, et que les légendes les plus anciennes, celles de l'Espagne ultérieure se lisent de droite à gauche tandis que toutes les autres doivent être lues de gauche à droite. Il étudie alors chaque lettre à son tour pour en déterminer la valeur d'une façon positive et définitive. Quant à la langue que ces inscriptions ont conservée, M. Hübner rappelle qu'on en connait d'autres spécimens, grâce aux noms géographiques et à certains mots cités par les auteurs grecs et latins; il en donne la liste. Peut-être conviendrait-il d'y ajouter au moins une partie des mots espagnols qui ne sauraient être rattachés ni au celte, ni au phénicien, ni au latin, ni au gotique. La langue ibérique peut être regardée comme la seule répandue dans toute la Péninsule et au sud-est de la Gaule; elle diffère absolument des langues indo-européennes: les mots y sont longs, mais on n'a pu encore reconnaître avec certitude les éléments dérivatifs des formes grammaticales. C'est à peine si l'on peut conjecturer que le radical *ared, areth, arc, areq*, etc., qu'on retrouve au commencement de plusieurs inscriptions doit avoir un sens analogue à la formule latine *hic est situs* (ou *sita*) «ci-gît».

Si j'étudie la langue ainsi en partie restituée, si je prends notamment pour points de départ de mon étude les quelques inscriptions en lettres latines dont la lecture n'est pas douteuse; si je tiens compte de l'omission possible des voyelles, fréquente d'ailleurs dans les écritures d'origine phénicienne; je ne puis, avec la meilleure volonté du monde, y rien trouver de basque. Je citerai, par exemple, l'inscription suivante de Lamas de Toledo, près Vizeu: *Rufin* (us) | *et* | *tiro scrip* | *servnt* | *veamnicori* | *doenti* | *anucom* | *lamaticom* | *crouceaimaca* | *reaicoi petravio* (e)*t* | *adom porcomioveas* | *caeilobricoi.*

Le document le plus intéressant de toute l'épigraphie ibérienne est la fameuse lame de plomb de Castellon. Longue de O^m 435 millimètres et large de O^m 04 centimètres, elle a été trouvée sur une hauteur appelée Puchol, près de Castellon de la Plana, dans un tumulus, au mois d'août 1851. Conservée maintenant au Musée archéologique de Madrid, elle est en parfait état, très lisible, et comprend 153 caractères formant 21 mots séparés les uns des autres pour trois points verticaux. Voici la lecture de M. Hübner: (*Z*) *irtaims. airicimth. sincktn. urcecerere. aurunikiceai. asthkiceaie. ecariu. aduniu. kduei. ithsm. eosu. shsinpuru. krkrhniu. qshiu. iithgm. kricazsense. ultthcraicase. argtco. aicag. ilcepuraics. iithsiniecarse.* S'appuyant sur le fait que cette lame de plomb a été trouvée dans un tumulus, au milieu de sépultures anciennes, et aussi sur la présence du mot *argtco* qui paraît avoir un sens tumu-

laire; M. Hübner suppose que cette inscription contient quelque loi funéraire ou quelque formule d'exécration, car les Grecs et les Romains avaient coutume de mettre dans les sépultures de pareils documents transcrits sur des lamelles de plomb.

Le recueil de M. Hübner reproduit 75 inscriptions dont 17 en caractères latins. Elles sont souvent incomplètes; il y a, parmi elles, deux ou trois anneaux de métal, un plat rond, un vase sans pied, quelques plaques; deux ou trois sont bilingues, mais leur état défectueux rend cette circonstance de peu de service.

Des légendes monétaires, prenons-en deux pour exemples: celles de Narbonne lues *Nerhencen* et celles de Sagonte lues *Arsesacen, arsecedr, arse*. Quant aux noms propres provenant soit d'inscriptions votives, soit de citations dans les auteurs classiques, je citerai les dieux ou déesses *Andero, Candiedo, Neto, Mentiviacus, Manedicà, Tricoria;* les noms d'hommes et de femmes *Aletea, Talevus, Verica, Letondus, Indercus.* Parmi les mots indigènes cités par les anciens, et dont plusieurs sont certainement inaltérés, notons *celia* «bière, boisson», *cetra* «bouclier», *asturco* «cheval, poulain», *dureta* «siège de bois».

Je le demande à tous ceux qui parlent le basque, qui le comprennent, qui l'ont étudié: y a-t-il dans tout cela des traces quelconques de basque? le basque peut-il fournir quelque indication, peut-il aider en quoi que ce soit à l'interprétation et à l'intelligence de ces inscriptions, de ces légendes, de ces mots isolés? La réponse ne saurait être douteuse.

Beaucoup de comptes-rendus du livre de M. Hübner ont déjà paru: dans la RL.[48]) par moi, dans la RCr. par M. d'Arbois de Jubainville[49]), dans les ClR.[50]) par M. R.-S. Conway, dans le BAcH(Madrid)[51]) par le père F. Fita. M. de Charencey vient de s'en occuper dans le BSLP.[52]); il n'y a pas lieu de s'arrêter à cet article qui est une suit d'étymologies le plus souvent extrêmement fantaisistes et hasardées.

Mais un savant de Bordeaux, M. V. Stempf, a vaillamment entrepris le déchiffrement des inscriptions ibérienes. Il ne s'est en aucune façon occupé du caractère extérieur des inscriptions, qu'il a étudiées uniquement en elles-mêmes et pour elles-mêmes. Il a d'abord cherché à établir un systeme de lecture, puis il a transcrit chaque inscription lettre par lettre et alors, à l'aide du dictionnaire basque, il a cherché à obtenir un sens quelconque. Le principal de ces essais a paru dans la RL.[53]) et je l'ai critiqué dans le même numéro[54]). M. Stempf s'y occupait de la lame de plomb de Castellon où il voyait une sorte de poème en prose racontant la pousse du blé, sa réduction en farine, et l'excellence de la viande de porc mangée entre deux tranches de pain; dans d'autres inscriptions, il trouve des formules médicales; d'autres sont pour lui des enseignes ou des indications de locaux. J'ai montré combien ces hypothèses, fort ingénieuses, sont inadmissibles; les lectures sont très discutables,

---

48) 1894, p. 247 - 253 et 1897, 112—125. 49) 1894, p. 228—231. 50) 1894, p. 357. 51) Oct. 1894. 52) Avril 1898. p. cix—cxix. 53) 1897, p. 97—111. 54) p. 112—125.

les mots aventureusement expliqués, les phrases incorrectes et bizarres, le sens général incompatible avec la nature de l'inscription. La clef de ces documents est certainement encore à trouver.

Paris. Julien Vinson.

II.
Zweiter Teil. Litteraturwissenschaft.

Vergleichende Litteraturgeschichte und Stoffgeschichte. 1890—97.

Das Gebiet der vergleichenden Litteratur- und Stoffgeschichte ist ein äusserst umfassendes, nicht nur weil sich die Forschung in den letzten Jahrzehnten der Verfolgung einzelner Stoffe auf ihrem Wege durch verschiedene Litteraturen mit besonderer Energie zugewendet hat, sondern auch weil jedes Werk, das sich mit einer Quellenuntersuchung beschäftigt, im weiteren Sinne hierher gehört. Da es nun schlechterdings unmöglich wäre, alle Erscheinungen dieser Art seit dem Jahre 1890 Revue passieren zu lassen, schien es von Anfang an geboten, das Gebiet nach Möglichkeit abzugrenzen. Die Fülle des Materials veranlasste uns in erster Linie nur selbständig erschienene Arbeiten zu berücksichtigen, und über die Legionen von Artikeln in gelehrten und nicht gelehrten Zeitschriften — wenige ausgenommen — hinwegzugehen. Aber auch was zurück blieb, musste noch einer gründlichen Sichtung unterzogen werden. Viele einschlägige Arbeiten, die einen bestimmten Schriftsteller oder ein bestimmtes Werk zum Ausgangspunkte ihrer vergleichenden Untersuchungen nehmen, haben in vorliegendem Organe an anderer Stelle (z. B. in den Referaten über französische, italienische oder spanische Litteratur u. s. w.) bereits eine Würdigung erfahren, oder es wird ihnen noch von anderer Seite eine solche zu Teil werden. Von einer Besprechung solcher Werke sahen wir im Prinzip ab, und berücksichtigten sie nur dann, wenn ihre Zugehörigkeit zum Gebiete der vergleichenden Litteratur und Stoffgeschichte besonders deutlich hervortrat. Andererseits nahmen wir jedoch auch viele Schriften in unser Referat auf, die in der Flut der Neuerscheinungen beinahe spurlos vorübergegangen wären, so dass die vorliegende Arbeit zugleich als eine Ergänzung der übrigen Referate betrachtet werden kann*).

*) Leider lagen uns bei weitem nicht alle Werke vor, denen wir eine Würdigung zugedacht hatten. Die Titel derselben namhaft zu machen, würde bei ihrer Zahl jedoch zu weit führen. Sollten Rezensionsexemplare nicht berücksichtigter Werke aus den in Frage kommenden Jahren noch nachträglich einlaufen, so sind wir bereit, die Besprechungen bei nächster Gelegenheit nachzutragen. —

I. Vor allem müssen wir einiger Werke gedenken, welche grössere Gruppen litterarischer Produkte vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte aus behandeln. Höchster Beachtung wert ist da vor allem JOSEPH BÉDIERS's epochemachendes Buch über die **Fabliaux**[1]). Der Verfasser versteht unter Fabliaux einfach: „contes à rire“ und will die orientalistische Theorie, welche alle Fabliaux auf indische Urformen zurückführt, wiederlegen. Wir müssen gestehen, dass es B. gelungen ist, diese von den namhaftesten Gelehrten, wie Huet, Benfey, Köhler u. a. verfochtene Hypothese ad absurdum zu führen. Er weist die Unhaltbarkeit jedes einzelnen ihrer Argumente dank seiner grossen Sachkenntnis leicht nach. Hatten die Orientalisten behauptet, die Fabliaux seien dem klassischen Altertum fremd gewesen, und erst im Mittelalter über Byzanz und durch Vermittlung der Araber zu uns gekommen, so weiss der Verf. ihr Vorhandensein bereits bei Griechen und Römern nachzuweisen. Lehrten jene, dass auch die abendländischen Erzählungen im Inhalt durch gewisse Merkmale ihre indische Provenienz nicht verleugnen könnten, so beweist B. schlagend, dass diese Merkmale meist gar nicht auf buddhistische Anschauungen schliessen lassen, dass die wahrhaft indischen Erzählungen ausserhalb der Grenzen ihrer Heimat niemals zu Verbreitung gelangt, und dass nur sehr wenige von ihnen in die abendländischen Litteraturen eingedrungen seien. Von den 147 Erzählungen, welche Zahl nach B.'s Untersuchungen die Summe aller auf uns gekommenen Fabliaux darstellt, bleiben nach Berücksichtigung aller Kriterien 11 Fabelstoffe, zu welchen sich in orientalischen Dichtungen Pendants finden. Von diesen abstrahiert B. weitere 3, die heute noch in Indien fortleben, und von denen es zweifelhaft ist, ob sie daselbst entstanden. Somit bleiben 8, die B. nun einer eingehenden stoffgeschichtlichen Untersuchung unterzieht. Nach einer so glänzenden Widerlegung einer noch heute vielfach geltenden Theorie wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verf. sich bemüht hätte, einen vollgiltigen Ersatz für dieselbe zu finden. Er kommt jedoch zu dem Resultate, dass es überhaupt nicht am Platze sei, von einer Urheimat des ganzen Genres zu sprechen. Jedes Fabliau habe sein eigenes Vaterland, die Gattung sei international. Auch die Entstehungszeit sei für jede Erzählung eine andere. Ihr Fortleben begründet B. lediglich in ihrer Tendenz: quia est in eis virtus ridicula, quae facit ridere. Im II. Teile seines Buches vertieft sich der Verf. in das Studium der Fabliaux in Bezug auf ihren ästhetischen Gehalt, ihren Zweck, ihre Form und ihren Styl, und weist ihnen den gebührenden Platz in der Litteratur des XIII. Jahrhunderts — denn zu dieser Zeit standen sie in der höchsten Blüte — an. Ein sehr interessantes Kapitel über die Dichter der Fabliaux beschliesst diesen Abschnitt. Im Anhang verfolgt B. das Fortleben der 147 einzelnen Stoffe, in welcher Hinsicht er unzählige neue Nachweise erbringt. Er scheint der Wissenschaft diesen Dienst indess nur mit Widerwillen zu leisten, und will durch diesen Anhang blos die Gründlichkeit seiner Studien dokumentieren. Keineswegs billigt er diese Methode litterarischer Forschung. Doch wie dem auch

---

1) Les fabliaux. Études de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyenâge. (BEHE. 98. fasc.). Paris, E. Bouillon 1893 XXVII u. 485 S. gr. 8°.

sei — ob willig oder unwillig gegeben, was uns der Verf. giebt, muss uns in hohem Grade willkommen sein. — Dieselbe Gründlichkeit und Sachkenntnis lässt sich einem Buche von PIETRO TOLDO[2]) nachrühmen, das für das Studium der französischen Litteratur des 15. und 16. Jahrhunderts ebenso wichtig ist, wie jenes Bédier's für die des 13. In demselben werden 5 französische Novellensammlungen: Antoine de la Sale's „Cent nouvelles nouvelles, der Heptameron der Königin von Navarra, Nicolas de Troyes' „Grand paragon des nouvelles nouvelles," Antoine de Saint-Denis' „Comptes du monde aventureux" und Bonaventure Des Periers „Joyeux Devis" kritisch auf ihre Quellen hin untersucht. GASTON PARIS[3]) liess der Arbeit eine durch reiche Zusätze höchst wertvolle Besprechung zuteil werden. — Auf die italienische Novelle scheint sich dem Titel nach GIAMBATTISTA MARCHESI[4]) zu beschränken. Doch finden sich in seinem Buche so unzählige auf französische und spanische Litteratur bezügliche Quellennachweise, dass es gleichfalls als ein wichtiger Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte erscheint. Was der Verf. nur gelegentlich über das Fortleben einzelner nicht italienischer Novellensammlungen, wie des „conde Lucanor", erwähnt, übertrifft die Summe dessen, was in einschlägigen Fachjournalen in letzter Zeit über ähnliche Themata zu Tage gefördert wurde. Ganz besonderes Interesse gewinnt das Werk dadurch, dass es auch Unpubliziertes in den Bereich seiner Forschung zieht. Dies gilt vor allem von dem Kapitel V: „Due inediti: Francesco Angeloni e Giulio Del Testa Picolomini." Abgesehen von seinem wissenschaftlichen Wert bildet das Buch eine treffliche belletristische Leistung. An beiden Werken, sowohl bei Toldo, wie bei Marchesi ist die übersichtliche Anordnung des Stoffes, welche das Nachschlagen sehr erleichtert, rühmend hervorzuheben. — Im Tone angenehmer Causerie belehrt RUDOLF FÜRST den Leser über die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert[5]). Die Lektüre dieses Buches muss dank der gefälligen Darstellung als ein wirklicher Genuss bezeichnet werden. Fürst erblickt in einem gemässigten Realismus das charakteristische Merkmal der modernen Novelle, als deren erster Vertreter gemeiniglich Goethe angesehen wird. Dieser Realismus war dem 18. Jahrhundert, wenige Autoren ausgenommen, fremd, sei es, dass man das phantastische Feenmärchen oder die übertriebene „moralische Erzählung" pflegte. Diese Gattungen und was sonst noch in dem Zeitraume von 100 Jahren an Unterhaltungslektüre erschien, führt der Verf. dem Leser in anschaulicher Weise vor Augen. Die von Fürst erbrachten neuen Quellennachweise sind besonders auf dem Gebiete des Feenmärchens durchaus nicht gering anzuschlagen, so dass das Buch dem Laien wie dem Gelehrten gleich willkommen sein wird. — Eine originelle Arbeit ist ERNST SIECKES Liebesgeschichte des Himmels[6]), unter welchem Titel

2) Contributo allo studio della novella francese del XV. et XVI. secolo (considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana. 1895. Roma. E. Loescher. XIII u. 153 S. gr. 8°. 3) JS. Mai 1895. 4) Per la storia della novella italiana. 1897. Roma. E. Loescher. 213 S. 8°. 5) Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. 1897. Halle a. S. Max Niemeyer. VII u. 240 S. 8°. 6) Die

jener uralte Fabelstoff' zu verstehen ist, welcher Sonne und Mond als ein von Sehnsucht zu einander verzehrtes Liebespaar auffasst, das durch eine böse Macht stets von neuem gehindert wird, seiner Liebe froh zu werden. Der Verf. verfolgt den Grundgedanken der Fabel, von Orpheus und Eurydike ausgehend, durch verschiedene germanische Mythen bis zum Grimmschen Märchen von der schwarzen und weissen Braut. Mit einiger Phantasie, welcher der Verf. gütigst nachhilft, erkennen wir die Spuren jener Idee des öfteren wieder.

An das Gebiet der Folkloristik streifen REINHOLD KÖHLERS[7]) Aufsätze über Märchen und Volkslieder, welche JOHANNES BOLTE und ERICH SCHMIDT aus dem Nachlasse des gelehrten Weimarer Bibliothekars herausgeben. Das den überlebenden Schwestern Köhlers gewidmete Buch wird durch einen sehr warmen Nachruf aus der Feder Erich Schmidts eingeleitet, der den verstorbenen, zu dem alle jüngeren Forscher mit Verehrung emporblicken, charakterisiert. Es enthält 5 Aufsätze, welche Köhler in den Jahren 1864—88 im Weimarischen Mittwochs- oder Schlüsselverein zum Vortrage brachte, und von denen bloss der erste: Über die europäischen Volksmärchen bisher im Druck erschienen war. Ein sechster (1891) liegt als Skizze vor. Wer Reinhold Köhlers rastlosen Fleiss kennt, muss wissen, dass alles, was seinen Namen trägt, nur auf den höchsten Wert in seiner Sphäre Anspruch machen kann; und dies bestätigen auch die vorliegenden Aufsätze in vollstem Masse. Die Formvollendung derselben rechtfertigen die Hoffnung der Herausgeber, dass die Gabe auch weiteren Kreisen zu statten kommen werde. Die bisher unedierten Aufsätze betiteln sich: Eingemauerte Menschen (1873); St. Petrus der Himmelspförtner (1877); die Ballade von der sprechenden Harfe (1882); Von Glück und Unglück (1888), und das Hemd des Glücklichen (1891). Die Herausgeber haben das von Köhler verwertete Material in den Noten noch vermehrt. Schätzbar ist auch das Verzeichnis der sämtlichen Schriften Köhlers, welches den Schluss des Bandes (S. 136—52) bildet. — Eine Arbeit von JOHANNES BOLTE bildet den Glanzpunkt einer neuphilologischen Festschrift[8]). B. beschäftigt sich in derselben mit dem Märchen vom Tanze des Mönches im Dornbusch (bei Grimm heisst es: der Jude im Dorn). Es gelang dem Verf. 32 Bearbeitungen dieses Stoffes, und zwar Gedichte, Erzählungen und Dramen, in den verschiedensten Litteraturen nachzuweisen. Er bespricht sie sämtlich in eingehender und übersichtlicher Weise und stellt ihre Abhängigkeit unter einander fest. An die Arbeit schliesst sich der Neudruck von 4 seltenen, deutschen Versionen des Stoffes aus dem 16. und 17. Jahrhundert. — Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auch einen Blick auf den übrigen Inhalt des Buches zu werfen. Dasselbe enthält u. A. einen sehr gründlichen aber trockenen Aufsatz von

---

Liebesgeschichte des Himmels. Untersuchungen zur indogermanischen Sagenkunde. 1892. Strassburg. Karl J. Trübner. 131 S. 8°. 7) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1894. 152 S. 8°. Mk. 3. 8) Festschrift zur Begrüssung des 5. allgemeinen deutschen Neuphilologentages zu Berlin, Pfingsten 1892. Herausgegeben von Julius Zupitza. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1892. 202 S. 8°. S. 1—77.

JULIUS ZUPITZA[9]) über eine me. Bearbeitung von Boccaccios „De claris mulieribus", die sich als Handschrift (1433—40 verfasst) im British Museum findet, sowie die Übersetzung von 11 französischen Volksliedern durch MAX ROEDIGER[10]). Die Art und Weise, wie der letztere mit den Originalen umging, überschreitet das Mass des Erlaubten. Ganz abgesehen von Versen wie:

„Kaum that ich unter'n Tisch ihn 'naus (p. 143) oder:
„Erstaune dich nur nicht" (p. 161) oder:
„Dass er braun Mädel [Dativ!] Freude macht (ibid.)

geht der Übersetzer sogar soweit, einmal eine Strophe aus eigenem hinzuzufügen (p. 151). Sie lautet:

„Der [sc. Gänserich] nahm uns beide an der Hand
Und segnet ein das Eheband.
Das Brautlied sang die Ratze.
Hab' dich so lieb . . . etc. [Refrain.]

Warum der Übersetzer in diesem Lied: *„ma Magdelon"* mit: „Du Herzensdieb" wiedergiebt, ist ebenso unverständlich wie die Ersetzung des Namens *„Robert"* in dem Liede p. 159 durch „Diez". — Um bei den Festschriften zu bleiben, müssen wir auch des stattlichen Bandes gedenken, mit welchem das dankbare Nürnberg die 400. Wiederkehr von Hans Sachsens Geburtstag feierte[11]). In demselben hat eine Anzahl namhafter Gelehrter unter der Führung A. L. STIEFELS wertvolle Beiträge zur Würdigung des Dichters zusammengesteuert. Jeder einzelne derselben ist eingehenden Studiums würdig; an dieser Stelle wollen wir den Leser jedoch nur auf Stiefels Arbeit aufmerksam machen, da dieselbe stoffgeschichtlich allein in Betracht kommt. Stiefels Aufsatz Über die Quellen der Fabeln, Märchen und Schwänke des Hans Sachs (p. 33—192) verrät, wie alle Arbeiten des Verf. eine grosse Vertrautheit mit der Materie, die er diesmal als der erste einer eingehenden Behandlung unterzieht. Obwohl dem Mangel an Raum manche, gewiss wertvolle Mitteilung zum Opfer fiel, bietet der Verf. aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Belesenheit noch immer so viel neues, dass die Forschung auf diesem Gebiete eine bedeutende Bereicherung zu verzeichnen hat. Germanisten und Romanisten werden Stiefel für seine Arbeit gleich dankbar sein.

Umfassende Belesenheit verrät auch die Schrift von P. ARFERT über das Motiv von der unterschobenen Braut[12]), das er an der Hand von mehr als 100 einschlägigen Werken durch die Märchenlitteratur aller Völker verfolgt. Trotz allen Fleisses macht die Arbeit jedoch den Eindruck des Ungeklärten, und ermüdet beim Lesen, da der Verf. nach einander den Inhalt von Legionen von Märchen in knapper und eintöniger Weise erzählt. Die nötige Verbindung wird nur durch

---

9) ib S. 93—120. 10) ib. p. 143—67. 11) Hans Sachs-Forschungen. Festschrift zur 400. Geburtsfeier des Dichters. Im Auftrage der Stadt Nürnberg herausgegeben von A. L. STIEFEL. Nürnberg 1894. Im Kommissionsverlag der Joh. Phil. Rawschen Buchhandlung. VI u. 471 S. gr. 8°. 12) Das Motiv von der unterschobenen Braut in der internationalen Erzählungslitteratur, mit einem Anhang: Über den Ursprung und die Entwicklung der Bertasage. Rostocker Diss. 1897. 71 S. 8°.

eine recht trockene Einteilung hergestellt. Wissenschaftliche Verarbeitung und Kunst der Darstellung vermissen wir vollkommen. Sein Thema definiert der Verf. p. 6: die Geschichte der unterschobenen Braut stelle dar, „wie einem Manne nicht die ihm bestimmte, sondern eine durch List oder durch Verbrechen substituierte Braut zu Teil wird“ — an und für sich bereits ein sehr weites Stoffgebiet, das der Verf. noch ausdehnt, indem er nicht bloss solche Erzählungen, in denen es sich um eine Braut handelt, sondern überhaupt alle jene berücksichtigt, in denen eine Frauensperson durch List an die Stelle einer anderen gesetzt wird. Je weniger scharf abgegrenzt aber ein solcher Stoff ist, desto weniger eignet er sich zur Darstellung in der Form eines Essays. — Einige interessante Ansichten über die Theorie der Märchenforschung spricht REINHOLD SPILLER gelegentlich einer Untersuchung über das Dornröschen-Märchen[13]) aus. Hinsichtlich des letzteren beweist der Verf. die Unhaltbarkeit der Hypothesen Grimms, Uhlands und Benfeys, und weiss dem Leser wahrscheinlich zu machen, dass das Märchen ursprünglich auf einen indischen Sonnenmythus zurückgehe. Die verschiedenen morgen- und abendländischen Versionen werden sorgfältig mit einander verglichen und auf ihre gegenseitige Abhängigkeit geprüft. — In den kühnsten Vermuthungen gefällt sich dagegen HEINRICH WOLF in seinem des inneren Zusammenhanges entbehrenden Aufsatze: Mythus, Sage, Märchen (Sommer und Winter)[14]). Er erkennt (Sp. 59) in der schönen Jungfrau, welche uns in vielen Grimmschen Märchen begegnet, „dieselbe Lichtgestalt, wie in Brunhilde, Hildegunde, Helena und Medea: ein Symbol des himmlischen Schatzes“. — Das Verhältnis der Märchen Clemens Brentanos zu ihren französischen und italienischen Vorbildern wird von H. CARDAUNS[15]) eingehend erörtert. Das Buch verdient auch um der neuen Nachrichten Willen Beachtung, welche es zur Entstehungsgeschichte der Brentanoschen Werke beibringt. Freilich darf hierbei nie vergessen werden, dass wir es mit einer Publikation der Görres-Gesellschaft zu thun haben. Es ist zwar richtig, dass die Märchen Brentanos einer Zeit ihre Entstehung verdanken, in welcher sich der Dichter bereits frommen Schwärmereien hingegeben hatte, und sich auf die Aufzeichnung der Halluzinationen einer Katharina Emmerich vorbereitete, aber dies berechtigt noch keineswegs, Basiles Pentamerone im Vergleiche mit den ihm nachgeahmten Dichtungen des deutschen Romantikers nicht anders denn als „Sumpf“ „Kloake“ etc. (S. 20. 25) zu bezeichnen. Wir hören nur immer von neuem, dass Brentano irgend „eine Perle aus dem Schmutze herausgearbeitet hat.“

Ein in französicher Sprache geschriebenes Werk TOLDOS[16]) verfolgt die Rolle des lustigen Bedienten von den Anfängen des griechischen Theaters bis auf Beaumarchais' Figaro herab. Der zugrunde liegende Gedanke ist gewiss ein glücklicher, und die Art, wie ihn T. be-

13) Zur Geschichte des Märchens vom Dornröschen. Beilage zum Progr. der Thurgauischen Kantonsschule. 1893. 36 S. 4°. 14) Beilage zum Osterprogr. des Städt. Realgym. u. Gymn. zu Düsseldorf. 1896. 62 Sp. 4°. 15) Die Märchen Clemens Brentanos. [Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. 3. Vereinsschrift für 1895.] Köln 1895. J. P. Bachem. 116 S. 8°. 16) PIERRE TOLDO. Figaro et ses origines. Milan, Dumolard frères 1893. 394 S. 8°.

handelt, lässt in inhaltlicher und formeller Hinsicht nichts zu wünschen übrig. Das Buch giebt eine kleine Geschichte des komischen Elementes auf der Bühne. Jeder Leser wird den geistreichen, von profunder Sachkenntnis zeugenden Ausführungen des Verf. gerne folgen, der wahre Gelehrsamkeit in leichtem Feuilletonstyle zu bieten versteht. — Ein Zeugnis von unermüdlichem Fleisse ist CHARLES JORETS[17]) Werk über die Rose im Altertum und Mittelalter. Der Verf., welcher bereits 1891 in einer Festschrift für Gaston Paris eine Abhandlung über die Rose in der mittelalterlichen Legende der romanischen und germanischen Völker[18]) veröffentlichte, bietet in dem vorliegenden Werke eine mit seltener Liebe und Hingebung an den Stoff geschriebene Monographie, welche alles Wissenswerte über die Königin der Blumen und ihre Stellung in der Poesie, in der Kunst, und im täglichen Leben in der anziehendsten Weise erzählt. Der Verfasser hat die poetische Litteratur aller Völker, die der Hindus ebenso wie die der Skandinavier durchforscht, um Zeugnisse und Bemerkungen über die Blume seiner Wahl zu sammeln; eine Auslese der ungeheueren Vorräte an Material, welche er im Laufe der Zeit aufgespeichert, legt er dem Leser in eleganter, abgerundeter Form dar. — Viel neues und wissenswertes enthält CARL COHNS Abhandlung über die Schicksale des Einhorns in der Litteratur[19]), und es ist bei dem grossen Wissen des Verf. doppelt zu beklagen, dass er keine ansprechendere Form fand, um es dem Leser zu vermitteln. Nach wenigen einleitenden Seiten nimmt der Aufsatz das Aussehen eines vielsprachlichen Citatenhaufens an, der es schwer macht, das Interesse aufrecht zu erhalten. Trotzdem sind die Verdienste der Arbeit sehr bedeutende, und der Verf. schleppt stets von neuem antike und mittelalterliche Zeugnisse über das seltsame Fabeltier herbei. Nicht minder interessant als die litterarhistorischen sind die kunsthistorischen Nachweise über das Einhorn, welche, anknüpfend an die Symbolik der Kirchenväter, den grössten Teil der 2. Abteilung von Cs. Arbeit ausfüllen. — Durch die zahlreichen Beziehungen auf bildliche Darstellungen wird auch MAX OSBORNS[20]) Werk über die Teufellitteratur des 16. Jahrhunderts besonders interessant. Os. Arbeit ist wohl eines der besten litterarhistorischen Compendien, welche uns die letzten Jahre gebracht haben, und wenn sich dieselbe auch in erster Linie an ein germanistisches Publikum wendet, so leistet sie dennoch auch den analogen Forschungen auf romanischem Gebiete bedeutende Dienste. Wie gross der Nutzen ist, welcher der Litteratur aus Büchern dieser Art erwächst, weiss jeder zu schätzen, der einmal litterarisch schlecht oder gar nicht bebaute Gebiete durchwandert hat.

DOMENICO COMPARETTI hatte in seinem 1872 erschienenen Buche Virgilio nel medio evo ein Werk von seltener Bedeutung geschaffen, und durch dasselbe die stoffgeschichtliche Forschung in neue

17) La rose dans l'antiquité et au moyen âge. Histoire, légendes et symbolisme. Paris. E. Bouillon. 1892. X u. 480 S. 8°. 18) La légende de la rose au moyen âge chez les nations romanes et germaniques. Macon 1891. 8°. 19) Zur litterarischen Geschichte des Einhorns. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der XI. Städt. Realschule zu Berlin. Ostern 1896 u. 97. 30 u. 29 S. 4°. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. 20) Die Teufellitteratur des XVI. Jahrhunderts. S.A. aus Acta Germanica III. 3. Berlin, Mayer u. Müller, 1893. VI und 236 S. 8°.

Bahnen gelenkt. Das beste Zeugnis für den Wert dieses Buches ist wohl der Umstand, dass sich der Verf. 24 Jahre später dazu veranlasst sieht, es in zweiter Auflage[21]) erscheinen zu lassen. Cs. „Virgilio" muss ohnehin jedem Forscher auf stoff- und sagengeschichtlichem Gebiete bekannt sein, und es wäre überflüssig, wollten wir an dieser Stelle seine Vorzüge nochmals namhaft machen. Die sein Thema berührenden Erscheinungen seit dem Jahre 1872 hat der Verf. in der neuen Ausgabe sorgfältig benützt; er sah sich durch dieselben jedoch nur zu mehr oder weniger unbedeutenden Änderungen veranlasst, was in der Natur des Werkes seinen Grund hat, denn es gehört zu jenen, welche durch ihre allseitige Vortrefflichkeit ihren Platz in der Litteratur viele Jahrzehnte hindurch behaupten. Ein wahres „Standard book" wird Cs. „Virgilio" noch lange als das abschliessende Werk auf seinem Felde gelten können. War schon die 1. Auflage 1875 von Dütschke ins deutsche übersetzt worden, so erschien fast gleichzeitig mit der zweiten eine Übertragung ins englische (von Benecke), welche die Änderungen derselben mit berücksichtigt. — Der jüngste Epigone Comparetti's ist Dr. PAUL SCHWIEGER in seiner Untersuchung über den Zauberer Virgilius[22]). Seine Schrift gewinnt dadurch, dass er die Legenden, welche sich um den Namen Virgils bildeten, mit dem Auge des klassischen Philologen betrachtet, ein eigentümliches Gepräge. Nicht minder interessant sind Ss. Nachweise über das Ansehen, dessen sich der Dichter der Äneis bereits im klassischen Altertum erfreute. Da er bei Einzelheiten, wie z. B. bei der Begründung der Thatsache, dass man Virgil für einen Propheten des Messias ansah, länger verweilt, und so erst in der zweiten Hälfte der Arbeit zu seinem eigentlichen Thema, dem Zauberer Virgilius kommt, giebt er ein über den Rahmen des Titels der Schrift weit hinausreichendes Bild von dem Fortleben des Dichters, welches in Anbetracht des Umstandes, dass Comparettis Buch dem grossen Publikum doch zu schwer ist, gewiss vielen willkommen sein wird. — Die Idee, den Einfluss eines antiken Schriftstellers auf die neuere Zeit chronologisch zu verfolgen, griff TH. ZIELINSKI in seinem Vortrage: Cicero im Wandel der Jahrhunderte[23]) von neuem auf. Im Gegensatze zu Virgil waren es bei Cicero jedoch nicht seine Persönlichkeit, und seine Werke als solche, welche die Aufmerksamkeit späterer Jahrhunderte fesselten. Ciceros Einfluss war und ist ein intellektueller, und nur seine philosophischen und politischen Ideen werfen ihre Schatten durch einen Zeitraum von mehr als 2000 Jahren bis in die Gegenwart. Diesem Umstande Rechnung tragend, mussten Zs. Ausführungen vielfach einen staatswissenschaftlichen Charakter annehmen, und es ist in der That nicht genug hervorzuheben, wie der geistvolle Verfasser (oder Redner), der eben die Meinungen der Kirchenväter oder eines Petrarca über Cicero darlegte, uns gleich darauf schildert, wie sich die Führer der französischen Revolution, ein Danton, ein Robespierre, an dem römischen Redner bildeten. Das reiche, verwertete Material ist in umfassenden ‚Anmerkungen und Exkursen' (S. 63—101) kritisch be-

21) Firenze, Bernardo Seeber. 1896. 2 vols. gr. 8°. 316 u. 328 S. 22) Berlin. E. S. Mittler u. Sohn. 1897. 76 S. 8°. 23) gehalten in der Januarsitzung 1895 der historischen Gesellschaft der Universität St. Petersburg. Leipzig 1897. B. G. Teubner. IV und 101 S. 8°.

leuchtet. — Von Comparettischen Gesichtspunkten geht auch HEINRICH KEHRLI in seiner Abhandlung: Die Phaetonfabel im Ovide moralisé[24]) aus, indem er eingangs einen leider nur kurzen Überblick über das Fortleben des Dichters der Ars amandi und der Metamorphosen giebt. Als dem Verfasser der letzteren wurden ihm, wie Virgil, christlich-religiöse Tendenzen untergeschoben. Der volltönendste Ausdruck dieser Bestrebungen ist das 70000 Verse umfassende, um das Jahr 1400 entstandene Gedicht ‚L'ovide moralisé'. Die Art und Weise, wie der Verfasser desselben (wahrscheinlich war dies Chrétien Legouais de Sainte-More) mit dem lateinischen Originale umging, verdeutlicht K. dem Leser durch Abdruck und Interpretation des die Phaetonfabel behandelnden Abschnittes. Zugrunde gelegt ist hierbei die Berner Handschrift (15. Jahrhdt.). — In dieselbe Kategorie gehören endlich noch die Lucianstudien von JOHANNES RENTSCH[25]), deren erste: „Lucian und Voltaire" als gelungener Beitrag zur Charakteristik der beiden Schriftsteller zu begrüssen ist. Die zweite: „Das Totengespräch in der Litteratur" trägt eine Fülle interessanten Materials in angenehmer und abgerundeter Form vor. Sie zeugt von grossem Fleisse und rühmenswerter Genauigkeit und darf auf bibliographische Vollständigkeit Anspruch erheben.

II. Unter den Arbeiten, welche einzelne Stoffe auf ihren Wanderungen durch die Litteratur verfolgen, erwähnen wir zuerst Dr. MAX HERMANN JELLINEKS Buch: Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung[26]). Der Verf. bespricht auf ca. 80 Seiten — denn der Rest ist Anmerkungen meist bibliographischer Natur gewidmet — mehr als 30 Dichtungen in allen Sprachen, und befleissigt sich dabei einer Präzision, Klarheit und Übersichtlichkeit, die es wünschenswert machen, dass sich alle Bearbeiter ähnlicher Themata dieses Buch zum Vorbilde nähmen. Am längsten verweilt J. bei den antiken Versionen, sowie bei Schillers Ballade und Grillparzers Drama, aber er weiss auch jede andere minder bedeutende Dichtung und implicite ihren Verfasser liebevoll zu charakterisieren. — Als der Form nach verfehlt muss man dagegen S. SINGERS Untersuchungen über Apollonius von Tyrus[27]) bezeichnen. Die dem Buche zugrunde liegenden Forschungen, zu welchen vielfach Handschriften benützt sind, mögen sehr gediegen sein, sind jedoch in einer Weise zu Papier gebracht, die allen Normen schriftstellerischer Darstellung, wie auch den Gesetzen deutscher Stylistik Hohn spricht. Die Benützung des Buches ist auch für den Gelehrten mit sehr lästigen Schwierigkeiten verbunden, da der Verf. mehr als 40 in einzelnen Buchstaben bestehende Abbreviaturen für die verschiedenen Bearbeitungen des Apollonius-Romanes einführt, die auf den ersten Blick meist vollkommen unkenntlich sind, und ein fortwährendes Nachsehen bedingen. Unter denselben finden sich z. B. F., f., Φ.; I., i., J., j; L, L^1, L^2 etc. Stofflich fehlt dem Werke jegliche Klarheit, es ist nichts als eine Aufzählung von sich deckenden oder sich nicht deckenden Lesarten in einer grossen

---

24) Bern. 1897. Buchdruckerei Stämpfli u. Co. 37 S. 4°. 25) Wissenschaftliche Beilage zu dem Progr. des kgl. Gym. zu Plauen i. V. 1895. 44 S. 4°. 26) Berlin. Speyer u. Peters 1890. IV u. 92 S. 8°. 27) Apollonius von Tyrus. Untersuchungen über das Fortleben des antiken Romans in späteren Zeiten. Halle a. S. Max Niemeyer 1895. 225 S. 8°.

Anzahl von durch Sprache und Zeit getrennten litterarischen Werken, ohne dass der Verf. dabei auf die inhaltlichen Wandlungen, welche der Stoff erfuhr, deutlich einginge. — Recht dürftig ist F. THÜMENs Abhandlung: Die Iphigeniensage in antikem und modernem Gewande[28]). Der Verf. legt darin das Hauptgewicht auf die klassiche Gestalt der Sage; die neueren Bearbeitungen werden — jene Goethes ausgenommen — sehr stiefmütterlich behandelt. Kaum dass Racines Tragödie und Glucks Oper eine Erwähnung finden. — Über das Fortleben des antiken Merope-Stoffes sind in den Jahren 1892—96 drei Arbeiten erschienen, welche der Beachtung wert sind. Chronologisch die älteste ist jene von GOTTFRIED HARTMANN[29]). Sie zeichnet sich dadurch aus, dass jene Merope-Tragödien, welche der Verf. einer separaten Betrachtung nicht für würdig hielt, hier in Gruppen zusammengefasst werden — gewiss eine nicht zu unterschätzende Idee, die ihre Vorteile bietet. Doch hat sie H. unseres Erachtens zu weit getrieben. Es lässt sich wohl rechtfertigen, dass die drei Italiener des XV. Jhdts., oder die drei Franzosen zur Zeit Ludwigs XIV., welche Meropen schrieben, in einen Abschnitt zusammengefasst werden; wenn aber der Verf. in Verfolgung seiner systematischen Methode soweit geht, dass er uns zuerst in lexikographischem Style von jedem Dichter die Lebensdaten gibt, und sodann die drei Stücke nach einzelnen Gesichtspunkten, aber immer alle 3 zugleich zerfasert, so ist dies zu viel. H. behandelt z. B. nach einander zuerst den „Thronerben und den Usurpator", dann „Mutter und Sohn", „Zwang zur Ehe", die Verwendung des Chores, die äussere Form u. s. w., alles bei allen 3 Stücken parallel. Das Resultat ist eine vollkommene Verwirrung des Lesers. Liesse sich diese Methode, mit Mass und Ziel betrieben, bei Produktionen, wie die angeführten sind, noch rechtfertigen, so ist sie gewiss nicht am Platze, wenn es sich um Dichtungen von Voltaire oder von Alfieri handelt, die der Verf. nebst anderen unter dem Titel: „Maffei und seine Nachfolger" in ein, allerdings über 40 Seiten langes Kapitel zusammenschachtelt. Er hätte jeder dieser Bearbeitungen eine separate Betrachtung gönnen können, wie er dies bei Apostolo Zeno gethan hat. Interessant ist dagegen die vergleichende Zusammenstellung der Erzählungen vom Tode und vom Überfall des Sohnes der Merope in 13 Merope-Tragödien, welche das Buch (S. 80—93) abschliesst. Auf die Merope-Dichtungen des griechischen, lateinischen und italienischen Theaters scheint sich dem Titel nach GIUSEPPE CANONICA[30]) zu beschränken, doch findet sich in seinem Buche zu unserem Erstaunen auch eine ausführliche Besprechung von Voltaires Tragödie. C.s Darstellung zeichnet sich im Gegensatze zu jener Hartmanns durch eine gefällige Verarbeitung des Stoffes aus. Dagegen arbeitet C. mit einem weit geringeren literarhistorischen Apparate als Hartmann; populär gehalten, zeugt die Schrift von kritischem Scharfblick. G. E. TEICHMANNs Arbeit: Merope im italienischen und französischen Drama[31])

28) Berlin, Mayer und Müller 1895. 47 S. 8°. (2. Aufl. Zuerst erschienen 1881 als Beilage zum Progr. des Gym. zu Stralsund.) 29) MB. 4. Heft. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhdlg. Nachf. (Georg Böhme) 1892. X u. 96 S. 8°. 30) Merope nella storia del teatro tragico greco, latino e italiano. Milano, Ulrico Hoepli 1893. 105 S. 8°. 31) XXIII. Jahresbericht des

berücksichtigt von den italienischen Bearbeitungen des Cinquecento nur die Merope des Torelli; seine Schrift kann dem Forscher jedoch durch die vergleichende Tabelle der wichtigsten Merope-Dramen willkommen sein. — Eine interessante litterarhistorische Studie ist Der Miles gloriosus in der französischen Komödie von Beginn der Renaissance bis zu Molière von O. FEST[32]). Das nahezu 5 Seiten umfassende Verzeichnis der benützten Litteratur giebt Zeugnis von den sorgfältigen Quellenstudien des Verf. Fest sieht die Heimat des Miles gloriosus in Griechenland und verfolgt ihn auf seiner Wanderschaft über das klassische Italien bis nach Frankreich, wo er ihn in nahezu 30 Komödien der vormolièreschen Zeit nachweist. Er weiss die charakteristischen Züge eines jeden neuen Bramarbas dem Leser drastisch vor Augen zu führen. Auch vom kulturhistorischen Standpunkte ist das Buch der Beachtung wert. — W. PISCHL giebt in seinem Aufsatze: Die Menächmen des Plautus und ihre Bearbeitung durch Regnard[33]) eine fast zu eingehende Vergleichung des lateinischen und französischen Lustspiels. Allzugrosse Gewissenhaftigkeit lässt den Verf. bei Geringfügigkeiten zu lange verweilen, wie schon der ganze Umfang der Arbeit erkennen lässt. Nach Pischl bleibt in dieser Sache kaum mehr etwas zu sagen übrig. — Die Dramen von Herodes und Mariamne unterzieht MARCUS LANDAU[34]) einer eingehenden, stoffgeschichtlich höchst interessanten und lehrreichen Betrachtung, welche von dem profunden Wissen des Verf. abermals ein rühmenswertes Zeugnis ablegt. In allen Litteraturen gleich trefflich bewandert, vertieft sich Landau mit seltener Liebe in seinen Gegenstand, und die Form, welche er gelehrten Erörterungen zu geben weiss, muss diese auch dem Laien zu einer überaus interessanten Lektüre machen. — Dr. GUSTAV MIX[35]) betrachtet die Caesar-Tragödien im Hinblick auf ihre Abhängigkeit unter einander. Es sind ihm jedoch aus der Zeit vom 16. Jahrhundert bis heute bloss 9 hieher gehörige Stücke bekannt geworden, welche er zum grossen Teile ausführlich analysiert. Mehr als 4 Quartseiten sind darauf verwendet, nachzuweisen, dass Voltaire die Caesar-Tragödie der Mme. Barbier (1709) gekannt habe. Bedauerlich ist, dass der Verf. nicht einmal die vollständigen Titel der von ihm besprochenen oft recht obscuren Werke angiebt.

Zu neueren Stoffen übergehend gedenken wir zunächst der Neuauflage von L. NEUBAUERS vortrefflichem Buche über die Sage vom ewigen Juden[36]); das zuerst 1884 veröffentlichte Werk erscheint durch viele neue Mitteilungen bereichert, die Nachträge beziehen sich durchgehends auf das Fortleben der Sage, und der Verf. hat die Belege hiefür aus aller Herren Länder zusammengetragen. Die vorzügliche Bibliographie, welche sich in der 1. Aufl. fand, hat der Verf. im „Centralblatt für Bibliothekswesen“ (1893) durch zahlreiche Zusätze erweitert. — Die in

---

städt. Realgym. zu Borna. 1896. 27 S. 4°. **32)** MB. 13. Heft. Erlangen und Leipzig. A. Deichertsche Verlagshandlg. Nachf. (Georg Böhme) 1897. XIV u. 123 S. 8°. **33)** 41. Jahresbericht des k. k. Real- und Obergym. in Feldkirch 1896. 38 S. gr. 8°. **34)** ZVglL. N. F. VIII 1895 S. 175—212 und S. 279-317. IX 1896 S. 185—223. **35)** Zur Geschichte der Caesartragödien. Beilage zum Progr. des kgl. Gym. zu Friedeberg. 1890. 16 S. 4°. **36)** Leipzig. J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1893. 132 und 24 S. 8°.

mittelalterlichen Werken so verbreitete Ansicht von der trojanischen Abstammung der Franken (vgl. Hagen von Tronje) verfolgt OSKAR DIPPE in einem längeren Aufsatze [37]). Ausgehend von der ersten naiven Erzählung der Sage in der sog. Fredegarschen Chronik gelangt er in seiner Untersuchung bis zu den exotischen Blüten, welche sie in der Poesie und Geschichtsschreibung des Mittelalters trieb. — Unter dem Titel L'anneau de la morte [38]) liefert der Meister der vergleichenden Litteraturgeschichte, GASTON PARIS, eine in Form und Inhalt vollendete Monographie über die Sage von dem Zauber, welcher Kaiser Karl den Grossen an die Leiche seiner dritten Gattin Fastrade fesselte. Derselbe bestand in einem in den Haaren der Toten verborgenen Ringe. Als der Erzbischof Turpin diesen entfernte, war der Bann gelöst. — Die Sage von Isembart und Gormont wurde Gegenstand zweier eingehender Arbeiten [39]) [40]). Dieselbe schliesst sich historisch an die Schlacht bei Saucourt an, in welcher König Ludwig III. (881) die Normannen besiegte, und hat ihre bekannteste Form in dem deutschen Ritterromane von Loher und Maller erhalten. Ihr Kern besteht darin, dass der König seinen Neffen Isembart, der sich ihm durch die Ausübung einer Blutrache unliebsam gemacht hat, verbannt, und dass dieser den Sarazenenkönig Margari (Gormont) veranlasst, gegen seinen Oheim zu Felde zu ziehen. Isembart, sowie der Heidenkönig und sein Heer finden zwar in der Schlacht ihren Tod, aber auch Ludwig stirbt bald darauf an den empfangenen Wunden. FLURI verfolgt den Stoff in allen Versionen, die in französischen, deutschen, lateinischen, englischen und irischen Litteraturdenkmälern auf uns gekommen sind, und trachtet zugleich, sie mit den historischen Nachrichten, so gut dies möglich ist, in Einklang zu bringen. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verf. die litterarische Stellung des Sagenstoffes und seine Verwandtschaft mit anderen in den Kreis seiner Untersuchung einbezogen hätte. ZENKER versucht in dem ersten Abschnitt seines Buches, das Brüsseler Fragment (c. 1080) des Gedichtes von Isembart und Gormont auf Grund aller aufzutreibenden Nachrichten seinem vollständigen Inhalte nach zu rekonstruieren. Das S. 62 zusammengefasste „Ergebnis“ beruht auf sorgfältigen, von Konjekturen möglichst ferngehaltenen Untersuchungen. Die Quellen des Gedichtes erkennt Zenker (S. 174 ff.) in 2, resp. 3 epischen oder episch-lyrischen Liedern. Für die Figuren hat der Verf. die historischen Vorbilder ziemlich unzweifelhaft festgestellt. Ein Anhang bringt zeitgenössische Nachrichten über die Schlacht bei Saucourt und eine getreue, formvollendete Übersetzung des Brüsseler Fragmentes. — Auf die stofflichen Beziehungen der Parzivalsage zu ähnlichen Problemen kommt KARL KNORTZ in seiner litterarhistorischen Skizze Parzival [41]) zu sprechen, in welcher

37) Die fränkischen Trojanersagen. Ihr Ursprung und ihr Einfluss auf die Poesie und Geschichtsschreibung im Mittelalter. SA. aus dem JB. des Matthias Claudius-Gym. zu Wandsbeck. 1896. XXX S. 4°. 38) JS. Novembre-Décembre 1896. 22 S. 4°. 39) Isembart et Gormont. Entwicklung der Sage und historische Grundlage von THEODOR FLURI. Züricher Diss. 1895. 131 S. 8°. 40) Das Epos von Isembart und Gormund. Sein Inhalt und seine historischen Grundlagen. Nebst einer metrischen Übersetzung des Brüsseler Fragmentes von RUDOLF ZENKER. Halle a. S. Max Niemeyer. 1896. XV und 203 S. gr. 8°. 41) Glarus und Leipzig. Schweizerische Verlagsanstalt (B. Vogel). 60 S. 8°.

er zunächst eine genaue Inhaltsangabe von Wolframs Gedicht giebt. Er gelangt zu dem Schlusse, dass der Held „der in die christliche Mystik des Mittelalters versetzte Faust“ sei, der auch mit Hiob (S. 37—39) Ähnlichkeit aufweise. Die „Herzlosigkeit und Flegelhaftigkeit“ des jungen Parzival hindern den Verf. jedoch nicht, ihn (S. 38) sogar mit Prometheus zu vergleichen. Der Gral scheint ihm nichts anderes zu sein als „das christliche Tischlein deck' dich“ (S. 45). Im übrigen aber zeichnet sich das Büchlein durch eine freisinnige Auffassung des Stoffes aus. Ein kurzer Anhang orientiert (die Rothäute, für welche die vorliegende Schrift offenbar bestimmt ist) „über den Einfluss und das Studium der deutschen Litteratur in Amerika“, welche nach den Ausführungen des Verf. in stetem Wachstum begriffen sind. — Die Ergebnisse der neueren Forschung über Tristan und Isolde sucht WILHELM RÖTTIGER in seiner Abhandlung: Der heutige Stand der Tristanforschung[42]) zusammenzufassen, erhebt sich hierbei jedoch nur selten über Namen- und Wortklaubereien subtilster Natur; den Schlüssen, welche der Verf. aus seinen Deduktionen zieht, zu folgen, ist sicherlich nicht jedermanns Sache. — Zwei sehr ausführliche Schriften über den Roman de Renart verdanken wir HERMANN BÜTTNER. In der ersten derselben: Die Überlieferung des Roman de Renart und die Handschrift O[43]) will der Verf. einiges Licht in die Wirrsale der Renart-Handschriften bringen. Seine textkritischen Untersuchungen sind jedoch nur im Anschlusse an Martins Publikationen auf demselben Gebiete verständlich, zu welchen sie eine Ergänzung bilden sollen. Im 2. Heft (Der Reinhart Fuchs und seine französische Quelle[44]) beschäftigt sich der Verf. mit der oft ventilierten Frage, ob der Reinhart Fuchs Heinrichs des Glichesaere auf dem Roman de Renart oder auf einer älteren Version beruhe, und kommt durch sorgfältige Textvergleichung zu dem Schlusse, dass die erstere Annahme richtig sei. Die Grimmsche Ansicht, welche auch von Gervinus, Fauriel, Jonckbloet und einigen anderen namhaften Forschern geteilt wurde, wird dadurch endgiltig widerlegt, und der Martinschen Theorie eine feste Grundlage gegeben. — Die Quellenstudien über den Roman de Renart finden einen vorläufigen Abschluss durch ein Werk von LÉOPOLD SUDRE[45]). Der Verf. führt in demselben die Ansicht, welche dem Roman de Renart neben den graeco-italischen Fabeln eine Anzahl folkloristischer „contes d'animaux“ zu Grunde legt, in allen ihren Konsequenzen durch, wobei er sich auf eine grosse Zahl von Analogien in der Litteratur und den mündlichen Traditionen verschiedener Völker beruft. — S.s Errungenschaften erfahren durch GASTON PARIS' Referat[46]) wertvolle Bereicherungen. Von S.s Standpunkt ausgehend, giebt uns Paris in demselben eine ganze Geschichte des berühmtesten Tierepos, und wenn er seine Arbeit auch in die bescheidene Form eines Referates kleidet, so weiss doch jedermann, der Gaston Paris und sein unerschöpfliches Wissen kennt,

42) Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Wilhelm-Gymnasium zu Hamburg. 1897. 40 S. 4°. 43) Studien zu dem Roman de Renart und dem Reinhart Fuchs. 1. Heft. Strassburg. Karl J. Trübner 1891. 229 S. 8°. 44) ib. 1891. 123 S. 8°. 45) Les Sources du Roman de Renard. Paris. E. Bouillon. 1893. VIII und 354 S. 8°. 46) JS. Septembre, Octobre et Décembre 1894. Février 1895. 72 S. 4°.

dass er darin den Stoff zu mehr als einem selbständigen Werke verarbeitet hat.

WILHELM MOSTERTS Dissertation über das Mystère de Saint-Genis[47]) beschäftigt sich eingehend mit einer Handschrift, auf welche bereits L. Petit de Julleville (1880) und L. Person in seiner Histoire du Véritable Saint-Genest de Rotrou (1882) hingewiesen haben. Die Textkritik macht einigermassen Schwierigkeiten, da nicht weniger als 14 Schreiber nach einander daran arbeiteten. M. kommt zu dem Ergebnis, dass der Verfasser der direkten Vorlage des Mystère, welcher Dompnus Johannes Oudini genannt wird, nach einem lateinischen Berichte in der Fassung des Codex membranaceus olim Sancti Martialis Lemovicensus (lat. Ms. der Bibl. Nat. aus dem 12. Jhdt.) gearbeitet hat. — Über die verschiedenen prosaischen und versifizierten Bearbeitungen des Roman de la belle Helaine (13. Jhdt.) handelt RUDOLF RUTHS[48]). Nach einem historischen Überblick werden alle Versionen bis ins kleinste Detail mit einander verglichen. Zu Grunde gelegt ist gleichfalls eine Handschrift der Pariser Nationalbibliothek. — Als sehr gründlich und gediegen ist R. OHLES Arbeit: Shakespeares Cymbeline und seine romanischen Vorläufer[49]) zu bezeichnen, worin der Verf. wahrscheinlich macht, dass alle uns erhaltenen Bearbeitungen des bekannten Fabelstoffes direkt oder indirekt auf eine wohl in lateinischer Sprache geschriebene Urerzählung zurückgehen, die er mit viel Geschick und möglichster Vermeidung gewagter Konjekturen (S. 55 ff.) zu rekonstruieren sucht. Von dieser Urerzählung stammen einerseits der Roman des Grafen von Poitiers und der Veilchenroman, andererseits ein altfranzösisches Mirakel, der Roman vom König Florus und zwei italienische Novellen (anonyme und von Boccaccio), und endlich jedenfalls auch einige ältere englische Bearbeitungen ab. Aus einer solchen, sowie auch aus Boccaccio und dem Veilchenroman schöpfte Shakespeare. Die Deduktionen des Verf. zeugen, auch wenn er sich auf das Gebiet der Hypothese begiebt, stets von kritischem Scharfblick; wir verweisen den Leser besonders auf die Art und Weise, wie er die Posteriorität des Roman de la Violette dem Grafen von Poitiers gegenüber nachweist. Seine theologischen Kenntnisse sind dem Verf. hierbei nicht selten zu statten gekommen. — Im Anschlusse an O.s Buch gedenken wir noch zweier anderer Arbeiten, die sich die englische Dichtung zum Ausgangspunkte vergleichender litterarischer Forschungen erwählten. In einem sehr umfangreichen Werke bemüht sich W. WETZ[50]) „das Wesen und den Kern der Shakespeareschen Tragik mit besonderer Berücksichtigung des Gegensatzes zu Corneille zu erfassen und dabei einzelne wichtige Seiten des dichterischen Charakters der beiden Männer darzulegen“. Der Verf. sieht den Unterschied zwischen den Auffassungen der beiden Dichter darin, dass der Mensch bei Shakespeare „naiv ist und instinktiv handelt, während er bei Corneille reflektiert“. Obwohl auch zahlreiche Dichter aus anderen Litteraturen von W.

47) Das Mystère de Saint-Genis, seine Quelle und seine Interpretatoren. Marburger Diss. 1894. 51 S. 8°. 48) Greifswalder Diss. 1897. 147 S. 8°. 49) Eine kritische Untersuchung. Berlin, Mayer und Müller 1890. 94 S. 8°. 50) Shakespeare vom Standpunkte der vergl. Litteraturgeschichte. 1. Band. Die Menschen in Shakespeares Dramen. Worms. P. Reiss 1890. XX und 579 S. 8°.

im Laufe seiner Untersuchungen mit Shakespeare in Parallele gestellt werden, ist sein Buch doch vom Standpunkte des reinen Ästhetikers und nicht von dem des vergleichenden Forschers geschrieben. Nichtsdestoweniger legt der Verf. das Wesen und die Aufgaben der vergleichenden Litteraturgeschichte in einer Einleitung des langen und breiten dar. — D. ENGLAENDERs Monographie über Lord Byrons Mazeppa[51]) verdient darum hier erwähnt zu werden, weil der Verf. die Zugehörigkeit der Dichtung zu dem Stoffkreise vom „Wilden Ritte“ erörtert. Diese Elemente treten im Mazeppa jedoch ziemlich in den Hintergrund, da der Dichter die Hauptanregung bekanntlich Voltaires Geschichte Karls XII. sowie seinen persönlichen Beziehungen zu der Gräfin Theresa Guiccioli verdankte. Auch diese Schrift leidet an zu grosser Weitläufigkeit.

Die Sagen, welche sich an die Gestalt des blutigen Tyrannen Ezzelin von Romano knüpfen, der uns Deutschen durch Eichendorffs dramatische Behandlung näher gerückt wurde, stellt ANTONIO BONARDI in einem bescheidenen Büchlein[52]) in gefälliger Form zusammen. Man kann B.s Schrift das Verdienst nicht absprechen, dass sie die Essenz der historischen Forschung auf diesem Gebiete einem grösseren Publikum zugänglich macht; schade ist es, dass der Verf. dem Fortleben Ezelinos in der Poesie nicht mehr Aufmerksamkeit zugewendet hat. — Über die Don Juan-Sage veröffentlicht ARTURO FARINELLI, wohl heute einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete spanischer und italienischer Litteratur, eine gründliche und sorgfältige Arbeit[53]), die durch Anmerkungen und Zusätze anderer hervorragender Fachleute bereichert ist. Sie ist in litterarhistorischer Hinsicht das beachtenswerteste, was über den „Faust des Südens“ bisher geschrieben wurde. Farinelli hält die Fabel für nordischen Ursprungs, und glaubt, dass sie sich erst nach dem Erscheinen des Dramas „El burlador de Sevilla“, das er für kein Werk Tirso de Molinas hält, in Sevilla lokalisiert habe, wofür er einige schwerwiegende Kriterien ins Treffen führt. Einzelne Züge von Robert dem Teufel lassen sich bei Don Juan ebensowenig ableugnen. — Von Arbeiten, welche italienische Novellenstoffe auf ihrem Gange durch die Weltlitteratur verfolgen, sind zwei Schriften erwähnenswert, welche ihren Gegenstand bis auf weiteres abschliessend behandeln. Wir meinen LUDWIG FRÄNKELs Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia[54]) und RUDOLF ANSCHÜTZ' Monographie über Boccaccios Novelle vom Falken[55]). Fränkel beginnt seine Darlegungen mit einer ausführlichen Übersicht über die bisherigen litterarischen Forschungen über Romeo und Julia, wobei er Gelegenheit hat, viele seltsame Irrtümer nachzuweisen und zu berichtigen. Das einleitende Kapitel: „Die allgemeine Überlieferung des Stoffes“ betrachtet 15 Versionen,

---

51) Eine Studie. Berlin, Mayer und Müller 1897. 96 S. 8°. 52) Leggende e Storielle su Ezelino da Romano. Studio critico. Padova-Verona. Fratelli Drucker. 1892. 89 S. 16°. 53) Don Giovanni. Note critiche. GSLIt. Bd. XXVII. 1896. 54) ZVglL. N. F. III S. 171—210, IV S. 48—91, VII 143—188. (Ein 4. Teil erschien selbständig unter d. Titel: „Shakespeare und das Tagelied. Ein Beitrag zur vergl. Litteraturgesch. der germanischen Völker. Hannover, Helvingsche Verlagsbuchhandlung. 1893.) 55) Boccaccios Novelle vom Falken [Dec. V. 9] und ihre Verbreitung in der Litteratur. Erlanger Diss. 1892. 37 S. 8°. (Die Arbeit erschien erweitert als 13. Heft der EB.)

angefangen von Massuccios Novellino (1476) bis zu der Tragödie des Rojas Zorilla (ca. 1650) im Hinblick auf ihre gegenseitige Abhängigkeit. In der Folge aber behandelt der Verf. nicht jede einzelne Bearbeitung speziell, sondern zerlegt die Handlung bis in ihre kleinsten Bestandteile, die er im Anschluss an die Bearbeitung in Guyons „Histoire d'une damoiselle veronoise" (1560) in allen ihren weiteren Wandlungen verfolgt. Das 3. Kapitel enthält die Beziehungen des Romeo und Julia-Stoffes zu verwandten Problemen. Eine Zusammenstellung der Bearbeitungen in der Form einer Stammtafel findet sich l. c. III 182. Anschütz nimmt sich in der ganzen Anlage seiner Arbeit das Eingangs erwähnte Buch Jellineks über die Sage von Hero und Leander (Nr. 26) zum Muster, dem es an Übersichtlichkeit nichts nachgiebt. — Die Geschichte von Soliman und Perseda bildet den Gegenstand einer Abhandlung von Ernst Sieper [56]). Sie stammt aus der zuerst 1572 erschienenen Novellensammlung „Le printemps d'Jver" und wurde besonders durch einen Roman der Scudéry (Ibrahim ou l'illustre Bassa) bekannt. — Über das Fortunatusmärchen handelt Béla Lázár [57]). Er zerlegt das deutsche Volksbuch (1480) in zwölf Motive, deren jedes einzelne er nach Thunlichkeit zurückverfolgt. Er kommt zu dem Resultate, dass 7 davon orientalischen, 3 europäischen Ursprunges seien; bei zweien ist die Provenienz nicht sicher zu stellen. In der Bekämpfung der Hypothesen, welche der Sage spanischen, italienischen, französischen oder englischen Ursprung zuschreiben, bringt Lázár selten mehr vor als die Argumente älterer Gelehrter. Als Entstehungszeit fixiert er ca. 1440, für den Verfasser des Volksbuches hält er einen Augsburger Gelehrten. Was die sagengeschichtlichen Nachweise betrifft, so sind dieselben äusserst mangelhaft und erschöpfen nicht im entferntesten die reichen Materialien, welche ein gründliches Studium über diesen Gegenstand zu Tage fördern müsste. Von romanischen Versionen des Stoffes beschäftigt sich der Verf. bloss mit Calderons Komödie „El purgatorio de San Patricio", welche aber mit dem Fortunatusstoffe nichts weiter zu thun hat, als dass auch der Held des Volksbuches in das Fegefeuer des heiligen Patrik hinabsteigt.

Richard Mahrenholtz füllt mit seinem Buche: Jeanne d'Arc in Geschichte, Legende, Dichtung, auf Grund neuerer Forschung [58]) eine öfter bemerkte Lücke aus. Der wegen seiner Arbeiten auf verschiedenen Gebieten der französischen Litteratur geschätzte Verf. legt diesmal das Hauptgewicht auf die historische Gestalt der Jungfrau von Orléans und nur die beiden letzten Kapitel sprechen von den „Geschichtsschreibern Johannas" und von „Jeanne d'Arc im Laufe der Jahrhunderte". Dennoch wird auch der Stoffgeschichte durch das Werk ein wesentlicher Dienst geleistet. Mahrenholtz liefert zwar bei weitem keine vollständige Übersicht über alle Johanna-Dichtungen — was auch gar nicht seine Absicht ist —, weiss jedoch die Wandlungen, welche ihre Gestalt in der Poesie erfuhr,

56) Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Litteratur. 1. Die französischen Bearbeitungen des Stoffes. Heidelberger Diss. 1895. 28 S. gr. 8°. Die englischen behandelt der Verf. ZVglL. N. F. X 2. 57) Leipzig. Gustav Fock 1897. 139 S. kl. 8°. 58) Leipzig. Rengersche Buchhandlung. 1890. 174 S. 8°.

in markigen und charakteristischen Zügen zu fixieren. Gerne hätte es Referent gesehen, wenn der Verf. Johanna auch als pathologischen Fall — denn als solcher ist sie wohl aufzufassen — betrachtet hätte. Im Übrigen ist das Buch wärmstens zu empfehlen. — Der Umstand, dass Mahrenholtz sich mehr mit der historischen, als mit der poetischen Johanna beschäftigt, und über die litterarischen Behandlungen des Stoffes bis zum XVII. Jahrhundert auf wenigen Seiten hinweggeht, rechtfertigt das Erscheinen von KARL HANEBUTHS Inauguraldissertation: Über die hauptsächlichsten Jeanne d'arc-Dichtungen des XV., XVI. und beginnenden XVII. Jahrhunderts [59]). Hanebuths Schrift entspricht zwar den Anforderungen der Vollständigkeit, lässt jedoch die elegante Form der Mahrenholtzschen Arbeit vermissen. Ersteres Verdienst ist indes umso höher anzuschlagen, als dem Verf. PIERRE LANÉRY D'ARCS Bibliographie der Jeanne d'Arc-Litteratur [60]) unzugänglich blieb. Das letztere Werk liegt uns in neuer Gestalt [61]) zu monumentaler Grösse erweitert vor. Le livre d'or de Jeanne d'Arc enthält sämtliche — denn wir können die geringfügigen Lücken, welche darin konstatiert wurden, füglich ignorieren — auf die Jungfrau von Orléans bezüglichen Litteraturwerke, die bis auf den heutigen Tag erschienen sind, systematisch und übersichtlich geordnet. Für den Sammelfleiss des Verf. spricht am besten die Zahl der angeführten Publikationen. Sie übersteigt 2100, wobei jedoch wiederholt abgedruckte Schriften nur unter einer Nummer figurieren. Kritische Bemerkungen, die den bibliographischen Angaben der historischen wie der poetischen Werke beigefügt sind, erhöhen den Wert dieses Buches, das wohl einer der markantesten Ausdrücke französischen Nationalbewusstseins ist, den wir in den letzten Jahren zu verzeichnen haben. Die opulente Ausstattung ist dem Gehalte ebenbürtig. Unter solchen Umständen ist es nur zu bedauern, dass das Buch in einer so kleinen Auflage (von 330 Exemplaren) gedruckt wurde. — P. FRANZ vergleicht in seinem Aufsatze Der sächsische Prinzenraub im Drama des XVI. Jahrhunderts [62]) Nicolaus Roths Komödie „Cunntz von Kauffungen" (1589) und Daniel Cramers „Plagium" (1593) eingehend mit ihrer gemeinsamen Quelle, der Chronik des Petrus Albinus, und liefert im Anhange einige Beiträge zu der Bibliographie lateinischer Dramen des XVI. Jahrhunderts. — Die Geschichte des falschen Demetrius in der Litteratur wird von A. POPEK in drei Programmaufsätzen [63]) behandelt. Der Verfasser konzentriert seine Hauptaufmerksamkeit auf das Schillersche Fragment und dessen Fortsetzungen und Ergänzungen durch andere Dichter. Von romanischen Bearbeitungen des Stoffes geht er nur auf Lope de Vegas Komödie „El gran duque de Moscovia" ein, die übrigens das Schicksal des echten Demetrius zum Gegenstande hat. Trotz gewisser Übereinstimmungen wagt Popek es (S. 11) nicht, eine Beeinflussung Schillers durch Lope anzunehmen, was uns nicht wundert. —

59) Marburger Diss. 1893. 93 S. 8°. 60) Paris 1888. 259 S. In nur 120 Expl. gedruckt. 61) Le livre d'or de Jeanne d'Arc. Bibliographie raisonnée et analytique des ouvrages relatifs à Jeanne d'Arc .... Paris. Librairie Techener 1894. XXVIII und 1007 S. 4°. 62) Beilage zu dem Bericht des Realgym. und der höheren Bürgerschule zu Essen. 1892. 36 S. 4°. 63) Progr. des k. k. Staatsgym. zu Linz. 1893. 1894. 1895. 37, 26 und 33 S. 8°.

Die fein geschriebene Abhandlung Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzehntes seines Todes von THEODOR VETTER[64]) beschäftigt sich zuerst mit der teils lateinisch, teils deutsch abgefassten Trilogie des Johannes Micraelius (Lütkeschwager) aus Cöslin, geht sodann zu Nicolaus Vernulaeus, dessen Dichtung auf Schiller von Einfluss gewesen sein soll, und zu Henry Glapthornes durch die englischen Komödianten bereits sehr früh nach Deutschland gekommener Wallenstein-Tragödie über, und schliesst mit dem Wallenstein-Monologe von Fulvio Festi. Besonders dankenswert ist es, dass der Verfasser auch über verloren gegangene (spanische und deutsche) Wallenstein-Dramen jener kurz auf die Katastrophe folgenden Zeit, soweit Nachrichten darüber auf uns gekommen sind, berichtet. Das Büchlein zeichnet sich durch seine reizende Ausstattung, die geschmackvollen Lettern und das schöne Papier aus.

(Ein Schlussartikel folgt im 5. Bd.).

Wien. Wolfgang von Wurzbach.

Celtische Litteraturen.

1895—96. ***Die lateinisch-celtische Litteratur.*** Th. Mommsens sorgfältige Ausgabe der Historia Brittonum cum additamentis Nennii, die schon erwähnt wurde[1]), hat die Verhältnisse dieses viel beredeten Werkes deutlicher erkennen lassen als es auf Grund der früheren mit geringerem kritischen Apparat unternommenen Editionen möglich war. Zwar bei dem Alter und der Wichtigkeit der ältesten Handschrift, die in diese Kompilation aufgenommen ist, der Excerpta filii Urbagen im Codex carnutinus, hätte dieser in dem Drucke vielleicht noch ein hervorragenderer Platz gebührt, wie L. DUCHESNE[2]) bemerkt, da sie den eigentlichen Kern des mannigfaltig vermehrten Buches bildet. Diese Excerpta sind Auszüge aus der Legende des heiligen Germanus von Auxerre, dem liber S. Germani, den Nennius anführt, und reichen bis 679. Die mehrfache Verschiedenheit in der überlieferten Gestalt des Werkes erklärt R. THURNEYSEN[3]) so, dass Nennius 826 in der Gegend von Built seine Historie, wie sie in der Harleian-Rezension vorliegt, zusammengetragen, darauf aber auf den Rat seines Lehrers Beulan (ein Name[4]), der irrtümlich mit der Insel Anglesey in Verbindung gebracht worden ist) eine gekürzte Rezension zur definitiven Ausgabe daraus ausgezogen habe; in ein Exemplar der letztern habe er später noch Änderungen und Zusätze eingetragen. Eine chronologische Stelle der Excerpta, die in Mommsens Text (p. 172 n. 1, 117 n. 1) nicht deutlich ist, wurde von A. ANSCOMBE[5]) mit Sicherheit emendiert, indem er nachwies, dass der darin erwähnte Libine abas Iae der 767 gestorbene

---

64) Frauenfeld. J. Huber. 42 S. kl. 4°.

1) MGH.: Auctorum antiquissimorum tomi XIII pars I. ChM. saec. IV., V., VI., VII. ed. Th. Mommsen. III. 1. Berolini 1894. 4°. Vergl. DLZ. 1895 p. 400; LCBl. 1895 p. 1198; F. LOT, MA. 1895. 2) L'Historia Britonum. RC. XVII 1—5. 3) Anzeige in ZCPh. I 157—168. 4) J. LOTH, Le Beulan-Peulan de Zimmer. RC. XVI 138—39. Vergl. RC. XVI 267 f. 5) Identification of 'Libine abas Iae' in the Historia Brittonum. ZCPh. I 274—276.

Abt von Iona Slebhine ist; die Form *Ia* für den Namen der Insel *I*, *Hi*, *Icholuimbchille* oder (irrtümlich statt *Ioua insula*, aber gewöhnlich) *Iona* ist in lateinischen Annalen häufig. Zu der Herstellung des nennianischen Werkes hat die mehrfach erhaltene irische Version des Gilla Coemain einige Hülfe geleistet; das älteste Fragment dieser Übersetzung, im Leabhar na huidhri von c. 1100, hat E. Hogan[6]) mit einigen Stücken aus dem Leabhar breac besonders ediert; es entspricht den Kapiteln 17, 42, 43, 50, 56 der Historie. Dass man das Buch des Nennius, das in Mommsens Ausgabe mit den Schriften des Gildas, namentlich seiner Epistel an den Brittenfürsten Maglocunus († 547), vereinigt ist, so eingehender und scharfsinniger Untersuchung gewürdigt hat, gereicht der celtischen Philologie zu bedeutendem Vorteil, denn es énthält wichtige Stücke aus den ältesten Traditionen der celtischen Stämme, sowohl der Iren als der Cambrier. Ein noch älteres Werk der celtischen Latinität, das zugleich zu den authentischsten Denkmälern aus der frühen Geschichte der christlichen Kirche des Abendlandes gehört, wurde neu ediert: 'Virtutum libelli Columbae', die Wunder (ir. *ferta*) des heiligen Columbcille (521—597) von einem seiner Nachfolger, Adamnan dem neunten Abte von Iona (c. 624—704). Die handliche Ausgabe J. F. Fowlers[7]) giebt den Text des Bischofs Reeves wieder, der auf der Schaffhausener Handschrift aus dem Anfange des 8. Jahrh. beruht, und fügt alle wünschenswerten sprachlichen und sachlichen Erklärungen hinzu; der gelehrte Kommentar der ältern Ausgabe bleibt für den Celtisten freilich unersetzt und unersetzlich. Über die Visio Tnugdali vom Jahre 1149, die Bruder Marcus angeblich aus dem Irischen übertragen hat, handelte nach einer der zahlreichen Übersetzungen, einer englischen, W. A. Craigie[8]). Von diesem Gesichte, das der Divina commedia voranging, giebt es in der Handschrift H. 3, 18 im Trinity College zu Dublin einen irischen Text, nach K. Meyers Urteil aus dem 12.—13. Jahrh., er ist also vermutlich eine Übertragung des lateinischen. Ein Spezimen irischer Latinität ist ferner ein Kalender in Hexametern im ms. Cotton. Galba A XVIII., in dem zehn irische Heilige genannt werden, wie Wh. Stokes[9]) mitteilt.

In der **gälischen Litteratur** der letzten Jahre ist das Gelbe Buch von Lecan im Trinity College zu Dublin die bedeutendste Erscheinung[10]). Dieser mächtige Codex ist die fünfte der grossen Handschriften aus dem irischen Mittelalter, die ediert worden sind. Wir be-

6) The Irish Nennius from L. na huidhri and homilies and legends from L. breac. (Todd lectures series vol. VI). Dublin 1895. VIII u. 133 pp. Vergl. ZCPh. I 169. In der Liste dessen, was aus dem Leabhar breac bereits ediert ist, hat Hogan einiges übersehen: 186ª (GJ. IV 42), 220ª (Stokes, Tripartite life p. 550), 237ª (Todd, Liber hymnorum p. 223—36), 242ᵇ 13 (Gaidoz, Κρυπτάδια IV), 253ᵇ 44 (Windisch, Texte p. 169), 258ª (Stokes, RC. XII 422), 261ᵇ 39 (Windisch, Grammatik p. 125, und Reeves), 263ª (Stokes, Glossaries p. 1—44). 7) Adamnani vita S. Columbae ed. from Dr. Reeves' text. Oxford 1894. XCV u. 201 pp. Vergl. E. Windisch, LCBl. 1895 p. 1839. Stokes' Bemerkungen (A. 1886 II 227) sind zu der neuen Ausgabe nicht berücksichtigt worden. 8) The vision of Tundale. ScR. XXVI 92—113 (1895). 9) A. 1895 I 545 f., vergl. II. 12. 10) The Yellow Book of Lecan, a collection of pieces (prose and verse) in the Irish language. With an introduction, analysis of contents and index by Rob. Atkinson. Dublin 1896. XXX+468 pp. fol. Vergl. ZCPh. I 493—496.

sitzen bereits in schönem Facsimile das Leabhar na huidhri (c. 1100) 1870, das Leabhar breac (c. 1390) 1876, das Buch von Leinster (12. Jahrh.) 1880, das Buch von Ballymote (c. 1400) 1887, und nun kommt 1896 das gelbgebundene Buch von Lecan hinzu, das zum Teil noch aus dem 14. Jahrh. stammt; das sind zusammen 1800 enggeschriebene Folioseiten in mittelirischer Sprache, eine Bibliothek von Prosa und Poesie, die nicht einmal klein ist. Es mag sein, wie R. Atkinson in seiner Einleitung sagt, dass diese Litteratur der gleichzeitigen bei den führenden Völkern des Abendlandes an Wert nicht gleichkommt, aber sie ist ein Spiegelbild des irischen Geisteslebens, in dem es nicht an urwüchsiger Kraft und natürlicher Grazie fehlt. Unsere Freude über diese letzte Gabe der Königl. Irischen Akademie wird dadurch gedämpft, dass die photographischen Tafeln grösstenteils leider sehr schlecht ausgeführt sind und geradezu gänzlich unleserlich bleiben. Das dicke Buch mit seinem blitzenden Goldschnitt tantalisiert den Forscher mehr als dass es seinen Drang befriedigt. Denn der Inhalt ist sehr anziehend: da haben wir (vieles ist davon schon sonst ediert) die *Imrama* oder Meerfahrten, die grosse *Táin*, Erzählungen von König Conchobar und der unglücklichen Luaine, von König Cormac, von Finn mac Cumhail und andern Helden; dazu Bibelhistorie (YBL. 157ª 33—159ᵇ6 = LB. 110ª 62—113ª 38; YBL. 284ª—298ᵇ = LB. 113ª 43—130ᵇ 21 und YBL. 62ª 13—70ᵇ 14, von Abraham bis zum Dagon), Homilieen, Cormacs Glossar u. dergl.; ferner eine Sammlung von Bardengedichten des 15. Jahrh. (von Tadg O'Higgin † 1448 und Tuathal Mac Ward), und unter dem Medizinischen einen irischen Commentar zu dem 7. Buche der lateinischen Aphorismen des Hippokrates. Dieses Stück wurde von einem gewissen Gilla Phadraig Albanach im Jahre 1413 *ar inis tuaisgtirt ar loch Tethead [Techet]* 'auf der nördlichen Insel im Lough Gara' (in der Grafschaft Sligo) geschrieben.

Aus dem weiten Umfange der mittelirischen Sagenlitteratur hat nur K. Meyer einiges Neue geliefert, nämlich eine Erzählung über Conall Cernach, den berühmten Ritter des 'Roten Zweiges' von Ulster, in seinem Alter[11]), zwei Erzählungen über Finn mac Cumhaill, die eine über seine Werbung um die Königstochter Grainne, die andere über seinen Tod in Folge eines unglücklichen Sprunges[12]), und die bemerkenswerte, von dem Herausgeber ins 8. Jahrh. gesetzte Meerfahrt Brans ins Feeenland[13]), deren Komposition uns zu näherer Untersuchung einlädt. In 6 Handschriften giebt es nur einen Text dieses *Imram Brain*, wie ihn eine derselben, das Yellow Book, betitelt, und keinesfalls ist er, so wie er überliefert wird, ein originales Werk. Der alte Katalog der Erzählungen im Buche von Leinster 189ᶜ kennt ihn nicht, wiewohl schon das Leabhar na huidhri ein Fragment davon enthält. Offenbar ist die

11) Goire Connaill Chernaig i Crúachain ocus aided Ailella ocus Conaill Chernaig. ZCPh. I. 103—111. 12) Finn and Grainne. ZCPh. I. 462—465. Beide Erzählungen finden sich in späteren Balladen wieder, aber schon im Agallamh na senórach wird darauf Bezug genommen, auf die erste (Cailtes *corrimirce*) Silva gad. p. 174, 196, auf die letztere ibid. p. 150, 158. 13) The voyage of Bran son of Febal to the Land of the Living. With an essay upon the Irish Vision of the Happy otherworld and the Celtic doctrine of Re-birth by A. Nutt. Vol. I. London, D. Nutt 1895. XVII u. 331 pp. Vergl. ZCPh. I. 172; RC XVII 82 f.; Rom. XXV. 157 f.; Folk. VII. 184—191; M. VII 287.

Form, die wir kennen, aus Stücken zusammengesetzt, die vermutlich nicht einmal zusammengehören. Gleich das erste Wort, das von 50 Strophen eines Gedichtes spricht, passt nicht zum Folgenden, da so viele in der Erzählung gar nicht vorkommen. Weiter passt die erste Strophe im Metrum Rannaigecht bheg nicht zu den folgenden, die im Debide sind, und der darin erwähnte klingende Silberzweig ist aus einer anderen Erzählung von König Cormac (Irische Texte 3, 193) entlehnt. Weiterhin kommen Verse, die den Gegenstand der Erzählung durchaus nicht berühren, über einen sagenhaften König Mongan mac Fiachna, der zu des heiligen Columba Zeiten gelebt haben soll und dessen Geschichte Meyer durch mehrere Erzählungen aus den Handschriften illustriert. Ein altes Gedicht, so scheint es, anfangend *Fil inis i neterchéin* 'Es liegt eine Insel in weiter Ferne', das die Glückseligkeit eines von aller Welt abgeschnittenen paradiesischen Landes schildert, und ein andres auch sehr altes Gedicht *Fil dún ó thossuch dúle* 'Wir haben seit dem Anfang der Schöpfung', das die Sünde der Welt beklagt und in dem die Geburt Mongans von seinem göttlichen Vater Manannán mac Lír, dem celtischen Neptun, vorausgesagt wird, sind hier mittels einer dürftigen Erzählung in Prosa und einigen mit dem zweiten Gedichte verbundenen Strophen, zu einer Meerfahrt Brans, eines sonst unbekannten Helden, ziemlich ungeschickt zusammengefügt. Das Gedicht über Mongan, eine mythische Gestalt, die sich der Welt unter verschiedenen Formen manifestiert hat und nun wiederum zum Heile der sündigen Menschheit in die Erscheinung treten soll, eine wahre Apokalypsis, ist, wenn ich nicht sehr irre, ein altes Beispiel der politischen Prophezeiung, die bei den Iren zu allen Zeiten sehr beliebt war, nicht nur in der Geschichte ihrer Heiligen, sondern auch ihrer Staatsmänner und Krieger. Noch Hugh Roe O'Donnells Zukunft wird durch einen Vers angeblich des heiligen Columba prophezeit, und bekannt ist O'Kearneys Sammlung von Weissagungen, die meist berühmten irischen Heiligen beigelegt werden. Was nun aber die Erzählung von Brans Meerfahrt anbetrifft, so hat sie, wenn es nicht eine ältere verloren gegangene Dichtung der Art gab, ihre Vorbilder in dem Imram Maelduin und in dem Imram Uagcorra, entnimmt aber einzelne Züge aus andern Beschreibungen des irischen Elysiums. Die Iren lieben es sich auf eine glückselige Insel, gleichsam ein *tír tairngire* 'ein Land der Verheissung', fern im Weltmeere gelegen, zu versetzen und ebenso sich das Reich der Elfen *(aes síde)* im ganzen Zauber seiner sorgenfreien Lieblichkeit auszumalen, wenn es auch nur wenigen Sterblichen ihrer Sagen beschieden war es zu sehen, wie Condla, Cuchulinn, Laogaire, Cormac und einigen andern, von denen der Dindshenchas Meldung thut. Auch in den christlichen Visionen, wie der Adamnans, haben sie den Wohnsitz der Seligen mit ähnlichen Gebilden der Phantasie ausgestattet. A. Nutt, der sich dem Studium der vergleichenden Sagenkunde widmet und namentlich die Übersetzungen der Celtisten eifrig nachliest, hat in dem Anhange des erwähnten Werkes die irischen Vorstellungen vom Lande der Glückseligkeit reichlich erörtert, ist den verwandten Schilderungen in der christlichen und jüdischen, klassischen, nordischen und orientalischen Litteratur nachgegangen und findet, dass die griechische Darstellung der irischen am nächsten stehe. Über den

geheimnisvollen Manannan, nach dessen eigentlichem Wesen hier gefragt wird, berichten alte irische Handschriften (BB. 258ª 48; YBL. 178ª 14), indem sie ersichtlich irische und welsche Vorstellungen verschmelzen, dies: *Manandan mac Lir. i. ceandaighi amhra robai eter Erind & Albain & Manaind & drai sidhe beos & ise luamaire as deach bai ir tathaide Erend he & ise ro findadh tria nengnacht tria dechsain in acoir & (et) no beth in tshuithneand no in duithneand & de aen (?) Mananda* (Manannan) *nominabatur & ideo Scoti et Britones eum dominum maris uocauerunt & inde filium maris esse dixerunt mah dm & ideo a gentibus adorabatur ut deum ar trasformabat se in multis formis per gentilitatem.* ‚Manannan der Sohn Lers d. i. ein berühmter Kaufmann zwischen Irland, Schottland und der Insel Man, auch war er ein Zauberer und der beste Steuermann, der Irland besuchte. Und er wusste durch Weisheit aus der Beobachtung der Luft, ob schönes oder schlechtes Wetter sein würde, und hiess Manannan. Und deshalb nannten ihn Schotten und Britten den Herrn des Meeres und sagten daher, er sei ein Sohn des Meeres *(mac Lir)*, und deshalb wurde er von den Heiden als Gott angebetet, denn er verwandelte sich in der Heidenschaft in viele Gestalten‘. Ähnliches hat Ch. Vallancey, Vindication of the ancient history of Ireland, Dublin 1789, p. 509, aus einer andern Handschrift ausgezogen, und etwas kürzer findet es sich schon in Cormacs Glossar. — Über eine der von K. Meyer zu seiner trefflichen Ausgabe benutzten Handschriften, die noch einige andere kleine Stücke, namentlich den Urteilsspruch zweier Brehonen aus dem 16. Jahrh., enthält, berichtete der Verf.[14]).

Von mittelirischer Poesie edierte Wh. Stokes[15]) ein altes und sehr dunkles Poem auf Cuchulinn, im Dindshenchas von Scrub Brain, mit den dazu gehörigen Glossen aus der Dubliner Handschrift H. 3, 3 im Trinity College. Es edierten ferner und übersetzten H. d'Arbois de Jubainville[16]) ein altes Gedicht des Torna éices (im LU. 38ª) über die auf dem Friedhofe von Cruachan in Connaught bestatteten Helden (es sind einige Sagengestalten darunter, die zuversichtlich nie gelebt haben), vergl. O'Donovan, Hy Fiachrach p. 26; J. Mac Neil[17]) drei Gedichte über die Schlacht von Mucrama (nämlich LU. 119ª. LL. 146ᵇ. 147ª) und K. Meyer[18]) einige kleinere Stücke. J. Strachan[19]) zeigte, dass das berühmte schwierige Gedicht, angeblich von Dallan Forgaill, auf den heiligen Columba, nicht aus dem 6. Jahrh. stammen kann, sondern, der Sprache nach zu urteilen, etwa im Anfange des 9. Jahrh. verfasst worden ist. Die Poesie der alten irischen Barden leidet an Dunkelheit der Ausdrucksweise. Sie teilt diese Eigenschaft mit der der altnordischen Skalden, und L. Duvau[20]) verkennt denn auch nicht, dass die norwegische Poesie von der irischen beeinflusst worden ist.

---

14) Die irische Handschrift in Stockholm. ZCPh. I 115—118. 15) An ancient poem on Cúchulainn. ZVglS. XXIII 81—86. Vergl. RC. XV 450. 16) Le poème de Torna-éices sur le cimetière de Croghan. RC. XVII 280—285. 17) Three poems in Middle Irish relating to the Battle of Mucrama PIA. 3. ser. III 529—563. Vergl. ZCPh. I 170. 18) Two Middle Irish poems. ZCPh. I 112—113, und Irish quatrains, ibid. I 317, 455; ferner GJ. V 40, 64, 79, 93, 155, 171, 187, VII 116, 130, VIII 48. 19) The date of the Amra Choluimb Chille. RC. XVII 41—44. 20) Les poètes de cour irlandais et scandinaves.

Aus der hagiologischen Litteratur der Iren ist vor allem der Heiligen-Kalender des O'Gormain zu nennen, dessen mit äusserster Sorgfalt hergestellte Ausgabe man Wh. Stokes[21]) verdankt. Marianus Gorman war Abt von Louth und verfasste diesen Kalender, der in dem schwierigen Metrum Rinnaird mór an 3000 biblische, kontinentale, angelsächsische, brittische und irische Heilige aufzählt und so sein Vorbild, den Festkalender des Oengus, an Reichhaltigkeit weit übertrifft, um 1170; er wird hier nach der einzigen Handschrift des Michael O'Clery aus dem Jahre 1633 (jetzt in Brüssel) ediert. Von Anfang bis zu Ende, sagt der Herausgeber, erglänzt das Werk nicht ein einziges Mal von einem Funken poetischen Feuers, durch einen einzigen Schimmer der Natur oder des menschlichen Lebens. Aber die Sprache ist rein, die Reime akkurat und die Menge der Namen ausserordentlich. Es gehörte die grosse Gelehrsamkeit eines Stokes dazu, um diese Listen von Namen in so fruchtbringender Weise zu behandeln. Erstaunlich der Fleiss, der uns in den Indices des Buches entgegentritt! Aus einer andern Handschrift derselben Bibliothek edierte Wh. Stokes[22]) ein Gedicht über die irischen Heiligen, ihre Tugenden und ihre Kasteiungen. Es wird dem Bischof Cuimmín von Conneire zugeschrieben, der im 7. Jahrh. gelebt haben soll, ist aber gewiss um 500 Jahre jünger. J. H. Bernand[23]) bemerkte, dass eine Legende der heiligen Brigitte (Lism. lives p. 335) ein Sprichwort enthält, das bereits in einem alten Gedichte vorkommt (Goidelica p. 182): *Techt do Róim mór saido, bec torbai* 'Nach Rom zu gehen ist viel Mühsal, wenig Nutzen'. Ein Leben des heiligen Ciaran von Saighir, das schon in O'Gradys Silva gegeben ist, veröffentlichte nach einer noch jüngern Handschrift D. Mulcahy[24]). Ein Leben der heiligen Margarete in Prosa und Versen, das auf der in lateinischen Handschriften am häufigsten vorkommenden und in des B. Mombritius Sanctuarium von 1497 gedruckten Fassung beruht, behandelte nach einer Erlanger Handschrift vom Jahre 1610 der Verf.[25]). Ein älterer Text derselben Übersetzung findet sich in der Oxforder Handschrift Laud 610 aus dem 15. Jahrh., und dieser Zeit mag auch eine welsche Bearbeitung angehören, die 1853, nicht sehr zuverlässig, W. J. Rees veröffentlicht und, noch weniger korrekt, übersetzt hat.

Die mittelalterliche Litteratur der Iren ist an Übersetzungen nicht arm. Die Reisen Marco Polos edierte Wh. Stokes[26]) aus dem Buche von Lismore, einem wertvollen Codex des 15. Jahrh. Sie stellen sich als eine Abkürzung der lateinischen Version des Francesco Pipino dar, zu Anfang und am Ende defekt, und sind für die Sprache, wie das beigefügte Glossar zeigt, bemerkenswert. Von einem medizinischen Manu-

RC. XVII 113—118. 21) Félire Húi Gormáin. The Martyrology of Gorman edited from a manuscript in the Royal Library, Brussels, with a preface, translation, notes and indices. (Henry Bradshaw Society vol. IX.) LII u. 411 pp. Dazu Errata A. 1895 II 569. Vergl. RC. XVII 80—82. ZCPh. I 173. 22) Cuimmín's poem on the saints of Ireland. ZCPh. I 59—73. 23) The Irish verses in the Codex Boernerianus. Ac. 1895. I 172. 24) Life of S. Kiaran (the elder) of Seir. Dublin, M. H. Gill and son 1895. 90 pp. 12°. Vergl. RC. XVII 94—96. Auszüge hat schon 1855 Nic. O'Kearney (Ossian. Soc. 2, 41 ff.) gegeben. 25) Ein irisches Leben der heil. Margarete. ZCPh. I 119—140. 502. 26) The Gaelic abridgement of the Book of Ser Marco Polo. ZCPh. I 245—273. 362—438.

skripte des Lord Crawford, das eine Ergänzung zu der unvollständigen Handschrift im Brittischen Museum Add. 15 403 (cf. RC. VII 165. XI 224) bildet und wie diese dem 15. Jahrh. angehört, gab gleichfalls WH. STOKES[27]) einige Nachricht. Ein irischer Zauberspruch, den H. ZIMMER[28]) aus einem angelsächsischen Laecebôk (in O. Cockayne, Leechdoms 2, 112) in Erinnerung brachte, ist freilich gänzlich verderbt überliefert, aber man erkennt doch das Wort *éle* (LL. 85ª. LU. 78ª) oder *féle* (LB. 99ᵐ) darin, das ebenso wie *elada* 'Kunst' vom altnordischen *heill* 'augurium' hergeleitet wird. Das Wort *féile* 'Zauber' ist übrigens im Albanogälischen bis heute erhalten geblieben (s. Macbain s. v.).

Des mittelirischen Tractats Dinshenchas, einer Heimatkunde in Prosa und Versen, ist schon in einem frühern Berichte Erwähnung gethan. Die Verse sind in der Regel jünger als die Prosa, und es ist ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft, dass uns nun die letztere, von WH. STOKES' Meisterhand ediert und übersetzt[29]), vollständig vorliegt. Nachdem der Herausgeber 52 Nummern des Werkes nach der Oxforder Handschrift Rawl. B. 506 (Folk Lore III 469—515) und 77 Nummern nach dem Edinburger Ms. XVI und nach Egerton Nr. 1781 (Folk Lore IV 471—497) herausgegeben hatte, folgte nun auch die Edition der Handschrift von Rennes aus dem 14.—15. Jahrh., dem einiges aus dem Buche von Lecan und dem von Leinster beigefügt wurde, mit 161 Nummern. Dieses Werk, das vermutlich dem 12. Jahrhundert angehört, ist ein Schatz der alten Topographie Irlands und seiner Sagen.

Auf die alten Geschichtsschreiber war die Aufmerksamkeit der Gelehrten am frühesten gerichtet, als man anfing die Vergangenheit Irlands ans Licht zu ziehen. Die irische Geschichtsschreibung kennt fast nur die Form der Annalen, und die wichtigsten Werke der Art hat Ch. O'Conor der Enkel vor 60 Jahren ediert, jedoch ohne den Schwierigkeiten, die Schrift und Sprache bieten, völlig gewachsen zu sein. Nun hat WH. STOKES[30]) den ältesten und zuverlässigsten dieser Annalisten, Tigernach, einen Abt von Clonmacnois, der 1088 starb, mit der philologischen Sorgfalt, die ihn auszeichnet, aufs neue herausgegeben, mit Übersetzung der irischen Eintragungen, denn sie sind halb lateinisch und halb irisch abgefasst. Freilich sind uns nur 4 oder 5 Fragmente des Werkes übrig und diese erstrecken sich über die Zeit der hebräischen Propheten bis zu Antoninus Pius, ferner über die Jahre 322 v. Chr. bis 360 n. Chr., dann von 489—766, endlich von 975—1088. Von den Lateinern hat Tigernach Hieronymus, Orosius, Beda, Isidorus Hispalensis und Josephus benutzt. Gleichfalls wertvoll sind die sog. Annalen von Clonmacnois, die bis zum Jahre 1408 reichen. Das Original ist verloren gegangen; nur eine englische Übersetzung von Connla mac Eoghain aus dem Jahre 1627 ist erhalten geblieben und jetzt von D. MURPHY[31]) veröffentlicht worden.

27) A. 1896. I 405—407. 426. 28) Ein altirischer Zauberspruch aus der Vikingerzeit. ZVglS. XXXIII 141 ff. 29) The prose tales in the Rennes Dindshenchas. RC. XV 1494 p. 177 ff 418 ff. XVI 1895 p. 31 ff. 135 ff. 269 ff. 30) The Annals of Tigernach. RC. XVI 374—419. XVII 6—33, 119—263, 337—420. 31) The Annals of Clonmacnoise being annals of Ireland from the earliest period to A. D. 1408, translated into English A. D. 1627 by Conall Mageoghagan. Dublin 1896. IX u. 393 pp. Vergl. RC. XVII 296.

In der Interpretation der irischen Rechtsbücher bleibt noch sehr viel zu thun. Schon ihre an Abkürzungen überreiche Schrift zu lesen ist schwer; nicht minder, ihre Terminologie zu verstehen. J. O'Donovan und E. O'Curry haben dieses Gebiet zuerst angebaut, indem sie 1859 die wichtigsten Handschriften der Art in 17 grossen Bänden sauber transskribierten. Auf den Arbeiten dieser beiden Gelehrten beruhte im wesentlichen die dann folgende Ausgabe und Übersetzung der einzelnen Werke, namentlich des Senchas mór. Eine nützliche Einleitung in das Studium dieser schwierigen Materie bildet ein Werk von H. D'Arbois de Jubainville[32]), das sich namentlich auch mit der wörtlichen Erklärung der Artikel über den Arrest *(athgabáil)* befasst. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Rechtsbücher zu dem Ältesten gehören, was wir von der irischen Litteratur überhaupt besitzen. Der Verfasser setzt die Sammlung des Senchas mór in die Zeit um 800, während die Glossen zum Teil erst im 14. Jahrh. entstanden sind. Man versteht also, wie höchst altertümlich und äusserst schwierig diese Sprache ist.

Wenden wir uns nun zu der neuern gälischen Litteratur, so darf der Verf. zunächst seine Beschreibung einer irischen Handschrift in der Universitätsbibliothek in Giessen nennen[33]). Es ist eine Sammlung von Gedichten und Erzählungen, die 1684 von Daniel O'Driscoll in Löwen geschrieben wurde. Unter den Gedichten befindet sich an erster Stelle die Vermahnung des Franziskaners B. O'Hosey an Meiler Magrath, den ersten protestantischen Erzbischof von Cashel, der c. 1582 aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten war; unter den Erzählungen giebt der Codex eine dem ossianischen Sagenkreise angehörige, die Verfolgung der Sadhbh und ihre Befreiung von ihrem Entführer. J. Karney veröffentlichte in dem Dubliner Gaelic Journal (V. 136, 188) ein Gedicht von Rich. Barrett († 1819), dem Verfasser von *Eóghan cóir,* das Hardiman ediert hat, und Dav. Comyn einige Gedichte von Peter O'Dornín, dem Barden von Louth († 1769): VI 101, 120, 155, VII 15. Ein komisches Gedicht aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts interpretierte R. Henebry[34]).

Der ossianischen Poesie und der damit verknüpften litterarischen Streitfrage widmete der Verf.[35]) eine eingehende Untersuchung, aus der die Hauptpunkte hier vielleicht angeführt werden dürfen. Ossian, der Sohn des Königs 'Fingal' von 'Morven', von dem man vor 1760 nichts, gar nichts wusste, wurde mit beispielloser Schnelligkeit einer der gefeiertsten Namen der Weltlitteratur. Zahllose Schriften für und wider ihn sind in Schottland, England, Irland und auf dem Kontinente erschienen; aber der Zweifel, ob die 'Gedichte Ossians' wirklich alte Poesie, wenn auch nicht gerade aus dem 3. Jahrh. nach Chr., oder ob sie von Macpherson verfasst seien, blieb bis in unsere Zeiten bestehen, und keineswegs nur bei Männern ohne Wissenschaft und Kritik. Die Frage ist

---

32) Etudes sur le droit celtique, avec la collaboration de Paul Collinet. Paris 1895. 2 voll. XX u. 388 und X u. 448 pp. Vergl. ZCPh. I 171. 33) Notice d'un manuscrit irlandais de la bibliothèque universitaire de Giessen. RC. XVI 8—30. 34) An unpublished poem by W. English. ZCPh. I 141—145. 35) Die ossianischen Heldenlieder. ZVglL. VIII 51—86. 143—174. (Verfasst 1893). Vergl. RC. XVI 354.



eine rein philologische, und wenige Kritiker waren von so ernstem Forschungstriebe erfüllt, wie unser Herder, in dessen Nachlass ich eines Tages, nicht ohne Bewunderung, Excerpte über die Elemente der irischen Sprache vorfand. Eine erdrückende Menge von Beweismitteln ist uns indessen erst in den letzten dreissig Jahren zugänglich geworden. Das Ganze liegt heute so vollständig, so klar vor uns, dass auch nicht der leiseste Zweifel mehr berechtigt ist. James Macpherson, ein junger Bergschotte und der gälischen Umgangssprache seiner Heimat mächtig, war in der schönen Litteratur und in der Theologie wohl vorgebildet und von entschiedener dichterischer Begabung. Sein Leben ist gewiss ein tadelloses, wie an Erfolgen reiches gewesen[36]), aber in seinem Charakter fehlte die Wahrhaftigkeit. Um in Edinburg auf gewisse lyrische Ergüsse die Aufmerksamkeit zu lenken gab er vor, dass er sie aus der Erse-Sprache (d. h. der irischen) seiner Heimat übersetzt habe und fand gläubige Zuhörer und vertrauensvolle Gönner. Und gewiss hatte er einzelne Volkslieder gehört und Bruchstücke davon im Gedächtnis bewahrt, aber er dürstete nach Ruhm, er wollte ein celtischer Homer werden. Einzelne Handlungen, viele Namen und eine gewisse Einfachheit der Darstellung und Ausdrucksweise eignete er sich aus gälischen Balladen an und schuf sich einen poetisch-sentimentalen Prosastil, der die Zeitgenossen überwältigte. So entstanden ausser einer Anzahl kleiner Stücke die beiden Epen 'Fingal' 1760 und 'Temora' 1762, 'Gedichte Ossians des Sohnes Fingals und aus dem Gälischen übersetzt'. Der 'Übersetzer' sah voraus, dass man nach den Originalen fragen würde, und fügte einen gälischen Urtext vom 7. Buche Temoras bei, um womöglich alle weitere Nachforschung abzuschneiden. Dass dieser wörtlich entsprechende gälische Text im vulgären Dialekte der schottischen Hochlande abgefasst und kein Monument des Altertums war, wer hätte das damals nachweisen können, wo es weder Grammatik noch Wörterbuch des Gälischen gab und die Sprachwissenschaft noch nicht geboren war? Gleichwohl wollten einige Skeptiker das Ganze in gälischer Sprache wenigstens sehen, aber er ging ihnen aus dem Wege und zeigte nichts. Doch man liess nicht nach und zeitlebens wurde der Mann um die Originale hart bedrängt. So setzte er sich einsam, oder auch mit einem vertrauten Freunde aus den Hochlanden, hin und begann bei verriegelten Thüren die Poems of Ossian wörtlich ins Gälische zu übersetzen. Er hatte, als er 1796 starb, erst etwa zwei Drittel der mühevollen Arbeit beendigt. Es war aber seine Meinung, dass diese 'Originale' auch gedruckt werden sollten, denn das ihm dazu von Patrioten zur Verfügung gestellte Geld lag lange bereit. Wer diese 'Originale', die endlich 1807 erschienen, mit kritischem Sinne geprüft hätte, der hätte jetzt alles durchschauen müssen, denn sie verraten ihren Urheber aufs unzweideutigste. Sie sind verschieden von einzelnen Stellen, die von Macpherson gelegentlich schon früher als 'Originale' ausgegangen, bei ihm aber längst in Vergessenheit geraten waren; Stellen und Ausdrücke, die er in seinen Gedichten wirklich den Volksliedern entnommen hatte, stimmen in den 'Originalen' nicht zu dem gälischen Wortlaute, der mittlerweile bekannt geworden ist; die aus der-

36) Bailey Saunders, Life and letters of James Macpherson. London, Sonnenschein & Co. 1894. Vergl. Ath. 1894. II 56.

selben Quelle geschöpften Namen erscheinen in den 'Originalen' in Formen, die ersichtlich auf der englischen Aussprache der Poems beruhen; die 'Originale' von 1807 haben endlich keine dichterische Gestalt, wie sie den gälischen Gedichten eigen ist, und sind nicht einmal durchgehends gereimt; die Sprache ist ganz modern und an Idiomen arm und wimmelt von Verstössen gegen die Grammatik. Mit den echten Heldenliedern, die es über Fingal (d. h. Finn den Gälen) oder Finn den Sohn Cumhalls, den irischen Truppenführer, und seinen Sohn Oisín, giebt und von denen viele in Irland und manche in Schottland erhalten geblieben sind, haben die Macphersonschen Gedichte nichts zu schaffen. Die in Schottland überlieferten Fassungen liegen gedruckt in vielen Texten vor und in der erwähnten Abhandlung sind Auszüge daraus gemacht worden.

Es giebt schon im Mittelirischen vereinzelte Gedichte über Finn und seine Krieger, die Fianna; aber erst im 15. Jahrh. ist Ossian oder Oisín der Sohn Finns recht eigentlich zu einer poetischen Figur geworden, zu einem Dichter der Klage, der die vergangene Grösse seines Stammes überlebt und in hohen Jahren noch die Ankunft des heiligen Patrick, des Apostels der Iren, gesehen haben soll. Das ist alles Sage und Finn Mac Cumhaill ist so wenig eine historische Persönlichkeit wie Herkules, sagt AL. MACBAIN[37]). Die Gälen Schottlands besitzen die älteste Sammlung ossianischer Balladen in dem Buche des Dechanten von Lismore aus dem Anfange des 16. Jahrh., wenn auch die meisten in dem irischen Mutterlande entstanden sind.

Das Buch des Dechanten Macgregor, phonetisch geschrieben und daher nicht leicht verständlich, ist für den Ursprung und die Entwickelung des schottisch-gälischen oder albanischen Dialekts von der höchsten Wichtigkeit und in dieser Hinsicht noch nicht genügend durchforscht, namentlich weil es an einer durchaus zuverlässigen Edition fehlt. Eines der darin enthaltenen Gedichte, das zugleich für die allgemeine Litteratur des Mittelalters eine gewisse Bedeutung hat, ist von dem VERF.[38]) sprachlich und sachlich kommentiert worden. Es ist eine gälische Form des alten Fabliau vom Mantel der Keuschheit, dem *cort mantel* oder *mantel mautaillié*, der in uralter Zeit aus Wales vielleicht nach der Bretagne mitgebracht wurde und von dort aus durch Frankreich, Italien, Deutschland, Norwegen und England die Runde machte. Der Dichter des 15. Jahrhunderts hat indessen die Sage, die er vermuthlich aus England empfing, von König Arthur und seiner Tafelrunde auf den Kriegerhäuptling Finn und seinen Kreis übertragen und eigene Züge hinzugefügt.

Von der neuern albanogälischen Litteratur ist eine neue Ausgabe der Gedichte des Iain Gobha oder J. MORISON zu nennen, auf die G. Henderson Fleiss und Sorgfalt verwandte[39]). Eine unterhaltende Zusammenstellung über die Dichter der Insel Skye schrieb MAGNUS MACLEAN[40]), doch sind die ausgehobenen Beispiele nicht neu. Zweimal legte der Dichter NEIL MACLEOD[41]) seine Betrachtung über 'den Wunsch

37) Who were the Feinn? TGSG. II (1891—94) p. 67—106. 38) Die gälische Ballade vom Mantel in Macgregors Liederbuche. ZCPh. I 294—326. 39) The poems, collected and edited with a memoir by G. Henderson. Glasgow 1896. 2 voll. LXXV u. 315 und XLVI u. 350 pp. Vergl. ZCPh. II 216. 40) Skye bards. TGSG. II (1897) 171—223. 41) Miann a' bhàird



des alten Barden' vor, ein Gedicht vielleicht von R. Macdonald und ganz im macphersonschen Geiste. E. O'Growney[42]) kann nicht umhin die Freunde der albanischen Litteratur eindringlichst auf das Studium der irischen hinzuweisen, die in ihrem unvergleichlich grössern Reichtum und durch ihr hohes Alter für so manches, was den Neuern unverständlich geworden ist, die Erklärung liefert.

Auf der Insel Man ist von poetischer Litteratur gar zu wenig erhalten geblieben. Das Gebetbuch des Bischofs Phillips vom Jahre 1610, das viele biblische Texte und die Psalmen umfasst, bildet ein reiches Material für den Sprachforscher, dessen Wichtigkeit schon in einem frühern Berichte angedeutet wurde. Aber eine rara avis ist ein Liebeslied im Manx-Dialect, das J. Strachan[43]), phonetisch genau aufgezeichnet, von der Insel heimbrachte.

Den Schatz der gälischen Märchen, den das Volk noch verwahrt, lernte man aus einigen neuen Beiträgen kennen: durch G. Dottin[44]), der eine etwas entstellte Form der Sage von Deirdre (Macphersons Darthula) in Galway aufnahm (sie wird uns durch die sorgsame Wiedergabe der Aussprache wertvoll); durch J. H. Lloyd[45]) und P. O'Brian[46]), die beide eine neuere Form des alten Märchens vom Weisheitsdaumen oder Weisheitszahne des Finn mac Cumhaill veröffentlichten; durch D. O'Foharta[47]) und D. Hyde[48]), die beide in Connaught sammeln, und durch P. O'Leary[49]), der Märchen aus Munster mit dankenswerten sprachlichen Erklärungen begleitete. Für englische Leser schreiben Jerem. Curtin[50]), D. O'Donoghue[51]) und Standish O'Grady[52]). Im Albanogälischen wurden Sagen, Märchen und Fabeln herausgegeben, die J. G. Campbell[53]) gesammelt hatte; andere Beiträge lieferten L. Macrury[54]), J. M. Dougall[55]) und W. A. Craigie[56]). Hieran knüpfe ich einiges, was in das Fach des Folk-Lore schlägt: H. Gaidoz[57]) findet bei den Iren in einem alten Hymnus die Vorstellung, dass die Welt

aosda. TGSG. II 127—139 (vom 28. 3. 1892) = TGSI. XIX 89—98 (vom 15. 11. 1893). **42)** Scotland in Early Irish Literature. TGSG. II 239. **43)** A Manx folksong. ZCPh. I 54—58. **44)** Contes irlandais II. La mort des fils d'Usnech. RC. XVI 421—449. **45)** GJ. V 10 (1894) **46)** ibid. V 92; cf. VI 95. **47)** Cú bán an tshléibhe. ZCPh. I 146—156, und: An cloidheamh soluis, ibid. I 477—492. **48)** Contes irlandais traduits par G. Dottin. ABret. X. 215—251. 438—467. 606—641. XI. 70—111. 250—295. 612—637. XII. 100—129. 238—265. 382—419. 1895 und 1896. Auch besonders erschienen. **49)** Sgeuluidheacht chuige Mumhan. Céad cuid. Ag P. A. Laoghaire. Dublin 1895. IV u. 124 pp. **50)** Tales of the fairies and of the ghost world collected from oral tradition in South-west Munster. London, D. Nutt 1895. IX u. 198 pp. **51)** Brendaniana: St. Brendan the voyager in story and legend. Vergl. RC. XVI 246 **52)** The coming of Cuchulinn, a romance of the heroic age of Ireland. London 1895. (Cuchulinns Jugendthaten). Der Verf. ist verschieden von Standish Hayes O'Grady, dem Herausgeber der Silva gadelica. Vergl. RC. XVI 243 ff. Ath. 1895 I 435. **53)** Clan traditions and popular tales of the Western Highlands and islands, ed. by J. Wallace and D. Mac Isaac, with introduction by A. Nutt. London, D. Nutt 1895. (Waifs and Strays of Celtic tradition vol. V.). XX u. 150 pp. Vergl. RC. XVI 247; Folk. 1895 p. 286 f. **54)** Märchen vom Irrlicht und von den drei Wünschen in den TGSI. XIX (1895) p. 25 ff. 158 ff. **55)** Uruisg choire-nan-nuallan. ZCPh. I 328—341. **56)** Donald bán and the Bócan [aus dem Gael VI 141 und Sinclair, Glenbard collection p. 297]. Folk. VI (1895) p. 353—358. **57)** La cosmologie celtique. ZCPh. I 27—28.

auf Säulen ruhe; WH. STOKES[58]) weist aus dem irischen Werke Cóir anmann eine heidnische Art der Taufzeremonie nach; bemerkenswerte Züge aus den alten Sagen stellt EUG. MONSEUR[59]) zusammen und M. MAC PHAIL[60]) macht von den Hebriden Mitteilungen zur Volkskunde. J. M. MAC ADAM[61]) endlich behandelt schottisch-gälische Sprichwörter über die Handwerke.

Aus der **britannischen Litteratur** haben wir weniger zu verzeichnen, aber doch einiges von Bedeutung im Welschen. Und was könnte hier unseres Anteils wohl sicherer sein als die unsterblichen Mabinogion? Doch ist Vorsicht im Gebrauch dieses Namens geboten; denn *mabinogi* (pl. *-ion*) bezeichnet eigentlich, wie J. Rhŷs gezeigt hat, eine Lehrlingserzählung, wie sie der angehende Barde vorzutragen hatte, und nur eine der von Lady Guest aus dem codex Hergestiensis ausgewählten Erzählungen, heist ein *mabinogi* und besteht aus vier Zweigen *(caingc)* oder Stücken. Diese vier 'Zweige' sind das allerwelscheste in der Sammlung. In einer Untersuchung, die E. ANWYL[62]) ihnen widmet, hebt er ihr hohes Alter hervor und erkennt in ihnen mehrere lokale Sagengruppen, von Dyfedd, Gwynedd und Anglesey, die mit mehr oder weniger Geschick in einander gearbeitet sind; die Schicksale des Pryderi des Sohnes Pwylls bilden darin gleichsam den Stamm, von dem sich die andern Legenden abzweigen. H. KERN[63]) weist ein merkwürdiges Zusammentreffen nach: für das Sprichwort *a vo penn, bit bont* 'Wer das Haupt ist, sei die Brücke', das die Erzählung von Branven in den Mabinogion p. 36 erläutert, findet sich schon in der buddhistischen Litteratur ein ganz ähnliches Beispiel; eine grosse Rolle spielt im Folklore der Zufall. J. RHŶS[64]) verfolgte die wilde Jagd des Königs Arthur, die in die Erzählung von Kulhwch und Olwen (Mabinogion p. 123) eingeflochten ist. Er hält dafür, dass der Twrch Trwyth, der schon von Nennius als *porcus Troit* erwähnt wird (Mommsen liest p. 217 *Troynt*), ursprünglich einer gälischen Sage angehört, da der Name genau dem irischen *Orc tréith* entspricht, nach dem Glossare Cormacs eine Bezeichnung für 'Königssohn'. Das ist ein glücklicher Fund. Nützliche Bemerkungen zur Erklärung der Mabinogion und der altfranzösischen Epen machte F. LOT[65]). Nach ihm wäre Melvas (in Chrestiens Erec heisst er *Maheloas*), der nach der Vita Sancti Gildae (ed. Mommsen p. 109) die Königin Guennuvar entführt und nach Glastonbury, der *urbs vitrea*, bringt, 'der König der Toten' (die Deutung des welschen Namens *Melwas* als irisch *Mael-bháis* erscheint uns freilich sehr bedenklich) und die gläserne Insel mit Avallon gleichbedeutend und dasselbe wie der gläserne Turm mit seinen stummen Bewohnern, den nach den Capturae Hiberniae

58) A. 1896 I 137. Die Stelle findet sich in dem seitdem erschienenen Cóir anmann: Irische Texte III 392. 59) Notes de Folklore à propos de l'épopée celtique. Rev. de l'hist. des Religions XXXI 293. 60) Folklore from the Hebrides. Folk. VII 400—404 61) Proverbes gaéliques d'Ecosse sur les métiers. RTP. X (1895) p. 156. 62) The four branches of the Mabinogi. I, II, III. ZCPh. I 277—293. II 124—133. 63) Aus der indischen und der celtischen Sagenwelt. Festgabe zum 50jährigen Doktorjubiläum Albrecht Weber dargebracht, p. 93f. Vergl. RC. XVII 295f. 64) Notes on the hunting of Twrch Trwyth. TSC. Session 1894—95, London 1896, p. 1—34, 146—148. Vergl. RC. XVII 100f.

die Söhne des Miles Hispaniae vergebens belagerten (Nennius c. 13). Wenn Lot auch für jenen Zug in der Geschichte Tristans, wo er ein Holzstück in den Bach wirft, um Isolden zu benachrichtigen, scharfsinnig nach einer irischen Quelle forscht und daran erinnert, wie Cuchulinns Geliebte Blathnait Milch in den Fluss giesst (vergl. RC. XV 449), so könnte man auch auf eine andere Erzählung im Dinnshenchas hinweisen. Als Finns Sohn Oisín auf einem Kriegszuge in Gefangenschaft geraten war, schnitt er in einer Höhle, die er nicht verlassen durfte, einen Span von einem Lanzenschafte und warf ihn in den Bach der Quelle Sengarmain. Als das Holz nun an Finns Lager vorübergetrieben wurde, nahm es der Häuptling der Fianna in die Hand und sagte: ‚Das hat Oisín gethan', und es ward ihm leicht, indem er den Lauf des Baches zurück verfolgte, seinen Sohn zu befreien (O'Curry, Materials p. 306; RC. XV 448). In dem zu der Erzählung gehörigen Gedichte (LL. 197b, BB. 377b) heisst es, etwas abweichend:

Dorigni Ossín fo choim . liathróit do chasnaidi in croind
rollá uad a hind a glacc . mach ar topar na tiprat.

'Oisín machte heimlich einen Ball aus den Schnitzeln des Schaftes, er warf ihn mit den Fingerspitzen fort in den Bach der Quelle'. In Sprache und Litteratur sind uns nicht wenige Thatsachen entgegengetreten, die eine Berührung der Welschen mit den Iren in alter Zeit voraussetzen lassen. Es finden sich irische Lehnwörter im Welschen und welsche im Irischen. Meist sind es die Welschen, die von den Iren angenommen haben. Sie waren mit den Sagen der Iren nicht unbekannt, sie hatten von Conchobar mac Nessa, von Cuchulinn, von Finn mac Cumhaill gehört und manche Reminiscenzen aus irischen Erzählungen findet man in den Mabinogion. K. MEYER[66]), der diese Verhältnisse in einer trefflichen Abhandlung darlegt, führt sie darauf zurück, dass die Iren nach ihren eigenen Geschichtsquellen seit dem 3. Jahrh. einzelne Teile Britanniens lange Zeit besetzt gehalten haben. In einer zweiten Abhandlung kommt F. LOT[67]) auf die Herkunft der matière de Bretagne, zu der mittlerweile E. FREYMOND[68]) durch seine Analyse des Livre d'Artus im Pariser Ms. Franç. 337 Neues beigetragen hat, zurück und verwirft die armorische Theorie H. Zimmers durchaus. Britones, so führt er aus, bezeichnen in mehreren Texten des 12. Jahrh. die Welschen; mehrere bretonisch-französische *lais* enthalten geographische Andeutungen, die auf Wales hinweisen, und auch die Eigennamen, auf die sich Zimmer stützt, sind keine Zeugnisse für den armorischen Ursprung der französischen Dichtungen des Arthurischen Sagenkreises. Wo sich die Meinungen so schroff gegenüberstehen und niemand eigentlich Entscheidendes beibringen kann, ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Wahrheit in der Mitte liege.

Unsere Kenntnis der welschen Bardenpoesie ist durch einen ansehnlichen Beitrag erfreulich erweitert worden: ich meine die Werke Iolo

---

65) Celtica. Ro. XXIV (1895) p. 321—338. Vergl. RC. XVII 107. 66) Early relations between Gael and Brython. TSC. Session 1895—96. 48 pp. Vergl. RC. XVIII 354f. 67) Etudes sur la provenance du cycle Arthurien. Ro. XXIV (1895) p. 497—528. XXV (1896) p. 1—32. 68) Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Artusromane in Prosa. ZFSL. XVII 1—128.

Gochs, deren Ausgabe, eine Preisschrift, man Ch. Ashton verdankt[69]). Es ist ein bemerkenswerter Unterschied zwischen der irischen und der welschen Poesie, dass, während jene in der ältern Zeit fast nur Gedichte ohne Individualität besitzt, diese an namhaften Dichtern reich ist. Im frühern Mittelalter sind sie freilich durch den einförmigen Versbau beengt. Aber im 14. Jahrhundert tritt eine Änderung ein, indem Dafydd ab Gwilym, der welsche Catull, der am Anfange dieses Jahrhunderts geboren war, sich von dem poetischen Zwange befreite und seine Geliebte in einem, wie ich vermute, ursprünglich aus Irland eingeführten Doppelverse, dem siebensilbigen Cywydd besang, das seinem Vorgänger Rhŷs Goch ab Riciard noch unbekannt war. Dem grössten welschen Dichter schloss sich Iolo Goch an, der etwas jünger als Dafydd ist und bis in den Anfang des 15. Jahrh. lebte. Seine Gedichte, die der Herausgeber erst aus den Handschriften (diese sind freilich nicht alle primae notae) zusammensuchen musste, sind mannigfaltiger Art. Eines seiner ersten betrifft Syr Rhŷs Wgawn, einen Ritter, der sich 1346 in der Schlacht von Crécy auszeichnete; seine letzten politischen Gedichte feiern Owen Glendower, dessen Rebellion er mit eifrigem Anteil begleitete und dessen Sturz 1404 er überlebte. Er hat noch andere vornehme Männer seiner Zeit besungen, dazu auch Lieder der Liebe und der Rüge sowie eine Reihe erbaulicher Gedichte verfasst, in denen er sich mehrfach an lateinische Hymnen anlehnt. Doch ich will es nicht einzeln wiederholen, was ich in einem besondern Aufsatze behandelt habe[70]). Nur zwei Stücke muss ich ausdrücklich nennen, da sie über die Grenzen der cambrischen Litteratur hinausreichen. Unter den Stücken, die Iolo beigelegt werden, befindet sich Herodes, ein Mysterium. Es ist nicht, wie eine späte Überschrift sagt, aus dem Lateinischen übertragen, sondern zweifellos englischen Vorbildern nachgedichtet (sogar der Fluch *Mahound*, d. i. Muhammed, der in den englischen Mysteriencyclen häufig ist, kommt darin vor); aber es ist nicht so umfangreich wie die englischen Stücke, da es nur aus 65 Strophen besteht. Es waltet ein gewisser Humor in dem Mysterium, dem einzigen, das bisher aus der welschen Litteratur veröffentlicht ist und das nun durch glückliche Fügung den dramatischen Poesien in cornischer und armorischer Sprache an die Seite tritt. Dass in den welschen Handschriften noch mehr dergleichen Mysterien erhalten sind, ist wahrscheinlich. Ein Passionsspiel von Iorwerth Vynglwyd erwähnt M. Nettlau, Beiträge p. 19. Dem Lateinischen nachgebildet ist ein anderes Stück Iolos, der Streit zwischen Seele und Körper. Die meisten Dialoge der Art, die man in verschiedenen Sprachen des Mittelalters hat, sind Nachahmungen der wohlbekannten, vielleicht dem 12. Jahrh. angehörenden Visio Fulberti, deren Text E. du Méril, Th. G. v. Karajan und Th. Wright ediert haben. So auch die welsche Bearbeitung Iolo Gochs. Die Litteratur dieser Dialoge ist ziemlich vollständig aus Th. Batiouchkoffs Abhandlung (Ro. XX 1 ff, 513 ff.) zu entnehmen. Es mag hinzugefügt werden, dass schon der welsche Codex aus dem 12. Jahrh., der als das Schwarze Buch von Carmarthen bekannt ist, Bl. 9^b—12^b ein Gespräch zwischen Seele und

69) Gweithiau Iolo Goch agyd nodiadau hanesyddol a beirniadol. Cyhoeddedig gan Anrhydeddus Gymdeithas y Cymmrodorion. Croesoswallt [Oswestry] 1896. VII u. 691 pp. 70) Iolo Goch. ZCPh. II 160—188.

Körper enthält, das in einigen Gedanken an die Visio Fulberti erinnert; vergl. Skene, Four ancient Books I 504—7. II 7—9. Es giebt dergleichen Dialoge zwischen Seele und Körper auch in der gälischen Litteratur der spätern Zeit, so irisch von G. Keating (PIA. III 3, 219) und ein albanisches Gedicht von D. Macrae (Cameron, Rel. celt. 2,62).

Wir werfen noch einen kurzen Blick auf die Litteratur der Bretagne. Über die ältesten armorischen Drucke, die heute grosse Seltenheiten sind, gab L. Delisle[71]) sehr erwünschte Auskunft. Es sind die Horen von 1550, das Wörterbuch Catholicon von Lagadeuc von 1499, von c. 1520 und von c. 1521. J. Loth[72]) druckte das bretonische Pater und Credo aus Paul Merulas Cosmographiae generalis libri tres, ex officina Plautiniana 1605, sowie einen Text über den heiligen Padern[73]), während Le Braz[74]) über die Heiligen der Bretagne nach der volkstümlichen Überlieferung handelte. Eine kurze Inschrift aus dem 16. Jahrh. edierte aufs neue J. Loth[75]). Legenden und Gedichte aus Plougasnou und andern Orten edierte H. de Kerbeuzek[76]). Ein reiches Material zu dem Folklore der Bretagne und anderer celtischen Länder bringt fortdauernd die Mélusine von H. Gaidoz[77]). Aberglauben und Sitten auf der Insel Batz beleuchtete G. Milin[78]). Armorische Volkslieder edierten wiederum Le Lay[79]), A. Le Braz[80]), Yan Kerhlen[81]) und E. Ernault[82]). Von dem Gedichte des Landmanns Isidor über die Ernte *(en Est)* erschienen Fortsetzungen[83]) und der Barde von Menez Bré veröffentlichte Wallfahrtsgedichte[84]). E. Ernault[85]) verdankt man eine alphabetisch geordnete Sammlung armorischer Sprichwörter, eine Ergänzung zu der von Sauvé in der RC. I und II. Derselbe[86]) gab auch Erklärungen zu einigen Volksliedern in bretonisch-französischer Sprache, namentlich *noëls*, und deutete einige schwierige Ausdrücke in Meister Pathelins bretonischer Phantasie anders als J. Loth (vergl. RC. IV 450, V 225).

Berlin. L. Chr. Stern.

Littérature basque.

1891—97. Les livres basques, anciens ou modernes, sont presque tous exclusivement religieux, et naturellement catholiques. Dans l'intransigeance de leur fo, les Basques proscrivent impitoyablement les publications qui ont un

71) BSAF. XXII 2, 42—80 und BECh. LVI (1895) p. 45—83. 72) ABret. X 603ff. 73) Chanson bretonne, Gwerz sant Padern. ABret. II 1896. 74) Les saints bretons d'après la tradition populaire. ABret. X 413. XI 173. Vergl. RC. XVII 107. 75) Inscription bretonne à Trémaouézan. ABret. XI 112, 223—25. Vergl. RC. XVII 107. 76) Coujou-Breiz, Ière série. Plougasnou. Paris, Bouillon 1896. 12°. Vergl. RBV. XV 460 und Le Braz, RC. XVII 301f. 77) Vergl. die Übersicht von E. Ernault, RC. XVIII 325—328. 78) Notes sur l'île de Batz. RTP. X (1895) p, 52ff. 79) Chanson bretonne. ABret. X 271. 80) Gwerziou Breiz-izel — Complaintes de Basse-Bretagne. RC. XVII 264—75. 81) RBV. XIV 50—53. XV 299—302. 82) M. VII und VIII. Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Lieder betragen bis jetzt 62 Nummern. 83) RBV. XII (1895) p. 299—309 und XIV (1896) p. 285—292. 84) Le pardon de Notre Dame de Clérin. RBV. XIII 61—55; XIV. 130—136. 85) Dictons et proverbes bretons. M. IV 494. VIII 86, 116, 139, 164. 86) Sur quelques textes franco-bretons. RC. XVI 168—200.

caractère hétérodoxe. C'est à peine si la traduction du Nouveau Testament publiée à La Rochelle en 1571, aux frais et par ordre de la Reine Jeanne d'Albret, trouve aujourd'hui grâce à leurs yeux, à cause de son incontestable intérêt pour l'histoire de la langue. Malheureusement ce précieux ouvrage, que l'on doit à un prêtre converti, Jean de Liçarrague de Briscous, n'existe plus qu'à l'état de curiosité, de rareté introuvable; on n'en connaît plus guère qu'une trentaine d'exemplaires. Aussi devons-nous vivement féliciter M. H. SCHUCHARDT, l'éminent professeur de Gratz, et M. TH. LINSCHMANN, le savant pasteur de Willerstedt, d'en avoir entrepris une réédition exacte et complète. J'ai sous les yeux les vingt-cinq premières feuilles de cette réimpression; c'est vraiment admirable et parfait.

D'autre part la SOCIÉTÉ BIBLIQUE TRINITARIENNE de Londres a entrepris la réimpression à bon marché et dans un petit format d'une traduction de la Genèse qui date de deux cents ans et qui avait été publiée à Oxford en 1894 dans des conditions qui la rendent peu accessible au vulgaire. Il s'agit de l'un des manuscrits basques conservés dans la Bibliothèque des Lords Macclesfield à Shirburn. Ce manuscrit comprenait une traduction de la Genèse et des vingt et un premiers chapitres de l'Exode. Leur auteur était Pierre d'Urte, un capucin originaire de S. Jean de Luz, qui, devenu protestant, s'était réfugié en Angleterre avec sa femme et sa fille, sans doute après la révocation de l'Édit de Nantes. Ses manuscrits, oubliés depuis le commencement de ce siècle, furent retrouvés en 1884 par M. John Rhys qui les signala au monde savant. Le directeur du Collège de Jésus d'Oxford, le regretté M. LLEWELYN THOMAS, fut autorisé à prendre copie de cet intéressant texte basque qui a formé le tome X de la série moderne des Anecdota Oxoniensia. Le volume est intitulé „the earliest translation of the old testament into the basque language (a fragment)“[1]). Cette publication a été faite avec un soin extrême; le manuscrit est reproduit aussi exactement que possible, d'une manière figurative, si j'ose m'exprimer ainsi. L'éminent éditeur y a joint une préface extrêmement intéressante et instructive et deux appendices (vocabulaire des formes verbales et bibliographie protestante du basque) dues à la collaboration de deux basquisants contemporains. Le livre est fort curieux: la traduction est faite simplement, exactement, sans prétention, sur la version française réformée qui était courante il y a deux siècles. Quelques lapsus, quelques lacunes, faciles à combler, quelques étourderies, montrent que le travail de Pierre d'Urte n'était encore qu'un brouillon, qu'un premier jet. C'est un spécimen très fidèle du parler de S. Jean de Luz il y a deux siècles: il offre avec celui d'aujourd'hui un petit nombre de différences linguistiquement intéressantes.

Parmi les plaquettes, devenues infiniment rares, qui furent faites pour le peuple, et surtout pour le peuple des campagnes, une des plus intéressantes était une sorte de catéchisme principalement religieux, mais prétendant en outre former une sorte de guide général d'éducation et

---

1) Oxford, Clarendon Press, 1894, pet. in-4° de XXVII p., 131 fts. et p. 133 à 163, avec un fac-simile.

d'instruction. Il parut en basque, très probablement après le concordat, en une petite brochure de 24 p. in-18 dont il a survécu deux ou trois exemplaires à peine. Je l'ai réimprimé exactement, avec une traduction française en regard, dans la RL.[2]). Cette brochure est remarquable surtout par la naïveté et la sottise de la rédaction: on y apprend que le ciel est distingué en firmament et empyrée; que la terre est supportée par l'air et que la terre et l'air sont supportés par les quatre évangélistes; que l'arche de Noé est encore aujourd'hui conservée sur le mont Archeteclin en Arménie, etc. Il n'y a ni lieu d'impression, ni date, ni nom d'imprimeur ou d'éditeur; au bas de la dernière page est simplement la signature Beaumont qui n'apprend rien aux lecteurs. J'ai trouvé depuis une brochure française imprimée à Pau chez Véronèse, portant une approbation *„des docteurs en théologie de la Faculté de Paris"*, dont l'un s'appelle Beaumont; cette approbation est datée du 21 septembre 1802. La brochure forme 11 p. pet. in-12: elle est signée „par Andrey": sur les 75 questions dont elle se compose (et les huit dernières, les seules peut-être qui soient d'Andrey, forment une partie séparée), on en retrouve 67 exactement traduites dans la brochure basque qui comprend en tout 123 questions; les huit dernières n'y sont pas.

On doit à M. V. Stempf, de Bordeaux, une réédition du premier livre basque imprimé connu, les Poésies de B. Dechepare qui datent de 1545, beaucoup plus correcte que les deux précédentes. M. Stempf a également publié une traduction complète de ces poésies en allemand, avec deux vocabulaires analytiques faits avec le soin le plus rigoureux. De son côté, M. E.-S. Dodgson a fait paraître en Portugal, à Vizeu, une reproduction, page pour page, du premier livre qui paraît avoir été imprimé en biscayen, le catéchisme de Ripalda traduit en 1656 par M. Ochoa de Capanaga; mais il a apporté à cette utile réimpression l'originalité de son caractère et de ses habitudes. Presque en même temps, je publiais à Paris[3]) ce que j'ai appelé les petites œuvres de Silvain Pouvreau: on sait que ce prêtre, originaire du diocèse de Bourges, vint à Bayonne avec l'évêque Fouquet, apprit le basque assez à fond pour pouvoir écrire plusieurs ouvrages: il paraît avoir terminé ses jours à Paris vers la fin du XVIIe siècle. Il a laissé notamment en manuscrit un Vocabulaire basque-français que M. Van Eys a beaucoup utilisé dans son Dictionnaire.

Comme publications littéraires originales, il n'y a a pas grand'chose à citer: quelques brochures politiques anti-républicaines pour la plupart[4]), plusieurs pièces de théâtre écrites et jouées à S. Sébastien, des paroissiens et des recueils de cantiques, un petit traité d'agriculture et deux ou trois almanachs. Il a paru cependant quelques livres religieux un peu plus importants: Rome et Jérusalem de M. Ducq[5]), Credo par M. Ét. Lapeyre[6]), le Calvaire de Hasparren[7]), Dimanche par l'abbé J.-P. Arbelbide, une traduction de l'Imitation de J.-C. par M. J. Duvoisin[8]).

2) 1897, p. 147—177 et 196—210. 3) 75 exemplaires non mis dans le commerce. 4) Traduction d'un mandement de 1890 de l'évêque d'Annecy, les écoles d'aujourd'hui, Dieu et les fueros, les bienfaits de la République, etc. 5) 1891, 422 p. in-8°. 6) 1891, 438 p. 7) 1892, 423 p. 8) Publiée après sa mort par M. l'abbé P. Haristoy, Pau, 1896, 403 p. in-8.

Il convient de mentionner également deux jolies plaquettes poétiques Maricho et Zerua dues à la plume élégante de M. A. ARZAC, directeur de l'Euskalerria de S. Sébastien, ainsi qu'une touchante épitaphe Josecho par l'aimable et modeste poète LOPEZ ALEN. Pour rendre ce tableau aussi complet que possible, je dois rappeler deux brochures d'un érudit bayonnais, M. Ch. Bernadou, Azpeitia[9]) et Zazpiak bat[10]), rendant compte d'une façon aussi complète qu'intéressante de fêtes locales ayant eu lieu dans le pays basque.

On a fait paraître, en 1896, à Saint Sébastien, le premier volume d'une Biblioteca selecta de autores.

Ce volume, qui contient XXIV-184-(VII) p., est consacré à la poésie basque. C'est un recueil de chansons et de pièces de vers, dont fort peu sont vraiment originales et populaires, onze seulement sur soixante-treize. Le reste comprend des vers, plus ou moins intéressants, de plusieurs écrivains modernes, y compris un certain Belzunce que, pour ma part, je n'ai jamais pu identifier. On y a même donné place à l'amplification rhétoricale de E. Garay de Montglave, qui traduite en prose basque à Paris, en 1833, par L. Duhalde, d'Espelette, a fait fortune sous le titre de: le chant d'altabiçar (corrigé plus tard altabiscar), qui est censé raconter la mort de Roland et la défaite des soldats de Charlemagne par les Basques. Le livre est précédé d'un avant-propos de M. BENITO JAMAR dont le point de départ est absolument faux. Prétendre que la poésie basque a très peu subi l'influence de la civilisation étrangère, c'est émettre une assertion à laquelle le livre même anquel cet avant-propos a été mis donne le plus éclatant démenti. On ne saurait trop le répéter: les Basques n'ont rien à eux que leur langue.

Je dois signaler encore dans l'ordre purement littéraire: les prières de S. Nersés en basque traduites par feu A. CHAHO[11]), un essai de calendrier républicain en basque découvert par le Dr. F. LARRIEU[12]), une note sur quelques phrases basques citées par Victor Hugo[13]), la chanson de Roland en basque labourdin par M. HARISPE[14]).

Paris. Julien Vinson.

Lateinische Litteratur.

1. Lateinische Litteratur im Mittelalter (einschliesslich volkslateinischer und christlich-lateinischer Litteratur). 1895—96. Da sich die Unterabteilungen, wie sie von Traube im letzten Bericht angewandt sind, bewährt haben, so bleiben sie hier in Geltung. Freilich geht manches in einander über und eine ganz strenge Gliederung des Stoffes ist zuweilen unmöglich. Wir beginnen mit dem auf Handschriften bezüglichen Stoffe.

I. Handschriftenkataloge. Eine Fortsetzung hat das ausgezeichnete Werk von O. v. HEINEMANN über die Handschriften von

9) 1894, 120 p. et XXIII p. de cantiques. 10) 1895, 187 p. 11) RL. 1891, p. 326—334. 12) RL. 1891, p. 1-9. 13) RL. 1891. p. 184-185. 14) RL. 1892, p. 235—238.

Wolfenbüttel erfahren, von welchem der 5. Band dem 2. Teil der Beschreibung der augusteischen Handschriften gewidmet ist[1]). — Eine ähnliche, ganz vortreffliche Arbeit hat in Bamberg begonnen, wo zwei Lieferungen eines Handschriftenkataloges von F. LEITSCHUH (1. Bibelhandschriften; 2. Klassikerhandschriften) erschienen sind[2]). Bei dem grossen Reichtum an kostbaren, alten Stücken wird diese Veröffentlichung, die mit grosser Sachkenntnis und Klarheit unternommen wurde, von besonderer Bedeutung werden. — Von mannigfaltigem Inhalte sind die Arbeiten von C. CIPOLLA über die Bibliothek von Novalese[3]). S. 80 wird gehandelt über ein Doppelblatt der Homilien des Caesarius, S. 115 über die Berliner Hamiltonhdschr. IV des Martyrologium Adonis, S. 193 über die Novaleser, jetzt Cheltenhamer Hdschr. von der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus. — Sehr verdienstlich sind die Forschungen von H. BRESSLAU über die Bibliothek des Klosters Michelsberg (Bamberg)[4]). Verf. weist nach, dass es im 12. Jahrhundert eine kleine Schrift über diese Bibliothek gab, die vom Prior Burchard († 1149) verfasst war. Sehr reichhaltig sind dann die Veröffentlichungen alter Kataloge aus Michelsberg aus der Zeit Wolframs I. und Burchards I. sowie Wolframs II. Am Schlusse dieser höchst dankenswerten Studien ist der reichhaltige Katalog aus saec. XV abgedruckt. Eine bessere Ergänzung als diese konnte zu dem lückenhaften Material bei Becker nicht geboten werden. — Einen besseren Druck als bei Becker von dem bedeutenden Katalog von Pomposa aus dem Jahre 1093 giebt G. MERCATI[5]). — Auf ein neues Bücherverzeichnis aus saec. XI, das in einer Josephushandschrift zu Bamberg steht, macht F. LEITSCHUH[6]) im Klassikerkatalog von Bamberg aufmerksam.

II. Übersichten über ganze Litteraturzweige. An erster Stelle sind hier zu nennen die bekannten und vortrefflichen Litteraturnachrichten zur Geschichte des Mittelalters von BRESSLAU[7]) und die sorgfältigen Zusammenstellungen in Calvarys Verlag[8]), ferner die betreffenden Jahresberichte zur Theologie, germanischen Philologie und Geschichte in Jastrows Jahresbericht, sowie in der deutschen Ztschr. f. Geschichtswiss. Als eine wichtige Bereicherung auf diesem Gebiete war es zu begrüssen, dass seit 1894 von A. VIDIER in der Zeitschrift ‚Le moyen âge‘ eine Bibliographie veröffentlicht wird, welche im Jahrgang 1896 ihre Fortsetzung für 1895 erfahren hat[9]). Dieser Bericht enthält III, 5 S. 74 die Abteilung ‚Auteurs latins‘, allerdings ohne Vollständigkeit, aber doch mit genauen und auch für deutsche Titel meist mit orthographisch richtigen Angaben. Beinahe vier von den 15 Spalten beansprucht Thomas v. Aquino. Die wichtigste neue Erscheinung aber auf diesem Teil des Gebietes ist die seit langem sehnlichst erwartete

1) Katalog der Handschriften der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, Bd. 5, Wolfenb. 1895. 2) Katalog der Handschriften der königl. Bibliothek zu Bamberg I, I u. II, Lief. 1. 2. 1895. 3) MAST. Ser. II Bd. 44. 4) Bamberger Studien, NA. XXI 139—234. 5) SDStD. XVII 143 ff. 6) Katalog d. Hdschrr. d. kgl. Bibl. I, 2, 2. Lief. N. 79 S. 87. 7) NA. 1895, 1896. 8) BPhC. 1895. 1896. 9) Répertoire méthodique du moyen âge français . . p. A. Vidier.

zweite Auflage des Werkes von A. POTTHAST[10]). Sie ist in Wahrheit verbessert und vermehrt und durch den mühsamsten Fleiss und grosse Sorgfalt in den Nachträgen und Zusätzen zu einem vollständig unentbehrlichen Werke geworden. Die Einteilung des Buches ist geblieben: Geschichtswerke und Vita sind die beiden Hauptteile wie früher. Natürlich finden sich bei einem solchen Riesenwerke leicht Ausstellungen, die der Einzelne machen kann. So sind die Angaben über Hdschrr. trotz grosser Sorgfalt oft nicht ganz zureichend. Ferner sind nach des Ref. Meinung die Dichter doch zu wenig berücksichtigt; z. B. durfte Amarcius nicht fehlen, und wenn die Gedichte des Optatianus Porfirius erwähnt wurden, so konnten die des Paulinus Nolanus nicht unerwähnt bleiben und Ref. hätte lieber Paulinus Pellaeus angeführt gefunden, als Paulinus Petrocorius. Manches ist in den Nachträgen S. 1736ff. berichtigt. Auf lange Zeit hinaus wird dies Werk in seiner Bedeutung einzig dastehen. — Ausserdem sind hier zu nennen die Besprechungen und Rezensionen über neue Litteratur in Wölfflins Archiv für lateinische Lexicographie Bd. IX und X.

III. Litteraturgeschichte. Auch hier ist eine höchst wichtige Arbeit namhaft zu machen, der dritte Teil der römischen Litteraturgeschichte von M. SCHANZ[11]). Er reicht nur mit seiner zweiten Hälfte in unser Gebiet hinein und giebt nach dem Vorgange Eberts ausführliche Charakteristiken und Inhaltsangaben vor allem auch der christlichen Schriftsteller. Eine Konkurrenz mit den betreffenden Teilen von Bardenhewers vortrefflicher Patrologie ist ausgeschlossen: letzterer betont mehr die kirchliche Seite der christlichen Werke, Schanz lässt deren litterarhistorische Stellung, sprachliche Verhältnisse, Überlieferungsgeschichte und das Fortleben hervortreten. Die Gliederung des Stoffes ist klar und scharf, die Litteraturangaben sind reichlich, ohne dass Teuffel-Schwabe daneben entbehrlich wird. Auch verfügt Schanz bei den meisten Streitfragen über eine eindringende Kritik, während sich B. mehr referierend verhält. Auch die Dichtkunst erhält eingehende Würdigung. — Die Patrologie hat diesmal kein Werk von besonderer Bedeutung aufzuweisen. Vollendet wurde die zweite Auflage des Buches von J. Fessler durch B. JUNGMANN[12]); B. SCHMIDT gab ein neues kurzes Compendium heraus[13]), und in Spanien erschien ein neues Werk, das dem REF. leider unzugänglich war, von ABBÉ D. GONZALÈS CARVAJAL[14]). — Auch die Bearbeitung von einigen kleineren Gebieten ist namhaft zu machen. Zur 1400jährigen Wiederkehr der Bekehrung Chlodovechs erschien ein Werk, das geistreiche Bilder aus der Geschichte der französischen Kirche enthält und sich auf die kirchlichen Hauptgrössen sowie auf litterarische Dinge besonders einlässt[15]). Verfasser des Werkes sind eine ganze Reihe von vortrefflichen Gelehrten. Mit der Blütezeit der wissenschaftlichen Studien in Frankreich, dem 12. Jahrhundert, hat es hauptsächlich ein Buch von CLERVAL zu thun[16]),

10) Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters. 1. Bd. u. 3. Halbband, Berl. 1896. 1280 S. 11) Geschichte der römischen Litteratur bis z. Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. 3. Teil (117—324). München 1896, 410 S. 12) J. Fessler, Institutiones patrologiae quas denuo rec. auxit edidit B. Jungmann, II, 2. Innsbr. 1896, 711 S. 13) Grundlinien der Patrologie, Freiburg 1895. 14) Institutiones patrologiae. I. Oviedo 1895. 15) La France chrétienne dans l'histoire, Paris 1896. 16) Les écoles de Chartres au moyen âge. Paris 1895.

das sich über die wissenschaftlichen und litterarischen Verhältnisse verbreitet. Diese Darstellung ist durchdringend und geistreich und bringt das Wesentliche ausgezeichnet zur Erörterung. — Ein sehr ausgedehntes Kapitel würde

IV. Römische Litteratur im Mittelalter in Anspruch nehmen, wenn nicht die Hauptsache auf einem anderen Gebiete, dem der eigentlichen Litteratur, zur Besprechung gelangte. So werden hier nur solche Arbeiten erwähnt, welche sich ad hoc mit dem Fortleben der Antike beschäftigen. — Die Frage, ob Lactanz den Namen Cicero Christianus auch in grammatischer Beziehung verdiene, beantwortet eine Untersuchung von H. LIMBERG[17]). Verf. beschränkt seine Beobachtungen hauptsächlich auf die Syntax der Casus in den Institut. divinae, ohne ein breiteres sprachliches Material aus der zeitgenössischen Litteratur heranzuziehen. Wichtig ist, dass Lactanz bei Citaten aus Cicero eigne Veränderungen anbringt und dass er im allgemeinen stark vom ciceronianischen Sprachgebrauch abweicht. — Eine sorgsame und gehaltreiche Untersuchung widmet J. PHILIPPE[18]) dem Einfluss des Lucrez auf die Zeitgenossen und seinem Fortleben. Er stellt die einzelnen Zeugnisse bei Dichtern und Prosaikern zusammen und führt namentlich die Stellung der epikurischen Dichtung und Lehre in der patristischen Litteratur sowie den Einfluss des Lucrez auf die grammatische Litteratur klar vor Augen. Mit Cassiodor bricht dieser erste Teil der interessanten Untersuchung ab. — In zusammenfassender aber geistvoller Weise schildert DOM V. B. D.[19]) den Einfluss der classischen Litteratur auf das Mittelalter überhaupt. — Eine zweite Auflage ist von dem bekannten ausgezeichneten Buche COMPARETTIS erschienen[20]), das das Fortleben Vergils im Mittelalter wahr und anschaulich darstellt. Neue Forschungen sind gewissenhaft berücksichtigt und manches neu zurechtgerückt und verbessert. Das Werk ist somit eine lebendige Ergänzung zu Ribbecks gross angelegter Sammlung im Anhang zur Vergilausgabe. Dass das Ausland immer mehr an dem vortrefflichen Buche teilnimmt, beweist die von R. ELLIS eingeleitete Übersetzung ins Englische durch E. F. BENEK. — Eine reiche Fundgrube für Citate und Reminiscenzen aus der Poesie bietet die Anthologia epigraphica von F. BÜCHELER[21]). Der Hrsg. selbst hat unter den einzelnen Gedichten eine grosse Zahl solcher Stellen verzeichnet, die er dann Bd. II p. 913 zusammengestellt hat. Vergil und Ovid, in weitem Abstande Lucan, Horaz, Properz haben das meiste geliefert. Hierzu lieferte C. HOSIUS[22]) sehr bedeutende Nachträge, ohne jedoch, wie es dieser Stoff mit sich bringt, die Sache zu erschöpfen. Auch aus seinen Untersuchungen ergiebt sich die meiste Bekanntschaft mit Vergil, Ovid und Lucan; wenige Stellen sind aus Horaz und Martial angeführt, anderes ganz vereinzelt. Auf die christlichen Dichter ist die Untersuchung nicht

---

17) Quo iure Lactantius appelletur Cicero Christianus. Münster 1896. Rec. von S. Brandt, ALLG. X 302 ff. mit Hervorhebung vieler Mängel. 18) Lucrèce dans la théologie chrétienne du IIIe au XIIIe siècle. I. RHR. XXXII 284-302. 19) Les classiques au moyen âge. RBénéd. XII 529—546. 20) Vergilio nel medio evo, Firenze 1895. 21) Anthologia latina: Carmina epigraphica conl. Franc. Bücheler I, Lips. 1895 (II 1897). 22) Römische Dichter auf Inschriften. RMPh. L 286—300.

ausgedehnt worden, obwohl sich hier manches ergeben hätte, wie 899 Sedul. P. C. III 226. 1277, 1 stammt aus Vulg. Gen. 25, 8; mit 778, 9 vgl. Juvenc. evang. IV 303. Doch schon vor HOSIUS hatte C. WEYMAN[23]) nachgewiesen, dass das Gedicht des Ascarius an Tuserhedus (N. 727 p. 347) grossenteils ein Cento aus der Hamartigenia des Prudentius ist. DERSELBE[24]) wies später nach, dass Vs. 2f. in diesem Gedicht Entlehnung aus Sedulius P. C. I, 346 ist. — Auch sonst hat C. WEYMAN auf diesem Gebiet interessante Entdeckungen gemacht. Ein Cicerocitat bei Victricius de laude sanct. 10 weist er ab, nimmt aber mehrere Vergilstellen für ihn in Anspruch[25]). In Sulpicius Severus Vita Martini 2, 4 findet er für die Worte ‚*felicibus actibus invidebat*‘ Claudian in Eutr. I 396 als Quelle[26]). Bei Petrus Chrysologus weist er Bekanntschaft mit Vergil und christlichen Dichtern nach[27]) (Prudentius. Sedulius. Hymnen). Bei dem Verfasser des 2. Pelagiusbriefes sind nach WEYMAN[28]) mit den vier heidnischen Autoren Vergil, Sallust, Terenz und Tullius die Hauptautoren des damaligen Schulunterrichts genannt. — H. MAURER untersucht in umfänglicher Dissertation[29]) die Quellen und die poetischen Vorbilder des Marius Claudius Victor. Der wertvollste Teil der Arbeit ist der erste, nämlich der Nachweis vom Hexaëmeron des Ambrosius als Hauptquelle. Viel zu zahlreich erscheinen im 2. Teil die Dichterstellen, an die sich Victor angelehnt haben soll. Wohl hatte Schenkls Ausgabe manches zu thun übrig gelassen, aber die von M. gebrachten Stellen aus Silius, Tibull, Properz, Seneca, Persius, Petronius, Calpurnius und Nemesian haben den Ref. nicht überzeugen können. Dagegen erweist M. die Benutzung von Manilius, Aviens Aratea und Tiberians. — Über die Kenntnisse Gregors von Tours in der klassischen Litteratur handelt REFERENT[30]), indem er gegen Kurth auch die Benutzung der Georgica und Bucolica Vergils, ausserdem Kenntnis des Horaz nachweist, und es wahrscheinlich zu machen sucht, dass Gregor den Gellius und des Plinius grammatisches Werk gekannt hat.

V. Eigentliche Litteratur. A. Ausgehendes Altertum bis auf Baeda. Die Anordnung geschieht chronologisch nach Teuffel-Schwabe[5]. — Einige probable Konjekturen zu Minucius Felix giebt J. C. T. BOOT[31]) und J. VAHLEN[32]) rettet die eine Beziehung des Felix auf das alte Testament c. 19. 4 ‚*eo altior — a deo traditum*‘ durch die glückliche Verbesserung ‚*esto altior*‘. — Den grossen Einfluss Tertullians auf die frühchristliche Litteratur, der besonders stark bei Cyprian hervortritt, stellt A. HARNACK[33]) mit gewohnter Gelehrsamkeit dar. — Die bisher im Anhang zu Cyprian abgedruckte Schrift de laude martyrii legt A. HARNACK[34]) dem Novatian bei, was besonders für die Beurteilung des italienischen Lateins von Wichtigkeit ist. — Dagegen ist die pseudo-

---

23) RMPh. L 154. 24) RMPh. LI 328. 25) WS. XVII 317. 26) P. LV 464. 27) P. LV 464ff. 28) P. LV, 472. 29) De exemplis quae Claudius Marius Victor in Alethia secutus sit, Marpurgi Catt. 1896, 127 S. 30) NA. XXI 549—557. 31) Mnemosyne XXIV 439 - 42. Corrigendum zu p. 439 ib. XXV 75. 32) H. XXX 385—390. 33) Tertullian i. d. Litteratur d. alten Kirche. SBAK Berlin 1895 S. 545—581. 34) Eine bisher nicht erkannte Schrift Novatians. Texte u. Unters. XIII, 4b Lpz. 1895. 58 S.

cyprianische Schrift de duplici martyrio von F. Lezius[35]) als eine Fälschung des Erasmus endgültig erwiesen worden, nachdem sie schon von Hartel und früheren Forschern als eine solche hingestellt worden war. — Mit Benutzung eines ausserordentlichen gelehrten Apparates und mit Erörterung aller in Betracht kommenden Quellen hat Th. Mommsen[36]) von seiner klassischen Solinausgabe eine neue Auflage veranstaltet. Was inzwischen für den Text, die Quellenanalyse und Benutzung bei späteren Autoren, sowie für Aufstellung der hdschr. Verhältnisse geschehen war, hat M. mit grösster Sorgfalt benutzt. Wichtig war in letzterer Beziehung namentlich der Solintext bei dem vom Ref. herausgegebenen Anonymus de situ orbis, von M. Anonymus Leidensis genannt. — Über die vielumstrittene Frage nach der Autorschaft des Gedichtes de ave Phoenice handelt A. Knappitzsch[37]), aber ohne der allerdings schwierigen Lösung irgendwie näher zu kommen, als frühere Forscher. — Für Juvencus sucht C. Weyman[38]) neben dem biblischen Text auch die Benutzung eines Kommentars zu erweisen, in welchem der Dichter die übertragene Bedeutung von *aures (mentis)* gefunden habe. Seit Maurer in seiner Arbeit über Marius Victor die starke Anlehnung des Letzteren an Prosaschriften ausser der Bibel darlegte, ist ein solches Verhältnis nicht unmöglich, und es wäre interessant, wenn W. weitere Nachweise glückten. Aber von dieser einzigen Stelle aus erscheint Ws. Ansicht als blosse Vermutung. — Eine wertvolle textkritische Bearbeitung und Ausgabe von Nonius I—III aus dem Nachlass von J. H. Onions hat Lindsay veröffentlicht[39]). Trotzdem L. Müllers hdschr. Material reich gewesen ist, so hat O. seine Ausgabe, welcher ja eine Reihe (kritischer) Aufsätze im JPh. vorausging, auf breiterer Grundlage aufgebaut, besonders durch Herbeiziehung von Laurent. 48, 1. Die erhaltende Kritik Os. hat sich bei dieser Ausgabe gut bewährt, ausserdem aber hat O. nicht wenige mit der Gelehrsamkeit des Nonius nicht zu vereinigende Stellen als Glosseme erkannt und dadurch den Text gereinigt. Die Arbeit ist eine tüchtige Leistung, mit deren Ergebnissen unbedingt zu rechnen sein wird. — Mit bedeutender Wertschätzung des Vat. Palat. 899 hat R. Novák[40]) eine kritische Umschau im Texte des Script. Hist. Augustae gehalten. Neben allerhand Neuerungen, welche die Zeit kaum überdauern werden, findet sich mancher kritische Beitrag von Wert, da sich N. bedeutende Kenntnisse in der Zeitsprache angeeignet hat. — Von Firmicus Maternus macht F. Skutsch[41]) durch Veränderung einer Stelle in der Ed. princeps wahrscheinlich, dass er aus Syrakus stammt. Kritische Beiträge zu Firmicus' libri matheseos lieferten G. Némethy[42]) und P. Thomas[43]). — Von grossem Interesse ist ein Beitrag von H. Sedlmayer[44]) zur Hilariusforschung. Der Wiener Papyrus von Hilarius de trinitate ist von Augustins Freund Dulcitius eigenhändig durchkorrigiert

35) Neue Jahrb. f. dtsche. Theol, IV 95. 184. 36) C. Julii Solini Collectanea rerum memor. Berol. 1895. 37) De Lactantii ave Phoenice, Graz 1896. 38) RMPh. LI 327. 39) J. H. Onions, Nonius Marcellus de compendiosa doctrina I—III. Oxon. 1895, Clar. Press. XXVI 298 S. 40) Observationes in scriptores historiae Augustae. Prag 1896; 42 S. 41) H. XXXI 646. 42) Novae emend. in Firm. Egyet. Philol. Közlöny, 1895, 1—15. 43) BAcB. IIIe série, XXIX 548—56. 44) Serta Harteliana, Wien 1896 S. 177—180.

worden. Das zweite Buch ist in der Hdschr. eine Überarbeitung des gewöhnlichen Textes und da ein Stück (c. 24—27) darin fehlt, so nimmt S. an, dass sich hier der erste Entwurf des Werkes vorfinde, welches im 2. Buch später eine vielfach abweichende Fassung erhalten habe. Auch eine neue kleine Schrift, contra Arianos, die sich in der Hdschr. nur fragmentarisch erhalten hat, weist S. dem Hilarius zu. — Einige bedeutende Arbeiten sind zu Avien zu erwähnen. F. Marx[45]) beschäftigt sich mit der Zusammensetzung der griechischen Vorlage, die von Avien für die Ora maritima benutzt worden ist, und ermittelt in vorsichtiger Abwägung diese Quellen selbst sowie das Zeitverhältnis der einzelnen Stücke. Mit dem andern Werke Aviens, den Aratea hat sich P. von Winterfeld sehr eingehend beschäftigt. In seiner Dissertation[46]) weicht er nicht unerheblich von Breysigs kritischer Behandlung der Aratea ab, für welche ja die zeitlich sehr auseinanderliegenden Hdschrr. eine schwierig zu behandelnde Unterlage bieten. Eine zweite Arbeit beschäftigt sich mit den Wetterzeichen[47]). Hier weist W. nach, dass die Prognostica (Aratea 1326ff.) nicht eine einfache Übersetzung Arats darstellen, sondern dass an 10 Stellen des Gedichts physiologische und physikalische Erklärungen und Exkurse hineingearbeitet sind, von denen neun den Aratscholien entstammen, während die zehnte vielleicht auf ein physikalisches Handbuch zurückgeht. Diese Arbeiten sind mit grosser Umsicht und Sachkenntnis geschrieben und erweitern unsere Avienkenntnis wesentlich. — Wertvoll sind die ‚Beiträge zu Ausonius‘ von W. Brandes[48]). Im Eingang spricht der Verf. über das Christentum des Ausonius. Nach ihm ist er als Heide geboren und war, wie aus einer Bacchusstatueninschrift sich ergebe, noch 362 Heide. Dies letztere wird in einer eingehenden Rezension R. Peipers[49]) wohl mit Recht bestritten. Der zweite Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit dem Bau der jambischen Verse bei Ausonius. B. tritt für die unbedingte Zulassung des Hiatus ein, die durch Schenkl und Peiper stark beanstandet worden war. Peiper selbst erklärt hierzu (a. a. O. Sp. 1426) sein Einverständnis. In seiner ausführlichen Besprechung der Schrift von B. giebt F. Leo[50]) mannichfache Bemerkungen zu den metrischen Beobachtungen und Aufstellungen von Brandes und hebt die Nachahmung des plautinischen und terenzischen Senars im Ludus VII sapientum des Ausonius mit Recht hervor. — Eine im ganzen gefällige Übertragung der Mosella bietet R. E. Ottmann[51]). — Zum Briefwechsel des Ausonius mit Paulinus sucht F. Leo[52]) an ep. XXV nachzuweisen, dass der Puteanus dort nur willkürliche Änderungen bietet, wo er vom Vossianus abweicht, und tritt für die unbedingte Gültigkeit der letzteren Handschrift ein. — Vortreffliche Voruntersuchungen zu seiner Ausgabe des Damasus lieferte M. Ihm[53]), durch welchen die Damasuskritik in ein neues Stadium getreten ist. Den von de Rossi aufgestellten drei Kriterien zur Echtheit der Damasusgedichte fügt er ein

45) Aviens Ora maritima, RMPh. L 321 bis 347. 46) De Rufi Festi Avieni metaphrasi Aratcorum recensenda et emendanda. Berlin 1895 34 S. 47) Beiträge zur Quellen- und Textkritik der Wetterzeichen Aviens, Berlin 1896 28 S. 48) Beiträge zu Ausonius, Progr. Wolfenbüttel 1895 31 S. 4. 49) BPhWS. 1896 Sp. 1419ff. 50) GGA. 1896 S. 778—792. 51) Die Mosella des Ausonius, Trier 1895. 52) GGA. 1896 S. 253—265. 53) RMPh. L 191—204.

viertes hinzu, das metrisch-prosodische Element. Er bricht vollständig mit den bisherigen Anschauungen, denn gestützt auf die Steininschriften und auf das ganze hdschr. Material kann er fast alle prosodischen Fehler der Drucke eliminieren. Bald darauf liess er seine Ausgabe des Damasus erscheinen[54], die sich den besten im Wiener Corpus an die Seite stellt. Mit Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel erscheint hier der Dichter, dessen Bedeutung mehr in der späteren Nachahmung anderer Poeten liegt, das erste Mal in seiner ursprünglichen Gestalt. Nicht nur die echten Aufschriften sind behandelt, sondern alles was jemals mit D. in Verbindung gebracht ist (Pseudodamasiana), vor allem De Salvatore, De Christo, einige Hymnen und Akrosticha. Zu Nr. 67 p. 68 war noch Cod. Leid. bibl. univ. 190 s. XI fol. 42 (vgl. Poetae lat. aevi Carol. III 560) heranzuziehen und zu dem Gedichte zu vergleichen Josephi Carm. V (Poet. lat. aevi Carol. I 156). Sehr ausführliche Indices beschliessen die vortreffliche Ausgabe, welcher eine facsimilierte Tafel angehängt ist. Eine unzweifelhaft wichtige Verbesserung zum Texte (32, 1 *carnifices*) gab C. Weyman[55]) nach Lucr. III, 1015 B. — An Damasus schliessen sich am besten die Carmina epigraphica an, die von F. Bücheler[56]) in längst erwarteter Ausgabe gesammelt sind. Die Anordnung, die bei der grossen Masse des Stoffes sehr schwierig nach dem Inhalte zu treffen ist, geschah nach der Form: Saturnier, Jamben (Senare, Choliamben, Dimetri), Trochäen (Septenare) und Daktylen (Hexameter) folgen aufeinander, während Band II die Gedichte im elegischen Masse enthält. Innerhalb dieser Kategorien sind die Stücke, soweit dies überhaupt anging, chronologisch geordnet. Diese Arbeit von 30 Jahren ist eine ganz ausserordentliche gewesen, nur B. konnte sich ihr überhaupt unterziehen. Gegen Verteilung des Raumes und Druckanordnung liesse sich vielleicht etwas einwenden, aber ihrem inneren Gehalte nach ist die Ausgabe aus ihrer Zeit heraus ein opus absolutum. — Aus Cod. Aurelianensis 70 s. IX macht S. Reiter[57]) aufmerksam auf ein völlig unbekanntes Werk des Hosius oder Osius von Corduba ‚Doctrina Hosii episcopi de observatione disciplinae dominicae'. Es ist derselbe Osius, dem Chalcidius die Übersetzung des platonischen Timaeus widmete, die Osius ursprünglich selbst ausführen wollte (Teuffel-Schwabe[5] § 407, 3). — In seinen kritisch-sprachlichen Analekten hält C. Weyman[58]) gegen Van der Vliet ‚*lacus detritus*' bei Pacian als Citat aus Jeremias. Eine neue kritische Ausgabe der Werke Pacians, durch welche Mignes Abdruck 13, 1051 überflüssig geworden ist, veröffentlichte Ph. H. Peyrot[59]). Sie fusst auf einem Parisinus und Vaticanus und entspricht allen Anforderungen der heutigen Wissenschaft. Sowohl der Text wie die Erklärung hat wesentlich gewonnen, auch ist es dem Hrsg. geglückt, Benutzung von Cicero, Horaz und Vergil festzustellen. Aus Cod. Berol. Phillipp. 1869 s. IX giebt Referent[60]) Kollationen zu einigen späteren Gedichten der Anthologia latina, nämlich zu 394. 395. 639. 640. 736. Das Alter

---

54) Damasi epigrammata, accedunt Pseudodamasiana aliaque ad Damas. illustr. idonea. Lips. 1895 LII, 146 S. 55) RMPh. LI 328. 56) Anthologia latina . . pars posterior. Carmina epigraphica. Fasc. I Lips. 1895. 398 S. 57) Serta Harteliana (Wien 1896) S. 136. 58) WS. XVII 315. 59) Paciani opuscula. Zwollae 1896 XI 142 S. 60) RMPh. LI 160—162.

der Hdschr., welche in der 2. Auflage von Riese nicht benutzt ist, kommt den ältesten von Riese benutzten gleich; für 736 (Vs. 7—18 auch im Cod. R. 15. 32 s. X des Trinity Coll. zu Cambridge p. 37) ist der Berol. überhaupt die älteste Überlieferung. — Über Nachahmung älterer Autoren (besonders Tacitus), über Anlage und Komposition des Geschichtswerkes von Ammianus Marcellinus handelt eine geistvoll geschriebene Arbeit von M. BÜDINGER[61]). R. NOVÁK[62]) giebt eine grosse Anzahl gut begründeter Konjekturen zu Ammianus Marcellinus, dessen Sprachgebrauch in manchem noch nicht genügend festgestellt ist. — Ein interessanter Beitrag zur patristischen Litteratur ist die erstmalige Veröffentlichung des früher verloren geglaubten Werkes von Hieronymus[63]) commentarioli in psalmos‘ durch G. MORIN. Hauptsächlich begründet auf dem alten Murbacensis s. VII—VIII (jetzt Epinal 68) liefert die Ausgabe den vollgültigen Beweis für die Vermutung Ms., dass im sogen. Breviarium in psalmos, welches Hieronymusausgaben angehängt ist, das Werkchen (Excerpta de psalterio im Murbac.) grossenteils hineingearbeitet ist. Die Abfassung durch Hieronymus ist vom Hrsg. durch genaue Vergleichungen mit dessen Werken ausser Zweifel gestellt. — Sehr ausführliche und wertvolle Arbeiten über Hieronymus de viris illustribus liefert C. A. BERNOULLI[64]), der sich in eingehendster Weise mit der Wort- und Sachkritik dieser altchristlichen Litteraturgeschichte beschäftigt und zugleich die erste wissenschaftliche Ausgabe der Schrift mit der Fortsetzung von Gennadius nach den Handschriften bietet, so dass die irreführende Ausgabe von G. Herding nun endlich beseitigt ist. — Zu Prudentius sind zwei Arbeiten über das hdschr. Material zu verzeichnen. R. STETTINER[65]) untersucht die illustrierten Prudentiushandschriften, indem er eine Gruppierung derselben vorlegt und sie sämtlich auf einen verlorenen Archetypus saec. VII zurückführt. J. BERGMANN[66]) beschreibt zwei neue Hdschrr. des Dichters, die wegen ihres Alters von Wert sind, den von ihm wieder entdeckten Regin. 2078 und den Casin. 374. — In ein neues Stadium ist unsere Kenntnis und Beurteilung sowohl der Briefe wie auch der Gedichte von Paulinus Nolanus getreten, seitdem W. VON HARTEL seine Ausgaben[67]) und Studien veröffentlicht hat. In der Ausgabe der Gedichte, welche den Briefen bald gefolgt ist, erhalten wir zum ersten Mal eine moderne recensio, die es bisher nur für Carm. 36 von Bursian gegeben hatte, aufgebaut auf einem reichen hdschr. Material, dessen Alter die hohe Verehrung des frühen Mittelalters für Paulinus bezeugt. Im Anhang sind einige Gedichte abgedruckt, die dem Paulinus beigelegt werden. Für das lebendige *Carm. ad uxorem* hätte u. a. ein

---

61) Ammianus Marcellinus und die Eigenart seines Geschichtswerkes, Wien 1895, 44 S. 4°. 62) Curae Ammianeae, Pragae 1896, 92 S. 63) Hieronymi commentarioli in psalmos (Anecd. Mareds. III 1) Oxon. 1895; XX 114 S. 64) Der Schriftstellerkatalog des Hieronymus, Freiburg 1895; VIII 342 S. Hieronymus und Gennadius de viris illustribus, hrsg. von A. B. Freiburg i. B. 1895; LVI 98 S. 65) Die illustrierten Prudentiushandschriften, Strassb. 1895. 66) Eranos, Acta phil. Suecana I, 2, 111—116. 67) S. Pontii Meropii Paulini Nolani opp. II. Carmina ed. W. von Hartel (= Corp. SS. eccl. lat. XXX), Wien 1894. — W. von Hartel, Zu den Briefen des hl. Paulinus v. Nola; Ders., Die Gedichte des hl. Paulinus v. Nola, (Patrist. Studien V. VI). SBAk Wienphhkl. 1895. CXXXII, IV 74 S. und VII 94 S.

Dresdensis saec. X benutzt werden können. In dem stattlichen Corpus der Gedichte erscheint hier zum ersten Mal das *Carmen de obitu Baebiani*, das Brandes dem Paulinus zugeführt hat. Die Begründung seiner recensio hat Hartel zwei umfänglichen kritischen Studien zu den Briefen und Gedichten aufgespart. Hier wird die Textgestaltung im einzelnen besprochen und an der Hand eines ausserordentlich reichen Materials erhalten alle schwierigen Stellen, wenn nicht ihre Erledigung, so doch Klärung. Namentlich für die Briefe bringen die Studien auch reichliche Nachträge und Verbesserungen. Den zweiten Brief Paulins an Crispinian giebt C. Weyman[68]) in seinen Analekten aus Monac. 6299 und S. Petri Salisburg. a VII 5 besonders heraus und fügt dieser Ausgabe Noten und Erklärungen bei. — Über das Leben Claudians handelt K. Heck[69]), indem er an der Hand der Gedichte zeitlich schärfere Bestimmungen als bisher zu geben sucht. Hingegen giebt F. Arens[70]) einige kritische Beiträge zu den Gedichten und Verbesserungen des Textes. — Sehr bedeutend ist das neue Material zu Augustin, da die Ausgaben im Wiener Corpus rüstig vorwärts schreiten. In einem interessanten Aufsatz über den Standpunkt der Textkritik bei Augustin handelt J. Zycha[71]). An einigen bezeichnenden Beispielen klärt er den Standpunkt Augustins namentlich gegenüber den griechischen biblischen Quellen auf. Von Zycha[72]) stammt sodann die neue Ausgabe der Quaestiones in heptateuchum, die eine Fortsetzung der Locutionum libri VII darstellen. Das reiche hdschr. Material, das vortrefflich ausgenutzt wurde, geht zum Teil noch ins 8. Jahrhundert zurück. Der Text hat natürlich bedeutend gewonnen, obwohl Z. zuweilen auch willkürliche Änderungen aufgenommen hat. Auch hier hat Z. nachgewiesen, dass der Bibeltext Augustins aus einer Verbindung der Itala mit dem griechischen Texte der Septuaginta hervorgegangen ist. — A. Goldbacher[73]) giebt von seiner Ausgabe der Briefe Augustins vorläufig ein Heft mit 30 Stücken. Das Corpus der Briefe, das auch die an Augustin gerichteten Stücke enthält, erscheint hier nach Hdschrr. besonders saec. IX—X in wesentlich anderer Gestalt und Anordnung als die früheren Ausgaben. Die Vorarbeiten sind höchst beträchtlich, da das hdschr. Material ein sehr umfangreiches ist. Diese Briefe, die zuweilen zu ganzen Abhandlungen wie die Hieronymusbriefe anschwellen, beanspruchen ein höheres litterarhistorisches Interesse wegen ihres bedeutenden Inhalts und wegen der Form. Die Vorrede ist in dem letzten Hefte vorbehalten. — Ebenfalls die Früchte langjährigen Sammelns und Beobachtens bietet die neue Ausgabe der Confessiones von P. Knöll[74]), dem verdienstvollen Augustineditor. Die Überlieferung geht hier bis ins 7. Jahrhundert zurück und trotz mancher früheren Einzelausgaben war die Ausbeute aus den Handschriften bedeutend. Einige wichtige Nachträge zum Text giebt Knöll[75])

68) HJbGG. XVI 92—99. 69) De vita Claudiani poetae, Donaueschingen 1895 23 S. 70) JbbPh. 1895 S. 80ff. 71) Serta Harteliana, Wien 1896 S. 163—166. 72) Augustini quaestionum in heptateuchum libri VII. adnotationum in Job liber unus (= Corp. SS. eccl. lat. XXVIII III 3). Wien 1895; XXVI, 668 S. 73) Augustini epistulae Ie (= Corp. SS. eccl. lat. XXXIV) Wien 1895 125 S. 74) S. Aurelii Augustini confessionum libri XIII (= Corp. SS. eccl. lat. XXXIII, I, 1) Wien 1896; XXXVI 396 S. 75) Serta Harteliana Wien 1896 S. 136—141.

selbst in einem Aufsatz der Serta Harteliana und M. IHM [76]) weist schlagend nach, dass Conf. VIII, 2, 3 *,inspirabat populo Osirim'* zu schreiben ist. Eine neue Bearbeitung der Übersetzung der Confessiones von P. Gagliardi liess GIOV. RIPAMONTI [77]) erscheinen. — Über Benutzung der Rerum divinarum libri Varros durch Augustin in Civ. Dei IV. VI. VII handelt eingehend R. AGADH [78]) in seiner Dissertation. Das Werk De civitate Dei wurde von PASSAVANTI [79]) ins Italienische übertragen. — Textverbesserungen und kritische Beiträge zu der Schrift Augustins Collatio cum Maximino Arianorum episcopo giebt F. KLEIN [80]). — Ein Bibelzitat (Es. 2, 12—14) bei Augustin de consensu evang. I, 28 untersucht F. WEIHRICH [81]) und emendiert mit Hilfe des Lugdunensis 408 *,altum et elatum . . . arborem balani Basan'*. — Bei Chromatius in Matth. tract. X, 1 erklärt C. WEYMAN [82]) *,passiva . . licentia' = promiscua, vaga licentia.* — Von grosser Wichtigkeit sind Probestücke der vulgärlateinischen Übersetzung der Mulomedicina Chironis et Apsyrti, welche WÖLFFLIN [83]) herausgab. Es ist das erste ausführliche Werk, das aus dem Vulgärlatein bekannt ist und von Vegetius mehrfach zitiert wird. Geschrieben ist es vor 386, erhalten im Monac. lat. 243 s. XV. Wölfflin veröffentlichte die Vorrede und die ersten sieben Kapitel. Aus dieser Probe, die den baldigen Druck höchst wünschenswert macht, ergiebt sich ein erstaunlicher Verfall der lateinischen Sprache. Manches trägt fast schon einen romanischen Charakter. Der Nomin. absol. steht hieraus für das Vulgärlatein jetzt fest und die Unterlage für das italienische Passiv (*se sanare = sanari*) ist gefunden. — Ein weiteres Denkmal des Vulgärlateins ist von E. HAULER [84]) im palimps. Veron. LV (53) als lateinische Übersetzung der Didaskalia apostolorum ermittelt worden, welche einem griechischen Original aus saec. III entstammt und bis jetzt nur in einer syrischen Version vorlag. HAULER teilt eine Probe von zwölf Seiten aus der Übersetzung mit, sie gehört nach dem Latein noch dem 4. Jahrhundert an und zeichnet sich durch viele vulgäre Wörter und Wendungen aus. — Über Victricius Rotomagensis und sein Werk de laude sanctorum handelt SAUVAGE [85]). Auf Einzelheiten bei Victricius geht C. WEYMAN [86]) ein. Er stellt zu de laude sanct. 6 für *,ustulato'* das neue Wort *,masculato'* auf, weist c. 10 ein direktes Zitat aus Cicero ab, nimmt aber mit Recht mehrere Stellen aus Vergil für ihn in Anspruch. — Handschriftliches zu Macrobius teilt L. MÜLLER [87]) mit. — F. HEIDENHAIN [88]) kommt durch kritische Untersuchung einzelner Stellen der Fabeln Avians und der Apologi Aviani zu dem Resultat, dass alle heutigen Avianhandschriften auf einen gemeinsamen Archetypus (saec. VII—VIII) zurückzuführen sind, dass hingegen der Verfasser der Apologi Aviani

76) RMPh. LI 638. 77) Le confessioni. Traduz. di P. Gagliardi. Ediz. diligentemente riveduta . . per cura del sac. Giov. Ripamonti, Milano 1896, XI 464 S. 78) De Varronis rer. div. libris . . ab Augustino in libris de civ. Dei . . . exscriptis. Lips. 1896, Diss. 38 S. 79) La città di Dio, Messina 1896. 80) Serta Harteliana S. 160ff. 81) Daselbst S. 167—171. 82) WS. XVII 317. 83) ALLG. X 413—416. 84) SBAkWienphhKl. CXXXIV XI 54 S. 85) St. Victrice, son livre de laude sanctorum 1895. 86) WS. XVII 317. 87) BPhWS. 1895 S. 27—29. 60f. 88) ,Zur Rettung des Avianus' JbbPh. 1895 S. 837ff.

einen bedeutend älteren und besseren Handschriftenvertreter benutzt haben muss. — Eine neue Textesquelle für Rutilius Namatianus ermittelt C. Hosius[89]. Aus einer römischen Handschrift der Bibliothek Sermoneta aus dem Jahre 1527 giebt er eine genaue Kollation mit L. Müllers Ausgabe und setzt das Verhältnis der neuen Textesquelle (R) zu Vindobonensis und Bobiensis fest. Wie V und B gemeinsamen Ursprung haben, so auch V und R und zwar durch das Mittelglied B. R ist nicht besser als V, aber er bestätigt dessen Lesarten und V + R geben einen Codex, der kaum 400 Jahre nach Abfassung des Gedichts anzusetzen ist. — Zu Eucherius hat sich eine Controverse entsponnen. W. Shmitz[90] veröffentlicht aus den tironischen Noten des Cod. Vatic. reg. 846 s. IX den Text von einem Teil des 2. Buches des Eucherius de formulis spiritalis intelligentiae, der hier eine etwas erweiterte Form besitzt. Schmitz glaubte daher nicht unwichtige Nachträge zur Ausgabe von Wotke zu bieten. Hierauf antwortet Wotke[91] und führt den gelungenen Nachweis, dass die angeblichen Nachträge sich als handschriftliche Interpolationen u. dgl. herausstellen. — In neuer Ausgabe ist das Commonitorium pro catholicae fidei antiquitate des Vincentius[92] Lerinensis erschienen. Über ihn und sein Werk handelt Abbé Louis[93]. — Leos I. Briefe im Monacensis 14540 (= Ratisbonensis Ballerini) bespricht R. von Nostitz-Rieneck[94]. Kritische Beiträge zu Orientius liefert P. Thomas. — Seit langer Zeit ist Apollinaris Sidonius[95] ein Desiderat der Teubneriana. Endlich ist dieser Wunsch durch die Ausgabe von P. Mohr erfüllt worden. Und die Ausgabe ist auch nach Lütjohanns Rezension keine unnütze. Denn L. hatte namentlich den von ihm kollationierten Parisinus 18584 stark vernachlässigt, während M. für die Briefe dieser Hdschr. besonders folgen zu müssen glaubt, sowohl wenn sie mit dem Laudianus übereinstimmt, als auch wenn sie mit den übrigen Hdschrr. dem Laudianus entgegensteht. Eine reiche kritische Nachlese zu Lütjohann (p. IX—XLVIII) bildet den Hauptteil der Vorrede, die in Bezug auf die Erwähnung der andern Hdschrr. etwas zu kurz ausgefallen ist, indem auf Lütjohanns Ausgabe verwiesen wird. In der Herstellung des Textes zeigt sich M. als einen zuverlässigen Kenner der späten Latinität, der die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete für seine Edition fruchtbar zu machen verstanden hat. Angehängt ist lediglich ein Index nominum, Ref. hätte einen Index latinitatis, wenn auch in kleinem Umfange, sehr gewünscht. Für das Kapitel ‚Auctores und Imitatores‘ ist nichts geschehen; zu Carm. V 153 f. und XIII 17 f. war auf Anth. lat. 391 (R.) zu verweisen. — Über die Sermones des Caesarius von Arles handelt P. Lejay[96]. — Die Passio quatuor Coronatorum ist von W. Wattenbach[97] das erste Mal in ihrer

---

89) ‚Die Textgeschichte des Rutilius‘ RMPh. LI 197—210. **90)** Patristisches und Tironisches. WS. XVII 152—160. **91)** WS. XVII 294—297. **92)** Vincenz von Lerinum, Commonitorium pro catholicae fidei antiquitate, Freiburg 1895. **93)** Revue du clergé français 1895 1er Mars. **94)** HJbGG. XVIII 117. **95)** C. Sollius Apollinaris Sidoniusrec. P. Mohr, Lips. 1895 XLVIII 394 S. **96)** Notes d'ancienne littérature chrétienne; les sermons de S. Césaire d'Arles, RBibl. IV 593. **97)** Über die Legende von den heiligen vier Gekrönten, SBAkBerlin 1896 N. 47 S. 1281.

ältesten Textfassung, nämlich aus Parisin. lat. 10861 s. VIII mit einer vortrefflichen litterarhistorischen Einleitung herausgegeben worden. — P. Thomas[98]) gab einige kritische Beiträge zur Vita Martini des Paulinus Petrocorius. — Das von De Rossi (Bull. di arch. crist. 1883) herausgegebene Elogium Liberii bezieht sich nach Th. Mommsen[99]) auf Liberius, den Gegenpapst von Felix II. — Zu Alcimus Avitus Carm. VI 294 verbessert P. von Winterfeld '*visus*'[100]) unzweifelhaft richtig in '*nisus*'. — Einige Beiträge zur Glossenlitteratur seien hier zusammengefasst. K. Dziatzko[101]) giebt mehrere Verbesserungen zur Ausgabe der Helmstedter Glossen in CGlL. II 559. W. Heraeus[102]) bringt mehrere Stellen aus Keils Juvenalglossen (CGlL. V 652) bei Juvenal selbst, bei Horaz und Persius unter. W. M. Lindsay[103]) veröffentlicht sehr späte Glossen, die sich mit bretonischen berühren, aus dem Harleianus des Nonius. — Die mühevolle Sammlung von Mommsens[104]) Chronica minora hat mit Vol. III Fasc. III ihr Ende erreicht und es steht nur noch ein letztes Heft aus, das ein Gesamtregister für die drei Bände enthalten soll. In III, III erscheinen die Konsul- und Kaiserlisten, welche nur das Konsulatsjahr oder die Regierungsjahre der Kaiser aufzeichnen, ohne dass sie sonstige historische Notizen geben. Entgegen dem Grundsatz der Monumenta Germaniae sind auch einige griechische Stücke (*Fasti Theonis Alexandrini* (a. 138—372), *Fasti Heracliani* (a. 222—630) und *Laterculi regum et imperatorum ab astronomis Alexandrinis conditi*) aufgenommen worden, die H. Usener herausgab. Sonst sind Consularfasten aus einem Veronensis und Augustanus abgedruckt, kleinere Kaiserfasten, lateinische Auszüge aus der Chronik des Malalas (die Überschrift p. 426 *Christe fave votis* aus Sedul. Pasch. Carm. I 351). Den Beschluss macht je ein Königsverzeichnis der Vandalen und Alanen und der Westgoten. Interessant ist der Laterculus Malalianus, der hier zuerst in genuiner Gestalt aus Vatic. Pal. 277 s. VIII erscheint und von Harnack nach dem Jahr 740 angesetzt wird; seine Sprache ist fast romanisch zu nennen. — In einem Aufsatz über den Entstehungsort der Lex Ribuariorum setzt J. Ficker[105]) die Heimat dieses Gesetzes nicht an den Niederrhein, sondern an die Obermosel. — Aus der einzigen spanischen Handschrift (Leon s. VI—VII) einem fragmentarischen Palimpsest, wurde die Lex Romana Visigothorum veröffentlicht[106]). — Auf eine bisher unedierte Schrift des Pelagius (Archidiakon zu Rom ca. 554) 'in defensione capitulorum libri VI' aus Cod. Aurelianensis 70 saec. IX macht S. Reiter[107]) aufmerksam. Verloren gegangen ist Buch I und der Anfang von II. — Einige wichtige Arbeiten beschäftigen sich mit der botanischen Litteratur. H. Stadler[108]) ediert eine Zusammenstellung von griechisch geschriebenen, lateinischen Pflanzennamen aus den zwei

---

98) BAcB. IIIe série XXIX 555. 99) DZG. N. F. I 176 ff. 100) P. LV 191. 101) ALLG. IX 593. 102) ALLG. IX 594. 103) ALLG. IX 597. 104) Chronica minora Saec. IV. V. VI. VII. Vol. III Fasc. III Berol. 1896 (= MGH. auct. antiquissimi XIII III) p. 355 bis 469 4°. 105) MIÖG. Erg. V 52. 106) Legis Romanae Visigothorum fragmenta ex cod. palimps. s. Legionensis eccl. . . . edidit regia historia Academia Hispana, Madrid 1896. 107) Serta Harteliana (Wien 1896) S. 134—136. 108) ALLG. X 83—115.

Wiener Handschriften des Dioskorides, dem Byzantinus und Neapolitanus. Es sind Synonyma der eigentlichen Pflanzennamen von barbarischer Herkunft und mit Ῥωμαῖοι bezeichnet. Geschrieben sind sie spätestens saec. VI, stammen aber nach ihrer Sprache aus früherer Zeit und verraten keine Spur von Christentum; eigentlich mittelalterliche Pflanzennamen finden sich nicht darunter. Sie bilden eine wichtige Ergänzung für die lateinischen Wörterbücher, denn die grosse Mehrzahl fehlt bei Georges. Dioskoridisch echt sind diese Synonyme nicht; S. führt S. 86 f. in kurzer Zusammenstellung die wenigen lateinischen Namen auf, die der echte Dioskorides besitzt. — Fragmente des lateinischen Dioskorides, die mit dem Texte der langobardischen Dioskorideshandschrift in München übereinstimmen, werden aus dem Nachlass von F. M. Auracher durch WÖLFFLIN[109]) publiziert. Sie stammen aus Bern. 363 und A. 91 und beziehen sich auf das erste Buch, wofür sie Ergänzungen zu der Münchner Handschrift bieten.

F. KÄSTNER[110]) giebt ein für die Sprach- und Litteraturgeschichte gleichwichtiges Ineditum heraus, nämlich Pseudo-Dioscorides de herbis femininis nach 2 Handschriften der Laurentiana saec. XI und XIII und nach einem Parisinus saec. X. Hauptquellen sind nach ihm Dioskorides und Pseudo-Apuleius. Von mehreren Abschnitten lässt sich die Quelle nicht mehr erweisen, wie auch der Titel ‚de herbis femininis‘ seiner Bedeutung nach unklar bleibt. Mindestens sind zwei Bücher des Werkes verloren gegangen. Mit der Textesgestaltung, die auf sehr sorgfältiger Grundlage errichtet ist, kann man im allgemeinen einverstanden sein; sie erfährt eingehende Begründung in einem Regensburger Programm von F. KÄSTNER[111]). Das Werk selbst ist nach V. Rose (Hermes VIII 38) ein Übersetzungsauszug, welcher der vollständigen Übersetzung des Dioskorides vorausgegangen ist. H. STADLER[112]) verspricht auf das von V. Rose schon angedeutete Verhältnis dieser Übersetzung zu Isidor orig. XVII ausführlicher zu kommen. — Höchst dankenswert ist die schöne Ausgabe, welche zur ersten Hälfte von der fälschlich sogenannten Collectio Avellana (richtiger Vaticana) erschienen ist, von O. GÜNTHER[113]). Es ist eine editio princeps einer sehr bedeutenden Sammlung von Briefen und Erlassen römischer Kaiser, Päpste und kirchlicher Beamten, die privatim angelegt wurde und die Zeit von 367—553 umfasst. Beabsichtigt war die Ausgabe schon von P. Ewald. Einen Teil der, wie nicht anders zu erwarten, sehr ausführlichen Prolegomena veröffentlichte O. GÜNTHER[114]) in einer eigenen Arbeit ‚Avellana-Studien‘. Auf Grund eindringendster Studien weist G. hier nach, dass die Sammlung aus fünf Einzelsammlungen besteht, die zur Zeit des Vigilius vereinigt worden sind. Diese Arbeit, in welcher Quellenuntersuchungen wie handschriftliche Abwägungen von besonderem Werte sind, bietet eine ganze Fülle von Einzelarbeiten. — Die Mönchsregel Benedicts und zwar in ihrer

109) ALLG. X 117—124. 110) H. XXXI 578—636, Addendum XXXII 160. 111) Kritisches und Exegetisches zu Pseudodioskorides de herbis femininis. Regensburg 1896. 112) ALLG. X 310 f. 113) Epistulae imperatorum pontificum aliorum inde ab a. CCCLXVII usque ad a. DLIII datae (Collectio Avellana). Corp. SS. eccl. lat. XXXV, I. Wien 1895. XCIV 493 S. 114) Avellana-Studien. SBAk-WienphhKl. CXXXIV, V. 134 S.

ursprünglichen Ausgabe hat E. WÖLFFLIN[115]) aus einem Oxoniensis s. VII—VIII, einem Sangallensis s. VIII und einem Tegernseensis s. IX herausgegeben; zudem ist ein Codex S. Emerammi benutzt. Diese wichtigen Hdschrr. sind hier zum ersten Mal genau kollationiert und darnach die erste Ausgabe des Werkes hergestellt, während E. Schmidts Ausgabe eine zweite Redaktion zur Anschauung brachte. Zudem gab E. Wölfflin[116]) eine ausführliche Begründung seiner Ausgabe in einem Aufsatze, worin er den Nachweis führt, dass cap. 67—73 erst später von Benedict hinzugefügt wurden. E. WEYMAN[117]) erklärt das Wort *conventi* in der Regula = *admoniti*. In den Miscellanea Tironiana giebt W. SCHMITZ[118]) mit bekannter Genauigkeit einen Abdruck von 16 Blättern des Cod. Vatic. reg. Suec. 846, welche allerhand fragmentarische Stücke aus der späteren Litteratur enthalten, nämlich aus dem Liber Scintillarum des Defensor, der Epistula consolatoria ad pergentes in bellum, Sententiae, Fragmente von Eucherius und Isidor, sowie sprachlich höchst wichtige medizinische Rezepte. Dem Texte sind vorzügliche Tafeln in Lichtdruck beigefügt, welche die einzelnen Seiten der Handschrift wiedergeben. — REFERENT[119]) weist einen Vers aus Maximian (I, 5) im Bernensis 363 nach und tritt somit der Ansicht von A. Riese entgegen, dass Maximian saec. IX—X anzusetzen sei. V. LEKUSCH[120]) handelt über Maximians Verstechnik und zwar über Daktylen und Spondeen, über Cäsuren, über Verteilung der Wörter nach den Versfüssen, über Synaloephen und über prosodische Eigentümlichkeiten. — E. LANDGRAF[121]) veröffentlicht das Fragment (4 Blätter) einer Uncialhandschrift mit einem medizinischen Traktate angeblich Galens. Es ist ein Produkt der zahlreichen Übersetzungslitteratur s. V—VI und bietet sprachlich einiges Interessante. — Der leider inzwischen verstorbene G. SCHEPSS, von welchem wir eine abschliessende Boethiusausgabe zu erwarten hatten, ist mit zwei kleineren Arbeiten vertreten. In seinen ‚Pseudepigrapha Boethiana' giebt er Nachricht[122]) über zwei kleine Traktate, die in letzter Linie auf Boetius zurückgehen. Ferner veröffentlicht er aus Vindob. 1370 s. IX eine Predigt[123]), in welcher Pseudoboethius de fide catholica (app. IV p. 175 ff. Peiper) exzerpiert ist. Im Anfang giebt S. litterarisch-kritische Erklärungen und einige Verbesserungen zu Peipers Ausgabe. — L. DELISLE[124]) hat eine Handschrift Gregors von Tours wiederentdeckt, die von Ruinart benutzt worden und später verschollen war. — REFERENT[125]) handelt über die Neigung Gregors von Tours, sich poetischer Ausdrucksweise zu bedienen, ohne dass unmittelbare Anlehnung an dichterische Vorbilder zu konstatieren ist. — Jhren Abschluss (Briefe von August 599 bis März 604) hat die von P. EWALD begonnene und von L. M. HARTMANN[126]) weiter geführte Ausgabe der Briefe Gregors I erhalten, so dass nun der Abdruck bei Migne bei

---

115) Benedicti regula monachorum, Lips. 1895. 116) SBAkMünchenphKl. 1895. S. 480. 117) WS. XVII 314. 118) Lips. 1896, 79 S. 4°. 119) RMPh. L 642. 120) Serta Harteliana (Wien 1896) S. 257—262. 121) Ein lateinisches medizinisches Fragment Pseudo-Galens. Progr. von Ludwigshafen 1895, 32 S. 122) P. LV 727 ff. 123) Z. f. wiss. Theol. XXXVIII 269—278. 124) Mélanges Julien Havet S. 1 ff. 125) NA. XXI 550 ff. 126) Gregorii I registri lib. X—XIV = MGH. Epist. II 2. Berlin 1895.

Seite zu lassen ist. Bei der grossen Zahl von Handschriften (noch 3 aus saec. VIII) war die Ausgabe ein bedeutendes Unternehmen, das nun mit der bei den M. G. H. gewohnten Akribie zu Ende geführt ist, so dass die ganze Überlieferung klar zu Tage liegt. — Eingehend hat sich O. SEEBASS mit den Regeln Columbans beschäftigt. Er gab die Regula monachorum[127]) und die Regula coenobialis[128]) heraus und veröffentlichte ausserdem Fragmente einer Nonnenregel[129]) aus saec. VII. — Aus Cod. Luxemb. 89 s. IX (aus Echternach) und aus Parisinus lat. 11411, in welcher Handschrift sich ebenfalls einige Blätter aus dem alten Epternacensis befinden, giebt H. ZIMMER[130]) bedeutende Nachträge zu den Hisperica Famina. Diese Beiträge sind sehr wichtig, da die Überlieferung 200 Jahre älter als im Vatic. Reg. 81 ist. — Das eigenthümliche Gedicht auf Faro, welches Hildegar in dessen Lebensbeschreibung anführt, wird von B. KRUSCH[131]) als gefälscht erklärt, während seine Echtheit wohl richtig von G. KÖRTING[132]) verteidigt wird. — Eine ausserordentlich mühsame Arbeit in wenig beliebter Materie hat B. KRUSCH[133]) mit der Herausgabe der merovingischen Heiligenleben zum Abschluss gebracht. Auf der Grundlage des gesamten vorliegenden Materials hat K. seine verlässlichen Ausgaben geliefert und in diesem wahren Labyrinth von sagenhafter Überlieferung und Legendenbildung Klarheit geschaffen und Raum gegeben für weitere Untersuchung. In diesem Bande erscheinen 39 Heiligenleben, einige in mehreren Abteilungen. An manche knüpfen sich alte litterarische Streitfragen, die nun der Lösung harren. Wichtige Stücke sind die *Vitae et passiones Acaunensium abbatum et martyrum*, die *Vitae Genovefae, Fridolini, Caesarii Arelatensis* u. a. Vortreffliche *Indices*, die bei dieser schwierigen Materie von ganz besonderem Werte sind, erleichtern den Gebrauch. — Von der alten Vita Remigii, die Hinkmar angeblich benutzt hat, weist KRUSCH[134]) nach, dass sie gar nicht existiert, sondern dass Hinkmar gefälscht hat, in der Absicht, die Rheimser Kirche zu erheben. — Eine interessante Untersuchung ‚De Francorum Gallorumque origine Troiana‘ bietet TH. BIRT[135]). Er führt die bekannte Fabel von der trojanischen Herkunft der Franken, die sich bei Aethicus, (in den Gesta Francorum) und bei Fredegarius findet, schon auf die Sigambrer und schliesslich auf die Gallier zurück. Bei den letzteren konnte, wie Birt scharfsinnig ausführt, die auffällige Andichtung fernsten Ursprungs daher entstehen, weil sie von Rom aus *consanguinei* und (wenigstens die Aeduer) *fratres* genannt wurden. Viele Gallier, die römische Bürger geworden waren, nahmen die Namen Julius und Claudius an und als solche konnten sie sich wohl als Trojaner bezeichnen. — Über Adamnanus, dessen Vita S. Columbae durch I. F. Fowler 1894 ediert worden war, handelt P. GEYER[136]) indem er sein Leben und besonders die Schrift de locis sanctis untersucht. Als Quellen für diese Schrift

---

127) ZKG. XVII 215. 128) ZKG. XV 366. 129) ZKG. XVI 465. 130) GNphhKl. 1895. S. 117—165. 131) NA. XX 240. 132) ZFSL. XVI 253. 133) Passiones vitaeque Sanctorum aevi Merovingici (= MGH. SS. Merov. III). Hannover 1896, 686 S. 4°. 134) NA. XX 509 ff. 135) RMPh. LI 506—528. 136) Adamnanus Abt von Jona. I. Augsburg 1895. Progr. v. Annagymnasium, 47 S.

werden besonders Pseudo-Eucherius und Hegesippus ermittelt; sie ist um das Jahr 688 verfasst. Diese tüchtige Arbeit ist ein Vorläufer der Ausgabe jener Schrift im Wiener Corpus. Mit den Wundern u. s. w. des h. Columba beschäftigt sich eine eigene Schrift, welche aber der Litteraturgeschichte wenig dient; (auch ist eine Übersetzung von Jonas' Vita Columbani erschienen[137]). Kritische Beiträge zu Isidor von Sevilla liefert H. SCHWARZ[138]). Diese wie paläographische Beiträge von I. W. BECK[139]) sind ein kleiner Tribut für eine seit langem so sehnlich erwartete Ausgabe der Origines. Für Orig. XVII weist H. STADLER[140]) nach, dass Isidor in seiner Botanik von Dioskorides und zwar von einer Übersetzung abhängig ist, die vor derjenigen des Cod. Monacensis 337 vorhanden war. Dieselbe Übersetzung aber ist im Auszug oder als Fragment erhalten in Pseudo-Dioscorides de herbis femininis, eine Schrift, die von KÄSTNER ediert wurde. — Eine neue Ausgabe von Baedas Historia ecclesiastica in der Clarendon Press veranstaltete CH. PLUMMER[141]). Er unterscheidet für dieses Werk zwei Recensionen aus den Jahren 731 und 734 und hängt seiner Ausgabe Baedas historia abbat. Wirmuthensium, den Brief an Egbert und die Historia abb. Wirmuth. anonyma an. — L. DELISLE[142]) giebt Notiz von einer Besançoner Handschrift der Chronik Baedas, in der sich Zusätze über die Geschichte der Merovinger aus Fredegarius und aus dem Liber historiae Francorum befinden. — K. SCHENKL[143]) weist zu Baeda de orthogr. VII 289, 12 (Keil) vier Ambrosiuscitate aus dem Hexaëmeron nach, die von Keil nicht angemerkt sind.

B. Karolingische Zeit (VIII. und IX. Jahrhundert). E. EGLI[144]) veröffentlichte Fragmente einer neuen Vita S. Galli aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, also noch aus der irischen Zeit des Klosters. Es ist wahrscheinlich die lange gesuchte, von Wetti überarbeitete erste Vita. — A. NÜRNBERGER[145]) giebt nach Monacensis 1086 mit mancherlei Berichtigungen zum Text von Iaffé die Vita Bonifatii auct. Willibaldo von neuem heraus. Von grosser Bedeutung ist E. DÜMMLERS[146]) neue Ausgabe der Briefe von Alchuine (früher die einleitenden Alchuinestudien desselben Verfassers 1891). Den Hauptteil beanspruchen die Briefe Alchuines selbst, es folgen einige Briefe von Paulus Diaconus, von Paulinus von Aquileja, Karl dem Grossen, Leidrad von Lyon, Dungal und Claudius von Turin. Für die Alchuinebriefe gab es keine vollständige Handschrift, doch lassen sich einige Teile der Korrespondenz auf bestimmte Sammler zurückführen, so auf

137) Prophecies, Miracles and Visions of St. Columba, first Abbot of Jona. London 1895. 144 S. Life of St. Columba edited by Dana Carleton Munro. Philadelphia 1895. 36 S. 138) Observationes criticae in Isidori Hispal. origines. Progr. von Hirschberg 1895. 18 S. 139) Observationes palaeographicae ad Isidorum Hispalensem. Mnemosyne XXIII 270. 140) ALLG. X 403-412. 141) Bedae historia ecclesiastica ed. Ch. Plummer. Oxford 1896. 142) BECh. LVI 528. 143) WS. XVII. 144) NA. XXI 359-371. 145) 27. Bericht der wiss. Gesellschaft Philomathie, Neisse 1895. 146) Epistulae Karolini aevi tom. II rec. E. Dümmler (= MGH. Epistulae IV) Berlin 1895. Übrigens steht das Gedicht Poet. lat. aevi Carol. I 206 Pontificalis apex im Cod. Neoclaustroburgensis 1243 saec. XIII. Das Gedicht des Smaragdus in regulam S. Benedicti (Quisquis ad aeternum) steht im Cod. Mellicensis ch 12 h 35 saec. XV.

Arn. von Salzburg und Adalard von Corbie, andere auf Angilbert und Dodo.. Durch die genaue Sichtung des handschriftlichen Materials gelang es Dümmler, erheblich weiter zu kommen, als in seiner früheren von Jaffé vorbereiteten Ausgabe. Die Edition selbst ist vortrefflich und es ist nur zu beklagen, dass ausser den Alchuinebriefen so wenig andere Stücke dieser ausgezeichneten Bearbeitung teilhaftig werden konnten. — Fünfzig christliche Inschriften aus der Schweiz, verschiedenen Zeiten angehörig, veröffentlicht E. EGLI[147]). Einen kurzen Bericht über Theodulf von Orléans und seine Werke giebt PH. EDDE[148]). — REFERENT[149]) weist zwei von ihm fälschlich dem Cyprianus Gallus beigelegten Verse der Exempla diversorum auctorum dem Gedicht Anthol. lat. (R.) 417, 3. 5 zu. — Der Rhythmus de Jacob et Joseph erfährt durch E. DÜMMLER die erste vollständige Ausgabe[150]). — K. HAMPE[151]) hat die Briefe Einharts einer neuen Vergleichung unterzogen und veröffentlicht eine sehr interessante Studie aus dem gewonnenen Material über die Lebensgeschichte Einharts. Chronologisch wie inhaltlich erhalten viele unter den Briefen eine schärfere Bestimmung als bisher. Dagegen ist eine Arbeit von W. BARKHUSEN[152]) über Einhart und die Vita Karoli ohne jeden inneren Wert, da sie nur das allerbekannteste oberflächlich und lückenhaft zusammenstellt. — Lange erwartet und freudig begrüsst ist die neue Oktavausgabe der Annales Laurissenses maiores und Einharti, die unter dem Namen Annales Regni Francorum von F. KURZE[153]) veröffentlicht ist. Gründliche Quellenuntersuchungen gehen der Ausgabe voran, welche auch die Streitfrage nach der Autorschaft der Überarbeitung berühren. So weist G. MONOD[154]) die Überarbeitung der Laurissenses mai. von 820—29 dem Hilduin von S. Dénis zu, mit dessen Verbannung sie abbricht. KURZE[155]) stimmt Monod zu. Er spricht die Überarbeitung Einhart ab, lässt aber die Annales Fuldenses, welche die Quelle der Überarbeitung sind, von Einhart verfasst sein. Dagegen denkt er bezüglich der früheren Ann. Einharti an Gerold von Corbie als Verfasser. Ohne Zweifel stand Kurze das reichste hdschr. Material zu Gebote, wie keinem Forscher zuvor. Aber diese schwierigen Fragen lassen sich doch auch nur durch genaueste Analyse der Schriften nach der sprachlich-litterargeschichtlichen Seite hin lösen. Ref. hat keineswegs von Hilduins oder Gerolds Autorschaft überzeugt werden können, da die Vergleichspunkte zu schwach sind. Die Ausgabe von Kurze basiert auf einem sehr reichen hdschr. Material, das grossenteils vom Hrsg. selbst verglichen wurde. Daher ist der kritische Gewinn nicht unbeträchtlich. Im Texte sind durch den Druck alle Stellen hervorgehoben, welche sich aus bekannten Quellen ableiten lassen. Besonders haben die Fussnoten gewonnen, die eine Fülle von sachlichen und sprachlichen Erklärungen bieten; indess konnte hier noch etwas weiter gegangen werden. Dankenswert ist ein Doppelindex und ein Glossarium. — REFERENT[156]) stellt

147) MAGZ. XXIV I. 148) M. Soc. agric. scient. Hte Loire VII 155—162. 149) RMPh. LI 162. 150) ZDA. XL 375 ff. 151) NA. XXI 598—631. 152) Einhart und die Vita Karoli, Progr. von Burgsteinfurt 1896. 11 S. 4°. 153) Annales Regni Francorum inde ab a. 741 usque ad a. 829 . . recogn. F. Kurze. Hannover 1895. XX 204 S. 154) Mélanges Julien Havet. Paris 1896. S. 57—65. 155) NA. XXI 9—82. 156) RMPh. L 315—320.

die von Micon im Florilegium angeführten, von TRAUBE nachgewiesenen Verse nach den Schriftstellern geordnet zusammen und bespricht sie im Zusammenhang mit der Textgeschichte. Das Florileg beruht, wie die Exempla diversorum auctorum auf einer älteren langobardischen Sammlung. Es sind hauptsächlich Verse aus den Aratea des Cicero und des Germanicus aus Lucan, Martial, Statius, Serenus, Avian, Licentius, Catonis Disticha, Martian. Auch die christlichen Dichter nehmen stark Teil, besonders aus einer Sammlung von poetischen Bearbeitungen des Heptateuchs, die wohl in Lorsch entstand. — Den Brief des Amalarius über die Taufe, dessen Abfassung durch den Trierer Erzbischof von dem Hrsg. bestritten wird, giebt D. MORIN[157]) zum ersten Mal vollständig heraus. — Über Leben und Lehre des Claudius von Turin, der den Untergang der Studien unter Ludwig dem Frommen beklagte, handelt in einem vortrefflichen Aufsatze E. DÜMMLER[158]). — A. E. SCHÖNBACH[159]) weist in seinen Otfridstudien nach, dass Otfrid den Hrabanus Maurus und Paschasius Radbertus benutzt hat. Somit kann auch dieses Gedicht jetzt mehr im litterarischen Zusammenhange der Zeit betrachtet werden. — Vorbemerkungen zur Ausgabe der Briefe des Bischofs Frothar von Toul giebt K. HAMPE[160]), indem er in die Datierung der Briefe neues Licht bringt. — Neue Beiträge zur Geschichte des Abtes Lupus von Ferrières veröffentlicht E. MARCKWALD[161]). — Von hervorragendem Wert wie alle Arbeiten von L. TRAUBE[162]) ist die Vollendung des dritten Bandes der Poetae latini aevi Carolini durch diesen Gelehrten. Möchten die folgenden Bände mittelalterlicher Dichter in den MGH. ebensolche klärende und lichtverbreitende Leistungen sein auf einem Gebiete, das so wenig beliebt ist! Dies zweite Heft der zweiten Hälfte enthält die Gedichte des gelehrten Johannes Scottus, ferner die umfangreichen Gedichte Milos über den h. Amandus und de sobrietate, das erst einmal ediert wurde, (die neue Ausgabe aus Cod. Valentianensis 414 saec. IX), allerhand griechisch-lateinische Verse von irischen Dichtern, Gedichte aus Modena, die Gedichte des Godescalc von Corbie (ed. princeps), von denen sich VII, II durch sehr starken Endreim auszeichnet, endlich neue kurze Gedichte des Audradus Modicus. Am Schluss giebt Tr. eine reiche Zusammenstellung von wichtigen Nachträgen zu dem ganzen Bande, hauptsächlich handschriftliche und kritische Notizen (p. 749 auch ein Rätsel westgotischen Ursprungs). Sehr verdienstlich sind die Indices (I. rerum et verborum von K. Neff), welche zugleich dem Fortleben der römischen Dichtung und der Orthographie und Grammatik der irischen und italienischen Gedichte dienen. — Eine andere Anordnung als in der Ausgabe der MGH. für die Briefe Papst Pauls I. schlägt P. KEHR[163]) vor. — Dass Heirics Vita S. Germani Autissiodorensis auch in einer Handschrift des Klosters Hautmont vorhanden ist, in welchem sich noch andere Gedichte finden, legt PONCELET[164]) dar.

157) RBénéd. XIII 289; vgl. Jostes, ZDA. XL 187. 158) SBAkBerlin 1895. S. 427—443. 159) ZDA. XXXIX 57—124. 160) NA. XXI 747. 161) Beiträge zur Geschichte des Servatus Lupus, Abtes von Ferrières, 1895. 162) Poetae latini aevi Carolini tomi III part. alt. fascic. II rec. L. Traube, Berol. 1896. X 517—823. 4°. 163) NGW. 1896. Heft II S. 103 ff. 164) AB. XV fasc. 2, 3.

— C. Couderc[165]) weist nach, dass die von Pertz benutzten Handschriften des Flodoard wertlos sind und dass nur die von Montpellier benutzt werden kann. — B. Krusch[166]) sucht nachzuweisen, dass beide Testamente Hinkmars von Rheims Fälschungen seien. — Derselbe[167]) untersucht das Alter mehrerer Heiligenleben, die bisher für merovingisch galten. Er beweist, dass die Vita Eugendi, Romani, Lupicini, ss. abbatum Agaunensium, Apollinaris und Severini Acaunensis erst in karolingischer Zeit entstanden sein können. E. Bernheim[168]) hält die Origo gentis Langobardorum für eine Erweiterung aus einem Katalog langobardischer Könige. — Die ältere Lebensbeschreibung des Gerald von Aurillac wird durch A. Poncelet[169]) dem Odo von Cluny zugeschrieben.

C. Das X. und XI. Jahrhundert. Die Passio Kiliani und die erweiterte Vita des Heiligen aus späterer Zeit hat F. Emmerich[170]) neu herausgegeben. — Einige gute Emendationen zum Texte der Hrotsvit liefert P. von Winterfeld[171]). — Die Elegie auf Erzbischof Bruno von Cöln, welche C. Cipolla[172]) als neu herausgiebt, ist das schon mehrfach gedruckte Epitaphium Brunonis. — Eine kommentierte Übersetzung des Waltharius von Althof ist in der Sammlung Göschen erschienen[173]). — Die auf der Schwelle vom 10. zum 11. Jahrhundert stehenden Verse De Gregorio papa et Ottone Augusto und De Ottone et Heinrico, die wohl den Jahren 998 und 1002 entstammen, schreibt der neueste Hrsg. H. Bloch[174]) dem Leo von Vercelli zu. Derselbe[175]) giebt ein grösseres Gedicht in adonischen Versen heraus, das aus der Umgebung Leos von Vercelli zu stammen scheint und eine ziemlich ausgedehnte, interessante Tierfabel enthält, welche anderwärts nicht überliefert wird. — Die 49 erhaltenen metrischen Epitaphien des Fulcoius von Beauvais, Archidiacons von Meaux veröffentlicht H. Omont[176]) in einer sehr verdienstlichen Arbeit. — Eine scharfe Sonderung der drei Dichter Fulco, Arnulf von Beauvais und Hugo Primas nimmt Ch. Cuissard[177]) vor, indem er ihre Werke näher bestimmt. — Ausgezeichnet ist der Aufsatz von E. Dümmler[178]) über Leben und Schriften Otlohs von S. Emmeram, des bedeutenden Lehrers und Schriftstellers. Das Bild von dem Leben dieser interessanten Persönlichkeit gewinnt unter der Benutzung neuen Materials wesentlich neue Züge. Beigegeben ist Anfang und Schluss der noch ungedruckten Vita S. Magni. — G. Colucci[179]) veröffentlicht ein neues Gedicht aus dem 11. Jahrhundert das über Anselm von Lucca handelt. Es stellt sich aber heraus, dass es nur Auszüge aus dem Gedichte des Rangerius Vita Anselmi Lucensis episcopi sind, wie von A. Overmann[180]) nachgewiesen wurde, welcher eine gründliche Studie in historischer und litterarischer Beziehung über diese Vita Anselmi von Rangerius

165) Mélanges Julien Havet 719—731. 166) NA. XX 509ff. 167) Mélanges Julien Havet 39—56. 168) NA. XXI 373—399. 169) La plus anc. vie de Géraud d'Aurillac, Brux. 1895. 170) Der h. Kilian, Regionarbischof und Märtyrer, Würzburg 1896. 171) De Rufi Festi Avieni metaphr. Arat. recensenda p. 37f. 172) MAST. Ser. II Bd. 44 S. 200. 173) Sammlung Göschen Bd. 46. 174) NA. XXII 109. 175) NA. XXII 122. 176) Mélanges Julien Havet. Paris 1895. S. 211—236. 177) BSAHO. X 416. 178) SBAkBerlin 1895. N. 48. 179) Un nuovo poema latino dello XI secolo . . Roma 1895. 180) NA. XXI 401—440.

bietet. Dieser scharfsinnige Aufsatz verbreitet neues Licht über das bisher ziemlich vernachlässigte Gedicht. — Ein Schmähgedicht auf die ganz verkommenen Verhältnisse in S. Dénis unter Abt Ivo I. veröffentlicht H. Böhmer[181]) aus Cod. Berol. Phillipp. 1694 saec. XIII. — Über die hauptsächlichen Handschriften der Frankengeschichte des Ademar von Chabannes (Parisini) handelt L. Delisle[182]). — Das Chronicon Namnetense von 570—1049, das noch nicht vollständig bekannt war, schildert hauptsächlich die merovingische und karolingische Zeit in der Bretagne. Den interessanten Stoff zum erstenmal vollständig im Druck vorgelegt zu haben, ist das Verdienst von R. Merlet[183]). — Die vollständige fabelhafte Überlieferung über Clemens, ersten Bischof von Metz, hat durch die Ausgabe der Vita, Translatio und Miracula H. V. Sauerland[184]) veröffentlicht. Die Translatio stammt aus dem Jahre 1090.

D. Das 12. und 13. Jahrhundert. Dass die Chronicae Polonorum von einem Wallonen und zwar von Abt Gallus von Lubin verfasst worden seien, stellt M. Gumplowicz[185]) auf. Er hält diesen Gallus und Balduin Gallus, Bischof von Kruschwitz, für identisch. — Eine noch wenig bekannte Schrift, nämlich des Guibertus de Novigento de sanctis et pignoribus sanctorum untersucht in geistvoller Weise A. Lefranc[186]), hauptsächlich nach ihrer inneren Bedeutung und im Zusammenhang mit dem ersten Auftreten der mittelalterlichen historischen Kritik, welche bei dem reichen geistigen Leben des damaligen Frankreichs hier mit zuerst eingesetzt hat. In erster Linie ist in dieser Beziehung Abaelard zu nennen, von dessen Lebensbeschreibung in populärer Form A. Hausrath[187]) die zweite Auflage veröffentlicht hat. Das interessante Gedicht Abaelards ad filium suum (Astrolabum) hat B. Hauréau[188]) in vortrefflicher Ausgabe vorgelegt und an die Ausgabe litterarhistorische Excurse geknüpft. — Weniger bedeutend ist die Ausgabe der Bella Antiochena des Kanzlers Galterius durch H. Hagenmeyer[189]); es fehlt hier die Benutzung handschriftlicher Grundlage. Das Gedicht ist vor 1126 verfasst. — Hariulfs Chronik von Centula ist seit dem schlechten Abdruck bei Migne aus d'Achery nicht wieder vollständig ediert. Diese Lücke füllt die neue Ausgabe von F. Lot[190]) aus, welche das vorhandene Material zusammenfasst und gute Noten bietet. — Eine wertvolle Arbeit von E. Ettlinger[191]) legt den Anonymus Mellicensis de scriptoribus eccl. in erstmaliger kritischer Ausgabe vor. Seit B. Pez hatte die Kritik für dieses kleine Werk nichts nennenswertes geliefert. E. legt den Cod. Admuntensis saec. XII zu Grunde und gelangt so zu einem gesicherten Text. Den Verfasser der Schrift hält er für einen Mönch aus Prüfe-

---

181) NA. XXI 761—769. **182**) NE. XXXV 1, 241. **183**) La chronique de Nantes in CTH. Paris 1896. **184**) S. Clementis primi Mettensis episcopi Vita Translatio ac Miracula. Trier 1896. **185**) Bischof Balduin Gallus von Kruszwica, Polens erster latein. Chronist. SBAkWienphhKl. 1895. N. IX 36 S. **186**) Études d'hist. du moyen âge dédiées à G. Monod. Paris 1896. **187**) Weltverbesserer im Mittelalter. I. Peter Abälard, 2. Aufl. **188**) NE. XXXIV 153—187. **189**) Innsbruck 1896. **190**) Der sogenannte Anonymus Mellicensis de scriptoribus ecclesiasticis. Karlsruhe 1896. **191**) Hariulf, Chronique de l'abbaye de St. Riquier. Paris 1895. (= CTH. fasc. 17).

ning. — Eine neue, umfänglich nicht bedeutende Briefsammlung, nämlich des Propstes Ulrich von Steinfeld aus saec. XII veröffentlicht F. W. E. Roth[192]). — Über das in Gent entstandene Gedicht Ysengrimus des Nivardus (hrsg. von E. Voigt) veröffentlicht L. Willems[193]) eine wertvolle litterarhistorische Studie. — Aus einer Handschrift von Troyes giebt G. Lefèvre[194]) zum ersten Male das Werk zweier Kleriker aus Laon heraus, nämlich der Brüder Anselm und Radulf Sententiae excerptae. — Derselbe[195]) bietet in einer eigenen Schrift eine Studie über Anselm von Laon. — Eine kleine Sammlung von Epitaphien und Epigrammen des 12. Jahrhunderts veröffentlicht J. Werner[196]). — Einen reichen Schatz von poetischen Werken des verschiedensten Inhalts bietet W. Wattenbach[197]) in seiner Beschreibung von Cod. Berol. theol. oct. 94, der zu Hautmont in der 2. Hälfte von saec. XII geschrieben wurde. W. druckt zuerst ein Stück aus dem Mathematicus ab, dann folgt ein neues Gedicht de morte et divite (zu 107f p. 131 vergl. Anth. lat. 792 R., zu 145 Pers. I 27; 133 lies *anima*). Nach einigen kurzen Stücken kommt, ebenfalls neu, de peste hiemis, desgleichen neu das Epitaph des Samson von Rheims und andere Grabschriften (p. 148 Epit. Arnulfi 3 lies ‚*Rugitu cuius*‘), Gedichte auf Bischöfe, Aebte und weltliche Grosse. Ein Register der Versanfänge der besprochenen Gedichte macht den Schluss der verdienstlichen Arbeit, in welcher wiederholt darauf hingewiesen wird, dass die Autorschaft des Philippus de Harvengt an irgendwelchen Gedichten sehr bezweifelt werden muss, wie auch Dom U. Berlière[198]) in einem kleinen Aufsatz nachweist und wofür Wattenbach[199]) selbst schon vorher eingetreten war. — Von dem erwähnten Gedicht ‚Mathematicus‘ hat B. Hauréau[200]) nachzuweisen gesucht, dass es weder dem Hildebert de Lavardin noch dem Bernhard de Chartres noch dem Serlon de Bayeux zugehört, sondern mit grösserer Wahrscheinlichkeit dem Bernardus Silvestris beizulegen ist. H. lässt einer vortrefflichen Ausgabe des Gedichts eine Neuausgabe der Passio S. Agnetis des Petrus von Riga folgen. — Der unermüdlich thätige Hymnologe G. M. Dreves[201]) veröffentlicht und bespricht von Hildebert von Lavardain den Dreifaltigkeitshymnus. — Eine Studie über chronologische Ansätze im Leben des Johann von Salisbury bietet L. Levillain[202]). — Eine neue Schrift Rahewins mit grosser Wahrscheinlichkeit nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst von H. Böhmer[203]). Im Cod. Monacensis 17184 findet sich eine unedierte Denkschrift dialogus de pontificatu S. Romanae ecclesiae. Sie ist frühestens im Oktober 1162 verfasst. Der Hrsg. handelt eingehend über diesen interessanten Fund, der zu den wichtigsten Denkmälern der Zeit gehört. — Auf ein neues Werk des Petrus von Blois, einen Libellus de arte dictandi rhetorice

---

192) Ztschr. d. Aachener Geschichtsvereins XVIII 242 ff. **193**) Études sur l'Ysengrimus, Gand 1895. **194**) Anselmi Laudunensis et Radulfi fratris eius sententias excerptas. Evreux 1895. **195**) De Anselmo Laudunensi scholastico. Evreux 1895. **196**) NA. XX 641—653. **197**) SBAkBerlin 1895. S. 123—157. **198**) RBénéd. XII 375 f. **199**) Mélanges Julien Havet. Paris 1895. **200**) Le Mathematicus de Bernard Silvestris et la Passio S. Agnetis de Pierre de Riga. Paris 1895. **201**) StML. XLIX 411—419. **202**) CHA. II 306—310. **203**) NA. XXI 633—684.

macht CH. V. LANGLOIS[204]) aufmerksam. — Nachdem H. HOOGEWEG[205]) eine Reihe verdienstvoller Arbeiten über den Kölner Domscholaster Oliverus veröffentlicht hatte, giebt er jetzt dessen Schriften heraus. Mehreres davon ist neu, unter anderem einige Briefe sowie die Schrift de situ terre sancte. — Aus dem Cod. Stuttgard. I Asc. 95 s. XIII veröffentlicht DREVES[206]) mehrere weltliche Gedichte und giebt aus Sangall. 383 s. XIII sowie aus Laurent. Plut. 29, 1 mehrere für die Carmina Burana[207]) wichtige Mitteilungen und einige Inedita. — Das mittelalterliche Liebesgedicht ‚Quid querar, edam', das schon durch F. Novati aus Vatic. 4363 in den Carmina medii aevi ediert ist, giebt R. HELM[208]) aus Cod. Barberinus VIII 47 heraus und bespricht die mancherlei Ähnlichkeiten, die es mit der alten Elegie besitzt. — Auf eine Ars scribendi epistulas von einem Gaufridus Anglicus zum Lob des Königs Alphons von Castilien hat A. BELLUCCI[209]) aufmerksam gemacht. — Eine sehr wichtige Publikation ist aus der Abteilung Leges der MGH. zu erwähnen. Den von L. WEILAND[210]) fast fertig gestellten Band II der Constitutiones und Acta publica der Könige und Kaiser hat J. SCHWALM beendet und herausgegeben. Er enthält die Gesetze, Erlasse, Verträge, Landfrieden und andere öffentliche Dokumente des Reichs von Philipp von Schwaben bis zum Schluss des Interregnums. Eine sehr grosse Zahl von einzelnen Stücken ist seit der Ausgabe von Pertz (Leges II) hinzugekommen, wie fast alle Konstitutionen Richards von Cornwall und Alphons von Castilien. Der Hauptanteil entfällt auf die gesetzgeberische Thätigkeit Friedrichs II. Vortreffliche Indices sind beigegeben, von denen besonders das Glossarium wertvollen Inhalt besitzt. — Seiner früheren Ausgabe der Fabeln des Odo von Cheriton (1884) lässt der bekannte Fabelforscher L. HERVIEUX[211]) in seinem grossangelegten Werke eine umfassende wissenschaftliche Edition folgen. Odo schrieb um 1220. Seine verschiedenartig benannten Werke Bestiarium vel Brutarium, opus sexaginta parabolarum, parabolarum aliud opus und narrationes quaedam sind alle dasselbe Werk. Als Anhang zu den 75 (81) Fabeln Odos folgen 195 Gleichnisse in der Ausgabe, die aus seinen Predigten ausgezogen sind. Den Beschluss bilden noch einige kleine anonyme Fabelsammlungen. — Ganz am Ende unserer Periode steht eine Veröffentlichung von J. Paulson[212]), deren baldige Fortsetzung zu wünschen ist. Die Vita S. Christinae Stumbelensis (AS. Jun. IV 275 sehr schlecht abgedruckt) des Petrus de Dacia (Dania) eröffnet in einer tüchtigen Ausgabe nach dem Cod. Juliacensis die Scriptores medii aevi Suecani (Heft 2). Das erste Heft soll die Vorrede und den ersten Teil der von Petrus geschriebenen Handschrift umfassen, ein drittes Heft die Indices enthalten.

---

204) NE. XXXV 1 ff. 205) Bibl. d. litt. Vereins. Bd. 202. Stuttgart 1895. 206) ZDA. XXXIX 361—368. 207) Diese Lieder sind teilweise übersetzt von K. Mischke. Der fahrenden Schüler Liederbuch. Berlin 1895. 208) JblPh. 1896. S. 80ff. 209) Inventari dei Manoscritti delle Biblioteche d'Italia V 71 n. 388 (Inventario della Bibl. di Perugia). 210) Constitutiones et acta publica imperatorum et regum tom. II (MGH. Legum sectio IV). Hannov. 1896. XXII 691 S. 4°. 211) Les fabulistes latins depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge. tome IV. Paris 1896. 212) Petri de Dacia Vita Christinae Stumbelensis = SLMAeS. fasc. II. Gotoburg. 1896.

Die Ausgabe ist mit der grössten Sorgfalt abgefasst, aber wir möchten lieber nichts von den Abbreviaturen der Hdschr. wissen, als dass sie uns, wie hier, sämmtlich in kursivem Druck vorgeführt werden. Die Akribie des Hrsg. geht so weit, dass er die Zeilen der Hdschr. sichtbar macht und nur dort grosse Anfangstypen zulässt, wo sie die Hdschr. hat; die Eigennamen erhalten also kleine Anfangsbuchstaben. Dies müsste im Druck der weiteren Sammlung entschieden geändert werden. Auch der Mangel von Kopfnoten macht sich sehr fühlbar. — Ein zusammenfassendes Werk über die Litteratur und Wissenschaft des 13. Jahrhunderts bietet A. LECOY DE LA MARCHE[213]), der sich damit einer nicht leichten Aufgabe unterzogen hat. — Fast schon über unser Ziel hinaus liegt die Erwähnung einer neuen Ausgabe der Annalen von Gent durch F. FUNCK-BRENTANO[214]), der auf Grundlage der Hdschr. und sonstigen Materials eine tüchtige Ausgabe bietet.

Dresden. M. Manitius.

2) Lateinische Renaissancelitteratur. 1895—96. Unter den Werken, welche Geist und Bestrebungen des Humanismus und sein gesamtes Wirken am trefflichsten beleuchten, muss an erster Stelle wieder GEORG VOIGTS „Die Wiederbelebung des klassischen Altertums" genannt werden, dessen dritte Auflage MAX LEHNERDT[1]) besorgt hat. — Die Anfänge des Humanismus in Deutschland finden eine interessante Beleuchtung in KONRAD BURDACHS[2]) Buch „Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung". — Von Arbeiten, welche einzelnen der Humanisten und neulateinischen Dichtern gewidmet sind, mögen hier die wichtigsten erwähnt werden. — An erster Stelle sei die überaus sorgfältige Zusammenstellung von zahlreichen Publikationen zur Geschichte des Humanismus und der verschiedenen Fachschulen angeführt, welche GUSTAV KNOD im 16. Bande der Zeitschrift für Kirchengeschichte von Brieger und Bess (Weimar 1896, S. 681—706) veröffentlicht hat. — Desgleichen führen die eingehenden und umfassenden Berichte, welche alljährlich GEORG ELLINGER im Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte unter dem Titel „Humanisten und Neulateiner" (II, 7) erstattet, erschöpfend in die Litteratur über lateinische Dichtung ein. — Der verdienstvollen Arbeit einer Auslese aus den lateinischen Dichtungen deutscher Lyriker des sechzehnten Jahrhunderts hat sich früher schon mit bekanntem Geschicke GEORG ELLINGER[3]) entledigt. Sie ist um so willkommener, als bisher nur die dramatische Poesie sich besonderer Aufmerksamkeit erfreuen durfte. Neben religiösen Gedichten sind es zumeist Gelegenheitsgedichte zu feierlichen Familienereignissen und akademischen Festlichkeiten, Elegien, „Carmina", Eklogen und besonders auch Reisegedichte (Hodoeporica) u. a. Die Auswahl aus den zahlreichen, in

213) Le XIIIe siècle littéraire et scientifique. Lille 1896. 366 S. 214) Annales Gandenses, nouv. édit. publ. par F. F.-B. Paris 1895. XVIII 132 S.

1) Berlin 3. Aufl. 1893 I. 591. II. 543. 2) Halle (Niemeyer) 1893 (XX u. 134). 3) Lateinische Litteraturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Hsg. von MAX HERRMANN und SIEGFRIED SZAMATOLSKI. Heft 7. Berlin 1893. (122 S. u. L.).



Form und Gedanken einander oft recht ähnlichen Versen mag keine geringe Arbeit gewesen sein; „die Auswahl berücksichtigt hauptsächlich die lebensfähigen Keime dieser Dichtung, darum wird man der Liebespoesie einen grösseren Raum gewidmet finden, als der Gelegenheitsdichtung". (XXX). Unter den 53 Dichtern, von welchen Proben gegeben sind, begegnen wir hervorragenden Namen wie Balticus, Camerarius, Caselius, Claius, Chytraeus, Cordus, Nicod. Frischlin, Hessus, Lemnius, Lotichius, Melanchthon, Micyllus, Naogeorgus, Rittershusius, Sabinus, Scultetus u. a. — Eine bibliographische Einleitung erhöht den Wert der Sammlung, in welche mit Vorliebe Gedichte aufgenommen sind, welche kulturgeschichtliches, historisches und litterarisches Interesse bieten.

Einen überaus interessanten Einblick in die reiche litterarische Thätigkeit der zweiten Hälfte des fünfzehnten und der ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts verleihen des Lilio Gregorio Giraldi (1478—1552) Dialoge De poetis nostrorum temporum, herausgegeben von KARL WOTKE[4]). Das Namensregister bietet den besten Ausweis über das umfangreiche Material und die zahllosen Namen lateinischer Dichter, denen wir hier begegnen.

Die Epigramme des ungarischen Humanisten Giano Pannonio (1434—1472) — Johann Csezmicze — behandelt VINCENZO REFORGIATO[5]) in einem erschöpfenden Aufsatze. Der in frühen Jahren verstorbene Humanist hat zwar kein grösseres Denkmal seines Geistes hinterlassen, in verschiedenen kleineren Werkchen jedoch seine Gewandtheit in lateinischer Dichtung gezeigt, seine freimütigen Gedanken niedergelegt, und, ob auch in vielen seiner Epigramme ein bedenklich lasziver Ton herrscht, zählt er mit seinem Oheim Vitez zu Ungarns allerbedeutendsten Humanisten.

ALOIS BÖMER hat seine Studien über Johann Murmellius fortgesetzt, indem er die vier Bücher der Elegiarum moralium[6]) herausgab, in denen der Dichter zwar nicht durch Reichtum der Erfindung und einen weitschauenden Blick sich auszeichnet, immerhin aber die Form gewandt beherrscht. Ein besonderes Verdienst hat sich DERSELBE FORSCHER durch die sehr willkommene Ausgabe von Johann Murmellius' Pappa puerorum[7]) erworben. — Mit Otto Brunfels (geb. zwischen 1484 und 88, gest. 1534) beschäftigt sich eingehend[8]) F. W. E. ROTH. Brunfels war ins Kartäuserkloster bei Strassburg (nicht in Mainz) eingetreten, war aber mit der Gelehrtenwelt im Verkehr geblieben und trat bald auch (1521) für Luthers Sache ein. Brunfels war ein vielseitiger Mann; neben seinen theologischen Schriften arbeitete er auf medizinischem Gebiete und war in der Botanik bahnbrechend. „Linné nannte den Brunfels den Vater der neueren Botanik". — An gleicher Stelle[9]) hatte KARL HARTFELDER über Brunfels „als Verteidiger Huttens" gehandelt.

---

4) Lateinische Litteraturdenkmäler des XV. u. XVI. Jahrhunderts. Hsg. von MAX HERRMANN und SIEGFRIED SZAMATOLSKI. Heft 10. Berlin 1894. (104 S. u. XXV). 5) Gli Epigrammi di Giano Pannonio. Catania, Tipografia Sicula di Monaco & Mollica. 1896. (31 S.). 6) Münster XXII und 140. 7) Ebenda 1894. 8) ZGO. hsg. von der Badischen histor. Kommission, N. F. Bd. IX 2 (1894) S. 284—317. 9) Ebenda N. F. Bd. VIII 4. S. 565—578.

In dem unlieben Streite, der im Sommer 1523 Erasmus von Rotterdam und Ulrich von Hutten entzweite, stellte sich Brunfels auf Huttens Seite und verteidigte ihn um so wärmer, als der fränkische Ritter unterdessen gestorben war. — Eine Monographie über Ulrich von Hutten von R. PAPPRITZ[10]) vermag ihr Erscheinen kaum zu rechtfertigen. — Über Erasmus (zugleich auch Reuchlin, Wimpfeling, Hutten, Berus) handelt ein Artikel von G. KNOD in der Zeitschrift für Kirchengeschichte[11]), während K. HARTFELDER den „humanistischen Freundeskreis des Desiderius Erasmus in Konstanz[12])“ schildert. Konstanz war am Ausgange des Mittelalters noch eine der wichtigeren Städte des südwestlichen Deutschlands. Zu den hervorragenderen Personen des Konstanzer Gelehrtenkreises gehörten: Johann von Botzheim (geboren um 1480), der sich in Italien herangebildet hatte, Johann Jakob Menlishofer, Michael Hummelberger, Johannes Faber (1478 geb.), in seiner Jugend ein fahrender Schüler, Urbanus Rhegius (1489 geb.). Der Kreis in Botzheims gastlichem Hause wurde durch die religiösen Kämpfe zerrissen, Konstanz bekannte sich zur Reformation, ebenso die meisten seiner Humanisten. Erasmus und Rhenanus verblieben bei der alten Kirche. — Von einem Humanisten, der in Beziehungen zu Erasmus stand und, wie dieser, als Gegner der Reformation in seinem Heimatlande, der katholischen Kirche treu blieb, von dem Spanier Joh. L. Vives (1492—1540) handelt F. KAYSER in Grauerts historischem Jahrbuche[13]). — ALBERT BÜCHI hat mit der Veröffentlichung der Briefe und ausgewählten Schriften des Albrecht von Bonstetten[14]) (ca. 1445—1509) einen überaus wertvollen Beitrag zur Kenntnis dieses Humanisten gegeben, welcher auch eine interessante Miszelle von ALOIS SCHULTE[15]) über Bonstetten und Gallus Öhem veranlasst hat.

Eine Urkunde über Jakob Locher Philomusus aus dem Generallandesarchiv zu Karlsruhe bringt ALEXANDER CARTELLIERI zum Abdrucke[16]), die über einiges neues Licht verbreitet. — Eine treffliche Arbeit ist die Monographie des Humanisten Rudolf Agricola (1442—1485) von GEORG IHM[17]). — In den Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen[18]) veröffentlicht THEODOR VULPINUS (= RENAUD) die Selbstbiographie des lateinischen Dichters Johann Fabricius Montanus aus Bergheim im Elsass (1527—1566) — ein überaus verdienstliches Unternehmen, während MARTIN FICKELSCHERER[19]) mit dem Briefwechsel zwischen Georg Fabricius (1516—1571) und seinem Bruder Andreas Fabricius († 1577) wichtige biographische Daten liefert. — Über die Berufung des bayerischen Geschichtschreibers Aventin (1477—1534) nach Strassburg handelt MAX LENZ in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins[20]). Martin Bucerus war der Vermittler derselben, dessen betreffenden Brief LENZ, entgegen der bisherigen Forschung, zwischen den 8. November und 8. Dezember 1531

10) Ein Lebensbild. Marburg (Elwert) 1893 49 S. 11) Bd. XIV S. 118—132. 12) ZGO. N. F. Bd. VIII. 1 S. 1—34. 13) XV S. 307—353. 14) Basel 1893. 15) ZGO. N. F. Bd. VIII 4. S. 709. 710. 16) ZGO. Bd. X 1. 17) Der Humanist Rudolf Agricola, sein Leben und seine Schriften. Paderborn (Schöningh) 1893 (VII 88). 18) Bd. XVIII 1894. 19) 1893. 20) Bd. IX 4 S. 629—637.

versetzt. — Die Biographie des Otmar Nachtigal (Luscinius 1487 —1537) vervollständigt A. SCHRÖDER in willkommener Weise in einem Artikel von Grauerts historischem Jahrbuche[21]). Luscinius gehörte zu jenen Männern, welche dem Katholizismus treu blieben. — Interessante Mitteilungen über einen siebenbürgisch-deutschen Humanisten Johann Lebel bringt H. WOLFF[22]).

Die Beleuchtung der humanistischen Geschichtschreibung in Deutschland hat PAUL JOACHIMSOHN begonnen; der erste Band behandelt Sigismund Meisterlin[23]). — Der GLEICHE FORSCHER hat umfangreichere Studien über den Frühhumanismus in Schwaben in den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte (N. F. V, 63—126; 257—291) veröffentlicht. Neben der Würdigung der Beziehungen von Konstanz zu den Humanisten, Briefen bedeutender Humanisten u. a. wird besonders die litterarische Thätigkeit des Nikolas von Wyle eingehend erörtert. — Es ist ein besonderes Verdienst der Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana, dass sie den Kreis der aufzunehmenden Schriftsteller immer weiter zieht. Diesem Vorgehen verdanken wir auch die Herausgabe einzelner Briefe aus dem 16. und 17. Jahrhundert durch E. WEBER[24]), deren einige auch unser Gebiet berühren, wie etwa das Eobanus Hessus Betreffende. — Bei der grossen Bedeutung, welche die römischen Komiker für die lateinischen Dramen des Mittelalters und der Renaissance und ihrer Nachahmer haben, findet die Forschung stets ein dankenswertes Gebiet auf diesem Boden. MAX HERRMANN beschäftigt sich mit der ihm eigenen Sachkenntnis mit Terenz in Deutschland bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts[25]), WUNDERLICH behandelt den ersten deutschen Terenz von 1486, den Eunuchus des Hans Nythard von Ulm[26]). — Eine Anzahl von Schuldramen aus allen Ländern, vor allem aber aus deutschem Gebiete, lernen wir aus P. BAHLMANNS[27]) Studien über „die lateinischen Dramen von Wimpfelings Stilpho bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts (1480—1550) kennen. Eine grössere Abhandlung über „Jakob Wimpfeling und die Erhaltung der katholischen Kirche in Schlettstadt“ hat PAUL KALKOFF eben begonnen[28]). Der Verfasser beleuchtet die Stellung Schlettstadts am Beginne der Reformation, wo die blühende Lateinschule Dringenbergs und seiner Nachfolger, die Schüler und Freunde Wimpfelings, die Anhänger des Erasmus, die Mitglieder der litterarisch so fruchtbaren Sodalität der geistigen Bewegung vorgearbeitet hatten. Eingehend untersucht er den Einfluss der geistlichen Körperschaften, der Pfarrgeistlichkeit und ihre Beziehungen zu Wimpfelings Sodalität. Wimpfeling vertritt die Weltgeistlichkeit gegenüber den Ordenspriestern.

---

21) Beiträge zum Lebensbilde Otmar Nachtigals (Luscinius) Bd. XIV S. 83—106. **22)** Pr. des evang. Gymn. Schüssburg. 23 S. 1894. **23)** Bonn 1895. (333 S.) **24)** Virorum clarorum saeculi XVI et XVII epistolae selectae. Lpz. 1894. X 196. **25)** Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte. 1893. S. 1—28. **26)** Studien zur Litteraturgeschichte. Mich. Bernays gewidmet von Schülern u. Freunden. Hambg. 1893. VII 330. (S. 201—216). **27)** Münster 1893. 114 S. **28)** ZGO. Bd. XII 4. (1897) S. 577—619. **(Schluss folgt.)**



In des BERICHTERSTATTERS Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns handelt SIGMUND GÜNTHER eingehend von dem mit zahlreichen Humanisten in Verbindung stehenden Jakob Ziegler aus Landau[29]) (geb. bald nach 1470, gest. 1548 oder 49), wobei allerdings zunächst seine Verdienste um die geographische Wissenschaft gewürdigt werden sollen. — Von des Nikodemus Frischlin Hochzeitsgedichten zur ersten Vermählung des Herzogs Ludwig III. von Württemberg (1554—1593) mit der Markgräfin von Baden Dorothea Ursula (1575) und zur zweiten Hochzeit mit der Pfalzgräfin Ursula (1585) ist ebenda[30]) ziemlich ausführlich die Rede. — Frischlins Name veranlasst, des trefflichen Artikels WILHELM SCHERERS über ihn ins Gedächtnis zu rufen, der in den „Kleineren Schriften[31])" des verlebten Gelehrten einem Neuabdruck erlitten hat. — Die späte Nachbildung, welche die Renaissancelitteratur in den Schulkomödien der Gegenreformation erlitten hat, veranlasst stets, derselben zu gedenken, wo von lateinischer Dichtung überhaupt die Rede ist. Nach Aufzeichnungen JOH. BOLTES findet sich eine Aufzählung „handschriftlicher Münchener und anderer lateinischer Jesuitendramen der k. Bibliothek zu Petersburg" hier[32]), sowie ein überaus interessantes Jesuitendrama „Gottfried von Bouillon", zu München i. J. 1596 gespielt. Der jesuitische Dichter desselben lehnt sich nämlich an den protestantischen Nikodemus Frischlin an, an dessen Julius redivivus, und wiederholt einige wirksame Szenen aus demselben, natürlich in seinem Sinne[33]). — Gelegentlich der Jesuitendramen ist auf P. BAHLMANNS sorgfältige Arbeit „Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz[34])" als grundlegende Arbeit zu verweisen. — Einzelnes zur Geschichte des Jesuitendramas, Lokales sowohl als Ästhetisches, hat ANTON DÜRRWÄCHTER[35]) geschickt verarbeitet.

Die Herausgabe der Lateinischen Litteraturdenkmäler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts von MAX HERRMANN schreitet rüstig weiter. Der elfte Band enthält die Vtopia des Thomas Morus[36]), in dieser sorgfältigen Ausgabe eine überaus willkommene Gabe. Die treffliche Einleitung (LXX S.) bringt einen Abschnitt über des „Thomas Morus Leben", dann eine besonders gehaltvolle Abhandlung über „Gehalt und Bedeutung der Utopia", die von der Grundlage ausgeht: „Morus war Humanist, die Utopia ist ein Werk der Renaissance"; daher in ihr die „Lebensfreudigkeit des Humanismus" mit einem „entschieden realistischen Zug" sich gepaart findet. Der Kommunismus des englischen Kanzlers unterscheidet sich vollständig von demjenigen Platos, der dem letzteren gegenüber in allem modern erscheint. Der weitere Teil der Einleitung behandelt die Editio princeps, die Ausgaben von 1517 und 1518 und ihre Nachfolger, die Übersetzungen, deren erste in

---

29) Bd. IV S. 1—62. Bd. V S. 116—129. 30) Bd. V S. 209—219. 31) Hrsg. von ERICH SCHMIDT und KARL BURDACH. 1892. Bd. II S. 51—56. 32) Bd. IV S. 236—239. 33) Bd. V S. 36—88. 34) Leipzig 1896. IV und 351. 35) So z. B. Das Jesuitentheater in Eichstätt S. 42—102 des Sammelblattes des histor. Ver. Eichstätt. X. Jahrgang. 1895. — Die Darstellung des Todes und Totentanzes auf den Jesuitenbühnen. S. 89—116 der FKLB. V. (1897). 36) hg. von VIKTOR MICHELS und THEOBALD ZIEGLER. (Berlin. Weidmann 1895).

Deutschland Joh. Bebel (1524 in Basel) veranstaltete, Lesearten u. dgl., woran sich der lateinische Text (115 S.) des „libellus vere aureus" schliesst.

Im zwölften Bändchen begegnen wir der Noriberga illvstrata des Helius Eobanus Hessus und anderen Städtegedichten[37]). Es ist dem Andenken Karl Hartfelders gewidmet. Die Einleitung setzt auseinander, wie „zu den Gattungen der Poesie und Prosa, deren Wiederbelebung und liebevolle Pflege dem Humanismus zu danken ist", die „deskriptive und enkomiastische" gehören. Neben den Fürsten erhebt diese Art der Dichtung die Städte; es entspringt diese ‚laudatio' der Humanisten teils der Liebe zur Heimat, teils dem stolzen Selbstgefühle, dass es ihrem Worte allein gelinge, den ewigen Ruhm der Heimat zu begründen (natale nobilitare solum), oder den Namen einer besungenen Stadt gleichzeitig mit dem eigenen zu verewigen.

Zahlreiche Dichtungen und Prosaschriften dieser Art werden angeführt, dann folgt der Text der Noriberga illustrata des Helius Eobanus Hessus, eines „Klassikers des deutschen Humanismus". Hat den Herausgeber bei der Wahl des vorliegenden Gedichtes (54 S.) die Rücksicht auf den hervorragenden Namen des Verfassers geleitet, so veranlasste zu der Aufnahme der Friburgica (S. 57—72) des Philipp Engelbrecht (Engentinus), eines Freundes des Juristen Zasius, und der Lipsica (S. 73—91) des Hermann van dem Busche, des ‚πολύτροπος' unter den Humanisten, das Bestreben, eine süddeutsche und eine norddeutsche Stadt zu berücksichtigen, die „als Mittelpunkte der humanistischen Bildung gelten konnten". Die Erläuterung der Illustrationen des sechzehnten Jahrhunderts hat Valer von Loga (XLIV—LI) sachgemäss übernommen.

Der dreizehnte Band enthält zwei Schulkomödien des Georgius Macropedius (geb. um 1475, gest. 1558) — die Rebelles und Aluta[38]), die erstere eine „Schilderung des Schülerlebens und Verherrlichung des Schulmeisters" (S. 1—66), die letztere (S. 66—104) die Erlebnisse einer einfältigen Bäuerin im Handel mit dem betrügerischen Stadtvolke, ‚improbum id genus quod urbes incolit'. Die Untersuchung über die Komödien und ihre Fabel verraten die unendliche Litteraturkenntnis und das scharfe Urteil des rühmlichst bekannten Herausgebers allenthalben.

Einen schönen Einblick in das Humanistenleben Deutschlands gewährt Friedrich Koldeweys überaus fleissig gearbeitete „Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt"[39]) Zwar fällt die Stiftung der alsbald berühmt gewordenen Hochschule durch Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel erst in das Jahr 1576, aber die dort wirkenden Gelehrten verdanken ihre Bildung zum grossen Teile den alten Meistern und verpflanzen ihre Lehrweise und ihre Anschauungen auf die neue Universität. Dies bestätigt sowohl das Kapitel, das von der „Ordnung des philologischen Studiums auf der Universität Helmstedt" als auch das zweite, das von den „Lehrern der Philologie auf der Universität Helmstedt" handelt, von denen natürlich nur

37) hg. von Joseph Neff. (Berlin 1896). 38) hsg. von Johannes Bolte. Berlin 1897. (Mit Bildern und Notenbeigaben). 39) Braunschweig (Vieweg & Sohn) 1895. (226 S.).

jene der ersten Periode (1576—1634) noch unser besonderes Interesse an dieser Stelle wachrufen. Wir treffen hier Johannes Debelius (1540—1610) und Pancratius Crüger (1546—1614), den gewandten lateinischen Dichter und ‚poeta laureatus'; den Geschichtschreiber Reinerus Reineccius (1541—1599), Heinrich Boethius (1551—1622), Simon Mencius (gest. 1606), den berühmten „poeta" Henricus Meibom (1555—1625), und den gefeierten Philologen Johannes Caselius (Kessel) (1533—1613), dessen Bildnis dem Werke beigegeben ist. Er hatte in Italien noch Sigonius (1524—1584) und Victorius (1499—1584) gehört und sich „im Verkehr mit diesen und anderen ausgezeichneten Vertretern des italienischen Humanismus insbesondere jene geist- und geschmackvolle Feinheit in der Handhabung der lateinischen Sprache angewöhnt, die nach ihm kein Deutscher wieder in gleichem Masse besessen hat". Gross sind die Verdienste des Caselius um die Hebung der stark zurückgesetzten griechischen Sprache. Als Ursache der sinkenden Wertschätzung des Griechischen und der alten Humanitätswissenschaften überhaupt führt Caselius wiederholt Petrus Ramus und seine Anhänger an, „die von Frankreich aus in die deutschen Schulen eingebrochen seien und das alte gute Lehrsystem zu untergraben suchten". Mit dem Tode des Caselius verlor „der deutsche Humanismus seinen letzten wahrhaft bedeutenden Vertreter". Es soll darum von seinen Nachfolgern an dieser Stelle nicht mehr die Rede sein.

Auch die letzten Bände der ADB. liefern zahlreiche hierher bezügliche Artikel. Im 39. Band (1895) handelt Mummenhof (111) von Sixt Tucher (1459—1507), Roethe (115) von Augustin Tünger (1455 geb.) und seinen facetiae latinae et germanicae, Bauch (345) von Heinrich Urbanus, einem Schüler des Mutianus Rufus, Bolte (628) von Nicolaus Vernulaeus (1583—1649), einem Nachahmer der Jesuitendramen, Schimmelpfennig (735) von Petrus Vincentius (1519—1581); der 40. Band (1896) enthält die Biographien des Michael Virdung (10) (1575—1637) von Bolte, der „nicht wie die früheren neulateinischen Dramatiker dem Ideale eines christlichen Terenz nachstrebt, sondern den griechischen Tragikern und Seneka; des Jakob Vivarius gleichfalls von Bolte (84); des Christophorus Vladeraccus (1520—1601) von I. C. van Slee (86), der seinem Vorgänger Georg Macropedius (1565) eine Apotheosis widmete; des Paul Volz (1480—1544) von G. Knod (284), eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der von Wimpfeling um das Jahr 1516 begründeten Schlettstatter Gelehrten-Gesellschaft; des Cyprianus Vomelius (1515—1573) von A. Döring (284), eines lateinischen Dichters (Sylvae); des Schuldramatikers Jakob Anton Vulpius (gest. 1684) von Roethe (387), des Dichters Justus Vultejus (1528—1575) von J. Pistor (391); des gewandten Dichters Valentin Wagner (um 1500—1557) von Fr. Teutsch (384), des Verfassers von Schulkomödien Wolfgang Waldung (1555—1621) von Bolte (724). Im 41. Bande (1896) begegnen wir Aufsätzen über Joachim von Watt, genannt Vadian, den schweizerischen Humanisten, (1484—1551) von Ernst Goetzinger (239), einen als Dichter, Redner, Lehrer, Philolog und Geograph gleich hoch geschätzten Mann; ferner Konrad Weiss von Limpurg (1536—1575) von R. Jung (584).

Besonderes Interesse erregt stets das Heimatland der humanistischen Bewegung, Italien. Von hier kam ja die Anregung, von hier aus wurden die deutschen Humanisten warm erhalten. OSWALD ZINGERLE[40]) zeigt, wie gross der Einfluss des Enea Silvio auf das Studium der Altertumskunde in Tirol war. — Neue Aufschlüsse über die verdienstvolle Persönlichkeit des Buchdruckers und Gelehrten Paolo Manuzio (1512—1574) zu Venedig verdanken wir einem Schriftchen von MARTIN FICKELSCHERER[41]).

Die ebenso geistvolle als schamlose venezianische Kurtisane Veronica Franco (1546—1591), deren Bildnis unter anderen ihr Freund Tintoretto der Nachwelt überliefert hat, und die als Klosterfrau starb, schrieb zwar nicht lateinische Verse; doch darf die Schrift, welche ihr E. RODOCANACHI[42]) widmete, nicht ungenannt bleiben, wo von Renaissancedichtern überhaupt die Rede ist; denn ihre zahlreichen Schriften liefern das Material, um diesen Frauengestalten, die besonders in Venedig blühten, etwas näher zu rücken.

Neuerdings beschäftigt sich (nach BAROZZI und SABBADINI, Firenze 1891; MANCINI, ebenda 1891; M. VON WOLFF, Lpz. 1893) eine Rostocker Dissertation[43]) mit Lorenzo Valla (1407—1457). Um die Daten seines Lebens gruppiert sich in vier Abschnitten die Entwickelung seiner litterarischen Thätigkeit. Der Verfasser kommt (S. 18) zu dem Schlusse, Vallas vielgedeutete Schrift ‚De voluptate' (1431) sei nichts als „ein Angriff auf die herrschende Sittenlehre der katholischen Kirche und zwar einer der heftigsten, geschicktesten und glänzendsten, den diese je erfahren hat, eine vernichtende Kritik der mittelalterlich-scholastischen Moral. Sie gehört damit in die Reihe derjenigen vorreformatorischen Schriften, die das Jahrhunderte alte Ansehen der Überlieferung gründlich erschütterten und dem Neuen freie Bahn machten". Gewissermassen eine Ergänzung dieser Schrift bietet unter diesem Gesichtspunkte Vallas ‚De falso credita et ementita Constantini donatione declamatio' (1440), ein Buch, das sich gegen die weltliche Macht der Päpste kehrt.

Aus der vor nahezu dreissig Jahren gefassten Absicht, eine Biographie des gefeierten Humanisten Angelo Poliziano (1454—1494) zu schreiben, ist ein Werk ‚Florentia'[44]) entstanden, das sich mit den litterarischen Verhältnissen des Quattrocento eingehend beschäftigt, wobei Politianus freilich Mittelpunkt bleibt. Im ersten Kapitel behandelt ISIDORO DEL LUNGO Vaterland, Familie und Verwandtschaft Polizianos aufs ausführlichste; das zweite Kapitel verfolgt mit der gleichen Genauigkeit den Studiengang des jugendlichen Humanisten zu Florenz, wir lernen die Meister kennen, denen er sein Wissen und seine ganze Geistesrichtung dankt; wir verfolgen die Entwickelung seiner eigenen lateinischen Dichtungen, zunächst der Sylvae, sein Verhältnis zu den Mediceern und Angelos Klagen ihnen gegenüber, ob der ‚orrida lercia povertà', sowie zur Vaticana. Lateinische Briefe, die zum Teil noch nicht veröffentlicht waren,

---

40) Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen. Innsbruck (Wagner) III. 203 S. 41) Chemnitz 1892. 35 S. 42) Une courtisane vénitienne à l'époque de la renaissance. d'après ses lettres et ses poésies. (Extr. de la NR. 15 juin 1894). Paris 1894. (31 S.). 43) Von WALTHER SCHWAHN. Berlin (Mayer & Müller) 1896. (61 S.). 44) Florentia. Uomini e cose del Quattrocento per ISIDORO DEL LUNGO. Firenze (G. Barbèra) 1897 (VIII. 460 S.)

geben uns neue Proben des lateinischen Prosastiles. Die Aufführung der plautinischen Menaechmi (1488) mit einem Prologe des Politianus und anderer lateinischer Komödien vergegenwärtigt uns jenes für die alte Dichtung begeisterte Zeitalter. Nicht nur Leben und Werke Angelo Polizianos behandelt Isidoro del Lungo; das Buch führt, wie sein Titel verspricht, mitten in die glänzendste Zeit der Renaissancelitteratur hinein, entwirft ein Bild des Ringens der Geister des damaligen Florenz, führt eine Reihe hervorragender Humanisten und ihre Werke vor, berichtigt eine Anzahl zweifelhafter Daten und bringt uns dem Verständnisse jener Tage und ihrer Bestrebungen wesentlich näher [45]).

Zwei hervorragende Humanisten der italienischen Schule, Pier Vettori (Petrus Victorius 1499—1585) und Andrea Dazzi (Andreas Dactius 1475—1548) haben jüngst eine eingehende Würdigung gefunden [46]). Dactius war der Lehrer Vettoris, von dem Giovan Bernardo Gualandi (gest. um 1570) (1531) voraussagte: sarà una stella che illustrerà l'uno e l'altro polo. (Gerini II, 316). Die Darstellung Rüdigers lässt uns in beiden Gelehrten echte Vertreter des Humanismus erblicken. Ihr Feuereifer für die Erklärung und Nachahmung der alten Klassiker, ihre aufopfernde Lehrthätigkeit, die Hingabe an die Natur und die Empfindsamkeit für ihre Schöpfungen kennzeichnen sie als solche zur genüge. Victorius beschränkt sich mehr auf philologische Kritik, Dactius aber ist als Dichter zahlreicher Epigramme, Hymnen, kleiner Epen und des komischen Epos Aeluromyomachie — der Kampf der Katzen mit den Mäusen — hervorgetreten. Dabei ist es thatsächlich mehr als die den Alten geschickt entlehnte Form, was wir an ihm schätzen, er hat wirklich poetische Empfindung, wenn auch nicht eben in dem Katzenmäusekrieg, dessen Anlehnung an Vergil und andere Römer Rüdiger genau nachweist, so doch in den Silvae und vor allem in den Epigrammata. Die Leichtigkeit seiner Versifikation bestätigt Serafinis Urteil über ihn: Nella poesia egli ebbe la facilità del verso al pari di Ovidio.

Eines in der Geschichte und den mathematischen Wissenschaften mit hohen Ehren genannten Gelehrten Francesco Maurolico aus Messina ist an seinem vierhundertjährigen Geburtstage (16. September 1894) ehrend gedacht worden. Der Festschrift des Professors Francesco Guardione [47]) entnimmt man das Bild des um Sizilien hochverdienten Mannes, von dem Don Juan de Austria nach dem Siege von Lepanto rühmte, er verdanke seinen glücklichen Erfolg zum grossen Teile den Ratschlägen, die ihm Francesco Maurolico bei seiner Abfahrt von Messina erteilt hatte. Sein Sicanicarum rerum compendium, seine zahlreichen mathematischen und astronomischen Arbeiten, in denen er sich

45) Eine Ausgabe der Werke Polizianos verdanken wir demselben Verf. Sie erschien bereits 1864: Prose volgari inedite e poesie latine e greche edite e inedite di Angelo Ambrogini Poliziano (XXXVI. 568). 46) Wilhelm Rüdiger: Studien zur humanistischen Litteratur Italiens. 1. Petrus Victorius aus Florenz. Halle a. d. S., Niemeyer 1896, 150 S. 2. Andreas Dactius aus Florenz. Halle a. d. S., Niemeyer 1897, 70 S. (vgl. ZVglL. N. F. XI, 360. 361). 47) Francesco Guardione, Francesco Maurolico nel secolo XVI. Palermo (Tipografia ‚Lo Statuto'). 1895, 57 S. (Estratto dall' ASS. N. S. anno XX, fasc. I—II.)

noch als einen heftigen Gegner des Kopernikus erweist, was er sonst dichtete und schrieb, zeugt, dass er jener Zeit entwuchs, wo die griechischen Flüchtlinge ein neues Leben in Italien erweckten. — DERSELBE VERFASSER[48]) beschäftigt sich auch mit einem anderen sizilianischen Geschichtschreiber, Tomaso Fazello (1493—1570), der den Gedanken des Paulus Jovius, in alcun modo illustrare l'antico stato di Sicilia, aufgriff, allerdings nicht bloss auf Veranlassung des Kardinals. Bezeichnend ist die Anerkennung seines Nachfolgers, des eben genannten Maurolico, wenn er Fazello erwähnt, cuius diuturnus labor et opera non solum laudem, sed praemia magna merebatur. Die Herausgabe der „Deche" (Decades) Fazellos ist noch zu erwarten.

Ehe Gerini mit seiner Geschichte der Pädagogik in Italien an die Öffentlichkeit trat, in welcher er natürlich auch die Hebung und Würdigung der körperlichen Übungen in seinem Vaterlande einer eingehenden Untersuchung unterzog, wurden auch in Deutschland „die italienischen Humanisten und ihre Wirksamkeit für die Wiederbelebung gymnastischer Pädagogik"[49]) von fachmännischer Seite näher beleuchtet. Obenan steht Viktorinus von Feltre, der Leiter der casa giocosa in Mantua; wir sehen ihn „nach den Vorschriften altgriechischer Erziehungsweisheit mit seinen Schülern gymnastische Übungen treiben, die er in verständiger Weise so auszuwählen wusste, wie sie im Hinblick auf den künftigen Lebensbrauch des einzelnen am vorteilhaftesten erschienen". Ihm wird das Lob erteilt, dass er als der erste und einzige Gelehrte aus dem Zeitalter des Humanismus den Betrieb von Leibesübungen nicht bloss theoretisch gefordert, sondern auch praktisch durchgeführt habe. Anteil an dieser turnerischen Erziehung nimmt ferner Petrus Paulus Vergerius der Ältere, Maffeus Vegnis, Äneas Silvius Piccolomini, Franciscus Philelphus, Jacobus Sadoletus und Hieronymus Cardanus; der erste Versuch einer „wissenschaftlichen Rekonstruktion der antiken Gymnastik" wird durch Hieronymus Mercurialis (1530—1606) unternommen, der sich durch seine sechs Bücher über die gymnastische Kunst in der Litteratur der Leibesübungen einen immerwährenden Ruhm erworben hat. Beigegeben ist dem Buche in lateinischer und deutscher Sprache des Gregorius Corrarius libellus didascalicus ad Andream fratrem: Quomodo educari debeant pueri und einzelne Gedanken aus der Gnomologia des Äneas Silvius. Des Gregorio Corraro (geb. um 1411) Gedicht, das GERINI a. a. O. I, 68. 69 als Ineditum bezeichnet und in das Jahr 1429 versetzt, atmet so recht den Geist des Humanismus. Sein höchster Sporn ist der ‚speratus honos', in der edlen Brust haftet der ‚laudum amor' und, was so ganz bezeichnend ist: ‚dulce quidem est cultum dict asse libellum'.

Einen hervorragenden Wert unter den neueren Werken dieser Art haben B. G. GERINIS Studien über die italienischen Pädagogen des 15. und 16. Jahrhunderts[50]); denn die Meinung des genannten Gelehrten,

48) FRANCESCO GUARDIONE, Tomaso Fazello. (Estratto dagli ARAZA., Vol. VI; 1894 S. 57—85. 49) Ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Jugenderziehung und der Leibesübungen hg. von WILHELM KRAMPE, Breslau (Korn) 1895 245 S. 50) Collezione di Libri d'istruzione e di educazione. B. G. Paravia. Vol. 337: Gli scrittori pedagogici Italiani del secolo decimo quinto, 1896 316 S. volume 350. Gli scrittori pedagogici Italiani del secolo decimo sesto, 1897 496 S.

dass die erzieherischen Ideen dieser Jahrhunderte noch nicht in das verdiente Licht gestellt wurden, ist ohne Zweifel richtig. Unser Thema berühren die von Gerini behandelten pädagogischen Schriftsteller, weil, wie die Einleitung zeigt, die Mehrzahl derselben aus den Reihen der Humanisten kommt. So lernen wir näher kennen Pier Paolo Vergerio (1370 — gest. um 1445 in Ungarn), den Nachahmer des Terenz; Vittorino da Feltre (1378—1446), den Leiter der Giocosa in Mantua; den berühmtesten Pädagogen der Renaissance Maffeo Vegio (um 1407—1457); den Papst Pius II., Enea Silvio Piccolomini (1405—1464); den berühmtesten Prosaisten der Renaissance Leon Battista Alberti (um 1404—1472), Matteo Palmieri (1405—1475); Francesco Filelfo (1398—1481); Francesco Patrizi (zwischen 1412 und 1494); Guarino Veronese (1370—1460); Francesco Barbaro (1398—1454); Leonardo Bruni (1369—1444) u. a. — Noch umfangreicher gestaltet sich der zweite Band, der dem sechzehnten Jahrhundert gewidmet ist. Hier begegnen wir eingehenden Abhandlungen über Antonio de Ferraris, genannt Galateo (1444—1517), den gepriesenen Polyhistor; Gioviano Pontano (1426—1503), den bekannten Pandolfo Collenuccio (1444—1504), der den Amphitruo des Plautus zur Aufführung brachte; Baldassarre Castiglione (1478—1529), den feinfühligen lateinischen Dichter und Verfasser des allenthalben anerkannten ‚Cortegiano'; Marco Antonio Flaminio (1497—1550) und Giovanni Antonio Flaminio (1446—1536); Jacopo Sadoleto (1477—1547); Giovita Rapicio (1476—1554); Bartolomeo Ricci (1490—1569); Lucio Vitruvio Roscio (geb. um 1500, gest. 1550?); Girolamo Cagnoli (1492—1551); Celio Secondo Curione (1503—1569); Matteo Gribaldi (gest. um 1564); die berühmten Dichter Bernardo und Torquato Tasso; Marcello Palingenio, über dessen Persönlichkeit wenig feststeht; den fruchtbaren Lustspieldichter Lodovico Dolce (1508—1569); Stefano Guazzo (1520—1593); Luigi Dardano; Gerolamo Cardano (1500—1576), den berühmten Arzt; Alessandro Piccolomini (1510—1558); Francesco Piccolomini (1520—1604); Marco Antonio Muret (1526—1585); Giovan Bernardo Gualandi (gest. um 1570); Adovardo Gualandi (gest. 1597); Francesco Tommasi da Colle di Valdelsa; Sperone Speroni (1500—1588); Federico Ceruti (1531—1611); Jacopo Aconzio (gest. um 1570); Giovanni Michele Bruto; Francesco Buzzacarini; Erasmo di Valvassone (1523—1593); Antonio Brucioli (gest. um 1550); Bartolomeo Meduna; Silvio Antoniano (1540—1603).

Gerini hat seine überaus gediegene Arbeit zwar zunächst der Geschichte der Pädagogik gewidmet und dabei den unbestreitbaren Nachweis geliefert, dass man Italien grosses Unrecht that, indem man es in der Geschichte der Erziehung fast gar nicht beachtete, indessen es doch überreich war an pädagogischen Schriftstellern. Das treffliche Werk Gerinis ist aber auch denjenigen unentbehrlich, die sich mit der Geschichte des Humanismus und der lateinischen Renaissancelitteratur beschäftigen; denn es behandelt gründlich und häufig nach neuen Quellen die meisten

Vertreter derselben, wie die angeführten Namen wohl aufs klarste beweisen.

München. Reinhardstoettner.

Französische Litteratur.

1. Altfranzösisch.

Allgemeines. Das Karlsepos. 1895—96. Unter den Darstellungen der gesamten Geschichte der französischen Litteratur, welche in den beiden Berichtsjahren erschienen sind, verdient schon ihres Umfangs und ihres zahlreichen Bilderschmuckes halber an erster Stelle erwähnt zu werden die unter Leitung von L. PETIT DE JULLEVILLE von einer grösseren Zahl französischer Gelehrter abgefasste „Histoire de la Langue et de la Littérature française des origines à 1900“[1]. Von diesem auf 8 Bände berechneten Werke erschienen 1896 die beiden ersten, die mittelalterliche Litteratur behandelnden Bände, der dritte, welcher dem 16., der vierte und fünfte, welcher dem 17. und der sechste, welcher dem 18. Jahrhundert gewidmet ist, sind inzwischen gleichfalls erschienen. An den beiden ersten Bänden sind als Mitarbeiter J. BÉDIER, F. BRUNOT, L. CLÉDAT, L. CONSTANS, L. GAUTIER, A. JEANROY, Ch. V. LANGLOIS, E. LANGLOIS, L. PETIT DE JULLEVILLE, A. PIAGET und L. SUDRE betheiligt. G. PARIS hat eine geistvolle Gesamtbetrachtung der altfranzösischen Litteratur als Préface voraufgeschickt. Die Mitarbeiter insbesondere des ersten Bandes, haben den ihnen zugefallenen Kapiteln eine sehr verschiedenartige und verschiedenwertige Behandlung zu Teil werden lassen. So erhält der Leser des ersten Bandes nacheinander ein feinsinniges weitausgreifendes Aperçu, eine ästhetisch-litterarische Causerie, ein enthusiastisches Plaidoyer, eine nüchterne in Detailfragen sich verlierende Monographie, eine Anzahl weitschichtiger, wenn auch gefälliger Gedichtanalysen und endlich eine gedrängte aber klare Übersicht über die Abarten einer der altfranzösischen Litteraturgattungen. Einen wesentlich harmonischeren Eindruck macht der zweite Band, er wird schon darum auch den Nichtfachmann, für welchen ja das ganze Werk bestimmt ist, weit mehr befriedigen als der erste. Er besteht aus einer Reihe gemeinverständlicher Résumés der neuesten Forschungsergebnisse über folgende Gattungen oder Gruppen der älteren französischen Litteratur: die Fabeln und den Roman de Renart, die Fabliaux, den Roman de la Rose, die didaktische Litteratur, die Predigt- und Übersetzungslitteratur, die Geschichtswerke des Mittelalters, die Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts, das mittelalterliche Drama. Das Schlusskapitel bietet eine recht wertvolle Geschichte der französischen Sprache bis zum Ausgange des 14. Jahrhunderts. Diese bildet die Fortsetzung der sprachgeschichtlichen Introduction des ersten Bandes, dessen fünf eigentliche Kapitel nacheinander die „poésie narrative religieuse“, die „Epopée nationale“, die

---

1) Paris, A. Colin et Cie. 1896 8° a-v, LXXX 408 S. und 560 S., Pr. pro Band 16 fr.

„Epopée antique“, das höfische Epos und die „Chansons“ schildern wollen. Des weiteren verweise ich auf meine ziemlich eingehende Besprechung der beiden Bände in der ZFSL. XIX² 1—12 und XX² 1—14. — Unter den neuerschienenen litterargeschichtlichen Kompendien verdient die „Histoire de la littérature française“ von G. Lanson zweifellos den Vorrang. Die Ro. XXIV 496 sagt in ihrer Chronique darüber: „Écrite pour les étudiants, mais nullement restreinte à leurs besoins et fort élevée surtout au-dessus des postulata d'un examen, la nouvelle histoire de la littérature française, par la solidité du savoir, la composition habile et claire, la valeur des idées et la qualité de l'exposition, dépasse de beaucoup tout ce qui l'a précédé dans le même genre“[2]). — Wesentlich knapper gehalten ist die ältere „Histoire de la Littérature française“[3]) par René Doumic, die bereits in elfter Auflage vorliegt. — C. Gidel's „Histoire de la littérature française“[4]), deren erster Band die Darstellung von den Anfängen bis zur Renaissance enthält, hat mir nicht vorgelegen. — Sehr kompendiös und elementar angelegt ist der „Précis historique de la littérature française“ von W. Gébert[5]). Aus dem „Avant-Propos“ ergiebt sich, dass das Buch „est le résultat des leçons faites depuis plus de dix ans à un Séminaire pour Institutrices“. Übrigens hat der Verfasser gute Hilfsmittel zu Rate gezogen und nicht ungeschickt verwertet. — Erwähnt mögen endlich auch G. Vapereau's „Eléments d'histoire de la littérature française“[6]) werden, deren erster Band von den Anfängen bis zur Regierung Louis XIII. reicht und in dritter Auflage vorliegt. — Speziell einen Abschnitt der älteren Litteratur betrachtet das in neuer Auflage erschienene Buch von A. Lecoy de la Marche: „Le Treizième Siècle littéraire et scientifique, Collection littéraire“[7]), das sich indessen der Hauptsache nach auf den kulturhistorischen Standpunkt stellt und den Zustand menschlichen Wissens auf den verschiedenen Gebieten im 13. Jahrhundert in verdienstlicher Weise schildert. — Von hervorragendem Wert ist die neue Reihe Vorträge und Vorlesungen welche G. Paris unter dem Titel „La poésie du moyen âge“[8]) veröffentlicht hat. Sie schliesst sich an die zehn Jahre zuvor erschienene erste Sammlung an und besteht aus fünf Vorlesungen und drei Vorträgen, von denen allerdings nur zwei im Druck bisher noch nicht erschienen waren. Die Vorlesungen sind zur Eröffnung von akademischen Kursen gehalten und wollen die allgemeinen Züge der darin behandelten Litteratur-Epochen, des 12., 14., 15. Jahrhunderts, oder Litteratur-Gruppen und -Gattungen, der anglo-normanischen, der Märchen-Litteratur in scharfen Umrissen zeichnen. Zwei weitere Vorträge betreffen die Sagengeschichte, die Sagen nämlich von dem „Mari aux deux femmes“ und von den drei Ringen, der letzte endlich handelt über einen Pariser Professor Siger de Brabant, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wegen freimütigen Bekennens seiner Überzeugung den Ketzertod erleiden musste. Alle diese Vorlesungen und Vorträge

2) Eb. Hachette et Cie. 1895 8° XVI und 1158 S. 3) Eb. P. Delaplane 1896 8° 652 S. 4) Eb. Lemerre 8° II. u. 459 S. Pr. 3 fr. 50. 5) Stuttgart Hobbing u. Büchle 1896 8° IV 306 VIII S. 6) Paris, Hachette 1896 16° VII 395 S. Pr. 3 fr. 50. 7) Lille et Bruges, Société de S. Augustin 1895 8° 366 S. 8) Paris Hachette 1895 8° XV 269 S. Pr. 3 fr. 50.

wollen das Gesetz „qui domine le dévelloppement et l'action reciproque des littératures modernes“ darthun: „Subir l'influence des littératures étrangères jusqu'au pastiche ou à l'imitation mécanique, c'est trahir sa faiblesse congéniale ou sa décadence imminente. Mais c'est prouver sa jeunesse et force vitale, c'est assurer un avenir de renouvellement et d'action au dehors, que de connaître et de comprendre tout ce qui se fait de grand, de beau, de neuf en dehors de ses frontières, de s'en servir sans l'imiter, de l'assimiler, de le transformer suivant sa nature propre, de conserver sa personnalité en l'élargissant, et d'être ainsi toujours la même et toujours changeante, toujours nationale et toujours européenne“. — Einen wesentlich anderen Zweck verfolgen die „Récits extraits des poètes et prosateurs du moyen âge mis en français moderne“[9]) DESSELBEN VERFASSERS. Sie sind für Schüler der Mittelklassen französischer Lyceen bestimmt und bieten die schönsten Stellen aus dem Rolandslied, Aliscans, Garin le Lorrain, Aiol, Perceval, Jean de Paris, eine Auswahl von Fabeln, Fabliaux, Contes dévots, eine Scene aus dem Roman de Renart, Stellen aus Villehardouin, Henri de Valenciennes, den Récits d'un ménestrel de Reims, Philipp von Novara, Joinville und Froissart. Selbstverständlich ist diese mit feinem Sinn getroffene Auswahl auch für Studierende der romanischen Philologie und sonstige Freunde der altfranzösischen Litteratur von grossem Interesse. — Die Einwirkungen der älteren französischen Litteratur auf das Ausland beleuchtet weiterhin eine Broschüre von E. DEHO „La letteratura francese in Italia nei secoli XI, XII, XIII“,[10]) die mir aber nicht zur Hand ist. — Schliesslich giebt in den Prof. Tobler dargebrachten Abhandlungen FR. STROHMEYER lehrreiche Beiträge zur Kenntnis der Bedeutung und Art des Schachspiels in der altfranzösischen Zeit[11]). Die Tractate, welche direkt über die Regeln des Schachspiels handeln, hat er zur Zeit unberücksichtigt gelassen, dagegen eine überaus grosse Anzahl von Stellen, die sich in den verschiedenartigsten Dichtungen oder Werken belehrenden Inhaltes finden, zusammengestellt. Er erweist aus ihnen die Beliebtheit und Verbreitung des Schachspiels und die Rolle, welche es in der altfranzösischen Poesie, sei es bei Beschreibung von Personen, sei es bei Schilderung von Situationen, sei es zur Belebung der Diktion, sei es endlich im Dienste des Märchenglaubens spielt, stellt ferner einiges über die Namen der Figuren, ihre Gangart, den Spieleinsatz, den Luxus, der bei Herstellung der Schachbretter und Figuren getrieben wurde, über die beim Schachspiel beliebten Neckreden, und über seine Verwendung zur Anbahnung von Liebesverhältnissen zusammen und sucht ferner die Gründe für die Beliebtheit des Schachspiels im Altfranzösischen anzugeben.

Dem **Karlsepos** sind auch in den beiden Berichtsjahren wieder eine ganze Anzahl von Arbeiten gewidmet. — In einem nur auszugsweise gedruckten Vortrage suchte W. SEELMANN[12]) den Anteil der Kleriker an der altfranzösischen Volksepik ins rechte Licht zu stellen

---

9) Eb. 1896 16° VIII 232 S. 10) Sinigaglia, tip. Puccini e Massa 1896 8° 28 S. 11) Halle, Niemeyer 1895, S. 381—403. 12) In Verh. d. 43. Vers. deut. Phil. u. Schulm. in Köln. Leipzig, Teubner 1896 8° S. 111—116.

und darzuthun, dass dieser Anteil ein so umfassender sei, dass man in Zukunft wahrscheinlich die ganze uns erhaltene sogen. Volksepik als klerikale oder mindestens als klerikal gestaltete oder verarbeitete Dichtung betrachten dürfte. Redner kündigte an, er werde den Gegenstand in weiterem Umfange und in abgerundetem System in einer die „Sage von Agolant“ betitelten Schrift wieder aufnehmen; doch ist diese Schrift bisher noch nicht erschienen. — Über den musikalischen Vortrag der Chansons de geste handelt ein kurzer Aufsatz von H. SUCHIER[13]); s. darüber hier IV S. I 372. — Die allmähliche Umwandlung des anfangs durchaus aristokratischen Geistes der altfranzösischen Karlsepik hat J. FALK in seinem Beitrag zu den „Mélanges de philologie romane dediés à Carl Wahlund“[14]) ins Auge gefasst. Er betitelt den Aufsatz: „Antipathies et Sympathies démocratiques dans l'épopée française du moyen âge“ und schildert darin, wie die niederen Volksschichten der Bürger und Bauern für das älteste Epos gar nicht zu existieren scheinen, wie dann der „vilain“ eine jämmerliche Rolle spielt und mit den abschreckendsten Farben gemalt wird, während schliesslich in Gedichten wie Garin de Monglane, Parise la Duchesse und insbesondere Hugues Capet wenigstens der Bürger eine derart veränderte Rolle spielt, dass der Enkel eines Metzgers den Thron Frankreichs besteigt und das Bürgertum die Hauptstütze des Königtums bildet. — Eine dem Bologneser Juristen Odofredo gewidmete rechtsgeschichtliche Studie von NINO TAMASSIA[15]) hat aus den dickleibigen Vorlesungen dieses berühmten Rechtsgelehrten auch manche Stellen angezogen, welche den Einfluss französischer Poesie speziell des Karlsepos auf Italien deutlich erkennen lassen. Die Ro. (XXIV 160) weist besonders auf eine Stelle (S. 177) hin, wo Odofredo von „joculatores qui ludunt in publico causa mercedis“ und von „orbi qui vadunt in curia Communis Bononie et cantant de domino Rolando et Oliverio“ spricht und hebt hervor, dass dieses Zeugnis circa 30 Jahre älter ist als die bekannte Bologneser Polizei-Verordnung von 1288“. — Mit Berufung auf das Abfassungsdatum 1343 der Pharsale des Nicolas von Verona und der wahrscheinlich späteren Abfassung seiner Prise de Pampelone schliesst andererseits N. CRESCINI in einem kurzen Aufsatz: „Di una data importante nella storia della epopea franco-veneta“[16]), S. 20: „che non si può parlar più, col rigore consueto, di due distinti e successivi periodi, franco-veneto e toscano, nella storia della nostra letteratura eroica medievale; ma che invece s'ebbero, già dal dugento, due svolgimenti contemporanei della stessa materia francese, nel alta Italia l'uno, nella Toscana l'altro“. — Eine zu wesentlich negativen Resultaten gelangende Untersuchung bildet der sehr lesenswerte Beitrag von CARL VORETZSCH zu den „Philologischen Studien. Festgabe für E. Sievers“[17]) betitelt: „Das Merowingerepos und die fränkische Heldensage“. Entgegen der insbesondere von A. Darmesteter, P. Rajna, H. Kurth verfochtenen Ansicht, dass in den sagenhaften Be-

13) In ZRPh. XIX 370—74. 14) Macon, Protat frères 1896. (Nicht im Buchhandel). 8° S. 109—122. 15) Bologna 1894 8° 193 S. (aus: 'Atti e memorie della R. Deput. di Storia Patria Serie 3 Bd. 11 und 12). 16) Venezia 1896 8° 25 S. (Estratto dagli AIV. T. VII 1895-96). 17) Halle, M. Niemeyer 1896 S. 53—111.

richten der Historiker der Merowinger Zeit Reste und Spuren von alten Liedern jener Zeit zu erblicken seien, zeigt V., dass die dafür beigebrachten Gründe nicht stichhaltig sind. Nur in einem Falle, dem Bericht von Chlothars Sachsenkriege, dürfe mit Sicherheit ein Lied als Grundlage vorausgesetzt werden. Zuweilen müsse die Entscheidung zweifelhaft bleiben, in zahlreichen Fällen jedoch habe sich die Wahrscheinlichkeit ergeben, dass wir es mit blossen Sagen in prosaïscher Form zu thun haben. Als die Form des Faroliedes erkennt V. ausdrücklich die epische Laisse an, die Form der noch älteren Dichtungen sei uns dagegen unbekannt. Jedenfalls sei aber das Farolied nicht die erste Chanson de geste gewesen. Wirkliche Epen müsse es schon bald nach Entstehung der epischen Dichtung überhaupt gegeben haben; denn der wirklich epische Inhalt könne sich nicht in 'lyrisch-epischen Volksliedern', sondern nur in der Form des Epos fortgepflanzt haben. Das Entstehen des französischen Heldensanges aber sei eng mit dem germanischen (fränkischen) verkettet. Und wenn dieser, was zu vermuten, sich bereits zum Epos erhoben hätte, so entfalle auch beim französischen Heldenepos die Nötigung, Cantilenen oder Romanzen als dessen Vorgänger anzunehmen. — Bei dieser Gelegenheit sei auch einer Programmabhandlung von Georg Osterhage: „Bemerkungen zu Gregor von Tours kleineren Schriften“[18]) Erwähnung gethan, obwohl die hier betrachteten Wundergeschichten Gregors mit dem Merowingerepos direkt nichts zu thun haben. — Die uns erhaltenen Anspielungen auf die Sage von Karls des Grossen Vater hat G. Paris in seinem Beitrag zu den „Mélanges Havet“ unter dem Titel: „La légende de Pépin 'le Bref'“[19]) gesammelt. Er schliesst seine Zusammenstellungen, wie folgt: „On voit que non seulement le roi Pépin a été l'objet de chants épiques qui avaient certainement pour point de départ des faits réels de sa vie (comme ses guerres de Saxe) et qu'il est devenu, grâce à eux, assez célèbre pour attirer a lui des récits qui ne s'appuyaient pas sur son histoire, mais encore que sous le nom du père de Charlemagne se cache souvent son grand-père, Pépin fils d'Anseïs, et que par conséquent plusieurs poèmes qui le concernaient remontaient essentiellement à la fin du VII[e] ou au commencement du VIII[e] siècle. La légende de Pépin 'le Bref' nous fournit donc un double anneau dans la chaîne qui relie l'épopée carolingienne à l'épopée mérovingienne“. Ich bemerke dazu nur, dass ich vielen sagenhaften Überlieferungen über Pipin, insofern sie epischen Dichtungen entstammen und deren Existenz bezeugen sollen, genau so skeptisch gegenüber stehe wie denen über die Merowingerkönige. Einige Nachträge zu seinen Zusammenstellungen hat Paris alsbald in Ro. XXIV S. 319 f. gegeben. — Für die französische Karlsage von keinerlei Interesse ist die Fabel von der Bestattung Karls des Grossen. Ihre historische Unglaubwürdigkeit suchte Theodor Lindner bereits in einer früheren Broschüre[20]) zu erweisen. Jetzt verficht er sie von neuem in einem Aufsatz unter der Überschrift: „Zur Fabel von der Bestattung Karls des Grossen“[21]) gegen-

18) Berlin, R. Gaertner 1895 4° 28 S. (Progr.). 19) Paris, Leroux 1895 8° S. 603-632. 20) Aachen, Cremer 1893 8° 82 S. (Sonderabdr. aus B. XIV der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. 21) Eb. 1896 8° 12 S. (Sonderabdruck aus B. XIV ders. Zeitschr.).

über dem Einspruch H. Grauerts. — Gleichfalls nur locker mit der Karlssage verknüpft ist die, welche den Ring der Fastrada betrifft und von Dr. A. PAULS zum Gegenstand einer mythologischen Studie[22]) gemacht worden ist. Aus diesem Anlass hat ihr auch G. PARIS unter der Überschrift: „L'anneau de la Morte, histoire d'une légende“[23]) eine eingehende Betrachtung gewidmet.

Auch über einzelne Chansons oder Chanson-Cyklen ist eine beträchtliche Zahl von Publikationen erschienen:

Aliscans hat eine verkürzte neufranzösische Prosabearbeitung in Nr. 447 der NBP.[24]) erfahren. — Zu Altons Ausgabe des Anseïs de Cartage (s. hier Bd. II 222) lieferte C. VORETZSCH den Anfang eines „Supplément[25]). Er teilt darin die den Zeilen 1426—1838 der Ausgabe entsprechenden Verse der Durham-Hs. nebst den Varianten der übrigen Hss. mit. Eine Fortsetzung ist 1898 erschienen. — Das gegenseitige Verhältnis der französischen gereimten Versionen der Sage von Beuve de Hanstone erörterte A. STIMMING in den Prof. Tobler gewidmeten Abhandlungen[26]). Es handelt sich 1. um eine in zwei Hss. erhaltene anglo-normannische Redaktion, 2. um eine den übrigen 6 Hss. zu Grunde liegende festländische, beide sind scharf von einander verschieden. Unter den 6 Hss. der zweiten Redaktion stehen sich nur Paris 12548 und Rom Vat. Christ. 1632 durchweg sehr nahe, für die anderen ist ihr gegenseitiges Verhältnis in den einzelnen Abschnitten ein teilweise verschiedenes, was nach St. darauf schliesen lässt, dass die Redaktoren „meist mehr als eine Gestalt der Sage, d. h. mehr als ein Epos über den Gegenstand gekannt und bald die eine bald die andere zuweilen wörtlich, zuweilen nur dem hauptsächlichsten Inhalte nach“ verwertet haben. — OVIDE DENSUSIANU verdanken wir die erste Ausgabe der bisher ungedruckt gebliebenen „Prise de Cordres et de Sebile[27])“, einer dem 12. Jahrh. angehörigen Chanson de geste, welche uns unvollständig in einer einzigen Hs. überkommen ist. Vgl. über diese Ausgabe hier IV S. I 261[20]. Die 150 Seiten lange Einleitung besteht aus 2 Kapiteln, deren zweites in 45 S. über die Hs., den Versbau, die Mundart, Abfassungszeit, den Stil und litterarischen Wert des Gedichtes handelt, während das erste die verschiedenen Kämpfe der Franzosen gegen die Sarrazenen Spaniens und ihren Einfluss auf die Entstehung des Epencyklus von Wilhelm von Orange behandelt und schliesslich im letzten Abschnitte feststellt „que la Prise de Cordres et de Sebille ne contient rien d'historique“. Die Resultate der voraufgehenden Abschnitte resumiert der Verfasser S. CII ff. wie folgt: „Les expéditions des Français en Espagne ont donné naissance à une épopée beaucoup plus riche que les combats contre les Sarrasins livrés au Midi de la France. Exception faite pour le poème qui racontait la prise de Barcelone, poème aujourd'hui perdu, et peut-être aussi pour celui sur lequel repose la version latine du fragment de La Haie, toutes les chansons du cycle de Guillaume qui ont pour sujet les conquêtes des Français en Espagne apparaissent non plus comme des produits

22) Eb. 1895 73 S. (aus B. XVII ders. Zeitschr.). 23) in JdS. 1896 Nov.—Dec. 24) Paris, H. Gautier 8° 36 S. Pr. 10 c. 25) in Ro. XXV 1896 S. 562 ff. 26) Halle, M. Niemeyer 1895 8 S. 1—44. 27) Paris, F. Didot 1896 8° CL u. 196 S. (SATF.).



poétiques d'origine populaire, mais comme de simples compositions individuelles destinées à l'amusement du public et à la satisfaction des tendances cycliques des jongleurs . . . . Pour grouper les chansons de geste dont Guillaume était le héros principal, et pour les présenter comme un ensemble de faits suivis et systématiques, il devaient introduire quelques traits nouveaux ou compléter les anciennes traditions. La France ne leur offrait plus le spectacle de combats contre les Sarrasins: ils étaient forcés alors de tourner leurs regards vers l'Espagne. Un héros qu'on pût présenter comme le père de cette puissante famille épique qui entourait Guillaume et qui avait combattu contre les ennemis de la chrétienté n'avait pas été trouvé par les anciens poètes. Un jongleur du XII[e] siècle imagina de remplir cette lacune, et, profitant de la circonstance qu'un Aymeri de Narbonne était mort au siège d'une ville espagnole occupée par les Sarrasins, il introduisit dans l'épopée le personnage qu'on attendait . . . . . D'autre part, pour quelques héros de cette famille, la tradition n'avait transmis que des données incomplètes et des détails insuffisants; pour d'autres, les exploits primitifs qui les avaient rendus célèbres étaient tombés dans l'oubli. On se mit alors à composer des poèmes où l'on racontait les conquêtes de ces héros au-delà des Pyrénées. Lorsque, enfin, un jongleur voulut introduire dans le cycle un nouveau personnage, comme celui de Foucon de Candie, c'est toujours en Espagne qu'il plaça le théâtre de l'action". — „L'élément historique dans le Coronement Looïs, contribution à l'histoire poétique de Louis le Débonnaire" betitelt sich eine Publikation der Universität Gent von L. Willems[28]). Sie bildet einen Abschnitt aus einer umfangreichen „Histoire poétique des Carolingiens" und zerfällt in 2 Teile, deren erster (S. 1—56) das „élement historique" der Chanson und deren zweiter (S. 57—85) die „évolution de la Légende" zu ermitteln beabsichtigt. Nach W. zerfällt die Chanson in 4, nicht in 5 Branchen, wie man bisher meinte, auch sei nicht von der Annahme einer Verschmelzung verschiedener historischer Wilhelme in der Person des Hauptthelden auszugehen, sondern es seien zunächst die verschiedenen Ludwige, die zur Schilderung des Louis der Chanson Züge beigesteuert hätten, festzustellen. Als solche glaubt er für die dritte Branche Ludwig IV. und für die vierte Ludwig den Blinden von Provence ermittelt zu haben. Die Gegner jenes waren Wilhelm Langschwert und dessen Sohn Richard, der Gegner dieses Gui von Spoleto. Suchier (LBlGRPh. 97, 53) hält den Nachweis der bisher übersehenen historischen Züge in der dritten und vierten Branche für geglückt. Wesentlich skeptischer spricht sich Jeanroy in seiner Besprechung in Ro. XXV 465ff. aus. Jeanroy hatte ebenda S. 353—80 gleichzeitig mit Willems als erste seiner „Études sur le Cycle de Guillaume au court nez" einen das nämliche Gedicht in gleicher Richtung untersuchenden Artikel veröffentlicht, der in vielen Punkten zu ganz abweichenden negativen Resultaten gelangt war. Dieser in 4 Paragraphen eingeteilte Artikel beginnt mit einer orientierenden Analyse und

---

28) Gand, Engelcke 1896 8° VIII und 90 S. (Recueil de travaux p. p. la Faculté de philosophie et lettres 19e fasc.).

untersucht dann die „sources historiques des diverses branches“, indem er sich auch mit verschiedenen von Ph. Aug. Becker (in seinem unter Moniage Guillaume unten angeführten Buche) verfochtenen Ansichten auseinandersetzt. Jeanroy glaubt „que la première branche a dû se constituer dès la première moitié du IXe siècle, la seconde vers la fin de ce même siècle, les deux autres seulement vers la fin du Xe ou le commencement du XIe.“ Weiterhin setzt er „l'agencement des branches“ auseinander, um schliesslich die vielfach erörterte Frage nach der „présence de Guillaume dans les diverses branches“ seinerseits zu diskutieren. Schon aus den vorstehenden Angaben ersieht man, auf wie schwankem Boden sich Forschungen wie die von Willems und Jeanroy bewegen. Wenn man sich aber auch hüten muss, die subjektiven Schlussfolgerungen als gesicherte Resultate hinzunehmen, so ist doch die Herbeischaffung all des abgelegenen kritischen Materials mit Freude zu begrüssen und nur zu wünschen, es möchte weiterhin durch noch beweiskräftigeres ergänzt werden. Allzu hohe Erwartungen wird man leider in dieser Beziehung nicht hegen dürfen. — Von den „Enfances Vivien“ liegt nunmehr ein vor mehr als 9 Jahren begonnener Abdruck vor[29]; er ist C. WAHLUND und dem verstorbenen H. v. FEILITZEN zu verdanken. Wegen der Anlage dieses komplizierten Paralleldruckes verweise ich auf das IV S. I 255f. Gesagte. Vorausgeschickt ist ihm eine aus 5 Abschnitten und einem Appendix bestehende Einleitung A. NORDFELTs. In dieser wird zunächst eine Klassifizierung der Hss. gegeben, welche die getroffene Druckdisposition der Versredaktionen rechtfertigen soll. Sie scheint stichhaltig zu sein. Der dem Versbau gewidmete zweite Abschnitt und Appendix ergiebt zwar, dass der tiradenschliessende reimlose 6-Silbner ein nachträglicher Zusatz des Redaktors der Boulogner Hs. ist, beweist aber darum noch nicht, dass es sich in allen anderen in Frage kommenden Chansons genau so verhält. Der dritte handelt von der Stellung der Enfances Vivien innerhalb des Wilhelm-Cyklus. Die Enfances bilden eine Art Vorgedicht zu Covenans Vivien und Aliscans und sind wesentlich später als diese gedichtet. Dem vierten Abschnitt nach sollen die Enfances im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Die Angaben über den Dialekt des Gedichtes sind sehr vag und summarisch, so bedarf denn auch die Vermutung, dass es ebenso wie Girart de Viane und Aimery de Narbonne von Bertrand de Bar sur Aube herrühren könnte, noch eine genauere Prüfung. Sehr summarisch ist endlich auch die Vergleichung mit Hervis de Mès, welcher inhaltlich unserem Texte sehr nahe tritt. Nordfeldt hält es für wahrscheinlich, dass Hervis den Enfances nachgebildet ist und nicht etwa umgekehrt diese dem Hervis. — Den „Saggio su l'Entrée de Spagne ed altre chansons de geste medievali franco-italiane“ von G. STEFANO YOCCA[30] habe ich nicht gesehen. Nach dem, was L. EMIL MENGER in den MLN. XII (97) S. 184 darüber berichtet, ist das Schriftchen von geringem oder gar keinem Werte, da, wie es scheint, nicht einmal die Textproben aus der Entrée bisher ungedruckte Partien bieten, sondern lediglich den gedruckten Auszügen entnommen

---

29) Upsala, Librairie de l'Université und Paris, E. Bouillon 1895 4° LII und 304 S. 30) Roma, Citola 1895, 8°. 58 S. Pr. 2 fr. 50.

zu sein scheinen. — Eine Ausgabe der „Chanson d'Esclarmonde" der ersten Fortsetzung der Chanson de Huon de Bordeaux nach der Pariser Hs. der Bibl. nat. fr. 1451 gab im Wormser Gymnasial-Programm Dr. H. SCHÄFER[31]). Es handelt sich um die 12-Silbnerredaktion, also eine Umarbeitung der von Dr. M. Schweigel 1889 (in A & A. Nr. 83) veröffentlichten 10-Silbnerversion. Die Ausgabe bildet die Fortsetzung zu Schäfers Dissertation von 1891, welche erweitert in A & A. Nr. 90 erschienen war. In einer dem Text vorausgeschickten vergleichenden Analyse werden die Abweichungen der 10- und 12 Silbnerversion festgestellt und darauf wird noch kurz darauf hingewiesen, wie häufig die Verfasser der Fortsetzungen Motive und Züge der alten Chanson von Huon de Bordeaux entlehnt und entstellt haben. — Für eine künftige Neuausgabe des Fierabras interessant ist der Abdruck von 2 Bruchstücken *S* und *M* des Fierabras, welchen V. FRIEDEL in Ro. XXIV (1895) S. 1—55 mit der heliographischen Wiedergabe von *M* und unter Beigabe der Varianten der anderen Hss. (ausser *E*) besorgt hat. Eine Anzahl interessante Erörterungen, insbesondere auch über die in der Chanson begegnenden Eigennamen erhöhen den Wert dieser sorgsamen Arbeit, deren Schluss ein neuer Stammbaum der Hss. bildet. *S* gehört der Strassburger Bibliothek und war bereits von List abgedruckt, *M* stammt aus Metz und befindet sich im Besitze von G, Paris. — Einem willkommenen Fund verdankt die Freiburger Dissertation von P. GEHRT[32]) ihre Entstehung. Sie macht zwei Bruchstücke einer zweiten Floovant-Hs., welche sich jetzt in der Freiburger Bibliothek als Hs. 507 befinden, bekannt, kommentiert ihren Text und bietet eine Sprachuntersuchung. Man vergleiche dazu die kritischen Bemerkungen von PH. AUG. BECKER im LBlGRPh. 1897 Sp. 125 f. — Guillaume d'Orange betitelt sich ein poème dramatique von G. GOURDON[33]). G. PARIS hat eine Préface dazu geschrieben. Nach F. ED. SCHNEEGANS (LBlGRPh. 1898 Sp. 68) hat der Dichter in engem Anschluss an die altfranzösische Epik die Hauptepisoden aus dem Leben Wilhelms (Krönung Ludwigs, Viviens Schwur und Märtyrertod, Aliscans, Wilhelms Rückkehr aus der Schlacht von Orange und Ankunft am Hofe Ludwigs, die Befreiung von Orange) lebensvoll und farbenreich dramatisch gestaltet, doch wird die Einheit der Handlung nur unvollkommen dadurch erreicht, dass der Dichter den Verräter Guy de Mayence, der bei der Krönung Ludwigs eine Hauptrolle spielt, am Schlusse an der Spitze des sarrazenischen Heeres Guibour in Orange angreifen lässt, wo er durch Wilhelm den wohlverdienten Lohn empfängt. — Mit der bruchstückweise erhaltenen Chanson von Isembart et Gormont haben sich nahezu gleichzeitig zwei in vieler Beziehung sich deckende Untersuchungen von TH. FLURI[34]) und von R. ZENKER[35]) beschäftigt, die ähnlich wie die vorbesprochenen Arbeiten von Willems und Jeanroy für das Couronnement Looïs, insbesondere die historischen Grundlagen der Chanson aufzudecken und die Entwicklung der Sage klar zu legen bemüht sind. Zencker hatte über dasselbe Thema bereits auf der Wiener Philologenversammlung 1893 einen Vortrag gehalten,

31) Worms 1895, 8°. 72 S. 32) in RF. X Heft 2. 33) Paris, Lemerre 1896, 8°. IX 74 S. 34) Basel 1895, 8°. 131 S. (Züricher Diss.). 35) Halle, M. Niemeyer 1896, 8° XVI 204 S. Pr. 5 M. 50.

s. JBRPh. III 79[39]. Fluri hat das darüber veröffentlichte kurze Referat benutzt, ist aber öfter zu entgegengesetzten Resultaten gelangt. Selbstverständlich bildet den Ausgangspunkt der Chanson die Schlacht bei Saucourt, doch haben sich mit den Erinnerungen an sie mancherlei andere verschmolzen. Diese zu ermitteln haben sich beide Forscher unter Aufwendung grossen Fleisses und Scharfsinnes redlich bemüht. Fluri hat sorgfältiger die ziemlich verworrene Überlieferung gesichtet und geordnet, Zencker kühner und vollständiger die historischen Ausgangspunkte der verschiedenen epischen Berichte und Personen aufzudecken gesucht, so dass, wenn sie auch wiederholt in ihren Schlussfolgerungen zusammentreffen, sie doch oft auch einander ergänzen. Ich verweise des weiteren auf die Besprechungen beider Arbeiten von W. Golther (ZFSL. XVIII² 78—82) und Ph. A. Becker (ZRPh. XX 549—554). — „Recherches" über die noch immer unveröffentlichte Chanson de Jehan de Lanson steuerte Couraye du Parc zu den Mélanges Julien Havet bei[36]). Der Verfasser sucht Jehan de Lanson grossenteils als eine Nachbildung von Renaud de Montauban zu erweisen. Basin insbesondere soll darin den Zauberer Maugis ersetzen und über ihn soll der Umdichter auch uns nicht erhaltene Erzählungen gekannt haben. G. Paris bestreitet Ro. XXIV 317f. einige Aufstellungen dieser Untersuchungen und meint z. B.: „il est fort possible que plusieurs des épisodes où Basin, dans Jean de Lanson, se comporte comme Maugis dans Renaud soient des variantes parallèles plutôt que des imitations". Auch die Stelle 283—292 in Wistasse le Moine interpretiert und emendiert Paris abweichend. — Besonderes Interesse erweckt der Titel eines Aufsatzes von F. Lot: „L'élément historique de Garin le Lorrain" in den „Études d'histoire du moyen-âge dediées à Gabriel Monod"[37]), war es doch bisher durchaus nicht geglückt, irgend welche historische Thatsachen oder Persönlichkeiten nachzuweisen, die als Ausgangspunkte für die so historisch gehaltenen Berichte dieses hochinteressanten Vendetta-Gesanges angesehen werden dürften. Während aber L. Willems gerade jetzt im Vorwort seiner oben Anm. 28 angeführten Untersuchung neuerdings Studien „sur cette mystérieuse épopée des Lorrains, d'apparence si historique, et dont les critiques n'ont pu jusqu'à présent démêler l'origine, que je crois être en mesure d'indiquer dans les chroniques" in Aussicht gestellt hat, glaubt Lot auf Grund seiner Ermittelungen den historischen Charakter der Chanson ausdrücklich bestreiten zu dürfen.

„Mais", fährt er fort, „si l'ensemble des faits échappe à tout contrôle historique, il n'en est pas de même d'un certain nombre de personnages qui ont eu une existence réelle, quoique les exploits qui leur sont attribués soient de pure invention. Je dois ajouter de suite que ces personnages ne sont le plus souvent que des comparses. Néanmoins, le fait seul de déterminer à quelle époque ils ont vécu sera d'une importance réelle pour établir la date de composition de ce poème et aussi, comme nous essaierons de le montrer, pour en préciser la portée." Er bemerkt dann, dass er sich unter den fünf grossen Chansons, welche den Lothringer-Cyklus bilden, nur mit Garin beschäftigen wolle, „non seule-

36) Paris, Leroux. 1895, 8°. S. 325—354. 37) ebenda. L. Cerf 1896, 8°. S. 101—120.

ment parce que les quatre autres sont en grande partie inédites, mais encore parce qu'il n'est point douteux qu'elles ne lui soient postérieures et ne constituent de simples fabrications." (Letzteres trifft aber für Girbert sicher nicht zu). S. 12 heisst es dann: „Si nous classons quelques-unes des observations précédentes, nous voyons que la chanson de Garin, du moins sous la forme où elle nous est parvenue (S. 4 hat L. selbst bereits angedeutet, „que, faute d'une édition critique du poème, certaines formes de noms d'hommes n'ont qu'une exactitude provisoire pour ainsi dire") a été rédigée postérieurement à 1125 . . ., à 1130 . . . à 1141 ou même 1155 . . . ., peut-être à 1162 et 1170 . . . . ou même 1191. Ce résultat concorde, du reste, avec certaines particularités historiques ou archéologiques de notre poème. . . ." Die Einführung all dieser Sitten und Persönlichkeiten des 11. und selbst des fortgeschrittenen 12. Jahrhunderts könnten allerdings „être mis sur le compte du remanieur du poëme primitif." Lot bestreitet dann aber die Existenz einer wesentlich älteren, volkstümliche Traditionen wiederspiegelnden Redaktion. Es würden in dem Gedicht gar keine ethnographischen Gegensätze geschildert: „Deux clans acharnés l'un contre l'autre empruntent des armes de toutes mains sans aucun souci de la nationalité de leurs alliés." Zu der in der ersten Episode der Kämpfe Garins und Fromonts in Erscheinung tretenden Liga der Flamländer, Vermandesen und Amiener gegen den vom Kaiser unterstützten Lothringer sei, so nimmt schliesslich Lot geradezu an, der Dichter durch eine thatsächlich eingetretene Gruppierung derselben Streitkräfte gegen den französischen König am Ende des 12. Jahrhunderts veranlasst worden, die Angaben des Gedichtes selbst seien also grösstenteils erdichtete. Dafür sprächen namentlich auch die zahlreichen präzisen geographischen Angaben, durch die die Chanson so in die Augen falle. Stecke dennoch ein alter historischer Kern darin, so könne es sich nur handeln um „une querelle locale entre personnages trop insignifiants pour que l'histoire nous ait conservé leurs noms." Diese Schlussfolgerungen Ls. müssen indessen für hinfällig erklärt werden, einmal weil die Namen und näheren Bezeichnungen der Nebenpersonen sowohl in der bisherigen Ausgabe von P. Paris sehr unzuverlässig sind, wie auch deren Identifizierung oft nichts weniger als gesichert erscheint, zum andern weil andere zwingende Erwägungen (s. ZFSL. XIX[1] 296ff. und LBlGRPh. 97 Sp. 30) die Abfassungszeit viel früher anzusetzen nötigen, als die historischen Ereignisse, von denen der Dichter angeblich inspiriert wurde, passiert waren. Als Beispiel, wie unzuverlässig die Personennamen der Ausgabe sind, möge dienen: Hugues de Saint-Mihiel, für welchen zu I 292 die Hss. *AC*: Hues de Saint-Richier, *D*: H. de S. Fochier bieten, während *B* überhaupt keinen entsprechenden Namen kennt, zu II 163: bieten *ACD*: H. de S.-Michiel und *B*: H. de S.-Vïel. Gleichwohl sind Lots Ermittlungen sehr lehrreich und dankenswert und werden mir bei der Textherstellung der Chanson treffliche Dienste thun. Einen interessanten weiteren Nachweis hat Lot soeben Ro. XXVIII S. 273ff. über Heloïs de Peviers nachgetragen. — Aus Anlass eines Aufsatzes von M. Keuffer „über die Stadt-Metzer Kanzleien" in RF. VIII, 370ff. (vgl. dazu Ro. XXVI 145) hat Referent in einer Miscelle (ZFSL. XVIII[2] 58f.) von neuem auf die eigenartigen Facsimile-Hss. des Lothringer-

liedes, welche offenbar aus einer Metzer Schreiberschule hervorgegangen sind, hingewiesen. Ebenfalls Metzer Ursprungs ist, wie hier ergänzend bemerkt werden möge, der Sammelkodex der Bodleiana Douce 308, welcher Jacques de Longuions Voeux du Paon, Richard de Fournivalls Bestiaire d'Amour, Jacques Bretels Tournoi de Chauvenci, eine sehr wertvolle altfranzösische Liedersammlung (abgedruckt von Steffens in ASNS. 1896 ff.), die prosaische Prophetie Sebile eines Anonymus und Huon de Merys Tournoiement Antecrist enthält. Er gehörte vormals François und Renald Gournaix. — Zwei neue Bruchstücke des niederländischen Malegijs hat W. L. de Vrese veröffentlicht[38]. — Den beiden Fassungen des Moniage Guillaume und ihren historischen Grundlagen sind verschiedene Untersuchungen gewidmet. Dahin gehört der Schluss eines Aufsatzes von Cloetta[39], dessen erster Teil bereits JBRPh. III 82 angeführt wurde. C. will darin die Version der Boulogner Hs. als die „Verschmelzung eines Fragmentes des Moniage Guillaume I mit einem Fragmente des Moniage Guillaume II" erweisen. Auch das Metrum spreche für den hibriden Charakter der Boulogner Version. Während nämlich Mon. G. I mit sechssilbigem Tiradenschluss und Mon. G. II ohne denselben von ihren Dichtern verfasst wurden, reihen sich in der Boulogner Hs. an die zwei ersten Dritteile der Kloster-Episode des Mon. G. I mit sechssilbigem Tiradenschluss das letzte Drittel dieser Episode, sowie die ganze Gaidon-, die Riesen- und die 6 ersten Tiraden der Synagon-Episode ohne den Sechssilbner nach Mon. G. II an. Darauf kommen 22 Tiraden der Synagon-Episode, welche abweichend von Mon. G. II den sechssilbigen Tiradenschluss aufweisen. Letztern Umstand erklärt C. durch die Annahme (die die gleich zu besprechende Abhandlung näher begründet), dass die Synagon-Episode in ihrem wesentlichen Inhalt ursprünglich ein selbständiges normannisches Epos gewesen und erst nachträglich von einem französischen Dichter auf Guillaume au cort nez bezogen und in diesem Sinne umgearbeitet worden sei. Diese Umarbeitung habe Kurzzeilen gehabt und etwa den 22 Tiraden der Boulogner Hs. entsprochen. Der Verfasser von Mon. G. II habe dagegen die Kurzzeilen bei der Einverleibung der 22 Tiraden beseitigt. Als Anhang teilt C. dann noch die bisher ungedruckte Schlusspartie des Mon. G. II nach der Boulogner Hs. mit. — — Unter den Prof. Tobler gewidmeten Abhandlungen[40] befindet sich auch eine von demselben Gelehrten geschriebene „Die der Synagon-Episode des Moniage Guillaume II zu Grunde liegenden historischen Ereignisse". Hier wird die nur in der jüngeren Fassung des Moniage Guillaume enthaltene Episode zunächst ausführlich analysiert und die in dem Gedichte erwähnte Belagerung von Palerne mit der in den Jahren 1071—1072 stattgehabten identifiziert; soll aber dieses mit der von Salerno im Jahre 1016, über die Gaufredus Malaterra und der Anonymus Vaticanus ganz Ähnliches berichten, zusammengeworfen sein. Unter dem Wilhelm der Chanson sei demnach Wilhelm, der älteste Sohn Tancreds und Halbbruder Robert Guiscards und Rogers, mit dem Beinamen Fierebrace zu verstehen, und die Synagon-Episode sei ein infolge der Namensgleichheit

38) TNTLK. XV 4. 39) in ASNS. XCIV 21—38. 40) Halle, M. Niemeyer 1895. 8°. S. 240—268.

der Helden — Guillaume Fierebrace — von Frankreich übernommenes Nationalepos der Normannen, das eigentlich die Eroberung Unteritaliens und Siziliens in den Jahren 1016—1072 besang. — Grossenteils mit demselben Moniage Guillaume beschäftigt sich die ausführliche Schrift PH. A. BECKER's: „Die altfranzösische Wilhelmsage und ihre Beziehung zu Wilhelm dem Heiligen[41]). Sie gelangt zu völlig verschiedenen Resultaten. B. giebt zunächst einen Überblick über die ziemlich ausführlichen historischen Nachrichten, welche zeitgenössische Berichte über den Grafen Wilhelm von Toulouse bieten; dann beleuchtet er die poetische Verherrlichung Wilhelms durch Ermoldus Nigellus. „Was E. nicht selbst geschaut oder von Augenzeugen erzählen hörte oder vielleicht zeitgenössischen Aufzeichnungen entnahm, ist künstlerische Zuthat eines für seine Zeit gut befähigten Dichters". Die Schilderung der Eroberung Barcelonas enthalte der Zutat mehr als des Authentischen. Weiterhin handelt B. über das Fortleben Wilhelms in der Volkssage und meint, das „Couronnement de Louis" gebe uns keinen sicheren Anhalt, um ein solches behaupten zu können, ebenso wenig die Vivien-Gruppe oder der Aimericyklus; allein Moniage Guillaume beziehe sich ausdrücklich auf die Thaten und Erlebnisse von Ludwigs des Frommen Lehnsmann. Auch dieses biete aber ausser seiner Bekehrung, ausser dem Namen seiner Frau und der Erwähnung von Saint-Guillem du Désert nichts, was auf althergebrachter Überlieferung beruhe. Erst die Mönche von Gellone seien es gewesen, welche um ihre Selbständigkeit durchzusetzen das Andenken ihres Stifters wieder wachriefen. Zu diesem Zwecke bauschten sie die authentischen Nachrichten über den heiligen Wilhelm masslos auf, gaben, wo ihre Quellen sie im Stich liessen, ihrer Phantasie die Zügel frei oder wendeten sich um Hülfe an die Heldensage. Auf diese Weise gestaltete sich der Heilige zum Markgrafen von Orenge um. In den weiteren Abschnitten untersucht B. nun, welche der uns erhaltenen Fassungen des Moniage für die weitere Entwickelungsgeschichte zu Grunde zu legen sei. Weder die neunte Branche der Karlamagnussage noch Ulrichs von Türheim abgeschmackte Fortsetzung von Wolframs Willehalm kommen nach B. hierbei in Frage, ebenso sei Moniage II nur eine Umdichtung von Moniage I. Allein letzteres sei eine epische Originaldichtung, welche nach dem Couronnement und der Guaifier-Episode, aber vor Charroi de Nimes, Prise d'Orenge und ganz entschieden vor Aliscans und den anderen Vivienepen entstanden, während Moniage II jünger als diese alle sei. Es folgen interessante Erörterungen über die Kloster- und Ysoré-Episode und ihre Herkunft. Zu diesen fremden Einschiebseln traten noch mehrere Lokalsagen und aus all diesen Elementen schuf ein bestimmter Dichter das Lied vom Moniage Guillaume und damit eine vor ihm gar nicht vorhandene Mönch-Wilhelmsage. B. verbreitet sich dann schliesslich noch über Heimat, Alter, Verbreitung und Wert des Moniage I, über die jüngeren Episoden: Synagon, der Riese, Jaidon, über Moniage II und über die Tirade mit schliessender Kurzzeile. G. Paris bemerkt über seine Schrift Ro. XXV 238 — und die sonstigen Kritiker stimmen mit ihm so ziemlich überein — „que M. Becker, avec une rigueur et une force de raison-

41) Eb. 1896. 8°. 175 S.

nement peu ordinaires, a détruit pour toujours un certain nombre de ces „legendes érudites“ qui se forment dans l'imagination des critiques et se transmettent ensuite avec tant de facilité. Mais il s'est comme enivré de sa méthode et il l'a poussée beaucoup trop loin“. Seine Arbeit verdiene mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden „et provoque, par ses défauts presque autant que par ses qualités, les réflexions les plus fécondes“. — Die altfranzösische Prosafassung des Moniage Guillaume veröffentlichte zur selben Zeit nach den beiden Pariser Hss. f. fr. 796 und 1497 G. SCHLÄGER[42]). Die damit zusammenhängenden litterarhistorischen Fragen erörterte im Anschluss an diese Ausgabe ebenda[43]) W. CLOETTA in einem Aufsatze, dessen Besprechung dem nächsten Bericht vorzubehalten ist. — Von „Karls des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel“ ist E. KOSCHWITZ' kritische Ausgabe in dritter verbesserter Auflage erschienen[44]), über welche hier bereits IV S. I 257 berichtet worden ist. — Eine spezielle Frage: „Aymeri de Narbonne dans la chanson de pèlerinage de Charlemagne“, welche allerdings mehr den Aymeri-Cyklus angeht, behandelte Ov. DENSUSIANU[45]). Sein Artikel bezweckt „de prouver que les vers 739 et 765 ont été interpolés postérieurement à la date de la composition du Pélerinage et que le poète du XIe siècle ne connaissait pas encore un personnage épique du nom d'Aymeri“. Zunächst wird die Klassifikation der verschiedenen Versionen der Reise, welche Koschwitz aufgestellt hatte, einer Nachprüfung unterzogen und in einem bedeutsamen Punkte abgeändert; *h* die Vorlage der beiden kymrischen Fassungen wird nämlich von D. mit der Chanson zusammengestellt und aus *x* abgeleitet, während es nach K. mit *y* (der Vorlage für die gesamte sonstige Überlieferung ausser der Chanson) aus *x* abgeleitet wurde. Stimmt man der Annahme von D. zu, so ist 765 ein Zusatz von *x*, und ist auch die Lesart der Chanson 739: fil le conte Aimeri und die der Hss. *Aa* der Karlamagnussage: son Eimers jarls als ein selbständiger Zusatz dieser Einzel-Redaktionen zu betrachten, der weder in *x* noch in *y* schon gestanden haben kann, da er einerseits in *h*, andererseits in der alten schwedischen Bearbeitung der Karlamagnussage *S* und sonst fehlt. Ein ähnlicher Zusatz findet sich nach D. in Hs. *C* des „Couronnement Looïs“ zu den ZZ. 1601, dasselbe zeige sich in der Textveränderung von *C* eb. 1713. Hieraus ergiebt sich nach D., dass die Reise Karls „ne peut pas servir comme témoignage pour prouver l'existence au XIe s. d'un personnage épique du nom d'Aimeri ... Le seul fait assuré pour l'histoire du cycle de Guillaume ... est que Guillaume, Bernart, Aïmer, Ernaud, Guibert et Bertram étaient connus par les poètes du XIe s. ... et d'autre part, la circonstance que Bertran donne à Ernaud le titre d'oncle (565), nous montrent clairement que pour l'auteur du Pélerinage la réunion en une famille de ces héros épiques était déjà un fait accompli“. In einer langen Anmerkung zu dieser Auseinandersetzung macht G. Paris gewichtige Zweifel geltend. In der Einleitung zu seiner oben angeführten Ausgabe der „Prise de Cordres“ kommt D. nochmals auf diese Fragen zurück. — Eine freie deutsche Bearbeitung

---

42) In ASNS. XCVII 1896 101–128 u. 241–282. **43)** Eb. XCVIII 1897 1–58. **44)** Leipzig, Reisland 1895 8° XXXVIII 120 S. **45)** In Ro. XXV 481—496.

der Reise Karls stellt die Dichtung K. MERWARTS „Reckenspässe“[46]) dar. Ganz wesentlich umgemodelt ist der allzuanstössige Gab Oliviers und insbesondere der Schluss der alten Chanson, in welchem M. seiner Phantasie ganz die Zügel schiessen liess. Kenner des Originals werden ebenso wie Laien die humorvollen Verse mit grossem Vergnügen durchlesen. — Ein weiteres Glied der weitverzweigten Überlieferung der Chanson von Renaud de Montauban hat A. BACHMANN veröffentlicht, nämlich den deutschen Prosaroman des 16. Jh. „Die Haimonskinder[47])“. Die Ausgabe giebt den zweiten Teil der Aarauer Hs. wieder, deren erster „Morgant den Riesen“ enthält und bereits früher gedruckt war. Der deutsche Text fusst auf dem französischen Volksbuche. — Zahlreich sind auch wieder die der Rolandsage oder speziell der Chanson de Roland gewidmeten Arbeiten. Ich führe folgende an: A. VOLTA „Storia poetica di Orlando studiata in sei poemi[48])“. Die Schrift ist mir nicht zu Gesicht gekommen. — COMTE DE PUYMAIGRE „Roland dans les traditions populaires[49])“ enthält eine gedrängte Übersicht über die verschiedenen lokalen Anspielungen Frankreichs und der anderen Länder auf Roland, sein Ross, seine Waffen und vermutet, dass manche mythologische Züge darin stecken und erst nachträglich auf Roland übertragen sind. — C. JULLIAN „La tombe de Roland à Blaye[50])“. In diesem sehr lehrreichen Aufsatze sucht der Verfasser die Frage: „Pourquoi la légende a-t-elle fait de la basilique de Saint-Romain à Blaye-sur-Gironde la dernière demeure du mort de Roncevaux?“ zu beantworten. Drei charakteristische Thatsachen aus der Geschichte von Blaye vom 1.—11. Jahrhundert erklären ihm die Wahl: 1. Blaye lag an der westlichsten der grossen Römer- und Pilger-Strassen, welche vom Rhein nach Spanien führen. 2. Es befand sich daselbst wegen der Grabstätte von Saint-Romain ein mit vielen Sarkophagen ausgestatteter ausgedehnter Begräbnisplatz. Diese Sarkophage trugen „suivant l'usage constant à cette époque et dans ce pays“ keinerlei Inschrift und reizten dadurch um so mehr zur Identifizierung. „Le populaire n'avouera jamais son ignorance devant une ruine: il lui donnera toujours un nom familier“. 3. Seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts wurde Blaye von der Diöcese Bordeaux und damit von der Gascogne losgelöst und „rattachée à la suzeraineté des princes aquitains“. Die Gironde bildete hinfort die Grenze zwischen der Gascogne und Aquitanien. Letzteres „reconnaissait encore l'autorité du roi de France“, während „en Gascogne on ne connaissait plus que la grâce de Dieu et l'épée du comte“. Also „pour un pèlerin qui vers l'an 1030, remontait vers le nord en suivant la grande route d'Espagne, saint Romain de Blaye était le premier saint qu'il rencontrât sur une terre française“. Diesen Tatbestand reflektiere das Rolandslied. J. verfolgt und erklärt ähnlich auch die Umbildung der Sage in späterer Zeit. — RICHARD SCHRÖDER: „Marktkreuz und Rolandsbild“. Der bekannte deutsche Rechtshistoriker ergänzt in diesem Aufsatz, welcher der Festschrift zur 50-jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds[51]) ein-

46) Leipzig, Litt. Anstalt 1896. 8° 52 S. 47) Tübingen 1895. 8° (Publik. Nr. 206 des LV.). 48) Bologna, Zanichelli 1895. 8° 194 S. 49) Paris 1895. 8° 12 S. (Extr. d. RQH. 1895. oct.). 50) In Ro. XXV 1896, 161—173. 51) Strassburg, K. J. Trübner 1896. 8° S. 118—133.

verleibt ist, frühere Studien über denselben Gegenstand. Seine Ansicht läuft darauf hinaus, dass „die Rolandsbilder in den Gebieten des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechtes um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts in zahlreichen Städten und offenen Märkten einfach an die Stelle der Stadt- und Marktkreuze traten . . . „Sie stellen den Schwertträger des Königs vor . . . Wenn aber die Volksmeinung des Mittelalters als den Urheber alles weltlichen Rechtes Kaiser Karl den Grossen verehrte, so kann es nicht wundernehmen, wenn eine Zeit, wo die französische Rolandsdichtung in Deutschland bereits volkstümlich geworden war, den Schild- und Schwertträger des Kaisers mit dem Namen „Roland" bezeichnete". Den Anfang damit scheine man in Magdeburg gemacht zu haben, wo man im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts auch öffentliche Spiele aufgeführt habe, von denen das eine Roland, das andere tabelrunde genannt, das dritte (schildekenbom) mit dem Gral in Verbindung gebracht wurde. — Von den zwei Abschnitten der Légende des Siècles, welche Victor Hugo der Karlssage gewidmet hat, war es bisher nur für den zweiten (Aymerillot) geglückt, die unmittelbare Quelle, aus welcher der moderne Dichter die mittelalterliche Sage entnommen hatte (Jubinals neufr. Resumé von Aimeri de Narbonne nach Hs. fr. 24369, das er seiner 1843 veröffentlichten Novelle: Château de Dannemarie, Musée des familles t. X. S. 373—87 einverleibt hat), nachzuweisen. Nunmehr ist es Raoul Rosières in seinen „Recherches sur la poésie contemporaine[52]" S. 247 gelungen, auch die Stelle anzugeben, auf welcher der erste Abschnitt (le mariage de Roland) basiert. Es ist Cap. X von Edgard Quinets „Histoire de la poésie" 1857, welches eine kurze und ungenaue Analyse einer bekannten Episode aus Girard de Viane enthält. Da Quinets Buch Vielen nicht zur Hand sein wird teile ich die Stelle vollständig mit: „Au milieu d'une bruyère, deux paladins de Charlemagne, Olivier et Roland, sont aux prises l'un contre l'autre. Le combat dure depuis un jour entier; les deux chevaux des chevaliers gisent à leurs pieds; le feu jaillit des cuirasses bosselées; le combat dure encore. L'épée d'Olivier se brise sur le casque de Roland. »Sire Olivier, dit Roland, allez en chercher une autre et une coupe de vin, car j'ai grand soif". Un batelier apporte de la ville trois épées et un bocal de vin. Les chevaliers boivent à la même coupe; puis le combat recommence. Vers la fin du second jour, Roland s'écrie: »Je suis malade, à ne vous le point cacher. Je voudrais me coucher pour me reposer«. Mais Olivier lui repond avec ironie: »Couchez-vous, s'il vous plaît, sur l'herbe verte, je vous éventerai pour vous rafraîchir.« Alors Roland, à la fière pensée, reprend à haute voix: »Vassal, je le disais pour vous éprouver. Je combattrais encore volontiers quatre jours sans boire et sans manger.« En effet, le combat continue. Plusieurs événements du poème se passent, et l'on revient toujours à cet interminable duel. Les cottes demaillées, les écus brisés, rien ne le ralentit. Le soir arrive, la nuit arrive, le combat dure toujours. A la fin, une nue s'abaisse du ciel entre les deux champions. De cette nue sort un ange. Il salue avec douceur les deux francs chevaliers: au nom de dieu qui créa ciel et rosée, il

52) Paris 1896. 12°.

leur commande de faire la paix et les ajourne contre les mécréants de Roncevaux. Les chevaliers tout tremblants lui obéissent; ils se délacent l'un à l'autre leurs casques; après s'être entrebaisés, ils s'asseyent sur le pré en devisant comme de vieux amis. Voilà le seigneur féodal dans ses rapports avec Dieu. Tout cela n'est il pas singulièrement grand, fier, énergique? Le tremblement de ces deux hommes invincibles devant le séraphin désarmé, n'est-ce pas là une invention dans le vrai goût de l'antiquité, non romaine, mais grecque, non byzantine, mais homérique. Or, il y en a un grand nombre de ce genre dans les trouvères".

Eine neue Ausgabe des Rolandsliedes ist in dieser Zeit nicht erschienen, nur von der bekannten Schulausgabe L. GAUTIER's[53]) ist eine neue, die 22. Auflage zu verzeichnen, welche mit den früheren völlig übereinstimmt; ebenso erschien von den beliebten Extraits von G. PARIS[54]) bereits die fünfte Auflage. Wesentliche Änderungen hat auch sie nicht erfahren. Hervorgehoben mag werden, dass Paris sich meist eng den Lesarten von O anschliesst, hier und da aber mit der Überlieferung nicht nur in orthographischer Hinsicht ziemlich frei verfahren ist, ja sich völlig über sie hinwegsetzt. Im einzelnen wird sich das leicht ergeben, wenn man die vollständige Varia lectio meiner im Druck befindlichen kritischen Ausgabe mit seinem Texte vergleicht. — ADOLPHE d'AVRILs neufranzösische Übersetzung in den „Classiques pour tous", welcher auch ein „Essai sur les chansons de geste" beigegeben ist, ist in 5. Auflage erschienen[55]). Eine weitere Übersetzung von einem ungenannten Verfasser bietet die „Bibliothèque nationale"[56]). — Ins Italienische ist die Chanson nun gleichfalls, wenn auch unvollständig und in nicht allzu engem Anschluss an das Original von A. MOSCHETTI übertragen: I principali episodi della Canzone d'Orlando tradotti in versi italiani[57]). Er hat die französischen assonierenden 10-Silbner-Tiraden durch reimlose Endecasillabi wieder gegeben. Auch in der Behandlung des Reihen- und Verschlusses hat er den Brauch des Originals nicht beibehalten. Wertvoll auch für deutsche Leser wird das Buch durch das umfangreiche Proemio storico, welches V. CRESCINI vorausgeschickt hat und welches eine klare Übersicht von dem derzeitigen Stand der Roland-Forschung gewährt. — Auch eine neue deutsche Übertragung von G. SCHMILINSKY in Nr. 907 und 908 der Bibliothek der Gesamtlitteratur[58]) haben wir zu verzeichnen. Diese zeichnet sich vor allen bisherigen durch engsten Anschluss an das französische Original auch im Versbau aus. Sch. hat nicht nur die Assonanzen beibehalten, sondern auch den eigenartigen Bau des französischen 10-Silbners nachgebildet. Auch die Diktion und den Wortlaut hat der Übersetzer meist getreu wiederzugeben vermocht, so dass seine Nachdichtung als wohlgelungen bezeichnet werden darf. — „L'ultimo verso della canzone di Rolando" betitelt sich eine Notiz von V. CRESCINI[59]). Nach Ro. XXIV 632. „M. Crescini essaye d'établir que dans ce vers tant discuté *geste*

---

53) Tours, Mame 1895. LII 606 S. 54) Paris, Hachette 1896. 12° XXXV 160 S. 55) Eb. Sauard et Derangeon 1895. 18° 208 S. Pr: 50 c. 56) Eb. Pfluger 95. 32° 192 S. Pr.: 25 c. 57) Torino, Clausen 1896. 8° CXII 123 S., Pr.: 4 l. 58) Halle S., O. Hendel [96] 8° 122 S. Pr.: 50 Pf. 59) In RAL. serie V. vol. IV 203–215.

signifie non „histoire latine“, mais „chanson de geste“, c’est-à-dire le poème lui-même; que *declinet* a le sens de „raconte, expose“, et que par conséquent Turoldus est bien l’auteur d’une des formes de la chanson, soit d’une forme bien antérieure à la nôtre, soit au contraire de la dernière rédaction, conservée dans le ms. d’Oxford“. Dazu bemerkt Ro.: „le premier hémistiche du vers paraît avoir ici sa meilleure explication (d’ailleurs universellement admise jusqu’à l’ingénieuse proposition de M. Rajna); le second reste et restera sans doute toujours obscur“. — Derselbe Gelehrte hat in RBLIt. IV Nr. 12 noch weitere „Postille Rolandine“ veröffentlicht, über deren Inhalt ich leider nichts Näheres anzugeben vermag. — Seine Untersuchungen und Zusammenstellungen über „das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland setzte J. J. Ammann in einem weiteren Schulprogramm[60]) fort. — „Mitteilungen zu Roland-Turpin“ endlich machte Prof. Baist in der neuphilologischen Sektion der 43. Versammlung deutsch. Philol. u. Schulm. Die Verhandlungen dieser Versammlung[61]) bringen S. 96 f. ein kurzes Referat, aus welchem hervorgeht, dass Baist zu derselben Anschauung über das Verhältnis des Pseudoturpin und des Carmen zu Chanson de Roland gelangt ist, welche ich seinerzeit (ZRPh. VIII) gegenüber G. Paris vertreten habe. — „Remarques sur quelques noms propres dans la chanson des Saxons“ steuerte J. O. Rohnström zu den „Mélanges Wahlund“[62]) bei. Es handelt sich um Bodel, Guitechin und Hurepois „qui méritent de fixer l’attention, vu la variété de formes que nous offrent les divers manuscrits“. — Im Anschluss daran sei hier auch eines Aufsatzes von E. Seelmann „Wiederauffindung der von Karl dem Grossen deportierten Sachsen“[63]) gedacht. Verfasser hat eine Entdeckungsreise zu den Wallonen der Ardennen unternommen und stellt sechs ausführliche Einzelforschungen in Aussicht, durch welche er seine Behauptung, in jenen Wallonen seien die von Karl deportierten Sachsen wiederzuerkennen, erweisen will. Leider ist bisher ausser dem Zeitungsartikel noch keine einzige Abhandlung erschienen.

Greifswald. E. Stengel.

Die **historische Litteratur** des mittelalterlichen Frankreich ist in dem letzten Jahresbericht nicht besprochen worden. Es sind also von uns alle Arbeiten **seit 1891** zu berücksichtigen. Wir haben es hier aber natürlich nicht mit Untersuchungen zu thun wie G. Flachs „Les Origines communales; la Féodalité et la Chevalerie“ Band II von „Les Origines de l’ancienne France“ [1]) oder Achille Luchaires „Les Communes françaises à l’époque des Capétiens directs“ [2]) oder A. Franklins „La vie privée d’autrefois: Arts et Métiers, Modes, Mœurs, Usages des Parisiens du XIIe au XVIIIe s.; Les chirurgiens“ [3]) und anderen. Sie gehören in

---

60) Krumau 1895. 61) Leipzig, Teubner 1896. 8°. 62) Macon 96. 8° S. 123 bis 136. 63) 1895. (Sep.-A. aus d. KZ.)

1) Paris, Larose et Forcel 1893 8° 588 S. 2) eb. Hachette et Cie. 1890 gr. 8° 300 S. 3) eb. Plon, Nourit et Cie. 1892 8° XI 316, 1893 XII 304 S.

die Reihe der kulturgeschichtlichen Arbeiten, von denen übrigens Ch.-V. Langlois kürzlich eine verdienstliche Zusammenstellung geliefert hat: „Les travaux sur l'histoire de la société française au moyen âge, d'après les sources littéraires" in Monods RH. t. 63 (1897) S. 241—265. Für uns kommen hier nur die historischen Quellenschriften in Frage und unter diesen auch wieder nicht die Werke, welche nichts als Fundgruben für geschichtliche oder kulturgeschichtliche Forschungen bilden, wie das „Cartulaire de la Seigneurie de Fontenay-le-Marmion publié par Gust. Saige"[4]), „La très ancienne Coutume de Bretagne avec les Assises, Constitutions de Parlement et Ordonnances ducales suivies d'un Recueil de textes divers antérieurs à 1491, édition critique accompagnée de Notices historiques et bibliographiques par Marcel-Planiol" (fasc. II der BBA.[5]) oder „Le viandier de Guillaume Tirel dit Taillevent publié par le baron Jérôme Pichou et Georges Vicaire"[6]), und „L'antidotaire Nicolas. Deux traductions françaises de l'Antidotarium Nicolai, l'une du XIV[e] siècle, suivie de quelques recettes de la même époque et d'un glossaire, l'autre du XV[e] s., incomplète, publiés d'après les mss. fr. 25327 et 14827 de la Bibliothèque Nat. par le Dr. P. Dorveaux. Préface d'A. Thomas"[7]), — sondern nur die in französischer Sprache abgefassten politisch-geschichtlichen Darstellungen. Im weitesten Sinne würden dazu auch die die Karlssage behandelnden Dichtungen gehören, die auf sie bezüglichen Arbeiten fanden aber bereits in dem Abschnitt Karlsepos ihre Besprechung. Einen weit historischeren Charakter haben dagegen die Kreuzzugsdichtungen, sie können schon als Reimchroniken aufgefasst werden. Die ihnen gewidmeten Arbeiten seien also hier verzeichnet und kurz charakterisiert. Dazu gehören: ein längerer Aufsatz von Gaston Paris „La Chanson d'Antioche provençale et la Gran Conquista de Ultramar"[8]). Es handelt sich darin um die „Canso d'Antiocha, oeuvre du chevalier limousin Grégoire Bechada, composée environ de 1130 à 1145". Ihr gehört nach G. Paris Ermittlungen das 1884 von P. Meyer veröffentlichte Bruchstück an und auch die Gran Conquista de Ultramar bietet uns von ihr eine teilweise Übersetzung. G. Paris hofft, dass man weitere Reste der kostbaren Hs. auffindet, welcher das Meyersche Bruchstück angehörte und vermutet, dass vielleicht sogar noch das Original-Manuskript von Bechada sich auffinden lässt, da es wahrscheinlich mit dem im 17. Jh. in Las Tours befindlichen „livre escrit en rime du vieux gaulois en velin, fort lisible, mais malaisé à entendre" zu identifizieren sei. Was den historischen Wert von Bechadas Gedicht anlangt, so enthält es nach Paris sicherlich viele Angaben, die von Augenzeugen herrühren. „Mais il est surtout précieux pour ce qu'on peut appeler l'histoire poétique de la première croisade: il nous montre, en regard des légendes nées parmi les Français du Nord, celles qui eurent cours chez les Français du Midi. L'auteur a d'ailleurs fait une oeuvre composite, pour laquelle il a puisé à beaucoup de sources et il est probable qu'il a utilisé aussi les chansons françaises qui circulaient déjà de son temps". Auch in ästhetischer Beziehung bewertet G. Paris das Gedicht höher als

4) Monaco 1895 4° XL 230 S. 5) Rennes, J. Plihon et L. Hervé 1896 gr. 8° 566 S. Pr.: 10 fr. 6) Paris, Techener 1893 8° LXVIII 178 S. 7) eb. Welter 1896 8° XXIII 122 S. 8) in Ro. XVII 1888 513—541, XIX 1890 562—591, XXII 1893 345—363.

P. Meyer. — Unter dem Titel: „La croix des premiers croisés“ hat F. DE MÉLY einen Aufsatz veröffentlicht[9]), der nach L. Gautier „Bibliogr. des chansons de geste“ S. 57 sich mit der Abfassungszeit der Chanson d'Antioche beschäftigt, mir aber nicht vorgelegen hat. — Erst nachträglich den Kreuzzugsgedichten oder vielmehr dem daraus hervorgegangenen Sagen-Cyklus vom „Chevalier au cygne“ angeschweisst, ist ein von seinem Herausgeber H. A. TODD „La Naissance du Chevalier au Cygne ou les Enfants changés en cygnes“, von G. PARIS dagegen „Elioxe“ betiteltes Gedicht, über welches Letzterer im Anschluss an die Ausgabe[10]) ausführlich handelt[11]). Nach G. Paris weist Elioxe mit drei weiteren Versionen, deren eine im Dolopathos, eine zweite in den Kapiteln 47—68 des ersten Buches der Gran Conquista de Ultramar und die dritte im Eingang des von Hippeau veröffentlichten Gedichtes vom Schwanenritter vorliegt, auf eine gemeinsame Quelle: eine Erzählung von den in Schwäne verwandelten Kindern. Während die Mutter der Kinder im Dolopathos eine namenlose Fee ist, trägt sie in dem von Todd veröffentlichten Gedicht den Namen Elioxe, in der Conquista aber heisst sie Isomberte und im Chevalier au cygne: Beatrix. S. 326 resumiert G. Paris seine Ansicht folgendermassen: „Un conte, d'origine ancienne et de signification mythique, circulait en Lotharingie; dans ce conte, un mortel épousait une femme de race extra-humaine, une »fille-cygne«; elle lui donnait sept enfants, six fils et une fille, d'une même portée; les enfants avaient une double nature comme leur mère; les garçons se trouvaient, par la haine de la mère de leur père, condamnés à rester cygnes; leur soeur échappait à ce sort, et, grâce à elle, ils reprenaient leur forme humaine, si ce n'est que l'un d'eux conservait une aile de cygne. Vers le milieu du XIIe siècle, on eut l'idée de faire de ce conte l'introduction à la légende du Chevalier au cygne: on y introduisit les chaînes d'or ou d'argent qui permettaient aux enfants de changer à volonté de nature, et on supposa que l'un d'eux était, par suite de la lésion d'une de ces chaînes, resté définitivement cygne. Le conte ainsi modifié s'est conservé à peu près pur dans le Dolopathos. Dans la source commune d'Elioxe et d'Isomberte-Béatrix il a subi quelques nouvelles modifications: la transformation des enfants en cygnes et de nouveau en hommes, n'est plus facultative et n'a lieu qu'une fois dans chaque sens; la chaîne de l'un des enfants est non seulement endommagée, mais détruite. Dans la source commune d'Isomberte et de Béatrix, la nature extra-humaine de la mère a disparu, ce qui enlève toute explication à la transformation des enfants; en outre la délivrance est amenée, non plus par la soeur, mais par un des frères et à l'aide d'un combat judiciaire. La forme toute chevaleresque que nous offre le poème de Béatrix a fait oublier les autres et a fourni la matière de la rédaction en prose des versions étrangères autres que la Conquista et du renouvellement du XIVe siècle, ou elle a été combinée avec Elioxe“. Den poetischen Wert von Elioxe veranschlagt G. Paris ziemlich hoch. — Auf eine fünfte Version dieses Märchenstoffes lenkte zwei Jahre später F. LOT

9) in RAC. 4e série t. I (1890) 297-306. 10) Baltimore, Modern Language Association 1889 (No. 3 and 4 PMLA.). 11) in Ro. XIX (1890) 314—340.

die Aufmerksamkeit durch einen Aufsatz: „Le mythe des Enfants-Cygnes“ [12]). Sie findet sich in einer irländischen Erzählung, die uns zwar erst in Hss. aus dem 18. Jh. überliefert ist, deren Inhalt aber ein weit höheres Alter bekundet. Gedruckt ist sie mit einer englischen Übersetzung in der Atlantis B. IV S. 113—157 (London-Dublin 1863). Die Vergleichung dieser Version („extrêmement défigurée par des préoccupations chrétiennes“) mit den vier anderen ergiebt nach L., dass G. Paris für die ursprüngliche Fassung vollkommen im Rechte war „de faire ressortir la nature extra-humaine de la mère des enfants-cygnes“. Unrichtig sei es dagegen „de dire que la légende des enfants-cygnes s'est localisée en Lotharingie“. Es sei ferner offenbar „que la forme bestiale des enfants était bien celle des cygnes et qu'on ne leur a pas attribué cette forme pour préparer la légende du Chevalier au cygne“. Ebenso seien die goldenen und silbernen Ketten nicht erst im französischem Gedichte an die Stelle eines primitiven Symbols getreten. — Unter der Überschrift „Un ms. de la Chanson du chevalier au cygne et des Enfances Godefroi“ bespricht A.-G. Krüger [13]) die Berner Hs. 627, „dont il n'a pas jusqu'à présent été tenu compte dans les études relatives aux poèmes du cycle des croisades“. Sie bietet uns das Gedicht vom Schwanenritter und der Kindheit Godefrois „sous une forme plus ancienne que tous les mss. connus“. Verfasser beabsichtigt demnächst eine Ausgabe dieses Textes mit den wichtigsten Varianten zu veranstalten und hofft „que quelques éclaircissements sur la légende du chevalier au cygne résulteront de cette publication“. Dahin gehöre eine Anspielung auf Mainz im Eingang einer Tirade auf Bl. 1 v⁰ (*Ensi come l'estoire le raconte a Maience*), „parce qu'il y a encore d'autres textes qui mettent la scène à Mayence“. — Im Anschluss an die kurze Brochüre von A. Fioravanti: „Saladino nelle leggende francesi e italiane del medioevo“ [14]) veröffentlichte G. Paris eine Studie über „La légende de Saladin“ [15]), in welcher er alle zu seiner Kenntnis gekommenen christlichen Sagen über diesen Hauptgegner der Kreuzfahrer zusammengestellt hat. Während die meisten dieser Sagen ihn in durchaus günstigem Lichte darstellen, zeigen gerade die ältesten nach G. Paris „un caractère marqué de malveillance“. Diese feindselige Gesinnung lasse sich zuerst und „sous sa forme la plus virulante“ in einem unvollständig erhaltenen lateinischen Gedichte konstatieren, das G. Paris gleichzeitig unter dem Titel: „Un poème latin contemporain sur Saladin“ [16]) nach Hs. 8960 der mss. latins in Paris zuerst veröffentlicht hat. Es besteht aus 110 Zeilen und scheint bereits 1187 auf das Deckblatt der Hs. eingetragen zu sein. — Mit poetischen Geschichtswerken über anglonormannische Geschichte beschäftigen sich verschiedene Arbeiten. Dahin gehört R. Müllers Dissertation „Untersuchungen über den Verfasser der altfranzösischen Dichtung Wilhelm von England“ [17]), in welcher die Autorschaft Crestiens von Troyes für diese „Vie de saint Guillaume, roi d'Angleterre“ gegenüber Konrad Hofmann, Paul Meyer und K. Grosse zu erweisen gesucht wird (vgl. des weiteren JBRPh. III

12) in Ro. XXI 1892 62 ff. 13) eb. XXIII 1894 445 ff. 14) Reggio-Calabria 1891 8' 44 S. 15) Extrait aus JS. 1893 Mai und August 4⁰ 48 S. 16) Paris, E. Leroux 1893 8⁰ 12 S. Extrait aus ROL. t. I. 17) Bonn 1891 8⁰ 120 S.

S. 176). Erst die von W. Foerster in Aussicht gestellte neue Ausgabe wird ergeben, ob die vorgebrachten sprachlichen, metrischen und stilistischen Gründe zutreffen und ausreichend sind. — Unter dem Titel: „The Song of Dermot and the Earl" lieferte GODDARD H. ORPEN eine neue Ausgabe[18]), der von Fr. Michel schon 1837 unter dem Titel: „Anglo-Norman Poem on the conquest of Ireland by Henry the Second" veröffentlichten Reimchronik. Sie ist bereits JBRPh. II 225 charakterisiert und als insbesondere wertvoll die historischen und geographischen Ermittelungen wie die Indices locorum und nominum bezeichnet worden. — Fast ausschliesslich beschränkt sich der Wert bei der gleichfalls l. c. angeführten ersten Ausgabe von der „Vie de S. Edmund le rei par Denys Pyramus" auf die zusammen damit veröffentlichten umfangreichen historischen Materialien. — Dagegen ist das interessante Gedicht: „L'histoire de Guillaume le Maréchal" von einem Anonymus, durch P. MEYER in trefflicher Weise veröffentlicht![19]). Allerdings ist gerade der dritte Band, welcher eine historische Einleitung, sowie Namen- und Sachregister bringen wird, noch nicht erschienen. Schon 1882 hatte P. Meyer dem von ihm entdeckten Gedicht einen ganz aussergewöhnlichen Wert zuerkannt: „Lors qu'il sera connu, on jugera sans doute que la littérature française du moyen âge ne possède pas, jusqu'à Froissart, une seule oeuvre, soit en vers soit en prose, qui combine en même degré l'intérêt historique et la valeur littéraire. Je n'excepte ni Villehardouin ni Joinville". Nunmehr urteilt auch CH.-V. LANGLOIS („Hist. de la langue et de la litt. fr. des Orig. à 1900" t. II[20]) S. 181) in einem der mittelalterlichen Historiographie gewidmeten Kapitel ähnlich: „Le chef-d'oeuvre de l'historiographie anglo-normande est sûrement ce poème anonyme, si longtemps oublié et désormais classique". In diesem Aufsatze von Langlois sind übrigens die früher angeführten historischen Gedichte sonderbarer Weise gänzlich unerwähnt geblieben. Ganz unzutreffend scheint mir auch L.s Frage auf der gleichen Seite: „De même, Guillaume de Saint-Pair, le pieux et naïf rimeur de la Chronique du Mont Saint-Michel, eut-il seul l'idée d'écrire une chronique locale?" Gedacht kann L. hier natürlich nicht haben an die von S. LUCE 1879 veröffentlichte Prosa-Chronik von Mont-Saint Michel (1343—1468), sondern nur an den 1856 von FR. MICHEL und 1894 von P. REDLICH herausgegebenen „Roman du M. S.-M.", der aber schwerlich den Namen einer Lokal-Chronik beanspruchen kann, und kaum mehr als eine Sammlung von Mirakeln, ähnlich der der „Miracles de Notre Dame de Chartres" enthält. An Ungeschicklichkeit und Plattheit der Darstellung wird diese Reimerei übrigens von keinem mir bekannten altfranzösischen Texte in Versen überboten und liegt ihr Wert nicht im Inhalt, sondern lediglich in den vielen eigenartigen Sprachformen. (Vgl. JBRPh. II 216.) Wegen des sonstigen Inhaltes von L.s Aufsatz verweise ich auf meine Besprechung der Hist. de la l. et de la l. fr. t. II—IV in der ZFSL. XX² 1 ff.) — Die Bedürfnisse der französischen Schulen wollen fünf ziemlich gleichartige Auszüge-Sammlungen aus den hervorragendsten mittelalterlichen Chronisten befriedigen, nämlich 1. Les grands

18) Oxford Clarendon Press 1892 8° XLIV und 355 S. 19) Paris, Laurens 1891—94 8° 2 Bde. Publikation der SHF. 20) Paris Armand Colin & Cie. 1896 8°.

historiens du moyen âge. Notices et extraits d'après les meilleurs textes avec des notes grammaticales historiques et explicatives et un glossaire détaillé p. L. CONSTANS. 2e édit. [21]), 2. Extraits des Chroniqueurs français Villehardouin, Joinville, Froissart, Commines publiés avec des notices, des notes, un appendice, un glossaire des termes techniques et une carte par G. PARIS ET A. JEANROY [22]), 3. Extraits des Chroniqueurs fr. du m.-â. p. L. PETIT DE JULLEVILLE [23]), 4. Les Chr. fr. du m.-â. [24]), 5. Les Chr. fr. du m.-â. études analyses et extraits conformes au programme de l'enseignement moderne p. A. DEBIDOUR et E. ETIENNE [25]). Die Sammlungen bringen sämtlich neben Auszügen aus den Werken der genannten Chronisten, mehr oder weniger ausführliche biographische Angaben, und historisch-litterarische Würdigungen, die unter 2. angeführte ausserdem in einem Appendice kürzere Stellen aus Robert de Clari, Jean Sarrazin, le Menestrel de Reims, Jean le Bel, Monstrelet, Olivier de la Marche und Chastelain, ähnlich bringt die letztgenannte Blumenlese auch Stellen aus der Chronique de Reims, Henri de Valenciennes, den Grands Chroniques de France, der Chronique des quatre premiers Valois, aus Christine de Pisans Livre ... du sage roi Charles V, aus Monstrelet und Georges Chastelain. In dem vorerwähnten Aufsatz bezeichnet Ch. V. Langlois als die besten unter den fünf Sammlungen, die unter 2., 4. und 5. angeführten. Mir scheint die bei weitem wertvollste die von G. Paris und A. Jeanroy gelieferte zu sein. — Welchen Wert die neue Ausgabe und Übersetzung des vollständigen Textes von Villehardouins Conquête de Constantinople, welche E. BOUCHET geliefert hat [26]), beanspruchen darf, vermag ich nicht zu sagen, da mir dieses Werk nicht zu Gesicht gekommen und auch in der Bibliographie von Langlois vollständig unerwähnt geblieben ist. — Von grossem Interesse ist dagegen ein Aufsatz von G. PARIS betitelt: „La composition du livre de Joinville“ [27]). Langlois l. c. S. 303 f. resumiert seine Resultate, wie folgt: „Il est évident, dès le premier abord, que le petit livre de Joinville se compose de deux parties: un recueil d'anecdotes sur saint Louis et une autobiographie de l'auteur pendant les six années que dura la première croisade de Louis IX. ‚Le récit de la croisade a dû exister à part, il constitue de véritables Mémoires, qui n'avaient pas du tout été écrits spécialement en vue de la glorification de saint Louis ... Le récit s'attache, en effet, constamment à la personne de Joinville: il nous donne sur ses aventures, sur ses difficultés, sur sa manière de vivre, des détails qui n'ont absolument rien à faire avec saint Louis; celui-ci n'est jamais l'objet principal de la narration, et elle ne s'occupe de lui que quand Joinville se trouve en sa compagnie. Ce sont donc des souvenirs personnels que le sénéchal avait rassemblés‘. Diverses circonstances font croire que ce morceau (les cinq septièmes de l'ouvrage total) fut écrit avant l'avènement de Philippe le Bel, peu de temps après l'année 1272. Il commence au § 110 de l'édition de l'Histoire de saint Louis p. p. M. de Wailly; il se termine, dans

21) Paris Delagrave 1892 8° XXXVI und 208 S. 22) eb. Hachette et Cie. 1892 16° IV 480 S. 23) eb. Armand Colin 1893 8° 408 S. 24) eb. Poussielgue [Alliance des maisons d'éducation chrétienne] 1894 12° VII und 179 S. 25) eb. Lecène, Oudin et Cie. 1895 8° XII u. 408 S. 26) eb. Lemerre 1892 8° 2 vol. 27) in Ro. XXIII 1894 508—524.

cette édition, au § 666. Ainsi Joinville se trouve justifié d'une série de reproches qui lui étaient adressés.“ . . . . Eine Menge „details, qui seraient sûrement oiseux dans un ouvrage historique, sont à leur place, au contraire, dans des Mémoires.“ Hinsichtlich der Zeit, in welcher Joinville seine Memoiren mit ganz geringfügigen Zusätzen dem „Livre des saintes paroles et des bons faiz nostre roi saint Loois“, welches Jeanne de Navarre von ihm verlangte, einverleibt hat, „M. G. Paris estime que ce livre était achevé, ou à peu près, avant la mort de la reine Jeanne (2 avril 1305); comme le comte de Flandre, Gui de Dampierre, qui mourut le 7 mars 1305, est dit ‚nouvellement mort‘ au § 108, il en faudrait conclure que ‚l'ouvrage promis à la reine a été composé probablement dans la seconde quinzaine de mars et dans la première quinzaine d'avril 1305“. Langlois fügt hinzu, Joinville sei jedenfalls bei Abfassung seiner Kompilation bereits ein 80 jähriger Mann gewesen, daher die mancherlei „traces de sénilité“. Abgesehen von den Memoiren reduziere sich überhaupt sein Buch „à une série d'anecdotes sans suite, gauchement disposée, où les erreurs matérielles ne sont pas rares, et couronnée de la manière la plus étrange, par des emprunts textuels à un ‚romant‘ qui contenait l'histoire de saint Louis mis en français d'après les chroniqueurs latins“. — Mit einer Einzelepisode von J.s Memoiren beschäftigt sich eine etwas ältere Notiz von H. F. DELABORDE: „Joinville et le conseil tenu à Acre en 1250“ [28]) und von DEMSELBEN VERFASSER rührt ein umfangreiches Werk: „Jean de Joinville et les seigneurs de Joinville, suivi d'un catalogue de leurs actes“ [29]) her, worüber Ro. XXIV 1895 S. 491 wie folgt urteilt: „Cet excellent ouvrage n'est pas seulement précieux pour l'histoire; il intéresse la littérature et la philologie par la biographie soigneuse de Jean de Joinville et par le catalogue, dressé avec toute l'exactitude désirable, de tous les actes émanés de sa chancellerie“. — Einen Vorläufer zu dieser Arbeit bildet ein kurzer Aufsatz DESSELBEN GELEHRTEN betitelt: „Un frère de Joinville au service de l'Angleterre“ [30]). — Die Wiedergabe einer Urkunde Joinvilles aus dem Jahr 1256 in Photographiedruck findet sich in ZRPh. XVIII Heft 2 und Erläuterungen dazu gab H. SUCHIER eb. S. 430. — Eine „Chanson française sur la bataille de Taillebourg“ (1242) hat A. THOMAS von neuem nach der einzigen Modenaer Hs. mit ausführlichem historischen Kommentar veröffentlicht [31]). In dieser Chanson (Raynaud Nr. 1835) werden mehrere Persönlichkeiten als Teilnehmer an dem Kampfe Ludwig IX. gegen die Engländer erwähnt, deren die sonstigen Quellen nicht gedenken. — Eine Sammlung altfranzösischer historischer Lieder des 12. und 13. Jahrh. plant G. PARIS, will aber die Mehrzahl zuvor einzeln herausgeben, so hat er schon Ro. XIX 1890 S. 295 f. den kritischen Text einer Chanson von Huon de Saint-Quentin veröffentlicht, welche mit der „Complainte de Jérusalem“ eine so grosse Ähnlichkeit zeigt, dass auch letzteres Gedicht Huon de Saint-Quentin zuzuschreiben sein wird; Ro. XXII 1893 S. 541 bis 545 teilt Paris weiter den Text einer Chanson, die 1250 in Acre abgefasst wurde und ihrerseits wieder so enge Beziehungen zu der entsprechenden

28) in Ro. XXIII 1894 148 ff. 29) Paris, Picard 1894 8° XV 578 S. 30) Extrait de la BECh. B. 54 1893 11 S. 31) Extrait aus AM. IV 1892 S. 364 ff. 8° 11 S.

Stelle der Memoiren Joinvilles verrät, dass man glauben möchte, Joinville selbst habe die Chanson verfasst. — Kein grösseres philologisches Interesse bietet folgende Publikation: „Huit chants héroiques de l'ancienne France (XIIe—XVIIIe siècles). Poèmes et musique recueillis et publiés par M. Pierre Aubry. Preface de M. Gaston Paris[32]). Nur die beiden ersten Gedichte gehören dem Mittelalter an, die bekannten Kreuzzugslieder der „Chant d'une fiancée" (wohl von Guiot de Dijon und aus dem Jahre 1189) und der „Chant de départ d'un croisé" von Conon de Béthune. Nur die Melodie für beide Gedichte ist nach der Pariser Hs. 1591 hier zum ersten Mal mitgeteilt. — Unter dem Titel „Les voeux de l'épervier. Kaiser Heinrichs VII. Romfahrt" haben G. Wolfram und F. Bonnardot aus einer Hs. der Metzer Stadtbibliothek die Schilderung dieses Ereignisses in 30 Alexandriner-Tiraden seitens eines Zeitgenossen französischer Nationalität zum ersten Male bekannt gemacht[33]). Wolfram vermutet als Verfasser einen Metzer Domherren Simon de Marville. Das Gedicht ist in seinem Eingange, wie schon der Titel vermuten lässt, dem Gedichte von Jacques Longuyon „Les Voeux du paon" wörtlich nachgebildet. Ausser der neufranzösischen Übersetzung und den philologischen Erläuterungen von Bonnardot hat, was hier besonders in Frage kommt, Wolfram dem Texte eine historische Einleitung und historische Erläuterungen beigefügt. S. 68 vermutet Bonnardot, dass dem Dichter unserer „voeux" die Dichtung von Jacques de Longuyon, von der uns circa 30 Hss. erhalten seien, gerade aus einer der Bodleiana in Oxford gehörigen Hs. Douce 308 bekannt geworden sei. Diese Hs., welche bekanntlich eine von Steffens kürzlich abgedruckte umfangreiche Sammlung altfranzösischer Lieder enthält, sei früher im Besitze einer Metzer Patrizier-Familie (Gournaix) gewesen. Aus ihr soll nach einer früheren Vermutung des Verfassers auch ein Bruchstück von 43 Zeilen entnommen sein, welches sich in einem Epinaler Sammel-Codex findet und von Bonnardot im BSATF. 1876 S. 112 ff. abgedruckt wurde. Eine vor Jahren ausgeführte Vergleichung lässt mir die letztere Vermutung hinfällig erscheinen, Douce 308 Bl. 38 c steht danach zwar dem Epinaler Bruchstück sehr nahe, im allgemeinen auch näher als die von B. angezogenen Pariser Hss. und die beiden anderen Hss. der Oxforder Bodleiana (Douce 165 Bl. 59 a u. Bodl. 264 Bl. 135 a), dagegen finden sich im Epinal-Bruchstücke auch manche Lesarten, die zu denen anderer Hss. stimmen und von Douce 308 abweichen.

2 *dui et dui* = D 165 gegen *dui a dui* D 308; 4 *la saule* = *sale* D 165, B gegen *soille* D 308; 6 *milancolian* = *melencoliant* D 165, B gegen *mirancoliant;* 8 *Ce . . arc mainrere* gegen *Qui* (*Ke* D 308). . *arc d'aubour* D 165, 308, B und 5 Pariser Hss.; 9 *Pyere et wanconcelz et exellès tuant* = *Pieres et vaconseilz et oisiaulez t.* D 308, gegen *Pies et oissillons a cailloux va t.* D. 165, *De pierres de caillaus va oisellès t.* B; 11 *La moi tenir cel airt* = D 308, gegen *Preste moi cel archel* D 165; *je fe le crean* = *je le creant* D 165, 308, B; 15 *Sus* = D 165 gegen *Sor* D 308 B; 16 *Que* = *Qui* D 165, B gegen

32) Paris, Union pour l'action morale o. J. gr. 4° 19 S. Text und 25 S. Musiknoten. Pr.: 5 frcs. 33) Metz 1898 4° 104 S. (Sep.-Abdr. aus Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. und Altertumskunde B. VI).

Et D 308; die zwischen 17 und 18 fehlenden Zeilen stehen auch D 308, 165, B; 18 *et bien . . visant* gegen *bien . . avisant* D 165 B, *et b . . . . besant* D 308; 19 *Le paioncel ataint* = *Le paonchiel atainst* B, gegen *Le paon a ataint* D 165; *Si ataint le paon* D 308; 23 *Et Fesouès* = *Et Fezonas* B, *Et Phezonne* D165 gegen *Fesonias* D 308; *fait bel* = B gegen *lel* (!) D 308; 24 *per l'anneis* gegen *p. la main* D 165, 308, B; *se* = *si* B gegen *et* D 308; 29 *de cel ancontreman* gegen *de ci a* (*jusques au* D 165) *contremant* (*couvenant* B) D 308, 165, B; 31 *fuit* = *fu* D 165 gegen *l'ont* D 308; 32 = *Clandains* = *Caldains* D 165, 308 *Gadrain* B; 33 fehlerhaft gegen alle Hss.; 34 *vont seoir* = D 165, B gegen *sont essirs* D 308; 36 entstellt; 37 *ris* = D 165, B gegen *lis* D 308; folgt eine Z. nur D 165, nicht D 308 B; 40 *se n'y a* = *se ju ai* D 308, *se g'i ai* D 165; 42 *droi* = *droit* D 165, B gegen *tant* D 308[34]).

Was Froissart anlangt, so sind auch ihm selbst wie seinen Werken mehrere neuere Arbeiten gewidmet. Die Beendigung der grossen Ausgabe von F.s Chronik, welche S. Luce für die SHF. unternommen hatte, ist nach dessen Tode Gaston Raynaud anvertraut. Er hat bereits einen neuen, den zehnten Band erscheinen lassen, welcher die Jahre 1380—1382 umfasst[35]). Ebenfalls von Raynaud rührt ein Aufsatz in den „Mélanges Havet"[36]) her: „Une édition de Froissart projetée par Christoph Plantin (1563—1565)". Ein bisher verloren geglaubtes Gedicht Froissarts: Méliador, welches die lyrischen Gedichte von Wenceslas von Böhmen enthält, hat sein Entdecker Aug. Lognon vor kurzem veröffentlicht[37]), was hier, da es sich um einen „roman" handelt, nur beiläufig erwähnt werde. — Endlich hat Frau James Darmesteter in der Sammlung der GÉF. eine recht lesenswerte Biographie Froissarts veröffentlicht[38]). Zahlreiche Zeitschriften-Artikel sind dieser Arbeit gewidmet. Als bedeutsamsten unter ihnen bezeichnet Langlois l. c. einen von Delaborde: „Jean Froissart et son temps (Extrait du Correspondant avril 1895, 8°, 31 S.)". — Von nicht geringem Interesse sind zwei ziemlich gleichzeitig gefundene Gelegenheitsgedichte über innerpolitische Ereignisse des Jahres 1381, das erste, ein „Poème en quatrains sur le grand schisme" ist von P. Meyer und N. Valois Ro. XXIV 1895, 197—218 veröffentlicht. Es findet sich auf zwei leeren Seiten der Pariser Sainte-Geneviève-Hs. L. f fol. 13 und besteht aus 73 Quatrains. Das zweite Gedicht hat Noel Valois allein im Bulletin de la SHF. 1895 unter dem Titel: „Un poème de circonstance composé par un clerc de l'Université de Paris" herausgegeben. Es besteht aus ungefähr 500 Versen gleichfalls in 4-Zeilen von Alexandrinern und hat sich nur in einer sehr schlechten Abschrift aus dem 17. Jahrh. erhalten. Trotz ihres geringen poetischen Wertes bieten diese beiden Gedichte kein geringes Interesse, zumal noch ein drittes, auf welches das letzte die Antwort bildet, inzwischen in einer Rouener Hs. von Valois

34) Beiläufig bemerkt klingt die angezogene Stelle der „Voeux du paon" und insbesondere die Z. 7—13 merkwürdig an eine Stelle aus Girbert de Metz an, welche im Roman d'Enée nachgeahmt ist. Vgl. ZFSL. XIX 301 f. Tir. V 13 ff. 46 ff. 35) Paris, Laurens 8° LXXVIII und 411 S. Pr. 9 frs. 36) eb. Leroux 1895 8° XVI und 781 S. 37) eb. Didot 1895 8° 2 Bde. (Publ. der SATF.). 38) eb. Hachette 1894 8°.

wieder aufgefunden ist. „Voilà donc“ bemerkt daher mit Recht Ro. XXIV 494: „trois poèmes en quatrains composés la même année et sur le même sujet, qui étaient entièrement ignorés jusqu'à ces derniers temps et qui sont découverts presque simultanément en trois endroits différents. On conclut de là que les poésies politiques ont dû être très nombreuses, que l'on composait des poèmes en des cas où plus tard on écrivit des brochures, des pamphlets; qu'il y eut ainsi, principalement au XIVe siècle, alors que l'Université commence à écrire en français, toute une littérature à peu près perdue“. — Nahe verwandt mit diesen Gedichten des 14. Jahrh. ist eine „Complainte sur les misères de Paris“, aus dem Jahre 1435. Sie wurde im Bulletin de la Société de l'hist. de Paris et de l'Isle de France t. XVIII vom Jahr 1891 S. 84 ff. von L. Auvray herausgegeben und zwar nach Hs. fr. 5332 der Bibl. Nationale. Sie besteht aus 17, 12-zeiligen Strophen, „a“, wie Ro. XXI 320 bemerkt, „peu de valeur poétique, mais étant datée de l'année où l'Ile de France se souleva contre les Anglais elle n'est pas dénuée d'intérêt historique“. — Von Spezial-Chroniken des 15. Jahrh. ist eine Ausgabe von der Chronik von Jean de Roye durch B. de Mandrot in Angriff genommen. 1895 erschien der erste Band davon. — Die „Histoire de Gaston IV, comte de Foix“ von G. Leseur hat H. Courteault in 2 Bänden 1893—1896 veröffentlicht [39]) und mit Unterstützung der Soc. ariégeoise des sciences, lettres et arts haben F. Pasquier und H. Courteault auch die „Chroniques Romanes des comtes de Foix composées au XVe s. par Arnaud Esquerrier et Miégeville“ herausgegeben [40]). — In einem interessanten Aufsatz des Musée neuchâtelois 1896 hat weiterhin Arthur Piaget die vielfach bewunderte „Chronique des chanoines de Neuchâtel“ als eine Fälschung, sei es ihres Entdeckers und Herausgebers (1714) Samuel de Purry, sei es des Kanzlers de Montmollin erwiesen. — Endlich sei hier der trefflichen Ausgabe, welche A. Héron, von den Werken des normannischen Geschichtsschreibers R. Blondel aus dem 15. Jahrh. geliefert hat [41]), gedacht. Sie enthält die drei lateinischen Werke Blondels, die uns erhalten sind; ein viertes „la belle epistolle composée en latin par le dit Blondel et depuis translatée en françois“ ist weder in lateinischer noch in französischer Fassung erhalten. Nicht abgedruckt ist der französische Traktat „Les douze perils d'Enfer“, da er lediglich aus einem lateinischen Traktat übersetzt sei „avec quelques développements dus au translateur“, und „n'est en somme qu'une sorte de sermon prolixe et fastidieux“. Unter den drei veröffentlichten Werken ist das umfangreichste, späteste und wichtigste die „Reductio Normannie“. „L'auteur y présente le récit des événements qui s'accomplirent en Normandie et même en Guyenne, depuis la surprise de Fougères par François de Surrienne, le 24 mars 1449, jusqu'au 12 août 1450, date de la capitulation de Cherbourg qui mit fin à la possession de la Normandie par les Anglais“. Der Text füllt die 260 ersten Seiten von B. II der Oeuvres. Da eine gleichzeitige französische Übersetzung nicht zu existieren scheint, hat der Herausgeber ein ausführliches Sommaire analytique angefügt. In seiner „Introduction“ ver-

39) Laurens 1893—1896 2 Bde. à 9 frs. (Publ. der SHF. 40) eb. A. Picard 1895 8° XXV 192 S. 41) Rouen, Lestringant 1891—1893 8° 2 Bde. 499 und LVI 433 S. Publication de la Société de l'histoire de Normandie.

teidigt Héron die „Reductio“ eingehend gegen die abfällige Beurteilung de Brequignys. Das der Zeit nach früheste Werk Blondels, der „Liber de Complanctu bonorum Gallicorum“ entstand „sous l'influence des funestes événements qui s'accomplirent pendant les dernières années du règne de Charles VI: le meurtre de Jean-sans-Peur sur le pont de Montereau (10 sept. 1419) et le traité de Troyes (21 mai 1420) par lequel la reine Isabeau de Bavière et le nouveau duc de Bourgogne Philippe-le-Bon livraient la France aux Anglais“. Der Complanctus besteht aus 907 Hexametern. Bald nach seiner Abfassung wurde er von einem anderen Normannen namens Robinet unter dem Titel „La complainte des bons François“ in 2516 französischen 8-Silbnern paraphrasiert. Héron hat diese Übersetzung nach dem lateinischen Texte im ersten Bande abgedruckt, gesteht allerdings selbst zu, sie sei „d'une étrange banalité“. Nach den Angaben des Prologs hat Robinet Blondels Dichtung übersetzen wollen, um sie auch denjenigen, welche des Lateins unkundig waren, zugänglich zu machen. Ziemlich viel später 1449 ist das zweite erhaltene Werk Blondels die „Oratio historialis“ abgefasst, durch welche er Karl VII. veranlassen wollte, den Kampf gegen die Engländer ohne Unterbrechung zu Ende zu führen. Es ist also nicht sowohl eine historische Schrift als ein politisches Pamphlet. Auch dieses Pamphlet wurde alsbald „par un autre clerc translaté en françois pour l'instruction . . . mesmement de ceulx qui point n'entendent latin“, und zwar in Prosa und unter dem Titel: „Des Droiz de la Couronne de France“. Original und Übersetzung sind im ersten Bande der Oeuvres abgedruckt. Am Schluss des ersten Bandes findet sich ein nützliches Glossaire (leider sind bei den Verweisen nur die Seiten, nicht die Verszahlen angegeben), am Schluss des zweiten zwei ausführliche Namen- und Ortsregister.

Greifswald. E. Stengel.

Kunstepos. — Didaktische Litteratur. 1895—96.

Romane s. u.

Fableaux. Le recueil de Fableaux de Berlin, bibl. roy. 257 (ms. Hamilton), qui avait été déjà décrit dans la Ro. (XII 209 et suiv.), vient de l'être à nouveau, d'une façon plus exacte et plus complète, par M. G. Ebeling[1]). A sa description, M. E. ajoute les variantes de 5 fableaux dont on ne possède qu'un autre ms.: Sire Hain, la Bourgeoise d'Orléans, Gauteron et Marion, le Pêcheur de Pont-sur-Seine, le Meunier et les deux clercs.

Fable Esopique et Roman de Renard. Dans un numéro précédent de cette revue, j'ai rendu compte, avec une indulgence peut-être excessive, des trois gros volumes de M. Léopold Hervieux sur les Fabulistes latins et leurs imitateurs au m. â. Un 4e volume, qui vient de paraître, est entièrement consacré à Eudes de Cheriton[2]);

1) Zur Berliner Fableauxhandschrift (Abhandlungen Herrn Prof. A. Tobler zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität Berlin von dankbaren Schülern in Ehrerbietung dargebracht. Halle a. S. 1895, in-8°, p. 321 et suiv.). 2) Les Fabulistes latins, depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du m. â., par L. Hervieux. Eudes de Cheriton et ses dérivés. Paris 1896, in-8°.

comme les trois premiers, il contient beaucoup trop de longueurs, beaucoup trop d'inutilités. A propos du nom et de la patrie d'Eudes de Cheriton, de l'époque où il vivait, pourquoi tant de pages perdues à réfuter des erreurs dont aujourd'hui personne ne tient plus compte? Pourquoi copier dans des catalogues imprimés ou d'autres livres à la portée de tout le monde de longues descriptions de mss. que M. H. n'a souvent même pas vus? Est-ce à dire que l'auteur aurait mieux employé son papier à discuter scientifiquement l'authenticité de certaines fables, à en rechercher les sources, à en classer les mss.? Ce serait exprimer un regret que je n'éprouve pas: l'esprit critique ne me paraît pas être celui de M. H. Voici comment il raisonne. Eudes dit, dans sa première fable: «*Cum magister .. factus fuisset episcopus Meldensis, et visitasset socios suos Parisios, dixit: Si haberem mortalem inimicum et desiderarem ei aliquid pessimum, orarem quod Deus faceret eum episcopum, et hoc pro maxima maledictione reputarem.*» La plupart des mss. désignent cet évêque par l'initiale H; un ms. de Berne l'appelle Hugo; dans un ms. de Berlin le nom est Gwillhelmus. Le siège épiscopal de Meaux était occupé en 1161 par un Hugo, et de 1214 à 1221 par un Guillaume. A qui Eudes a-t-il voulu faire allusion? «Pour avoir eu connaissance du langage ainsi tenu par l'évêque de Meaux à des amis qu'il était venu visiter à Paris, il avait fallu qu'Eudes fût lui-même lié avec eux et, pour cela, qu'il eût, sinon alors, du moins plus tard, résidé dans cette ville. Cela me semble incontestable» (p. 24). Eudes vivait au XIII[e] siècle: c'est donc à Guillaume qu'il a fait allusion? Alors le ms. de Berlin avec Gwillhelmus donne la bonne leçon? Non, pas plus que le ms. de Berne avec Hugo. C'est bien sous la lettre H que par discrétion Eudes a caché le nom de Guillaume; le copiste du ms. de Berne, moins réservé, a écrit en entier le nom qu'il supposait être le vrai, et le copiste du ms. de Berlin, aussi indiscret mais mieux informé, a «ouvertement nommé magister Gwillhelmus». Comment ce scribe, qui vivait au XV[e] siècle, était-il si bien renseigné sur une anecdote que Eudes n'aurait pu connaître s'il n'avait été l'ami de l'évêque, ou l'ami de ses amis? M. H. a oublié de le dire. Et qu'on ne croie pas qu'une pareille faiblesse de logique soit accidentelle; j'en pourrais citer de nombreux cas; je n'en donnerai plus qu'un. Le ms. Gude 200 de la bibl. de Wolfenbüttel contient 66 fables, desquelles 37 sont de Eudes, pour les autres, «disons tout de suite qu'aucune d'elles ne peut être attribuée à l'auteur du recueil» (p. 158). Dans l'une de ces dernières, M. H. croit voir une allusion au traité de Proprietatibus rerum de Barthélemy l'Anglais (allusion qui n'est rien moins que «palpable»), et il en conclut qu'aucune de ces fables, «qui ont été puisées à des sources différentes» (p. 55), ne peut, sauf celles de Eudes, être antérieure au livre de Barthélemy l'Anglais. A propos de ces fables du ms. de Wolfenbüttel, j'ajouterai que celle qui est intitulée de Heremita juveni (publiée p. 409) se retrouve textuellement dans le Liber de oculo morali (7[a] differentia, de Luxuria). Après une longue introduction, M. H. «exhibe» 1⁰ les fables de Eudes d'après un seul ms.; 2⁰ cinq fables du même qui ne se trouvent pas dans ce ms.; 3⁰ cinq fables mêlées à celles de Eudes dans le ms. Douce 88; 4⁰ des contes de N. Bozon traduits en latin, copiés dans

l'édition T. Smith et P. Meyer; 5° les paraboles insérées dans les sermons de Eudes sur les Évangiles du dimanche; 6° la liste des vers cités dans les fables et les paraboles publiées de Eudes; 7° trois collections de fables qui dans des mss. sont réunies à celles de Eudes; 8° les fables de Jean de Sheppey. M. H. a reproduit avec soin les mss. qu'il a publiés, mais sans donner les variantes des nombreuses copies qu'il a eues ou aurait pu avoir à sa disposition; il a signalé ou corrigé les mots qui lui ont paru mal copiés, mais il s'est plus d'une fois trompé; ainsi, p. 193, fable XX, quand le lion demande à Renard qui lui a appris à si bien partager, Renard montre la tête écorchée du loup et dit: «*ille rubens capell[an]us socii mei*»; *capellus* est bon, et *capellanus* n'offre plus de sens. A la page précédente la correction *ascendit su[r]sum* est bien inutile. A la même ligne *descendit insum* ne signifie rien, il faut lire *jusum*, etc. etc. Pourquoi M. H. n'a-t-il pas ajouté aux exemples contenus dans les sermons sur les Évangiles du dimanche les exemples cités par Eudes dans ses autres sermons? Pour ne pas donner, dit-il, à son volume des proportions dépassant les limites qu'il s'était assignées. Excuse inadmissible: l'auteur était libre de s'assigner d'autres limites; il pouvait encore supprimer quelques-uns de ses hors-d'œuvre; il n'avait que l'embarras du choix; pour qui, par exemple, a-t-il republié les contes de N. Bozon? M. H. a divisé en deux groupes les vers cités par Eudes: d'une part ceux de l'antiquité; d'autre part ceux du m. â.; parmi ces derniers on en trouve de Virgile, comme celui-ci: *Frigidus, o pueri, fugite hinc, latet anguis in herba,* ou de Juvénal: *Cantabit vacuus coram latrone viator.* Les vers que M. H. appelle rythmiques sont des vers rimés. Malgré ses nombreuses imperfections, le volume de M. H. rendra de très réels services. — Je n'oserais pas en dire autant du manuel bibliographique de la fable ésopique antérieurement au XVIe siècle que vient de publier M. C. Keidel[3]). Ce n'est qu'une série de listes, ou, plus exactement, une seule liste, présentée sous différentes combinaisons, de 178 incunables, relevés, sauf exceptions, dans le Manuel de Brunet, ou dans les trois premiers volumes des Fabulistes de M. Hervieux. C'est d'abord la liste par ordre chronologique d'impression; puis la même liste avec l'indication des exemplaires connus (il est évident que cette liste devrait être fondue avec la première); puis la même liste encore suivant l'ordre alphabétique des noms d'auteurs; des noms des villes où les livres furent imprimés; des noms des imprimeurs; suivant le nombre des feuilles de chaque volume in-f°; de chaque volume in-4°; suivant la langue dans laquelle ils sont écrits; suivant la ville où ils sont conservés; suivant l'ordre alphabétique des noms des libraires, des amateurs ou des bibliothèques publiques qui les ont possédés ou les possèdent; suivant la date des catalogues où ils figurent; suivant le prix qu'ils ont été vendus à Paris, à Florence, à Amsterdam etc. Est-il besoin d'ajouter que ces listes sont toutes fort incomplètes? — Pour fêter le 60e anniversaire de la

3) Romance and other Studies by George C. Keidel, Ph. D., Assistant in Romance Languages in the Johns Hopkins University. II. A Manual of Aesopic fable literature. A First Book of Reference for the Period Ending A. D. 1500. Baltimore 1896, in-8°.

naissance de M. A. Tobler, M. HERMANN VARNHAGEN a réuni, sous le titre de Italienische Kleinigkeiten[4]), quatre petits articles dont deux doivent être signalés ici[5]). Le premier, intitulé Zur Erzählung vom verbrannten Mantel, est l'analyse d'une version italienne du conte dont un trouvère a tiré le fableau d'Auberée. M. G. Ebeling, lorsqu'il a publié Auberée, n'a connu d'autre version occidentale du conte que le fableau même, et pourtant M. V. cite deux éditions récentes du texte italien et une étude sur ses rapports avec les versions orientales. M. V. connaît de ce texte quatre mss., dont un fragmentaire, tous quatre à Florence. Cette version a incontestablement avec le fableau des traits communs, qui ne se trouvent pas dans les versions orientales; mais les ressemblances que M. V. signale entre le texte italien et les récits orientaux, en opposition au fableau, n'ont rien de significatif. Le fait que l'objet destiné à éveiller les soupçons du mari est placé ici sous la courte-pointe et là sous l'oreiller est sans aucune importance, surtout si l'on considère que l'usage des couvre-pieds est naturellement moins fréquent dans le midi que dans le nord. — Le second numéro de la plaquette est une réimpression de La Novella della figliuola del Mercatante *(che si fuggi la prima sera dal marito per non essere impregnata)*. Cette nouvelle, qui semble composée de deux contes primitivement distincts, à l'un desquels conviendrait le titre ci-dessus, et dont l'autre pourrait s'appeler lo Indovinello, est bien connue; il en existe plusieurs éditions anciennes et modernes. La réimpression de M. Varnhagen est faite d'après deux éditions anciennes; elle est accompagnée d'une excellente bibliographie qui ajoute beaucoup à sa valeur. — L'Etude sur l'Ysengrinus de M. L. WILLEMS[6]) témoigne d'une ingéniosité d'esprit qui pourra profiter un jour à la science, mais qui jusqu'ici a été absolument stérilisée par un parti-pris, inconscient sans doute, d'émettre des idées neuves ou considérées comme telles. «Trois différentes thèses peuvent être soutenues», dit l'auteur en annonçant un chapitre, «les deux premières de ces thèses ont seules jusqu'à présent trouvé des défenseurs; dans les pages qui suivent nous soutiendrons néanmoins la troisième». Et il termine: «La thèse que nous avons soutenue dans ce chapitre est neuve». Le même prélude et le même finale se devinent quand ils ne sont pas explicitement exprimés à chaque démonstration. M. W. discute d'abord les dates qui ont été jusqu'ici proposées comme étant celles où le poème fut composé. Suivant Grimm il fut écrit de 1150 à 1155; suivant Voigt, de 1146 à 1148. M. W. a relevé des indices nouveaux qui «démontrent jusqu'à l'évidence» que la date réelle est 1151—1152. Le principal de ces indices se trouve dans un vers que personne jusqu'ici n'a compris. Rufanus, mécontent qu'Ysengrin dans le partage du butin ne lui ait pas fait la part du lion, demande comment il a pu être si maladroit. Renard répond: «*Propter Belvacos non fuit ausus idem*. Il n'a pas osé le faire à

4) Italienische Kleinigkeiten. Herrn Professor Adolph Tobler zu seinem sechzigsten Geburtstage am 23. Mai 1895 dargebracht von Hermann Varnhagen. Halle 1895, in-8° carré. 5) Les deux autres articles sont intitulés: III. Über einige alte italienische Drucke. IV. Ein Marsch Georgs von Frundsberg über die Alpen nach Mailand im Februar 1522. 6) Etude sur l'Ysengrinus par Léonard Willems (Université de Gand. Recueil de travaux publiés par la Faculté de Philosophie et Lettres, XIII[e] fascicule). Gand 1895, in-8°.

cause des habitants de Beauvais». Voigt, après Mone, avait déjà traduit *Belvacos* par «habitants de Beauvais», mais l'explication qu'il a donnée du vers n'est certainement pas la bonne. Celle de M. W. est toute autre: L'évêque de Beauvais, Henri, ayant refusé de payer à des nobles les redevances qu'ils recevaient de ses prédécesseurs, se brouilla pour cette raison avec le roi, son frère, qui fut sur le point d'envahir Beauvais. Cependant cette brouille n'eut pas de suite; l'évêque et le roi se réconcilièrent. C'est à ces événements que ferait allusion le vers cité plus haut. «Si Ysengrin n'est pas parvenu à diviser convenablement le butin, c'est qu'il craint le sort des habitants de Beauvais: eux aussi, à cause d'un partage, — dans l'espèce, un partage de redevances — ont failli attirer sur eux la colère royale et voir leur ville détruite de fond en comble par le roi. Rufanus, le roi des animaux dans la fable, rappelle donc assez bien le roi Louis VII: de même que le roi de France n'eût pas hésité à châtier Beauvais, de même Rufanus n'eût pas hésité à faire sentir vivement sa colère à Isengrin »(p. 17). En admettant, ce qui n'est pas, que les habitants de Beauvais eussent été pour quelque chose dans la querelle de l'évêque et du roi; en admettant même, ce qui serait absurde, qu'ils eussent fait un partage dont le roi aurait été mécontent, en admettant enfin qu'Ysengrin, profitant de l'expérience, eût voulu éviter leurs errements, il aurait fait précisément tout le contraire de ce que Rufanus lui reproche; il aurait fait au roi la plus grosse part. De son argumentation, contraire aux données de l'histoire et aux principes les plus élémentaires de la logique, M. W. conclut glorieusement: «Non seulement cette explication met fin à une controverse qui depuis longtemps divisait les savants (!), mais elle nous fournit une précieuse indication pour dater l'œuvre entière. En effet, Henri de Beauvais n'étant monté sur le siège épiscopal qu'en 1149, il est impossible que le poème fût terminé en 1148, comme le soutient M. Voigt» (p. 17—18). Un autre indice, selon M. W., permet de dater le poème, c'est la mention d'un «*pontificem Geroldum*». L'évêque Gérard n'occupe le siège de Tournai que depuis la fin de l'année 1149: donc le poème ne peut être antérieur à cette date. Mais d'abord est-il prouvé que cette mention ne puisse s'appliquer qu'à un évêque de Tournai? Et puis, les vers qui la contiennent ne sont pas dans le texte de Voigt; ils ne sont fournis que par une famille de mss., et l'éditeur les a rejetés parmi les variantes; avant de les considérer comme authentiques il faudrait démontrer que la classification des mss. établie par Voigt n'est pas bonne, ce que M. W. n'a pas fait. Je m'empresse d'ajouter que si je n'accorde pas aux arguments développés par l'auteur la valeur qu'il leur attribue, il ne s'ensuit pas que je trouve toujours son opinion fausse, mais seulement qu'il ne la soutient pas. D'ailleurs, s'il m'était démontré qu'elle fût juste, je la concilierais volontiers avec celle de Voigt et avec celle de Grimm, car je n'admets pas que le poème ait été écrit en quelques mois. M. W. termine son chapitre en expliquant quelques allusions relevées dans le poème; il n'ajoute rien d'intéressant aux éclaircissements déjà donnés par Voigt, si ce n'est un ingénieux commentaire des deux vers:

Me nisi lanifica non fore matre satum,
Non mea me mater calatho incunavit Yprense,

dans lesquels il voit une allusion fort plausible à la naissance de Guillaume d'Ypres, fils du comte Philippe et d'une cardeuse de laine. Dans le 2e chapitre, M. W. veut démontrer que l'auteur d'Ysengrin n'a pas eu recours à la tradition orale, mais bien a des sources écrites. Là encore la thèse est soutenable, mais mal soutenue. Le 1er épisode de l'Ysengrin, le vol du jambon, et l'épisode correspondant du roman français (branche V) offrent des analogies telles que depuis longtemps il est admis ou que cet épisode a été emprunté par le trouvère à Nivard, ou que les deux poètes ont puisé à une même source. M. W. ne veut pas que le poème français dérive du poème latin parce qu'entre les deux il y a des divergences de détail; ainsi dans la version française Renard demande le tiers du bacon; dans la version latine, le quart seulement: «Pourquoi le trouvère français aurait-il introduit ce changement?» Dans le roman, le vilain se propose d'orner son manteau avec la peau de Renard, dans le poème latin, il la destine à sa femme; donc «le vilain du Roman de Renart est un parfait égoïste; celui de l'Ysengrinus est plein de générosité. Pourquoi cette modification?» Pourquoi? Je n'en sais rien, mais du moment où la modification existe, il faut que quelqu'un l'ait faite, et dès lors pourquoi ne serait-ce pas aussi bien l'écrivain français que l'écrivain latin? Pour les autres épisodes M. W. ne donne même plus d'argument en faveur de sa thèse; des rapprochements entre un «*per sanctum Aegidium*» et un «par Saint Gile», ou entre les expressions «*effestuco*» et «ront un festu» dans des épisodes qui ne se correspondent même pas prouvent tout au plus que M. W. manque de lecture. La preuve capitale, celle que l'auteur a réservée pour la fin, mérite d'être citée textuellement; par elle on jugera des autres: «Si les preuves énumérées ci-dessus n'étaient pas jugées convaincantes, nous en avons encore une, qui nous semble péremptoire. Nivardus nous raconte qu'au moment où le lion est guéri par Renart, il lui demande de le distraire par le récit de quelques aventures. Renart se décharge de cette mission sur Brun l'ours. Celui-ci a récemment composé un poème, et envoie le lièvre Gutero le chercher. Toute la cour se presse autour du sanglier, qui donne lecture de cette œuvre:

. . . silebat
Dulcisonum auscultans curia tota melos.

«Qui douterait un instant que Nivardus n'ait pris cette scène sur le vif? De son temps, des trouvères voyageaient donc avec des manuscrits contenant des contes tels que le pèlerinage Renart, le loup-moine, Chantecler et Renart, etc.» (p. 72—73). Les efforts réunis dans les chapitres suivants pour prouver que Nivardus était de la Flandre romane, et probablement de Lille, me paraissent avoir été faits en pure perte. Il est certain que des nombreux arguments allégués par Voigt pour établir qu'il était flamingant, beaucoup sont très faibles, mais d'autres ont une valeur que M. W. n'a pas amoindrie (C'est une erreur de croire que *stolpare* peut être tiré du français *étoupe* aussi facilement que du flamand *stolpen*: d'où viendrait *l'l*?). Quelques négligences ont échappé soit à la mémoire de l'auteur: «le pape écrivit de Segnie (*Signiae*)»; «bec, mot que les Germains ont imposé partout»; soit à sa plume: «dans le plus premier texte»; «il n'est dit dans aucune source que», etc.

Le livre de M. Sudre sur les Sources du Roman de Renard a fourni à M. G. Paris l'occasion d'exposer, sous prétexte d'un compte-rendu, son opinion personnelle sur la formation et le développement de la fameuse épopée animale[7]. Ce qui caractérise le Roman de Renard, et le distingue d'autres productions analogues, c'est d'abord que les animaux y portent des noms d'hommes, désignant non pas un individu de chaque espèce, mais le type même de l'espèce, assignant une personnalité précise à chaque animal dans le monde des bêtes conçu sur le modèle de la société humaine. C'est par ce procédé que le moyen âge a constitué une véritable épopée animale. De ces noms, les uns, les plus anciens, sont de simples noms d'hommes, empruntés à l'onomastique du pays et de l'époque où ils ont été pour la première fois attribués à des animaux; tels sont Renard, Isengrin, Grimbert etc.; les autres, plus récents, sont des noms significatifs donnés à des animaux en considération de leur aspect et de leur caractère: Noble, Chanteclair, Couard etc. Les noms du premier groupe, ceux qui appartiennent au fonds primitif de l'épopée, sont tous germaniques; les uns ont été portés dans toute la France, mais les autres ne paraissent avoir été usités que dans une région de la France, en Lotharingie, et à une époque ancienne. D'autre part, si, d'après le passage bien connu de Guibert de Nogent, on considère la popularité du nom d'Isengrin à Laon déjà en 1112, on ne peut guère faire descendre en deçà du Xe siècle l'origine de l'épopée animale. Mais à cette époque il est difficile d'admettre une œuvre française vraiment originale. Une autre raison de chercher dans la littérature latine, c'est que, si l'on comprend facilement l'attribution populaire de noms humains, désignant non un individu, mais tous les individus de l'espèce, à des animaux avec lesquels l'homme est dans un contact habituel, cette attribution par voie populaire à des animaux sauvages ne paraît pas probable; on y voit plus volontiers une invention savante. Somme toute, c'est donc en Lotharingie, vers le Xe siècle, dans la littérature des clercs, qu'on a des chances de trouver l'origine de l'épopée animale. Or, «nous trouvons précisément au Xe siècle et en Lorraine (près de Toul) un poème latin, l'Ecbasis cujusdam captivi, dans lequel une fable épique est développée, traitée et encadrée déjà tout-à-fait dans le style de l'épopée animale. C'est dans la Lotharingie, depuis Saint-Gall jusqu'à Gand, que nous voyons se produire aux Xe et XIe siècles toute une série de poèmes appartenant à un même courant littéraire, dans lesquels, pour renouveler la poésie latine, on cherche des sujets dans la tradition populaire: le Waltharius, le Ruodlieb, la Fecunda Ratis, l'Unibos, l'Ysengrimus t e divers petits poèmes rhythmiques. Le poème latin où pour la première fois apparaissaient les noms d'*Isengrimus*, de *Rainardus* et probablement la plupart des autres fut sans doute traduit de très bonne heure en français; il répandit dès le XIe siècle, dans l'Ile-de-France et la Picardie, la connaissance de ces noms et le goût des aventures semblables à celles qu'il racontait. Mais qu'y avait-il dans ce poème primitif? Nous ne le savons pas. On peut se demander si ce n'est pas

---

7) Le Roman de Renard, par Gaston Paris. Paris 1895, in-4°. (Extrait du JS. 1894—1895.)

lui que désigne l'auteur de la branche XXIV sous le nom d'Aucupre ... Il est seulement probable qu'il racontait déjà les tours joués par Renard à Isengrin. Le principal mérite de ce poème est d'avoir donné aux animaux des noms d'hommes; mais cette heureuse imagination ne devait être féconde que plus tard et dans d'autres conditions.» L'attribution de noms humains aux animaux n'est pas le seul trait caractéristique du Roman de Renard, M. Paris explique les autres, qui sont «le rôle prépondérant donné dans les récits au goupil et au loup, les relations de parenté qui sont supposées entre eux, et l'hostilité qui les divise.» Le cadre ainsi tracé, où les poètes ont-ils pris de quoi le remplir? Ce que contiennent les poèmes que nous connaissons provient essentiellement de deux grandes sources: les contes populaires et les fables gréco-orientales d'animaux. Avant d'examiner ces sources, M. Paris discute et repousse le système de ceux qui, considérant l'ours comme ayant été, avant le loup, l'antagoniste du goupil, et constatant qu'en Scandinavie l'ours tient dans les contes la place du loup, concluent à l'origine nordique du cycle animal. Les contes qui sont entrés dans le Roman de Renard circulaient au Xe et au XIe siècle dans le pays où il s'est formé, c'est-à-dire probablement dans la Lotharingie. Quelques-uns peuvent remonter indirectement et par tradition populaire à des fables antiques; mais la provenance des autres nous est et nous restera sans doute toujours inconnue. «Les premiers auteurs des poèmes de Renard, en latin ou en français, les ont trouvés dans la tradition orale et leur ont donné une forme littéraire, les rattachant à l'idée nouvelle qui venait de créer l'épopée animale, l'antagonisme de Renard et d'Isengrin.» Ces contes n'ont pas seulement fourni au cycle une partie de ses éléments constitutifs, ils ont suggéré aux poètes des inventions qui comptent parmi les plus caractéristiques, telles que le *moniage d'Isengrin*, *l'escondit de Renard*, et d'autres récits qui font surtout l'originalité de l'œuvre, qui en font une épopée animale, au lieu d'un simple recueil de contes et de fables. Les auteurs du Roman de Renard n'ont pas seulement puisé dans le *folklore* de leur pays; le rôle du lion, roi des animaux, dans certains récits, trahit à première vue l'origine exotique d'un autre élément, les fables ésopiques. Laquelle de ces deux sources a la première fourni la matière de l'épopée animale? Tout en reconnaissant que cette question n'est pas susceptible d'une réponse définitive, M. Paris est porté à croire que le lion était étranger aux premières formes du roman, «qu'une petite épopée, latine ou romane, consacrée à la guerre d'Isengrin et de Renard, dans laquelle n'apparaissait pas encore le lion, s'est, à un certain moment, fondue avec un récit de provenance gréco-orientale: ce récit, dans lequel précisément le goupil et le loup apparaissaient comme ennemis, était depuis assez longtemps en faveur dans le monde des clercs, et il y avait été mis en œuvre dans des versions qui ignoraient encore les noms propres donnés aux principaux personnages.» Mais il faut faire attention que ces fables ont été fournies aux poètes non par les manuscrits, mais par la transmission orale, comme l'a déjà démontré M. Sudre, et comme M. Paris l'établit en particulier pour la fable du partage de la proie par le goupil, et pour celle du lion malade, en déterminant dans quel rapport elles se présentent avec les versions correspondantes de la littérature et du *folk-*

lore. Après avoir reconnu les sources du Roman de Renard, M. Paris, pour montrer ce que les poètes du moyen âge en ont tiré, et quelle part d'invention leur doit être attribuée, étudie en détail l'épisode le plus important du cycle, la scène du plaid. Malgré son petit volume, ce mémoire est l'un des plus riches en idées neuves et fécondes qui aient été publiés sur les origines de l'épopée animale, depuis que cette passionnante question occupe l'attention des érudits. On peut justement lui appliquer ce que l'auteur dit du livre de M. Sudre: il marquera une date importante dans l'histoire posthume du Roman de Renard: il clôt une époque et il en ouvre une autre.

Littérature scientifique. On connaissait du m. â. deux traductions en prose du traîté de Re militari de Végèce, l'une de Jean de Meun, l'autre de Jean de Vignai. M. J. Camus en signale une troisième, qu'il a trouvée dans un ms. de la bibliothèque de Turin [8]). Elle est de 1380. Le ms., très soigneusement décrit par M. C., est dû à la plume de Raoul Taingui, le copiste bien connu; il se termine par sept ballades d'E. Deschamps. M. C. conjecture que la traduction aussi pourrait être de Deschamps; c'est peu probable. Dans une note ajoutée à cet article, M. P. Meyer donne pour la traduction en vers des Regulae bellorum generales les variantes d'un ms. de Bruxelles qui contient la même traduction de Végèce. Il propose au vers 43, qui dans les deux mss. lui a paru altéré, une correction qui ne peut être bonne, attendu qu'elle fait rimer *proufitant* et *neant*, tandis que le versificateur commençait rigoureusement l'homophonie des rimes à l'avant-dernière voyelle du mot. La leçon du ms. de Bruxelles *prouffficient* doit être maintenue; c'est le latin *proficientem*. — La notice de M. Camus en a provoqué une autre de M. P. Meyer sur Les anciens traducteurs français de Végèce et en particulier Jean de Vignai [9]). M. M. laisse de côté la traduction de Jean de Meun, qui va être publiée pour la Société des Anciens Textes Français, et se contente d'en donner une liste de mss. De la traduction anonyme signalée par M. Camus, il décrit un ms. de la bibl. roy. de Bruxelles. Mais c'est surtout Jean de Vignai qui occupe ici M. M.; il dresse une liste des ouvrages qu'il a traduits, en tout douze, dont un, les Enseignements de Théodore Paléologue, n'avait pas encore été mentionné; enfin il donne la description et l'historique des mss. de la traduction de Végèce.

Littérature morale. La court d'Amours di Mahius le Poriiers, par M. E. Gorra [10]), est une simple analyse du poème. P. 228, 7e vers de la citation, *devise* n'a pas de sens: lire *deuise* (*debuissem*); p. 230, v. 19, le mot que M. G. n'a pas pu lire est *presise* (pour *presisse*, de *prendre*). — Le Donnei des Amants [11]) (traduisez: la conversation galante des deux amants) fait partie du genre courtois qui a pour objet l'étude et l'enseignement de l'amour. Le cadre choisi par l'auteur, un clerc qui écrivait en Angleterre vers la fin du XIIe siècle, se retrouve souvent, dans cette littérature, surtout au delà de la Manche:

8) Notice d'une traduction française de Végèce faite en 1380 (Ro. XXVI 392—400). 9) Ro. XXV 401—423. 10) Abhandlungen Herrn Prof. A. Tobler zur Feier . . . . dargebracht. Halle a. S. 1895, in 8°. P. 228—239. 11) Ro. XXV 497—541.

le poète se promenant un matin dans un verger surprend la conversation de deux amants qui se croient seuls, et rapporte ce qu'il a entendu. Le Donnoi, conservé dans un seul ms. et publié par M. G. PARIS, est très mutilé; il a cependant encore 1240 vers (octosyllabiques). Il contient des allusions littéraires et des «exemples», dont M. P. a montré tout l'intérêt, notamment des passages relatifs aux amours de Tristan et d'Iseult, et deux contes empruntés à la Disciplina Clericalis: l'Homme et le Serpent et l'Homme et l'Oiseau. — M. F. PERPÉCHON a trouvé dans un ms. de la bibliothèque municipale de Chambéry et publié un long fragment de l'Art d'Amours de Jacques d'Amiens[12]) (1060 vers, correspondant aux 1168 premiers de l'édition Koerting). Le ms. est du premier tiers du XIVe siècle. En comparant au facsimilé d'une partie du 1er feuillet du ms., joint à la publication de M. P., les vers correspondants de l'imprimé, on se rendra compte que la transcription est très exacte. En comparant, d'autre part, le fragment au passage correspondant du ms. publié par M. Koerting et reproduit au bas des pages de M. P., et aux variantes de deux autres mss. signalés par Brakelmann, on remarque dans le ms. de Chambéry des leçons qui seront très utiles pour une édition critique du poème. — Je ne connais que par l'annonce de la Ro. (XXV, 346) une dissertation de M. PH. SIMON sur Jacques d'Amiens. — Qui voudra donner une édition critique du Roman des Eles de Raoul de Houdan devra utiliser les variantes fournies par un fragment (les 262 premiers vers) imprimé par M. H. Suchier d'après un ms. jusqu'ici inconnu[13]). — Le Dit du Courtois Donneur, publié par M. W. SÖDERJELM[14]), est un petit poème anonyme, en 168 vers octosyllabiques, où l'auteur établit, en termes maniérés, une comparaison entre le «courtois donneur», qui fait ses largesses avec mesure, tact et à propos, le prodigue, qui donne à tort et à travers, et l'avare, qui ne donne rien à personne. «Les rimes, dit l'éditeur, montrent, dès le premier coup d'œil, qu'il doit avoir été écrit en dialecte artésien». Ce jugement est trop expéditif; les rimes sont bien picardes, mais pas nécessairement artésiennes. M. S. a donc voulu rétablir dans le texte les formes artésiennes qu'il ne trouvait pas dans le ms. Il a eu souvent la main malheureuse: *adies* 149, *viertu* 137, 152, 160, *raviestu* 138, *viestu* 159 ne sont pas artésiens; *eschieche* 19, *cherra* 21, *encherra* 22, *cheuve* 53, *s'escheuve* 54, *meschieche* 161, *enchieche* 162, *encheüs* 164 ne sont même pas des formes picardes, et plusieurs ne sont d'aucun dialecte; *grache* 24, 35 est très douteux; la leçon du ms. *u* 64, 65, 73 est bien plus artésienne que celle de l'imprimé *ou*; en revanche *fols* 89 devait être écrit *faus* (comp. 44, 47, 100 etc.). *Duos* ne peut donner *dieus* 164; il faut comme dans le ms. *deus* et conséquemment aussi *deus* 163. J'aurais préféré partout *ke* à *que* et *et* à *e*; *son* 70, *du* 109, *chis* 159 sont des lapsus, l'éditeur ayant partout ailleurs adopté les formes *seu*, *dou*, *chius*. Voici quelques inadvertances d'un autre ordre: après

12) L'Art d'Amours, poème roman du XIIIe siècle, de Jakes d'Amiens, publié d'après un ms. de la Bibliothèque de Chambéry, par Félix Perpéchon. Chambéry 1896, in 8°. (Ext. du t. XXXV des Mémoires de la Société savoisienne d'histoire et d'archéologie. 13) Mélanges de Philologie romane dédiés à Carl Wahlund, 1896, p .20—39. 14) Ibid. p. 51—61.

2 supprimer la virgule, en mettre une après 3; lire *s'i* au lieu de *si* 4, *l'i* au lieu de *li* 8, *con faitement* 27, *puent* 38, *c'om* ou *c'on* au lieu de *com* 57, *retient* 158; les nombres *iii* 33, 37, 56 et *iiii* 91 devaient être placés entre deux points comme le sont les nombres *.i.* 9, 81, *.c.* 79; la leçon corrigée *el* 45 n'a pas de sens, celle du ms. *ele* était bonne. Il était bien inutile de signaler en notes tous les mots ou la forme de *u* et *v* ne concorde pas dans le ms. avec celle de l'imprimé. — M. J. Ulrich a publié dans la ZRPh. XIX, 85 et ss. une traduction en prose lorraine des Sentences de Caton[15]) qu'il a trouvée intercalée dans une histoire des Romains du ms. 98 de Berne. — Il a été rendu compte plus haut de l'excellente édition de Li Proverbe au vilain de M. A. Tobler[16]), nous n'avons qu'à la mentionner ici.

Littérature satirique. L'Evangile aux femmes, sans être, comme le dit M. C. Keidel[17]), le plus remarquable poème français du m. â., mériterait cependant les honneurs d'une nouvelle édition, après celle de Jubinal, même après celles de M. Constans. Cette édition critique, on est étonné de ne pas la trouver dans le volume que M. K. vient de publier; l'auteur en a recueilli tous les matériaux, il ne lui restait qu'à les ajuster; espérons qu'il se décidera prochainement à le faire. Dans une introduction M. K. fait un exposé très consciencieux, peut-être trop minutieux, au moins dans les notes, des travaux dont le poème a été précédemment l'objet, puis décrit les mss., dont plusieurs n'ont pas encore été utilisés, les classe et en donne la transcription diplomatique. La classification des mss. repose uniquement sur le nombre et l'ordre des quatrains; c'est une base excellente, mais sûrement insuffisante. Les notes qui accompagnent le texte sont souvent oiseuses, et c'est là leur moindre défaut. Malgré tout, le travail de M. K. est très méritoire et très utile.

Lille. Ernest Langlois.

Physiologus nichts zu berichten. Max Friedrich Mann.

Poésie lyrique française. 1895. ***Textes.*** M. G. Schlaeger a cru devoir ouvrir ses Studien über das Tagelied[1]) par une édition et une interprétation nouvelles de Gaite de la tor (Raynaud 2015). Ne pouvant accepter l'interprétation, je ne saurais être satisfait de l'édition, dont l'unique difficulté consistait dans la détermination du rôle des divers personnages. — A la fin de son travail sur le Planh provençal, M. H. Springer[2]) a imprimé les deux seuls spécimens du genre connus en ancien français, l'un de Jean de Neuville, l'autre de Jean Erart (Raynaud, 709 et 485).

M. Ph. Simon, dans sa dissertation sur Jacques d'Amiens[3]) a réussi à allonger notablement la liste des emprunts faits à Ovide par l'auteur

15) Eine altlothringische Übersetzung des Dionysius Cato. **16**) Li Proverbe au Vilain. Die Sprichwörter des gemeinen Mannes, altfr. Dichtung, nach den bisher bekannten Hss. herausgegeben von A. Tobler. Leipzig 1895, in 8°, XXXIII—188 p. **17**) Romance and other Studies by George C. Keidel, Ph. D. I. The Evangile aux femmes, an Old-French Satire on Women, edited with introduction and notes. Baltimore 1895, in 8°.

1) Jena 1895 (diss. de docteur). Cf. Ro. XXIV 287. **2**) Das altprovenzalische Klagelied. (Berlin 1895. BBGRPh. n° 2) Cf. Ro. XXIV 463. **3**) Berlin 1895 (BBGRPh. n° 3).

de l'Art d'Amours (publié par M. Körting); mais sa tentative d'identifier cet auteur avec le Jacques d'Amiens auquel sont attribués quelques pièces lyriques est fort hasardée. La seule pièce qui appartienne certainement à ce dernier est le jeu-parti qu'il échangea avec Colin Muset: il vivait par conséquent dans la première moitié du XIIIe siècle, et l'Art d'Amours est certainement de la seconde. Quant aux autres pièces, (qui du reste paraissent bien plutôt de la fin que du commencement du XIIIe siècle), elles ne lui sont attribuées que par le ms. de Berne, dont l'autorité est très faible; et dans plusieurs d'entre elles M. S. a lui-même signalé des traits qui empêchent de les attribuer à un Amiénois. L'édition de ces huit pièces est du reste fort satisfaisante. Il faut signaler enfin la découverte faite par M. S. dans des documents amiénois de la seconde moitié du XIIIe siècle de deux trouvères connus, Martin Le Béguin et Guillaume le Peintre; quant au Nicolas Mouset qui y est nommé, il a beaucoup de chances pour n'être point identique avec Colin Muset.

M. P. Meyer a signalé (BSATF. 1895 p. 74) un nouveau texte (incomplet) d'une prière à la Vierge dont il avait déjà indiqué plusieurs mss. (ibid. 1894, p. 54).

M. A. B. Simonds a publié[4]) deux poésies de Robert de Reims (Ray. 1510 et 1852). La première, loin d'être inédite comme il le croyait, avait déjà été publiée trois fois, partiellement par Bartsch (Rom. 210) et M. Raynaud (Motets. II. 50) et intégralement par Tarbé (Ch. de Champagne 105); la seconde, incomplète, est ici publiée bien médiocrement (v. 2 le ms. a *el vert*; v. g. *mon*, corr. *m'en*; v. 21, *en vuil)*.

Critiques. La prolusione de M. Gorra[5]) sur les Origines de la poésie lyrique au moyen-âge contient des idées ingénieuses et justes, exprimées avec élégance et parfois avec éloquence; mais un travail de ce genre n'est pas fait pour exposer des faits nouveaux. La partie la plus originale de celui-ci consiste dans la critique des théories énoncées sur le sujet par M. G. Paris et par moi-même.

1896. ***Textes.*** Bien que les études de M. M. G. Paris sur Bele Aélis[6]) et Stengel[7]) sur la fin des strophes dans les plus anciennes ballades françaises se rattachent surtout à l'histoire de la versification, nous les mentionnons cependant ici parce qu'on trouvera dans la première le texte excellemment établi des diverses versions (sauf une) de cette célèbre et charmante chanson de carole, et dans le second une quarantaine de balletes inédites extraites du manuscrit d'Oxford (dont la publication intégrale est du reste commencée; voy. plus loin). De plus M. St. y révoque en doute l'existence du mot balete, qui ne se trouve que dans une rubrique et pourrait provenir d'une mauvaise lecture de balaide (pour balade). — Le même savant, entré en possession des papiers de Brakelmann non encore publiés, les a fait imprimer comme suite au volume paru à Paris en 1891[8]); cette publication, qui

4) MLN. 1895, col. 337—40. 5) Delle Origini della poesia lirica del medio evo, Torino, Lattes, 1895. 6) Mélanges Wahlund p. 1—12. 7) ZFSL. XVIII 85—114. 8) Les plus anciens chansonniers français par J. Brakelmann. Marburg 1896, A. A. XCIV.

comprend 54 pièces (appartenant à Richart d'Angleterre, au Vidame de Chartres, à Chardon de Croisilles, Raoul de Ferrières, Aubouin de Sézanne, Thibaut de Blason, Audefroi le Bâtard, Roger d'Andeli et quelques anonymes) était certes loin d'être inutile, puisque quelques morceaux étaient inédits (ce sont les numéros 77, 139, 243, 311, 729, 831, 1001, 1260, 1412, 1535, 1628) et que beaucoup étaient publiés d'une façon vraiment trop insuffisante; néanmoins elle ne rendra que d'assez médiocres services, la varia lectio s'étant perdue et l'éditeur ayant eu la fâcheuse idée de tenter une uniformisation graphique sur laquelle il y aurait bien des réserves à faire. M. Stengel eût pu supprimer les pièces dont il avait été donné depuis de bonnes ou suffisantes éditions (toutes celles notamment publiées par Bartsch, Fath et même Scheler), et abréger un peu les notices, où d'utiles renseignements biographiques sont noyés dans d'interminables polémiques aujourd'hui bien surannées. — Sur les 63 chansons françaises contenues dans le chansonnier provençal de Modène, 13 étaient restées inédites; je les ai publiées[9]) et y ai ajouté deux pièces (Ray. 1645 et 1188) également inédites, à cause des rapports de pensée ou de forme qu'elles présentaient avec quelques-unes des précédentes. — Enfin M. G. Steffens a commencé[10]) la publication du chansonnier d'Oxford; la partie publiée s'arrête au n⁰ 43 des Grans Chans.

Critiques. Chargé, dans une histoire de la langue et littérature française en cours de publication, du chapitre relatif à la poésie lyrique[11]), je ne me suis pas cru tenu, dans cet ouvrage destiné au grand public, à apporter beaucoup de nouveau et me suis borné en général à résumer les meilleurs et plus récents travaux sur la matière; j'ai cependant essayé de tracer, d'une façon un peu plus précise qu'on ne l'avait fait, les grandes lignes de l'histoire du genre et de déterminer assez exactement les principales influences auxquelles il a dû son succès. — Dans le beau volume de Mélanges dédiés à Carl Wahlund[12]) deux articles, outre celui que j'ai signalé plus haut, intéressent l'histoire de la poésie lyrique: ce sont ceux de M. M. G. Raynaud (p. 369—76) et Langlois (p. 173—80); le premier relève dans les œuvres d'E. Deschamps les passages qui concernent Bertrand Duguesclin et imprime une ballade inédite sur la mort du connétable; le second donne une explication assurée du nom d'Archipiada qui, dans une ballade fameuse de Villon, avait tant intrigué les commentateurs: il montre que sous ce nom se cache tout simplement celui d'Alcibiade et que l'erreur vient d'un passage de Boèce mal compris.

Toulouse. A. Jeanroy.

Religiöse Litteratur. 1895. ***Traductions de la Bible, Légende de la Vierge, Légendes hagiographiques, Contes dévots.*** M. Oluf Nielsen a publié en danois un opuscule de 89 pages[1]) sur les poèmes relatifs à la Vierge et à Jésus-Christ. Il s'est

9) RLR. 4ᵉ série, IX p. 241—68. 10) AFNS. XCVII 283—308. 11) Histoire de la Langue et de la Littérature française publ. sous la direction de L. Petit de Julleville. Paris 1895. I 345—90. 12) Mâcon 1896.

1) Evangeliesagn. Old franske Legendedigte om Jomfru Marias og Kristi Liv, Kopenhagen 1895.

borné à dépouiller les divers ouvrages et articles qui traitent des mêmes sujets et ne paraît pas s'être livré à des recherches personnelles. La principale partie de son travail consiste en analyses généralement exactes. Il a divisé sa matière en quatre chapitres: 1⁰ Légendes relatives à la naissance et à l'enfance de la Vierge; 2⁰ Légendes relatives à la naissance et à l'enfance de Jésus; 3⁰ Légendes relatives à la passion et à la mort de Jésus; 4⁰ Légendes relatives à l'assomption de la Vierge. L'ordre des matières dans chacun de ces chapitres laisse beaucoup à désirer. — M. P. Meyer a publié[2]), d'après le manuscrit 815 de la Bibliothèque municipale de Toulouse, une rédaction inédite de la Vision de St. Paul, comprenant 282 vers, composée en Angleterre et paraissant appartenir au commencement du XIVe siècle. Il a retrouvé dès lors le même texte dans le manuscrit Cambridge, Corpus Christi College, n⁰ 20, et en a donné les variantes, peu importantes du reste, dans le numéro suivant de la Ro.[3]). A signaler, au point de vue lexicographique, le mot *virginement*[4]) inconnu à Godefroy, et la locution *mult faitement* employée plusieurs fois[5]) pour traduire le *sic* latin[6]). Les corrections proposées par l'éditeur paraissent généralement justifiées[7]). — M. L. Delisle[8]) a signalé l'existence, dans la collection du baron Dauphin de Verna, d'un manuscrit contenant entre autres plusieurs poèmes religieux: le roman de St. Fanuel, la Passion bien connue commençant par les mots: *Oez moy trestuit doucement,* une Complainte de Notre-Dame, la Vie de St. Christophe et la Prophétie d'Ezéchiel. — L'un des textes mentionnés ci-dessus, le roman de St. Fanuel, a été retrouvé par M. P. Meyer[9]) à Cambridge dans un manuscrit, daté de 1323, qui appartint autrefois à D. Carpentier. — M. Friesland a traité la question de la source de la Vie de St. Elisabeth de Rutebeuf[10]). D'après M. P. Paris[11]) cette source ne serait autre que le Libellus de dictis quattuor ancillarum Sanctae Elisabethae sive Examen miraculorum ejus. M. F. pense que Rutebeuf et l'auteur du Libellus ont utilisé un texte commun, qui serait un récit légendaire basé sur le rapport officiel des trois ecclésiastiques chargés par le pape Grégoire IX de contrôler les miracles attribués à Elisabeth de Hongrie. — Il nous a été impossible de nous procurer l'ouvrage suivant: Ad. Mussafia et Th. Gartner, Altfranzösische Prosalegenden aus der Hs. der Pariser Nationalbibliothek fr. 818, 1e p.[12]).

1896. La première place appartient sans conteste à la Notice du ms. Bibl. nat. fr. 6447 publiée par M. P. Meyer[13]). Ce manuscrit,

2) Ro. XXIV 357—375. 3) XXIV 589—591. 4) V. 106. 5) V. 62, 105, 144, 211. 6) On n'a relevé jusqu'à maintenant l'adverbe *faitement* que précédé de *com, si, si bien* ou *ensi.* Cf. Godefroy, *Confaitement, Faitement* et *Sifaitement.* 7) Dans un passage cependant je lirais autrement que lui. Aux vers 53 sqq. M. P. Meyer imprime: *Sur un pount outre la fluvie passerent. Les almes qe dreture[l]s erent L'alme outrepasser poiei[en]t, Si cum deservi avei[en]t,* et ajoute en note: L'alme, corr. Le fluvie? Je lirais plutôt, en supprimant le point après *passerent: Sur un pount outre le fluvie passerent Les almes qe dreture[l]s erent. L'alme outrepasser poieit, Si cum deservi aveit.* Le ms. de Cambridge porte *poeyt, avoyt.* 8) BECh. LV 682—683. 9) Ro. XXIV 621. 10) ZRPh. XIX 375—382. 11) HLF. XX 780. 12) Vienne et Leipzig, Braunmüller 1895. Cf. Ro. XXIV 630. 13) Tirage à part des NE., Paris, Klincksieck, 1896.

exécuté vers 1275 dans le Nord de la France, contient, après des annales, composées par un Flamand, une sorte d'histoire sainte, qui raconte successivement les faits principaux de la Genèse et ceux de la vie de Moïse, et qui donne la traduction du Livre des Juges, des Livres des Rois et des Machabées. L'auteur a dû avoir sous les yeux, pour la première partie, un poème en octosyllabes qui ne nous est pas parvenu et l'œuvre d'Herman de Valenciennes et, pour la dernière, un poème sur les Machabées différent de ceux que nous connaissons. La traduction du Livre des Juges et celle des Livres des Rois étaient déjà connues. Le manuscrit se termine par un recueil de légendes, par des sermons, un manuel de confession et des annales de Terre-Sainte. Deux des vies de saints qui y figurent étaient encore inconnues; ce sont une vie de St. Rémi (n⁰ 46) et une vie de St. Marthe (n⁰ 68). Cette dernière, en vers et en prose, a été écrite pour Marguerite, comtesse de Flandre et de Hainaut de 1244 à 1280[14]. — M. P. MEYER a publié dans la Ro.[15]) une version anglonormande, en vers, de l'Apocalypse. Aux quatre manuscrits que j'avais signalés[16]), il en ajoute trois: le ms. Cambridge, Magdalene College, 1803, le ms. Londres, Musée Britannique, add. 18633 et le ms. de la bibliothèque de M. Mac Lean (Tunbridge Wells). Cette version, rédigée en Angleterre dans la seconde moitié du XIIIe siècle, est aussi incorrecte au point de vue de la langue qu'à celui de la versification. Ce qu'elle présente de plus intéressant, ce sont les enluminures qui ornent les divers manuscrits et dont l'éditeur a donné de curieux spécimens. — M. P. MEYER a publié dans le BSATF.[17]) un Ave Maria en couplets de vers octosyllabiques qui ne se rencontre pas ailleurs. — Dans la séance de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres du 8 mai 1896, M. LÉOPOLD DELISLE a donné lecture d'une note relative à un manuscrit des sept psaumes pénitenciaux, en français, récemment entré à la Bibliothèque Nationale. Il a montré que cette traduction allégorisée des psaumes de la pénitence, dont un exemplaire avait déjà été signalé par M. Samuel Berger[18]) dans la bibliothèque du comte d'Ashburnham (fonds Barrois n⁰ 203), est l'œuvre de Christine de Pisan, qui la rédigea en 1409 et en offrit une copie, le 1 janvier 1410, à Jean, duc de Berry. — M. MARCHOT a publié, dans la ZRPh.[19]), une note sur le dialecte de l'Eulalie. Il propose de «localiser l'Eulalie sur les confins extrêmes du domaine wallon près de la frontière picarde, peut-être à l'abbaye de Lobbes, près Thuin.» M. G. PARIS[20]) continuera, malgré les arguments développés par M. Marchot, à croire que «le texte en question paraît bien avoir été écrit à St. Amand.» — M. P. MEYER consacre dans la Ro.[21]) une notice détaillée au manuscrit daté de 1323 et ayant autrefois appartenu à D. Carpentier dont il avait signalé l'existence l'année précédente[22]). Ce manuscrit fait maintenant partie de la collection du Fitzwilliam Museum à Cambridge. Il contient entre autres: 1⁰ la légende de St. Fanuel, 2⁰ l'histoire de Marie et de Jésus, 3⁰ l'Assomption Notre-Dame et 4⁰ un exposé en prose de la parenté de la Vierge Marie.

14) Cf. Ro. XXV 479 et XXVI 160, et RCr. 1897, 2e sem., p. 150. 15) XXV 174—257. 16) Les Trad. de la Bible en vers fr. au m. â., p. 217—220. 17) 1896, p. 73—75. 18) La Bible fr. au m. â., p. 296. 19) XX 510—514. 20) Ro. XXVI 140. 21) XXV 542—561. 22) XXIV 621.

M. P. Meyer donne de nombreux extraits de ces divers textes et publie en appendice un passage du roman de St. Fanuel d'après le manuscrit de Grenoble. — Le même érudit[23]) signale l'existence, dans le ms. 5237 des nouvelles acquisitions françaises de la Bibliothèque Nationale, d'un fragment d'une Vie de Ste. Catherine dont on connaissait déjà six copies, et communique les premiers et les derniers vers du morceau. Il publie aussi une exposition en vers du Credo et du commencement du Pater contenue dans le même manuscrit et dont on ne connaît pas d'autre texte. — A signaler parmi les nouvelles acquisitions du fonds français de la Bibliothèque Nationale le n° 6533: «La légende de St. Anthoine ... translatée de latin en françois» par «Pierre de Lanoy, de l'ordre des frères prescheurs.» Exemplaire de dédicace à «Claude du Saxe (Saix), seigneur de Revoyre», et qui a appartenu à «Antoine du Ses, commandeur de Sainct Anthoine de Bourg.» XVe s. Pap., encarté de parch. 71 feuillets[24]). — M. Joseph Jacobs, en publiant des vies anglaises du Bouddha dans le format coquet de la Bibliothèque de Carabas[25]), n'a fait, dit-il, que saisir un prétexte pour étudier une fois de plus la légende si répandue de Barlaam et Josaphat. Son travail est moins fortement documenté et moins méthodiquement conçu que la belle étude de M. Kuhn[26]), qui reste le meilleur ouvrage sur la matière. Il n'apporte rien de nouveau en ce qui concerne les versions françaises, dont il ne donne même pas une énumération complète. — La revue italienne Bessarione a publié dans ses n°s 6, 7, 8 et 9[27]) une étude sur la légende des Sept dormants. L'auteur anonyme de ce travail semble ignorer les rédactions françaises. — Signalons enfin, dans un ouvrage qui n'est point spécialement destiné aux érudits[28]), le chapitre sur la poésie narrative religieuse[29]) dû à M. Petit de Julleville. Ce chapitre n'est pas un des meilleurs du volume. Il est pour le moins exagéré de dire que les traductions de la Bible «n'intéressent par la littérature.» C'est dédaigner bien légèrement le poème de Malkaraume et surtout la grande œuvre d'Herman de Valenciennes, dont on a dit avec raison[30]) qu'elle «a bien toute l'originalité qu'un poème fondé sur la Bible peut avoir.» Dans la partie consacrée aux vies de saints, la place d'honneur est donnée, comme il convient, au St. Alexis du XIe s. et au St. Thomas de Garnier de Pont Ste. Maxence. On ne voit pas bien pourquoi cette dernière vie est rejetée à la fin du chapitre, quoiqu'elle soit certainement antérieure à nombre de celles dont il est question auparavant. La meilleure partie du chapitre est celle qui traite des contes dévots, en particulier de ceux de Gautier de Coinci, encore que la morale de ces récits paraisse appréciée un peu trop favorablement. — Il nous a été impossible de nous procurer les ouvrages et articles suivants: Henri

---

23) BSATF. 1896, n° 1, p. 39—48. 24) BECh., 1896 p. 340. 25) Barlaam and Josaphat, Londres, Nutt, 1896. 26) Cf. JBRPh., III p. 125. M. Jacobs attaque précisément l'un des principaux résultats obtenus par M. Kuhn et mentionnés dans notre article. Il refuse d'admettre que la version géorgienne provienne de la version syriaque et il la rattache à une version arabe. 27) 1 oct., 1 nov., 1 déc. 1896 et 1 janv. 1897. 28) Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900, publiée sous la direction de M. Petit de Julleville, Paris, Colin 1896. 29) T. I, p. 1—34. 30) M. P. Meyer, Ro. XXV 595.

JADART, La Vie de St. Rémi dans la poésie populaire[31]); La Vie Monsieur saint Léonard, par M[e] JEAN LE PETIT[32]); A. MUSSAFIA, Des sources usitées par Gautier de Coinci dans ses Miracles de la sainte Vierge[33]).

Lausanne. J. Bonnard.

Französisches Drama im Mittelalter s. u.

Anglonormannische Litteratur. 1895. Eine höchst-interessante Mitteilung bringt G. C. MACAULAY in der Ac.[1]) Er hat nämlich in der Cambridge University Library das als verloren angesehene Werk Gowers Speculum Hominis oder Speculum Meditantis (vgl. Jusserand, Hist. litt. du peuple anglais, 375) entdeckt. Es besteht aus 29,000 Achtsilblern in 12-zeiligen Strophen, und ist in einer Hds. aus dem Ende des XIV. Jahrh. erhalten. Zwar ist Gowers Sprache keine direkte Fortsetzung des Anglonormannischen, und sie trägt dessen Züge gar nicht. Sie ist vielmehr ein auf gelehrtem Wege von Frankreich übernommenes Französisch, ohne indes echt Französisch zu sein. Es ist ja Gower, der die berühmten Verse niedergeschrieben:

Et si jeo n'ai de français la faconde,
Pardonetz moi qe jeo de ceo forsvoie.
Jeo sui englois, si quier par tiele voie
Estre excuse.

Eine der philosophischen Fakultät zu Kiel vorgelegte Inaugural-Dissertation von JOSEF METTLICH[2]) über den agn. Horn ist nichts als ein wenig veränderter Abdruck der Bemerkungen zu dem agn. Lied vom wackern Ritter Horn von demselben Verfasser (vgl. Jahresber. III 2 S. 140). — Ein Werk von GURTEEN, The Arthurian Epic[3]), das für die agn. Litteraturgeschichte von Interesse sein dürfte, ist, trotz Verlangen, nicht zur Besprechung eingesandt worden.

1896. In diesem Jahre ist ein neuer Name in die agn. Litteraturgeschichte eingeführt worden; es ist Henri d'Arci, von dem P. MEYER drei Gedichte bekannt macht[4]). Über diese Gedichte ist hier schon berichtet worden[5]); es wurde dort auch erwähnt, dass der Verfasser, der im Anfang des XIII. Jahrh. geschrieben hat, nur ein dürftiger Reimschmied ist, der seine Metrik sehr schlecht kennt und dessen Gedichte möglicherweise Erbauung, aber keinen ästhetischen Genuss gewähren können. — Die übrigen von Meyer bekanntgemachten und hier IV, S. I 297 besprochenen Texte haben für die Litteraturgeschichte keine Bedeutung. — Dies ist dagegen der Fall bei dem von G. PARIS veröffentlichten, etwa aus der Zeit von 1160—70 stammenden Donnei des amants[5]). Es ist ein anonymes, aber gut geschriebenes Gedicht, von dem Fragmente von zusammen 1242 V. erhalten sind. Zwei Liebende sprechen zuerst von

31) Dans les Travaux de l'académie nationale de Reims, t. XCVII, Reims, Michaux 1896. 32) Ce poème se trouve dans le volume intitulé: Le Livre du champ d'or et autres poèmes inédits par Me Jean Le Petit, docteur en théologie de l'Université de Paris; publiés par P. LE VERDIER, Paris, Welter 1896. Cf. les comptes-rendus de la Ro. (XXV 146—148), de la RCr. (13 avril 1896) et des Analecta Bollandiana (1896, 1e livr.). 33) DAkWien. t. XLIV, 1896.

1) April 13. (1895). 2) Kiel. Diss. 1895. 3) London, Putnam's Sons 1895. 4) NE. XXXV 1 137 ff. 5) JBRPh. IV S. I 297. S. o. S. II 104 f.

ihren Liebesverhältnissen, dann von verschiedenen Gegenständen, wie von den Liebeshändeln zwischen Dido und Eneas, Idoine und Amadas, Ismene und Itis (sic.), Helene und Paris, Iseut und Tristan; von der Undankbarkeit des einmal armen, aber reich gewordenen Mannes; von dem Bauer und dem Vogel *(lai de l'oiselet)*; von der Schwierigkeit Freunde zu finden; von der Schande des Rausches. Wie man sieht, ist der Verfasser ein belesener Mann, ohne Zweifel ein Kleriker; und die Quellen, wo er seine Weisheit geschöpft hat, werden von G. PARIS genau nachgewiesen. Besonders interessant ist das Gespräch von Tristan und Iseut, das seinen Stoff aus verschiedenen Quellen nimmt: aus Béroul, aus der Folie Tristan und wahrscheinlich aus einem alten, naiven, nicht weiter bekannten lai über Tristan und Iseut; die übrigen Unterhaltungen verdankt der Verfasser meist der Disciplina clericalis. Man sieht also, dass dieses Gedicht der Aufmerksamkeit des Litteraturhistorikers wohl wert ist. — Aus der neuen von PETIT DE JULEVILLE redigierten Histoire de la littérature française ist für das Agn. wenig zu hohlen; vgl. P. MEYER in Ro. XXV, 596.

Gothenburg. Johan Vising.

2. Neufranzösische Litteratur.

Französische Litteratur von 1500—1629 s. u.

Französische Litteratur seit ca. 1630. (17., 18., 19. Jahrhundert). 1895. An der Grenze der Geschichtswerke und der eigentlichen Litteratur stehen die Memoiren und verwandte Aufzeichnungen, deren Herausgabe eine besondere Lieblingsaufgabe unserer Zeit zu sein scheint. Um sie hier berücksichtigen zu können, ist es natürlich erforderlich, dass sie 1. über das rein persönliche oder Familien-Interesse hinausgehen, 2. dass sie auch in ihrer Form eine litterarische Bedeutung haben. Da sie vorwiegend ihrem Inhalte nach historisch, nicht litterarhistorisch sind, so mag die Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit im einzelnen dem Historiker überlassen bleiben, und an diesem Orte ihre Kennzeichnung nach kurzen, allgemein orientierenden Andeutungen genügen.

Die Ausgabe der bekannten Mémoires de Saint-Simon von A. DE BOISLISLE (s. JBRPh. I 214) hat bereits den 11. Band erreicht und ihre alten Vorzüge eines treueren und vollständigeren Textes und der gelehrten erklärenden Zusätze auch hier bewährt[1]).

Auf Familienpapieren und Archivalien zumeist ruhend und memoirenartigen Charakter tragend, ist eine Schrift über den Marschall von Ségur, den Kriegsminister Ludwigs XV[2]). Sie hebt seine Verdienste als Militär und Verwaltungsbeamter hervor und entschuldigt die eine scharfe Adelsprüfung in der französischen Armee fordernde Ordonnanz vom 22. Mai 1781, welche S. nur ungern unterzeichnete und im einzelnen milderte. Viele Anekdoten und Familienbeziehungen machen die Schrift auch für den allgemeineren Leserkreis anziehend.

---

1) GEF., Par. Hachette. Vgl. JS. 1894, 371—382, 418—430. 2) **Le maréchal de Ségur**, 1724—1801. min. de la guerre sous Louis XV., p. l. COMTE DE SÉGUR. Paris, Plon.

Besonders zahlreich sind die auf die Zeit der Revolution und des ersten Kaiserreiches sich beziehenden Denkwürdigkeiten. Wir heben unter den vielen hervor: 1. Mémoires du comte de Paroy (1789—1797) p. p. ETIENNE CHARAVAY[3]. Der Royalist, Graf Paroy, war Augenzeuge der Tage des 20. Juni und 10. Aug. 1792, schildert uns die häuslichen Details der ihm genau bekannten k. Familie, giebt auch ein Bild von der Revolution in Bordeaux (1793). Er wusste übrigens den neuen politischen Verhältnissen sich anzupassen und gehört nicht gerade zu den Märtyrern des Royalismus[4]. — Von den Leiden der königstreuen Emigranten weiss dagegen der in Russland 1833 als Buchhändler verstorbene JEAN FR. THOURY zu erzählen, wodurch seine vorwiegend persönlichen Berichte ein allgemeines kulturgeschichtliches Interesse erhalten[5]. Für die Detailkenntnis der Feldzüge unter der Republik und Napoleon I. sind nicht unwichtig die Souvenirs de guerre du général Bon. de Pouget[6], der noch in den 100 Tagen und während der Entscheidung von Belle-Alliance zu Napoleon hielt.

Manche anekdotenhafte Einzelheiten über die Zeit dieses Kaisers geben die Mémoires d'une contemporaine (Ida Saint-Elme), welche NAPOLÉON NEY frei bearbeitet hat[7]. Für die Kenntnis des russischen Feldzuges sind zu berücksichtigen die von GEORGES BERTIN verwerteten unmittelbaren Berichte[8].

Vorwiegendes Familieninteresse hat die kleine Schrift: Notes inéd. s. le Général de Merbion et la Famille Militaire de Jadart p. PAUL LAURENT[9]. Der unter Napoleon mit Auszeichnung dienende General Merbion hiess eigentlich Jadart, daher die Hineinziehung dieser Familie. — Eine etwas frühere Zeitepoche (von der Unterwerfung Corsicas unter Frankreich bis zu den Kämpfen gegen die französische Republik) schildern die Mémoires du chevalier de Mautort[10]; eines gegen die Revolution kämpfenden Emigranten.

Eine Schrift über den General Ducrot[11] führt uns in die Kämpfe der französischen Armee in Algier, in den Krimkrieg und in den deutsch-französischen des Jahres 1870 ein. Ducrot, der Deutschland aus eigener Anschauung kannte, sah die Gefahr, welche das neue Deutsche Reich für Frankreichs militärisches Übergewicht gebracht hat, voraus, und war daher für ein Eingreifen zu Gunsten Österreichs im Jahre 1866.

Die Mes souvenirs von General DU BARAIL deren 2. Band 1895 erschien, sind für die Geschichte des mexikanischen Feldzuges Napoleons III. und für die Charakteristik des von B. sehr gerühmten Marschalls Bazaine wichtig[12]. Von kulturhistorischem Interesse sind: 1. H. THIRION: La vie privée des financiers au XVIII[ième] siècle, eine Schrift, welche den verderblichen Einfluss der Finanzspekulanten auf das

---

3) ebds. 4) Über das Journal d'Adrien Duquesnoy, dép. du tiers état de Bar-le-Duc, (3. Mai 1789 bis 3. April 1790) p. p. la SH Cont. Paris, Picard, 1894—95 s. RCr., 1896, Nr. 19, p. 363 ff. 5) Mémoires de Jean Fr. Thoury (1789—1830) p. p. CH BOY, Paris, Plon. 6) p. p. Mme. de BOISDEFFRE, Paris, ebds. 7) Paris, Flammarion. 8) La campagne en Russie, d'après des témoins oculaires, Paris, Flammarion. 9) Paris, Alph. Picard et fils. 10) p. p. TILLETTE DE CLERMONT-TONNERRE, Paris, Plon. 11) La vie militaire du général Ducrot d'après sa correspondance (1839—1871) ebds. 2[ième] éd. 2 vols. 12) ebds.

französische Staatswesen, z. Teil nach Forschungen anderer, schildert[13]). 2. Die Schrift von ERNEST DAUDET: La Police et les Chouans sous le Consulat et l'Empire (1800—1815)[14]) ruht auf Polizei-Akten, zeigt aber, ohne Schuld des Verfassers, manche Lücken. 3. Eine verwandte Publikation vom Comte de CONTADES: Emigrés et Chouans[15]), ist im royalistischen Sinne gehalten.

Auch verschiedene andere Werke über Revolution und Kaiserreich mögen hier erwähnt werden: So das Lieferungswerk des abbé DELARC: L'Eglise de Paris, pendant la Révolution Française (1789—1801)[16]). Die dem Ref. bis jetzt nur zugegangenen 3 ersten Lieferungen (März—Mai 1895), zeigen sehr eingehende archivalische Studien, schildern die Abhängigkeit der französischen Kirche von dem Absolutismus der Regierung und die Zugeständnisse, welche der Klerus der Revolution zu machen bereit war, berücksichtigen auch die kirchliche Litteratur über die neuen Zeitideen. Verfasser zeichnet sich durch verhältnismässige Unparteilichkeit aus und trägt manches zur Zerstörung der Revolutions-Legende bei. Die Schrift von G. LENÔTRE: Paris révolutionnaire[17]), eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit, ist hauptsächlich durch die Beigabe von 60 treuen Bildern und Plänen von Wert. Eine geschichtliche Skizze der am 25. Juni 1791 aufgelösten, seit 1191 bestehenden k. Leibgarde giebt F. BELLANGER in Les Gardes du Corps sous les anciennes monarchies[18]). Zur Geschichte Napoleons I. bringt eine Broschüre von PROSPER POUILLET: La Belgique et la Chute de Napoléon Ier[19]) manches Aktenmässige und Unbekannte. Verfasser zeigt, wie in Belgien die anfängliche Begeisterung für das Kaiserreich sich infolge des Steuerdruckes und der Kriegslasten und besonders nach dem Vorgehen Napoleons gegen den Papst in Opposition verwandelte, wie diese seit dem Jahre 1813 stieg, aber doch bei dem Wechsel der kriegerischen Entscheidungen nicht zum offenen Ausbruch kam. Eine Schrift von JOHANN BAUER: Napoleon I. und seine militärischen Proklamationen[20]), enthält zumeist Übersetzungen bekannter Ansprachen des Kaisers, ist von einem ganz kritiklosen Napoleon-Enthusiasmus und von völliger Unkenntnis neuerer Forschungen durchdrungen. In den Stil des historischen Romanes verfallen 2 Schriften von FRÉDÉR. MASSON, die Oskar Marschall v. Bieberstein sehr unnötiger Weise deutsch bearbeitet hat: 1. Napoleon I. zu Hause. 2. Napoleon I. und die Frauen[21]). Etwas wertvoller ist eine von demselben bearbeitete Schrift von JOSEPH TURQUAN: Die Generalin Bonaparte[22]), welche der noch immer herrschenden Überschätzung Josephinens entgegenzuarbeiten sucht, freilich auf Grund von zum Teil zweifelhaften Quellen. Die von FRÉDÉR. MASSON und GUIDO BIAGO unter dem Titel Napoléon inconnu[23]) herausgegebenen Jugendnotizen Bonapartes, welche die Jahre 1786—1793 umfassen, sind für die Kenntnis des Einflusses Rousseaus auf B. und für des letzteren Stellung zu

---

13) Paris, Plon. 14) ebds. 15) Paris, Perrin. 16) Paris, Desclée, de Brouwer & Cie. 17) Paris, Didot. 18) Paris, Ch. Lavauzelle. 19) Bruxelles, Soc. Belge de Librairie. 20) München, Karl Gerber, s. des Ref. Besprechung in MHL. XXIV, 333 ff. 21) Leipzig, Schmidt u. Günther. 22) ebds. 23) Paris, Ollendorff.

den revolutionären Ideen wichtig. Ob B. aber in ihnen sein Inneres unverhüllt zeigt, mag dahingestellt bleiben (s. die Besprechung von G. VALBERT in RDM., 1. Aug. 1895, p. 697—708). In die Geschichte Belgiens seit seiner Wiedervereinigung mit Holland führt uns die 4 bändige Biographie des auch als Journalist und politischen Schriftsteller bedeutenden belgischen Staatsmannes Charles Rogier von ERNEST DISCAILLES[24]). Bei allem ihrem Werte für lokale Einzelheiten und der geschickten Hervorhebung des allgemeinen geschichtlichen Zusammenhanges, zeichnet B. doch ein einseitig patriotisches Lichtbild seines Helden. Besonderes Interesse hat hier das, was er über R. als Mitredakteur des Mathieu Laensbergh (später le Politique) der Jugendzs. La Récompense und als Dichter mitteilt.

In das wilde Treiben der guerre à outrance der Jahre 1870—71 und der Pariser Kommune führen uns die von OTTO SIMON zusammengestellten und übertragenen „Französische politische Mauer-Anschläge während der Zeit vom September 1870 bis Mai 1871“ ein[25]).

In der Besprechung der Werke, welche der französischen Litteratur der letzten 3 Jahrhunderte gewidmet sind, heben wir zunächst die allgemeineren Inhaltes hervor. EUGÈNE LINTILHAC hat einen Précis hist. et crit. de la litt. franç. veröffentlicht, dessen 2. Band mit dem 17. Jahrhundert beginnt[26]). So sehr auch der 1. Band von der fachmännischen Kritik getadelt ist, so wenig lässt sich an dem 2. Band aussetzen, man muss nur für ein Kompendium „à l'usage de tous les étudiants en lettres“ nicht dieselben Anforderungen stellen, wie für ein auf Forschungen erster Hand ruhendes Werk. L. schreibt sehr klar und gedrängt, bietet reiche und gut ausgewählte bibliographische Zusammenstellungen, hebt stets die allgemeinen Ideen und Zeitverhältnisse hervor und berücksichtigt auch die deutschen Schriften ohne irgendeine Voreingenommenheit. Sehr selten findet man bei ihm direkt Falsches (z. B. die Behauptung p. 147, dass der von Fénelon bekehrte Schotte Ramsay dessen „neveu“ gewesen sei).

Auf eingehenden Forschungen ruht: La Poésie patriotique en France dans les temps modernes p. CH. LENIENT[27]) ein Werk, das uns die den Schicksalen Frankreichs gewidmeten grösseren Dichtungen und Gelegenheitspoesien in den Haupterscheinungen und im Zusammenhang mit den allgemeinen geschichtlichen Verhältnissen vorführt. Wir sehen daraus, wie ungerecht Richelieu und Mazarin oft von ihren Zeitgenossen beurteilt worden, wie man Ludwig XIV. und XV. im Glücke huldigte, im Unglücke oder nach dem Tode schmähte, wie alle Erfolge der französischen Waffen begeisterte Huldigungen hervorriefen, die Misserfolge aber häufig den Unschuldigen aufgebürdet wurden. Über die Poesie der Revolutionszeit und des ersten Kaiserreiches geht es etwas kurz hinweg, behauptet aber mit Recht, dass die Napoleonische Ära für die französische Litteratur nicht sehr befruchtend war. Eingehend ist die romantische Schule und auch Béranger geschildert, viel zu grossen

24) Charles Rogier 1800—1885, d'après des documents inéd., Bruxelles, J. Lebrèque et Cie. 1893—1895. 25) Amsterdam und Leipzig, August Dieckmann. 26) Paris, 1874, 2ième éd. 1895, Libr. classique. 27) 2 vls. 1894. Paris, Hachette. Dem Ref. trotz zweimaliger Einforderung nicht zugegangen.

Wert legt L. der Revanchepoesie bei, was sich aus seinem Deutschenhasse, der u. a. Bismarcks „geheime Agenten" mit für die Niederreissung der Vendômesäule verantwortlich macht (II, 391), erklärt. Neben vergessenen oder anonym gebliebenen dichterischen Leistungen, führt L. auch ein schön abgerundetes Bild der grossen Dichter Frankreichs von Corneille an vor, wobei er mit Wärme gegen jeden Versuch ungünstiger Kritik derselben auftritt. Zuweilen macht er es sich darin etwas bequem, u. a. in den zu allgemein gehaltenen Bemerkungen über Taines Napoleon-Kritik und Birés Hugo-Forschungen, wobei er die Namen seiner Gegner verschweigt. Natürlich erfahren wir über die grossen Dichter nichts Neues. Das Werk reicht vom XVI. Jahrhundert bis zur französisch-russischen Allianz, die es verherrlicht und ist trotz mancher Lücken und Ungleichheiten eine gute Zusammenfassung von grösstenteils bekannten Dingen. Doch ist die Sucht nach Vergleichen mit oder ohne Anspielungen auf moderne Verhältnisse in der Darstellung der früheren Perioden keine angenehme Zugabe.

Die besonders durch Jean-Jacques Rousseau vertretene Empfindelei in der Naturauffassung und Litteratur schildert in knappen Umrissen Karl Kohler[28]). Unter dem Titel: Hist. de la littér. Franç. hors de France hat Vergile Rossel die französiche Schweiz, Belgien, Canada, Holland, Schweden und Dänemark, Deutschland, England, den Orient berücksichtigt[29]). Am besten ist ihm, neben der gedrängten, gut orientirenden Einleitung, der Abschnitt über die französische Schweiz, ein Auszug aus des Verfassers Spezialwerke (s. JBRPh. I, 210) gelungen, am wenigsten gut der über Deutschland. Da finden sich über die französischen Geschichtswerke des in seiner gut deutschen Gesinnung (s. u. a. die Jugendschrift: Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe, Oeuvres de Frédéric T. VIII besonders p. 21 ff.) und in seinem preussischen Patriotismus arg unterschätzten Friedrich d. Gr. seltsame Urteile, z. B. sollen die Mémoires p. servir à l'hist. de la maison de Brandebourg eine „imitation directe" von Voltaires „Siècle de Louis XIV." sein, was nach Form und Inhalt nur sehr teilweise zutrifft, abgesehen von dem früheren Abschluss des ersteren Werkes, die Hist. de la guerre de sept ans wird ganz kurz abgethan (s. p. 432 u. 433), vom Anti-Machiavel heisst es einfach: examen superficiel de contradicteur qui a mal lu (p. 438). Auch was R. sonst über die französische Litteratur auf deutschem Boden sagt, liesse sich mannigfach ergänzen und angreifen[30]).

Zur Ergänzung des eben besprochenen Werkes ist Berthold Litzmann: Friedr. Wilh. Gotter, sein Leben und seine Werke[31]) hinzuzuziehen, weil darin von Gs. Nachahmungen der französischen Dichtung eingehend die Rede ist. L. stellt fest, dass G., von vielen anderen französischen Vorgängern abgesehen, insbesondere Voltaires „Oreste", „Mérope", „Alzire" für die deutsche Bühne bearbeitet, dass er in seinem „Erbschleicher" Molières „Avare" und „Malade imaginaire" benutzt hat.

---

28) De la tendance sentimentale dans la Litt. Fr. au 18me. S. GPr. zu Schlettstadt. 29) Lausanne, E. Payot. 30) s. des Ref. Anzeige in ZFSL., XVIII, 6 u. 8. S. 202—204. 31) Hamburg u. Leipzig, Leop. Voss. Als Erscheinungsjahr ist auf dem Aussentitel 1895, auf dem Innentitel 1894 angegeben.

Auch sonst ist die Ausnutzung zeitgenössischer und früherer französischer Vorlagen für seine Theaterstücke und Gedichte eine derartig umfassende, dass von einer Originalität Gs. kaum noch die Rede sein kann.

Wie am Gothaer Hofe, so herrschten auch am Weimaraner bis in die Tage Goethes hinein der französische Geschmack und die Vorliebe für französische Dichter und Gelehrte. In der Mitte der siebziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts stand derselbe u. a. im Verkehr mit dem französischen Hellenisten J. B. Gaspar d'Ansse de Villoison[32]). Als Nachahmer der Franzosen zeigt sich auch König Gustav III. von Schweden, der seine Dramen zum Teil in französischer Sprache schrieb[33]).

Die Urteile der französischen Kritik über Heinrich Heine hat LOUIS P. BETZ in einer auf umfangreichem Material ruhenden Schrift zusammengestellt[34]). Er bespricht die sehr verschiedenartigen, nicht immer ganz zutreffenden Bemerkungen von Saint-René Taillandier, Barbey d'Aurevilly, Armand de Pontmartin, Hennequin, die in den Einleitungen zur französischen Ausgabe von Heines Werken, in Memoiren und in Gelegenheitskritiken, auch die Heinestudien von Montégut und Louis Ducros. Ebenso widmet er den französischen Übersetzern Heines und dem Einflusse desselben auf französische Zeitgenossen und Späterlebende eingehende Betrachtung, zeigt auch, wie schlecht H. französisch sprach und schrieb und wie er für seine französischen Zeitschriftenaufsätze und die Übertragungen seiner Werke hilfsbereite französische Freunde sehr in Anspruch nahm. Die französischen Kritiker scheinen manchmal Heine allzuviel Weihrauch gestreut zu haben, schon, weil sie seine dreisten Freibeutereien nicht kannten und auch B. selbst huldigt wohl etwas dem Heine-Kultus.

Wir kommen dann zu den litterarhistorischen Werken, die grössere Perioden der neueren französischen Litteratur zusammenfassen, ohne auf den allgemeinen Zusammenhang Bezug zu nehmen. Die französische Litteratur des XVII. Jahrh. hat der Jesuit G. LONGHAYE[35]) in 3 Bänden behandelt, von denen Bd. II mit Corneille beginnt. Seine Urteile sind, soweit nicht von kirchlichen Rücksichten beeinflusst, treffend und das Vorstudium ein gründliches. Band II behandelt unter dem Titel: „les premiers maîtres“: Corneille, Pascal, Molière, Bossuet. Was er über den ersten sagt, geht über herkömmliches nicht hinaus, in Pascals Provinzialbriefen sieht er den Versuch, die Jesuiten von den Dominikanern, den ersten Begründern der Casuistik, zu trennen und sich an ersteren zu rächen. Für Molière fehlt ihm allseitiges Verständnis, weil er einseitig vom moralisch-religiösen Standpunkt urteilt. Bossuet wird als Bekämpfer der Protestanten gerühmt, als Gallikaner und nicht unbedingter Vorkämpfer der päpstlichen Ansprüche getadelt, weshalb auch sein Discours sur l'hist. univers. nicht ohne Seitenhiebe fortkommt. Als Kanzelredner steht er nach ihm unübertroffen da, doch erkennt L. auch die Verdienste seiner Vorläufer an. In Band III folgt die sogenannte seconde génération

---

32) s. CH. JORET in RHLF. II. 523–541. **33)** Gustaf III.. som dramatisk foerfattare. Literarhist. studie a OSC. LEVERTIN, Stockh. 1894 (s. RCr. 3. Sept. 1895, p. 189—191). **34)** Heine in Frankreich. Eine litterarhist. Untersuch., Zürich, Alb. Müller. **35)** Hist. de la Litt. Fr. p. le R. P. G. Longhaye, Paris, Victor Retaux.

de maîtres, d. h. Boileau, Racine, Lafontaine, Bourdaloue, La Bruyère, Fénelon, kurz auch Mascaron und Fléchier. Boileau ist ihm zu antikheidnisch und ein Missachter des Christlichen in der Dichtung, Racine hat gleichfalls, seinen ethischen Voraussetzungen entsprechend, nicht immer seinen Beifall, und La Fontaine erscheint ihm zu wenig ernst. Bourdaloue wird als Kanzelredner unter Bossuet gestellt, sein Religions-Ideal sei unvollkommen, sein Styl leide an Künstelei. Fénelon wird gegen Crouslés Herabsetzung verteidigt und sogar von dem Vorwurf, Quietist gewesen zu sein, trotz der Verdammung seiner „Maximes des Saints", trotz seiner späteren Briefe an Clemens XII. und seiner Dissert. de amore puro, freigesprochen. In dem Streite Fs. mit Bossuet nimmt er, obwohl er des letzteren Schroffheit und Herrschsucht tadelt, doch sichtlich Bossuets Partei. Der „Télémaque" ist ihm wieder zu heidnisch, auch Fs. Brief an die Akademie sei ungerecht gegen manche Erscheinungen und Eigenheiten der französischen Sprache und Litteratur. Die Vorschriften, welche F. in seinen Dialogues sur l'Eloquence giebt, hält L. für übertrieben und einseitig, von seinen allerdings die Wirklichkeit zu wenig berücksichtigenden sozialen und politischen Gedanken will er nichts wissen. Er tadelt, dass F., der doch Jesus „tout mon bien" nannte, zu wenig von der Person Christi spreche und lobt ihn nur als Vorkämpfer des Papsttums gegen Jansenismus und Protestantismus, als Kirchenfürsten und als Seelsorger unbedingt. In der Besprechung der „Lettres spirituelles" Fénelons übergeht er die quietistischen Stellen derselben. Dass F. nie Cartesianer war, erkennt er richtig. Über Fs. engeres Verhältnis zum Orden Jesu sagt er nichts Bestimmtes. Der Abschnitt über Labruyère ist ohne erhebliche Bedeutung[36]).

In das 19. Jahrhundert führt uns eine Schrift von Albert Soubies, die indessen vorwiegend statistisch ist[37]). Eine auch auf statistischer Grundlage ruhende Geschichte des Institut de France schrieb unter dem Titel: Le premier siècle de l'Inst. de Fr. (25 oct. 1795 bis 25 oct. 1895) der Comte Tranqueville[38]).

Was über die einzelnen Litteraturgrössen im Jahre 1895 geschrieben ist, teilen wir nach folgenden Gruppen ein: 1. Dichtung. 2. Philosophie und Fachwissenschaft. 3. Brieflitteratur und Reiseschilderung.

1. Dichtung. Die älteren französischen Bearbeitungen des Herodes- und Mariannen-Thema von Hardy und Tristan l'Hermite bespricht nach Quelle und Inhalt Marcus Landau[39]), Die Dramen von Herodes und Marianne, I.

Über Molière liegt eine Programmabhandlung vor[40]), in welcher auf die Übereinstimmung mancher Stellen und Charaktere der „Fâcheux" und des „Misanthrope", besonders auf die Verwandtschaft zwischen Eraste und Alceste hingewiesen wird. Neues enthält sie nicht.

---

36) s. eingehendere Besprechung vom Ref. ZFSL. Bd. XIX S. 23 ff. 37) La comédie française depuis l'école romantique 1825—1874. Paris, Hachette, s. Besprechungen in RCr. 1. Juli 1895, p. 515, und in RLR. 15. Juli desselben Jahres, p. 329—333. 38) Paris, J. Rothschild. Vgl. ausführlichere Besprechung in ZFSL. XVIII 4, p. 103—105. 39) ZVglL. VIII 175—212. 40) Les Fâcheux de Molière comparés à son Misanthrope (Kgl. Gy. z. Königshütte) von R. Pech.

Aus dem Jahre 1894 sei nachgetragen, dass der dem Molière-Forscher nicht gerade vorteilhaft bekannte A. BALUFFE im Temps vom 26. März einen Aufsatz: Molière. L'archevêque de Narbonne, Tristan l'Hermite et Fléchier en 1659, d'après des docum. inéd. hat erscheinen lassen, der unwichtige Kleinigkeiten enthält.

Elf Jahre nach Molières Tode (1684) wurde eine „Féerie" von Donneau de Visé (Ms. litterarischém Gegner) und Thomas Corneille aufgeführt, in welcher der Volksglaube an Giftmischerei und Zauberei, wie Wahrsagerei lächerlich gemacht ward[41]). Anlass zu diesem vom Pol. Leutn. de la Reynie bestellten Stücke war die allgemeine Aufregung, welche der Prozess gegen die Giftmischerin Catherine de Voisin hervorgerufen hatte.

Den Plagiaten La Fontaines spüren A. DELBOULLE und LOUIS ARNOULD nach[42]). Ersterer weist nach, dass der Fabeldichter für seine Erzählung „l'Ermite" die Grundlage aus den „Dialogi de miraculis" von Cäsarius von Heisterbach, dem 1180—1240 lebenden deutschen Mönche, die ihm nach der französischen Übersetzung des père Garasse vorlagen, entnommen und daneben die 14te der Centi novelli benutzt hat. Letzterer berechnet, dass Lafontaine von 239 Fabeln nur 15 frei erfand, dagegen für 132 den Stoff aus Aesop und Phädrus und für 92 andere aus italienischen und französischen Autoren entnahm. Dass derselbe Dichter sich schon 1682 um einen Sitz in der französischen Akademie nach Cotins Tode vergeblich bewarb, zeigt EMILE ROY[43]).

CH. REVEILLOUT setzt seine Légende de Boileau fort[44]), indem er Bs. sehr berechnete Liebedienerei gegen Colbert und Ludwig XIV. eingehender bespricht und seine Bedeutung als Kritiker würdigt. In letzterer Hinsicht bestreitet er seinen massgebenden Einfluss auf Molière, Lafontaine und Racine, hebt die Schwächen seiner Art poétique, mit deren Zwangsregeln u. a. auch Bossuet nicht einverstanden war, hervor und betont, wie sehr der gefeierte Kritiker noch in vielen Vorurteilen seiner Zeit befangen war. Doch habe sein Charakter sich mit zunehmender Lebensreife geläutert und er sich daher von der leichten Satire der ernsteren Dichtung (Epitres, Art poét.) zugewandt.

Eine deutsche Übersetzung einiger Chorpartien von Racines „Athalie", die Goethe im Frühjahre 1789 niederschrieb, teilt B. GEIGER mit[45]).

Über einen litterarisch-gesellschaftlichen Zirkel, der 1656—1659 bei dem Dichter Pinchesne sich zusammenfand, macht PAUL D'ESTRÉE Mitteilung[46]). Von den Dichtern des XVIII. Jahrhunderts ist Colin d'Harleville etwas summarisch von GEORGES MEUNIER behandelt worden[47]). Über André Chénier giebt OSCAR SCHULTZ unter dem Titel: Beiträge zu Chénier, Bemerkungen über etliche streitige Lesarten der Gedichte Chs., bespricht dann Nachahmungen Lebruns und Voltaires bei Ch. und endet mit einer metrischen Übersetzung der Ode an Charlotte (Marie) Corday[48]).

41) FRANTZ FUNCK BRENTANO. La Devineresse. Une féerie pour la réforme des moeurs sous Louis XIV, Paris, Thorin. 42) RHLF. II 425 u. 461. 43) ebds. II 419—424. 44) RLR. Februar bis Juli. 45) Goethe-Jahrb. 1895, 35 bis 43. 46) Une académie bachique au XVIIième S. RHLF. II 491—522. 47) Un Poète Beauceron, Colin d'Harleville (1755—1806) Chartres, Impr. Garnier, 23 (18) p. 48) ASNS. Bd. 95, H. 3, S. 407—430.

Über den noch der Aufklärungszeit angehörenden Jean-Baptiste-Louis Gresset veröffentlichte CURT HERRENSCHWAND eine fleissige, doch in den ästhetischen Ausführungen öfters angreifbare Biographie[49].

Von Dichtern des XIX. Jahrhunderts bespricht ALEX. FAVORT Casimir Delavigne und seine Hauptwerke[50]. Er sieht in D. einen Vermittler des Klassischen und Romantischen und in der Tragödie: Les Vêpres siciliennes die Vorläuferin der späteren Romantik V. Hugos.

Das Werk von PAUL STAPFER: Racine et Victor Hugo, wichtig durch treffende sprachliche, wie litterarhistorische Bemerkungen, liegt in 5. Auflage vor[51]. Ebenso MOREL-FATIO: Etudes sur l'Espagne, 1ère sér. in 2. Auflage[52]. Darin ist ausser der Abhandlung „l'Espagne en France", besonders die vernichtende Kritik der von Hugo selbst gerühmten Geschichtstreue in dem Kapitel „L'Histoire dans Ruy Blas" sehr beachtenswert. Der alte Gegner Hugos, EDMOND BIRÉ, giebt unter dem Titel: l'Année 1817, eine kritische Besprechung des bekannten Kapitels aus dem Romane: Les Misérables[53].

Eine ansprechende Chrestomathie aus Alfred de Mussets Gedichten und Theaterstücken mit gut zusammenfassender, von persönlicher Wärme durchdrungener Einleitung giebt L. OSCAR KUHNS[54].

Ein unediertes Fragment aus George Sands Romane la Marraine (1828), s. RPar. 15. Mai 1895.

Über Leconte de Lisle finden sich Kleinigkeiten in französischen Revuen zerstreut. Über seine Mitarbeiterschaft an der Phalange, dem Organe der Anhänger Fourriers, von Mitte bis Ende 1847 (er schrieb 18 Gedichte hinein) berichtet JOS. HERMANN[55]. Sein Verhältnis zu zeitgenössischen Dichtern, wie Hugo, Lamartine, Musset, das kein allzu freundliches wa , und seine zweimalige vergebliche Akademie-Kandidatur, sowie manche Anekdoten bespricht JEAN DORMIS (Pseudon. einer Freundin Ls.)[56].

Honoré de Balzacs politische Richtung erörtert auf Grund unedierter Notizen EDM. BIRÉ[57]. B. war Royalist, obwohl nicht adlig von Geburt.

Von A. Dumas Sohn wird nachgewiesen, dass er ebensowenig, wie François Coppée, das Baccalaureatsexamen bestand[58].

Gustave Flaubert ist von JOHN CHARLES TARVER biographisch behandelt worden[59]. Wir erhalten daraus nur eine Bestätigung der herrschenden Ansichten über den französischen Romancier, auch die Besprechung seiner Werke, von denen „Bouvard et Pécuchet" besonders eingehend analysiert wird (301—358), bietet wenig neue Gesichtspunkte. Treffend gewürdigt ist „Madame Bovary" (156—195). Manche biographische Details lehrt uns T. etwas genauer kennen, als sie bisher

49) J. B. L. Gresset, s. Leben u. s. Werke, Zürich. Diss. 204 S. Vgl. ZFSL. XVIII 4. S. 194 ff. **50**) Etude s. Cas. Delavigne, Doctordiss. Berne, Impr. Karl Staempel. 1894. (Verspätet zugegangen). **51**) Paris Arm. Colin e. Cie. **52**) ebds., Bouillon. **53**) s. darüber RHLF. II 310. **54**) A Selection from the Poetry and Comedies of Alfr. de Musset. Boston. Ginn and Cie. **55**) RHebd. 18. Mai 1895, „Débuts poétiques de Leconte de L." **56**) L. de L. d'après des notes et des vers inéd. RDM., 15. Mai 1895. **57**) C. 10. u. 25. März 1895. **58**) RLR. April 1895, p. 191 f. **59**) Gust. Flaubert as seen in his Works and Correspondance. Westm. Archib. Constable e. Cie.



hervorgehoben sind. Warm anerkennend beurteilt Flaubert ANTON BETTELHEIM, weniger zustimmend ist an gleichem Orte sein Urteil über Zolas „Débâcle“ und Bourget, dessen „Disciple“ nicht gerade seinen Beifall hat[60]).

Die Schilderung, welche Emile Zola von den Wundern in Lourdes giebt, greift der dortige Arzt BOISSARIE vom medizinischen und kirchlichen Standpunkt an[61]). Zola hat nach ihm nur sehr flüchtige Studien für seinen Roman gemacht, manches willkürlich ausgeschmückt, auch ohne Sachkenntnis geurteilt. Am Schlusse der Broschüre sind Zeitungsreklamen über Bs. Vortrag zusammengestellt (74—78).

Eine Beurteilung der Romanserie „Les Rougon-Macquart“, die nicht gerade Neues bietet, giebt F. COLANI[62]).

Die persönlichen Anspielungen in Rodolphe Töpffers Schriften, sowie dessen ästhetische, künstlerische und politische Ansichten erörtert sehr sachlich HERM. WOLTERSTORFF[63]).

Endlich sei noch erwähnt, dass die 1877 erschienene „Renaissance“ des Comte GOBINEAU, eine Reihe dialogisierter Szenen von L. SCHEMANN trefflich ins Deutsche übertragen und mit fesselnd geschriebener historischer Einleitung über die Zeit der Renaissance versehen ist[64]).

2. Philosophie und Fachwissenschaft. Von der Ausgabe der Werke Blaise Pascals in den GEF. (Par., Hachette) liegt der 2. Bd. vor, der in der Hauptsache die letzten 6 Lettres à un Provincial enthält. Der Herausgeber PROSPER FAUGÈRE hat denselben, nach dem eingehend begründeten Urteile A. Gaziers[65]), wenig kritisch und sorgsam ediert. Ein in der Arsenal-Bibliothek zu Paris aufgefundenes Msk. zeigt uns Pascal und Le Camus, den geistlichen Berater des Erzbischofs von Rouen, Francois Harlay, als Gegner des der Heterodoxie beschuldigten Saint-Ange, Dr. th. an der Universität zu Bourges. Die Episode spielt 1647[66]). Eine um 1720 geschriebene Kopie der „Entretien de Pascal avec M. Saci sur Epictète et Montaigne“ druckt A. GAZIER wieder ab und erörtert ihre Textvorzüge[67]).

In die Beziehungen des Preziösentums führt uns eine von PAUL d'ESTRÉE unternommene litterarische Rehabilitation des duc de Montausier, Schwiegersohnes der Marquise von Rambouillet[68]).

Fénelon und ebensosehr Molière sucht ISIDOR KÖHLER[69]) in das Licht von Vorläufern der heutigen Frauenemanzipation zu setzen, ohne hinreichende Beweise. Seine Zusammenstellung der Äusserungen Molières über weibliche Erziehung hat einigen Wert, die eingehende Analyse der Schrift Fs. über Mädchenerziehung war, nach v. Sallwürks gediegener Schrift: F. und das weibliche Bildungswesen in Frankreich, nicht nötig.

60) Deutsche und Franzosen, Wien, Hartleben, 228—305. 61) Zola. Confér. du Luxembourg (21. Novbr. 1894). Paris, Maison de la Bonne Presse. 62) Essais de crit. hist. philos. littér. p. p. J. REINACH, Paris, Chailley. 63) Essai s. la vie et les oeuvres de Rod. Töpffer. II. Pr. Beil. d. RG. z. Magdeburg. 64) In Reclams Univ.-Bibl. 3511—3515. 65) I Cr. 7. Oct. 1895, p. 207 ff. 66) CH. URBAIN: Un épisode de la vie de J. P. Camus et de Pascal. L'affaire Saint-Ange. RHLF. II 1—35. 67) ebds. II 372—384. 68) A travers les manuscrits de Conrart. Montausier poète, M. historien. ebds. II 89—107. 69) Molières u. Fénelons Stellung zur Erziehung des weiblichen Geschlechtes im Zeitalter Ludwigs XIV. Pr. B. d. R. z. Plauen i./V.

Wirkliche Quellenstudien hat Verf. nicht gemacht, daher berührt der Ton, welchen er gegen Gelehrte, wie v. Sallwürk, anschlägt, um so auffallender. Pädagogischen Inhalts, mit Betonung des christlichen Standpunktes, ist auch das Werk von HENRI CHÉROT: Trois éducations princières au XVII[ième] s.: Le grand Condé, son fils, le duc d'Enghien, son petit fils, le duc de Bourbon (1630–1684), d'après les docum. originaux[70]).

Wir kommen nun zur Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts und ihren Vorläufern. Der bei Ludwig XIV. in Ungnade gefallene Marschall Vauban wird als Nationalökonom von FRIEDR. LOHMANN besprochen[71]). Die dem Marschall zugeschriebene Stellung als Vorläufer späterer nationalökonomischer Anschauungen wird hier mit triftigen Gründen angegriffen. V. erscheint nur als unmethodischer, übrigens auf das Volkswohl bedachter, streng monarchich gesinnter Praktiker. Eine 1895 noch unvollendete Biographie des Sozialpolitikers Quesnay lässt AUG. ONCKEN in ZLGSW. erscheinen.

Dass Montesquieu mit Unrecht befürchtete, sein Esprit des lois könne in Wien auf Betreiben der Jesuiten verboten werden, zeigt auf Grund eines (nach Kopie in der Bibliothek von Neuchâtel wieder abgedruckten) Briefes von Jeanroy-Duval, dem kaiserlichen Bibliothekar, an den österreichischen Gesandten in Paris, Marquis de Stainville (26. Juni 1750), P. BONNEFON[72]).

Manches Neuerschienene liegt über Voltaire und seinen Freundeskreis vor. EMILE FAGUET widmet ihm eine Monographie, welche Bekanntes gut zusammenfasst, aber in etwas von des Verfassers kirchlichem Standpunkte beeinflusst ist[73]). Gaston Maugras Schrift: Querelle des philosophes ist von OTTO SCHMIDT ins Deutsche übersetzt[74]). Sie behandelt den Streit Voltaires und Rousseaus durchaus zu Gunsten Voltaires, zeigt beinahe Gehässigkeit gegen R., ohne der Affaire wesentliche neue Seiten abzugewinnen. Sehr anerkennend spricht sich über Voltaires „Mahomet" MICHAEL BERNAYS[75]) aus, sucht zu erweisen, dass Schiller Goethes Unternehmen, das von ihm für die Weimaraner Bühne bearbeitete Stück aufzuführen, unbedingt gebilligt habe, und zieht in die Abhandlung vieles nicht streng zum Thema gehörende mit encyclopädischer Belesenheit hinein.

In der Dissertation von NATHAN FRIEDLAND: „Vergleich und Metapher in Voltaires Dramen[76]) sind besonders Vs. Verhältnis zu Racine und dem Klassizismus und seine selbständigen Eigentümlichkeiten hervorgehoben. Voltaires „Mérope" ist von ALBRECHT REIMANN[77]) gut verdeutscht worden.

---

70) Lille, Desclée, Brouwer c. Cie., vgl. RCr. 1896, Nr. 39, p. 178 ff. 71) Vauban, s. Stellung in d. Gesch. der Nationalökonomie u. s. Reformplan. SSF. XIII 4, Leipzig, Duncker u. Humblot. Näheres in des Ref. Bespr. in MHL. XXIV 455 ff. 72) RHLF. II 426–429. 73) Classiques populaires, Lecène et Oudin, Paris. 74) Philosophenzwist Voltaire u. J. J. Rousseau. Wien, Wilh. Frick. 75) Zur neueren Litteraturgeschichte. Bd I der Schriften z. Kritik u. Ltg. S. 99–361. Stuttg. Göschen. 76) Marburg 1895, Univ.-Buchdruckerei. Die Resultate ders. s. in d. Ref. Besprech. (LBlGRPh., 1896, Nr. 4, S. 136). 77) Progr. Beil. des Gymn. zu Wohlau.

Dass der Philosoph von Ferney, trotz seiner Hochschätzung Ariostos und Tassos, kein besonders grosser Kenner der italienischen Sprache und Verskunst war, zeigt, gestützt auf die Urteile von Algarotti, Baretti, Betinelli, Maffei, EUGÈNE ROUVY[78]). Sein absprechendes Urteil über Dante rief in Italien lebhafte Polemik hervor[79]).

Der Mitstreiter Voltaires für die Opfer des Prozesses in Abbeville, Linguet, wird in einer 1895 noch unabgeschlossenen Monographie von JEAN CRUPPI gewürdigt[80]). Wir erhalten durch dieselbe namentlich manche, Voltaires Schilderung des Prozesses berichtigende Angaben. So war die Verdächtigung, der chevalier de la Barre habe ein Kruzifix verstümmelt, gar nicht Gegenstand der Anklage und des Urteiles, sondern nur dessen gotteslästerliche und ungläubige Äusserungen. Seine Schuld an der That ist auch gar nicht durch Zeugenaussagen erwiesen. Das Pariser Parlament bestätigte die schreckliche Verurteilung de La Barres ohne Bedenken, suchte das aber, der Aufgeklärten halber, anders hinzustellen, wodurch auch Voltaire sich täuschen liess. Linguets warmes Eintreten für den Prozess de La Barres und seiner jugendlichen Mitangeklagten, welches nur den letzteren nützte, bleibt ein unbestrittener Ruhmestitel. Dass die Anklage gegen de la Barre eine Privatrache seines Nebenbuhlers Duval war, erweist sich als begründet[81]). Der ungleichmässige, an Launen und Schroffheit reiche Charakter Ls. zeigt sich auch in Crs. Darstellung unverändert. Nur sehr indirekt kommt dem Biographen Voltaires eine Schrift über den Genfer Rat François Tronchin zu Gute[82]). Wir lernen aus ihr die freundschaftlichen Beziehungen Trs. zu Voltaire, Diderot, Grimm u. a. und besonders sein Kunstinteresse mit Vorführung des kleinlichsten Details kennen. Direktere Beziehung zu Voltaire hat dagegen eine Abhandlung von ACHILLE TAPHANEL: la Beaumelle à Copenhague[83]), die auf ungedruckten Familienpapieren La Beaumelles ruht. Die Angabe Voltaires, B. sei aus der Jesuitenanstalt in Alais ausgestossen worden, ist irrig. Schon 1750 fanden, wie wir hier erfahren, Berührungen Bs. mit Voltaire, als dieser noch in Paris weilte, und mit Montesquieu statt. Über Bs. Beziehungen zur Hofwelt in Kopenhagen, zu Holberg und seinen Aufenthalt in Berlin, sowie über den vorhergehenden Bruch mit dem dänischen Hofe werden wir im einzelnen genauer unterrichtet. Der Charakter des Litteraten erscheint hier nicht günstiger, als nach bisheriger Auffassung.

Eine gut geschriebene, aber an Überschätzung des Helden leidende Monographie Diderots hat A. COLIGNON veröffentlicht[84]).

CH. URBAIN macht es wahrscheinlich, dass d'Alemberts Freund, abbé Etienne de Canaye, Anteil an dem Discours préliminaire der Encyklopädie gehabt hat[85]). Interessante, aber nicht immer wichtige Einzelheiten über den Salon der Mme. Geoffrin und ihre Persönlich-

---

78) RLR. Febr. 1896, p. 49—69. 79) EUG. ROUVY: Volt. et les polémiques italiennes sur Dante in RUM. Juli 1895. 80) Un avocatjournaliste au XVIII. S. Linguet. Paris, Hachette. 81) s. das Referat in RDM. März 1895, p. 123—157. 82) HENRY TRONCHIN: Le conseiller François Tr. et ses amis. Paris, Plon. 83) RHLF. II 201—220. 84) Paris, Félix Alcan. 85) RHLF. II 385—401.

keit, wobei von selbst Blicke auf die Aufklärungsepoche fallen, giebt A. TORNEZY[86]).

Eine zusammenfassende Schilderung des Lebens und Wirkens von Chamfort veröffentlichte MAURICE PELLISSON[87]). Einen ungedruckten Brief des auch litterarisch thätigen politischen Abenteurers Rivarol, in dem von der Befreiung Ludwigs XVI. die Rede ist, giebt CH. DE BEAUMONT heraus[88]).

Die ersten Anfänge der politischen Schriftstellerei Joseph de Maistres behandelt auf Grund zweier unedierter Mémoires aus dem Jahre 1788 (über die Parlamente und den Ämterkauf in Frankreich) CLÉMENT DE PAILLETTE[89]).

Eine wichtigere Publikation über Benjamin Constant ist die von D. MELEGARI[90]). Das hier wieder abgedruckte Journal intime Cs. umfasst mit Lücken die Jahre 1804—1816 und ist besonders für die Urteile des Verfassers über deutsche Litteratur, Philosophie und Wissenschaft, sowie über sein Verhältnis zu dem ihm wenig sympathischen französischen Klassizismus und der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts eine willkommene Fundgrube. Es erschien zuerst in d. R. Intern. de Rome 1887, seine vorhergehenden Schicksale erörtert der Herausgeber in der Einleitung p. VII—IX. Die im Anhange beigefügten Briefe aus den Jahren 1780 bis 1813 führen uns näher in das der Hauptsache noch schon bekannte Verhältnis zu Mme. de Charrière und Mme. de Staël. In der Einleitung giebt Herausgeber ein sehr ungeschminktes Charakterbild Cs., dessen Schwächen er keineswegs verschweigt[91]).

In die Herzensangelegenheiten des katholischen Schriftstellers Dominique Lacordaire führt uns d'HAUSSONVILLE ein[92]).

Eine wichtige Publikation über den Philosophen und Litterarhistoriker Victor Cousin hat BARTHÉLEMY SAINT HILAIRE veröffentlicht[93]). Ein Band derselben enthält die Korrespondenz Cs. u. a. mit Lammenais, Lacordaire, Schelling, Hegel, Hamilton, Manzoni und dem piemontesischen Minister d'Azeglio, für den C. 1830 einen Konstitutionsentwurf machte. Der Herausgeber bedauert in dem eingehenden biographischen Abriss, dass C. schon mit 28 Jahren von der Philosophie zur Politik und Literärgeschichte übergegangen sei, dass er dem philosophischen Eklektizismus gehuldigt und nach Versöhnung mit der katholischen Kirche gestrebt habe. Cs. philosophische Bedeutung wird keinesweg überschätzt. vgl. das Referat von ALFR. FOUILLÉE in RDM. 15. Sept. 1895, p. 477—480.

Wie dieser Philosoph von seinen Zeitgenossen beurteilt wurde, zeigt J. COLANI in den schon oben erwähnten Essais. Ebendaselbst werden auch Taines Auffassung der französischen Revolution und Renans

86) Un bureau d'esprit au XVIIIe s. Paris. Lecène, Oudin et Cie. 87) Ch. ét. sur sa vie, son caractère e. ses oeuvres, ebds., s. JOS. TEXTE in RHLF. II 612 f. 88) CHA. Juni 1895. 89) La Polit. de J. de Maistre d'après ses premiers écrits. Recueil des travaux de l'Académie des sciences morales et polit. (Mai u. Juni 1895, p. 730 u. 845). 90) Journal intime de Benj. de Constant et Lettres à sa famille et à ses amis, Par. Ollendorff. 91) Näheres in des Ref. Bericht in LBlGRPh. XVII S. 375—377. 92) RDM. 1. Mai 1895, Lacordaire intime, l'ami et le prêtre. 93) V. Cousin, Sa vie et sa correspondance, 3 vls. Paris, Hachette et Alcan.

„Confessions“ besprochen. Den letzteren schildert GABRIEL SÉAILLES[94]) ohne wesentlich über Bekanntes hinauszugelangen. H. Taine wird als Philosoph und philosophischer Historiker, unter Hervorhebung der geschichtlichen Zusammenhänge seiner Philosophie, in seinen Vorzügen wie Schwächen sehr sachverständig von GIACOMO BARZELOTTI geschildert[95]). Seine in den Jahren 1886, 1891, 1893 entstandenen Notes s. les Elém. derniers des choses, in RPh. (Juli) abgedruckt. ALB. SORELS akademische Rede auf Taine, die auf persönlichen Eindrücken ruht, aber sonst nichts Neues bietet, s. in deutscher Übers. in Biogr. Bl. I 163—180. Eine geschickte Chrestomathie aus den philosophischen Schriften und Gedichten des am 31. März 1888 verstorbenen Jean Marie Guyau nebst Einleitung in sein System gibt ALFRED FOUILLÉE, der Verwandte, Lehrer und väterliche Freund des Frühverstorbenen[96]).

Eine hübsch abgerundete, fesselnd geschriebene Monographie über Victor Duruy, den bekannten Historiker und Unterrichtsminister Napoleons III., hat ERNEST LAVISSE veröffentlicht. Persönliche Eindrücke und Erinnerungen des Duruy nahestehenden Verfassers geben ihr besonderen Wert, machen aber auch das etwas übertriebene Lob erklärlich. Dass Duruys Entlassung als Minister eine Konzession an die Liberalen denen Napoleon III., sich 1869 näherte, gewesen sei, glauben wir nicht, sehen viel mehr darin ein Werk der ultramontanen Gegner Ds. Ebenso scheint uns die von L. angenommene Sympathie der Kaiserin Eugenie für D. sehr fraglich. In Ds. Hass gegen Deutschland weiht uns L. genügend ein[97]).

3. Brieflitteratur und Reiseschilderung. Unedierte Briefe des durch Prosper Mérimée bekannten Reisenden Victor Jacquemont an den Marinekapitain Cordier (1773—1836) giebt HENRI ORMONT heraus[98]). Diese Briefe, 17 an Zahl, sind von Ostindien aus in der Zeit vom 26. Juni 1830 bis 20. Dezember 1831 geschrieben.

81 ebenfalls unedierte Briefe naturwissenschaftlichen Inhaltes an den Naturforscher Saint-Hilaire aus den Jahren 1837—1851 veröffentlicht S. LÉOTARD[99]). CH. DE LOMÉNIE lässt zwei Briefe von George Sand an Sainte-Beuve, die zur Zeit des Bruches mit A. de Musset geschrieben wurden, abdrucken[100]). 20 Briefe Sainte-Beuves an Prof. Gaullieur in Lausanne nebst den Antworten des letzteren, erschienen von EUG. RITTER veröffentlicht[101]). Sie gehören den Jahren 1844—1852 an und erwähnen Benjamin Constant, Mme. de Charrière, J.-B. Rousseau und Sainte-Beuves Arbeiten.

Eine Bibliographie der zerstreuten Briefe von Honoré de Balzac, 84 Nummern, von denen einzelne noch ungedruckt, giebt SPOELBERCH DE LOVENJOUL[102]).

---

94) Ernest Renan, Essai de biographie psychol. Paris, Perrin. 95) Ippolito Taine. Rome, Erm. Loescher. 96) Pages Choisies des Grands Ecrivains. J. M. Guyau. Paris. Arm. Colin e. Cie. 97) Un Ministre. Victor Duruy, Paris. Arm. Colin. 98) RHLF. II, 577—597. 99) Libr. Saturnin Léotard, Clermont l'Hérault. s. RCr., 21. Octobre 1895, p. 239—243. 100) NR. 1. Mai 1895. 101) BIG. XXXIII. 102) Essai d'une bibliogr. des lettres d'Honoré de Balzac parues dans les journaux, les recueils et les volumes (Interméd. des chercheurs et des curieux 20. u. 30. Jan. 1895.)

Von Taine wird eine Art Reisejournal aus den Jahren 1858—1867, welches Reiseerlebnisse, Sitten- und Kunsteindrücke schildert, zusammengestellt[103]). Desselben Schriftstellers Voyage aux Pyrénées ist in einer Schulausgabe von RICH. FOSS[104]) bequem zugänglich gemacht worden.

1896. a) Memoiren und Zeitschilderungen. Von ersteren, die sich in reicher Zahl finden, können wir nur besonders wichtige anführen.

1. **Mémoires de Saint-Simon** (s. JBRPh. I 214) p. p. A. DE BOISLISLE, von denen jetzt Bd. XI vorliegt[105]). 2. Souvenirs d'un historien de Napoleon I. Mémorial de J. de Norvins, p. p. L. de LARZAC DE LABORIE T. I (1769--1793)[106]). 3. Mémoires de Saint-Chamans (1802—1830), vorzugsweise militär. Inhalts[107]). 4. A. Nöel: Souvenirs milit. d'un officier du premier Empire (1795—1832)[108]). 5. Ziemlich unbedeutend sind die Mémoires du colonel Combe sur les campagnes de Russie, de Saxe, de France, also das Ende der Napoleonischen Zeit schildernd[109]). Aus dem XIX. Jahrhundert. 1. Génér. du Barail: Mes Souvenirs, T. III 1864—1879[110]), welcher Bd. bes. den Krieg von 1870 und des Autors Thätigkeit als Kriegsminister behandelt, ohne wesentlich Neues zu bringen. 2. A. DUBAN colonel: Souvenirs militaires d'un officier français[111]), welche die Zeit von 1846—1887 umfassen, ohne auch ihrerseits eine unentbehrliche Geschichtsquelle zu sein. 3. Interessanter sind die Aufzeichnungen des Senators DENORMANDIE über den Juniaufstand des Jahres 1848, die Belagerung von Paris, Kommunegräuel und die ersten Zeiten der Assemblée nationale. Der Standpunkt des Verfassers ist ein antiradikaler, er betont besonders die Gefahren des Sozialismus[112]). Hübsche Zeit- und Sittenschilderungen geben: 1. A. LAQUIANTE: Un hiver à Paris sous le consulat 1802—1803 d'après les lettres de T. F. Reichardt[113]). Umfassender ihrem Stoffe nach sind EUG. SPULLER's Hommes et choses de la Révolution, worin nur die einseitig demokratische, der Rev.-Legende huldigende Auffassung stört[114]). Das Journal d'un prêtre parisien von RUDEMARE (1788—1792) avec préf. de M. CH. d'HÉRICAULT ist besonders für die Kenntnis der kirchl. Verhältnisse und Belgiens während jener Zeit beachtenswert.

Für die Zeit Napoleons I. insbesondere kommt als kulturhistorisch in Betracht[115]): L'espionnage milit. sous Nap. I. Charles Schulmeister. Die kleine Schrift von GEOFFROY DE GRANDMAISON: Nap. et ses récents historiens urteilt vom kirchlichen Standpunkte[116]). Die von PAUL DESPIQUES: Oudinot et Marbot[117]) nimmt sich Oudinots gegen das z. T. abfällige Urteil in Marbots Memoiren an.

---

103) Notes de voyages en Belgique et en Hollande. RPar. 15. Juni und 15. Juli 1895. **104**) Berlin, R. Gaertner. **105**) Hachette, Paris. **106**) Paris. Plon, vgl. RCr. 1896 Nr. 46., p. 351ff. **107**) ebds. vgl. auch RCr. 1896 Nr. 41, p. 236ff. **108**) Paris Berger-Levrault, s. RCr. 1896, Nr. 39, p. 185 ff. **109**) Paris, Plon. **110**) ebd. **111**) Paris, Plon. **112**) Notes et souvenirs, 3ième éd. Paris, Chailley. **113**) Paris, Plon. **114**) Paris, Alcan. Vgl. die eingehende Bespr. in RCr. 1896 Nr. 23, p. 454—455. **115**) Paris, Berger-Levrault. Vgl. RCr. 1896, Nr. 40, p. 241 ff. **116**) Paris, Perrin. **117**) Paris, Berger-Levrault.

b) Allgemeine litterarhist. Darstellungen. Von der Hist. de la litt. franç. au XVIIième s. p. le R. P. G. Longhaye, liegt Tl. 4 u. 5, das Ende des Jahrhunderts und den Anfang des XVIII. (bis 1715) behandelnd, vor[118]). Von Mme. de Sévigné wird darin ein durchaus treffendes, ansprechendes Bild, insbesondere auf Grund ihres Briefwechsels, gezeichnet, auch in dem von Saint-Simon gegebenen treten die Schwächen und Vorzüge des Memoirenschreibers in gleich verteiltem Lichte hervor. Selbst mit der Jesuiten-Abneigung St.-Simons findet sich L. ab. Dagegen wird Mme. de Maintenon allzusehr idealisiert und sogar ihr Ehrgeiz und ihre Einmischung in die Politik abgeleugnet. Auch Ludwig XIV. kommt als Mensch und Herrscher zu gut fort, seinen s. g. Memoiren, die in ihrer stylist. Seite garnicht von ihm herrühren, wird übermässiger Weihrauch gespendet. Selbst seine Protektion der Litteratur war nicht so förderlich, wie L. meint. Der kirchliche Standpunkt des Verfassers zeigt sich in der abschätzigen Beurteilung Bayles und auch Fleurys, wie Massillons, in denen beiden er etwas von Aufklärung oder von Jansenismus und wittert. Der Lustspieldichter Regnard kommt bei dem moralisierenden Massstabe des Verfassers über Gebühr ungünstig fort. Dass L. übrigens auch den Ordensmann als Litterarhist. verleugnen kann, zeigt das Eingeständnis, der Orden Jesu habe auf die französiche Litt. des XVII. Jahrhunderts keinen Ausschlag gebenden Einfluss gehabt und seine treffende Hervorhebung der Schwächen des Geschichtschreibers Pater Daniel. Auch dieser Band ist fesselnd und schön geschrieben, reich an feinen psychologischen und ästhetischen Bemerkungen und kann dem Orden Jesu nur zur Zierde gereichen. Charles Déjob's Etudes sur la Tragédie[119]) besprechen die Schilderungen des französischen Hoflebens bei Corneille und Racine, mit besonderer Hervorhebung des „honnête homme à la Cour", versuchen ferner eine Ehrenrettung Campistrons als Dichter. Das 18. und 19. Jahrhundert behandeln sie in den zwei letzten Abhandlungen: La tragédie franç. en Italie et la tragéd. ital. en France und: Le drame contemporain en France et en Italie. Darin erörtert der Verfasser, dass von einem litterarischen Einfluss Frankreichs auf Italien vor dem 18. Jahrhundert nicht die Rede sein könne, auch habe bis zu Alfieri die französische Tragödie in Verachtung gestanden, nur die Komödie und das bürgerliche Drama seien beachtet worden. Im einzelnen bespricht er: Martelli, Conti, Zeno, Metastasio. Die Schöpfung des „drame historique", worunter er vorzugsweise politische Tendenzdramen versteht, schreibt er im Widerspruch mit aller Geschichte seinen Landsleuten zu. An den Romantikern hat er auszusetzen, dass sie in den Geist fernliegender, noch nicht genügend erforschter Perioden hätten eindringen wollen, mehr Sympathie hat er für das moderne Geschichtsdrama, von dessen Vertretern er H. de Bornier (La fille de Roland), V. Sardou (Patrie, la Haine), Fr. Coppée (Severo Tolli, les Jacobites, Pour la Couronne) genauer bespricht. Nach seinem Wunsche soll das historische Drama in der Wertschätzung seiner Landsleute an die Stelle des konventionellen, mehr entnervenden, als erhebenden Sittendrama treten und ihnen wieder zu sittlich-nationalem Aufschwunge verhelfen.

---

118) Paris, Vict. Retaux, in einem Bde. **119)** Paris, Arm. Colin e. Cie.

Ein gutes Kompendium der französischen Litteratur von den ersten Anfängen bis auf E. Zola und die Naturalisten, das namentlich für die neueste Periode auf selbständigem Studium ruht, hat D. BONNESON verfasst[120]).

Dagegen sind RENÉ DOUMIC's Etudes sur la littér. franç., welche litterarische Personen und Zustände von Froissart bis zur Gegenwart behandeln, nicht immer parteilos und gründlich, auch von der jetzt in Frankreich zur Mode werdenden Abneigung gegen das XVIII. Jahrhundert durchdrungen[121]). — Den französischen Roman des XIX. Jahrhunderts behandelt EUG. GILBERT mehr nach Vollständigkeit, als nach Hervorhebung des wirklich Bedeutenden strebend[122]).

Eine neue Ausgabe von Corneilles „Don Sanche d'Aragon" bespricht in der Einleitung auch die spanische Quelle des Stückes „El Palacio confuso", deren Verfasser zweifelhaft ist, und ebenso die französische, nämlich den 1644 erschienenen Roman: Don Pelage par le Sieur de Juvenel[123]). PAUL SCHMIDT verteidigt Corneilles „Polyeucte" mit Geschick gegen Lessings herabsetzende Beurteilung und berücksichtigt die Ansichten früherer Herausgeber der Tragödie[124]). Den Einfluss, welchen der Spanier Gongora als burlesker Dichter auf Scarron gehabt hat, weist Gustave Lanson[125]) nach, indem er zugleich betont, dass die Einwirkung G.s auf die französische Litteratur des XVII. Jahrhunderts sonst unbedeutend gewesen sei, auch dass die spanische Litteratur überhaupt damals keine so bedeutende Stellung bei den litterarischen Kreisen Frankreichs und den Gebildeten gehabt habe, wie die Italiens. Ein Hauptverdienst der gelehrten Abhandlung ist es, die Verbreitung der spanischen Sprache und Schriftwerke in Frankreich durch Aufzählung von Übersetzungen, Grammatiken, Hilfsbüchern, Benutzungen bei französischen Dichtern näher nachgewiesen zu haben.

Zur Bibliographie und Litterargeschichte der Dichtungen Racines gibt A. R. HOHLFELD fleissige Zusammenstellungen[126]). Den Einfluss des preziösen Romans auf Racines Tragödien, Corneilles spätere Stücke (seit 1656) auf Quinault, Pradon, La Chapelle, Campistron, Belin, den älteren Crébillon, behandelt, manches Übersehene nachtragend, ANT. MAATZ[127]). GEORG REIMANN hat seiner schon früher (1895) veröffentlichten Übersetzung von Boileaus „Art poétique", ch. I u. II nun auch die von ch. III, ebenfalls in Jamben, nachfolgen lassen[128]).

Das Molière-Lexikon von CH. LIVET ist eine treffliche Förderung der bisher noch sehr vernachlässigten sprachlichen Spezialforschung von

---

120) Les écrivains célèbres de la France ou Hist. de la Littér. depuis l'origine de la langue fr. jusqu'au XXe Siècle. 121) lière ser. Paris, Perrin. 122) Le roman en France pendant le XIXième s. Paris, Plon, s. RHLF. III. 131.ff. 123) Nouv. édit. p. p. FÉLIX HÉMON, Paris, Delagrave. 124) Beiträge z. Erklär. von Corneilles Polyeucte, Grimma, Fürstensch. Pr. Beil. 125) Et. s. les rapports de la litt. fr. et de la litt. espagnole au XVIIe s. (1600—1660) RHLF. 3e année, p. 45—70 u. 321—331. Über Gongora-Scarron p. 327.ff. 126) Contributions to a Bibliogr. of Racine, MLN., vol. XI. May 1896. 127) D. Einfluss d. hist. Romans auf das frz. Drama im Zeitalt. Ludwigs XIV. Diss. Rostock. 128) Pr. Beil. Gymn. Graudenz vgl. über ch. I u. II, G. CAREL's Besprech. in ZFSL. XIX, 54ff., dessen Ausstellungen auch für ch. III gelten.

Molières Stücken, doch gehört seine nähere Würdigung nicht in diesen Abschnitt[129]). E. G. W. BRAUNHOLTZ hat den „Avare“ Molières herausgegeben, in der Einleitung die Forschungen früherer Kommentatoren gut zusammenfassend[130]). Eine längere ästhetische Auseinandersetzung, die in einer Analyse des einheitlichen Baues des Misanthrope gipfelt, veröffentlichte unter dem Titel „Der Misanthrope als echte dramatische humoristische Darstellung des Schmerzes über den Widerspruch zwischen den christlich-sittlichen Idealen und dem Leben“, KL. HUMBERT[131]). Einen unedierten Bericht Baluzes über das Verbot des „Tartuffe“, s. RHLF. III. Nr. 1. p. 124—126. Dass Molière mit seiner Truppe im Aug. 1656 in Bordeaux geweilt haben muss, weil er am 15. Aug dort Gevatter stand, darüber siehe die Erörterung in RHLF. III, 1 p. 149f. — Über die Protektorrolle Condés gegenüber Molière, Racine, Lafontaine, Boileau siehe nähere Einzelheiten in des Duc d'AUMALE: Condé à Chantilly[132]).

Die Philosophie La Fontaines, d. h. die in seinen Fabeln enthaltene Lebensweisheit, behandelt sorgsam eingehend LOUIS DELAPORTE[133]). Unter dem Titel „La Fontaine naturaliste“ hat CHARLES DOUTREPONT eine verständnisvolle Abhandlung[134]) veröffentlicht, welche sich gegen den von P. de Rémusat in der RDM. Dzbr. 1869 dem Fabeldichter gemachten Vorwurf naturwissenschaftlicher Irrtümer wendet und diese Irrtümer aus der Anlehnung an die „Anciens“ und die „Tradition populaire“ erklärt, auch sich gegen die Meinung ausspricht, Laf. habe mit seiner Beseelung des tierischen Organismus sich gegen die Auffassung Descartes', dass die Tiere „simples machines, dépourvues de volonté, de mémoire et même d'instinct“ seien, wenden wollen. Über die Beziehungen von Lesages „Gil Blas de Santillane“ zu spanischen, italienischen und französischen Quellen bringt GUST. HAACK manches Übersehene und berichtigt irrtümliche frühere Annahmen[135]).

Voltaires dramatische Theorien und deren praktische Ausübung in seinen Tragödien behandelt H. LION mehr von dem rein historischen Standpunkt des „Tout comprendre c'est tout pardonner“, als vom kritischen oder ästhetischen. Er vernachlässigt die deutsche Voltaire-Litteratur ganz, ist auch sonst in seinen Vorstudien, namentlich was die von V. benutzten Quellen angeht, nicht immer erschöpfend[136]). Voltaires „Mérope“ und die früheren französischen und italienischen Bearbeitungen desselben Themas in ihren wechselseitigen Beziehungen (Gilbert, La Grange-Chancel Voltaire auf französischer, Torelli, Maffei, Alfieri auf italienischer Seite) bespricht TEICHMANN[137]). Über den für Voltaires Zeitalter nicht unwichtigen sogenannten chansonnier de Maurepas, das heisst eine bis 1748 gehende

---

129) Lexique de la langue de Mol., comparée à celle des écrivains de son temps, avec des comment. philol., hist. et gramm. T. I. A—C., T. II. D—L. Paris, Impr. nat. s. RCr. 1896. Nr. 37/38. p. 154 ff. **130)** Cambridge. Univ. Press. **131)** COIRW. Nov. Dez. 1896. S. 641—666 u. 705—724. **132)** RPar. 1. Oct. 1896. **133)** La philosophie de La F. Paris, Plon. **134)** ZFSL. XVIII S. 131—140. **135)** Untersuchungen z. Quellenk. von Lesages „G. B. de S.“ Kieler Dss. 1896. vgl. des Ref. Anz. in LBlGRPh. XVIII 322f. **136)** Les tragéd. es les théor. dram. de V. Paris, Hachette, vgl. C. FRIESLAND in ZFSL. XIX 38 ff. **137)** Merope im ital. u. franz. Dr. Pr. B. R G. Borna.

satirische Zeitgedichtsammlung, macht PAUL d'ESTRÉE[138]) interessante Mitteilungen, in denen auch auf die Censur des XVIII. Jahrhunderts Streiflichter fallen. Unedierte Briefe Melchior Grimms an Voltaires Sekretär Wagnière, die bald nach Voltaires Tode geschrieben sind und den Ankauf der Bibliothek desselben sowie die Ausgabe seiner Werke (die Strassburg-Kehler) in Katharinens II. Auftrage u. a. betreffen, teilt PAUL BONNEFON[139]) mit, spricht zugleich eingehend über Wagnières Verhältnis zu Voltaire.

Eine zum Teil misslungene Ehrenrettung von Nicolas Gilbert als Mensch und Dichter versucht JOHANN WEISS[140]), wobei einige Märchen über des Dichters Lebensumstände ihre Berichtigung erhalten.

Die wechselnden Schicksale eines in Hamburg vom 17. Dzbr. 1794—21. Mai 1814 bestehenden französischen Theaters schildert mit Beziehung auf die allgemeinen historischen Ereignisse G. HARKENSEE[141]). Eine unedierte Schrift von Camille Desmoulins, dem Freunde Dantons, welche unter dem Titel: „Entretiens de deux philosophes", freidenkerische Ansichten in dialogischer Form und mit antikisierender Namensgebung behandelt (die beiden disputirenden Freunde heissen Néarque und Sosthène) teilt E. CHARAVAY[142]) mit.

Eine geistvoll zusammenfassende Skizze von Mme. de Staël hat H. MORF veröffentlicht[143]).

Eine Schrift von G. PAILHÈS über Chateaubriand polemisiert nicht ohne Glück gegen Sainte-Beuves Herabsetzung Ch.s, kann aber die Schwächen und Launen ihres Klienten, auch dessen Benehmen der Gattin gegenüber nicht rechtfertigen[144]). Über RENÉ KERVILERS: Essai d'une bibliogr. de Chateaubriand et de sa famille[145]) s. RHLF. III[3], 458ff.

Eine Victor Hugo-Anthologie veröffentlichte JUL. STEEG[146]). Über ein Plagiat Hugos in der Lég. des Siècles s. RHLF. III 1, p. 127. J. CHASLES schildert z. T. auf Grund unedierten Briefmateriales Victor Pavie, Hugos und der Romantiker bekannten Fahnenträger[147]). Die Unabhängigkeit des Lindnerschen „Brutus und Collatinus" und der Nisselschen „Agnes v. Meran" von Ponsards „Lucrèce" und „Agnès de Méranie", erweist WALTER BORMANN[148]). Die kleine Schrift von AIMÉ CAMP[149]) bespricht eine belanglose philosophische Jugendarbeit (1827) Alfred de Mussets, sowie die Reminiscenzen aus Sophokles, aus Pindar u. a. griechischen Lyrikern, aus Plato und endlich die Verwendung der antiken Mythologie in dess. Dichtungen. Die Liebesaffaire Alfr. de Mussets und der George Sand ist wieder mehrfach besprochen worden, so von MAURICE CLOUARD in RPar. 15. Aug. 1896 unter dem Titel Alfr. de M. e. G. Sand, nach Familienbriefen der Verwandten

138) Les origines du chansonnier de M. RHLF. 3e année, n. 3, p. 332—345. **139)** Ebds. Nr. 4. p. 481—535. (Une corresp. inéd. de Gr. avec. W.) **140)** Nicolas Gilberts Satiren, Eine litter. Studie Pr. B. d. St. O. R. z. Leipa i/B. 1896. vgl. des REF. Anz. u. LBlGRPh. XVIII 273f. **141)** Pr. B. des H. Johaneums 1896. **142)** RHLF. 3e année Nr. 4 p. 576—596. **143)** Nation, XIII Nr. 45—46. **144)** Ch. sa femme et ses amis, Bordeaux Féret. vgl. RENÉ DOUMIC in RDM., 15. Okt. 1896, p. 933f. u. REF. FG. XIII. 76—77. **145)** Vannes, Lafolye. **146)** Morceaux choisis de V. H. Paris, Delagrave. **147)** JD. 26. Juni. **148)** ZVglL. X 175ff. **149)** Alfr. de Musset. Influence des études classiques, Montpellier, Impr. centrale. 29 p.

M.s, von Dr. CABANES in RHebd. nach Mitteilungen des Dr. Pagello, des angeblichen Liebhabers der Sand, der aber seine Schuld leugnet und vorher (Cosm. Mai u. Juni 1896) in einem für G. Sand günstigen Sinne von SPOELBERCH DE LOVENJOUL[150]).

Ebenso ist die vielumstrittene Liebe Sainte-Beuves zu Victor Hugos Gattin zur Gewissheit geworden durch E. LEMAITRES Broschüre: Le livre d'amour. Ste. Beuve e. V. Hugo[151]).

Von den Romanschriftstellern des zweiten Kaiserreiches ist Honoré de Balzac von CH. PORTAL in CHA. Aug. 1896 unter dem Tittel: Les ancêtres de Balzac behandelt worden. Er stellt fest, dass die Schreibweise eigentlich Balssa oder Balsa ist und erst der Vater von Honoré sich Balzac schrieb, dass diese Vorfahren Bauern, Ackersleute, Brauer u. s. w., aber stets kleine Grundeigentümer gewesen sind. Die Familie stammt aus dem Flecken Nougairie im Arrond. Albé.

Einen kurzen unedierten Brief Prosper Mérimées aus Anlass des Prozesses Libri (1852), an dem M. litterarisch teilnahm, s. RLR., Nvbr. 1896, p. 335. Die Resultate einer nach Dumas Fils' Tode veranstalteten Schriftsteller-Enquête besprach RENÉ DOUMIC[152]).

Einen warmen Nekrolog auf Dumas aus der Feder des † SARRAZIN s. FG. XIII 2, 17ff. Emile Montégut, Freund Henri Heines und Vermittler des deutschen und englischen Geistes in Frankreich[153]), wird von LOUIS P. BETZ trefflich geschildert. DERSELBE AUTOR und ADOLPHE JULLIEN erörtern die geschäftlichen und freundschaftlichen Beziehungen Eug. Randuels zu Heine und zu den französischen Romantikern[154]). K. WEHRMANN bespricht die Technik Emile Zolas, erörtert sachgemäss die Vorzüge wie Schwächen des vielangefeindeten Romancier und warnt davor, Z. mit dem Masstabe einer veralteten Ästhetik zu messen[155]). Wer sich von Vorurteilen gegen Zola heilen will, lese diese Abhandlung. Zolas neuesten Roman „Rome“ charakterisiert RENÉ DOUMIC[156]).

Wissenschaft: Den Einfluss, welchen Montaigne auf die Wissenschaft, besonders die Kartesianische Philosophie, des XVII. Jahrhunderts gehabt haben soll, schildert PAUL LAUMONIER[157]), wobei er jedoch das, was dem französischen Geiste überhaupt eigen ist, wie der bon sens, die Vorliebe für das Klassische u. a. als besondere Merkmale Montaignes hinstellt und dessen Skeptizismus thunlichst herabzudrücken sucht. Jedenfalls ist M. eher ein précurseur du XVIIIe, als du XVIIe s. gewesen. Ebenso wenig überzeugend ist E. T. PERRENS' Abhandlung: Les Libertins sous Richelieu[158]), worin dem berühmten Staatsmanne nicht nur selbst der Vorwurf der Freigeisterei gemacht, sondern auch eine Protektion dieser Richtung Schuld gegeben wird, weil manche seiner Anhänger (besonders der Dichter Boisrobert), nicht minder aber seine geschworenen Feinde, wie Gaston v. Orléans, (von dem ein unediertes Schreiben mitgeteilt wird), und neutrale Personen, wie die Ärzte Morin und Naudé, zu jener Zeit Freidenker gewesen seien.

---

150) Hierüber vgl. RHLF. (Chron.) III^{3} p. 478. 151) Reims, Michaud. 152) RDM., 15. Jan. p. 456ff. 153) ZFSL. XVIII 202—217. 154) RHLF. III 3, p. 449—452. u. RDM. 1. Dzb. 1895, 1. Jan. 1. Febr. 1896. 155) ZFSL. XVIII 1—57. 156) RDM. 15. Mai, 447ff. 157) RHLF. 3e année Nr. 2 p. 204—217 (M. précurseur du XVIIe s.) 158) Ebds. Nr. 4 p. 536—575.

Der 300. Geburtstag Descartes' hat eine grössere Anzahl Festreden, Jubiläumsschriften u. a. hervorgerufen und die RPM. ihm eine besondere Jubiläums-Nr. gewidmet. Wichtiger als die andren darin enthaltenen Beiträge, ist eine Abhandlung von G. LANSON über den Einfluss, den der Philosoph nicht nur auf das XVII. sondern auch auf das XVIII., insbesondere auf Montesquieu und Voltaire, gehabt haben soll. L. unterscheidet allerdings einen direkten und indirekten Einfluss und findet den letzteren z. B. in Montesquieus „Esprit des lois" und Voltaires „Candide" wieder, aber gewagt bleibt es immerhin, bei einem so geschworenen Gegner Descartes', wie Voltaire, von einem Einfluss des Kartesianischen Geistes zu sprechen. Natürlich leiden auch die andren Jubiläums-Artikel sehr an Überschätzung des Gefeierten und seines Einflusses auf die Nachwelt. Eine Broschüre über Descartes schildert dessen „Discours de la méthode" als ein dem Kirchenglauben nicht widersprechendes Werk und äussert sich anerkennend über des Philosophen Mathematik und Optik. Dass D. sich den kirchlichen Anschauungen auch als Philosoph thunlichst anschmiegte, hat bekanntlich in seiner wohlbegründeten Sorge vor Verfolgung den Hauptgrund, die biographischen Notizen in dem Schriftchen enthalten nichts Neues[159]).

Der Lehrer Molières, jener in seiner Grundrichtung skeptische Philosoph Gassendi, ist z. T. Gegenstand eines sehr gelehrten, aber nicht immer gut geordneten und streng beim Thema bleibenden Werkes[160]).

Eine kritische Ausgabe der „Pensées" von Pascal, die je nach Partei und Konfessionsinteresse später ungeändert und gefälscht, vom Autor selbst in bruchstückartigem, unvollendetem Zustande hinterlassen und von Bossuet, Faugère, Havet, Molinier mit bisweilen willkürlichem Eklektizismus herausgegeben sind, veröffentlichte G. MICHAUT[161]). Auch er hat die von Pascal verschuldeten Gebrechen nicht heilen können. In der Einleitung sucht M. Pascal gegen den Vorwurf des Skeptizismus, wie des religiösen Fanatismus zu verteidigen.

An stellenweiser Breite und Unklarheit leidet eine sonst gründliche Schrift über Malebranche[162]). Pierre Bayle wird als Zeitschriftenherausgeber von LOUIS P. BETZ eingehend und sachlich gewürdigt[163]). Zwei Hauptvertreter der französischen Theologie des XVII. Jahrhunderts, Bossuet und Fénelon, sind in letzter Zeit öfter Gegenstand der Forschung und Kontroverse geworden. Dabei hat sich, nach dem Vorgange Crouslés und Douens, mehr und mehr eine Richtung gebildet, die Bossuet auf Kosten seines mit ihm wegen der quietistischen Streitigkeiten in Zwist geratenen Amtsbruders zu verherrlichen sucht. Gegen

---

159) Notes sur la vie de Descartes et sur le Discours de la méthode, p. A. NETTER, Paris, Berger-Levrault. 160) ALBR. HAAS, Üb. d. Einfluss d. epicuräischen Staats- u. Rechts-Philosophie des XVI. u. XVII. Jahrh. Berlin, Mayer u. Müller. 161) Commentationes Acad. univ. Friburg. Helvet. Fasc. VI. Les Pensées de Pascal disposées suiv. l'ordre du cahier autogr., texte crit, établi d'après le ms. orig. et les deux copies de la Bibl. nat., avec les variantes des princip. édit., précédé d'une introduct. d'un tabl. chronol. et de notes bibliogr. Frib. Helvet. apud Bibliop. Univers. (vgl. L. MOLINIER RCr. 1897. Nr. 14., 274ff. 162) J. RAINER, Malebranches Ethik in ihrer Abhängigkeit von s. Erkenntnistheorie u. Metaphys. 163) Pierre Bayle und die Nouvelles de la Républ. des Lettres (1684—1687. Zürich, Alb. Müller. s. des Ref. Anz. in LBLGRPh.) XVIII 274f.

diese Einseitigkeit, die mit darin ihren Grund hat, dass Fénelon als Vorkämpfer Roms, Bekämpfer der Jansenisten und Protestanten, lauer Anhänger der gallikanischen Kirche und halber Jesuitenfreund, den heutigen kirchlichen Anschauungen sehr unsympathisch ist, während man Bossuet seinen Gallikanismus zu Gute rechnet, trat REFERENT in einer biographischen Schrift auf[164]). Sein Versuch, nicht nur Fénelon, sondern auch dem Katholizismus gerecht zu werden, hat ihm protestantischerseits den Vorwurf der „Papistophilie“ (!) zugezogen.

Dagegen schwimmt Abbé THÉODORE DELMONT[165]) ganz im Fahrwasser des blindesten Bossuet-Kultes. Nach einem guten Résumé der neuesten Arbeiten über Boss. und Fénel., wobei natürlich alles für letzteren günstige getadelt wird, zeichnet er ein Porträt Bossuets, das nur Licht, aber keinen Schatten hat. B. soll nach Delmonts Verschönerungsmethode mild gegen Protestanten und seine persönlichen Gegner gewesen sein, an Kenntnissen eine Art Universallexikon, u. a. auch ein grosser Astronom (!) und Philosoph. D. verfällt somit hier stark in den Fehler der „Hagiographie“, den er dem Kardinal Bausset, dem Biographen Bossuets und Fénelons, zum Vorwurf macht. In dem darauf folgenden Porträt Fénelons werden dessen menschliche Schwächen, besonders seine angebl. „insincérité inconsciente“ desto stärker hervorgehoben. Ganz mit Unrecht wird sein theol. Wissen bezweifelt. Von seinen edlen Vorzügen, seiner aufopfernden Thätigkeit als Seelsorger und Erzbischof, ist nur nebenbei die Rede. Daran schliesst sich eine oft kleinliche Polemik gegen Rohrbacher: Hist. de l'église cathol. und Reaume: Vie de Bossuet, weil sie Bossuet nicht unbedingt bewundern und Fénelon günstig sind. Das Recht ist hierbei keineswegs immer auf Seiten Ds.

Günstiger kann man über eine 2. Schrift DELMONTS urteilen, in der neben übertreibender Bossuet-Verherrlichung wenigstens grosse Sachkenntnis hervortritt[166]). Den Bericht Pirots, des zweideutigen Freundes Fénelons, über die „Maximes des Saints“ und die Streitigkeiten mit Bossuet und Anhang bis 25. Aug. 1697 druckt CH. URBAIN mit gelehrten Anmerkungen und Einleitung, wie Vervollständigung in RHLF. 3e année, Nr. 3, p. 409–334 nach Kopie der Archives nat. ab.

Über Mme. de Maintenon, die auch in jenen Zwist Bossuets und Fénelons zum Nachteile des letzteren eingriff, giebt es eine Klatschschrift „La Casette ouverte de l'illustre Criole ou les Amours de Mme. de M...“ (1692), welche ein Besitzer derselben, der ital. Arzt Pajoli, ein Hausbeamter der M., mit Randbemerkungen versehen hat. Über diese und einzelne Notizen in der „Casette“ (beide scheinen ohne erheblichen Wert zu sein) handelt ein kleiner Artikel der RLR. (Febr. 1896, p. 70).

Ungedruckte Briefe Bosquets, der nacheinander Intendant von Guyenne und Languedoc, Bischof von Lodère und Montpellier war, teilt L. G. PELISSIER[167]) mit. Sie stammen aus den Jahren 1649—1653,

164) Fénelon, Erzbischof v. Cambrai. Ein Lebensbild Leipz. Rengersche Buchhhandlung vgl. M. HARTMANN in ZFSL. Bd. XIX S. 30ff. 165) Fénelon et Bossuet, d'apr. les derniers travaux. Lyon, A. Cote. 166) Quid conferant Latina Bossueti opera ad cognoscendam illius vitam, indolem, doctrinam. Paris, Putois-Cretté. Weit eingehender behandelt DELMONT ein ähnliches Thema in der Schrift: Bossuet et les Saints Pères. Paris, Putois Cretté. Vgl. d. Ref. Abh. i. ZFSL. XXI², S 11ff. 167) RLR. März 1896, 177ff.

sind an den Kanzler Séguier gerichtet und beziehen sich auf die Session der Stände von Languedoc (zu Montpellier April-Novbr. 1649), auf die vom Toulouser Parlament erregten Unruhen (1651), und auf Bosquets diplomat. Thätigkeit im J. 1653, die ihn u. a. auch als Unterhändler Mazarins nach Rom führte. Um tieferen Einblick in die Zeitverhältnisse zu geben, dazu sind sie zu kurz.

Hier sei noch erwähnt, dass der 200. Todestag von Mme. de Sévigné, die als Briefstellerin eine viel hervorragendere Bedeutung hat, als Bosquet, eine Broschüre von E. Le Mire[168]) veranlasste, in der Märchen über ihren Tod und ihre Beerdigung, z. B., dass sie an den Blattern gestorben und im Kellerraum beigesetzt sei, wiederlegt werden. Über La Rochefoucauld liegt eine gut orientierende, den Helden eher unter- als überschätzende Monographie von Fél. Hémon[169]) vor.

Unter dem Titel Die sog. Mémoires de Grandchamp und ihre Fortsetzungen und die sogen. Mém. des Marquis de Sassenage weisst Siegm. Hellmann in einer fleissigen, scharfsinnigen Abhandlung nach, dass die im J. 1702 erschienene, bis 1709 fortgesetzte Guerre d'Italie ou Mémoires du Comte D. nicht vom Marquis du Grandchamp und die bis 1706 reichende, später um ein Jahr verlängerte Guerre d'Espagne, de Bavière et de Flandre ou Mémoires du Marquis D. nicht vom Marquis de Sassenage herrühren können, dass auch der hist. Wert beider Aufzeichnungen gering ist[170]).

Als Vorstudie zu einem grösseren Werke über Montesquieu hat Karl Walcker eine kleine Schrift veröffentlicht[171]), worin auch die von Alb. de M. herausgegebenen Nachlassschriften des grossen Mannes zur Geltung kommen. Der Verfasser scheint uns jedoch Ms. „heimlichen, aber eifrigen" Protestantismus und seine angeblich germanische Geistesrichtung zu überschätzen. Ob man M., weil 15 seiner Voraussagen eintrafen, gleich als „politischen Propheten" feiern kann, ist auch fraglich. Trotzdem kann man bei der gründlichen Kenntnis seines Autors von dem Verfasser noch tüchtige Leistungen auf dem Gebiete der Montesquieu-Litteratur erwarten. — E. Fournol sucht die Beziehungen von Bodins „Six livres de la République" zu Montesquieus „Esprit des lois" klar zu stellen, ohne zu überzeugenden Resultaten zu gelangen[172]).

Eine Ausgabe von Montesquieus „Considérations s. la grandeur et la décad. des Romains" mit guter historischer Einleitung veröffentlichte Camille Jullian[173]).

Der gleichfalls um die Kenntnis des englischen Wesens damals in Frankreich verdiente Abbé Prévost, wird von Henry Harisse zum Gegenstand einer auf eingehenden Quellenstudien ruhenden, auch sachlich gehaltenen Biographie gemacht[174]).

Die Bemühungen Voltaires um die Rehabilitation des ungerecht verurteilten Jean Calas schildert auf Grund von Voltaires Briefwechsel

---

168) A propos du 2ième centenaire de Mme. de S. vgl. RHLF. III 3, p. 635. 169) Paris, Lecène, Oudin et Cie. 170) HA. X. Heft 171) M. als Polyhistor, philos. Vorkämpfer der germ.-prot. Kultur und als polit. Prophet. Leipzig, Rossberg. 172) Bodin prédécesseur de M., Paris, Rousseau. 173) Paris. Hachette. 174) L'abbé Prévost, hist. de sa vie et de ses œuvres. Paris, Calm. Lévy.



BERNH. WEGE[175]). Der Kenner erfährt daraus natürlich nichts Neues. — Vom katholischen Standpunkt wird Voltaires Wirken und litterarische Stellung von NOURISSON beurteilt[176]).

Unedierte Briefe Voltaires an die holländische Comtesse Bentimk werden aus dem B.'schen Familienarchiv von PHIL. GODET[177]) herausgegeben. Sie reichen vom 18. Februar 1755 bis 6. November 1777 und sind von V.s philosophischen Lieblingsmeinungen erfüllt.

Über Bernardin de Saint-Pierres Teilnahme an den Feldzügen in Deutschland (1760), in Malta (1761) und seine Thätigkeit als russischer Ingenieur in Finnland (1763), sowie über seinen Aufenthalt in Isle de France giebt L. C. LARGEMAIN ungedruckte Dokumente und spricht zugleich über desselben Abstammungsverhältnisse[178]). Auch widerlegt er die Annahme Maurys, dass B. de St. P. sich in der Armee einen falschen Namen beigelegt habe.

Die Studie über Gaspar Villoison et la cour de Weimar (vgl. 1895) schliesst CH. JORET[179]) ab, teilt unedierte Berichte mit, die V. als litterarischer Korrespondent Karl Augusts von Weimar von Paris aus an diesen richtete, spricht über V.s Beziehungen zur Weimaraner Hofwelt und seinen Aufenthalt in anderen Teilen Deutschlands auf der Rückreise nach Frankreich, 1783 (bes. in Frankfurt a. M. und Darmstadt) und über V.s litterarische Thätigkeit.

Von Mirabeaus 1777 entstandenen 6 Dialogen: Amours de la marquise de M. . . et du comte de M. (d. h. Mir. und Sophie de Monier) werden Nr. 3—5 in RPar. 1. Dezember 1896 abgedruckt.

Über die in der Geschichte der französischen Revolution mitwirkenden Abenteurer Rivarol und über Chamfort spricht im Anschluss an die Monographien von Pelisson, Maur. und André le Breton RENÉ DOUMIC[180]).

Zwei Frauen berühmter Männer der Revolutions-Zeit werden uns in ihrem Privatleben näher geführt[181]).

Aus dem Leben der französischen Emigranten jener Periode, teilt uns CH. JORET eine anziehende Episode mit[182]). K. G. BOCKENHEIMER schildert, auch kulturhistorisch interessant, das vaterlandsverräterische Treiben der republikanischen Partei in Mainz, welche mit dem französischen Eroberer Custine im Bunde war[183]).

Ein unediertes Sendschreiben des Wohlfahrtsausschusses mit dem der berühmte Schauspieler Talma in die französischen Departements geschickt wurde, um dort patriotisch-republikanische Stücke auf die Bühne zu bringen (August 1773), s. RHLF. III. Nr. 3 p. 448.

---

175) Der Prozess Calas im Briefwechsel Voltaires. T. I Pr. Beil. Leibnitz-Gy. z. Berlin. 176) Voltaire et le voltairianisme. Paris, Lethielleux. 177) RPar. 15. Sept. 1896. 178) RHLF. 3e année, Nr. 4. Mélanges, p. 599—607. 179) ebds. Nr. 2 u. 3 p. 161—191 und 346—375. 180) RDM. 15. Februar 1896, p. 935 ff. 181) ANTOINE GUILLOIS: La marquise de Condorcet, sa famille, son salon, ses amis (1764—1822). Paris, Ollendorff (vgl. RCr. 1897, Nr. 4, 77 ff.) und JOIN-LAMBERT: Le mariage de Mme. Roland, trois années de correspond. amoureuse, 1777—1780. Paris. Plon, Nourrit e. Cie., (vgl. ebd. 1896, Nr. 21, 407 ff.). 182) Le comte du Manoir et la cour de Weimar, Paris, Picard. 183) Die Mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793. Mainz-Kupferberg.

Über den Plan Dalbergs, im J. 1805 in Paris unter Napoleons Protektion eine Bibl. germanique zu begründen, dessen Fehlschlagen und ähnliche frühere Versuche s. L. GEIGERs Beiträge in ZVglL. X 350—52 und 493—495.

Dass Marnix de St. Adelgonde in seinen 1857 von Edg. Quinet herausgegebenen „Tabl. des différends de la religion", den Rabelais stellenweise ausgeschrieben hat, zeigt A. DELBOULLE[184]).

Über die Wirkungen der phantastischen Lehren Saint-Simons, des Hauptbegründers des modernen Sozialismus in Frankreich, unterrichten uns zwei neuere Publikationen[185]).

Eine wohlverdiente Abfertigung Proudhons, der aber noch mehr Vertiefung und ausgedehnteres Studium zu wünschen wäre, giebt ARTH. DESJARDINS[186]).

Die politisch-sozialen Verhältnisse der 3. Republik in Frankreich schildert, mehr die Schatten- als die Lichtseiten hervorhebend, doch mit Sachkenntnis und mannigfach wohlberechtigter Schärfe, ein anonymes Werk[187]).

Von Reiseberichten sei auch hier auf die Nouv. Correspondance inéd. de Vict. Jacquemont avec le capitaine de vaisseau Joseph Cordier (vergl. 1895), deren Fortsetzung und Schluss, Briefe vom 22. Dezember 1831 bis Ende Oktober 1832 enthaltend, HENRI ORMONT[188]) giebt, hingewiesen.

Weil eingesandt, sei zum Schluss noch eine Prog.-Abhandlung unter dem Titel: Analyses des Tragédies du Cid, d'Horace et de Phèdre von H. KIRCHSTEIN[189]), eine gewandt geschriebene französische Stylübung, erwähnt.

Nachträge 1894—1896. (Verspätet, z. T. um 3—4 Jahre verspätet, der Redaktion eingesandte Bücher.)

1894. C. D. FÉRARD[190]) gibt persönliche Erinnerungen an die Entwicklung des französischen Elementar-Schulwesens von Ludwig Philipp bis über die Ferryschen Schulgesetze hinaus. Standpunkt: massvoll katholisch. Eine Mitteilung von ARM. GASTÉ[191]) über die weltlichen und geistlichen Körperschaften in Vire vor 1789 geht, obwohl auf handschriftlichem Material ruhend, nur den Lokalforscher an.

1895. Der Abriss der französischen Litteratur bis auf die unmittelbare Gegenwart von W. GEBERT ist für Examenzwecke nützlich[192]).

Die Plaudereien über französisches Unterrichtswesen von der Renaissance bis zur Gegenwart von A. PICAVET[193]) sind ins Deutsche lesbar übersetzt.

Den Anforderungen des französischen Baccalaureats entsprechend ist ein Paukbuch der französischen Dichter und Prosaisten vom 11. Jahr-

---

184) RHLF. III 3, p. 440ff. **185)** GEORGES WEIL. L'école Saint-Simonienne, s. hist., s. influence jusqu'à nos jours. Paris, Alcan; u. SEBAST. CHARLÉTY. Hist. du Saint-Simonisme, Paris, Hachette. **186)** Pr., sa vie, ses oeuvres et sa doctrine, Paris, Perrin. **187)** Frankreich an der Zeitwende. (Fin de siècle). Hamburg Aktien-Verlagsanstalt. **188)** RHLF. III Nr. 1 u. 2, p. 107—123 u. 245—269. **189)** GPr. Elbing. **190)** Mémoires d'un vieux maitre d'Ecole. Par. Delagrave. **191)** In BHPh. 1894 (Separatabz.). **192)** Précis hist de la litt. franç. Stuttg. Hobbing und Büchle. **193)** Bibl. d. pol. u. soz. Wissenschaften Frankreichs, Zittau, Pahl. Bd. II.

hundert — 1850. Die in Etikettenform den Werken derselben angehängten Werturteile sind öfter angreifbar[194]).

Dürftige Anthologie der französischen Dramatiker (Corneille, Racine, Molière, Voltaire) von FELIX MARTEL und E. DEVINAT[195]). (Über Beziehungen Molières zu Fielding vgl. FELIX LINDNERS[196]) Litterarische Studie (S. 182—184).

Über Corneilles Cid handelt ein englischer, gut geschriebener, sachlich nichts Neues bringender Aufsatz von F. M. WARRENS[197]), W. KNÖRICH[198]) beleuchtet in sehr gelehrter Weise den Einfluss, welchen Castigliones „Cortegiano" auf die Marquise v. Rambouillet und ihre Bestrebungen hatte.

Ein Vergleich von Regnards „Menèchmes" mit dem plautinischen gleichbetitelten Originale von W. PISCHL[199]) kommt nicht zu neuen Resultaten. Von französischen Prosaikern ist Bossuet mehrfach in mikrologischer Art von ARMAND GASTÉ[200]) behandelt. Er weist nach, dass ein Silberkelch in Plessis-Grimoult nicht von Bossuet selbst, sondern schon von dessen Vorgänger im Priorate dieses Ortes gestiftet sei. (vgl. über dens. Autor JBRPh. III, 239 und seine schon 1890 ersch. Broschüre: Bossuet. Deux lettres inéd. et doc. nouv. p. servir à l'hist. de son épiscopat à Meaux (1682—1704)[201]). Der Schöngeist, abbé Cotin, Molières Gegner, findet einen Apologeten in E. BUISON[202]).

A. ODIN: Genèse des grands hommes. Gens de Lettres Français modernes, 2. Bde. Par. et Lausanne, Hub. Welter et Henri Mignot. Während die von O. scharf kritisierten Vorläufer in der Philosophie, Naturforschung und Sozialwissenschaft, von den nicht genügend erforschten Begriffen der hérédité und des milieu ausgehend, über die Entwicklung der Menschen im allgemeinen mehr oder weniger willkürliche, unbeweisbare Behauptungen aufstellten, geht O. von einem bestimmten Kreise der Menschen, nämlich von den genialen oder talentvollen französischen Schriftstellern der letzten 6 Jahrhunderte, aus (mit Ausschluss der noch lebenden), und stellt die Einwirkungen der Vererbung, der Örtlichkeit, der politisch-sozialen Verhältnisse, der Rasse, des Geschlechts, der Religion, Familie, Erziehung etc. tabellarisch fest. Was die Abstammung der grossen Schriftsteller angeht, so wird die Fabel, dass sie aus armen Verhältnissen und aus der Hefe des Volkes hervorgehen, und dass grosse Städte zu ihnen das reichste Kontingent stellen, beseitigt, vielmehr erwiesen, dass sie überwiegend aus den Kreisen der Beamten, Gelehrten, Geschäftsleute, Gewerbetreibenden stammen, in wohlsituierten Verhältnissen aufgewachsen sind und dass ihr Geburtsort gewöhnlich der Hauptsitz eines Verwaltungsbezirkes ist. Der Begriff der „grands

---

194) Tableaux synoptiques de la litt. franç.. Avignon, Aubanel frères, p. J. SEYTRE. 195) Théâtre class. du 17ième et du 18ième S., ebendas. 196) Henry Fieldings dram. Werke. Leipz. Koch. 197) Unity of Place of Cid MLN. Jan. 1895. p. 1—10. 198) ZKG. III 385 ff. Weimar, Felber 1896. u. d. T. „Litt. gesell. Bestrebungen der Damen u. ihr Vorbild, sowie die Frauen-Emancipation in Frankr. während d. 1. Hälfte d. 17. Jahrh." 199) Pr. D. R. u. Ober-Gy. zu Feldkirch 1895—96. 200) La calice de Bossuet au Plessis-Grimoult, Havre. Impr. de Commerce. 201) Caen. Henri Delesques. 202) Q. 1—15. Nvbr. p. 57—83 u. 183—206.

hommes“ ist freilich etwas einseitig gefasst. O. versteht darunter berühmte und erfolgreiche Männer, scheint sogar den Fürsten Bismarck, weil eine hässliche Intrigue ihn von seiner erhabenen Höhe stürzte, nicht denselben zurechnen zu wollen. Sonst ist des Verfassers Auffassung und Beurteilung eine durchaus sachliche, und seine Ergebnisse ruhen auf den eingehendsten, mühsamsten Studien. Mehr in das Gebiet der Geschichte, als in das der eigentlichen Litteratur streifend, sind auch MELCHIOR DE VOGÜÉS Essays: Devant le siècle[203]).

PAUL DE MONVALLIER. L'enseignement supérieur et du rôle des Universités catholiques. Poitiers, Oudin et Cie. In diesem vor der General-Versammlung des Bureau Diocésain zu Angoulême am 14. Mai 1894 gehaltenen Discours, geht der geistliche Verfasser der französischen Fakultäten, besonders den Rechtsschulen mit ihrem Formalismus und ihrer einseitigen Bevorzugung des römischen Rechtes, scharf zu Leibe, während er die deutschen Universitäten und die katholische zu Löwen warm anerkennt. Er hofft von den seit 1875 in Frankreich bestehenden katholischen Universitäten, falls sie zeitgemäss umgestaltet werden (z. B. sollen sie noch eine Fakultät für National-Oekonomie angliedern) und sich eines zahlreicheren Besuches erfreuen, eine ähnliche Konkurrenz der „Université“ gegenüber, wie sie die Ecoles libres den höheren Staatsschulen gemacht haben.

1896. Zunächst eine Anzahl Kleinigkeiten. J. L'HERMITTE teilt 6 Familienbriefe des Historikers Baluze an den Gatten seiner Nichte aus der Zeit vom Februar bis 9. Juli 1695 mit[204]). Sie betreffen Empfehlungen. Die Echtheit eines Pastelbildes d'Alemberts von de Latour (1753) erörtert ARM. GASTÉ[205]). Über einen in Montpellier als medizinischen Schriftsteller und Dichter einst thätigen Arzt Boissier du Sauvage äussert sich mit unnötiger Breite MR. GRASSET[206]). Die Apologie des kirchlich gesinnten Advokaten und Litteraten Emile de Saint-Auban, Verfasser der Schrift: Un Pélerinage à Bayreuth, von PIERRE FROMENT[207]) mag exklusive Wagner-Schwärmer erbauen.

Über einen Mitarbeiter des Historikers Aug. Thierry (Martial Delpit) und über Thierry's Bekehrung zum Katholizismus machen P. B. DES VALADES und H. CHÉROT neue Mitteilungen[208]).

Chrestomathien von Diderot, Mignet, Gautier, Flaubert, den Goncourt haben JUL. GUY, GEORGES WEIL, PAUL SIRVEN, G. LANSON, H. TOUDOUZE veröffentlicht[209]).

Eine wichtige Studie über Racan, den Dichter der „Bergeries“, gehört neben so vielem Unwichtigen auch dem Jahre 1896 an[210]). Der Verfasser giebt auf Grund des vorliegenden gedruckten Materiales und

---

203) Par. Arm. Colin. **204**) Lettr. inéd. de Baluze à N. Melon du Verdier, Tulle, Impr. Tulle. **205**) Par., Typogr. Plon et Nourrit u. d. T.: Le Portrait orig. de d'Alembert p. De Latour. **206**) Le médecin de l'amour au temps de Marivaux, Montpellier, Camille Coulet. **207**) Emile de St.-Auban, l'orateur et l'écrivain, Gray, Typogr. de Gilbert Roux. **208**) Q. 15. Nvbr. p. 219—233 u. Etudes Okt. 15. u. 15. Nvbr. Letztere Abh. erweitert in Sonderabdr. Par. Vict. Retaux, u. d. T. La Conversion de Aug. Thierry. **209**) Pages choisies des grands écrivains. Nr. 1. bei Delagrave (Par.), die anderen bei Arm. Colin. (Par.). **210**) Racan. Hist. anecdotique et crit. de sa vie et de ses œuvres. (Doktorthese) p. LOUIS ARNOULD. Par. Arm. Colin et Cie.

neuer Dokumente ein sehr vertieftes und bis ins Einzelnste detailliertes biographisch-litterarhistorisches Bild. Leider entgeht er dem naheliegenden Versuche einer Überschätzung seines Helden nicht, wie die Parallele desselben mit Lafontaine beweist. Die S. 520—549 angehängte „Hist. posthume de R.“, eine fleissige Zusammenstellung der Urteile der Nachgeborenen über R., macht den Eindruck einer langen Reklameliste, in der Spreu und Weizen nicht gesondert sind. Gut zusammenfassend ist aber die „Conclusion‘, (S. 551—559). Von Schriftstellern unseres Zeitalters sind die beiden Goncourt streng von René Doumic kritisiert[211]).

Diese beiden Schriftsteller werden mit nicht mehr Wohlwollen in einer Sammlung von kleinen pikant geschriebenen, aber nicht grade tiefgehenden Essays beurteilt, welche u. a. auch Taine, Barbey d'Aurevilly, Guy de Maupassant, Pierre Loti, Amiel, sowie verschiedene andere Schriftsteller der unmittelbaren Gegenwart oder jüngst vergangenen Epoche berücksichtigt[212]), Feuilletonistischen Charakters ist auch eine zweite ähnliche Artikelserie[213]).

In der sonst sehr gediegenen Biographie Chamissos von Xavier Brun[214]) kommt hier nur Abschnitt XXVII, welcher von Ch. als Nachahmer und Mitübersetzer Bérangers handelt und beide als Dichter vergleicht, in Betracht.

Anhangsweise möge noch erwähnt werden, dass ein vor seiner eigentlichen dichterischen Entwicklung schon im Duell mit dem Direktor des Théâtre des Variétés (27. Nvbr. 1829) gefallener Dichter aus Anjou, Charles Dovalle (geb. 1807), eine warme Würdigung seiner lyrischen Gedichte gefunden hat. D. war Redakteur des Echo des Salons und ein Zeitungsartikel, um dessentwillen man ihm in jenem Theater die Eintrittskarte entzog, führte das Duell herbei[215]).

H. Schoen: Die französischen Hochschulen seit der Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Universitäten[216]), giebt, wie im Titel ausdrücklich bemerkt, einen (geschickten) Auszug aus Liard, l'Enseignement supér. en France 1789—1893. Karl Dorfeld: Das französische Gymnasial- und Realschulwesen unter der 3. Republik (Zs. f. ausl. Unterrichtswesen, Jul., S. 309—322), bespricht etwas summarisch die Reformversuche und Reformen im französischen Unterricht von Jules Simon bis zu Ferrys Schulgesetzen.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Rousseau. 1895 et 96. On a publié dans ces dernières années plusieurs éditions de la Lettre à d'Alembert sur les spectacles, en y joignant une introduction et des notes qui sont bien nécessaires pour comprendre la genèse de cet ouvrage, et les allusions qui y sont répandues à poignées. Rousseau est un écrivain très retors; et nulle

---

211) RDM. 15 Aug., p. 933—944. 212) Michel Salomon: Etudes et Portraits littéraires. Par. Plon. 213) Raoul Rosières: Recherches (sur la poésie contempor. Par. A. Laisney. 214) Adelbert de Chamisso. 1781—1838). Lyon, A. Waltener (jetzt P. Legendre et Cie.). 215) Emile Chevalier. Charles Dovalle. Sa vie, son œuvre. Angers, Germain e. Grassin. 216) München, Akadem Verlag.

part il ne l'a été davantage. L'édition de M. FONTAINE[1]) est la plus ample; l'introduction est très développée; il donne en appendice la réponse de d'Alembert. M. BRUNEL a fait une édition[2]) à l'usage des classes; il avait déjà publié un volume du même genre: J. J. Rousseau. Extraits en prose, 1892. Ces deux éditions sont meilleures que celle de M. l'abbé LAHARGOU[3]).

Du Contrat social, édition comprenant, avec le texte définitif, les versions primitives de l'ouvrage, collationnées sur les manuscrits autographes de Genève et de Neuchâtel, une introduction et des notes, par EDMOND DREYFUS-BRISAC[4]). Cette belle édition est enrichie de quatre fac-similés de l'écriture de Rousseau. L'éditeur s'est donné pour tâche d'éclairer le texte de Rousseau par un groupement raisonné de tous les renseignements connus sur la composition de l'œuvre, et par le rapprochement suggestif d'un certain nombre de passages empruntés, surtout à l'auteur lui-même, mais aussi aux écrivains célèbres qui avaient traité avant lui les mêmes questions. Le manuscrit de Genève, qu'il publie en appendice, est la mise au net des premiers brouillons de Rousseau; elle a été le point de départ de nouveaux remaniements et d'additions, qui ont abouti au texte définitif. Quelques morceaux, et des plus intéressants, ont été laissés de côté par l'auteur du Contrat social, et ne se retrouvent que là. Le texte de ce manuscrit avait déjà été publié en 1887 par M. Alexeieff, dans le second volume d'un ouvrage écrit en russe: Etudes sur J. J. Rousseau: I. Rousseau en France (1741—1762). II. L'influence de la vie politique de Genève sur la doctrine de J. J. Rousseau. — Dans les manuscrits de Neuchâtel, M. Dreyfus a recueilli quelques menus fragments, et un long morceau: Que l'état de guerre naît de l'état social. Cette édition sera désormais indispensable à ceux qui voudront parler du Contrat social.

Le testament de Jean-Jacques Rousseau, 1771, publié par O. SCHULTZ-GORA[5]), avec une introduction et des notes. Ce n'est pas l'oeuvre de Rousseau, comme le croit l'éditeur: c'est une revue des ouvrages de Rousseau, faite par un homme de sens et d'esprit; sans grande portée: mais c'est un assez bon specimen de la critique d'alors. On ne connaissait qu'un seul exemplaire de cet opuscule, et l'on a bien fait de le réimprimer. Reste à chercher le nom de l'auteur.

JOSEPH TEXTE. J. J. Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire, étude sur les relations littéraires de la France et de l'Angleterre au XVIIIe siècle[6]). Ouvrage intéressant, érudit et solide. L'auteur s'est appliqué à rechercher par quelles voies la connaissance de la littérature et des idées anglaises a pénétré en France: c'est une marche progressive et lente que M. Texte suit pas à pas, depuis l'époque où quelques hommes d'étude, protestants réfugiés en Hollande et en Angleterre à la fin du 17e siècle, commencèrent à préparer le terrain, jusqu'au moment (1800) où madame de Staël publia le livre

---

1) Paris, Garnier, 1889, 334 pages. 2) Paris, Hachette, 1896, XXXI et 220 pages. 3) Paris, Poussielgue, 1897, XXXII et 144 pages. 4) Paris, Alcan, 1896. XXXVI et 424 pages. 5) Halle, Max Niemeyer, 1897, 46 pages. 6) Paris, Hachette, 1895. XXIV et 466 pages.



de la Littérature. L'influence de Rousseau dans tout cela ne doit pas être exagérée. J'aurai occasion de développer ailleurs mes objections contre un des paragraphes du livre de M. Texte, celui qui, dans la table des matières, est indiqué ainsi: «Origines du génie de Rousseau; ce qu'il doit à Genève, et par Genève, à l'Angleterre». Je pense que par Genève, à l'Angleterre, Rousseau ne doit rien du tout. Mais ce n'est qu'un détail; en somme, l'ouvrage de M. Texte, très riche, très abondant, très bien informé, constitue un véritable enrichissement pour l'histoire littéraire.

Léo Claretie. J. J. Rousseau et ses amies, avec une préface de Ernest Legouvé, de l'Académie Française[7]). Livre d'une lecture facile; l'auteur s'est proposé de plaire au grand public, et non point à M. M. les érudits; il a des partis-pris, et l'exactitude dans les détails est le cadet de ses soucis.

Eugène Ritter. La famille et la jeunesse de J. J. Rousseau[8]). MM. de Grenus et Galiffe, dans leurs livres de généalogies genèvoises, et M. Louis Dufour-Vernes, dans deux opuscules: Recherches sur Rousseau et sa parenté, 1878; — Les ascendants de Rousseau, 1890, s'étaient attachés à découvrir, dans l'histoire de la famille et des ancêtres de Rousseau, l'origine de quelques traits de son singulier caractère. J'ai repris ce sujet; je l'ai étudié pendant plus de vingt ans; et dans la première partie de mon livre, j'ai résumé les résultats auxquels mes recherches m'avaient conduit. Dans l'autre moitié du volume, j'ai essayé de montrer que madame de Warens avait été dans sa jeunesse l'élève d'un chrétien éminent; et qu'elle s'était ainsi trouvée en mesure de suivre et d'aider Jean-Jacques dans l'élaboration des idées religieuses auxquelles il est demeuré fidèle, et qu'il a mises à la base de la Profession de foi du Vicaire savoyard.

Genève. Eugène Ritter.

Deutsche Rousseaulitteratur. 1895. 1896. Vom einseitig-theologischen Standpunkte, also zu Gunsten Augustins urteilend, vergleicht C. Herntrich Rousseaus Confessions mit Augustins Confessiones[1]).

R. Mahrenholz.

Französische Litteratur der Gegenwart. 1895. ***Romane.*** George Ohnet, La Dame en gris[1]). Annie, unter Gesindel, in Armut und ohne Erziehung aufgewachsen, kann ihre schlimme Vergangenheit nicht von sich abschütteln, selbst nicht, als sie durch eine selbstlose Liebe geläutert wird. Sie geht so nicht durch eigene Schuld, sondern an dem Widerstande der Gesellschaft zu Grunde. Nebenbei kommen in der Erzählung ein sozialistischer Arbeiter Charles und der Schriftsteller Danziat vor, der manche bemerkenswerte Äusserungen über die Pariser Schriftstellerwelt vorbringt.

---

7) Paris, Chailley, 1896. 305 pages. 8) Paris, Hachette, 1896. VII et 305 pages.

1) Augustin und Rousseau nach ihren „Bekenntnissen" beurteilt. Schleswig. Jul. Begas, 1896.

1) Paris, Ollendorff.

Henry Rabusson, Monsieur Cotillon[2]). Eine Frau weiss ihren recht unbeständigen und flatterhaften Mann durch die Treue, welche sie ihm trotzdem bewahrt, zur Pflicht zurückzuführen.

Arsène Houssaye, Les larmes de Mathilde[3]). Mathilde liebt ihren sittenlosen Vetter. Als sie über ihn Näheres erfährt, erkrankt sie und ist dem Tode nahe. Nach dem Ableben ihres Vetters heiratet sie zwar einen Anderen, aber vergiftet sich aus Liebesgram.

Henry Gréville, Fidèlka[4]). Anette hofft, den ausschweifenden Soudine dadurch, dass sie ihn heiratet, auf den guten Weg zurückzubringen; er jedoch verzweifelt daran, sie glücklich machen zu können und erschiesst sich am Tage vor der Hochzeit. Daneben läuft die eigentliche Haupterzählung: der Hochstapler Ardiane, mit dem Beinamen Fidèlka, der vorzüglich Piano spielt, und sich für einen Prinzen ausgiebt, weiss viele Frauen für sich einzunehmen; die Gräfin Mar' Ivanna, welche ihn leidenschaftlich liebt, erkennt zuletzt seine Unwürdigkeit und erschiesst ihn.

Alphonse Daudet, La Petite Paroisse, Mœurs conjugales[5]). Napoléon Mérivet hat nach dem Tode seiner untreuen Gattin eine kleine Kirche zu ihrem Andenken bauen lassen, und diese der Gemeinde Draveil geschenkt. Richard Fénigan, ein Gutsbesitzer, der durch seine Frau Ähnliches erlitten hat, vergiebt ihr zuletzt, durch das Beispiel seines Nachbars und Freundes zur Verzeihung bestimmt. — Derselbe: Le Soutien de famille[6]). Eine arme Familie der Provinz hat mit Aufbietung aller Mittel einen Sohn studieren lassen, in der Hoffnung, einmal in ihm eine Stütze zu finden. Der Sohn führt jedoch in Paris ein flottes Leben, weiss sich in die gute Gesellschaft einzuführen und sich den Anschein zu geben, als wenn er in der That die Stütze der Familie sei, und seine Freunde bewundern ihn sogar deshalb.

Léon A. Daudet (Sohn des Alphonse Daudet), Les Morticoles[7]). Das Land der Morticoles steht unter der Herrschaft der Ärzte; wer dahin kommt, muss sich ihnen unbedingt unterwerfen, und dabei wird er dann gewöhnlich zu Tode kuriert. Einem französischen Schiffe, das dahin gerät, werden von der aus 40 Mann bestehenden Besatzung 37 hinweggerafft.

L. de Laère, Le Crime de l' Etang-Rouge[8]). Ein Richter wird durch Umstände dahin gebracht, seinen eigenen Sohn, den er im Stich gelassen hatte, zum Tode zu verurteilen.

André Theuriet, Rose-Lise[9]). Geschichte einer verstellungsfähigen Frau, die einen jungen Mann in sich verliebt macht, um den auf einen Andern fallenden Verdacht auf ihn abzulenken, ohne ihm jedoch etwas zu bewilligen.

Gyp, Professional Lovers[10]). Die hochgestellten Frauen sind unbeschäftigt, da ihre Männer sich entweder im Klub oder bei ihren Dämchen befinden, so dass sie sich gern die Huldigungen irgend eines noch nicht ganz verbrauchten Herrn gefallen lassen.

---

2) Paris, C. Lévy. 3) Paris, Charpentier. 4) Paris, Plon et Nourrit. 5) Paris, Lemerre. 6) ebenda. 7) 1894. 8) Paris, Librairie Mondaine. 9) Paris, Lemerre. 10) Paris, C. Lévy.

Edouard Rod, Les Roches blanches[11]). Ein junger Pfarrer Trembloz findet in Bielle Schwierigkeiten, weil ihn seine Mutter, die mit ihm zusammen das Pfarrhaus bewohnt, durch ihren Hochmut mit vielen Ortsangehörigen auf einen gespannten Fuss stellt. Eine Dame, der er empfohlen worden ist, und die ihn öfter einladet, führt ihn in ihrem Park nach den Roches blanches, in welche der Sage nach ein Trappist und eine von ihm geliebte Nonne verwandelt sein sollten. Als sie ihn später noch einmal dort antrifft, wird ihr Gatte durch einen anonymen Brief benachrichtigt, dass sie dort heimliche Zusammenkünfte mit dem Pfarrer verabredet habe; er verlangt, dass sie auf einige Monate verreise; und der Pfarrer, welcher nun erst fühlt, dass er sie liebe, denkt bei sich, dass sein Herz diese sündige Neigung überwinden werde.

Edouard Delpit, Dernier Rêve[12]). Eine aus äusseren Rücksichten verheiratete Frau verliebt sich in ihrem vierzigsten Jahre zum ersten Male in einen jungen Mann, den sie nach hartem Kampfe an ihre ihn gleichfalls liebende Tochter abtritt.

Jean Aicard, Fleur d'abîme[13]). Marie Deperrier, mit ihrem Bühnennamen Rita, heiratet den Grafen Paul d'Aiguebelle und weiss seinen Freund Albert de Barjols in sich verliebt zu machen. Der Graf beabsichtigt deshalb, sich von ihr scheiden zu lassen, aber er will nachher Albert nicht in ihre Hände fallen sehen. Er überrascht nun bei ihr einen ehemaligen Jägerleutnant Léon Terral, der eben von einer Reise nach Amerika zurückgekommen ist, und den Rita vor ihrer Ehe mit dem Grafen zu heiraten versprochen hatte, wenn er reich geworden sein würde. Terral erschiesst sich darauf, Rita verlässt Frankreich und versteht es, den russischen Grafen Tcheniloff in ihre Netze zu ziehen.

P. Hervieu, L'Armature[14]). Zuerst in RDM. abgedruckt: Giselle d'Exireuil will ihren Mann Jacques von dem Untergang retten, indem sie sich dem Börsenspekulanten Baron Saffre ergiebt. Dieser, durch eine Bankiervereinigung in seiner Existenz bedroht, wird von seiner eigenen Frau bestraft, die durch Zurückziehung ihrer Mitgift ihn zu Grunde richtet. Als Jacques d'Exireuil ihn aufsucht, findet er den irrsinnig gewordenen in der Zwangsjacke.

Daniel Lesueur (Jeanne Loiseau), Haine d'amour[15]). Zuerst in L'Illustration erschienen: Vincent de Villenoise ist wegen Ehebruchs mit der Gattin des Grafen Rovercourt vor Gericht gekommen. Die geschiedene Frau des Grafen nimmt ihren Mädchennamen Sabine Marsan wieder auf, und nährt sich durch Malerei; Vincent setzt das Verhältnis mit ihr sieben Jahre lang fort; sie nimmt von ihm keine Unterstützung an, weil sie immer noch hofft, dass er sie heiraten werde. Von Cannes zurückgekehrt, wo sie ein Porträt vollendet hat, erfährt sie, dass Vincent mit Gilberte, der Tochter des Generals Méricourt, bekannt geworden ist; nach und nach wird sie eifersüchtig, ihre Liebe verwandelt sich in Hass, und so feuert sie denn in seinem Park, der ihrer vorstädtischen Wohnung benachbart ist, aus einem Versteck und als Knabe verkleidet, einen Schuss auf ihn ab. Obgleich sie während der Heilung seiner Wunde

11) Paris, Perrin et Cie. 12) Paris, C. Lévy. 13) Paris, Flammarion. 14) Paris, Lemerre. 15) ebenda.

ihn treu pflegt, so dass er sogar sie heiraten will, bleibt ihre That doch nicht verborgen; der Fund eines aus ihrem Ringe verloren gegangenen Miniaturbildes enthüllt ihre Schuld; sie vergiftet sich; Vincent heiratet später Gilberte. Auf dem Grabe Sabines wird, ihrem vor dem Tode brieflich ausgesprochenen Wunsche gemäss, die Inschrift angebracht: Elle repose pardonnée, und Gilberte selbst schmückt dieses Grab mit Blumen.

Novellen. ALBERT CIM, Joyeuse Ville[16]). Darin die Geschichte eines Schriftstellers, dessen Bücher sich in Paris schlecht verkaufen, und der dadurch bessere Geschäfte macht, dass er sie unter grosser Preisermässigung nach Südamerika verschicken lässt. — DERSELBE: Histoire d'un baiser, Geoffroy, vierzehn Erzählungen. — DERSELBE: Entre camarades, Hachette, Schulerlebnisse.

Dramen. DANIEL LESUEUR, Fiancée, en 4 actes et en prose[17]): Lysiane hält sich für die Tochter des Grafen de Morley, dem sie in Indien von einer Geliebten nur anvertraut worden war. Ein von dem Grafen während eines Sturmes geretteter und von ihm in sein Haus aufgenommener Bootsbesitzer Jacques de Pyral verliebt sich in Lysiane, und als er Morlay zu dem Geständnis gebracht hat, dass dies junge Mädchen nicht seine Tochter ist, erschiesst er ihn, den er nun für seinen Nebenbuhler hält, im Bibliothekszimmer. Ein Diener des Grafen wird anfangs für den Thäter angesehen, aber Pyral wird durch die in der Bibliothek aufgefundene Kugel als der Verbrecher überführt und erschiesst sich selbst, um der gerichtlichen Verurteilung zu entgehen.

PAUL HERVIEU, Les Tenailles, en 3 actes[18]). In einer Ehe sind ein Mann und eine Frau in gleicher Weise unglücklich, da sie in ihren Charakteren durchaus nicht übereinstimmen. Trotzdem fehlt ihnen die Möglichkeit, ihre Freiheit wieder zu erlangen, da das französische Recht eine Scheidung auf Grund gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung nicht kennt, und so müssen sie die Kette, die sie aneinander fesselt, bis an ihr Lebensende tragen. Die Moral des Stückes ist also, dass diese Lücke des code ausgefüllt werden müsse.

FR. COPPÉE, Pour la Couronne, en 5 actes et en vers[19]). Brancomir, der sein Vaterland von den Türken frei zu halten gewusst hat, ist unzufrieden damit, dass seine Mitbürger nicht ihn, sondern den Bischof Stephan zum König gewählt haben. Seine zweite Frau, Basilide, der ein türkischer Bevollmächtigter versprochen hat, ihm das Königtum unter der Schutzherrschaft der Türken zu verschaffen, verleitet ihn dazu, diesen Einflüsterungen Gehör zu geben; aber sein Sohn Konstantin, der das Land in Unabhängigkeit erhalten sehen will, tötet ihn in einem ordnungsmässigen Duell. Die Frau versteht es jedoch, ihn in den Verdacht des Verrats zu bringen; er wird an die eben erst errichtete Statue des Vaters angefesselt. Basilide befreit ihn aus dieser schmachvollen Lage, indem sie ihm einen Dolch ins Herz stösst, mit dem sie sich gleich darauf selbst umbringt.

ADOLPHE ADERER, Isora, en 3 actes et 6 tableaux[20]). Isora, in welche Galeas Sforza, Doge von Genua und Herr von Mailand, sich verliebt hat, weigert sich, Ehrendame seiner Gattin zu werden. Er

16) Paris, Flammarion. 17) Odéon. 18) Français. 19) Odéon. 20) Odéon.

droht, wenn sie ihm nicht gehorchen sollte, Mailand, ihre Vaterstadt, zu plündern; sie begiebt sich in den Palast Sforzas, wo sie schliesslich ihn erdolcht. In ein Kloster gesperrt, vergiftet sie sich, vor ihrem Sterben noch durch den Abschiedskuss ihres Gatten beglückt.

E. Rostand, La Princesse lointaine, en 4 actes et en vers[21]). Joffroy Rudel, ein Troubadour, hat von der fabelhaften Schönheit Mélissinde in Tripolis gehört, und auf die Gerüchte hin sich in sie verliebt. Von einem bösartigen Fieber ergriffen, möchte er unter ihrem Kuss sterben; und in Tripolis angelangt, schickt er seinen Freund Bertrand d'Almanon zu der Prinzessin, um sie zu bitten, zu ihm zu kommen. Mélissinde ist mit dem Kaiser Manuel verlobt, der sie sorgfältig bewachen lässt; aber Bertrand besiegt den wachehaltenden Ritter, und stellt sich, obgleich leicht verwundet, der Prinzessin vor, welche bereits weiss, dass ein Troubadour ihr Verse und sein Leben gewidmet hat. Entzückt von der Erscheinung Bertrands, ergiebt sie sich ihm. Als sie die Trauerfahne erblicken, die den Tod Joffroys ankündigt, stösst sie Bertrand unwillig zurück; beide eilen dann nach dem Hause, in dem Joffroy sich befindet. Da dieser noch nicht tot ist, kann Mélissinde noch einen Kuss auf seine Lippen drücken, ehe er stirbt; sie selbst zieht sich in das Kloster des Carmel zurück, und Bertrand zieht in den Kampf gegen die Ungläubigen.

Alexandre Dumas hat nicht lange vor seinem Tode (27. November 1895) ein neues Drama La Troublante vollendet. „La Troublante", sagt Dumas selbst, „ist ein astronomischer Vergleich; es giebt Sterne, die andere von ihrem Wege abziehen, in ihrem Laufe behindern." In der Troublante kommen Personen vor, die Dumas im Hinblick auf den letzten Presseskandal gezeichnet hatte.

Lustspiele und Possen. Sylvain et Ordonneau, Article 214 (Apr. 1895 in Übersetzung im Lessingtheater zu Berlin aufgeführt). Montabart hat sein Modell geheiratet; aber dies bereuend, reist er in die Provinz ab, um dort eine andere Frau zu suchen. Die verlassene Gattin knüpft, um ihn eifersüchtig zu machen, eine harmlose Verbindung mit einem alten Gecken an, und ein heimliches Absteigequartier mit seinen vielen Thüren bringt verschiedene Irrungen hervor. Schliesslich sinken Herr und Frau Montabart sich gerührt in die Arme, da seine Liebe zu der alten Flamme von neuem erwacht.

A. Chapu, Brignol et sa fille, en 3 actes[22]). Brignol ist Sachwalter und stets in Geldnot, wenn Gläubiger ihn mahnen, pflegt seine Tochter Cécile ihm zu Hilfe zu kommen. Der Major Brunet, ein leidenschaftlicher Spieler, will die von ihm Brignol anvertrauten 30000 Francs abholen, welche dieser indes verbraucht hat. Er giebt vor, sie in seiner Kasse zu haben, sie jedoch dem Major vorenthalten zu wollen, damit dieser sie nicht auch noch verspiele. Der Major kommt noch einmal zu dem Sachwalter, von seinem Neffen Maurice begleitet, der scharf gegen Brignol vorgeht, aber bei dem Anblick Céciles ruhiger, bald sogar sanft wird. Anfangs hegt er noch nicht die ernste Absicht einer Verbindung

21) Renaissance. 22) Vaudeville.

mit ihr. Als Cécile das bemerkt, weist sie ihn zurück, worauf Maurice um die Hand des jungen Mädchens anhält.

J. LEMAÎTRE, Le Pardon, en 3 actes[23]). Ein Gelehrter, der infolge einer von ihm gemachten Erfindung seine Frau Suzanne vernachlässigt, muss es erleben, dass sie ihm untreu wird, weshalb er sie verstösst. Er hat sich nun zu einem Jugendfreund zurückgezogen, dessen Frau Thérèse mit Suzanne bekannt ist und die entzweiten Gatten versöhnt.

GYP, Mademoiselle Eve, en 3 actes[24]). Eve soll Robert de Gueldre heiraten, aber während der Vorbereitungen zur Hochzeit hat ein älterer Lebemann, Xaintrailles, sich zu der Frau seines Freundes, des Herzogs de Jurieu, eingeschlichen und flüchtet, als der Gatte ins Zimmer eintritt, in das anstossende Gemach Eves. In dem Augenblick, wo er aus diesem heraustritt, wird er von dem Verlobten Eves bemerkt. Diese beteuert ihre Unschuld; Loulou, ihre jüngere Schwester, plaudert aus, dass sie Xaintrailles zu der Frau de Jurieus habe eintreten sehen. Die Verlobung wird nichtsdestoweniger aufgehoben und Eve heiratet Pierre Moray, einen Jugendfreund, der allein an ihre Schuldlosigkeit glaubt.

Gedichte. G. LE PRÉVOST, Entre Rayons et Ombres, Le Duc. Die Verse sind in London niedergeschrieben, darunter ein Gedicht zum Andenken an Victor Hugo.

Reisen. G. MONTBARD, A travers le Maroc[25]). PIERRE LOTI, Le Désert, C. Lévy. Schilderung einer Reise durch die arabische Wüste nach Jerusalem.

P. L. MONTEIL, De Saint-Louis à Tripoli par le lac Tchad[26]).

PAUL BOURGET, Outre Mer. Notes sur l'Amérique[27]).

G. MOUREY, Passé le Détroit[28]).

JEAN BRETON, Notes d'un étudiant français en Allemagne[29]).

Memoiren und Kritik. GEORGES BERTIN, Madame de Lamballe[30]).

E. RODOCANACHI, Courtisanes et Bouffons, étude de mœurs romaines au XVIe siècle[31]).

GUSTAVE LARROUMET, Nouvelles études de littérature et d'art[32]), (Lamartine, Taine, Zola, Napoléon etc.)

J. RICARD, Acheteuses de rêves[33]). Alle Frauen, sagt der Verfasser, sind oder scheinen wenigstens unfähig, eine Leidenschaft zu hegen; indessen leben sie, ohne Ausnahme, nur für die Liebe; dies die Grundzüge der psychologischen Abhandlung.

P. MAGNIN, L'Année d'autrefois en Provence[34]). La Fête des Rois, le Carnaval, la Mi-Carême, la Semaine sainte, la Fête-Dieu, les Moissons, la Saint-Eloi, les Vendanges, la Toussaint, la Cueillette des olives etc.

A. L'ESPRIT, Histoire des chiffres et des 13 premiers nombres[35]).

23) Théâtre-Français. 24) Comédie Parisienne. 25) Paris, Librairie illustrée. 26) Paris, Alcan. 27) Paris, Lemerre. 28) Paris, Ollendorff. 29) Paris, C. Lévy. 30) Paris, Flammarion. 31) Paris, Lahure. 32) Paris, Hachette. 33) Paris, C. Lévy. 34) Paris, Le Duc. 35) Paris, Mendel.

L. DE SÉGUR, Mémoires d'un aide de camp de l'empereur Napoléon Ier. Tome III. Du Rhin à Fontainebleau[36]).

Todesfälle. Durch Selbstmord Raoul Toché, Lustspieldichter am 16. Januar.

Vacquerie, 19. Februar.

Camille Doucet, 1. April.

Patinot, Direktor des JD. 26. Juli.

Hippolyte Raymond, dramatischer Schriftsteller, 28. August in St. Mandé (Selbstmord).

Gustave Droz, zuerst Maler, dann Schriftsteller und Journalist, 22. Oktober.

Barthélemy Saint-Hilaire, 24. November.

Alexandre Dumas, 27. November in Marly-le-Roi.

Prof. M. Mayr, Jahrbuch der französischen Litteratur. II. Jahrgang. (Zittau, Pahlsche Buchhandlung). Wie schon im Jahre 1894, hat der Verfasser auch für 1895 eine Übersicht der Neuerscheinungen gegeben. Da er damit ein Buch von mehr als 200 Seiten füllt, hat er natürlich auch mehr Bücher besprechen können als ich auf den mir eingeräumten Spalten; ausserdem auch vieles, was ich als für den Romanischen Jahresbericht ausgeschlossen erachten muss, wie Erzählungen für junge Mädchen bestimmt, Auszüge aus früheren Schriftstellern, technische Auseinandersetzungen über die Vermögenslage der Einwohner Frankreichs in verschiedenen Jahrhunderten, über die Neuordnung der Gesellschaft, Studien über Kindererziehung, über die Frauenfrage etc. Als Ergänzung meines Berichtes führe ich aus Mayr Folgendes auf:

Romane. CHARLES DE BERXELEY, Instinct du cœur (Colin). Geschichte eines armen Mädchens, das durch das Vermächtnis einer Tante die demutvolle Zurückhaltung zu überwinden vermag, einen reichen geliebten Marquis zu heiraten. — JULES DE GLOUVET, France (Colin); ein historischer Roman aus der Zeit von 1418 bis 1429; Geschichte des France genannten Bastards des Guy de Montorel und einer Pariser Weberin, der beim Dauphin eine Rolle spielt, seiner keuschen Gattin Fabienne und der intriganten Dame de Giac, die ihn für sich und gegen sein Land zu gewinnen sucht. — HÉNRI GRÉVILLE, Le fil d'or (Plon-Nourrit). Der Goldfaden ist das glückliche Eheleben Lucettes und des Roger Barrois, der nach dem Rat seiner Frau einen grossen Teil seines Vermögens verliert und eben so einem Freunde Verlust verursacht, was alles Lucette durch grössere Sparsamkeit wieder zu ersetzen sich vornimmt. — GYP, Leurs Ames (Calmann Lévy), Le Cœur d'Ariane (ebenda), Les Gens Chics (ebenda); alle drei schildern die Schwächen der jetzigen Gesellschaft; Ces bons Normands (Calmann Lévy), Satire auf die Emporkömmlinge des kleinen Bürgertums; Petit Bleu (ebenda), traurige Geschichte einer Heldentochter. — G. HACHE, Carle et Jacques (Charpentier). Claire de Rozères reicht dem Bauernsohn Jacques Ferrand die Hand, weil sie wie er dem Materialismus huldigt; Carle, der Sohn eines Industriellen, kehrt von einer längeren Reise zu-

36) Paris, Didot.

rück; als Jacques im Fabrikraum von einer Maschine zermalmt wird, widmet sich Carle ausschliesslich dem Geschäft, obgleich Claire ihn liebt, und als er ihr, die ihm früher unverbrüchliche Treue geschworen hatte, diese Lüge vorwirft, endet sie an einem Blutsturz, noch getröstet durch das Wort Carles, dass er sie liebe. — J. K. HUYSMANS, En Route, (Tresse et Stock). Schilderung eines Zweifelnden, den auch ein kurzer Aufenthalt bei den Trappisten nicht bekehrt zu haben scheint. — RENÉ MAIZEROY, L'Ange. Laurette liebt den jungen Offizier de Vareilhes; als sie aber erfährt, dass ihre Mutter, getrennt von ihrem Manne, mit einem anderen Herrn lebt, den sie bisher für ihren Vater gehalten hat, geht sie ins Kloster; dort besucht Vareilhes sie mit seiner Frau, und obgleich sie sich des Glücks ihres ehemaligen Verehrers freut, erschüttert sie das so, dass sie bald darauf stirbt. — MAURICE MONTÉGUT, Dernier cri (Charpentier). Der junge Herzog Lionel d'Urgel, dessen Vater im Duell mit einem Fächerhändler Cambry, dessen Frau er verführt hatte, gefallen war, obgleich ein Weiberfeind, verliebt sich in die Schauspielerin Marphise, eigentlich Henriette Cambry; als er erfährt, dass sie seine Schwester ist, stattet er sie reichlich aus und macht sie zu seiner Mätresse. — J. H. ROSNY, Renouveau (Plon) behandelt den Streit zwischen einem Vater und seinem Sohn um ein junges Mädchen, den der Bruder desselben zu Gunsten des solideren Vaters entscheidet. Von demselben Verfasser wird Eyrimah, eine Geschichte aus der Zeit der Pfahlbauten gerühmt. — JEAN ROZANE, Maldonne (Colin). Andrée heiratet, dazu gezwungen, Charles de Helmont, fängt aber an, Philippe Marnel in aller Sittsamkeit zu lieben, den sie auf einem Spaziergang kennen gelernt hat, und dessen Mutter eine lebhafte Zuneigung zu der jungen Frau fasst. Als die leichtsinnige Gabrielle, Philippes Frau, ihn verlassen hatte, nimmt sie die beiden Kinder derselben zu sich und wird ihnen eine liebevolle Pflegerin. Die Karten waren für beide schlecht gemischt (Maldonne), und erst spät, nach dem Tode Hellmonts, fanden sie das Glück, von dem sie einst auf dem Spaziergange geträumt hatten. — PAUL SAUNIÈRE, La vie d'une morte (Dentu). Eine auf einer Reise in Granada als tot aufgebahrte Frau wird von dem Totengräber beraubt und erwacht dadurch wieder zum Leben, findet auch viel später, nachdem sie längere Zeit Kindererzieherin gewesen war, den geliebten Mann wieder. — ANDRÉ THEURIET, Flavie (Charpentier). Der vierzehnjährige Jacques du Coudray verliebt sich in die etwas ältere Flavie Brocard, die wegen der schlechten Geschäftslage des Vaters ihren Freier verliert; als nach dem völligen Vermögensverfall Brocard mit seiner Tochter nach Australien geht, wo ihm durch Jacques' Vater eine Beschäftigung zugewiesen worden war, verspricht der junge Mann, sie immer zu lieben; aber Advokat geworden, vergisst er sie, hört auch nicht wieder von ihr. — ERNEST TISSAT, La Dame de l'ennui (Perrin). Eine Polin fasst eine leidenschaftliche Zuneigung zu einem Herrn, der ihre Launen kennt, zwar ihr treuer Begleiter wird, sich aber nicht in Liebelei mit ihr einlässt, sondern sie allein nach Polen reisen lässt. — GUSTAVE TOUDOUZE, L'Orgueil du nom (Havard). Ein Mädchen wird durch den Pflegesohn ihres Stiefvaters darüber getröstet, dass ihre Mutter durch die zweite Ehe den besseren Namen des ersten Mannes aufgegeben hat.

Novellen. Georges Beaume, Corbeille d'or (Plon). — Arsène Houssaye, Les femmes démasquées (Dentu); zwanzig Gäste der Mme de Montaigu erzählen jede eine Geschichte, zum Teil etwas anstössiger Art. — Catulle Mendès, Rue des Filles-Dieu (Charpentier); die Novelle, die dem Buch den Titel verschafft hat, erzählt, wie ein Herr, der in einer Nacht ohne Rock und bewusstlos nach Hause gekommen ist, nach dem Mörder eines Mädchens sucht, bis sich zuletzt herausstellt, dass er selbst es gewesen ist; das Gutachten eines Arztes rettet ihn von der Todesstrafe.

Gedichte, von denen einzelne Strophen als Proben gegeben werden. Henri Barbousse, Pleureuses (Charpentier). — Mme Alphonse Daudet, Poésies (Lemerre). Henri Giraud, Vers à Jane (Lemerre). — André Langrand, Une Agonie (Vanier). — Catulle Mendès, La grive des vignes (Charpentier). — Yann Nibor, Nos matelots (Flammarion). — Maurice Trubert, Rêves et Réalités (Lecène-Oudin).

Dramatische Werke. Henri Lavedan, Les Marionnettes (Calmann Lévy); Gespräche, gesellschaftliche Zustände verspottend. — Henri Bernard, Les Trois saisons en 3 actes et en vers. Colombine schwärmt zuerst für den klagenden Pierrot, dann für den lustigen Arlequin, um zuletzt zu dem Sonette dichtenden Pierrot zurückzukehren. — Berr de Turique, La Crise conjugale, en 3 actes. Ein Ehemann, der seiner Frau untreu geworden ist, sieht mit Bedauern, dass sie sich von ihm getrennt hält, auf den Rat eines Freundes führt er ihr einen angenehmen Herrn ins Haus, und als sie diesen in seiner Junggesellenwohnung besuchen will, bewahrt er, auflauernd, sie vor diesem letzten Schritt und weiss sie zu versöhnen. — Edouard Blau et Mme Simone Arnaud, La Jacquerie, drame lyrique en 4 actes, musique d'Edouard Calo et Arthur Coquard, zuerst in Monte Carlo, dann in der Opéra-comique aufgeführt. Ein junger Mann, der sich an die Spitze der aufrührerischen Bauern gestellt hat, die den Schlossherrn töten, erkennt in der Tochter desselben die junge Dame, die er einst in Paris aus den Händen von Strolchen befreit hatte; deshalb für einen Verräter gehalten, wird er ermordet; das Mädchen nimmt den Schleier. — Maurice Boniface, Les petites Marques en 2 actes (Comédie-Française). Bei einem Spiel werden Karten mit kleinen Punkten gekennzeichnet entdeckt; jeder der Spieler wird beargwöhnt, bis sich zuletzt herausstellt, dass der Bediente das Spiel Karten, mit dem er die anderen Bedienten zu betrügen pflegte, unter die anderen Spiele gebracht hatte. — Henri de Bornier, Le fils de l'Arétin, drame en 4 actes et en vers (Comédie-Française). Aretino tötet seinen Sohn, der die von ihm gerettete Republik Venedig für Geld an die Türken verraten will, und der mit den Worten stirbt: Du hast mich gerettet. — Maurice Bouchor, Conte de Noël, en 1 acte et en vers (Comédie-Française, gedruckt bei Lecène-Oudin). Ein Bildhauer kehrt in der Weihnachtsnacht sehr spät nach Hause; aber reuevoll über seine Nachtschwärmerei bringt er dem bis dahin vergessenen Kind Geschenke mit; die Handlung ist in das Mittelalter verlegt. — Caristie Martel, Célimène aux enfers (Odéon). Die von Molière geschaffenen Figuren werden auf eine Stunde in die Oberwelt versetzt, und Célimène erhält

Verzeihung von Alceste. — MICHEL CARRÉ, Pris au piège, en un acte, musique d'André Gédalge. Ein Vormund, der in den für den Liebhaber bestimmten Käfig eingeschlossen wird und infolgedessen die Verbindung mit seinem Mündel zugiebt. – DEROUCELLE et KÉROUL, La belle épicière, musique de Varvey (Bouffes-Parisiens), führt aus, wie die Gewürzkrämerin Nicette ohne Schädigung ihrer Ehre unter dem Regenten Philipp von Orléans ihren Mann zum Hoflieferanten macht. – FERRIER et MARS, La Dot de Brigitte, opéra comique en 3 actes, musique de V. Roger et Sergette (Bouffes-Parisiens). Bei einem Stelldichein schliesst ein Oberst nicht Brigitte, sondern ihre Mutter in die Arme und verliert so wegen einer Wette 30000 Franken, die Mitgift für Brigitten, an einen Leutnant. – MME AUGUSTE HOLMÈS, La montagne noire, drame lyrique en 4 actes. Mirko kämpft siegreich gegen die Türken, vergisst aber wegen der türkischen Sklavin Yamina seine Braut Helena; sein Waffenbruder Aslar, von Yamina tötlich verwundet, ersticht Mirko, um ihm Feigheit und Entehrung zu ersparen. — DUBUT DE LAFOREST, le cocu imaginaire (Dentu). Ein Herr hält seine Frau für untreu und wird in diesem Glauben durch einen Geheimagenten bestärkt, zuletzt klärt dieser selbst den Irrtum auf, indem er den Ehemann für einen Liebhaber angesehen hatte. In demselben Bande noch 4 andere kleine Stücke, darunter La Sous-Préfète, für welche sich eine Cocotte, die ehemalige Geliebte eines Beamten, ausgiebt, die bei einem Mittagsmahl vom Präfekten ihm eine Beförderung ermittelt, so dass sie, wegen fälschlicher Namensangabe gerichtlich belangt, frei ausgeht. — ALBERT LAMBERT, Vieux Camarades (Comédie-Française). Der alte Schauspieler Mérindor will die Thorheit begehen, eine Hirtin, welche durch sein Geld angezogen wird, zu heiraten; sein Kamerad Roselin deklamiert ihm eine Stelle aus Molières Ecole des femmes vor; dadurch wird er kuriert und führt die Hirtin ihrem eigentlichen Geliebten zu. — GEORGES LÉFÈVRE, Le Faune, en 1 acte et en vers (Comédie-Française). Daphnis und Amaryllis wollen einander angehören, aber der alte Zeuspriester Damoetis, der Amaryllis haben möchte, giebt vor, von dem Gott den Befehl erhalten zu haben, sie zu heiraten; aber der Faun bringt das Naturgesetz zu Ehren. — LOUIS LEGENDRE, At Home (Odéon). Harlekin ist Radfahrer geworden, und Pierrot dichtet Verse: über diese Verschiedenheit ihres Geschmacks können sie sich nicht verständigen. — ANDRÉ LENÉKA et BERNÈDE, Ninon de Lenclos weiss, infolge einer Wette, den Grafen und Dichter Guérigny seiner Chardonnerette abtrünnig zu machen; dabei verliebt sie sich selbst in ihn; der Graf kehrt aber zu seiner verlassenen Geliebten zurück, die jedoch in seinen Armen stirbt: Ninon bereut, was sie verbrochen. — JULES CLARETIE et HENRI CAIN, La Navarraise, musique de Jules Massenet. Anita soll ihren geliebten Araquil nur erhalten, wenn sie reich sein würde; als ein alter General dem ein Vermögen zusagt, der einen seiner Feinde, einen Carlistengeneral, aus dem Wege räumen würde, tötet Anita denselben, aber Araquil, verwundet ankommend, stirbt, und Anita sinkt leblos an seiner Leiche nieder. — MOREAU et DEPRÉ, Le capitaine Florial, drame à grand spectacle et 6 tableaux (Ambigu), Floréal rettet Napoléon aus einem

ihm gelegten Hinterhalt in Italien, als er seine geliebte Joséphine aufsuchen will; Floréal selbst wird dabei verwundet, genest jedoch; den Führer des Hinterhalts, Marquis d'Albany, ereilt der Tod und Floréal kann die von ihm angebetete Witwe desselben heiraten. — J. NORMAND, L'Amiral. Dieser Admiral ist eine Tulpenzwiebel, durch welche ein junger Mann den Vater einer jungen Dame, die er liebt, einen grossen Tulpenfreund in Holland, für sich zu gewinnen sucht, eine Zwiebel, die ein Franzose jedoch aufisst; ein schnurrbärtiger Kapitän bringt jedoch alles in Ordnung; spielt im Jahre 1795. — ORDONNEAU, La Perle de Cantal, musique de Toulmouche (Folies dramatiques, Calmann Lévy). Einer Lehrerin naht sich ein reicher Landmann aus der Auvergne, einem Professor, ihrem Onkel, ein Wäschermädchen; ein Offizier heiratet die Perle, und der Landmann die Wäscherin. — PRADELÈS, Les Rustres, en 3 actes. Céline kann den von ihr geliebten Paulet nicht heiraten, weil sie zu arm ist; als lange Zeit nach seiner Verheiratung seine Weinstöcke durch die Reblaus vernichtet werden, und er Frau und Kinder prügelt, kommt Céline, die in Paris etwas Vermögen erworben hat, in das Heimatsdorf zurück als Retterin der unglücklichen Familie. — OCTAVE PRADELS, Pour dire entre femmes; mehrere kleine Stückchen; in dem einen tritt eine herrische junge Frau nach und nach den Vorrang an den Mann ab. — MAURICE TALMEYR, Entre mufles, comédie en 5 actes (Cercle des Echoliers). Ein junges Mädchen lässt sich von einem angeblichen Marquis verführen, gesteht ihren Fehltritt dem Sekretär ihres Vaters, der ihr verzeiht, aber sie reicht einem reichen Bankier die Hand. — TIERCELIN, Kéruzel en 4 actes. Ein von einem Marquis verführtes Mädchen gesteht ihrem Bräutigam, dass sie Mutter werden wird, er nimmt sie dennoch zur Frau, und der Marquis wird ein Opfer des Morphinismus. — MAURICE TRUBERT, Une mère, en 1 acte et en vers. Gedruckt im Anhang zu des Verfassers Rêves et Réalités (Lecène-Oudin). Der junge Graf de Salvière, 1815 bei einem Mordanschlag auf den Kaiser ertappt, soll erschossen werden; seine Mutter bittet um Begnadigung, und es stellt sich heraus, dass sie 20 Jahre vorher vom damaligen Artillerieleutnant Bonaparte verehrt worden war, der sie nur wegen seiner Armut nicht hatte heiraten können; das entscheidet die Begnadigung. — PIERRE VALDAGNE, La Blague (Odéon). Der reiche Werkbesitzer Henri de Vouvant ist ein blagueur; durch einen Brand zu Grunde gerichtet, wird er von Séporets Frau bei einer Verwundung gepflegt und von ihrem Manne, der auf seinen Namen hin an der Börse gespielt hat, aus der Armut befreit. — B. VEROLA, L'Ecole de l'Idéal. Ein Künstler verlässt Frau und Kind, um in der Welt draussen ein besseres, höheres Leben zu suchen, kehrt jedoch, schliesslich enttäuscht, in sein Heim zurück. — PIERRE WOLFF, Fidèle, en 1 acte. Ein Ehemann sieht gern einen Hausfreund, der 50 Jahre vorher seine Frau verführt hatte, als beide endlich ihre Schuld bekennen, verzeiht der Gatte ihnen nach einigem Bedenken.

Reisen. JULES LEGRAS, Au Pays Russe (Colin). Der Verfasser, der seit 1893 dreimal in Russland geweilt hat, giebt eine vorurteilsfreie Schilderung des Landes und seiner Bewohner, geeignet, den Enthusiasmus der Russophilen etwas zu dämpfen.

Kritik und Memoiren. Mémoires de Barras avec introduction générale et des appendices par S. DURAY (Hachette), bis jetzt 2 Bände, die bis zum 18. Fructidor reichen. — RENÉ DOUMIC, La Vie et les Mœurs au jour le jour (Perrin). — FERNAND GIRAUDEAU, Napoléon III. intime (Ollendorff); der Verfasser hebt besonders die Fürsorge hervor, welche der Kaiser für seine Gemahlin und seinen Sohn an den Tag legte. — GEOFFROI DE GRANDMAISON, Napoléon et les Cardinaux noirs (Didier-Perrin). Die 13 Kardinäle, welche von der Trauung Napoléons mit Marie-Louise fern geblieben waren, wurden von dem Kaiser abgesetzt und durften nur schwarze Kleider tragen. Die Ehe wurde deshalb vielfach kirchlich für ungiltig erklärt. Erst 1814 erhielten diese Kardinäle ihre Stellungrn wieder. — HENRY LEYRET, En plein Faubourg. Mœurs ouvrières (Charpentier). — HORACE VALBEL, Les Chansonniers et les Cabarets artistiques de Paris (Dentu). Darin werden Le Chat Noir, Le Chien Noir Le Mirliton, Le Carillon, L'Ane Rouge, Les 4 Z'Arts, Les Eléphants, Les Coups de Gueule geschildert. — TÉODOR DE WYZEWA, études et portraits littéraires (Perrin), mit grosser Anerkennung für Anatole France.

Aus einem Vergleich ergiebt sich, dass viele der von mir besprochenen Bücher Mayr entgangen sind; wer sich über die Lage der Litteratur gründlich unterrichten will, wird daher gut thun, neben seinem Jahrbuch auch meinen Bericht zu benutzen.

1896. ***Romane.*** GEORGE OHNET, L'Inutile Richesse,[37]) zu Batailles de la Vie gehörig. Die in Transvaal unermesslich reich gewordene Frau Mössler, nimmt, selbst kinderlos, sich des unehelichen, aber legitimierten Sohnes des Grafen Jacques de Chef de Coutras, der sich, in Südafrika verwundet, zu ihr geflüchtet hatte und dort gestorben war, an und erzieht ihn wie einen eigenen Sohn, aber mit zu grosser Nachsicht. Sie verheiratet ihn mit einer höchstgebildeten Dame, die er bald im Stich lässt, und er wird in der Nacht vor einem Duell, in das eine von ihm entehrte Dame wider ihren Willen ihn verwickelt hat, bei einem Liebesabenteuer auf der Strasse getötet. Das der Frau Mössler auf diese Weise unnütz gewordene Vermögen kommt an die Witwe des Pflegesohnes, die einen Obersten heiratet.

E. ZOLA, Rome[38]). Vgl. R. DOUMIC, (RDM., 15. Mai 1896).

PIERRE LOUYS, Aphrodite, Mœurs antiques[39]). Dieser Schriftsteller, offenbar ein Archäologe, hat das Altertum zum Schauplatz seiner Erzählungen gewählt, auch die Gedichte Meleagers ins Französische übersetzt. In diesem Buche schildert er die Schicksale einer Galiläerin, die, ihrer lüderlichen Mutter entlaufen, nach Alexandria verschlagen ist, wo sie als Dirne lebt und wegen ihres goldblonden Haares Chrysis genannt wird. Der Einförmigkeit ihres täglichen Treibens müde, verlangt sie nach ernsteren Erlebnissen, lernt Demetrios, einen Bildhauer, kennen, dem sie Modell für die Bildsäule der Aprodite-Astarte gestanden hat, der aber, ihrer Person überdrüssig, nur noch die von ihm geschaffene

---

37) Paris, Ollendorff. 38) Paris, Charpentier. 39) Paris, Société du Mercure de France.

Statue verehrt. Seine Schönheit zieht ihm die Aufmerksamkeit aller Frauen in der Stadt zu; Chrysis, obwohl in ihn verliebt, will sich ihm nur hingeben, wenn er ihr den kostbaren Spiegel der Bacchis, einer ihrer Bekannten, den Kamm der Gattin der Oberpriesters und das Diamantenhalsband, mit welchem die Bildsäule der Aphrodite-Astarte geziert ist, verschafft. Demetrios eignet sich diese Schmucksachen an, wobei er sogar die Frau des Oberpriesters umbringen mus. Infolge dieser Entwendung erleidet eine des Diebstahls beschuldigte Sklavin der Bacchis, gerade bei dem Feste ihrer Freilassung den Kreuzestod. Der Bildhauer, welcher im Traum die Reize der Galiläerin genossen hat, fürchtet, durch die Wirklichkeit enttäuscht zu werden; er verlangt deshalb von der Geliebten, dass sie die Schmucksachen, deren Versteck er ihr angiebt, öffentlich vor allem Volk tragen soll. Sie zeigt sich damit nackt am Pharus und wird von der Menge mit dem Ruf Aphrodite begrüsst; dann festgenommen, wird sie zum Tode durch den Schierlingsbecher verurteilt und Demetrios modelliert sie als Leiche. Der Verfasser hat, wie es vor ihm schon Lombard in seinem Byzance gethan hatte, in seine Sprache eine grosse Menge griechischer Wörter aufgenommen, wie rhymarque, Strassenaufseher, periscelis, Schenkelband, u. s. w., benutzt auch mit Vorliebe die griechischen Formen Arès, Odysseus etc., wie auch die hebräischen, z. B. Jérouschalaïm etc.

Pierre Maël, Erreur d'amour[40]). Eine Erzählung, die, wie die meisten des Verfassers, in der Bretagne spielt. Yahne (Jeanne) de La Fougeraye hätte gern den Konsulataspiranten René de Méjan geheiratet, und ihre Kousine, Armelle, eine im Hause ihrer Eltern wohnende Waise, hat sich auch anfangs bemüht, die Verbindung zu stande zu bringen; aber René wendet sich von Yahne ab, ihrer etwas jüngeren Verwandten den Vorzug gebend, ohne es jedoch merken zu lassen; Yahne heiratet den Schiffsleutnant Romain de Quereln ohne Liebe, und versucht, als ihr Gemahl eine lange Seereise angetreten hat, René in ihre Netze zu ziehen und Armelle des Verrats zu beschuldigen. Daraufhin wird diese krank, aber, von Yahne gepflegt, verzeiht sie ihr. Als der Schiffsleutnant zurückkehrt, wird er auf René, seinen ehemaligen Schulkameraden, eifersüchtig gemacht; eine Herausforderung wird jedoch zurückgenommen, als Romain erfährt, dass René mit Armelle verlobt ist. Gleichwohl bleibt er verstimmt und lebt, wenngleich in demselben Hause, getrennt von seiner Frau, die mit grosser Aufrichtigkeit ihren nicht beabsichtigten Fehltritt ihm eingesteht. Er verlässt daher Lorient, um noch weiter von ihr getrennt zu leben, sollte er selbst bei einer neuen Verwendung den Tod finden, wird in Afrika verwundet, nach seiner Rückkehr von seiner Frau sorgsam gepflegt und auch durch die Bemühungen Armelles mit ihr versöhnt.

René Maizeroy, En Volupté, „Mémoires de la Marquise d'Albenive[41])". Der Verfasser giebt in diesen angeblichen Aufzeichnungen der Marquise zuerst Anekdoten aus den letzten Jahren Ludwigs XV. und der Regierungszeit Ludwigs XVI, sodann die Schicksale der Marquise selbst. Gleich nach dem Austritt aus der Klosterschule haben ihre

40) Paris, Ollendorff. 41) Paris, Lemerre.

Eltern sie an den Marquis verheiratet, keineswegs nach ihrem Wunsch. Ihr Gatte knüpft ein Verhältniss mit einer Sängerin an, sie mit dem Chevalier de Pampelonne, der sie auch auf dem Lande aufsucht, als sie infolge eines Damenduells, bei welchem sie als Zeugin thätig gewesen war, vom Hofe sich hatte entfernen müssen. Nach Trianon zurückgekehrt, will sie den Chevalier, der verschiedene andere Liebesabenteuer hat, eifersüchtig machen, geht mit Herrn de Carnoules nach seinem Landsitz bei Bercy, wo indessen der Kanonendonner von der Bastille sie stört und ihr Vergehen hindert. Sie wandert mit dem Marquis nach Venedig aus. Als sie aber erfährt, dass Pampelonne bei einem Versuch, mit der Königin im Temple in Verbindung zu treten, festgenommen worden ist, kehrt sie allein nach Frankreich zurück, giebt vor, dass sie dem Chevalier bei seinen Plänen Beihilfe habe leisten wollen, wird in dasselbe Gefängnis mit ihm gebracht und stirbt mit ihm zusammen auf dem Schaffot. Ausser einigen neuen Ausdrücken, welche in Memoiren jener Zeit nicht vorkommen würden, giebt der Verfasser ein gelungenes Bild der vor der Revolution üblichen Sitten.

Paulin, Capmal, Un noble Cœur[42]). Der Graf Saint-Clair, der in Cette, ohne seinen Namen zu nennen, sich angekauft hat, erhält die Anweisung seines unterwegs gestorbenen Vaters, einen in der Nähe der Stadt verborgenen Schatz von hundert Millionen zu heben. Er heiratet die angebliche zweite Frau Léa eines Nachbars, Florentin, und seine Tochter Renée den Pflegesohn desselben, der sich als Marquis de Montlaur entpuppt. Seinen Reichtum verwendet der Graf zur Verbesserung des Loses seiner Arbeiter. Florentin, der, obgleich Kastrat und scheinbar neu verheiratet, Léa wiedergewinnen will, geht bei dem zweiten Versuch dazu zu Grunde. Der Roman erweckt Interesse durch die Vorschläge zu socialen Verbesserungen, die der Verfasser den Grafen sehr eingehend darlegen lässt, und die derselbe in seinen industriellen Unternehmungen mit Glück durchführt, darunter namentlich die Beteiligung der Arbeiter am Gewinn der Fabriken.

André Theuriet, Cœurs meurtris[43]). Jean Serraval, der Sohn eines Richters in Annecy, von der Universität zurückgekehrt, verliebt sich in Simonne de Frangy, die mit ihrem Vater, der sich durch Baupläne zu Grunde gerichtet hat, ein dem Sommersitze seiner Eltern nicht fern gelegenes Landhaus bewohnt. Während einer Reise der jungen Dame lässt er sich in ein Verhältnis mit einer Näherin ein; deshalb weigert sich Frangy, der davon weiss, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben, und Simonne selbst wendet sich von ihm ab. Sie heiratet bald darauf, nach dem Willen ihres Vaters, einen Seidenwarenfabrikanten Divoire. Jean ist in Paris Rechtsanwalt geworden. Zwölf Jahre nachher ruft die Nachricht von der tötlichen Krankheit seines Vaters ihn nach Savoyen zurück; die alte Liebe zu Simonne erwacht in ihm, wie auch in ihr; aber ein Pfarrer, dem sie beichtet, verlangt, um ihr Absolution zu geben, dass sie Jean nicht wieder sehen dürfe. Auf ihre Bitten reist dieser ab und geht nach Tunis gebrochenen Herzens, Simonne und seine Mutter zurücklassend.

---

42) Paris, Fischbacher. 43) Paris, Lemerre.

Paul Bourget, Une Idylle Tragique[44]). Der Kampf zwischen Liebe und Freundschaft. Die Baronin Ely (Elisabeth) de Carlsberg, morganatisch mit einem Erzherzog vermählt, ist, von ihrem Gatten getrennt, in Rom die Geliebte des Olivier du Prat geworden, der sich, weil er den Verdacht hegt, dass sich noch ein anderer Herr ihrer Gunst erfreue, ohne Abschied zu nehmen von ihr trennt und heiratet. Zwei Jahre später wird sie in Cannes, obgleich bei dem Erzherzog wohnend, die Geliebte des Pierre Hautefeuille, eines Jugendfreundes Olivier's. Nach seiner Rückkunft von der Hochzeitsreise erfahren beide nach und nach die Sachlage; sie geben sich das Ehrenwort, die Baronin nicht wieder aufzusuchen. Trotzdem folgt Pierre, obgleich anfangs widerwillig, der dringenden Aufforderung der Dame zu einer letzten nächtlichen Zusammenkunft, um sich zu rechtfertigen. Olivier folgt ihm, da er in demselben Gasthof wohnt, und wird von den lauernden Dienern des Erzherzogs erschossen. Pierre, bestürzt über den Tod des langjährigen Freundes, entkommt, sieht aber die Baronin, von der er sich nicht einmal verabschiedet hat, nie wieder.

Oscar Méténier, Raphaëla[45]), unter dem Gesamttitel L'Amour qui tue. Der Abgeordnete Vaulieu will Raphaëla, die Tochter seiner Geliebten Aurélia, welche ohne sein Wissen in einer Erziehungsanstalt untergebracht ist, als er sie im zwanzigsten Lebensjahre kennen lernt, an Stelle der Mutter zu seiner Geliebten machen; Aurélia feuert deshalb auf dem Rennplatz einen Revolver auf ihn ab, ihn jedoch nur verwundend, tötet sich dann aber selbst. Roger Sourdeval, der, auf Veranlassung der Mutter, Raphaëla hatte heiraten wollen, verheiratet sich nun mit Angèle, der Tochter des Marquis Château-l'Etang, liebt jedoch nur Raphaëla. Diese, welche durch die von ihrer Mutter vor dem Tode verkauften Schmucksachen Geld bekommen hat, trennt sich von Vaulieu, führt ein prunkendes Leben, wird die Gattin eines russischen Fürsten, bringt aber die Hochzeitsnacht mit ihrem Geliebten Roger zu. Auf der Hochzeitsreise, welche auf Veranstaltung Raphaëlas die beiden Ehepaare zu gleicher Zeit nach der Schweiz machen, stösst Roger, auf Antrieb Raphaëlas, den Russen in einen Abgrund. Auf die Veranlassung eines Hirten, der vergeblich den Fürsten zu retten versucht hatte, vor Gericht gestellt, werden sie freigesprochen, da der nach Savoyen zurückgekehrte Auriol, der früher Jahre lang in dem Hause Aurélias Bedienter gewesen war, bei der Konfrontation Raphaëla zwar erkennt, seine Aussage jedoch absichtlich in so verworrener Weise macht, dass er für irrsinnig erklärt wird. Roger, von Angèle getrennt, geht auf der Reise nach Amerika mit seinem Schiff unter; Raphaëla, durch den Nachlass des Fürsten reich geworden, widmet sich in der Provinz der öffentlichen Wohlthätigkeit.

Madame E. Caro, Idylle nuptiale[46]). Der bretonische Edelmann de Galesnes hat zwei Töchter; die ältere, Henriette, folgt ohne Wissen des Vaters einem Maler nach Paris. Die jüngere, Jacqueline, heiratet Gilbert Arradon ohne ihn zu lieben, weil sie hofft, ihre vom Vater verstossene Schwester wiedersehen und vielleicht mit ihm aussöhnen zu können. Bei der Hochzeit wird die Mutter krank, und Jacqueline

---

44) Paris, Lemerre. 45) Paris, Dentu. 46) Paris, Calmann Lévy.

bleibt deshalb im Hause, ohne ihrem Mann zu folgen. Lange Zeit dauert die Trennung der jungen Eheleute; erst als Henriette, mit ihrem Gatten in Not geraten, von dem reichen Gilbert durch Jacqueline ein Darlehen zu erhalten hofft, geht diese in das Haus ihres Mannes. Aber auch dann hört die Trennung erst auf, nachdem Gilbert liebevolle Besorgnis Jacquelines bemerkt hat, als er, um einen älteren Bruder vor einer Gefahr zu bewahren, bis spät in die Nacht hinein von Hause fortbleibt.

DUBOT DE LAFOREST, Angéla Bouchaud, demoiselle de magazin[47]). Angéla Bouchaud, in der Gastwirtschaft ihres Vaters und in dem Modewarengeschäft ihrer Tante in einer kleinen Stadt des Limousin zugleich thätig, und von einem Müllerburschen in früher Jugend verführt, folgt ihrem Jugendgenossen Goumaldier, der sie liebt, und der in einem grossen Konfektionshause in Paris Zuschneider ist, dahin. Nach vielfachen Liebesverhältnissen mit einem vornehmen Marokkaner und einem irischen Athleten wird sie zuletzt, da der Chef des Geschäftes sie gleichfalls geliebt hat, Gattin des Zuschneiders, und da sie dem Konfektionshause nützlich geworden ist, mit ihrem Gatten Goumaldier, der ihr trotz ihrer anderweitigen Liebeleien treu geblieben ist, Teilhaberin des Etablissements.

J.-H. ROSNY, Un double amour[48]). Gilbert Deraismes besucht die ihm auf ihrem Schloss nahe wohnende Christine, die junge reiche Witwe Lancrets, während ihrer Krankheit und lernt dabei die Familie Somerville kennen, die auf die Erbschaft Christines, der jüngeren Schwester Isabelles, stark rechnet. Gilbert verehrt die durch Schönheit glänzende Jacqueline, die ältere Tochter Raymonds, wagt aber nicht, um sie zu werben. Als er nach der scheinbaren Genesung Christine's seine Besuche täglich wiederholt und länger ausdehnt, fürchtet Raymond, dass er sich mit ihr verheiraten, und so die Erbschaft ihnen entgehen könnte. Bei einer Unterredung desselben mit ihm gesteht er, dass er Jacqueline liebt und und erklärt es ihr, aber zugleich mit dem Eingeständnis, dass er auch Christine liebe. Sie hält sich deshalb von ihm fern. Raymond verlangt von Gilbert eine schriftliche Erklärung, dass er von dem Vermögen Christines keinen Anteil annehmen werde; diese, wieder schwer erkrankt, wünscht, dass er sich mit ihr verlobe. Nach ihrem Tode wiederholt er Raymond, dass er von dem Vermögen Christines, auch wenn ein späteres Testament vorhanden sein sollte, nichts haben will, und bittet bei dieser Gelegenheit ihn um die Hand seiner Tochter, der er seine Liebe gestanden habe, und die ihn gleichfalls liebe. Aber Raymond weist ihn wegen seiner Unbeständigkeit, zum Teil auch aus Eifersucht wegen Christinens schroff ab. Jacqueline erkrankt in Folge dessen, und Gilbert, durch Geschäfte nach dem Savanen Amerikas geführt, ist gleichfalls traurig, tröstet sich aber mit der schönen Erinnerung an die Doppelliebe.

EDUARD ROD, Dernier Refuge[49]). Martial Duguay, ein französischer Edison, liebt Geneviève, die Frau des Bankiers Berthemy, dem er seine Erfindung, durch einen elektrischen Apparat Bilder hervorzurufen und zu bewahren, zugesichert hat. Unwillig wegen der häufigen und langen Trennung von seiner Geliebten und wegen des Zwanges, dem

47) Paris, E. Dentu. 48) Paris, Léon Chailley. 49) Paris, Perrin et Cie.

der Ehegatte sie aussetzt, macht er ihr den Vorschlag, zusammen zu sterben, den sie jedoch zurückweist. Zu einer durch sie anberaumten Zusammenkunft in Paris, derentwegen er von Berlin zurückkehrt, bleibt sie aus. Er erfährt, dass sie krank geworden ist; daraufhin reist er nach Etretat; seine unerwartete Ankunft und sein Benehmen, wie das Genevièves, flössen Berthemy Verdacht ein, den ein Gespräch mit seiner Frau noch bestärkt. Nach seinem Landsitz bei Paris zurückgekehrt, verbietet er seiner Frau, Duguay zu empfangen, und, da sie ihn schon zu ihrem ersten Empfangsabend eingeladen hat, nimmt er ihn wenig freundlich auf, und führt in einer Unterredung ihm das Recht und das Gesetz vor, worauf Duguay mit Leidenschaft die Liebe verficht. Dieser will Geneviève, die in einiger Entfernung das Gespräch nicht gehört aber beobachtet hat, zur Flucht mit ihm bewegen; als sie sich weigert, entfernt er sich schnell. Da ergreift sie denn die Besorgnis, dass er sich tödten könnte; trotz der Liebe zu ihrem kleinen Knaben reist sie vom Landsitz ab und trifft Martial an dem gewöhnlichen Orte ihrer Zusammenkünfte, wo er eben im Begriff ist, sich zu erschiessen. Sie gehen nach Italien, wo sie nach kurzem Liebesrausch zusammen sterben.

Eduard Rod, L'Innocente[50]). Micheline, die Tochter des Obersten a. D. Marian, heiratet Pierre, den letzten Abkömmling der gräflichen Familie Les Pleiges, sieht in dem sonst verödeten Schloss desselben viel Gesellschaft und plaudert und musiziert gern mit Jacques Nattier, einem kleinen Beamten. Daraufhin ensteht in dem kleinen Uhrmacherort die Verleumdung, dass sie sich mit ihm in ein Verhältniss eingelassen habe. Als ihr Gatte, wegen seiner misslichen Finanzlage, sich erschiesst, vergrössert sich dieser Verdacht, dem zuerst ihr kleiner Sohn, nachher sie selbst und zuletzt ihr Vater ein Opfer werden.

Pierre Sales, Premier Prix d'Opéra[51]). Der vierzehnte der unter dem Gesamttitel Aventures parisiennes erschienenen Romane des Verfassers. Der Fürst Michel Perenoff hat von der unehelich geborenen Marie de la Mothe-Ardent eine Tochter; als er seine Geliebte verlässt, will er ihr durch einen Vertrauten Kreuzberg hunderttausend Rubel zukommen lassen, dieser unterschlägt sie, wird durch Spekulationen unermesslich reich und spielt unter dem Namen eines Barons d'Agra eine diplomatische Rolle. Die kleine Tochter Natacha wird von einem Tenoristen, späteren Strassensänger Lacaussade auferzogen, gewinnt einen ersten Preis als Sängerin im Konservatorium und findet in der grossen Oper in Paris ungen einen Beifall. Als aber der angebliche Baron d'Agra sie mit seinen Anträgen belästigt und verfolgt, tritt sie vom Theater zurück und wird Gesanglehrerin. So kommt sie in die Familie des Herzogs de la Mothe-Ardent. Der Sohn des Hauses Pierre heiratet sie, als ihre Abkunft bekannt geworden ist und Alexis, der junge Fürst Serenoff, ein Neffe Michels, soll die Schwester Pierres, Claire, heimführen. Der angebliche Baron d'Agra entkappt sich dabei als der ehemalige Betrüger Kreuzberg.

Jules Mary, Crime de Passion[52]). Jean Vandale liebt seine Jugendfreundin Christiane und als er sie, die glücklich mit dem Bau-

50) Paris, Coll. Ollendorff illustrée 1897. 51) Paris, Flammarion. 52) Paris, Léon Chailley.

unternehmer Richardier verheiratet ist, durch die Drohung, sich zu erschiessen zu einer Zusammenkunft in einem ganz vereinsamten Landhause zu bewegen gewusst hat, tötet er sie, da sie sich weigert, solche Zusammenkünfte zu wiederholen. Ein Schuss, den er dann auf sich selbst abfeuert, tötet ihn nicht; er entfernt sich, auf dem Schnee Blutspuren zurücklassend, diesen folgend, findet Richardier, der hier im Walde jagt, die Leiche seiner Frau und in einem von ihr aufbewahrten Brief den Namen des Thäters. Dieser weiss sich versteckt zu halten und entgeht selbst dem Prokurator, dem er sich in Verkleidung vorstellt, durch die Drohung, sich augenblicklich mit Blausäure zu vergiften, wenn er festgenommen werden sollte, giebt aber das Versprechen, seine That zu sühnen. So wird er dann abwesend zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. So weit der Prolog; der eigentliche Roman fängt siebzehn Jahre später an. Richardier hat das Gut des Grafen d'Albaron angekauft und wohnt da mit seiner Tochter Marguerite, während Renaud und Hélène, die Kinder des Grafen, mit einem zur Wohnung eingerichteten Stall sich begnügen. Zu ihnen kommt ein Vetter Savinien. Dieser will, um das Vermögen des reichen Bauunternehmers zum Teil der Familie d'Albaron zukommen zu lassen, den sehr kränklichen Renaud mit Marguerite verheiraten, da er selbst sie nicht bekommen kann, und ermordet Richardier, als dieser seine Einwilligung versagt. Als Hélène, die sonst mit ihm gemeinschaftliche Sache macht, nach der nunmehr erfolgten Verheiratung Renauds während eines seiner Krankheitsanfälle dem Vetter Savinien ihren Unwillen über seine Mordthat zu erkennen giebt und dadurch die Sache verrät, ersticht Vandale, der unter dem Namen Gordon der Familie ärztlichen Rat erteilt und sein Versprechen dadurch zu lösen versucht hat, dass er den Krankheitsanfall Renauds überwacht, den Mörder. Hélène geht in ein Kloster und Vandale stirbt ein paar Tage darauf im Hospital zu Blois.

Maximilien Perrin, La Fleur des Grisettes[53]). Eine Arbeiterin, die trotz aller Anerbietungen tugendhaft bleibt und sich zuletzt glücklich verheiratet.

Georges du Vallon, Stania[54]). Ein in Russland während des deutsch-französischen Krieges in der ausländischen Gesellschaft spielender Roman.

Paul Perret, Manette André[55]) spielt in der Revolutionszeit. Die Heldin hat vier Verehrer, von denen der eine durch einen anderen umkommt, der von Manette selbst erdolcht wird; ein dritter stirbt auf dem Schaffot; nur der vierte bleibt ihr.

Gaston Roulier, L'Amour de Marguerite[56]). Schilderung der Gefühle, welche ein Mann empfinden kann unter der Herrschaft einer ehebrecherischen Leidenschaft im Vergleich mit einer reinen und rechtmässigen Liebe.

Ferrand Calmettes, Brave fille[57]). Eine Seemannstochter, Waise geblieben, nimmt sich in rührender Weise ihres jüngeren Bruders an.

Rodolphe Bringer, Les Fiancés de la rue Lepic[58]). Massupiot und Bricout, befreundete Nachbarn, geraten in Streit; der Sohn

53) Libraire mondaine. 54) Savine 55) Paris, Plon et Nourrit. 56) 57) 58) Paris, Lévy.

des einen entführt die mit ihm verlobte Tochter des anderen; daraufhin versöhnen sich die Väter.

Arthur Chassériau, Le Chemin de croix[59]). Geschichte einer Witwe, die sich wieder verheiratet und den zweiten Mann verliert.

F. Maratuech, L'Echéance[60]). Ein junger verschuldeter Mann, der noch dazu verdächtigt ist, seinen Gläubiger erdrosselt zu haben, wird vor dem Verfall seiner Güter durch die Heirat mit einer reichen Erbin bewahrt.

André Theuriet, Paternité[61]). Delaberge, bis zum fünfzigsten Jahre Junggeselle geblieben, verliebt sich auf einer Inspektionsreise nach dem Ort, wo er als junger Mann gelebt hat, in ein junges Mädchen, das er jedoch seinem unehelichen Sohn überlässt.

J.-H. Rosny, L'Indomptée[62]). Schilderung einer sittlich reinen Frau, die der Mann nicht nach seinem Willen modeln kann.

Eugène Morel, Artificielle[65]). Das Leben einer Ehe ohne Kinder.

C. Lemonnier, La Faute de Madame Charvet[64]). Eine Frau, die ihrem Mann untreu geworden ist, bereut es, bekämpft aber ein offenes Geständnis seinen Zweifeln gegenüber.

Jean Daloy, Folle de haine[63]). Diane sollte, nach dem Wunsch ihres Vaters, Cazalès, einen Republikaner, heiraten; heiratet jedoch einen legitimistischen ehemaligen Offizier. Ins Elend geraten, bittet sie Cazalès, der Minister geworden ist, um Anstellung ihres Mannes; dieser gewährt die Bitte erst, nachdem sie sich ihm hingegeben hat; aber mit seinem Ministerium fällt auch die Beschäftigung von Dianes Mann. Als Cazalès wieder Minister wird, führt sie ihm den Sohn zu, den sie von ihm bekommen hat; er leugnet die Vaterschaft; sie schiesst einen Revolver auf ihn ab und wird als Wahnsinnige in die Salpétrière gesteckt.

Georges Pradel, Cœur de mère[66]). Armande de Viarmes, sanft und schüchtern, leidet unter den Launen ihres Mannes Montbray und der Herrschsucht ihrer Schwiegermutter, nur getröstet durch die Liebe zu ihrer Tochter; als aber Montbray diese, nach ihrer Meinung, unglücklich machen will, lässt sie ihn durch einen Diener umbringen.

De Chennevières, Estelle[67]). Zu der damit beginnenden Sammlung Les Passions honnêtes gehörig. Ein junger Mann aus vornehmer Familie heiratet die Tochter einer Tänzerin und eines Millionärs, wird aber nicht glücklich, weil er in Folge dessen mit seiner Familie bricht und in eine ihm ganz fremde Umgebung gerät.

Louis de Caters, Revanche d'amour[68]). Marceline de Solame lässt sich in ein Verhältnis mit Roland, dem noch jungen Mann ihrer Freundin Laurence, ein. Die letztere, welche die Liebschaft argwöhnt, verheiratet die schwangere Marceline mit ihrem Bruder Alain, der am Hochzeitstage alles erfährt. Er trennt sich nun von seiner jungen Frau, erzieht aber ihre Tochter von Roland, Antoinette, als seine eigene; bei einer Begegnung derselben mit ihrer Mutter erfährt sie, dass Alain nicht

---

59) 60) Paris, Lévy. 61) Paris, Dentu. 62) Chailley. 63) Paris. Ollendorff. 64) 65) 66) 67) Paris, Flammarion. 68) Ebenda.

ihr eigentlicher Vater ist; sie ist jedoch liebevoll für ihn und tröstet ihn über seine unglückliche Ehe.

DUBUT DE LAFOREST, La Haute Bande[69]). Schilderung der Börsenmänner und Spekulanten, welche einander zu Grunde richten, vielleicht veranlasst durch den Fall Marie Reynaud, der neuerdings im Kontumazverfahren verurteilt worden ist.

J. RICARD, Cristal fêlé[70]). Ein junger Mann macht einer schönen jungen Dame einen Heiratsantrag, während sie auf dem Trapez ihre Turnübungen macht, mit der Bedingung, dass jeder von ihnen völlige Freiheit behalten solle; sie wird die Ursache des Todes eines Mannes, der sie liebt, und lebt dann nur weiter, um sich zu betäuben.

HENRI DATIN, L'Enfant abandonné[71]). Eine vornehme Dame hat ein uneheliches Kind im Stich gelassen, das von einer reichen amerikanischen Familie aufgenommen wird. Nach langer Zeit zurückgekehrt, bittet der Sohn die Dame um die Hand ihrer Nichte. Anfangs will sie ihre Verwandte nicht an einen Mann ohne Tittel und Wappen geben; als aber das Geheimnis offenbar wird, nimmt sie den jungen Mann in die Familie auf und verheiratet ihn mit dem jungen Mädchen.

EMILE BENOIT, Ariette[72]). Der Roman zeigt, wie die kleine Bürgerschaft es angefangen hat, ihre Macht zu begründen, indem sie sich die grossen Lehen aneignete, welche Adel und Priesterschaft im Mittelalter gegründet hatten; daneben ein rein menschliches Drama, in welchem das Gute und das Böse einander bekämpfen.

SAINT-JURIS, Le Cabaret des Trois Vertus[73]). Ein Soldatenroman.

HENRY LEYRET, Pourquoi aimer[74]). Ein junger Mann liebt eine verheiratete Dame, welche nur ihre Freundschaft gewährt, so dass er von jedem Liebestraum geheilt wird.

VICTOR CHERBULIEZ, de l'Académie française, Le Roi Apépi[75]). Borel: Eine Dame, die, um einen Marquis, der Ägyptiologe ist, zu fesseln, vorgiebt, sich für die Pharaonen zu interessieren, schläft bei einer Erzählung von den Grossthaten des Königs Apépi ein; das öffnet ihm die Augen.

Historische Romane: PAUL MAHALIN, Le Roi de la Ligue, und Fortsetzung Les Barricades.

Novellen. LUCIEN DESCAVES, En Villégiature[76]). 17 Novellen, von denen die erste dem Buche den Titel gegeben hat. Der Sommeraufenthalt eines Ehepaares an der Küste der Bretagne wird durch den Tod und die Beerdigung eines kleinen Mädchens, das ein befreundetes Ehepaar, welches die Wohnung des ersteren teilt, verliert, vollständig beeinträchtigt und von den durch den Verlust des Kindes betroffenen Eltern schnell abgebrochen. — Le Bonheur dans l'infirmité schildert, wie ein gegen alles Geräusch höchst empfindlicher Herr, um durch Kindergeschrei nicht gestört zu werden und um eine taubstumme Nachkommenschaft zu haben, eine Kousine heiratet, weil er die Überzeugung geschöpft hat, dass Ehen zwischen Nahverwandten solche Folgen nach sich ziehen, und wie er in der That einen taubstummen Sohn bekommt,

69) Paris, Dentu. 70) Paris. C. Lévy. 71) Paris, Savine. 72) Ebenda. 73) Tollandier. 74) Paris, Charpentier. 75) 76) Paris, Ollendorff.

den er in der Fingersprache selbst unterrichtet, und dem er später auch eine taubstumme Frau zu verschaffen gedenkt.

OSCAR MÉTÉNIER, L'Amour vaincu[77]). Der erste Teil, La Bohème galante, enthält zumeist Anekdoten aus dem Kreise der Cocotten; der zweite Teil, La Bohème bourgeoise, eine Novelle, welche ausführt, wie der Schriftsteller Paul Dornans, ein Realist im vollsten Sinne des Wortes, der den käuflichen Sinnengenuss der Liebe vorzieht, sich vor den ihm gemachten Anfechtungen einer hübschen Frau zu retten weiss.

JULES CLARETIE, Brichanteau comédien[78]). Dieser Schauspieler hat dem schwindsüchtigen Bildhauer Montescure, der als Nebenbeschäftigung abends im Theater das Horn geblasen hatte, als Modell für einen unter das Joch geschickten Römer gedient und ihn vor seinem Tode gepflegt, hat aber, da bei einer Benefizvorstellung ihn die angekündigten Künstler im Stich gelassen haben, die Ausstellung des Bildwerks im Geburtsort des Bildhauers und die Unterstützung einer wahnsinnig gewordenen Theaterleiterin nicht erreichen können. Er teilt mit, dass er, 1871 in Versailles gefangen gehalten, mit 30 Gefährten den Kaiser Wilhelm I. in der Präfektur zum Gefangenen zu machen beabsichtigt habe, woran er nur durch die Entfernung des Monarchen gehindert worden sei; wie er ferner mit einem Kollegen sich entzweit, der das von Napoléon I. aus Moskau erlassene Dekret über das Théâtre-Français scharf tadelt, und ähnliche Erlebnisse aus seiner Theaterthätigkeit, namentlich seine Begegnisse mit Kritikern der Provinzstädte.

PIERRE WOLFF, Amants et Maîtresses[79]). Der Verfasser, welcher schon früher mehrere Lustspiele zum Teil im Théâtre-Français hatte aufführen lassen, giebt in diesem Buche eine grosse Menge Skizzen, meist in Dialogform, welche weniger der Litteratur angehören oder Belustigung gewähren, als einen Einblick in die Denk- und Ausdrucksweise der jungen Pariser Lebewelt geringeren Standes verschaffen.

HENRI LAVEDAN, Les Petites Visites[80]). Skizzen aus sehr verschiedenen Gesellschaftskreisen, sogar von Kindern in Gesprächsform, meist harmlos.

ADRIEN VELY, Contes panachés[81]). Darin die Geschichte eines Zuchthäuslers, der, aus der Haft enslassen, in seinem Orte festlich aufgenommen wird, sogar zu Ehren und Ansehen gelangt.

GUSTAVE GUICHES, Au fil de la vie.

MICHEL CORDAY, Femmes d'officiers[82]).

Comtesse de Castellana-Acquaviva; Le Mariage de lady Constance spielt auf englischem Boden; Constance, von zwei Brüdern geliebt, heiratet den einen, der ihr oft ungetreu wird und in Folge seiner Abenteuer den Tod findet; darauf nimmt sie den anderen zum Gatten, der sie auch glücklich macht. Ferner Le Rêve de Gabrielle: eine italienische Sängerin heiratet nach einer Verirrung den Mann, der ihr Gesangstalent entdeckt hat.

CAMILLE NATAL, Deux poèmes en prose[83]): Rolande ist traurig bei der Abreise eines Seeoffiziers, den sie liebt, der aber nur Sinn für das Meer hat; Le Voeu de la morte, führt ein junges Mädchen vor, das

---

77) Paris, Bibliothèque Charpentier. 78) Ebenda. 79) Paris, Ollendorff 80) Paris, Lévy. 81) 82) Simonis Empis. 83) Paris, C. Lévy.

ins Grab geht an derselben Stelle, wo es sich drei Monate vorher verlobt hatte.

GEORGES COURTELINE, Messieurs les Rond de cuir[84]), lustige Skizzen.

ALEXANDRE DUMAS FILS, Ilka[85]). Zur Zeit des Todes des Dichters erschienen; Ilka ist der Titel der ersten Novelle, nach der das Ganze benannt ist.

Dramen. PAUL DÉROULÈDE, Messire Du Guesclin[86]). Als der Dauphin Charles vor Marcel aus Paris hat flüchten müssen, stellt er Du Guesclin an die Spitze der Truppen, welche die Hauptstadt wieder einnehmen sollen; aber vorher wird Marcel durch Maillard ermordet, Paris dadurch wiedergewonnen, und der Dauphin durch Du Guesclin nach Reims geführt. Die Schwester des Helden, Julienne, wird an Olivier de Maurcy verheiratet, der seinen Nebenbuhler Raoul de Caours beseitigt. Das Drama ist reich an patriotischen Tiraden.

HENRY FOUQUIER et GEORGES BERTAL, Le Modèle[87]). Der Bildhauer Raymond, verlobt mit Fernande Merina, lässt sich gleichwohl mit Albertine Bonnin ein, die ihm als Modell zu einer Statue der Circe gedient hat; da sie sich ausserdem mit einem Bankier befreundet hat, wirft er sie hinaus. Sie schleicht sich in sein Atelier ein, wo sie die Stelle der von ihr an den Bankier heimlich abgetretenen Circe einnimmt, um, wenn Raymond seiner Braut das Bildwerk sollte zeigen wollen, die Unterhaltung beider zu belauschen; die Braut verlangt, dass er dasselbe zerstöre; als der Bildhauer nach Entfernung des Vorhanges dazu den Meissel erhebt, ruft sie: „Nicht du!“ und ersticht sich selbst.

FRANÇOIS COPPÉE, Pour la couronne[88]). Michel Brancomir kämpft seit zwölf Jahren für Bulgarien gegen die Türken; seine zweite Frau Basilide möchte, dass er König wird; aber die Bulgaren wählen dazu den Bischof Stephan. Der Sohn Michels aus erster Ehe bringt aus einem Feldzug eine junge Zigeunerin, Militza, mit, die den jungen Helden liebt. Der Guitarrenspieler Benko, ein verkappter Muselmann, schlägt der Basilide vor, dass, wenn Michel den Türken die Citadelle ausliefern sollte, der Sultan ihn zum König des Balkans unter türkischer Oberherrschaft machen würde. Aber auf die Aufforderung der Militza, die den Guitarrenspieler als einen türkischen Würdenträger erkannt hat, belauscht Constantin die Unterredung seines Vaters mit demselben. Anstatt des erwarteten türkischen Befehlshabers, dem die Festung von Michel überliefert werden soll, erscheint der Sohn, der weil er seinen Vater nicht überreden kann, ihn im Kampfe tötet. Seitdem in grosser Unruhe, ermüdet er seine Soldaten in fruchtlosen Gefechten; man vermutet Verrat, um so mehr, als Basilide ein Dokument mit dem Siegel des Sultans und Brankomirs zeigt; Constantin wird verurteilt, an die Statue, die seinem Vater errichtet worden ist, angefesselt zu werden; aber von einem qualvollen Hungertode erlöst ihn Militza durch einen Dolchstich.

---

84) 85) Paris, C. Lévy. 86) En 5 actes et en vers. 87) En 3 actes (Odéon.) 88) En 5 actes et en vers (Odéon).

Victorien Sardou, Gismonda[89]). Die Herzogin von Athen, Gismonda, Witwe mit einem sechsjährigen Knaben, hat vier Bewerber um ihre Hand; der eine derselben, Zaccharia, will nicht nur die Herzogin und das Herzogtum erwerben, sondern auch den Knaben beseitigen. Sein Diener Gregoras stösst ihn in die Grube, in welcher sich ein Tiger befindet, den Gismonda ihm zeigen will; die Herzogin schreit auf und schwört, dass sie ihre Hand und ihr Herzogtum demjenigen geben würde, der den Knaben rettet. Dies thut der Falkenwärter Almeria. Als der Papst sie von ihrem Schwur nicht entbinden will und Almeria ausserdem das Land von Piraten befreit hat, lässt sie ihn zwar auf falsche Anklage hin einsperren, sucht ihn dann aber in der Nacht auf. Als nachher Zaccharia ihn durch Gregorias töten lassen will, was sie behorcht, bringt sie selbst den Zacharia mit dem Beil des Gregoras um und macht Almeria schliesslich zu ihrem Gatten.

Victorien Sardou, Thermidor[90]). Nach der schon vor fünf Jahren erfolgten ersten Vorführung und dem danach erlassenen Verbot hat der Dichter zwei tableaux zugefügt: die Sitzung des Konvents, in welcher Robespierre unterliegt, und die durch den faubourg Antoine ins Werk gesetzte Befreiung der Verurteilten des letzten Hinrichtungskarrens.

Léon Hennique, Deux Patries[91]). François Garnier, der 1792 die Waffen ergriffen hatte, ist nach und nach Marschall geworden. Durch die Vermittelung Napoléons I. heiratet er die Fürstin Amélie d'Altemberg. Als er 1813 zwischen Frankreich und seinem neuen Lande zu wählen hat, findet er den ersehnten Tod durch eine Altembergsche Kugel.

Maurice Donnay, Pension de famille[92]). In einem Familiengasthaus schiesst Raymond Assand auf einen Herrn, den er bei seiner Frau antrifft. Die Besitzerin des Gasthauses, die er als junges Mädchen verführt hatte, gesteht nun der Dame, dass sie von ihr verraten worden ist. Als sie ihre Erlebnisse ihr mitgeteilt hat, verzeiht sie ihr.

Maurice Beaubourg, La Vie muette[93]). Herr de Meyrueis argwöhnt, dass seine Frau einen Geliebten hat, dass das Kind, welches sie erwarten, vielleicht auch schon die früheren, von diesem herrühre und will letztere beseitigen. Als er eines Abends in unheimlicher Weise um das Zimmer derselben herumschleicht, bringt ihm seine Frau einen Dolchstich bei, und nachdem sie sich gegenseitig beklagt haben, verzeihen sie schliesslich einander.

Lustspiele und Possen. (Georges Feydeau, Le Dindon[94]).

Romain Coolus, Raphaël[95]). Daniel hat Louisa geheiratet, empfindet aber für sie weniger Leidenschaft als ruhige Freundschaft. Sie nimmt deshalb einen Liebhaber Mignard, und ersetzt diesen später durch einen ganz jungen Vetter, Raphaël, der sie jedoch bald wieder aufgiebt, wofür sie zugleich von ihrem Mann und von ihrem früheren Liebhaber getröstet wird.

Alfred Capus et Alphonse Allais, Innocent[96]). Brindoie, Gymnastiker, hat sich in Isaure verliebt; als er eines Abends vor ihrem Hause umherschweift, geräth er mit einem Feldhüter in Streit und ent-

89) En 4 actes (Renaissance). 90) En 4 actes et 6 tableaux (Porte-Saint-Martin). 91) En 5 tableaux (Ambigu). 92) En 4 actes (Gymnase). 93) En 4 actes (L'Oeuvre). 94) Palais-Royal. 95) en 3 actes (L'Oeuvre).

reisst ihm sein Erkennungsschildchen. Der Feldhüter zeigt als Thäter einen Wilddieb, Blaireau, an, der zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt wird. Isaure schickt dem Gefangenen Wein, und als Brindoie ihr seine Liebe und sein Abenteuer gesteht, erklärt sie, ihm angehören zu wollen, wenn er den unschuldig Verurteilten frei machen würde. Das thut er unter Vorzeigung des Schildchens.

Léon Claretie et Henri Potez, Le Prêcheur converti[97]). Der alte Poquelin ist unzufrieden damit, dass sein Sohn mit Schauspielern verkehrt und selbst Schauspieler werden will; der Schreiber Pinel soll den jungen Mann auf den rechten Weg zurückführen, aber Molière ist beredter als er, und durch die bestrickenden Blicke der Madeleine Béjart wird Pinel dazu gebracht, ihn dazu aufzufordern, sich an eine gerade abgehende Truppe anzuschliessen und schwindelt sogar dem Tapezierer 50 Thaler ab, die Molière zu seiner Abreise braucht.

Léon Gandillot, La Tortue[98]).

Marcel Prévost, Les Demi-Vierges[99]). Demi-Vierges sind etwas freie Damen; eine solche, Maud de Vouvres, hat einem Verehrer, Julien de Suberceaux, vieles, wenn auch nicht das letzte, gestattet, verlobt sich aber mit Maxime de Chantel, der sie jedoch aufgiebt, als er in einer Unterredung seiner Schwester Jeanne mit ihrem Bräutigam gewahr wird, wie sich eine wirkliche Jungfrau von einer falschen unterscheidet.

Henri Lavedan, Viveurs[100]). Paul Salomon macht Alice, der Tochter eines Arztes, einen unziemlichen Vorschlag, wird von ihr zurückgewiesen, und sie weiss ihren Vater dazu zu bewegen, dem etwas Leidenden, der sich an ihn gewendet hat, einen schmerzhaften Stich beizubringen. Octave Lacroix, der um die Hand des jungen Mädchens anhält, hat sich ihretwegen mit einem andern Herrn geschlagen; als aber Salomon ihr vorlügt, dass er das Duell wegen einer Kokotte gehabt hat, weist sie ihn ab. Madame Blandain jedoch, die ihren Liebhaber Salomon behalten möchte, giebt ihr die richtige Sachlage an, und so willigt sie denn ein, Lacroix zu heiraten.

Auguste Dorchain, Rose d'automne[101]). Ein achtundzwanzigjähriges Mädchen, das sich zuletzt noch mit ihrem Jugendbekannten verheiratet.

Jules Lemaitre, L'Age difficile[102]). Chambray hat sich wegen unglücklicher Jugendliebe nicht verheiratet, nimmt seine Nichte Jeanne in sein Haus und verheiratet sie sodann an Pierre Martigny. Als er 60 Jahre alt geworden ist, will er Jeanne wieder zu sich nehmen, weil Pierre sich von einer Abenteuerin hat verführen lassen. Diese aber ist im Begriff, ihn selbst in ihre Netze zu ziehen, als seine alte Jugendgeliebte zu rechter Zeit erscheint, um die Familie wieder allseitig zu ver söhnen.

Georges Courteline et Norès, Les Gaietés de l'escadron[103]). Drollig ist der Capitaine Hurluret, der trotz seiner Flüche selbst gegen Dienstvergehen nachsichtig ist, und Madame Bijou, welche 20 Jahre vorher seine Geliebte gewesen war und nun die Kantine übernommen hat.

96) en 3 actes (Nouveautés). **97**) en vers (Odéon). **98**) en 3 actes (Nouveautés). **99**) en 3 actes (Gymnase). **100**) en 4 actes (Vaudeville). **101**) en 1acte (Odéon). **102**) en 3 actes (Gymnase). **103**) 9 tableaux (Ambigu).

EMILE FABRE, L'Argent[104]). Der Chocoladenfabrikant Reynard hat ein Testament gemacht, nach welchem er die Hälfte seines Vermögens seiner Frau, die andere Hälfte seinen beiden Kindern, Mathilde und Laurent, vermacht. Aus Ärger darüber entwendet Mathilde ihrer Mutter Briefe, aus denen hervorgeht, dass sie ein Liebesverhältnis mit dem Bankier Ternant gehabt hat, und steckt sie durch ihren Mann Roux dem Vater zu. Frau Reynard erinnert ihn aber daran, dass er selbst sie zum Bankier geschickt hat, um einen Aufschub seiner Forderungen zu erbitten, der ihn vor dem Bankerott bewahren sollte, weiss es auch dahin zu bringen, dass er eine Anklage wegen Nahrungsmittelfälschung zu gewärtigen hat. Daraufhin, nach Zurückziehung der Anzeige, allgemeine Versöhnung.

MAXIME BOUCHERON, Surnuméraire[105]). Der Weinhändler Brézillac, der hauptsächlich Damen zu seinen Kunden hat, heiratet eine derselben, Marguerite, aber heimlich, um nicht die Kundschaft der andern zu verlieren, und giebt sie für die Frau seines Freundes, des Supernumerarius an der Präfektur von Bordeaux, Narcisse Godet, aus. Ein Beamter der Präfektur findet Brézillac in vertrautem Verkehr mit der angeblichen Gattin Godets; daraus scheint für diesen eine Gefahr zu entstehen; aber nach mehreren, teils schlimmen, teils erheiternden Zwischenfällen ordnet sich alles glücklich.

MAURICE DONNAY, Amants[106]). Die ehemalige Schauspielerin Claudine Rosay wird von dem Grafen Puyseux unterhalten und hat von ihm eine Tochter Denise. Claudine knüpft ein Verhältnis mit einem jungen Herrn, Georges Vertheuil, an; ihrer Tochter wegen giebt sie den Grafen nicht auf. Darüber wird Georges unwillig und verlässt die Geliebte. Als er einige Zeit nachher sie auf einem Feste antrifft, erfährt sie, dass er sich verheiraten werde. Claudine heiratet nun den Grafen, der sich von seiner Frau hatte scheiden lassen.

ADOLPHE THALASSO, La Vie[107]). Georges Bréval hat Adrienne geheiratet; sie hintergeht ihn mit seinem Kompagnon Maxime. In der Abwesenheit des Mannes überrascht seine Mutter die Frau mit Maxime und jagt ihn fort; aber dieser entführt die Frau. Die Mutter bittet nun Maxime, ihrem Sohne die Gattin zurückzugeben; Georges hört die Unterredung und bekommt davon eine Gehirnerschütterung. Nach seiner Heilung ersucht er seine Mutter, die, wie er glaubt, ungerechterweise Beschuldigten um Verzeihung zu bitten; um das Leben ihres Sohnes zu schonen, thut sie es auch.

VICTORIEN SARDOU, Marcelle[108]). Die alte Baronin Conturier hat Marcelle Aubert zur Vorleserin genommen; ihr Sohn Olivier verliebt sich in sie. Man erfährt jedoch, dass sie eigentlich Marcelle de Tréville heisst und in Algier einen Geliebten Villeras gehabt, und dass ihr Bruder auf diesen in ihrem Zimmer einen Schuss abgefeuert haben soll. Unterdessen kehrt Villeras zurück und hält um Marcelle an; sie weist ihn ab und erklärt Olivier, dass ihr Bruder bei einem Streit im Kartenspiel den Schuss abgegeben, und Villeras sich verwundet in ihr Zimmer geflüchtet habe; es soll auch ein Brief, den ihr Bruder aus dem Ge-

104) en 4 actes (Théâtre-Libre). **105**) en 4 actes (Cluny). **106**) en 4 actes (Renaissance). **107**) (Odéon). **108**) en 4 actes (Gymnase).

fängniss an Villeras geschrieben habe, vorhanden gewesen sein. Sie weiss nun Villeras zu einem zweideutigen Ausspruch zu verstricken, durch welchen das Vorhandensein dieses Briefes bestätigt zu werden scheint. Und so heiratet denn Olivier seine geliebte Marcelle.

E. PAILLERON, Cabotins[109]). Diese cabotins sind nicht Schauspieler, sondern Südfranzosen, verschiedenen Beschäftigungen angehörig, die sich in der Boîte à l'ail versammeln. Grigneux, ein Maler, hat eine Klavierlehrerin geheiratet, die ihm mit de Laversée durchgeht, acht Monate nachher stirbt, aber eine Tochter Valentine hinterlässt, die nach dem Tode Laversées im Hause seines Neffen gleichen Namens lebt. Valentine, schlecht erzogen, hat sich schon mit einem Maler Maximeux vergangen. Cardevent, ein junger Bildhauer, der auch in der Boîte à l'ail verkehrt, hat eine Chanson d'avril ausgestellt: Valentine bewundert das Bildwerk, und Cardevent verliebt sich in sie. Frau de Laversée hat zum Liebhaber den Doktor Saint-Marin, der die Fessel der Ehe abschütteln möchte; bei einer Festlichkeit wirft er sich Valentine zu Füssen, wird von Frau de Laversée überrascht, welche Valentine fortjagt. Sie findet aber Unterkunft bei Cardevent, den sie öfter gesehen hat, und obgleich seine Mutter sich gegen seine Heirat mit dem nicht tadellosen Mädchen sträubt, wird durch Grigneux alles wieder ins rechte Geleise gebracht.

Verse. CHARLES TABOURIER, Impressions[110]). Satiren.

OCTAVE PRADELS, Contes joyeux et Chansons folles[111]). Zu der Sammlung der Auteurs gais gehörig, sehr ausgelassen und zum Teil lasciv.

GABRIEL MARTIN, Les Poésies fantaisistes; darin eine Legende in Versen, Pahos et Zu'ella.

GABRIEL MONTOY, Chansons naïves et perverses[112]). Gedichtchen, die der Verfasser zu verschiedenen Zeiten im Chat-Noir vorgetragen hat.

MAURICE DE TALLEYRAND-PÉRIGORD, duc de Dino, Au Pays du Silence[113]). Wegen einiger sozialistischen Betrachtungen darin Rochefort gewidmet; ferner darin Le Désert, La Caravane, Au Sinaï, L'Ouragan.

Reisen. JULES VERNE, Mirifiques Aventures de Maitre Antifer[114]).

Kritik und Memoiren. GASTON PARIS, Penseurs et Poètes[115]). Enthält: James Darmesteter. Ausser seinen gelehrten Arbeiten über die persische und indische Religion, namentlich über den Zend-Avesta, sowie neben seinen Versuchen, einzelne englische Dichter, ältere und neuere, den Franzosen bekannt zu machen, ist besonders beachtenswert sein hier dargelegter Plan, die christliche Religion, durch Ausscheidung einiger Dogmen, auf ein der Auffassung verschiedener Propheten entsprechendes Judentum aufzupfropfen. — Frédéric Mistral. Die Verdienste desselben für die Reinigung und die Bereicherung des speziellen neuprovençalischen Dialekts und für die Einführung dieses

---

109) en 4 actes (Théâtre-Français). 110) Vannier. 111) Flammarion 112) Paris, Ollendorf. 113) Aux Bureaux de la nouvelle Revue 1895. 114) Paris, Hetzel & Cie. 115) Paris, C. Lévy.

Idioms in die Poesie werden vom Verfasser hoch anerkannt; aber er muss gleichwohl eingestehen, dass diese von Mistral zurecht gemachte Sprache von ihm selbst und von seinen Genossen im gewöhnlichen Leben weder gesprochen noch geschrieben wird; er legt sodann die hervorragende Beteiligung des Dichters an der Gründung des Vereins der félibres dar. Es folgt dann eine eingehende Besprechung von Mistrals Dichtungen und wissenschaftlichen Werken. — Sully Prudhomme, Biographie und ausführliche Charakterisierung seiner Schriften; dabei wird als Grundlage derselben der in seinem Wesen von Anfang an vorhandene und trotz aller Gegenanstrengungen immer wieder stark hervortretende Zwiespalt zwischen Verstand und Gefühl, zwischen Denken und Glauben aufgestellt. — Alexandre Bida, Maler und Zeichner, besonders in seinem Verhältnis zu seinem Lehrer Delacroix. — Ernest Renan, Grabrede, welche Paris im Namen des Collège de France auf ihn gehalten hat. — Albert Sarel, seine Aufnahme in die Académie française, bei welcher der Neuaufgenommene über Taine zu sprechen hatte.

Ferdinand Brunetière (de l'Academie française), Le Roman naturaliste[116]). In den 13 Abhandlungen aus den Jahren 1875 bis 1888 bekämpft der Verfaser nicht nur die Naturalisten, wie Zola, sondern nebenbei auch die Realisten, welche er von jenen nicht wesentlich absondert, wie Hector Malot; wirft ihnen die Unkenntnis der Volksklassen, welche sie schildern, und vielen von ihnen die Gewöhnlichkeit der Sprache vor; findet, dass die französischen Schriftsteller dieser Gattungen nicht Sympathie für die Leute der niederen Klassen, eher Missachtung zum Ausdruck bringen und empfiehlt ihnen George Eliot als Muster. Von Flaubert, der, wie er meint, seinen Stil an der Lektüre Chateaubriands gebildet hat, zieht er Mad. Bovary und Un Cœur simple den auf gelehrten Forschungen beruhenden Werken desselben, wie Salammbô, La Tentation de saint Antoine, Hérodias, La Légende de saint Julien l'Hospitalier, bei weitem vor. Andern Schriftstellern, wie Claretie schreibt er die Sucht zu, Tagesereignisse als Grundlage ihrer Romane zu verwerten; Goncourt scheint ihm, z. B. in La Faustine, eher dem Romantismus als dem Naturalismus anzugehören und einen geschraubten Stil zu schreiben; Guy de Maupassant wird anfangs mit Huysmans als einer der kleinen Naturalisten genannt, später wegen seiner Novellen gerühmt; Alphonse Daudet, obwohl anfangs nicht recht gewürdigt, wird zuletzt für L'Evangéliste gelobt.

Jules Lemaitre (de l'Académie française), Impressions de théâtre[117]). Der Verfasser giebt in diesem Bande seine Urteile ab, teils über antike Tragödien, teils über ältere französische wieder aufgeführte oder auch über ausländische Dramen, endlich über eine Menge neuerer Theatererscheinungen.

Das ML.[118]) enthält einen Aufsatz von Eloesser, der den Symbolismus (besonders seit dem Tode Verlaines) für abgestorben erklärt und die Rückkehr zu altgriechischer Formenschönheit, namentlich infolge der von Henri Albert neubegründeten Vierteljahrsschrift Le Centaure,

---

116) cinquième édition, ebenda. 117) 9e série Paris, Lecène Oudin et Cie. 118) Nr. 32 und Nr. 33.

voraussieht, auch in Pierre Louys Aphrodite bereits einen Beweis seiner Ansicht findet.

Cosmopolis, Internationale Revue[119]). In dem französischen Teil giebt Paul Bourget eine Skizze L'Age de l'amour, Francisque Sarcey einen Artikel über Alexandre Dumas fils und seine Werke, George Brandes eine psychologische Studie über Othello; ausserdem befinden sich darin kleine Artikel von Edouard Rod und von Anatole France.

E. Spuller, Hommes et choses de la Révolution[120]). Namentlich werden besprochen Siéyès, La Fayette, Mirabeau.

J.-J. Weiss, Les Théâtres parisiens[121]). Die Montags-Feuilletons des Journal des Débats.

Th. Bentzon, Les Américaines chez elles[122]).

Ernest Tissot, Le Livre des Reines[123]). Die Königin Viktoria von England, die Kaiserin Friedrich, Elisabeth, die Kaiserin von Österreich, und die Königin Margarethe von Italien.

Jacques Lourbet, La Femme devant la science contemporaine, tritt für die Rechte der Frauen ein.

Henri Bouchot, La Toilette à la Cour de Napoléon Ier[124]).

Lettres de Napoléon à Joséphine et Lettres de Joséphine à Napoléon et à sa fille[125]).

Lettres de la duchesse de Broglie[126]). Die Tochter der Frau von Staël zeigt wenig Bewunderung für Victor Hugo.

Maryan et Gabrielle Bréal, En soi et autour de soi[127]). Schilderung der Fehler des neueren Gesellschaftslebens, z. B. der Lügen der Frauen.

Jules Moinaux, Causes grasses et Causes salées[128]). Auftritte vor der police correctionnelle.

Ferdinand Henry, A travers mon lorgnon[129]). Betrachtungen und Eindrücke aus dem jetzigen Leben.

Francis Poictevin, Presque[130]). Reflexionen über verschiedene Lebensverhältnisse.

Maurice Donnay, Education de prince, dialogues[131]). René Cercleux, der Mentor des auf den Thron Steiermarks Ansprüche erhebenden Prinzen Sacha, führt diesen in alle Verhältnisse von Paris ein. Nach einem missglückten Versuch, sich zum Herrscher seines Landes zu machen, zieht er sich in ein Landhaus bei Paris zurück.

G. de Lafont, Le Buddhisme, précédé d'un essai sur le Védisme et le Brahmanisme[132]).

Parmentier, Album historique, Le Moyen Age[133]). Mit zahlreichen Abbildungen, welche nicht bloss Frankreich, sondern auch England, Deutschland, Italien, Arabien etc. behandeln.

---

119) Berlin, Rosenbaum und Hart. 120) Paris, Félix Alcan 1895. 121) Paris, C. Lévy 1895. 122) ebenda 1895. 123) Paris, Perrin et Cie. 1895. 124) Paris, Librairie illustrée. 125) Paris, Garnier. 126) Paris, C. Lévy. 127) Orsoni. 128) Paris, Flammarion. 129) Paris, Ollendorff. 130) Paris, Lemerre. 131) Paris, Ollendorff. 132) Paris, Chamuel et Cie. 133) Paris, A. Colin.

Todesfälle. Paul Verlaine, 9. Januar.
Arago, 20. Februar.
Arsène Houssaye, 71 Jahre, 26. Februar.
Jules Simon, 8. Juni.
Edmond Goncourt, 15. Juli.
Eugène Spuller, 23. Juli.
Challemel La Cour, 26. Oktober.
Paul Arène, 18. Dezember.

Prof. M. Mayr, Jahrbuch der französischen Litteratur. 3. Jahrgang 1896. (Zittau, Pahlsche Buchhandlung). Darin ***Romane.*** PAUL APPRAY, Par elle (Simonis Empis). Der Millionär Capatra hat einen jungen Arzt Pierre unterstützt, um mit der Wissenschaft zu prangen, und seine Frau Madeleine, die ihn liebt, hat für ihn Reklame gemacht; dennoch verlässt er sie schliesslich, um eine reiche Witwe zu heiraten. — HENRI ARDEL, Mon Cousin Guy (Plon-Nourrit). Ein junges Mädchen, aus der Provinz gekommen, bringt ihren dem Nichtsthun der Grossstadt sich hingebenden Vetter Guy durch die Ehe mit ihm zu dem Vorsatz, ein arbeitsames Leben führen zu wollen. — GEORGES BEAUME, Les Vendanges (Plon). Vorgänge vor einer Heirat in einer Winzerfamilie der Sevennen. — ANDRÉ BELLESSORT, Reine Coeur (Perrin). Reine, die Tochter eines Professors, die sich durch Unterricht ernährt, erhält Curjot, den Mann ihrer Freundin Céline, in der Pflicht, obwohl sie ihn selbst liebt, und um nicht der Schwäche ihres Herzens zu erliegen, wandert sie nach Russland aus. — CHAMPOL, Le Mari de Simone (Plon-Nourrit). Simone, die Tochter des in schweren Geldverlegenheiten befindlichen Marquis d'Avron, geht nach England, um die Hilfe der sehr reichen Tante Eleanor d'Erlington anzusprechen; als Bedingung der Unterstützung wird ihr auferlegt, den Sohn der Tante, ohne ihn gesehen zu haben, zu heiraten; dies geschieht; aber da der junge Mann durch eine auf der Jagd erlittene Verletzung im Gesicht stark entstellt ist, ergreift sie Ekel, und der junge Mann, der es merkt, entflieht; sie sucht ihn jedoch wieder auf und bezieht mit ihm den Wohnsitz des Marquis, die geängstigte Familie dadurch beruhigend. — FÉLICIEN CHAMSAUR, Le Mandarin, roman en 3 vol. (Ollendorff). Der Advokat Barsac beraubt die Braut seines Freundes Jacques und tötet sie später mit Berliner Blau; als ihr Bräutigam herbeieilt und von ihr in der Bewusstlosigkeit als Mörder bezeichnet wird, rettet ihn Barsac durch seine Verteidigungsrede, und obgleich er die gestohlenen Papiere nicht verwerten kann, wird er doch als Rechtsanwalt berühmt und nach und nach auch reich. Der Mandarin ist der Titel, weil, wie der Verfasser meint, wenn ein Chinese jemanden auf irgend eine heimliche Weise, etwa aus der Entfernung tötet und beraubt, er straflos bleibt. — PHILIPPE CHAPERON, La Confession de Jacques (Lemerre). Jacques lässt ein Stelldichein seiner Mutter, die bisher sich nur für ihn aufgeopfert hat, zu stande kommen, ihr eine kurze Freude vor ihrem Tode gönnend. ROBERT CHARLI, La petite Hona (Calmann Lévy). Hona will einem armen Rechtsanwalt in Ungarn die Hand reichen, aber die ältere Schwester Sarah will sie mit einem ruinierten Grafen verheiraten; als der Rechtsanwalt den Grafen im Duell tötet, verfällt Hona in Irrsinn. — MICHEL CORDAY, Mariés jeunes (Simonis

Empis). Die 18jährige Suzette wird in ihrer Ehe mit dem 20jährigen Leutnant Claude eine Zeit lang von ihrer älteren mit einem alten Herrn verheirateten Halbschwester Diane beeinträchtigt, wonach sich ihr Mann mit um so grösserer Liebe ihr wieder zuwendet. — ERNEST DAUDET, Drapeaux ennemis (Plon). Zwei Brüder kämpfen, der eine für Napoléon, der andere gegen ihn, und als dieser vor Rennes tötlich verwundet wird, und sein Bruder ihm zur Versöhnung die Hand reichen will, ruft er A bas Napoléon! Vive le Roi! — ERNEST DAUDET, Les Fiançailles tragiques (Plon-Nourrit). Ein Advokat, der einen begünstigten Nebenbuhler Frédéric im Kriege von 1814 aus dem Wege zu räumen sucht, ihn aber nur schwer verwundet, erhält auf die falsche Nachricht von dem Tode desselben die Braut und ihre reiche Mitgift, wird aber viel später, als er die unehelich geborene Tochter derselben, die für sein Kind gilt, an einen reichen Amerikaner, der sie nicht mag, verheiraten will, durch den ersten nun erst wiedergekommenen Bräutigam Frédéric entlarvt und ertränkt sich. — LÉON DAUDET, Le Voyage de Shakespeare (Fasquelle). Der Verfasser lässt den jungen Dichter eine Reise nach Holland, Deutschland und Dänemark machen und ihn dort Stoffe zu seinen späteren Bühnenwerken in sich aufnehmen. — VICTOR DEBAY, Hors la vie (Chamuel). Ein Künstler, der seinen Nachbar bisher durch edle Musik entzückt hat, fängt an, als er sich verlobt hat, Liebeslieder und Tanzweisen zu spielen. Der Nachbar schenkt ihm deshalb einen Stradivarius. Wirklich gewinnt die Geige ihn wieder für das Klassische, aber dabei vernachlässigt er nun die Frau; diese will deshalb in einer Nacht den Stradivarius entzweischlagen, indessen erwacht der Künstler, und sie muss von ihrem Vorhaben abstehen. — PIERRE DECOURCELLE, Chapeau gris (Librairie illustrée, Montgredien). Spielergeschichte. — GASTON DESCHAMPS, Chemin fleuri (Calmann Lévy): ein Liebespaar, welches auf die Verrinigung verzichten muss. — GABRIELLE D'ETHAMPES, L'Epée du duc de Bretagne (Tours, Alfred Cattier). Ein historischer Roman, der die Schicksale des jungen Prinzen Arthur behandelt. — CARLES FOLEY, La Dame aux millions (Ollendorff). Die reiche Dame kauft ein ehemals königliches Schloss und wünscht ihren Sohn durch ihre junge Gesellschafterin solide zu machen; als aber beide sich verloben, jagt sie die Gesellschafterin fort, hört auch nicht auf die Vorstellungen des Pfarrers, der sich dabei den Tod holt, und lässt das junge Ehepaar durch eifrige Arbeit seinen Lebensunterhalt erwerben. — HENRI GRÉVILLE, Céphisse (Plon-Nourrit). Ein junges Mädchen, welches als Schutzengel ihrer unglücklichen Familie auftritt und zuletzt durch die Vereinigung mit dem geliebten Manne belohnt wird. — GYP, Le Bonheur de Ginette (Calmann Lévy). Um das Glück Ginettes müht sich die ganze Familie; aber sie kann selbst als Marquise de Thièle nicht das volle Glück finden. — GYP, Bijou (Calmann Lévy). Bijou hat zahlreiche Anbeter, reicht aber zuletzt einem Sechzigjährigen die Hand. — M. MARYAN, Odette (H. Gauthier). Eine überall zurückgestossene Waise weiss durch Aufopferung die Verwandten zu versöhnen und selbst in einer Heirat ihr Glück zu finden. — M. MARYAN, Le Roman d'une héritière (H. Gauthier). Eine durch Vermächtnis reich gewordene Waise findet in der Wohlthätigkeit Befriedigung und durch sie auch ein

glückliches Eheleben. — HENVIER MOISONNEUVE, Les Petites Vattier (Plon). Zwei Schwestern, deren Mutter mit dem Bräutigam der einen, Anette, ein Verhältnis anknüpft, das sie, noch einmal Mutter geworden, mit dem Leben büsst; der gramgebeugte Vater findet bei der andern Tochter Reine, Zuflucht und Trost. — EDMOND NOËL, Rosie (Fasquelle). Ein in missliche Vermögenslage geratener Ingenieur kommt in die Verlegenheit, zwischen der geliebten und reichen Witwe Rosie und der ihm angetragenen Adoptivtochter eines Millionärs wählen zu müssen. — CAMILE PERT, Amante (Simonis Empis). Marcelle heiratet einen Maler, aber ihr Herz gehört einem berühmten Arzt, der nach längerer durch ein Duell herbeigeführten Trennung ihr krankes Kind besucht; und als dieser dem Kinde nur ein kurzes leidenvolles Leben in Aussicht stellt, tötet sie es und sich selbst, da auch ihre Liebe zu dem Arzte erloschen ist und die frühere Neigung ihr nur Verblendung erscheint. — JEAN POMMEROT, La Faute d'avant (Léon Chailley). Hat die Frau das Recht, einen früheren Fehler zu verbergen, diese Frage bildet den Inhalt des Buches. — JEAN POMMEROL, Le Crible (Simonis Empis). Eine Ehe wird unglücklich, weil der Mann seiner Frau gegenüber keusch wie ein Priester bleibt. — JEAN ROLLAND (Mme MARGUERITE BELIN), Sous les gallons (Colin). Von der Académie française gekrönt. Als Jean Meyrac von einem schweren Unfall betroffen wird, merkt Suzanne Beauchamps, dass sie ihr Herz an ihn verloren hat: sein Jugendfreund René de Livion, der die junge Dame auch liebt, geht ins Ausland, nachdem er sein halbes Vermögen dem armen Jean vermacht hat. — HENRI ROUJON, Miremonde (Collection Ollendorff illustrée). Ein junger Mann will wegen der Untreue seiner Geliebten sich das Leben nehmen; aber auf Schloss Miremonde von dem altgewordenen Don Juan eingeladen, wird er eines Besseren belehrt. — CHARLES DE ROUVRE, A deux (Colin). Annette ist in der Bretagne Beamtin einer Compagnie des chemins de fer, heiratet einen Beamten, kann sich ihrem Kinde nicht recht widmen; es stirbt und sie bald nachher, der Gatte findet eine frühere Freundin, Germaine, wieder und tröstet sich dadurch, besonders aber, als er Büreauchef wird. — JEAN SIGAUX, Au printemps de la Vie (Perrin). Pierre Vernon verlebt eine freudlose Kindheit, entläuft der Jesuitenerziehung, ist Laufbursch eines Notars, geht aus Kummer über die Lieblosigkeit seiner angebeteten Modistin Germaine als Soldat nach Afrika; eine kleine Erbschaft erlaubt ihm, eine Reise nach dem Orient zu machen; zurückgekommen, drückt er Germaine im Krankenhause die Augen zu, stürzt sich ins Wasser, wird errettet, erlernt das Maurerhandwerk und erhält durch einen Studienfreund eine Stelle in einer Buchhandlung. — F. TUSQUETS, Jusqu'à la mort (Simonis Empis). Philippe de Vallsolin, aus einer spanischen Adelsfamilie, überrascht seine bisher treue Gattin kurz vor einem Fehltritt mit dem Amerikaner Barrios, tötet sie und giebt Barrios als den Mörder an, der in der That zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wird. Als aber sein Kind stirbt, ergreift ihn Reue; er giebt sich als den Mörder seiner Frau an, wird aber freigesprochen. — WILLY, Maîtresse d'Esthètes (Simonis Empis). Ysolde, das Modell des Bildhauers Franz Brotteaux, macht ihn und sich selbst eine kurze Zeit glücklich.

Novellen. Paul Arène, Contes choisis (Fasquelle); darin Le Pot de Miel, worin der Verfasser die Bienen aussprechen lässt, dass sie keine Erhöhung der Honigpreise gestatten wollen. — Maurice Beaubourg, La Saison au Bois de Boulogne (Simonis Empis); die erste Geschichte behandelt einen Don Juan aus den niederen Volksschichten. — Charles de Bordeu, Pages de la Vie (Plon). Neun Erzählungen, darunter L'Ame volée: ein Mann hat aus Eifersucht seine Frau so hypnotisiert, dass er sie ganz in seiner Gewalt hat. — Lucien Colson, Les joyeux récits des péchés capitaux (Vannier); darin La Paresse: ein Fauler stirbt nach sechstägiger Todesangst, wegen eines Traums, der ihm Arbeit auferlegt. — En Pique-Nique 1896 (Publication annuelle du Comité de la société des gens de lettres, Colin). Beiträge von Léon de la Brière, E. Cadol, Charles Chincholle, Gourdon de Gerouillac, H. Malot, E. Zola etc. — Paul Gavault, Le Petit Suignol (Simonis Empis). Satirische Skizzen, so eine Einladung des Präsidenten Faure an die Dichter Coppée, Sully Prudhomme, Hérédia, um ihnen für ihre franco-russische Gesinnung zu danken, und die dabei angebrachten Verse derselben. — Gyp, Ohé! Les Dirigeantes (Chailley), drei Erzählungen, welche die Geldmächtigen, die zweite speziell die Juden, verspotten. — Paul Margueritte, L'eau qui dort (Colin); die stille Suzanne gewinnt der herrschsüchtigen älteren Schwester den Vorrang ab; ausserdem 20 andere kleinere Erzählungen. — Jean Prairial, Si tu savais, ma chère (Simonis Empis, Collection des Humoristes), leicht hingeworfene Skizzen. — Jules Renard, La Maîtresse (Simonis Empis, Collection des Humoristes); Blanche ist so nachsichtig gegen die Fehler anderer, dass man auch die ihrigen lieben muss. Noch 5 andere Erzählungen. — Adolphe Ribaux, Jeunes et Vieux (Neufchatel, Delacheux et Nistlé); darin: Ein Maler bleibt seiner Kunst erhalten, weil ein Pfarrer ihm die Verheiratung mit seiner schönen Nichte widerrät. — J.-H. Rosny, Les profondeurs de Kyano (Plon); ein Jäger wird in Afrika von Gorillas gefangen genommen und lebt als Sklave unter ihnen. — A. Verchin, Destinée (Ed. Carrier); Geschichten aus der Bretagne; in der ersten stirbt Jeanne, als eben ihr Geliebter aus Paris zurückkehrt. — Willy, Poissons d'Avril (Simonis Empis, Collection des Humoristes).

Dichtungen, von denen jedesmal einige Strophen als Proben angeführt werden. Jean Aicard, Jésus (Flammarion). — Théodor Bortel, Le fils de la Veuve, récit de Bretagne (Bricon). — Paul Cadion, Les morts (Rennes, Hyacinthe Caillière). — Charles Adolphe Cantacuzène, Les sourires glacés (Perrin). — Lucien Colson, Bréviaire d'amour (Léon Vanier). — Paul Croiset, Un voeu (Bricon). — Raphaël Damedor, Poèmes humanitaires (Léon Tannier). — Frédéric Fontenelle, La Reine Anne (Rennes, Hyacinthe Caillière). — Emile Goudeau, Chansons de Paris et d'ailleurs (Fasquelle). — Fernand Hauser, Le Château des Rêves (Léon Vanier). — Gaston Homsy, Ressorts poétiques, Rythmes (Perrin). — Eutrope Lambert, Poésies, Rimes retrouvées. — Les Anniversaires (Vanier). — Mme G. de Montgomery, Les Rondels, Sonnets (Lemerre). — Victor Orban, L'Orient et les Tropiques

(Vanier). — GASTON-CHR. RICHARD, Petits Poèmes (Bordeaux, Foret et fils, Paris, Libraires Associés). — GEORGES RODENBACH, Les Vies encloses (Fasquelle). — MAURICE ROLLINAT, Les Apparitions (Fasquelle). — PAUL VERLAINE, Sagesse (Vanier).

Theater. JACQUES D'ARS, La Jeunesse de Charles V, drame historique en 4 actes (Bricon). — EMILE BERGERAT, le capitaine Fracasse, comédie héroïque en 7 tableaux et en vers, d'après le roman de Théophile Gautier (Fasquelle). — EMILE BERGERAT et CAMILLE SAINTE-CROIX, Manon Roland (Comédie française), behandelt besonders den Umgang der Frau Roland mit Buzot. — JULES BRISSON, L'Athée (Librairie des Annales p. et litt.); eine philosophische Studie in Versen und in dramatischer Form, mit Goethes Faust verglichen. — PAUL CROISET, Le Lion et le Rat, saynète (Bricon): der Löwe ist ein junger eingebildeter Marquis und die Ratte ein Hirt, der ihn aus der Hand von Räubern rettet und deshalb die ihm früher versagte Stelle eines groom erhält. — FRANÇOIS DE CUREL, La Figurante, comédie en 3 actes (Renaissance. Stock). Um sein Haus zum Sammelplatz der Politiker zu machen, heiratet Henri de Renneville die Nichte einer Dame, an die ihn alte Bande fesseln; sie soll deshalb eigentlich nur Figurantin sein, verdrängt aber bald die alte Geliebte. — PIERRE DEROUCELLE, Les deux gosses, drame en 5 actes. Zwei Knaben fallen in die Gewalt eines Schurkenpaares; der eine stirbt später an einem Messerstich, der dem anderen zugedacht war; und dieser andere findet seine Familie wieder. — CAMILLE DU LOCLE et CHARLES NUITTER, Hellé, opéra en 4 actes, musique d'Alphonse Duvernoy (Charles). Gauthier, der Herzog von Athen, raubt von der Küste Thessaliens die Dianapriesterin Hellé; sein Sohn Jean macht die Priesterin von der Treue gegen die Götter abwendig; aber die Rachegöttinnen peinigen sie deshalb; sie sinkt entseelt zu Boden, und an ihrer Leiche ersticht sich Jean. — PAUL FÉVAL PILS et THÉODORE BORTEL, Chantepie, drame en 3 actes, tiré de La femme Blanche des Marais de Paul Féval (Bricon). Guy, der Herr von Plélan, hasst seinen Nachbar Amaury de Malestroit; und als dieser eine Dame geheiratet hat, die auch Guy besitzen möchte, überfällt dieser das Schloss, wird aber durch Chantepie, den lange Zeit verschwunden gewesenen Sohn des Bruders Amaurys, besiegt und getötet; durch die letzten Worte des sterbenden Guy erkennt Amaury seinen Neffen. — RAOUL FLANDIN, Vive le mariage, comédie en 3 actes et en vers (Rennes, H. Caillière). Der schlaue Advokat Phalanstère bringt die Heirat des dem Nichtstun hingegebenen Sohnes eines armen Marquis mit der Tochter eines reichen Tuchfabrikanten gegen den Willen der Eltern zu stande. — CHARLES FOLEY et ADOLPHE BRISSON, Vendée! drame lyrique en 3 actes et 4 tableaux, musique de Gabriel Pierné (Alphonse Leduc), behandelt Kämpfe in der Vendée im Jahre 1793, in welchen Jeanne, die schöne Tochter eines Pächters, die dem Duc de Guérande ihr Herz geschenkt hat, umkommt, worauf der Herzog die Seinen zu den Waffen ruft. — EDMOND DE GONCOURT, Manette Salomon, pièce en 9 tableaux et un prologue, tirée du roman des frères Goncourt (Fasquelle). — JULES LEMAITRE, La bonne Hélène, comédie en 2 actes et en vers (Calmann

Lévy): die Liebe des trojanischen Jünglings Cléophile zu der fremden Prinzessin. — CHARLES LE ROY-VILLARS, L'Archiduc Casimir, opérette-bouffe en 2 actes (Bricon). Der Fremde, welcher in einem bairischen Städtchen erwartet wird, ist nicht der Erzherzog Kasimir, sondern ein Modewarenhändler, der die Brautausstattung der Prinzessin bringt, die der Erzherzog heiraten soll. — ANTONY MARS, L'Hôtel du lac, vaudeville en 2 actes (Bricon): ein reicher angeblicher Amerikaner entpuppt sich als der Onkel eines Hôtelkochs, den er nun zum Erben einsetzt; beide errichten das hôtel du lac. — CHARLES LE ROY-VILLARS, Les Chaussons de la Duchesse Anne, opérette en 1 acte (Bricon). Die Strümpfe der Herzogin, in welche ein Bote wichtige Papiere versteckt hat, werden einer Ziege, die sie ihm entrissen hat, von der Besitzerin derselben wieder abgenommen und der Herzogin zugestellt. — HENRI MEILHAC, Grosse Fortune (Comédie française). Pierre Mauras und Marcelle Levanneur leben in bescheidenen Verhältnissen glücklich; eine reiche Erbschaft bringt viele Schmarotzer in ihr Haus, und Pierre knüpft mit einer Dame ein Verhältnis an, das Marcelle bekannt wird und sie zu ihrer Mutter zurückführt; diese fingiert die Nachricht, Pierre sei krank, und das bringt Marcelle wieder in sein Haus und zur Versöhnung. — JEAN RICHEPIN, Théâtre chimérique (Fasquelle), dialogisierte Studien über allerlei Kunstrichtungen. — HUGO et R. DE SAINT-ARROMAN, Au bonheur des Dames, pièce en 6 tableaux, d'après le roman d'Emile Zola. — JEAN THOREL, Deux Soeurs, comédie en 3 actes et en prose (Odéon). Die Witwe Yonne und ihre verheiratete Schwester Marcelle umschwärmen den Ritter Louis de la Chesnaye, der Marcelle, als sie noch ledig war, gehuldigt hatte; zuletzt heiratet er die Witwe. — G. DE WAILLY, Les Parapluies, comédie en 1 acte (Bricon). Royer, der wegen einer Reise die Verwaltung seiner Güter einem Stellvertreter anvertrauen muss, prüft die Ehrlichkeit der Bewerber dadurch, dass sein Freund Max eine Banknote in ihre Regenschirme gleiten lässt; nur Dubois, der sonst keine Zeugnisse aufzuweisen hat, besteht die Probe und rettet so seine Frau und seine Kinder aus der Not.

Reisen: CHARLES BUET, Sous le soleil d'Afrique (Tours, Alfred Cattier): die Gegenden des weissen Nils und Madagaskar.

Kritik und ***Memoiren.*** MLLE AVRILLON, Mémoires sur la vie privée de Joséphine, sa famille, sa cour, illustrés de 32 vues et portraits (Garnier). Diese Schilderungen der ersten Kammerfrau der Kaiserin berichten manche noch nicht bekannt gewordene Vorgänge. — EDMOND BIRÈ, Mémoires et Souvenirs 1789–1830 (Victor Retaux). — GASTON DESCHAMPS, La Vie et les Livres, 3me série (Colin). Darin Beurteilungen über Hérédia und seinen Roman Alferez, über Verlaine, Henri de Regnier, Gyp, Lavedan, Donnay, Prévost, Bourget, Paul Hervieu, Gaston Paris, Rosny etc. — GEORGES HUGO, Souvenirs d'un matelot (Fasquelle), besonders Klagen über die Schwere des Dienstes und die rohe Behandlung der Matrosen. — JULES LEMAITRE, Les Contemporains, Etudes et portraits littéraires 6e série (Lecène-Oudin); besonders eingehend werden Veuillot und Lamartine behandelt. — LENÔTRE, Le Baron de Batz (un conspi-

rateur royaliste pendant la Torreur 1792—1795), d'après des documents inédits (Perrin). — HUGUES LE ROUX, O mon Passé (Calmann Léwy), Jugenderinnerungen des noch jungen Schriftstellers. — HENRI MAZEL, La Synergie sociale (Colin); der Verfasser ist ein Feind der alles gleichmachenden Demokratie, verlangt jedoch die weiteste Autonomie der Verwaltung. — JULES SIMON, Quatre Portraits, Lamartine, Le Cardinal Lavigerie, Ernest Renan, L'Empereur Guillaume II (Calmann Lévy). — ANDRÉ THEURIET, Années de Printemps (Collection Ollendorff illustrée), Jugenderinnerungen des Verfassers. — MAURICE TALMEYR, Sur le Banc, Impressions et portraits d'audience (Plon-Nourrit); darin auch Le Panama en correctionnelle und Le Panama à la Cour d'assises. — ALBERT VANDAL, (de l'Académie française) Napoléon et Alexandre I[er] (Plon).

Berlin. H. J. Heller.

Altprovenzalische Litteratur*).

1895—96. Eine interessante, gründliche, aber in ihren Resultaten gewiss nicht unanfechtbare Untersuchung über das Tagelied hat GEORG SCHLAEGER verfasst[1]). Er scheidet volkstümliche und höfische Lieder scharf von einander und will die Bezeichnung *alba, aube,* tagelied nur auf die Gedichte der ritterlich-konventionellen Gattung mit Ausschluss aller anderen eingeschränkt wissen. Was den Ursprung der Alba anbetrifft, weist er die Annahme der Entwicklung aus volkstümlicher Vorstufe, aus der Hymnenpoesie, aus arabischer Dichtung zurück und meint, das in dem pseudoovidischen Briefe Leanders an Hero (Ep. XVII) unmittelbar der Ausgangspunkt für das Tagelied zu suchen ist. — Das altprovenzalische Klagelied mit Berücksichtigung der verwandten Litteraturen behandelt eine sorgfältige Arbeit von HERMANN SPRINGER[2]). Der Verfasser untersucht den Planh nach Inhalt, Melodie und Metrum, stellt den allgemeinen Charakter des Planh und sein Verhältnis zum Sirventes fest, giebt eine Übersicht der uns erhaltenen Gedichte und historische Erläuterungen dazu, bespricht das Klagelied der übrigen romanischen Völker und der mittelhochdeutschen Dichtung und fügt eine „Beilage über die Familie des Vizgrafen von Marseille und das Haus Baux in ihren Beziehungen zu den Trobadors" bei. — Über die Liebeshöfe handelt, wie der Titel besagt, eine Arbeit von J. F. ROWBOTHAM[3]). Das Buch ist mir leider nicht zu Gesicht gekommen; ich kann also nichts Näheres darüber sagen. — IDA FARNELL hat die Biographien der Troubadours (nach Mahns zweiter Ausgabe) ins Englische übertragen[4]) und eine Anzahl von Gedichten ganz oder teilweise, unter Beibehaltung

---

*) Neuprovenzalische Litteratur bis 1898 folgt in Bd. V. Ms. liegt schon vor. Red.

1) Studien über das Tagelied, Jenenser Diss. 1895. 2) S. Altprov. Texte Anm. 8. S. I 274. 3) The troubadours and courts of love, London 1895. 4) The lives of the troubadours, London 1896.

des Metrums und der Reime der Originale übersetzt. Das Buch, das nicht für Romanisten von Fach bestimmt ist, enthält, wie schon von anderer Seite hervorgehoben worden ist, im einzelnen mancherlei Irrtümer und kann wissenschaftlichen Wert nicht beanspruchen, aber das Bemühen der Verfasserin, das Interesse für die Troubadours auch in weiteren Kreisen zu erwecken und einem grösseren Publikum einen Begriff von den provenzalischen Dichtern und ihren Werken zu geben, ist dankbar anzuerkennen und hoffentlich von Erfolg begleitet. — Paul Meyer hatte in seinen Derniers Troubadours de la Provence S. 41ff. zwei Gedichte eines Troubadours Daspol veröffentlicht. Auffällig war nicht nur der Name an sich, sondern auch der Umstand, dass die drei Verse, in denen er vorkommt, um zwei Silben zu kurz sind. PAUL MEYER identifiziert *Daspol* jetzt mit *Guilhem d'Autpol*[5]). Durch Einführung dieses Namens gewinnen die Verse die richtige Silbenzahl, und für die Identifizierung spricht der Umstand, dass der Strophenbau des einen unter dem Namen Daspol überlieferten Gedichtes auch in einem der beiden Gedichte des Guilhem d'Autpol sich findet, während er sonst, nach Paul Meyer, nicht vorkommt.

Vgl. noch Altprovenz. Texte Nr. 14 und 19. (S. o. S. I 275—76).

Freiburg i/Br. Emil Levy.

Spanische Litteratur*).

Spanisches Drama bis 1800. 1891—94. An allgemeineren Werken fehlt es in den letzten Jahren, nur einzelne Aufsätze sind zu verzeichnen: REFERENT hat in einer Besprechung des Schaefferschen Buches[1]) einige Bemerkungen über den Entwicklungsgang des spanischen Dramas unterm Einfluss Italiens im 16. Jahrhundert angebracht. — Verschiedene Teile des spanischen Dramas streifen die Aufsätze aus E. DORERS Nachlass[2]). So führt er unter den ‚Widersachern der Ärzte' Tirso de Molina wegen seiner Comedia „Amor Medico" an. Heinrich von Villena giebt ihm Veranlassung, Lope de Vegas „Porfiar hasta morir", Alarcons „La cueva de Salamanca", Rojas Zorillas „Lo que queria ver el Marques de Villena" und Hartzenbuschs „La redoma encantada" inhaltlich heranzuziehen. Der Aufsatz ‚Christ. de Virues etc.' zeigt uns den spanischen Dramatiker nach seiner poetischen Epistel als Truppenführer und Schilderer Schweizer Naturschönheit. In einem Aufsatze über den Verschwender auf der Bühne fand eine ausführliche Inhaltsangabe von Lope de Vegas „La prueba de los amigos" Platz. C. M. Webers Operette „Die drei Pintos" bringt Dorer auf den Gedanken das derselben zu Grunde liegende Motiv in älteren spanischen Komödien von

---

5) Ro. 24, 128.

*) Die übrige spanische Litteratur 1891—98 folgt in Bd. V. Red.

1) Geschichte des spanisch. Nationaldramas. Leipzig 1890. ZVglL. 5, 483 ff.
2) Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von A. F. GRAF V. SCHACK. Dresden, Ehlermann 1893, 3 Bände, kl. 8°, cf. M. KOCH in ZVglL. 7, 93 ff.

Cervantes („La Entretenida") Tirso de Molina („Villana de Vallecas") Moreto („El Parecido"), Alarcon („Quién engaña mas a quien") zu suchen. In Calderons Dramen „Über allen Zauber Liebe" und „Hass und Liebe" findet er einen Einfluss der von Maria de Zayas in der Einleitung ihrer Novellen ausgesprochenen Ideen über Frauenemanzipation. Alle diese Artikel sind anregend, oft geistvoll geschrieben, erschöpfen aber allerdings den jeweiligen Gegenstand nicht immer, lassen mehr oder weniger in der Methode zu wünschen übrig und fordern auch sachlich vielfach zum Widerspruch heraus. Unter Dorers Übersetzungen aus dem Spanischen befinden sich einige Zwischenspiele von Calderon und Ramon de la Cruz und eines von Cervantes. — Referent[3]) bringt ergänzende und berichtigende Notizen zu Barreras Catálogo, die sich mit G. de Castro, Mira de Amescua, Monroy y Silva, Montalvan, Moreto, Perez de Oliva, Salazar y Torres, Gabriel Tellez, Lope de Vega und ein paar Sammelbänden spanischer Comedias beschäftigen. Von besonderem Interesse dürfte die Nachricht sein, dass eine Ausgabe der I. parte der Comedias G. de Castros von 1618 und zwar vom gleichen Verleger wie die von 1621 (F. Mey) wirklich existiert. — Von grösster Wichtigkeit für die Erforschung des spanischen Dramas ist die Aufdeckung der ansehnlichen spanischen Dramenschätze, welche die Bibliot. Palatina zu Parma besitzt und von denen uns A. Restori in zwei Abhandlungen mit eindringender Sachkenntnis eine ausführliche Beschreibung liefert. Über die erste Abhandlung, welche die Comedias Lope de Vegas umfasst, siehe w. u.; die zweite[4]) beschäftigt sich mit den „Comedias de diferentes autores, d. h. mit dem Inhalt von 87 Bänden, darunter 12 ganz und 16 zum Teil handschriftlich. Unter den 834 Stücken, welche jene Bände füllen, sind 150 anonyme, die anderen verteilen sich unter mehr als 220 Autoren, und zwar sind es teils Sueltas, teils Fragmente von Sammelbänden, viele davon vom Buchbinder mitgenommen, so dass nicht selten Herkunft, Verfasser u. s. w. schwer festzustellen war. Die Beschreibung, die Restori — nicht nach den Bänden, sondern nach alphabetischer Anordnung der Verfasser (die anonymen am Schlusse ebenfalls alphabetisch geordnet) — giebt und welche besonders ausführlich bei den handschriftlichen, seltenen oder ganz unbekannten Stücken wird, bietet eine reichhaltige Ergänzung zu Barreras Catálogo. So fügt er z. B. eine Anzahl unbekannter Namen und unbekannter Stücke, darunter mehrere aus dem Anfange des 17. Jahrh. demselben bei und klärt die widersprechenden Angaben der Litterarhistoriker über den Dramatiker Rojas (Don Franc.) durch den Nachweis zweier Dramatiker dieses Namens, wovon der eine von Madrid war, auf. Diesem letzteren weniger bekannten gehörten einst viele Handschriften der Sammlung an und sind mit Verbesserungen von ihm versehen. Neben den erwähnten 87 Bänden besitzt die Palatina noch die Sammelausgaben von Calderon (9 und 6 Bde.), Diamante (2 Bde.), Moreto (3 Bde.), Montalban (2 Bde.), Rojas Zorilla (2 Bde.), Tirso de Molina (1. Bd.), Zamora (2 Bde.), und kleinere Sammlungen von Sueltas einzelner Autoren. —

3) ZRPh. 15, 217—227. 4) SFR. 6, 1—156.

Die von MANUEL CAÑETE seit vielen Jahren vorbereitete Ausgabe des Teatro completo des Juan del Encina trat endlich 1893, von F. A. BARBIERI zu Ende geführt, ans Licht[5]). Der schöne Band enthält nicht nur die 12 bekannten Stücke des Verfassers, sondern auch das bisher nur in einem kurzen Auszuge Gallardos bekannte 13. (Placida y Vitoriano) nach einer Abschrift des Exemplars der Bibliothek Salvá und die nur durch eine kurze Notiz im Catalog Salvá (I, 434) — wiederholt bei Cañete, Teatro esp. del siglo XVI S. 23 — bekannte 14. (Egloga de Cristino y Febea) nach einem Exemplar im Besitze des Herrn Menendez Pelayo. Dem Texte ist ein Proemio aus der Feder CAÑETES vorangestellt, dem sich Zusätze des zweiten Herausgebers anschliessen. Cañete giebt von seinen erfolglosen Bemühungen, etwas Archivalisches über Encina zu ermitteln Bericht und wiederholt im übrigen, der Hauptsache nach, nur was er schon in einer langen Vorrede zu den Stücken des Lucas Fernández über die Bedeutung unseres Dichters gesagt hatte. Auch Barbieri in seinen Adiciones kann nur von negativen Resultaten der von ihm angeregten archiv. Nachforschungen berichten. Er bezweifelt sogar, meines Erachtens mit Unrecht, dass E. „maestro de Capilla" des Papstes war. Was die Textesbehandlung betrifft, so hat Cañete dieselbe Methode wie bei Lucas Fernández befolgt, nur dass er hier, soweit für die Stücke mehrere Ausgaben vorlagen — Encinas Cancionero v. 1496 enthält nur 8 Stücke, die Ausgabe von 1507 und 1509 je 2 mehr — die älteste bezw. die ältesten zu Grunde legend, die Varianten der späteren und sogar der Neudrucke Moratins und Böhl de Fabers in Fussnoten berücksichtigt. Der hohe Wert dieser Ausgabe, die uns zum erstenmal einen sorgfältigen — freilich in Einzelheiten noch zu bessernden — Text bietet, leuchtet ein, wenn sie auch eines Kommentars entbehrt und das $4^1/_2$ Seiten lange Glossar wenig befriedigt. — Ein glücklicher Gedanke war es, dass L. GONZALEZ AGEJAS die deutsche Übersetzung der „Celestina" von 1520 mit den landläufigen Ausgaben des Originals, die alle von der Sevillaner von 1502 herrühren, verglich[6]). Es gelang ihm, eine grosse Anzahl von Abweichungen der deutschen Übersetzung nachzuweisen, die dem spanischen Texte gegenüber als Verbesserungen angesehen werden müssen. Die darauf basierte Vermutung, dass der deutschen Übersetzung oder vielmehr deren italienischen Vorlage — Gonzalez Agejas schwankt, ob es die von Ordoñez oder eine andere war — die ursprüngliche Gestalt des spanischen Textes, d. h. die Ausgabe von 1499 wiedergebe, kann ich vorerst, da mir weder die deutsche noch die italienische Übersetzung zur Verfügung steht, nur mit Vorbehalt gelten lassen; denn die Übersetzer des 16. Jahrhunderts gestatteten sich oft weitgehende Abweichungen ihren Originalen gegenüber. Schade, dass die vom Verfasser angeführten deutschen Texte durch Druckversehen arg entstellt sind. — Mit den Quellen der Dramen Lope de Ruedas beschäftigt sich REFERENT[7]). Er betrachtet seine Dramen und seine Coloquios als Nachbildungen italienischer Stücke. Er weist für die „Medora" eine Komödie „La Cingana" des italienischen Malers Gigio Arthemio Giancarli aus Rovigo als beinahe wörtlich benutzte

---

5) Edicion de la Real Academia Esp., Madrid 1893. LVIII und 418 S. kl. 8°.
6) EM., Juli 1894, S. 78—103. 7) ZRPh. 15, 184—216, 318—343.

Quelle nach, vermutet verschollene italienische Stücke — von denen sich noch Reminiscenzen in gleichzeitigen italienischen Lustspielen erhalten haben — als Vorbilder der „Armelina“ und des „Coloquio de Camila“ — beide in der Fabel einander nahe verwandt — und bemerkt, dass für „Los Engañados“ bereits Klein (IX, 159) die bekannte Intronatenkomödie „Gl' Ingannati“ als Quelle bezeichnet habe. Durch den Vergleich der „Medora“ mit der „Cingana“ vermochte Ref. Lücken in der Ausgabe der Comedias von 1576 — die älteren Ausgaben waren ihm unerreichbar — aufzudecken und an mehreren sinnlosen Stellen den Weg zur Emendation anzudeuten. Referent vermutet, vorerst mit Vorbehalt, einen Zusammenhang zwischen dem Auftreten Ruedas — von Moratin ohne Quelle auf 1544 angesetzt — und dem Erscheinen italienischer Schauspieler in Spanien, die gerade in Ruedas Vaterstadt Sevilla schon 1538 urkundlich nachzuweisen sind. — A. Restori besorgte den Neudruck eines verschollenen Stückes, der „Bandolera de Flandes“ von Baltasar de Caravajal[8]) getreu nach einer Handschrift der Palatina zu Parma. Der Herausgeber weist mit ziemlicher Sicherheit nach, dass das Stück mit der von Rojas Villandrando bereits 1603 erwähnten Comedia „El Hijo de la tierra“ identisch ist. Restori gab die Versmasse an, versah das Stück mit Verszählung, machte die Strophen äusserlich kenntlich und fügte dem nicht ganz tadellosen Texte Verbesserungen bei, die sich allerdings vermehren lassen. Die Ausgabe hat schon wegen der getreuen Wiedergabe der damaligen Orthographie Wert für Lehrzwecke. Bei der geringen Anzahl der aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts uns erhaltenen spanischen Dramen darf „La Bandolera de Fl.“, die stark von der Ritter-Dichtung beeinflusst erscheint, wenn sie nicht gar aus irgend einem vergessenen Roman geflossen ist, Interesse beanspruchen. — Wie bereits oben angedeutet hat Restori die wertvolle Lope de Vega-Sammlung in der Palatina in einem eigenen Büchlein beschrieben[9]). Diese Sammlung besteht aus 15 bezw. 16 Bänden der bekannten alten Dramen-Ausgabe Lopes, aus etwa 80 Sueltas und 124 handschriftlichen Stücken, letztere grösstenteils Kopien. Darunter sind viele Stücke von grösster Seltenheit und 7—8 völlig unbekannte. Restori beschränkt sich in seinen sachkundigen Angaben über die Sammlung auf Ergänzungen zu Barrera. Für die Kenntnis des monstruo de naturaleza und des spanischen Theaters ist die den Nachforschungen Restoris zu verdankende Entdeckung dieses Schatzes von grosser Wichtigkeit. — G. Hennings Studien zu Lope de Vega[10]), die eine neue Klassifikation seiner Comedias bringen, erweisen sich zwar in vielen Punkten als tastender Erstlingsversuch[11]), aber sie verdienen schon insofern Beachtung, als zum ersten Male hier die Verteilung einer sehr grossen Zahl von Stücken des Dichters unter die einzelnen Klassen wirklich durchgeführt und der Inhalt der zum Teil wenig bekannten Dramen kurz angedeutet, in einigen Fällen sogar ausführlich angegeben worden ist. — R. Anschütz giebt in seinen Studien

8) RB. hg. v. W. Foerster IX. Bd. Halle 1893. 9) Una Collez. di Commedie di L. de Vega Carpio, Livorno F. Vigo 1891. cf. Stiefel LBlGRPh. XIII, 196. 10) . . . Eine Klassifik. seiner Comedias, Gött. 1891 (Gött. Diss.). 11) cf. Stiefel LBlGRPh. XII, 277.

über die Verbreitung von Boccaccios Nov. vom Falken[12]) eine kurze, ziemlich nichtssagende Inhaltsangabe und im Anhang einen mit Verszählung versehenen Neudruck der auf dieser Novelle beruhenden Comedia „El Halcon de Federigo" des Lope. Man würde für den Neudruck dankbar sein, wenn die Behandlung des Textes befriedigender ausgefallen wäre. — Ganz anders ist der Neudruck der Lopeschen Comedia „Sin secreto no ay amor" beschaffen, welchen H. A. RENNERT nach einem Mskr. im British Museum (Egerton 548) veranstaltete[13]). Rennert giebt den Text getreu nach der Orthographie des Originals mit allen ihren Inkonsequenzen wieder, nur führte er in einigen Fällen (Perf., Fut., Homonymen) die Accentuation ein, fügte Interpunktion und Verszählung hinzu und liess jeden Vers mit einem grossen Anfangsbuchstaben beginnen. Zum Vergleich mit der Handschrift zog R. eine Suelta des Stückes heran, die auf den Namen Montalvan lautete. Der Vergleich ist lehrreich weil er uns veranschaulicht, wie die Drucker oder vielmehr die Schauspieler — denn jene benützten wohl zumeist Theatermanuskripte — mit den Stücken der Dichter umsprangen. Seiner Ausgabe hat Referent eine Einleitung vorangestellt, worin er sich u. a. über die Handschrift, über seine Wiedergabe derselben, über die im Stücke auftretenden histor. Persönlichkeiten und endlich über den Inhalt äussert. Am Ende des Buches finden sich 9 Seiten erläuternder Noten. — In seiner mit gelehrten Anmerkungen versehenen schönen Ausgabe des Laberinto Amoroso[14]) kommt VOLLMÖLLER auf das Verhältnis zwischen der 9. bezw. 57. Romanze und den Lopeschen Comedias „Por la puente Juana" und „Obras son amores" zu sprechen. Während jene Romanze wohl als die Quelle des Lope'schen „Por la puente Juana" anzusehen ist, bestehen zwischen der zweiten und „Obras son amores" nur äusserliche Beziehungen. — WANNENMACHER giebt eine ausführliche Inhaltsangabe und Würdigung von Lopes „Ejemplo de casadas[15]), die schon deshalb Erwähnung verdient, weil sie der erste Versuch ist, Lope mit einer novellistischen Vorlage zu vergleichen. — Wichtig für die ästhetische Würdigung Lopes ist die vortreffliche Arbeit A. FARINELLIS[16]), die uns noch an anderer Stelle des Jahresberichts beschäftigen soll. In seiner Darstellung des Verhältnisses zwischen Grillparzer und Lope de Vega hat er Gelegenheit sich kurz über eine grössere Anzahl von Lope'schen Comedias zu äussern, so z. B. über Imperial de Oton, Las tres diamantes, Donaires de Matico, Despertar á quien duerme, Rey Bamba, Quinta de Florencia, Las Paces de los Reyes, La hermosa Esther u. s. w., wobei er viele recht hübsche Bemerkungen über die Eigenart des Spaniers anbringt. In treffender Weise beleuchtet er auch die Grillparzerschen Lope de Vega-Studien. Sein mit eindringender Kenntnis und wohlthuender Wärme geschriebenes Buch ist gewinnreich für Grillparzer aber fast nicht minder für Lope. — Weitaus das bedeutendste auf dem Gebiete des spanischen Theaters in den

12) Bocc. Novelle v. Falken und ihre Verbreitung in der Litteratur nebst L. d. Vegas Komödie „El Halcon de Federigo". EB. Erl. Fr. Junge 1892. 13) Baltimore 1894 (Reprint from PMLA. IX, 2). 14) Lab. amoroso. Ein altspanisches Liederbuch. Erlangen. Fr. Junge 1891 (S.A. RF. VI). 15) Die Griseldissage auf der iberischen Halbinsel, Strassb. i. E. 1894. (Strassb. Diss.) S. 52—75. 16) Grillparzer und Lope de Vega. Berlin (Weimar), Emil Felber 1894.

letzten Jahren sind die Obras de Lope de Vega[17]), die zwar langsam, aber hoffentlich sicher und ungestört ans Licht treten. Die spanische Akademie erwirbt sich mit diesem in grossartiger, fast verschwenderischer Ausstattung erscheinenden Riesenwerk ein unsterbliches Verdienst. Die Wahl des Mannes, dessen Händen sie die gewaltige Arbeit anvertraut hat, darf als eine sehr glückliche bezeichnet werden. MENENDEZ PELAYO ist, nach seinen bisherigen Leistungen, wohl der gediegenste und geistvollste Kenner der spanischen Litteratur in Spanien. Die bis jetzt erschienenen Bände des Lope bezeugen das aufs neue. Jeder der starken Quartbände ist mit einer umfassenden Einleitung versehen. Im II. Bande der Ausgabe, dem I. der Texte, giebt der Herausgeber das Programm der Publikation. Diesem zufolge sollen — was man nur billigen kann — erst alle dramatischen und dann die nicht dramatischen Werke des Dichters gedruckt werden. Das Inventar der zu druckenden Dramen bildet der zweite Katalog von Chorley, vermehrt indes durch die späteren Funde in der Bibliothek Osuna, Palatina (zu Parma), u. s. w. An eine chronologische Anordnung der Stücke war bei ihrer ungeheuren Anzahl, auch abgesehen von der Unmöglichkeit, selbst nur einen kleineren Teil derselben richtig zu datieren, nicht zu denken. Mit Recht lässt daher M. P. die Comedias verteilt nach Klassen erscheinen. Die von ihm angedeutete neue Klassifikation scheint mir die beste aller bisherigen zu sein. Sie lehnt sich einigermassen an Henning an, vermeidet aber die von mir[18]) gerügten Mängel, sie hat weniger Klassen und eine bessere Ordnung. M. P. scheidet den Lopeschen Dramenschatz zunächst in 4 Gruppen und jede Gruppe in 4 bezw. 3 Klassen: I. religiöse Dramen (alttestamentliche, neutestamentliche, Heiligen-Legendenstücke), II. mythologisch-historische (Mythen, Stoffe des Altertums, nichtiberische, iberische Geschichte), III. Erfindungen (Pastoralen, Ritterstücke, Novellen, romantische Dramen — d. h. Intriguenstücke mit nicht nachweisbarer Quelle —), IV. Sittengemälde (schlechte Sitten, Sitten des Mittelstandes, der höheren Stände). Der Herausgeber vermutet, dass verschiedene Comedias sich in keine der Klassen fügen werden und diese will er zuletzt bringen. Ausserhalb dieser Klassen stehen die Autos und Coloquios, welche den Inhalt dieses und eines Teils des folgenden Bandes bilden. Sodann giebt M. P. Rechenschaft von seiner Publikationsmethode: Wo für eine Comedia nur das Autograph des Dichters vorliegt, wird natürlich dieses getreu veröffentlicht und in Fussnoten werden die nötigen Verbesserungen angemerkt. Wo ein Autograph und ein von Lope besorgter Druck vorliegt, wird der letztere zu Grunde gelegt als „la lección definitiva“, und die Varianten des ersteren folgen in Fussnoten; nur dann soll die handschriftliche Leseart den Vorzug erhalten, wenn die Abweichungen des Druckes augenscheinlich das Werk der Zensur sind. Wo nur handschriftliche Kopien vorliegen, da hängt es natürlich von der Beschaffenheit derselben ab, ob noch ein brauchbarer Text herzustellen ist oder nicht. Der Herausgeber will im letzteren Falle sich darauf beschränken, falsche Ausdrücke zu verbessern,

17) . . Public. por la Real. Acad. Esp., tomo II. Madrid, Sucesores de Rivadeneyra 1892 LXXXVI und 643 S. gr. 4°. tomo III., LXXX und 607 S., tomo IV. CXXV und 591 S. 18) LBlGRPh. XII, 277.

den unrichtig verteilten Dialog zu berichtigen und den Versbau in Ordnung zu bringen; fehlende Verse sollen durch Punkte angedeutet und unheilbare Stellen als solche bezeichnet werden. Bei den von Lope veröffentlichten Stücken hält sich M. P., falls keine Handschriften vorliegen, ausschliesslich an den gedruckten Text. Da aber Lope bekanntlich seine Drucke nichts weniger als sorgfältig behandelte, so erwächst dem Herausgeber, wie er selbst richtig bemerkte, noch kritische Arbeit genug. Die grössten Schwierigkeiten bereiten natürlich die von fremden Händen gedruckten Comedias des Lope d. h. die ersten 8 Bände seiner alten Ausgabe, die 2 Bände, welche als 24. bezeichnet sind, der 25. und die s. g. „extravagantes"; ferner die Stücke in den grossen Sammlungen (Com. de diferentes autores und nuevas escogidas). „El texto de casi todos ellos es horriblemente mendoso y desaliñado." Bei diesen schlechten Drucken will nun M. P. das gleiche Verfahren wie oben bei den schlechten Handschriften einschlagen. „Alguna excepcion hay que hacer en favor de las partes I^a^ y II^a^ publicadas por el librero Alonso Perez, padre del poeta Montalbán . . . cuyos manuscritos es verosímil que disfrutase. Tambien parece relativamente esmerado el texto de la parte 4ª publ. por otro librero amigo, Gaspar de Porres con presencia á lo que dice, de los originales, y con el declarado intento de vindicar a su autor de los agravios que muchas personas le hacen cada dia, imprimiendo sus comedias tan barbaras etc." Die Ausgabe der Stücke mit einem ausführlichen Kommentar zu begleiten, wie das Morel-Fatio, Krenkel und Mérimée in ihren Neudrucken gethan haben, erklärt der Herausgeber mit Recht für unausführbar. Er nahm sich F. W. V. Schmidts Calderonbuch teilweise zum Muster, indem er von jedem abzudruckenden Stücke gleich diesem über Quellen, Entstehungszeit, Plan, Stil, Sprache u. s. w. kurze Bemerkungen vorträgt; nur die Inhaltsangaben hält er für überflüssig, da die Stücke ja selbst im Bande gedruckt vorliegen. Was die Texte betrifft, so ist darin die Orthographie der spanischen Akademie befolgt worden, M. P. kennt recht wohl die Gründe die dagegen sprechen, aber er glaubte, dass die moderne Orthographie hier den Vorzug verdiene, weil die Werke des grossen Spaniers „son cosa viva y actual" und nicht ein ausschliesslich archäologisches Interesse beanspruchen können. Während Referent in allen anderen Punkten das Publikationsverfahren des gelehrten Herausgebers nur gutheissen kann, vermag er in diesem seiner Anschauung nicht beizupflichten. Die Riesenausgabe des monstruo de naturaleza ist ein für einen engen Kreis von Abonnenten (in numerierten Exemplaren) gedrucktes Werk, ins grosse Publikum wird sie nie dringen. Und gerade diesem engen Kreis von Interessenten bereitet die alte Orthographie keine Störung des poetischen Genusses. Eine Neuerung Menéndez Pelayos, durch Morel-Fatio angeregt, verdient dagegen besonders Lob: Er hat die Strophen, in welchen bekanntlich die Lopeschen, wie alle spanischen Dramen, geschrieben sind, äusserlich kenntlich gemacht. Um nun auf den Inhalt des II. Bandes zu kommen, so enthält derselbe 32 oder richtiger 31[19]) Autos. Ich für meinen Teil hätte es (und gewiss viele mit mir) lieber gesehen, wenn M. P. die religiösen Spiele — auf

19) Das 19. Auto ist nicht abgedruckt, weil es mit dem 9. identisch ist.

denen Lopes Ruhm am allerwenigsten beruht — zuletzt gebracht hätte. Von jenen 31 Stücken sind 10 (Nr. 5 und 24—32) inéditas. Ausser den Autos hat der Herausgeber auch noch je 12 Loas und Entremeses wieder abgedruckt, die sich in dem Sammelbande Lopescher Autos, betitelt „Fiestas del S^mo^ Sacramento . . recog. por“ J Ortiz de Villena 1644) befinden, obgleich „Es cierto que . . . . no son de Lope, á la menos en su totalidad“, meines Erachtens mit Unrecht: Die sicheren Werke des Dichter bilden eine so ungeheure Zahl, dass sich die Ausgabe nicht mit fremdem Ballast zu schleppen brauchte. Im III. Bande bringt M. P. zuerst 12 unedierte Autos zum Abdruck, wovon das 1. (De los dos ingenios y esclavos“), 4. (La venta de la Zarzuela“) und 8. („La Araucana“) von La Barrera nicht erwähnt worden waren. Auch in diesem Bande druckte der Herausgeber Verschiedenes ab (wie z. B. Nr. 9. 10, 11 und 12), bei dem es zweifelhaft ist ob Lope die Autorschaft davon gebührt. Schliesslich folgen die Titel derjenigen Autos, die nicht aufzutreiben waren und im Anfange des „Loa Sacramental de los Titulos de Comedias“ und das von Lope gemeinsam mit „Mira de Amescua gearbeitete „Loa y Auto Sacramental de las Cortes de la Muerte.“ Der zweite Teil des Bandes enthält 12 Comedias „de asuntos de la Sagrada Escritura“ in chronologischer Ordnung der Stoffe, beginnend mit „La Creacion del mundo“ und endend mit „El Anticristo“. Unter dem Dutzend sind inéditas das 8. („El Vaso de Eleccion San Pablo“), 9. („La Corona derribada y vara de Moises“) und 12. („El Anticristo“). Der IV. Band enthält folgende 16 Comedias de vidas de Santos: 1. „Barlán y Josafá“, 2. „Lo Fingido verdadero“, 3. „Los Locos por el Cielo“, 4. „El Prodigio de Etiopía“, 5. „El Cardenal de Belén“, 6. „La Gran Columna fogosa, San Basilio Magno“, 7. „El Divino Africano“, 8. „El Serafín humano“, 9. „San Nicolás de Tolentino“, 10. „El Santo Negro Rosambuco“, 11. „El Animal Profeta“, 12. „Comedia de S. Segundo“, 13. „El Capellán de la Virgen“, 14. „La Niñez de S. Isidro“, 15. „La Juventud de S. Isidro“, 16. „S. Isidro labrador de Madrid“. Hiervon sind die 6. und die 12. inéditas. Was zunächst die Behandlung des Textes betrifft, so scheint M. P. soweit ich urteilen kann — mir haben die Bände nur kurze Zeit zur Verfügung gestanden und ich konnte nur ein Stück „El Cardinal de Belén“ mit dem alten Drucke vergleichen — mit Sorgfalt zu Werke gegangen zu sein. Die textlichen Änderungen, die er in dem von mir geprüften Stücke vorgenommen hat, sind nicht erheblich. Hin und wieder möchte ich in den Texten eine andere Lesart vorschlagen, oder die Richtigkeit der Überlieferung anzweifeln, doch ist hier nicht der Ort zu Ausführungen dieser Art. Anerkennung verdient es, dass die Dedikationen unverkürzt zum Abdruck gekommen sind. Einen breiten Raum nehmen die Einleitungen ein, die in der That den Schmidtschen Notizen ähneln, nur dass sie zum grossen Teil viel ausführlicher sind. Der Verfasser entfaltet darin eine Fülle von Wissen, eine ausgedehnte Belesenheit und ein gesundes Urteil. Ob er aber nicht manchmal des Guten zu viel thut? So hätten z. B. meines Erachtens die langen Auszüge aus der Bibel, die das Verhältnis zu den daraus gezogenen Dramen veranschaulichen sollen, ruhig wegbleiben können. Eine Bibel hat doch schliesslich jeder oder verschafft sie sich leicht. Ich

würde dafür lieber gesehen haben, dass er dem Vergleiche Lopes mit seinen Quellen, sobald sie sich ermitteln liessen, etwas mehr nachgegangen wäre. Die stoffgeschichtlichen Exkurse, die M. P. unternimmt, sind ja recht interessant und lehrreich, doch darf darüber nicht der Dichter vernachlässigt werden, vielmehr muss er im Mittelpunkte der Untersuchung stehen und sofort mit denjenigen Versionen in Beziehung gesetzt werden, die ihm vorgelegen haben konnten. Das hat M. P. aber leider nicht immer gethan. So widmete er z. B. dem Drama „Barlán y Iosafá" eine 30 Quartseiten grosse Abhandlung, wo über den Ursprung der Legende auf Grund der modernen Forschungen — nebenbei bemerkt hält M. P. an der Autorschaft des Johannes Damascenus noch fest, obwohl diese nach den trefflichen Ausführungen (des auch von ihm citierten) E. KUHN's[20]) ganz unhaltbar geworden ist — sich verbreitet, verschiedene Versionen heranzieht und die der Flos Sanctorum auf vollen 15 Seiten in extenso mitteilt. Er erwähnt aber mit keinem Worte, dass 1608 eine Bearbeitung (bezw. Übersetzung) von Arce Solorzano[21]) erschien, deren Titel Historia de los dos soldates de Christo auffallend mit dem zweiten Titel des Lope'schen Dramas[22]) übereinstimmt und von A. SCHAEFFER[23]) auch als Vorlage des Dichters vermutet wird. Bei dem Auto „El hijo prodigo" führte M. P. zwei italienische Bearbeitungen und eine französische an, aber dass der Stoff weit früher als in Frankreich und Spanien in den Niederlanden in lateinischer Sprache (Gnapheus' „Acolastus" und Macropedius' „Asotus") behandelt worden ist und dass diese Stücke, besonders das erstere, unzähligemale in dem damals spanischen Antwerpen gedruckt worden sind, ist ihm entgangen. Übrigens gehört die von ihm angeführte französische Dramatisierung nicht, wie M. P. sagt, dem 15. Jahrhunderte an, sondern ist wahrscheinlich eine Übersetzung des 1529 gedruckten Acolastus. Die Arbeiten von H. Holstein, Spengler, Bolte u. a. über den Stoff scheinen unserem Herausgeber gleich den alten deutschen Dramatisierungen [von Waldis (1527), Wickram (1540), Sachs (1556) u. a.] unbekannt geblieben zu sein. Bei dem Drama „El Fingido Verdadero" ist es M. P. entgangen, dass das Verhältnis desselben zum Rotrou'schen „Saint-Genest" bereits 1882 Gegenstand eines Büchleins von L. Person[24]) gewesen ist. Das Urteil, das der Hg. über Rotrou zu Gunsten Lopes fällt, ist ein ungerechtes. Lopes dramatisches Monstrum hat zwar, wie seine misslungensten Dichtungen einzelne Schönheiten, aber sein Hauptverdienst bleibt eben doch, den S. Genest angeregt zu haben, der indes sein Vorbild in jeder Beziehung mächtig überragt. — Während MUÑOZ PEÑA[25]) in seinem umfangreichen Buche über das Theater Tirso de Molinas (Gabriel Tellez) sich vorwiegend auf ein breites Studium der Werke dieses geistvollen Dramatikers verlegte und in dürftigster Weise seine Biographie behandelte, suchte EMILIO COTARELO

---

20) Barlaam und Joasaph. E. bibliogr.-litterargesch. Studie (AbhAkMünchen I. Cl. 20, 1). **21)** Bibl. Salvá Nr. 1785, Kuhn S. 67 (wo auch andre spanische Texte angegeben sind). **22)** Barrera Cat. 631. **23)** II 313. **24)** Hist. du véritable St. Genest de Rotrou. Paris 1882. Vgl. auch meine Besprech. LBlGRPh. 5, 284 ff. Die Existenz eines altfranz. Mystère St. Genis (kürzl. gedruckt) ignoriert der Hg. ganz. **25)** El Teatro del Maestro Tirso de Molina. Valladolid 1889. 4° 694 S.



y Mori im ersten Kapitel seines weitaus bescheidener auftretenden Buches „Tirso de Molina“[26]) eine Reihe von sicheren biographischen Daten dadurch zu gewinnen, dass er die Ausgaben der Werke des Dichters einer sorgfältigen Prüfung auf ihren biographischen Gehalt unterzog und zugleich bei seinen Zeitgenossen nach Notizen über ihn forschte. Viel Unbekanntes erfahren mir dadurch ja nicht — interessant ist u. a. die Nachricht von einem Aufenthalt Tirsos in San Domingo — aber es war von Wichtigkeit einmal alle die Dokumente in ihrem Wortlaut kennen zu lernen, die die rätselhafte Persönlichkeit aus dem Dunkel hervorheben und historisch fixieren; es war von Wichtigkeit ihn in seinem Verhältnis zu den erlauchten Geistern jener Zeit zu beobachten und irrige Ansichten, die sich mehrfach geltend gemacht hatten, gründlich zu beseitigen. Im Vorbeigehn wirft der Verfasser auch Streiflichter auf die Eigenart des Dichters Tirso. Das II. Kapitel des Buches giebt eine kritische Studie der Ausgaben von Tirsos Werken und eine Sichtung der ihm zugeschriebenen Comedias. Bei der Segunda parte weist Cotarelo den Irrtum Schacks bezüglich einer Ausgabe von 1627 zurück und äussert sich über die 8 Comedias, die nach der Vorrede des Dichters nicht von ihm seien, dahin . . „siendo solo de Tirso uno ó dos actos de alguna aunque la trama entera le perteneciese, por un exceso de delicadeza no haya querido apropiarse toda la gloria que en rigor no era suya desde el momento en que se auxiliaba de mano ajena“. Ich bin von dieser Erklärung nicht gerade entzückt. Warum sollte Tirso, der damals bereits 300 bis 400 Dramen geschrieben, gerade die veröffentlichen, die ihm nicht ganz gehörten. M. E. gehörten ihm alle Stücke und der Schalk Tirso wollte nur das Lesepublikum foppen. An 3. Stelle beschäftigt sich Cotarelo mit der Chronologie der Dramen des „Mercenario“, er selbst erklärt diesen Versuch, und ich muss ihm beipflichten, für sehr verbesserungsbedürftig. Auch das Verzeichnis der Comedias de Tirso refundidas ó imitadas por otros autores, das nun folgt, ist nicht ganz vollständig[27]). Dank verdient Cotarelo, dass er als I. Anhang alle Stellen der ed. pr. des Burladors anführt, welche in den späteren, durchweg miserablen, Ausg. — die Hartzenb. leider seiner Ausgabe zu Grunde gelegt hat — fehlen. Wertvoll sind auch die biograph. Notizen — II. Anhang — über die „actores de Tirso“. — Die noch vor mehreren Jahren so rege Calderonforschung ist seit einiger Zeit zum Stillstande gekommen, wir haben nur eine Übersetzung zu verzeichnen. K. Pasch, ihr Verfasser, hat vom Jahre 1891—1893 nicht weniger als 6 Stücke erscheinen[28]) lassen, die bisher des deutschen Gewandes entbehrten, nämlich: „Spaniens letzter Zweikampf“, „der Galicier Luis Perez“, „Morgen des April und Mai“, „Meine Herrin über alles“, „des Prometheus Götterbildnis“ und „Selbst nicht Amor frei von Liebe“. Keine leichte Aufgabe! Um ein guter Calderonübersetzer zu sein, bedarf man

---

26) Investigaciones bio-bibliograficas. Madr. Impr. de E. Rubiños 1893. 221 S. 8°. 27) So ist z. B nicht erwähnt, dass Calderons La vanda y la flor eine Nachbildung von Tirsos No hay peor sordo ist. 28) Ausgewählte Schauspiele des D. P. Calderon de la Barca. Zum erstenmal aus d. Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen. Freiburg i. B. 1893. 3 Bändchen v. 276, 278, 277 S. kl. 8°.



verschiedener Eigenschaften, die sich selten vereinigt finden, vornehmlich: gründliche Kenntnis der spanischen Sprache, innigste Vertrautheit mit den Schöpfungen des Dichters, genügende Bekanntschaft mit den anderen zeitgenössischen spanischen Dramatikern sowie mit Land und Leuten und vor allem eine nicht gewöhnliche dichterische Begabung. Und Pasch? Er zeigt sich den Schwierigkeiten, die Calderon dem Verständnis bietet, nicht gewachsen, er versteht unzähligemale seine Anspielungen nicht, ja es fehlt ihm sogar oft am nötigen historischen Wissen. Und doch würde man ihm dies alles noch verzeihen, wenn uns seine Diktion und Versifikation irgendwie dafür entschädigten. Leider bietet jene zahllose Verstösse gegen den Sprachgebrauch und den guten Geschmack, entbehrt des poetischen Schwungs und fällt sehr oft ins Platte; sein Vers, mühsam dem Calderonischen nachgebildet, klingt hart oder gezwungen und fehlt fortwährend gegen die einfachsten Gesetze der Metrik. Und wenn dem Übersetzer auch von Zeit zu Zeit längere oder kürzere Stellen etwas besser geraten, so muss doch die ganze Übersetzung als durchaus misslungen bezeichnet werden. Der gute Mann besitzt keine poetische Ader.

Nürnberg. A. L. Stiefel.

Portugiesische Litteratur. 1891-94.

Ausgaben und litterarhistorische Forschungen. ***Textbesserungen*** zu Ausgaben der Vorjahre veröffentlichten: Epiphanio Dias (1891) zu den von Pimentel herausgegebenen Possen und kleinen Schriften des Chiado[1]), die, mit wenigen Ausnahmen, nicht nur annehmbar, sondern geboten sind; H. R. Lang dann zu dem von K. v. Reinhardstoettner bekannt gemachten Graal-Fragmente[2]), dem durch seine Hülfe wesentlich aufgeholfen wird. Nicht selten würde ich jedoch hier abweichende Umgestaltungen vorgeschlagen haben. 18, 11 *per-comerom* (*per* als trennbares Adv.) — 29, 26 *áque-vos* — 31, 24 nicht *mentiroso*, sondern, wie in Ls. Anmerkung vorgeschlagen wird, *mentiral*. Nur diese Form, nebst *mentireiro*, kennt das Altportug. — 44, 18 *que nenhun non usasse del* — 89, 12 unbedingt *a grand'ir* — 117, 24 eher *puridam* — 136, 38 *s'én foi*. — Weitere Vorschläge für Stellen, deren Verderbtheit H. R. Lang nicht aufgefallen ist, spare ich auf bis die vollständige Neuausgabe von E. Wechssler vorliegt, die, für die Indien-Feier verheissen, hoffentlich nicht auf sich warten lässt. — Ferner brachte E. Dias brauchbare Berichtigungen zum CGR.[3]), nebst Varianten aus dem von ihm benutzten, sonderbarerweise jedoch nicht näher bezeichneten Exemplar. Ein Hinweis auf den kurzen Artikel, den ich vor Jahren dem Liederbuch des Garcia de Resende gewidmet habe (ZRPh. V 77—85), wäre angebracht gewesen. Man wird an-

---

1) 1891. ZRPh. XV 550—580. 2) 1892. Textverbesserungen zur Demanda do Santo Graall. ZRPh. XVI 217 und 565. 3) 1893. Einige Bemerkungen zur Verbesserung des Cancioneiro Geral von Resende. ZRPh. XVII 113—136.

nehmen müssen, dass während des langsamen Abzugs der Reindruckbogen vom Korrektor immer wieder Druckfehlerverbesserungen und orthographische Veränderungen vorgenommen wurden, falls nicht die zumeist in Lissabon lebenden und mit dem König oft nach Almeirim reisenden Hofdichter persönlich in die Druckerei gingen und sich, bei Durchsicht ihrer Lieder, kleine Umgestaltungen erlaubten. Vieles bleibt noch klarzustellen. Auch bin ich nicht mit allen Lesarten Epiphanio's einverstanden: I 125 ist *fautas* das bessere. Im Ballspiel (um das es sich handelt) war nur diese populäre Scheideform von *falta* üblich (*dar quinze e fauta*). — Auch *Conde Fonsalyda* muss erhalten bleiben: proklitisches *Conde* hat seine Endsilbe vor der gleichlautenden Präposition oft verloren. — 489, 13 Franz. *dyesa*, statt *deusa*, war im älteren Spanischen und Portugiesischen sehr häufig. — III 222 ersetze man *e Pina* durch *empina*.

Bibliographisches. Vom Diccionario Bibliographico Portuguez ist der 9. Nachtragsband erschienen[4]). Er reicht von Luiz de Campos bis zu Martim Carvalho. Ob auch nicht so ergebnisreich wie die unmittelbar vorausgegangenen, enthält er, wie zu erwarten, wertvolle Notizen. Deutsche Büchertitel sind oft verstümmelt, und die Fassung einzelner Artikel ist befremdend. Unter D. Luiz da Silveira erfährt man z. B., er habe ausser den im CGR. erhaltenen Gedichten eine Übersetzung des Ecclesiastes geschrieben. Erst hinterher wird gezeigt, dass die Behauptung falsch, und die Übersetzung nichts als die bekannte Paraphrase *Vaidade das vaidades* ist, die seinerzeit auf einer Orientfahrt als Schwurtext dienen musste (GG. II^b § 109 und 126). — Den litterarischen Beziehungen Portugals zum Auslande widmete Manuel Bernardes Branco zwei umfangreiche Bände[5]), als Vervollständigung, bezw. Nachbesserung des früher (1879) von ihm erschienenen Nachschlagewerkes Portugal e os Estrangeiros. Einem langen Prolog, der ein kritik- und ordnungslos durcheinander gewürfeltes Gemisch von brauchbaren und wertlosen, oft mehrfach wiederholten Nachrichten über portugiesische Menschen, Dinge, Ortschaften und Thaten enthält, folgt die alphabetisch geordnete Liste der fremden Autoren, die sich mit Portugiesischem beschäftigt haben, und einiger Einheimischer, von denen in fremden Zungen geschrieben oder Portugiesisches im Ausland gedruckt ward. Auch hier sind fremdsprachige Namen und Titel oft und zwar bis zur Unkenntlichkeit entstellt. — Ein gutes Sachregister am Schlusse, in dem man ohne Mühe fände, was über Ines de Castro, König Sebastian, Santo Antonio, San João de Deus etc. erschienen ist, wäre nötig. — Trotz dieser und anderer Mängel ist es ein nützliches Buch, besonders durch zahlreiche Abdrücke bemerkenswerter, z. T. umfangreicher Stellen. — Die von Garcia Peres gegebene Anregung, die so lange Zeit von den Bibliographen beider Nationen geächteten Portugiesen, welche Spanisch geschrieben haben, wieder zu Ehren zu bringen und ihre ungenutzten Werke auszubeuten, ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Abgesehen von

4) Dicc. Bibl. Port. de Innocencio Francisco da Silva, continuado e ampliado por Brito-Aranha. Tomo XVI. 9° do Supplemento. Lisb., Impr. Nac. 1893. 421 S. mit 7 facsimiles. 5) Portugal e os Estrangeiros. Segunda Parte: Vol. I (665 S.) Lisb., Impr. Nac. 1893. Vol. II (704 S.) ib. 1894.



einem Aufsatz, in welchem J. VALERA den von dem Luso-Kastilianer geleisteten Dienst vollauf anerkennt[6]), sind verschiedene Nachträge zu Jenes' Catalogo Razonado erschienen. Was nach dieser Richtung hin LASSO DE LA VEGA in seinen Poetas Luso-Hispanos de los siglos XVI y XVII[7]) und der Pater FR. BONIFACIO MORAL im Catalogo de Escritores Agustinos, Españoles, Portuguezes y Americanos[8]) leisten, vermag ich nicht zu sagen. — SOUSA VITERBO steuerte mehrere Schriften bei. Zuerst einige Worte über einen bislang unbekannten Fray Hernando de Jesus, Verfasser einer Exposicion de los Siete Psalmos Penitenciales[9]) in spanischen Oitavas Rimas, die er abdruckt (1608). Warum der Verfasser als Portugiese zu betrachten ist, wird jedoch nicht gesagt. Dass besagtes Werkchen in der Tejostadt gedruckt ward, kann unmöglich als Grund gelten[10]). — Später folgte ein längerer Bericht über 84 spanische, lateinische, aber auch portugiesische Gedichte portugiesischer Autoren aus gegen 100, von Spaniern verfassten, z. T. in Portugal gedruckten Schriften, meist unter Abdruck der betreffenden Stücke[11]). Fast alle sind lobrednerischen Charakters und von äusserst geringem Wert, sowohl solche, welche bislang ungekannten Verfassern gehören, als die von bedeutenden Dichtern. Wo SOUSA VITERBO die Bände nicht selbst untersucht hat, sondern Angaben anderer ausbeutet (Salvà, Gallardo), irrt er zuweilen. Den Constantes Mujeres des Narvaez (1635) können unmöglich ad hoc gemachte Verse vom Verfasser der Diana beigegeben sein; auch dem Carlos famoso müssen sie fehlen. Das Sonett, welches Brito-Aranha aus Mayans y Siscar entnahm („Amor con desamor se está pagando"), ist bekannt, gehört zu jenen Schaustücken, die sowohl spanisch als portugiesisch gelesen werden können, und entstammt dem Antwerpener Cancionero des Montemór. — Dass Andrade Caminha den ihm immer von neuem gespendeten Lobspruch, fast nur portugiesisch gedichtet zu haben, keineswegs verdient, sondern ein sehr gewandter und fruchtbarer spanischer Liederdichter gewesen ist, wird demnächst die Veröffentlichung seines in London und Lissabon aufgefundenen Cancionero beweisen. Das kamonianische (?) Sonett (Horas breves do meu contentamento), das absichtlich als Schlussstück dient, ist nicht das einzige, welches, von Spaniern übersetzt, in die Flores de Poetas Ilustres aufgenommen ward. Weitere vier stehen im zweiten Bande jener vornehmen Blütenlese (wie ich unter Camões näher angebe). Andere druckte Gracian als Musterbeispiele ab. Eines von Miranda bekanntlich schon Herrera im Garcilaso-Kommentar. Wie arg die Spanier meist das Portugiesische misshandeln, wenn sie sich seiner, selbst schaffend oder nachschreibend, bedienen, kann keinem Leser entgehen. Beweise liefern Castillejo (BAE. 31, 131); die Cortes de la Muerte (BAE. 35, 36), Valdivielso (p. 45), Gongora, Calderon (auch Duran im Rom. 1772) u. a. m. —

6) De los Autores Portugueses que escribieron en Castellano. EM. Bd. XXV, p. 109—119. 7) In RCon. 1895. 15 Enero. 8) In Ciudad de Dios, RRCL. 1895. 5 y 20 Enero. 9) Coimbra, 1891 (25 S.). Aus Bd. 38 des Instituto. 10) Resenha Bibliographica. Coimbra 1892, 128 S. 11) A Civilisação Portugueza e a Civilisação Hespanhola. Sua influencia mutua. Preliminares de um livro. Porto 1892, 46 S.

Als Einleitung zu den Poesias de Auctores Portuguezes em Livros de Escriptores Hespanhoes kann eine kleine Schrift desselben Verfassers über die litterarischen Beziehungen Spaniens zu Portugal gelten. Sie enthält viele gute Einzelbemerkungen über das interessante Thema, ohne es auch nur annähernd zu erschöpfen. Veraltete Irrtümer, z. B. über die ursprüngliche portugiesische Fassung des Tirant lo Blanch nehmen sich zur Seite nützlicher, teils aus eigener Benutzung der Quellen, teils nur aus dem Ensayo von Gallardo geschöpfter Nachrichten, nicht gut aus. Mehrere Seiten sind durch Druckversehen wiederholt (32—36, = 29—32).

Gesamtdarstellungen und Hülfswerke. Eine summarische Darstellung der gesamten portugiesischen Litteraturgeschichte gaben in GG. die Berichterstatterin und Th. Braga[12]). Erstere hatte die Arbeit ursprünglich übernommen, trat später jedoch zurück, als sie krankheitshalber den kontraktlich vereinbarten Termin nicht einzuhalten vermochte. Statt ihrer schrieb der portugiesische Litteraturhistoriker bereitwillig und rasch eine kurze Übersicht, deren Verdeutschung ich für den Zeitpunkt zusagte, wo das Ms. in der Druckerei wirklich nötig sein würde. Da die Veröffentlichung sich jedoch, wie bekannt, Jahre lang hinzog, ward es mir möglich, die drei ersten Epochen (§§ 1—156) selbstständig ausführlicher zu bearbeiten, und zu den letzten (157—187) wenigstens eine Reihe vervollständigender Anmerkungen hinzuzufügen. Die Einkleidung wurde dadurch natürlich eine ungleichmässige. Auch ohne dies wäre jedoch an eine einigermassen abschliessende Behandlung noch nicht zu denken. Der Mangel an sorgsam behauenen Bausteinen ist gar zu fühlbar. Die wenigen vorhandenen Einzelstudien sind meist von dilettantenhafter Oberflächlichkeit. Die eigene Forschung aber wird durch die Unzugänglichkeit der handschriftlichen wie aller seltneren gedruckten Texte ungemein erschwert und verlangsamt. Zudem liess der knappe Raum, wie der Zuschnitt des Grundrisses die für das portugiesische Gebiet noch unumgängliche kritische Erörterung strittiger Einzelfragen nicht zu. Auch im Kleinen ward manches versehen und zu wenig Gewicht auf Reinheit des Deutschen gelegt. Immerhin wird diese Litteratur-Skizze — die erste in deutscher Sprache seit Bouterwek, wenn man von den Artikeln in encyklopädischen Werken absieht —, einige Dienste leisten, gerade weil wissenschaftliche Handbücher über den Gegenstand auch anderwärts fehlen. In den letzten Jahren hat übrigens das Forschen in den Archiven und Bibliotheken einen erfreulichen Aufschwung genommen. Manches aus den Jahren 1891—93 konnte ich noch verwerten, doch haben seit dem Erscheinen neue ergebnisreiche Veröffentlichungen und eigene fortgesetzte Studien meine Kenntnis bereits erweitert und meine Auffassung berichtigt. Die wesentlichsten Abweichungen hier zu verzeichnen, unterlasse ich jedoch, da sie bei Besprechung der einzelnen Werke und Textausgaben in diesem und den späteren Jahresberichten vorgeführt werden sollen.

Dem deutschen Publikum, das sich nicht an den Originalen zu erfreuen vermag, gab der unermüdliche Camões-Übersetzer Wilhelm

---

12) GG. IIb p. 129—381.

Storck Gelegenheit, sich aus 225, getreu und gewandt im Versmass der Originale verdeutschten Probestücken eine Vorstellung von der portugiesischen Volks- und Kunstlyrik zu bilden, von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage, besonders jedoch von der neuesten, die am reichsten vertreten ist. Seine „Aus Portugal und Brasilien: 1250—1890"[13]) betitelte Blütenlese giebt ein gutes, ausreichendes Bild von der durch Anmut des Ausdrucks, Wärme schlichter Empfindung und Wohllaut mehr als durch tieferen Gedankengehalt hervorragenden Dichtkunst der Portugiesen. Was der Nation selbst für das Beste und Bezeichnendste gilt, konnte freilich nicht immer gewählt werden: gerade was am echtesten national ist, entzieht sich nur zu oft der Nachbildung durch den Übersetzer. Auch hängt vom Zufall ab, was dem fremden Sammler zur Auswahl zu Händen kommt; und von seinem subjektiven Empfinden was ihn zur Aneignung lockt und reizt. Die Absicht, alle namhafteren Dichter vorzuführen, hatte Storck nicht. Von den Neueren und Neuesten vermissen daher hier zu Lande nicht wenige ihre eigenen Namen und die verstorbener Freunde, wie auch gewisse Meisterstücke von João de Deus (wie Adoração und Maria); Alexandre Braga; Guilherme Braga; João de Lemos; Mendes Leal (O Pavilhão Negro) oder aus dem 15. Jahrhundert die Romanze von Bern. Ribeiro und die Egloga Crisfal. Anthero de Quental tritt nicht genugsam hervor, weil der Übersetzer der Sonetos sich nicht selbst abschreiben wollte.

Zahlreiche unveröffentlichte Urkunden aus dem Staatsarchiv zur Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (von 1415—1554) wurden aus Anlass der Kolumbusfeier im Auftrage der Regierung von einer Kommission von Akademikern ans Licht gezogen[14]). Ein Vorwort von J. Ramos-Coelho, ein Namensverzeichnis sowie einige Facsimiles von Briefen Gamas und Albuquerque's sind die etwas spärlichen Beigaben des wertvollen, glänzend ausgestatteten Bandes. — Auch in den Denkschriften, welche an die Feier anknüpfen, finden sich Abdrücke seltener Schriftstücke, wie u. a. der Brief König Emanuels an Ferdinand den Katholischen über die Entdeckung Brasiliens (italienische und portugiesische Übersetzung von Prospero Peragallo), nächst dem Berichte von Ca Masser[15]). — Ernesto do Canto wählte ein kurzes Kapitel aus den Saudades da Terra des Gaspar Fructuoso (1522—91) über den Aufenthalt des Kolumbus auf Madeira, und fügte den Brief des Hieronymus Müntzer an Johann II. hinzu[16]). — Als zwei Jahre darauf Heinrich dem Seefahrer gehuldigt ward, fuhr man mit der Bekanntgebung sachlich wie sprachlich wertvoller Urkunden fort. Erwähnung verdient, nächst den Filhos de D. João I. von Oliveira Martins, von denen noch mehrfach die Rede sein wird, ein besonders auf die Universität bezügliches Heft, das vom Coimbraner Instituto herausgegeben ward[17]).

---

13) Ausgewählte Gedichte. Münster i./W., Heinrich Schöningh. 1892. 14) Alguns documentos do Archivo Nacional da Torre do Tombo àcerca das navegações e conquistas portuguezas, publ. por ordem do governo. Lisb. 1892. 15) Centenario do Descobrimento da America: Memorias da Commissão Portugueza. Lisb., Acad. 1892. (Enthält neun, einzeln paginierte Arbeiten.) 16) Centenario da Descoberta da America. Ponta Delgada 1892. (12 S.). 17) Numero Commemorativo do 5° Centenario do Infante D. Henrique. Coimbra, Univers. 1894. (117 S.).

— Die vom hauptstädtischen Archivar EDUARDO FREIRE DE OLIVEIRA besorgte, reichlich mit Dokumenten versehene Geschichte Lissabons rückte bis zum 7. Bande vor[18]. — Abgeschlossen ward (mit Bd. XI) das der Spezialgeschichte der Açoren gewidmete Archivo dos Açores[19]. — Begonnen ward mit dem Druck einer Reihe die Stadt Guimarães angehender Aktenstücke aus dem XII.—XV. Jahrhundert, dank der Fürsorge des tüchtigen Paläographen und Archäologen OLIVEIRA GUIMARÃES, Abt von Tagilde[20].

Reichhaltige Materialien zur Geschichte der Wissenschaften in Portugal hat TH. BRAGA in einer ausführlichen Denkschrift über die Landes-Universität von ihrer Gründung an (1289) verarbeitet. Der erste Band führt bis 1555, der zweite bis 1700[21]. In dem schon des öfteren von ihm behandelten wichtigen Kapitel über portugiesische Bibliotheken im 15. Jahrh. sind immer noch einige Angaben über romanische Vulgärtexte zu berichtigen[22]. — Speziell an die grossartige Reform Pombals (1772) knüpft sich eine Monographie aus derselben Feder über D. Francisco de Lemos, Bischof von Zenopolis, den ersten Rector der reformierten Hochschule. Sie ist als Einleitung dem bisher ungedruckten Berichte über die fünf ersten Studienjahre vorausgeschickt, welchen jener aufgeklärte, charakterfeste und thatkräftige Prälat der Regierung einreichte, um den, nach des Ministers Fall, unter dem Obskurantismus der Königin Maria I. drohenden Einschränkungen vorzubeugen[23]. — Aus DENIFLES Werk über die Universitäten des Mittelalters machte ein Vertreter der portugiesischen Hochschule, Dr. JOSÉ MARIA RODRIGUES, bei Gelegenheit des in Madrid tagenden pädagogischen Kongresses, das Portugal betreffende Kapitel zugänglich und begleitete es mit Anmerkungen, die jedoch kaum Neues bringen. Die Frage, ob König Ferdinand in seinem Schreiben an Clemens VII. anlässlich der Reform und Rückverlegung der Estudos von Coimbra nach Lissabon (1378) den scheinbar unrichtigen Satz geschrieben haben kann *quod in regno Portugaliae generale studium non habetur*, löst sich, meiner Meinung nach, durch Betonung des Wortes generale[24]. — Mit dem 17. und 18. Bande ist die zwar übermässig breit angelegte, als Ganzes jedoch Achtung verdienende Historia dos estabelecimentos scientificos litterarios e artisticos de Portugal des verstorbenen SILVESTRE RIBEIRO zum Abschluss gekommen[25].

Als Einleitung zu seiner Litteraturgeschichte, an deren Neubearbeitung TH. BRAGA herangetreten ist, will derselbe einen A Patria Portugueza[26])

18) Elementos para a Historia do Municipio de Lisboa. Lisb., Typ. Univers. 1. Bd. 1885; 5—7, 1893 und 1894. 19) Publicação periodica dedicada á vulgarisação dos elementos indispensaveis para todos os ramos da Historia Açoriana. 20) Documentos ineditos dos seculos XII—XV in RGu. 1891, Bd. VIII, p. 52—55; 1892 IX 1—19; 170—173; 1893 X 97—100, 188—194, 222—226; 1894 Bd. XI, p. 69—71 und 165—177. 21) Historia da Universidade de Coimbra nas suas relações com a instrucção publica portugueza. Bd. I, Lisb. 1892 (600 Seiten); Bd. II, 1895. (846 S.). 22) Vgl. Ro. XXI, p. 333. 23) A Universidade de Lisboa-Coimbra: Capitulo de uma obra allemã traduzida e annotada. Coimbra 1892. 24) D. Francisco de Lemos e a Reforma da Universidade de Coimbra: Memoria servindo de introducção á relação do estado da Universidade de Coimbra de 1772 a 1777 apresentada ao Governo por D. Francisco de Lemos. Lisb. Acad. 1894. 168 S. 25) Lisb., Acad. 1892—1893. (658 und 367 S.) 26) Porto 1894.

benannten Band angesehen wissen, in dem uns Altes und Neues über Ligurer und Kelten, Berber und Turanier mitgeteilt, und manch ethnographisches Märchen erzählt; aus z. T. bemerkenswerten Betrachtungen über Boden und Rasse aber die politische Schlussforderung von einer notwendigen Hegemonie Portugals im föderalistischen hispanischen Zukunftsstaat gezogen wird. Die einen wie die andern bin ich unfähig zu kontrollieren. — Viele geschichtliche und kulturgeschichtliche Notizen, die zur Erläuterung portugiesischer Litteraturwerke, besonders der Komödien verwertet werden können, finden sich in einer Reihe Schriften von SOUSA VITERBO über portugiesische Künstler, Ärzte, Seefahrer[27]). — Das gleiche gilt von den Heftchen, welche GABRIEL PEREIRA unter dem Titel Estudos Eborenses herauszugeben fortfährt[28]).

Volkspoesie und Volkskunde. Der Volksliederschatz ward durch die Arbeit dreier Forscher nicht unwesentlich vermehrt. Neue Coplas aus den Açoren verdanken wir H. R. LANG[29]); aus dem Alemtejo, und besonders aus Elvas abermals dem unermüdlichen A. THOMAZ PIRES, der hoffentlich bald seine durch alle möglichen Zeitungen der Provinz verstreuten Schätze in Buchform zugänglich macht[30]); in der Provinz Beira Alta hielt der musikkundige PEDRO FERNANDEZ THOMAZ eine reiche Ernte[31]). — Die Veröffentlichung eines grossen musikalischen Volksliederbuches in Heften (zweimal monatlich) begann 1893[32]); die erste seitdem Neves e Mello 1872 mit gutem Beispiel vorangegangen war (S. Bibl. Crit.). In der Herausgabe ist bisher keine Stockung eingetreten, was lobend erwähnt werden muss. Leider wird jedoch von den Herausgebern dem Worte popular eine viel zu weitgehende Bedeutung beigelegt. Neben wirklich volkstümlichen Stücken stehen Kunstgedichte von bekannten Dichtern (Castilho; Camillo Castello Branco; Palmeirim; Gonçalves Dias; Thomaz Ribeiro; Soares Passos) und von nicht minder bekannten Komponisten: solche nämlich, welche in den portugiesischen Bürgerhäusern gern gesungen werden; daneben selbst ausländische, hier aber volkstümlich gewordene Melodien, mehrfach aus französischen, italienischen und spanischen Operetten, nicht selten sogar in spanischer Sprache. Neben Kinderspielen (61 Viuvinha, 168 Constancia, 169 Condessinha, 150 Pésinho), Tanzliedern, Fados, Volksromanzen, Gassenhauern, den Nationalhymnen Portugals und Brasiliens, erscheinen kirchliche Wallfahrtsgesänge, die Marseillaise und der Lourdes-Choral. Die sachlichen Anmerkungen über den Fundort der Volkslieder, sowie

27) Artes e Artistas em Portugal. Lisb., Sim. Ferreira 1892 (309 S.). — Noticias sobre alguns medicos portuguezes. Lisb., Impr. Nac. 1893 (47 S.) — Trabalhos Nauticos dos Portuguezes nos Seculos XVI e XVII 1890 (39 S.). 2a Serie; Coimbra, Univ. 1894, 53 S. 28) 1891 Antiguidades romanas: Roteiro de um Eborense; 1892 Evora e o Ultramar; Universidade de Evora; Caçadas. 1893 Os Mouros; Os Estudantes; Caçadas; O Lobo; 1894 Cenaculo; Versos do Seculo XVIII. 29) Tradições Populares Açorianas. ZRPh. XVI 422 und 565. 30) Cantigas a Sto Antonio, S. João e S. Pedro. Elvas 1891 (46 S.). Cancioneiro popular politico (Elvas 1891 VIII und 69 S.). Calendario rural (Elvas 1893, 90 S.) Vgl. JBRPh. I 606 und 607 und RCHLE. I, p. 115. 31) Canções populares da Beira Alta (Coimbra 1891) in der Zeitung O Figueirense, unterzeichnet Pedro Trajano. 32) CESAR DAS NEVES: Cancioneiro de Musicas Populares para Canto e Piano. Parte Poetica coordenada por Gualdino de Campos. Porto 1893 u. ff. — Käuflich bei Breitkopf & Härtel. S. Katalog 37.



über die choreographischen Bewegungen bei Spiel und Tanz sind brauchbar; die litterarischen und geschichtlichen hingegen ziemlich wertlos. Die Mängel in der Textauswahl hat bereits Leite de Vasconcellos[33]) gerügt; die musikalischen Platon de Waxel[34]). Als eigenartig bezeichnet letzterer Nr. 7 und 9 (S. João), 32 (Fado de Anadia), 51 (Natal), 52 (Janeiras), 57 (Reis). Litterarhistorisch wichtig sind die Fados vom Seemann (53, 238), Mönch (64,) Nonne (219) und die Romanzen, die ich gleich hier aufzähle.

Romanzen. Zum episch-lyrischen Teil ist nur weniges beigesteuert worden. Im eben genannten musikalischen Liederbuch findet sich ein reichliches Dutzend volkstümlicher Romanzen und Xácaras, deren Melodien zumeist zum ersten Male niedergeschrieben sind; z. T. auch mit bisher nicht veröffentlichten Textvarianten. Ausser der Figueiredo-Romanze (nach Canc. Marialva) und Alcacer-Quebir (nach Leitão de Andrade), der Weihnachts- (51) und Dreikönigs-Romanze (57), noch der Lavrador da arada (1), Pastorinha da Lapa (82), João da Armada (94), D. Silvana (119), Bernal-Francez (130), O meu velho (144), Morena malfadada (171), Moreninha (94), Nau Catherineta (207), Rosa Pastora (225), D. Duardos (234). — Zur Captiva und Irmãs-captivas fand A. Alfredo Alves neue Lesarten[35]) und Z. Consiglieri-Pedroso eine Vulgairromanze vom Rei-Traquilha[36]). — Eine längere Reihe portugiesischer Fassungen der Gerineldo-Romanze wurden von Hans Otto in ihre Bestandteile zerlegt und sorgsam mit mehreren kastil. und katal. Varianten verglichen[37]). Andere historias von Vasallenliebenden Königstöchtern, in welche Einzelmotive aus der Eginhardsage übergegangen sind, sollen in einer zweiten Studie erledigt werden. Die älteste der vorhandenen Redaktionen entstammt einem spanischen pliego suelto vom Jahre 1537 (Duran 320). Sie enthält nur die erste Scene (Überraschung der Liebenden). Der Verfasser neigt der Ansicht zu, die Sage sei durch eine Chronik nach der Halbinsel gekommen. Doch gelingt es ihm nicht, selbige festzustellen. Das Chronicon Laurishamense ist es kaum gewesen. Schnee kommt in den peninsularen Behandlungen natürlich nicht vor. Ebensowenig Kaiser Karls Name. Emma, meist namenlos, trägt einmal den Namen Enilda. Eginhard, zum Pagen geworden, heisst Eginaldo Arinello, Reginaldo, Gerineldo, Gerinaldo und durch Volksetymologie Generaldo General; in einigen Vulgärtexten auch Leonardo und Dom Alberto. — Die geringe Erfindungsgabe und grosse Kurzatmigkeit der modernen portugiesischen Volksmuse einerseits, sowohl was Dichtung als was Musik betrifft, andererseits die auffallend häufige Wiederkehr bestimmter schmückender Zuthaten (wie Maifeier, Macht des Gesanges, Grabespflanzen) in den verschiedenartigsten lyrisch-epischen Balladen, hatte schon vorher Carolina Michaëlis de Vasconcellos veranlasst, eine Anzahl Romanzen in ihre Bestandteile zu zerlegen und der Geschichte sowohl der epischen Einzelmotive als solcher lyrischen Zuthaten nachzugehen, die sich nicht selten aus einem zwei-

33) RLu. III 190. 34) RCHLE. I 370. 35) RLu. III 79. 36) Ib. III 371. 37) La Tradition d'Eginhard et Emma dans la Poesia Romancesca de la Peninsule Hispanique in MLN. VII 449—485 (Dez. 1892 und als S.-A. Baltimore 1893). — Vgl. Ro. XXIII 307 und RLu. III 375.

zeiligen Sprichwort (Mote) zu 3zeil. cantar und 4zeil. quadra oder einer Reihe von quadras entwickelt haben. In einer ersten „Romanzenstudie“[38]) analysiert sie verschiedene noch heute in Portugal im Volksmunde lebendige Bearbeitungen jener Cidromanze, die dramatisch mit dem Rufe: Helo helo por do viene El moro por la calzada anhebt. Nach Ansicht der Kritiker in zu subtiler, übermässig ins Kleine gehender Weise. Die gewöhnlich für einheitlich und geschichtlich gehaltene Romanze besteht in meinen Augen nämlich aus drei Bildern oder Scenen, von denen zwei der Geschichte des Cid vor Valencia entnommen sind — also dem Epos oder einer Chronik —, während die mittlere das Thema von der Liebe einer Christin zu einem Mauren (hier Verrates halber nur erheuchelt) von der romantischen Infantin Urraca auf eine Tochter des Cid überträgt. In Fassung C fehlt zwischen Zeile 24 und 25 das erste assonanzlose Hemistich. Etwa: *se por mim a espada cingis,* wie Storck bemerkt hat. (Aus Portugal und Brasilien, S. 5 und 252). Im zweiten Aufsatz[39]) handelt es sich um das alte als Lied und als Romanze auftretende Thema vom unehrlichen Begräbnis der Selbstmörder und der vor Liebe Gestorbenen: *Quem morre de mal de amores Não se enterra em sagrado.* Auch hier liess die lückenhafte Überlieferung und das Fehlen alter Lesarten eine streng systematische Behandlung nach G. Paris meisterhafter Methode nicht zu, wie G. Doncieux sie fast gleichzeitig in seiner reichen Studie über die an mein spanisches Thema anklingende Pernette-Romanze, befolgt hat (Ro. XX 86—135). Ob jedoch das Schlussmotiv derselben mit der testamentarischen Bitte des Liebeskranken: *Cubrid me de flores, Que morro de amores,* das zu einem elegischen Gemeinplatz geworden ist, nicht älter ist als die hübsche chanson de toile? — Zu meiner Sammlung füge man, aus Langs açorischen coplas die Nummern 23 und 72; und aus dem gallizischen Liederbuch von Ballesteres I 155: Xastre, quero lh'un recado und O mal d'amores ten cura; ib II 275: O mal d'amor non ten cura; III 120 Cando triste, cando alegre; ib. III 292 Miña nai, cando m'eu morra .... medraran rosas na cova sowie Na madriña, si me morro, non m'enterren en sagrado.

Einige Märchen schrieb abermals die feinfühlige und sorgsame Forscherin Cecilia Schmidt-Branco nieder[40]): A ama do Padre (= Gruntvig: Sünde und Strafe) — O capitão de ladrões (Diebsmärchen). — S. Thomé (vgl. Krauss, Sagen und Märchen II 55) — O Principe-Pombo — A Gaita (Vom singenden Knochen) — O palacio encantado — Historia de um cozinheiro. — Eine Handvoll Kinderreime und Rätsel verdankt man Pedro d'Azevedo[41]). Unter den Mitteilungen über traditionelle Bräuche und abergläubische Formeln ist eine wertvolle Studie über den durch bösen Blick hervorgerufenen Krankheitszustand, welchen das Volk quebranto nennt, von Meister F. A. Coelho[42]). Eine Reihe Fluch- und Verwünschungsformeln teilte

38) Romanzenstudien. ZRPh. XVI. S. 40—89 und S.-A. Halle, Niemeyer. Vgl. Ro. XXI 457. 39) ZRPh. XVI 396—421. Vgl. Ro. XXII 316. 40) RLu. II 321—331 und III 1—18: Contos Populares Portuguêses. 41) Ib. III 87—90: Tradições Populares. 42) Tradições populares portuguesas: O Quebranto in RSN. vol. III 117—124 und 169—185 (1894). Vgl. RLu. II 315 und 350.

A. Th. Pires[43]) mit; heilige und unheilige Prophezeiungen A. C. Teixeira de Aragão[44]); neue Bemerkungen über Amulette Leite de Vasconcellos[45]); Nachrichten über Sitten aus der Maia-Gegend Candido Augusto Landolt[46]); allerhand Folkloristisches aus Famalicão Abilio de Magalhães Brandão[47]); aus verschiedenen anderen Ortschaften A. Alfredo Alves[48]); Dokumente über Zauberer und Wunderdoktoren Pedro d'Azevedo[49]); Legenden aus Peniche und den Berlengas (worunter Hero und Leander; Sirenen: Santelmo, böser Blick) Antonio Maria Souto Cervantes[50]). — Drei neue Belege für die Berühmtheit des portugiesischen Leinenfadens (hilo português, den der, meist verliebte lencero português nach Spanien kolportierte), bot A. Morel-fatio[51]). Ich füge hier noch eine Stelle aus Trillo y Figueroa (BAE. 51 p. 72) hinzu. Dieser Dichter lässt einen spanischen Händler folgende Waren anbieten und anpreisen: *holanda de la fina y extremado caniquí, gorgueras, tocas, mengalas, cambray, hilo portugues.* — Damit in Zusammenhang steht gewiss, dass die ältesten Klöppel- und Nadelspitzen einen *point portugais* aufweisen.

Apokryphes. Neue Beweise dafür liegen vor, wie wenig entwickelt selbst bei den Gebildetsten der Nation das Gefühl für Sprachreinheit und die Kenntnis der Sprach- und Litteraturgeschichte ist. Auch ist beachtenswert, wie dieselben Denker, welche bei portugiesischen Dichtern ihre vermeintliche historische Treue hoch über dichterische Verklärung zu stellen vorgeben, romanhafte Verbrämung der Wahrheit durch sentimentale Zuthaten keineswegs verschmähen, sobald sie selber als Geschichtsforscher auftreten, und wie sie von traditionellen Überlieferungen nicht lassen, wenn sie litterarhistorische Untersuchungen vorzunehmen haben. — Neue Apokryphen sind zwar nicht zum Vorschein gekommen. Alte Schriftstücke aber, in gebundener und ungebundener Rede, welche im Zeitalter des litterarischen Barockstils, während der nationalen Erniedrigung (als man um jeden Preis eigenartige, für die Originalität und den Vorrang Portugals zeugende Dokumente ans Licht fördern wollte) gewissenlose Fälscher, mit mehr oder minder Sachkenntnis, herstellten, werden bei jeder Gelegenheit, nicht nur in Tagesblättern, sondern auch in wissenschaftlichen Werken gutgeheissen und verbreitet. Was im 17. Jahrh. zu Alcobaça, Santa Cruz de Coimbra, im Carmo de Lisboa, einfältige Klosterbrüder ausheckten, besonders wenn eine Kanonisation im Gange war (wie die des D. Affonso Henriques, Condestavel, Santa Isabel), und ferner was weltliche Schriftsteller wie Faria e Sousa aus blosser Lust zum Fabulieren, schmiedeten, wenn nicht zu dem Zweck die Erfindung irgend eines litterarischen Gebildes für Portugal zu beanspruchen, das dient noch am Ausgang des 19., bei Jahrhundertfeiern, um Stimmung zu machen oder zum Aufputz

43) Formulas portuguesas de juramento, pragas e imprecações na provincia de Alemtejo in ASTP. XIII 4. 44) Diabruras, santidades e prophecias. Liss. 1894. 45) Sur les Amulettes Portugaises. Lisb. 1892. Publ. SGL. Vgl. A. Th. Pires in RLu. III 366. 46) Tradições maiatas in Collecção Silva-Vieira (Espozende 1891) und Subsidio para o estudo do folklore portugues, ib. 1892. 47) Apontamentos Folkloricos Famalicenses in RGu. VIII 47—51 und IX 226—227. 48) Algumas tradições populares in RLu. III 74—96. 49) Benzedores e feiticeiros in RLu. III 327—347. 50) Tradições Populares de Peniche in RLu. II 308—316. 51) RLu. III 329 zu RLu. I 63.

von popularisierenden Geschichtswerken. Besondere Vorliebe hegt man zur Zeit für intime Familien- und Freundesbriefchen. Natürlich sind sie stets peinlichst genau datiert und unterzeichnet! Und das Gepräge der Echtheit erhalten sie ausserdem durch reichlich eingestreute Vulgarismen, nach Art der Possensprache („expletives" *a, mei, fago fager prayer diyer minya abondo apraximento logo feição*), in denen man Beweise für die biderbe Gutmütigkeit der Altvordern findet. Man ist entzückt durch ein Kondolenzschreiben an einen Freund zu erfahren, wie Santo Antonio in Padua am 10. Mai 1228 Heimweh nach Santa Cruz empfand, oder zu sehen wie eine Königin und Heilige ein billet-doux an ihren Gemahl mit *a bosa amadeira Ilizabet* unterzeichnet, worauf der alte Sünder und Troubadour höflich als *boso acareador Dinis Rey* antwortet[52]); Es ist ergötzlich, wie der Erzbischof von Braga am 26. August 1385 nach Aljubarrota oder Valverde burschikos mit der Schmarre in seinem Gesichte prahlt[53]); wie der tapfere und fromme Nunalvares (11. April 1429) seine Enkelin drei Mal *minha linda* anredet, und am 6. Jänner 1402 den habsüchtigen Schwiegersohn würdevoll abkanzelt, oder auch zu seinem königlichen Freunde, dem Mestre d'Aviz, Johann I., spricht. Alles das, obwohl es sich über zwei Jahrhunderte erstreckt, in der völlig übereinstimmenden Redeweise einer übermässig unbeholfenen, in Windeln, wimmernden Sprache. Darauf, diese Artefakte, was Lautgestalt, Wortbildung, Satzbau, Stil und Geist betrifft, mit gleichzeitigen echten, im Original erhaltenen Urkunden zu vergleichen, verfällt man nicht. — Die oben erwähnten, und noch andere gleichfalls unechte Condestavel-Briefe hat kein geringerer als Oliveira-Martins in sein romanhaft eingekleidetes, mystisch durchwehtes, hübsch illustriertes Werk über Nunalvares Pereira aufgenommen[54]), freundschaftliche Warnung meinerseits nur so weit beachtend, dass er hier und da die einschränkende Formel *„verdadeiras ou apocryphas"* anbringt. Diese beklagenswerte Kritiklosigkeit erklärt sich einigermassen daraus, dass nicht nur die meist gelesenen älteren Geschichtswerke des 17. und auch des 18. Jahrhs. — die Chronicas, — Monarchia Lusitana — Agiologio — Europa — Asia — Africa — Hist. Gen. — Memorias von Soares da Silva — Noticias Chronologicas etc. — mit solchen Machwerken durchsetzt sind, sondern dass selbst in die Abdrücke echter Urkunden durch Unkenntnis der Herausgeber vielfach verderbte Sprachformen eingeschwärzt sind; desgleichen aus dem chaotischen Zustand der portugiesischen Orthographie im 17. Jahrhundert und heute, die dem Laien wie jede Schreibart so jede Wortform möglich erscheinen lässt. — Auch die Volksgesänge über den wunderthätigen Helden-Condestavel (die auch in Bragas Cancioneiro Popular p. 9—13 und 210 stehen, 1657 aber zum ersten Male in der Chronica

52) RGu. XIII p. 189. 53) Vorbild war der echte Brief, welchen der Lissabonner Kanonikus Gonçalo Domingues am 3. April 1385 an den Abt von Alcobaça D. João Ornellas richtete. Er steht in der Chronik des Fernam Lopes II cap. 4. Die Nachahmung ward derselben 1644 angehängt (II p. 466), nachdem sie bereits 1639 von Faria e Sousa im Lusiadenkommentar mitgeteilt worden war (II 321, und Europa II 313), natürlich mit Abweichungen. 54) A vida de Nun' alvares. Historia do estabelecimento da dynastia de Aviz. Lisb. 1893. S. 186—187. 277. 422. 423. Zweifelhaft sind die Schriftstücke S. 384, 389 und 408.

do Carmo auftauchten, in der alten Lenda und bei dem Chronisten Fernam Lopes aber fehlen) benutzt Oliveira-Martins, verbessert sie jedoch nach freiem subjektivem Ermessen[55]). — Das oben erwähnte Schreiben des heil. Antonius kann man in einer Centenarschrift des ALFREDO ALVES, eines Nachahmers von Oliveira-Martins finden[56]). — Nur ein Nachfolger Herculano's, der unbestechliche Professor der Theologie, Dr. ANTONIO GARCIA RIBEIRO DE VASCONCELLOS, der sich zum Leitspruch das ciceronianische Wort gewählt hat *„primam esse historiae legem ne quid falsi dicere audeat deinde ne quid veri non audeat“* verwirft in seinem Geschichtswerke über die Heilige Elisabeth von Portugal[57]) (s. u.) nicht nur einen 1612 zum Vorschein gekommenen Wunderbericht über die Königin als unglaubwürdig (S. 13—15 und 381), sondern bezeichnet auch den Briefwechsel zwischen König Denis und seiner Gemahlin als Fälschungen *„forjadas com bem pouca pericia“* (S. 157). Desgleichen einen anderen zwischen dem König und seinem Sohn. Unbegründet ist seine Skepsis gegenüber dem bekannten Brief Heinrich des Seefahrers, vom 22. September 1428, an Johann I. über die Heirat des D. Duarte (S. 236 und 271). Er ist sachlich und sprachlich unanfechtbar, wie auch was seine Herkunft betrifft, gut beglaubigt.

Die Romanze vom Feigenwald, die ich für eine geschickte Fälschung Britos halte (der sich inhaltlich nach Ortslegenden, formell nach parallelistischen Volksliedern wie die astur. danza-prima Romanze richtete), ward in Portugal durch eine Modernisierung von ANTHERO DE QUENTAL[58]) und durch STORCKs treffliche Übersetzung in Deutschland verbreitet[59]). Ein Missverständnis hat sich in letztere eingeschlichen. In Zeile 17—18 soll *mal ouvesse la terra que tene o mal-rey*, meiner Ansicht nach, eine Wunsch- oder Verwünschungsformel sein (*ouvesse* 'habuisset' für *ája* 'habeat' und nicht *ouve-se*). Also, mit Bellermann. „Doch wehe, weh dem Lande!“ — Auch Quental ersetzt es durch *mal haja*.

Altportugiesisches (bis 1500). Lyrik. Die Kenntnis der gallizischen Troubadour-Epoche ist durch mehrere Arbeiten wesentlich gefördert worden. Das Hauptkapitel meines Litteratur-Abrisses in GG.[60]) brachte vieles Neue und Wissenswerte zu Tage, doch liess der Stand der Untersuchung es noch nicht zu, alles Vermuten und Ahnen durch unwidersprechliche Thatsachen zu ersetzen. Auch mussten viele Behauptungen unbegründet bleiben. Mancherlei, z. B. was die Chronologie der Dichter betrifft, ist zu berichtigen. — Einen ansehnlichen Bruchteil der alten Liederbücher bot H. R. LANG in sorgfältiger kritischer Bearbeitung. Sein aus CV. und CB. zusammengestellter Cancioneiro d'El Rei D. Denis erschien zuerst mit Anmerkungen versehen als Dissertation (1892)[61]), dann als Buch, unter Hinzufügung eines Glossars und einer litterarhistorischen Einleitung.[62]) Darin werden kurz die politischen Beziehungen

55) Ib. S. 428 und 437. 56) Commercio de Porto. 1895. Nr. 153. 57) Evolução do culto de D. Isabel de Aragão. Coimbra 1894. S. 67 und 99. 58) Abgedruckt in Raios de extincta luz p. 215 und im CMu. Nr. 2. 59) Aus Portugal und Brasilien Nr. 1. 60) GG. II b. — § 19 u. 20 und 26—48. 61) Cancioneiro del Rei Dom Denis. Zum ersten Male vollständig herausgegeben von Henry R. LANG, Halle, Karras 1892. 62) Das Liederbuch des Königs Denis von Portugal, zum ersten Male vollständig und mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar versehen, Halle, Niemeyer, 1894, (148 und 174).



Portugals zu Frankreich erörtert, ausführlich das Eindringen provenzalischer Dichtung in die Halbinsel, sowie die Chronologie der portugiesischen Minnesänger. Unter Nachweis manigfaltiger Gedankenübereinstimmungen, die zum grossen Teil neu und von hohem Wert sind, wird die inhaltliche und formelle Verwandschaft der *cantiga de amor*, das heisst des höfischen Minneliedes, mit dem transpyrenäischen besprochen; für die *cantiga de amigo*, das heisst das Mädchenlied hingegen, im Gegensatz zu Jeanroy, einheimischer Ursprung wahrscheinlich gemacht, und zwar durch Feststellung verwandter Züge im heutigen portugiesischen und gallizischen Volkslied. — Textkritische Beiträge von Wert bot Carolina Michaelis de Vasconcellos zu Langs Arbeit[63]). Auch fand sie an seiner Beweisführung mancherlei auszusetzen. Da für mich die These vom gallizischen Ursprung des Mädchenliedes, auf Grund eigener Studien, nämlich schon seit längerer Zeit gewonnen war, wie die Behandlung in GG. andeutet, erwartete ich sie bei Lang mit ebenso grosser Bestimmtheit ausgedrückt und mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln verfochten zu sehen und erblickte in Langs vorsichtigem Erwägen unsichere Schwankungen. Ihm aber kam es gerade darauf an, noch nicht Überzeugte zu überzeugen. Deshalb behandelt er zuerst die Gegenthese, weist alle Zeichen von Abhängigkeit nicht nur in den offenbar unpopulären (wie CV. 689) sondern selbst in den unverkennbar volksmässigen in den Cancioneiros enthaltenen Frauenliedern nach. Mein vielleicht zu scharfer Widerspruch und zu kühnes Vorgehen hat jedoch Langs besonnene Art, nichts zu behaupten, was er nicht beweisen kann, erst recht in günstiges Licht gerückt. — Mit Rücksicht auf die Varianten aus CB. hätte erwähnt werden müssen, dass ihre Anführung am Schlusse von den Umständen geboten war. Im Glossar sind alle Worte, mit einziger Ausnahme des Adverbs per sowie die wichtigeren Redewendungen verzeichnet. Einen Tadel enthält auch der Satz nicht, Langs Leistung sei keine völlig abgeklärte, einheitliche und abschliessende. Eine solche lässt sich zunächst eben noch nicht schreiben.

Ein Paar der cantigas de amigo des Königs Denis hatte auch Leite de Vasconcellos für seine Schüler in kritischem Text herausgegeben[64]), noch bevor die Gesamtausgabe ihm bekannt geworden war. Ganz einverstanden bin ich mit dem angewandten System jedoch nicht. Was z. B. die Elision metrisch nicht gezählter Vokale betrifft, müssen wir (meine ich) aus der Schreibart des CA. lernen wie die alten Dichter ihre Verse lasen; wann sie Diphthongierung aneinanderstossender Vokale eintreten liessen, und wann Elision; nicht aber willkürlich, nach moderner Manier, an der Überlieferung ändern. In CV. 168, 1 und 4 (= 68) kann *amigo* und *amado* nicht Anrede sein, da in 2 und 5 vom Geliebten in 3. Person die Rede ist.

Dem spanischen Publikum gab M. Menendez y Pelayo in der Einleitung zum dritten Bande seiner Antologia eine gewandte Charak-

---

63) Zum Liederbuch des Königs Denis von Portugal in ZRPh. XIX 513—541 u. 578—615. — Vgl. LBlGRPh. XVI 271—376. S. auch Tobler in ASNS. 94, p. 470—72. 64) Notas ao Cancioneiro de El-Rei D. Denis, Barcellos 1894 (13 S.) und Novas Notas ao Cancioneiro, ib. 1893 (13 S.).

teristik der altportugiesischen Lyrik[65]), die auch ausser Landes gerne gelesen werden wird. Auch er geht besonders auf die Mädchenlieder ein, aus denen er die anmutigsten, naturfrischesten zum duftigen Strausse gewunden darbietet. Seine Auseinandersetzung lehnt sich naturgemäss an Bragas Vorarbeiten an. Den ethnographischen Phantasien derselben hält er sich zum Glücke fern. Unter den Hypothesen bezeichnet er mit Recht als die wahrscheinlichste, die keltische, da die Sangeslust der alten Gallaïker wenigstens durch den oft wiederholten Ausspruch des Silius Italicus, und das Fortbestehen heidnischer Gebräuche und Profangesänge im Mittelalter durch Martinus von Braga (De Correctione rusticorum) bezeugt sei. Auch der Rhythmus der muïnheiras und die moderne populäre Frauendichtung in Gallizien wird zur Stütze der Theorie angeführt. In Einzelnheiten, wo Braga geirrt hat, geht auch er fehl, z. B. in den Angaben über den CA., dessen höfische Lieder er für die ältesten hält, ihnen allen Wert absprechend. An den von B. für die einzelnen Gattungen des Mädchenliedes z. T. etwas willkürlich gewählten Bezeichnungen hält er fest: Tanzlieder sind bailadas; Klagelieder cantos guayados; (ich bin dem Namen nur einmal und zwar erst bei Gil Vicente für jüdische Gesänge begegnet III 143), Bootslieder barcarolas; Hirtenlieder serranilhas, doch auch vilanas, villanescas, vaqueiras; besonders auch an den cantos de ledino für den Wallfahrtsgesang, den ich canto de romaria nenne. Er befürwortet sogar die unhaltbare Ableitung von ledo (laetus). S. u.

Prosa. Wahrscheinlich noch ins 14. Jahrh. gehört die Estoria dhuun Caualeyro a que chamauan Tungulu, von F. M. Esteves Pereira in sorgsamem diplomatischem Abdruck herausgegeben, mit kurzer, hauptsächlich aus Mussafias litterarhistorischer Zusammenstellung über die Visio Tundali geschöpfter Einleitung[66]). Seine Vorlage ist der früher (1827) von Frei Fortunato de S. Boaventura im Katalog der Alcobaça-Bücherei p. 56a beschriebene, und von Cornu (Ro X 334) und Baist (ZRPh. IV 318) erwähnte, jetzt in der Bibl. Nac. befindliche (Nr. 244), von Bruder Zacharias de Payopelle niedergeschriebene Text. Die in der Torre do Tombo (260) aufbewahrte Version von Hilariāo da Lourinhã soll folgen, und dann erst das Verhältnis der beiden Fassungen zu einander und zu den lateinischen Quellen untersucht werden. Aufgefallen ist mir die zweimal gebrauchte Wortform *empecncer* = schaden, ein Leid antun, statt des üblichen *empeecer* (heute *empècer*), als käme es nicht von impediscere, sondern von poena (*pea*).

Zwar nur nebenbei, doch mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, hat sich ein hervorragender Geschichtsforscher, der schon genannte Prof. der Kirchengeschichte Dr. Antonio Garcia Ribeiro de Vasconcellos, mit dem Livro da Raynha Dona Helisabeth[67]) beschäftigt, das gewöhnlich den Titel Lenda trägt (gedr. 1672 in der Mon. Lus. VI; ebenda 1751; u. in treuer lat. Übersetzung v. J. 1678 in Acta Sanct. Julii II Nr. 13 p. 171 u. ff.). Die Ergebnisse der sorgfältigen Unter-

---

65) Antologia de Poetas Liricos Castellanos Tomo III, p. I—LII, 1892. 66) RLu. III 97—120. 67) Evolução do culto de D. Isabel de Aragão esposa do rei-lavrador Dom Dinis de Portugal. Estudo de investigação historica, feita pelo doutor Antonio Garcia Ribeiro de Vasconcellos lente cathedratico da faculdade de theologia na Universidade de Coimbra etc. — 2 Bde. Coimbra 1894.

suchung weichen von den früher von Figanière (in Rainhas de Portugal) gewonnenen nicht erheblich ab. Die wahrscheinlich unbegründete, doch immerhin beachtenswerte Vermutung der Bollandisten, eine Klosterfrau habe das schlichte Büchlein niedergeschrieben, wird nicht erwogen. Sie gründete sich auf Unbeholfenheiten im Satzbau, besonders auf die kindliche Verknüpfung der Gedanken durch stetes und. Es läge nahe, an D. Isabel de Cardona, Nichte der Königin und Äbtissin des Mosteiro de S. Clara, zu denken. Doch fehlt es an bestimmteren Anhaltspunkten für diese Hypothese. Der auf dem Satze *„o fecto de sa vida está rezente e ha muytos homẽes e molheres dignos de creer que viram e passarom as cousas que se adiante seguem“* fussenden Meinung, der Lebensabriss sei nicht vor 1379 verfasst, durch jemand der die Königin nicht persönlich gekannt, wird hingegen entschieden entgegengetreten. Inhalt und Form, besonders jedoch ein Hinweis auf den Bruder der Rainha Santa, Friedrich von Sizilien, als auf einen Lebenden [*D. Fraderic que hora chamão Rey em Sicilia*] zeigt, dass er vor 20. Juni 1337, mithin gleich nach dem Tode der Fürstin († 4. Juli 1336) geschrieben ward. Auf den Zweck — Erwirkung der Heiligsprechung — und auf D. Frei Salvado[r], Bischof von Lamego und Beichtiger so wie Testamentsvollstrecker der Königin, als eigentlichen Urheber weisen viele Indizien, besonders in dem sachlichen Bericht über die Wunder, die Bezugnahme auf gewisse von jenem Prälaten veranlasste notarielle Urkunden, welche übernatürliche Geschehnisse beglaubigen und ursprünglich das Libellum begleiten sollten. Diese Urkunden kamen unter König Emanuel abhanden, nachdem der Historiograph Ruy de Pina sie zur Chronik Alfons' IV. benutzt hatte *(escripturas antigas e muy autentiquas — inquirições com muy perfeyto exame de testemunhas)*, vermutlich in Rom. Nur eine vom 24. Juli 1336 ist im Original vorhanden. Sie betreffen sämtlich Vorgänge, die sich gleich nach dem Tode, am Grabmal der schon damals um ihres frommen Wandels willen als heilig Verehrten, abspielten. Ein Dokument, welches Wunder bei Lebzeiten betrifft, ist apokryph (Brandão p. 529). Die darauf bezüglichen Paragraphen der Vita, und die, welche von späteren Heilwirkungen berichten, sind Zusätze zum Urtext. Sechs davon sind noch vor 1382 geschrieben (p. 529—33); weitere im Jahre 1382; einer nach 15. Sept. 1490; der Schlusssatz über *outros muitos milagres* ward 1592 hinzugefügt, als der Kanonisations-Prozess im Gange war. Damals wurden Abschriften der Lenda hergestellt, von denen eine Brandão als Vorlage diente, später abhanden kam, jetzt aber, dank den Schritten des Verfassers, in sicherem Gewahrsam (im Museum des Instituto zu Coimbra) ruht. Das Autograph, das dem Mosteiro de S. Clara gehörte, ist verschwunden. Vorhanden ist eine alte Abschrift auf Pergament, aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts. Durch Schuld der letzten Klarissin befindet diese sich hier in Porto, in Privatbesitz. Ihr fehlt der Schlusspassus, nicht aber die übrigen Zusätze. Sie sind auch deutlich als solche kenntlich, wenn auch von dem gleichen Schreiber wie die Lenda selbst.

Diese Nachrichten, und grosse Bruchstücke aus der Legende von der heil. Elisabeth[68]) finden sich in dem musterhaften Werke welches Ribeiro

68) Bd. I p. 4—15; 246—266; 284—288 u. II 22—29.

de Vasconcellos der Geschichte ihrer Heiligsprechung gewidmet hat. Dasselbe birgt ausserdem eine Fülle wertvoller, geschichtlicher, sittengeschichtlicher und kunsthistorischer Einzelheiten in sich. Wie die Verehrung, welche die tugendhafte, mildthätige und friedenstiftende Fürstin schon bei Lebzeiten genoss, sich zum Glauben an Heiligkeit verdichtete, als der Sarg der mit wohlriechenden Essenzen Einbalsamierten auf dem siebentägigen Leichenzug von Estremoz nach Coimbra in der Hundstagshitze duftende Feuchtigkeit ausschwitzte; und als aus geheimer stiller Beisetzung bei Nacht, absichtlich oder unabsichtlich, eine öffentliche Beerdigung bei Tage ward, unter Beteiligung schmerzlich aufgeregter Volksmassen in wundergläubiger Stimmung; wie ihr schon im 14. Jahrhundert von den Portugiesen der noch heute übliche Titel Rainha Santa beigelegt ward; der Einfluss, welchen ihr Gedächtnis im Königshause ausübte; wie Emanuel die Seligsprechung, Philipp III. die von Sebastian in Angriff genommene, von Philipp II. wenig geförderte Heiligsprechung erwirkte; wie mittlerweile der ihr gewidmete Kultus aus einem anfänglich persönlichen, allmählich ein öffentlicher und endlich zu einem feierlichen umgestaltet ward, erst in Coimbra (seit 1516), dann in der königl. Kapelle, schliesslich (seit 1556) in ganz Portugal; später auch in ihrem Heimatlande Aragon (1615), bis er 1625 auf die ganze katholische Welt ausgedehnt ward, das wird in wohlerwogener Sachlichkeit, in untadelhafter chronologischer Ordnung, richtig und mit massvoller Kritik dargestellt. Dazu die Geschichte des Mosteiro de Santa Clara, an dessen Gründung die Königin beteiligt war, und in dem sie die 9 Jahre ihres Witwentums zubrachte und begraben liegt; sowohl des alten, allmählich vom Flusse zerstörten gotischen Baues wie auch des von Johann IV. nach 1647 neuaufgeführten Klosters, dessen letzte Insassin 1889 starb; und ferner die interessante Entwicklung der Offizienbücher[69]), und der Confraria de Santa Isabel, zu deren thätigsten Gliedern der Verfasser gehört. Eine ziemlich vollständige Liste der historischen und poetischen Litteratur, welche sich an den Namen Santa Isabel knüpft, bildet den Beschluss. — Band II enthält 195 Dokumente von 1314 bis 1892 in sorgfältiger Wiedergabe, wenn (hier und da) auch eine orthographische Kleinigkeit auffällt. Wozu z. B. proklitisches *sà* mit Accent? — Da nicht das Leben, sondern nur der Kultus, Gegenstand der schönen, den Königinnen von Spanien und Portugal gewidmeten Studie ist, fehlt darin, was der deutsche Leser vielleicht suchen wird, d. h. Nachrichten über das Verhältnis der heiligen Elisabeth von Portugal (1271—1336) zu der älteren Elisabeth von Thüringen (1207—1231), die im Süden übrigens allgemein als Elisabeth von Ungarn bekannt ist. Die Beziehungen sind offenbar geistige, nicht bloss verwandtschaftliche. Die Rainha Santa, so viel ich sehe die erste Helisabeth auf der Halbinsel, ist nämlich Grossnichte der frommen Landgräfin. Ihre Grossmutter D. Violante de Aragão, unter deren Obhut sie aufwuchs, war die Schwester der schon 1234 heiliggesprochenen Gemahlin Hermanns von Thüringen. Aus dem Libellus de Dictis quattuor ancillarum, der lat. Legende, und der Vie von Rutebeuf lehrte man

69) Vgl. Ribeiro de Vasconcellos. Preces e Louvores dedicados á Rainha Santa Isabel, Coimbra 1892.

die kleine Prinzessin wohl ihre Namensheilige kennen, verehren und ihrem Beispiele nacheifern. Das unter ihrer Einwirkung gegründete Kloster und Hospiz war S. Isabel und S. Clara geweiht. Auch Fra Salvador dachte wahrscheinlich an Konrad von Marburg. Das Rosenwunder, das in der alten Lenda nicht vorkommt, heute aber unzertrennbar zur Rainha Santa und ihren figürlichen Darstellungen gehört, ward von der einen Elisabeth auf die andere übertragen.

Dass Ferdinand Wolf, als er 1854 der Kaiserin von Österreich die „Legende von der heiligen Elisabeth Königin von Portugal"[70]) weihte, neben neueren Bearbeitungen auch das alte Büchlein in Brandãos Abdruck zur Hand nahm, ist nicht nachweislich. Die Fridolinsage, die, wie das Rosenwunder, erst im 16. Jahrh. in Beziehung zu ihr gebracht wurde, ist auf der Halbinsel seit dem 13. bekannt. Alfons X. schrieb darüber seine 88. Cantiga[71]). Vgl. auch das portug. Märchen bei Braga (II p. 234 Nr. 174) und Coelho (Contos Populares, und Einleitung). —

Die Frage, wann und wo in Aragonien die Fürstin geboren ward — angeblich 1271, in Wahrheit jedoch etwas früher, da das 12. Jahr das kanonische Alter zur Vermählung war, die Heirat mit Denis aber 1281 vollzogen ward — bespricht SANCHEZ MOGUEL[72]), um nachzuweisen, dass die moderne Gedenktafel in einem Zimmer der Aljaferia von Zaragoza Unbewiesenes behauptet. — Derselbe SANCHEZ MOGUEL unternahm es zu zeigen, dass sich in der Chronik Peters des Grausamen von Portugal Fernão Lopes in den das Nachbarland betreffenden Teilen auf das ältere Werk von Ayala gestützt hat, und zwar auf die gewöhnlich als *vulgar* bezeichnete Fassung, daneben jedoch noch andere Quellen benutzte wie z. B. einen später von Zurita für seine Annalen verwerteten Bericht über den Krieg von 1363. Er stellt eine kritische Ausgabe in Aussicht, die ihm nötig scheint, da die Akademische in den Ineditos die in der Madrider Bibl. Nac. (I 9) befindliche Handschr. (Gall. II p. 123 und 131) nicht berücksichtigt hat[73]).

Nachzuweisen, was seit 1875 allgemein bekannt ist, dass nämlich die um die Mitte des 15. Jahrh. in span. Oktaven geschriebene Dichtung Del Menosprecio del Mundo eine Arbeit des Condestavel und nicht seines Vaters des Regenten ist, sah OLIVEIRA MARTINS sich genötigt, weil er in der ersten Ausgabe seines Werkes über die Filhos de D. João I[74]) die entgegengesetzte irrige Ansicht vertreten hatte. Dass er seine Berichterstatterin nicht nennt, hat wenig auf sich; mehr dass er auch seinen Vorarbeiter Octavio de Toledo (Rev. Occ. II) nicht erwähnt. Die litterarische Thätigkeit des Regenten würdigt er ausführlich und einsichtig, die staatsmännischen Gedanken der Virtuosa bemfeitoria darlegend[75]). Ebenso die Werke des Königs D. Duarte[76]).

---

70) Kleinere Schriften, ed. Stengel. S. 275. 71) S. Bd. I p. LXVI Kommentar von Mussafia. 72) La Reina Santa de Portugal. Estudio sobre la fecha y el lugar de su nacimiento in Reparaciones Historicas p. 13—21 Madrid 1894. 73) Cronica de D. Pedro I de Portugal, in Reparaciones Historicas i Estudos Peninsulares. Primera Serie. Madrid 1894. (S. 41—62). 74) RP., Bd. I und II. S. besonders I p. 566—573. 75) Os Filhos de D. João I — Liss. 1891; Kap. V Um Estadista do XV seculo. 76) Ebd. Kap. VI: O Leal Conselheiro.

Derselbe Geschichtsschreiber, auf dessen Mängel an litterarhistorischem und sprachlichem Feingefühl ich schon aufmerksam machen musste, bedient sich in dem ebengenannten Werk belletristischen Charakters, das trotz seiner Schwächen eine glänzende und höchst ansprechende Leistung ist, auch des Vollksbüchleins von den Weltwanderungen des Infanten wie einer geschichtlich zwar nicht ganz lauteren, aber doch brauchbaren Quelle. Für die Reisejahre 1424 bis 1428 (meiner Ansicht nach die einzigen wahren) verfügt er über ausreichende Dokumente, welche den Aufenthalt in Frankreich, England, Flandern, Italien, Spanien sowie die Beziehungen zu Kaiser Sigismund sicher stellen. Für die Jahre 1418 bis 23 und die Jerusalem-Pilgerschaft fehlt es hingegen an historischem Beweismaterial. Eine bis heute ungedruckte Stelle aus der Tragedia de la insigne Reina D. Isabel seines Sohnes liefert vielmehr ein beachtenswertes Argument dagegen. Sie sagt mit Bezug auf den Regenten: *aquel que, passando la grande bretaña y las galicas e germanicas regiones a las de Ungria e de boemia e de rosia partes pervino, guerreando contra los exercitos del grand turco por tiempos estovo, e retornando por la maravillosa cibdat de venecia venido a las ytalicas o esperias provincias escodriñó e vido las insignes e magnificas cosas e llegando a la cibdat de querino tanjo las sacras reliquias, reportando honor e grandissima gloria de todos los principes e reynos que vido.* Und auch die Urkunden über die Belehnung mit der Mark Treviso aus den Jahren 1418/19 welche dazu verleitet haben, als Anfang der Reise 1418 anzusetzen und die leeren Jahre mit Hypothesen auszufüllen, beweisen in meinen Augen nichts. Die Formel *ut ab eo tempore et dic quo . . . . de partibus Portugaliae versus curiam nostram regalem iter suum converterit* zeigen vielmehr, dass D. Pedro 1419 noch zu Hause war. Die Lücke zu füllen musste eben das Livro oder Auto do Iffante D. Pedro de Portugal o qual andou as sette partidas do mundo herhalten. Es dient als Wegweiser bis zum Sinai. Und wenn die weiteren Mitteilungen darin über den Orient auch als Fabeln bei Seite geschoben werden und die Schilderungen von Konstantinopel, Cypern, Kairo, Babylon, Palästina, Armenien späten Reiseberichten aus dem 16. bis 19. Jahrh. entnommen sind, so entstammt der Glaube an die Fahrt ins Gelobte Land doch ausschliesslich dem Fabelbuch. Dieses, das bekanntlich unter dem Namen eines sonst unbekannten Gomes de Santo Estevam, eines vermeintlichen Begleiters des Infanten, umläuft, wird stückweis als Beilage zu den Viagens do Infante D. Pedro[77]) mitgeteilt, und zwar unter Gegenüberstellung des spanischen und portugiesischen Textes, nach den neuesten Ausgaben von 1873 und 1882. Die älteste spanische *s. a.* ist etwa von 1550 (älteste datierte 1564); die portugiesische von 1554 (nicht 1544, wie wiederholt angegeben wird). Übrigens hält Oliveira-Martins nicht ohne Grund die spanische Fassung für die ursprüngliche. Der verlorene Original-Bericht des Portugiesen Gomes de Santo Estevam (texto ou tradição!) sei von einem Spanier benutzt worden, der den Ruhm des bereits weltberühmten Reisenden für Spanien habe in Anspruch nehmen wollen!

77) Kap. IV und S. 369—378.

Aus dem letzten Viertel des 15. Jahrh. ist ein philosophisch gefärbter Beileidsbrief des Isaac Abarbanel an den Grafen von Faro. Frau Jeannette Abarbanel-Schwerin (die schon früher ein Bruchteil der platonischen Dialoge über die Liebe ihres Vorfahren Leon Hebreo verdeutscht hatte) unterzog sich der ihr ungewohnten Mühe, einen Abdruck des Originals nach einer Eborenser Abschrift, nebst Übersetzung und geschichtlicher Erläuterung herauszugeben. Leider sind jedoch Text und Übersetzung ziemlich fehlerhaft ausgefallen, woran der altväterische ungelenke Prosastyl Schuld sein mag[78]).

Mehr der Geschichte und Kosmographie als der Litteratur wird das bei Gelegenheit der Kolumbus-Feste auf Kosten der Regierung in vornehmer Ausstattung herausgegebene Werk mit dem halb romantischen, halb klassischen Titel Esmeraldo de situ orbis zu gute kommen. Dieser nautische Wegweiser (von Gibraltar bis zum Kap der guten Hoffnung, und weiter), welchen der kühne Seefahrer und starke Held von Cochim Duarte Pereira Pacheco (c. 1450—c 1533) im Alter eigenhändig niederschrieb (zw. 1505 und 1521), ist unvollendet geblieben. Er berichtet über die Seereisen unter Heinrich dem Seefahrer, Alfons V. und Johann II. und die bis 1496 erschlossenen Länder des Orients, bricht aber zu Anfang der Zeit Emanuels ab, nachdem Pacheco wiederholt Klagen über Krankheit und Undank, mehr aber noch über Intriguen und Verleumdungen vorgebracht hatte. (Buch II cap. 8 und 7; und Prolog zu III). Ob die Lebensumstände des „Achilles Lusitano", der 1505 als Triumphator in Lissabon einzog, 1509 den Korsaren Mondragon gefangen einbrachte, 1522 aber in Ketten aus Afrika (S. Jorge da Mina) ins Lissabonner Gefängnis abgeführt ward, wo er vier Jahre verblieb, um 1533 arm im Hospitale zu sterben, die Unterbrechung erklären, oder ob sie schon vor 1521 eintrat, ist eine kaum zu lösende Frage. Schriftgelehrte mögen den König, der seinen Feldherrn mit der Abfassung dieses «livro de cosmographia e marinharia» betraut hatte, bedeutet haben, Pacheco sei kein Cäsar. Seinem Bericht fehlt es durchaus an Klarheit und Gewandtheit; die Sprache ist sehr altertümlich, weshalb ich es hier einrechne. Eine gute Übersetzung in der Hakluyt-Society setzt das sachlich so wichtige Werk hoffentlich bald in laufende Münze um. Die Herausgeber bieten einen schlichten Abdruck nach zwei Handschriften, deren früheste dem 17. Jahrh. angehört, den man beliebig, „roh" oder „diplomatisch" nennen darf [das oft wiederkehrende *que sy* z. B. 1 $_{17}$ u. $_{27}$; 2, $_{2}$ halte ich für *quasi*], dazu eine gute kurze Einleitung, schätzenswerte Beilagen, worunter mehrere fac-similes, und einen Sachindex. Die zahlreichen Karten, welche das Original begleiteten, fehlen heute[79]).

Neuportugiesisches: 16. Jahrh. Gil Vicente. Die Lebensumstände des ersten und besten portugiesischen Dramaturgen klärt der Visconde SANCHES DE BAENA einigermassen auf Grund von Aktenstücken in einer biographisch-genealogischen Skizze auf[80]). Fragen genug bleiben jedoch offen; ebenso Zweifel an der Richtigkeit mancher unbe-

---

78) JM. II 1891 S. 133. 79) Edição Commemorativa da Descoberta da America etc. sob a direcção de R. DE AZEVEDO BASTO. Liss. 1892. 125 S. 80) Gil Vicente, Marinha-Grande 1894. 168 S.

wiesenen Behauptung. Ob Gil Vicente studiert hat und Lehrer des Königs gewesen ist, wird z. B. nicht festgestellt. — Die Ergebnisse hat C. M. DE VASCONCELLOS bereits den deutschen Romanisten zugänglich gemacht[81]). — Danach war der Dichter Neffe des gleichnamigen Goldschmieds, mit dem man ihn verwechselt hatte. Geb. 1475 zu Guimarães, gest. Ende 1540 auf seinem Landgut Matacães bei Torres Vedras, einer Schenkung des Königs, lebte er in leidlichem Wohlstand, dank seiner Arbeit. Ein Enkel, G. V. o Moço, scheint etwas von seinem Talent geerbt zu haben. Vielleicht ist er Verfasser des 1559 verbotenen, 1640 noch nicht ganz verschollenen „Auto dos Captivos" (bezw. dos Turcos). S. GG. § 129 und S. 282 Anm. — Dass sein Nachfolger, der blinde aus Madeira gebürtige Balthasar Dias (Verfasser des Auto da Paixão — D. Aleixo — S. Catharina — Marques de Mantua — Imperatriz Porcina etc.) schon vor 1537 dichtete (GG. 126 und 129) berichtet SOUSA VITERBO, sowohl in seinen Studien über portugiesische Kunst, als auch in seiner Schrift über den Camões-Censor Bartholomeu Ferreira (S. u.). Den Beweis dafür liefert die von Deslandes in seinen Documentos para a historia da typographia portugueza (2. Aufl. 1888. S. 20) mitgeteilte Erlaubnis zur Drucklegung der Werke. Dabei sei einer handschriftlichen Nachricht zur Geschichte des Theaterwesens gedacht, laut welcher der Verfasser des Palmeirim da Inglaterra, Charfreitag 1533, zu Lissabon im Kloster Santos ein Passionsspiel aufführen sah, und zwar von lauter christãos novos: e só o Christo era christão velho. Möglicherweise das von Dias. Vielleicht aber das vom Pater Francisco Vaz de Guimarães.

Bernardim Ribeiro. Deutlicher als bisher tritt auch aus dem sagenhaften Halbdunkel, in das sie bisher gehüllt war, die romantische Lebensgeschichte des Freundespaars Bernardim Ribeiro und Christóvam Falcão, sowie die Geschichte ihrer Werke hervor, welche, an der Schwelle der Neuzeit, der portugiesichen Dichtkunst den sie seither kennzeichnenden schwermütigverliebten Zug gegeben haben. Die Jahre 1893—95 haben eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen über beide gebracht, die im Interesse der Sache nicht auseinandergerissen werden dürfen. Ich erlaube mir daher, in diesem Einzelfall, das Jahr 1895 in meinen Bericht einzuschliessen. — Zuerst gab 1891 ein Schüler Theophilo Bragas eine Neuausgabe der Menina e moça heraus[82]). In der Einleitung und den ergänzenden z. T. auch berichtigenden Anmerkungen erzählt D. JOSÉ PESSANHA dem Leser was vor ihm andere über Ribeiros Schicksale ausgeklügelt haben und kritisiert es. An die sagenhafte Leidenschaft für die Infantin D. Beatrix von Savoyen glaubt er nicht, irrt jedoch wenn er diese Erfindung der Volksphantasie zuschreibt statt der Kombinationsgabe skandalsüchtiger Genealogiker, deren ein Körnchen Wahrheit enthaltende Aufzeichnungen 1640 vom Fabelschmied Faria e Sousa in bewusster Absicht umgestaltet worden sind, als er nach einem portugisieschen Gegenstück zu Fiammetta und Boccaccio suchte. Der Abdruck der einschlägigen Stellen aus dem Discurso de los Sonetos (Nr. 4),

81) LBlGRPh. XVII — S. 87—89. 82) Bernaldim Ribeiro: „Menina e Moça . . ." (Saudades); Edição dirigida e prefaciada por D. José Pessanha. — Porto, Lugan und Genelioux 1891. LXXIX und 259 S.

Fuente de Aganippe (Madr. 1646), Europa Portuguesa (Liss. 1679, Bd. II S. 549) ist jedenfalls dankenswert. Varnhagens Gedanken an Juana la loca wird selbstverständlich verworfen und auch Bragas Hineinziehung von D. Juana de Vilhena mit begreiflicher Skepsis betrachtet. Auch wird, wie wir gleich sehen werden nicht ohne Anlass, meine auf Idyll I begründete Berechnung über das Geburtsjahr des Ribeiro bezweifelt. In verständiger Weise unterscheidet Pessanha diesen von den verschiedenen Homonymen, mit welchen Barbosa-Machado, Almeida-Garrett, Innocencio u. a. ihn verwechselt hatten. Nach aufklärenden Schriftstücken über den einer bekannten Adelsfamilie angehörigen Dichter, der schon im 16. Jahrh. als Jurist bezeichnet wurde, hat Pessanha im Staats- und Universitäts-Archiv gesucht und einige gefunden, die sich jedoch offenbar auf mehrere Personen beziehen. Die aus den Jahren 1558—94 (über einen Auditor aus Caldas und einen Notar aus Barcellos) sind ohne weiteres bei Seite zu setzen, da am Tode des Verfassers der Menina e Moça spätestens 1552 nicht zu zweifeln ist. In Betracht zu ziehen ist hingegen (wie ich schon im Grundriss gethan) eine Urkunde vom 23. September 1524, durch welche ein Dr. Bernaldim Ribeiro zum Privat-Sekretär (escrivão da camara) Johanns III. ernannt ward, sowohl wegen bondade, saber e discrição, als auch wegen der pratica e ensino que tem. Desgleichen die ihm von Gabriel Pereira mitgeteilten Matrikeleinzeichnungen eines Studenten der Rechte B. R. im ersten Buche der Liss. Universitäts-Papiere (1506/7 bis 1511/12). Die erstere ist vollständig mitgeteilt; die letzteren werden hingegen nur erwähnt. Über ein weiteres, oft genanntes, ein Erbgut betreffendes Aktenstück v. J. 1552, erhält man nur unzureichende Aufklärung. — Klagen und Anklagen darüber, dass dem Leser durch genaue Mitteilungen nicht hinlänglich entgegen gekommen wird, wären überhaupt am Platze. Was nützt es mir, wenn z. B. von Camillo Castello Brancos Ansichten die Rede ist, ohne dass sie wiedergegeben, oder mindestens vermerkt würde, wo dieselben in seinen 100 Bänden und Bändchen ausgesprochen sind? Ausser den Seiten im Curso de litteratura (1876), welche aus den pikanten, kritischer Sichtung äusserst bedürftigen Memorias des Diogo Paiva de Andrade stammen, kenne ich von Camillo über Ribeiro einen Artikel in Dois corações guisados (Diario de Noticias 421, 1867; wiederholt in Cousas leves e pesadas p. 9); einen anderen „Se Bernardim Ribeiro foi Commendador" aus Noites de Insomnia X p. 29; und einen dritten aus dem Regicida (1874). — Diese Einleitung besprach bald darauf Th. Braga nach Landessitte mit viel zu weitgehendem Lobe[83]). Der Beweglichkeit seines Dichtertemperaments entsprechend, gestaltete er dabei flugs aus Pessanhas Urkunden, aus der von Gabriel Pereira versuchten[84]), und von Pessanha übernommen Lokalisation des Romans in und um Evora, nebst seiner eigenen alten Auslegung, einen neuen Lebenslauf von 1485 bis 1550, in dem sich begreiflicherweise noch immer Dichtung und Wahrheit mischen. Unter anderen Neuigkeiten fehlt darin nicht die aus der Klausel „pratica e ensino" abgezogene Vermutung, Ribeiro werde, wie sein Genosse Miranda, einen Lehrstuhl der Rechte, in Vertretung, an der

83) RP. IV. p. 244—251 (Jan. 1892). 84) RIll. I p. 118—119 (1890).

Liss. Universität innegehabt haben. Wenn Braga dabei die Behauptung entschlüpft, Ribeiro, dessen erste Lieder 1516 in CG. gedruckt wurden, könne unmöglich mit 16 Jahren als moço fidalgo gedichtet haben, so müsste er wohlweislich die beschränkende Angabe „offiziell bei Hofe" hinzufügen, wenn anders er nicht durch einen sachlichen Hinweis auf Encina, Lope, Calderon, Villegas, sich selber und verschiedene andere moderne portugiesische Dichter ad absurdum geführt werden will. Ein Missverständnis, das ich zurückweisen muss, ist es auch wenn er verbreitet, meiner Ansicht nach hätten die Höflinge dem Bernardim Ribeiro (und zwar 1533) die anonymen, genealogischen Spottverse auf den Grafen von Castanheira zugeschrieben (Sà de Miranda S. 766), als ob kein anderer Umstand die Missgunst des mächtigen Vertrauten Johanns III. erregt haben könnte. Diese Trovas de Maria Pinheiro (GG. § 126), die ohne stichhaltigen Grund meist dem Geschichtsschreiber Damião de Goes zugeschoben worden sind, entstanden übrigens nicht 33 Jahre nach Johann III. Geburt (wie Braga vielleicht aus Strophe 25 und 30 geschlossen hat), sondern nach der Aufgabe von Safi und Azamor (1542); nach der Heirat der Infantin D. Maria mit Philipp von Spanien (1543); ja sogar nach dem Verlust von Arzilla und Alcacer (1549) und dem gleichzeitigen Liebesroman des alten Herzogs von Coimbra: wahrscheinlich also erst als Johann III. seit 33 Jahren regierte (1554), oder seitdem sich der Graf mehr als drei Jahrzehnte der königl. Gunst erfreute (das wäre 1557, wenn auch die Geschichte erst seit 1529 von ihm zugestandenen Titeln weiss).

Ein Aufsatz über Ribeiro, der wahrscheinlich beiden Veröffentlichungen Rechnung trägt und im Anschluss daran den Dichter charakterisiert, ist mir unbekannt geblieben[85]).

Die ausführliche biographich-genealogische Studie des Visconde Sanches de Baena über Bernardim Ribeiro — ein Seitenstück zu der über Gil Vicente, — deren baldiges Erscheinen ich im Sommer 1895 melden konnte, ward im Herbst desselben Jahres versendet. Sie übertrifft die Erwartungen, welche die Einsichtigen hegten. Zu aller Portugiesen Herzensfreude sind die verbürgten Thatsachen aber, welche an Stelle der poetischen Sagen treten, mit denen das Lebensbild des thränenreichen Dichters umsponnen war, keineswegs weniger romanhaft. Als Ersatz für das Schauspiel, in dem kein geringerer als Almeida-Garrett die Liebe B.'s zur Tochter König Emanuels verwertet hatte, kann daher schon jetzt ein historischer Roman verheissen werden! — Die Familie des Dichters stammt aus dem Alemtejo, wird in den ungezählten hschr. Adelsbüchern Portugals als Ribeiros do Torrão verzeichnet, und lässt sich bis 1372 zurückverfolgen. Aus diesem Jahre ist eine Schenkungs-Urkunde vorhanden. Selbstverständlich lieferten die Ribeiros dem Staate im 15. Jahrh. einen Afrikastreiter, im 16. Jahrh. einige Indienfahrer, und vielleicht auch einen Humanisten. Durch Allianzen besonders mit den in derselben Provinz begüterten Zagallos, und später mit den Mascarenhas stieg ihr Ansehen. In Evora, Alcacer, Estremoz, Montemór-o-Novo finden sich ihre Spuren. Der Vater des Dichters, Damião Ribeiro, stand als Finanz-

85) RML. 1891, Mai.

beamter im Dienste des Herzogs von Viseu, der sein hochverräterisches Einverständniss mit den rebellischen Granden, besonders mit dem länderreichen Herzog von Bragança, mit dem Leben büsste. Als Johann II. diesen seinen Vetter und Bruder seiner Frau mit eigener Hand gerichtet hatte (23. Aug. 1484), flüchtete der mitbeteiligte Damião nach Kastilien. Doch ereilte ihn daselbst die Rache des unerbittlichen Monarchen. Die Mutter, D. Joana Diaz Zagallo, suchte und fand mit ihren zwei Kindern, dem zweijährigen Bernardim und einem noch jüngeren Töchterchen, eine Zuflucht bei ihrem Vetter Antonio Alvares Zagallo, einem einflussreichen Juristen (Appellations-Gerichtsrat) und dessen Schwester D. Inês Alvares Zagallo. In einem Landhause beider, Quinta dos Lobos, 2 Kilometer vom paradiesisch-schönen Cintra entfernt, das seit 1424 als Majorat dem Erstgeborenen der Zagallos ohne Rücksicht auf das Geschlecht gehörte, verbrachte B. seine Kindheit. Sollte ein Grund zum Geheimhalten des Aufenthalts der Witwe mit ihren unmündigen Kleinen bestanden haben, so verschwand er jedenfalls als Emanuel, der Bruder und Erbe des Duque de Viseu, den Thron bestieg und die Nachkommen der von seinem Vorgänger Gestraften in ihre Rechte wieder einsetzte. Ungefähr um diese Zeit (meiner Berechnung nach spätestens 1495) vermählte sich die Pflegemutter D. Inês mit einem in Estremoz ansässigen Adeligen, Sancho Tavares. Vor 31. Dezember 1504 ist sie Mutter von fünf Kindern. An diesem Tage wurde sie auf des Königs Wunsch als Amme seiner Tochter Beatrix in den Palast berufen. Dass ihr Vater Alvaro Pires den Zunamen Collaço trug, weist darauf hin, dass auch dessen Mutter bei Hofe (vielleicht bei Emanuels Vater Fernando?) gleiche Liebesdienste geleistet hatte. Ihr selber wird von Geschichtsschreibern oft irrtümlich der Name ihrer Tochter Maria Tavares beigelegt. Der Mann, dem nunmehr der Titel amo de D. Beatriz zukam, ward in einträglicher Stellung nach Sofala entsendet, wo er gestorben zu sein scheint. Ihrem Schutze und Einflusse, der gleich 1505 merkliche Folgen hatte, verdankt es Bernardim, dass ihm durch Schenkung eines Landguts bei Estremoz (Terras e Azenhas dos Terreiros, nebst angrenzenden Bodenstrecken) die Mittel zum Rechtsstudium in Lissabon zu Gebote standen. Die früher aufgefundenen Matrikel-Aufzeichnungen von 1506—12 kommen nun thatsächlich zur Geltung, wie auch die Urkunde, laut welcher der Dr. Bernardim Ribeiro den Privatschreibern Johanns III. im Jahre 1524 beigesellt wurde. Als Zweck des Einzugs des 21jährigen in die Hauptstadt schon 1503, der aus der Egloga II erhellt, möchte ich die Erledigung von «preparatorios» voraussetzen. Behauptet, doch nicht bewiesen, wird, dass der Dichter Ritter des Santiago-Ordens gewesen sei. In Lissabon oder wahrscheinlich im nahen Cintra, wo nun die Kinder der Inês unter der Obhut von B.'s leiblicher Mutter aufwuchsen, bis sie in den Palast als *moças* der Königin aufgenommen wurden, verliebte der Dichter sich (ich denke, zwischen 1512 und 1516) in D. Joanna Tavares Zagallo, seine blondlockige, blauäugige Base, die um 1500 als dritter Sprosse der Beatrix-Amme geboren sein muss. Seine keineswegs unerwiderte Leidenschaft hatte einen tragischen Ausgang. D. Joana musste einem Edelherrn des Königs, Nuno Gato mit Namen, die Hand reichen, *por interesses de familia.* Dieser starb bald darauf und zwar eines gewaltsamen

Todes. Ob im Zweikampf von B.'s Hand, ist nicht festgestellt. Die oft wiederholte Nachricht von der Geburt eines Kindes der beiden Liebenden (anscheinend einer Tochter) legt die Vermutung eines geheimen Ehebundes (*casamento a furto*) mit einem knapp im kanonischen Alter von 12 Jahren stehenden Kinde nahe, die darum nicht anerkannt wurde (Vgl. Falcão; Antonio Alcaçova Carneiro; D. Jorge de Coimbra etc). Auf eine ungewöhnlich tiefe und tragische Leidenschaft lässt es schliessen, dass D. Joana ihre Tage zerrütteten Geistes in einem Kloster beschloss (spätestens 1528), in dem sie schon 1521 weilte (S. Clara de Estremoz) *freira e tão doente que ha mister duas e tres mulheres que a servem e uma escrava.* — Bernardim selbst starb unvermählt im Hospital de Todos os Santos erst 1552, also 70jährig, auch geistesumnachtet (s. Lope's Locos de Valencia). Noch 1549 war dem vielleicht seit langem rettungslos Kranken ein Gnadensold bewilligt worden. Auch der Posten als Sekretär ist ihm 1524, also nach der Tragödie, zugestanden worden, Beweis genug dafür, dass von einer schweren Verschuldung seinerseits nicht die Rede war. Was zwischen den Jahren 1524 und 49 liegt, ob Verbannung ins Ausland, Gefängnis, oder schon Krankheit, weiss man nicht. — Die Pflegemutter hatte ihren Einfluss nicht verloren. Sie verblieb im Dienste der Infantin, begleitete dieselbe 1521 nach Savoyen, wohin ihr ein greiser Oheim Gaspar Zagallo als Kapellan, sowie ihr jüngstes Kind folgte. Dieses (die Milchschwester der Infantin, wie ich vermute), D. Francisca (Thomea) Tavares, die seit 1517 moça da camara der Königin D. Maria gewesen war, vermählte sich später mit dem Baron Vala-Ilera. Die alten Aufzeichnungen, welche wahrscheinlich aus diesem Grunde den Namen Bernardim Ribeiro mit dem der D. Beatriz de Saboya verknüpfen, enthielten demnach, wie ich schon andeutete, ein Gran Wahrheit. — Die dem Dichter geschenkten Ländereien, welche an Güterkomplexe der Braganças anstiessen, wurden diesen einverleibt als (gemäss einem Vorbehalt in der verlorenen Urkunde), B. R. ohne direkte Erben starb. Ein leiblicher Vetter von ihm, Gonçalo Ribeiro Sodré, unternahm es trotzdem, gleich 1552, sich als Erben zu habilitieren. Ohne Erfolg. Andere Verwandte wiederholten den Versuch unter Sebastians Regierung. Und noch 1642, als so mancher vor 1580 zerschnittene Faden wieder angeknüpft ward, beanspruchte sie ein Francisco Ribeiro, der sich klüglich als Urenkel des Dichters ausgab. Abermals vergeblich. Stammte er wirklich von dem Kinde des unglücklichen Paares, so konnte seine Rechtmässigkeit unmöglich anerkannt werden. Man focht seine Beweisführung als gänzlich haltlos an. —

Die Schrift, welche diese Thatsachen darlegt, zerfällt in drei Teile: die genealogischen Notizen, welche der Visconde zu Gunsten eines mit Nachkommen der Zagallos verschwägerten Freundes gesammelt hat; eine Reihe von Dokumenten, und eine Einleitung von Th. Braga, dem das Werk gewidmet ist. Wert und Glaubwürdigkeit der einzelnen Behauptungen, wird darin erwogen, soweit sie die portugiesische Litteratur betreffen. — Die Hauptquelle für die Stammtafeln der Ribeiros und Zagallos bilden Aufzeichnungen aus dem Ende des 17. Jahrh. von einem Abkömmling der Zagallos, des jedem Camões-Forscher bekannten, und zwar

bis heute nicht gerade vorteilhaft bekannten Pater D. Flaminio de Jesus Maria (vgl. Juromenha I S. 53; Braga, Hist. Cam. I S. 206; Storck, Cam. Leb. § 18). Doch giebt er sich hier keinerlei verdächtige Blösse. Einige der neuen Dokumente entstammen der Torre do Tombo; andere gehörten ursprünglich zum Hausarchive der Braganças, befinden sich heute jedoch in Privatbesitz. Das wichtigste vom 6. Mai 1642 ist ein an Johann IV. erstatteter Bericht in Sachen des schon genannten Infanterie-Hauptmanns Francisco Ribeiro. Er schliesst Angaben über den 1552 angestrengten Rechtsstreit und die Schenkung v. J. 1505 in sich. Wertvoll sind auch mehrere Briefe der Infantin über ihre Amme, und von dieser an den König Johann III. — In Bragas Ausführungen ist manches Erfreuliche. Offen und gleichmütig giebt er seine alte spitzfindige Ausdeutung der *Menina e moça* auf. Der Versuchung, für jegliche Gestalt des Romans ein Vorbild in der uns doch so wenig bekannten Wirklichkeit zu finden, widersteht er jedoch auch jetzt noch nicht und lässt sich noch manche vorschnelle Schlussfolgerung zu Schulden kommen. Man kann ihm ohne weiteres zugeben, dass der Roman auf Erfahrungen am eigenen Leibe und Geiste beruht, dass Bimnarder nur Bernardim Ribeiro und Aonia seine Joana, Enis oder Ines aber die treue Pflegemutter ist; wie auch, dass im zweiten Teile Nuno Gato den Namen für den Gatten Aonias hergab (Orfileno: Anagramm aus Pero Leon, statt Pero Gato, mit Anklängen an felis?); eine Ambrosia zu Romabisa, eine Lucrecia zu Cruelcia, ein Alvaro zu Avalor ward — vielleicht lauter Reflexbilder von Verwandten, aus deren Leben Züge entnommen wurden. Die Wirklichkeit jedoch im Ernste aus den Romanscenen rekonstruieren zu wollen, bleibt ein unbegreifliches eitles Dichter-Unterfangen. — Auch die sich aus den Eglogas ergebenden Daten lassen sich mit den nun dokumentarisch feststehenden Zahlen nicht leicht in Einklang bringen. Kam Ribeiro wirklich 21 jährig nach Lissabon, wie die Egloga II angiebt, so müsste es 1503 gewesen sein. Dass er sich aber damals sofort in Joana Zagallo verliebte, kann nicht sein, falls dieselbe zwischen 1496 und 1504 geboren ward. Die Beziehungen zu Miranda bleiben unaufgeklärt; ebenso, ob Ribeiro sein Asyl wirklich 1495 verliess und bis 1503 in Torrão weilte; ob bereits Emanuel ihn zum Schreiber ernannt hatte, und Johann III. ihn später nur in demselben Posten wieder einsetzte. — *Novamente* = von neuem? oder neuerdings? — und ob João Ribeiro und dessen Sohn Gonçalo Ribeiro, mit zwei gleichnamigen Pariser Studenten identisch sind, die zwischen 1517 und 24 Sainte-Barbe besuchten. Dass Ribeiro gleich 1522 bei Hofe von den Ataides wegen der Spottverse auf den Grafen von Castanheira angefeindet worden sei, ist unmöglich. (S. ob. 1533). Mit dem Bernardim Ribeiro Pacheco, der nicht nur bei der Belagerung von Mazagão, sondern auch in den Sebastians-Chroniken, und ferner als Führer einer Indienflotte genannt wird, im Canc. de Evora aber mit einigen Versen vertreten ist, kann er nun nicht mehr verwechselt werden. Hinzufügen liesse sich zu der wertvollen Schrift natürlich manche Einzelheit. Den Wortlaut einiger Dokumente vermisst man auch hier ungern. Ob das Doppel-Dokument über die Prozesse v. J. 1552 und 1642 identisch ist mit dem früher so oft unbestimmt erwähnten v. J. 1552 wird uns nicht mitgeteilt, ist aber wahrscheinlich. Ob nach

Schriftstücken aus Ribeiros Amtszeit gesucht worden ist, erfahren wir nicht. Schade ist es auch, dass der auf genealogischem Gebiete so gut bewanderte Visconde, den litterarischen Fragen so fern steht. —

Einen Auszug aus seiner Schrift gab Braga in der RCHLE.[86]) Hiernach ist zu berichtigen GG. § 121; Storck, Cam. Leb. § 133; und Sá de Miranda, S. 767.

Was Pessanhas Ausgabe der Menina e Moça betrifft, so ist sie keine endgültige[87]). Durch Brunet (IV. 1273—74) und durch Salvá, der jenem den Stoff geliefert hatte (Nr. 1963, und nicht 1693 wie der Druckfehler-Teufel mich GG. S. 290 sagen lässt), weiss man längst, dass (drei Jahre früher als in Portugal) im Jahre 1554 in Ferrara eine Ausgabe gedruckt worden war. Da sie jedoch äusserst selten, hier unfindbar ist, hat niemand sie bislang verwertet. Auch Pessanha nicht, der seinen Abdruck „aus blosser Liebe zur Kunst" besorgt hat. Damit den Lesern der vielgelobte und wenig gekannte Roman zugänglicher wäre, hat er sich nicht die Zeit zu der nötigen Vorarbeit gelassen: *por um interesse de artista . . . sem o trabalho critico indispensavel para restaurar á sua primeira pureza uma obra tantas vezes e tão profundamente modificada.* Im Abdruck, wie auch in dem hier ausgesprochenen Glauben an mehrfache Umgestaltungen des Textes, hält er sich an die älteste der bekannten portug. Ausgaben: (Evora 1557), die er mit dem Kölner Druck (1559) und einer in Madrid aufbewahrten Handschr. verglichen hat [Bibl. Nac., Col. Salazar: I-2-76; angeblich aus dem Ende des 16. Jahrhs.] falls nicht bloss mit einer modernen, für Liss. gefertigten Abschrift danach. Lesarten verzeichnet er; doch mit einiger Willkür. Den ganzen zweiten Teil lässt er fort, im Zweifel an seiner Echtheit. In Titel und Text benutzt er die altmodidische dissimilierende Schreibart Bernaldim, bereut das aber zum Schlusse (S. 244). In Wahrheit ist Bernaldim so gut wie Bernardim, da der Dichter selbst beide Formen benutzt hat, wie unter anderem das Doppel-Anagramm Narbindel und Bimnarder zeigt. — Da alle älteren Ausgaben, die von 1852 nicht ausgeschlossen, schwer zu beschaffen sind, wird das handliche und elegante, reichlich und verständig interpungierte, in der Orthographie modernisierte, die Gespräche in übersichtlicher Weise vom erzählenden Teil abhebende Buch vermutlich und hoffentlich rasch ausverkauft werden. Dann aber sollte man es durch eine kritische Neuausgabe ersetzen, welche die von Ferrara zum Ausgangspunkt nimmt und uns die Gesamtwerke Ribeiros bietet, — denjenigen Teil des zweiten Buches aber, der vermutlich apokryph, doch bald nach dem Tode des Dichters von einem eingeweihten Freunde verfasst zu sein scheint, in einen Anhang verweisen. Warum der Roman unvollendet blieb und vielfach so dunkel ist, erklären die Schicksale des Autors, die auch begreiflich machen, warum die erste Ausgabe im Ausland erschien, und gerade in Norditalien. Eine Niederschrift (Autograph oder Kopie) kam, aller Wahrscheinlichkeit nach, in die Hände von Bernardim Ribeiro's Pflegemutter oder -Schwester und ward von ihnen gerade in

86) Bd. I S. 116—119. — Vgl. in A Palavra. 29. Okt. 1895 einen kurzen Aufsatz von JOSÉ D'AZEVEDO E MENEZES. 87) Bernardim Ribeiro, Liss. A. M. Pereira 1895.

Ferrara zum Druck befördert, weil dort, unter dem Schutze der Herzogin Renata von Valois, der freisinnigen Freundin von Calvin und Ochem, jüdische Drucker portug. Nation eine vorzügliche Werkstatt hatten, aus der von 1551 bis 67 noch andere wichtige Werke in portug. Sprache hervorgegangen sind[87a]). Abraham Usque (oder Ben Usque) ist, meiner Ansicht nach, der Hersteller des Druckes, ein Bruder des Petrarca-Übersetzers Samuel, und Verwandter des oft genannten Salomon. Den Beweis dafür, dass die Handschrift schon längere Zeit vor 1550 in ihrem Besitze war, mit der Veröffentlichung aber gezögert ward, bis die Hauptpersonen, die an der poetischen Wiedergabe ihrer intimsten Familiengeheimnisse hätten Anstoss nehmen können, nicht mehr unter den Lebenden weilten, finde ich darin, dass Samuel in seiner pathetischen, hochinteressanten Geschichte der Judenverfolgungen in Spanien und Portugal sachliche und sprachlich ganz unter dem Einflusse der Eglogas von Ribeiro und Falcão steht — so zwar, dass er seine 1550 geschriebene Consolaçam ás tribulaçoens de Israel als Hirtengespräche einkleidet, den Redenden anagrammatische Schäfernamen giebt und Ribeiros Sprache ergiebig nachahmt. Den Beweis dafür, dass die Menina e Moça aus derselben Presse hervorgegangen ist, bietet hingegen der Vergleich der Typen, und besonders der Titelblätter, welche das übereinstimmende Drucker-Emblem (manoelinischer Himmelsglobus von einem Spruchbande umschlungen, mit dem Motto *In te Domine Spes Mea)* und die Initialen *A. V.* aufweisen. Die Menina e Moça hat bloss den Zusatz Ferrara 1554, während die Consolaçam in ausführlicher jüdischer Zeitangabe besagt: *Empressa en Ferrara en casa de Abraham aben Vsque 5313 da criaçam a 7 de Setembro.* — Die kostbare Ferrarenser Ausgabe bietet von der Menina e Moça das erste Buch; vom zweiten Teil, in Übereinstimmung mit dem Arnold Birckmann'schen Druck, und mit der Madrider Handschr., in zwölf Abschnitten nur soviel als den 17 ersten Kapiteln der Ausgabe von 1557 entspricht; ferner alle fünf Hirtengespräche, die Sextine, nebst den kleineren Gedichten und im Anschluss daran, die Werke des Christóvam Falcão, von denen im weiteren die Rede sein wird. Der Text stimmt im grossen und ganzen mit den übrigen Redaktionen überein, weicht jedoch im einzelnen vielfach von ihnen ab. Nicht selten bietet er die gleichen Lesarten wie ed. 1559 und die spanische Handschr.; weniger häufig die von 1557. So hat z. B. das Flötenlied Pera todos houve hi remedio die (8.) Mehrstrophe der ed. 1559 (die Pessanha übrigens aus Versehen übersprungen hat!):

Vaise tanto porlongando
ho fim do que espero
que a vida me vai gastando
pois jaa della desespero:
fortuna me vai guiando
contraira sempre de si:
nam sei para que nasci.

87a) Ribeiro dos Santos: Da Litteratura Sagrada dos Judeus Portuguezes no seculo XVI. In Mem. Acad. II p. 354—414.

Ohne eine Vermutung darüber aussprechen zu wollen, ob als menina e moça (die nichts mit der Aonia der Egloga gemein hat) etwa Bernardims Töchterchen gedacht ist, das gewisslich als kleines Mädchen den Armen der verzweifelnden Mutter entrissen ward, lege ich Wert auf die Fassung des Eingangsparagraphen: *menina e moça me levaram de casa de minha may para muyto longe*. Kap. 19 schliesst nach Beschreibung der schattenspendenden Esche mit den Worten *e parece jaa entam os seus fados ho incrinauam pera alli e pera aquilo; que auentura de cada hum nam se pode mudar.*" *Enis* heisst stets *Ynes*; die *Cruelcia* des 2. Teils hingegen (wohl fälschlich?) *Aquelisia*. Der Übergang vom ersten zum zweiten Teil, nach dem Satze *que mudança possue tudo*, lautet, wie zu erwarten: *leixemola agora porem ficar assi*. Worauf, nach einem Sprunge über etwa zwölf Jahre hinfort, der Pflegling der Amme als Jungfrau auftritt: *Arima que assim se chamava* etc. Dem Urtext steht ed. 1554 warscheinlich am nächsten. Doch fehlt auch hier z. B. im 17. Kap. das verlorene Gedicht, welches unbedingt hinter den Worten: *Muitas cousas sabia meu pae suas que arremedaram a pastor - . . mas de todas uma só me vem á memoria* folgen musste. So bedeutend sind die Abweichungen nicht, dass sie die Behauptung der absichtlich dunkel gehaltenen Einleitung der ed. 1557 rechtfertigen könnten: *foram tantos os traduzidores d'este livro . . . que nam he de maravilhar que na primeira impressam desta historia se achassem tantas cousas em contrario de como foram pelo author delle escriptas, . . . o que parece foy causa de andar este livro tam vicioso e com palavras tam differentemente postas das que deviam ser*, selbst wenn man unter *traduzidores* Anfertiger von Abschriften und unter *livro* eine solche Abschrift verstehen darf. Vielleicht bezeichnete der unbekannte Schreiber, der im weiteren versichert, für beide Teile *todas inteiras* auf das Original zurückgegangen zu sein, auch in obigem Satze als Zusätze nur die von ihm zum ersten Male gebotenen Schlusskapitel. Die Bemerkung, das zweite Buch sei *declaraçam da primeira parte d'este livro* fehlt natürlich wie in Ausgabe 1559 so in der von Ferrara. — Ich verdanke genaue Nachricht über den im Brit. Mus. aufbewahrten Schatz, und eine vollständige Kollation, die ich sobald als möglich bekannt geben werde, der Liebenswürdigkeit des Dr. J. Priebsch. Die Arbeit Usque[8] gehört zu den Seltenheiten des Sammlers Antonio Moreira Cabral (Porto), der sie mir anvertraut hat.

Christóvam Falcão. Eine empfehlenswerte kritische Ausgabe der Werke des Christóvam Falcão lieferte EPIPHANIO DA SILVA DIAS[88]), leider mit Ausschluss des halben Hundert kleinerer Gedichte, die ihm von Braga und anderen, nicht ohne Grund, zugesprochen worden sind. Was von mir über die sorgsame Arbeit gleich nach dem Erscheinen in ausführlicher Anzeige geäussert worden ist[89]), besteht zu recht, obwohl ich jetzt, nach Kenntnissnahme des Ferrarenser Druckes, Neues und Gewichtiges hinzufügen muss, das die textkritischen Resultate im ein-

88) Obras de Christóvão Falcão: Edição critica annotada por Augusto Epiphanio da Silva Dias. — Porto, Magalhães & Moniz. 1893 — 109 S. — 4°.— 89) LBlGRPh. XV S. 267—277.

zelnen umgestaltet. Es giebt nämlich wie aus obigem hervorgeht, nächst den fünf von E. Dias benutzten, oder den sieben ihm bekannten Crisfal-Ausgaben, noch die von 1554. Ob sie älter ist als das undatierte Flugblatt, lässt sich nicht feststellen. Jedenfalls aber steht ihre Redaktion dem Urtext am nächsten, und hätte daher dem Neudruck zu Grunde gelegt werden müssen. Erheblich wäre sie dadurch freilich nicht verändert worden. Von der Vorlage, welche 1559 in die Hände des freisinnigen deutschen Druckers kam (der zuerst in Antwerpen und später in Köln Beziehungen zu span. Heterodoxos wie zu dem edlen Enzinas unterhielt, und in Lissabon in Graphäus, dem Freunde von Goes, einen Korrespondenten hatte) entfernte sich die von Abraham Usque benutzte Handschr. nicht wesentlicher als bei den Werken Ribeiros. Zahlreich sind nur die orthographischen Varianten, die wahrscheinlich auf Rechnung der Korrektoren kommen. Die Ausgabe von Ferrara bietet durchgehend *om* für *am; c* ohne *cedilha* vor *ei; am em im* statt *ã ẽ ĩ*. Einige offenbare Druckerversehen abgerechnet, worunter ich bei Birckmann das Überspringen einer Strophe rechne (E. 88), sind folgende Abweichungen zu bemerken: Egl. 26,5: *ca* / *que* — 32,7 *jaa veo* / *laa vejo* — 88,2 *vos daam*, wofür unbedingt *vos daram* zu setzen ist — 88,5 *em que, quanto a Deus me estais* — 88,7 *pera que se a alma nam doa* — 99,6 *Deus* / *dita* — Carta, 6 *Deu* / *bem*, wahrscheinlich Druckfehler für *Deus* — 25 *Deus* / *fortuna*. — Die letzten vier Stellen, in denen bei Birkmann, unbekümmert um Sinn und Metrum der Gottesname ausgemerzt ist, beweisen dass seine Vorlage zensiert worden ist. Die letzte, auffälligste Abweichung erhebt diesen Thatbestand über jeden Zweifel. Sie betrifft die verunstalteten Zeilen 30—35 des schönen Dissonanzenbriefes (S. LBl). — Ephiphanio nahm eine Lücke an, ich leugnete sie und suchte Sinn ins Sinnlose zu bringen. Thatsächlich ist die Lücke nicht vorhanden, doch hat ein Bücherinquisitor den Text verdorben. Er nahm Anstoss an der ketzerischen Hyperbel, Crisfals Liebe überdaure Himmel und Hölle, und zerstörte sie ohne auch nur dem Reim Rechnung zu tragen: Statt

que a vida he hũa hora:
este bem será eterno!
que, quer estee no ynferno
(que) quer estee no parayso
nunqua me veram deviso
d'aqueste tamanho bem.

setzte er:

que a vida he de hũa ora,
este bem sendo terreno
que quer estê em mim mesmo
quer estê fora de siso etc.

Wie ich zeigen werde, bestätigen auch gewisse Lesarten der kleineren Gedichte, dass in Italien unbeanstandet blieb was in Deutschland und Portugal für anstössig befunden und gereinigt wurde. Zu der Lied-Einlage in Str. 57 und 58: *Não sei para que vos quero, Pois me d'olhos não servis, Olhos a que tanto quis* sei bemerkt, dass der Verfasser der Cortes de la Muerte (BAE. 35) dasselbe im J. 1557

einem Portugiesen in den Mund legte, der ausserdem noch ein anderes Stück aus Falcão' Liederheft anstimmen muss, natürlich in verstümmelter Gestalt.

Später (leider ehe ich um die Ferrara-Ausgabe wusste) hat Epiphanio die Freundlichkeit gehabt, meinem Wunsche entsprechend (Sommer 95) in London das halbe hundert kleinerer Gedichte in Braga' unbefriedigendem Abdruck mit der Kölner Ausgabe zu vergleichen, und sie mit kritischen Anmerkungen versehen, herauszugeben[90]). Sie bilden also einen Anhang zu seinem Crisfal (Nr. 19). Ganz so sieht es freilich der Herausgeber nicht an. Er wählte absichtlich den Titel „Fragmentos de um Cancioneiro do sec. XVI“ um zu betonen, dass er darin Gedichte verschiedener bekannter und unbekannter Poeten erkennt. Wie ich früher gezeigt habe, sind zwei thatsächlich von Miranda, drei vielleicht von Ribeiro, dem wenigstens Resende sie im C.G. zuspricht; desgleichen noch weitere vier, die in Bragas Ausgabe fehlten. Eines, A L überschrieben, dem ein Paar mit „*do mesmo*“ folgt, hat möglicherweise wiederum einen anderen Verfasser; auch eine Ajuda wird aus der Feder eines Unbekannten sein. — Dafür, dass der Rest Falcão zukommt, fehlt, nach Epiphanio, jeder direkte oder indirekte Beweis. Mir scheint seine Skepsis zu weit zu gehen. Sowohl Usque wie Birckmann bieten das Liederheft in unmittelbarstem Anschluss an den Crisfal und die Carta, wenn auch ohne ausdrückliche Zuweisung an Falcão. Zur Klarlegung sei das Inhaltsverzeichnis des Ferrarenser Druckes gegeben:

Hystoria de Menina e Moça		—fl. 80r
Egloga chamada	Persio e Fauno	81r—87r
Egloga	Jano e Franco	87r—97r
Egloga	Silvestre e Amador	97v—107r
Egloga	Agrestes e Ribeiro	107r—113v
Egloga chamada	Jano	114r—126v
Sextina: hontem posse o Sol etc.		126—127
E assi algũs motes e cantigas do mesmo.		127—128

*   *   *

Hũa muy nomeada e agradauel Egloga chamada Crisfal que diz: Entre Sintra a muy prezada	129r—147r
que dizem ser de Cristouã falcam ho que parece alludir ho nome da mesma Egloga	
Hũa carta do dito: Hos presos cõtam os dias Mil años por cada dia.	147v—149v
E outras cousas que entre lendo se poderam ver	149v—167v

Im Text heisst es noch bestimmter: *Egloga de Christovam Falcam, chamada Crisfal.* Die Erklärung, Usque wolle dass man im

90) RLu. IV, S. 142—179.

letzten Satze *do dito* aus dem vorletzten ergänze, drängt sich auf, wenn man die kaum minder unbestimmten Angaben über B. Ribeiros Schriften vergleicht, und bedenkt, auf wie nahe Beziehungen der ältesten beiden portug. Bukoliker zu einander sowohl ihre persönlichen Schicksale als auch ihre Dichtungen schliessen lassen, wie auch der wiederholte Abdruck derselben in einem Bande. Wie D. João Manoel und D. João de Menezes, und in Spanien Garcilaso und Boscan, so wurden Ribeiro und Falcão neben einander genannt und ihre Werke wanderten zusammen von Hand zu Hand, hier und da auch untermischt mit Jugendgedichten des Miranda, des Dritten im Bunde. Auch die Bemerkung des Herausgebers, keines der Lieder enthalte Gedanken, die auf Falcão wiesen, ist unrichtig. Man beachte z. B. die der Bella malmaridada in den Mund gelegten Worte und die zahlreichen Anklagen, die er gegen verbrecherische Augen richtet.

Ja wie sehr die Lieder samt und sonders sprachlich und metrisch zum Crisfal stimmen, beweist E. Dias selber in seinen Anmerkungen! Diese, sowie die Textverbesserungen zu Bragas unkritischem Abdruck befriedigen. Doch bleibt noch mancherlei zu erledigen. Das Liederheft (wahrscheinlich eine Reihe loser, unnumerierter Blätter) muss in arger Unordnung gewesen sein. Was als erste Volte des 6. Liedes gedruckt ist, gehört meiner Ansicht nach zu dem auch in Esparsa III steckenden Motto *Olhos malaventurados?* Zu XV. hingegen gehört unbedingt noch, was als Str. 3—6 von XVI auftritt. Der Rundreim *ade ar* beweist es, und die Formeln *a do mundo* (11), *á vossa* (18), *a minha e vossa* (20) würden in der Luft schweben, falls sie sich nicht auf *vontade* = freie Wahl in XV, 48 zurückbezögen. Interessant ist was mit der überlangen Zeile 27 von Nr. XVI vorgegangen ist. Zum Schaden des Sinnes sowie des grammat. Baues und des Metrums ward die anrüchige Hyperbel: wer so schlecht vermählt ist, sündigt nicht, wenn er dem Geliebten nachgiebt, die in Ferrara unangefochten blieb, in Köln verstümmelt . . zum Besten der Ethik, doch zum Schaden der Poesie.

Statt: *Pera* (vielleicht Pero?) *quem tam malcontente*
está de tal casamento,
nam erra a Deus nem a gente
em tirarme de tormento

heisst es seit 1559
não era ao mundo nem á gente

Diese und ähnliche Beispiele machen einerseits den Abscheu der Portugiesen vor allen Zensoren begreiflich, wie andererseits auch die alte Sitte, denselben Huldigungen darzubringen und ihnen handschriftliche, noch nicht druckreife Werke, behufs freundschaftlicher Übereinkunft über notwendige Änderungen, einzureichen (s. u.). Den Kritikern portug. Texte aber geben sie lehrreiche Fingerzeige.

Zum Lebensabriss des Falcão lässt sich mancherlei beitragen. Genaue Daten über ihn und sein Verhältnis zu der kleinen Maria Brandão sind wünschenswert, weil sie über die Frage, ob Falcão oder Ribeiro der erste Bukoliker war, Licht verbreiten dürften. Laut Salazar, Casa de Silva, Lib. VI cap. 33 (Bd. II S. 126) war Maria die einzige Tochter

und Erbin des steinreichen Feitor de Flandres João Brandão. Da ihr Grossvater mütterlicherseits Pantalião Diaz de Refois hiess, darf man vermuten, dass er dem heute unfindbaren val de Pantalião den Namen gab, welches Schauplatz der letzten Zusammenkunft der Liebenden gewesen zu sein scheint (Crisf. Str. 97). Ein Dorf casal da Figueiroa liegt bei Obidos. Der Maria Brandão aufgezwungene Gatte Luis da Silva wird von Salazar als Sohn eines Tristam da Silva bezeichnet, der 1515 beim Sturme auf die Afrikaveste am Marmaraflusse fiel. Ein anderer ungenannter, doch im Ganzen ausgezeichnet unterrichteter Genealogiker des Hauses Silva widerspricht nur insofern als er den gleichnamigen Neffen des Genannten (Sohn seines Bruders Ruy Gomes da Silva, der bei derselben Gelegenheit das Leben liess) für den Vater hält. Luis da Silva selbst starb bei Tanger, nach meiner Berechung 1549. Von den Kindern beider lebte Francisco noch 1596. Die Handschr., auf die ich mich beziehe, schreibt: *Luis da Sylva, filho 6º de Ruy Gomes .... foi muito bom soldado e muito namorado, por quem se fizerão as trovas de Chrisfal; foi capitam de Tangere onde o mataram* com o capitão Luis de Loureiro; *casou com D Maria Brandoa, filha de João Brandão, do Porto, da qual houve Francisco da Silva e D. Magdalena que casou com D. João de Menezes.* —

Mit einer schwierigen Stelle des Crisfal (Str. 42), aus der die Kunde von altportug. *cantos de ledino* hervorgegangen ist, beschäftigte sich Carolina Michaëlis de Vasconcellos[91]), um unter anderem nachzuweisen, 1. dass ein von Falcão benutztes Wallfahrtslied *Yo me iba la mi madre A Santa Maria del Pino* im CM. erhalten ist (Nr. 380); 2. dass sogenannte Lateinlieder kaum bestanden haben, da in der bezüglichen Stelle, der einzigen, welche die Formel aufweist, wahrscheinlich *d'ele dino* zu lesen ist. Im Druck von Ferrara steht *de le dino.* Zu den Wallfahrtsliedern gehört noch Valdivielso, 269: *Yo me iba, ay Dios mio A Ciudad Reale.* — Über gurriar carear siehe im sprachlichen Abschnitt. — Da Menendez y Pelayo der zweifelhaften Formel *cantos de ledino* Aufnahme in die span. Litteratur nicht versagt hat, sei noch ausgesprochen, dass *ledo* (= laetus), woher *ledino* kommen soll, (bis ins 16. Jahrh. das üblichste Wort für heiter, da alegre selten gebraucht ward) in den Wallfahrtsliedern zwar oft, aber keineswegs häufiger vorkommt als in den anderen Liedergattungen. Eine Stelle der altportug. leider so arg entstellten Poetik, auf welche Braga sich beruft (cap. IX), lautet weder wie er angiebt, noch hat sie den Sinn, den er ihr unterlegt. Es heisst im Kapitel über das tenzonenartige seguir: „*out. maña ha hy en q trobam das hõms & q chamā segr & chamālhe a(s)sy por que cõuē de seguir cadahuū out cantiga. as sõ ou en praz' ou en cedo.* Braga macht aus dem letzten Stückchen: *assom ou en prazer ou en ledo* und schliesst aus dieser hypothetischen Formel, es habe Gedichtgattungen gegeben, deren Stichwort *ledo* gewesen sei, eben seine *cantos de ledino.* Monaci hatte gelesen *a ssom ou en palavras ou en todo,* was zu den nachfolgenden Sätzen nicht passt. Ich suche einen Gegensatz zwischen *praz'* und *cedo,* deute *e son ou en prazer ou en tedo*; (= taedium)

91) Uma passagem escura do Chrisfal; RLu. III, S. 347—362.

denke an provenz. *plazer* und *enueg* und verstehe: „Die *seguir* genannten Nachahmungen bereits vorhandener Lieder seien entweder freudeerregende d. h. gut gemeinte, oder abstossende d. h. böse gemeinte, feindselige Parodien“ gewesen. Doch dem sei wie ihm wolle, unter keinen Umständen spricht das Kapitel von volksmässigen Wallfahrtsliedern.

Sá de Miranda. — Über den Reformator der portugiesischen Poetik, von dem im nächsten Jahresbericht viel Neues zu melden ist, handelt nur ein kleines Schriftchen: ein Abdruck zweier, älterer, unzugänglicher Besprechungen der Ausgabe von Carolina Michaëlis de Vasconcellos aus der Feder des Dichters Anthero de Quental und des Romanschriftstellers Camillo Castello-Branco. Besorgt hat ihn Joaquim de Araujo[92]. Der erstere würdigt im allgemeinen die Arbeit der Herausgeberin, und Miranda als Mensch und Dichter; der letztere erklärt ausserdem eine Anspielung, die ich nicht zu deuten gewusst. Der in Nr. 76, 3 und 15 genannte Da Vale ist Christóvam do Valle, alcaide-mór de Linhoso, ein Nachbar Mirandas, dessen amtliche Härte gegen schwache Kleine und dessen Milde gegenüber der vollen Börse von mächtigan Grossen gegeisselt wird. Der Lesart *em Portugal de varas não ha i mingua* wird der Vorzug gegeben, und weiter vorgeschlagen *que Val Traze sempre atada a lingua* zu lesen. Ferner berichtigt C. eine andere Ausdeutung (Nr. 108, 326—330). Nicht der Erzbischof von Braga, D. Gonçalo Pereira verteidigte Porto im Jahre 1355 nach dem Tode der Ines de Castro, sondern sein Sohn D. Alvaro Gonçalves Pereira, der Prior do Crato, und Vater des Condestavel (Livro de Linh. p. 286). D. Gonçalo hingegen schlug 1336 einen feindlichen Einfall der Gallizier Fernam Rodrigues de Castro und João de Castro zurück.

Luis de Camões. — Der Kommentar, welcher Wilhelm Storcks Übersetzung sämtlicher Werke des Camões begleitet und besonders sein alle wesentlichen Ergebnisse eigener Forschung zusammenfassendes und in Einklang bringendes Luis de Camoens' Leben (JBRPh. I 613 ff.) sind so epochemachende kritische Arbeiten, rütteln am Hergebrachten so eindringlich, und rufen so nachdrücklich zum Kampf gegen Sagen und Fälschungen auf, dass alles, was nach 1890 in Portugal und anderwärts über die Schicksale und Werke des Lusiadensängers geschrieben ist und werden wird, daraufhin untersucht werden muss, wie es sich zu jenen Arbeiten stellt. Ernst zu nehmende Litterarhistoriker und Herausgeber haben die unabweisliche Pflicht, sich mit dem deutschen Gelehrten auseinander zu setzen, seine Aufstellungen annehmend oder unter Begründung ablehnend. — In den portugiesischen Camões-Veröffentlichungen der Jahre 90—94 ist jedoch von eingehender Würdigung derselben noch keine Spur. Man geht entweder stillschweigend daran vorüber, oder nennt höchstens Namen und Titel mit Lob und Preis. Und dieser Zustand wird so lange dauern bis in portugiesischer Sprache klar und bequem dargestellt sein wird, was Storck denkt und urteilt, und warum er so denkt und urteilt. Die Rolle der Vermittlerin habe ich als Ehrenpflicht übernommen. Der Druck

92) Anthero de Quental e Camillo Castello Branco: Sá de Miranda, com uma carta àcerca da Bibliographia Camilliana de Henrique Marques, por Joaquim de Araujo. Lissabon 1894, 38 S.



meiner im Sommer 1891 niedergeschriebenen Übersetzung der Vita, den die Akademie der Wissenschaft übernommen hat, ist seit Herbst 1895 im Gange. Mit meinem eigenen, vielfach zustimmenden, oft aber auch abweichenden, im allgemeinen zwischen der neuen germanischen und der alten romanischen Charakteristik die Wage haltenden Urteile trat ich anfänglich nur mit Fussnoten und Zusätzen zu den verschiedenen Kapiteln hervor. Da die Untersuchungen des Verfassers jedoch schon reichlich genug mit Zugaben versehen sind, liess ich schliesslich nur (kleinere) besternte Berichtigungen und Erweiterungen stehen, und versuche in einem zweiten Bande in Einzelaufsätzen die noch stritttigen Punkte zum Austrag zu bringen. Der erste soll noch 1897 verteilt werden, der andere im folgenden Jahr, beide zusammen als Festgabe zum Centenario da India (wie man in schlecht-gekürzter und vielfach angefeindeter Form statt Centenario do Descobrimento do Caminho Maritimo da India sagt)[92a]. — Wenn in den letzten Jahren verhältnismässig wenig Kamonianisches erschien, so erklärt sich das aus der Überproduktion des Hochflut-Jahres 1880 und der nächstfolgenden. Doch wirkte lähmend offenbar auch der Schrecken über die Kunde, dass einerseits das in grossen Linien gehaltene, etwas unbestimmte, subjektiver Auslegung zugängliche Idealbild des Dichters, wie es sich aus Wahrheit und Dichtung allmählich zusammengefügt hat, kritisch zerlegt und durch ein schärfer umrissenes, mehr oder minder neues ersetzt werden soll, andererseits auch die lyrischen Dichtwerke von Unkraut gesäubert werden müssen.

Nur zwei grössere Arbeiten sind erschienen. Die erste hat J. P. Oliveira Martins zum Verfasser. Der durch eine lange Reihe geistreicher populär-wissenschaftlicher Werke, besonders aber durch seine aphoristische Geschichte Portugals und eine Studie über die iberische Kultur berühmte Schriftsteller und Staatsmann († 1895) stand den Bemühungen Storcks ausserordentlich wohlwollend gegenüber, so lange er in ihm einen Apostel des Dichters und Herold seines Ruhms erblickte. Daran auch, dass jener nebenbei im Einzelnen Licht verbreitete und Ordnung schaffte, die Chronologie seiner Thaten herstellte und den Text mit philologischer Akribie verbesserte, fand er nichts auszusetzen, sondern war dem deutschen Professor dankbar dafür, dass er die Lösung so vieler, klassisches Wissen, Geduld und opferfreudige Liebe erheischender Probleme den stürmischeren portugiesischen Romanisten abnahm, die sie in absehbarer Zeit doch nicht durchgeführt hätten. In dem Camoẽs: Os Lusiadas e a Renascença em Portugal[93] betitelten Werke nimmt er einen etwas anderen Standpunkt ein. Es ist dies eine Neubearbeitung seines Erstlingswerkes, eines überschwänglichen Improviso über den Ideengehalt der Lusiaden (Os Lusiadas, ensaio sobre Camões e a sua obra), das 1872 eben so sehr von der Kraft und Frische und den philosophischen Neigungen des Verfassers als auch von der Unreifheit seines Geistes Zeugnis ablegte. Von Braga, der damals bereits an seiner Hist.-Cam. arbeitete, wurde es in der BC. scharf gegeisselt, von anderen, tieferblickenden jedoch gepriesen wegen der vielverheissenden Gedankenkeime

92a) Bd. I erschien in der That im Frühjahr 1898. Bd. II steht noch aus.
93) Porto, Livraria Internacional. 1891, 324 S.

darin. Unter Beibehaltung des alten Planes und der leitenden Ideen, doch auf dem Untergrunde langjähriger geschichtlicher Studien ward die Umarbeitung vorgenommen. In gewandter, ja blendender, oft überzeugender Darstellung schildert O. M. die portugiesische Litteratur als Ausdruck des Nationalgeistes, dessen Hauptcharakterzug, nach ihm, ein durchdachter, weder in Rasseeigenschaften wurzelnder noch am Heimatboden haftender, sondern abstrakter Patriotismus ist; den Dichter, der in höchster Potenz gewesen ist, was alle seine Landsleute im 16. Jahrhundert waren, als Hauptvertreter des Volkes, dessen Jahrhunderte alten Gedanken und Gefühlen er Worte lieh; seine Lusiaden als Buch der Bücher *el tesoro del Luso,* aus dem die Nation Begeisterung und Lebensmut schöpft, besonders zum Selbsterhaltungstrieb Kastilien gegenüber. „*Camões foi o verbo nacional que exprimiu o sentimento collectivo.*" Das Bild, welches der Portugiese von ihm im Herzen trägt, ist das wahre, selbst wenn es dem wenigen, was uns von der Wirklichkeit bekannt ist, nicht entsprechen sollte. Drei oder vier, nicht zweifelhafte, typische Hauptzüge seines Lebens genügen, um ihn zur Personifikation Portugals zu machen: in der Jugend ein von Liebe lebender, aus Liebe fehlender, das Leben im übrigen kavaliersmässig auffassender Thor, der sich auf afrikanischem Boden die Rittersporen verdient, und als Mann in Indien, zum Ruhm des Landes, ein abenteuerliches Heldendasein führt, mit gebrochener Kraft heimkehrt, und die Seele in dem Augenblick aushaucht, wo der Fremdherrscher den Boden des Vaterlandes betritt — allüberall ein treuer, ob auch melancholischer, mit Thränen ebensowenig wie mit Schmähworten kargender Sohn seines Landes. Alles übrige ist gleichgültig, ja schädlich. Je weniger Einzelzüge das Bild zeigt, um so besser, denn um so freier kann man die Thatsachen anordnen und deuten. Es ist gut, dass jede Partei sich einen Camões nach ihrem Herzen ausmalen kann. (S. 53. 115 und 119 und p. VII). «Para o atheu, é o atheu; para o republicano é uma especie de Catão etc. . ; . . o estouvado cria um Camões brigão; e o pacato e honrado mercador descrevel-o-ha homem de sereno porte, gestos medidos, bom filho . . . . economico, sabendo governar a vida» etc. Kein Seitenhieb übrigens auf den deutschen Gelehrten, da der betreffende Satz schon 1880 geschrieben ward. — Eine Biographie voller Detailmalerei ist, nach O. M., weder des Lesens noch des Schreibens wert. — Nur ein Kapitel von den fünf des Buches[94]) (auf 50 von 320 Seiten) bietet daher eine nach obigem Plane, warm geschriebene Lebensskizze mit Übergehung alles strittigen, in O. M.'s Augen belanglosen Kleinkrams, im Anschluss an die „Tradition", und was Daten betrifft, an Juromenha und Braga. Citate auch aus apokryphen Gedichten werden nicht verschmäht. Storck wird zwar genannt. In Wahrheit finde ich jedoch nur in einigen Punkten — wie betreffs der Geburtsstadt, des sagenhaften Javaners, der Grotte von Macau — in einer Parenthese eine Hindeutung darauf, dass Pedanten an solchen poetischen Floskeln vielleicht Anstoss nehmen könnten — eine indirekte Beachtung also von Storcks pflichtschuldigst unbarmherziger Kritik. Mündlich hat

94) Cap. I: As Epopeias (= A Arte in ed. 1872) II: Luiz de Camões. III: A Epoca das Conquistas. IV: A Renascença. V: A Nação Portugueza.

O. M. mir gegenüber noch den Gedanken entschieden abgewiesen, der Dichter, der die Kriegs- und Eroberungsgeschichte seines Landes verherrlicht und sich rühmt, das Schwert in einer Hand und die Lanze in der anderen für den peito illustre lusitano gestritten und gelitten zu haben, 16 Jahre lang des Königs Waffenrock trug, und wenigstens einmal nach Türken- und Maurenblut lechzte, hätte im Grunde das Kriegshandwerk verabscheut. Desgleichen, und im Anschluss daran, die andere Vermutung Storcks, welche das Verhältnis des Dichters zu dem frühreifen D. Antonio de Noronha, so vorzüglich klärt, Camões hätte im Hause des Grafen von Linhares als Humaniora lehrender aio Amt und Stellung besessen. Mit Bezugnahme auf den Renaissancedichter ist O. M. der Ansicht, der ernstmoralische Gesichtsausdruck, den Sá de Miranda, Ferreira und Barros der italienischen Maske gegeben hätten, sei durch Camões ins Heldenhaft-Epische erhoben worden.

Im ganzen also wenig Thatsächliches, doch viel grosse allgemeine Gedanken. Ein neuer Beweis dafür, dass die Portugiesen lieber ein gewandtes und gewagtes Becherspiel mit glänzenden Thesen, Hypothesen, Theorien, Deduktionen und Synthesen aufführen als aus Thatsachen, Daten, Erfahrungen auf induktivem Wege einen sicheren Bau aufführen.

Die zweite grössere Arbeit über Camões ist von Th. Braga. Er hat eine Reihe von Aufsätzen über des Dichters Leben und Wirken, die er seit 1880 gelegentlich für Zeitschriften oder als Vorrede zu Neuausgaben geschrieben hatte, zu einem Bande geeint. Wie der Titel Camões e o Sentimento Nacional[95]) zeigt, vertritt auch er die von Oliveira Martins ausgeführte schöne Idee, die Lusiaden seien nicht nur der vollendete Ausdruck des portugiesischen Vaterlandsgefühls, sondern hätten dieses auch thatsächlich seit drei Jahrhunderten erhalten, angefacht und gestärkt, während sie in Wirklichkeit doch kein Volksbuch, sondern das Lieblingsbuch einer kleinen Minderheit sind. Als Vorstudie zu einer verbesserten Umarbeitung der Hist.-Cam. will Braga die inhaltlich magere, weder durch Kunst noch durch Wissenschaftlichkeit ausgezeichnete Artikel-Sammlung angesehen wissen. Sie besteht aus vier Teilen: A Vida do Poeta — A Epopea da Nacionalidade — A Obra Lyrica. — O Theatro und flickt dem Bekannten neu gefundene Einzelheiten auf und ein, jedoch in ziemlich äusserlicher Weise. — Der flüchtig hingeworfene Lebensabriss sieht fast wie in bewusstem Gegensatz zu O. M.s formschönen und gedankenreichem Essay geschrieben aus. Eigentlich ist er nichts als eine durch kein inneres Band geeinte Aufreihung von nicht immer richtigen Namen, Daten und Thatsachen, von denen manche unbewiesen und unbeweisbar sind. Neu ist z. B. die Behauptung, des Dichters Geburtstag sei der 5. Februar 1524, aber ... sie schwebt völlig frei im Raume. Die überraschende Beweisführung besagt: der Dichter sei (wie mit Recht allgemein angenommen wird), um die Mitte der 20er Jahre geboren. In der autobiographischen Kanzone spreche er von seinem Unstern (logo me fizeram estrellas infelizes obrigado). Aus einem theologischen Schriftchen vom Jahre 1523 wisse man, dass thörichte astronomische Prophezeihungen für den folgenden 4. oder

95) Porto, Livraria Internacional. 1891. 324 S. — Vgl. RP. IV, p. 252.

5. Februar ein Zusammentreffen aller Planeten im Sternbild des Fisches und als Folge davon eine allgemeine Sintflut verheissen hätten. — Folglich . . . . . . sei Camões an jenem Tage geboren! — Ein Briefwechsel des Dichters mit dem Arzte João Fragoso über den Sinn dunkler Stellen des Epos, wird auf Grund einer in den bibliographischen Hülfswerken gar nicht oder nicht ausreichend besprochenen Nachricht von Duperron du Castera (1786) erwähnt, ohne dass für den Leser das Thatsächliche klargestellt würde. Der naive Widerspruch, den Dichter als einen von aller Welt Verlassenen, „Angefeindeten“ zu schildern und trotzdem möglichst alle Könige, Fürsten, Helden, Denker und Dichter als seine intimen Freunde und Bewunderer hinzustellen, sollte nachgerade aufhören. Kurz, fast jeder Satz bedürfte gründlicher und vorsichtiger Erwägung, ehe er einer Hist.-Cam. einverleibt würde. — Auch der Abschnitt über die Lusiaden ist anfechtbar, sowohl in den vom Inhalt und Geist des Heldengedichts, als auch in den seiner Entstehung und besonders der Textkritik gewidmeten Paragraphen. Hoffentlich wird er niemand gefährlich, und Storcks uneingeschränktes Lob verdienende Erwägungen gerade über diesen Punkt finden bald gebührende Anerkennung. Die Hdschr. Montenegro gilt Braga noch für beachtenswert. Die sogenannten Estancias omittidas, die wir nur durch Faria e Sousa kennen, sind in seinen Augen, wie für Dr. Teixeira Soares, dessen Meinung er ohne weiteres annimmt, Teile aus vermeintlichen nach 1572 verfassten Zusatzgesängen. Zu deren Bewahrheitung muss die bekannte Klausel in der Drucklegungs-Erlaubnis herhalten.

Der dritte Teil über die lyrischen Werke nimmt zwar unmittelbar Bezug auf Storcks vielfältige kritische Bemerkungen über die von urteilslosen Herausgebern bald absichtlich, bald unabsichtlich dem Camões untergeschobenen Apokryphen, sowie auf meine Ausführungen über denselben Gegenstand. Ja, er ist im Grunde nicht viel mehr als eine Umschreibung der Übersichten, die ich, bei Besprechung von Storcks Übersetzung in ZRPh., Rev. da Soc. de Instr. und CCa. gegeben habe. Doch werden die notwendigen Schlussfolgerungen nicht gezogen. Der Glaube an eine systematische Ausbeutung oder Plünderung der kamonianischen Originale von seiten des Diogo Bernardes, Alvares do Oriente, und Francisco Rodrigues Lobo wird festgehalten. Die Bemerkungen über Ed. 1720 und 1779 sind unzulänglich; solche über Ed. 1759 fehlen gänzlich. Die Angaben über den Cancioneiro Luis Franco und den Cancioneiro Fernandez Thomas werden durch zahlreiche Ungenauigkeiten verunziert. Hier kann ich nicht näher auf Einzelheiten eingehen. Im zweiten Bande des Camoens-Lebens gedenke ich den Gegenstand noch einmal und hoffentlich abschliessend zu behandeln.

Einen neuen Beweis dafür, in wie hohem Ansehen der Lyriker Camões im 17. Jahrh. auf der Halbinsel stand, haben mittlerweile die Flores de Poetas Ilustres geliefert. Fünf Sonette, die in einem der schönen Bände als Originale des Luis Martin de la Plaza mitgeteilt werden, sind Übersetzungen echter Stücke von Camões. Aus Ed. 1595. Sonett 20 und 22: *Males que contra mim vos conjurastes* = *Si contra mi señora os conjurastes* (II 86) und *Se quando vos perdi minha esperança* = *Si cuando te perdi dulce esperanza* (86); aus Ed. 1558 Son. 12.

14 und 99 *Doces lembranças da passada gloria* = *Memorias tristes de la alegre gloria* (81, vgl. Gallardo Nr. 1051); *Na metade do ceo subido ardia* = *Subido en la mitad del cielo ardia* (70); *Os vestidos Elisa revolvia* = *Elisa los vestidos revolvia* (82). —

Ein anderer Aufsatz handelt von dem mutmasslichen Dichtertalent Philipps II., der seine Bewunderung für Camões durch Glossierung des schönen Rahel und Lea-Sonettes bewiesen haben soll. Doch fehlt die Glosse. Meinen Zweifeln an der Geschichtlichkeit der befremdlichen Behauptung habe ich schon wiederholt Ausdruck gegeben. Das zweite dem König zugeschriebene Gedicht *(Contentamiento, do estás)* bei Rengifo als *de un poeta famoso* angeführt, von Gracian citiert, und im Jahre 1627 im Panegirico de la Poesia dem Monarchen zugesprochen, steht mitsamt der Glosse und leichten Varianten seit 1585 (vielleicht schon seit 1579) im Romancero Historiado des Lucas Rodriguez (S. 365) als Teil eines mit Holzschnittbildchen versehenen Heftes: Glosas y Canciones de diferentes autores, ohne Namensangabe. — Eine verschiedene Glosse desselben Liedchens steht in einem handschriftlichen Liederbuch des Faria e Sousa, mit der Randnote: *Atribuye-se la glosa al rey Felipe II.* Alle beide findet der Leser in Gallardo's Ensayo II c. 995 und 1000 und IV c. 198 und 201. — Ein Artikel beschäftigt sich in aphoristischer Weise mit den von Camões verwerteten Volksliedern und Romanzen, und knüpft an die nach Indien verpflanzten Fragmente Auszüge aus den Reiseberichten von Pyrard. — In dem kurzen Kapitel über die drei Lustspiele kommt wenigstens Storcks Ansicht, der Rei Seleuco sei ein Polterabendscherz zur Geltung; mit Rücksicht auf Anlass und Zeit der Abfassung wird jedoch die alte Ansicht festgehalten. — Gegenstand eines Anhangs ist die leidige Frage nach der Grabstätte des Dichters. Auch werden Dokumente über die Centenar-Feier mitgeteilt.

Als Probe meiner Bearbeitung von Storcks Camoens' Leben liess ich im Circulo Camoniano (I 373—383) den Abschnitt drucken, in welchem die Frage zur Sprache kommt, ob Ana de Macedo (wie die leibliche Mutter des Dichters von den alten Biographen genannt wird) und Ana de Sá, die ihn überlebende Mutter, welche in den Schenkungsurkunden König Philipps mehrfach erwähnt wird, ein und dieselbe Person sind; oder ob Simão de Sá etwa eine zweite Ehe eingegangen ist, so dass die letztgenannte Dame des Dichters Stiefmutter gewesen wäre. Gestützt auf den in der autobiographischen Kanzone gebrauchten Ausdruck materna sepultura entscheidet Storck sich für das letztere. Dagegen erhebt sich Ramos Coelho[96]) in zwar ausführlicher, doch nicht befriedigender Weise, weil er die verschiedenen Fragen, um die es sich handelt, — Bedeutung der Formeln *Vim da materna sepultura* — und *foi minha ama uma fera* — Identität von *Anna de Macedo* und *Anna de Sá* — von einander löst, statt sie im Zusammenhang, von ein und demselben Gesichtspunkt aus, zu betrachten. Er ist einer von denen, welche die Gefahr erschreckt, das Leben des Lusiadensängers immer mehr entstellt zu sehen, je tiefer man es zu ergründen suche. Er selbst wird künftighin, wenn ihm Storcks ganzes Werk zu Gebote steht, unbedingt

96) A Mãe de Camões, in O. XV. Nr. 469—473.

einsehen, wie einseitig und nicht aus dem Vollen geschöpft seine Entgegnung ist, wie es um Faria e Sousas Ehrlichkeit und somit um all die Neuigkeiten bestellt ist, die jener (1645, resp. 1685) zum Besten gegeben hat: und ferner, dass Storck sich nie und nimmer hat von jenem bestechen lassen, ja ihm nicht auf Weges Breite traut. Während gemeinhin die portugiesische Kritik all und jedes Gedicht (wie das Alemquer-Sonett) als autobiographisches Material verwertet, soll nun mit einemmal auch die echte, einer Generalbeichte gleichkommende, durch und durch persönliche Lebenskanzone, nichts auf den Dichter Bezügliches enthalten, sondern ein blosses capriccio oder brinco sein! Während das herrliche Gedicht die wirklichen und seelischen Erlebnisse des Dichters in künstlerisch vague Bilder kleidet, wird uns gesagt: „hätte Camões thatsächlich auf den Verlust der Mutter gleich bei seiner Geburt und die ihn mit ihrer Liebesbrunst vergiftende „bestiale“ Amme hinweisen wollen, so hätte er das klipp und klar aussprechen müssen! Und das behauptet ein bedeutender Dichter und Gelehrter; denn Ramos Coelho ist beides. Nach ihm bedeutet *foi minha ama uma fera* auch Herr Amor war meine Amme. Wäre er wenigstens auf eine Venus Lactancia verfallen! Nach Anderen ist die *fera* übrigens eine Ziege, oder ein anderes jener frommen Haustiere, die thatsächlich dann und wann Ammendienste verrichten. — Dass die Wendung *quando vim da materna sepultura de novo ao mundo* im Grunde nur besagt *quando nasci*, und dass noch andere Dichter der Mutter Leib ein Grab genannt haben (tomba-sepulcro), ohne auf ihren Tod hinweisen zu wollen, ist nicht zu leugnen. Die beigebrachten Beispiele, von denen einige schon bei Faria e Sousa stehen (Treperuno, Petrarca Canz. 39, und Triunfi Fama), sind jedoch nicht sehr bezeichnend. Und vor allem hindert das nicht, dass in der Wahl des Wortes *sepultura* sich eine Anspielung auf der Mutter Tod verstecken kann (wie bei Calderon in *sepulcro vivo*), besonders wenn weitere Beweise diese Thatsache an und für sich wahrscheinlich machen, wie eben bei Camões die verschiedene Namengebung. Auch was Ramos-Coelho über die Namen Anna de Sá, Anna de Macedo, Anna de Sá de Camões beibringt, leuchtet nicht ein. Den Erweis, dass Doppelnamen bei Frauen im 16. Jahrhundert nicht üblich gewesen sind, bleibt er schuldig. Noch weniger zutreffend scheint mir die Bemerkung, eine Stiefmutter hätte sich in ihrem Pensions-Gesuche als solche, und nicht einfach als Mutter, bezeichnen müssen, wie auch die Betrachtungen über das damit von ihr begangene Verbrechen (!) und die schlimmen Folgen, die selbiges hätte nach sich ziehen können. Nähere Erben, die durch die Übertragung des königlichen Soldes geschädigt worden waren, gab es ja nicht. Auch war derselbe ein Gnadengehalt — und als solches nicht im eigentlichen Sinne des Wortes erblich.

Die, wie oben angedeutet, von Braga erwogene Frage, wann und wo Camões sein Epos schrieb, wird in einer kurzen span. Abhandlung von Sanchez Moguel, zur Sprache gebracht, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die geistigen Bande zwischen Spanien und Portugal fester zu knüpfen, den vergesslichen Nachkommen zu zeigen, wie innig und friedlich die Beziehungen beider Länder besonders im 16. Jahrh. gewesen sind, und dem wir darum des öftern in diesem Berichte begegnet sind und begegnen

werden. Er benutzt in dem España y Camoens[97]) betitelten Aufsatz ausschliesslich Bragas jüngste Behauptungen, obwohl diese, meiner Auffassung nach, seiner wahren Überzeugung nicht entsprechen, sondern nur unordentlich davon losgerissene Bruchstücke sind. Wegen ihrer verfehlten Begründung bekämpft er sie mit Recht. Die unwiderleglichen Teile derselben, dass Camões noch 1570 in Lissabon an den Lusiaden arbeitete, die 1572 zum erstenmale zum Drucke kamen, benutzt S. M. dann um mit Genugthuung dagegen zu halten, dass der erste Teil der Araucana schon veröffentlicht war, während Camões noch (1569) in Moçambique an seinem Heldengedicht feilte. Damit soll bewiesen sein, dass auch der Vorrang auf epischem Gebiete und speziell in der Behandlung nationalgeschichtlicher überseeischer Thaten, den Spaniern zukommt. Natürlich wird auch die Carolea v. J. 1560; die Hechos de Bazan 1561; und der Carlos famoso v. J. 1565 genannt. Storcks zutreffende, auf umfassendster Untersuchung des Camoens-Lebens und der Camoens-Werke aufgebaute feinsinnige Entstehungsgeschichte der Lusiaden und Datierung der einzelnen Gesänge; Ausdeutung des Zunamens Vergilio lusitano, den sich der Dichter bereits in Lissabon 1545 gab; der verschiedenen Hinweise in den lyrischen Gedichten auf seinen *rude canto*; in der absichtlichen Benutzung von Lusiaden-Zeilen in Canzone X (1554—56) und Idyll VII, (zw. 1544 und 49) kennt S. M. nicht. Doch auch ohne das hätte er nicht versuchen sollen, den Portugiesen auf diesem Gebiete die Palme zu entreissen, wenn ihm daran liegt, dass man hier wie dort seinen Ausführungen unvoreingenommen, wie streng sachlichen und unparteiischen Untersuchungen eines Historikers, gegenübertrete und in ihnen die Anerkennung freundnachbarlicher Verdienste erblicke.

Derselbe Verfasser widmete der durch Camões weltberühmt gewordenen Inês-Quelle eine Untersuchung[98]). Eingehend beschäftigte sich ungefähr gleichzeitig mit dem gleichen Gegenstand sein Freund A. Ribeiro de Vasconcellos[99]) in dem weiter oben besprochenen trefflichen Werke über die Heiligsprechung der heiligen Elisabeth, der berühmtesten unter den portugiesischen Frauen. Dieser weist dokumentarisch nach, dass die heute mit dem poetischen Namen Fonte de Amores oder Fonte das lagrimas bezeichnete Koimbraner Quelle mit den rötlichen Steinen, welchen das Blut der Gemordeten die Farbe gegeben haben soll, in dem danach benannten Thränengarten *(quinta das lagrimas)*, gar nicht dem Grund und Boden zugehört, auf dem das Trauerspiel vor sich gegangen ist. Zum zweiten stellt er fest, dass sich trotzdem in dem historischen Bereich des von der heiligen Elisabeth gegründeten und bewohnten, vom Klostergarten eingeschlossenen Paço de Sta. Clara thatsächlich ein Quellwasser befand, das im Volksmunde seit langem den Namen *fonte dos amores* trug — nachweislich seit 1360, das wäre fünf Jahre nach dem Tode der Ines de Castro, vermutlich jedoch schon viel früher, ehe die Gemahlin des D. Denis die betreffenden Ländereien ankaufte. In der Renaissance-Periode erwähnt die Quelle der Humanist Ignacio de Moraes (1554) in dem lat. Conimbricae Encomium, noch ohne Hinweis auf Pedro und Ines; wahrscheinlich im

---

97) Reparaciones Historicas, p. 23—39. 98) Rep. Hist. p. 1—12 La Fuente de los Amores. 99) Rainha Santa Bd. I S. 117 und 215 und II 452.

Gedanken an die von Gil Vicente und Sá de Miranda erdichteten Mondego-Sagen. Der erste, der die Quelle mit Pedro und Ines in Zusammenhang brachte — ausdrücklich im 3. Gesange der Lusiaden (Str. 135), und schon früher in unbestimmter Weise im Geleit der Koimbraner Kanzone Vão as serenas aguas — war jedoch Camões (vgl. Storck § 94), der somit den Anstoss zu diesem Zweige der Inês-Litteratur gab. Die Verlegung nach dem allbekannten, schön gelegenen, von Cedern umstandenen Teich und Quell in der stromaufwärts gelegenen heutigen Quinta das Lagrimas scheint erst im 18. Jahrh. vorgenommen worden zu sein (vor 1730). Moguels Vermutung, der Name fonte dos amores stamme von steinernen Putten her, die etwa einen monumental angelegten Brunnen des Schlossgartens geziert hätten, mag manchem einleuchten: mir nicht. Ich denke an den in peninsularen Volksliedern hundertfach verwerteten alten Brauch, versteckte lauschige Brunnenplätze als Stätte für abendliche Zusammenkünfte Verliebter zu benutzen. Solche Liebesbrunnen, nicht aber Amoretten-Brunnen muss man in Portugal und noch dazu im 14. Jahrh. suchen. Auch finden sich *fontes de amores* noch an anderen Stellen, wo niemand kunstvolle Steingebilde suchen wird, z. B. in Villa-Novade Gaya, wo der Ramiro der Salomon-Marcolf-Sage von der ungetreuen Frau, seinen Märchenring in den Krug der wasserschöpfenden Ortiga warf. Beide Liebesquellen aber hatte bereits Sá de Miranda neben einander erwähnt *Oia-me el turbio Duero, oia el Mondego Cado uno con la su fuente de amores* (S. Poesias S. 522 und 749), was beide Historiker übersehen haben. Dass auch der Fradinho da Rainha nicht nur dem Ines-Quell, sondern sogar dem cano dos amores ein Sonett gewidmet hat — ein ungedruckter Beitrag zu dem Florilegio Poetico, welches 1889 von industriell veranlagten Kamonisten herausgegeben ward — sei nebenbei ausgesprochen.

Auch mit der Sage von der Krönung der Ines de Castro hat der spanische Geschichtsschreiber sich befasst[100]). Er weist nach, dass weder die alten Chronisten Lopes de Ayala und Fernam Lopes um diese der Leiche dargebrachte Huldigung gewusst haben, noch auch die älteren portug. Dichter: Garcia de Resende vor 1516, Dr. Antonio Ferreira vor 1569. Dass Diego Bernardes, in einem Sonett an diesen letzteren, Ines «fast vergessen nennt», hätte hinzugefügt werden können (Flores, Son. 94: ja não lembrava em Portugal). Seiner Ansicht nach, ist J. Bermudez derjenige, welcher 1575 in der Nise laureada die dichterische Folgerung aus den gegebenen historischen Prämissen zog, d. h. aus der eidlichen Erklärung des Königs, und der feierlichen Überführung der Leiche nach Alcobaça, wo ein Marmor-Sarkophag mit ihrem gekrönten Ebenbilde die Tote aufnahm. S. GG. § 134. Ihm folgten die Romanzenschreiber Gabriel Laso de la Vega 1587, der Epiker Juan Suarez de Alarcon 1606, und die Dramatiker Mexia de la Cerda 1612, de Guevara 1652 und a. m.: lauter Spanier, wie man sieht. Die ersten Geschichtsschreiber hingegen, welche den dramatischen Fabelschmuck wie eitel Wahrheit verwerteten, waren Portugiesen: natürlich Faria e Sousa, der Berüchtigte, in seiner Europa portugueza (1638) und ein Jahr später in Lusiadas, I p. 175,

100) La Coronacion de Ines de Castro in Rep. Hist. 131—144.

und der Klosterbruder Manoel dos Santos (Alcobaça Illustrada). Ihnen folgte der volkstümliche Bühnendichter Nicolau Luiz, dessen Ines de Castro, eine blosse Übersetzung von Reinar despues de morir, so grosse Popularität gewann, dass 1830 der Nova Castro des Juan Baptista Gomes, auf Verlangen des Publikums die Krönung als Schlussscene hinzugefügt werden musste, auf welche er (wie Quita, Figueiredo, Sabino), verzichtet hatte. Alle modernen Historiker und Ausleger des Camões halten die Sage für historisch; Storck V 503 und Schäfer I 413 nicht ausgenommen, obwohl letzterer in einer Anm. einen gewissen Vorbehalt macht, des Inhalts, nur die Neueren wüssten um jenes Ereignis. Dass Bermudez sich, wie begreiflich, portug. Quellen bedient, d. h. Ferreiras Tragödie geschickt benutzte, hätte S. M. nicht verschweigen sollen, um Anklagen aus dem Wege zu gehen. Und mindestens die Frage hätte er aufwerfen müssen, ob die Nise laureada nicht im Keime in der kamonianischen Strophe von der misera e mesquinha, und insonderheit in der Zeile que depois de ser morta foi rainha steckt. Dasselbe Versäumnis habe ich mir übrigens zu Schulden kommen lassen (GG. § 74) und fälschlich die Erfindung der Ines-Krönung Faria e Sousa zugesprochen, der in Wahrheit nichts gethan hat als die Dichterworte in Prosa umzusetzen und sie keck als Geschichte auszugeben.

Trotz der bald gerühmten, bald getadelten Treue mit der Camões sich in seinem Epos an die Geschichte hält (GG. § 139), hat er also dennoch als echter Dichter, die Gestalten, die er zeichnet, künstlerisch idealisiert und sich den Ereignissen gegenüber kleine zweckvolle Abweichungen gestattet. Wie er die Koimbraner fonte de amores zum Schauplatz der Inês-Tragödie gemacht, die quinta das lagrimas geschaffen, und den Malern und Dramaturgen durch drei Worte die schaurige Leichenkrönung suggeriert hat, so prägte er auch den Standhaften Prinzen zu einem sich freiwillig für das Vaterland opfernden heldenhaften Regulus. Man sehe darüber Sanchez Moguel, Rep. Hist. S. 113—123.

Den für Portugal noch neuen Nachweis, dass die Veglie del Tasso, in denen Camões gefeiert wird, Fälschungen sind, führte RAMOS COELHO[101]). Vgl. Storck § 38.

Alte Briefe von Juromenha, Castilho und Basto über die Grabstätte und die Gebeine des Dichters (1858), welche im CCa. zum Druck kamen, verbreiten kein Licht über die rettungslos dunkle Frage[102]). Und das wird ebensowenig ein mir unbekannt gebliebenes Schriftchen vermögen, wenn gleich es den Titel führt: „A verdade àcerca dos ossos de Luiz de Camões“[103]).

Neue Ausgaben sind nicht zu verzeichnen. Nur die Tercetos de Luiz de Camões, impressos pela primeira vez em 1576 na Historia da provincia de Santa Cruz. erschienen 1894 in einem Facsimile-Abdruck[104]). Von der mit Anmerkungen, und von Gonçalves Vianna mit einer Darstellung der portugiesischen Aussprache versehenen Schulausgabe des ersten Lusiadengesangs ist schon die Rede gewesen[105]). Eine

101) As Vigilias de Torquato Tasso in CCa. II, 183—186. (1891). 102) A Sepultura de Camões und Acerca da sepultura de Camões in CCa. II 45—52; 157—164; 180—182. 103) Von SEBASTIAO DE ALMEIDA VIEGAS, Liss. 1893. 104) Liss. 1894. — Vgl. RCHLE. S. 147. CCa. II 109—111. 105) Os Lusi-

knappe schlichte Einleitung über den Dichter und sein Werk wäre eine notwendige Beigabe zu einem für die Elementarschule und Fortbildungskurse für das Volk bestimmten Buche. Angeblich bestimmt! ich wünschte, ich könnte den Tag bestimmen, wo ein portug. Lehrer mit vorgerückteren Zöglingen verständigen Gebrauch der lobenswerten Arbeit machte. Kann man im einzelnen auch eine andere Auffassung vertreten als F. de Salles Lencastre, so ist das Ganze ausgezeichnet gelungen. Ich möchte z. B. in der bekannten Stelle *que não é premio vil ser conhecido por um pregão do ninho seu paterno* (I 10) *pregão* nicht als *acção de louvar* auffassen, durch *por cousa de uma louvação* erläutern und wegen Lobung übersetzen, sondern halte es für lat. *praecone*, ein Synonym von *pregoeiro* = Ausrufer, deute es durch *como pregoeiro* und übersetze als Herold. Und in I, 33 finde ich in dem Satz über die portug. Sprache, in welcher Frau Venus lateinisches zu erkennen glaubt *quando imagina*, nicht den Gedanken: wenn sie (Venus) nachdenkt, sondern wenn sie (die Sprache) dichtend thätig ist. Doch ist das Recht vielleicht nicht auf meiner Seite?

Der berühmte Inhaber des Lissabonner Lehrstuhls für Sanskrit-Sprache und Litteratur G. de Vasconcellos Abreu besorgte für den im sprachlichen Teil so oft angeführten beabsichtigten Orientalisten-Kongress eine neue Auflage eines Werkchens, das er 1880 zur Camões-Feier unter dem Titel: Fragmentos d'uma tentativa de estudo scoliastico da Epopeia Portugueza veröffentlicht hatte[106]). Besonders die Stellen, welche Ceylon, Pegú und die Hundsmenschen von Arracam betreffen (X 122 und 181) sind darin in gelehrter Weise, auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften, kommentiert, unter Einfügung eigener Übersetzungen buddhischer Legenden. Einen Nachtrag dazu lieferte später Sousa Viterbo, der ins kulturhistorische Gebiet[107]) gehört. Derselbe zeigt, dass bereits Garcia de Resende in seiner Reimchronik über die Lebensweise der Pegú-Menschen berichtet hatte, wie später Barros, aus dem, seiner Überzeugung nach, Camões schöpfte.

Die Übersetzungslitteratur kamonianischer Werke ist um einige Stücke bereichert worden. Giuseppe Cellini fuhr damit fort, im Cam. CCa. und in anderen Blättern Sonette in gewandten Nachbildungen zu veröffentlichen[108]). Dank der Grossherzigkeit eines portug. Mäcenas, des Kamonisten Dr. Antonio Augusto Carvalho, der alljährlich zum 10. Juni ein dem Dichter geweihtes Werk drucken lässt, konnte Prospero Peragallo in einem splendide ausgestatteten Bande sammeln, was er in Zeitungen und Zeitschriften zerstreut hat: in erster Serie[109]) eine Übertragung der Ines-Episode, nebst einer Reihe fremder Umdichtungen derselben; dazu 38 Sonette (9 in doppelter Fassung); in zweiter Serie[110]) ein anderes Bruchstück aus dem Epos, die Schilderung der Schlacht am

adas, Poema Epico de Luiz de Camões, Edição annotada para leitura da infancia e do povo por F. de Salles Lencastre e precedida de uma exposição sobre a pronuncia da lingua portugueza por A. R. Gonçalves Vianna; Canto I; Liss. Impr. Nac. 1892. — S. oben I 326. **106**) Passos dos Lusiadas estudados á luz da mitologia e do Orientalismo. Liss. Imp. Nac. 1892 85 S. **107**) Um costume dos habitantes do Pegú in BSGL. 12. Serie, Nr. 2. **108**) CCa. II 119 und 214. **109**) Poesias de Luiz de Camões e outros, vertidas a italiano por Prospero Peragallo. Liss. Imp. Nac. 1890. 126 S. **110**) Segunda Serie, Liss. 1892. 144 S.

Salado, weitere 29 Sonette, 1 Ode, 1 Kanzone, 3 Lieder und abermals einige fremde, Camões und Ines de Castro feiernde Poesien. Die Übersetzungen sind trefflich gelungen. Nur einen Wunsch hätte ich auszusprechen: dass der geschickte Dolmetsch sich in seiner Camões-Ausgabe, etwa nach Bragas Liste, die Apokryphen und zweifelhaften Gedichte mit einem schwarzen Kreuze bezeichne und unbeachtet lasse, damit er nicht wider Willen zur Verbreitung schwer ausrottbarer Irrtümer beitrage. Im ersten Bande stehen drei bestimmt unechte und zwei zweifelhafte Stücke. — Eine ältere Paraphrase der Ines-Episode vom Abbé Cournand (1804), mitgeteilt von A. Fernandez Thomas[111]), sowie eine für den Orientalistentag bestimmte Übertragung ins Hebräische erheben noch Anspruch auf Beachtung[112]).

An Camões knüpft sich ausserdem eine Reihe geschichtlicher und litterargeschichtlicher Schriften bibliographischen Charakters. Seine ältere Skizze über den ersten Zensor der Lusiaden, Frey Bartholomeu Ferreira, hat Sousa Viterbo sorgsam und fleissig zu einem stattlichen, gleichfalls unter Carvalho-Monteiro's Schutze in der Nationaldruckerei hergestellten Bande ausgearbeitet[113]), der zwar noch lange keine vollständige Geschichte der nachweislich seit 1537, wahrscheinlich jedoch seit 1536 gesetzlichen Bücherzensur in Portugal ist, doch über einen Abschnitt davon kulturhistorisch wertvolle Materialien enthält. Beschrieben werden 140 portugiesische, spanische und lateinische, in Portugal gedruckte Werke des goldnen Zeitalters, welche der gelehrte Dominikaner in einem Zeitraum von 26 Jahren (1571—95) begutachtet hat, meist mit kurzen stereotypen Formeln, die in den Worten gipfeln „das Buch enthalte nichts gegen den Glauben und die guten Sitten“, des öfteren aber, besonders hervorragenden Erscheinungen gegenüber, mit wohlwollender und leidlich toleranter Milde, nicht selten jedoch unter fleissiger Benutzung von Bleistift und Scheere. Das Urteil, welches S. V. über Barth. Ferreira fällt, ist ein sehr günstiges, vielleicht zu günstiges. Im Jahre 1572, Camões gegenüber noch human, wird er im Alter allmählich unter dem Druck von aussen engherziger. Zur Stütze der freundlichen Vermutung, seine Klosterzelle möchte ein Versammlungsort der Dichter und Gelehrten gewesen sein, reichen die bekannten Thatsachen nicht aus. Wenn ein kluger Weltmann wie Andrade Caminha, der Kammerherr eines überaus frommen Prinzen, bei Zusendung seiner handschriftlichen Gedichte dem bestallten Zensor eine Oktave widmet, mit der diplomatischen Bitte, an derselben feilen zu wollen; wenn der Pater lobende Worte üker wirklich schöne, ihm vom Leibarzt der katholischen Königin D. Catharina vorgelegte fromme Weisen geschrieben hat; oder wenn ein Poet, Falcão de Resende, seine Bibliothek verherrlicht; ein Denker wie Duarte Nunes de Leão seine Sittenstrenge und Gelehrsamkeit rühmend erwähnt, und Frei Luis de Sousa ihn wenigstens bei Namen nennt, — so wird man immer noch etwas skeptisch sagen müssen, Schmeicheleien dem beschäftigsten Bücherinquisitor gegenüber seien von wenig Belang; die Thätigkeit, welche die

111) CCa. I 168—173. **112)** Joseph de M. Bénoliel, Inês de Castro, Traduction en vers hébreux, revue par M. le Grand-Rabbin L. Wogue, Lisb. 1892, publ. der SGL. **113)** Fr. Bartholomeu Ferreira, o primeiro censor dos Lusiadas. Subsidios para a historia litteraria do sec. XVI; Lisb. 1891, 237 p.

Dichter euphemistisch *limar* nannten, bezeichne man in der Zensorensprache mit *limpar;* seine Bibliothek sei der Beschreibung nach, eine Sammlung der von ihm und seinen Kollegen im Auftrage mit Strichen und Randnoten geschmücktes Werke gewesen, u. s. w. Doch darf ihm der Lobspruch, dass er 1572 die Lusiaden mit Verstand gelesen und mit Wohlwollen beurteilt hat, nicht vorenthalten werden. Vgl. Storck § 373.

Aus dem Vergleiche der üblichen Gutachten, welche die Druckwerke begleiten, mit gewissen anderen, welche wir vor ungedruckten Papieren finden, hat S. V. unterlassen eine Folgerung zu ziehen, die nicht ohne Interesse ist. Vorsichtige Herren, welche der Inquisition gegenüber makellos dastehen wollten, liessen nämlich, im Hinblick auf eine tridentinische Satzung, ihren Handschriften das licet des revedor e inquisidor de livros aufdrücken, ehe sie von denselben Abschriften, nahmen, oder sie ausliehen. So Caminha in dem in Lissabon ruhenden Liederbuch; so Francisco de Hollanda in seinen Schriften über Malerei; so D. Manoel de Portugal in seinem Traktat über das Gebet (s. S. Viterbo S. 200 und 56); so selbst die Fürstin D. Isabel de Bragança in einem Homilienbuche. In allen diesen Fällen fehlen in der Eingangsformel die Worte *por mandado da sancta e geral inquisição,* weil die Durchsicht eine freiwillige war und der Prozess dann nicht alle amtlichen Staffeln (zum Bischof, von da zum Tribunal, in die Zelle des Berichterstatters und zurück an die Mesa) durchlief. Auch heisst es am Schlusse nicht *pode-se imprimir,* sondern *pode-se divulgar* oder *pode-se lêr e communicar.*

Bisweilen blieb auch, trotz der Thätigkeit der Zensoren, noch Anstössiges stehen. Ein Beispiel ist merkwürdig genug. Aus allen Exemplaren der Dialogos des Pedro Mariz ist das Leben der heil. Elisabeth herausgeschnitten. Warum? S. V. hat den Grund nicht ausfindig gemacht; wohl aber Ribeiro de Vasconcellos. Mariz hatte nämlich im Übereifer von der Rainha Santa gesprochen als stände sie bereits im Katalog der Heiligen, während die Kanonisation in Rom noch nicht vollzogen war.

Angesichts der Mitteilungen über Varianten in verschiedenen Exemplaren der Elegiada von Luis Pereira, und im Hinblick auf Einzelheiten über verschiedene Camões-Ausgaben, sowie auf das, was ich über Abweichungen im CG. bekannt gemacht habe, ist die Annahme geboten, in Folge mangelhafter Druckeinrichtungen sei der Abzug der Bogen in den portugiesischen Druckereien ein sehr langsamer gewesen, Korrektoren und der Autor selbst aber hätten dadurch Gelegenheit gehabt, kleine Veränderungen am Texte anzubringen. (S. ob.) Auf grosse Willkür der Drucker lässt die Bemerkung von Frey Luis de Granada schliessen, der Hauptnutzen, den er dem Privileg zum Druck seiner Bücher verdanke, sei dass es ihm ermögliche, Druckfehler zu korrigieren.

Derselbe Sousa Viterbo beschäftigte sich noch mit einem wenig bekannten Lobredner des Lusiadendichters, Antonio Figueira Durão[114]), dem Erbauer einer jener Dichter-Ruhmeshallen, die das

114) CCa. I 73—88.

17. Jahrh. älteren und besonders zeitgenössischen Poeten aus lateinischen oder römischen Versen zu errichten liebte (Laurus Parnassea, 1635, nach dem Muster von Lope, Cordeiro, Gallegos).

Eine kurze Lebensskizze des Faria e Sousa von Camillo Castello Branco zeigt den Verfasser des Philipp II. verherrlichenden Epitome de Hist. Port. als feilen doppelzüngigen Vaterlandsverräter und Verächter, und macht wahrscheinlich, dass er ein Spion der Braganças gewesen ist. Von seinen unkritischen Behauptungen und den litterarischen Fälschungen, die er verbreitet hat, ist nicht die Rede. Der alten lobrednerischen Biographie von Porcel, die auf Aussagen und Aufzeichnungen von Faria beruht, ist kein Glauben zu schenken[114a]).

Von hohem wissenschaftlichen Werte ist eine gediegene und abschliessende Arbeit des gelehrten und kunstsinnigen Grafen Ficalho, Professors der Botanik am Lissabonner Polytechnikum und Majordomus des Königs von Portugal. Seit er 1880 ein Werkchen über die Flora der Lusiaden zur Camões-Litteratur beigesteuert hatte, widmete er seine Musse dem in der Geschichte der Naturwissenschaften rühmlich bekannten, humanistisch gebildeten Arzt, Botaniker und Camões-Freunde Dr. Garcia da Orta und seinen Colloquios dos Simples e Drogas da India. Diese 58 Gespräche über die Gewürz- und Medizinal-Pflanzen Indiens zwischen zwei Fachmännern, Dr. Ruano als Vertreter veralteter scholastischer Ansichten und Dr. Orta als Verfechter freier selbständiger Forschung, in welche Orta's Studien zu Salamanca und Alcalá, seine Lehrthätigkeit an der Lissaboner Universität und besonders der 30 jährige Aufenthalt in Indien, mit Praxis unter Christen und Indern, 1563 ausmündeten — das erste Werk, welches aus eigener Erfahrung und Untersuchung geschöpfte Erkenntnisse an Stelle der antiken und mittelalterlichen Nachrichten über die Naturgeschichte Indiens setzten — waren im Ausland bisher nur durch den trefflichen Auszug des Leydener Gelehrten Clusius (1582) und die danach gefertigte französische und italienische Bearbeitung von Colin und Biganti bekannt. Die Goenser Original-Ausgabe, zu der Camões eine Ode beigetragen hatte, war sehr selten und äusserst flüchtig, der von Varnhagen 1872 besorgte Abdruck aber auch nicht mit der nötigen Sorgfalt hergestellt. Im Auftrage der Akademie, deren Mitglied er ist, besorgte Graf Ficalho eine kritische Neuausgabe, deren ausführliche Einleitung Garcia da Orta e o seu tempo (1886) als selbständiger Band vorausgeschickt wurde; eine ebenso gelehrte wie künstlerisch abgerundete, auf gründlicher und allseitiger Erforschung der Zeitgeschichte beruhende Arbeit. Während darin das Allgemeinverständliche zu fesselnder Darstellung kam, wurden in den für den Fachmann bestimmten Colloquios die speziell-naturwissenschaftlichen Fragen (Nomenclatur, Beschreibung und Verwertung der Pflanzen) erledigt[115]). Benutzt sind die sonstigen portugiesischen Quellenschriften über die Flora Indica und Materia medica, sowie alle modernen besonders eng-

114a) ib. I 311—415, 327—32; II 1—4; 26—28; 58—61. **115**) Coloquios dos Simples e Drogas da India por Garcia da Orta. Edição publicada por deliberação da Academia Real das Sciencias de Lisboa, dirigida e annotada pelo Conde de Ficalho, Socio effectivo da mesma Academia. — Liss. Impr. Nac Bd. I 1891; XXI und 384 S. 1895 Bd. II. 443 S.



lischen Hülfsmittel. Am Schlusse jeden Gespräches ergreift der Herausgeber das Wort in reichhaltigen Anmerkungen, die kleinen Monographien über Pfeffer, Gewürznägel, Opium, Cocus etc. gleichkommen. Obwohl er Indien nicht aus eigener Anschauung kennt und auch kein Orientalist im eigentlichen Sinne des Wortes ist, hat er durch sorgsame Benutzung der besten Spezialwerke selbst etymologische Klippen ohne Unfall umschifft. Auch für den Laien ist die geschichtliche, ethnographische und geographische Ausbeute nicht gering. Hier und da hätte ein Hinweis auf die Litteratur, die Anmerkungen noch reichhaltiger gestaltet. Da auch Orta seine wissenschaftlichen Nachrichten durch Legenden verbrämt, hätte z. B. in dem Abschnitt über die Arvore triste (Nyctanthes Arbor tristis) der beiden portugiesischen Bearbeitungen der Hindulegende erwähnt werden müssen, welche von zwei Camões-Schülern, Fernam Alvares do Oriente und Francisco Rodrigues Lobo (?) mit Reminiscenzen aus Tristan und Isolde durchsetzt sind, um so mehr als sich eine Streitfrage daran knüpft, da einige Schriftsteller diese Gedichte für Camões in Anspruch nehmen, auf Grund des am kamonianischen Parnass verübten Diebstahls. Im sprachlichen Abschnitt habe ich bereits die Auslassungen über das Wort coco einer Prüfung unterzogen. Siehe ob. I 346. — Vgl. CCa. II p. 205—213, eine glänzende Besprechung von Oliveira-Martius, der Ficalhos Arbeit über da Orta, mit Yules über Marco Polo auf eine Linie stellt. Desgleichen Jornal do Commercio, vom 20. Juli 1895, wo Th. Braga sich lobend äussert.

Der den Kunsthistorikern so werten Gespräche über Malerei von Francisco de Hollanda, welcher in Italien in Beziehungen zu Michelangelo und Vittoria Colonna trat, und sich für die hohe Kunst des Meisters begeisterte, hat Joaquim de Vasconcellos sich angenommen und sie mit reichlichen Erläuterungen und Ausläufen versehen, herausgegeben[116]).

17. Jahrh. Die Bibliotheca de Classicos Portuguezes führt fort, ungedruckte oder selten gedruckte Geschichtswerke zugänglich zu machen und zwar, dem Zeitinteresse entsprechend, vorwiegend solche, die Afrika betreffen. Sie bot die Geschichte der Belagerung von Mazagão (1562) von einem aus der Stadt selbst gebürtigen Augenzeugen, Agostinho de Gavy de Mendonça[117]), der jedoch nicht unmittelbar nach den Ereignissen, sondern ein Menschenalter später zur Feder griff, nachdem der Bericht von Pedro Mariz in den Dialogos de Varia Historia ihn zum Widerspruch gereizt hatte. Geboten wird uns ein Abdruck nach der Original-Ausgabe von 1607 mit kurzer Einleitung über den Verfasser und sein Werk. Ich vermisse darin den Hinweis auf eine Stelle aus Frey Luiz de Sousa, Vida do Arcebispo I. Buch 2. Kap. 11, sowie auf Herculanos Vorbemerkung zu den Annaes de D. João III. — In demselben Bande steht noch eine Reihe von königlichen Schreiben und Bescheinigungen über Kriegsdienste derer welche den Leichnam Sebastians nach Portugal brachten, von einem Afrikasoldaten (Tanger 1574, Alcacer 1578) und Kommandanten von Mazagão.

---

116) Da Pintura Antiga und Tratado do tirar pelo natural in dem Wochenblatt A Vida Moderna vom Sept. 1890 bis Dez. 1892. **117)** Vol. II. Historia do Cerco de Mazagão. Liss. 1891, 240 S.

— Ausserdem ward die Ethiopia Oriental des Missionars Frei João dos Santos († 1622 zu Goa) nach der einzigen alten Ausgabe v. J. 1608 wieder aufgelegt[118]). — Zum dritten erhielten wir eine bis heute ungedruckte, aus dem Hausarchive der Braganças stammende Chronik des Infanten D. Pedro[119]). Der Verfasser Gaspar Dias de Landim, aus Arrayolos, ein ergebener Diener des Herzogs Johann II. (nachmaligen Johann IV), der um 1621 angeblich alte Handschriften benutzt hat, will die Geschichte des bei Alfarrobeira Gefallenen von 1433 bis 1459 (wie sie von den alten Chronisten erzählt wird, seiner Meinung nach, in legendenhafter Weise) berichtigen, d. h. den Regenten als einen ehrgeizigen Rebellen, den ersten Herzog von Bragança aber, den Oliveira-Martins und andere vor ihm mit etwas parteiischer Ungerechtigkeit behandelt hatten, als allergetreuesten Vasallen seines Königs hinstellen. Eine Tendenzschrift also (mit der sich die Geschichtsschreiber zu beschäftigen haben), bestimmt eine der bedeutendsten Gestalten der portugiesischen Geschichte, mit der nicht nur bis 1640, sondern bis heute die Guten der Nation sympathisiert haben, in den Staub zu ziehen. — Der Herausgeber Luciano Cordeiro, ein Gegner der noch vor kurzem von Oliveira-Martins verfochtenen Ansicht, stellt sich auf die Seite des Geschichtsklitterers.

Mit dem Leben und den Werken eines Autors, der als Übersetzer und Verfasser politischer und historischer Schriften im Interesse der Restauração wiederholt zur Feder griff; den von Kaiser Friedrich III. verratenen und verkauften Prinzen D. Duarte (1605—49) verteidigte; für den kunstliebenden ersten Marquis de Niza Bücher ankaufte und ins Portugiesische übertrug; und Beziehungen zu Vicente Nogueira, D. Francisco Manoel de Mello, D. Antonio da Cunha, dem Conde de Penaguião und anderen Litteraturverständigen in Frankreich und Flandern unterhielt, befasste sich der jüngste Geschichtsschreiber des obengenannten D. Duarte, der schon mehrfach erwähnte, als Dichter, Übersetzer und Historiker gleich namhafte Ramos Coelho. In seiner Schrift über Manuel Fernandes Villa Real e o seu Processo na Inquisição de Lisboa[120]) stellt er aktenmässig fest, wie dieser Kaufmann, Konsul und Kapitain (1608—1652), ungeachtet seiner Verdienste um Portugal und besonders um die Dynastie Bragança, als des Judaïsmus verdächtig und wegen Besitzes verbotener Bücher von der Inquisition ergriffen und nach 37 Monaten entsetzlicher Haft in feierlichem Auto-da-Fé verbrannt wurde. — Die Denkschrift (Autograph), welche der Unglückliche im Kerker zu Papier brachte, sowie den Urteilsspruch hat Brito-Aranha im Dicc. Bibl. (XVI p. 190) veröffentlicht.

Die ergreifenden, leidenschaftlichen Liebesbriefe der portugiesischen Nonne machen abermals wie 1669 die Runde durch die Welt, seit Luciano Cordeiro durch seine wertvolle Studie über Soror Marianna Alcoforado (die übrigens 1891 bereits eine 2. Auflage erlebt hat)[121]) die Aufmerksamkeit auf sie zurückgelenkt hat. Der französischen Neuausgabe

118) Vol. III u. IV. Liss. 1891 und 1892. 119) Vol. V—VII O Infante D. Pedro, Chronica Inedita. 3 Bde Liss. 1893. 120) Liss. 1894. 121) JBRPh. I S. 612. Eine illustrierte Ausgabe erschien 1894.

von M. Asse (1889) folgte eine englische Übersetzung von Edgar Prestage[122]), nebst Abdruck der ersten französischen, sowie einer seltenen Umschreibung in englischen Versen (1713) in einer kurzen doch ausreichenden Studie; die spanische von Pero Perez[123]), und eine dänische von Karl Larsen[124]).

XVIII. Jahrh. Eine sehr dankenswerte Gabe ist die elegante Facsimile-Ausgabe, welche auf Antrieb von Joaquim d'Araujo, vom Discours Pathétique des Chevalier d'Oliveira hergestellt worden ist[125]). Denn diese heftige, gegen das „heilige Tribunal", Aberglauben und veraltete Gesetze gerichtete, litterarisch und sachlich gleich interessante Anklageschrift des zum Protestantismus Übergetretenen, in welcher in Briefen an den König, Pombal und die Akademie, das Erdbeben von Lissabon als Gottesstrafe für die Greuel der Inquisition hingestellt ist, zog dem Autor Verbrennung in effigie zu und ist natürlich eine kaum findbare Seltenheit. — Der Neudruck ist mit einem bibliographischen Nachwort versehen.

Von Francisco do Nascimento, dem arkadischen Filinto Elysio und seinem bewegten Leben in den Tagen Pombals und der nachfolgenden Reaktion, vor der er fliehen musste, erzählte der studierenden Jugend Brasiliens in blütenreichem Stil, und mit reichlicher Einstreuung von Stellen aus des Dichters Werken J. M. Pereira da Silva. Neues enthält seine etwas seichte Darstellung nicht[126]).

XIX. Jahrh. Th. Braga hat den Versuch gemacht, die Geschichte der portugiesischen Litteratur in den letzten fünfzig Jahren zu schreiben, d. h. ihre Entwicklung aus der Romantik durch eine Epoche der Hyperromantik zur kritischen Zersetzung derselben und bis zur sogenannten, wissenschaftlichen, ästhetischen und politischen Erneuerung des Nationalgeistes, angeblich dank der Einführung des Comteschen Positivismus durch den Autor selbst, nach anderen durch den Germanismus der Koïmbraner Schule. Die Darstellung der Hauptströmungen innerhalb dieser Zeit der Wiedergeburt, sowie die Charakteristik der tonangebenden Persönlichkeiten Jung-Portugals und ihrer Anhänger und Nachfolger — denn das ist es, was unter dem nicht völlig entsprechenden Titel As Modernas Ideias na Litteratura Portugueza[127]) geboten wird — ist jedenfalls lehrreich, wenn das Werk auch allzusehr in eine Reihe als selbständiger Artikel gedachter Einzelbiographien auseinanderfällt und Licht und Schatten nicht immer richtig verteilt sind. Den ersten Platz unter den Dichtern räumt Braga dem Lyriker João de Deus ein, als einem vom Ausland unbeeinflussten, echten, und typischen Vertreter der nationalen Denkart mit ihren Vorzügen und Schwächen. Mit

---

122) The letters of a portuguese Nun (Marianna Alcoforado). London. David Nutt 1893, 209 S. 123) Cartas Amatorias de la Monja Portuguesa. Madrid 1894. 124) Soster Marianna og hendes kaerligkdsbreve mett otte billerder. Kopenhagen 1895. 125) Discours Pathétique au suget des Calamités Présentes arivées en Portugal, adressé à mes compatriotes et en particulier à Sa Majesté Très-Fidèle, Joseph I, Roi de Portugal. Lond. 1762 (bezw. 1756). Porto 1893, Reproducção facsimile da Typographia Occidental; 94 und V. S. 126) Filinto Elysio e sua epoca. Estudo historico e critico. Rio de Janairo 1891. 212 S. 127) Porto, Lugan & Genelioux 1892. 2 Bde., 446 u. 514 S.

ungerechtfertigter Überschwänglichkeit wird dieser als grösster Liebesdichter nicht nur des heutigen Portugal — sondern aller Völker und Zeiten gepriesen. Hingegen drückt Braga seinen Rivalen, den vom Germanismus nicht unberührten philosophischen Dichter Anthero de Quental geflissentlich herab, dessen gedankenreiche und formvollendete Sonette, in den Übertragungen von Storck, Björkman, Cannizzaro etc. sich langsam Bahn brechen. Sich selbst wahrt er den nicht unverdienten Ruhm, der eigentliche Pfadfinder der modernen Generation zu sein. Als Repräsentanten des Volksgeistes unter den Romanschriftstellern wird der fruchtbare Camillo Castello Branco vorgeführt, obwohl ihm an Wissen und Kunst Eça de Queiroz, der Verfasser des Crime do Padre Amoro und Primo Basilio, weit überlegen ist.

Diesen Hauptgestalten und dem Geschichtsschreiber Oliveira Martins sind einige Einzelarbeiten gewidmet. Verherrlicht wird Braga selbst von einem Apostel und Schüler in einem starken Bande, der eigentlich als Ergänzungswerk zu den Modernas Ideias geplant ist. Theophilo Braga e a sua obra[128]) nennt Teixeira Bastos die Aneinanderfügung älterer Anzeigen und Besprechungen von Einzelwerken Bragas, in denen der vielseitige und unermüdliche Arbeiter als Dichter, Mann der Wissenschaft und Philosoph aufgetreten ist. Kritik ist wohl absichtlich nicht geübt worden. Leider sieht das Buch auch zu wenig wie ein gegliedertes Ganzes und zu sehr wie eine rudis indigestaque moles aus. — Auch Bragas Aufsatz über João de Deus war zuerst in einer Zeitschrift erschienen[129]). Doch hatte er sich und dem Freunde damit noch nicht genug gethan. Unter Zustimmung des sorglos Alternden sammelte und veröffentlichte er dessen vorher noch nie vollzählig zusammengetragene, kritisch gesichtete und endgültig festgestellte, sondern teils bloss handschriftlich, teils in Zeitungen und Zeitschriften, teils in mangelhaften Einzelausgaben verbreitete Lieder. Der Sammler wollte alles bieten, als wichtiges und köstliches document humain, und schliesst daher Minderwertiges und völlig Wertloses (z. T. ganz Ungefeiltes) nicht aus. Die vielleicht gebotene chronologische Ordnung ersetzt er durch eine systematische nach Gedichtgattungen, mit der Erklärung, die jeweilig gewählte Form entspreche eben einem Seelenzustand innerhalb der zwei Hauptgruppen Lyrisches und Satirisches. — Dass die von fremder Hand hergestellte sich «edição authentica e definitiva»[130]) nennende Herausgabe der Werke eines Lebenden (die übrigens bereits in zweiter Auflage erschienen ist) an solchen und vielen anderen Schwächen krankt, und dass der einflussreiche Freund den Dichter nicht dazu vermocht hat, selber ein künstlerisch vollendetes Ganzes zu bieten, ist lebhaft bedauert und dem Herausgeber von einzelnen Kritikern mit Unwillen vorgeworfen worden[131]). — Desgleichen meint man, Braga habe Anthero de Quental einen schlechten Dienst geleistet, als er, von dem gleichen Gesichtspunkt aus, von jenem verworfene, niemals gedruckte Jugendgedichte aus der Coïmbraner Zeit (von denen Kommilitonen Abschriften aufbewahrt hatten) und späte intime Gelegenheitsgedichte

128) Porto, Lugan & Genelioux 1893. 508 S. 129) João de Deus e a Renovação do moderno lyrismo in RP. Bd. IV p. 257—278; 412—432; 556—568. 1892. 130) João de Deus: Campo de Flores. Liss. 1893. 131) Alfredo da Cunha und Trindade Coelho in RNo. I P. 13—21. Dez. 1893.



ans Licht zog und in einem Prolog der schönen lakonischen, doch durch und durch ehrlichen autobiographischen Skizze, welche Storcks Übersetzung begleitet, eine sich für streng sachlich ausgebende, in Wahrheit jedoch hart urteilende Darstellung gegenüberstellte[132]). Schon vorher hatte übrigens Joaquim de Araujo eine Reihe Dichtungen herausgegeben, die von Quental verschmäht worden waren, in der Überzeugung, alles was jenen Namen trage, sei beachtenswert[133]). Mit ausgewählten Sonetten Quentals trat Edgar Prestago, der Übersetzer der Nonnenbriefe[134]) vor das englische Publikum. Sie stehen zwar an Wohllaut und Eleganz dem Originale nach, werden aber dem bedeutenden Ideengehalt gerecht. Eine gute Beigabe bildet Quentals Autobiographie und eine erläuternde Einleitung. — Das abenteuerliche Künstlerleben des Camillo Castello Branco schilderte, mit Benutzung autobiographischer Stellen aus seinen Werken, sein Schüler Alberto Pimentel als Romance de um Romancista (mit Illustrationen)[135]). C.s echt portugiesische Art, die angeborene und durch Erziehung gar nicht gebändigte Weichherzigkeit, durch ein ironisches und oft frivoles Spiel mit allem Ernsten zu verdecken, welche dem ausländischen Leser seiner z. T. ausgezeichneten, z. T. ganz untergeordneten, immer aber in lebendiger Umgangssprache geschriebenen Romane oft befremden muss, wird durch die geistesverwandte Manier des Berichtenden nicht annehmbarer und sympathischer gemacht. C.s grosse Fruchtbarkeit auf den verschiedensten Litteraturgebieten, besonders aber im Romanfach, hatte eine Bibliographia Camilliana zu einem wirklichen Bedürfnis gemacht, dem Henrique Marques[136]) entgegengekommen ist. In so systematischer und praktischer Weise verfährt er freilich nicht wie der Philologe es wünschen muss, der C.s gelegentliche Auslassungen über bestimmte Litteratur- und Geschichtsfragen kennen lernen will. Ein Verzeichnis der Stellen z. B. wo Camillo sich mit Camões, Bernardim Ribeiro, Miranda, Gil Vicente, Goes etc. beschäftigt, wäre eine nützliche Beilage. — Scenen und Anekdoten aus dem Leben berühmter Zeitgenossen, unter denen Garrett, Herculano, Mendes Leal, Latino Coelho, Gonçalves Crespo, und Anthero hervorragen, erzählt der Dichter Bulhão Pato in seinen leicht und amüsant geschriebenen Memorias[137]). — Nur dem Titel nach bekannt ist mir ein Werkchen über Herculano von Caldas Cordeiro, das ihn als Dichter, Romanschriftsteller, Geschichtsschreiber und Politiker betrachtet[138]). — Eine wohlwollende Charakteristik einer Schar allerneuester Dichter Portugals gab den Franzosen Maxime Formont, der sich früher schon mit Katharina de Ataide und der portugiesischen Nonne beschäftigt hatte[139]). Zu wenig Greifbares bietet dem fremden Leser die psychologische Studie, in welcher G. Moniz Barreto[140]) auseinanderzusetzen versucht, was

132) Raios de extincta luz: Poesias Ineditas 1859—1863. Com outras pela primeira vez colligidas, publicadas e precedidas de um esboço biographico por Th. Braga. Liss. 1892. Gomes; 257 S. 133) Anthero: Cadencias vagas; Versos colligidos por Joaquim de Araujo. Liss. 1892. 92 S. 134) Edgar Prestage: Anthero de Quental. Sixty-four Sonnets, englished. Lond. David Nutt. 1894. 133 S. 135) Liss. Empr. Editora, ohne Datum. 379 S. 136) Liss., A. M. Pereira, 1894. 281 S. 137) Liss., Acad. 1894. Bd. I, 338 S. Bd. II, 370. 138) Herculano, como poeta, romancista, historiador e politico. Liss. 1894. 64 S. 139) Le mouvement poétique contemporain en Portugal. Lyon 1892. 140) Oliveira Martins, Estudo de psychologia. Paris 1887.

Oliveira Martins als Historiker gewollt hat und als Schriftsteller bedeutet, selbst wenn derselbe Bragas Kapitel über die ethnographischen und politischen Ansichten jenes Denkers und die fünf Studien zu Hülfe nimmt, in denen Anthero de Quental seinen treuen Freund beim Erscheinen verschiedener Bücher von ihm charakterisiert hat (1872—75), die nun aber nachträglich zu einem Hefte geeint worden sind[141]. — Noch ferner liegt ihm die Gedankenwelt des jung gestorbenen Moniz Barreto (1897), dessen Manier der Dichter Manoel da Silva Gayo im ersten Hefte einer Reihe litterarischer Charakterköpfe analysiert, unter dem Titel Os Novos: I.[142]) Moniz Barreto.

Porto, März 1898. Carolina Michaëlis de Vasconcellos.

Italienische Litteratur.

Redigiert von **Vittorio Rossi** (Pavia).

La poesia profana in Italia nel periodo delle origini (XII—XIV). 1895—1896. ***Testi.*** Un Contrasto della rosa e della viola, in 385 versi «arieggianti gli alessandrini» e «allacciati in istrofe monoritmiche di varia misura», pubblica, per la prima volta, di su il codice Ambrosiano N. 95 Sup., della prima metà del secolo XV, il prof. Leandro Biadene[1]). Egli lo illustra con note grammaticali e lessicali, confrontandolo con testi consimili, medievali, latini e francesi, e col più noto di Bonvesin de la Riva, dal quale differisce molto. — Fra Salimbene nella sua Cronica avea recato alcuni versi volgari del rimatore cremonese, suo concittadino, Girardo Pateg, appartenenti ad un Liber taediorum, di cui fino ad ora si era perduta ogni traccia. Il prof. Francesco Novati (Girardo Pateg e le sue „Noie", testo inedito del primo Dugento[2]), tanto benemerito degli studî di letteratura medievale, ha avuto la fortuna di scoprirlo in un codice recentemente acquistato dalla Biblioteca di Brera in Milano. In questo manoscritto, zibaldone di un oscuro verseggiatore milanese del Quattrocento, la nuova opera del Pateg è veramente intitolata: Frotula noie moralis; ma nessun dubbio ch' essa non sia il Liber taediorum, perchè contiene tutt' i versi citati da Salimbene come appartenenti a quest' ultimo. Essa è diviso in tre componimenti che il Novati dice indipendenti, «con una strofa introduttiva» e «con un comiat alla provenzale», tutt' e tre diretti a persone diverse. Il Novati afferma che il Pateg in questo componimento si sia ispirato agli Enuegs del monaco di Montaudon. Di questi, però, il rimatore cremonese non riproduce affatto il metro: egli adopera, invece, la decima rima della antica nostra poesia religiosa, con questa differenza: che la sua, in sostanza, è un' ottava, a cui è accodato un distico a rima baciata. Il Liber

141) Oliveira Martins: o critico litterario. O economista. O historiador. O publicista e o politico. Liss. 1894. 54 S. 142) Coimbra, França Amado 1894. 101 S.

1) SFR. fasc. 19. 2) Milano, Bernardoni, 1896 (8°, pp. 27). Estratto dai RIL. S. III, XXIX, 5—9. Sulla strofa adoperata dal Pateg, v. le osservazioni del Flamini in RBLIt. IV, 165—741.

taediorum viene a ridarci la fisonomia del Pateg, quale ce l' aveva ritratta Fra Salimbene: «solatiosus homo, suavis et iocundus, libenter bibens vinum, maximus cantator cum instrumentis musicis, non tamen ioculator»; mentre dall' altra opera sua, i Proverbi, arida e rozza parafrasi de' detti di Salomone, pubblicata dal Tobler nel 1886, egli appariva tutt' altro che un uomo e un artista giocondo e bizzarro. Del Liber taediorum il Novati ci dà per ora una edizione diplomatica; ma egli ci promette, fra non molto, un' edizione critica e di esso e dei citati Proverbi in quella Biblioteca storica di letteratura italiana, ch' egli ha iniziata e dirige con tanto senno e solerzia. — Un' altra bella scoperta ha fatto il dottor Enrico Rostagno nel codice Magliabechiano II, III, 492, miscellaneo. Egli ha riconosciuto in quattro fogli membranacei, ivi contenuti, i Frammenti di un codice di rime volgari affine al Vaticono 3793 [3]), il noto manoscritto pubblicato dai professori Alessandro d'Ancona e Domenico Comparetti. Serviti da guardia a qualche volume, questi quattro fogli non ci son pervenuti nella loro integrità, ma dimezzati, tagliati nei margini superiori, e raschiati qua e là. Dello stesso tempo e nello stesso ordine del Vaticano, essi ci conservano, in una lezione diversa, alcuni componimenti di Guittone d'Arezzo, e cioè 16 sonetti, quelli segnati coi numeri CDXIV-XXIX nel codice già pubblicato, e i frammenti di quattro canzoni che, nella stessa stampa, hanno i numeri CCLXXXI, CCLXXXII, CCLXXXVII e CCLXXXVIII. E poichè l'ultima di queste canzoni ha lo stesso numero in tutt' e due i codici, il Rostagno ne deduce che il manoscritto disperso o distrutto, doveva appartenere alla stessa famiglia del Vaticano. In quali relazioni siano fra di loro i due codici egli non ha creduto di precisare: è di parere, però, che essi siano indipendenti fra di loro, ma l' uno e l' altro derivati, più o men direttamente, da un archetipo comune. Dei quattro fogli membranacei, residuo di una così preziosa collezione, il Rostagno ci offre, intanto, un' riproduzione diplomatica diligente ed accurata. — Altri Frammenti di un canzoniere ignoto del secolo XIV [4]), ha rintracciato il professor Flaminio Pellegrini in due listelli che, formanti un tempo un' istessa pagina, furon divisi per essere adoperati come rinforzo alla legatura di un libro dell' Archivio di Stato di Bologna. Scritta nella prima metà del Trecento, questa pagina ci conserva, nel recto, sei strofe di una canzone di Guittone d'Arezzo (Vergogna ho, lasso, ed ho me stesso ad ira), ma in una lezione alquanto differente da quella offertaci dai codici sinora noti (Vaticano 3793, Laurenziano-Rediano 9 e Riccardiano 2533). Nel verso della pag. vi son quattro sonetti, due interi e due frammentarii. Degli interi (*Li gran turmenti ch' insembla patemo, Ben creo che la pure parte presa*), il primo solo è noto ed attribuito, in un codice Marciano, al Cavalcanti (Rime di G. Cavalcanti, ediz. Arnone, p. 95). Dei due frammentarii, uno è fra i ritrovati dal Carducci nei Memoriali dei notai bolognesi; l' altro, affatto ignoto, è un bisticcio sulla parola falso e derivati (*E' no' è falso chi 'nfalsa ver' falsia*). — Due altri notissimi e stimati canzonieri sono stati messi

3) GSLIt. XXVI 1895, 141—5. 4) Miscellanea per nozze Biadego-Berardinelli, Verona, Franchini, 1896.

a stampa dal professor Mario Pelaez nelle Rime antiche italiane secondo la lezione del codice Vaticano 3214 e del codice Casanatense D. v. 5[5]). Del primo, per opera del conte Luigi Manzoni, erano già note la tavola e le rime inedite (RFR. I, 71 sgg.); il Pelaez ci offre ora, con una introduzione descrittiva dei due manoscritti, tutte le rime che essi contengono, in una lezione diplomatica il testo offertoci dal copista, dandoci in nota le correzioni e le postille fatte ad esso dagli eruditi ch' ebbero quei codici fra le mani. Più storico dell' altro, il Vaticano fu posseduto dal Bembo e dall' Orsini, pel primo dei quali fu copiato nel 1525, e servì in parte da modello (il Pelaez non lo dice) ai codici bolognese 1289, bartoliniano, riccardiano 2846 ed Alessandri (Menghini). — Una buona edizione critica delle Rime di Dante da Majano ci ha dato il dott. Giovanni Bertacchi[6]). Egli ha diviso la sua raccolta in tre libri: nel primo ha collocate le rime contenute nel libro settimo dei poeti antichi stampati a Firenze dai Giunti nel 1527, collazionandone la lezione con quella del codice Chigiano L, IV, 131; nel secondo, le rime dirette all' Alighieri, alla donna amata e amante di lui, Nina, e ad altri compositori, sempre secondo la predetta stampa (libro XI); e nel terzo, finalmente, le rime provenzali del Majanese secondo un codice Laurenziano, quelle indirizzate a Lippo, secondo l'edizione datane dal Casini (GSLIt., II, 334), e quelle dirette a Chiaro Davanzati, secondo due codici, Magliabechiano e Marciano. Nell' Introduzione egli ha risostenuto, col Novati (Dante da Majano e Adolfo Borgognoni, Ancona, Morelli, 1883), l'autenticità delle rime del Majanese contro il Borgognoni (Dante da Majano, Città di Castello, Lapi, 1882), che, non trovandole in nessun codice anteriore alla citata stampa giuntina, le avea dichiarate falsificazione di qualche letterato del Cinquecento. Il Bertacchi, identificato il suo poeta con quel Dante di Ser Ugo da Majano di un documento del 1301 scoverto dal Novati; ricordato che due codici (Laurenziano e Bordera) anteriori alla stampa giuntina, recano suoi componimenti con in fronte il suo nome; e messa a riscontro la materia del canzoniere del Majanese con quella degli altri contemporanei, conclude non esser possibile che un falsificatore del Cinquecento conoscesse tanto bene il frasario, la morfologia e l'ortografia del secolo XIII, da non incorrere mai in nessun errore. In quanto alla classificazione di queste rime il Bertacchi assoda che, mentre con quelle del primo libro Dante da Majano è da collocarsi tra gli ostinati provenzaleggianti, con quelle del secondo è da annoverarsi fra quei rimatori che, come Monte Andrea, Guido Orlandi, Rustico di Filippo, Maestro Rinuccino e specialmente Chiaro Davanzati, furono incerti tra il vecchio e il nuovo. — Una cattiva edizione è invece quella procurata da Ernesto Lamma delle Rime di Lapo Gianni, «rivedute sui codici e su le stampe con prefazione e note[7])». Fra i 24 manoscritti che contengono rime del Gianni, e che, dopo accurato esame, si troverebbero ridotti a ben pochi, il Lamma pone, giustamente, a fondamento della sua edizione il Chigiano L. VII. 305. In nota egli relega poi un ammasso informe di varianti,

5) COIR. Bologna, Romagnoli-Dall' Acqua, 1895. Cfr. la recensione di Mario Menghini, RBLIt. III, 173. 6) Bergamo, Istituto d' arti grafiche, 1896 (8° pp. LVI—77). Fa parte della BSLIt. diretta da Francesco Novati. 7) Imola, Galeati, 1895 (8°, pp. LXII—81).

la maggior parte puramente grafiche. Nè è più fortunato nel fare la classificazione delle rime e la biografia del poeta. Le rime egli le divide in generale, senza indicarle, in tre gruppi: siculo-provenzaleggianti, erotico-filosofiche, e rime del dolce stil nuovo. Tra i quattro Lapi Gianni vissuti quasi contemporanei a Firenze, il Lamma riconosce il poeta in quel notaio Lapo di Gianni Ricevuti, di cui si conservano gli atti sino al 1321, e che, vissuto tra il 1262 ed il 1335, fu in relazione con Francesco da Barberino, pur esso notaio, con Dante e col Cavalcanti. Da questi dati cronologici che fanno il Gianni, nella sua carriera poetica, un contemporaneo del Cavalcanti e di Dante (uno, quindi, dei rimatori della nuova scuola toscana), il Lamma ricava, invece, che ei fu, „il ponte di passaggio tra i guinizelliani e i poeti del dolce stil nuovo“ (p. XLVII). — Tre ballate d'amore del sec. XIV (Madonna mia, el velo de pietate, Despero de mia vita, Voi non guardate questa giovinetta) sono state publicate dai noti Memoriali dei notai bolognesi (JBRPh. III, 331) da FLAMINIO PELLEGRINI[8]). Di esse una sola, l'ultima, fu già edita, ma sul Vaticano 4823, dal Casini (1889). — SALOMONE MORPURGO ci dà Otto ballate amorose di Giovanni Quirini[9]), uno dei primi cultori del dolce stil nuovo nel Veneto. Sono tolte dal Marciano it. XIV, 223. — Del Mazzetto di rime dei secoli XIV e XV[10]), pubblicato da FRANCESCO FLAMINI, appartengono al nostro periodo solo i primi sette componimenti: una stanza attribuita a Fazio degli Uberti in un ms. Trivulziano; un son. di Jacopo da Montepulciano, già edito (GSLIt. III, 229), ma qui meglio ripprodotto secondo la lezione di un cod. Corsiniano; due madrigali di Antonio degli Alberti e di Rigo Belondi, da un ms. musicale laurenziano; e una canzonetta e due sonetti, estratti da due codd. parigini, e appartenenti, rispettivamente, a Galeazzo Marescotti, a Pellegrino Zambeccari e a Marco Piacentini. — Appartengono a questo periodo anche gran parte delle Cacce in rima dei secoli XIV e XV raccolte da GIOSUÈ CARDUCCI[11]). La caccia derivò dal madrigale, e, trattando, com' esso, «di selve e d' acque, d' uccelli e cani, di cacce e pèsche», fu pure, come il madrigale, destinato alla musica ed al canto. Questa specie di componimenti si trova nei mss. dalla seconda metà del Trecento fino al mezzo del Quattrocento, e fu specialmente coltivato, sul finire del secolo XIV, da Nicolò Soldanieri e dai fratelli Sacchetti, Franco e Giannozzo. Le composizioni di questi tre scrittori sono comprese nel I, II e VI degli otto libri, in cui il Carducci ha divisa la sua raccolta, relegando negli altri libri le cacce d' ignoti. Quelle del Soldanieri sono delle vere cacce alla capriola, alla volpe, alla cervia; quelle di Franco e Giannozzo Sacchetti, scritte nel 1362—64 e prima del 1379, ritraggono delle battaglie. Notevole l' ultima di queste, «che ritrae e icasticamente rende il costume e gli atteggiamenti il fare e il dire di quelle compagnie di ventura miste di tedeschi e inglesi e ungheri e italiani, in alcuna delle battaglie onde si affliggeva la misera età». Sono molto libere nella forma metrica, e come i

8) Verona, Franchini, 1895; per nozze Fraccaroli-Rezsonico. 9) Prato, Giacchetti, 1896; per nozze Rasi-Saccardo. 10) Pisa, Mariotti, 1895; per nozze Rua-Berardi-Ughetto. 11) Bologna, Zanichelli, 1896; per nozze Morpurgo-Franchetti. Cfr. la recens. di E. LOVARINI in RBLIt., V 6, con aggiunte.

madrigali e i canti carnascialeschi, sempre allegoriche e di significato amoroso.

Metrica. Nel suo Studio su la forma metrica della canzone italiana nel secolo XIII[12]) il prof. GIUSEPPE LISIO si propone di studiare l' origine e lo svolgimento della canzone nel primo secolo della letteratura italiana sotto il solo aspetto metrico. Dato un accurato elenco di tutti gli schemi che offrono le canzoni italiane del secolo XIII, il Lisio tenta di classificarli, separatane la parte che precede da quella che segue la principale divisione della strofa. Questa prima delle due parti in cui è diviso il lavoro, si chiude con un esame dei versi con rimalmezzo. La seconda è dedicata all' origine della canzone, che, secondo il Lisio, non deriverebbe punto dalla provenzale, sebbene di questa molte volte imiti e segua la forma metrica, nè nascerebbe dalla ballata. Il Lisio crede che, essendo le due parti della stanza della canzone di carattere così diverso, si tratterà di due forme metriche indipendenti l'una dall' altra, la seconda delle quali si sia aggiunta alla prima, come appunto avvenne nello strambotto. — Nel suo articolo Di una voce impropria nella terminologia metrica della canzone[13]) IRENEO SANESI vuol mostrare che quelle parti eguali in cui si suddivide la seconda parte della stanza della canzone, chiamate da Dante *versus*, mal si siano dette da tutti i trattatisti posteriori, con a capo il Trissino, „per sfuggire equivocazione» (*versus* = carmina), *volte*; perchè con quest' ultimo vocabolo Dante intese indicare la diesis, cioè il punto di passaggio dalla prima alla seconda parte della strofa. Il D' Ovidio solo (La metrica della canzone secondo Dante [1878], in Saggi critici, p. 416), fra codesti trattatisti, avea mantenuto il vocabolo dantesco, scrivendolo però, ad evitare quella confusione, con l' iniziale majuscola. — Alla conclusione del Sanesi si è opposto un valente specialista della materia, LEANDRO BIADENE (Di una voce propria nella terminologia metrica della canzone[14]), il quale sostiene che il termine *volta* sia stato invece bene adoperato dai trattatisti di metrica a indicare „le suddivisioni della seconda parte della stanza“, e che Dante traducesse appunto quella voce con *versus*. Trova però ben rilevato dal Sanesi l' errore dei manuali ritmici per le scuole, i quali, contro il pensiero di Dante, chiamano *fronte* quella parte che precede la *diesis*, «anche quando sia divisa in piedi», e *sirima* la parte che vien dopo, «anche quando divisa in volte». — Lo stesso BIADENE ci ha offerto, altra primizia dell'aspettata Morfologia della canzone italiana antica, un Indice delle canzoni italiane del secolo XIII[15]), formato sui noti canzonieri Vaticani 3793 e 3214, Laurenziano-Rediano IX, 63, Palatino 418 e Chigiano L. VIII. 305. Di modo che, tranne le canzoni di Dante e di Cino da Pistoia, escluse di proposito, e altre poche provenienti da fonti diverse dalle predette, questo Indice comprende tutte le canzoni del Dugento, cioè non meno di 381. In Appendice il Biadene dà un elenco di cobbole e di discordi che trovansi frammisti alle canzoni nei citati mano-

12) Imola, Galeati, 1895 (8°; pp. 48). Cfr. la recensione di L. BIADENE in GSLIt., XXVIII 225 sgg. 13) RBLIt., IV, 7. 14) RBLIt., IV, 9. 15) Asolo, Vivian, 1896 (8°, pp. 40). Ediz. di 100 esemplari.

scritti. — Alla Morfologia del sonetto dello stesso Biadene si riattaccano le Nuove osservazioni intorno all' origine e alle varietà metriche del sonetto nei secoli XIII e XIV[16]) del prof. ARNALDO FORESTI, il quale si è proposto di compiere e correggere le ricerche del suo predecessore. Il Biadene, in fatto, avea mostrato che il sonetto risultò composto di due strambotti, il secondo dei quali nettamente divisibile in due parti. Il Foresti aggiunge che l'inventore di codesto nuovo componimento metrico, dovette senza dubbio modellarlo sulla stanza della canzone, che si divide appunto in due parti essenziali, una delle quali, o entrambe, divisibili in due periodi metrici. Ammessa questa spiegazione, non vi sarà più il dissidio lamentato sinora fra l'opinione di coloro che trovano nello strambotto il fondamento del sonetto e quella di altri che nel sonetto vedono una forma speciale della stanza della canzone. Questo adattamento metrico de' due strambotti sulla stanza della canzone dovè esser trovato in Sicilia e probabilmente, secondo il Foresti, dal notaio Giacomo da Lentini, il più antico scrittore di sonetti sinora conosciuto. In fine dell' opuscolo è ristampato, su tutt' i manoscritti che lo contengono, il sonetto La divina potente maestate, già edito dal Casini (Rime di poeti bolognesi del secolo XIII, p. 70). — Nello studiare il planh provenzale, HERMANN SPRINGER (Das altprovenzalische Klagelied mit Berücksichtigung der verwandten Litteraturen[17]) ne trova anche imitazioni nelle poesie italiane di Giacomino Pugliese, di Pacino Angiolieri, di Pier della Vigna, di Guittone d'Arezzo e di Cino de Pistoia. Leggieri influssi dei lamenti provenzali sono invece nelle rime di Dante e del Petrarca.

Critica. — Anzi tutto è da segnalare la „nuova edizione con aggiunte e correzioni“ dell'Arrigo Testa e i primordii della lirica italiana di ALBINO ZENATTI[18]), uno dei più notevoli studî sull' origine della nostra lirica apparsi in questi ultimi anni. Con essa lo Zenatti mosse a sostenere l' origine aulica della antica poesia d' amore italiana contro la nota memoria del Monaci che la faceva sorgere a Bologna fra gli studenti di quello Studio famoso. Il lavoro dello ZENATTI, che ritorna in luce con nessun mutamento alle sue linee generali e alle conclusioni, con poche correzioni, ma con molte giunte alla biografia di quel rimatore, ha anche il merito di aver iniziate e fomentate ricerche storiche minuziose sui nostri antichi rimatori. — Pure di Arrigo Testa si torna ad occupare ERNESTO MONACI in una prima serie di due (I-II) Aneddoti per la storia della scuola poetica siciliana[19]), nei quali, oltre a tre estratti dall' Epistolario di Pier della Vigna, riguardanti questioni sulla nobiltà, sulla preminenza della rosa o della viola e sull' amore, pubblica un documento del 1219, che riguarda un Henricus Testa, giovane diciannovenne, in cui egli crede riconoscere il rimatore. — A questa identificazione si oppone FRANCESCO TORRACA in un nuovo suo articolo Attorno alla scuola siciliana[20]), ritenendo quell' Arrigo Testa un omonimo del rimatore, nativo di

16) Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche, 1895 (8° pp. 40). Estratto dagli AAB., vol. XII. 17) Berlin, Vogt, 1895. Fa parte della collezione BBGRPh., diretta da Emilio Ebering. 18) Firenze, Sansoni, 1896 (8° pp. VII—89). È il 4 volumetto della BCLIt., diretta da Francesco Torraca. 19) RAL., S. V. v. 20) NAnt. LXIII (1896).

Bagnocavallo[21]). In codesto suo studio il Torraca continua le sue fortunate indagini biografiche sui rimatori della scuola siciliana, dopo di avere, in uno precedente[22]), illustrata la coltura che Federigo II ebbe del provenzale, e assodato quali trovatori di Provenza frequentarono la sua corte, ove la loro poesia penetrava, a detta di uno di essi, da tutte le parti «come acqua nella spugna». Giudica, invece, «vero perditempo tentar di rintracciare alla corte di Guglielmo il Buono gli antecedenti della nostra poesia volgare». Coloro che fecero questo tentativo (il Bartoli, l' Emiliani Giudici), si contentarono di notizie insufficienti ed inesatte. «Alla corte di Guglielmo il Malo, e, se così piace, anche del Buono, la cultura, se non unicamente, fu principalmente chiericale e scolastica». E se anche tra il 1160 e 1170 alcuni jongleurs frequentarono quella corte, essi recitarono laisses di chansons de geste, e fabliaux, e dits, e lais; non già poesie liriche. Il Torraca passa quindi a rilevare uno dei «più solenni svarioni dell' erudizione tanto burbanzosa quanto barcollante di alcuni contemporanei». Fu asserito, di fatto, più volte, e fu il Fauriel a dirlo pel primo, che «i primi germi della poesia lirica in Sicilia» fossero portati da Matilde, figliuola di Raimondo Berengario di Provenza, quando nel 1080 andò nell' isola sposa al conte Ruggiero. Ora, questa Matilde (osserva il Torraca) fu invece figliuola del conte Ruggiero e andò sposa a Raimondo di Saint-Gilles: quindi, se mai, «quei famosi primi germi furono portati dalla Sicilia in Provenza!». Accanto ad errori madornali sì fatti, voli d' immaginazione non meno dannosi, in cui qualcuno dei nostri studiosi d' Italia ha acquistato la privativa. Giammaria Barbieri (sec. XVI) ricordò come esistenti nel suo ormai perduto Libro siciliano una canzone di Maraboto e una di Garibo, ed un sonetto di Lanzaloto. Dietro un' osservazione dell' Amari si è voluto fare siciliano, di origine araba, il Maraboto, mentre una voce («veraisementi») degli unici due versi che di lui ci rimangono, lo direbbe di Genova, ove, di fatto, quel suo cognome era comunissimo nei secoli XII e XIII. Con Garibo il compilatore del Libro siciliano dovè indicare non l' autore, ma la specie del componimento che trascriveva: di fatto quel nome si trova, fra gli altri antichi, anche in Dante (Purg. XXX, 130—31), ed indica senza dubbio un canto accompagnato dalla musica. Il cognome De Gariba o De Garibo si trova bene a Marsala nel 1282; ma occorrebbe fosse adoperato come nome di persona. Nel Lanzaloto, infine, il Cesàreo (La poesia siciliana sotto gli Svevi, p. 230) volle vedere nè più nè meno che «Lancellotto Anguissola di Piacenza», dimenticando che costui fu amico e corrispondente del Petrarca, mentre il Libro siciliano conteneva solo versi di «autori antichissimi prima del Notar Giacomo». Quanto poi alla canzone In amoroso pensare, attribuita dai codici a «messer Rainaldo d'Aquino» (Palatino 418), o a «messer Rinaldo da Montenero» (Vaticano 3214), il Torraca, non avendo mai trovato nelle sue ricerche un Rinaldo de Monte-

---

21) A questa osservazione il MONACI, riunendo questi ad altri due Aneddoti per la storia della scuola poetica siciliana (Roma, 1896), di cui qui appresso diam conto, risponde che quell' Arrigo Testa non può essere il signore di Bagnocavallo e conte Malvicini, perchè, come tale, non poteva nel 1219 entrare in Bologna, allora in fiera lotta con l'impero. 22) Federico II e la poesia provenzale (NAnt. LV, 224 sgg.).

nero, inclina a crederne autore quel Rinaldo d'Aquino, che fu partigiano di Carlo d' Angiò e in nome di lui occupò Sessa nel 1266. Egli dovette inviare la canzone al suo congiunto Riccardo da Montenero, giustiziere di Sicilia nel 1232, e più tardi di Terra di Lavoro; e il titolo del suo componimento (Messer Rinaldo d'Aquino a messer Riccardo da Montenero) dovett' essere strozzato, secondo il solito, dai copisti, così: Messer Rinaldo da Montenero. Il Torraca, infine, notando l'esistenza di una famiglia Di Sasso a Messina nel 1261, conferma il titolo di messinese, che i codici danno all' altro rimatore Tommaso di Sasso. A proposito, poi, del rimatore Giacomo Mostacci, falconiere di Federigo II, egli trova in un documento del 1257 un altro della sua famiglia, Stefano, «nobilis vir», pur esso falconiere di quel re fin dal 1239. — Nella sua lettera a stampa al prof. Di Giovanni su La scuola siciliana e Odo della Colonna[23]) il sign. Francesco Empedocle Restivo non assoda altro di nuovo se non l'esistenza di un «Joannes de Columna jurista» fra i sindaci messinesi del 1129. Di modo che si può ora tener per sicuro che fin da quel tempo vi era a Messina una famiglia di quel nome. Se i rimatori Odo e Guido appartennero ad essa, il cognome della famiglia in più di un secolo; pensa il Torraca (Attorno alla scuola siciliana, p. 39), da De Columna dovè trasformarsi in De Columnis. — Le conclusioni del Di Giovanni (JBRPh. III, 324), del Restivo e del Torraca in riguardo a Guido e a Odo della Colonna son combattute dal Monaci in due nuovi articoletti (III—IV) dei suoi Aneddoti per la scuola poetica siciliana[24]) su Guido e Odo della Colonna. Risostenendo la romanità di Guido, il Monaci, quanto a Odo, osserva all' ultimo dei suoi contradditori che se il cod. Vaticano lo dice «di Misina», codesta è un' aggiunta arbitraria del copista, che la tolse certamente alla rubrica che inizia, in quel ms., le poesie di Guido («Giudice Guido delle Colonne di Misina»), immediatamente precedenti quelle di Odo. Il quale, di fatto, in un altro cod. (il Parmense 1081) è detto semplicemente «Dominus Oddo de Columna». — E in un suo nuovo articolo Ancora della Scuola siciliana[25]) Albino Zenatti risostiene con nuove osservazioni la sua ipotesi, esposta nel precedente suo studio su «La scuola poetica siciliana del secolo XIII» (JBRPh. III 320): che cioè «centro e culla» di quella scuola fosse stata Messina, chè in essa nacquero o dimorarono gran parte di quei rimatori. — A tutte queste pubblicazioni si riferisce l'articolo espositivo e polemico del sign. Luigi Natoli, Di alcune recenti pubblicazioni sulla scuola poetica siciliana[26]). Egli afferma, ma non prova, che la poesia siciliana nacque prima del regno di Federico II. Descritto lo splendido stato della isola nei tempi anteriori a quel regno, è costretto a conchiudere che «mancano documenti sicuri per poter determinare» «se, in mezzo a tanto splendore, potè nella corte normanna risonare accanto al metro latino e alla nenia araba, la strofe volgare»; pur tuttavia sostiene che la letteratura volgare vi dovè essere, «non potè mancare». — La nota ipotesi del Cesàreo che la poesia volgare fiorisse nell' isola già nel secolo XII, al tempo dei Normanni, perchè ad un avvenimento del 1205 allude una

23) Messina, Nicotra, 1895. 8°, pp. 16. 24) RAL., S. V. V 6—7. 25) Messina 1895. Estratto dagli ARAP. X 1895. Cfr. Parodi, BSDIt., N. S. II 7. 26) ASS. XX 3—4.

canzone del Notaro Giacomo, ha trovato un nuovo e valente oppositore in ADOLFO MUSSAFIA. In una sua comunicazione Per la canzone del notaro Giacomo da Lentini: La' namoranza disïosa[27]), egli, ripubblicando quel componimento secondo la lezione del codice Laurenziano Rediano 9, e offrendo nuove emendazioni e interpretazioni, accetta la spiegazione data di quel passo dal Torraca, salvo qualche leggiera modifica nella costruzione. I versi dunque della 5ª stanza di quella canzone: «E via d'un passo è più dotata Che d'oltre mare in Saragosa Ed in battallia ov' omo si lanza ecc.», secondo il Mussafia vogliono dire: «Ed è più dottata d' un passo (= passaggio) che è d' oltre mare a Saragosa (= Siracusa) e più d' una battaglia qualunque». — A questa spiegazione accettata, oltre che dal Torraca e dal Mussafia, dal Casini e dal Pellegrini (JBRPh. III, 319), si ribella però ancora il CESÀREO (Per la data di una canzone del notaro Giacomo)[28]), che, offrendoci un testo critico della canzone su i ricordati codici Vaticano 3793 e Laurenziano Rediano 9, risostiene la sua interpretazione. — Al secondo periodo della nostra antica Lirica, quello toscano-provenzaleggiante, giungiamo con un altro articoletto di FRANCESCO TORRACA, Una lettera ed una canzone di Guittone d'Arezzo[29]). Fra i due componimenti diretti alla stessa persona, Ser Orlando di Chiusi, egli rileva una strettissima relazione non ancora avvertita. Nei versi della canzone: «Ora che lo fredore ecc.» si traducono e parafrasano alcuni concetti della prosa, che, da parte sua conferma sempre la non mediocre conoscenza che l'Aretino aveva delle letterature provenzale e francese. Nella lettera in prosa il Gaspary avea già notato un accenno a Pietro Vidal: ora il Torraca ve ne trova altri due: a Pietro Rogier, di cui si traduce la strofe quarta del serventese a Rambaldo d' Orange, e al Roman de Troie di Benoit de Sainte-More. — Nel suo studio su Guido Orlandi e la scuola del «dolce stil nuovo»[30]) ERNESTO LAMMA, non trovando nelle poesie di questo rimatore i caratteri assai noti di quella scuola, cerca di escludernelo con argomenti più o meno convincenti. A mostrare l' Orlandi come uno dei rimatori della vecchia scuola, il Lamma tenta di ritrarre molto indietro la cronologia delle sue poesie. Il suo noto sonetto politico Color di cener fatti son li Bianchi non sarebbe più del 1306, ma del 1301. — Una buona dissertazione su Guido Guinizelli e la sua riforma poetica[31]) ci dà il sign. A. BONGIOANNI. — GIULIO SALVADORI col suo libro La poesia giovanile e la canzone d'amore di Guido Cavalcanti[32]), ci offre uno dei più notevoli contributi alla storia della nostra lirica delle origini. Egli ha qui sviluppato un suo vecchio articolo intitolato Prima della Vita Nuova (Domenica letteraria, 1884), ove avea annunziato la sua scoperta di un gruppo di 61 sonetti adespoti, formanti un trattato, nel codice Vaticano 3793 (in quella parte non ancora pubblicato), ch' egli attribuiva a Guido Cavalcanti, perchè uno di essi

27) RBLIt., III 69—76. 28) SFR., XIX. 29) Nel Charitas (Firenze, 1896), numero unico a benefizio degli orfani dei marinai italiani. 30) Pistoia, Flori, 1895. Estr. dalla RN. 31) GDa. IV 4 sgg. 32) Roma, Società editrice D. Alighieri, 1895 (8º, pp. 138). Edizione di 500 esemplari con due facsimili. Cfr. la recensione di FLAMINIO PELLEGRINI, GSLIt. XXVI 195 sgg. e F. TORRACA, Nuove Rassegne, Livorno, Giusti, 1895, pp. 145—6.

da altri undici codici veniva dato appunto a questo rimatore. Studiatili amorosamente, egli viene ora a riconfermare la sua prima impressione, mostrando che essi costituiscono realmente un trattato poetico sulla «maniera del servire», ed anche, «poichè il servire in amore è (secondo l' autore) principio di virtù», un trattato morale: insomma «un dolce ammaestramento della dirittura che è alimento del cuor gentile e tutte le cose manchevoli conduce a perfezione». Ma al Salvadori fu notato che, ad osservarli più attentamente, quei sonetti non possono formare un vero trattato, perchè vi manca assolutamente una continuità logica: di modo che l'attribuzione al Cavalcanti è ora per lo meno discutibile. Fu notato anche che questo gentile rimatore non fu mai imitatore del faticoso e rozzo Guittone: ora appunto di questo si mostra seguace l'autore di alcuni di questi 61 sonetti, ripubblicati qui (dopo l' ediz. del D'Ancona e Comparetti, Le Rime volgari antiche del cod. Vaticano 3793, Bologna, 1888, vol. V), in forma diplomatica e in testo critico. Ma potrebb' essere che nella sua prima maniera il Cavalcanti fosse stato un guittoniano. In fin delle fini, da Guittone ha origine la riforma poetica del Guinicelli e quindi quella del Cavalcanti. Chiunque sia l'autore di quei sonetti, il volume del Salvadori non perde affatto la sua importanza, chè esso non si limita a studiare soltanto il preteso trattato e la sua attribuzione al Cavalcanti. L'indole fiera e pia di costui è mostrata, in eloquenti pagine, quale si venne formando nel suo tempo, nella città natia, nella famiglia, ove Guido ebbe a modello un dotto e pio uomo, suo parente, Ildebrandino Cavalcanti, domenicano, teologo, vicario generale di Gregorio X in Roma e nelle province pontificie. E come per Dante, così pel Cavalcanti, Brunetto Latini non fu un vero e proprio maestro. L' ultima parte dello studio del Salvadori è dedicata alla famosa canzone filosofica di Guido: Donna mi prega, che qui vien commentata nuovamente, senza tenersi conto dei numerosi vecchi e nuovi commenti, e mostrata quale una derivazione delle dottrine filosofiche «arabo-preavveroistiche» di Alberto Magno. — Due notizie sulla vita fiorentina dello autore dei Documenti d'Amore ci dà il sign. FRANCESCO CARABELLESE (Per messer Francesco da Barberino[33]). Nel 1324 egli non dovea trovarsi in molto liete condizioni economiche, perchè ad una sua fante, Berta, povera, la Compagnia dei Capitani d'Or San Michele dava 10 soldi come «auxilium matrimonii». Prova della grande diffusione goduta dai Documenti d'Amore è il trovarne trascritti 8 versi del XVI docum., «per esser buon notaio», sulla «prima pagina di una filza del giudice Giovanni di ser Bartolomeo da Modena», del 10 gennaio 1351, tre anni dopo cioè la morte del Barberino, ma più di trenta dacchè quell' opera era stata divulgata. — Non merita nessuna considerazione il libretto del sign. GIUSEPPE ERRICO, Folgore da San Gemignano e la Brigata spendereccia[34]), non ostante che esso porti il presuntuoso sottotitolo «Contributo alla storia letteraria del secolo XIII»!!

Napoli, luglio 1899. Erasmo Pércopo.

---

33) GSLIt. XXV 1895, 465—66. 34) Napoli, Bideri, 1895 (8° pp. 95). Cfr. GSLIt. XXVIII 444—5.

Antica poesia religiosa italiana. 1895*). ***Ricerca critica e bibliografica.*** — Nel Catalogo della biblioteca del conte Giacomo Manzoni (Città di Castello, Lapi, 1894) son descritti dal dott. Annibale Tenneroni alcuni codd. riguardanti l'antica poesia religiosa italiana. I nn. 9 e 59 contengono *Laudi* di Jacopone, il primo del XIV, il secondo del XV secolo. Il n. 81 reca laudi e poesie religiose, e il n⁰ 84, prediche, in terza rima, di san Bernardino da Siena: tutt' e due del quattrocento. — Un altro cod. con 104 *Laudi* jacoponiche, pur del XV secolo, vien descritto dal dott. Alessandro Bellucci nel *Catalogo* dei mss. della Biblioteca Comunale di Perugia (nr. 519), pubblicato da G. Mazzatinti nei suoi utili *Inventari dei manoscritti delle Biblioteche d'Italia*[1]). Alla stessa Comunale perugina appartengono i codd. 741, 993 e 1121 con laudi e poesie sacre; come alla Classense di Ravenna i codd. 7, 25, 63, 110, 177, 464, che, con identico contenuto appartenente a Jacopone, al Cavalca, a Mino Cicerchia, al Giustiniani, son descritti nella medesima raccolta[2]). — Un gran numero di poesie religiose del tre e quattrocento sono additate nei mss. riccardiani da Salomone Morpurgo nel suo accuratissimo *Catalogo* dei codd. di quella biblioteca[3]). Il n⁰ 1251 ne ha del Belcari, del Castellani, di Jacopone, di Francesco d'Albizzi; il 1274, di «messer Dolcibene buffone»: *A tte richorro, vergine Maria* (del quale un «Passio», un' «Avemaria» e due capitoli in distici nel cod. 1294, della fine del trecento), un capitolo in terza rima; le altre son tutte laudi-ballate, alcune attribuite a Jacopone; il 1270, di quest' ultimo, la ballata *Che fai anima predata,* poi un ternario, la «Lauda a una novizia» del Cavalca *(A Dio eletta e consacrata sposa),* e di lui il n. 1315 contiene anche dodici sonetti sacri e due sirventesi; ed il 1338, il sirventese dell' ira e della pazienza. Nel cod. 1286, del secolo XIV, è un cantico del giudizio universale, anepigrafo, in cinquantasette ottave, ed incomincia: *Quel verbo, vero iddio mente 'ncarnata.* «I Vangelii de la quaresima in volgare e in rima», parafrasi biblica in 81 sonetti, 10 stanze di canzone, un ternario proemiale e due laudi, sono nel 1294, della fine del trecento; e, poiché il son. LXX e le due laudi finali recano il nome di Antonio Pucci, «è assai probabile (così il Morpurgo, che conosce assai bene questo bizzarro poeta) sia opera di lui anche tutto il resto». Anche al Pucci, secondo il Morpurgo, è da attribuirsi, sì per la «molta affinità di stile», sì perchè contiene lo stesso capitolo proemiale, l'altra parafrasi religiosa, ch'è nello stesso codice, in 117 capitoli ternarii o 2300 terzine intitolata «I vangeli di fuori quaresima in rima ed in volgare». Altre composizioni che si avvicinano a queste due, sono «I vangeli quadregesimali secondo Matteo, Luca, Marco e Giovanni», in 44 ballate-laudi, nel cod. 1332, ove pure il noto «Poema della Passione» di Mino Cicerchia. Lo stesso ms. ha ancora il poemetto di fra Enselmino da Montebelluna, il noto «Lamento di Nostra Donna»,

---

*) Nel 1896 non è stata messa in luce nessuna pubblicazione riguardante l'«antica poesia religiosa italiana».

1) Volume quarto; Forlì, Bordandini, 1894. 2) Volume quinto; Forlì, Bordandini, 1895. 3) I manoscritti della R. Biblioteca Riccardiana di Firenze, vol. I, fascc. 4—6; Roma, 1894—95 (Indici e Cataloghi pubblicati dal Ministero della P. Istruzione).

in dieci capitoli, del quale abbiamo già più volte parlato in queste rassegne [4]), altre rime sacre del Petrarca, di Jacopone e del Pucci, e una «Laude di Nostra Donna» di Garzo, il bisnonno del Petrarca. Nel 1302, il ternario di Antonio da Ferrara: *Ave, Diana, lucida e serena*; e tre laudi adespote ha il 1303. I «Proverbi» di Jacopone sono nel 1304; e, finalmente, nel 1338 un «Ternario delle sette figliuole del diavolo» (i sette vizii), che incomincia: *Volendo il diavol per darci più doglie.*

Lirica: Cantici, Laudi ecc. — Dopo la migliore restituzione del «Cantico delle creature», attribuito a San Francesco d'Assisi, tentata dal Boehmer (RS., I, 121—22; cfr. Gaspary, Geschichte I, 432), e l'altra più sicura data dal Monaci (Crestomazia, pp. 29—31), Ildebrando della Giovanna [5]) ne offre una nuovissima «con l' aiuto di altre lezioni che i due egregi critici non conoscevano», mercè le quali ei tenta «qualche altro passo per avvicinarsi sempre più a un testo critico». Egli si fonda principalmente sulla lezione del noto cod. d'Assisi, del sec. XIV, il più antico che si conosca; e si giova anche di quelle dei tre codd. mazariniano n° 1743, del l459; e di quelli di Foligno, del sec. XIV, e di Busseto, «antichissimo» (Affò, I cant. di S. Fr., Guastalla, 1777, p. 35); essendo le altre lezioni «molto ammodernate». Quanto poi alla autenticità del Cantico, nel dotto studio che vi premette («S. Francesco d'Assisi giullare e le Laudes creaturarum») il Della G. crede che esso non sia opera nel Santo, perchè lo *Speculum perfectionis*, su cui unicamente si fonda quest' attribuzione, è tutt' altro che una fonte sicura, ma una compilazione fatta sul principio del 1300, «durante le discordie che lacerarono l' ordine dei frati minori al tempo di Ubertino da Casale», da chi tenne presente la seconda Vita di San Francesco, scritta da Tommaso da Celano, e l' *Arbor vitae crucifixae* dello stesso Ubertino. Di fatti (egli mostra) lo Speculum rimase ignoto ai compilatori della Leggenda dei tre compagni (1246), al Beauvais nello *Speculum historiale* (1250), a S. Bonaventura nella Vita del Santo (1263), a Bernardo da Bressa nel *De laudibus S. Francisci* (1297), ed al ricordato *Arbor vitae* (1305). Il Cantico, quale ora lo possediamo, afferma il Della G., non è certo una delle «quasdam laudes» che il Celananse dice aver composto San Francesco, ed in cui (secondo lo stesso) «invitabat omnes creaturas ad laudem Dei»; sì bene un «informe raffazzonamento» del cantico di Daniele e del salmo 148 di David, fatto, «nell' Umbria e per il popolo umbro», non in versi, ma in prosa «numerosa» o «assonanzata», da chi sapeva che San Francesco «aveva l'abitudine di chiamare col nome di fratello e di sorella tutti gli esseri e tutte le cose, perfino le malattie», e solendo, «come già i tre fanciulli posti nella fornace ardente», invitare «le creature a glorificare» Dio, aveva composto «quasdam laudes», fra cui una a Maria. Lo stesso, di fatti, è occorso al riduttore in esametri latini (1241) della prima vita del Santo scritta da Tommaso da Celano, perchè egli, venendo a parafrasare quel punto in cui il Celanense parla dell' amore del Santo per le creature, non si serve già del Cantico volgare, come avrebbe fatto certamente se gli fosse stato noto, ma del cit. canto biblico dei tre fanciulli nella

---

4) V. JBRPh. I, 448 sgg. 5) GSLIt. XXV, 1 sgg., 1895.

fornace. San Francesco, esperto sin dalla giovanezza «in jocis curiosis, in scurrilibus et inanibus versibus et cantilenis» e conoscitore dei canti dei troveri e dei giullari, adoperò, certamente per singolarizzarsi ed attirar la folla, come Jacopone, sempre il francese nei suoi canti composti nell'Umbria e nella Marca d'Ancona, e perfino chiedendo l'elemosina a Roma: lo testimoniano l' Uffizio suo (1285), S. Bonaventura, Tommaso da Celano (1230), i tre Compagni ecc. Il Cantico, dunque (conchiude il Della G.), non deve più ora considerarsi «come il più antico esempio di poesia religiosa popolare scritta in volgare», ma collocarsi «tra i documenti di dubbia autenticità». Contro queste affermazioni Michele Faloci-Pulignani nel suo studio: «Il cantico del sole, sua storia, sua autenticità»[6]), ricorda che la didascalia del cod. d' Assisi 338 (Biblioteca di San Francesco): «Incipiunt laudes creaturarum quas fecit beatus Franciscus ad laudem et honorem Dei, cum esset infirmus apud Sanctum Damianum», è certamente anteriore al 1250, perchè in un calendario delle feste per uso dei frati minori, che va innanzi a quel codice, manca il nome di S. Chiara, canonizzata nel 1255, il quale fu poi aggiunto in margine. Quanto a Tommaso da Celano, che non inserì il Cantico nella seconda Vita e si limitò solo a ricordarlo, il F.-P. crede che ciò avvenne per la stessa ragione per la quale non riferì neanche il testamento, le lettere, la Regola di San Francesco, che sono certamente autentici. Di modo che, anche se la didascalia del cod. assisano non aggiungesse una testimonianza o più antica o contemporanea al Da Celano, il Cantico dovrebbe sempre attribuirsi a San Francesco per le parole del celanense, le quali, secondo il F.-P., accennano evidentemente alla lauda volgare. Per le accuse lanciate dal Della Giovanna contro lo *Speculum perfectionis*, ch'esso sia compilazione tardiva dei principii del secolo XIV e mal sicura, il F.-P. osserva che compilazione la dichiarò lo stesso autore nel testo latino, rimasto ignoto al Della Giovanna e conservatoci dal cod. d' Assisi: «Istud opus compilatum est per modum legende ex quibusdam antiquis et diversis locis, quos scripserunt seu scribi fecerunt seu retulerunt socii». Quanto alla prima delle due giunterelle fatte al Cantico, il F.-P. nota che tanto il Papini che il Della Giovanna vogliono sottolizzar troppo sulla voce «infermità» contenuta in quel versetto; e, quanto alla seconda, che il Della Giovanna fa male a meravigliarsi che lo *Speculum perfectionis* sia solo a ricordar il medico di San Francesco, Buongiovanni di Arezzo, perchè l'esistenza di costui (Buonjoannes Medicus) ci è provata d'altronde (A. Bournet, S. François d' Assise, étude sociale et médicale, Lyon, 1893, p. 125, n. 2). All' altra osservazione del Della Giovanna che il Cantico sia da chiamarsi «delle creature» e non «del sole», il F.-P. risponde che tale lo chiamò il Santo, perchè il capit. dello *Speculum* intitolato: «Quomodo pre omnibus creaturis commendabat solem et ignem», ci dice che San Francesco «ponens nomen illis laudibus quas fecit de creaturis Dei, quando scilicet Dominus certificavit eum de regno suo, vocavit eas canticum fratris solis». Sicchè, pel F.-P., «San Francesco è il vero autore del Cantico del sole: questo ci dice il B. Tommaso da Celano; questo il cod. assis. del 1250; questo

6) Miscellanea francescana, VI, 2.

con abbondanza di particolari lo *Speculum perfectionis*, opera compilata nel sec. XIII; questo ci dicono i codici». — Lo stesso Cantico dallo stesso cod. Assis. 338, f. 33ª, fu riprodotto contemporaneamente nella sua *Vie de S. François d'Assise*[7]) da PAOLO SABATIER che avverte essersi già pubblicato di su lo stesso ms. da Panfilo da Magliano (Storia comparata di S. Franc., Roma, 1874—76, 2 voll.). Egli, combinando le testimonianze del Da Celano con le Conformitates, i cui particolari crede assolutamente degni di fede, afferma composta quella laude, dal Santo, tra la fine del luglio ed il principio del settembre 1225, a San Damiano, in una celletta, costruitagli da Santa Chiara, nel giardino, ove la notte legioni di topi lo infastidivano; quando il suo mal d'occhi s'era aggravato e per quindici giorni egli non distingueva più la luce. Quel giorno (aggiunge il S.) S. Francesco, «après une longue conversation avec Claire», s'era appena seduto alla tavola del monastero, «lorsque tout à coup il sembla ravi en extase» e compose il Cantico. In questo dovè anche dedicare una strofe a Santa Chiara e se non colle labbra, col cuore. Secondo il S., essa doveva dire su per giù: «Soyez loué, Seigneur, pour soeur Claire: Vous l'avez faite silencieuse, active et subtile, Et par elle vôtre lumière brille dans nos coeurs»!!! — Due «Laudi di San Niccolò di Bari» pubblica FRANCESCO CARABELLESE: la prima, «Lauda di sancto Niccolao»: *Da tutta gente sia laudato*, dal cod. magliabechiano XXXV, 182 (c. 49), dei secc. XIII—XIV, istoriato di figure e miniature bellissime, appartenente alla compagnia de' Laudesi di San Zanobi, che, insieme con quella d'Or san Michele, era fra le dieci più famose ch' aveva allora Firenze (Villani, *Cronaca*, VII, 154). La seconda, «Laude di sancto Niccolò di Lytia, decto sancto Niccolò di Bary», incomincia: *Avendo il cuor tutti pien di letitia*», ed ha la postilla: «La sopra dicta laude si canta come: *Do, che è quel che dentro a me vampeggia*». Essa è estratta dal cod. riccardiano 2896 (c. 11), ma si trova anche, con varianti di poca importanza, nei mss. magliabechiani VII, 686 (c. 24) e XXXV, 119, n. 245, tutt' e due del XV secolo. Il C., però, non s'è accorto ch'essa è già a stampa col nome di Feo Belcari nella nota raccolta di Laudi fatta a Firenze nel 1485 (ed a Venezia, 1512 e 1556 ecc.) e nel cod. Marc. IX, 78 con l' istessa attribuzione, benchè nell' altro Marc. IX, 77 sia anonima. Come si vede dalle strofe 2—4 della seconda di esse, la leggenda del santo è ricavata dal racconto di Jacobo da Varagine[8]). Al C. è sfuggita un' altra lauda, sonetto caudato, di autore quasi certamente meridionale: «De sancto Nicholao»: *O sancto Nicholao, santo cortese*, segnalata dal sign. S. Bernicoli nel cit. Catalogo della Classense di Ravenna (Mazzatinti, *Inventari*, V, 146), fra molte altre laudi-sonetti, nel cod. 7 del XV secolo. — Di su la stampa fiorentina del 1490 delle Laudi jacoponiche ANNIBALE TENNERONI ha ripubblicata quella del Natale: *O novo canto | ch'ài morto'l pianto | de l' uomo enfermato*[9]), collazionandola sul ms. 59 della Biblioteca del conte G. Manzoni, già descritto da lui. — «Due poesie popolari religiose del sec. XV» ha edite di sur un cod.,

---

7) Paris, Fischbacher, 1894, pp. 341 sgg. 8) ASP.; Bari, Vecchi, 1895; II, 405 sgg. 9) Nel periodico Car. (Roma, Natale, 1894).

del quattrocento, della Biblioteca Comunale ferrarese GIUSEPPE FERRARO[10]). La prima, un «Lugubre carmen de morte»: *Aymè dolente quanto sento doglia*, in quartine di 60 versi, fu attribuita dall' Antonelli a Lodovico Pittori, detto Bigio, ferrarese, autore di poesie latine e volgari nel Rinascimento. Il F. non accetta questa attribuzione e crede, invece, il componimento di origine popolare o popolareggiante. Secondo lui, si dividerebbe in due parti, ognuna delle quali sarebbe detta rispettivamente da due scheletri, dipinti, forse, su d'un muro di cimitero: motivo comunissimo nella poesia religiosa: la disputa fra due morti. Contemporaneamente e indipendentemente dal F. questa stessa poesia, di su lo stesso ms., fu pubblicata da ANTONIO FERNANDO PAVANELLO col titolo: «Ludovici Bigi Pictorii Lugubre Carmen de morte»[11]): egli ritorna all' attribuzione dell' Antonelli, combattuta dal F. La seconda poesia dell' opuscolo di quest' ultimo è un' orazione, una serie di giaculatorie, all' arcangelo Michele, da cui s'invocavano grazie per persone di condizioni differenti. — Lo stesso prof. PAVANELLO, in un altro opuscolo, intitolato «Dei codici ferraresi n. 307 e n. 409»[12]), discorre della nota raccolta ms. di laudi, messa insieme e composta in parte dal gesuato Giovanni Pellegrini, e pubblicata nel 1877, di sul primo di quei due codd., dal Ferraro nella Scelta di curiosità letterarie (disp. 152). Il P., avendo ora trovato un' altra copia (il secondo dei codd. ricordati), che, già del Baruffaldi, servì ad uso privato, non a quello dei Bianchi, come l'altra; posti a fronte i principî delle laudi, secondo le due lezioni, e notatene le differenze principali, pubblica per intero, di sul nuovo ms., sei componimenti; e dà, in fine, di tutti un indice alfabetico.

Epica: Poemetti e Leggende. — «Una leggenda di S. Giovanni Battista del secolo XIV» ha ritrovato lo stesso prof. GIUSEPPE FERRARO fra le carte della Casa degli Orfani di Reggio Emilia, ora nell' Archivio civico di quella città: un codicetto di 4 ff., trascritto da un «Franciscus de Sancto Jacopo», e con la data, in capo al ms., del 1433, che si riferisce certamente alla copia, non alla composizione[13]). Il metro è il serventese, di 42 strofe; il dialetto è il veneto della Marca Veronese o trivigiana, l'autore è un ecclesiastico: e tutto ciò fa pensar subito a Fra Giacomino da Verona. Nella prima parte del poemetto egli si serve degli Evangeli, «secon se lese e dise»; nella seconda, della leggenda popolare.

Drammatica: Misteri, Sacre rappresentazioni ecc. «La festa di santa Caterina», in tre giornate, contenuta nel cod. I, II, 33 della Comunale di Siena, e studiata da Vincenzo da Bartholomaeis (JBRPh. I, 404—5), è stata ora pubblicata in parte, ed in parte compendiata, da GIUSEPPE RONDONI: «Il mistero di santa Caterina in un cod. della bibl. comunale senese»[14]). — Si riconnette in parte alla sacra rappresentazione del Belcari e di Antonio Araldo sul giudizio finale (D'Ancona, Sacre rappres. III, 499), benchè molto ampia e diffusamente

10) Correggio, Recordati, 1895. 11) Ferrara, Taddei, 1895: ediz. di 75 esemplari numerati. 12) Ferrara, Taddei, 1895: ediz. di 100 esemplari. 13) ASTP. Palermo, 1895; XIV, 1 sgg. 14) BSSP. II, 3—4.



trattata, l'Historia del giudizio universale dell' arcivescovo Antonio del Pozzo, o Puteo, sul breve regno dell' Anticristo (anche questo tema non ignoto alle scene popolari: v. D'Ancona, Origini², I, 141 ecc. II, 184 ecc.), che, rappresentata a Bari nel 1584, è stata ora esumata e largamente riassunta da ALBERTO LISONI[15]).

Napoli. Erasmo Pércopo.

Antica prosa italiana. 1895—96. J. ULRICH, benemerito anche per altri studi su quell' importante opera didattica ch' é il Fiore di virtù[1]) pubblicò alcuni saggi della versione tosco-veneta di essa secondo più mss.[2]). — Un buon contributo per la storia della nostra prosa, che poi è anche una primizia del volume promesso di traduzioni d' alcuni fra i trattati morali più diffusi nel Medio Evo è la stampa fatta da MICHELE BARBI di quattro traduzioni[3]), rinvenute in biblioteche fiorentine, della leggenda di Trajano secondo Giovanni Gallese. Incidentalmente, tocca anche dell' episodio dantesco nel canto X del Purgatorio, e si mostra poco favorevole alla possibilità, ammessa dal VARNHAGEN, che per esso Dante utilizzasse i Fiori di filosafi e il Novellino[4]). G. PANNELLA presentò al pubblico alcuni documenti in lingua italiana del sec. XIII e del XIV[5]), che, considerata la loro provenienza (Teramo, Abruzzo Ulteriore I), parrebbero meritare tutta l'attenzione dei linguisti: ma un esame anche superficiale basta a rendere più che improbabile l'antichità che loro assegna il P. — Nuovo contributo al materiale della prosa regionale e più specialmente marchigiana è la regola di S. BENEDETTO in volgare, pubblicata nel tomo IV, parte I, pp. 37sgg. dello Spicilegium Casinense[6]). È in 72 capitoli e reca la data del 1334. — FRIEDRICH BECK volle tentare un' editione definitiva della Vita Nova[7]), e die prova nel suo tentativo di una lodevole serietà d' intenzioni: ma ad essa non risponde del tutto il risultato, e riman quindi vivo il desiderio della edizione promessa dal Barbi. In questa del Beck i criteri adottati per la classificazione dei mss. spesso appajono poco sicuri e convincenti, e a volte, anche, l' importanza d' un ms. è fondata su ragioni d' ordine affatto estrinseco: e che, insomma, questa prima parte, che dovrebbe anche esser la fondamentale del lavoro, non riesca allo scopo di coordinare razionalmente alla costituzione del testo tutto il materiale ms., lo prova il fatto che il Beck finì poi per ristampare il testo del Chigiano L. VIII. 35, il medesimo, cioè, utilizzato dal Casini. Tuttavia, per l' importanza stessa della materia colla quale il B., senza rispar-

15) RaP. XI, 9.

1) cf. JBRPh. III 359. 2) Fiore di virtù, Saggi della versione tosco-veneta secondo la lezione dei mss. di Londra, Vicenza, Siena, Modena, Firenze e Venezia. Leipzig, Renger, 1895. 3) MICHELE BARBI, La leggenda di Traiano nei volgarizzamenti del „Breviloquium de Virtutibus" di Fra Giovanni Gallese, Firenze, Carnesecchi, 1895 (per nozze Flamini-Fanelli). 4) cf. JBRPh. III 358. 5) Documenti del secolo XIII e XIV in lingua italiana, con osservazioni critiche di NICOLA SORRICCHIO, Teramo, 1895. Cf. GSLIt. XXVI 452. 6) Montecassino, 1895. Cf. RCLIt. I 127. 7) Dantes Vita Nova, Kritischer Text unter Benützung von 35 bekannten Handschriften, München, Piloty & Loehle, 1896.



miarsi fatica, volle cimentarsi, molti resero minuto conto del suo lavoro[8]). — Una pubblicazione invece importante e per quel che è il testo in sè, e pel modo come fu edito e illustrato, è quella che E. G. PARODI[9]) fece della versione toscana del Tristano in prosa. Questa rimonta al XIII° secolo e rappresenta, come il P. dimostra, una forma particolare, e in certi punti più primitiva (dato anche che il ms. riccardiano risalga al sec. XIV), che i mss. francesi. Nell' Introduzione si descrivono dapprima minutamente i codici Ricc. 2543 (R), Ricc. 1279 (F), Panciat. 33 (P), Pal. E. 5. 4. 47 (L); se ne esamina il contenuto, per poi passare a indagar le relazioni che tra essi corrono rispetto al testo, e questa parte del lavoro importa, s' intende, la ricerca delle fonti del compilatore italiano. Riconosciuta la superiorità di R sugli altri mss., su essa si fonda l' edizione, salvo a ricorrere agli altri per correggere errori evidenti e riempir lacune di senso. Il cap. II è dedicato a La lingua nel codice riccardiano, e v' è con egual diligenza trattata e la parte fonetica e quella morfologica. Seguono in fine un lessico che accoglie copioso materiale di arcaismi lessicali e sintattici, e una tavola dei nomi propri utilissima per chi pratichi indagini sulla storia del romanzo di Tristano in Italia[10]). — Allo stesso PARODI si deve la pubblicazione (che qui si ricorda di volo, interessando essa specialmente i dialettologi) di antiche prose genovesi[11]); no. 1) del 1320 circa; no. 2) del 1352; no. 3) del 1358; no. 4 (atti) del 1404; no. 5) La Passione, da un ms. della biblioteca Civica di Genova della metà del sec. XIV; no. 6) un brano Da una cronaca universale: il principio, cioè, di un compendio biblico, che, secondo il P., non è se non la traduzione dell' antica „Cronaca Universale", probabilmente d' origine catalana, studiata dal SUCHIER[12]) e dal ROHDE[13]); no. 7) De le questioim de Boecio (dallo stesso codice), una traduzione, cioè, di Boezio fatta non sull' originale latino, ma sulla versione francese altribuita a Jean de Meung. — Non inutile, perchè attinente a una questione lungamente e vivamente dibattuta, si può dir la ristampa fatta[14]) da B. CAPASSO della seconda parte, fondata su argomenti linguistici, della sua requisitoria contro l' autenticità dei Diurnali di Matteo da Giovinazzo. — Impresa poi assai utile e nuova ad un tempo fu quella di ALBERTO GREGORINI[15]) il quale studiò ampiamente sotto ogni rispetto, riuscendo così infine a determinarne il valore essenziale e il carattere intimo, parecchie relazioni in volgare di viaggiatori italiani in Terra Santa nel sec. XIV, e precisamente quelle di Fra Ricoldo da Monte di Croce, di un Anonimo, di Fra Niccolò da Poggibonsi, di Lionardo Frescobaldi, di Simone Sigoli e di Giorgio Gucci. In appendice pubblicò da un ms. Panciatichiano, ove si conservava inedito, un

8) cf. BSDIt., Nuova serie, IV 33sgg.; LBlGRPh. XVIII 174sgg.; RCLIt. II 92; ASNS. XCVIII 214; Cu. XVI 97sgg. 9) Il Tristano Riccardiano edito e illustrato da E. G. PARODI, Bologna, Romagnoli-Dall' Acqua, 1896, pagg. CCX-466. 10) cf. per recensioni, tutte meritamente favorevoli, Ro. XXV 634; GSLIt. XXIX 160; RCLIt. I149. 11) AGIt. XIV, 1896, pagg. 22–97. 12) In Dkm. der prov. Lit. 495sgg. 13) ibid. 589sgg. 14) Bartolomeo Capasso, Ancora i Diurnali di Matteo da Giovinazzo in Biblioteca Critica della letteratura italiana, disp. 9, Firenze, Sansoni 1896. 15) ALBERTO GREGORINI, Le relazioni in lingua volgare dei viaggiatori italiani in Terra Santa, Pisa, Nistri 1896.

frammento d' itinerario anonimo, al quale egli assegna, con buone ragioni, origini francesi[16]).

Un problema rimasto finora nell' ombra dell' altro, più importante, della primitiva lingua poetica siciliana, è quello della lingua adoperata nella prosa dagli antichi scrittori dell' isola. LUIGI NATOLI lo affrontò[17]), e pervenne alla conclusione che la prosa siciliana fu sin dalle origini toscaneggiante; ma alla forma prettamente toscana si venne adattando con molto maggior lentezza che non la lingua poetica sulla quale agì potentemente l' influsso petrarchesco. — Come un laborioso riassunto della storia dell' antica nostra prosa in genere possono considerarsi alcuni paragrafi (21sgg., 37sgg.) della Storia della letteratura italiana inserita da TOMMASO CASINI nel Grundriss del Gröber[18]). La materia v' è diligentemente condensata ed ordinata, e, ciò che non meno importa, dato il carattere di tutta la pubblicazione, v' è assai copiosa l' informazione bibliografica. — Per le buone considerazioni incidentali sulla prosa del dugento e del trecento andrà qui ricordata anche la prelezione letta il 9 decembre 1896 da ORAZIO BACCI sulla prosa volgare del quattrocento[19]). Giustamente il B. nega vi sia stata soluzione di continuità tra la prosa volgare del trecento e quella del secolo seguente, e con fine giudizio rileva come la prosa toscana del dugento e del trecento, ondeggiando fra incertezze e contraddizioni, non potesse conseguire l' universalità di prosa nazionale, e come il Boccaccio, che è il più insigne rappresentante di quella del trecento, lasciasse ai secoli avvenire, in quello che fu detto «stile boccaccevole», un retaggio più nocivo che utile: in quanto tra la lingua letteraria e la lingua dell' uso confermò e ribadì un dualismo, che per troppo tempo di poi fu vera e propria divisione. — Non parrà, spero, inopportuno ch' io chiuda questa rapida rassegna col ricordo della monumentale edizione, curata da PIO RAJNA, del De Vulgari Eloquentia[20]), il trattato nel quale Dante con mirabile precocità considerò il volgare italico nelle sue varie attitudini e nelle sue varietà dialettali e del quale largamente si alimentarono le disquisizioni dei nostri cinquecentisti sulla lingua volgare. L' edizione si fonda su due dei tre codici esistenti: quello di Grenoble, che fu tra le mani del Corbinelli, e quello della Trivulziana, che fu proprietà del Trissino (il terzo, quello della Vaticana, che appartenne al Bembo, è, come luminosamente dimostra il R., copia del Trivulziano). Il volume non reca se non il testo: e l'ampia introduzione e le ricche note sono esse stesse unicamente coordinate alla storia esteriore dell' opera dantesca. Ma crediamo di non esagerare dicendo che rare volte le indagini paleografiche, storiche e filologiche si fusero e s' armonizzarono come in questo lavoro di reedizione, dove l'apparato critico non è mai vana pompa, ma sempre e in ogni minimo particolare mezzo sapientemente ordinato alla ricostituzione del

16) cf. GSLIt. XXVIII 252; RBLIt. IV 149; RCLIt. I 77. 17) LUIGI NATOLI, Studi su la letteratura siciliana del secolo XVI (La formazione della prosa letteraria innanzi al secolo XVI), Palermo, Vena 1896. 18) cf. GG. II, 3. Abt., 1. Lief. Strassburg, Trübner 1896, pagg. 37sgg., 83sgg. 19) ORAZIO BACCI, Della prosa volgare del quattrocento — Prelezione al corso libero di letteratura italiana nel R. Istituto di Studi superiori in Firenze, letta il 9. Decembre 1896, Firenze, Bemporad 1897. 20) Il De Vulgari Eloquentia per cura di PIO RAJNA, Firenze, Successori Le Monnier, 1896.

testo. E non è de dubitare che a questa prima parte del lavoro corrisponderà la seconda alla quale il R. attende: l' illustrazione cioè del testo rispetto al suo contenuto[21]).

Genova. Cesare de Lollis.

Dante. 1895—96. Il risveglio considerevole che abbiamo da qualche anno negli studi danteschi, ha recato anche nel biennio 1895—96 buoni frutti: il testo critico del De vulgari Eloquentia a cura di PIO RAJNA[1]), col qual volume la Società Dantesca Italiana ha cominciato la nuova edizione delle opere di Dante; gli studi del rev. EDWARD MOORE sopra la Bibbia e gli autori classici in relazione col grande poeta italiano[2]); le ricerche sulla vita di Dante di MICHELE SCHERILLO[3]) sono comparsi accompagnati da altri pur utili volumi e dal solito gran numero d'opuscoli e d'articoli, nei quali, scartata la parte vana, che è sempre assai, si rinvengono non poche notizie ed osservazioni da giovare al progresso di questi studi. Di siffatta quantità di memorie e d'articoli chi s'occupi in modo speciale di Dante trova o l' originale stesso o un riassunto nel Giornale dantesco diretto da G. L. PASSERINI e una rassegna critica nel Bullettino della Società Dantesca Italiana. A raccogliere il frutto dello studio di quasi sei secoli in un comodo prontuario ha pensato il più noto dei dantisti viventi, G. A. SCARTAZZINI, colla sua Enciclopedia dantesca, ossia «dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Dante»[4]); della quale opera è comparso nel 1896 il primo volume (A-L) di ben 1169 pagine. Il lettore ricorrerà ad essa utilmente per avere l' indicazione dei luoghi ove la tal persona è ricordata o ricorre la tal voce o si tratta la tal materia, e vi troverà raccolte le varie interpretazioni dei commentatori, e date non poche indicazioni bibliografiche; ma non si tenga sicuro di trovarvi registrati tutti i passi delle opere di Dante relativi a un dato soggetto, o che le notizie siano generalmente tanto esatte da non aver bisogno di riscontro, o che non ci siano spesso da indicare su certe questioni altri studi migliori. Di fronte ai dizionari del Bocci e del Poletto (non a quello del Blanc, per la parte a cui esso si ristringe) il Dizionario dello Scartazzini segna senza dubbio un gran progresso; ma sarebbe stato bene non dare la definizione di cose comunissime, come *acqua, carta, cavallo* ('acqua, lat. *aqua*, liquido

21) Una lunga e ben nutrita recensione è quella di E. G. Parodi in RBLIt. IV 252 sgg.

1) Opere minori di Dante Alighieri: edizione critica. Il trattato De vulgari Eloquentia per cura di P. RAJNA. Firenze, Successori Le Monnier, 1896. Cfr. E. G. PARODI in RBLIt. IV 257—62, N. ZINGARELLI in RCLIt. II 24—28. PAGET TOYNBEE in Ro. XXVI 116—26. Le osservazioni di questi recensenti sono state dal RAJNA prese in esame nell' edizione minore dello stesso trattato (Firenze, Successori Le Monnier, 1897): cfr. BSDIt., n. s., V 14—18. 2) Studies in Dante. I. Scripture and classical authors in Dante. Oxford, Clarendon Press, 1896. Cfr. E. ROSTAGNO in BSDIt., n. s., V 1—9, M. SCHERILLO in GSLIt. XXXII 156—66. 3) Alcuni capitoli della biografia di Dante. Torino, E. Loescher, 1896. Cfr. M. BARBI in BSDIt., n. s., IV 1—10, F. COLAGROSSO in GSLIt. XXX 437—59, F. FLAMINI in RBLIt. V 91—94, N. ZINGARELLI in RCLIt. I 117—22. 4) Milano, Hoepli. Cfr. M. BARBI in BSDIt. III 196—97, PAGET TOYNBEE in MLQ. I 2—5.

notissimo, formato dalla combinazione dell' idrogene con l' ossigenè ecc.[4]), nè tentare tante etimologie con sì scarsa dottrina filologica (*balia*, o da *bajulo* o da *valeo*; *bastare*, da *bene stare*; *bizza*, forma intensiva di *izza*; *buca*, dal lat. *bucca*, ecc.), e invece spogliare molto più largamente le opere minori (i vocaboli delle opere latine o non compariscono affatto o si hanno trasfigurati sotto le forme italiane corrispondenti) e far di nuovo certe note storiche piuttosto che prenderle, dopo tanto progresso nell' illustrazione storica, da un' opera di quaranta anni fa, dall' Inferno del Vernon. Ricerche originali e ben condotte questa Enciclopedia ne presenta poche, ed ha molte lacune; vi si rivela piuttosto che il lavoratore ordinato e scrupoloso, il compilatore che trascrive, senza nuovi riscontri, dal suo e dall' altrui quanto può, e dove non trova lascia di fare: ma l' opera era poderosa, e può, nonostante i difetti, riuscire in più casi vantaggiosa, specie a chi basti vedere una cosa così all' ingrosso o sappia servirsene con prudenza. Certo anche l' ufficio di divulgatore, in una materia così disputata e universale come la dantesca, non è facile, specialmente fuori d' Italia; onde meritano di esser menzionati a titolo d' onore per la diffusione che promuovono dello studio del nostro poeta, oltre un nuovo Dante popolare dello SCARTAZZINI[5]), il Dante, his times and his work di A. J. BUTLER[6]), e, per la Scandinavia, il Dante di JOHAN VISING[7]). Ha gli stessi intendimenti anche il volumetto di CH. S. BOSWELL, The Vita Nuova and its author[8]), comprendente la traduzione del libretto dantesco e una larga introduzione sui principali casi della vita del poeta, specie negli anni giovanili; e se quest' ultima parte rivela nell' autore una preparazione insufficiente, la traduzione viene giudicata dai connazionali assai favorevolmente. Vero è che in Inghilterra lo studio di Dante è ormai così diffuso, che non è parso inopportuno pubblicar tradotti, coi richiami alle opere del sommo poeta, tutti quei capitoli della Cronaca del Villani che possono giovare all' illustrazione di esse[9]); e questo desiderio di render comune l' uso delle antiche fonti ha pur indotto la benemerita Società dantesca di Cambridge nel Massachusetts a raccogliere nel suo Fourteenth annual Report i passi della Cronica di fra Salimbene che servono a illustrare qualche luogo della Commedia.

Bibliografia e storia della fortuna di Dante. — Quali siano state le vicende del culto di Dante in America e quale rapido accrescimento v'abbia avuto in questi ultimi anni, è dimostrato da un diligente studio di THEODORE W. KOCH[10]). Vi recò il nome e l'amore del sommo

5) Berlin, E. Hofmann & Co. 1896 (GH. vol. 21). 6) London, A. D. Innes & Co. 1895. 7) Göteborg, Wettergren & Kerber, 1896 (PVFGH.). Contiene anche una notizia degli studi danteschi nei paesi scandinavi. 8) London, Kegan, Trench, Trübner & Co. 1895. Venti sonetti di Dante si hanno in Dante, Petrarch, Camoens CXXIV sonnets transl. by R. GARNETT, London, J. Lane. 1896. Noteremo anche Cantos from the D. C. translated into english verse by C. POTTER, London, Digby, Long & Co. 1896. 9) Selections from the first nine books of the Croniche fiorentine of Giovanni Villani translat. by ROSE E. SELFE, edit. by P. H. WICKSTEED. Westminster, Constable & Co., 1896. 10) Dante in America, a historical and bibliographical study. ARDS. XV; e anche a parte, Boston, Ginn and Co., 1896. Cfr. F. PELLEGRINI in BSDIt. V 18–23.

poeta Lorenzo da Ponte nel primo ventennio di questo secolo: iniziò la lettura della Commedia all' Harvard College George Ticknor, professore di lingue moderne in quell' istituto dal 1819 al 35; due volumi per quei tempi importanti (Life and Times of Dante e The italian lyric Poets) lasciava, sorpreso dalla morte, Richard Henry Wilde (1789—1847), che nel quadriennio passato a Firenze per le ricerche d' archivio occorrenti al primo volume ebbe parte non secondaria nella scoperta del ritratto di Dante al Bargello; poi colle versioni meritamente celebri e colla pubblica lettura del poema compirono l' opera felicemente iniziata da quei primi il Longfellow, il Parsons, il Lowell, il Norton. Di tutti il Koch offre notizie e giudizi sicuri, e fa seguire alla parte storica un' accurata bibliografia, in cui, anno per anno, si hanno registrati non solo gli opuscoli e gli articoli di minor conto, ma anche le recensioni delle singole opere. Alla diffusione del culto di Dante in Germania fino al comparire della prima traduzione completa del poema è dedicata una memoria di E. Sulger-Gebing[11]), nella quale si corregge e completa la prima parte del Dante in Germania dello Scartazzini, essendo l' autore riuscito a trovar notizie curiose del divino poeta anche nella letteratura tedesca della prima metà del Settecento, mentre il dantista svizzero non aveva saputo rinvenire «dal Gryphius in poi . . . per il corso di quasi cento anni la memona traccia d' uno studio qualsiasi di Dante». Quanto all' Italia, sono stati annunziati due o tre lavori speciali per i sec. XVII e XVIII; e notizie e considerazioni non trascurabili si hanno di frequente nelle più svariate pubblicazioni: ad es., nel bel libro di L. Zdekauer Lo studio di Siena nel Rinascimento[12]) troviamo che negli anni 1397—1404 leggeva Dante in quello studio Giovanni di ser Buccio da Spoleto, che tre anni innanzi sapevamo aver fatto la stessa lettura in Bologna; e v' apprendiamo anche che già verso il 1360, prima che Giovanni Boccaccio fosse chiamato dai concittadini ad esporre la Divina Commedia in S. Stefano di Badia, c' era a Colle di Val d' Elsa un maestro che si proferiva a leggere «Vergilio Lucano e tutti alteri vectera, et anche lo Dante a chi volesse udirlo»[13]): segno questo che assai per tempo nelle scuole di grammatica e di rettorica si vide l' opportunità di mettere accanto agli autori classici il grande poeta volgare. Così nell' Epistolario di Coluccio Salutati a cura di F. Novati[14]), fra altri ricordi o giudizi di Dante, v' è la testimonianza che Menghino da Mezzano ‚scripserit curiose' sulla Commedia; e il Novati sostiene, a ragione, che quanto egli scrisse non potè limitarsi, come altri ha creduto, a quell' epitome in versi dell' Inferno e del Purgatorio che va nelle stampe sotto il suo nome, ma che egli è veramente da collocare fra i primi commentatori di Dante. E così ci rimanessero le sue chiose, come d' altri spositori e postillatori più

---

11) Dante in der deutschen Litteratur bis zum Erscheinen der ersten vollständigen Übersetzung der D. C. (1767—69). ZVglL., N. F. VIII 221—53, 453—79, IX 457—90, X 31—64. Largo riassunto in BSDIt. III 54—58, VI 169—73. 12) Milano, Hoepli, 1894. 13) Il documento qui indicato dallo Zdekauer (Nota di tutti li maestri di grammatica che sono in Toscana) fu poi pubblicato da O. Bacci, Castelfiorentino, tip. Giovannelli e Carpitelli, 1895, e con illustrazioni in MSV. III 2. 14) Roma, Forzani, 1896. III 371 – 75.



tardi e quindi assai meno importanti ci rimangono e possono oggi esser fatte conoscere! Di Filippo Villani pubblico lettore della Divina Commedia tratta U. MARCHESINI[15]), determinando col sussidio dei quaderni d' uscita della Camera del Comune di Firenze in quali anni abbia letto il poema nello Studio. Il commento al 1° canto dell' Inferno, scritto, dopo le pubbliche letture, negli ultimi anni della vita, è stato ora pubblicato da G. CUGNONI[16]): giova a poco, poichè si perde dietro a cervellotiche allegorie e più che di mostrare il pensiero di Dante si preoccupa d' apparire erudito e buon retore. Tuttavia le osservazioni che fa sul testo servono a confermare che gli appartiene la trascrizione del codice Laurenziano di S. Croce, XXVI sin. 1; e la menzione del «quodam introductorio super canto primo Paradisi, ad dominum Canem de la Scala destinato», giova alla contrastata autenticità dell' Epistola a Cangrande. Del commento di Guiniforte Barzizza fornisce alcuni frammenti, omessi nella disgraziata stampa dell' avv. Zaccheroni, E. LAMMA[17]) in uno studio sui caratteri e sul valore, che è ben poco, di esso commento, traendoli da alcune carte del cod. 32 della Biblioteca Comunale d' Imola, mancanti al codice Ital. 2017 della Nazionale di Parigi. Ma nè questi commenti; nè l' autografo delle postille del Tasso alla Divina Commedia, ritrovato nell' Angelica da T. CASINI, onde se n' è potuta fare una ristampa più corretta[18]); nè le note apposte sopra un esemplare del Vellutello dal leccese Baldassare Papadia[19]) verso la fine del secolo scorso; nè le chiose del dott. Agostino Palesa[20]), noto per la sua raccolta dantesca lasciata al Museo civico di Padova, valgono davvero a toglierci il rammarico di non conoscere quelle del ravennate coetaneo di Dante. Alle esposizioni della Commedia è da ricongiungersi, come è noto, il Dottrinale di Jacopo Alighieri, che negli ultimi capitoli (55—59) riassume il poema e ne mostra l' allegoria, e che pur nel resto serve a chiarire dell' opera di Dante parecchi punti; e ben ha fatto G. CROCIONI a procurarne un' edizione assai migliore di quella che possedevamo finora[21]). Meritevole di nuovi studi era pure il commento che Alberico da Rosciate mise insieme fra il 1343 e il 1349 voltando in latino quello di Jacopo della Lana e molto aggiungendo di suo e dell' altrui: ad esso ha volto utilmente le sue cure A. FIAMMAZZO[22]), studiando la lezione che ne offre il codice Grumelli di Bergamo e raffrontandola con quella del Laur. XXVI sin. 2; e poichè una delle fonti del detto commento è il Bambaglioli, il Fiammazzo ne ha preso occasione per notare in un' appendice al suo studio le varianti dei codici bergamasco e fiorentino di fronte all' edizione da lui procurata dell' opera del cancelliere bolognese nel 1892 e per aggiungere il principio e la fine di essa mancanti alla sua stampa. Lo studio dei commenti è la parte più proficua nella storia della fortuna di Dante, perchè dalla loro valu-

15) ASIt. V xvi 273—79. 16) COD. 31—32: cfr. L. ROCCA in BSDIt., N. S., IV 81—95. 17) GDa. III 3, 4, 6—7: cfr. GSLIt. XXVIII 229-30. 18) COD. 20. 19) N. ZINGARELLI, Postille alla Div. Commedia. GDa. III 228—33. 20) GILDO VALEGGIA, Del dott. Agostino Palesa e di alcune sue note inedite alla Div. Commedia. GDa. III 428-47. 21) COD. 26-27-28: rec. di T. CASINI in BSDIt. III 65—74. 22) Il commento dantesco di Alberico da Rosciate col proemio e fine di quello del Bambaglioli. Bergamo, Istituto ital. d' Arti grafiche, 1895. Rec. di L. ROCCA in BSDIt. III 49-54.

tazione critica dipende il potersene servire con sicurezza nelle questioni d' interpretazione; ma non v' è curiosità che esercitata intorno al sommo poeta non sia giustificata; e i dantofili leggeranno con interesse le indagini di O. ZENATTI[23]) su quando si cominciasse ad attribuire alla Commedia l'epiteto «divina» (fu il Boccaccio nella sua Vita o Elogio di Dante, e al poeta e all' opera l' epiteto venne ripetuto spesso nei secoli successivi, finchè non lo fissò accanto a Commedia sul frontespizio dell' edizione giolitina del 1555 Lodovico Dolce); utilmente rientreranno con G. MELODIA[24]) nella questione della stima e dell' imitazione che il Petrarca abbia fatto di Dante; esamineranno con lo stesso MELODIA[25]) le corrispondenze di pensiero e di forma tra i due poemi del Barberino e la Divina Commedia, e l' ipotesi, non molto solida, a dir vero, fatta dall' autore che quegli abbia potuto conoscer l' Inferno avanti il 1309; studieranno con PAOLO SAVI LOPEZ[26]) l' imitazione dantesca che, ne' particolari e negli episodi più che nel concetto generale, è nel poemetto Desyr à las syete Virtudes di Francesco Imperial; e volentieri rivedranno con G. ZIPPEL i vari monumenti innalzati a Dante sino a quello inaugurato a Trento nel 1896[27]). Un argomento che ha occupato quasi contemporaneamente più studiosi, G. ZACCHETTI[28]), A. TORRE[29]), E. BOUVY[30]), è quello delle censure del Bettinelli e del Voltaire; ma nessuno è riuscito a dar quella compiuta spiegazione e illustrazione del fenomeno letterario che era da attendersi, e il Bouvy anzi ha invertito le parti tra i due censori, poichè non è vero che il Voltaire determinasse il Bettinelli a scrivere contro Dante, ma egli piuttosto risentì, in questo particolare, l' influenza del gesuita italiano. Più vasti confini abbracia H. OELSNER studiando The influence of Dante on modern thought[31]); ma si perde in vuote generalità, e molti son gli errori.

Vita. Era da un pezzo vivo desiderio negli studiosi di Dante di avere raccolti insieme e bene illustrati i documenti della vita e della famiglia di Dante, ed ecco comparire per cura di GUIDO BIAGI e G. L. PASSERINI, sotto gli auspicii della Società Dantesca Italiana, il primo fascicolo d' un Codice diplomatico dantesco[32]), dove quei documenti saranno riprodotti in facsimile, trascritti e illustrati con note critiche monumenti d' arte e figure. Quel fascicolo comprende l'atto dell' ambasceria di Dante a S. Gimignano, ed è bella promessa di opera utile e decorosa. Altri do-

---

23) La «divina» Commedia e il «divino» poeta: Bologna, Zanichelli, 1895. **24)** Difesa di Francesco Petrarca. GDa. IV 213 e 385. **25)** Dante e Francesco da Barberino. GDa. IV 58 e 97: cfr. GSLIt. XXIX 469—77 e BSDIt. IV 122—23. **26)** Un imitatore spagnuolo di Dante nel 400. GDa. III 465 sgg. **27)** XI ottobre MDCCCXCVI. Il Trentino a Dante Alighieri: ricordo dell' inaugurazione del monumento nazionale a Trento, con versi di GIOSUÈ CARDUCCI. Trento, Zippel, 1896. **28)** Nozze Zacchetti-Wanderlingh. Pisa, tip. Citi, 1895: cfr. G. MAZZONI in BSDIt., N. S., II 125. **29)** Le «Lettere Virgiliane» e la «Difesa di Dante». GDa. IV 145sgg. **30)** La critique dantesque au XVIIIe siècle: Voltaire et les polémiques italiennes sur Dante. RUM. I 3, 1895: rec. di G. MAZZONI in BSDIt., N. S., III 19—20, di A. TORRE in GSLIt. XXVIII 216—24. **31)** London, Fisher Unwin, 1895: rec. di G. MAZZONI nel BSDIt., N. S., IV 49—54 e di A. FARINELLI in GSLIt. XXIX 134—45. **32)** L' opera consterà di circa 40 dispense, al prezzo di ₤ 10 ciascuna (per i membri della Società Dantesca Italiana ₤ 7. 50 in Italia e ₤ 8 negli stati dell' Unione postale).

cumenti della vita civile di Dante hanno veduto la luce nell' importantissima pubblicazione di A. GHERARDI Le Consulte della Repubblica fiorentina del sec. XIII[33]): non cose nuove, perchè gli atti consiliari ove figura Dante, che il Gherardi trovò inediti (e uno, quello del 6 luglio 1295, credo non possa contenere il nome di Dante, supposto dal Gherardi per integrare un . . . *herii* datogli dal lacero manoscritto), già furono da lui comunicati al Del Lungo per il Bullettino della Società Dantesca Italiana (cfr. JBRPh., III 366); ma tutta la serie di quegli atti giova molto allo studioso di Dante, perchè vi è ritratta al vivo la vita di Firenze negli ultimi decenni del sec. XIII, e dà modo di valutar bene la parte che l'Alighieri vi ebbe e d' illustrare convenientemente la rappresentazione che ne fece nel poema. Gran vantaggio ritrae la poesia Dantesca dallo studio della storia: difatti quando la conoscenza del Medio Evo illanguidì, la Commedia venne trascurata e censurata, e Voltaire scriveva «on ne lit plus le Dante dans l'Europe, parceque tout y est allusion à des faits ignorés» [34]); rifattici oggi per la conoscenza dei fatti quasi coetanei dell' Alighieri, egli forma la nostra ammirazione, non essendo (come notava il Foscolo[35])) di quei poeti a cui «l' osservazione diligentissima della storia guasta i magici incanti»; che anzi «guardato da storico, tanto più illude e sorge ammirabile come poeta». Alla miglior conoscenza dei tempi, specie di quelli vissuti dai maggiori di Dante e da uno di essi celebrati nella Commedia giovano pure il primo volume della nuova storia di Firenze di R. DAVIDSOHN[36]), che arriva soltanto al 1200, e lo studio di G. SALVEMINI sopra La dignità cavalleresca nel Comune di Firenze[37]), il quale serve anche alla questione tanto a lungo e tanto male trattata della nobiltà di Dante. I privilegi che godeva questa nobiltà cittadina ai tempi del poeta consistevano in «piccole distinzioni atte più che ad altro a lusingare l' amor proprio ed a soddisfare il bisogno di lusso, ma che non avevano certamente una grande importanza politica»: era preferita per le ambascerie e in genere per gli uffici di rappresentanza, e componeva la parte più scelta della milizia comunale. Ma le gravi leggi fatte contro di essa negli ultimi decenni del secolo XIII e l' esclusione dai consigli del Popolo, ossia dalla direzione vera degli affari, non resero punto invidiabile la sua condizione, tanto che dovè accettare come un benefizio la concessione fattale nel 1295 (nè fu concessione generale), che non occorresse l' effettivo esercizio d' un' arte per immatricolarsi in essa e poter quindi godere pieni diritti civili. Dante fu certamente nobile di sangue, e sebbene non delle famiglie costrette a sodare, cioè a dar garanzia di sè, può considerarsi sino al 6 luglio 1295 dei Grandi, perchè, non esercitando, a quel che pare, nessun' arte, non era ammesso ai consigli del

33) Firenze, Sansoni, 1896—98: cfr. M. BARBI in BSDIt., N. S. VI 225 sgg., dove col sussidio d' un documento senza data, accennato nella sua introduzione dal Gherardi, vien dimostrato che Dante fu membro del Consiglio speciale del Capitano a cominciare dal 1° novembre 1295; onde, per il divieto imposto dagli statuti, non potè essere nel secondo semestre dello stesso anno del Consiglio del Potestà. 34) Oeuvres, ed. Beuchot. XXXVII 255. 35) Discorso sul testo del poema, § CXL. 36) Geschichte von Florenz. Erster Band: Ältere Geschichte. Berlin, Mittler, 1896. Forschungen zur älteren Gesch. von Florenz. Ibid. 37) Firenze, tipogr. Ricci, 1896. Recens. di A. S. BARBI nel BSDIt. IV 54—60.

Popolo e al Priorato: dopo vi potè esser ammesso per benefizio della riforma degli Ordinamenti di Giustizia fatta in quel giorno. Questa cosa non era difficile a chiarire; ma pochi di quei che discorrono di Dante hanno preparazione sufficiente: e le questioni più semplici si complicano, e il crescere e il moltiplicarsi delle questioni ingenerano diffidenza delle sintesi, che pur, dopo tanta analisi, non dovrebbero mancare. Ne ha tentato ora la prova, come abbiam detto in principio, lo SCHERILLO; facendone vedere in una bella prefazione l' opportunità, e mostrando come per ciò occorra «tenersi lontano da ogni esagerazione, da ogni capriccio, da ogni pregiudizio o partigianeria di scuola o di metodo [cose non vane a dirsi fra i dantisti], e aver la mano sicura nello sceverar, tra la immane congerie di commenti, di monografie, di saggi, di appunti, di postille accumulatasi via via intorno a ciascun argomento dantesco, l' inutile ed insulso dal veramente cospicuo o per isquisitezza di ragionamento, o per acume ermeneutico ed estetico, o per larghezza e finezza d'illustrazioni storiche e filologiche». Se non che quel procedere spicci che pur egli desidera, dubito se l'abbia sempre conseguito, ed anche egli talora troppo s'indugia nel rifare la storia delle questioni: tanto che in un volume di oltre 500 pagine riesce solo a trattare i seguenti argomenti: L'anno della nascita, La madre e la matrigna, Il nome di Dante, Il cognome Alighieri, Geri del Bello, Brunetto Latini, I primi versi (con una nota Perchè Dante salva Salomone), La morte di Beatrice, I primi studi, e, come saggio sull' ordinamento morale dell'Inferno, I giganti nella Commedia. Però ciascuno di questi saggi è una trattazione esauriente del soggetto, e sarebbe certo cosa della massima importanza aver illustrate a questo modo tutta la vita e tutta l'opera di Dante. Quello che lo Scherillo ha fatto per alcuni autori classici che l' Alighieri potè conoscere fin dai primi studi, e PAGET TOYNBEE per Pitagora, Orosio, Alberto Magno, Alfragano[38]), E. MOORE l' ha tentato per la Bibbia e per tutti gli autori classici (compresi Orosio e Sant' Agostino), di cui s' abbiano citazioni o riflessi nelle opere dantesche, illustrando le une e gli altri col mettere a fronte i passi relativi. Precede questo raffronto una bella introduzione in cui si determinano il carattere e i limiti della cultura dell' Alighieri; e chiudono il volume due indici accurati, nell' uno dei quali i raffronti sono disposti secondo gli autori e le opere di cui Dante fece uso, nell' altro secondo le opere di Dante stesso. La questione se le citazioni siano talvolta di seconda mano l'autore se la propone, e sull' uso dei florilegi tanto divulgati nel Medio Evo fa assennate osservazioni; tuttavia l'esame dei più noti di quei florilegi non doveva esser trascurato (trovo il detto attribuito in Conv. IV 12 a Seneca «se l'uno dei piedi avessi nel sepolcro apprendere vorrei» nel 1° cap. del trattato di Albertano da Brescia De dilectione Dei et proximi); e una volta accertato che Dante conosceva una data opera, per es. il commento dell' Aquinate all' Etica aristotelica, conveniva vedere se in essa non si trovino citazioni d' altri autori che possano essere state ripetute dal

38) Dantes References to Pythagoras, to Orosius; Some unacknowledged obligations of Dante to Albertus Magnus; Dantes obligations to Alfraganus in the Vita Nuova and Convivio. Ro. n°. 95, Juillet 1895.



grande poeta, prima di ammettere la conoscenza diretta di quest' ultimi. Che un uomo dotto, quale Dante ci apparisce, potesse nel Medio Evo esser popolarmente creduto esperto nell' arte degli incantesimi, non fa maraviglia. Un documento curioso di questa credenza è stato messo in luce prima dal sac. prof. GIUSEPPE JORIO[39]) e poi dal conte G. L. PASSERINI[40]): Galeazzo Visconti avendo richiesto un Bartolomeo Canolati milanese della sua arte per procurare la morte del pontefice Giovanni XXII, gli confida di aver fatto venire per lo stesso intento a Piacenza «magistrum Dante Alegriro de Florencia», ma che ora non tollererebbe per nessuna cosa del mondo che lo stesso «Dante Alegriro in predictis poneret manum suam vel aliquid faceret»: le quali ultime parole fanno credere che Dante rifiutasse d'avere qualsiasi parte nell' affare e che il Visconti dicesse di non volere egli quel che in realtà non aveva voluto Dante. A Giovanni XXII Dante non ha risparmiato nel poema la sua ira, come a colui che faceva mercato della cose più sante e lasciava Roma vedova del Vicario di Cristo: invano il poeta aveva alla morte di Clemente V rappresentata ai cardinali italiani l'eterna città, priva dei due suoi luminari, come degna d' esser compianta da Annibale: poco toccava al papa la memoria! Quale alto posto avesse invece nel pensiero di Dante mostra egregiamente NICOLA ZINGARELLI in un saggio che s' intitola appunto Dante e Roma[41]).

Opere minori. L'edizione critica del trattato De vulgari Eloquentia a cura del prof. RAJNA è riuscita cosa veramente esemplare. Acquistata una perfetta conoscenza dei Mss. con ripetuti esami e collazioni e con la riproduzione fotografica di essi; assicuratosi che nessuna delle edizioni, versioni e allegazioni fatte del trattato nei vari secoli deriva da testi diversi dai tre che ci rimangono, l'autore determina con la più scrupolosa diligenza le relazioni dei Mss. fra loro; e scartatone uno, il Vaticano, come copia diretta del Trivulziano, e accertato che gli altri due derivano o immediatamente o mediante qualche altro codice smarrito da un unico progenitore pure smarrito, lontano assai dall'autografo dantesco e già guasto in più luoghi, ferma con sicurezza il metodo da seguire nella costituzione del testo, mostrando con quali espedienti si possa integrare la tradizione diplomatica. Non minori cure ha spese per fissare l' ortografia del trattato: raffrontando i dati dei due Mss. principali fra loro. e con le dottrine e gli usi ortografici prevalenti al tempo di Dante nelle persone che avevano suppergiù la cultura di lui, è riuscito a scrivere un capitolo che dovrà esser consultato da chiunque s' accinga d' ora innanzi a pubblicare testi latini del Medio Evo. Messosi dopo una sì compiuta e scrupolosa preparazione alla costituzione del testo, ogni più piccola varietà sottopone a diligente esame; e mentre con l'apparato critico fornisce precisa cognizione della tradizione diplomatica, giustifica in copiose annotazioni la scelta da lui fatta fra le varie lezioni e le correzioni da lui introdotte, che non sono nè poche nè di poco momento[42]). Quanto lontana da questa edizione per l' incerta applicazione dei principii

39) Una nuova notizia della vita di Dante. RAbr. X 7—8. 40) GDa. IV 126 sgg. 41) Roma, E. Loescher e Co. 1895. 42) Due correzioni propose pure F. TORRACA (Noterelle dantesche, Firenze, tip. Carnesecchi, 1895), ma non parvero accettabili al RAJNA: cfr. BSDIt., N. S. II 165—67.



metodici e per la poca accuratezza del lavoro quella della Vita Nuova dataci da FRIEDRICH BECK[43])! Era certo un problema più complesso di quello del Rajna per il maggior numero dei Mss. che rimangono dell' opera, e per i più frequenti cambiamenti a cui come opera volgare è andata soggetta; ma ciò non giustifica nè la grande imprecisione delle collazioni, nè l' avventatezza nella classificazione dei testi, nè il partito a cui s' è appreso di riprodurre, dopo tanto lavoro, la lezione di un codice solo, mentre secondo le sue ricerche cinque o sei altri codici deriverebbero direttamente dal capostipite, perduto, onde deriva quell' uno: le poche modificazioni che fa al testo prescelto, oltre a confermare l' incertezza dei criteri, mostra anche la scarsa conoscenza che il Beck ha dell' italiano antico. Una lezione assicurata al testo della Vita Nuova (§ 40) è quella di Arabia in luogo di Italia, specie ora che E. MOORE col sussidio di Alfragano, autore ben noto a Dante, ha mostrato[44]) come l' usanza a cui ci richiama il poeta sia quella di far cominciare il giorno «ab eo momento quo sol occidit», mentre «apud Romanos . . . dies quisque civilis incipit ab exortu solis»: se ne deduce che Beatrice morì la sera dell' 8 (giugno 1290) «secondo l' usanza nostra», che viene appunto ad essere la prima ora del 9 «secondo l'usanza d' Arabia». Soverchio valore invece, io credo, è stato dalla critica attribuito a un articolo del prof. EARLE di Oxford[45]). La Vita Nuova sarebbe niente altro che una storia allegorica del conflitto tra la fede e la scienza: che Beatrice sia stata una vera persona o no, è indifferente, avendola il poeta introdotta soltanto per il fine artistico di dare alle sue concezioni la forza di narrazione reale; ma la sorgente dell' ispirazione per la Vita Nuova e per la Commedia è, non la personalità di Beatrice, sì bene l' idea spirituale di cui ella è simbolo. Fittizio ed allegorico è il racconto del libretto giovanile di Dante anche secondo un' opera postuma di FRANCESCO PASQUALIGO[46]): della quale questo è il concetto fondamentale, che Beatrice non sia alcun che di assoluto e immutabile, ma da principio sia la Pietà cristiana, poi la Scienza e in fine la Sapienza; e per mostrar ciò, si sottopone il testo della Vita Nuova a un sottilissimo esame, tanto che il commento al proemio e ai primi tre paragrafi forma un volume di oltre 400 pagine. A chi non sia disposto a negare ogni valore biografico a quest' opera di Dante piacerà leggere un buon articolo di GIOVANNI MELODIA[47]), nel quale s' offre un' ingegnosa interpretazione del primo sonetto di essa; e potrà anche rintracciare nelle rime estravaganti di Dante buoni documenti per la retta interpretazione della Vita Nuova stessa. Buon numero di tali poesie secondo la lezione dei codici Vaticano 3214 e Casanatense d. V. 5 sono state pubblicate da MARIO PELAEZ[48]), e sebbene non tutte le attribuite

43) München, Piloty & Loehle. 1896: rec. di A. TOBLER in ASNS. XCVIII 214—19, di M. BARBI in BSDIt, N. S., IV 33—43, di E. ROSTAGNO in GDa. VI 202—11. 44) BSDIt., N. S. II 98: cfr. JBRPh. III 370. L' articolo dell' Academy è riprodotto in ARDS. XIV. 45) Dante's Vita Nuova. QR. 367, 24—53: cfr. G. MAZZONI in BSDIt. N. S., VI 57—63. 46) Pensieri sull' allegoria della Vita Nuova di Dante. Venezia, Olschki, 1896. 47) GDa. III 275 sgg. 48) Rime antiche italiane secondo la lezione del codice Vatic. 3214 e del codice Casanatense d. V. 5. COIR. Bologna 1895. A Dante vuole attribuire la paternità della canz. *Ben aggia l' amoroso e dolce core*, che risponde per le rime a *Donne che avete intelletto d'amore*, G. SALVADORI nel suo opuscolo: La poesia giovanile e la canzone

a Dante si possano dir veramente sue, pure ve ne sono alcune che mancano nelle edizioni o vi si trovano in lezione assai diversa. Quello che comincia *Messer Brunetto questa pulzelletta*, indirizzato secondo il codice Vaticano e secondo anche l' Univers. Bolognese 1289 a Messer Betto Brunelleschi, ha dato occasione a una nota di F. TORRACA[49]), nella quale si sostiene che esso non sia introduzione o dedica del Fiore, ma accompagnasse al Brunelleschi, non ancora dei Neri, una lirica, forse una canzone, più probabilmente una ballata. D' una ballata, *Deh violetta* (lez. volg. *nuvoletta*) *che in ombra d'Amore*, ha ristabilito la lezione originale TOMMASO CASINI[50]), aggiungendo così ai nomi delle donne amate da Dante anche quello di Violetta. D'un altro sonetto *Deh piangi meco tu, dogliosa pietra* ha cercato ricostruire il testo e dare una più felice interpretazione FREDRIK WULF[51]); ma su questo tentativo sono da vedere le acute osservazioni di E. G. PARODI[52]); il quale senza corregger nulla della lezione che ci conserva il codice Riccardiano 1103, crede si possa riuscire ad un senso sodisfacente. Un accenno alla Vita Nuova si era visto finora nel sonetto di Guido Cavalcanti a Dante *Io vegno il giorno a te infinite volte*; interpretato rettamente il v. *Che tutte le tue rime avea ricolte* (cioè, bene accolte), l'accenno cade; ma il sonetto rimane documento notevole del traviamento che seguì in Dante alla morte di Beatrice e della realtà degli affetti onde furono ispirate le sue opere[53]). Oscurità non poche presenta la canz. *Tre donne intorno al cor mi son venute*, e quindi può giovare anche la pubblicazione di un mediocre commento di Terenzio Mamiani fatta da D. LUIGI RANDI[54]), il quale premette pure sue considerazioni, oltre che sul senso, sull' autenticità della canzone, a torto messa in dubbio da alcuni critici. E autentica è confermata la lettera ai cardinali italiani, divenuta sospetta da che Giovanni Sforza aveva notato quanto poco convenisse in bocca di Dante la lode del Vescovo di Luni (cfr. JBRPh. III 371): or pensa A. ZENATTI[55]) che le parole *praeter lunensem pontificem* debbano essere intese in senso sarcastico, conforme ad altre uscite dantesche quali *Fuor che Bonturo* e *Trammene Stricca*. Anche il sospetto messo innanzi da ANTONIO BELLONI[56]) che i vv. 84—87 della seconda egloga di Dante siano in-

d' amore di Guido Cavalcanti. Roma, Società ed. Dante Alighieri 1895; ma cfr. G. MAZZONI in BSDIt., N. S., II 81—88 e F. PELLEGRINI in GSLIt, XXVI 195—214. **49**) Noterelle dantesche cit. Cfr. G. MAZZONI in BSDIt. II 161—63. **50**) Aneddoti e studi danteschi. COD. XXIV. Contiene anche ristampati: Di una poesia attribuita a Dante (GSLIt. II 334—43), Per la cronologia del Convivio e del De Vulg. Eloquentia (RCLIt. 1886, III 33—43). La Lonza di Dante (BSDIt. II 116—20), Il commento di Benvenuto da Imola (RCLIt. 1888, V 4—10), La data vera di un codice della Commedia (RBA. VI 20—23), Gli studi danteschi di Vittorio Imbriani (NAnt. 3a s., XXXI 573—80). **51**) Dante, Pietra in Pietra. Ro. XXV 455—58. **52**) BSDIt., N. S., IV 13—15. **53**) C. APPEL, Das Sonett Guido Cavalcantis «I vegno . . .» Estr. dai Mélanges Wahlund. Macon, Protat 1896. Cfr. MORPURGO in BSDIt., N. S., III 47—49, F. D'OVIDIO in NAnt., 4a S., LXIII 593—604, F. TORRACA in RCLIt. 33—39. **54**) Una canzone dantesca commentata da TERENZIO MAMIANI. Firenze, Civelli 1896. L'edizione è riuscita piuttosto scorretta: Cfr. BSDIt., N. S., IV 31. **55**) Per l' autenticità della lettera di Dante ai cardinali italiani. Messina, tip. D'Amico 1895. Una felice correzione nell' epistola ad Arrigo VII ha proposta P. TOYNBEE (Ac. 1236): «proles altera Isai» invece di «alta». **56**) Intorno a due passi di un' ecloga di Dante. AtVen. luglio-sett. 1895.

terpolati è stato rimosso da E. G. PARODI[57]) ed ENRICO CARRARA[58]): resta però al Belloni il merito di aver dato del principio della stessa egloga una interpretazione migliore di quelle date sin qui. Troppa importanza si è concessa alle argomentazioni con cui il dottor Prompt s'ingegnava di dimostrare che il De Monarchia non appartiene all'Alighieri; ma dei due contradittori l'uno, il prof. ERMANNO GRAUERT[59]), ne prende occasione per riportare, con notevoli argomenti, la data del trattato al 1302 dopo la pubblicazione della bolla *Unam sanctam;* l'altro, il dott. PARIDE CHISTONI[60]), mostrando come Dante quando dettava il Convivio non conoscesse i Libri politici di Aristotile e gli fossero invece ben noti nel tempo che scriveva il De Monarchia, nega che questo possa esser anteriore o del medesimo tempo del Convivio. Vero è che anche il Grauert ammette che Dante rifacesse negli ultimi anni della sua vita il De Monarchia contro Giovanni XXII e la bolla *In nostram,* dando maggiore sviluppo a concetti già accennati nel Convivio e inserendo il noto rimando al Paradiso.

Commedia. Il saggio più notevole che in questo biennio si sia scritto sul poema mi sembra La rima e i vocaboli in rima nella Divina Commedia di E. G. PARODI[61]). Si rivela in esso oltre a una grande precisione scientifica nello spoglio delle particolarità fonetiche e morfologiche e a una larga e sicura conoscenza dell'uso italiano antico, uno squisito senso d'arte nelle considerazioni che vi son fatte sull'ufficio e gli effetti della rima nella poesia in generale e particolarmente nella dantesca. Di Dante si parla spesso come di rimatore sforzato e poco scrupoloso, e si vuole che la sua rima non sia così ricca come, per esempio, quella dell'Ariosto. Il Parodi mostra come le sue licenze e i suoi cosiddetti arbitrii siano propri di tutta la lingua letteraria del secolo, e appaiano anzi in lui meno frequenti che negli altri poeti contemporanei; fa vedere che tanto grande quanto la potenza fantastica è in Dante la potenza creatrice delle rime, le quali non sono mai un puro ornamento, ma piuttosto una determinazione e un'illustrazione del pensiero; e che se Dante, per certa sua repugnanza alla rima non immaginosa e ai sentieri più triti, si lascia trascinare talvolta da pericolose seduzioni, la difficoltà però esercita sul suo genio una suggestione benefica, lo incita, lo sprona e ne rende più irrisistibile la foga. Uno studio complessivo sulla lingua di Dante è ancora da farsi, e sarebbe bene che il Parodi colmasse al più presto questa lacuna, giacchè pel molto studio che ha fatto dei dialetti antichi toscani e per l'edizione del Convivio che vien preparando per la Società Dantesca Italiana si trova ad avere quella miglior preparazione che si conviene a siffatto lavoro. All'edizione critica della Commedia scarso contributo si è avuto in questi due anni: R. RENIER ci ha offerti gli otto versi posti in bocca ad Arnaldo Daniello ricostruiti sul fondamento di una ventina di codici e di parecchie antiche edizioni[62]); A. G. FERRERS HOWELL ha difeso con

57) BSDIt., N. S., III 6—9. 58) GSLIt. XXVIII 469 sgg. 59) Zur Dante-Forschung. HJbGG. XVI 510—44. 60) Una questione dantesca. Pisa, tip. Citi 1896. 61) BSDIt., N. S., III 81—156. 62) GSLIt. XXV 315—16. Vedi anche, a p. 312—13 n., le osservazioni sulla terza lingua che con l'italiana e la latina, compone il discordo *Ai fals ris per que traitz avetz.*

buoni argomenti la lezione *Vario* invece di *Varro* in Purg. XXII 98[63]); altri han dato notizia di nuovi Mss., de' quali bisognerà tener conto almeno negli studi preparatorii di quell' edizione, o illustrato in qualche modo quelli già noti[64]). Un' edizione del poema coi segni della pronunzia ha curata il dr. LUIGI POLACCO[65]); chiose a render più aperto il senso letterale hanno pubblicate A. ZENATTI[66]), G. MARUFFI[67]), C. ARLIA[68]), F. TORRACA[69]), A. GHIGNONI[70]), P. TOYNBEE[71]). Una questione d' interpretazione letterale, che involge una questione storica, si ha a proposito delle parole di Brunetto «La tua fortuna tanto onor ti serba Che l' una parte e l' altra avranno fame Di te . . .» (Inf. XV 70—72). F. COLAGROSSO[72]), riprendendo l' opinione del Todeschini, intende, e intende bene a mio avviso, «i Bianchi e i Neri vorranno divorarti»; ma quando pensa a un vero attentato contro Dante da parte dei Bianchi, mi par che si abbandoni al congetturare senza fondamento e senza bisogno. Lunghe dispute si son pur fatte sulla lonza del 1° canto dell' Inferno, per determinare se sia il pardo o il lupo cerviero e che cosa simboleggi[73]); sulla saldezza delle ombre nella Divina Commedia[74]); sulla prescienza dei dannati[75]); e al solito, sull' ordinamento materiale e morale della prima cantica[76]). Un' utile esposizione delle idee di Dante circa i cieli, la loro dipendenza dalle gerarchie angeliche e il loro influsso sulle cose terrene ha fatta ALBERTO SCROCCA[77]). — Una ricerca,

---

63) Should *Vario* or *Varro* be read in Purg. XXII 98? Ac. 1227. 64) T. CASINI, La data vera di un codice della Commedia (Vaticano Capp. 266). RBA. VI 20—23: cfr. E. ROSTAGNO in BSDIt., N. S. II 109 e vedi qui addietro la n. 50. — U. MARCHESINI, Un frammento di codice della D. C. novamente ritrovato. BSSP. II 156—58. — A. FIAMMAZZO, Di due frammentarii danteschi della biblioteca di S. Gimignano. MSV. III 211—16. — T. LLEWELYN, A. Ms. of the D. C. in a Lisbon Library (Batin. 476). Ac. 1240. — M. PELAEZ, Frammenti danteschi (dell' Archivio di Lucca). GDa. IV 349 sgg. — G. FRANCIOSI, Il Dante Vaticano e l' Urbinate. COD. 33—34. — L. AUVRAY, Un nouveau Ms de la D. C. (Naz. Parig. ital. 2085). GSLIt. XXVIII 371—73. 65) Milano, Hoepli 1896. 66) Il disdegno di Guido. Cu. 13—22 Luglio 1895. Chi disdegna è Guido: cfr. Inf. X 68. 67) Sopra un luogo della Commedia finora non bene interpretato (Inf. XX 27—30). Aquila, tip. Mele 1895: cfr. BSDIt. II 110. 68) Note filologiche XI. Conio. EBA. II 8. 69) L' ultima dolcezza della lodoletta (Par. XX 73—75). Nelle cit. Noterelle dantesche. 70) « . . siffatta pena Che s' altra è maggio nulla è sì spiacente». Cu. 15—22 luglio 1895. — Purg. VII 97, 102. GDa. III 348 sgg. — «Delfica deità». GSLIt. XXVI 453—56. 71) Dante's use of «rendersi» (Inf. XXVII 83) and «renduto» (Purg. XX 54). Ac. 1259. 72) La predizione di Brunetto Latini. NAnt., s. 4ª, LXVI. 73) F. CIPOLLA, La Lonza di Dante. RBLIt. III 103—14. Rec. di T. CASINI in BSDIt., N. S., III 116—20 (cfr. sopra la nota 50). P. E GUARNERIO e F. CIPOLLA, Ancora della Lonza di Dante. RBLIt. III 5—6, 7—8: cfr. F. PELLEGRINI ed E. G. PARODI in BSDIt., N. S. IV 24—26. 74) N. SCARANO in NAnt. 1° sett. '95; R. PETROSEMOLO in RSic. 1896: cfr. BSDIt., N. S. III 11—13, 159—60. 75) L. AREZIO, Sulla teoria dantesca della prescienza. Palermo, A. Reber 1896: cfr. BSDIt., N. S., IV 45—46. 76) Ricordo soltanto i migliori: G. DEL NOCE, Lo Stige dantesco e i peccatori nell' Antilimbo. COD. 22. N. ZINGARELLI, Il sesto cerchio nella topografia dell' Inferno. GDa. IV 194 sgg. G. DEL NOCE. Nel primo vallo di Malebolge. GDa. III 487 sgg. Molto ingegno e dottrina rivela anche lo studio di G. PASCOLI sull' ordinamento dell' Inferno (Minerva oscura, in Convito, Roma 1895—96), ma si allontana troppo dalle idee di Dante. 77) Il sistema dantesco dei cieli e delle loro influenze. Napoli, tip. G. Errico e F. 1895: rec. di F. PELLEGRINI in BSDIt., N. S., III 74—76.

a cui specialmente i giovani potrebbero dedicarsi con frutto, è quella delle fonti dantesche. Alle indagini dello Scherillo, del Moore, e del Toynbee sopra ricordate aggiungiamo qui con piacere quelle di A. DOBELLI intorno al Tesoro di Brunetto Latini in relazione colle opere di Dante e principalmente coll' Inferno[78]), una nota dello stesso DOBELLI sui v. 50—78 del c. XXV della 1ª cantica, che hanno riscontro nei versi di Ovidio sull' origine di Ermafrodito (Metam. IV 356—86)[79]), gli articoli del TOYNBEE intorno all' allusione a Sardanapalo (Par. XV 107—8) suggerita da un passo del De regimine principum di Egidio Romano[80]), e a proposito delle teorie dantesche sulle macchie della Luna, attinte alle Quaestiones super quatuor libros Aristotelis de caelo et mundo, che s' attribuiscono ad Alberto di Sassonia[81]). Più si attende in Italia all' illustrazione storica del poema. T. CASINI, riprendendo lo studio sui Romagnoli nominati nel XIV del Purgatorio[82]), raccoglie sicure notizie intorno a Guido da Prata, Ugolin d' Azzo, Fabro dei Lambertazzi e Bernardin di Fosco; e passando poi dalla Romagna alla Sardegna, fa dei ricordi danteschi di quest' isola quell' ampia illustrazione che dall' importanza della materia era richiesta[83]). Da una disputa sorta tra F. TORRACA[84]) e S. DE CHIARA[85]) resta meglio assodato che, se Manfredi ebbe veramente profanata la tomba, chi fece esumarlo fu, come generalmente si crede, Bartolomeo Pignatelli. Da un' altra lunga e poco tranquilla disputa su Sordello di Goito[86]) ha tratto non poco giovamento anche l' illustrazione del celebre episodio del Purgatorio; nè soltanto dal punto di vista storico, ma anche estetico. A una polemica poco serena ha pur dato luogo una buona memoria del sac. GIOVANNI MERCATI intitolata Pietro Peccatore ossia della vera interpretazione di Par. XXI 123, nella quale è sostenuta l' identità di Pier Damiani con Pietro Peccatore e della «casa di nostra donna» con S. Maria in Pomposa presso Comacchio; e questa opinione resta anche dopo il lungo dibattito la più convincente[87]). Utili contributi ha recato all' illustrazione del furto alla sagrestia de' belli arredi (Inf. XXIV 138) il dott. PELEO BACCI[88]): sappiamo inoltre aver egli trovato nell' Archivio di Pistoia un documento per il quale si proverebbe che il furto a cui Dante

78) Il «Tesoro» nelle opere di Dante. GDa. IV 310 sgg. L' accoppiamento di Dionisi il Vecchio con Alessandro Fereo in un passo di Cicerone (De Offic. II 7) rimesso in evidenza da Brunetto Latini fanno credere al DOBELLI che a quei due tiranni allude Dante nel c. XII dell' Inferno. GDa. III 68. 79) BSDIt., N. S., IV 16—17. 80) Ac. 1279. 81) GSLIt. XXVI 156—61. 82) GDa. IV 43 sgg. 83) Ricordi danteschi di Sardegna. NAnt. 3ª s. LVIII: rec. di P. L. RAMBALDI in BSDIt., N. S., III 185—94. 84) Noterelle dantesche cit. 85) Il Pastor di Cosenza. Cosenza, Aprea 1895. 86) C. DE LOLLIS, Vita e poesie di Sordello di Goito. Halle, Niemeyer 1896 Cfr. F. TORRACA in GDa. IV 1 sgg.; P. E. GUARNERIO in GSLIt. XXVIII 382; F. TORRACA in GDa. IV 297; P. E. GUARNERIO in GDa. V 106 sgg.; C. DE LOLLIS in GSLIt. XXX 125 sgg.; E. G. PARODI in BSDIt. IV 185 sgg.; F. TORRACA in GDa. VI 417 sgg., 529 sgg., VII 1 sgg.; C. DE LOLLIS in GDa. VII 120 sgg. 87) SDSD. XVI: cfr. BSDIt., N. S., III 15—19 e VI 75—76. Non credo invece sostenibi le l' identificazione fatta da A. CIMMINO (S. Ambrogio e Dante. Napoli, Pierro 1896) dell' *avvocato dei tempi cristiani* con S. Ambrogio. 88) Del notaio pistoiese Vanni della Monna e del furto alla sacrestia de' belli arredi ecc. Pistoia, tip. Cacialli 1895 e GDa. III 247 sgg. Due documenti inediti del 1295 su Vanni Fucci ed altri banditi del Comune di Pistoia. Pistoia, tip. Niccolai 1896.

allude non è quello a cui si riferiscono i documenti editi dal Ciampi, ma uno anteriore e più importante e veramente «facto in sacrestia Sancti Jacobi»[89]. Giova anche alla tormentata questione della «ruina di qua da Trento» ricordata nel XII dell' Inferno un opuscolo di E. LORENZI[90]), che, oltre a riassumere largamente l' intera controversia, offre il contributo di osservazioni fatte sui luoghi, e quattro tavole illustrative; onde chi pur non si lasci persuadere ad abbandonare i Lavini di Marco per il Cengio Rosso, dal Lorenzi preferito, verrà ad acquistare dei Lavini più precisa conoscenza. — Nuovi commenti dell' intero poema, oltre a quello sempre in corso di stampa del p. BERTHIER[91]), non abbiamo avuti: di quelli del CASINI[92]) e dello SCARTAZZINI[93]) s' è fatto una ristampa; e l'uno è stato emendato di quelle inesattezze che l' autore stesso ha viste o altri gli hanno additate (anche il testo del poema è stato migliorato secondo i resultati degli studi del Moore): l' altro è stato ampliato di circa un quarto e ricorretto qua e là, ma non quanto occorreva.

Firenze. M. Barbi.

La letteratura petrarchesca dal 1891 al 1896. Il ritrovamento del codice detto autografo delle Poesie volgari di Francesco Petrarca fu nuovo impulso alle disputazioni e alle indagini su la vita e le opere del maggior lirico di nostra gente. Nel 1891 P. DE NOLHAC già preannunziava, in rapide e argute trattazioni[1]), un suo più cospicuo lavoro, Pétrarque et l' Humanisme[2]). Questo libro, condotto su esplorazioni quasi interamente originali, è di gran lunga la più compiuta trattazione che s' abbia finora sul grave argomento. Il De Nolhac ha cercato di ricostituire in Francia e in Italia una parte della biblioteca del Petrarca, e n' ha ricavate annotazioni e postille, che gli hanno rivelato mirabilmente la cultura classica del poeta. Anche s' è giovato delle citazioni e delle imitazioni di scrittori antichi nelle opere italiane di quello, sceverando i luoghi ne' quali ei sembra attinger direttamente alle fonti, dagli altri ove s' aiuta con notizie di seconda mano; e per tal guisa l' erudito francese

---

89) BSDIt., N. S., IV 208. 90) La ruina di qua da Trento. Trento, Scotoni e Vitti ed., 1896; rec. di F. PELLEGRINI in BSDIt., N. S., IV 10—13. 91) La D. C. con commenti secondo la Scolastica. Friburgo (Svizzera), Libreria dell' Università. 92) La D. C. con il commento di T. CASINI. 4ª ediz. riveduta e corretta. Firenze, Sansoni edit. 1895. 93) La D. C. riveduta nel testo e commentata da G. A. SCARTAZZINI. 2ª ediz. riveduta e corretta e notevolmente arricchita, coll' aggiunta del rimario perfezionato del dott. L. POLACCO. Milano, Hoepli edit. 1896. Rec. di G A. VENTURI in BSDIt., N. S., III 1—6.

1) Un homonyme ou parent de Pétrarque (Nicolò di Petrarcha d' Amalfi, cortigiano della regina Giovanna), nel GSLIt. XVII 146; Un mscr. original de lettres de Pétr. (Marcianus cl. XIII cod. 70 con emendazioni e addizioni marginali di mano del poeta). Le Tite Live de Pétr. (Parisinus 5690). ibid. XVIII 439—40; Pétr. dessinateur nella Gazette des beaux arts, 1° janv. 1892; Les mss. de l' Histoire Auguste chez Pétr. ne' Mélanges G. B. De Rossi; De Patrum et medii aevi scriptorum codd. in Bibl. Pétr. olim collectis, Parisiis, 1892; Pétrarque et Barlaam nella REGr., 1892; Du rôle de P. dans la Renaissance, Paris, 1892; Le Gallus calumniator de Pétr. (un tale Jean de Hesdin) nella Ro. XXI 84. 2) Nella BEHE. Fasc. XCI, 1892. Circa la data dell' acquisto fatto dal poeta di un codice di S. Agostino (1325), cfr. GIRARDI, La nuova data scoperta dal sig. P. de Nolhac, Padova, 1892; e RCr. 1893, 179.

è riuscito a determinare sicuramente la parte ch' ebbe il Petrarca nella storia del Rinascimento italiano. Dopo aver segnalati gli acquisti di libri fatti, in un modo e nell' altro, dal grande poeta; dopo avere tentato di tener dietro alla fortuna di quella biblioteca appresso la morte del suo possessore, il De Nolhac studia i rapporti del poeta italiano con Virgilio; co' poeti latini minori; con Cicerone (negando a torto, secondo me, che il Petrarca possedesse un esemplare del De Gloria); con Tito Livio e gli storici romani; co' prosatori romani letti da lui; con Omero, Platone e gli autori greci. Chiudono il libro sette excursus di molto rilievo: su i ritratti del Petrarca, sul Petrarca coltivatore, sul Petrarca disegnatore, su i libri del Petrarca appresso il Fregoso, sur un Cicerone copiato da Tedaldo della Casa, su certi memoriali intimi del Petrarca (dove sono segnatamente notabili certi appunti misteriosi in un manoscritto di lettere d' Abelardo ed Eloisa), su l'opere in volgare della biblioteca di quello.

Il volume Zur Entwickelung italienischer Dichtungen Petrarcas di CARL APPEL[3]), sarebbe riuscito senz' alcun dubbio più accetto e più utile agli studiosi, se l' anno avanti non fosse stato preceduto della pubblicazione eliotipica di tutto il codice degli abbozzi autografi del Petrarca (V. L. 3196), nell' Archivio paleografico italiano diretto da Ernesto Monaci[4]). Certo la collazione di quel manoscritto compiuta e pubblicata più di due secoli or sono da Federico Ubaldini[5]), non bastava oramai alle esigenze della moderna filologia. Ma d' altra parte la riproduzione fotografica d'un autografo tien sempre il disopra su qualunque riproduzione d' altra natura, perchè ciascuno, in questi casi, preferisce veder da sè al fidarsi delle altrui interpretazioni.

Ciò non ostante il lavoro dell' Appel può venir sempre consultato non senza profitto. Oltre a una collazione più scrupolosa ed intera dell' originale, anche vi si ritrovano le varianti e le aggiunte del cod. Casanatense, A III 31, esemplato da mano assai diligente nel sec. XVI di su autografi petrarcheschi, e quelle del Laurenziano pl. XLI n. 14. Precedono e seguono peregrine notizie storiche e bibliografiche circa quelli e altri versi, le quali posson riuscire assai profittevoli per la compiuta intelligenza delle rime di messer Francesco.

Uno scritto di A. MAURICI intitolato Il secentismo nel Petrarca[6]) è affatto insignificante. F. LABRUZZI DI NEXIMA tornò ancora una volta su la vessata questione dell' eroe a cui è indiretta la canz. «Spirto gentil»[7]). Il Labruzzi contrasta la gloria d' avere inspirata quella canzone a Cola di Rienzo, a Stefano e a Stefanuccio Colonna, a Bosone di Gubbio; e reca argomenti per dimostrare ch' ella dovette esser rivolta a Paolo Annibaldi eletto con Buccio di Giovanni Savelli al reggimento della città di Roma il 13 genn. 1335. La dimostrazione del Labruzzi, piena ed efficace nella parte negativa, segnatamente ove tocca di Cola, è debole assai nella positiva; nè certo egli è riuscito a procacciare un solo fautore alla sua causa.

Due luoghi assai tormentati della canz. «Chiare fresche e dolci

3) Halle a. S., Niemeyer, 1891. 4) Vol. I Fasc. VI. 5) Le rime di m. F. P. estratte da un suo originale, Roma, Grignani, 1642. 6) Terranova Sicilia, 1891. 7) I Pretendenti alla canz. «Spirto gentil» nell' Istr. IV 6—V 8.



acque» s' ingegnò di dichiarare L. PIERETTI[8]) e della vita politica del Petrarca ragionò con troppa preoccupazione ecclesiastica E. SALVADORI[9]).

Dopo il ritrovamento del codice definitivo, parve agli studiosi del poeta che le sue rime fossero state ordinate cronologicamente; e A. PAKSCHER avea creduto dare la dimostrazione irrepugnabile di codesto fatto in un suo lavoro, ch' era stata accolto con favore in Italia[10]). Un esame più attento de' due più insigni codici del Petrarca, il Vatic. Lat. 3195 e il Vatic. Lat. 3196 consigliò a G. A. CESAREO di tornare su la questione. I risultati delle sue indagini egli espose in un lavoro[11]), nel quale, da' raffronti paleografici, da un nuovo esame delle postille autografe, da una più rigorosa determinazione delle date di molti componimenti del codice, si viene alla conchiusione che le Poesie volgari «non furon disposte secondo il principio cronologico; anzi, a tutt' i segni, secondo un principio psicologico, estetico e morale».

Tre utili scritti intorno il Petrarca ripubblicò F. COLAGROSSO ne' suoi Studj di Letteratura italiana[12]), e F. FLAMINI un acuto lavoro sul luogo di nascita di madonna Laura, ch' egli crede di ritrovare, dietro l' indicazione di Francesco Galeota, petrarchista napoletano del Quattrocento, in Caumont, borgo del contado Venaissin a due leghe d' Avignone[13]).

Su le attinenze fra l' edizione Aldina del 1501 curata da Pietro Bembo e il codice originale de' Rerum vulgarium fragmenta disputarono G. MESTICA e G. SALVO-COZZO[14]). Che l' Aldina fosse stata tolta «con sommissima diligenza dallo scritto di mano medesima del poeta, havuto da M. Piero Bembo» fu dichiarato dall' editore in calce a quella sua edizione. Il Mestica, fatta la storia dell' Aldina, ravvisa invece il testo ond' ella derivò nel Vatic. lat. 3197, ch' è un codice delle rime del Petrarca, tutto di pugno del Bembo. Ma questo codice apparisce collazionato sul codice originale dal Bembo medesimo; il quale a volte accettò per la stampa d' Aldo la lezione dell' originale, a volte preferì quella del proprio codice. Onde il Mestica viene a conchiudere: «1° Che l' edizione aldina del 1501 fu fatta non sul Vatic. 3195, ma sul Vatic. 3197 dovuto alla penna di Pietro Bembo; 2° Che questo ms. ha dal codice originale svariate e notevoli differenze di lezione; 3° Che il Bembo, prima di consegnarlo al Manuzio per la stampa, lo collazionò col detto codice originale; 4° Che perciò il codice originale servì, pel

8) Sopra due lunghi della canz. «Chiare etc.» nella BSCIIt. IV 2. 9) La vita politica di F. P. nell' Arc. II 2—12. 10) Die Chron. der Gedichte Petrarcas, Berlin, Weidmann, 1887. 11) Su l' ordinamento delle «Poesie Volgari» di F. P. nel GSLIt. XIX 229 sgg. XX 91 sgg. riprodotto ora con emendazioni ed aggiunte nell' opera Su le «Poesie volgari» del P. nuove ricerche di G. A. CESAREO, Rocca S. Casciano, Cappelli, 1898. Cfr. la recensione del PAKSCHER su lo scritto del CESAREO nel LBlGRPh. XIV 5, e la risposta di quest' ultimo nel FD. XV 28. Cfr. anche Ro. XXXIII 268 (PAULER) e ZRPh. (WIESE). 12) Verona, Tedeschi, 1892: Una lettera de P. p. 87; Il Pessimismo del P. p. 105; La Metrica nella Cronologia del «Canzoniere» p. 119. 13) Il luogo di nascita di m. Laura nel GSLIt. XXI 335 e poi negli Studi di stor. lett. ital. e straniera, Livorno, Giusti, 1895. 14) G. MESTICA, Il Canzoniere del P. nel cod. originale a riscontro col mscr. del Bembo e con l' ediz. aldina del 1501, nel GSLIt. XXI 300; G. SALVO-COZZO, Il cod. vat. 3195 e l' ed. ald. del 1501, Roma, 1893.

Canzoniere, sia pure incompiutamente, e con variazioni arbitrarie di Pietro Bembo, all' edizione aldina del 1501; 5° Che questa, rispetto al Canzoniere, si allontana dal codice originale quanto il manoscritto che fu adoperata per essa».

Il Salvo-Cozzo consente col Mestica circa la derivazione dell' Aldina dal Vatic. 3197; ma egli la ritiene «così completa, da riprodurre scrupolosamente le più minute particolarità di ortografia e punteggiatura». La qual cosa non è punto vera, avendo il Mestica già rilevato (pp. 317—18) molte lezioni nelle quali l' Aldina si scosta dal codice bembesco e invece aderisce al codice originale.

In una breve trattazione S. Ferrari inclina a credere che la stampa padovana di Valdo (1472) fosse stata condotta su l' originale vaticano, e la veneziana di Vindelino da Spira (1470) sur un altro codice autografo del Petrarca[15]. Ma quest' ultima congettura è affatto fuori del verisimile. G. Cozza-Luzi diede notizia di un breviario appartenuto al Petrarca[16] e Giuseppe Lisio di una stanza della canz. Vergine bella musicata dal quattrocentista belga Guglielmo Du Fay[17]; L. Lizio Bruno confermò con un esempio latino del Petrarca (Sen. XII 2) una vecchia interpretazione della frase «alzando il dito» nella canz. all' Italia; ancora L. Pieretti dichiarò i primi tre versi della canz. Spirto gentil in modo più conveniente a Bosone da Gubbio[19]; B. Hauréau raggranellò qualche nuova informazione su Jean de Hesdin[20], il Gallus calumniator disvelato dal De Nolhac.

Di nuovo Vittorio Cian si propose di dimostrare che la canz. Spirto gentil non può essere indiretta se non a Cola di Rienzo[21]. La parte più originale di questo lavoro del Cian consiste nel suo sospetto che la famosa canzone fosse comparsa da prima in una veste più accesa della presente; e che più tardi il poeta, introducendola nella raccolta ordinata delle sue rime, l' avesse opportunamente rimaneggiata.

Un utile contributo alla storia della vita e de' tempi di Fr. Petrarca sono le lettere a lui dirette da Francesco di Niccolò di Nello di Rinuccio, notajo della curia vescovile di Firenze e poi priore della chiesa de' SS. Apostoli. Le raccolse e le pubblicò H. Cochin, accompagnandole d' una garbata prefazione[22]. Da queste lettere si rileva di quanta ammirazione fosse fatto segno il Petrarca non soltanto al suo buon Simonide, il Nelli, ma anche a' suoi amici di Firenze, il Boccaccio, Forese Donati, Lapo da Castiglionchio. Importanti su tutte l' altre son le notizie intorno Giovanni, il primo figliuolo del poeta, giovine buono, intelligente, cólto, do-

15) Questioni e notizie Petrarchesche, nel Pr. N. S. VI 1, 33. 16) Sul codice del breviario di F. Petrarca acquistato da S. S. Leone XIII alla Bibl. Vaticana, Roma, 1893. 17) Una stanza del P. musicata dal Du Fay, Bologna, Treves, 1893; Una stanza del P. musicata da G. Du Fay, Torino, Bona, 1894. 18) Sul vero modo d' intendere l' «alzendo il dito», Cagliari, 1892 (per nozze Magno Oliverio Brunetti). Cfr. GSLIt. XXVI 457, XXIX 208. 19) I primi tre versi della canz. «Spirto gentil» nella BSClIt. V 17. 20) Jean de Hesdin, le Gallus calumniator de P. nella Ro. XXII 86. Cfr. Max Lehnerdt, Der Verfasser der Galli cuiusdam anonymi in F. P. invectiva, nello ZVglL. 1893, p. 243. 21) Ancora dello «Spirto gentil» negli AAST. XXVIII 2 luglio 1893. Cfr. Cesareo, Su le «Poes. volg.» del P. l. c. 55sgg. 22) Un ami de P., lettres de F. Nelli a P., Paris, Champion, 1892. Cfr. la recens. di F. Novati nel GSLIt. XXI 400.

cile e tanto infelice, a cui forse il padre fu troppo più acerbo che quegli davvero non meritasse. Anche son piene di significazione le lettere avignonesi, nelle quali il Priore concorda interamente con l'amico suo per il giudizio su la malignità e la depravazione di quella Curia.

La canzone delle «Chiare, fresche e dolci acque» offrì motivo di varie e non sempre felici disquisizioni anche a U. NOTTOLA[23]), a O. PIO[24]), a NINO QUARTA[25]), a E. SICARDI[26]). Insignificante è uno scritto di G. SIMEONI sul sentimento religioso nella poesia del Petrarca[27]). Notevole in vece è uno scritto di N. QUARTA nel quale, dimostrato che il Petrarca tornò in Provenza cadendo il novembre del 1345, si contraddice a un' interpretazione del son. «Qui dove mezzo» proposta dal De Sade e difesa da F. D'Ovidio[28]). Una nuova interpretazione de' tre versi nella canz. all' Italia: «Che 'l furor de lassù, gente ritrosa» con quel che segue, fu presentata da G. P. CLERICI[29]).

Che il Petrarca avesse imitato, non soltanto la Comedia, ma anche le Rime di Dante e d' altri poeti delle stil nuovo, era stato bensì sospettato da alcuno, ma non ancor dimostrato con copia ordinata d' argomentazioni e di fatti. A tale impresa s' accinse G. A. CESAREO[30]), il quale, dopo aver rilevato le concordanze generali di têma, di condotta, di lineazione, fra l' opera italiana del Petrarca e quella di Dante, raccolse gran numero di motivi lirici, d' immaginazioni, di situazioni morali, di versi, di frasi, manifestamente derivati alla poesia del Petrarca da quella di Dante; ma conchiuse a ogni modo che quello rimaneva pur sempre poeta originale e sincero, giacchè, togliendo altrui il materiale d'arte, v' aveva infuso il suo spirito e l' anima propria. Quasi al tempo stesso ANDREA MOSCHETTI, trattando la stessa materia[31]), additava a parte a parte le conformità di disegno fra la Vita Nuova e il così detto Canzoniere, la somiglianza dell' aspirazione tra le due opere; e confortava originalmente e validamente la tèsi proposta dal Cesareo. Altre spigolature nel medesimo campo fece, più tardi, FR. CIPOLLA[32]).

Consegnando alla luce una nuova edizione de' suoi lodati Studi sul Petrarca, B. ZUMBINI v' aggiunse tre scritti recenti e una nuova appendice[33]). Quelli trattano di Valchiusa, dell' Ascensione sul Ventoux, dell' Inaugurazione del busto di madonna Laura; in questa son riprodotte con garbo le ragioni recate da un altro[34]) per riportare all' inverno 1344—45 la data della canz. all' Italia, contro il D' Ancona che la voleva composta nel 1370; e son addotte ragioni nuove per rin-

23) Una parola ancora sulla canz. «Chiare» etc. nell' Istr. VII 6. 24) Studio su le canz. del P. «Chiare» etc. Bologna, 1893 (per nozze Armandi — Trotti De Piccoli). 25) Nuova interpretaz. della canz. del Petrarca «Chiare» etc. Napoli 1894; Per la canzone delle bell' acque, Napoli 1898. 26) Dell' angelico seno e di altri luoghi controversi nella canz. del P. «Chiare» etc. nel GSLIt. XXX 227. 27) Pennellate letterarie, Conegliano, 1893. 28) N. QUARTA, La data di un viaggio del P. nella RoL. I 21. Cfr. D'OVIDIO, Quest. di geograf. petr. negli AAALAN. XXIII 72 sgg. 141 sgg. 29) Per tre versi della canz. all' Italia del P. nella Cu. IV 20. 30) Dante e il Petrarca, nel GDa. I 11—12. 31) Dell' ispirazione dantesca nella Rime di F. P. Urbino, 1894. 32) Dante e Petrarca, negli AIV. t. VIII s. VII. 33) Firenze, Le Monnier, 1895. 34) CESAREO, Su le «Poesie volg.» l. c. p. 84—85.

fiancare l'opinione che vuol riferita a' mercenarj stranieri, e non all' Impero, la frase del «nome vano senza soggetto».

Il cod. Chigiano L V 176 contenente, fra altro, anche delle rime del Petrarca, era parso ad A. PAKSCHER copia d' un autografo del Petrarca diverso dal Vatic. 3195, che il Boccaccio avea ricavata di propria mano nell' aprile del 1351, quando s' era recato in Padova a visitare l'amico suo[35]. Ripreso in esame quel codice, e raffrontatolo co' due originali, il Vatic. 3195 e il Vatic. 3196, G. A. CESAREO potè dimostrare che il Chigiano non può se non esser copia di un codice scritto appresso il Petrarca fra il 1357 e il 1359, forse di quello che il poeta destinò ad Azzone di Correggio. Il Boccaccio non c' entrava per nulla[36].

La prima parte d' un «comento novissimo» al così detto Canzoniere di Fr. Petrarca fu pubblicata da LORENZO MASCETTA[37]. Quanta pratica di tutte l' opere italiane e latine del poeta di Laura, altrettanta ignoranza esso il Mascetta dimostra della moderna letteratura intorno il Petrarca. Egli ignora l' esistenza de' codici autografi; ignora che le Poesie volgari son distribuite secondo l' ordine voluto dar loro dal poeta medesimo, e ne tenta una nuova distribuzione; ignora le numerose postille di mano del poeta, che gittan tanta luce su l' origine e su la formazione di molti suoi componimenti; nega fede alla notazione su Laura del Virgilio ambrosiano, e rinnovando l'opinione del Vellutello, del Bimard, del Costaing de Pusignan, fa di Laura una fanciulla di Lilla, che il Petrarca conobbe esercitando il mestier di curiale, e poi sedusse e abbandonò. A parte queste e altrettali stravaganze, il commento del Mascetta si può consultare non senza frutto, dove si tratti d' interpretazione del testo o di particolari notizie su la biografia del poeta.

Una traduzione italiana delle lettere Sine titulo del Petrarca fu pubblicata da ORAZIO D'UVA[38]; C. J. TRACHSEL scoprì e illustrò una medaglia di madonna Laura, a cui egli mostrò di credere, e ch'è invece un puerile tentativo d' inganno[39]; con elegante e sottile argomentazione A. LISONI rivelò in frate Enea Tolomei da Siena, dotto predicatore e scrittore domenicano amico del poeta, l' eroe della canz. «O aspettata in ciel»[40]; FL. PELLEGRINI diede in luce un' ode asclepiadea che tre codici veronesi attribuiscono al Petrarca, negando con giusto criterio ch' ella possa esser fatica del gran trecentista[41].

Dopo che il De Nolhac ebbe scovato il ritratto più verisimile del poeta di Laura in un cod. padovano del De viris illustribus (Paris. 6069 F), un altro assai vicino a quello ne ritrovò G. COZZA-LUZI in un cod. Vaticano del Quattrocento (Vatic. Lat. 3198); e lo tenne fedelmente eseguito sur un originale preso dal vero[42].

Il saggio di FR. SAV. KRAUS intorno il carteggio di Francesco Pe-

35) Di un probabile autografo boccaccesco, nel GSLIt. VIII 364 sgg. 36) Di un cod. petrarch. della Bibl. Chigiana, nei RAL. s. V, IV 4, e ora nel cit. vol. Su le «Poesie volgari» del P. App. I. 37) Lanciano, Carabba, 1895. 38) Le anepigrafe di F. P. edite con volgarizzamento e note, Sassari, 1895. 39) Laurea Noves Petrarc amata, médaille originale du XIV s. jusqu'à présent inédite (estr. dall' ASN.) Paris, 1895. 40) A chi è indirizzata la canz. del P. «O aspettata», Parma, 1895. 41) Un' ode asclepiadea attrib. a Fr. P. da codd. veronesi, Vigevano, 1895 (per nozze Flamini-Fanelli). 42) Del ritratto di F. P. nel cod. Vatic. 3198, nell' ASA. n. s. I 4.



trarca[43]), è una diligente rassegna di tutte le notizie riguardanti la vita, gli scritti, le idee, le aspirazioni, le debolezze, le virtù del poeta. Su la scòrta segnatamente del Fracassetti, del Bartoli, del Gaspary e del De Nolhac, il Kraus ricostruisce la biografia del poeta e la storia della sua casata; esamina a parte a parte di quello le sostanze, il modo di vivere, i viaggi, il sentimento della natura, il sentimento religioso, il temperamento, la malattia morale, il sentimento della gloria, l' amor patrio, l' amor de' libri, il sentimento dell' amicizia, l' amore per Laura (ch' egli tiene, col Bartoli, un amore affatto ideale), e infine la morale del poeta. L' immagine del Petrarca, quale balza da queste pagine, è abbastanza sincera, se bene qua e là un po' troppo rammodernata, come ne' luoghi dove il così detto pessimismo del Petrarca è ravvicinato a quello del Leopardi, o dove è troppo esagerata l' importanza dell' ascensione sul monte Ventoux. Parecchie scorse, principalmente di nomi, oscuran qua e là codesto lavoro[44]), il quale è per altro un de' migliori ritratti che si sian disegnati finora del mobile e delicato poeta.

Nulla di nuovo recarono alla retta interpretazione di poesie del Petrarca nè il commento scolastico di L. Furnari alle canzoni «Chiare, fresche e dolci acque», «Vergine bella», «Italia mia» e «Nella stagion[45])», nè quello di L. Richeri alla canz. «Spirto gentil[46])», nè quello di Nino Quarta al son. «Se il sasso ond'è[47])». Invece acute dimolto sono l' emendazioni d' ortografia proposte da A. Tobler per cinque luoghi delle Poesie volgari[48]); e alcune già furon concordemente accettate dagli studiosi italiani. E anche ingegnosa è la congettura onde Fl. Pellegrini s' avvisò di render più chiari alcuni versi della canz. all' Italia[49]).

---

43) F. P. in seinem Briefwechsel, nella DRu. dic. 1895 genn. e febbr. 1896, e poi negli Essays. Berlin, Paetel, 1896. **44)** Ne noto qui alcune: p. 408 n. Perchè v'è detta apocrifa la Var. IX su cui non hanno mai dimostrato alcun dubbio i migliori critici del P.? p. 420: il P. avea già conosciuto Giacomo Colonna a Bologna. p. 421: il P. conobbe primieramente Stefano il vecchio non a Roma nel 1337, ma in Avignone nel 1331. p. 425: il bisavolo del P. fu *Garzo* e non *Gargo*. p. 430: onde risulta che la madre di Giovanni e di Francesca fu la medesima donna? p. 455: l' impresa di Cola fu tutt' altro che una follia, ed ebbe una profonda ragione storica. p. 465: l' *acidia* del P. (che non è il Weltschmerz) apparisce nella letteratura assai prima di S. Agostino: si ritrova in Apollonio, in Seneca, in Lucrezio, e risale al «morbo bellerophonteo» di Omero. p. 468: il viaggio del 1329 nel Belgio e nella Svizzera è probabilmente tutt' uno con quello del 1333. p. 479: *Orso* e non *Ugo* dell' Anguillara. P. 485: il P. non dettò in Valchiusa «einen lateinischen Sonett» (?), ma un epigramma in distici. p. 521: *Agnese* e non *Agar* Colonna; Nicola *Acciajoli* e non *Aniajoli*. p. 522: Guido *Sette* o *Settimo*: è lo stesso. Il P. dice sempre *Septimo*; *Guglielmo di Pastrengo* e non *Guiglemo de Pastrenzo*. p. 528: La canz. «Standomi un giorno» non fu cominciata nel 1361 e compiuta nel 1364, ma fu cominciata nel 1365 e compiuta nel 1368. p. 529: il P. vide Laura la prima volta il 6 e non il 1° aprile 1327. p. 535 n.: il son. «Per mirar Policleto» significa tutt' altro di quel che vuole l' interprete. **45)** Le canzoni I Chiare fresche . . . II Vergine bella . . . III Italia mia . . . IV Nella stagion che 'l ciel . . . di F. P. Reggio di Calabria, 1895. **46)** La canz. «Spirto gentil» di F. P., nel GSLCS. di Genova XVII 3. **47)** Per un sonetto del Petrarca, nel Ri. 6—7. **48)** Zu Petrarca, ne' Mélanges Wahlund, 1895 Cfr. RBLIt. IV 65 (Mussafia). **49)** Noterella Petrarchesca, nel Ri. II 21—22.

Ma la pubblicazione, che di questi anni levò più rumore, fu quella della Rime di Francesco Petrarca restituite nell' ordine e nella lezione del testo originario sugli autografi col sussidio di altri codici e di stampe, e corredate di varianti e note da GIOVANNI MESTICA[50]).

Benchè il Mestica potesse giovarsi d' un codice parte autografo, parte esemplato sotto gli occhi del poeta e ricorretto da lui, prepose l' edizione critica alla diplomatica. Le considerazioni onde fu indotto a seguire quel metodo, egli espose in uno scritto consegnato alla luce poco avanti la pubblicazione dell' opera[51]). Riprodusse dunque nel testo il codice originale, modificandone solo la grafia, dov' ella appar troppo latineggiante o arcaica, e interpretandone l' interpunzione appena accennata nel testo. Raccolse in nota le varianti del Vatic. 3196, del Chig. L V 176 e del Laurenziano pl. XLI n. 17, più i pentimenti del mscr. di Pietro Bembo, e le varie lezioni di tre stampe, la prima Aldina, la Cominiana e la Marsandiana. Anche in nota recò, sciolte e volgarizzate, le postille autografe del poeta, e le varianti autografe che furon viste nel secolo decimosesto dal Beccadelli e dal Daniello.

Per il testo de' Trionfi seguì l' Aldina; ma propose una nuova distribuzione de' quattro canti del Trionfo d' Amore, accettò due modificazioni di codici autorevoli per i principj del terzo e del quarto trionfo, riprodusse per il sesto (Trionfo dell' Eternità) la lezione autografa del Vatic. 3196. Conformò la grafia di codesti canti a quella dell' altre rime, e riportò in nota le varianti de' principali codici e delle stampe, segnatamente di quel Casanatense A III 31 che, per questa parte, è il più ricco di tutti.

Che in un lavoro così delicato potesse sfuggire qua e là qualche inesattezza, s' intende: parecchie n' ebbe a avvertire G. A. CESAREO[52]), fra le quali la più importante è quella della nuova distribuzione, manifestamente erronea, proposta dal Mestica per i quattro canti del Trionfo d' Amore; altre ne rilevò G. SALVO-COZZO[53]), segnatamente di lettura e d' interpretazione del testo e delle postille.

Ma, non ostante le mende, l' edizione del Mestica risponde interamente alle esigenze della filologia, e d' ora innanzi sarà senza dubbio il solo testo delle Poesie volgari, al quale ricorreranno con piena fiducia gli studiosi del grande poeta, la cui opera italiana qui veramente si rispecchia per la prima volta nella sua pura e ingenua bellezza.

Seguitando le ricerche su la distribuzione e il fine supremo delle Poesie volgari, volle indagare G. A. CESAREO che cosa avesse inteso di fare il Petrarca mettendo insieme quella raccolta[54]). Dopo avere esaminato la contenenza del libro e dimostrato come assai rime non fossero state scritte per l' occasione a cui si riferiscono; dopo aver ricavato dall' esame della vita, delle abitudini, di tutta l'opera del poeta e della società in mezzo alla

---

50) Firenze, Barbèra, 1896. Cfr. la recens. di C. APPEL nel LBlGRPh. XVIII 1. 51) Di una nuova ediz. crit. delle Rime di Fr. P. nella NAnt. LX 24 (15. Dic. 1895). 52) La nuova critica del P. nella NAnt. LXVIII 6 (16 marzo 1897) V. ora Su le «Poesie volg.» del P. l. c. App. II. 53) Le «Rime Sparse» e il Trionfo dell' eternità di F. P. nel GSLIt. XXX 369. 54) Le «Poesie volgari» del P. nella NAnt. 15 giugno 1895, e ora v. Su le «Poes. volg.» l. c. p. 211.



quale egli visse, il sospetto che alcuni componimenti della raccolta potessero essere stati originariamente rivolti ad altre donne che a Laura, e poi fatte passare, insieme con gli altri, come dettati per lei; il Cesareo si ferma su due passi importanti delle prose latine per conchiuder che quando il Petrarca riordinò quella raccolta a cui diede il titolo di Rerum vulgarium fragmenta, egli ebbe in animo di comporre una specie di romanzo lirico, soggettivo e sentimentale, in cui fosse svolto il motivo predominante di tutta l' arte del medio evo, la liberazione dell' anima in Dio.

Lorenzo Mascetta[55]) prese a oppugnare quella parte della trattazione del Cesareo in cui vien significato e documentato il sospetto che il Petrarca possa aver composto rime d' amore per più donne oltre che per Laura; ma non mi pare che gli argomenti fin qui recati in contrario e quasi sempre desunti da interpretazioni arbitrarie e soggettive del testo, abbian gran peso.

D. Gravino pubblicò alcune varianti al testo italiano del Petrarca, le quali ei ricavò da un cod. Beriano di Genova: non hanno molta importanza[56]).

Che il Petrarca avesse nutrito una certa gelosia per la fama di Dante è stato affermato da molti, e tentato di negare da alcuno. N. Scarano s' è riproposto il problema[57]); ma innanzi tutto egli si prova a scrutare se imitazioni della Comedia veramente occorrano nelle Poesie volgari del Petrarca. Quelle ch' ei trova non son tutte nuove, nè tutte evidenti; ma in complesso riescono a far dubitare che anche nelle due prime parti del suo poema italiano, il Petrarca possa aver derivato qualcosa da quello di Dante. E, dopo ciò, lo Scarano passa a dimostrare con argomenti parte validi, parte un po' troppo sottili, che veramente il Petrarca fu invidioso dell' Alighieri.

Dell' azione esercitata dal Petrarca sul Ronsard e la pleiade francese ragionò M. Pieri con giusto discernimento[58]); delle Sine titulo, della loro significazione, del tempo in cui furon composte, delle persone a cui le volle dirette il Petrarca, dissertò G. Brizzolara non senza lode e qua e là con felice novità d' osservazioni; della topografia e delle vicende della casa abitata del poeta in Valchiusa trattò E. Müntz[59]) conchiudendo ch' ella era un edifizio di pietra, il quale esisteva prima che il Petrarca l' acquistasse: e doveva trovarsi su la riva sinistra del Sorga, appiedi o in cima alla roccia; L. Delisle segnalò due preghiere e alcune notazioni autografe del Petrarca in un manoscritto che gli appartenne, contenente il trattato De anima di Cassiodoro e quello De vera religione di S. Agostino[60]).

Fra i più acuti ed eleganti lavori che siano apparsi in questi anni circa l' arte del nostro poeta, è quello di F. Friedersdorff su le comparazioni nell' «Africa»[61]). Queste comparazioni vi sono esaminate non sol-

---

55) Gli Amori del Petrarca, nella RaP. XIII (marzo 1896). 56) Note petrarchesche, nel GLi. n. s. I, XXI, 11—12. 57) L'invidia del Petrarca, nel GSLIt. XXIX 1. 58) Le Pétrarquisme au XVI siècle, Marseille, 1896. 59) La maison de P. à Vaucluse (com. all' AIBL.) 1896. 60) Un livre annoté par P. nelle NE. XXXV, II (1896). Il mscr. è il Lat. 2201 della Bibl. Nation. di Parigi. 61) Die poetischen Vergleiche in Petrarcas Africa, nella ZRPh. XX 471, XXI 58, XXII 9.



tanto come ornamento rettorico, ma come documento del tempo, della cultura, dello spirito del poeta. Il Friedersdorff ravvicina le comparazioni dell' Africa a quelle dell' Iliade e dell' Odissea, di Virgilio, di Ovidio, di Lucano, di Stazio, d' altri poeti latini, rilevando come, al confronto non solo d' Omero, ma anche di questi ultimi, il Petrarca preferì le comparazioni in cui meglio fosse rappresentato uno stato d' animo; osserva come, nella rappresentazione de' sembianti e delle attitudini degli eroi, il poeta cristiano sappia giovarsi, con mirabile artificio, tanto della mitologia pagana che delle immaginazioni cristiane, senza mai compromettere la sincerità della propria coscienza; avverte quanto più rare che negli antichi occorran nel poeta moderno le comparazioni tratte della vita delle bestie, delle quali più tosto egli tenta scrutare la psicologia; studia di quali elementi si formi la serie delle comparazioni tratte dalla natura morta, ove ha luogo più spesso l' imitazione de' modelli. E, dopo alcune belle considerazioni su lo stile e il fine del poema, il Friedersdorff argutamente conchiude che il Petrarca, per la sua stessa natura, per la sua educazione, per il tempo in cui visse, si dipartì dalla piena e perfetta oggettivazione dell' epos antico, e recò, pur nelle comparazioni del suo poema latino, il suo spirito modernamente curioso, il suo abito dell' osservazione interiore, il suo soggettivismo lirico.

Buona è l' edizione scolastica delle Rime di F. Petrarca pubblicata da G. Rigutini[62]); un po' troppo farraginoso e qua e là trascurato il saggio scolastico su F. Petrarca nella Storia della letteratura italiana di E. Penco[63]).

Palermo, 19. VII 99. G. A. Cesareo.

Giovanni Boccaccio. Biennio magro, questo del **1895—96**, per la letteratura boccaccesca! Ecco qui intanto il volume del Symonds sopra il Boccaccio come uomo e come scrittore: un bel volume, tipograficamente, ma che non conta nulla, criticamente. Gli studi più recenti per l' autore inglese non esistono: una speciale nota, in fondo al libro, svolge la solita questione del luogo e della qualità della nascita di messer Giovanni: questione ormai risoluta; ma il critico non se n' è accorto, e tira via rifriggendo vecchie cose, per arrivare alla conchiusione che non si può conchiudere. Una stramberia: la «Fiammetta» non sarebbe del Boccaccio, ma forse di L. B. Alberti! E basta[1]). Ben altrimenti serie ed erudite sono le pagine che il Casini dedica al Boccaccio nella storia della letteratura italiana da lui compilata per il sommario della filologia romanza diretto dal Groeber[2]). Ha bisogno di chiedere dove mai sia nato il Boccaccio anche il Gebhart, ma ciò ch' egli scrive sul nostro autore e su l' opera sua, principalmente sul Decameron, brilla almeno d' ingegno, d' arguzia, d' eloquenza, e in fondo è giusto[3]).

---

62) Rime di F. P. con note di G. Rigutini, Milano, Hoepli, 1896. 63) E. Penco, St. d. lett. ital. III (Francesco Petrarca).

1) John Addington Symonds, Giovanni Boccaccio, as man and author, London, J. C. Nimmo 1895. Circa la «Fiammetta», vedi pp. 52—56; e per l' attribuzione all' Alberti, vedi p. 54 n. Cfr. H. Hauvette, RCr., XXIX 50, pp. 452—53. 2) Tomm. Casini. Geschichte der ital. Litteratur, nel GG. II 105—16, §§ 42—44. 3) Ém. Gebhart, Boccace, RDM., 132, 1895, pp. 128—48, 622—49; 133, 1896, pp. 849—75. A queste rapide indicazioni su' lavori gene-

Quanto alla produzione monografica, segnalo due scritti: quello del Hecker su la parentela che intercede fra il codice berlinese del «Decameron» e la copia del Mannelli; e quello dell' Hauvette su la cronologia delle eglogbe latine del Boccaccio[4]). Questi due nomi, dell' erudito tedesco e del francese, sono legati insieme anche dal fatto che Oscar Hecker tornò su la questione or ora indicata per combattere le obbiezione mossegli già dall' Hauvette[5]). Egli esaminò attentamente il codice Mannelli, e si convinse anche meglio che questo deriva per via diretta dal manoscritto berlinese. Avrei voluto indugiarmi sopra l' importante problema: pur troppo sono costretto questa volta a buttar giù le mie note boccaccesche frettolosamente. Dirò solo che le novelle prove addotte dal coscienzioso allievo del Tobler, mi paiono persuasive. E altrettanto persuasiva è la dimostrazione dell' Hauvette, il quale tiene che le egloghe boccaccesche ci sieno pervenute nell' ordine stesso, in cui via via sono state concepite e scritte, nell' ordine cronologico.

L' Hauvette fu tratto ad occuparsi di un tale soggetto da' suoi studi precedenti su gli autografi boccacceschi[6]): or bene, qui vuole essere ricordato l' articolo, che il Novati dedicò alle note dell' Hauvette appunto su quegli autografi: articolo notevole come tanto spesso le cose dell' erudito lombardo. Il quale dovrebbe rammentare e mantenere la promessa fatta di mostrar priva di fondamento la opinione comune che le due elegie contenute nello zibaldone boccaccesco laurenziano, il dialogo tra la fanciulla sepolta e il viandante, sieno fattura originale del Boccaccio[7]).

Altri studi speciali nuovi non so vederne. Circa la biografia del nostro autore, nulla; circa le opere minori in volgare, è da indicare soltanto la ristampa, con mutazioni lievissime, del fine ed elegante lavoro dello Zumbini sopra il «Ninfale Fiesolano»[8]).

Spigolo tuttavia di qua e di là. Oddone Zenatti indagó la fortuna e l' uso dell' epiteto «divino» e «divina», applicato a Dante e alla maggiore opera sua, dal Boccaccio in poi[9]). Carlo Braggio mostrò che la decadenza della rappresentazione femminile nel quattrocento comincia già dal Boccaccio, che fu troppo minuzioso descrittore[10]). E il Cavazza, nel suo libro sopra le scuole dell' antico studio bolognese, ebbe occasione di illustrare, parlando di Pietro da Muglio e di Giovanni da Siena, una delle epistole del nostro[11]).

Una rubrica importante nella bibliografia d' uno scrittore universale, come il Boccaccio, è quella relativa alla fortuna delle opere sue. Qui è

rali, s' aggiunga GSLIt. XXVII 435—42, ov' è il sunto dell' opera del Wesselofsky. 4) Per il primo GSLIt. XXVI 162—75; per l' altro, GSLIt. XXVIII 154—75. 5) Vedi JBRPh. III 388. 6) JBRPh. III 391—94. 7) GSLIt. XXV 422—24. 8) B. Zumbini, Il Ninfale Fiesolano di G. Boccaccio, Firenze, Sansoni, 1896 (BCLIt. nº 14). Non tengo conto, come di cosa boccaccesca, della «Novella di Lionora de' Bardi e Ippolito Buondelmonti», Milano, Hoepli, 1896; ristampata con tanto scrupolo di riproduzione tipografica. 9) O. Zenatti, La «divina» commedia e il «divino» poeta, Bologna, Zanichelli, 1895, per nozze Fraccaroli-Rezzonico. Cfr. GSLIt. XXVIII 264. 10) C. Braggio, Impressioni e discorsi letterari, Brescia, 1895; nel qual vol. vedi Le rappresentazioni della bellezza femm. nel quattrocento. Cfr. GSLIt. XXVII 194. 11) F. Cavazza, Le scuole dell' antico studio bolognese, Milano, Hoepli, 1896, pp. 164 sgg. Il Cavazza doveva citare l' ed. Corazzini delle lettere del Bocc., pp. 331—35.

men facile che manchi la materia da raccogliere. C' è da notare infatti il buon libro del TOLDO su' rapporti fra la novella francese del quattrocento e del cinquecento e la novella italiana; soggetto questo, nel quale il «Decameron» ha naturalmente così gran parte; e c' è subito da aggiungere lo studio del PARIS intorno al medesimo argomento, cui porse occasione appunto il volume del TOLDO[12]). Un altro saggio interessante è quello del WANNENMACHER sopre la fortuna della novella di Griselda nelle tre letterature iberiche. Avrei dovuto rammentarlo nel resoconto precedente, ma nemmen qui si può dire affatto fuor di posto per la necessità di ricordare la recensione dello STIEFEL, dove questi, fra l'altro, avverte di scorgere adesso una speciale direzione da seguire nella ricerca delle fonti boccaccesche[13]). Le cento novelle furono rielaborate anche in Ungheria: oltre che per le notizie del HEINRICH, ne siamo informati per quelle che si debbono al RADÓ[14]). E abbiamo in questo biennio pur comunicazioni intorno alle versioni olandesi del Decameron[15]). Come non mancano altri contributi all' esame delle relazioni che stringono il Boccaccio e il Chaucer[16]), il Boccaccio e Hans Sachs[17]). Ripercorriamo l'Europa ogni volta che vogliam ricalcare le tracce della vasta divulgazione del nome e degli scritti di messer Giovanni: eccoci ora, per finire, in Francia, ove nel cinquecento si minió la versione francese della «Teseide»; ma il codice contenente la versione e le miniature è trasmigrato a Vienna; di che ebbe a discorrere il CHEMELARZ[18]). Per finire, ho detto: ma più cose, io temo, nel rapidissimo spoglio mi saranno sfuggite, per cui sta a vedere se sarebbe da finire proprio qui, dov' io faccio punto*).

Padova. V. Crescini.

Letteratura cavalleresca italiana. 1895. A Jove principium, cioè dal valoroso Orlando. In uno scritto su Roland dans les traditions populaires (RQH., disp. 116) il PUYMAIGRE ha occasione di parlare della popolarità che godette l' eroe francese in Italia, popolarità

12) P. TOLDO, Contributo allo studio della Novella francese del XV e XVI secolo considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana, Roma, Loescher, 1895; G. PARIS, JS. 1895, pp. 289—303, 342—61. 13) WANNENMACHER, Die Griseldissage auf der iberischen Halbinsel, Strassburg i. E., 1894; A. L. STIEFEL, LBlGRPh. XVI 1895, 415—17. Riparo ad un' altra dimenticanza: SHERWOOD, Die neuenglischen Bearbeitungen der Erzählung Boccaccios von Ghismonda und Guiscardo (cfr. LBlGRPh. XIII 1892, 412). 14) A. RADÓ, Az olasz irodalom története, Budapest, 1896. Cfr. GSLIt. XXIX 223; e JBRPh. III 377. 15) Nederlandsche Vertalingen van Boccaccio's 'Decamerone', in Noord en Zuid, 19, 3 (LBlGRPh. XVII 1896, 321). 16) P. BELLEZZA, Introduz. allo studio de' fonti italiani di G. Chaucer ecc., Milano, Ranzini, 1895; CHILD, Chaucer's House of Fame and Boccaccio's Amorosa Visione, MLN. X 6 (cfr. JBRPh. III 395); CHILD, Chaucer's Legend of good women and Boccaccio's «De genealogia deorum», MLN. XI 8. 17) DRESCHER, Hans Sachs und Bocc. (JBRPh. III 397), ZVglL., N. F., VII 5, 6. 18) CHEMELARZ, Eine Hs. der «Teseide», nel JbKK. 1895.

*) Ho avvertito prudentemente che non ero sicuro dello compiutezza della mia bibliografia boccaccesca per il 1895—96: ora aggiungo qui intanto quest' altra indicazione: O. HECKER, Der Deo Gratias-Druck des Decameron, nelle Abhandlungen Herrn Prof. Dr. A. Tobler . . . . . dargebracht, Halle, Niemeyer, 1895. Nel resoconto 1897—98 colmerò le altre eventuali lacune. V. C.



attestata non soltanto dalle rozze composizioni dei cantastorie, ma anche da tradizioni, da nomi di luoghi, da locuzioni dialettali e via via. Per la parte italiana il P. attinge, senza nulla aggiungere di nuovo, agli scritti del Rajna, del D'Ancona, del Pitrè e del Torraca su l'argomento. — Farò cenno, benchè riguardi molto indirettamente la letteratura cavalleresca italiana, di una breve monografia di VINCENZO CRESCINI (RAL., serie V, vol. IV, fasc. 4), in cui il geniale critico dimostra, allegando copia di esempî, che l'ultimo verso della Chanson de Roland si ha da intendere: «Qui finisce il racconto cui Turoldo espone», e che Turoldo è l'autore della canzone di gesta francese, non il cronista a cui, secondo altri, avrebbe attinto un ignoto trovèro.

La letteratura franco-italiana ha trovato quest' anno molti, se non ugualmente valenti illustratori. Lo studio del sig. STEFANO YOCCA Saggio su l' Entrée de Spagne ed altre chansons de geste medievali franco-italiane[1]) è, a parer mio, molto superficiale, nè reca alcun contributo veramente notevole alla storia, tuttora così oscura, di quella produzione letteraria. Anche la trattazione è alquanto disordinata. Lo Y. vuol convalidare l'opinione del Thomas, che due sono gli autori del poema, e che il continuatore dell' opera non condotta a termine dall' anonimo padovano, è proprio quel Nicola da Verona, che scrisse un poemetto sulla Passione. — Nella Ro. (1895) il MORF continua e finisce il suo articolo Notes pour servir ecc., trattando ampiamente di una versione franco-veneta della leggenda di Troia, contenuta in un codice della Laurenziana (Palat. 153) e non istudiata colla debita larghezza dal Gorra nella nota sua opera Testi inediti di storia troiana ecc. La presente redazione, condotta (come dimostra l' A.) su un testo francese, le cui fonti devono essere state svariatissime, ha grande importanza e dal lato linguistico e dal lato storico, perchè reca, interpolati, racconti che non sono nelle opere di Benoît e di Guido delle Colonne. — Dell' Ugo d' Alvernia si conoscevano finora tre redazioni: la berlinese e la torinese, ambedue franco-venete, ed una, toscana, di Andrea da Barberino. IDIDO LUDOVISI ne fa conoscere una quarta, franco-veneta[2]), importante perchè c' è di più un episodio che «non trova corrispondenza in altre composizioni franco-italiane, e ne ha una notevolissima coll' Ugone in prosa toscana di A. da Barberino». Si parla in esso dell' amore di Sofia, figlia di Carlo il Calvo, per Ugo, delle persecuzioni sofferte da costui per non aver voluto cedere alle impure voglie della donna, ed infine del trionfo dell' eroe e delle sue nozze colla leggiadra Inilde. Il testo pubblicato dal L. è di versi 1539: l'accompagnano buone, ma troppo scarse note. Quanto all' età, l'editore collocherebbe codesta redazione tra la berlinese e la torinese (compiute l' una nel 1341, l' altra nel 1441), e precisamente sulla fine del sec. XIV. Nella prefazione poi l' A. tratta a lungo della leggenda alverniate, della genesi di essa, della sua diffusione, della sua natura, de' rifacimenti posteriori ad Andrea da Barberino, tra i quali è un poemetto dal quattrocentista Michelangelo da Volterra, ed uno d' anonimo, scrivente sul principio del cinquecento.

1) Roma, Ciotola, 1895. 2) L' „Ugo d' Alvernia" secondo il codice franco-veneto della bibl. vescovile di Padova, Aquila, Mele, 1895.



Dalla letteratura franco-veneta conviene fare un salto fino al Boiardo. — Un eco, per dir così, delle feste boiardiane celebrate a Reggio nel 1894, è l' articolo di Filippo Monnier, apparso nella BURS. (1895). È uno scritto piuttosto d' arte che di critica, ma dettato con molto garbo e che dimostra piena conoscenza della recente letteratura sul Boiardo. — Anche la letteratura ariostesca è degnamente rappresentata dal libro di Augusto Romizi Le fonti latine dell' Orlando Furioso[3]). L' A., il quale in questo genere di studî comparativi può dirsi un vero specialista, fissati gl' intendimenti del suo lavoro — raccogliere, cioè, le reminiscenze e le imitazioni di autori latini, specialmente quelle non rilevate dai critici recenti (cap. I) —, mostra via via quanto il poeta dedusse da Catullo, Tibullo, Properzio, Orazio, Virgilio, Ovidio, Stazio (capp. II—VIII); in un ultimo capitolo cita immagini, locuzioni, epiteti, voci, proverbi tolti od imitati dai latini. Chi si pone a tali ricerche, corre pericolo di vedere reminiscenze od imitazioni là dove non è che fortuita somiglianza, ma questo ben di rado succede al R., che è proceduto con molta circospezione. Il libro si chiude con assennate osservazioni sui meriti del poeta, il quale, secondo l' A., se è grande in ciò che vi è di originale nel Furioso, più grande appare in ciò che deduce dagli antichi poeti, cui egli ora uguaglia ed ora anche supera. — Ricorderò L'Avarchide di Luigi Alamanni, buono studio di E. De Michele[4]), nel quale si tratta, tra l'altro, dell' influsso che i romanzi bretoni hanno avuto sopra il poema eroico del fecondo scrittore fiorentino. — Francesco Foffano, continuando i suoi studî sui poemi romanzeschi italiani, tratta nel GSLIt. (1895) dell' Amadigi di Gaula di B. Tasso. Compendiata la storia della questione intorno all' autore dell' Amadis e detto brevemente della natura di questo (cap. I), l' A. nei tre capitoli successivi parla della composizione dell' Amadigi, attorno a cui il Tasso lavorò quasi un ventennio, dal 1540 al '60, ne indaga le fonti, e ne studia da ultimo il valore e l' importanza come poema cavalleresco e come opera d' arte. Nell' ASL., (1895) discorre poi del Floridante, altro poemetto del Tasso, tratto in parte dall' Amadigi, in parte nuovo, ma rimasto incompiuto, e pubblicato postumo dal figlio. Con esso l' autore intendeva di accostarsi a quel modello di poema, romanzesco nella sostanza, classico nella tessitura, a cui miravano gl' Italiani dopo l' infelice tentativo del Trissino. — Al Rinaldo di Torquato Tasso dedica Enrico Proto un volume di 309 pagine[5]). È lavoro di un giovane, e perciò vi si nota lo sforzo di allargare lo scritto alle proporzioni di un volume. Alquanto prolissa è la prima parte, in cui l' A. ritesse la storia del poema romanzesco fino a Torquato Tasso, e tratteggia la giovinezza e gli studi di lui. Nella seconda esamina diligentemente, uno per uno, i dodici canti del poema, rilevando le derivazioni di episodî, di motivi, di situazioni, di similitudini, di epiteti da poemi classici e romanzi. Nella terza considera il Rinaldo sotto l' aspetto delle fonti, dello spirito che lo informa, dell' arte che il poeta vi spiega. Il P. ha potuto stabilire gran numero di imitazioni da Ovidio, da Stazio, dall' Amadigi, che niuno finora aveva

3) Paravia, 1895; ma il libro ha la data del 1896. 4) Aversa, Fabrozzi, 1895. 5) Sul Rinaldo di T. T., note letterarie e critiche, Napoli, Tocco, 1895.



osservate, ma crede di poter affermare che dai poemi del ciclo carolingio il Tassino tolse poco o nulla. Senonchè il non aver egli potuto consultare direttamente molti di questi poemi (cfr. pag. 274), è cagione del resultato negativo delle sue ricerche. Veggasi quante reminiscenze di romanzi carolingi sono nella stessa Gerusalemme. — Citerò appena le Notizie della vita e delle opere di Nicolò Forteguerri[6]) del dott. F. Camici, perchè è stato dimostrato che egli attinse largamente, troppo largamente a recenti scritti. Noto soltanto che egli ravvisa nel poema un alto intendimento satirico vogliam dire morale: laddove in un opuscoletto L' elemento satirico nel Ricciardetto di N. F.[7]). G. Zaccagnini sostiene che questo intendimento non c' è, sebbene si trovino qua e là alcuni tratti veramente satirici, che a prima vista condurrebbero a quella conclusione.

1896. Prenderò le mosse da un poeta franco-veneto, che ha dato da torcere molti fili agli studiosi.

In una breve, ma succosa monografia (Di una data importante nella storia della epopea franco-veneta) inserita in AIV., t. VII, serie VII, il prof. Crescini, richiama l' attenzione degli studiosi su la cronologia della Farsaglia di Nicolò da Verona, rimata dall' antico trovèro nel 1343, e dimostra che questi ha poetato molto più tardi che non si creda; adunque l' epopea franco-italiana «continuò a vivere e fiorire più oltre che finora non paresse», cioè anche per tutta la seconda metà del sec. XIV. Ora, considerando che in Toscana le leggende cavalleresche eran note fino dallo scorcio del mille e cento, e che già sul principio del secolo XIV apparvero quei cantari in ottava rima, che sono la forma tipica della riduzione poetica toscana della materia romanzesca, se ne deduce che il periodo franco-veneto e quello toscano non debbono più essere considerati come successivi, e quasi l' uno svolgimento dell' altro, ma che «s' ebbero già dal duecento due svolgimenti contemporanei della stessa materia francese, nell' alta Italia l' uno, nella Toscana l' altro». Tale conclusione non è così legittima che non si possano muovere delle obbiezioni (cfr. GSLIt., v. XXX, pag. 303), ma è certo che l' opinione contraria non può più essere accettata e seguita ad occhi chiusi.

In un articoletto inserito nella Favilla (Agosto, 1896) e tirato anche a parte (Gli elementi umoristici del Morgante di Luigi Pulci) il prof. Giuseppe Pardi prende a dimostrare, se ce n' è ormai bisogno, che il capolavoro del gaio amico di Lorenzo de Medici non ha intendimenti satirici, e che gli scherzi ond' è infiorato, sono da attribuire all' indole dello scrittore. E sta bene: ma considerare come un umorista chi nel poema ha introdotto un personaggio quale il cinico Margutte ed ha sempre sulle labbra lo scherzo, parmi che sia fraintendere il significato della parola.

Notizie di un certo valore per la biografia del poeta dà C. Carnesecchi in ASIt., serie V, t. XVII, traendole da alcune memorie di un amico della famiglia.

---

6) Siena, tip. S. Bernardino, 1895. 7) Pistoia, Caccialli e Monfardini, 1895.

Di niun valore, scientificamente parlando, è un articoluccio di Pietro Micheli nel Pensiero Italiano, anno VI, su l' Orlando Innamorato; nè molto di più vale lo scritto del Gauthiez Quelques notes sur l'Arétin (in Bulletin du bibliophile, a. 1896) in cui si tocca dell' Astolfeide.

Del poema ariostesco è uscita una edizione scolastica[8]) con note di Ferruccio Martini, che può giovare anche agli stranieri per intendere passi oscuri o difficili; come di giovamento per l' intima conoscenza del poema è il Piccolo manuale ariostesco di G. Maruffi[9]). — La Collezione di opere inedite o rare si è accresciuta di un bel volume, il Tristano, edito da E. G. Parodi[10]) di sul codice Riccardiano 2543, che risale alla fine del duecento o al principio del trecento, e ci dà una delle traduzioni italiane più antiche del fortunato romanzo. La prefazione del dottissimo editore consta di due parti: nella prima egli studia la redazione del codice che ha tra mano, ed estendendo le sue ricerche a tutti i rifacimenti italiani del romanzo francese e ai più importanti manoscritti, giunge alla conclusione che quello contiene il racconto in forma talvolta più genuina della stessa redazione francese, ed è il solo da cui si possa ricavare una lezione «accettabile». Nella seconda esamina la lingua del codice, e mostra che il testo francese fu volto in italiano da un cortonese-umbro, e ricopiato nella forma in cui lo conserva il manoscritto riccardiano, da uno di Mugello. Copiosi indici di nomi propri e di vocaboli accrescono valore a quest' opera, che ha avuto l' approvazione di insigni letterati.

Di versioni in italiano della mirabile Chanson de Roland, abbiamo fatto cenno negli anni passati. Ci ha dato la traduzione dei principali episodi (tre quarti circa di tutto il poema) l' operoso direttore del Museo Civico di Padova, dott. Andrea Moschetti (I principali episodi della Canzone di Orlando tradotti in versi italiani, con un proemio storico di Vincenzo Crescini[11]). Non parlerò della opportunità e ragionevolezza di simili lavori, la quale può essere argomento di discussione: dirò solo che questa versione in endecasillabi, condotta sul testo del Gauthier, è degna di lode per esattezza, per disinvoltura, per l' intrinseca bontà del verso. Accresce pregio al volume una bella prefazione di Vincenzo Crescini, in cui il chiaro romanista discorre le ragioni storiche, letterarie, poetiche della Chanson: ma di questa dotta monografia spetta ad altri parlare.

La Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur ha pubblicato un altro bel volume: la versione in tedesco dell' Orlando Innamorato di M. M. Bojardo, edita dal Gries, il noto traduttore della Gerusalemme Liberata, del Furioso, del Ricciardetto (1835 bis 1837). Dei pregi di essa è inutile qui dire: aggiungerò solo che Lodovico Fränkel, nel ripubblicarla, vi ha premesso una succinta introduzione, nella quale, giovandosi dei recenti lavori, tratteggia la vita del poeta e la storia della poesia cavalleresca fino al Bojardo, studia brevemente il capolavoro di questo, toccando della sua fortuna presso i suoi connazionali, e dà poche notizie sulle opere minori.

8) Paravia, 1896. 9) Palermo, Reber, 1896. 10) Bologna, Romagnoli, 1896. 11) Torino, Clausen, 1896.



D. Ciampoli, in un volume riccamente stampato (I codici francesi della R. Biblioteca nazionale di S. Marco in Venezia descritti e illustrati[12]), ha voluto darci una descrizione metodica del fondo francese della Marciana, coordinando, per dir così, ed integrando quanto finora fu scritto in sparse monografie. Il disegno certamente è bello, ma l' A. non lo eseguì con quella competenza e diligenza che si richiedono in cosiffatti difficili lavori, onde nell' opera sua sono errori e lacune. Crederemmo che per mezzo di una copiosa Aggiunta potrebbe il C. rendere l' opera, se non perfetta, migliore d' assai e veramente utile.

Benchè non appartengano propriamente alla letteratura critica del poema romanzesco italiano, farò cenno qui di due scritti che saranno letti con interesse dagli studiosi di quella materia: e sono La dignità cavalleresca nel comune di Firenze, di G. Salvemini[13]), storia delle istituzioni cavalleresche nelle città italiane, e segnatamente in Firenze, dalle origini del comune fino al principio del quattrocento; e la monografia di A. Zenatti. La vita cavalleresca e la coltura tetteraria nel Trentino ai tempi di Dante, nel volume Il Trenlino a Dante Alighieri[14]).

Pavia, agosto 1899. Francesco Foffano.

Letteratura italiana dal 1400 al 1540. 1895—1896. ***Latinisti ed eruditi del Cinquecento.*** In questo territorio ancora poco esplorato della nostra storia letteraria le ricerche degli eruditi han proceduto, come negli anni antecedenti, alla stracca. Sul Vida abbiamo alcuni scritti intesi ad illustrare il suo maggior poema e gli altri suoi poemetti. Della Christias parlano G. Bigoni in un breve articolo[1]) e Gaet. Moroncini in un libretto scritto bene e non privo di osservazioni assennate, in ispecie d'indole estetica, ma deficiente nella parte bibliografica[2]). Della Poetica del Vida ha trattato A. Pircher[3]); della Scacchia ludus ha discorso brevemente G. Pastori[4]). Ai Bombycorum libri niuno ha rivolto l'attenzione; ma è stato illustrato e tradotto da G. Marchesini[5]) il De sere seu setivomis animalibus del Giustolo spoletano, dedicato a Felice della Rovere, figlia naturale di Giulio II. Piú fortunato del Vida è stato Bernardino Donato (1483 c.—1543), veronese, il quale salí nel 1526—27 la cattedra di greco nello Studio Padovano che' era stata del Musuro; G. Biadego gli ha dedicato una monografia diligente[6]), che lo illustra come editore di Prisciano, di Macrobio, di Galeno e come traduttore di Eusebio, di Senofonte, degli Oeconomico-

---

12) Venezia, Olschki, 1897. 13) Firenze, Ricci, 1896. 14) Trento, Zippel, 1896.

1) Per un poema sacro del Cinquecento, in AtVen. S. XIX, I, fasc. 3 e II, fasc. 1. 2) Sulla «Cristiade» di M. G. Vida, Trani, V. Vecchi, 1896 (cfr. B. Cotronei, im GSLIt. XXXI, 361 sgg.). 3) Horaz und Vida, Pr. G., Meran, 1895 (cfr. B. Cotronei, in GSLIt. XXX, 459 sgg.). 4) Nel periodico Sc. an. 1895. 5) Spoleto, 1895 (unitamente al De croci cultu del medesimo autore). 6) Bernardino Donato grecista veronese del secolo XVI, Verona, 1895, per nozze Fraccaroli-Rezzonico. Fa seguito a questo opuscolo una breve nota del medesimo autore sul soggiorno del Donato a Vicenza e a Parma, in NAVen., X, P. II (1895).



rum libri d' Aristotele. Lo scritto del Biadego reca luce in ispecial modo sulla dimora del Donato in Verona presso il vescovo Giberti, gran raccoglitore di codici greci, che per darne alla luce piú d' uno aveva aperto officina tipografica nel proprio palazzo. Il Giberti divisava particolarmente di pubblicare i padri della Chiesa greci, e di ciò affidò la cura al Donato. — D' un altro veneto, il latinista Zaccaria Ferreri di Vicenza, torna per la quarta volta a parlare B. MORSOLIN[7]), che ne ripubblica l' apologia, in distici, inviata nel 1510 ad Innsbruck all' imperatore Massimiliano, quando questi minacciò di distruggere Vicenza. Accompagnano la ristampa illustrazioni d' indole storica.

La prosa (1400—1540). Fra gli storici di questo tempo, il Guicciardini è stato oggetto di studî piú larghi e piú accurati. A. ROSSI[8]) ha raccolto copiosi documenti, e ne ha ricavato una narrazione perspicua e ordinata, sulle relazioni del Guicciardini col governo di Firenze dal 1527 al 1531: il suo libro, condotto con metodo scientifico rigoroso, è un contributo notevole, non pure alla conoscenza del grande scrittore, ma anche a quella delle vicende della Repubblica Fiorentina durante un periodo assai fortunoso e storicamente importantissimo. E. ZANONI[9]) in un grosso volume ha trattato della vita pubblica del Guicciardini, senza dir molto di nuovo e incorrendo in alcune sviste curiose, che furono da altri rilevate. Tuttavia la sua opera raccoglie utilmente ciò che sull' argomento era stato detto dal Gioda, dal Bénoist, dal Géffroy, dal Crivellucci, dal Sandonnini, dal Livi, del Chiesi e da altri, ed aggiunge osservazioni e qualche notizia d' archivio. Lo stesso ROSSI[10]) ha messo in luce una lettera inedita del Guicciardini a G. B. Sanga conservata nell' Archivio Vaticano, e G. BERNARDI[11]) ha discorso dell' assedio di Milano del 1526 seguendo una corrispondenza inedita dell' insigne storico. — Il Machiavelli non ha avuto ugual fortuna: ché la ristampa dell' opera magistrale di P. VILLARI reca la data del 1897 (ne parleremo, quindi rendendo conto a suo tempo delle pubblicazioni di quest' annata), e di nuovo negli anni 1895 e '96 è uscito intorno al Segretario Fiorentino soltanto una scritto di F. FALCO, generico e poco rilevante[12]). — Venendo agli storici minori e ai cronisti, per la biografia di Pandolfo Collenuccio è importante un opuscolo di M. MORICI[13]), che illustra gli antenati del celebre autore del Compendio della storia del Regno di Napoli e il castello di Coldinoce, donde il Collenuccio trasse il cognome; per la paternità dei Commentari della guerra di Pisa, editi nel vol. XVIII dei Rerum italicarum scriptores del Muratori, ha molto valore uno scritto di G. BRIZZOLARA[14]), il quale con buoni argomenti sostiene che questa cronica non dev' essere di Gino Capponi, bensí del figlio di Gino, Neri. G. MAZZATINTI ha dato alla luce la prima parte del vol. I. delle Cro-

7) Apologia del popolo vicentino di Zaccaria Ferreri, nella miscellanea della DVStP., an. 1895. 8) Francesco Guicciardini e il governo fiorentino del 1527 al 1540, vol. I, Bologna, Zanichelli, 1896. 9) Vita pubblica di Francesco Guicciardini, Bologna, Zanichelli, 1896 (cfr. F. C. PELLEGRINI, in RBLIt. VI, 1 sgg.). 10) ASIt. S. V, XV, fasc. 2. 11) ASL. XXIII, fasc. 10. 12) Niccolò Machiavelli, suo carattere e suoi principî, Lucca, Tip. del Serchio, 1896. 13) La famiglia di Pandolfo Collenuccio, Pistoia, Flori e Biagini, 1896. 14) Osservazioni e ricerche intorno all' autore dei «Commentari della guerra di Pisa», Pontedera, Ristori, 1895.

nache forlivesi dal 1476 al 1517 di Andrea Bernardi (Novacula)[15]. Queste cronache d'un barbitonsore storiografo (novacula = rasoio) bolognese, ch'ebbe per esse l'onore dell'alloro, sono d'una obiettività e d'una veridicità veramente notevoli, recano molta luce sugli avvenimenti di Forlí, patria adottiva dell'autore, e giovano alla storia del costume. Il diligente editore si attiene nel pubblicarle all'autografo, e premette alla stampa del testo (che in questo volume va fino al 1495) una dissertazione ricca di notizie intorno alla vita e alle opere del Bernardi. — Delle biografie cinquecentistiche quella di Niccolò Capponi attribuita al Segni ha offerto argomento di studio a G. Sanesi[16]; il quale crede erronea tale attribuzione, e propende ad assegnarla al Giannotti. Degli autori di storie in latino, Jacopo Bonfadio ha attratto l'attenzione di M. Rosi[17], che in una speciale memoria esclude un buoni argomenti l'eterodossia di lui, tornando all'antica opinione che il Bonfadio sia morto in carcere decapitato per vizio di sodomia. Sul processo del Bonfadio è da vedere l'articolo di A. Neri (GLi. XI, 275), sfuggito al Rosi.

La novella del secolo XV e dei primi quarant'anni del XVI non è stata argomento di nuove indagini; invece l'epistolografia, l'oratoria e la prosa didascalica e parenetica hanno avuto studiosi diligenti. O. Bacci[18] ha pubblicato e illustrato due lettere in volgare di Caterina Piccolomini, sorella di Pio II, alla quale, come all'altra sorella di Enea Silvio, Laudomia, solevano i contemporanei dare il soprannome di papessa. L. Frati[19], con la solita sua diligenza, ha parimente pubblicato e illustrato due lettere volgari del quattrocentista bolognese Galeazzo Marescotti a Camilla Malvezzi, con le risposte di questa gentildonna trascritte dal notaio Bedoro de' Preti, che il 16 novembre 1451 le inviava a Sigismondo Malatesta, e una lettera di Nicolosa Sanuti a Sante Bentivoglio, lunghissima, con la risposta pure assai lunga di questo «magnifico cavaliere». Nel dare in luce dal cod. ital. 1022 della Nazionale di Parigi questi documenti importanti per la prosa italiana del secolo XV, il Frati accortamente congettura, che la corrispondenza amorosa fra il Marescotti e la Malvezzi sia opera del Preti, dappoi che i notai del secolo XV e XVI erano «grandi fabbricatori di epistole amorose, oltre che per sé e per esercizio letterario, anche in servigio di amici e di principi». — Per la prosa del quattrocento sono di qualche rilievo anche un frammento di predica inedita di S. Bernardino da Siena, riguardante il matrimonio, trovato da L. Maccari[20] nell'Archivio di Stato in Siena; una garbata ed erudita conferenza di O. Bacci[21] sulle prediche famose di questo Santo; un articolo di A. Chiappelli[22], che ad Antonio Manetti, a cui

---

15) Cronache forlivesi dal 1476 al 1517 di A. Bernardi, 1, P. I, Bologna, Deputaz. di storia patria, 1895. 16) La «Vita di Niccolò Capponi» attribuita a Bernardo Segni, Pistoia, Bracali, 1896. 17) La morte di Jacopo Bonfadio, in ASLig. an. 1895. 18) Due lettere volgari di una papessa del secolo XV, Firenze, Barbèra, 1896, per nozze Sanesi-Crocini. 19) Lettere amorose di Galeazzo Marescotti e di Sante Bentivoglio, in GSLIt. XXVI, 305 sgg. 20) Da una predica inedita di S. Bernardino da Siena, Siena, tip. Nava, 1896, per nozze Imbrico-Mancini. 21) Le prediche volgari di S. Bernardino da Siena nell 1427, in un vol. di Conferenze tenute dalla Commissione di Storia Patria Senese nella R. Accademia de' Rozzi durante il 1895. 22) Della Vita di Fil. Brunelleschi attribuita ad Antonio Manetti, con un

già il Barbi avea tolto la Novella del Grasso legnaiuolo attribuitagli dal Milanesi, sottrae anche la Vita del Brunelleschi; una buona monografia di G. PARDI[23]) sulle fonti onde Feo Belcari attinse per la sua Vita del beato Colombini, con notizie intorno alle altre biografie a penna e a stampa di Giovanni Colombini, del quale il Pardi studia le lettere, le rime spirituali, le dottrine ascetiche, e ricostruisce egli stesso la vita. — Alla prosa del secolo XVI anteriore al 1540 apportano nuova luce alcuni scritti intorno al Castiglione, al Bembo, all' Aretino, al Franco, al Firenzuola, al Gelli. S. MARCELLO[24]) ha sostenuto che il primo abbozzo del Cortegiano di Baldesar Castiglione, sino a tutto il libro III, sia stato composto in Urbino dopo la morte del duca Guidobaldo, tra l'aprile 1508 e il maggio 1509, e il libro IV a Roma, fra il settembre 1513 e il decembre 1515. B. MORSOLIN[25]) giova alla biografia del Bembo trattando dei negoziati, a cui il Bembo stesso non fu estraneo, per la sua elezione a cardinale. Utile contributo alla conoscenza del modo come si venne formando l' educazione letteraria di questo famosissimo ed autorevolissimo cinquecentista è recato da V. CIAN[26]) in un articolo sulle relazioni di Messer Bernardo Bembo, padre di Pietro, coi Medici, e dalla signora E. LEVI[27]), che la tradotto e commentato una comunicazione di G. NEILSON[28]) su certo zibaldone manoscritto del medesimo Bernardo. Il Cian dimostra, che l' esempio paterno trasse Pietro Bembo a quel connubio dell' umanesimo platoneggiante con la letteratura in volgare, attuato in Firenze da Lorenzo de' Medici, che a Venezia trovò un caldo fautore in Messer Bernardo, e che in lui, Pietro, erede e continuatore dell' opera del Poliziano, avrà il banditore solenne. «È un fatto notevole, e non abbastanza notato, — osserva inoltre il Cian — che il Bembo esordí nell' arringo letterario essenzialmente come ellenista». Per l' Aretino, non sono da trascurare un articolo di E. MÜNTZ[29]), in cui con buoni argomenti è combattuta la «riabilitazione» di questo famigerato scrittore tentata nel medesimo periodico da A. Bonneau, e un libro di P. GAUTHIER[30]). Ma il Müntz non dice cose molto nuove agli studiosi italiani, e il suo scritto non è esente da leggerezze e da errori; il Gauthier ha svolto l' attraente soggetto con insufficiente preparazione, movendo da fallaci preconcetti, e incorrendo in isviste di vario genere, sicché il suo volume, superficiale e inorganico, non segna punto un avanzamento negli studî sull' Aretino[31]). Piú fortunato del «divin Pietro» è stato un altro dei cosiddetti «scapigliati» del secolo XVI: Niccolò Franco. Poiché C. SIMIANI[32]) ha rifuso interamente i suoi saggi su questo cinquecentista

---

nuovo frammento di essa tratto da un codice pistoiese del secolo XVI, in ASIt. S. V, XVII, 202. 23) Della vita e degli scritti di Gio. Colombini da Siena, in BSSP. II, fasc. 1—2 e 3—4. 24) La cronologia del Cortegiano di Baldesar Castiglione, Livorno, Giusti, 1895, per nozze Crivellucci-Brunst. 25) Il cardinalato di Pietro Bembo in Miscellanea per le nozze Biadego-Bernardinelli, Verona, Franchini, 1896. 26) Per Bern. Bembo, lett. 1ª, in GSLIt. XXVIII, 348 sgg. 27) Lo zibaldone di Bern. Bembo, in RBLIt. IV, 46 sgg. 28) In Ath. del 21 decembre 1895. 29) La nouvelle légende de l' Arétin et les vraies origines du journalisme moderne, in REnc. VI, 142 (cfr. del medesimo Un journaliste au XVIe siècle, in RPL. anno 1896, n. 5 e H. HAUVETTE, in RC. del 4 maggio '96). 30) L' Italie du XVIe siècle: l' Arétin, Parigi, Hachette, 1895. 31) Cfr. E. SICARDI, in GSLIt. XXX, 470 sgg. 32) La vita e le opere di

(editi primamente nel 1890) in un libro non esente da mende e da lacune, ma utile e per qualche rispetto pregevole, ove tesse la vita del Franco, ne studia gli scritti, e in ultimo dà la bibliografia delle sue opere e degli scrittori che ne fanno menzione; E. SICARDI, che già nello stesso periodico (vol. XXIV) avea ricercato l'anno di nascita del Franco, tornando sulla questione nel Giorn. storico mette in sodo ch' ei dovette nascere nel 1515, e precisamente il 13 settembre di tale anno[33]). Anche il Firenzuola è stato argomento di studio a due eruditi: il SICARDI stesso[34]) e S. FERRARI[35]). Il Ferrari ha pubblicato un' edizione per le scuole delle prose di questo «lume di toscana eloquenza», premettendo una garbata e succosa Introduzione (nella quale rileva il pregio artistico delle scritture che ristampa) e accompagnandole con un commento sobrio ed accurato; il Sicardi, nel render conto del libro del Ferrari, ha fatto copiose osservazioni lessicali, ermeneutiche e di critica del testo. — Non è da tacere, per ultimo, di un dialogo latino inedito, che L. CALLARI[36]) pubblica come appartenente al Caviceo, l'autore del Peregrino, e di un articolo di L. NATOLI[37]) su Paolo Caggio, prosatore siciliano del sec. XVI.

Poesia lirica volgare. La lirica culta ed aulica, fiorita in Toscana tra il cadere del secolo XIV e la prima metà del secolo XV, ha seguitato ad essere oggetto di studio. Utili sono le ricerche di A. MEDIN[38]) intorno a Bruscaccio da Rovezzano, verseggiatore di tale età, ch'io non ebbi modo di studiare nel mio volume intorno alla Lirica toscana del Rinascimento anteriore ai tempi del Magnifico. Destituiti d'ogni pregio artistico, i versi di Bruscaccio pubblicati dal Medin colmano una lacuna nella storia della nostra poesia politica; prendendo essi argomento da alcuni fatti, come il primo periodo dell' oligarchia fiorentina e le lotte di Ladislao con Firenze, su cui non ci è pervenuta la voce d'altri poeti. Il Saviozzo ha avuto inaspettata fortuna. L. CISORIO[39]), compiendo altra sua precedente pubblicazione, ha dato in luce dieci sonetti e due madrigali di questo rimatore, cavandoli da codici fiorentini e senesi. G. OLIVOTTO[40]) ne ha pubblicato alcune canzoni, industriandosi d'emendarne il testo e di dichiarare le allusioni storiche e leggendarie: fra esse è specialmente notevole l'ultima, ch'è un lamento in morte di Gian Galeazzo Visconti. Infine F. BECK[41]) ha pubblicato come inediti 14 sonetti serdiniani, alcuni dei quali già erano usciti in luce per cura del Cisorio, unendovi la famosa canzone del Bruni in lode di Venere, che crede inedita anch'essa! — Allo stesso CISORIO [2]) dobbiamo altresí la stampa d'una canzone di Antonio di Meglio, araldo della Signoria Fiorentina, guasta in due luoghi, ma non priva d'alcun pregio d'arte. E oltre

Niccolò Franco, Torino-Roma, Roux, 1895 (cfr. E SICARDI, in GSLIt. XXVI, 222 sgg.). 33) GSLIt. XXV, 170—72. 34) GSLIt. XXVIII, 193 sgg. 35) Prose di A. Firenzuola scelte ed annotate, Firenze, Sansoni, 1895. 36) Un dialogo inedito di Jacopo Caviceo, Parma, Battei, 1895, estr. dall ASPP. 37) In ASS. XXI, fasc. 1—2. 38) In GSLIt. XXV, 185 sgg. 39) Rime inedite di Simone Serdini da Siena, Pontedera, Ristori, 1895, per nozze Santoro-Rossi. 40) Sette canzoni inedite di Simone Serdini da Siena, Pontedera, Ristori, 1895, per nozze. 41) Ungedruckte Gedichte des Simone Serdini da Siena, nebst einer Kanzone des Leon. d'Arezzo, GPr. Neuburg a. d. D., Giessmayer, 1895. 42) Canzone amorosa di Antonio di Meglio, Massa, tip. E. Medici, 1895, per nozze Gube-Siegmund.

al Megli, anche altri rimatori della prima metà del quattrocento han servito a pubblicazioni nuziali. In occasione appunto di nozze, Io ho pubblicato un Mazzetto di rime dei secoli XIV e XV[43]) contenente: 1°., una stanza attribuita a Fazio degli Uberti; 2°., un sonetto di Jacopo da Montepulciano; 3°., due madrigali di Antonio degli Alberti e di Arrigo Bellondi; 4°., una ballata di Galeazzo Marescotti e un sonetto attribuito a Pellegrino Zambeccari; 5°., un sonetto di Marco Piacentini, notevole per la biografia del poeta, con parte della risposta di Andreolo da S. Vito; 6°., parecchie rime di Domizio Broccardo padovano; 7°., un sonetto di Francesco Filelfo al Duca di Milano; 8°., un sonetto di Giovanni Betti, l'autore del Libro dei ghiribizzi, a Piero di Cosimo de' Medici ed uno di Banco Bencivenni, il corrispondente del Belcari, in morte di Neri di Gino Capponi; 9°., un sonetto dell' araldo Antonio di Meglio. Questi componimenti poetici provengono da manoscritti trivulziani, corsiniani, ashburnhamiani, parigini, senesi e magliabechiani; in una nota finale ho dato notizia, fra le altre cose, di varî codici contenenti il canzoniere di Domizio Broccardo, di piú sonetti del Betti non notati nella mia Lirica toscana del Rinascimento e dell' operetta inedita di Antonio di Meglio in morte di Lorenzo di Giovanni de' Medici, alla quale il sonetto dell' araldo serve di prefazione. A questa pubblicazione ho poi fatto séguito con un breve articolo[44]), in cui son messi in luce versi volgari e latini di Francesco Filelfo e Antonio Cornazzano. L. Frati, producendo per le stampe le lettere di Galeazzo Marescotti già menzionate, ha dato in luce anche un serventese tetrastico del Marescotti, che comincia «Morte mi preme a dir fera contesa», e deriva dal cod. Riccardiano 1154. Un sonetto di Mariano Sozzini, celebre canonista senese amico di E. S. Piccolomini, indirizzato insieme con una lettera ad Antonio Tridentone da Parma, è stato pubblicato da F. Novati[45]); cinque sonetti di Giovanni Zacchi a Ginevra Aldobrandini son stati messi in luce da D. Gravino[46]). Alla conoscenza della poesia storica del quattrocento han recato nuovi contributi U. Congedo[47]), pubblicando una canzone e un ternario dell' araldo Anselmo Calderoni ed una canzone contro Venezia di Giovanni Pegolotti, e A. Medin[48]), dando alle stampe un ternario in lode di Carlo VIII, fattura, secondo l' editore, di «uno di quei popolani fiorentini che il Savonarola con le son prediche aveva infiammati contro i Medici«, e che «nella venuta di Carlo VIII vedevano avverarsi la profezia del frate». Al Medin[49]) dobbiamo anche la pubblicazione di una canzone all' Italia di Girolamo Verità, ch' egli crede scritta verso il 1526. Di qualche importanza storica è pure una poesia del secolo decimoquinto in lode di Verona, due volte stampata con annotazioni da U. Marchesini[50]). Tre sonetti patriottici della fine del quattrocento son stati ristampati da me[51]), per mostrare «come s' accendeva l' estro e scorreva meno

---

43) Pisa, tip. Mariotti, 1895, per nozze Rua-Berardi Ughetto. 44) Intorno ad alcune rime dei secoli XIV e XV, in RBLIt. III, 140 sgg. 45) BSStP. II, fasc. 1—2. 46) Nel CMo. 9 agosto 96. 47) Canzoni storiche del sec. XV, Lecce, Tip. Salentina, per nozze Crivellucci Brunst. 48) Ternario in lode di Carlo VIII, Padova. Gallina, 1896, per nozze Flamini—Fanelli. 49) In Miscellanea per le nozze Biadego—Bernardinelli, Verona, Franchini, 1896. 50) Per nozze Bacci-Del Lungo, Firenze, Barbèra, 1895, e in NAVen. X, fasc. 2°. 51) Tre sonetti patriottici di poeti dell' estremo quattrocento, Pisa, Tip. Mariotti,

torbida e limacciosa la vena dei verseggiatori mediocrissimi fioriti fra il chiudersi del decimoquinto e l' aprirsi del decimosesto secolo, quando cantavano le miserie della patria». Il primo è ispirato dagli assassinî seguiti nel 1488 del conte di Forlí Girolamo Riario e del signore di Faenza Galeotto Manfredi, ed è opera o di Timoteo Bendedei o di Jacopo Corsi. Col nome del Bendedei era già stato pubblicato dal Trucchi (III, 76) e da E. Verga nel suo studio sul Bellincioni (p. 95 n.), col nome del Corsi da Vitt. Rossi (GSLIt., XV, 207). Il secondo, già dato fuori adespoto e scorretto da F. Mango, è di Diomede Guidalotti, il cui frivolo ma non trascurabile canzoniere (Tirocinio delle cose vulgari) ha porto argomento a uno studietto di E. Lamma[52]). — Sono da ricordare, per la poesia della seconda metà del quattrocento, anche un garbato opuscolo di R. Renier[53]) intorno a un codice di dedica, contenente liriche di Gaspare Visconti, a Bianca Maria Sforza, moglie dell' imperatore Massimiliano; un gruzzolo di rispetti del Poliziano stampati da G. Mazzatinti[54]) secondo la lezione d' un ms. Vanzolini di cui dà la tavola; due barzellette di Benedetto da Cingoli, l' una a celebrazione della presa di Granata, l' altra per una mascherata di mori fatti cristiani, che Io[55]) ho ricavate da un' edizione rarissima del Da Cingoli (Roma, Besicken); una «comunicazione» di R. Truffi[56]) sur un poemetto in ottave intorno al Giuoco del Calcio (La Palla al Calcio); infine la tavola del cod. Vaticano 5170, volume miscellaneo dei primi anni del sec. XVI, edita da M. Menghini[57]), e le nuove notizie sul famoso codice Isoldiano dateci da Lod. Frati[58]). Il piú fortunato de' rimatori del quattrocento estremo è stato in questi anni Serafino dall' Aquila, di cui M. Menghini[59]) ha ristampato criticamente ben 116 sonetti certamente autentici. Distinte le rime genuine dalle dubbie e queste dalle apocrife, il Menghini ne ha fermato il testo sulle antiche stampe, scegliendo le migliori e piú autorevoli, eseguite in Roma e per cura di letterati, e raccogliendo a pié di pagina le varie lezioni. Questo primo volume della nuova edizione di Serafino contiene, oltre ai sonetti, le epistole in rima, tre egloghe e quella rappresentazione allegorica, già edita dal Ferrato e in séguito due altre volte, che non è senza importanza per la storia dell' antico nostro teatro. Inoltre, al testo va innanzi un' ampia introduzione, ove si narra la storia esterna ed interna del canzoniere dell' Aquilano: vi sono ristampati alcuni preziosi opuscoli, che sul cader del secolo XV si accattavano su pei muriccioli dai mercanti o artigiani amici delle muse, e vi son riprodotti i frontespizî e gli explicit delle stampe antiche. In appendice all' introduzione il Menghini allega, illustrandole, la vita di Serafino scritta dal Calmeta e l' apologia di lui dovuta ad Angelo Colocci. Prendendo le mosse da

---

1895, per nozze Crivellucci — von Brunst. 52) In AtVen. S. XX, II. 53) Un codicetto di dedica ignoto del rimatore Gaspare Visconti, Bergamo, Ist. Ital. d' arti grafiche, 1895, per nozze Flamini—Fanelli. 54) Rispetti di Agnolo Politiano continuati, Forlí, Bordandini, 1895, per nozze Morpurgo-Franchetti. 55) Pisa, Mariotti, 1895, per nozze Bacci-Del Lungo. 56) GSLIt. XXVI, 289 sgg. 57) Poesie ined. del sec. XV, in RBLIt. III, 17 sgg. 58) In GSLIt. XXV, 461 sgg. 59) Le rime di Serafino de' Ciminelli dall' Aquila, vol. I, Bologna, Romagnoli-Dall' Acqua, 1894—96.

questo volume, Io[60]) ho cercato di lumeggiare nella sua pienezza la figura dell' improvvisatore aquilano. — Anche la poesia burlesca fiorita negli ultimi decennî del quattrocento e ne' primi del secolo successivo ha attratto l' attenzione di qualche studioso. G. ZANNONI[61]) ha dato breve ragguaglio di un codice contenente il canzoniere di Alessandro Braccesi, che si conserva nel seminario di Albano Laziale. La prima parte di questo manoscritto è occupata da componimenti gravi e petrarcheschi; la seconda (assai piú estesa) si compone di sonetti «alla burchia» molto notevoli. V. ROSSI[62]) ha scritto una bella ed ampia (forse fin troppo ampia) monografia sul rimatore Squarzòla, la cui morte è registrata dal Sanudo ne' Diarî al 13 dicembre del 1510. Del canzoniere di costui, che si conserva nell' Estense di Modena e consta di ben 567 fra sonetti e strambotti, il Rossi discorre con la sua consueta compiutezza e diligenza, studiando nelle poesie dello Squarzòla il gergo furbesco, diffondendosi, in proposito di esse, sugli antichi componimenti poetici che trattano del giuoco, e via dicendo. — Chiuderemo questa nota di pubblicazioni riguardanti la lirica anteriore a' tempi del Bembo notando due opuscoli di A. F. PAVANELLO[63]), su rime specialmente religiose di codici della Biblioteca Comunale di Ferrara; uno scritto sulla lirica dal Poliziano al Bembo inserito nelle mie Spigolature d' erudizione e di critica[64]); alcuni appunti su Leonardo Giustinian di T. ORTOLANI[65]), che ha dato in luce anche 24 nuovi strambotti attribuiti al fecondo rimatore veneziano.

Minor luce è derivata dagli studi fatti in questi anni alla lirica cinquecentistica. Un' erudita memorietta intorno a Giuliano di Lorenzo de' Medici come letterato e come verseggiatore ci ha dato V. CIAN[66]), in testa a un' edizione delle rime ad esso attribuite. A Jacopo Corsi ha rivolto l' attenzione G. ROSSI[67]), pubblicandone undici sonetti inediti. Gli ultimi anni della vita del Tebaldeo ha rischiarato L. DOREZ[68]) nel dare in luce una lettera in volgare di Paolo Sadoleto e un' altra in latino di Jacopo Sadoleto, indirizzate a Giovanni Du Bellay, in cui si parla di lui. Piú che per la pubblicazione d' una scelta delle rime di Bartolommeo Cavassico, notaio bellunese della prima metà del secolo XVI autore di brutti versi, le dispense CCXLVI e CCXLVII della Scelta di curiosità letterarie, curate da V. CIAN[69]), hanno importanza pel vasto e dotto proemio dell' editore intorno a varî generi e motivi dell' antica

---

60) Un virtuoso del quattrocento, in NAnt. S. IV, LXIX, 16 maggio 1897. 61) Un codice di rime del secolo XV, in BUMI. 14 marzo 1895. 62) Il canzoniere inedito di Andrea Michieli detto Squarzòla o Strazzola, in GSLIt. XXVI, 1 sgg. 63) Ludovici Bigi Pictorii Lugubre carmen de morte, Ferrara, Taddei, 1895; Dei codici ferraresi nº. 307 e nº. 409, ivi, 1895. 64) Pisa, Mariotti, 1895. 65) Appunti su L. Giustiniani con l' appendice di 24 nuovi strambotti, Feltre, tip. Castaldi, 1896. I «nuovi strambotti» occorrono altrove col nome di Serafino dall' Aquila. 66) Musa medicea. Di Giuliano di Lor. de' Medici e delle sue rime inedite, Torino, Baglione, 1895, per nozze Flamini-Fanelli (cfr. E. PÈRCOPO, in RCLIt. I, 71 sgg.). 67) Alcune rime inedite di J. Corsi, in GSLIt. XXVI, 390 sgg. 68) A. Tebaldeo, les Sadolet et le cardinal Jean Du Bellay, in GSLIt. XXVI, 384 sgg. 69) Bologna, Romagnoli, 1893—94 (cfr. F. FLAMINI, in RBLIt. II, 297 sgg., e V. ROSSI, in GSLIt. XXVI, 214 sgg.).

nostra poesia popolareggiante e per le illustrazioni linguistiche a quelle rime, dovute a C. SALVIONI. — Sui migliori lirici del cinquecento s' è scritto anche meno. G. ROSALBA[70]) ha fatto una disamina pregevole ancorché unilaterale e alquanto superficiale, del canzoniere del Rota; W. LANG[71]) ha scritto brevemente di Michelangelo poeta, e W. ROBERT-TORNOW[72]) ne ha ristampato e tradotto in versi tedeschi le rime; di Vittoria Colonna D. TORDI[73]) ha studiato con diligenza il contegno tenuto durante le triste vicende della cosiddetta guerra del sale, che abbatté la potenza della sua casa; a Veronica da Gambara ha dedicato un breve scritto, in cui ne ricostruisce, colla scorta de' recenti biografi, la vita e la figura letteraria, C. BRAGGIO[74]); sul Guidiccioni M. A. BENINCASA[75]) ha fatto alcune buone osservazioni in un lavoro prolisso e soverchiamente apologetico. — Quanto alla poesia storica del cinquecento, non abbiamo da ricordare che una nota di B. MORSOLIN[76]) intorno al vicentino Marco Thiene, autore del famoso sonetto su Venezia Questi palazzi e queste logge, ecc. Similmente, dei lirici cinquecentisti dimenticati solo la rimatrice Franceschina Baffo è stata risuscitata dall' oblio, grazie a G. BIANCHINI[77]), al quale dobbiamo anche la pubblicazione di certe ottave del Parabosco, intitolate Il tempio della fama[78]), che rientrano nel ciclo delle enumerazioni di donne singolari per bellezza o illustre prosapia.

Relazioni fra la letteratura italiana del quattrocento e cinquecento e le letterature straniere. — In luogo delle rubriche sulla Drammatica e sull' Epica, affidate ad altri collaboratori dell' Jahresbericht, poniamo questa, divenuta ormai necessaria. Nel 1895 e 96 parecchi notevoli lavori si son pubblicati attinenti a tale materia. In una prolusione, colla quale ho inaugurato il corso di lettere italiane all' Università di Padova, Io[79]) ho toccato dell' efficacia esercitata dalla nostra poesia del gran secolo sulla letteratura francese contemporanea. Al medesimo argomento ho altresí dedicato due studî particolari[80]), il primo dei quali tratta delle lettere italiane alla corte di Francesco I, re di Francia, il secondo di un poeta francese del cinquecento che ha verseggiato in italiano (Odet de la Noue) e dell' italianesimo a tempo d' Enrico III.

---

70) Un poeta coniugale del sec. XVI., Berardino Rota, in GSLIt. XXVI, 92 sgg. 71) In RF. VIII, fasc. 2°. 72) Die Gedichte des M. Buonarroti übersetzt u. biographisch geordnet, Berlin, Hande und Spener, 1896. 73) Vittoria Colonna in Orvieto durante la guerra del sale, Perugia, tip. Boncompagni, 1895; cfr. su V. Colonna anche B. CROCE, in NN. IV, fasc. 1 e fasc. 10°. 74) Notizie sulla vita di Veronica Gambara, Brescia, tip. Apollonio, 1895. 75) Gio. Guidiccioni scrittore e diplomatico italiano del secolo XVI, Roma, Tip. Elzeviriana, 1895. 76) Di un poeta che vive per un sonetto, in AIV. a. 1895. 77) Franceschina Baffo rimatrice veneziana del secolo XVI, Verona-Padova, Drucker, 1896. 78) Il tempio della fama di m. G. Parabosco, in Miscell. per nozze Biadego-Bernardinelli, Verona, 1896 (cfr. V. CRESCINI, in RBLIt. IV, 205 sgg.). Appartengono allo stesso ciclo le Lodi di dame napoletane del sec. XVI estratte dall' Amor Prigioniero di Mario di Leo da G. CECI e B. CROCE, Napoli, 1894, con dotte illustrazioni. 79) La poesia del cinquecento e l' insegnamento scientifico della letteratura nazionale, Padova, Drucker, 1896. 80) Studi di storia letteraria italiana e straniera, Livorno, Giusti, 1895 (cfr. V. ROSSI, in GSLIt. XXVIII, 423 sgg.).

In ispecial modo mi son dilungato intorno ai plagi di Filippo Desportes. Movendo da ciò che nel primo di questi due studî ebbi ad osservare intorno al cinquecentista Amomo, E. PICOT[81]) ha dedicato a costui un breve studio, in cui congettura che Amomo sia pseudonimo di Jean de Maumont. — Assai importanti per le relazioni letterarie dell' Italia colla Francia nel cinquecento sono alcuni capitoli staccati da un compendio di storia letteraria di H. MORF[82]), nel secondo dei quali si istituisce un paragone che ci par giustissimo fra l' umanesimo italiano e l' umanesimo francese, e gli studî di P. TOLDO[83]) sulla novella francese del cinquecento, che dipende in gran parte dall' italiana. J. VIANEY in un bel volume su Mathurin Regnier[84]) ha diligentemente rilevato ciò che questo poeta deve agli Italiani, e in apposito articolo[85]) ha messi in luce i numerosi plagi del Vauquelin de la Fresnaye dai satirici italiani del secolo decimosesto. Superficiale, invece, e ad un tempo prolisso è il libro di M. PIÉRI[86]) sul petrarchismo in Francia nel cinquecento. — Anche l' efficacia della nostra letteratura del secolo XVI sugli Spagnuoli ha dato argomento a varî scritti. Io ho ricercato le fonti italiane della Historia de Leandro y Hero e dell' Octava rima di Giovanni Boscan[87]); P. SAVI LOPEZ[88]) ha fatto notare quanto debba al Tansillo il Gutierre de Cetina; E. MELE[89]) ha raccolto nuovi appunti su questo stesso argomento (e, in genere, sulle imitazioni del Cetina), ed ha mostrato come un madrigaletto inserito nel capolavoro del Cervantes sia traduzione d' un componimente cosí fatto ch' è negli Asolani del Bembo[90]). Notevoli sono pure le ricerche di B. CROCE[91]) — il quale da piú anni viene studiando le relazioni dell' Italia colla Spagna, nell' ordine dei fatti intellettuali, dall' età media a' giornî nostri — sulla lingua spagnuola nella nostra penisola. Arturo Farinelli, ch' è quell' ispanofilo valoroso che tutti sanno, ha accodato a questo scritto del Croce un' appendice contenente osservazioni e aggiunte utilissime. — Per l' Inghilterra, è da ricordare un articolo di L. DE MARCHI[92]) sull' influenza della lirica italiana sulla lirica inglese del sec. XVI e in particolar modo su T. Wyatt, ove sono anche osservazioni di metrica non trascurabili; per l' Olanda, un libro di G. KALFF[93]), in cui si parla anche della fortuna dei piú lodati nostri scrittori nella letteratura de' Paesi Bassi.

---

81) Une conjecture sur le poète italien Amomo, in Mélanges de philologie romane dédiés à Carl Wahlund, Macon, 1896. 82) Die französische Litteratur zur Zeit Ludwigs XII, in ZFSL. XVI; Die französische Litteratur zur Zeit Franz I, in ASNS. XCIV; Die franz. Litt. in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh., in ZFSL. XVII. 83) Contributi allo studio della novella francese del XV e XVI secolo, Roma, Loescher, 1895 (cfr. G. PARIS, in JS. maggio-giugno 1895, e P. RIVOIRE, nel periodico Ri. II, fasc. 17—20). 84) Mathurin Regnier, Parigi, Hachette, 1896. 85) in RUM., I, nº 4. 86) Le pétrarquisme au XVIe siècle. Pétrarque et Ronsard ou de l' influence de Pétrarque sur la Pléiade française, Marsiglia, Laffitte, 1896 (cfr. A. MOSCHETTI, in RBLIt. IV, 214 sgg.). 87) In Studi di storia letter. cit., 383 sgg. 88) Un petrarchista spagnuolo, Trani, 1896, estr. dalle RPu. 89) In RCHLEP. I, fasc. 9. 90) Un plagio del Cervantes, in RPu. XII, fasc. 7º. 91) La lingua spagnuola in Italia, appunti, con un' Appendice di A. FARINELLI, Roma, Loescher, 1895 (cfr F. FLAMINI, in RBLIt. IV, 249 sgg.). 92) In NAnt. del 1895. 93) Literatur en Tooneel te Amsterdam in de zeventiende eeuw., Haarlem, 1895.

Storia del costume e della coltura. Anche sotto questa rubrica non abbiamo da notare molti scritti. La biblioteca privata di papa Giulio II ha offerto argomento a L. DOREZ[94]) di uno studio ricco di notizie utili intorno alle cognizioni letterarie del terribile pontefice; alla storia della Vaticana ha giovato P. FABRE[95]), studiando le condizioni in cui la celebre libreria apostolica si trovava sotto Sisto IV; a quella delle collezioni medicee E. MÜNTZ[96]) ha recato nuova luce con una dotta memoria. Di Pasquino e delle pasquinate ha scritto E. PÈRCOPO[97]), con copia d'erudizione, facendo conoscere agli studiosi una nuova raccoltina di cosí fatti componimenti satirici «spettanti tutti ai primordî della nuova vita del maldicente romano».

Padova. Francesco Flamini.

La letteratura umanistica del sec. XV in Italia, negli anni 1895 e 1896. 1895. Singolarmente scarsa si presenta la produzione letteraria sull' umanesimo italiano del Quattrocento, comparsa in questo anno 1895: nessuna trattazione generale, nessuna monografia, più o meno completa, dedicata a qualcuno dei numerosissimi cultori della classica letteratura in Italia nel secolo XV. Dobbiam quindi accontentarci di render conto d'alcuni brevi, benchè notevoli, contributi.

Degli umanisti lombardi, i due Barzizza, Gasparino e Guiniforte, sono oggetto di pochi appunti, di anonimo autore[1]), nei quali è messa in dubbio la data della nascita di Gasparino, il 1359, proposta da Remigio Sabbadini (nel periodico Il Settembrini, vol. III, 10). — A Francesco Filelfo (che va collocato fra i dotti che nella Lombardia svolsero la maggiore e miglior parte della loro attività letteraria) si riferiscono due brevi scritti di A. MESSER e di FELICE TOCCO, pubblicati nella medesima rivista[2]), e che trattano ambedue d'una delle ultime produzioni di quel fecondo ingegno, il trattato de morali disciplina. Il Messer, dopo d' aver dimostrato come il de morali disciplina non sia da confondersi con altro trattato morale attribuito al Filelfo (e qui veramente egli sfonda una porta già aperta), espone con diligenza le vicende della composizione di quest' opera, dalla quale l' umanista tolentinate aspettava la maggior fama, e che, ideata in 10 libri, rimase interrotta alla fine del V per la morte dell' autore. Il Tocco poi, prendendo argomento dallo scritto del Messer, rivendica a Francesco Fiorentino, autore d' un' opera troppo poco conosciuta e apprezzata, Il risorgimento filosofico nel Quattrocento (Napoli 1885), il merito d' aver prima studiata la storia esterna e il valore intrinseco del trattato filelfiano. Rileva quindi come il Filelfo attingesse ampiamente al *περὶ παθῶν* dello Pseudo-Andronico nel comporre il de morali disciplina, del quale il Tocco, d' accordo

---

94) La bibliothèque privée du pape Jules II, in RBibl., an. 1896. **95**) Les collectiones d' antiques formées par les Médicis au XVI[e] siècle in MIAcIBL. XXXV. **95**) Di Anton Lelio Romano e di alcune pasquinate contro Leone X, in GSLIt XXVIII, 45 sgg.

1) ASL., vol. XXI. nº 6: Appunti sui due Barzizza. **2**) AGPh., N. F., II. Bd. (Berlin 1895 - 96), pag. 337—344: Dr. AUG MESSER, Franc. Philelphus «De morali disciplina»; pag. 486—491: F. TOCCO, Ancora del «de mor. disc.» di F. Filelfo.

col Fiorentino, dà un giudizio severo, chiamando il sistema, onde l' umanista attinse alle sorgenti più disparate la disciplina morale, «non un eclettismo, ma un sincretismo che tradisce, più che il filosofo, il dilettante di filosofia». Tale fu infatti il Filelfo; e tale egli si confessava francamente; molti anni prima, però, che scrivesse questo trattato.

Su alcuni letterati cortigiani del culto principe d' Urbino, Federigo da Montefeltro, c' intrattiene il prof. G. ZANNONI, in una sua memoria su Porcellio Pandoni e i Montefeltro[3]), nella quale si parla diffusamente del poema «Feltria» scritto dal Pandoni in onore di Federigo; e in un volumetto[4]) che raccoglie tre brevi monografie, già comparse nei Rendiconti dell' Accademia dei Lincei, intorno a Naldo Naldi, a Bartolomeo Scala e a Giammario Filelfo. Sui rapporti dei due umanisti fiorentini[5]) e del minore Filelfo con la corte urbinate lo Zannoni reca pregevoli contributi di notizie e di documenti, ricavati specialmente dai tesori della Biblioteca Vaticana: egli analizza uno dei molti e cattivi poemi di Gian Mario, la «Martiados», anch' essa in lode del mecenate da Montefeltro.

Del circolo letterario fiorentino nella prima metà del Quattrocento, Leonardo Bruni e il Traversari trovarono in quest' anno illustratori. Il sig. G. JORIO pubblicava nel testo greco, e tradotto in italiano, il trattato del Bruni sulla costituzione politica di Firenze[7]), rilevando, nella prefazione alla sua edizione le analogie fra quest' opera e la laudatio florentinae urbis scritta dal celebre Aretino molti anni prima. Il *περὶ Φλωρεντίνων πολιτείας* sarebbe sato composto, secondo l' Jorio, verso il 1439, mentre la laudatio è lavoro giovanile. — Di Ambrogio Traversari, che in Firenze contendeva al Bruni il vanto di dirigere la fervente operosità letteraria, pubblicò un breve cenno storico F. RAVAGLI[8]). Vi si dà qualche buona notizia circa la famiglia e la giovinezza del frate famoso; nel resto lo studio del Ravagli non reca nulla di nuovo nè di notevole dal lato storico o critico. — Ad un altro umanista fiorentino, ma che in patria trascorse solo gli anni dell' età meno matura, a Leonardo Dati, dedica un breve ma succoso articoletto il prof. FRANCESCO FLAMINI[9]), che del celebre vescovo di Massa si era occupato largamente in precedenza. Egli indica qui due nuovi codd. dell' Hiempsal, da lui già ampiamente studiato; ribadisce la sua opinione, che questa tragedia non sia stata primamente scritta in volgare, come fu creduto dai più; dà notizia di due carmi del Dati, finora poco o male noti agli studiosi; e propone come data della morte di lui la fine del 1472, anzichè del' 71, correggendo il Tiraboschi. — Va final-

3) Di questo Filelfo pubblicò un sonetto inedito FRANC. FLAMINI, nell' opuscolo nuziale Mazzetto di rime dei secc. XIV e XV, Pisa, 1895. 4) Nei RAL., S. V, vol. IV, pag. 104, 489. 5) G. ZANNONI, Scrittori cortigiani dei Montefeltro, Roma tipog. dei Lincei, 1895. 6) Dobbiamo qui ricordare l' articolo su B. Scala di LEON. DINI (in MSV., vol. IV, Castelfiorentino 1895, p. 60 sg.), in cui vengon fatte conoscere, sulla fede di documenti nuovi, le date sicure della nascita (luglio? 1428) e della morte (24 luglio 1497) del rinomato scrittore e segretario della repubblica fiorentina. 7) Nella RAbr., vol. X, Teramo 1895, p. 983 sgg. 8) Cenno storico sul B. Ambrogio Traversari, nel period. EBA., vol. II, p. 175 sgg. 9) F. FLAMINI, Spigolature d'erudizione e di critica, Pisa 1895, p. 70 sgg.

mente ricordata una bella ed importante lettera di Carlo Marsuppini, pubblicata dal prof. A. MOSCHETTI [10]), la quale offre un nuovo ragguaglio su l' insegnamento tenuto dal celebre Segretario nell' università fiorentina.

Nel 1895 vedeva la luce a Napoli, dopo la morte deplorata del suo giovine autore, il volume di E. CANNAVALE sullo Studio di Napoli nel Rinascimento. Dal copiosissimo materiale, che fornì tanti preziosi dati per questa storia, furono anche ricavate utili notizie sugli umanisti che v' insegnarono, specialmente sul Porcellio, della cui vita al servizio degli Aragonesi tracciava una compiuta descrizione E. PÉRCOPO [11]), aggiungendovi un elenco delle sue opere edite e inedite: lavoro egregio, condotto su documenti inediti.

Degli umanisti siciliani ebbe ad occuparsi, nel suo lavoro sui Siciliani allo Studio di Bologna nell' Evo Medio, un giovane e assai promettente studioso, NICOLÒ RODOLICO [12]). Fra i molti nomi ch' egli trovò da registrare per il secolo XV, va rammentato l' umanista siciliano più illustre, dopo il Panormita, il netino Giovanni Aurispa, sul cui insegnamento a Bologna offre nuovi ragguagli, da aggiungere alla erudita biografia del Sabbadini. Alcune inesattezze in cui incorse il Rodolico diedero occasione allo scritterello del prof. VINCENZO CASAGRANDI-ORSINI su I due Johannes de Noto de Sicilia e Giovanni Aurispa [13]), dove distingue dall' Aurispa un suo omonimo che professava medicina nell' università bolognese a tempo dell' Aurispa, col quale fu confuso, e che sarebbe invece da identificare col netino Giovanni Tamagnini, medico e astronomo. — Di un terzo Giovanni da Noto, l' umanista G. Marrasio, sono pubblicate dal SABBADINI due elegie latine composte in occasione di una rappresentazione mitologica fatta alla Corte di Ferrara nel 1433, assieme alla risposta dettata da Guarino Veronese in nome del marchese Niccolò d' Este [14]).

Una lettera che Giovanni Lorenzi scriveva nel 1472 da Wiener Neustadt al celebre Demetrio Calcondila, lettore di greco nello Studio di Padova, pubblicata e commentata con molta dottrina e diligenza dal sig. G. DELLA SANTA [15]), merita di essere qui ricordata come un buon contributo alla storia delle relazioni letterarie fra l' Italia e l' Ungheria nel secolo XV, che furono, come è ben noto, importanti e molteplici. Il Lorenzi, autore di quest' epistola, è uno dei minori letterati veneziani del sec. XV, il cui nome fu tratto dall' oblio dagli studi recenti di H. Noiret e di P. de Nolhac; egli trovavasi in questo tempo al servizio del cardinale Marco Barbo, legato papale, a promuover la guerra contro i Turchi, per la Germania l' Ungheria e la Polonia.

Dobbiamo in fine ricordare qui uno scritto, che solo in una parte interessa la letteratura umanistica: le Nuove ricerche sugli oratori matrimoniali in Italia di F. BRANDILEONE. Nel cap. 2° del suo

---

10) Nel. GSLIt., vol. XXVI, p. 376 sgg.; v. le correzioni al testo della lettera, proposte da R. SABBADINI, GSLIt., vol. XXVIII (1896), p. 276. 11) Porcellio de Pandoni a Napoli, in ASPN. 12) Nell' ASS., anno XX, 1895, p. 89 sg. Per l' Aurispa v. p. 122 sgg. 13) Negli ARAZA., N. S., vol. II, p. 87 sgg. 14) Una mascherata mitologica a Ferrara (per Nozze Vecchietti-Arduini), Catania, tip. Pansini, 1895. 15) Nella rivista lett. Sc anno IX, ni 15 e 17 (Venezia, aprile 1895).



dotto lavoro[16]), l' A. esamina gli epitalami e le orazioni latine, che nel Rinascimento non mancavano mai, a render più solenni le cerimonie per nozze, più o meno, illustri. L' esame è rivolto di preferenza al significato e al valore giuridico di questi discori; nell' Appendice (p. 657 sgg.) è pubblicata una breve orazione matrimoniale di Guarino Veronese, tratta da un codice laurenziano.

1896. Nella serie delle pubblicazioni umanistiche di questo anno spetta senza dubbio il primo posto ad una importante e compiuta monografia di quell' infaticabile studioso del risorgimento dell' antichità classica in Italia, ch' è il prof. Remigio Sabbadini. Col suo volume su La scuola e gli studi di Guarino Guarini Veronese[16]), l'A. intese di offrire agli studiosi un' opera «in cui l' analisi e la sintesi procedessero d' accordo» proponendosi di «penetrare, mediante l' esame dell' attività didattica e letteraria di Guarino, nella officina dell' umanista, sorprenderlo all' atto del lavoro e scoprirne le tendenze ed i metodi». Nessuno poteva certo accingersi con più sicura e vasta preparazione del Sabbadini a un simile lavoro, in cui per la prima volta è tentata, sul fondamento degli studi e dei materiali di recente raccolti e messi in luce, una sintetica esposizione delle varie produzioni dell' umanesimo italiano nel suo periodo più fecondo: poichè, trattando del maggiore rappresentante di esso, Guarino Veronese, l' autore fa, in gran parte, la storia e la critica della produzion letteraria della grande famiglia umanistica italiana al tempo suo. Il libro del Sabbadini merita, a parer nostro, maggiore attenzione che non gli sia stata finora rivolta pubblicamente, e segna un passo grande e nuovo nei moderni studi, fatti in Italia, intorno all' umanesimo, che parevano finora limitati al lavoro paziente e preparatorio d' indagini erudite e a modesti saggi intorno a minori personaggi. Poichè non è possibile a noi, in questa rapida rassegna, di rendere esteso conto dell' opera, non crediamo inutile indicare i titoli dei capitoli, che posson fornire un' idea della economia e dell' indirizzo del libro. I tre primi riassumono concisamente le notizie che intorno alle vicende e alla carriera didattica del Veronese si conoscono; nel quarto si mette in rilievo il merito che a lui spetta, qual precursore di Vittorino da Feltre, nella istituzione e direzione di un convitto per l' educazione e l' istruzione dei giovinetti secondo i metodi e i criteri della nuova cultura. Gli altri capitoli sono dedicati alle diverse produzioni del grande letterato e della sua scuola, delle quali si ricercano l' estensione, le caratteristiche, l' importanza. Esse sono: grammatica; ortografia; lessicografia; rettorica, metrica, poesia; epistolografia; commenti; ricerche e scoperte di codici; critica del testo; traduzioni, riduzioni, imitazioni; studi sacri; questioni e tendenze (capitoli V—XVI). A una breve e succosa conclusione, che ritrae il carattere morale e la e grande figura di maestro e di letterato del Veronese, segue in fine una serie di 44 documenti (i più son lettere di Guarino o di altri a lui) e l' elenco alfabetico delle sue poesie. — Come tanta materia siasi potuta contenere in un volume di modesta mole, si spiega col fatto che l' autore ha ristretto

16) Nella RSIt., XII, 1895, p. 604 sgg. 17) Catania, tip. F. Galati, 1896; in 8°, pagg. VIII—240.

le citazioni delle fonti, le testimonianze e le giustificazioni de' suoi asserti al più stretto necessario: forse talvolta a meno che il necessario, dacchè il lettore, pur nutrendo piena fiducia nella dottrina e coscienziosità di chi scrive, può spesso aver più di una ragione per desiderare il lume delle prove. Abbiamo, quindi, un motivo di più per augurare prossima la stampa di quel prezioso epistolario guariniano, al quale il benemerito professore ha prodigate tante cure amorose, e che da troppo tempo aspetta il suo editore [18]): l' epistolario dovrebbe riuscire il più completo e istruttivo corredo di note e documenti al presente libro.

Poichè siamo a parlare di Guarino, ricorderemo subito alcune altre pubblicazioni, uscite in questo stesso anno, intorno al grande umanista. Lo stesso SABBADINI si occupa, in uno studio a parte, del *Veronese e della polemica sul Carmagnola* [19]). L' orazione di Guarino in lode del famoso condottiero, suscitò a suoi tempi fiere polemiche, fra cui una mossa, con intendimenti non del tutto letterari, da P. Candido Decembrio. Di questa si occuparono recentemente varî studiosi italiani; il S. torna di nuovo su di essa, con maggiore larghezza, recando, per esteso o a frammenti, 22 documenti che giovano specialmente alla illustrazione storica della controversia, in cui si trovarono involti numerosi umanisti. Un altro mazzetto di lettere di Guarino diede fuori ancora il Sabbadini, illustrando i rapporti fra l' infaticabile maestro e certi suoi discepoli veronesi, nello stesso volume miscellaneo, in cui vide la luce una lettera di Guarino, tratta dall' autografo, che serviva di commendatizia al giovine Leonardo Giustinian, il quale recavasi a proseguire i suoi studi a Verona [20]).

Ancora al Guarini è dedicata una pubblicazione nuziale del prof. AGOSTINO ZANELLI, il quale dà in luce due epitalamî latini del Veronese, commentandoli nel riguardo storico [21]).

Un' altra notevole monografia, benchè inferiore per mole e per valore a quella del Sabbadini, è lo studio su *Maffeo Vegio*, dovuto al Dr. MARIO MINOIA [22]). Il giovine autore ha ricercato con ogni diligenza le vicende della vita dell' umanista lodigiano (1407—1458), accompagnandolo negli anni della fanciullezza in patria, ne' primi studi a Milano, nell' età giovanile trascorsa a Pavia in compagnia lieta e studiosa, alternando gli allegri simposi alle tenzoni poetiche e alle dotte discussioni in difesa della nuova letteratura; lo segue nella seconda parte della sua vita (1436—1458), in cui il Vegio, abbandonata la università pavese si ritrae a più tranquillo soggiorno nella Curia papale, sotto la protezione di Eugenio IV e di Niccolò V, e lasciate le lusinghe e i pericoli dell' arte pagana, si volge tutto allo studio della letteratura e della morale cristiana, e finisce nell' ascetismo la sua operosa esistenza. Sobbarcandosi all' esame dei numerosi scritti, stampati e inediti, del suo

18) L' Epistolario, ordinato cronologicamente, con apparato critico e illustrazioni storiche, con introduzioni e indici, è depositato, pronto per la stampa, presso la biblioteca della R. Accademia dei Lincei in Roma, fin dal 1892. 19) Nel NAVen., t. XI, p. 327 sgg. 20) *Miscellanea nuziale Biadego-Bernardinelli* (Verona, 1896). Pag. 21 sgg.: R. SABBADINI, *Corrispondenza fra il Guarino e i Verità*; pag. 228 sg.: A. CARTOLARI, *Un autografo di G. Veronese*. 21) *Due epitalamî inediti di G. Veronese* (per Nozze Sanesi-Crocini), Pistoia 1896. 22) M. MINOIA, *La vita di M. Vegio umanista lodigiano*, Lodi 1896.

personaggio, il Minoia ne rende conto con lodevole esattezza e compiutezza, mettendoci in grado d'acquistare senza fatica una sufficiente idea della copiosa produzione letteraria del Vegio, della quale per l'innanzi ben poco, e in modo confuso, ci era noto. I giudiziosi apprezzamenti del carattere morale, dell' opera e del posto che al Vegio spetta fra gli umanisti della prima metà del Quattrocento, bene chiudono questo volumetto, che, benchè non vada esente dalle incertezze e dalle mende di un primo lavoro[23]), merita lode sincera per la bontà del metodo e la cura diligente e intelligente con cui fu condotto. — Di Lodovico Odasio, umanista d'origine bergamasca, nato a Padova, non si avevano finora che poche e sconnesse notizie: i signori A. Pinetti e E. Odazio cercarono di ricostruirne la cronologia della vita (1455—1509) in un accurato lavoro[24]), che s'occupa di proposito dell' attività di scrittore e di educatore dell' O. presso la Corte dei Montefeltro. Chiamato ad assumere l'istruzione del giovine Guidobaldo pochi mesi prima della morte del padre, il duca Federigo (1482), l'Odasio rimase in Urbino per tutto il resto della propria esistenza. Dalla corrispondenza epistolare di lui con altri dotti, specialmente col Poliziano, gli Autori trassero importanti ragguagli sull' educazione del principe urbinate, che affidò poi al suo precettore vari e onorévoli uffici politici. In questo scritto vengono in fine enumerate le opere dell' Odasio, e si rende conto dell' orazione, inedita, da lui composta per la morte di Federigo, e di un'altra, conservata in una stampa rarissima e nei codici, che l'umanista recitò nei funerali dello stesso suo mecenate, Guidobaldo; la quale non è da confondersi col rifacimento che ne lasciò il Bembo nella sua Vita di Guidobaldo.

A Francesco Filelfo, la cui lunga vita, tanto varia agitata operosa, può dar materia abbondante agli studiosi dell' umanesimo italiano, sono dedicati anche in quest' anno due brevi opuscoli. Il dr. Giorgio Castellani pubblica due documenti[25]), tratti dell' Archivio di Stato in Venezia, che illustrano i rapporti del famoso Tolentinate, e di suo figlio Giammario, con la repubblica di Venezia, che messer Francesco considerò come la sua seconda patria. Giovanni Benadduci, zelante ricercatore della vita e delle opere del grande umanista pubblica sotto il nome del Filelfo[26]) un' egloga, che par certo appartenga invece a Francesco Patrizi senese. Alla biografia di un altro umanista marchigiano, Ciriaco de' Pizzicolli d'Ancona che co' suoi studi e viaggi molteplici e col traffico librario molto giovò alla conoscenza della classica antichità ellenica, reca un utile contributo il Dr. Medardo Morici[27]), pubblicando, con diligente illustrazione storica e letteraria, alcune lettere, parte inedite parte mal note, dell' illustre Anconitano. Della sua perizia nella lingua greca ci fa fede, oltre a qualche traduzione, un breve trattatello sull' ordine dei mesi presso

---

23) V. la importante recensione, che ne fece il prof. F. Flamini nella RBLIt., V, pag. 121 sgg. 24) L' umanista L. Odasio alla corte dei duchi d'Urbino, in ASL., S. III, V, pp. 355—380. 25) Documenti veneziani relativi a Francesco e Mario Filelfo, nell' ASIt., S. V, t. XVII, p. 213 sgg. 26) Egloga di Francesco Filelfo edita ecc., Tolentino 1896. Cf. D. Bassi, in RBLIt., IV, 1896, fasc. 7°. 27) Lettere inedite di Ciriaco d' Ancona, Pistoia 1896. Cf. la recensione di G. Mercati, nella RBIt., I, 1896, p. 65 sgg., la quale contiene buone osservazioni e proposte di correzioni al testo e al commento di queste lettere.

i Romani, scritto in greco, che il sig. G. CASTELLANI scoprì nella Marciana di Venezia e pubblicò, assegnandone il tempo della composizione al 1448, con che si avrebbe la notizia di un suo nuovo viaggio nel Peloponneso, dove il trattato fu scritto[28]). — Di Pacifico Massimi, ascolano, che dedicò la vita lunghissima agli studi della classica letteratura e rimase quasi sconosciuto agli storici dell' umanesimo, ritesse con grande copia di erudizione la vita CARMELO CALI[29]), ed esamina particolarmente l' opera principale di lui, l' Hecatelegion, una raccolta di cento elegie che formano una specie di autobiografia dell' autore. Di tutte le opere, poetiche, retoriche e grammaticali, del Massimi, che si trovano inedite nei codici, o in rare stampe, il C. offre un' accurata bibliografia. — Di Niccolò Perotti, altro umanista marchigiano, ma ben più noto del precedente nella repubblica letteraria e nella politica del secolo suo, pubblica il sullodato prof. MORICI una breve biografia[30]), scritta da anonimo autore del sec. XVIII, la quale reca nuovi dati sulla famiglia e la vita del dotto vescovo sipontino, che aspetta ancora chi gli consacri uno studio compiuto, adeguato alla importanza del personaggio e della sua opera letteraria.

Al più grande degli umanisti romani, Lorenzo Valla, è dedicata la dissertazione di laurea del Dr. W. SCHWAHN[31]), il quale sostiene, con argomenti ricavati dalle opere del Valla, doversi ritenere il 1407 quale anno della sua nascita, contro l' opinione di recenti critici che proposero il 1405 o il 1406. Lavoro diligente e ordinato, questa dissertazione si sarebbe però avvantaggiata di una più compiuta conoscenza degli scritti più recenti sull' insigne critico e letterato.

Proseguendo la serie delle sue preziose briciole umanistiche nel GSLIt. il prof. SABBADINI vien correggendo o completando notizie, comparse in libri recenti sul Panormita, del quale pubblica una lettera all' Aurispa, assieme con altre due di Guarino allo stesso Beccadelli; dell' Aurispa fa conoscere un viaggio in Grecia compiuto nel 1446, colmando così una lacuna nella storia della vita dell' umanista netino. Un' altra briciola è dedicata ad un amico dei due poeti siciliani, il perugino Francesco Pontano, del quale sono ricordate alcune poesie latine inedite, le quali, a giudizio del Sabbadini, sono tutt' altro che meritevoli d'esser tratte dall' oblio. La quarta briciola reca estratti di un epicedio di Antonio Baratella e una lettera di Guarino, scritti l' uno e l' altra per la morte della moglie di Gasparino Barzizza[32]).

All' umanesimo italiano appartengono altresì quei dotti greci, che prima e dopo la caduta di Bisanzio trovarono in Italia rifugio onorato

29) Un traité inédit en grec de C. d' Ancône, in BEGr., t. IX, 1896, nº 34. 29) Pacifico Massimi e l' Hecatelegion, Catania, Giannotta, 1896. 30) Una biografia ined. di N. Perotti (Nozze Severini-Morici) Pistoia 1896. 31) L. Valla, ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus, Berlin 1896. — Di due altri contributi alla letter. umanist. del sec. XV, comparsi in Austria in questo anno come supponiamo, non siamo in grado di indicare che il solo titolo: A. KEMETTER, Fl Biendos Verhältnis zu Papst Eugen IV (Progr. ginn. IV, Vienna); K. MÜLLNER, Apologi centum B. Scalae equitis etc. (Progr. ginn. XVII, Vienna). 32) GSLIt., vol. XXVII, p. 327 sgg. (Francesco Pontano e Per la morte della moglie di G. Barzizza); vol. XXVIII, p. 341 sgg. (Un epigramma dell' Aurispa e Nuovi doc. sul Panormita).

e vi spesero la parte migliore della loro attività letteraria e didattica. Uno dei più illustri fra essi è Giorgio da Trebisonda, la cui operosità come maestro di eloquenza a Vicenza e a Venezia viene esaminata dal sig. CASTELLANI [33]) con l' appoggio di documenti veneziani inediti. Peccato che il giovine erudito si accingesse a studiare il suo soggetto senza la conoscenza di un importante articolo del Sabbadini, edito poco tempo prima, che gli avrebbe evitato di cadere in qualche asserzione sbagliata o inopportuna. Troviamo qui la notizia di un trattatello di rettorica scritto dal Trapezunzio a Vicenza, che conservasi inedito nella Marciana, e si può considerare come un primo abbozzo dell' opera maggiore di lui, la Rettorica. — Di un altro celebre Greco riparato fra le ospitali mura di Firenze dalla rovina della sua patria, Giovanni Argiropulo, si occupa il SOTTOSCRITTO in un articolo [34]), in cui si chiariscono le vicende della vita fiorentina del dotto bizantino secondo nuovi documenti tratti dalle biblioteche e dall' Archivio di Stato di Firenze. Vi si parla anche delle origini della famosa Accademia, di cui l' Argiropulo sarebbe stato pars maxima prima che Marsilio Ficino ne fosse posto a capo e le desse un nuovo indirizzo.

Roma. Giuseppe Zippel.

Letteratura italiana dal 1540 al 1690. 1895—96. ***Opere generali e bibliografiche.*** Il volume V⁰ degli Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia editi da G. MAZZATINTI [1]) è in gran parte occupato dal catalogo della Comunale di Perugia, ricca di scritture dei secoli XVI⁰ e XVII⁰, massime di miscellanee storiche e ascetiche, nonchè di preziose raccolte epistolari. Notizie varie e squisite su edizioni a stampa e su scrittori cinquecentisti sono offerte altresì da S. BONGI nel seguito di quegli Annali di Gabriele Giolito, altra volta lodati in questo periodico [2]). Non riuscii a prender conoscenza di un opuscolo dal titolo troppo largo di promesse, data la sua tenue mole (pp. 27), cioè Il secolo XVII⁰ nella letteratura italiana dell' avv. VINCENZO SCLAFANI GALLO [3]). E, per non trattenerci su qualche storia letteraria puramente scolastica, conviene citare sotto questa rubrica i tre volumetti di letture intorno a La vita italiana del seicento [4]), prodotto anch' essi di quella larga serie di conferenze che si tennero per più anni a Firenze, nel palazzo Ginori [5]). Dei tre volumi, il primo traccia a grandi linee la storia di tale periodo; il secondo la letteratura; il terzo l'arte. Nel campo letterario sono sotto vario punto di vista considerevoli tutte e sei le conferenze pubblicate: G. MAZZONI, La battaglia di Lepanto e la poesia politica — G. BOVIO, Il pensiero italiano

---

33) G. da Trebisonda maestro d'eloquenza a Vicenza e a Venezia, estr. dal NAVen., t. XI, I, 1896. 34) Nel GSLIt., vol. XXVIII, p. 92 sgg.: cf. lo stesso HSLIt., vol. XXXI, p. 464, per una rettifica di G. Manacorda.

1) Forlì, Bordandini, 1895. 2) JBRPh. I 507 e III 433. Nel periodo di tempo del quale qui ci occupiamo uscirono i fasc. 1 e 2 del vol. II⁰. 3) Girgenti, tip. Formica e Gaglio, 1895. 4) Milano, Treves, 1895. 5) cfr. JBRPh. III 434.

nel sec. XVII⁰ — I. Del Lungo, Galileo, sua vita e suo pensiero — E. Panzacchi, G. B. Marini — O. Guerrini, Alessandro Tassoni.

Storia del costume e della cultura. Come al solito, si raccolgono qui parecchie brevi pubblicazioni che, prese separatamente, possono avere importanza secondaria ma, nel loro insieme, lumeggiano i tempi e interpretano al pensiero di noi moderni le forme stesse letterarie dell' età cui si riferiscono. Tale un ricco Contributo alla storia del mobilio, dovuto alla diligente operosità di Carlo Merkel, il giovane professore dell' Università pavese, la cui immatura scomparsa lascia tanto strazio e insieme tanta poesia di ricordi nell' animo dei numerosi amici. Su di un inventario dell' anno 1557, Egli illustrò dottamente Il castello di Quart nella valle d'Aosta[6]), in tutte le sue parti: le finestre, la porta, i serrami, l' intera suppellettile domestica, le carceri, esaminando per tal modo l' uso, l' origine storica e la derivazione linguistica di numerosi oggetti di necessità e di lusso del tempo. È questo uno dei primi contributi ad un genere di ricerche trascurate finora in Italia e di cui ognun vede l' utilità grande per il filologo non meno che per lo storico e il letterato. Le istruzioni impartite a un legato lucchese che nel 1581 doveva assistere in Mantova alle nozze di Vincenzo Gonzaga con Margherita Farnese furon date in luce da Alcibiade Moretti[7]); e di festeggiamenti quasi contemporanei, ma d' altra natura, vale a dire d' una mascherata pastorale fatta in Siena la sera del 22 febbraio 1582, lasciò una descrizione vivace il comtemporaneo Flavio Figliucci, edita da G. E. Saltini[8]). Sempre nel medesimo genere, va citata ancora la descrizione dovuta a G. Bonanno delle feste per il battesimo dei figli di Carlo Emanuele I, nel maggio 1587[9]). Copiosa di particolari storici, con ragguagli sui costumi e sulle industrie locali, è la Relazione sullo stato di Ferrara di Orazio della Rena, residente fiorentino, che scriveva nel 1589[10]); pur delle cose di Ferrara e di Bologna scriveva a Firenze un informatore mediceo, Ambrogio Vignati, lungo gli anni 1590—1616[11]). Più da vicino riguarda gli studî nostri la breve memoria di F. Corcos Il lusso donnesco e una contesa letteraria nel 600[12]), ove si fa discorso della Satira menippea contro il lusso delle donne di Fr. Bongiovanni, e della polemica che seguì alla pubblicazione di essa. Una curiosa memoria di maggior formato, frutto di lunga esplorazione di materiali inediti, è quella di M. Rosi Le monache nella vita genovese dal sec. XV⁰ al XVII⁰[13]). L' autore ci fa sapere che sullo scorcio del sec. XV⁰, sotto Sisto IV⁰, già era sorta in Genova una speciale instituzione, detta il Magistrato delle Monache, allo scopo d' infrenare i costumi troppo mondani e rilassati delle religiose. Tal magistrato divenne stabile e regolare sulla metà del secolo appresso, in seguito a breve di Giulio III⁰, e acquistò forza maggiore dopo il

6) Roma, Forzani, 1895. 7) Istruzioni della repubblica di Lucca all' ambasciatore Balbani. Lucca, Marchi, 1895 (per nozze). 8) In Miscellanea storica senese. Siena, Nava, 1895. 9) Torino, Paravia 1896 (in 50 esemplari). 10) Stampata da F. Agnelli nel vol. VIII di AMDSPF. 11) Alcune lettere del Vignati pubblicò E. Coen, Firenze, Barbèra, 1895, per nozze. 12) PIt. XIV, 54. 13) ASLig. vol. XXVII.

concilio di Trento, sicchè nel secolo XVII° tenne un proprio archivio e speciali informatori. Decadde tuttavia col secolo stesso, tanto che sui primi del seguente se ne perde ogni notizia. Appunto sulle relazioni dei referendarî al suddetto magistrato e su altri documenti sincroni il Rosi intesse la sua storia aneddotica, ricca di drammi oscuri e ignorati e di fatti molteplici, che non gettano certo una luce simpatica sulla vita claustrale dei tempi andati. La novellistica e la drammatica, che sì spesso dipinsero vicende della vita e del costume religioso, troveranno in quest'opera argomento d' utili comparazioni e conferme. Alla non tenue schiera degli avventurieri secentisti uniamo anche il nome di Carlo Francesco Caruffi di Mondovi[14]), abile dissimulatore della propria persona, con assumere nomi vari per ingannare il prossimo. Non passiamo da ultimo sotto silenzio la ristampa del prezioso volume di A. D'Ancona L'Italia alla fine del sec. XVI°, dove al giornale di viaggio di Michele de Montaigne (1580—81), al dottissimo commentario e al noto saggio bibliografico dei viaggi in Italia, fu aggiunto un diligente indice delle persone, dei luoghi e delle cose nel libro nominati[15]).

Alle molte pubblicazioni recenti che riguardano la storia delle nostre Università e in genere degli istituti di cultura si ricongiunge quella di Agostino Zanelli Del pubblico insegnamento in Brescia nei secoli XVI° e XVII°, ricavata da carte dell'Archivio municipale di questa città[16]). Analogamente Carlo Bonardi s' occupò, forse con soverchia tendenza d'apologetica amplificazione, dello Studio generale a Mondovì negli anni 1560—66[17]). Di maggior momento, per l'importanza dell'Università stessa e per la lodevolissima accuratezza delle ricerche, è l'opera su Lo studio di Napoli dovuta al compianto Ercole Cannavale[18]). Sebbene dalla storia di questo Studio, narrata nell'introduzione, e dalla raccolta dei Rotuli universitarî (1428—1600) qui messi a stampa chiaro si veda che gli studî letterarî ebbero in Napoli relativamente scarsa considerazione a confronto di quelli di legge e di medicina, pure bei nomi di letterati figurano tra i lettori, nell' indice finale della memoria. Un' accademia veneziana del sec. XVI°, quella cioè della Fama, fu illustrata nelle sue origini e nella corta esistenza da Giuseppe Bianchini[19]). Ebbe a fondatore nel 1558 Federigo Badoero, e Bernardo Tasso ne fu segretario; ma il carattere che assunse, quasi di società tipografica editrice, fece sì che precipitasse con rapidità appena tre anni dopo, in seguito al fallimento ed arresto del suddetto Badoero.

Novellistica. Ai cultori di novellistica comparata gioverà prendere notizia dell'articolo di A. L. Stiefel Zur Schwanklitteratur im XVI. Jahrhundert[20]), come anche del lavoro di Pietro Toldo Contributo alla storia della novella francese del XV e XVI secolo, considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana[21]). Tra altro, segnaleremo quella parte dove s'indagano i rapporti tra l'Heptaméron della Regina di Navarra e le novelle del Bandello, dalle quali l'autore vorrebbe che essa avesse attinto:

---

14) A. Bazzoni, Nuovi docum. intorno ad un avventuriere del sec. XVII°. NAVen. X, 1. 15) Editore Lapi, Città di Castello, 1895. 16) Brescia, Apollonio, 1896. 17) Torino, Bocca, 1895. 18) Torino, Clausen, 1895. 19) Venezia, Ferrari, 1895 (Estr. dalle NVV). 20) ASNS., XCIV, 2—3. 21) Roma, 1895.

nel che autorevolmente gli contraddisse GASTON PARIS in una recensione[22]). Nuovi riscontri tra il materiale novellistico nostro e il francese, quasi aggiunta al libro del Toldo, raccolse altresì P. RIVOIRE nell' articolo Contributo alla storia dell' influenza della novella italiana sulla francese[23]). Una singola novella bandelliana, quella della Duchessa d' Amalfi, è seguita dal KIESOW nei varî suoi rimaneggiamenti attraverso le varie letterature[24]). Giambattista Cintio Giraldi figura in questa rassegna per tre sue Lettere inedite dirette nel 1563 al conte di Collegno, Antonio Maria Savoia, maggiordomo del Duca Emanuele Filiberto. L' editore delle medesime, VITTORIO CIAN, ne prende occasione per discorrere del soggiorno del letterato ferrarese in Piemonte, del suo insegnamento a Mondovì e dei mecenati piemontesi cui dedicò varie Deche dei suoi Ecatommiti[25]). Per riguardo all' insegnamento in Mondovì, quest' opuscolo viene a chiarire notizie già raccolte del Bonardi nel volume sullo Studio di questa città, esaminato nella precedente rubrica. Delle Piacevoli et amorose notti dei novizi, di Pietro Fortini, in lento corso di pubblicazione nelle dispense della Bibliotechina grassoccia, si parlerà ad edizione compiuta.

Scrittori storici e politici. Il maggior politico e statista piemontese della fine del cinquecento, Giovanni Botero, trovò un degno illustratore in CARLO GIODA, che ne pose in piena luce La vita e le opere con tre ponderosi volumi[26]). Larghezza coscienziosa di ricerche, finezza d' analisi e schietta nobiltà di dettato fanno di quest' opera un lavoro pressochè definitivo, al quale forse restringe il numero dei lettori l' ampiezza quasi soverchia del disegno. Per vero il Gioda, dovendo tracciare la vita tranquilla e punto avventurosa dell' abate piemontese, stima ad esempio opportuno intrecciarla coi casi di quei potenti, presso i quali egli fece soggiorno: onde vaste parentesi, e sul cardinale Carlo Borromeo, che verso il 1576 gli affidò l' importante carica di segretario, e su Carlo Emanuele I°, presso il quale G. Botero scorse il termine della sua operosa esistenza. Con analoga ampiezza di criteri sono successivamente passate in esame le moltissime scritture di lui, divise in politiche, storiche, poetiche e teologiche. Con attenzione particolare si considerano le tre maggiori: Cause della grandezza della città, la Ragione di stato e le Relazioni universali, tutte di tal contenenza, da riguardar più la statistica, che non la letteratura. Quanto alle cose poetiche del Botero, son tutte frutto degli anni suoi più maturi e meglio di una natural tendenza alla creazione fantastica sembrano rivelare il desiderio di secondar il gusto di Carlo Emanuele I e della corte di poeti raccolta intorno a lui. Un discendente dello statista, l' avvocato ERNESTO BOTTERO, stimò conveniente e opportuno pubblicar come un' appendice alla memoria del Gioda, col raccogliere e distribuire in forma sistematica, cioè per materie (morale, politica, religione, milizia, ecc.) i brani più caratteristici che si leggono in ben ventisette sue più importanti opere. Intitolò

22) JS. maggio-giugno 1895. 23) Ri. II, 17—18. 24) Die verschiedenen Bearbeitungen der Novelle von der Herzogin von Amalfi des Bandello in den Litteraturen des XVI. und XVII. Jahrh. A. XVIII, 2. 25) Torino, Candelotti, 1894 (ops. nuziale in 62 copie). 26) Milano, Hoepli, 1894—95.

Prudenza di stato o maniere di governo di G. Botero il libro così compilato[27]), del quale piace leggere almeno la diffusa prefazione, dove è coordinato ad unità di concetto il meglio dei pensamenti del Botero e si esamina il suo senno politico, la sua antiveggenza nella soluzione pratica di gravi problemi sociali. La quinta parte delle Relazioni universali sopra accennate, che fu edita per la prima volta dal Gioda, valse altresì a svelare una nuova benemerenza del Botero rispetto alle investigazioni geografiche; del che si occupò P. PINTON con la memoria Le Relazioni del B. nella storia della geografia, secondo un moderno scrittore[28]): e vi tornò sopra G. BIGONI per dilucidare le notizie dallo statista fornite sul Negus d' Abissinia, il favoloso Preteianni della leggenda medioevale[29]). Se il Botero verseggiò da vecchio, per vezzo di moda cortigiana, un altro grave storico suo contemporaneo, Paolo Paruta, compose invece qualche rima da giovane, per impulso d' amore. Ce lo insegna A. MOSCHETTI, dando in luce di lui Tre sonetti amorosi, di tipo petrarchesco, mediocri[30]). Ignoro il valore del saggio di F. E. COMANI circa Le dottrine politiche di Paolo Paruta e cito sol di passata un opuscolo di MATTIA BUTTURINI La verità circa la scoperta di un documento risguardante l' opera intitolata »Storia arcana della vita di fra P. Sarpi“[31]).

Poligrafi, critici e prosatori vari. Quando mons. Giovanni della Casa abbia potuto conoscere il vescovo di Sessa, Galeazzo Florimonte, e in che tempo egli abbia concepito e steso il suo famoso Galateo è questione che si proposero da risolvere ZENO RETAGLI[32]) e GIULIO PIQUÉ[33]), venendo a conclusioni leggermente diverse: il primo determina l' età della composizione tra il 1544 e il 1550, cioè durante la nunziatura dell' autore in Venezia; il secondo preferisce credere — e sembra con più plausibili ragioni — che il Della Casa incontrasse il Florimonte più tardi, a Roma, tra il 1550 e il '51, sicchè il trattato sarebbe bensì stato scritto in Venezia, ma tra quest' ultimo anno e il 1555, nella quiete operosa degli ultimi anni di vita dell' autore. Non di questa particolarità soltanto, bensì della fortuna del Galateo, dei suoi antecedenti e delle numerose imitazioni trattano i critici sopra nominati: alquanto più leggermente il primo, con più ampia informazione il secondo: entrambi tuttavia benemeriti della storia d' uno dei più popolari trattati italiani. Studî preparatorî ad una desiderata edizione critica dell' autobiografia di Benvenuto Cellini son quelli di ORAZIO BACCI intorno al codice originale della medesima, conservato nella biblioteca Laurenziana[34]). Ne studia le vicende, industriandosi di distinguerne i tratti autografi da quelli scritti d' altra mano. Lesse ancora una conferenza sul Cellini prosatore[35]) dove, con l' aiuto di opportuni esempi, dimostra l' efficacia artistica della prosa Celliniana e ne enumera i caratteri e le qualità. Saggio d' ulterio-

27) Milano, Hoepli, 1896. 28) In BSGIt., Ser. III, VIII, 2. 29) G. Botero e la quinta parte delle Relazioni universali. Firenze, tip. Ricci, 1895 (Estr. dalla RGIt.). 30) Padova, Salmin, 1895 (per nozze). 31) Salò, tip. Devoti, 1895. 32) Il Galateo di Giovanni della Casa. Genova, Sordo-muti, 1895. 33) Il Galateo di Mons. Della Casa. Studio. Pisa, tip. Mariotti, 1896. 34) Il codice Med. Palat. 234² della Ra. Biblioteca Mediceo-Laurenziana, contenente la Vita del Cellini. In RBA. VII, 1—4. 35) Estr. dalla RN. Vol. 91.



ri ricerche sul modo di critica proprio di Sperone Speroni, è pur quello di Ferruccio Zaniboni Virgilio e l' Eneide secondo un critico del Cinquecento[36]). Lo Speroni fu uno dei primi che, sulla metà del suo secolo, abbia dato inoltre l' impulso ad una disputa trascinatasi lungo tutto il secolo appresso e, in certo modo, precorritrice delle odierne dispute sul femminismo: voglio dire sul problema della preminenza o inferiorità della donna sull' uomo. Lo svolgimento di tali Polemiche sul sesso femminile ne' secoli XVI° e XVII° è tracciato con brio e diligenza da G. B. Marchesi[37]), che dimostra come Padova fosse quasi il primo focolare della questione, inacerbitasi dopo entrato in lizza Valente Acidalio con l' arguta sua Disputatio nova contra mulieres[38]), cui molti risposero, ma più degnamente una donna, Lucrezia Marinella, autrice d' un poderoso libro pubblicato nel 1600 su La nobiltà et Eccellenza delle donne et i difetti e mancamenti degli huomini. — Tra i poligrafi del '500 non va dimenticato il palermitano Pietro Caggio presentatoci da Luigi Natoli[39]). Morto non vecchio nel 1562, egli fu autore d' un trattato morale dal titolo Iconomica (Venezia, 1553), d' altri Ragionamenti e di una commedia: La Flaminia prudente. Ammiratore dell' Aretino, presenta con lui qualche affinità d' ingegno e di tendenze. D' un secondo Palermitano, di Argisto Giuffredi (nato nel 1535?, morto nel 1593) prosatore e poeta, grammatico e moralista, il Natoli stesso diè in luce gli Avvertimenti cristiani, trattato morale utile alla storia del costume e steso in lodevole forma, ravvivata dall' introduzione di novellette, spesso con intonazione popolaresca[40]). Quattro lettere d' illustri cinquecentisti (G. Vasari, Andrea Cesalpino, Giov. Pietro Maffei e F. Sassetti), ricavate da un prezioso Carteggio di Pier Vettori nel Museo Britannico, furono edite da C. E. Pollak[41]). Tra esse più lunga e più rilevante, per copia di notizie e vivacità di dettato, è quella del Sassetti, che da Lisbona ragguaglia nel marzo del 1578 l' amico Vettori sui costumi e le condizioni del luogo dove si trova. Un' altra Lettera di Giorgio Vasari, diretta a Luigi Guicciardini commissario d' Arezzo, con cenni biografici non disprezzabili, fu pubblicata per nozze da Alessandro Gherardi[42]). Solo una parte dell' opera di Vincenzo Vivaldi Le controversie intorno alla nostra lingua dal 1500 ai nostri giorni[43]) va ricordata in questi cenni: vale a dir quella compresa nei capitoli I—XVI, dedicati alla sommaria esposizione del come la controversia sia sorta; dopo di che si tocca delle molte dispute tra i filologi cinquecentisti intorno al nome, all' origine, all' uso della nostra lingua, si dà notizia delle grammatiche, dei vocabolari e rimarî dell' età stessa, si ragiona infine delle analoghe pubblicazioni uscite nel secolo dopo, e del dibattito allor caldissimo circa la preminenza degli scrittori trecentisti su quelli del secolo XVI, o viceversa. In complesso, abbiamo qui piuttosto una serie episodica di fatti, che non un' organica trattazione del bel tema preso a svolgere, come appunto osservò Francesco Foffano in una dotta recensione[44]).

36) Messina, Trimarchi, 1895. 37) Nel GSLIt. XXV, 362—69. 38) Francoforte, 1595. 39) Palermo, tip. Lo Statuto, 1896. 40) Palermo, tip. Lo Statuto, 1896. 41) RBLIt., 1895, pp. 145—9. 42) Firenze, Carnesecchi, 1895. 43) Catanzaro, Caliò, 1894—1895 (due volumi). 44) GSLIt., XXIX, 154 s.

Passando a scrittori secentisti, è realmente segnalabile il saggio di Luigi Ambrosi Sopra i «Pensieri diversi» di Alessandro Tassoni[45]). L' autore riesce felicemente nell' intento propostosi, di ridurre a certo sistema la caotica congerie dei Pensieri raccolti dal Tassoni in quei Dieci libri, più citati e giudicati alla meglio, che non letti dai più: e fa con questo opera utilissima, in quanto i Pensieri, non ostante le bizzarrie a larga mano profuse, son forse l' opera che più di ogni altra dà la misura e il carattere dello sbrigliato, potente, ma paradossale ingegno del cantore della Secchia Rapita. Curiose e non fortuite somiglianze tra la Pietra del paragone politico di Traiano Boccalini e le Filippiche, attribuite al Tassoni medesimo, si trovano per la prima volta indicate da Francesco Beneducci, nel garbato suo Saggio sopra le opere del Boccalini[46]). Ma, come il titolo dice, esso non si limita a studiare la Pietra ed esamina tutti gli scritti dell' arguto marchigiano, massime i più famosi Ragguagli, dei quali anzi cerca di spiegar la ragione artistica, non inutilmente rifacendosi alle rassegne poetiche del XIV e XV secolo. Primo e più remoto esempio del genere sarebbero i Trionfi stessi del Petrarca; col volgere del tempo il tipo della rassegna si sarebbe ampliato e delineato via via, fino a venir trasportata, con intento satirico-letterario, sui gioghi del monte Parnaso. In breve il Beneducci tocca anche dei numerosi imitatori che i Ragguagli e la Pietra ebbero nel secolo stesso che li vide nascere; argomento che non gli offre modo di far sapere cose nuove al lettore, perchè già quasi esaurito da precedenti studiosi. Tra questi è uno degli ultimi G. B. Marchesi, cui dobbiamo una rassegna, non certo esauriente, ma condotta con cura, di quei volonterosi i quali, ad imitazione del Boccalini, cercarono, per mezzo di scritti satirici inspirati al tipo dei Ragguagli, di rimettere sulla buona via le lettere nostre, nel Seicento ridotte a quella condizione che ognun sa[47]). Restiamo in materia analoga con uno scritto di P. L. Rambaldi, dedicato a illustrare le Liti di Pindo e le Rivolte di Parnaso composte da Scipione Errico contro lo Stigliani, e ad altri scritti antecedenti e posteriori, di sapore parimenti aristofanesco[48]). Si esce del tutto dal campo agitato e pettegolo delle lotte personali tra letterati, citando due brevi memorie su P. Segneri: una di F. Balsimelli che, con soverchia indeterminatezza, intitolò il suo opuscolo senz' altro dal nome del grande predicatore[49]), l' altra invece di A. G. Tononi sul soggiorno di lui nei ducati di Parma e di Piacenza[50]). Passiamo in fine a scrittori di minor fama ricordando l' articolo, scritto col solito brio signorile, da A. G. Barrili circa il romanziere e poeta genovese Anton Giulio Brignole-Sale[51]) e le aggiunte di Andrea Moschetti al suo bel volume sul Gobbo di Rialto[52]). In esse l' autore parla di un' opera di Gregorio Leti, prima sfuggitagli, intitolata Il Vaticano languente, edita in tre volumetti nel 1677. Accoglie

45) Roma, Erm. Loescher e Co., 1896 (estr. dalla RN.). 46) Bra, Racca, 1896. 47) I ragguagli di Parnaso e la Critica letteraria nel sec. XVII. In GSLIt., XXVII, 78—93. 48) Appunti su le imitazioni italiane di Aristofane. Firenze, tip. Ricci, 1895 (da una Miscellanea per nozze d' argento Marinelli-Orlandi). 49) Rimini, tip. Malavolti e C., 1895. 50) A. G. Tononi, Il padre Segneri nei ducati di Parma e di Piacenza, in RN., Vol. 86. 51) Un tuffo nel Seicento, in NAnt., 1°. sett. 1896. 52) Ancora del Gobbo di Rialto, Venezia, Visentini, 1896 (Estr. del NAVen).

moltissime satire in versi e in prosa, feroci contro la Curia romana, sotto forma di dialoghi tra Pasquino, Marforio e il Gobbo di Rialto. Il lavoro, mentre giova a far più noto il tipo eccentrico del Leti, ha il merito di chiarire vieppiù quel periodo agitato e interessante di contese diplomatiche tra Roma e Venezia nel secolo decimosettimo.

La prosa scientifica e Galileo Galilei. Francesco Foschi, romagnolo, Un medico igenista, fisiologo e letterato del cinquecento fu richiamato alla memoria dei posteri da VITTORIO CIAN [53]). Una lettera di questo scienziato, in data 1571, a Francesco De Medici — della cui casa egli fu forse dottore — diè occasione al Cian di fornire informazioni sulle opere manoscritte di lui e, che più importa, sulla letteratura medica del secolo. Tra gli spiriti audaci e novatori, i quali precorsero Galileo, Giordano Bruno figura soltanto per un articolo di A. VALGIMIGLI, che s'occupa del soggiorno di lui in Inghilterra [54]). Parecchio abbiamo invece intorno a Tommaso Campanella: sia che GIOV. SANTE FELICI ne esplori la dottrina della «mente» e la raffronti con le teoriche di Platone sopra l'«idea» e con la «forma» aristotelica [55]): sia che G. ROMANO ne analizzi in una breve memoria le poesie filosofiche [56]): sia da ultimo che lo si studi nella sua dottrina sociale e politica di fronte al socialismo moderno. A quest' ultimo scopo dedicò un volume non troppo felice, con intento di divulgazione, il senatore ANDREA CALENDA DI TAVANI [57]), che in tal modo porse occasione a BENEDETTO CROCE di riprendere in esame con molto acume la Città del Sole e determinarne il vero valore nella serie di scritti che precorrono lo svolgimento scientifico del socialismo ai giorni nostri [58]). Una lettera inedita sul filosofo di Stilo fu da ultimo fatta conoscere da P. TANNERY [59]).

Ricca è anche nel presente biennio la messe di scritti dedicati a illustrare la vita e le opere di Galileo Galilei. Da alcuni documenti sui suoi antenati, residenti in Santa Maria a Monte [60]), passiamo a ricerche sulla Casa natale in Pisa del sommo matematico. Quest' articolo, inserito da ANTONIO FAVARO, sì benemerito di questi studî, nella sua Serie decima degli Scampoli galileiani [61]) (che contiene i numeri 66—71) conclude col negare che la dimora avita di Galileo sia quella comunemente additata, nè altra voluta riconoscere di recente, sicchè non si sa ancor bene qual sia. Passando alle opere, A. CARLI e A. FAVARO ci regalarono una preziosa Bibliografia Galileiana [62]), contenente non meno di 2108 articoli con diligenza descritti e messi in ordine cronologico, dal 1568 al 1895. Preparazione alla stampa dell' epistolario è altresì l'Indice cronologico del carteggio Galileiano pur composto dal prelodato prof. FAVARO [63]). Egli indica quali siano le lettere a lui note di Galileo e dei suoi corrispondenti, dal 1574 al 1642, e in quali biblioteche oggi si trovino. Ciò, come ognun vede, agevola d'assai agli studiosi la possibilità di riempiere le lacune che una silloge epistolare compiuta possa

53) Messina, tip. Progresso, 1896 (per nozze). 54) In VIt. I, 19. 55) RAL. Ser. V, III, 8—10. 56) RPe., I 8—9. 57) Nocera Inf., A. Angora, 1895. 58) ASPN., XX, 4. 59) AGPh. VIII, 3. 60) ASIt., Ser. V, XVII, 1. 61) Padova, Randi, 1895. 62) Roma, 1896 (Vol. XVI° della raccolta ICMPI.). 63) Firenze, Barbèra, 1896.

presentare finora. Molto segnalabili anche alcuni numeri della Serie undecima di Scampoli Galileiani [64]), come sarebbe quello contenente una Notizia relativa all' invenzione del canocchiale e l' altro Intorno alla prima pubblicazione della sentenza contro Galileo; ma poichè il trattenerci su questi e sugli altri aneddoti sarebbe sproporzionato al compito nostro, basti segnalare nel complesso questa raccolta di curiosità galileiane, giunta ormai ad una cifra rispettabile e ricca di tanto materiale, da potersi considerare una miniera preziosa all' illustrazione della vita e dei tempi del grande scienziato. Curiosi ragguagli sul sistema di difesa da lui pensato dinanzi al tribunale dell' Inquisizione fornisce sempre il Favaro in altro opuscolo [65]); mentre con l'edizione di due sue lettere inedite rivela l' atto generoso di Lui che, già vecchio e cieco, non dubitò di raccogliere presso di sè un fanciullo tardo di mente, certo Luchino Monti, per insegnargli i primi rudimenti della cultura [66]). Il Galilei nel suo non breve soggiorno in terra veneta, imparò tanto dei dialetti locali da poterli anche scrivere: il che apparisce da un suo breve cartello autografo, edito da Emilio Lovarini, in appendice ai preziosi suoi Antichi testi di letteratura pavana [67]). Quali siano le precipue benemerenze galileiane verso la scienza, fu esposto in quella maniera perspicua e insieme istruttiva che si richiede per una conferenza, da Picavet col titolo Galilée destructeur de la scolastique et fondateur de la philosophie scientifique [68]). Sul buon senso di lui, sulla dirittura dei suoi criteri, di fronte alla più velenosa delle contese sorte intorno al suo nome, testimonia chi, sotto lo pseudonimo di Eufrasio, scrisse l' articolo G. Galilei e la questione biblica [69]). Un lavoro a cui la molta inesperienza giovanile non toglie un certo valore, massime in quella parte che studia le Considerazioni sulla Gerusalemme liberata e le due lezioni sull' Inferno, è quello di Nunzio Vaccalluzzo Galileo letterato e poeta [70]). Bella l' appendice, che esamina il canzoniere amoroso di Vincenzo, figlio di Galileo, conservato autografo in un ms. della biblioteca Riccardiana di Firenze.

Tra gli Amici e corrispondenti di G. Galilei taluno gode un riflesso della sua gloria: tali Ottavio Pisani e Girolamo Magagnati [71]), nonchè Giovanni Prévot, discepolo prima e poi professore nello studio Padovano, ora ricordato dal Favaro in uno dei suoi Scampoli della serie XI^a. Mattia Bernegger fu pure amico e ammiratore grandissimo del sommo scienziato; ed un gruppo di sue lettere (1631—39) quasi tutte inedite, nelle quali è continua prova di questo nobile culto, si possono leggere, grazie ad E. Wohlwiller, sotto il titolo Galilei betreffende Handschriften der Hamburger Stadtbibliothek [72]). In fine Nicolò Antonio Stelliola, antico accademico Linceo, fu pure seguace convinto delle dottrine di tanto maestro [73]).

---

64) Padova, Randi, 1896. **65**) AIV., Ser. VII, t. VI. (Estr.: Venezia, Ferrari, 1895). **66**) Padova, Prosperini, 1895 (per nozze). **67**) Bologna, Romagnoli, 1894. 68) In Conférences de la Société d' études italiennes réunies par Gustave Guenard, Paris, A. Fontemoing, 1895. **69**) RN. Vol. 82. **70**) Catania, Giannotta, 1896. **71**) AIV., LIV, 6. **72**) JbHWA., vol XII (1895). **73**) Mario Mandalari, Anecdoti di storia, bibliografia e critica. Catania, Galati, 1895.

Poesia e poeti (Secolo XVI). All' indagine comparativa delle letterature moderne, campo vatissimo e ancora per gran parte inesplorato, contribuiscono due buoni studi di FRANCESCO FLAMINI [74]) e di L. DE MARCHI [75]). Entrambi indagano la fortuna della lirica cinquecentistica nostra in contrade straniere, l' uno in Francia, l' altro Inghilterra. Ma il Flamini, con più posata e diligente ricerca di materiali inediti, si trattiene sulle tendenze italianeggianti della lingua francese all' età di Enrico III e analizza due soli canzonieri dell' età: quello del ben noto e fortunato abate Filippo Desportes, additando i numerosissimi modelli italiani da lui imitati o quasi tradotti, e quello inedito di Odetto de la Noue, figlio del più famoso Francesco, composto addirittura in lingua italiana. Il De Marchi invece, come richiedevano le esigenze stesse della rivista che accolse il suo saggio, offre un lavoro più generico, più esteso assai, ma meno comprensivo. — Molto curioso è un poemetto di 91 ottave, mediocri quanto a valore letterario, del quale s' occupò SALVATORE BONGI in una breve memoria Due libri d' amore sconosciuti [76]). Dette ottave, messe a stampa in Venezia l' anno 1551, e intitolate Le lagrime d'amore di Sebastianò Re di Chioggia, narrano un tragico fatto, per cui l' autore ebbe uccisa da due masnadieri la moglie e fu egli stesso condannato a torto, come uccisore. Fl. Pellegrini.

(Schluss folgt.*)

Letteratura italiana del secolo XVIII. 1895—96. *Poesia e Poeti.* Segnaliamo anzitutto alcuni scritti sul Parini, la cui fortuna accennò a crescere notevolmente in questi ultimi anni. Il prof. A. BUTTI raccolse sotto il titolo di Studi Pariniani [1]) nove suoi scritti, dei quali due principalmente, e per la materia e per l'estensione, meritano d'essere ricordati: quello sul realismo nella poesia del Parini, ch'è utile anche se nell' elastica significazione del vocabolo realismo il B. abbia comprese più cose diverse e più caratteri differenti della poesia pariniana, come i ritratti d'alcuni personaggi episodici del «Giorno» presi dal vero; le nuove espressioni ricavate dal linguaggio scientifico, particolarmente della fisiologia; l'audacia d' esprimere in versi quelle cose comuni e sgradevoli che sembravano ripugnare all' essenza della poesia, e quell' altre che dai più non si toccarono senza cadere nel lubrico e nello sguaiato. È notis-

---

74) Studi di letteratura italiana e straniera Livorno, Giusti, 1895 (È il V° Studio del volume). 75) NAnt., I luglio 1895. 76) ASIt., Ser. V, Tom. XV (1895).

*) Verf. dieses Artikels schrieb am 10. Sept. 1899, dass ich **„senza alcun dubbio"** beide Berichte, 1895 und 1896, zusammen in der ersten Hälfte des Oktober erhalten werde. Da noch ein anderer Bericht aus dem Gebiete der Italienischen Litteratur fehlte, so wartete ich, um nicht zu viele Nachträge zu bringen. Mittlerweile kam das Ms. auf verschiedene Mahnungen am 21. November 1899 an, aber unvollständig. Der Verf. bemerkte, er werde, noch bevor er Korrektur erhalte, den Schluss des Artikels schicken. Trotz energischer Mahnungen ist bis heute weder Korrektur noch Schluss des Ms. zurück gekommen. Es bleibt mir nun nichts übrig, als, da nicht länger gewartet werden kann, den Artikel unvollständig zu bringen. Die Korrektur hat Herr Prof. V. Rossi besorgt. 23. I. 1900. K. V.

1) Torino, 1895. Cfr. il mio art. bibl. in GSLIt. XXVI, 431.

simo il culto che il Foscolo professò al P.; pure nessuno prima del B. aveva rintracciate nell' opere di lui tutte le reminiscenze e le derivazioni pariniane, che non sono, è vero, moltissime e, per sè sole, molto rilevanti, ma hanno tuttavia la loro importanza: perchè insieme a quelle che si possono cogliere ne' versi d' altri scrittori contemporanei del Foscolo, concorrono ad attestare la larga efficacia che l' opera del maestro lombardo esercitò sulla generazione poetica fiorita tra la fine del secolo XVIII e il principio del XIX. Di minore rilievo sono gli altri scritti contenuti in cotesto volume, dei quali citerò ancora quello che studia il *ne quid nimis*, il giusto mezzo, nel P. e in Orazio; e l'altro, in cui s'istituisce un raffronto tra gli sciolti del P. su «La Guerra» e l'ode del Carducci sul medesimo argomento; ma se è possibile ed opportuno studiare comparativamente la lirica pariniana e l'oraziana, essendo noto e certo che all' imitazione d' Orazio si volsero con più o meno larghi criteri molti lirici italiani del Settecento, e il Parini con essi, il raffronto col Carducci non poteva condurre che a conclusioni negative e insignificanti. Però quegli «Sciolti» pariniani sulla guerra, o meglio contro la guerra possono fornir materia ad un meno infecondo studio comparativo, considerandoli in rapporto ad altri versi del P. stesso ed alla poesia misobellica pullulata in Italia durante il secolo XVIII sotto l' influsso della nuova filosofia umanitaria o, indipendentemente anche da essa, come documento delle prevalenti opinioni del tempo. Rimando chi volesse saperne qualche cosa ad una mia memoria sull' argomento[2]), dove sono indicati anche alcuni curiosi ravvicinamenti possibili tra cotesti «Sciolti» e certi passi del «Giorno». Della vita, dell' indole e dell' arte del Parini trattò brevemente, ma con la consueta sua genialità e dirittura critica, G. MAZZONI[3]) in una conferenza pregevole perchè nutrita del succo de' migliori studi sul poeta lombardo e resa più interessante da parecchie osservazioni originali, come quelle sui tratti del P. che accennano, benchè lontanamente, al gusto e alla maniera dei romantici. Di nessun valore è invece l'edizione del «Giorno» procurata da R. SALVATORE[4]), malgrado le larghe, ma inadempiute, promesse del frontispizio. — All' Alfieri dedicò, senz' occuparsi delle tragedie, cinque lunghi studi, G. A. FABRIS[5]) il quale prese a considerare l' Astigiano principalmente come poeta lirico e satirico. Il primo di cotesti studi, che ha per titolo Dal 1785 al 1793, è il meno utile, perchè le vicende del' A. in quegli anni erano già note, e note eran pure le idee politiche che in quel periodo egli venne maturando e manifestando; nè si più dire che dell' une e dell' altre il F. sia stato più diligente e felice espositore. Più felice invece è il secondo, su i primi esperimenti satirici del' Alfieri, cioè sul Jugement Universel — di cui già in diverso senso avevano parlato, senza però notarvi il passo in cui l'A. intese abbozzare il proprio ritratto, due benemeriti degli studi alfieriani: E. Teza[6]) e F. Novati[7]) — sulle tre Colascionate del febbraio 1775,

2) In GSLIt. XXVII 434-473 3) Giuseppe Parini (conferenza), Milano, 1896; Estr. dalla «Vita italiana nel Settecento». 4) Guiseppe parini: Il Giorno e scelte poesie liriche, con studi e commenti, Catania, 1895. 5) Studi Alfieriani, Firenze, 1895. Ne ho discorso in GSLIt., XXVI, 253—258. 6) Vita, Giornali e Lettere di V. Alfieri, Firenze, 1861. 7) Studi critici e letterari, Torino 1889.

inserite dall' A. nella «Vita»; sulla Novella prima, di cui già erasi occupato il Novati[8]); su alcuni piccoli componimenti giovanili dell' A. d' intonazione satirica contenuti nel cod. Laurenziano 3; e finalmente sulla prima e vera satira alfieriana: Nobili o Galanteismo, riprodotta in appendice dal F. secondo il ms. Laurenziano 13. Di questa satira, più che il testo, riesce interessante la stesura in prosa, che ci attesta l'influenza esercitata dal Parini sul primo serio tentativo satirico dell'Alfieri. Bella materia di studio è quella del terzo saggio: *Indole lirica e satirica*, ove è dimostrata la soggettività sincera ch'è nelle composizioni dell' A., le cui liriche non abbastanza note ed apprezzate attendono ancora un editore che le raccolga tutte ed un critico che le illustri con la cura di cui sono degne. Quell' editore e quel critico dovranno però tener conto di cotesto saggio del F., che in appendice al volume riprodusse cinque sonetti inediti dell' A., tratti dal ms. Laurenziano 13, oltre ad altri nove mancanti all' ediz. Capurro. Il quarto saggio riguarda le Satire ed è il migliore fra tutti, per le notizie che il F. ci offre intorno alla composizione di esse, giovandosi di un' eccellente prefazione del Renier[9]) e dei manoscritti Laurenziani, già dal Renier esaminati, dai quali ricava un «prospetto cronologico delle Satire», tenendo conto della descrizione che il Mazzatinti[10]) fece del cod. 2 di Montpellier, che per la genesi delle «Satire» è importantissimo. Dei vari raffronti istituiti dal F., il quale del significato morale, politico e psicologico delle «Satire» discorre assai bene, il più notevole è quello col trattato alfieriano Delle Tirannide concepito appunto contemporaneamente al primo disegno delle «Satire» (1777). L'ultimo saggio si riferisce al Misogallo e tocca le varie questioni a cui questo famoso libretto ha dato luogo, passando in rassegna i vari giudizi che se ne diedero. Il F. si mostra assai bene informato della letteratura critica del suo soggetto e solo tralascia di ricordare l'opuscolo di A. Messeri[11]) che contiene qualche buona osservazione sulle disposizioni d'animo e sull' atteggiamento dell' A. di fronte al grande avvenimento storico di cui il «Misogallo» è la satira: pura certamente e generosa nelle sue intime ragioni e ne' suoi fini, ma cieca e perciò inefficace sia moralmente che esteticamente — Il «Misogallo» non è, come si sa, una sporadica manifestazione politica e letteraria; la poesia antirivoluzionaria e antifrancese tra noi pullulò abbondante, e ciò che ne avanza offrirebbe materia ad una ricerca che il F. avrebbe potuto almeno iniziare, per discernere ciò che nel «Misogallo» è frutto del temperamento, dei sentimenti e dell' idee personali del' A. da ciò che invece rispecchia una tendenza e una corrente d'opinioni diffuse per tutta Italia. Abbiamo già segnalati in un precedente resoconto (Band III, 463) i contributi che alla maggiore conoscenza di cotesta letteratura politica recò il Támbara, e qui ricorderemo l' altro contributo abbastanza largo e notevole recato da P. F. Mondello[12]) colla pubblicazione d' alcune tra le rime antifrancesi raccolte dal trapanese fra Benigno Catalano (1743—1815), che le corredò anche d'anno-

8) Domenica letteraria, 1882, n. 29. 9) Misogallo, Satire ed Epigrammi di V. Alfieri, Firenze 1884. 10) In GSLIt., IX, 70. 11) La Rivoluzione francese e V. Alfieri, Pistoia 1893. 12) Un nuovo Misogallo, Trapani 1894.



tazioni storiche ampliate poi dall' editore. Del resto quasi tutte le pubblicazioni storiche che illustrano le vicende dell' ultimo decennio del Settecento in Italia, e specialmente quelle d' indole regionale e municipale, contengono saggi di tali documenti poetici, di cui con poca fatica potrebbesi moltiplicare il numero, traendoli dalle raccolte e dalle cronache contemporanee inedite. — Le idee politiche dell' Alfieri, studiate non soltanto nell' opere in versi, ma in tutte l'opere di lui, e considerate nella loro essenza, che fu, può ben dirsi, l' abborrimento d' ogni tirannide, sia regia, che oligarchica o demagogica, fornirono argomento ad una dotta e geniale conferenza di E. Masi[13]), uno de' più esperti conoscitori del nostro Settecento; il quale però, trattando di cotesta materia, non s' attenne a quel rigoroso obbiettivismo storico ch' è la miglior guida di chi indaga ed espone le idee del passato e tentò alcune applicazioni, probabilmente fallaci, dei concetti politici dell' Alfieri alle presenti condizioni del governo parlamentare in Italia, identificato colla «tirannide oligarchica». — Un mediocre poeta, del quale negli ultimi due anni si è molto discorso è Nicolò Forteguerri (1674—1735) pistoiese. Degli studi consacratigli da G. Procacci[14]) si è giovato certamente F. Camici[15]), autore dello studio più largo che fin qui s'abbia sul Forteguerri, che per essere in buona parte condotto sopra un diretto esame dell' opere edite ed inedite dell' A. e sopra documenti dell' archivio gentilizio forteguerriano a Pistoia, non meritava forse tutte l'aspre censure di plagio mossegli da C. Zaccheti[16]) il quale pure attende ad un ampio studio sul F. e intanto volle dimostrare come il Camici saccheggiasse il Procacci. Per ciò che si referisce al Ricciardetto, dobbiamo riconoscere che il Camici non ci apprese novità sostanziali; ma il suo lavoro, per la biografia del Forteguerri, ci offre piu notizie di quelle date dal Fabroni nella Vita di cotesto autore, che pur era la più diffusa; ed utili sono anche le pagine in cui si tratta delle rime, dei capitoli e degli apologhi di lui, benchè lascino qualche cosa a desiderare; utilissime poi le appendici, che oltre a componimenti inediti, contengono notizie degli autografi forteguerriani e delle varie edizioni delle opere a stampa. Del «Ricciardetto» s'occupò quasi contemporamente G. Zaccagnini[17]), considerando in esso l'elemento satirico, che in verità vi abbonda, ma non così da dare impronta satirica a tutto il poema, come il Camici aveva sostenuto, e da conferirgli un intendimento più serio di quello che poteva avere un poema incominciato quasi per chiasso e proseguito poscia per ozio e piacevole trattenimento dell' autore. Naturalmente, rintracciando nel «Ricciardetto» ciò che di satirico vi si contiene, lo Zaccagnini, al pari degli altri che l'avevano preceduto in tale ricerca, dovette specialmente fermarsi su que' passi ne' quali il Forteguerri, benchè ecclesiastico, vissuto lungamente a Roma e insignito di parecchie dignità prelatizie, bersagliò la Curia romana e la corruzione del clero. Sarebbe però da vedere se in cotesti

13) Il pensiero politico di V. Alfieri, Firenze 1896. 14) Nicolò Forteguerri e la satira toscana de' suoi tempi, Pistoia, 1877, e Lo strano nascimento del Ricciardetto, in Domenica del Fracassa, A. I, n. 13. 15) Notizie della vita e delle opere N. Forteguerri, Siena 1895. 16) A proposito del Forteguerri-Contributo alla storia dei plagi, Reggio Calabria 1896. 17) L'elemento satirico sul Riccardietto di N. Forteguerri, Pistoia 1895.

sfoghi satirici non entrino un pô, come moventi, le delusioni e le contrarietà patite da lui sotto i pontificati di Innocenzo XIII e di Benedetto XIII, due papi che gli furono avversi, e se per caso nella derisione degli ordini monastici e dell' osio fratesco non entrino le reminiscenze di quella letteratura del Rinascimento, essenzialmente antifratesca, di cui il «Ricciadetto» è una diretta, benchè tarda, propaggine. — Gli studi su Lodovico Sergardi s'arricchirono di due nuovi contributi; uno dovuto a G. Moroncini[18]), che studiò la coltura e le imitazioni classiche nelle Satire di cotesto autore; l'altro a D. Bassi[19]), che descrisse quattro manoscritti milanesi delle satire sergardiane, (non importantissimi, ma meritevoli d'essere cercosciuti, se non altro come testimonianze della rapida e larga diffusione di que' mordaci componimenti) ed estrasse da un cod. miscellaneo della bibl. Trivulziana due sonetti inediti del Sergardi, dei quali è notevole in particolar modo quello contro l'ab. Domenico Lazzarini da Murro, perchè si riferisce alla celebre tragedia del professore padovano: «Ulisse il giovane», che fornì materia a tante dispute e diede occasione alla nota parodia del Valaresso. — Della fortuna della poesia Ossianica in Italia nella seconda metà del Settecento aveva discorso l'Alemanni nel suo studio sul Cesarotti, di cui abbiamo già fatto cenno; ma mentre l'Alemanni occupossi principalmente della traduzione italiana che tanto contribuì ad accrescere in Europa la fama della celebre impostura letteraria del Mapherson, M. Scherillo[20]) intese di riassumere, e riassunse egregiamente, la storia di quell' impostura, indagandone gli elementi costitutivi e le cause letterarie e psicologiche che concorsero ad accreditarla e a procacciarle tanto favore. Le indicazioni bibliografiche delle più notevoli ricerche antiche e recenti sulla questione ossianica fanno della pubblicazione dello Scherillo una guida eccellente a chi volesse addentrarsi nel curioso argomento. — V' ha chi considera Ippolito Pindemonte come uno scrittore di questo secolo, mentre a noi pare che il suo vero posto egli l'abbia in quell' ultima generazione d'Arcadi con cui si chiude un ciclo artistico e la storia letteraria del secolo XVIII; benchè necessariamente, come accade di tutti gli scrittori fioriti in sull' estremo confine di una epoca e vissuti in un periodo di transizione, egli partecipi molto dell' età in cui maturò ed alquanto di quella in cui morì. Di lui si vennero in più riprese pubblicando lettere e componimenti inediti, dei quali si dovrà tener conto per quella monografia, adeguata all' importanza del gentile poeta veronese, che ancora ci manca. Una poesia del P., Il Canto, fu recentemente pubblicata per nozze da A. Ansidei[21]). — Tra i poeti venuti in fama verso la fine del secolo XVIII ha luogo cospicuo il fivizzanese Giovanni Fantoni (Labindo), celebrato come un nuovo Orazio dai contemporanei e non dimenticato mai completamente neppure dai posteri, forse più che per l'intrinseco pregio de' suoi versi, i quali pure di pregi non mancano, per il tentativo da lui con qualche fortuna ripetuto di riprodurre nella nostra lingua i metri oraziani. A richiamare l'attenzione della critica sul Fantoni contribuì senza dubbio in questi ultimi anni la voga della poesia barbara

18) Il classicismo di Quinto Settano, Napoli 1895. 19) I manoscritti milanesi delle Satire di Q.-Settano, Siena 1896. 20) Ossian, Milano 1895. 21) Perugia 1895.

carducciana, oltre all' edizione delle Odi di Labindo curata da A SOLERTI[22]) e all' interessante studio biografico dedicato dal CARDUCCI[23]) all' irrequieto poeta di Fivizzano. Con poca abilità e poca fortuna E. PRANZETTI[24]) volle dimostrare come Labindo, imitando Orazio, sia rinascito in parte poeta originale e com' esso sia assai maggior lirico di quanto per comune giudizio si crede. Nè solo la critica del Pranzetti par debole, ma debolissima è pur la forma del suo studio, incompiuta ed erronea l'informazione bibliografica di cui fa mostra; basti dire ch' egli sbaglia perfino il numero dei volumi di una notissima edizione delle «Poesie»[25]) di Labindo (pag. VI), riducendoli à due, mentre sono tre. Notizie del Fantoni relative alla parte da lui avuta nella rivoluzione di Reggio (1796), in cui rappresentò ed ispirò la fazione de' giacobini più accesi e spericolati, ond' ebbe in premio la cittadinanza onoraria reggiana, sono sparse in un recente volume di U. BASSI[26]), nel quale si possono spigolare anche altre notizie biografiche d'alcuni poeti reggiani contemporanei al Fantoni, come il Lamberti, il Cassoli e G. Paradisi, più o meno giacobini allora tutti, che nelle vicende politiche di quel tempo si trovarono a contatto con Labindo. — Di Lorenzo Pignotti (1739—1812), medico toscano che professò a Firenze ed a Pisa la fisica e divenne storiografo granducale, per poi acquistarsi maggiore celebrità come poeta e, sopratutto, come favolista, ci diede una nuova biografia, con quelche rettifica ed aggiunta alle più antiche del Carmignani e del Paolini, F. RODRIGUEZ[27]), il quale però trascurando di consultare le carte pignottiane esistenti ad Arezzo ed a Perugia, perdette l' occasione di darci uno studio biografico veramente compiuto e definitivo. Il Rodriguez esponendo la vita del P. intese aprirsi la via a discorrere in seguito degli Apologhi di lui; ed è buona cosa in vero che l'attenzione degli studiosi cominci a volgersi anche a cotesto genere di componimento che da noi raggiunse la massima fioritura appunto nel secolo XVIII. D' un altro favolista celebre del Settecento occupavasi intanto G. SCOTTI[28]) con notevole ampiezza, dandoci oltre la biografia del Bertòla un esame di tutte le sue opere, un' appendice di documenti ed una bibliografia de' suoi scritti editi ed inediti. Cotesta bibliografia non è però scevra di lacune e d' errori[29]). Anche l'appendice di documenti è a dir vero assai povera cosa, contenendo quasi esclusivamenti frammenti di' lettere o di scarsa importanza o di difficile intelligenza; pure c' è qualche cosa che serve a rischiarare le vicende del B. e la storia delle sue relazioni amorose, specialmente colla Elisabetta Mosconi, una delle tante amiche del galante abate riminese, le cui tendenze erotiche nella vita e negli scritti erano già state rilevate da G. BIAGI[30]). La narrazione della vita del B., s' anche vi si desidera una più continua e

---

22) Torino, 1887. **23)** Un giacobino in formazione; in NAnt. S. 3°, XIX, 5°. **24)** Della lirica di G. Fantoni, Roma 1895. **25)** Italia (Firenze) 1824. **26)** Reggio nell' Emilia alla fine del secolo XVIII (1796—1799), Reggio 1895. **27)** Vita di Lorenzo Pignotti, Firenze 1896; cfr. RBLIt. IX. 193. sgg. **28)** Aurelio De Giorgi-Bertòla, Studio biografico-critico, Milano 1896. **29)** V. a questo proposito le mie osservazioni in GSLIt. XXX, fasc. 88. **30)** «Un abate verista», in Aneddoti letterari; libro di cui usci recentementi la 2ª edizione, Milano 1896.

diligente citazione delle fonti, è la parte meglio riuscita di cotesta monografia, in cui dell' opera poetica dell' Autore, e specialmente delle sue Favole, non è trattato con critica sempre sicura e con quella larga conoscenza della letteratura del secolo XVIII che l'argomento richiedeva.

Prosa critica ed estetica. Il Bertòla non fu soltanto poeta e favoleggiatore, ma critico e banditore in Italia della gloria del Gessner e propagatore della conoscenza, ancora ristrettissima in quegli anni, della poesia tedesca. Come tale esso fu pure studiato dallo Scotti, ma con poca opportunità e nessun frutto, dopo la diffusa trattazione di F. Flamini[31]) e la dotta, pregevolissima recensione che ne fece A. Farinelli[32]). Il Flamini si propose d'illustrare l'Idea della bella letteratura alemanna (1784) germogliata nella mente del B. dalla sua prima Idea della poesia alemanna (1779), dopo che il soggiorno a Vienna lo rese meglio capace di conoscere e gustare il parnaso tedesco; e ben meritava d'esser presa in serio esame quest' opera del B., di cui spesso bensì s'era fatta menzione, ma non s'era sviscerata la sostanza, o s'era dato giudizio troppo frettoloso e severo[33]). Però più che per l' intrinseco suo pregio essa è notevole per l'effetto che ottenne di divulgare in Italia l'*idea* d'una letteratura moderna straniera che dai più conoscevasi appena attraverso il prisma di trattazioni e traduzioni francesi; e sotto questo aspetto essa appare molto importante, perchè segna, se non il primo, certo il passo più decisivo fatto in Italia verso la conquista d'un mondo intellettuale per noi quasi vergine, e perchè segna il principio di quella influenza tedesca sulle lettere nostre che doveva crescere ed estendersi sul principio di questo secolo. Il Flamini s'occupò anche dei saggi di traduzione dal tedesco aggiunti dal B. all' «Idea»; e non c'è bisogno d'aggiungere che l'italiano tra i poeti tedeschi preferì quelli che erano meno lontani dal gusto allora dominante in Italia, i più digeribili dal debole stomaco d'un Arcade, gli anacreontici e i pastorali, come l'Hagedorn, l'Uz, il Gleim, ecc; quelli insomma che pur avendo uno spizzico di sentimentalità preromantica, non uscivano dai confini de' generi tradizionali e de' precetti della scuola classica Il Goethe invece, del quale pur qualche cosa tradusse, con quel suo irregolarissimo Götz, lo scandolezzava profondamente. — Alla storia degli scambi intellettuali dell' Italia colle altre nazioni d'Europa nel secolo XVIII, e, contemporaneamente, alla storia della nostra critica in quel secolo, si riferiscono anche due erudite e diligentissime pubblicazioni di V. Cian. La prima[34]) illustra un fatto storicamente singolare e notevole, voglio dire la forzata numerosissima immigrazione di gesuiti spagnuoli, i quali tra noi si consolarono dell' esiglio intraprendendo o continuando degli studi specialmente rivolti alla letteratura del loro o del nostro paese. L'opera letteraria di cotesti gesuiti, che in generale ha scarso valore, come prodotto artistico, è molto più degna di nota come prodotto critico; i loro versi

---

31) Aurelio Bertòla e i suoi studi sulla letteratura tedesca, Torino, 1895. 32) GSLIt. XXVIII, 208. sgg. 33) Thiemann: Deutsche Cultur und Litteratur des 18. Jahrh. im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik, Oppeln 1888. 34) L'immigrazione dei gesuiti spagnuoli letterati in Italia. Estr. dalle MAST., Torino, 1895.



originali e tradotti e le loro tragedie si potrebbero anche dimenticare, ma non così le loro ricerche erudite e le loro polemiche, per le quali l' Italia, che già da quasi un secolo aveva cessato d'occuparsi di lingua e di letteratura spagnuola, per volger tutta la propria attenzione alla Francia e all'Inghilterra, fu nuovamente chiamata ad occuparsi di cose di Spagna dalla voce di cotesti profughi battaglieri gelosi dell' onore delle patrie lettere e critici spesso audaci, se non sempre giusti, delle lettere nostre. Alle polemiche italo-ispane dibattutesi in Italia nell' ultimo quarto del secolo XVIII, il Cian ha promesso di dedicare uno speciale lavoro; qui intanto ha ravvivato la memoria di molti tra que' frati intelligenti e operosi[35]) che illustrarono la patria lontana con non spregevoli opere d'ingegno; fermandosi più specialmente, com' era giusto, sull' Andrès e sull' Arteaga, che nella storia della nostra critica letteraria stamparono orme più profonde. Trattando di gesuiti, il Cian ha dovuto pure toccare una questione che ha parecchie attinenze importanti colla storia letteraria e civile del secolo XVIII, cioè la simpatia e l'antipatia di cui quell' ordine fu fatto segno, gli accusatori e i paladini che trovò, la letteratura gesuitofila e gesuitofoba che precedette e seguì il periodo della persecuzione[36]), di nessun conto per l' arte, di molto rilievo per la storia. E verissimo che le relazioni letterarie fra l' Italia e la Spagna furono sul secolo XVIII, e specialmente prima delle famose polemiche de' gesuiti spagnuoli contro altri loro correligionari italiani, quali p. es. il Tiraboschi ed il Bettinelli, assai meno attive che non fossero state per lo innanzi; tuttavia esse non cessarono del tutto nel corso del Settecento, e lo provò un altro dotto lavoro del Cian[37]). G. B. Conti (1741—1820) del quale erasi perduto, si può dire, ogni memoria, nacque a Lendinara di famiglia comitale, studiò a Padova, esercitò per qualche tempo l'avvocatura a Venezia, quindi si trasferì a Madrid dove soggiornò fino al '90, intraprendendovi una Scelta di poesie spagnuole da lui tradotte in Italiano e accompagnate da discorsi critici coi quali si propose d' illustrare le ricchezze e i caratteri del parnaso spagnuolo. Non è qui il caso d' entrare a discorrere del merito di cotesta opera del Conti, e molto meno degli altri suoi versi originali che il Cian esamina ed illustra con molta dottrina, perchè pur non essendo privi d' ogni pregio, sono componimenti condannati inesorabilmente all' oblio; ma non si può dimenticare l'amore e lo studio posti da cotesto italiano nella poesia spagnuola in un secolo in cui i nostri inclinarono piuttosto allo studio d' altre letterature moderne e le traduzioni dallo spagnuolo, se non furono opera d' esuli gesuiti, mancarono in Italia quasi del tutto. Spagnolisti veri, tranne forse il Baretti, non s' ebbero da noi nell' età del Conti; tuttavia il Cian ha fatto opera opportuna ricordando que' nostri che soggiornando in Ispagna ebbero qualche commercio intellettuale coi letterati spagnuoli e poco o molto conobbero la letteratura di quel paese. Tali l' ab. Giocinto Ceruti piemontese, il veneziano Placido Bordoni, il milanese Norberto Caimi, ma più a buon diritto il Napoli-Signorelli, lo storico, neppur oggi dimenticato,

35) Altre notizie su di essi diede A. Gallerani in Civiltà Cattolica, fasc. 1094—1097. 36) V. la mia recensione in GSLIt. XXVI, 427. 37) Italia e Spagna nel secolo XVIII, Giambattista Conti e alcune relazioni letterarie fra l'Italia e la Spagna nella seconda metà del Settecento, Studi e ricerche, Torino 1896; Cfr. la mia recensione in RBLIt., IV, 41—46.

del teatro, *ed il più originale e geniale fra quanti italiani visitarono e descrissero la Spagna nel secolo scorso:* G. Baretti, che il Cian in un importantissimo capitolo del suo libro studia come spagnolista; aspetto sotto il quale il B. non era mai stato seriamente considerato. E giacchè siamo al Baretti, cioè al critico più vivace e al prosatore più singolare del secolo scorso, ricordiamo qui alcune pubblicazioni che lo riguardano. M. MENGHINI[38]) ne mise a luce alcune lettere inedite dirette al Baruiffaldi, al Mazzucchelli ed all' ab. Rodella collaboratore dell'eruditissimo conte bresciano nella grande opera biobibliografica sugli Scrittori italiani; particolarmente notevole cotesta lettera al Rodella poichè contiene notizie e giudizi su quel Carlo Cantoni guastallese che il Baretti considerava come il primo suo vero maestro. Notevoli sono pure l' altre due lettere di lui pubblicate dallo stesso MENGHINI[39]), specie la prima, ch' è documento delle libere idee religiose del B. e della sua conosciuta simpatia per gl' Inglesi. D' una curiosa questione biografica trattò L. PICCIONI[40]), chiarendo la confusione che regna nelle storie letterarie circa l' anno della nascita del Baretti, che per alcuni è il 1716, per altri il 1719 e per altri ancora il 1718 o il 1712; confusione che non è tutta da imputarsi agli storici, ma in buona parte al B. stesso, il quale nel dichiarare la propria età, cadde in frequenti contraddizioni, di cui non si vede chiaro il motivo, se pur non fu quello d' imbrogliare le carte ai posteri; chè fra tutte le sue bizzarrie potrebbe entrare anche questa! Da un documento che il Piccioni produce e dalle considerazioni ch' egli svolge sembra ora definitivamente assodato che il B. nascesse proprio nell' aprile del 1719, come fu pur creduto dal suo più autorevole e diligente biografo, il Custodi. Di nessuna utilità agli studi sul Baretti riesce l' opuscolo della sig. E. FERRARI[41]), benchè porti il promettente sottotitolo di «Ricerche», mentre è semplicemente un riassunto di notizie già divulgatissime e di giudizi comuni, fatto, è vero, con un certo garbo, ma non con tutta la possibile diligenza; chè la sig. Ferrari non tenne conto di qualche notevole pubblicazione sul B. anteriore alla sua, ma recente. — Di un altro critico del secolo XVIII, assai men famoso, ma non trascurabile per certa arditezza d' idee e per certe velleità novatrici si è discorso recentemente[42]). Il veronese Giulio Cesare Becelli, fiorito nella prima metà del Settecento, amico e coetaneo del Maffei, maestro a quasi tutti i letterati che illustrarono Verona intorno al '50, autore d' un numero stragrande d' opere in versi ed in prosa ormai tutte, e non a torto, dimenticate, benchè attestino larga coltura e versatilità grande d' ingegno, si raccomanda ancora alla nostra attenzione specialmente per il trattato Della novella poesia (1732), in cui si sente l' eco del lungo dibattito tra i partigiani degli antichi e i fautori dei moderni accapigliatisi in Francia, e l' eco di quell' antiaristotelismo e di quel filoneismo spuntato già in Italia nel secolo XVII; ma trovansi ancora giudizi più originali, concetti e canoni estetici che fanno pensare alle dottrine letterarie

38) Per nozze Morpurgo-Franchetti, Roma 1895. 39) Per nozze Flamini-Fanelli, Firenze 1895. 40) Intorno alla data della nascita di G. Baretti, in GSLIt., XXVII, 365. 41) Giuseppe Baretti e la Frusta letteraria, Bologna 1896. 42) E. BERTANA: Un precursore del Romanticismo (Giulio Cesare Becelli) GSLIt. XXVI, 114—140.



del romanticismo ancor lontano. Notevoli nel libro del Becelli anche le pagine dedicate a Dante, la cui fama a Verona, come generalmente nel Veneto, si mantenne assai alta anche nel secolo XVIII. — Sulle dispute pro e contro Dante e sulla fortuna della Divina Commedia in quel secolo, oltre ad uno scritterello di A. SERENA [43]) relativo alla celebre Difesa del Gozzi, è da ricordare un opuscolo di G. ZACCHETTI [44]), che nega al Bettinelli ogni scusa e giudica assai severamente quelle sue Lettere intorno a cui s'è fatto tanto scalpore; accennando pure ad alcuni tra gli scrittori che insorsero contro il gesuita mantovano. Di maggiore estensione e di maggiore rilievo, benchè non esaurisca la materia, è lo studio di E. BOUVY [45]), il quale volle principalmente considerare la parte avuta dal Voltaire nelle polemiche su Dante ed esporre i varî giudizi da lui dati sulla D. Commedia. Alcune inesattezze del Bouvy furono rilevate e corrette in una pregevole recensione da A. TORRE [46]). In cotesta recensione però il Torre stesso è caduto in una svista, producendo nella «nota aggiunta» una lettera del Voltaire al Bettinelli ch'è invece del Bettinelli al Voltaire. Il Torre ha pur voluto anticiparci intanto in un buon articolo inserito nel Giornale Dantesco [47]) il primo saggio d'un suo studio, che speriamo riesca definitivo, sulla fortuna di Dante e sulle polemiche dantesche nel Settecento. In quell'articolo il Torre esamina le Lettere Virgiliane e la Difesa gozziana; indaga le ragioni che poterono indurre il Bettinelli a muover guerra a Dante, e nota come fino dal 1752 egli avesse levata la voce contro i dantofili nel noto suo poemetto su Le Raccolte, mirando ai Granelleschi di Venezia, che gli risposero nel '58; cioè dopo la publicazione delle «Virgiliane». La guerra dantesca fu dunque combattuta tra i rappresentanti di due opposte tendenze letterarie; nel Bettinelli s'impersona il modernismo e l'accademismo filosofico, che guarda con disprezzo al remoto medioevo, a tutto ciò che nella sostanza e nella forma non risponde alle regole immutabili dello stretto classicismo, al gusto e alla politezza del gran secolo francese; nei Granelleschi invece s'impersona l'ossequio ai grandi scrittori italiani del Trecento e del Cinquecento, il culto del toscanesimo, la tradizione letteraria paesana che mette capo a Dante; sicchè nella guerra dantesca, ben lo dimostrò il Torre, il gesuitismo non ebbe parte, s'anche il Bettinelli fu gesuita; e basti riflettere che in essa il più poderoso alleato di lui fu appunto il Voltaire.

Epistolografia. Nel biennio 1895—96 venne a luce una considerevol parte di quel prezioso materiale storico e letterario che son le lettere degli scrittori italiani del secolo XVIII. Un buono e ben assortito manipolo di tali lettere, esistenti nell'autografoteca Diederichs fu pubblicato e illustrato egregiamente da F. NOVATI [48]), il quale ci diede anche l'indice degli autori dei secoli XVIII e XIX di cui in quella raccolta si conservano autografi. Fra le lettere edite dal N. sonvene del Metastasio, del Savioli, del Casti, del Bertòla, del Fantoni, del

---

43) La Difesa di Dante di G. Gozzi, Verona, 1895. **44**) Su le Lettere Virgiliane, Pisa 1895. **45**) La critique dantesque au XVIIIe siècle: Voltaire et les polémiques italiennes sur Dante, Bordeaux 1895. **46**) GSLIt. XXVIII 216 sqq. **47**) Anno IV, 1° delle N. Serie, Quaderno IV. **48**) RBLIt. IV fasc. 1—2 e 5—6.

Goldoni, dei Verri, del Casanova, dell' Alfieri, del Cesarotti, della Teotochi-Albrizzi; tutte, quale più e quale meno, notevoli. In un' altra raccoltina miscellanea A. FIAMMAZZO[49]) ci offerse alcune interessanti lettere dell' Algarotti, del Manfredi e di F. M. Zanotti, mentre al desiderato epistolario completo metastasiano, di là da venice, e forse non lo s'avrà mai, recò un nuovo contributo R. SPERATI[50]). Uno dei letterati della prima metà del Settecento ch' ebbe più largo e vario carteggio fu certamente S. Maffei, di cui G. GIANNINI[51]) pubblicò undici lettere a Mons. Mario Guarnacci, erudito lucchese, che trattano specialmente di questioni archeologiche e attestano ancora una volta la dottrina del Maffei negli studi dell' antichità — Non tanto alla storia delle lettere quanto alla storia del costume, della coltura e dello spirito filosofico in Italia nel primo quarto del Settecento, giovano le lettere del celebre naturalista Vallisnieri edite da G. BROGNOLIGO[52]), nelle quali più che gli accenni allo Zeno ed al Maffei, colleghi del V. nell' impresa del Giornale dei letterati, sono notevoli le osservazioni sull'indole degli Italiani e sulla loro vita, diverse secondo le regioni, nonchè certe libere idee accennanti ad uno scetticismo che nei primi anni del secolo non era ancora venuto di moda. — A raccogliere le infinite lettere del Muratori, edite ed inedite, attendeva da molto tempo A. G. SPINELLI, il quale dinnanzi a certi invincibili ostacoli incontrati, pare ch' abbia ora rinunziato all' impresa. Egli però aveva gia raccolto quattromila lettere muratoriane, immenso materiale, e dopo averci dato un Repertorio bibliografico di coteste lettere a stampa, ci diede pure una assai utile e diligente Tavola delle Lettere per ordine cronologico[53]). Non minori cure furono spese da altri intorno alle lettere di G. Tiraboschi, che si pubblicarono in copia per commemorare il primo centenario della morte di quel vero padre delle storia letteraria italiana (1894), a cui non potevasi erigere monumenti più degni e più propri ad attestare la vastità del suo sapere, il suo immenso amore pel vero industriosamente ricercato, la sua meravigliosa operosità[54]). Le lettere tiraboschiane che si riferiscono quasi tutte alle indagini compiute dal benemerito gesuita in servigio della sua Storia e della sua Biblioteca Modenese, sono dirette ad alcuni de' suoi più attivi e dotti corrispondenti, ai quali comunicava o dai quali attingeva documenti e notizie. L' erudizione che in esse è sparsa non è tutta invecchiata de inutile, ed anche oggi se ne può trarre profitto. Particolarmente notevoli sotto questo rispetto sono le lettere al p. Ireneo Affò edite e illustrate da C. FRATI[55]) e l' altre del Tiraboschi al carpigiano Eustachio Cabassi, con le relative risposte, edite con assai largo corredo in note da P. GUAITOLI[56]) che diede assai utili ragguagli su cose e persone accennate nel carteggio. — Della Paolina Grismondi, una delle più celebrate scrittrici pel secolo XVIII, benchè in lei più che l' ingegno potesse la bellezza,

49) „Beneficat", Numero unico, Bergamo, 1895. 50) Lettere di P. Metastasio, J. Pindemonte, A Canova e Gaetana Agnesi. Per nozze, Bologna 1896. 51) Undici lettere del march. S. Maffei, ecc. Lucca 1895. 52) Dodici lettere di A. Vallisnieri, Foggia 1895. 53) BISIt., 1896, n. 17°. 54) Cfr. GSLIt. XXVIII 430. 55) G. Tiraboschi: Lettere al p. J. Affò, Modena 1895. 56) Carteggio fra l'ab. G. Tiraboschi e l'arv. E. Cabassi, Carpi 1894—95.

vanno ricordate alcune lettere alla famosa improvvisatrice Fortunata Sulgher-Fantastici, edite da L. A. Ferrai e V. Polacco[57]), che forniscono qualche particolare sulla cronaca letteraria della fine del Settecento. — Una lettera inedita di C. I. Frugoni a L. A. Loschi, notevole per ciò che vi è detto intorno al Baretti ed alle Lettere Virgiliane, fu messa a luce da G. Zannoni[58]) il quale per questa pubblicazione si valse pure d' altre lettere del Frugoni stesso, tra cui importa che si segnali quella dove parlasi con certo disprezzo del Mattino del Parini; mentre è noto che la lettura di cotesto poemetto colpì d' ammirazione il Frugoni, e che tra lui e il Parini corse quindi una corrispondenza epistolare sui pregi e sulla tecnica del verso sciolto. Non è qui il luogo di rilevare alcune inesattezze in cui cadde l' editore, sia ne' suoi giudizi sul Frugoni, sia in certe affermazioni erronee, come, per es., quella che le «Lettere Virgiliane» ebbero solo l' approvazione d'«alcuni Arcadi che si rivelarono una volta più in tutta la miseria del loro pensiero e del loro spirito»[59]). Meglio si pare che lo Zanoni abbia illustrate altre lettere del Frugoni, edite pure da lui lo stesso anno[60]); e per ciò che riguarda la loro importanza biografica, rimandiamo alle nostre osservazioni critiche[61]).

Tortona, maggio '97. Emilio Bertana.

Das italienische Theater von 1500—1800. 1895—96.

Allgemeine Werke. Von Giovanni und Carlo Salviolis „Bibliografia universale del dramma Italiana"[1]) erschienen in den Jahren 1895—96 noch 4 Lieferungen, die das Unternehmen bis zum Schlagworte *Barba Andrea, Comedia di Giovanni Barera* förderten. Auch diese teilen die Vorzüge und Mängel der ersten Lieferung, welche ich im III. Bande dieses Jahresberichtes S. 465 klargelegt habe. Weitere Lieferungen scheinen wir kaum zu erwarten zu haben, da seit ein paar Jahren nichts mehr erschienen ist. Es bleibt dies immerhin zu bedauern. Entsprach das Buch auch nicht den streng wissenschaftlichen Anforderungen, die wir an ein solches Kompendium stellen, so war es doch sicher von Nutzen. — Dagegen nimmt das Werk Luigi Rasis über „I Comici Italiani"[2]) erfreulichen Fortgang. Bis zu Ende des Jahres 1896 waren von dem prächtigen Buche 17 Lieferungen herausgekommen, die 520 Seiten umfassen und die alphabetisch geordneten biographischen Artikel bis *Domenico Bruni* führen. Ich sehe hier von denjenigen ab, die den Schauspielern des 19. Jahrhunderts gelten, und die ausser den mehr oder weniger ausführlichen Angaben über das Leben der betreffenden Mimen meist noch den Schmuck eines oder mehrerer Porträts aufweisen. Für die frühere Zeit ist das Werk eine Fundstätte wichtiger Aufschlüsse über Schauspieler und Schauspielwesen und oft sogar über Schauspiele. Es liegt auf der Hand, dass nicht alle Artikel von gleichem Werte sind; bald flossen die Quellen ausgiebig,

---

57) Lettere di Lesbia Cidonia, Padova 1896. 58) Roma 1895. 59) P. 7. 60) Lettere e rime inedite di C. S. Frugoni, Roma 1895. Le rime si riducono ad una sola e insignificente poesiola. Sette sono le lettere. 61) GSLIt., XXVIII 236.

1) Venezia, stamp. C. C. Ferrari. 2) Firenze, Fratelli Bocca.

bald spärlich, oft versagten sie ganz. Noch mancher Mime, namentlich des 16. Jahrhunderts, bleibt nach wie vor in Dunkel gehüllt. Vieles muss der Forschung künftiger Tage überlassen werden; denn noch sind nicht alle Archive des In- und Auslandes durchsucht worden. Aber selten lässt uns Rasi ganz im Stiche. Er hat gewissenhaft herangezogen was irgendwie mit seinem Gegenstand in Beziehung stand. Besonders interessant und ausführlich sind die Artikel über die Familie Andreini (S. 53—157), über Soldano Aniello (S. 164—68), Marina Antonazzoni (S. 169—184), über den Schauspieler und Schauspielerbiographen Francesco Saverio Bartoli (S. 281—292), über Carlo Bertinazzi (S. 364—378), Ludovico Bianchi (Dottore Gratiano) (S. 404—415), die Familie Biancolelli (S. 425—445) und Bartolommeo Bocchini (S. 453—465) ausgefallen, aber freilich standen gerade für diese und andere dem Verfasser meist treffliche Vorarbeiten zu Gebote. Einige Male ist es ihm geglückt, Schauspieler, die bisher so gut wie unbekannt waren, seinem Verzeichnis einzuverleiben, so z. B. Francesco und Francesca Allori (S. 29—35) und Federico Beretta (S. 354). Hatte er anfänglich einen Namen übersehen, wie z. B. Francesco Balletti, den Trautmann im Münchner Jahrbuch I, 262 erwähnt, oder war ihm der Vorname einer Person entgangen, wie z. B. bei der S. 252 angeführten Comica Balletti (-Giovanna), so versäumt er nicht, ihn später nachzuholen (Vgl. zu dieser letzten S. 344). Das Werk erhält durch den reichen Bilderschmuck, bestehend aus Bildnissen der Mimen, Theaterkosümen, Reproduktion von Büchervignetten, Büchertiteln, Titelköpfen, Holzschnitten, Farbendrucken u. s. w. einen erhöhten Wert und Reiz. Nicht minder willkommen sind die vielen facsimilierten Briefe von Theaterberühmtheiten älterer Tage. Zu bedauern ist nur, dass der Verfasser bei den Hinweisen auf seine benutzten Quellen allzuoft Band- und Seitenzahl vergessen und manchmal überhaupt es unterlassen hat, auf das eine oder andere Werk hinzuweisen. Einige Male bringt er Exkurse. So verbreitet er sich z. B. bei Francesco Andreini über die Rolle des Miles im italienischen Drama (S. 60—85), bei Isabella Andreini druckt er einen 10 Seiten langen Auszug „in materia di rappresentazioni sceniche“ aus den ungedruckten Dialoghi dell' Ebreo Leone de Somi ab (S. 107—116 Doppelkolumnen kleinen Druckes), bei Lodovico Bianchi behandelt er (S. 407—415) die Maske des Dottore, bei Bocchini (S. 457—465) die des Zanni u. s. w. Wenn von diesen Exkursen auch strenge genommen das „non erat his locus“ gilt, so darf man doch nicht vergessen, dass das Werk nicht ausschliesslich für Gelehrte geschrieben ist und dass Vielen damit eine willkommene Belehrung geboten wird. Ich möchte nur bemerken, dass die Exkurse über die Maske des Capitano, Dottore nud Zanni, so interessant sie auch in Einzelheiten sein mögen, auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben können, und dass ich nicht alle Vermutungen und Ansichten des Verfassers teile. Zu Ergänzungen des Buches bietet sich, wie könnte es bei dem ungeheuren Material auch anders sein, vielfach Veranlassung[3]), doch ist hier nicht der Ort dazu. —

3) So sind ihm z. B. bei dem berühmten Schauspieler Niccolo Barbieri die biographischen Notizen entgangen, welche der Jesuit Quadrio im V. Bande

Die Geschichte der **Oper** in Europa vor Lully und Scarlatti — also vornehmlich der Oper in Italien — hat ROMAIN ROLLAND[4]) darzustellen versucht. Sein Werk zerfällt in 9 oder eigentlich 10 Kapitel. Davon behandelt das erste das Verhältnis zwischen Musik und Drama und erörtert insbesondere die Frage, ob die Vereinigung der beiden Künste möglich und erspriesslich ist. Das zweite hat das dramatische Madrigal (Josquin de Prez, Cipriano de Rore) die Madrigalisten des 16. Jahrhunderts (G. Croce A. Striggio und namentlich Orazio Vecchi und seinen Schüler Banchieri) zum Gegenstande. Das III. befasst sich mit dem Einflusse der Antike auf die Musik und mit den Anfängen der eigentlichen Oper (I. Peri, G. Caccini, J. Corsi, E. del Cavalliere). Das IV. Kapitel gilt Monteverde, das V. der Entwicklung der „Opéra aristocratique" in Florenz, Bologna, Rom, u. s. w., das VI. den „essais d' Opéra populaire en Italie" (die Komponisten Cornachioli, Marazzuoli, Melani, Cavalli, Cesti, Carissimi und Provenzale, die Librettisten Minato, Ferrari, Businello, Perrucci, Stampiglia u. s. w.), das VII. der Oper in Deutschland, das VIII. der Oper in Frankreich, das IX. dem Verfall der italienischen Oper im 17. Jahrhunderte und das Letzte der Oper in England. Das Buch ist mit Eifer und warmem Interesse für den Gegenstand geschrieben und bringt reiche Belehrung, besonders soweit die musikalische Seite des Themas in Betracht kommt. Selbst der Fachmann wird manchen neuen Gedanken, manche Anregung daraus schöpfen. Gleichwohl hinterlässt es, als Ganzes betrachtet, einen nicht durchweg befriedigenden Eindruck und zwar sowohl wegen der Form als wegen des Inhalts. Der Verfasser hätte besser gethan, sein Werk mehr ausreifen zu lassen, bevor er es veröffentlichte. Die Anordnung des Stoffes ist ungeschickt. Es fehlt dem Buche an Übersichtlichkeit und Klarkeit und das Fehlen eines alphabetischen Inhaltsverzeichnisses erschwert sehr den Gebrauch. Die 6 Seiten lange Zusammenstellung der benützten Quellen und Hilfsbücher am Ende des Werkes beweist, wenn auch manches nicht unwichtige Buch darin fehlt[5]), dass der Verfasser die

---

seines bekannten Compendiums S. 232 ff. von jenem gibt. Diesem zufolge starb Barbieri 1641 im 65. Jahre, er war also etwa 1576 geboren. Seine Frau, Claudia, „che presa aveva non d' altre doti fornita che delle sue femminili virtù", verlor er als er 31 Jahre zählte, er heiratete aber nicht wieder und lebte „con fama di molta pudicizia". Strenge gegen sich duldete er keine Mitglieder in seiner Truppe „che non fossero modesti e savj." Barbieris Leben erinnert lebhaft an das gewisser Eremiten in der Legende. Quadrio berichtet z. B.: „narrasi, che fu da femmine audaci assalito sino nel proprio letto, dalle quali però con bel garbo si liberò, senza scapito alcuno della sua castità." Seine beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter liess er ins Kloster eintreten. Quadrio und Rasi erwähnen nur ein Stück von ihm, den von Molière benützten Inavvertito, Barbieri schrieb aber noch die vier nachstehenden Stücke: „Il Prencipe Eleurindo di Persia. Opera tragica (in Prosa) 1649, L'Oristilla Tragicomedia (in Prosa) 1649, La Clotilda Comedia (Prosa) 1649 und La Luce imporporata Tragedia 1651. 4) Les Origines du Théatre lyrique moderne. Histoire de l' Opéra en Europe avant Lully et Scarlatti. Paris, E. Thorin 1895.

5) Es fehlen z. B. Quadrio Della storia e ragione d' ogni poesia — allerdings im Text genannt, aber wahrscheinlich nach Citaten Anderer — Kiesewetter, Geschichte der europäischen-abendländischen . . . Musik, G. W. Fink, Wesen und Geschichte der Oper, Lpz. 1838, Arrigone Notizie . . . all' origine e al

einschlägige Litteratur genügend kannte. Hat er sie aber auch gründlich studiert? Leider nicht. Von dem musikalischen Teil des Buches muss ich hier absehen, aber der litterarische verrät eine durchaus unzulängliche Bekanntschaft mit der Geschichte des Dramas sowohl Italiens als auch anderer Länder, Frankreich nicht ausgeschlossen. Das Buch wimmelt daher von Unrichtigkeiten und oberflächlichen und verkehrten Bemerkungen[6]). Auch Lücken gibt es genug darin. Trotz seiner reichen Hilfsmittel ist dem Verfasser manches Wichtige und Interessante entgangen. So hat er z. B, — um ein paar Dinge anzudeuten — durchaus nicht genügend die Rolle beleuchtet, welche das Pastoraldrama in der Entwicklung des Musikdramas spielte. Von dem Einflusse Spaniens auf die Gestaltung der Operntexte vom zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts an sagt der Verfasser fast nichts[7]). Seine Bemerkungen über viele Dichter wie Cicognini, Perrucci, Silvani u. s. w. sind daher recht seicht und ergänzungsbedürftig. Einzelne besonders fruchtbare Librettisten wie Matteo Noris, G. C. Corradi, werden gar nicht, andere wie Aurelj, Moniglia, O. Tronsarelli u. s. w. nur flüchtig erwähnt. Endlich bedürfen zahllose Daten und biographische wie bibliographische Angaben der Berichtigung. — Ein ausführliches Referat von Rollands Origines du Théâtre lyrique gab IPPOLITO VALETTA[8]). Es ist mit einer Ausnahme[9]) durchweg penegyrisch gehalten, Weit entfernt an Rolland Kritik zu üben, wiederholt Valetta mehrere Irrtümmer desselben. — Von der Sammlung „La Vita Italiana“[10]) sind jetzt das 17. und 18. Jahrhundert erschienen. Allgemeineren Inhalts darin ist eine Abhandlung von MICHELE SCHERILLO über La Commedia dell' arte. Durch sein im Jahre 1884 gedrucktes Buch über den gleichen Gegenstand war der Verfasser ganz besonders berufen über das Thema zu sprechen. Bei

progresso dei Teatri . . . in Venezia, Ven. 1840, L. Celler Les Origines de l'Opéra etc. Paris 1868, Paglicci-Brozzi's Neudruck des Anfiparnaso des Horatio Vecchi, Reissmanns Ill. Geschichte der deutschen Musik Lpz. 1885 u. s. w. 6) So spricht er z. B. Seite 52 von den „masques . . . de la Commedia dell' arte connus depuis Burchiello et Angelo Beolco!“ — S. 26 sagt Rolland: „Alfonso della Viola . . met en musique une Favola pastorale représentée en 1560 à Ferrare. Mais ce n'est sans doute qu' une pièce galante à intermèdes musicaux“. Rolland hätte aus Allacci wissen können, dass es sich um Beccaris Pastoraldrama „Il Sacrifizio“ handelt, das aber nicht 1560, sondern schon 1554 zu Ferrara aufgeführt wurde. — S. 157 behauptet R. fälschlich, dass Klein und Scherillo die Geburt der Comédie musicale (Opera Buffa) in das Jahr 1710 bzw. 1709 verlegen. Man vgl. dagegen Klein, Gesch. des Dramas VI, 86 und Scherillo, Storia . . dell' Opera buffa Nap. S. 5. — S. 244 sagt er von Strozzis „Festa teatrale della finta pazza“: C'était une Comédie en cinq actes . . . avec d' absurdes divertissements dignes des parades de foire, des danses de singes . . . et de quatre Indiens qui offrent des perroquets a Nicomède etc.“ Hiezu in der Anmerkung 3: Le poème de . . Strozzi est le même que traita Monteverde en 1627 (La finta pazza Licori). Diese Angaben sind durchweg falsch: Strozzis Stück ist ein „Drama“, eingeteilt in 3 „azzioni“ (protasi, epitasi, catastrofe) enthält nichts von jenen Abgeschmacktheiten, weder ein Affe noch ein Indier, noch Nicomede kommt darin vor und mit Monteverdes Licori hat es umsoweniger zu thun, als dieser Name darin gar nicht erscheint. Unsere „Finta pazza“ behandelt die Geschichte von Achilles und Deidamia. 7) Dass Rospigliosis „Dal Male il Bene“ Calderons „Le pire n'est pas toujours certain“ nachgebildet ist (S. 140 A), ist falsch. 8) NA. vol. 59 Serie III S. 424—457. 9) S. 455 f. 10) La Vita italiana nel Seicento, Milano, Treves 1895. S. 427—480 8°.

dem geringen Umfang der Arbeit und der für ein grösseres Publikum berechneten Darstellung, die weit ausgreifen und manches heranziehen musste, was der Kenner leicht entbehrte, war es unmöglich etwas wesentlich Neues zu bieten, aber die Vergleiche mit der Commedia erudita und dem Drama anderer Nationen machen die Conferenza zu einer anziehenden Lektüre. — P. BAHLMANNS bio-bibliographische Arbeit über die Erneuerer des antiken Dramas (1314—1478)[11]) mag hier deshalb eine Erwähnung finden, weil wir in jenen Erneuerern die Vorläufer des Cinquecentistendramas zu erblicken haben. Bahlmann bietet zwar keine selbständige Forschungen, aber seine kleine Arbeit ist als eine sorgfältige Zusammenstellung alles dessen, was wir über die betreffenden Dramen und ihre Verfasser wissen, immerhin von Wert. —

Von Werken, die sich mit der Geschichte ***einzelner Theater*** Italiens befassen, sei hier die Cronaca del Teatro San Carlino von S. DI GIACOMO[12]) erwähnt, ein eigentümliches Buch, das zuerst 1894 erschienen, im folgenden Jahre bereits in zweiter Auflage herauskam. Es ist weder eine Chronik noch eine Geschichte jenes Neapolitanischen Theaters, sondern eine Sammlung von Plaudereien über Gegenstände, die mit dem Theater in näherer oder entfernterer Beziehung stehen. Bald glauben wir einen Roman vor uns zu haben und werden durch die Schilderung eines Sonnenaufgangs oder eines eleganten Boudoirs überrascht, bald bekommen wir eine Scene aus einem Stücke, dann wieder einen Brief, einmal sogar die „Informationes de studio et Libri juramentorum" der Universität zu Neapel zu hören (S. 203). Würde man nicht zwischen hinein von berühmten Dramatikern, wie Baron di Liveri, Lorenzi, Francesco Cerlone u. s. w. einiges Interessante — leider nicht immer belegt — erfahren, so wäre das Buch mit Stillschweigen zu übergehen gewesen. So wie es ist, liest es sich wie ein gut geschriebenes Feuilleton und ein Register erleichtert seinen Gebrauch. — G. RONDONI kommt in einem populären Vortrag[13]) auch auf das Theater zu Siena zu sprechen, ohne indes auf den paar Seiten, die er ihm widmet, etwas Neues zu bringen. — SARTIS Werk über „Il Teatro dialettale bolognese"[14]) hat an R. RENIER einen competenten, die Vorzüge und Schwächen richtig charakterisierenden Beurteiler gefunden.[15]) —

Wenn wir uns jetzt nach den Arbeiten über einzelne Dramatiker umschauen, so machen wir die Entdeckung, dass das ***religiöse Drama*** in unserem Zeitraume einige Pflege gefunden hat. RAFFAELLO ROCCHI veröffentlichte den ersten Band einer Ausgabe der „Drammi spirituali inediti" des Giovanmaria Cecchi[16]), der 5 Stücke, nämlich „Tobia" (Com. 5 Akte), L' Acquisto di Giacobbe" (Com. 3 Akte), „Santa Agnese" (Com. 5 Akte), „La Gruccia"" (Farsa opirituale, 3 Akte — ein Mirakel des hl. Nikolaus, Vescovo di Mirca) und „Il Putto risuscitato (Farsa 3 Akte) enthält nach Handschriften der Magliabechiana, der Gemeindebibliothek zu Siena und der Herrn Roselli-del Turco. Die Arbeit des

---

11) Münster, Regensbergersche Buchhandlung 1896. 8°. 12) Trani, V. Vecchi 1895. 8°. 13) Leggendi Novellieri e Teatro dell' antica Siena. Siena 1896. 8°. 14) Vgl. JBRPh. Bd. III, 470 ff. 15) GSLIt. 28, 241. 16) Firenze, Successori Le Monnier 1895. 8°.



Verfassers bei der Herstellung der Texte war nicht gering, da seine Vorlagen durchaus nicht in tadellosem Zustande waren. Er hat die wichtigsten Varianten der Codices unter dem Text angegeben und ausserdem schätzenswerte Erklärungen seltener oder schwieriger Ausdrücke beigefügt. Vorangestellt ist eine 100 Seiten lange Einleitung, worin sich der Verfasser über das Leben des Dichters (die Prologe seiner Dramen u. a. hiezu verwendend) über die Chronologie seiner Dramen, über die „forme drammatiche del Teatro spirituale del Cecchi", über die stehenden Charaktere seiner Stücke (Parasito, Servo, Avaro, Padre, Marito, Moglie, Millantatore, Contadini, Medici, Mercanti), über das Komische, Satirische und die „Costumi del tempo" darin und endlich über das Verhältnis der geistlichen Spiele Cecchis zu den „Sacre Rappresentazioni" verbreitet. Ein „Albero genealogico" der Familie Cecchi schliesst die Einleitung ab. Gegenüber den Publikationen, welche Giovanni Tortoli, Gaetano Milanesi, M. dello Russo und O. Guerrini von Stücken Cecchis veranstaltet haben, zeichnet sich diese Ausgabe durch die sorgfältigere Behandlung des Textes, die grössere Reichhaltigkeit in den Anmerkungen und die anregende gehaltvolle Einleitung aus. Leider muss ich das Lob gleich wieder einschränken. Den Forschungsergebnissen des Verfassers lässt sich nicht immer beipflichten. So betrachtet er z. B. den Dichter zu ausschliesslich für sich, ohne andere Zeitgenossen oder Vorläufer heranzuziehen, ohne sich überhaupt vom Cinquecentistendrama eine erschöpfende Kenntnis verschafft zu haben. Daher ist gar manche Unrichtigkeit, gar manche Lücke in seinen Ausführungen nachzuweisen. Ich begnüge mich mit ein paar Beispielen. Die Klassifikation der Dramen Cecchis nach den drei Gesichtspunkten: Imitazione dei classici, tradizione relig. medievale, spirito popolare sind ganz verkehrt, schon deshalb, weil die erstere und der letztere sich in fast allen Stücken finden. Die Chronologie der Stücke Cecchis schwebt in der Luft. Er lässt ihn seine dramatische Thätigkeit 1542 beginnen, weil er bis 1550 gerade 8 Stücke geschrieben und jedes Jahr nur eines geschrieben habe. Den Beweis dafür bleibt er uns schuldig. Wie misslich derartige Aufstellungen sind, lässt sich leicht erweisen. So soll z. B. L'Assiuolo 1547 geschrieben worden sein; allein in diesem Stücke kommt (III. Akt I. Sc.) das Datum 24. Februar 1549 vor. Ferner hält der Herausgeber die Stücke, die erst in Prosa verfasst und später versifiziert worden sind und die, welche sogleich in Versen niedergeschrieben worden, nicht aus einander, einige Stücke vergass er ganz; kurz es herrscht eine grosse Verwirrung in seiner Chronologie. Von den Lustspielen des Dichters Lotto del Mazza sagt Rocchi (p. XVII) *„non conosciamo altro che »I Fabii«"*. Bei Quadrio V, 88 hätte er die Namen einer weiteren gedruckten Commedia Il Ricatto (1588)[17]) und zweier handschriftlichen erfahren können. S. XLVII macht er A. Piccolomini zum Ersten, der ein Sprachgemisch im Lustspiel anwandte, vergleiche dagegen meine Ausführungen in der ZRPh. XV S. 207 ff. — Eine ausführliche Besprechung des soeben behandelten Buches lieferte Orazio Bacci[18]). Er würdigt die verdienstliche Seite der Publikation, hebt aber

17) Auch in der Drammaturgia von 1755 Spalte 665. 18) GSLIt. 28, 187 ff.

auch, zum Teil in Übereinstimmung mit mir, verschiedene Schwächen und Mängel hervor. Besonders hat er einzelnes an den erklärenden Noten auszusetzen. — D. Orsi berichtet[19]) von einer „Passione di N. S. in verso heroico rappresentata in Viterbo nella Chiesa . . . nel 1582 composta da Curtio Faiani viterbese et hora posta in luce da Ottavio suo figliuolo etc." Viterbo 1604. — Alberto Lisoni bringt einige Nachrichten[20]) über eine ungedruckte „Sacra Rappres.", die im Jahre 1584 zu Bari aufgeführt worden und den Erzbischof dieser Stadt Antonio Puteo zum Verfasser hatte. Lisoni gibt zuerst einen kurzen Lebensabriss des Prälaten und dann eine ausführliche Inhaltsangabe der Historia del Giuditio Universale — also betitelt sich das Stück. Dieses geistliche Spiel, fälschlich Sacra Rappres. bezeichnet, entspricht zwar inhaltlich so ziemlich älteren Stücken über das Giuditio Universale, in der Form aber entfernt es sich wesentlich davon. Die Einteilung in 5 Akte, der verso sciolto, Intermezzi, der deklamatorische Ton u. s. w. verraten den Einfluss zeitgenössischer Tragödien, vielleicht den der Cecchischen „Drammi liturgici". Lisoni weiss an der Dichtung nicht viel zu loben. Er findet die Verse zu schwerfällig, die Diktion zu rhetorisch, die Scenen zu frostig und einförmig; aber einzelnen Stellen spendet er Lob. Es ist aber mit den religiösen Spielen Italiens im 16. Jahrhundert wie in anderen Ländern Europas: Es fehlt ihnen jene naive Begeisterung, jene tiefreligiöse Weihe, die dem mittelalterlichen Drama eigen sind. Wie übrigens inzwischen durch den Grafen Nigra festgestellt worden, ist unser Drama nichts als eine freie Übersetzung eines lateinischen Stückes des Jesuiten Tucci[2]).

Es ist im hohen Grade erfreulich, dass man nun auch in Italien beginnt, die noch im Volke lebenden Reste des religiösen Dramas zu sammeln und herauszugeben. Wenn denselben meist auch nicht das Alter und die Bedeutung zukommt, wie z. B. den in Deutschland von fleissigen Forschern zusammengetragenen Resten mittelalterlicher Schauspiele, so bleiben sie immerhin beachtenswerte Materialien bei der Herstellung einer später zu schreibenden vergleichenden Geschichte des christlichen religiösen Dramas. In erster Linie haben wir mehrerer Veröffentlichungen zu gedenken, die wir den vereinten Bemühungen D. Orsis und des Grafen C. Nigra zu verdanken haben. Die beiden verdienten Forscher veröffentlichten drei religiöse Dramen, die in Canavese (Piemont) noch jetzt vom Volke aufgeführt werden. Schon 1894 erschien Il Natale in Canavese[22]), ein gereimtes Weihnachtsspiel, der Text von C. Nigra nach vier Handschriften unseres Jahrhunderts, von denen die einen nicht frei von Interpolationen sind, besorgt, während die vorhergehende litterarhistorische Studie von D. Orsi herrührt. Dieser letzteren zufolge geht die Abfassung des Weihnachtsspiel auf das Ende des 17. oder auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Es ist nicht volkstümlichen Ursprungs, sondern wahrscheinlich das Werk eines Geistlichen, der es für eine Seminaraufführung schrieb. Orsi bietet in seiner Ein-

19) II, 14. Ap. 1895 „Una spettacolosa Rappr. della Passione di Gesù Cristo nel 1582. 20) Una Sacra Rappresentazione a Bari nel Cinquecento. Trani V. Vecchi 1895. 8°. 21) S. unten S. 329. 22) Torino-Roma, Roux 1894. 8°.

leitung eine kurze historische Skizze der Weihnachtsspiele überhaupt, die indes sehr der Ergänzung und Berichtigung bedarf. Diesem Weihnachtspiele schloss sich im nächsten Jahre die in Prosa geschriebene Passione in Canavese[23]) an, deren Text NIGRA nach einer Handschrift von 1810/11, die wiederum auf eine ältere von Cuorgnè zurückgeht, wiedergab. Im Anhange druckte er einige Scenen ab, die sich in jener Handschrift von einer jüngeren Hand vorfinden, ferner Scenen aus drei anderen jüngeren Handschriften, die ihm zur Verfügung gestanden. ORSIS Einleitung verbreitet sich auch hier unter steter Heranziehung ähnlicher Spiele bei anderen Völkern über den Stoff, über Führung der Handlung, über die Charaktere im Stücke und schliesslich über dessen Sprache und Stil. Orsi ist der Meinung, dass *„il nucleo principale"* der Passion ans Ende des 17. oder an den Anfang des 18. Jahrhunderts zu setzen sei und dass der unbekannte Verfasser mit älteren Fassungen von Passionsspielen namentlich mit dem „Cristo passo" von Pona (1632) bekannt gewesen sein müsse. An der Umarbeitung des Stückes sollen übrigens sich mehrere Autoren beteiligt haben. Ich kann nicht allen Vermutungen Orsis beipflichten und finde auch in diesem Bändchen Manches zu berichtigen und zu ergänzen[24]). Im Jahre 1896 liessen DIE BEIDEN HERAUSGEBER „Il Giudizio Universale in Canavese"[25]) ans Licht treten, ein rohes in unregelmässigen Versen geschriebenes Spiel vom Antichrist und Weltgericht. Nigra besorgte dieses Mal sowohl den Text als die litterarische Einleitung, während Orsi eine 25 Seiten lange Schilderung einer Aufführung des Giudizio Universale „sui monti bullesi nell' anno 1895" beisteuerte. Bei dieser veränderten Arbeitsteilung hat die Publikation entschieden gewonnen. Nigra beschäftigt sich in seiner 52 Seiten langen Einleitung unter Anderem mit der Geschichte des Stoffes und mit der Aufführung, dem Texte und der Metrik der „compilazione". Er bespricht in chronologischer Reihenfolge die „drammi sull' Anticristo e sul Giudizio finale; anhebend vom Tegernseer Antichristspiel bringt er englische Dramen des 14. Jahrhunderts., eine lauda dramm. umbra, ein provenzalisches Mysterium, Feo Belcaris „Di del Giuditio", Quinziano Stoas „Theocrisis", den „Christus iudex" des Jesuiten Tucci (vor 1574), dem er, als der Quelle der späteren italienischen Darstellungen, eine ausführliche Besprechung widmet, dann dessen Übersetzungen und Nachahmungen von Puteo (1584, s. o.), Bozzi (1590—96), Cutrona (1698) und Santocanale (1727). Schliesslich konstatiert Nigra den (mittelbaren) Zusammenhang des Canaveser Stücks mit Tuccis Christus iudex. Den interessanten Ausführungen Nigras ist nur wenig hinzuzufügen.[26]). R. RENIER, der mit grosser Sachkenntnis über diese drei Schriften referierte[27]), gab seinerseits ein echt volkstümliches Weihnachts-

23) 1895. Roux Frassati e Co. Torino. 8°. 24) So finde ich es z. B. sonderbar, dass Orsi beim Χριστὸς πάσχων noch von der Autorschaft Gregors von Nazianz spricht und nicht erwähnt, dass das Stück nur ein Centon ist. Beim Cristus patiens des Hugo Grotius gibt er das Datum 1635 an (S. 36), während jener schon 1608 gedruckt wurde u. dgl. mehr 25) Roux Frassati e Co. Torino 1896. 8°. 26) Interessant wäre es vielleicht gewesen den Antichristo des Spaniers Alarcon und ein paar deutsche Dramen zum Vergleiche heranzuziehen, doch gehörte es nicht unbedingt hierher. 27) GSLIt. 25, 435 ff. 27, 166 ff. und 29, 185 ff.

spiel „Il Gelindo" in mustergiltiger Form heraus[28]). Das Stück, das seinen Namen von einem Hirten hat, der eine hervorragende Rolle in der Handlung spielt, umfasst, wie viele Weihnachtsspiele, ausser der Geburt Christi auch den Kindermord zu Bethlehem. Es ist in Prosa geschrieben, aber nach Art der Vaudevilles untermischt mit Gesängen. Auch schliessen Scenen oder längere Reden häufig mit ein paar Reimen. Die meisten Personen sprechen „un italiano più o meno corretto", nur die Hirten bedienen sich des monferrinischen Dialekts. Dem auf Grund von 4 Drucken auf das sorgfältigste hergestellten Texte schliessen sich eine Grammatik der Mundart, ein ausführliches treffliches Glossar und eine litterarhistorische Studie an, die sich mit der Verbreitung und der Aufführung des „Gelindo", mit dem Verhältnis der Drucke untereinander befasst und sich über die ursprüngliche Form des „Gelindo" äussert. Renier will die letztere in das 17. Jahrhundert zurückleiten, was viel für sich hat. Endlich vergleicht er das Stück noch mit anderen Weihnachtsspielen, sowohl italienischen, wie ausländischen und widmet ein paar Seiten dem Schicksale „ch' ebbe nelle arti il „motivo" della natività di Cristo". Schade, dass er den „Gelindo" nicht mit den „viventi reliquie" deutscher Weihnachtsspiele verglichen, wie wir sie dem Forscherfleisse Weinholds, Schröers u. a. verdanken. In einem Anhang studiert der Verfasser in einem raschen Überblick zuerst die Geschichte des religiösen Dramas in Piemont und verweilt sodann bei den volkstümlichen Resten derselben, soweit sie noch vorhanden sind oder vor nicht langer Zeit vorhanden waren. Inhaltsangaben und vergleichende Blicke auf das religiöse Drama anderer Völker erhöhen das Interesse und den Wert dieser D' Anconas „Origini" ergänzenden Mitteilungen. Renier bewährt auch in dieser linguistisch ebensosehr wie litterarisch interessierenden Publikation seine vorsichtige Methode und sein gründliches gediegenes Wissen. — Eine sachkundige und besonders nach der sprachlichen Seite lehrreiche Besprechung dieser Gelindo-Ausgabe lieferte A. TOBLER[29]). Im Gelindo hatte R. Renier (S. 220 Note 4) auf eine sardinische Passion in „dialetto logudorese" hingewiesen, die noch vor wenigen Jahren in Olzai aufgeführt worden war. Von dieser veranstaltete Professor MELONI-SATTA eine, volkstümliche Zwecke verfolgende Ausgabe[30]), die aber auch Gelehrte interessieren dürfte, einmal als Dialektprobe, dann aber auch dem Inhalte nach. Der Herausgeber sagt: „*Autor di questo dramma... credesi Raimondo Congiu di Oliena, mortò... 1813*" und „*il presente componimento... non debba avere un' origine anteriore al presente secolo.* Ich kann letztere Ansicht nicht gutheissen. Mag das Stück verfasst oder vielmehr umgemodelt haben, wer will, jedenfalls geht es seiner Struktur und seinem ganzen Ton nach auf eine viel frühere Zeit zurück.

Auf das **Pastoraldrama** und die **Ekloge** führen uns mehrere Arbeiten, die denselben entweder ganz oder teilweise gelten. SOLERTIS Ausgabe der „Poesie volgarie latine" Boiardos[31]),

---

28) „Il Gelindo", Dramma sacro Piemontese della Natività di Cristo etc. Torino Carlo Clausen 1896. 8°. 29) ASNS. 96, 232 ff. 30) Passione e Morte de N. S. Gesù Cristu Rapp. Sacra etc.. Kalaris Juseppe Dessì. 1896. 8°. 31) COIR. 8°.

Mitte Dezember 1894 veröffentlicht, thatsächlich also 1895 erschienen, verdient eine Stelle hier einmal wegen der italienischen und lateinischen Eklogen und dann wegen des „Timone“. Der Herausgeber versah seinen Neudruck mit sorgfältigen bibliographischen Angaben, wobei er nicht nur die Drucke, sondern auch die Handschriften berücksichtigte. Den „Timone“ druckte er nach der editio princeps ab. Bei den italienischen Eklogen benutzte er je eine Handschrift der Biblioteca Braidense und Laurentiana. Die lateinischen Eklogen druckte er nach der bekannten Estensischen Handschrift ab und brachte in Fussnoten die Varianten der beiden alten Drucke. Die prächtige Ausgabe wird allen Freunden der italienischen Litteratur eine willkommene Gabe sein. — Die nicht minder prächtige Ausgabe der Rime des Serafino Aquilano, besorgt von Marzio Menghini[32]), von welcher der I. Band vorliegt, mag hier Erwähnung finden wegen der drei Eklogen des Dichters und wegen des darin abgedruckten Berichtes des Giovanni Gonzaga an die Marchesa von Mantua über die Aufführung einer Rappresentazione allegorica des Serafino vom Jahre 1495. — Ein interessanter Artikel Isidoro del Lungo[33]) macht uns mit Episoden aus dem Jugendleben A. Polizianos bekannt und führt uns den Kreis vor, in welchem sich der Verfasser des „Orfeo“ bewegte. — In der lateinischen These, die E. Bellon über „De Sannazarii vita et operibus“[34]) schrieb unb die so gut wie nichts Neues bietet, berührte er auch (S. 137 ff.) die Fischer-Eklogen des Dichters und die vielgenannten „Gliommeri“, von denen er meint: „non valde... atellanis veteribus opus illud dissimile fuisset“, während doch längst feststeht, dass es sich gar nicht um Dramatisches bei dem Worte handelt. — Achille Mazzoleni veröffentlicht eine Volksausgabe von Tassos „Aminta“[35]) mit einer kurzen Einleitung und recht nützlichen, wenn auch nicht gerade immer neuen Anmerkungen unter dem Texte, von denen besonders die Lob verdienen, bei welchen auf ähnliche Verse und Gedanken bei anderen Dichtern verwiesen ist. — Die von F. Torraca herausgegebene nützliche BCLIt. bietet in ihrem 11. Bändchen[36]) Studien von G. Carducci über Tassos „Aminta“, die bereits 1894/95 in der NAnt., die dritte auch als Einleitung zum „Teatro di T. Tasso“, herausgegeben von Solerti, erschienen waren, aber *„sono ristampati ora con molte e importanti correzioni e giunte“*. Der erste Aufsatz betitelt sich „L'Aminta e la vecchia poesia pastorale“ und charakterisiert kurz das Wesen des Tassoschen Pastoraldramas und seine Stellung in der alten Hirtendichtung, von der wir eine flüchtige Skizze bis zu Sannazaros Arcadia erhalten, ohne indes etwas wesentlich Neues zu erfahren[37]). Im zweiten Aufsatz „Precedenti dell' Aminta“ wendet sich Carducci gegen die von verschiedenen Litterarhistorikern, u. a. auch vom Referenten[38]), vertretene Ansicht, dass sich das Pasto-

32) COIR. 1896. 8°. 33) NAnt. 59. vol. Serie III S. 385—406 Mecenate e Cliente Medicei. 34) Paris, Thorin 1895. 8°. 36) Bergamo I. Carnazzi s. d. (1895). 36) Su l' Aminta di T. Tasso etc. Firenze, Sansoni 1896. 8°. 37) Carducci hat sich dabei bisweilen recht leicht gethan. So schrieb er z. B. Seite 7/8 einfach Quadrio V, 379/89 aus, ihn zum Teil wörtlich benützend. 38) LBlGRPh. 1891 Sp. 375 ff.

raldrama in Italien allmählich aus den Eklogen entwickelt habe. Er ist der Meinung, dass die Gattung erst mit Giraldis „Egle“ und A. Beccaris „Sacrifizio“ begonnen habe und ganz ausser Zusammenhang mit den im übrigen Italien verbreiteten älteren grösseren oder kleineren Hirtenspielen stehe. Die Beweisführung des berühmten Dichters und Forschers scheint mir indes nichts weniger als zwingend oder überzeugend zu sein, wenn sie auch mit grosser Gewandtheit geführt ist. Sie läuft in der Hauptsache darauf hinaus, dass 1. die von mir u. a. als Mittelstufen angesehenen Stücke nichts mit dem „Aminta“ und „Pastor fido“ zu thun haben; dass 2. Giason di Nores und sein Gegner Guarino übereinstimmend das „Sacrifizio“ als das erste Pastoraldrama bezeichnen; dass 3. nicht eine der erwähnten Mittelstufen in Ferrara geschrieben worden sei; dass 4. gewisse allerdings nicht zu bestreitende Ähnlichkeiten bei einzelnen Stücken „sono somiglianze accidentali“ (S. 50) und dass diese Dramen übrigens „efimere“ seien „e non conosciute oltre il breve luogo ove stentatamente nacquero e oltre il giorno e l'occasione cui servirono“; dass 5. jene älteren Spiele sich wie Karikaturen zum „Aminta“ und „Pastor fido“ verhalten, dass aber „l' idealizzazione non può procedere dalla caricatura“; dass 6. metrische Gründe der Entwickelungstheorie im Wege stehen. Fast alle diese Gründe stehen auf schwachen Füssen und sind zum Teil nicht frei von Sophisterei. Carducci bespricht, vom Ende des 15. Jahrhunderts beginnend und bis zur Mitte des folgenden fortschreitend, kurz eine grosse Anzahl — aber nicht alle — Eklogen und sonstige kleine Pastoralstücke und fragt dann je nach 2—3 Inhaltsangaben mit theatralischem Pathos: „che hanno a fare con le pastorali del Tasso e del Guarino?“ oder „tutto ciò che ha che fare col Pastor fido?“ Mit gleichem Rechte liesse sich fragen, was haben die Eklogen Juan del Encinas und die Stücke des Torres Naharro mit den Meisterwerken des Calderon zu thun? Und doch besteht zwischen diesen und jenen ein ununterbrochener Zusammenhang, eine stete Entwickelung. Es würde dem Aufsatze Carduccis zum Vorteil gereicht haben, wenn er derartige rhetorische Kunststückchen weggelassen hätte. Auch sonst vermisse ich öfter den für eine objektive, streng wissenschaftliche Abhandlung geziemenden Ton[39]), wie ich denn überhaupt dem Aufsatze mehr Objektivität gewünscht hätte. Man kann sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, dass Carducci mit vorgefasster Meinung an die Frage herantrat, dass er an den angeführten Beispielen nur jene habe erhärten wollen und dass er das, was nicht dazu passte, entweder unbeachtet liess oder in einem falschen Lichte sah. So gibt er z. B. meine kurzen Notizen zur Geschichte des Pastoraldramas, gegen die er sich wendet, weder vollständig, noch immer so an, wie ich sie meinte[40]). Bei Betrachtung der einzelnen älteren Hirtenspiele betont er

39) So wendet er z. B. S. 54 auf „i critici alle cui opinione io contradico“ eine ebenso alberne als unfeine Anekdote an. 40) So erwähnt er z. B. nicht, dass ich den Einfluss des gleichzeitigen Lust- und Trauerspiels für den wichtigsten auf die Entwickelung des Pastoraldramas erkläre, ein Gedanke, den er sich ohne weiteres aneignet, ohne meiner zu gedenken. Desgleichen unterliess er es bei Fileno Addiacciatos „Silvia“, auf die ich zuerst hingewiesen, mich zu citieren. Wenn ich aber Cazzas „Egloghe“

meist nur die von dem späteren Hirtendrama abweichenden Züge, die verwandten oder ähnlichen erwähnt er nicht, oder stellt sie als zufällige hin[41]). Im übrigen wäre noch zu antworten, dass G. di Nores und Guarino keine Autoritäten für die Geschichte des Pastoraldramas sind, dass die Zeit zwischen Ariosto und Giraldi in den Annalen Ferraras für das Drama überhaupt und nicht bloss für die Pastorale ein leeres Blatt ist, dass ältere rohe sich gegenüber späteren vollendeten Dichtungen wie Karikaturen verhaltende Erzeugnisse gleichwohl als Vorstufen angesehen werden können, dass sich von Dichtungen, zumal von Dramen, sobald sie einmal gedruckt sind — um solche handelt es sich bei Carducci S. 50 — nicht behaupten lässt, dass ihr Einfluss nicht über Ort, Tag und Gelegenheit hinausreiche und dass endlich die metrischen Schwierigkeiten durch Annahme des von mir betonten Einflusses seitens des zeitgenössischen Lust- und Trauerspiels völlig verschwinden. Schliesslich sei noch bemerkt, dass Carducci durch die Inhaltsangaben seltener Hirtenspiele, so kurz und einseitig sie auch zum Teil ausgefallen sind, unsere Kenntnis dieser Dichtung gefördert und — was er sicher nicht wollte — wichtige Beweisstücke für die Richtigkeit der Entwickelungstheorie geliefert hat[42]). Einzelne unrichtige oder ungenaue Bemerkungen[43]), sowie ein paar störende Druckfehler in Daten oder Titeln[44]) sind aus

---

als „höchst interessante Übergangsstufen" bezeichnete, so geschah dies selbstredend nicht, um sie als Vorbilder oder Vorläufer von Tasso und Guarino hinzustellen — was Carducci mich ganz willkürlich thun lässt — sondern um zu zeigen, dass Hirtenspiele — und solche sind und bleiben Caccias Stücke trotz allem, was jener dagegen vorbringt — schon vor Beccari den Einfluss des Lustspiels erfahren hatten. Ebensowenig dachte ich bei Calmo daran, ihn als Vorbild für Tasso und Guarino anzusehen. Ich sagte lediglich, dass wir in seinen Eklogen insofern einen Schritt weiter sind, als darin die alten Metren verschwinden und verschiedene Elemente des späteren Pastoraldramas erscheinen; dass dies aber bei dem ganz als Nachahmer auftretenden Venetianer Vorbilder voraussetze, die dann ebensowohl Calmo wie Beccari vorgelegen haben können". **41**) Hierüber werde ich mich an anderer Stelle ausführlicher äussern. **42**) Besonders sind die Ecloga past. „del mestissimo giovane Luca di Lorenzo" (S. 44 ff.) und die „Comedia pastorale" Silvia (S. 46 ff.) von Bedeutung. Auch über die Comedia „Mirzia" (S. 62 ff.) und B. Braydas Com. past. (S. 64) scheint mir noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein. **43**) Es ist z. B. falsch, dass die „Egloga im Question de amor" „de perfetta imitazione ital." (S. 28) sei. Der, Carducci unbekannte, Verfasser, D. de S. Pedro, ahmte getreu Juan del Encina nach. — S. 53 behauptet C., dass die sechs verschiedenen Dialekte in Calmos „Ecloghe" sich auch in Ruzzantes Stücken finden; dagegen ist zu erinnern, dass Ruzzante nie mehr als drei Dialekte nebeneinander anwendet; cf. Rossi Lettere di Calmo praef. 63 ff. — Wie flüchtig Carducci die Stücke las, sieht man an der ungenauen Wiedergabe der Namen: In Cazzas „Filena" soll der „spanische" Name Lerm*o* (nur Lerm*a* ist spanisch) vorkommen (S. 51), der Hirt heisst aber Lerino. In Beccaris „Sacrifizio" nennt er einen Hirten Turinio; in der mir vorliegenden Ausgabe heisst er Turico und auch Klein und Rossi nennen ihn so. Nebenbei bemerkt, gibt C. den Inhalt des „Sacrifizio" getreu mit den Worten des „Argumento" wieder, ohne dies irgendwie anzudeuten. Auch erwähnt er nicht, dass sich Zauberei und Verwandelungen darin, wie bei Calmo, finden. **44**) S. 62 spricht er von der A. Marsi zugeschriebenen Pastoralkomödie „M*i*rzia", auf der folgenden Seite nennt er sie „M*a*rzia", S. 64 kommt eine „Mirz*i*a" von Selvaggi zum Vorschein, die 1552 erschienen sein soll, und eine „Trebazia" von F. Os*t*inelli „del 1673". Nun heisst aber Marsis Stück „Mirzia" Selvaggis „Marzia", ist nicht 1552, sondern 1582 gedruckt (Drammaturgia S. 513),

der NAnt. mit rührender Treue trotz der „molte e importanti correzioni" beibehalten worden. Der 3. Aufsatz „Storia dell' Aminta" behandelt die Aufführungen dieses Pastoraldramas, Stimmen seiner Zeitgenossen darüber, weist auf Quellen des „Aminta" hin, ohne hier irgendwie neu oder erschöpfend zu sein, bezeichnet ein paar Stücke als Nachahmungen des Aminta, wofür der Verfasser uns indes den Beweis schuldig bleibt und gibt einige sehr magere nach allen Seiten der Ergänzung und oft der Berichtigung bedürftige Notizen über die Übersetzung des Stückes[45]) und über sein Schicksal in späterer Zeit. In einem Anhang druckte C. das Fragment einer „favola pastorale" von Giraldi Cinthio ab, das nach ihm in der Entwickelungsgeschichte des Pastoraldramas eine wichtige Rolle spielen soll.

Wir kommen jetzt zum **Lustspiel.** Im 10. Bändchen der Bibl. crit. della Lett. Ital. handelt es sich nicht um ein neues Werk, sondern um das vor vielen Jahren erschienene Büchlein „Notizie per la vita di L. Ariosto"[46]), dessen Verfasser Marchese Giuseppe Campori schon 1887 starb. Einige Seiten (48 ff.) sind den Lustspielen des Dichters gewidmet. — In einem Artikel[47]) zeigt R. Wendriner wie weit in B. Dovizis „Calandria" der bereits von mir 1879 angedeutete Einfluss des Boccaccio geht. Er weist im einzelnen nach, dass für die Fabel „Decamerone" IX, 5, III, 8, VII, 8 und für den Dialog neben den genannten Novellen noch VIII, 3, III, 6 und V, 10 benutzt sind. Den Einfluss des Plautus jedoch schlägt er zu gering an. Wenn er zum Schluss die Notwendigkeit betont, dass bei der Cinquecentistenkomödie der Einfluss der italienischen Novelle auf dieselbe stets zu berücksichtigen sei, so vermisst man den Hinweis darauf, dass Referent dies bereits bei verschiedenen Gelegenheiten gethan hat. — Von Macchiavellis Mandragola lieferte J. Ulrich einen dankenswerten Neudruck[48]) auf Grund der alten undatierten Ausgabe in der Magliabechiana und, wo diese defekt war, des Venezianer Druckes „di trenta carte segnate A²—E³". Am Schlusse fügte er ein ziemlich wertloses Glossar bei. — Die Studie Michele Mastellonis über die „Mandragola"[49]) hält sich von den verschiedenen noch ungelösten Fragen betreffs dieses Lustspiels fern und beschäftigt sich fast ausschliesslich mit dessen ästhetischer Würdigung. Hierin bietet sie manchen anregenden Gedanken. Lobenswert finde ich es besonders, wie der Verfasser in dem Stücke überall Anküpfungspunkte an ältere italienische Dichtung (Drama und Novelle) sucht. Die Charakteristik der Personen enthält freilich neben Richtigem auch schon viel Falsches. Überhaupt lässt sich der Verfasser in seinem Eifer für den grossen Florentiner vielfach zu recht unvorsichtigen Behauptungen fortreissen. Die weitschweifig behandelte Frage, warum das

---

die „Trebazia" 1613 und hat Ottinelli zum Verfasser. Von Braydas „Com. past." — C. erwähnt nicht, dass schon 1890 D. Orsi (Teatro in Dial., Piem. S. 42 ff.) das Stück besprach — sagt er im Texte, es sei 1556 gedruckt, in der Anmerkung gibt er 1550 an. Alle diese „Druckfehler" finden sich schon in der NAnt. 45) So soll z. B. der spanische Übersetzer des Aminta „Jaregui" heissen, die erste deutsche Übersetzung sei von 1642 u. s. w. 46) Firenze, Sansoni 1896. 8°. 47) Roman. Abhandl., Tobler gewidmet 1895. 8°. S. 168—179. 48) Lpzg. Renger 1896. 8°. 49) Napoli Michele d' Auria 1896. 8°.

Stück heutzutage nicht aufgeführt werden kann, wäre kürzer dahin zu beantworten gewesen, dass man in unseren Tagen zwar verblümt und andeutungsweise dem Theaterpublikum sehr, sehr viel bieten darf, aber nicht mit jener Nacktheit und Unverfrorenheit wie sie das Cinquecento liebte. Was Mastelloni einleitend über das Verhältnis der „Calandria" zum Decamerone sagt, ist, wie wir oben sahen, schon früher und besser von Wendriner, den er nicht zu kennen scheint, dargelegt worden. — GIOVANNI TAMBARA widmete ein Büchlein der bisher stiefmütterlich behandelten „Clitia" des Macchiavelli[50]). Er sucht nachzuweisen, dass das Stück keine sklavische Nachahmung der Plautinischen „Casina" sei, sondern bereits in der Handlung abweiche, in den Charakteren und im Dialog aber sich durchaus selbständig halte. Der Schluss des Büchleins, der die „Clitia" als eine Ergänzung zur „Mandragola", beide aber als „due parti d'un dramma unico" darstellen möchte, hat mich nicht überzeugt. — PIERRE GAUTHIEZ versuchte sich mit schwachen Kräften an einer gigantischen Aufgabe: Er wollte uns das Leben Pietro Aretinos und zugleich „L'Italie du XVI siècle" schildern[51]). Dieser Versuch ist aber kläglich ausgefallen. Um von Aretino und seiner Zeit ein vollendetes Gemälde zu liefern, bedarf es nicht nur einer Künstlerhand, sondern auch eines eminenten Wissens auf fast allen Gebieten. Der Verfasser musste Politiker, Geschichtsschreiber, Kultur- und Litteraturhistoriker und beinahe auch Theologe sein; insbesondere müsste er aber mit dem Cinquecento auf das gründlichste bekannt sein. Alle diese Eigenschaften gehen Gauthiez völlig ab: Ungenügend bekannt nicht nur mit der Geschichte und Litteratur Italiens, sondern auch mit den Schriften über Aretino, mangelhaft sogar in seiner Kenntnis der italienischen Sprache, haftet er durchweg an der Oberfläche. Nirgends zeigt sich ein Vertiefen in die Zeit, nirgends eine intime Bekanntschaft mit dem behandelten Autor, mit seinem Milieu, seinen Kreisen. Selbst die einfachsten Dinge sind ihm unbekannt. Reizend kontrastiert mit seiner Unkenntnis der orakelhafte Ton seiner Darstellung. Dabei schreckt er vor Plagiaten nicht zurück. Was er uns also über die Lustspiele des Aretiners mitteilt, ist wertlos, wie das ganze Buch. — GIOVAN GENTILE widmete eine eingehende Studie den Lustspielen Anton Francesco Grazzinis[52]). Er stellte fest, dass sie um die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, lange vor den Novellen des Dichters, entstanden sind, dass nur zwei davon „La Gelosia" (1550) und La Spiritata" (1560) aufgeführt und kurz darauf gedruckt worden, dass die anderen aber erst 1582, kurz vor seinem Tode, im Drucke erschienen waren, weil es dem Dichter nicht hatte glücken wollen, sie zur Aufführung zu bringen. Er stellte ferner fest, dass man von Grazzinî sagen konnte *„Latin poco, e Greco non sa punto"*, was seine feindliche Haltung gegen die Nachahmer der Alten genügend erklärt. Dass der Dichter aber gleichwohl unter dem Einfluss des Plautus und Terenz wenigstens mittelbar steht, sieht man deutlich an seinen Lustspielen.

50) Intorno alla Clizia di N. Macchiavelli. Rovigo 1895 Minelli. 8°. 51) L'Arétin. Paris Hachette et Cie. 1895. 8°. 52) Delle Commedie di A. F. Grazzini etc., Pisa F. Nistri 1896. 8°.

Den Widerspruch zwischen den von Grazzinî im Prolog zur „Strega“ aufgestellten Regeln und der in den eigenen Stücken befolgten Praxis glaubt Gentile mit dem Nachweis zu lösen, dass der Prolog viel später als das Stück, nämlich erst einige Jahre nach 1566 geschrieben worden sei und dass der Dichter sich selbst bei der Niederschrift nicht des Widerspruchs bewusst wurde. Uebrigens *„il Lasca non ebbe sempre a questo riguardo eguali propositi e un concetto fisso e preciso“*. Auch steht in einigen Punkten seiner dramaturgischen Forderungen Grazzini nicht isoliert da, so besonders in der, dass die Lustspiele in Prosa zu schreiben seien. Gentile bespricht sonach die einzelnen Stücke, zuerst die dreiaktige Farce „Il Frate“ (früher unter dem Namen „Comedia sine titulo“ dem Macchiavelli zugeschrieben), bei welcher er Anklänge an Boccaccios „Decamerone“ III, 6 herausfindet, dann „La Gelosia“. Bei dieser letzteren behauptet er, dass ein Motiv auf die Episode von Ariodante und Ginevra im „Orlando Furioso“ zurückgehe und dass sich ferner darin Anlehnungen an Ariostos „Suppositi“ und „Cassaria“, an Landos „Commodo“, an Cecchis „Assiuolo“ und Figuren aus Plautus und Terenz befinden. Bei „La Spiritata“ konstatiert er Anlehnungen an Lorenzinos „Aridosia“, bei „La Strega“ Motive aus Ariostos „Negromante“, „Suppositi“ und „Scolastica“, bei der „Sibilla“ Nachahmung der „Suppositi“, bei „La Pinzochera“ Nachahmung der „Calandria“ und des „Decamerone“ VIII, 3 und 4, bei „I Parentadi“ Anlehnung an die „Calandria“ und an Firenzuolas „Lucidi“. Endlich will Gentile auch den „Arzigogolo“ unserem Dichter zuweisen. Gaspary hatte ihn bekanntlich demselben abgesprochen. Gentilis Beweisführung ist bestechend genug, und ich möchte ihm schon deshalb beipflichten, weil ich in der That nicht wüsste, wem man das in allen seinen Zügen echt florentinische Stück sonst zuschreiben könnte. Was die auf den Pathelin zurückgehende Intrigue im „Arzigogolo“ betrifft, so glaubt Gentile, dass sie auf einen Schwank Domenichis (Ausg. 1584 S. 226) zurückgehe, wenn nicht beide eine gemeinschaftliche Quelle gehabt haben. Gentiles Arbeit verdient Anerkennung. Er beobachtet eine richtige Methode und ist vorsichtig in seinen Behauptungen. Im grossen und ganzen können seine Forschungsergebnisse als gesicherte betrachtet werden. Im einzelnen habe ich manches anzufechten und einiges zu ergänzen. So ist z. B. S. 65 zu bemerken, dass die Entstehungszeit des Cecchischen „Assiuolo“ nicht zweifelhaft sein kann, nachdem im Stücke selbst das Datum 24. Februar 1549 vorkommt. Dass es daher unentschieden bleibt, ab Cecchi oder Grazzini die Priorität gebührt. Uebrigens ist die Frage eine müssige, denn keiner von beiden braucht den andern nachgeahmt zu haben, weil die betreffenden Motive sich in älteren Stücken, so z. B. in Giancarlis „Cingana“ (1544/45), in Paraboscos „La Notte“ und „Hermafrodito“ (gedr. 1549) und in A. Piccolominis (gedr. 1547) „Alessandro“ (verfasst c. 1545) finden. Da nun Grazzinî dieses letzte Stück nachweislich — was Gentile entgangen ist — in „I Parentadi“ und wahrscheinlich auch in „La Pinzochera“ verwertet hat, so durfte er es auch bei „La Gelosia“ gethan haben. — Vittorio Rossi druckte ein auf Ariostos „Suppositi“ beruhendes Scenarium des 17. Jahrhunderts ab [53]),

53) »I Suppositi« dell' Ariosto ridotti a scenario di Com. improv. s. l. 1895, 8°.

und erörtert im Anschluss daran das Verhältnis dieses Scenariums zum Original. Man ersieht daraus, wie die Schauspieler mit den ihnen zur Vorlage dienenden Stücken verfuhren. — DERSELBE GELEHRTE teilt aus einer handschriftlichen Sammlung im Museum Correr zu Venedig ein Scenarium mit [54]), — die ganze Sammlung enthält deren 51 — welches das gleiche Sujet wie G. B. della Portas „Astrologo“ behandelt und offenbar sich an letzteres Lustspiel stark anlehnt. Im Anschluss hieran untersucht Rossi die Frage, ob Porta wirklich, wie zuerst Lionardo Nicodemo (1683) behauptet hat, Scenarien geschrieben. Er kommt zu dem Schlusse, dass jene Behauptung der Begründung entbehre. — Den prächtigen Faksimiledruck, den der Verleger ULRICH HOEPLI in Mailand von der ältesten Ausgabe der volkstümlichen Novelle Lionora de' Bardi e Ippolito Buondelmonti veranstaltete [55]), möchte ich, wenn auch strenge genommen nicht hierher gehörend, doch eine lobende Erwähnung gönnen, weil diese mit der Romeo und Julia-Dichtung verwandte Erzählung die Quelle eines Cinquecentistendramas, R. Borghinis „La Donna costante“ (1578) geworden ist. — In zwei sehr dürftigen Schriftchen beschäftigt sich ALBERTO LISONI mit dem Florentiner G. A. Cicognini. In dem ersten [56]), das eigentlich allgemein den Nachahmern des spanischen Dramas in Italien gilt, nimmt unser Dichter und sein Vater die grössere Hälfte ein, aber weder von diesem noch jenem bietet Lisoni darin irgend etwas Neues, eigentlich nicht viel mehr als eine Liste der Stücke des jüngeren Cicognini nach Allacci u. a. In dem ein Jahr später erschienenen Aufsatz [57]) beschäftigt sich Lisoni nur mit C. A. Cicognini, ohne aber auch hier etwas von Belang mitzuteilen. Es ist die Arbeit vom vorigen Jahre, nur breiter ausgeführt. Die von Cinelli als echt bezeichneten 18 Stücke sind hier — das einzige Novum — mit Namen aufgeführt. Was die Liste aus Allacci betrifft, die auch hier figuriert, so hat Lisoni übersehen, dass „Il Mustafa“ (Nr. 27) mit „Pietro Celestino“ (Nr. 29) und „Lo Schiavo del Demonio“ (Nr. 31) mit „Cipriano convertito“ (Nr. 35) identisch ist, dass man also die Liste um zwei Nummern zu vermindern hat. Beiläufig bemerkt, sollen nicht alle auf Cicogninis Namen lautenden Stücke — Lisoni scheint das nicht zu wissen — wirklich von ihm herrühren. Entgangen ist Lisoni, dass Notizen zum Leben Cicogninis u. a. die noch zu Lebzeiten des Dichters erschienenen Ausgaben seiner Dramen enthalten. So ersehen wir z. B. aus der 1649 gedruckten Oper „Giasone“, dass der Dichter damals in Venedig lebte, mit dem Abate Vittorio Grimani Calergi in Beziehungen stand, dass er mit zwei Kunstgenossen, den Venetianern Bart. Castoreo und dem fruchtbaren Aurelio Aurelj ein freundschaftliches Verhältnis pflegte u. s. w. — Goldoni ist Gegenstand mehrerer Arbeiten geworden. Auf die eine von PIETRO TOLDO [58]), die das Verhältnis Diderots zu Goldoni behandelt, werde ich an anderer Stelle des Jahresberichtes zurückkommen, die zweite von E. MADDALENA [59]) legt in ihrem ersten Teil

54) RIL. 1896. S. 2, Vol. XXIX. 55) Milano 1895. 4°. 56) Gli Imitatori del Teatro Spagnuolo in Italia. Parma. Ferrari e Pellegrini. 1895. 8°. 57) Un famoso Commediografo dimenticato I La Vita. Parma. Ferrari e Pellegrini 1896. 8°. 58) GSLIt. 26, 350 ff. 59) AtV. 1896. Vol. I S. 304—43 und II S. 103—115.

die Quellen von Goldonis „Vero amico" klar. Als solche bezeichnet der Verfasser L. Riccobonis „La force de l'amitié" (1717) ein Stück, das seinerseits auf Flaminio Scalas Scenarium „Il fido amico" zurückgeht, Plautus' „Aulularia" und Molières „Avare". Im zweiten Teile berührt sich Maddalena mit Toldos Arbeit, worüber später. — Einen umfangreichen Band hat CHARLES RABANY dem venetianischen Lustspieldichter gewidmet[60]) mit sehr gelehrt aussehendem Apparat, ohne indes den wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen. Das Buch zerfällt in 8 bezw. 9 Kapitel: I. L'Homme, la race et le milieu; II. Le Théatre italien avant Goldoni; III. La réforme litt.; IV. La réforme morale; V. Classement des oeuvres dramat. de G. (Com. de caractère, com. de moeurs, com. popul., tragédies bourgeoises, com. d'intrigues, pièces diverses); VI. Les personnages de G.; VII. G. à Paris; VIII. G. et le théatre franç.; Conclusion. Ein Anhang bringt 15 Dokumente bezügl. G.s Aufenthalt in Paris (Briefe von ihm u. s. w.), eine chronologische Liste seiner Werke (nach der Bibl. Goldoniana-Spinelli) und ein bibliogr. Verzeichnis der benützten Hilfsquellen. Rabany, das sieht man, hat sich in Goldoni einigermassen hineingelesen und urteilt mitunter recht vernünftig über ihn, aber, um ein abschliessendes oder auch nur brauchbares Buch über ihn zu schreiben, dazu reichten seine Kräfte nicht aus. Er kennt das 18. Jahrhundert in seinen verschiedenen Richtungen zu wenig, er kennt die italienische und selbst die französische Litteratur in jener Zeit bei weitem nicht genügend und die grosse Schar der Goldonischen Dramen beherrscht er lange nicht so, wie es zu einer Spezialstudie nötig ist. Von den Quellen und Vorbildern des Dichters aber, von dem früheren italienischen Drama hat er kaum eine Ahnung[61]). Daher wimmelt es in dem Buche von Oberflächlichkeiten aller Art, von unrichtigen oder verkehrten Behauptungen, und Lücken hat es darin in Hülle und Fülle. Am schlimmsten aber ist die Anlage des Buches, die Sichtung und Verteilung des Stoffes ausgefallen. Da zeigt sich, wie wenig der Verfasser das Riesenmaterial verdaut, seinen Plan überlegt hat. Bei einem Dichter, dessen äusseres Leben so eng mit seinem Schaffen verwachsen war, durfte man doch erwarten, dass jenes in steter Beziehung zu diesem gesetzt werde, oder falls der Verfasser es vorzog, die Werke des Dichters nach bestimmten Kategorien zu betrachten, so musste er uns doch den Menschen d. h. seinen Lebensgang im Zusammenhang zeigen. Keines von beiden hat R. gethan. Er speist uns zu Anfang und später noch einmal, gelegentlich Goldonis Aufenthalt in Paris, mit ein paar biogr. Seiten ab, welche, völlig belanglos, uns die Gestalt des Dichters nicht näher rücken. Was die sonstige Einrichtung des Buches betrifft, so zeigen schon die obigen Angaben über den Inhalt der Kapitel, wie verworren, wie wenig zweckentsprechend sie ist. Wie konnte er z. B. „Die Reformen" Goldonis betrachten, ehe der Leser etwas von den

60) C. Goldoni. Le Théatre et la vie en Italie au 18e siècle. Paris, Nancy, Berger-Levrault 1896. 8°. 61) So z. B. schreibt er das Lustspiel „Gl' Ingannati" dem A. Piccolomini zu (S. 36). Ibid. sagt er „Après della Porta on ne peut plus citer aucun nom d'auteur comique original!! S. 90 A. behauptet er, dass in der Calandria „il s'agit de la ressemblance de deux femmes, etc.



Stücken selbst erfuhr? Und gar diese konfuse Anordnung in der Klassifizierung, diese Willkür in der Betrachtung der „personnages!“ Prüft man aber die Ausführung im einzelnen, so ist man verblüfft über die hiebei zu Tage tretende Oberflächlichkeit und Unkenntnis des Franzosen. Die Wandlungen und Fortschritte im Schaffen des Dichters blieben ganz unbeachtet. Ueber seine Quellen und Vorbilder — Molière ausgenommen — erfahren wir fast nichts, selbst nicht einmal die Namen, auf welche Goldoni in seinen Mémoires hinweist, wie z. B. Cicognini und Girolamo Gigli. Als Vorläufer des volkstümlichen Lustspiels kennt R. nur die „Tancia“ und die „Fiera“. Von den Stücken der Rozzi von den Dialektstücken der Ruzzante, Calmo, Verrucci u. s. w. weiss er nichts. Sehr dürftig ist auch der Streit zwischen Gozzi und Goldoni und Chiari behandelt und nicht minder der Einfluss des Venetianers auf Frankreich, Deutschland u. s. w. Unglücklicherweise fehlt dem Buche ein alphabetischer Index, was den Gebrauch desselben noch mehr erschwert. —

Geringe Pflege fand in den beiden Jahren das ***Trauerspiel.*** Von Trissinos Sofonisba gab ERMANNO CIAMPOLINI[62]) eine ästhetische Würdigung, die an dem Hauptmangel leidet, dass dem Verfasser die Litteratur über den Gegenstand nicht genügend bekannt war. So ist denn vieles, was er sagt, nicht neu oder längst überholt. Was er über die Verbreitung des Stoffes bei anderen Völkern sagt — die Arbeit Andreaes darüber ist ihm unbekannt geblieben — ist beispiellos dürftig und unrichtig. — In einem mit grosser Oberflächlichkeit geschriebenen Aufsatze über die Dramen von Herodes und Mariamne[63]) bespricht MARCUS LANDAU u. a. Dolces „Marianna“[64]), wobei er sich vielfach abhängig von Klein (Gesch. des Dramas V, 377—99) erweist, ohne dies irgendwie einzugestehen, oder auch nur auf Kleins ausführliche Inhaltsangabe zu verweisen. An späterer Stelle[65]) widmet er ein paar Worte der Marianne G. A. Bianchis, von der er behauptet, dass eine frühere Ausgabe derselben als die in des Dichters gesammelten Tragödien (1761) nicht existiere. Das ist falsch, Bianchis Marianne erschien schon 1728 in Bologna bei Lelio della Volpe 8°. Unbekannt geblieben sind Landau von ital. Bearbeitungen des Stoffes Cicogninis Marienne (gedr. 1656), Burlinis Mariamme (1696) und D. Lallis Mariane (1722). — Der Aufsatz PANZACCHIS in „La Vita ital. nel settecento“[66]) über Alfieri bringt nichts Neues über den Dichter und nicht einmal neue Gesichtspunkte über die beiden darin besprochenen Tragödien „Filipo“ und „Saul“. Natürlich wird bei dem ersten Drama Alfieri auf Kosten Schillers gelobt und manche Fehler des Stückes werden als Vorzüge gepriesen. Auch sonst finden sich schiefe Urteile und anfechtbare Behauptungen darin.

Was die ***Oper*** betrifft, so hat L. PISTORELLI, der bereits eine interessante kleine Studie über die Melodramen des Apostolo Zeno geliefert, seine Arbeit durch Mitteilungen ergänzt[67]) über die beiden ungedruckten Stücke des Dichters „Antiochide“ und „Caio Mario in Minturno“, über

62) La prima tragedia regolare della Lett. ital. Fir. Sansoni 1896. 8°. BCLIt. Nr. 12. 63) ZVglL. Bd. 8, 175 ff. 279 ff. 9, 185 ff. 64) ZVglL. 8, 183—195. 65) ibid. 9, 205 ff. 66) Milano Treves 1896. 8°. 67) Due melodrammi inediti di A. Zeno (Estr. d. RMIt. III fasc. 2) 1896. Bocca. 8°.

deren Existenz wir längst unterrichtet sind, beide 1726 verfasst uud unvollendet geblieben. Pistorelli gibt den Inhalt und die Quellen (Diodor B. 31, bezw. Plutarch Vita C. Marii 37 ff.) an und würdigt die Leistungen Zenos vom ästhetischen Standpunkte aus. Er irrt sich aber, wenn er behauptet, dass das „sogetto" von „Mario in Minturno" sei „non più ripreso dappoi". —

München. A. L. Stiefel.

La Letteratura Italiana nel secolo XIX. ***I. La scuola classica. 1891—94.*** V. Monti. — Importante contributo agli studi intorno al corifeo del classicismo italiano recarono specialmente in questo periodo le numerose pubblicazioni degli scritti inediti di lui, e in particolare delle lettere. Una di queste, notevolissima, sopra la lezione e l' interpretazione d' un passo dantesco, è offerta da ANT. FIAMMAZZO [1]); un' altra, diretta al march. G. B. Constabili, dà in luce ANT. M. JOSA [2]); CARLO MAZZA pubblica un breve carteggio di lui col letterato mantovano Gir. Murari dalla Corte [3]). — A. NERI, in alcune Minuzie Montiane e Foscoliane [4]), reca due lettere del Monti e un biglietto in francese del Foscolo, ch' egli trasse dalla biblioteca dell' università di Genova. — Altre lettere del M., di poco rilievo a dir vero, son fornite da M. TOVAJERA [5]) e da L. AMADUZZI, insieme a qualche epigramma, pure inedito, di lui [6]). — Di ben discutibile autenticità, e a ogni modo molto mediocri, sono le Poesie inedite e ignote di V. Monti, che l' editore L. PIERETTI [7]) afferma d' aver rinvenute fra la cartaccia d' un pizzicagnolo di Rimini: sono un frammento di cantica in morte di A. Appiani, e la traduzione in versi sciolti d' un carme di Catullo [8]). — Ma di gran lunga più importante, e tale che occupa il primo posto nella bibliografia montiana di questi ultimi anni, è la pubblicazione delle Lettere inedite e sparse, raccolte, ordinate ed illustrate da A. BERTOLDI e G. MAZZATINTI [9]). Vi trovan luogo tutte le lettere del M. che uscirono, sparse in opuscoli d' occasione o in giornali di provincia, dopo il '42, anno in cui il Resnati ebbe pubblicato un VI vol. delle Opere del poeta, contenente l' Epistolario. E riuscì anche di scovarne alcune tuttora inedite a' diligenti editori, a' quali va pur data lode per la cura posta nel rettificare i molti errori di lezione commessi dal Resnati. Mentre questo aveva distribuite le lettere secondo le persone a cui son dirette, i nuovi editori s' attengono all' ordine cronologico, facendo erudite ipotesi per quelle che mancano di data. La raccolta diffonde vivissima luce sullo scrittore e sull' uomo, che ci appaiono ormai nella pienezza della verità. Diciotto sono le lettere giovanili, attraverso le quali possiam seguire passo passo il poeta nelle sue prime vicende e fatiche letterarie; ben 234 quelle riferentisi al «periodo romano», alcune dirette ai fratelli,

1) Raccolta di lettere inedite, I ser., Udine, D. Bianca 1891. 2) Per nozze Pivetta-Morandi, Padova 1892. 3) Per l'Epistolario di V. Monti, Venezia. tip. Cordella 1891 (per nozze Muratori-Longoni). 4) GLe. XV 23 (1891). 5) FD., 1892, N. 34. 6) Spigolature letterarie inedite, Savignano, tip. dei Filopatridi, 1892. 7) BSCIIt. IV, 11, 1894. 8) Cfr. in proposito GSLIt., XXIII 471. 9) Torino-Roma, Roux, Frassati e Comp. ed. Vol. I, 1893 -8°, pp. XIX 420.

altre molte a Romagnoli, che gli si raccomandavano per ogni maniera di favori e servigi, altre ancora a letterati, come il Cesarotti e il Torti. Copiose, e per la maggior parte inedite, le lettere del periodo «cisalpino» (97—99); scarse invece quelle che si riferiscono ai mesi dell' esilio a Parigi.

Questo I volume — oltre a notevoli recensioni, tra cui quelle di V. Malamani[10]) e di T. Casini[11]) — fornì occasione e materia a diversi lavori d' indole biografica, tra cui è cospicuo quello del Casini stesso, sopra Il cittadino Monti[12]). In esso, colla scorta delle Lettere e d' altri documenti inediti o sconosciuti, si ritesse l' epoca fortunosa del giacobinismo subalpino, e si sfata la vieta leggenda relativa a questo periodo della vita del poeta, dimostrandosi come per lui l' abbracciare le novità francesi non fosse frutto d' opportunismo, ma di evoluzione morale e politica insieme, e come «il possaggio dalle idee repubblicane alle idee monarchiche fosse la natural conclusione di un lento e maturato svolgimento del pensiero politico e del sentimento patriottico» (p. 590). — Della nuova suppellettile biografica non tenne conto invece il Bulle in quella parte del suo studio[13]), in cui tratta del M., e dove ripete le solite accuse circa l' indole e il carattere di lui, fino a chiamarlo «un trafficatore della penna per vani onori e grosse prebende» (p. 57), e a qualificare la Mascheroniana di opera dettata «da un complesso di sentimenti gretti e personali punto lodevoli» (p. 97). — Un altro lavoro che, sebbene non riguardi esclusivamente il M., vuol esser qui ricordato, è quello che Vitt. Fontana dedica al Lamberti[14]), e del quale «possono molto più avvantaggiarsi gli studiosi del Monti, che non coloro che abbian desiderio di far stretta conoscenza col poeta e filologo reggiano»[15]). Nel primo dei due grandi capitoli in cui va diviso il libro (è intitolato appunto: Il Lamberti e il Monti), è illustrata, col sussidio di notizie inedite, la costante amicizia fra i due, ed è constatato come questo dovesse in buona parte agli incoraggiamenti e agli aiuti di quello, l' aver potuto compire la traduzione dell' *Iliade*, mentre si riducono a' minimi termini le tanto decantate sovvenzioni di E. Q. Visconti e del Mustoxidi. — Non occorre qui dire del ben noto lavoro di B. Zumbini, che uscì primamente nell' 86, ed ebbe una terza edizione nel 94[16]). La II e III ed. recano in fine un articolo di M. Kerbaker Sopra un luogo di Shakespeare imitato da V. Monti, in cui si dimostra validamente che l' ode montiana *Invito d'un solitario ad un cittadino* deriva da un episodio lirico di *As you like it*[17]). — Un contributo all' illustrazione del maggiore fra i poemetti montiani sono le tre note o Osservazioni sulla Basvilliana di Giac. Lumbroso[18]). Nella prima si tocca di alcune ine-

10) Per il centenario della Basvilliana, in GLe., XVIII, 11, 1894. 11) RBLIt. II, 111, 1894, dove si fanno alcune correzioni e rettifiche. 12) NAnt., 15 giugno, pp. 589 seg.; 15 luglio, pp. 215 seg., 1894. 13) Oskar Bulle, Die italienische Einheitsidee in ihrer litterar. Entwicklung von Parini bis Manzoni, Berlin, P. Güttig, 1893, -8, pp. XII—345. V. p. 51 seg. 14) Luigi Lamberti (Vita, scritti, amici) Reggio d' Em., tip. degli Artiginelli, 1893, 8°, pp. 220. 15) RBLIt., I 284 (1893). 16) Firenze, Le Monnier. 17) E ristampato in Shakespeare e Goethe nei versi di V. Monti, dello stesso, Firenze, G. C. Sansoni, 1897, p. 1 seg. 18) Roma, 1892 (estr. da RAL.).

sattezze storiche che ricorrono in esso; nella seconda si dimostra che le truci fantasie di cui è ripieno non erano stranezze a quel tempo, ma trovano spiegazione nella letteratura rivoluzionaria; nella terza si espongono le ragioni per cui si debba dubitare che il brano inedito della *Basviliana* (nell' ed. Le-Monnier del '47) appartenga veramente a questo poema.

Tra le edizioni di scritti montiani ricorderemo le Poesie di V. Monti scelte, illustrate e commentate da ALF. BERTOLDI[19]). Il commento è condotto con metodo rigorosamente ermeneutico, ad ogni componimento precede un' introduzione contenente non solo il sunto di esso, ma anche minute notizie circa l' occasione per cui fu scritto. Una recensione notevole di questa pubblicazione, con alcuni appunti, si trova in NAnt., 91, V, p. 365 seg. — L' Iliade d' Omero tradotta da V. Monti con riscontri su le varie stampe e con note per cura di ENR. MESTICA[20]) porge una copiosa raccolta delle varianti delle edizioni precedenti a quella del '25, che fu l' ultima curata dal M. stesso. Si può per esse istituire un utile raffronto de' vari modi e spedienti artistici con cui il poeta raggiunse man mano quella sua uniforme pienezza ed eleganza di verso e di stile.

U. Foscolo. — Diamo prima una rassegna delle pubblicazioni di cose inedite riferentisi al poeta di Zante. Gli Ungedruckte Briefe von Freunden U. Foscolos, pubblicati da AD. TOBLER[21]) sono un contributo importante alla parte più triste della storia di lui in Inghilterra. Le lettere, scritte in inglese e accompagnate da note altrettanto sobrie quanto dense d' informazioni, sono quattordici, e si riferiscono alla malattia e morte del poeta e alle condizioni di sua figlia Miss Floriana Emerytt. — A. MICHIELI rende di pubblica ragione[22]) Alcune carte inedite della famiglia Foscolo, e cioè: lettere di Andrea Foscolo (padre di Ugo) e di Giulio (fratello di questo), alla sorella e alla madre, insieme ad una del poeta stesso alla famiglia in data 23 maggio '16. — Una lettera inedita di U. Foscolo, pubblicata da A. NERI[23]) è quella ch' egli scrisse, in francese, al Campbell, quando ruppe ogni rapporto col *New Monthly Magazine*. Due altre apparvero in GSLIt. per cura di G. ROBERTI[24]), e un' altra ancora in opuscolo per nozze Falcionelli-Ravelli[25]). — Di poco rilievo sono Un bigliettino inedito e una lettera rara di U. Foscolo, che pubblica S. PERI[26]). — Un ms. inedito sull' originale (sic.) dell' Ortis del Foscolo di L. MOLINARO DEL CHIARO[27]) riproduce una breve prosa, scorretta e scipita parecchio, che si trova rilegata in un esemplare del romanzo foscoliano in possesso dell' A.[28]).

---

19) Firenze, G. C. Sansoni, 1882. 20) Firenze, Barbèra 1891. 21) Berlin 1892 (estr. dal vol.: Festschrift zur Begrüssung des fünft. allgem. deutschen Neuphilologentages zu Berlin). 22) NAVen., XII 1. 23) GLe., XV 3, 1891. 24) Lettere inedite di C. Botta, U. Foscolo e V. Cuoco, XXIII P. 416 seg., 1894 25) Cinque lett. ined. scritte da M. Cattaneo, U. Foscolo, G. B. Niccolini, A. Manzoni e M D'Azeglio, Bergamo, Stab. Aless. e frat. Cattaneo, 1894 in 4°. 26) NaA. 1894—95, I sem. p. 55. 27) Napoli, Priore, 1892. 28) È diretto ad una Amelia Moccia, amante dell' ignoto scrittore, che si firma colle iniziali G. P.

GIUS. TAORMINA[29]) istituisce un raffronto, acuto spesso ma non sempre equo, fra i tre carmi sepolcrali del Foscolo, del Torti e del Pindemonte e pubblica (pp. 14—17) alcune postille inedite del primo, con un copioso e talvolta troppo esuberante contorno di notizie. Utili le pagine che studiano il merito poetico e il carattere del Torti, le sue relazioni col Foscolo, col Pindemonte e con altri contemporanei. I rapporti amichevoli col F. son bene illustrati da una lettera, qui pubblicata per la prima volta, del poeta di Zante al Torti stesso (20 marzo 1809).

Passando agli scritti d' indole biografica, mal sapremmo discorrere della Vita di U. Foscolo di FED. GILBERT DE WINCKELS, della quale un sol volume, il II[30]), rientra ne' limiti della presente rassegna, il I essendo uscito fin dall' 1885, e il III ed ultimo solo nel corrente anno. Pare a noi che non sia peranco venuta l' ora di stendere una biografia di Ugo Foscolo, possibilmente completa: troppi punti oscuri o mal noti rimangono, e d' altra parte troppi documenti sono tuttavia inediti, o vengono ogni tanto in luce alla spicciolata. Opportune tornano invece le indagini parziali, tra cui vogliam ricordare in primo luogo i due vol. di GIUS. CHIARINI su Gli amori di U. Foscolo nelle sue lettere. Ricerche e studi[31]), contenenti, il primo uno Studio storico-critico, in cui con molto acume si dipana la matassa arruffata degli amori del F., il secondo il suo carteggio amoroso, distribuito in altrettante sezioni, quante son le persone a cui le lettere si riferiscono. — Di questo lavoro discorrono ampiamente G. BIAGI, in NAnt., 1. Febbr. 1892, 574 seg., e ANT. MARTINETTI in GSLIt. XX, 425, 1892[32]), polemizzando coll' A. e rilevando inesattezze ed errori. — Di un amore del poeta, quello per Antonietta Arese, amore tutto sensuale e che gli ispirò l'ode All'amica risanata, ritesse la storia A. BERTOLDI, nei Commentari dell' Ateneo di Brescia per l'anno 1893. Tra gli scritti di carattere biografico ricordiamo infine: G. TAORMINA, La morte del Foscolo[33]); G. MAZZONI, Un commilitone di U. Foscolo, Giulio Ceroni[34]); G. MAZZONI, Un altro commilitone di U. Foscolo, Ant. Gasparinetti[35]).

Qualche progresso è pure da segnalarsi nel campo intricato degli studi circa i fonti foscoliani. L'unico de' poeti sepolcrali francesi che finora si ricordava come precursore del F. era il Delille; ora, grazie alle erudite ricerche di VITT. CIAN[36]), se ne aggiunge un altro, il Legouvé, autore d' un poema La Sépulture, ora dimenticato, ma molto in voga a' suoi dì. Uscito nel 1801 (mentre L'Imagination del Delille è di cinque anni più tardi), ebbe presto l' onore di nuove edizioni e di versioni, tra cui una italiana del 1802, contenente altri poemi dello stesso, quali Mélancolie e Les Souvenirs. Di questi e di quello l' A.

---

29) L' Epistola sui «Sepolcri» del Torti e alcune postille inedite di U. Foscolo, Catania, tip. sicula 1893 (estr. dalla REt., I 5). 30) Verona, a spese dell' A. 1892 6°. pp. XI—338. 31) Bologna, Zanichelli 1892, -8°. pp. XI - 638; 561. Dello stesso è un articolo sintetico sul F. nella Strenna della RMalt. anno 1891—92. 32) Dello stesso è un articolo in GLe., XVIII 22, 1894: U. Foscolo a Mombello. 33) FD., 1894 n. 15—16. 34) AIV., LI 3, 1893. 35) Venezia, tip. Ferrari. 1894 (estr. da AIV). 36) Per la storia del sentimento e della poesia sepolcrale in Italia ed in Francia prima dei «Sepolcri», GSLIt. XX 3, p. 205 seg. 1892.

porge parecchi squarci, i quali presentano co' *Sepolcri* tali analogie «sufficienti per credere che allorquando il Foscolo si accinse alla composizione del carme immortale, e chiamò a raccolta nell' accesa sua mente immagini e figure a lui note e impressioni ricevute nelle svariate e molte letture, fra quello sciame di farfalle dorate che risposero all' invito fossero alcune immagini e figure e impressioni che egli aveva vedute e provate — povere informi crisalidi ancora — nei versi del poeta francese». Anche *I Cimiteri*, pubblicati nel 1804 dal conte G. B. Giovio, più tardi amico del poeta, dimostra l' A. che non gli dovessero essere ignoti. — Sui rapporti tra l' *Ortis* e il *Werther* ritorna F. ZSCHECH in un accurata monografia[37]), che è il complemento di un suo precedente studio sull' argomento, apparso in ZVglL., N. F., III, p. 46 seg., 1890. La dipendenza dell' Ortis dal Werther fu negata, come si sa, dal F., il quale asserì d' aver conosciuto il romanzo goethiano solo dopo aver finito il proprio. A sbugiardarlo, veniva scoperta nel 1887 la prima redazione dell' *Ortis*, cioè la *Vera storia di due amanti infelici*, che in quell' anno medesimo era ristampata dal MARTINETTI e dall' ANTONA-TRAVERSI. Contemporaneamente, nell' VIII vol. del *Goethe-Jahrbuch*, usciva la lettera in questione del F. al Goethe, nella quale gli presenta la sua opera «a cui forse — gli dice — diede origine il vostro Werther». Per spiegare questo «forse», lo Z. rileva, con molta diligenza di ricerca e di comparazione, come l' opera del Goethe non influì dapprima sul F. direttamente, bensì per il tramite di elaborazioni e imitazioni, specialmente francesi, quali: *La Werthérie* di Pierrin, le *Lettres de deux amants*, un libretto d' opera, *Nina la Pazza* posto in musica dal Paisiello, ecc. Argomenta anche lo Z. che nella *Vera storia* il F. s' ispirasse alla sua passione per Teresa Monti, mentre nella redazione definitiva dell' *Ortis* quell' antico affetto è fuso con un altro, ancor più violento, per Antonietta Fagnani-Arese. — Segnaliamo ancora: Un passo del »Giorno« del Parini e una lettera di U. Foscolo, di C. U. POSOCCO[38]) e And. Chénier e U. Foscolo, di GIUS. ALBINI[39]), in cui si rilevano le analogie e rispondenze fra la vita, la carriera e gli intenti artistici dell' uno e dell' altro poeta.

Sul testo delle tragedie di U. Foscolo discorre G. MARTINETTI[40]), rettificando parecchi errori incorsi nell' edizione dell' Orlandini e in quella del Mestica, il quale spesso, credendo correggere le sviste di quello, alterò il testo. Sostiene poi con valide ragioni che le *Notizie storico-critiche sul Tieste* non sono del F., come altri ritengono. — SALV. CASSARÀ, pubblicando il Carme dei Sepolcri, con prolegomeni, note varie e appendice filologica[41]), s' adopera, non sempre felicemente a dir vero, per iscagionare il F. dell' accusa di materialista: copioso è il commento, talvolta anzi farraginoso. — SEV. FERRARI pubblica le Liriche scelte, i Sepolcri e le Grazie commentate[42]), esponendo l' intento e il carattere d' ogni componimento e dilucidandone

37) U. Foscolos Brief an Goethe, Mailand, den 15. Januar 1802, Hamburg 1894 (estr. dal Bericht der R. am Eilbeckerwege zu Hamburg). 38) BSClIt. VI 11, 1894. 39) RN. LXXI, 1 giugno 1893, p. 585 seg. 40) GSLIt. XXIII 208 seg. 1894. 41) Palermo, Spiunato 1894. 42) Firenze, Sansoni 1891.

egregiamente le difficoltà. — Delle Prose di U. Foscolo è accurato editore FER. MARTINI[43]) che le accompagna con un proemio sulla vita e le opere dello srittore. Vi accoglie brani dell' *Ortis*, della *Difesa del sergente Armani*, delle *Lezioni d' eloquenza*, del *Viaggio sentimentale*, del *Discorso sul testo del poema di Dante* e, integralmente, le *Notizie intorno a Didimo Chierico*.

Di due pubblicazioni straniere dove si discorre del F. basterà far menzione. Il BULLE, nella parte dell' op. cit. che dedica a lui (p. 119seg.) parla dell' origine, del concetto fondamentale e degli elementi patriottici e fantastici dei *Sepolcri*. Per spiegare poi la contraddizione tra il classicismo del F. e la simpatia da lui dimostrata per alcuni de' principî romantici, ricorre nientemeno che alla vieta dottrina delle due anime che, secondo l' espressione di Dante, s' accendono in noi l' una sull' altra! (p. 206). — Gli Etudes sur les poètes italiens Dante, Pétrarque, Alfieri et Foscolo et sur le poète sicilien Gius. Meli di GUST. CHATENET[44]) sono per la maggior parte detestabili versioni da questi poeti: ne fece ragione F. FLAMINI in RBLIt., I, p. 29, 1893, che riferì pur qualche esempio del modo miserando con cui è tradotto il F. Gli studi biografici che precedono non sono altro che articoli di dizionari e d' enciclopedie.

G. Leopardi. — Per cominciare dagli scritti relativi alla vita, C. ANTONA-TRAVERSI pubblicava nel 1891 il II vol. dell' opera: I genitori di G. Leopardi[45]), contenente studi di diversi tra cui: G. PIERGILI, Il Conte Monaldo, La libreria Leopardi in Recanati, Il primo saggio di bibliografia leopardiana; F. D'OVIDIO, Un giudizio di De Sanctis su Monaldo Leopardi, ed altri di D. GNOLI, M. MESTICA, ecc. — Le Nuove ricerche su la vita e le opere di G. Leopardi di G. A. CESAREO[46]) s' aprono con una dissertazione su *La Silvia*, in cui l' A. prende a dimostrare, con argomentazioni troppo più sottili che persuasive, l' identità delle due fanciulle Silvia e Nerina. Nello studio *Aspasia* raggruppa e illustra le quattro poesie riferentisi all' amore per la Targioni-Tozzetti. Segue un saggio su La ginestra e la poesia delle rovine, a cui tien dietro uno studio su I precursori greci del pessimismo. Alcuni errori che ricorrono in questo lavoro, specialmente circa la cronologia delle poesie leopardiane, son rilevate da O. BACCI in GSLIt., XXI, p. 427seg. Un' affermazione alquanto precipitata che ricorre nel saggio sulla *Ginestra* è confutata da I. DELLA GIOVANNA[47]), che cita passi di Virgilio, Lucrezio e Luciano per mostrare come negli antichi scrittori non manchino traccie di quella particolar poesia, che nasce dalla contemplazione di città rovinate[48]). — Gli amori di G. Leopardi e Pensieri cavati dall' Epistolario e dalle appendici di esso, ecc., di C. U. POSOCCO[49]) sono spigolature dalle lettere leopardiane, precedute da un discorso sugli amori del poeta. — E su

---

43) Verona, Tedeschi 1891. 44) Paris, libr. Fischbacher, 1892 -8°, pp. VIII—292. 45) Scaramuccie e battaglie, Recanati, Simali. Il I era uscito nell' 1887. 46) Torino-Roma, L. Roux 1893. -8° pp. 229. 47) Donne di poeti. Silvia e Nerina, in NRa., 26. Febbr. 1893. 48) Il Cesareo ribattè, ma poco efficacemente, in un articolo Leopardiana, NRa. 11 giugno 1893. 49) Vittorio, Zoppelli 1894. -16°, pp. VII—104.

Gli amori di G. Leopardi ritorna L. PIERETTI[50]), per sostenere che il poeta amò in Bologna due altre donne, oltre la Malvezzi. — In un articolo del giornale di Napoli *Don Marzio*[51]) N. ZINGARELLI, rettificando le asserzioni del Ranieri e d' altri in proposito, indica con precisione quali furono le case abitate del poeta in quella città.

Nuovo contributo alla conoscenza della vita del Nostro reca la V ristampa dell' *Epistolario*[52]), a cui sono aggiunti alcuni ricordi sulla vita e le opere di lui, comunicati a voce o per iscritto al compilatore da Carlo e da Paolina Leopardi. Son qui raccolte «tutte le lettere di lui conosciute», con alcune inedite a G. P. Viensseux e ripartite ne' tre volumi con logico accorgimento: nel I quelle scritte durante il tempo in cui il L. rimase sotto la giurisdizione paterna (fino al luglio 1825); nel II quelle scritte fino alla partenza per Napoli; nel III le ultime, fino al dì della morte. E a lamentarsi che manchino le note bibliografiche a ciascuna lettera, onde riesce impossibile far riscontri e constatare l' autenticità. — Nei Carteggi inediti o rari antichi e moderni, I ser., disp. I di FIL. ORLANDO[53]) vi son lettere del Giusti, del Tommaseo e del Ranieri con accenni al L. — Qualche lettera inedita di questo è pubblicata in appendice allo scritto di DOM. BERTI: I Piemontesi e la Crusca[54]).

Fra le nuove edizioni ricordiamo: Canti, con introduzione e commento di FER. MARTINI[55]), sedici in tutto, accompagnati da sobrie note; I Canti, commentati da ALFR. STRACCALI[56]), in cui si danno per la prima volta (se non si tien conto della raccolta del CAPPELLETTI), le liriche tutte approvate dal poeta; le note sono eccellenti e riguardano specialmente lo svolgersi e il modificarsi del pensiero leopardiano, con frequenti richiami alle prose; Prose scelte ed annotate, ad uso delle scuole secondarie dal Prof. GIUS. FINZI[57]), con una prefazione in cui si riduce alle vere proporzioni il merito del L. filosofo, si esamina il valore estetico delle prose e se ne rilevano gli errori perniciosi; I Canti, con interpretazione e commenti di P. E. CASTAGNOLA[58]), il quale si dà gran cura di notare le ipotiposi, le metonimie e le prosopopee del testo, trascurando le maggiori difficoltà che vi s' incontrano. A p. X è affermato che il L. tolse la gloria della lirica non pure al Foscolo, ma al Petrarca. — I. DELLA GIOVANNA ci dà una ben curata edizione delle Prose artistiche di G. Leopardi[59]) e, sotto il titolo: La ragion poetica dei canti di G. Leopardi[60]), un' analisi estetica molto fine

---

50) GLe. XVIII 35, 1894. 51) 2—3 giugno 1894 Il Leopardi in Napoli. 52) Epistolario di G. Leopardi raccolto ed ordinato da Prosp. Viani. V ristampa accresciuta e più ampliata. Firenze, Succ. Le Monnier, in 3 vol. 1892. -8°, pp. IV—572—522—448. 53) Firenze, Bocca 1892. 54) In Scritti vari vol. I Torino-Roma, Roux, 1892. 55) Verona, Tedeschi 1892, -8° picc. pp. 100. 56) Firenze, Sansoni 1892. -8° pp. XI—241. 57) Firenze, R. Bemporad e f°. 1892. -16°, pp. XV—254. 58) Firenze, Le Monnier 1893. -8° pp. XVIII—334. 59) Verona, Tedeschi 1893. 60) Verona, Tedeschi 1893 (estr. da BSCIIt.). Lo stesso aveva pubblicato nel 1883 (Firenze, Le Monnier) Undici Canti di G. Leopardi, con introduzione e commento. E' il lavoro di cui si discorre nello studio Un nuovo commentatore del Leopardi, ristampato in Studi di letteratura italiana di FRANC. COLAGROSSO, Verona, Tedeschi 1892. -16°, pp. 262.

della poesia leopardiana, che tende a dimostrare come, anche nella forma o tecnica dell' arte, il Recanatese prediliga le antitesi e i contrapposti, e si conclude ch' egli non ha un vero sistema di filosofia, ma sempre oscilla tra contraddizioni e dissidi. — E un *commento estetico* chiama pure CAM. TRIVERO quello ch' egli fa dei versi L' Infinito di G. Leopardi[61]), commento in buona parte soggettivo, ma gustoso e confortato d' argute osservazioni. Queste poche pagine egli rifuse in un lavoro di più lunga lena: Saggio di commento estetico al Leopardi[62]), in cui esamina molto minutamente le ragioni artistiche di lui e i motivi e la natura del suo dolore. — G. ROMANO-CATANIA studia L' etica sociale nelle opere di G. Leopardi[73]); FRANC. MORONCINI porge un denso Studio sul Leopardi filologo[64]), in cui sfata il troppo ripetuto encomio tributato dal Giordani all' amico suo, di «grande filologo», encomio al quale non corrisponde l' erudizione classica, copiosa bensì, ma non sistemata nè criticamente distribuita, che il L. andò ammassando ne' suoi studi giovanili: sottopone poi ad un esame, che si può dire definitivo, gli scritti filologici di lui. — Alle stesse conclusioni arriva M. PUGLISI-PICO nel suo Contributo allo studio di G. Leopardi filologo[65]), in cui per la prima volta si rilevano molte inesattezze nelle citazioni classiche del L. nelle note all' *Inno a Nettuno*. — Una buona analisi del *Consalvo* e del *Risorgimento* si contiene negli Studi di psicologia applicata alla Letteratura di DOM. BOSURGI[66]). — ANDR. GABRIELI enumera le Anomalie Leopardiane[67]), cioè le varie contraddizioni del poeta ne' suoi sentimenti verso Recanati, ne' giudizi dati delle varie città ch' egli visitò e ne' rapporti col Giordani, col Colletta, col Mai e col Monti.

Numerose le scritture di carattere ermeneutico. Tali sono: Il dialogo di Fed. Ruysch e delle sue mummie, saggio d' interpretazione, di A. BORGOGNONI[68]); Un passo oscuro del «Sogno» leopardiano, di L. PIERETTI[69]); una Nota leopardiana di GIOV. NEGRI[70]), in cui si propone una nuova interpretazione d' un passo controverso nel *Primo Amore*[71]), e specialmente le Divagazioni leopardiane dello stesso[72]). Vi sono interpretati, con grande erudizione e acutezza (questa forse talvolta eccessiva), altri passi della poesie del L., e cioè: del *Primo Am.* (v. 55; 61—63; 67—69; 85—87), delle *Ricordanze* (v. 60; 172—173), del *Pens. dom.* (v. 132), dell' *Aspasia* (v. 7), de' versi *A Silvia* (v. 29; 35) e delle canzoni *All' Italia* (v. 73) e per il *Monum. di Dante* (v. 54—60).

Tra i lavori concernenti i fonti leopardiani, è notevole uno di I. DELLA GIOVANNA: L' uomo in punto di morte e un dialogo di

61) Salò, tip. Conter 1891. 62) Salò, Devoti 1892. -8°, pp. 279. Si veda su questo lavoro O. BACCI in GSLIt. XXI, 425 e R. RENIER in GLe., 20 ag. 1892. 63) PIt., VIII 29, 1893. 64) Napoli A. Morano 1891. 65) PIt., X, p. 295 seg., 1894. 66) Catania, Gianotta 1892. 67) Bari, tip. Cannone 1891. 68) Verona, Tedeschi 1892. 69) BSCIIt. V 13, 1893. 70) Pavia, tip. del Corriere ticin., 1893. 71) «Ned io ti conoscea, garzon di nove E nove soli in questo a pianger nato, ecc.» = Nè io, garzone com' era di nove e nove soli, ti conoscea amore, quando facevi le prime prove in questo a pianger nato, cioè in questo infelice, contro dei me. 72) Pavia, tip. del Corriere ticin., 1894, vol. I, -8° pp. 204.

G. Leopardi[73]), in cui, a proposito del *Dialogo di F. Ruysch e delle sue mummie*, si riportano i giudizi che scrittori antichi, medioevali e moderni diedero circa il passaggio dalla vita alla morte, e si dimostra che il ragionamento del L. in questo dialogo è tolto quasi di pianta dalla *Histoire naturelle de l' Homme* del Buffon. — P. BILANCINI mette a raffronto G. Leopardi e Al. Guidi[74]), rilevando le rassomiglianze ch' essi presentano di forme poetiche e di maniere di stile, e le reminiscenze guidiane presso il Recanatese, specialmente nelle poesie giovanili. — Studi parallelli sono ancora: La vita umana secondo le idee di Leopardi e di Manzoni, di G. T. TOZZI[75]) e Leopardi e Swinburne, di ROM. FIOCCA[76]).

Scrittori minori. — Rifacendoci alle indagini di lettere inedite, sconosciute o mal note, ricordiamo anzitutto le quindici Lettere inedite di P. Giordani, che ALF. BERTOLDI rende di pubblica ragione[77]), illustrandole in un succoso proemio, dove dichiara i nomi meno noti che in esse ricorrono e fissa la cronologia di alcune prive di data. Appartengono tutte agli anni 1808—1814: notevoli specialmente quelle dirette al Monti (in una delle quali si parla del *Panegirico* a Napoleone) e a C. Arici, contenenti acuti giudizi sopra cose letterarie. Un' altra lettera inedita di lui, pubblicata da G. BOSSI[78]) e diretta a uno sconosciuto (probabilmente a un giovine che l' aveva richiesto di consigli circa la lettura de' romanzi), porta un retto giudizio sopra i *Promessi Sposi*. — Tre lettere di I. Pindemonte pubblica UMB. MARCHESINI (a G. Rosini, 1808; a F. Bellotti, 1820; a P. Schedoni, 1806), altre il FIAMMAZZO, nella citata raccolta, e un' altra P. SGULMERO, con commenti[79]). Pure il FIAMMAZZO ne pubblica parecchie di A. Cesari, tra cui una contenente una lunga dissertazione sulla questione circa la forma delle bolge infernali e l' inclinazione del piano di Malebolge. — Notevoli sono le Lettere inedite d' illustri italiani a Fr. Cassi, pubblicate da C. VITERBO[80]) — ve ne sono del D' Azeglio, del Marchetti, del Capponi, del Maffei e del Giordani — e il Giudizio di A. Manzoni sul volgarizzamento della Farsaglia di Lucano di Fr. Cassi[81]), lettera in cui il Lombardo fa grandi elogi di quella traduzione e ne enumera i pregi: è in data 12 genn. 1829. Lettere del Torti, di Monaldo Leopardi, del Perticari e di Costanza Monti Perticari si contengono nelle citate Spigolature letterarie inedite di L. AMADUZZI; una di Vincenzo Cuoco e cinque di Carlo Botta sono nella pur citata raccolta del ROBERTI. Due lettere inedite del Perticari a Costanza Monti pubblica TOM. CASINI[82]): sono senza data; probabilmente furono scritte tra il febbr. e il marzo del 1812, pochi mesi prima del matrimonio, e sono riboccanti d' affetto.

73) Città di Castello, Lapi 1892. 74) Trani, Vecchi. 1894 (estr. dalla RaP. 75) NaA. vol. II, p. 238, 1892. 76) PIt vol. IV p. 28 seg., 1892. 77) Torino, E. Loescher 1893 (est. dal GSLIt., vol. XXII pp. 158 segg. 78) GaE. 15 luglio 1873 — porta semplicemente la data: 31 maggio. 79) Una lettera di I. Pindemonte a T. Gargallo, Verona, tip. Annichini 1891 (per nozze Meneghetti-Stegagno). 80) Pesaro 1891 tip. G. G. Federici. 81) Pesaro, tip. G. G. Federici 1892 (per nozze Palazzi-Giannuzzi), per cura di FIL. ALBINI. 82) Pesaro, ibid., 1894 (per nozze Cassin-D'Ancona).

G. SFORZA illustra L' eredità di P. Giordani[83]; Dei sermoni di I. Pindemonte tratta L. CISORIO[84]), notandone i pregi e le reminiscenze di autori italiani e latini (specialmente d' Orazio). MICH. SCHERILLO prende in esame la tragedia Arminio dello stesso[85]), rettificando i giudizi che ne furono dati, rilevandone gli elementi storici e d' invenzione e le imitazioni che vi si riscontrano (specialmente dello Shakespeare, dell' Alfieri e del Monti). Ricordiamo ancora: G. TAMBARA, Un libro di A. Marsand e una lettera di I. Pindemonte[86]) e G. NASALLI-ROCCA, I. Pindemonte a Piacenza[87]).

Nello scritto A. Cesari precursore degl' Irredentisti[88]) FR. BONCI vuol dimostrare che la questione dell' irredentismo, nel senso di diffondere la lingua nazionale ne' paesi soggetti alla dominazione straniera, ebbe per precursore il purista veronese. Di questo si mette in rilievo l' amore per l' Italia, e le persecuzioni che gli furon minacciate dal governo austriaco. — Di un poeta delle cosidette terre irredente, il Gazzoletti, si occupa con amore M. MAINONI[89]): lo segue passo passo ne'suoi studi, nelle sue vicende letterarie e politiche, ne illustra il patriottismo, ne esamina la ricca e varia produzione (liriche, drammi, versioni oraziane). — A. DONATELLI porge uno studio sintetico sopra La vita e le opere di C. Arici[90]). — L. D' ISENGARD ritesse la vita di Lorenzo Costa, l' autore del poema *Colombo*[91]), ch' egli minutamente esamina insieme al canzoniere di lui, nota lo spirito patriottico e le imitazioni classiche del poeta. — Le Narrazioni scelte dalle Istorie di P. Colletta e di C. Botta a cura di GIUS. PIERGILI[92]) sono una serie di brani de' due storici disposti in ordine continuato e cronologico, con opportune note storiche e filologiche. Del poema *Camillo o Vejo conquistata* del Botta si occupa, con amore e discernimento, UL. MARCHESELLI[93]) e ne dà un giudizio severo, ma giusto. — GIOV. SFORZA studia Il Pananti in Inghilterra[94]), pubblicando tre lettere inedite del poeta da quella contrada (due del 1803, l' altra del 1806), belle e ricche di notizie sulla sua vita colà e sull' elemento che lo circondava. — L. ANDREONI pubblica un discorso politico tenuto ai tempi della rivoluzione francese, dallo stesso poeta di Mugello[95]).

1895. Monti. — Esce quest' anno il V e ultimo volume dell' eccellente Manuale della letteratura italiana di AL. D' ANCONA e OR. BACCI, che tratta unicamente della letteratura del nostro secolo[96]). I nomi de' due autori rendono superfluo

---

83) GLe., XVIII 1, 1894. 84) Pontedera, tip. Ristori 1893. 85) L' «Arminio» del Pindemonte e la poesia bardita, in NAnt., 16 apr. 1892, pp. 589 segg. 86) RPa. I, IV, 1891. 87) Strenna piacentina pel 1893. 88) Pesaro, tip. Federici, 1893. 89) Ant. Gazzoletti, poeta e patriota, con documenti e scritti inediti, Milano, tip. Bertolotti 1894, -16°, p. 146. — I documenti furono forniti all' A. dalla vedova del poeta. 90) *CD.*, 1892, nn. 24—42. 91) Una letteraria esumazione, in RN., 1 ag. 1894, pp. 407 segg. 92) Firenze, Succ. Le Monnier. 1894. 93) Nelle sue Note di letteratura italiana, Cesena, soc. tipogr. 1893. (961) GSLIt., vol. XIX, I sem. pp. 389 segg. 1892. 95) Discorso pronunciato alla società patriottica dal cittadino F. Pananti, in BSLM. I, 11, 1893. 96) Firenze. Barbèra ·8°, pp. 294.

l'affermare che la sezione di esso dedicata al Monti (pp. 25—58) è un lavoro sintetico ben ordinato, in cui si registra quanto di più importante si venne facendo ultimamente sopra la vita e l' opera del poeta. — Valendosi de' nuovi materiali prodotti nelle Lettere inedite e sparse, pubblicati da A. Bertoldi e G. Mazzatinti[97]), M. MENGHINI, in un articolo intitolato Monti, Sherlock e Zacchiroli[98]), ritesse la storia delle polemiche feroci sostenute dal M. col dottore inglese e coll' avventuriere giornalista e poeta — LUIGI CISORIO sottopone a minuta analisi „La Visione di Ezechiello“ di V. Monti[99]), rileva come l' ispirazione di essa sia biblica e come il poeta abbia tradotto quasi alla lettera i versetti del capo XXXVII delle profezie di Ezechiele. Quanto alla forma — aggiunge l' A. — il M. imitò il Varano, di cui era ammiratore; asserzione questa tuttavia, ch' egli non conforta di prove — SEV. PERI[100]) pubblica una breve e gustosa satira inedita in versi del M. contro una società di dilettanti drammatici milanesi, e l' accompagna con opportuni commenti e probabili congetture.

Foscolo. — Anche più ampia è la trattazione che il Manuale or ora mentovato D'Ancona-Bacci dedica al poeta di Zante (pp. 59—105), e condotta col solito metodo rigorosamente critico e sopra gli ultimi e più notevoli risultati, di cui si dà un cenno con sobrio discernimento. — A. GRAF, accoppiando da par suo la genialità dell' artista colla diligenza dell' erudito, illustsa alcuni punti della psicologia dell' *Ortis*[101]), tra cui la genesi dell' infelice amore dell' eroe; tocca de' difetti appuntati a quest' opera e del «romanticismo giovanile» dell' autore, concludendo, contro la sentenza del Byron (il quale, come è noto, chiamara il F. «uomo antico»), che egli è «uomo assai moderno sotto l'antica vernice» (p. 419). — ANT. MEDIN, valendosi di documenti inediti, tesse La vera storia di Jacopo Ortis[102]): mostra che il tipo reale del romanzo foscoliano fu un Friulano studente a Padova, Girolamo Ortis, che si uccise in quella città il 29 marzo 1796. Ribadisce poi la falsità dell' asserzione fatta dal F. circa all' originalità dell' ispirazione nel proprio romanzo, ed aggiunge nuovi argomenti ai già noti per sostenere ch' egli prese le mosse dal *Werther* goethiano, da lui già conosciuto quando s'accinse alla Vera Storia. — SALV. CASSARA riproduce, con qualche ampliamento, la sua edizione delle Poesie di Foscolo, scelte e commentate ad uso delle scuole d' Italia[103]). — P. CARBONARA illustra La mente politica di U. Foscolo[104]) — S. PERI pubblica Una lettera inedita e una lettera rara di U. Foscolo a Fil. Chiotti, di poca importanza[105]).

Leopardi. — Le prose leopardiane ebbero due diligenti editori e illustratori in ILD. DELLA GIOVANNA[106]) e in NIC. ZINGARELLI[107]), che

---

97) Cfr. il resoconto degli anni 1891—94. 98) NAnt., 15 luglio, pp. 304 segg. 99) Massa, tip. Medici, ediz. di 45 esemplari per nozze Flamini-Fanelli. 100) Una satira inedita di V. Monti e il teatro patriottico in Milano, in NaA. 15 maggio. 101) Rileggendo le «Ultime lettere di Jacopo Ortis», in NAnt., 1 giugno, pp. 401 segg. 102) NAnt., 1 marzo. 103) Palermo, Giliberti -16°, pp. 147. 104) RaP. XI, 4. 105) NaA., 1895—96, I sem., pp. 62 segg. 106) Le prose morali commentate, Firenze, Sansoni, -8°, pp. XXXII, 371. 107) Operette morali di G. Leopardi, ricorrette sulle edizioni originali, con introduzione e note ad uso delle scuole. Napoli, L. Pierro, -8°, pp. LXV, 409.

lavorarono intorno ad esse indipendentemente l'uno dall'altro. Nella raccolta del primo, le prose morali si trovan tutte per la prima volta corredate di note, in cui son messe a raffronto le correzioni fatte al testo dal Leopardi medesimo, e son precedute da acconce notizie, in cui si dichiarano i fonti di ciascuna di esse: notevole specialmente un brano dello Smollett, da cui il L. prese l' ultimo particolare della sua *Scommessa di Prometeo.* In una bella prefazione, densa di giudizi e d'osservazioni circa la cronologia delle varie prose ed altri punti, si dimostra una volta di più che il L. non è «sommo filosofo», si mettono in evidenza i sofismi, i paradossi, e il carattere intimamente soggettivo della sua «filosofia». Il testo è quello del Mestica[108]), ma con alcune correzioni di cui si dà ragione nelle note[109]). — Co' medesimi intendimenti e collo stesso metodo è condotta l' edizione dello Zingarelli, che nell' «Introduzione» illustra la genesi e la varia fortuna delle *Operette*, le raggruppa secondo la loro contenenza, e ne sviscera la significazione filosofica e il valore letterario[110]).

Giov. Negri fornisce un altro contributo all' esegesi leopardiana, illustrando con vasta dottrina classica e fine gusto L' ultimo canto di Saffo di G. Leopardi[111]), ch' egli seziona ed esamina strofa per strofa, verso per verso, rendendosi ragione de' concetti meno chiari, e indagandone la fattura e la motivazione intima. — Emma Boghen Conigliani studia con certo garbo femminile, ma alquanto superficialmente e con molta retorica, *Le Ricordanze*[112]) — Catello De Vivo tratta, in mezzo a molte divagazioni ed a ripetizioni di cose viete, Il sentimento della natura in G. Leopardi[113]), prendendo in considerazione tutte le poesie leopardiane. — Jolanda, nel suo scritto intitolato Le descrizioni nei «Paralipomeni della (sic) Batracomiomachia» di G. Leopardi[114]), si limita a qualche superficiale e scolastica osservazione sulle descrizioni del giorno e della notte che ricorrono in quell' opera. — Ad una comunicazione di L. Pieretti circa i Caratteri di Teofrasto in GSLIt., XXVI, 463 segg., ripubblicate nel giornale *Il popolo romano* (n. 293), risponde, nel n. 312 del giornale stesso, A. Romizi, ingegnandosi di mostrare che il poeta non tradusse veramente l' opera di Teofrasto: è certo soltanto che restano ancora inedite, ignote, o poco note le annotazioni latine ch' egli appose ai Caratteri. — Un lavoro sintetico di molto pregio sopra il L. è quello che ne porgono A. D' Ancona e O. Bacci nel citato Manuale (pp. 165—214).

Intorno a' fonti del poeta si esercita C. U. Posocco, che rintraccia nella *Ginestra*[115]) molte reminiscenze e imitazioni d' antichi e moderni scrittori (Virgilio, Plinio il giovine, Dante, Petrarca, Sannazaro, Tasso, Holbach). — Riportandosi ad un' osservazione del Posocco medesimo,

---

108) Firenze, Barbèra 1890. **109**) Si cfr. su questo lavoro Ferr. Martini in GSLIt., XXVII, pp. 136 segg.. 1896 e N. Zingarelli in RCLIt., I, pp. 17 segg. **110**) Cfr. Ild. Della Giovanna in RBLIt., II, pp. 308 segg. **111**) Pavia, tip. cooperativa -16°, pp. 136. **112**) Le Ricordanze di G. Leopardi. Studio critico, Udine, tip. G. B. Doretti -16°. pp. 32. **113**) Napoli, Guerriera, -8°, pp. 120. **114**) NaA., 1894—95, II sem., pp. 473 segg. **115**) La Ginestra di G. Leopardi, II ed. riveduta, Vittorio, Zoppelli, pp. 21.

A. Belloni[116]) rileva che dal poema del secentista Graziani (Il Conquisto di Granata) il L. non prese solo i nomi di Consalvo ed Elvira, ma altro ancora. E cita parecchi luoghi del poema, che hanno innegabile somiglianza d'intonazione, di forma, o di concetto con passi leopardiani. — Una conferma di ciò che il Gioberti e il Caro ebbero già a dire circa le affinità intellettuali che esistono tra il Recanatese e il Pascal, fornisce M. Losacco nell' opuscolo: Il sentimento della noia nel Leopardi e nel Pascal. Prende in considerazione il LXVIII *Pensiero*[117]) sulla noia, e osserva che nelle parole in cui il L. nega che dallo «esame di tale sentimento nascano quelle conseguenze che molti filosofi hanno stimato di raccorne», allude appunto al Pascal, dal quale egli desunse parecchie tetre considerazioni, pur contrastando con lui in altri punti.

Scrittori minori. — Alf. Bartoldi illustra L' amicizia di P. Giordani con Ant. Cesari[118]), valendosi di lettere inedite scambiatesi fra i due scrittori. Trattano queste di cose di letteratura, e attestano i rapporti cordiali che correvano tra il poligrafo piacentino e il purista veronese, rapporti però che furono turbati da qualche dissapore, come l' A. constata. — Lo stesso pubblica, corredandole d' erudite note, Venti lettere inedite di P. Giordani[119]): quattordici sono dirette a Salv. Betti, le altre a vari letterati, e sono similmente d' argomento letterario. In una è data la curiosa notizia che la Congregazione dell' Indice pensò per un momento a proibire il romanzo manzoniano. — Una bella lettera descrittiva del p. Ant. Bresciani è resa di pubblica ragione da S. Peri[120]).

1896. Monti. — Il II e ultimo volume delle Lettere inedite e sparse di V. Monti raccolte e ordinate da A. Bertoldi e G. Mazzatinti[121]) contiene il carteggio montiano dal 1808 al 1828, anno di sua morte. Sono 419 lettere, per la grandissima parte inedite, in cui si può ben dire che il Monti riviva, in mezzo alla pleiade degli illustri contemporanei che gli fanno corona. Troppo già si conosceva intorno alle relazioni di lui col Foscolo, perchè si abbian qui a trovare nuovi dati in proposito; apprendiamo invece non pochi particolari sul matrimonio della figlia Costanza. Un buon numero di queste lettere sono di sollecitazione o di raccomandazione, oppure si riferiscono a servigi e favori di cui lo scrivente era richiesto. Sono date in appendice 22 lettere (scritte tra il 1779 e il 1807), che si aggiungono a quelle del I volume. — Tom. Casini fa alcuni appunti al II vol.[122]), e reca altre nove lettere inedite, sfuggite alle ricerche de' compilatori, di cui due al Perticari. Raf. Fornaciari porge un' ampia notizia de' due volumi in NAnt. VI, pp. 727 segg. — In questo stesso periodico[123]) Al. Luzio pubblica uno studio sopra Gius. Acerbi e la «Biblioteca

---

116) Di una probabile fonte del «Consalvo» di G. Leopardi, nel *Risorgimento* di Foggia, I, 6—7. 117) Torino, pp. 12 (estratto da AAST.). 118) NAnt., 15 marzo, pp. 297 segg. 119) Reggio nell' Emilia, tip. Artigianelli (per nozze Venturi-Strazzani), -8°, pp. 38. 120) Dal romitaggio di Melan al piccolo S. Bernardo e ad Aosta — Lettera inedita del p. A. Bresciani, in NaA., 1895—96, I sem., pp. 889 segg. 121) Torino-Roma, Roux, Frassati e Comp. -8°, pp. VII—495. 122) IV, pp. 577 segg., VI, pp. 312 segg., 457 segg.

Italiana», descrive la carriera del famoso giornalista, la sua attività, specialmente come direttore della Biblioteca, e i suoi rapporti col M., col Giordani e con altri illustri italiani e stranieri. — Alcune prose del M. pubblica R. FORNACIARI[123]) illustrandole con dense note e con una erudita prefazione intorno al valore critico di lui, alle sue qualità come prosatore, alle teorie di lui sulla lingua e alle lotte che sostenne colla Crusca. La raccolta contiene alcuni squarci delle lezioni tenute all' università di Pavia, del giudizio sui tre satirici latini, degli scritti omerici, della lettera al Bettinelli, alcuni articoli della *Proposta*, e cinque lettere.

Foscolo. — Due lettere di U. Foscolo pubblica G. A. MARTINETTI[124]), dirette l' una a Spirid. Maranzi (28 maggio 1814), l' altra a Atan. Politi (3 giugno 1814), per raccomandare il giovine greco Stefano Bulzo, che era venuto a studiare in Italia ed era stato affidato alla vigilanza di lui. Esse riconfermano e illustrano la premura grande e l' affetto quasi paterno, da cui il F. era animato verso il suo giovine connazionale. — Da alcuni versi (inediti) diretti dal poeta di Zante ad Ant. Cesari, SEV. PERI[125]) prende occasione per discorrere delle credenze religiose di lui. — Quattro lettere inedite del F. si contengono pure nei Carteggi pubblicati da FIL. ORLANDO[126]). Ma il contributo più notevole in fatto di cose inedite foscoliane è l' articolo di G. A. MARTINETTI: Della Bellezza. Una minuta di lettera di U. Foscolo[127]). Si tratta d' un frammento di prosa in cui discorre della bellezza e che l' Orlandini ebbe già ad introdurre nel *Gazzettino del bel mondo*, come se facesse parte di questo scritto. Esso fu tolto invece da una minuta di lettera che il poeta vergò sulla prima pagina d' un libro — forse l' *Ortis* — ch' egli donava a una giovine inglese. Era questa, come si raccoglie dalla lettera stessa, una delle figlie di Carlotta Campbell, probabilmente Miss Eleonora.

Cogli stessi criteri seguiti nella raccolta montiana sopra accennata, R. FORNACIARI pubblica scelte prose del F.[128]), ordinandole per lo più cronologicamente secondo l' edizione lemonneriana, ma depurandola degli errori del Mayer e dell' Orlandini. Nella prefazione, ricca di notizie accurate e d' opportune osservazioni, mette bene in evidenza come il F. muti di stile secondo i vari generi di prosa che sceglie a trattare. Delle prose figurano nella raccolta alcuni brani dei commenti alla Chioma di Berenice, delle lezioni pavesi, delle osservazioni sul poema del Bardo di T. Gray e sulla traduzione fattane dal Berchet, degli scritti sulla questione della lingua e sui testi del Decamerone e della Commedia, e, per intero, il *Saggio sulla nuova scuola drammatica in Italia*[129]). — P. PAOLO FALLETTI riferisce sopra L' impiego di U. Foscolo in Bologna[130]), valendosi di documenti tratti dall' archivio governativo di quella

---

123) Prose scelte critiche e letterarie di V. Monti con note e prefazione, Firenze, G. Barbèra, -8°, pp. XLI, 381. 124) GSLIt., vol. XXVIII, 260. 125) U. Foscolo e il ministro Ant. Veneri, in NaA., 1895—96, II sem. pp. 64 segg. 126) Carteggi italiani inediti o rari antichi e moderni, I ser., disp. III Firenze, Bocca. 127) GSLIt., XXVII, pp. 108 segg. 128) Prose scelte, critiche e letterarie di U. Foscolo, con note e prefazione, Barbèra, Firenze. 129) Dei due volumi del Fornaciari discorre, in RCLIt., II, pp. 33 seg., E. P., proponendo alcune aggiunte. 130) Bologna, Zanichelli, per nozze Columba-Salinas.

città, tra cui due istanze autografe del poeta divenuto «cancelliere e secretario per le lettere del Tribunale», all' amministrazione dipartimentale del Reno (3 nov., 12 dic. 1798), a scopo d' ottenere anticipazioni sullo stipendio. Gli altri 13 documenti si riferiscono alle pratiche laboriose che furono necessarie per procurargli un posticino purchesia che gli desse da vivere. — Lo scritto di GIAN. MART. SARAGAT, U. Foscolo e T. Orazio Flacco[131]) è qui segnalato solo perchè lo studioso non s' avvisi di potervi trovare ciò che il titolo parrebbe promettere. E, più che altro, uno studio sul carattere del poeta latino, che l' A. difende dalle «accuse atroci» mossegli dal F.

Leopardi. — L' appressarsi del primo centenario della nascita di lui (20 giugno 1798) — per la ricorrenza del quale furono banditi concorsi dalla Deputazione Marchigiana di storia patria e dal Municipio di Recanati — fè si che la fioritura di studî sul poeta diventasse in questi ultimi anni sempre più spessa e rigogliosa. Uno di tali concorsi riguarda una completa bibliografia leopardiana; e ad un tale lavoro è già annunciato che stanno attendendo i proff. G. MAZZATINTI e M. MENGHINI[132]). A proposito appunto dell' imminente centenario, G. ACQUATICCI, in uno studio originale e ardito parecchio, ma di indiscutibile pregio[133]), si propone la domanda se sia conveniente e dignitoso da parte della gentile città di Recanati, così atrocemente odiata e vituperata dal L., di farsi promotrice e sede della solenne commemorazione. A questa domanda «è d' uopo rispondere francamente: no» (p. 12). Parla di quest' odio del poeta per la sua città natale, odio ch' egli afferma e dimostra esser stato di ben diversa natura di quello di Temistocle per Atene, di Dante per Firenze, ed aver avuto unica fonte nella mente malata e nella congenita infelicità sua. Conchiude dicendo che a Firenze, meglio che altrove, si dovrebbero celebrare le feste centenarie e innalzare al poeta un monumento in Santa Croce, accanto a quelli di Dante e del Foscolo. — Dalla remota Finlandia ci viene un discreto studio sulle tendenze morali del L.[134]). L' A., abbastanza bene al corrente degli ultimi lavori in materia, esalta però di troppo l' attitudine a filosofare del Recanatese, le cui idee egli si sforza di ridurre a sistema uno e omogeneo, chiudendo gli occhi alle patenti incoerenze e contraddizioni, che ormai anche i più fanatici ammiratori del poeta non s'attentano di negare o difendere. Studia la dottrina morale del L. nelle sue più importanti manifestazioni e conchiude che il pessimismo di lui non è assoluto e dogmatico come quello dello Schopenhauer e dello Hartmann. — Poco o punto è detto in un articolo di AD. GALASSINI intitolato L' ideale della donna secondo il Leopardi[135]), un commento pedantesco della canzone *Alla mia donna*, con iperboliche frasi ammirative e qualche rancida notizia sugli amori di lui.

Tra gli scritti che si riferiscono alla vita, notiamo il lavoro di OD.

---

131) Milano, Hoepli. **132)** GSLIt., vol. XXVII, p. 195. **133)** G. Leopardi e il suo centenario in Recanati, Cingoli, Tip. Ed. Luchetti, opuscoletto oblungo di pp. 48. **134)** Les tendances morales dans l' œuvre de G. Leopardi, par HJALMAR HAHL. Helsingfors, Peterson et Cie. 8° gr., pp. IV—209. **135)** RN., vol. XCI, 1 sett., pp. 3 segg.

Valio: La suora di carità di G. Leopardi[136]), in cui si rievoca la soave figura di Paolina Ranieri e si illustra la grandezza del sacrificio da lei compiuto nel dedicarsi tutta a confortare ed assistere l' infelice poeta. L' asserzione qui fatta che nell' Elvira di *Consalvo* sia in parte adombrata la Paolina, dovrebb' essere, come troppe altre, confortata di prove. — G. Carducci, scrivendo di G. Leopardi Deputato[137]), illustra un periodo della vita di lui con documenti curiosi, tra cui uno ricavato dall' archivio del comune di Recanati sulla «Nomina del deputato di Recanati», deputato che è appunto il L. — A. De Gennaro-Ferigni[138]), pure colla scorta di documenti nuovi, spiega come e perchè il poeta fu seppellito nella chiesetta di S. Vitale in Fuorigrotta. Ciò avvenne per opera del Ranieri, che ottenne di trasportarlo colà nascostamente verso la mezzanotte del giorno seguente alla sua morte (15 giugno 1837), anzichè nel cimitero de' colerosi. La cassa fu deposta in una stanza sotterranea, presso la sacristia, dove rimase fino all' ottobre del 1844, quando il Ranieri, colla licenza del vescovo di Pozzuoli, la trasportò egli stesso al vestibolo della chiesa e la fece murare sotto il noto monumentino.

Un seguace della scuola psichiatrica lombrosiana, il dott. Mariano L. Patrizi, dedica al L. un lavoro di grande importanza[139]), e come tale segnalato dagli studiosi del poeta[140]). L' A. illustra, sopra i dati di larghe e pazienti ricerche, l' eredità psicopatica del poeta ne' suoi antenati e genitori, nonchè nel fratello e nella sorella (Carlo e Paolina). Nelle due famiglie Antici e Leopardi riscontra frequenti i caratteri morbosi (tendenze epilettiche, psicosi mistica, ecc.): nel padre Monaldo trova la doppia personalità: il codino fanatico e intransigente, e il padre grafomane, impastato di contraddizioni. Passa a descrivere la biologia del L. (caratteri anatomici, fisiologici, patologici), la sua vita affettiva e morale, le sensazioni e le reazioni estetiche, le facoltà volitive e intellettive. Parlando del carattere nevropatico dell' emotività estetica di lui, nota la debolezza visiva, che si traduce in povertà cromatica, nel soggettivismo e nella monotonia dell' arte sua. Conclude dicendolo una «personalità epilettoide» (p. 176), un «vero psicopatico lipemaniaco e paranoico» (p. 190).

Di carattere ermeneutico è, come il primo di cui fu parlato, anche il secondo volume delle Divagazioni Leopardiane di Giov. Negri[141]). Con molto acume e soda dottrina studia l' A. il significato di «negletta» e «fato» nella *Canzone all' Italia* (vv. 15, 16), di «amico di fortuna»

---

136) Acerra, Fiore, Si confronti il giudizio, severo ma meritato, di M. Losacco su questo lavoro (GSLIt., vol. XXXI, 1898), fasc. 2—3, p. 390, nota. **137)** NAnt., 16 nov., pp. 193 segg. **138)** Nella commemorazione di G. Leopardi in Fuorigrotta il dì XIV di giugno MDCCCXCVI, discorso; Napoli, Priore, -8°, pp. 16. — È uno de' capitoli d'un libro sul «Leopardi a Napoli» che l'A. promette. **139)** Saggio psico-antropologico su G. Leopardi e la sua famiglia, Torino, Bocca, -8°, pp. VIII, 1892. **140)** Ricordiamo, tra gli altri, un articolo in GSLIt., XXVII, pp. 442segg. — Le conclusioni del Patrizi sono impugnate da Franc. Ridella in una serie d' articoli pubblicati in GLe., (I sentimenti affettivi e morali di G. Leopardi secondo L. M. Patrizi e secondo la storia). **141)** Pavia, tip. Cooperativa -16°, pp. 223.

in *Nozze sor. Paol.*, di «soglie» in *Monum. Dante* (v. 101) e di due versi della stessa canzone (160—62). Il V saggio è una minuta e proficua indagine sull' uso, frequente presso il L., delle voci «primo» e «antico». Segue un capitolo sopra la «nova speme d' Italia» (*Al Card. Mai*, v. 111), ch' egli sostiene doversi riferire non all' Ariosto, ma all' immagine gioconda dell' armi e degli amori. Nel cap. VII interpreta la prima strofa del *Canto alla Primavera*, nell' VIII raccoglie e coordina i passi de' canti leopardiani dove si parla della luna, e istituisce opportuni raffronti con poeti antichi e moderni. Nell' appendice impugna la congettura che «l' antico errore» si riferisca alla traslazione della Casa di Loreto. — Alcune interpretazioni del Negri sono esaminate e combattute da M. Losacco[142]) e per l' appunto quelle di «negletto» *(Canz. all' It.)*, dell' »ultima sera» *(A Dante)* e della «ciprigna luce» *(Primavera)*.

Dello stesso Losacco sono alcune ricerche relative ai fonti del Leopardi. Nel Contributo alla storia del pessimismo leopardiano e delle sue fonti[143]), dopo aver enunciate e illustrate le cause del pessimismo del L., nota alcuni riscontri del poeta con pagine del Petrarca, del Verri, del Foscolo, dol Montaigne, dello Young, riscontri però quasi sempre casuali, come l' A. stesso riconosce. Importanti invece e validamente stabilite le relazioni tra il pensiero leopardiano e quello di G. G. Rousseau[144]). Le Leopardiana dello stesso, in GSLIt., vol. XXVIII, pp. 275 segg., sono alcune rettifiche al commento di I. Della Giovanna, per ciò che riguarda i fonti leopardiani. — Nel medesimo periodico il Losacco ancora esamina «alcune parti filosofiche e descrittive» della *Ginestra*[145]), ne cerca «sia le sorgenti, sia i puri e semplici annunzi» (p. 290), e studia le «ragioni speculative, dalle quali riceve così profondo valore la funerea lira del Marchegiano» (p. 310). I riscontri sono fatti con antichi e moderni: Lucrezio, Virgilio, Claudiano, Plinio il Vecchio, Seneca, Tasso, Bettinelli, Buffon, Voltaire, Fontenelle ed altri francesi, tra cui Rin. Renato Castel, autore d' un poema *Les Plantes* (1797) che il L. certo conobbe. — Vinc. Reforgiato studia le differenze e le analogie tra il pessimismo del L. e quello di Amleto e di Faust[146]), e conchiude che quello del Recanatese è una fusione, per quanto imperfetta, del pessimismo dei due personaggi tragici. — F. L. Pareo mette a raffronto L' elegia «ad Luciam» di A. G. Parrasio e il «Bruto Minore» di G. Leopardi[147]), per dedurne che questo abbia attinto alcuni concetti dall' umanista calabrese; senonchè le immagini pessimistiche del Parrasio sembrano piuttosto luoghi comuni della poesia gnomica latina e greca, a cui i due poeti possono ben essersi ispirati senza che vi sia dipendenza fra loro. — Giov. Melodia tratta Della imitazione petrarchesca nella cantica giovanile di G. Leopardi[148]) rile-

142) Per l'interpretazione di alcuni passi leopardiani, Trani, Vecchi, 8°, pp. 12 (estr. dalla RaP., XIII). **143)** Parte I, Trani, Vecchi, -8°, pp. 223. **144)** Qualche lieve appunto a questo eccellente lavoro fu mosso dallo scrivente in RN., vol. XCVIII, pp. 894 segg; cfr. anche GSLIt. XXIX. fasc 1, p. 184 **145)** Vol. XXVIII, pp. 289 segg.: Degli antecedenti della «Ginestra». **146)** Amleto, Fausto e G. Leopardi, Catania, tip. Fr. Galati, -8°, pp. 17. **147)** Ariano, tip. Appulo-Arpina, -8°, pp. 30. **148)** Palermo, Fiore -8°, pp. 11 (per nozze Columba-Salinas).

vando le rassomiglianze che presenta l' *Appressamento della Morte* coi *Trionfi*, specialmente ne' concetti generali che vi sono svolti[149]), e conchiude — ciò che da gran tempo sappiamo — che, se il L. imitò talvolta il Petrarca e più sovente ne trasse le ispirazioni, non fu però mai un petrarchista.

Dalla lettura fatta dal Prof. Tobler dei *Pensieri* leopardiani (nel suo seminario filologico berlinese, inverno 1892—93), ERNST SIEBERT ebbe l'idea di stendere Ein Kommentar zu G. Leopardis «Pensieri» [150]). Egli prende in considerazione tutti i 111 *Pensieri*, li illustra con copiose citazioni del L. stesso, li mette in rapporto colle condizioni psicologiche e materiali di lui e li raffronta con passi di moralisti francesi, quali il La Bruyère, il Pascal, il Rousseau, il La Rochefoucauld, mostrando all' evidenza quanta efficacia essi, e specialmente l' ultimo, abbiano esercitato sul pensiero leopardiano.

Minori. — La giovinezza di P. Giordani di GAET. CAPASSO[151]) è uno studio biografico, denso di notizie ignorate o mal note, che l' A. attinse da archivi pubblici e privati, da testimonianze di libri e di tradizioni, e specialmente da un' ampia raccolta di lettere dal Giordani scritte negli anni 1793—1803. Di lui si illustrano i primi studi, indefessi e accaniti come quelli del Leopardi, gli amori giovanili, i contrasti colla famiglia, e il tentativo di suicidio. — Una lettera rara di P. Giordani di mediocre importanza, pubblica S. PERI[152]), altre ancora F. ORLANDO, ne' Carteggi citati[153]). Notevole è quella che fornisce E. COSTA[154]): è diretta alla signora Rosa Milesi, che il G. amò, quando era studente di giurisprudenza a Parma. — Tre Lettere di I. Pindemonte (scritte negli anni 1806, 1808, 1820) sono inserite da UMB. MARCHESINI nel volume miscellaneo per nozze Biadego-Bernardinelli[155]). — GIUS. GUIDETTI[156]) ci fa conoscere molte scritture inedite di ANT. CESARI, e cioè: 442 lettere, (tra cui parecchie al Vannetti, al Pindemonte e al Giordani), una lezione su cose di lingua, alcuni versi (mediocri davvero), il tutto corredando di note storiche ed esegetiche. Fa seguire una ventina di lettere che al prete veronese diressero il Botta, il Giordani, il Rosmini, il Pindemonte e il Manzoni e riproduce, con parecchie aggiunte, la bibliografia delle cose cesariane compilata dal Manuzzi. — Il poeta di teatro di Fillippo (sic) Pananti[157]) è uno studio di ELVIRA ATTE CESARANO, in cui, in mezzo a molte divagazioni, si discorre anche con certo garbo dell' opera del poeta di Mugello, se ne dà un ampio sunto,

---

149) Alune erano già state segnalate dal Mestica (NAnt., 5 nov. 1880). **150)** Berlin, Vogt, -8° pp. 112. Cfr. GSLIt., XXIX, fasc. 1, pp. 181 segg. **151)** Da carteggi e documenti inediti, Torino, Roux e Frassati, -8°, pp. 128. Ne dà un ampio resoconto AL. BE. in GSLIt., vol. XXIX fasc. 2—3; pp. 545 segg. **152)** NaA., 1895—96, II sem., pp. 594. **153)** Firenze, Bocca, I ser., disp. III. **154)** Lettera di P. Giordani, Parma, Battei, pp. 19. **155)** Verona, Franchini -16° gr., pp. 246; v. pp. 206—208. **156)** Lettere ed altre scritture di A Cesari pubblicate ora per la prima volta con Lettere d' uomini illustri a lui. Torino, tip. Salesiana, -8° picc., pp. LVII, 735. Sè vedano le notizie che ne diedero R. in GSLIt., vol. XXIX, fasc. 1, pp. 179 segg.; e S. PERI in NaA., 1895—96, II sem., pp. 692 segg. **157)** Padova, R. stab. Prosperini, -8°, pp. 95.

rilevando gli elementi autobiografici e patriottici che vi si contengono, e si tratta delle condizioni del teatro nel settecento, e dell' umorismo in generale.

Maggio 1898, Milano. Dr. Paolo Bellezza.

II. Il Romanticismo e la letteratura italiana durante il Risorgimento Nazionale. **1891—94.** — Scriveva Ignazio Montanari, quando era tuttavia accanita la lotta tra Classici e Romantici: «codesta pazzia del romanticismo è entrata a guastare di molte scuole, con vero disonore degl' Italiani, i quali amano meglio scimmiotteggiare gli stranieri, che imitare i padri loro, venerati per tutto il mondo e da tutti i savi. E sì che n' esce buon frutto! I classicisti hanno dato i Botta, i Balbo, i Colletta, i quali certo ci valgono mille tanto più che tutti gli arcifanfani de' romanticisti, de' quali, salvo Manzoni che è romantico nato dal classicismo, o a dir meglio apostata del classicismo, poco vi è che possa aver vita di venti anni. Nel resto che vi ha? Una letteratura barocca, superficiale, presuntuosa, arrogante; poco sapere, molta boria di sapere tutto e via via». Orbene del Romanticismo, che un intransigente conservatore delle tradizioni classiche giudicava una pazzia e il Botta condannava addirittura come un tradimento della patria, mentre gli apostoli del nuovo verbo letterario lo esaltavano come una necessaria reazione letteraria e una giusta rivendicazione civile: di questo nuovo atteggiamento del pensiero moderno, che si manifestò non solo in Italia ma in tutta Europa e che ebbe una considerevole efficacia non solo nella letteratura ma in tutta quanta la vita intellettuale, noi non abbiamo ancora una storia compiuta e imparziale. Tuttavia a un così fatto lavoro la critica ha recato in questi ultimi anni un notevole contributo di studi larghi e positivi, se non sempre di sicure e indiscutibili conclusioni. — Dei Precursori del Romanticismo in Germania e in Italia e dello Svolgimento del Romanticismo ha trattato abbastanza ampiamente Giuseppe Finzi in due Lezioni[1]). .Egli, prendendo le mosse dal Risorgimento, onde la cultura classica italiana si diffuse più largamente in Francia, meno in Germania, e meno ancora in Inghilterra, studia l' influsso della letteratura pseudo-classica francese dei tempi di Luigi XIV sulla cultura tedesca e la reazione che si manifestò in Germania contro la servile imitazione francese, per opera primieramente di alcuni pensatori, quali il Leibnitz, il Wolf e il Thomasius, e poi della scuola svizzera, del Klopstock e, sopra tutto, del Lessing, il quale, dopo avere nella Drammaturgia d'Amburgo dato il colpo di grazia all' imitazione francese, dimostrò con l' esempio nell' Emilia Gallotti come si dovessero intendere le nuove teorie drammatiche; mentre nel Laocoonte definendo i limiti della pittura e della poesia e richiamando l' arte a una più scrupolosa osservazione del vero, veniva a combattere ogni convenzionalismo e a iniziare una letteratura nuova, libera dall' imitazione classica e consona al genio tedesco, che in Germania si chiamò Romanticismo. L' autore quindi dimostra che il medesimo movimento d' idee, benchè meno efficace,

1) Lezioni di storia della letteratura italiana, vol. IV, parte 1ª, Torino, E. Loescher 1891.

si palesò in Italia contemporaneamente a quello della Germania e che da questo contemporaneo movimento, anzichè da improvvisa e artificiale imitazione posteriore, derivò i proprii motivi interiori il Romanticismo italiano; e, notate le condizioni simili della cultura in Italia e in Germania nel secolo XVIII, ravvisa un precursore del Lessing nell' abate Antonio Conti, il quale in una sua lettera scritta nel 1718, cioè undici anni prima che nascesse lo scrittore tedesco, e in una dissertazione del 1719 espose quei principii intorno all' eccellenza poetica dei soggetti medioevali e religiosi, all' osservanza della verità storica e al fine educativo della letteratura, che furono poi i capisaldi della riforma romantica in Italia; considera Giuseppe Baretti come il Lessing italiano, per avere con la sua Frusta sferzato il convenzionalismo letterario e i pregiudizi retorici in Italia, e indaga da ultimo i principii morali e letterari esposti nel Caffè cinquant'anni prima che uscisse l' organo dei Romantici, il Conciliatore, e quanto di romantico vi sia in Carlo Gozzi, che il Klein chiamò «padre del Romanticismo», nel Foscolo e nel Pindemonte, araldo tra noi delle nuove forme letterarie, per conchiudere, che «le idee fondamentali e i principii formali del Romanticismo non sono in Italia come tutti hanno creduto sin qui, una novità pensata e introdotta nel 1816 o nel 1818 dagli scrittori del Conciliatore, nè importata fra noi dall' Allemagna della signora di Staël, pubblicata la prima volta solo al finire del 1813, nè dal Chateaubriand o dal Sismondi che di molto non la precedettero». Questa è la parte più veramente nuova degli studî del Finzi, il quale poi nella seconda Lezione, dopo aver accennato ai gravissimi avvenimenti politici che, nel principio di questo secolo, quasi mutarono faccia all' Europa, discorre brevemente del Romanticismo tedesco durante l' Impero e della innovazione romantica in Francia, per intrattenersi più a lungo sullo svolgimento del Romanticismo italiano, di cui espone adeguatamente le dottrine nuove e complesse, i sentimenti liberali, i baldi ideali, i fieri contrasti e gli eccessi dannosi al pensiero e alle lettere. Se non che ad alcuni giudizi e conclusioni dell' autore non tutti vorranno assentire. Parrà, per esempio, troppo assoluto l' affermare che «il Chateaubriand e la Staël sono i veri genitori del Romanticismo in Francia» perchè non bisogna dimenticare l' influsso esercitato sulla letteratura francese dal Rousseau anzitutto, e dal Bonald, dal De Maistre e da altri. E chi fondi la storia su ciò che è avvenuto e non già su ciò che in altre condizioni sarebbe potuto accadere, difficilmente accetterà questa conclusione, che cioè «la naturale evoluzione delle idee e delle forme avrebbe condotto a quell' ideale di poesia che si estrinsecò nelle cose migliori del Manzoni e del Leopardi, anche senza il Conciliatore, anche senza l' influenza accidentale del Chateaubriand, della Staël, del Sismondi». È vero che il Manzoni non fece parte della società del Conciliatore; ma ciò rivela, se mai, il suo costante e non dissimulato proposito di mantenersi indipendente da scuole o conventicole letterarie e non prova già che l' opera sua letteraria si svolgesse indipendentemente dalle idee bandite dal Conciliatore: d' altra parte non si può negare che il Leopardi, pur essendo stato ammiratore del Monti, del Giordani e del Mai, e nutrito di studi classici, non abbia sentito l' influsso del Romanticismo. — Meglio di Filippo Capri che in una delle sue monografie[2]) discorre

2) Monografie letterarie, Reggio-Calabria, Paolo Siclari 1891.

del Classicismo e del Romanticismo, Guido Mazzoni con geniale sintesi studia le Origini del Romanticismo[3]) in proposito della prolusione che Gustavo Larroumet fece il 9 dicembre 1892 a un suo corso su Le origini francesi del Romanticismo, dimostrando che esse sono francesi. Il Mazzoni, fatta la storia dei nomi «classico» e «romantico» esamina le principali definizioni che si sono date del Romanticismo, conchiudendo che tanta diversità di opinioni fa più difficile distinguere quale fu l' essenza del Romanticismo e quali le origini e i modi speciali del suo svolgimento; tuttavia, pigliando le mosse di dove i migliori concordano, giunge a provare che per l' Italia trattasi di una questione nuova e vecchia ad un tempo, perchè «sotto altro nome la controversia del Romanticismo e Classicismo era già stata discussa nella sua sostanza, altre volte, e può considerarsi l' ultima campagna d' una guerra secolare; anzi neppur l'ultima, perchè oggi, rimutato nome, chiede di essere ripresa per qualche parte in esame, nelle ragioni dell' idealismo e del realismo». La questione della preminenza tra gli antichi e moderni e della superiorità dell' estetica e morale cristiana su quella pagana che fu sempre più o meno viva in Italia, divampò per riflesso nel secolo XVII in Francia e poi Inghilterra, dove nel secolo XVIII al vecchio Omero si volle contrapporre un poeta epico più sentimentale, più fantastico, più civile, più moderno; così nacque l' Ossian di Giacomo Macpherson, e così con l' entusiasmo per la poesia ossianica comincia, secondo il Mazzoni, la storia del vero e proprio Romanticismo. — Un ultimo romantico[4]) è il titolo di un articolo di Cesare Cantù, il quale ha terminato la sua lunga e operosa vita letteraria, come l' aveva cominciata, cioè difendendo il Romanticismo. Meravigliato, egli dice, di udire ancora discutere di classici e di romantici, come 60 anni fa, ultimo dei romantici vuol ricordare quali fossero veramente gl' intenti de' suoi compagni d' arte; e dopo aver accennato al propagarsi del Verbo romantico dalla Germania in Inghilterra, in Francia e da ultimo in Italia, dove a predicarlo vennero il Byron, lo Stendhal, e la Staël, dimostra che l' innovazione del Romanticismo tra noi ebbe un carattere suo proprio e si manifestò non tanto con l' imitare gli stranieri, quanto col voler condurre la letteratura a rigenerare la nazione, e perciò difende i romantici dall' accusa di poco liberalismo, di obbedienza passiva e fin di connivenza ai signori stranieri. L'autore inoltre, mentre confessa i suoi sbagli giovanili, si vanta, tra l' altre cose, di aver gittato l' ultima palata di terra addosso alla Biblioteca italiana, l' organo ufficiale dei Classici sussidiato dall' Austria, e spiega anche il concetto interamente romantico della sua Storia Universale, in cui egli ha voluto elevare la storia da letteraria curiosità a lezione sociale. Quest' articolo non contiene molte cose nuove, e nondimeno è interessante come apologia e confessione di uno de' più singolari e attivi romantici, di uno scrittore, cui la varia, feconda e meravigliosa operosità, se fosse stata meno precipitosa, più serena e meglio disciplinata, avrebbe procurato una fama indiscussa e indiscutibile.

Alessandro Manzoni. — Alessandro Manzoni vuole un posto a sè nella storia letteraria, perchè, se far di lui il capo del Romanticismo

3) NAnt. 1° ottobre, 1893. 4) NAnt. 15 ottobre 1893.

italiano è per molti rispetti giusto, pure non è così giusto, secondo che avverte il Graf (in un geniale studio, del quale ci occuperemo più oltre in proposito della ristampa fattane) come lasciarlo solo nel luogo ov' egli stesso s' è posto, e dove, pur troppo, sembra che abbia a rimaner solo un bel pezzo. È naturale quindi che vada ognor crescendo il numero dei lavori generali e speciali intorno a uno scrittore doppiamente degno di essere studiato: e per il suo altissimo valore e per l' impulso efficacissimo dato alla nostra letteratura moderna. Dei lavori d' indole generale, che studiano cioè la vita e le opere del grande Lombardo, il più ampio tra quelli usciti in questi anni è dovuto a uno svedese, assai amante della nostra letteratura, Helmer Key[5]). L' autore, premessa un' introduzione in cui, accennate le condizioni politiche e morali dell' Italia nel secolo scorso sino all' apparire di Napoleone, narra, forse troppo brevemente, la vita del Manzoni, ne esamina in otto lunghi capitoli tutta l' opera letteraria come poeta e come prosatore. Educato il Manzoni alla scuola dei classici, ne' suoi lavori giovanili si piace di reminiscenze e imitazioni classiche che il Key mette in rilievo; ma poi, emancipatosi dalle pastoie della tradizione, e aperto l' animo allo spirito dei nuovi tempi, nella sua lirica dimostra l' impronta originale e moderna del suo genio poetico e la sua tendenza caratteristica a rinnovare la poesia; il che risalta anche meglio da un confronto notevole che il Key istituisce tra il Manzoni e il Leopardi. Le teorie romantiche intorno alla tragedia, l' osservanza della verità storica e l' impronta dei sentimenti cristiani informano il Carmagnola e l' Adelchi, di cui il Key in un diligente esame studia la genesi, lo svolgimento, gli elementi storici e ideali e l' influsso dei tempi in cui visse l' autore. Per far poi comprendere l' importanza del Manzoni come prosatore, il Key fa una breve storia della prosa italiana, cominciando da Dante; quindi espone i criteri manzoniani intorno all' arte stilistica e alla lingua, dai quali fa derivare il vario atteggiarsi di alcuni personaggi umoristici, come don Abbondio, don Ferrante e donna Prassede, o in parte umoristici, come Renzo, o serii quali fra Cristoforo, il cardinal Federigo e l' Innominato; dedica poi un intero capitolo (5°) a studiare l' idea prima, la composizione e la materia dei *Promessi Sposi*, nonchè la questione intorno al romanzo storico e le opere miste di storia e di finzione, nella quale il Manzoni dimostrò anche troppa sottigliezza di critica. Nel capitolo 6° il Key discorre diffusamente del sentimento religioso e dell' amor patrio che informano le poesie del Manzoni, e nel 7° dei caratteri muliebri più tipici, da lui rappresentati, cioè Ermengarda, Lucia e la Monaca di Monza. La religione, la filosofia e la politica, quali si rivelano specialmente nelle Osservazioni sulla Morale Cattolica, nel dialogo Dell' invenzione e nel saggio comparativo tra la Rivoluzione francese del 1789 e la Rivoluzione italiana del 1859, nonchè le relazioni del Manzoni col Cousin e col Rosmini, formano la materia del capitolo 8° ed ultimo che si chiude con un giudizio riassuntivo di tutta l' opera manzoniana. Segnono quattro appendici, contenenti, tra l' altre cose, una traduzione poetica svedese della Pentecoste, e da ultimo una bibliografia manzoniana. Quantunque in

5) Alessandro Manzoni. Litteraturhistorisk Studie. Stockolm, Kungl. Boktryckeriet. P. A. Norstedt, 1894.

questo volume del Key si possano notare un certo disordine e qualche prolissità, non si può tuttavia negare che l' autore conosca assai bene la nostra letteratura moderna e faccia intorno al Manzoni considerazioni nuove e raffronti opportuni; nè si deve tacere che egli scrive per i suoi connazionali, onde alcune sue digressioni, come quelle sulle forme metriche della nostra poesia e sulla storia della nostra prosa, superflue per noi, potranno essere utili a lettori stranieri. — In cinque lunghe Lezioni del già citato volume[6]) GIUSEPPE FINZI si accinge a parlare del Manzoni e delle sue opere non senza peritanza grande, perchè pensa non sia per anco giunto il tempo che con serena e piena oggettività si possa sentenziare dell' opera sua; nondimeno, sbolliti i primi ciechi entusiasmi e calmate le audacie delle prime ribellioni, crede fermamente che la storia possa pur cominciare a stabilire i fondamenti di quel guidizio imparziale che dovrà pronunciarne in avvenire. E col proposito di essere imparziale e indipendente egli studia successivamente in distinte Lezioni: I. Le prime prove e gl' Inni sacri; II. La lirica civile e i Cori; III. Le tragedie; IV. I Promessi Sposi; V. Le dottrine letterarie e le prose minori di Alessandro Manzoni; mostrando sempre molta conoscenza della materia e molta libertà, se non profondità, di giudizio. Se non che, per quanto egli protesti ripetutamente la sua grande venerazione per il Manzoni, pure sembra che ne' suoi giudizi abbia influito maggiormente il biasimo dei detrattori che non l' encomio degli ammiratori; sicchè le lodi sono troppo attenuate da osservazioni sfavorevoli e da restrizioni eccessive. Nel Manzoni poeta lirico egli riconosce, è vero, altissimi pregi e per la novità della contenenza e per la novità dei criteri e della tecnica d' arte e per la perfezione di molti luoghi e anche d' interi componimenti; ma effettivamente nell' esame minuzioso, a cui sottopone la lirica manzoniana, va cercando, cogli scrupoli di una critica sottile e qualche volta pedantesca, i difetti di pensiero e di forma; e noi crediamo che con siffatta critica non sarebbe difficile demolire qualunque capolavoro letterario. Il Finzi tenta anche di ridurre al vero suo significato e restringere ne' suoi veri termini la riforma romantica che il Manzoni, secondo i più, avrebbe attuato nel teatro italiano con le sue tragedie; ritenendo che niuna espressione sia meno conforme al verità che questa di riforma romantica, riferita esclusivamente all' opera drammatica del Manzoni; il quale tuttavia avrebbe esercitato una salutare efficacia sul teatro italiano, perchè «col suo gusto fine e con la meditazione serena ha saputo conferire non poco al perfezionamento delle forme dell' arte, molto ciarpame sfrondando al non vigoroso tronco della tragedia italiana; con molto movimento, molta franchezza, molta agilità incalzando il verso drammatico; di molta naturalezza, molta semplicità, molta modernità ravvivando la lingua e lo stile». Ma se oltre a ciò le idee romantiche propugnate ed attuate dal Manzoni «ebbero ed hanno tuttavia il sopravvento e si potrebbe dire che trionfino addirittura sia rispetto alla materia, sia rispetto allo sviluppo scenico, sia rispetto alla forma esteriore» a noi pare che queste ragioni siano sufficienti per poterlo considerare riformatore del nostro teatro, anche se altri

6) pagg. 162—488.

gli abbia sgombrato la via alla riforma drammatica. Intorno al Manzoni prosatore, il Finzi fa delle appropriate ed acute osservazioni, segnatamente in proposito dei Promessi Sposi, che, a suo giudizio, «sono presso di noi la prima e più potente significazione letteraria di quello spirito cattolico che, per reazione, tenne dietro alla Rivoluzione e produsse quel periodo della nostra letteratura che ebbe nome di neoguelfo». — Questa sarà l'importanza storica del romanzo manzoniano; ma esso ha un valore estetico e un contenuto umano che noi avremmo desiderato di vedere meglio apprezzati dall' egregio critico, il quale inoltre esagera il pessimismo religioso nei Promessi Sposi, dicendo che esso toglie loro quella serenità imperturbabile ch' è la vera prerogativa del genio e de' suoi concepimenti; sicchè per questo rispetto egli crede sia maggiore genialità nel Decamerone, e nel Furioso che non nel romanzo manzoniano. Nè sappiamo infine quanti saranno disposti ad asserire col Finzi «che quella dei Promessi Sposi è una popolarità artificiale e convenzionale, come quella che procede non da uno spontaneo e universale consenso d' ammirazione del popolo che se ne pasce e diletta, ma da un giudizio riflesso e convenzionale, per cui ai nostri giovinetti e alle nostre giovinette d' una certa età cacciano tra mano i Promessi Sposi perchè si divertano e s' istruiscano; mentre si sa che gli stranieri appena arrivano a compitare l' italiano pigliano come testo di prammatica il romanzo manzoniano, appunto come un tempo accadeva tra di noi col Telemaco del Fénelon per il francese». Ma un libro, il quale, dacchè è uscito alla luce, è sempre stato letto universalmente da persone d' ogni età e d' ogni cultura, può ben dirsi popolare, nel vero senso della parola; altrimenti di «spontaneamente popolare» in ciò che si va leggendo, nulla sapremmo trovare all' infuori di certi giornali quotidiani. — Del Manzoni discorre con efficace e onesta parola Augusto Conti nel volume che ricorderemo più sotto, e in cui riferisce ciò che scrisse alla morte di lui e intorno ai propositi del grande riformatore della letteratura italiana specialmente nella questione del Romanticismo e del Classicismo, ed espone l' opinione della sua scuola quanto al metodo per conseguire la legittima novità contro gl' imitatori, accennando inoltre ai salutari effetti della sua riforma e ad alcune conseguenze non accettabili pei componimenti misti d' invenzione e di storia e per l' uso della lingua. — Dei primi anni del grande scrittore, così familiare ai giovinetti, tratta ampiamente Antonio Stoppani con forma facile e piacevole in un elegante volume, adorno di acconcie illustrazioni [7]). Dei fatterelli narrati in questo volume per utilità dei fanciulli, l' autore, degnissimo di fede, assicura l' esattezza storica. Se non che, trattandosi della ristampa di un libro, pubblicato per la prima volta nel 1875, non conveniva nell' appendice continuar a dare, per inedite o poco note, alcune poesie del Manzoni, che, per essere state pubblicate più volte dopo quell' anno, non si possono più dir tali. — Inedita invece è l' opera Della lingua italiana, che il Manzoni lasciò frammentaria e di cui Ruggero Bonghi credette opportuno di pubblicare la prima e seconda stesura o redazione

7) I primi anni di Alessandro Manzoni. Spigolature, con aggiunta di alcune poesie inedite o poco note dello stesso A. Manzoni; Milano Tip. Edit. L. F. Cogliati, 1894.



affinchè apparisse «più chiaramente il modo di comporre di quella mente così sottile e capace di pensare e recare a effetto l' ideale del perfetto scrittore» [8]). Di quest' opera importantissima per chi sappia con quanto amore e con quanto acume il Manzoni studiasse il grave problema della lingua e quanta parte egli avesse nella questione rinnovatasi intorno ad essa, non ci sono rimasti che quattro capitoli del 1⁰ libro e varii frammenti. Nel 1⁰ capitolo l' autore tratta (seguiamo l' ordine della seconda redazione) Dello stato della lingua in Italia, e degli effetti essenziali delle lingue; nel 2⁰ Quale sia la causa efficiente delle lingue, e, in primo luogo, riguardo ai vocaboli; nel 3⁰ Quale sia la causa efficiente delle lingue, riguardo alle regole grammaticali; nel 4⁰ Se l' analogia produca degli effetti necessari nelle lingue, riguardo alla parte grammaticale; e nei frammenti Se ci siano de' vocaboli necessariamente indeclinabili e dei Traslati. Come avverte il Bonghi, al 4⁰ capitolo avrebbe dovuto seguire un 5⁰ capitolo. Ciò è chiaro dalle parole colle quali si chiude il 4⁰ capitolo: «Nel capitolo seguente faremo l' ultimo passo che rimane per arrivare finalmente alla questione speciale della lingua italiana». Nè con questo sarebbe finito il 1⁰ libro, il quale avrebbe dovuto abbracciare: «Principii generali: riconoscimento del fatto particolare: confutazione delle obiezioni». Ma questo cap. 5⁰ e gli altri susseguenti mancano tutti; e manca parimenti il 2⁰ libro, nel quale il Manzoni si proponeva di esaminare «i diversi sistemi» nonchè il 3⁰ libro, in cui egli avrebbe trattato «dei mezzi atti a propagar la lingua e da impiegarsi, per conseguenza, a rendere, per quanto sia possibile, comune di fatto in tutta Italia quella che avremo dimostrata essere la lingua italiana». Da quel che ci è rimasto dell' opera si arguisce che l' autore avrebbe raffermato, chiarito e più ampiamente svolto la nota dottrina linguistica già esposta in altri suoi scritti, confutando anche le molte obiezioni che gli erano state fatte in proposito. Dal raffronto poi delle due redazioni di quest' opera frammentaria si vede, come dice giustamente il Bonghi, che «il Manzoni migliorava i suoi scritti piuttosto sfrondandoli che sopraccaricandoli: ne levava via a mano a mano tutto quello che non gli appariva strettamente necessario alla chiarezza e al rigore e alla concludenza del ragionamento».

Le opere del Manzoni non solo si vanno continuamente ristampando, ma si studiano con amore ognor crescente, come fanno fede i commenti e i saggi critici che intorno ad esse si sono pubblicati in questi anni. Per bontà d' interpretazioni e per copia di raffronti meritano di essere segnalati i commenti di Alessandro d'Ancona [9]) e di Alfonso Bertoldi [10]) alle poesie liriche e quello di Luigi Venturi [11]) alla Parteneide e alle Tragedie. Non possiamo lodare egualmente Felice d'Onufrio, il quale nel suo farragginoso volume Gl' Inni sacri di

8) Opere inedite o rare di Alessandro Manzoni pubblicate per cura di Pietro Brambilla da Ruggero Bonghi. — Vol. IV. — Milano, E. Rechiedei e C[i], 1891. 9) Poesie di A. Manzoni scelte e annotate da A. d'Ancona, Firenze, Barbèra, 1892. 10) Poesie liriche di A. M. con note di A. Bertoldi, Firenze, Sansoni, 1893. 11) La Parteneide e le tragedie di A. M. con commento di L. Venturi, Firenze, Sansoni, 1892.

Alessandro Manzoni e la Lirica religiosa in Italia[12]), dopo un' ampia introduzione storica, rimpinzata di notizie e di citazioni ovvie o inopportune e talvolta erronee, commenta gl' Inni sacri con poca sobrietà e con una scarsa conoscenza della letteratura manzoniana. — Degl' Inni sacri del Manzoni tocca anche ANTONIO ZARDO in un suo articolo Goethe e il cattolicismo[13]), in quanto il grande poeta tedesco, pur così avverso al cattolicismo, dalle cui tradizioni nondimeno trasse talune delle situazioni più poetiche e più efficacemente drammatiche del suo Faust, fu il primo che abbia veramente compreso la sovrana eccellenza degl' Inni sacri e con l' autorità delle sue lodi li abbia fatti conoscere all' universale. — È nota la grande ammirazione che il Manzoni aveva per lo Shakespeare, da lui giudicato «grande e quasi unico poeta»: ammirazione che ebbero anche altri prima di lui in Italia e che s' accrebbe col prevalere del Romanticismo, come dimostra egregiamente MICHELE SCHERILLO in un articolo Ammiratori e imitatori dello Shakespeare prima del Manzoni[14]), in cui, tra l' altre cose, per incidenza accenna ad alcune somiglianze nella fisonomia di Adelchi e di Ermengarda fra la tragedia manzoniana e l' Egmont del Goethe. — BONAVENTURA ZUMBINI vede anche delle somiglianze tra l' Egmont e il Conte di Carmagnola[15]), e Nicola Scarano ne scorge tra l' Amleto e l' Adelchi, massime nel monologo dei due protagonisti intorno al suicidio[16]); del resto relazioni tra i drammi dello Shakespeare e le tragedie manzoniane erano state osservate già da altri, sebbene non si apponessero sempre al vero; ricorderemo per es. il Foscolo e il Klein. — È nota anche l' antipatia che il Manzoni aveva per il Tasso; e Giovanni Giannini, forse un po' troppo brevemente, dimostra, non senza ragione, che «la famosa antipatia del Manzoni per il Tasso — se vi fu — fu un' antipatia curiosa, un' antipatia che gli permetteva di ammirarne le più riposte bellezze, fino al punto di appropriarsele e ingemmarne i suoi versi»[17]); come si vede specialmente nel coro del Conte di Carmagnola sulla battaglia di Maclodio che ha delle attinenze con la pugna finale tra i Crociati e gl' infedeli, descritta nel canto XX della Gerusalemme liberata. — Passando ora a parlare degli studi fatti in questi anni intorno alle prose del Manzoni, ci piace intanto osservare che cominciano a uscire utili commenti dei Promessi Sposi. Un Saggio d'un commento ai Promessi Sposi per uso delle scuole diede fuori dapprima CAMILLO BELLI[18]), il quale con assai modesto intendimento di compilatore si è proposto di offrire allo scolare o al lettore novizio qualche aiuto all' intelligenza del testo manzoniano, qualche esercizio letterario che fermasse l' attenzione sul libro; per esercizio scolastico ha indicato parecchi luoghi di autori e specialmente di Dante che possono avere un riscontro in luoghi manzoniani, ed ha anche tradotto alcune frasi del linguaggio familiare usato dal Manzoni con frasi corrispondenti o somiglianti tratte da Plauto e da Terenzio; nè ha trascurato di accennare ad alcuni raffronti, già fatti da altri, come quello tra Don Chisciotte

---

12) Palermo, Clausen, 1894. 13) NAnt. 15 febbraio 1893. 14) NAnt. 16 novembre 1892. 15) Studi di letterature straniere, Firenze, Le Monnier, 1893. 16) NAnt. 16 settembre 1892. 17) GSLIt. anno XII (1894) vol. XXIII, fasc. 67—68. 18) Roma-Torino, L. Roux e C. 1892.

e Don Ferrante o quello tra Lucia e la fanciulla rapita dai ladroni e custodita da una vecchia presso Apuleio (As. d'oro, IV). Non neghiamo che siffatto metodo esegetico (seppure è il caso di parlare di metodo) non possa avere qualche utilità in una scuola classica; ma temiamo che in tal modo si corra il rischio d'insinuare nella mente dei giovani un falso criterio intorno al valore di un'opera letteraria. — Il D'Ovidio, di cui è ben nota la inconcussa fede manzoniana, nonchè i molti e geniali studi fatti intorno al sommo scrittore lombardo, ebbe a manifestare il dubbio se fosse più male che bene l'idea di un commento, il quale, raffrontando le due edizioni dei *Promessi Sposi*, in quel lavoro minuzioso di correzione, fattovi dall' autore, distinguesse quel che veniva dalle riflessioni artistiche ed estetiche di esso autore e quel che egli accettava solamente per omaggio all' autorità dell' uso fiorentino. Policarpo Petrocchi, convinto della necessità di un commento simile, si è accinto all' opera dimostrando via via nelle note che il Manzoni fu «un gran disaccademizzatore» della lingua, da lui riportata al vero uso parlato[19]). Certo, se per capire la ragione delle correzioni manzoniane occorre conoscer l'uso fiorentino perfettamente in tutte le sue sfumature, pochi meglio del Petrocchi potevano accingersi alla non facile impresa. La maggior parte del commento, che è anche la migliore, concerne la lingua; ma non mancano le note storiche ed estetiche. Il Petrocchi teme che queste siano superflue; noi invece crediamo che esse siano necessarie, e che quelle da lui poste finora nel suo commento, siano troppo scarse; vero è che egli promette di aggiungerne molte alla vita del Manzoni che verrà per ultimo: ma quella vita è ancora un desiderio, non meno che il compimento del suo pregevole commento. Intorno al quale è bene anche leggere alcune buone osservazioni fatte da Fedele Romani[20]) che, tra l'altre cose, nota giustamente come il Manzoni, nel correggere il suo romanzo, per voler essere troppo fiorentino, qualche volta poco opportunamente seguisse l'uso fiorentino. E per questo rispetto possono tornar utili le note apposte ai Promessi Sposi da Giuseppe Rigutini e da Enrico Mestica nella edizione che essi hanno pubblicato per le scuole, preceduta da un accurato Discorso intorno alla vita e alle opere dell' autore di Giovanni Mestica[21]). I due egregi commentatori non si restringono a notare nel Romanzo voci e maniere non dell' uso popolare fiorentino o frasi falsamente toscane, ma alle già fatte da altri aggiungono non poche osservazioni proprie per rivelare la bellezza delle pitture, dei caratteri, l'acutezza e verità dei concetti e per fare avvertiti i giovani lettori di certe sfumature e finezze che sfuggono all' occhio dei più, e nelle quali, a loro giudizio, consiste massimamente l'arte manzoniana, arte indagatrice mirabile della natura e del vero. — Si ricollega con la teorica manzoniana intorno alla lingua l'opuscolo Pro e contro Firenze di Leone Luzzatto[22]), il quale esponendo la storia della famosa polemica della lingua

19) I Promessi Sposi di A. M. raffrontati sulle due edizioni del 1825 e 1840 con un commento storico, estetico e filologico. Parte II, Capp. I—XI, Firenze, Sansoni, 1893. 20) RBLIt. Anno II (1894), nº 2. 21) Firenze, Barbèra, 1896. Il Dis- di G. Mestica è tratto dal suo «Manuale della letteratura italiana nel secolo XIX» (vol. II, parte I). 22) Verona-Padova, F.lli Drucker, 1893. In questo stesso anno è uscita la 3a edizione del pregevole lavoro del D' Ovidio Le correzioni

intende a confermare indirettamente i criterii linguistici del Manzoni. — NINO TAMASSIA nelle sue Noterelle manzoniane[23]) scopre della somiglianza tra un passo del capitolo X dei Promessi Sposi, in cui si narra il ritorno di Gertrude da una trottata, e un aneddoto della vita di frate Macario (c. 20. Hist. Lausiaca), e tra il principio del capitolo XXIII e un luogo delle Confessioni di S. Agostino (VI, 3, 3). —

Il capolavoro del Manzoni continua ad essere oggetto di speciali studi critici, dei quali ricorderemo qui i più importanti. BONAVENTURA ZUMBINI in uno de' suoi Studi di letteratura italiana[24]) ha preso ad esaminare i pregi estetici della descrizione del lago di Como, che, a giudizio di alcuni, sarebbe poco opportuna in principio del romanzo, e, secondo altri, troppo minuziosa; egli ammira anche in essa l' arte sovrana ed originale del Manzoni, e ne trae partito per paragonare il modo di ritrarre la natura, proprio dello scrittore lombardo, con quello del Rousseau, del Goethe e dello Schiller, dimostrando con la sua larga conoscenza delle letterature straniere, che mentre presso l' autore della Nuova Eloisa e l' autore del Werther la rappresentazione delle bellezze naturali è mirabile sì, ma soggettiva, invece, presso il poeta di Guglielmo Tell e presso il romanziere italiano è mirabilmente obiettiva, onde anche per questo rispetto la nostra letteratura non è da meno delle straniere. — F. P. CESTARO ne' suoi Studi storici e letterari[25]) con molto acume, ma anche con soverchio abuso di critica congetturale, studia ampiamente ed intimamente l' innesto della poesia con la storia nei Promessi Sposi e in quali relazioni e proporzioni i due elementi vi si trovino. Divide egli assai bene il romanzo in tre periodi cronologici corrispondenti a tre periodi dell' azione: 1° dal 7 novembre 1628 (data dell' incontro di Don Abbondio coi bravi) al 14 dicembre 1628 (partenza di Lucia, sbandamento dei personaggi e conseguente interruzione dell' azione); 2° dal 14 dic. 1628 al 25 agosto 1630 (morte di Don Rodrigo e ritorno di Renzo al suo paese); 3° dal 25 ag. 1630 al 20 ottobre 1630 (matrimonio di Renzo e Lucia); e nota la sproporzione tra il 1° periodo e gli altri due, la quale, secondo lui, potrebbe essere il risultamento fortuito del processo di elaborazione del romanzo, e potrebbe anche essere un' altra prova che la prima parte del romanzo doveva in origine stare da sè, avendo essa perfetto organismo artistico e continuità logica di azione, laddove le altre due parti non sono che giunte. Per il che il Cestaro congettura che i Promessi Sposi nel primitivo loro disegno terminassero col voto di Lucia e con la conversione dell' Innominato. Che la connessione delle parti del romanzo non sia ben risaldata e che la parte storica sovrabbondi e non sia intimamente conglobata col resto forse può ammettersi; ma quando il Cestaro esagera la sconnessione del capolavoro manzoniano a segno tale da supporre che «i critici delle tarde età venture, quando i Promessi Sposi saranno, come per noi i poemi omerici, documento letterario e storico d' un mondo estinto, vi troveranno tre o quattro romanzi, tre o rapsodie» ci pare che egli non dimostri quella serietà di giudizio, di cui

---

ai Promessi Sposi e la questione della lingua (Napoli, Morano) della quale parleremo altrove in proposito dell' ultima edizione pubblicata nel 1895.
23) RBLIt. Anno II (1894). Nr. 8—9. 24) Firenze, Le Monnier, 1894.
25) Torino-Roma, L. Roux e C. 1894.



pure dà prova negli altri Studi del suo volume. Nè talvolta egli dimostra la dovuta prudenza nell' accogliere dicerie o notizie non bene accertate, onde alcuni suoi giudizi non sono sufficentemente fondati, come quello intorno all' influenza esercitata dal prete Tosi sulla volontà del Manzoni e sulla composizione dei Promessi Sposi. Che il Manzoni sacrificasse agli scrupoli del suo «direttore spirituale» il racconto degli ultimi casi della Monaca di Monza, che dovevano intrecciarsi cogli ultimi casi di Renzo e Lucia, è una congettura che non si appoggia a nessun documento autentico, come ha fatto osservare al Cestaro il D' ANCONA[26]). Il grande romanziere soppresse molta parte dell' episodio della Monaca di Monza, anzichè per scrupoli religiosi, per criterii d' arte, rispondenti a un' alta idealità morale; intorno al qual argomento ANTONIO FOGAZZARO espresse rispettosamente e francamente il suo autorevole parere nella conferenza Un' opinione di Alessandro Manzoni[27]). Il Cestaro afferma che se i Promessi Sposi lasciano il desiderio di una maggiore unità estetica, la loro armonia morale è perfettissima, sebbene a scapito della verisimiglianza (questo punto delicatissimo amerebbe un' ampia dimostrazione); e conchiude il suo importante studio con queste parole: «Il Manzoni s' era posto all' opera con l' intento di fare della storia e della morale in azione, secondo il concetto che s' era formato del romanzo storico, e conforme alla prima ispirazione, avuta dal Filangieri, e ai consigli del vescovo Tosi; ma nell' atto cedette all' impulso spontaneo del suo temperamento poetico e all' esempio dello Scott e compose il vero romanzo storico con forma e intenti d' arte. Tuttavia per il contrasto delle tendenze critiche con quelle poetiche, delle teorie con l' ispirazione, dei fini morali e religiosi con i sentimenti artistici, fu rotta l' interezza della composizione, e il romanzo risultò composto di tre parti, mal connesse e assai diverse, benchè tutte nel loro genere mirabili, per materia, per condotta e per fattura. E questa disuguaglianza il Manzoni poi non imputò a se stesso, ma alla natura del componimento stesso. Ecco la genesi dei Promessi Sposi e quella del Discorso sul Romanzo storico».

Scrittori vissuti durante il periodo del Risorgimento Nazionale. — Se vivo e fecondo di utili studi è il culto che si ha per il Manzoni, non si può dire altrettanto degli scrittori che fiorirono durante il periodo del nostro Risorgimento Nazionale, e la fama dei quali pare pur troppo che vada sempre più illanguidendo nella memoria delle nuove generazioni. Del resto tale è il destino di tutte le opere letterarie che, per aver espresso passioni e sentimenti propri di una determinata età, senza attingere quelle sublimi vette dell' arte, dove non giunge l' ala del tempo, hanno un valore transitorio che i posteri non sanno ben comprendere. Comunque sia, sono tanto più da lodare quegli studiosi, che, considerando, non fosse altro, l' importanza storica della letteratura del nostro Risorgimento Nazionale, vanno pubblicando e illustrando, quanto ha attinenza con quel periodo glorioso. E per questo rispetto dobbiamo segnalare le lettere di Giuseppe Mazzini e dei fratelli Ruffini raccolte ed annotate da CARLO

26) RBLIt. anno II (1894) ni. 6—7. 27) Num. 16 della «Collezione Minima». Napoli, L. Pierro, 1892; questa conferenza fu tenuta al Circolo filologico di Firenze il 28 marzo 1887.

Cagnacci[28]), dalle quali, oltre a molte notizie concernenti la storia del nostro Risorgimento politico, apprendiamo anche che il Mazzini scrisse due drammi storici Antonietta e Anna, sconosciuti e forse irreperibili. In appendice al volume, si leggono alcuni notevoli appunti dello Scrittore civile ed eloquente intorno al Leopardi, al Berchet, al Biava e al Carrer, nonchè alcuni documenti e testimonianze riguardanti il Carlyle, Gustavo Modena, la Sand, il Pecchio, il Tommaseo e il Guerrazzi. — Per cura della Commissione editrice delle opere del Mazzini si è continuata la raccolta degli Scritti editi ed inediti[29]), cominciata nel 1872: il 17° volume contiene gli scritti dal Mazzini pubblicati dal marzo 1871 al marzo 1872, nel periodico La Roma del Popolo, sulle dottrine dell' Internazionale e sugli atti del Comune di Parigi durante l' invasione germanica, e diffusi «Cenni biografici e storici a proemio del testo» dettati da Aurelio Saffi intorno ai giudizi del Mazzini sull' Internazionale, sulle teoriche del Socialismo e del Comunismo contemporaneo e sui moti della Francia; il 18°, che è anche l' ultimo della raccolta, comprende gli scritti che «compendiano la dottrina mazziniana dalla fonte prima dell' essere alle ultime esplicazioni dell' attività umana» e cioè — I Doveri dell' uomo — La questione morale — Ai membri del Concilio residenti in Roma — Moto antipapale germanico — La lettera ad Elisa Ferrari — Ugo Foscolo — Per Carlo Bini — Ad una novella sposa — Nell' ampio Proemio che precede questo volume, pubblicato poco dopo la morte del Saffi, si leggono alcuni cenni biografici intorno a lui e a Giuseppe Castiglioni, e due scritture dello stesso Saffi sulle dottrine morali e religiose, politiche e sociali del Mazzini. — Sul Mazzini letterato ha tentato di fare uno studio critico Vincenzo Reforgiato[30]); ma l' importante argomento meriterebbe uno studio più ampio e più profondo. — Un' utile Bibliografia degli scritti di Giuseppe Mazzini ha pubblicato G. Canestrelli[31]); e Andrea Gianelli ha compiuto la raccolta delle lettere (in tutto 175) indirizzategli dall' apostolo unitario[32]). Altre lettere politiche del Mazzini sono comparse nei Carteggi italiani inediti o rari, antichi e moderni, annotati convenientemente da Filippo Orlando[33]): raccolta utile, quantunque non bene vagliata, che comprende anche lettere, non tutte interessanti nè tutte degne della stampa, del Gioberti, del Giordani, del Guerrazzi, del Leopardi del Giusti, di G. B. Niccolini, di M. Quadrio, del Minghetti e di altri. Particolarmente osservabili sono le lettere del Gioberti al Vieusseux, che riguardano l' offerta fatta al filosofo esule della cattedra di filosofia nell' Università pisana; e intorno al filosofo e statista piemontese, le cui opere eloquenti, mentre un dì destarono tanto entusiasmo, oggi sono sì poco lette, Domenico Zanichelli ha ripubblicato tre suoi lodevoli studi[34]) a fine di stabilire sopra tutto «l' importanza del Gioberti, sia come pensatore politico, sia come uomo di stato, durante il movimento intellettuale e durante le rivoluzioni materiali e morali che hanno

28) G. Mazzini e i fratelli Ruffini-Lettere ecc. Porte Maurizio, Tip. Berio, 1893. 29) Roma, Forzani e. C. Tip. del Senato, 1891. 30) Catania, Tip. Galati. 1894. 31) Roma, Tip. Laziale, 1892. 32) Lettere di G. M. ad A. Gianelli (Fascicolo quarto ed ultimo), Pistoia, Tip. del Pop. pist., 1892. 33) Prima Serie, Disp. seconda; Firenze, Bocca 1894. 34) Studi politici e storici, Bologna, Ditta N. Zanichelli, 1893.

determinato il Risorgimento italiano». Nella Giovinezza di V. Gioberti egli studia lo svolgersi dell' ingegno sintetico e organizzatore del Gioberti nella varietà e larghezza degli studi giovanili, il suo distaccarsi dalle idee repubblicane per accedere a quella scuola politica o storica che in lui si personificò, e il suo apostolato filosofico e politico sino al 1833, anno in cui fu esigliato e che pone termine alla sua carriera giovanile. Nell' altro studio Il Primato morale e civile degli Italiani lo Zanichelli stimando non inutile «lo scrivere del Primato e del suo autore in questo tempo, in cui è più fiacca la vita intellettuale della classe politica italiana, più acuto il dissidio tra l' Italia e il Papato e più intenso in molti il desiderio che finisca» difende il sorgere e l' affermarsi dell' idea guelfa come condizione necessaria al risorgimento d' Italia, senza di cui nè la libertà nè l' unità della patria si sarebbero ottenute; ed esamina il Primato come opera prettamente politica, come una sfida lanciata dall' autore agli oppressori d' Italia. Il Gioberti scrisse poi il Rinnovamento, nel quale egli rifece il cammino già percorso e trovò i titoli dell' Italia unitaria e monarchica; così attraverso l' utopia potè arrivare alla realtà. Le idee politiche del Gioberti porgono il destro allo Zanichelli di istituire nel 3° studio V. Gioberti e Cesare Balbo un utile confronto tra il filosofo piemontese e il suo cooperatore e correligionario, la cui opera, Le speranze d' Italia, uscì poco dopo il Primato e fu dedicata al Gioberti. — In un articolo La giovinezza di Terenzio Mamiani[35]), Tommaso Casini, col sussidio di ricordi e carteggi inediti conservati in gran parte nella Biblioteca Oliveriana di Pesaro, discorre diligentemente di quella età dello scrittore pesarese, sulla quale i biografi o sorvolano o dicono cose erronee o inesatte; e intorno al filosofo poeta ci dà pure non poche notizie interessanti in altri due articoli: T. Mamiani in esilio[36]). — E dacchè siamo tra gli scrittori politici, accenneremo anche agli Scritti politici ed epistolario di Carlo Cattaneo pubblicati da Gabriele Rosa e da Jessie White Mario[37]). I due volumi, preceduti da un caloroso discorso commemorativo che il Rosa lesse all' Istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti l' 11 novembre 1869, riguardano il periodo della vita del Cattaneo, che dal 1836 va al 1848, (vol. 1°) e dal 1849 al 1863 (vol. 2°), e contengono, oltre alcune note e documenti intorno agli studi dell' economista milanese e alle sue relazioni con l' Istituto Lombardo, molte sue lettere, tra le quali ricorderemo quelle al Giordani, al Mazzini, al Rothschild, al Macchi, al Tenca, al Brofferio, al Pisacane, al Peruzzi, a G. Ferrari, nonchè lettere a lui indirizzate dal Cernuschi, dal Giordani, dal Mazzini e da altri, e da ultimo parecchi suoi scritti politici, tra cui il noto Indirizzo alla Dieta ungarica del 1848 che il Giordani giudicava «una delle poche e più belle cose che siensi pubblicate in Europa». — Tra le più venerande figure del patriottismo lombardo spicca indubbiamente Carlo Tenca, che Gaetano Negri studia come cittadino, come uomo pubblico e giornalista e anche come poeta, in un breve ma succoso scritto[38]), che anche

35) NAnt. 1° marzo 1893. 36) NAnt. 1° ottobre e 16 novembre 1892. 37) Firenze, Barbèra, vol. 1° (1892) e vol. 2° (1894). 38) Rumori mondani, Milano, U. Hoepli, 1894.

dopo l' ampio e importante lavoro del Massarani sul Tenca e il pensiero civile del suo tempo, si legge volentieri e utilmente, come ogni altra cosa del Negri. — Del Giusti nulla di veramente notevole si è pubblicato in questi anni; tuttavia fu buon pensiero quello di GUIDO BIAGI di licenziare nuovamente alla stampe la Vita del Poeta raccogliendo dalle opere di lui quanto lasciò scritto di sè e delle cose che volgeva nell' animo [39]). Secondo il Biagi, da questa specie di autobiografia, tratta quasi tutta dall' Epistolario, esce spontaneamente un' immagine del Giusti, che non somiglia punto a quella dataci di lui dai primi biografi e neppure all' altra che forse si son foggiata i lettori superficiali. E certo, queste notizie autobiografiche, messe abilmente una accanto all' altra, nell' ordine loro, senza che il raccoglitore vi abbia aggiunto nulla di suo, se non compongono una compiuta e fedele biografia (perchè è sempre lecito dubitare che uno scrittore nel parlare di sè si metta in quella luce che meglio gli piace), nondimeno dànno al libro singolari attrattive, sicchè, leggendolo sembra quasi di ascoltare il Poeta che parla spigliato, velando le lagrime sotto una forzata allegria. — Di Antonio Gazzoletti, poeta e patriota ha tentato di rinfrescar la memoria MUZIO MAJNONI [40]) narrandone la vita piuttosto prolissamente ed esaminandone le svariate opere poetiche, senza comprenderne adeguatemente il valore intrinseco e la ragione del favore che alcune di esse trovarono presso la passata generazione. — Con parola felice discorre di quella singolar tempra di vero poeta che fu Giovanni Prati, così fortunato a' suoi dì e così presto dimenticato, FERDINANDO MARTINI nella prefazione di un bel volumetto di poesie scelte giudiziosamente nei molti volumi del fecondo poeta [41]). AUGUSTO CONTI in quella ricca e bella collana di ricordi nazionali che è il suo volume Letteratura e Patria [42]) ha creduto opportuno di ripubblicare il Ricordo di Giuseppina Turrisi, degna moglie di Giuseppe de Spuches, benemerito letterato, poeta e archeologo, le cui opere furono raccolte e date alla luce nell' occasione della Mostra di Palermo del 1891 e 92. E della Saffo siciliana, pura e gentile, morta il 1848 nel fior degli anni, il Conti parla con molto affetto e con sincera ammirazione, dimostrando che la Turrisi fu tale nella vita quale ci appare ne' suoi versi, pieni di dolce mestizia e di tenerezza muliebre. Nello stesso volume, oltre ad alcuni cenni biografici di Luigi Fornaciari, di Raffaele Lambruschini, di Gino Capponi e di Cesare Guasti, merita di esser letto il Ricordo di Niccolò Tommaseo, nel quale il Conti, con animo pieno di gratitudine riverente e con castigata eloquenza rammemora l' infaticabile e versatile scrittore dalmata, cui forse nocquero certe sue acrimoniose esagerazioni, mette bellamente in rilievo le benemerenze di lui verso il nostro idioma nazionale e ne loda il costante amore per l' Italia, il carattere intemerato, la vigorosa parola educatrice, che ci ha dato tante notizie di scrittori e artisti, e la molta dottrina di lettere greche, latine e italiane trasfusa ne' suoi libri. — Pigliando occasione dalle feste fatte per l' inaugurazione del monumento a Giacomo

39) Vita di G. Giusti scritta da lui medesimo, raccolta e pubbl. ecc. Firenze, Le Monnier, 1893. 40) Milano, Tip. Bertolotti, 1894. 41) Firenze, Sanson., 1892. 42) Firenze, Barbèra, 1892.

Zanella (9 settembre 1893), cioè cinque anni dopo la sua morte, ANTONIO FOGAZZARO, che già aveva degnamente commemorato il suo insigne concittadino e maestro in un discorso letto a Torino nel 1889, crede non inutile domandarsi se realmente l' opera dello Zanella viva ancora, e, se vive, per quali virtù [43]). La fama del poeta vicentino ebbe un corso irregolare; sono tra le maggiori cagioni della sua fortuna: la dolcezza dell'ispirazione poetica, la purezza morale dei sentimenti, la pietà sincera e affettuosa e l'aver mescolato liricamente la scienza alla poesia, come si vede nella notissima Conchiglia fossile. Secondo il Fogazzaro, dello Zanella resteranno forse, oltre alcune liriche, i sonetti raccolti sotto il titolo: Astichello «l'opera sua più perfetta e durevole, la più interessante per chi studia in un libro d' arte l' anima dell' artista», E intanto una compiuta raccolta delle poesie dello Zanella è uscita in due volumetti a cura di FEDELE LAMPERTICO il quale vi ha premesso una pregevole biografia [44]). — Di un altro abate, Antonio Stoppani morto nel 1890, il quale non meno dello Zanella ebbe sentimenti liberali e che agli studi della geologia, onde gli venne tanta e sì meritata fama, congiunse l' amore per le lettere, dissero le lodi parecchi cultori delle scienze naturali per esaltare sopra tutto le sue molte benemerenze verso gli studi geologici; ma, per non uscire dal nostro campo, citeremo solo la Commemorazione che del geologo letterato lesse CARLO NEGRONI nell' Accademia della Crusca il 27 dicembre 1891.

Termineremo questa rapida rassegna bibliografica coll' accennare alla nostra poesia dialettale, la quale, avversata dai Puristi, ritornò in onore per effetto delle nuove dottrine romantiche, che miravano ad accostare la letteratura al popolo. Intorno ai principali poeti vernacoli siciliani, milanesi, veneti, piemontesi e romaneschi, ci fornisce utili notizie e alcune originali e acute osservazioni GIUSEPPE FINZI nella III Lezione del già citato volume, dove tuttavia non ci è parso troppo opportuno il parlare del Meli, la cui opera poetica, sia per il tempo in cui si esplicò, sia per la materia che tratta e lo spirito ond' è informata, appartiene alla 2ª metà del secolo scorso. Ben è vero che Carlo Porta, il nostro maggior poeta dialettale, sopravvisse di soli sei anni al poeta siciliano, morto nel 1815; ma egli fu dei romantici e contro gli avversarii del Romanticismo adoperò il suo pungente sarcasmo. Prescindendo da ciò, diremo che se noi non assentiamo interamente al giudizio del Finzi (che è in sostanza quello dato anche dal De Sanctis), che cioè «il Meli è un poeta vernacolo per la lingua che ha adoperata; ma per il pensiero e per lo stile non è altrimenti che un arcade rimatore italiano del secolo XVIII» troviamo molto giuste le lodi ch' egli fa del Porta poeta «milanese per la lingua, milanese per la materia, milanese per il pensiero, milanese per lo stile». — Di Angelo Brofferio, che fu il Tirteo della poesia vernacola patriotica, avremmo desiderato un giudizio più temperato dal Finzi, il quale con eccessivo rigore, se non c' inganniamo, esamina alcuni versi del poeta piemontese, facendone risaltare i difetti di forma e sopra tutto la mancanza di originalità, Quelli che egli giudica, senz' altro, biasimevoli plagi o parafrasi di note poesie del Béranger, noi dubitiamo forte che non siano invece voluti adattamenti di motivi berangeriani al vernacolo

43) NAnt. 1° novembre 1893. 44) Firenze, Le Monnier, 1894.

piemontese, considerando la voga che la poesia francese ebbe in Piemonte, massime presso moltissimi francofili. E anche delle poesie dell' impareggiabile e originale poeta romanesco, Giuseppe Gioacchino Belli, avremmo desiderato un più adeguato esame, sembrandoci troppo poco quello che ne dice il Finzi, proporzionatamente ad altri poeti vernacoli che, se ebbero la popolarità ed hanno il valore del Belli, oggi sono meno di lui letti.

Roma. Ildebrando Della Giovanna.

Rätoromanische Litteratur.

1891—94. Unter den Sammelwerken nimmt natürlich DECURTINS' Chrestomathie[1]) die erste Stelle ein, deren zweite Lieferung vorliegt. Wie in der ersten finden wir eine grosse Zahl von Proben aus sehr seltenen Drucken und Manuskripten, die zum grössten Teil in dem Besitze des Herausgebers sind. Auffällig ist, dass an mehreren Stellen (z. B. p. 435, p. 439) auf ein Werk Decurtins' verwiesen ist, das meines Wissens im Buchhandel nie erschienen ist. Ob der Titel „Chrestomathie" für ein Werk, das nach seiner Vollendung voraussichtlich mindestens 100 Francs kosten wird, gerechtfertigt ist, mag dahingestellt bleiben.

Das zweite hier zu nennende Sammelwerk, über dessen Charakter ich anderswo gehandelt habe[2]), sind die Annalas der rätoromanischen Gesellschaft[3]). Sie enthalten natürlich Beiträge von ungleichem Werte — namentlich für uns. Ich lasse die belletristischen Arbeiten ganz auf der Seite, ebenso die Sprachproben, die ohne Transkription so gut wie wertlos sind. Es seien erwähnt VI, 1 Inscripziuns in Engiadina collectedas du G. TRAMER. VI, 34 Chanzuns popularas engiadinaisas da P. J. DERIN. VI, 76 La chiarta da la lia. Stata renovada et clerifichiada da comünas 3 lias (1544). VI, 83 Il Malefiz ordnung da comünas Trais Lias. Über die oberländische Version der Historia d'Abraham ed. MUOTH (hier I 621). VII, 1 Trastüt Civil Da la Honorata Drattüra Sur val Tasna (1806). VII 45 Continuaziun de canzuns popolaras engiadinaisas ed. DERIN. VII 70 Chanzun supra la stramantusa disgrazia etc.; VII 75 Chanzunetta intituleda: Dispita tanter duas matans. Die Bündner Geschichte interessiert die mit Anmerkungen versehene Autobiographie DUITG BALLETTAS (1792—1804) (VII 225). Für die Bündnerische Litteraturgeschichte wertvoll sind die Desiderata für die Churer Kantonalbibliothek (VII 291). Einen guten Überblick über den Germanisierungsprozess mit historischem Rückblick giebt J. G. MUOTH (VIII 1), der auch (VIII 35) eine Weiterführung der

---

1) Rätoromanische Chrestomathie I. Band. Surselvisch, Subselvisch, Sursettisch. 2. Lieferung: Das XVIII. Jahrhundert. Erlangen. Verlag von Fr. Junge 1894. Auch RF. VIII, 1. Heft. 2) LBGRPh. IX (1888) 363 ff. 3) Annalas della Societad Rhaeto-romanscha. Sexta. Septima. Octava Annada, Cuera 1891—94. Officina da Sprecher, Vieli & Hornauer etc.

Erinnerungen Ballettas bietet. Zur Kulturgeschichte des Engadin liefert einen Beitrag R. A. GIANZUN, der sich mit den Sitten seines heimatlichen Dorfes Celerina beschäftigt. Die für die romanische Philologie interessanteste Publikation ist aber die Litteratura veglia von H. CAVIEZEL VIII 240—312, unter der wieder die ersten zehn Gedichte wegen ihres Alters das meiste Interesse beanspruchen können. Leider sind sie nicht korrekt genug abgedruckt, wie meine Neuausgabe von Lied II in der Revue des langues romanes IX quatrième série p. 97 ff. zeigt. Auch hat der Herausgeber bei Lied XV übersehen, dass es schon mit Übersetzung von A. Rochat[4]) herausgegeben worden war; es behandelt den auch sonst theologisch ausgemünzten Untergang von Plurs.

Einen Brief des bekannten Politikers und Kriegsmannes Jurg Jenatsch publizierte E. HAFFTER[5]) in dem unten citierten Buche pp. 120—124; er ist an die Gemeinde Sent gerichtet (datiert von 1634). Er ist auch sprachlich wichtig (perf. eau scriveik).

Bekanntlich waren nicht bloss für die rätoromanische Litteratur die Kalender ein Zufluchtsort für volkstümliche Lieder und Überlieferungen. Es war daher ein glücklicher Gedanke, derartiges von der Spreu zu sondern und einem weitern Publikum zugänglich zu machen[6]). Der Verfasser giebt einen dankenswerten Überblick über die Entwicklung des rätoromanischen Kalenderwesens in Graubünden und hebt aus den besprochenen Jahrgängen das Interessanteste heraus.

Einen Beitrag zur Rechtsgeschichte, also zur Kulturgeschichte, liefert G. SOLDAN[7]). Der Herausgeber giebt in seiner Einleitung Rechenschaft über die Manuskripte, die ihm zu Gebote standen, über die Grundsätze, denen er folgte, und führt p. 62—65 die sprachlichen Eigentümlichkeiten dieses (unterengadinischen) Textes an. Jedem Paragraphen ist eine Übersetzung beigegeben.

An der Grenze der Litteratur steht eine kleine Arbeit von H. CAVIEZEL, die aber ihres linguistischen Wertes wegen hier erwähnt werden mag (Dialekt von Giufaulta, Domleschg[8]). Übersetzungen von eidgenössischen Gesetzen betrachte ich als ausserhalb unseres Bereiches stehend.

Eine Sammlung rätoromanischer Sprichwörter bietet GUIDOTTI, collecziun da proverbis rhaetoromanschs[9]), nach den Arbeiten von Bœhmer und Bühler ein opus operatum, um so mehr als zur Erklärung gar nichts beigetragen ist.

Von neuern Poesien in oberländischem Dialekte, die in Buchform erschienen, sind zu erwähnen die drei Bändchen Poesias von A. TUOR[10]). Der Verfasser ging zunächst von der Übersetzung schweizerdeutscher patriotischer Gesänge aus, und indem er sich denselben immer freier

4) Ein altladinisches Gedicht. Zürich 1872. 5) Georg Jenatsch. Urkundenbuch, enthaltend Exkurse und Belagen. Chur. Kommissionsverlag der Hitzschen Buchhandlung 1894. 6) CAVIEZEL, Rätoromanische Kalenderlitteratur. ZRPh. XVI 128 ff. 7) Strafgesetz für das Gericht Ob Munt Fullun von 1688 (Separatabdruck aus ZSR. N. F. XIV. 8) Register dils Mastrals dil Cumin d'Ortenstein tras H. Caviezel. Cuira. Officina da C. Schädler-Streter 1892 (Sep.-Abdruck aus den „Annalas"). 9) ASTP. X 554—560. 10) Poesias romonschas translatadas ed originalas. Cuera, Stampa de frars Casanova. 1891. Secunda Part 1891. Tiarza Part 1894.



gegenüber stellte, entwickelte er allmählich ein ganz hübsches selbständiges Talent. Die günstige Aufnahme, welche seine Gedichtsammlungen bei seinen Landsleuten fanden, ermutigten ihn, Molièresche Stücke zu adaptieren, wie Le médecin malgré lui unter dem Titel: Il doctor per forza[11]).

Die von V. CIAN mit einer fast zu ausführlichen Einleitung herausgegebenen Werke des Notars von Belluno, Bartolomeo Cavassico (um 1480—1555), zu denen C. SALVIONI eine mit gewohnter Akribie geschriebene Grammatik mit Glossar beigesteuert hat[12]), haben wohl grosses linguistisches Interesse, aber kein litterarisches; der Herausgeber bezeichnet seinen Autor selbst als „mediocrissimo, non poeta, ma versificatore." C. Salvioni hat sich namentlich mit der Metrik des Bellunesen in einem andern Schriftchen[13]) beschäftigt, in dem er zu gleicher Zeit die alte Cantilene von 1193, die z. B. bei Monaci Chrest. p. 15—16 abgedruckt ist, auf ihre Laute und Formen untersucht und dieselben mit denen Cavassicos vergleicht.

Von der Zeitungslitteratur wird man hier absehen können; was in der Gasetta romonscha, dem Fœgl d'Engiadina, den Pagine friulane Interessantes erscheint, wird ja jeweilen später gesondert publiziert. Belletristischer Stoff findet sich namentlich in der litterarischen Beilage des an zweiter Stelle genannten Blattes.

Zürich. J. Ulrich.

1895—96. Im Anschluss an die von Gartner im JBRPh. 4 I 153 aufgeführten Textausgaben Ulrichs, von denen sich Job auch in den ASRR. XI 1—89 findet, wäre noch eine Jezabela, publicada da P. A. VINCENZ (IX 223—270) zu erwähnen, die nach einer Bemerkung des Herausgebers im 18. Jahrhundert aus dem Italienischen übersetzt worden ist. Diese und viele andere Veröffentlichungen, die wir dem rastlosen Fleisse Ulrichs und Decurtins' verdanken, gewähren einen tiefen Einblick in die ältere Litteratur. Mit der dritten und letzten Lieferung des 1. Bandes seiner rätoromanischen Chrestomathie (vergl. JBRPh. 4 I 152) entrollt uns aber DECURTINS zum erstenmal ein farbenreiches Bild des geistigen Schaffens im Bündner Oberland im 19. Jahrhundert, ein Bild, das den von Gartner mit Recht prophezeiten „Übertritt zum Deutschen aus Klugheit" zum Glück noch nicht so nahe erscheinen lässt. Die kurzen patriotischen Gedichte von Anton Huonder aus Segnas (1825—1867), besonders das bekannte Volkslied A Trun sut igl ischi und die stolzen Verse des Pur suveran, des freien oberländischen Bauern, sowie die grösseren poetischen Schilderungen und Erzählungen des Churer Professors Giachen Caspar Muoth (geb. 1844 zu Brigels), dessen Spatlunzas, Hanfflechterinnen, in Form und Ausdruck an Hermann und Dorothea erinnern, gehören zu den besten derartigen Erzeugnissen der Weltlitteratur. Nicht

11) A. Tuor, Il doctor per forza. Ina cumedia en 3 acts da Molière. Translatada librameın en romonsch. Cuera. Aktienbuchdruckerei 1894. 12) Le Rime de Bartolomeo Cavassico . . . . con introduzione e note di V. Cian e . . . C. Salvioni. Romagnoli 1894, ScCL. CCXLVII. CCXLIII. Bologna. 13) Ancora del Cavassico. La Cantilena bellunese del 1193 (Nozze Cian. Sappa-Flandinet). Bergamo 1894.



mit Unrecht vergleicht P. Maurus Carnot[1]) die Mission Muoths, der sich seiner Mundart auch als Forscher widmet, derjenigen Mistrals, des grossen provenzalischen Kämpen um die Sprache seines Volkes. Dazu zeigt uns Decurtins die Anpassungsfähigkeit seines Idioms an fremde Vorbilder, so in der glücklichen Wiedergabe von Schillers Glocke und Wilhelm Tell durch Paul Corai und G. Antoni Bühler, die mit Muoth und anderen auch von der metrischen Verwendbarkeit rätischer Laute, Worte und Formen Zeugnis ablegen. Der nicht nur sprachlichen, sondern ebenso sehr litterarischen Bedeutung so vieler Proben wäre Decurtins indes noch gerechter geworden, wenn er den Eindruck derselben nicht durch öftere Einschaltung kulturhistorischer Texte — der Uordens de Tuietsch, Fuormas de plaids etc. — abgeschwächt, und solche in einen Anhang oder in den für die Volkskunde bestimmten 2. Band verwiesen hätte.

Würzburg. Gottfried Hartmann.

La Littérature Créole.

1891—94. Depuis quelque temps les productions Créoles abondent; il semble par conséquent opportun avant que nous en soyons débordés, d'examiner pour un instant ce qui constitue vraiment la Littérature Créole et quelles sont les causes qui ont déterminé les récentes publications. — Je me suis efforcé dans l'étude linguistique dont j'ai parlé ici même[1]), de fixer nettement le caractère du dialecte Créole et les conclusions auxquelles je suis arrivé établissent que le Créole dans toute sa pureté n'est parlé qu'aux Antilles. Cela est dû, non seulement à l'isolement de ces îles; mais aussi à l'état à peu près stagnant, dans la plupart du moins, du progrès des influences Européennes. La conséquence naturelle est que s'il y a réellement une Littérature Créole, acceptant le mot de Littérature dans son acception la plus générale, celle d'expression orale ou écrite, il y a beaucoup de chance à la trouver dans ces mêmes îles; et, c'est en effet ce qui est. — Le fonds irréductible de la Littérature Créole sont ces Proverbes et Enigmes dont plusieurs ont été cités dans l'ouvrage dont j'ai parlé tout à l'heure[2]). Là nous avons l'expression directe des sentiments et de l'imagination du nègre qui parle une langue romane. — J'ai indiqué en passant que plusieurs de ces petites productions étaient remarquables non seulement par le pittoresque de l'expression mais souvent par la poésie du sentiment qui s'en dégage. Je ne saurais trop insister là dessus, c'est vraiment là que nous devons chercher à nous former une idée de l'esprit créole dans son sens le plus absolu et le plus vrai; et, le résultat s'il n'a rien de surprenant, confirmera une fois de plus cette éternelle vérité

1) Im Lande der Rätoromanen. Basel 1898, S. 60.

1) Les Sons et les Formes du Créole dans les Antilles par René de Poyen-Bellisle (Voir JBRPh. II 257 ff) 2) a. a. O.

en fait d'art; qu'il n'y a rien de nouveau sous le soleil et que la façon dont on exprime les choses seule en change l'aspect et en transforme l'originalité. Il m'est arrivé de m'occuper spécialement de la poésie provençale à l'époque où je recueillais les matériaux pour mon étude et plus d'une fois j'ai été frappé non seulement de l'identité des sentiments et des pensées, mais souvent même de la similarité d'expression qui existaient entre ces naïves productions Créoles et les créations artistiques de l'école poétique qui a le mieux su manier la forme. Je cite de mémoire le commencement d'une pièce de Pierre Raimon de Toulouse:

Atressi cum la candela
que si meteissa destrui
per far clartat ad autrui . . .

Maintenant mettez à côté cette énigme créole: *tini ñõn ki ka bulẹ k'ẹ li pu fẹ plẹzi la kõpañi? — sẹ ñõs šãdẹl.* — Il y en a une qui brûle son cœur pour faire plaisir à la compagnie? — C'est une chandelle. — A la Guyane, à la Louisiane, aux Mascareignes le Créole est devenu une langue mélangée; les influences diverses qui ont déterminé cela sont évidentes; mais de même que la langue elle-même a subi une évolution qui en a changé le caractère, des causes similaires ont aussi altéré la nature des expressions qui étaient à l'origine exclusivement le produit de l'esprit Créole. — Aux Proverbes et aux Enigmes il est juste d'ajouter les Contes quoique comme nous le verrons ceux-ci soient plus difficiles à considérer comme un tout homogène parceque les influences étrangères y sont nombreuses même dans ceux qui sans aucun doute sont venus d'Afrique avec les esclaves. Or le point important à saisir est que cette Littérature Créole telle que je viens de la définir a été de bonne heure envahie par une multitude de productions qui n'ont de Créole que le nom. Tel est le cas par exemple d' un long roman guyanais: Atipa par M. ALFRED PARÉPOU dont le professeur SCHUCHARDT a entretenu les lecteurs du LBlGRPh. et que j'ai moi-même signalé ici. Cette œuvre peut être l'œuvre d'un Créole mais elle sort du cadre de ce que l'on peut considérer comme littérature Créole. Elle est écrite non pour le peuple mais pour une classe restreinte d'amateurs qui possèdent la connaissance du dialecte et dont les connaissances sont suffisantes pour leur permettre d'apprécier cette œuvre de longue haleine . . Ce fonds irréductible de Littérature Créole dont je parlais est menacé d'être obscurci journellement par l'accumulation de productions de cette nature, où la langue Créole n'est employée que comme un instrument pittoresque et qui ont pour résultat immédiat et direct non seulement de déguiser l'esprit de la race qui la parle mais d'altérer la langue elle-même dans ses formes, dans sa naiveté, dans sa grâce nonchalante et naturelle. C'est donc une bonne fortune que de découvrir une publication qui nous permette une fois de plus d'étudier ces manifestations de l'Esprit Créole à son état de pureté relative; et, cette opportunité nous est offerte par ALCÉE FORTIER[3]) dont le nom a déjà été signalé ici même à propos de ses études sur la Louisiane. Le titre de l'ouvrage de M. Fortier dont

3) Louisiana Folk-Tales in French Dialect and English Translation (Memoirs Vol. II. Boston: Houghton, Mifflin and Co. 1894).

nous allons nous occuper aujourd'hui est: Louisiana Folk-Tales in French Dialect and English Translation; il est publié dans MAFLS. II. Avant d'en venir à M. Fortier, remarquons en passant que le goût de plus en plus marqué du public Americain pour l'étude des Traditions populaires a produit un grand intérêt pour les contes Créoles. Le premier volume des MAFLS. contient aussi une série de Contes recueillis en Afrique dans l'Angola, un des districts qui ont fourni les premiers esclaves importés aux Antilles; et, cette collection a une grande valeur pour déterminer la question d'origine de nos contes Créoles. D'un autre côté le troisième et dernier volume des mémoires de la Société nous donne les Chansons et les contes des îles Bahama par M. Ch. Edwards[4]) dont nous aurons l'occasion de parler plus tard. — Les contes de l'oncle Rémus par Joel Chandler Harris peuvent être considérés comme le premier ouvrage qui a fait naître aux Etats Unis le sentiment d'intérêt et de curiosité pour les contes Créoles que la AFLS. a entrepris de satisfaire par ses publications.

Ces Contes de M. Chandler, cependant, surtout les plus récents ont le défaut d'être publiés surtout dans le but de produire une impression comique et le philologue aussi bien que l'amateur de Traditions populaires feront bien de s'en méfier. Un autre ouvrage plus exact, plus recommandable au point de vue en question, est celui de Melle Owen[5]) publié par Osgood en 1893: Old Rabbit, the Voodoo ond other Stories. Ce petit livre n'a pas les qualités qui ont assuré le succès de M. Chandler, mais les Folk-Loristes y trouveront bon compte. — La Collection que M. Fortier nous présente dans MAFLS. II, une société dont il est le président, offre toutes les garanties d'une recherche consciencieuse; dans la plupart des cas le nom des personnes qui ont raconté est soigneusement indiqué aussi bien que leur adresse. — Il y a en tout vingt-sept contes; les treize premiers sont donnés en Créole et en Français; les quatorze derniers qui avaient été déjà publiés n'apparaissent qu'en Anglais. La division adoptée est de répartir les récits en deux classes: 1° les Contes d'Animaux, 2° les Contes romanesques ou Märchen. La première critique que je me permettrai d'adresser à M. Fortier, c'est qu'il omet d'indiquer s'il y a un préambule régulier et un épilogue invariable à tous les Contes. Ces formules indiqués dans mon ouvrage se retrouvent aussi quoique transformées aux Bahama. Celles qui sont usitées aux Antilles paraissent être aussi connues à la Louisiane, car elles se trouvent dans un ou deux des Contes que nous donne M. Fortier. Il serait intéressant de savoir si en réalité elles se présentent avec la même régularité. Le caractère générale de cette collection est à mon avis le même que celui qui est suggéré par le dialecte dans lequel les récits sont faits. Le dialecte est une langue mélangée, et décidément la Littérature Créole de la Louisiane telle qu'elle nous apparaît ici est aussi une littérature mélangée. — Eliminons d'abord un certain nombre de récits qui n'ont de Créole que la forme et qui sont évidemment les produits d'une influence étrangère. M. Fortier n'hésitera pas à admettre que le

4) Bahama songs and stories. A Contribution to Folk-Lore Society Vol. III. Boston. Houghton, Mifflin and Co. 1895. 5) Owen, Mary Alicia: Old Rabbit, the Voodoo and other stories. Osgood 1893.



Jupiter de la fable 15 et le Méphistophélès de la 3ème ne sont jamais sortis de l'imagination d'un nègre. — Le conte de Compair Taureau et Jean Malin est une adaptation mais trahit aussi une influence exotique. Cette idée de la transformation d'une bête dans une créature humaine, ne se trouve nulle part dans les contes Africains et elle est trop importante, particulièrement au point de vue du «Folk-Lore» pour lui donner droit de cité parmi les contes vraiment Créoles. — L'Irlandais et les Crapauds quoique contenant un récit qui est plus populaire en apparence est réellement un produit purement local et dans lequel le seul mot d'Irlandais indique un élément qui ne peut guère se réconcilier avec la tradition populaire Créole. — Compair Lapin et Michié Dinde n'est qu'une broderie savante sur un fonds populaire, c'est évidemment l'œuvre d'un blanc et non un produit de l'esprit Créole. — La Tortue n'est aussi qu'une adaptation savante du Corbeau et du Renard de La Fontaine. Les deux récits dont nous allons spécialement nous occuper parcequ'ils sont sans aucun doute d'origine africaine et présentent des points intéressants pour la comparaison avec d'autres formes provenant de la même source sont la fable intitulée Fillèle Compair Lapin et une autre qui se trouve dans l'Appendice sous le titre Tar Baby. Cette dernière se retrouve aussi dans la collection de M. Edwards (Bahama songs and stories) et elle correspond en grande partie du moins à celle que j'ai transcrite à la fin de mon étude sur le dialecte Créole sous le titre de: *Kōpę lapẽ ę Kōpę Zāba.* Aux Antilles cependant ce petit récit s'allonge en se combinant avec un autre qui se trouve aussi mais séparément dans les deux collections de Fortier et d'Edwards; dans la première il s'intitule: Fillèle Compair Lapin, dans la seconde: Rabbit in the cornfield. Les deux versions du Tar Baby dans Fortier et dans Edwards sont les mêmes quant aux incidents de la fable; mais les détails et l'expression de l'ensemble sont surtout charmants dans le récit des Bahama. Dans les deux récits un puits a été creusé par les animaux qui souffraient de la soif, Lapin a refusé de contribuer à l'œuvre par son travail; mais il prétend jouir du résultat comme les autres, ceux-ci s'y opposent; et, la série de ruses et de stratagèmes au moyen desquels Lapin les trompe et réussit malgré eux à boire quand il a soif l'eau de leur puits, forme le sujet de la fable; le bon homme de goudron est l'attrape qui sert finalement à mettre un terme à ses déprédations. Aux Bahama l'histoire a par moments une teinte poétique; par exemple lorsque Lapin tombe amoureux du Tar Baby qui là se transforme en une jolie fille. — Si nous comparons le récit de la Louisiane avec celui des Antilles, ce qui nous frappe d'abord, après la différence notée plus haut, c'est exactement le même caractère qui frappe lorsque l'on compare les deux dialectes; c'est à dire qu'aux Antilles nous avons une fable vraiment Créole, à la Louisiane, un récit qui a souffert toutes sortes d'influences; et, qui tel que Fortier l'a recueilli ne représente plus un Conte nègre mais un souvenir altéré par des remaniements additions, changements de toute sorte et qui a perdu le charme que lui donnait la langue simple et naïve dans laquelle elle a d'abord dû être racontée. Que l'on compare la fable telle qu'elle se trouve dans mon étude et celle que nous donne Fortier et le con-

traste se révèlera clairement. Evidemment l'éditeur a pris grand soin de reproduire fidèlement ce qu'on lui a raconté; mais le résultat est un récit ennuyeux, fatigant et rempli d'affectations inutiles. Il serait peut-être bon de montrer un peu plus clairement le caractère mélangé de ce dialecte de la Louisiane puisque c'est aussi la marque distinctive de sa Littérature. Qu'on nous permette de mettre sous les yeux deux spécimens, le premier un fragment de texte de Fortier, et le second une traduction du même texte dans le dialecte des Antilles. La comparaison dès lors sera aisée. Le fragment que je vais reproduire appartient à un conte dont l'original a été écrit à la Guadeloupe et qui se trouve cité à la fin de mon étude „Les Sons et les Formes du Créole dans les Antilles“ sous le titre de ñõ bjẹ fi une vieille fille. — Cette production, comme je l'ai remarqué en la citant, n'a de Créole que la forme; étant une de ces compositions dialectales, où le dialecte n'est employé que pour rehausser la touche comique ou ajouter la grâce de sa naïveté à la satire qui est préméditée. — Il me sera par conséquent facile de rendre encore plus frappant le contraste entre le dialecte des Antilles et celui de la Louisiane et de faire clairement ressortir le caractère mélangé de ce dernier par cette comparaison, en mettant côte à côte, le passage correspondant du conte que j'ai cité et le fragment que je vais transcrire. Je me contenterai cependant de traduire littéralement le texte publié par Fortier dans le dialecte des Antilles. Cela suffira amplement au but que je me propose. — Voici d'abord le texte louisianais: *In fois y avait in madam qui té si joli qué li té jamin oulé marié. Tou cila qui té vini, li té trouvé qui choye pou di — oh! toi to trop laide — oh! toi to trop piti. Oh! toi to la bouche trop grand. Enfin Chacunne té gaingin qui té pa dréte. Asteur cin jou in vaillant michié vini. Li té dans in carosse tout en or et y avaít huite choals qui té apé traînin carosse la. Li mandé madame la pou marié. Li té jamin oulé.* Il faut naturellement faire une large part aux inexactitudes pouvant résulter du mode de transcription; qui, n'étant pas strictement phonétique peut donner lieu à des malentendus; et, avant d'aller plus loin qu'il me soit permis de relever un trait particulièrement intéressant et qui n'existe pas dans le dialecte des Antilles; c'est la nasalisation des voyelles après les consonnes nasales. Cf. *jamin, trainin.* Le mode de transcription adopté par Fortier ne nous permet pas de voir si ce phénomène est un résultat d'une assimilation; mais il est probable que c'en est la cause. C'est là un trait dialectal de bon aloi et dont il n'est pas nécessaire de faire ressortir l'intérêt. Ces réserves faites je traduis le texte cité plus haut dans le dialecte des Antilles *tẹ tini ñõ fwa ñõ madam, i tẹ si Žọli li tẹ Žãmẹ lẹ majẹ tut mun Ki tẹ Ka bini, i tẹ Ka twuẹ Kišọj pu i tẹ di — O twẹ tọ twọ lẹd — O twẹ tọ twọ pitit — O twẹ buš tọ twọ gwã. Žis tut mun tẹ tini. Kišọj Ki pa tẹ dwẹt. astẹ ñõ žu ñõ bẹl muše bini. i tẹ dã ñõ vwẹti tut ã nọ ẹ tẹ tini wit šwal Ki tẹ Ka twẽnẹ vwẹti la. i mãdẹ madam la pu majẹ. li pa tẹ Žamẹ lẹ.* Que l'on compare les deux textes! — le caractère mélangé du texte louisianais est établi par les traits phonétiques suivants, 1° l'omission des consonnes finales cf. *tou, piti,* 2° l'emploi

de la lettre *r* dans toutes les positions, 3° l'emploi irrégulier et spasmodique du son *œ* ou *œ̨* représenté par Fortier par *eu*. Ces traits là indiquant clairement que la prononciation créole a été influencée par des agents divers; et cette déduction est confirmée par les deux particularités morphologiques suivantes: 1° l'emploi constant des relatifs, 2° la construction: *qui té opé trainin* aux Antilles *Ki te Ka twẽnę*. — C'est à dire que la conjugaison par le moyen de *Ka* qui est la seule conjugaison créole régulière a fait place à une expression purement anglaise: *to be after something*. Il y aurait bien d'autres observations à faire si je ne craignais de dépasser les limites naturellement assignées à cette étude: l'emploi de *in* par exemple pour le mot français *un* dénote que nous avons affaire à des nègres qui ont oublié de parler Créole et qui font un effort pénible pour se le rappeler; et, c'est là le caractère général de tous les morceaux que nous examinons: l'affectation et l'effort pédantesque quoique ce mot peut paraître absurde dans l'espèce. — Quant aux fables romanesques que Fortier désigne sous le nom de Märchen, il n'y a rien à en dire si non qu'elles reproduisent dans le dialecte Créole les récits des premiers colons que les nègres écoutaient avidement et arrangeaient après à leur manière. Là encore la collection de Fortier est désappointante, car les défauts que j'ai signalés sont justement là encore plus évidents et causent une sensation plus désagréable. — Ce n'est décidément pas la façon dont le nègre conte ces contes et si on veut en avoir une idée plus fidèle on n'a qu'à parcourir les récits recueillis par M. Edwards aux Bahama. Ce qui distingue aux Antilles et aux Bahama les productions de cette série, c'est le mélange du chant au récit. — Ils sont généralement dramatiques, la nature sentimentale du nègre se prête aisément aux émotions que fait naître en lui les péripéties du drame; et l'expression qu'il leur donne est d'accompagner le récit d'une mélopée trainante qui reflète la tristesse où le plonge la sympathie qu'il éprouve pour les souffrances des personnages. — Il y aurait bien des remarques de détail à faire et il serait particulièrement intéressant de rattacher ces récits Créoles à ceux qui existaient en France au moyen âge. Ce travail a été si non fait, du moins exquissé dans un article de la «Nation» du 29 août 1895. C'est une simple note de l'Editeur mais qui contient des renseignements précieux sur les concordances et parallélismes de ces fables avec celles des autres littératures.

Chicago, 31 janvier 1896. René de Poyen-Bellisle.

Wechselbeziehungen zwischen den romanischen Litteraturen unter sich und romanischer und germanischer Litteratur.

Einflüsse der altfranzösischen Litteratur auf die altdeutsche. 1891—96. A. Allgemeines. B. Epik. C. Lyrik. D. Dramatik.

A. ***Allgemeines.*** GOLTHER gab eine übersichtlich und klar abgefasste „Germanische Mythologie" heraus. Auf den althergebrachten Titel „Deutsche Mythologie" wird auch hier verzichtet. Die Nordländer haben nach wie vor das wertvollste und interessanteste Gut beizusteuern. Eine „deutsche Mythologie", die man allerdings gerne einmal geschrieben zu sehen wünschte, würde sich mit gar kleinem Raume bescheiden können. In der vorliegenden Darstellung ist das Hauptgewicht auf genaue Anführung und Wiedergabe der Quellen gelegt. Kontroversen werden möglichst gemieden und die vielen zweifelhaften Hypothesen, alte wie neue, möglichst mit Stillschweigen übergangen; nur in der Einleitung wird kurz, aber ausreichend darüber referiert. Auch Golther, wie Mogk und E. H. Meyer, trennt eine niedere und eine höhere Mythologie: er scheidet Seelenglauben, — Elben und Wichte — Riesen von den Göttergestalten. Wenn man heute die niederen Gestalten des Volksglaubens beziehungsweise des Volksaberglaubens voranstellt, so thut man dies, weil die Ethnologen gezeigt haben, dass auf primitiver Kulturstufe nur solche einfachere Vorstellungen vorhanden sind, und dass erst aus diesen die eigentlichen Götter entwickelt werden. So nimmt man heute meist an, dass aus einem Sturmgeist Wode ein Gott Wotan allmählich herausgebildet worden sei. Und so noch öfter. Es mag sein, dass diese Auffassung richtig ist, aber es ergiebt sich bei dieser Anordnung der grosse Übelstand, dass zuerst die heutige Volksüberlieferung, und hernach die alten litterarischen Denkmäler vorgetragen werden: denn in diesen wird uns fast ausnahmslos von den Göttern, in jener fast ausschliesslich von den niederen übermenschlichen Wesen berichtet. Dazu kommt ein Bedenken innerer Art. Die heutige ethnologische Betrachtung der Mythen scheint vorauszusetzen, dass sich die niedere Mythologie im wesentlichen unverändert und von der höheren unberührt seit der Zeit, da es noch keinen Götterglauben gab, bis heute erhalten habe: denn nur in diesem Sinn und mit dieser Begründung erlaubt man sich, Sagen und Märchen der Gegenwart als Quellen zu benützen. Aber ist dies richtig? Nach allem, was wir sonst von Kulturgeschichte wissen, müssen wir eher annehmen, dass der Volksglaube der Gegenwart ein Überrest des alten Götterglaubens ist, dass also der heutige Wode von Wotan abstammt. Wie man das sogenannte ‚Volkslied' im Gegensatz zum sogenannten Kunstlied lange ohne Grund überschätzt hat und seinen Wert grossenteils noch jetzt überschätzt, so scheinen mir die Dinge

1) Handbuch der germanischen Mythologie von WOLFGANG GOLTHER, Leipzig, Hirzel 1895.

auch bei der deutschen Religionsgeschichte zu liegen. Sobald wir einmal unsere Märchen und Sagen prüfen, stellen sie sich in der Regel als sehr verdächtiges, von irgendwo importiertes Gut heraus. Wie das sog. 'Volkslied' durch die neueste Forschung entthront, d. h. meist auf litterarische Vorbilder zurückgeführt worden ist, so wird es auch dem Volksglauben noch ergehen. Und so haben wir weiter zu fragen, lässt sich überhaupt eine scharfe Grenze ziehen? Und hat eine solche Scheidung methodischen Wert? Nach meinem Dafürhalten so wenig wie bei jener Gegenüberstellung von Volks- und Kunstpoesie: irgend ein scharf trennendes Kriterium besteht nicht, und für die Forschung ist diese Scheidung oft mehr hinderlich als förderlich. So kommen wir zu dem Schluss, dass es sich am meisten empfiehlt, zuerst, wie man dies vordem that, Götter und Dämonen nach den alten Zeugnissen zu behandeln, mit strenger Ausschliessung der heutigen Volksüberlieferung, und diese dann anhangsweise nachfolgen zu lassen unter dem Titel: Überreste in der Gegenwart. Damit wäre über das Alter dieses schwer kontrolierbaren Materials nichts ausgesagt und jede Möglichkeit offen gelassen. Gewiss würde sich manches als sehr alt nachweisen lassen: nämlich durch Übereinstimmung mit den alten Quellen. Manches zweifelhafte und verdächtige aber erhielte dann nicht mehr den Rang vor der Götterlehre und könnte nicht mehr deren Beurteilung beeinflussen. Soviel erlaubt sich Referent über den allgemeinen Charakter des Buches zu bemerken. Jetzt noch einiges, was unmittelbar in den Rahmen dieses Berichtes gehört. Einige Götter-Mythen nämlich scheinen nicht germanisch, sondern keltisch und aus Frankreich zu den Deutschen, oder aus England und Irland zu den Nordländern und Angelsachsen gekommen zu sein. Den Kult der Matronen, der Mütter als Schutzgottheiten der Örtlichkeiten, haben, wie Golther anerkennt, germanische Soldaten in Gallien kennen gelernt. Sollte nicht auch bei mancher andern religiösen Gestalt dieses Verhältnis stattgefunden haben? Sollte dies nicht auch von den Elfen gelten?

Aus Golthers Darstellung geht (S. 126) klar hervor, dass die Germanen zwei Arten Elben genau unterschieden: die einen wunderbar schön, die andern hässlich wie die Nacht (Licht- und Dunkelelben nennt sie die Snorra Edda). Wenn man die beigebrachten Belege untersucht, so findet man, dass die schönen Elben besonders in England, auf Island, erst später in Deutschland bezeugt werden. Sicher alteinheimisch sind in Deutschland sonst die hässlichen, boshaften Zwerge. Nun finden wir als die häufigste und weitaus beliebteste Vorstellung in keltischen Sagen alter und neuer Zeit die schönen Feen, die, teils Weib teils Mann, mit den Menschen allerlei Liebesbündnisse eingehen, unter dem Wasser und in Bergen wohnen, ihre Gestalt beliebig zu wandeln vermögen, im ganzen aber sich den Menschen wohlgesinnt erzeigen. (Vergl. W. Hertz, die bretonischen Feen: Spielmannsbuch LXIV—LXXVII). Wie die Schönheit dieser Feen, ist die der Lichtelben bei Angelsachsen und Isländern sprichwörtlich (Golther S. 126). Aus diesen und andern Kriterien, die ich hier nicht im einzelnen anführen kann, glaube ich den Schluss ziehen zu dürfen, dass nur die Dunkelelben (= die Zwerge, Golther S. 135) germanisch, dagegen die Lichtelben (= Feen) keltischer Herkunft sind. Angelsachsen und Nordländer lernten diesen Glauben auf den britischen

Inseln, die Deutschen erst durch die Vermittlung der Franzosen kennen. Wenn Heinrich von Morungen seine Herrin mit einer Elbin vergleicht, so folgte er hier sicher einem französischen Vorbild. Interessant ist die verschiedene Auffassung Alberichs. In deutscher Sage ein Zwerg, trägt er im Huon von Bordeaux und im Ortnit Feenschönheit. Ich bin der Ansicht, dass in den letzteren Werken nicht ein germanischer Zwerg, sondern ein keltisch-französischer Fee auftritt, an dem nur der Name germanisch ist. (Auberon braucht wegen des Namens nicht germanischer Herkunft zu sein, so wenig wie Renart in der Tierfabel.)

Von den Kelten stammt vielleicht auch der Glaube an die Schwanjungfrauen. Sie erscheinen nur in verhältnismässig wenigen Denkmälern (Golther S. 114—115) und werden dort als Walküren aufgefasst. Dagegen in der altirischen Mythologie und in den Artusromanen treffen wir oft auf Jungfrauen in Vogelgestalt. Eine genaue Prüfung würde mehrere Momente aufzeigen können, welche Entlehnung nahelegen. Für die Schwanjungfrauen der Wielandsage liesse es sich am leichtesten wahrscheinlich machen: sie sind als Walküren kaum charakterisiert (Golther S. 321).

Mit den Lichtelben in naher Beziehung stehen die Wanen. Freyr wohnt in Alfheim; und alle Wanen zeichnen sich, wie die Lichtelben, durch sprichwörtliche Schönheit aus. Noch in später Zeit werden sie als ein ursprünglich fremdes Göttergeschlecht aufgefasst: im sogenannten Wanenkrieg spiegelt sich der Gegensatz der Germanen zu einem starken nichtgermanischen Volke wieder. Sind die Asen kriegerisch, so die Wanen friedliebend, aber durch Reichtum und Bildung jenen offenbar überlegen. Soviel erkennt man deutlich, dass die Wanen einem Volke mit höherer Kultur angehört haben. Der Goldeber ist Freyrs heiliges Tier, das seinen Wagen zieht, ein wunderbares Schwert seine Waffe; und er besitzt überdies ein merkwürdiges Schiff. Freyja, Freyrs Schwester, kann ein Falkenhemd anlegen, empfängt bei sich die Hälfte der Toten und übt als erste bei den Asen Zauber, den diese noch nicht gekannt haben. Alle diese Vorstellungen, die den Germanen, wie ausdrücklich versichert wird, teilweise fremd und neu waren, finden wir allenthalben in den Überresten keltischer Mythen und Sagen. Merkwürdig einsam ragt in die germanische Mythologie auch die späte, anglische Sage von Skéaf herein, der auf steuerlosem Schiffe schlafend ans Land kam, König wurde und später auf demselben Schiffe schied, ohne dass man wusste, woher und wohin. Auch diesen Mythus treffen wir in zahlreichen Varianten — am berühmtesten ist die Lohengrinsage — bei den Kelten an, so dass ich nicht anstehe, auch hier keltischen Ursprung für wahrscheinlich zu halten. (Man leitet bis jetzt Lohengrin von Skéaf ab, so auch Golther). Soviel über diese meine Vermutung, die ich mehr als Anfrage denn als Behauptung aufgenommen sehen möchte. Bugge hat, wenn auch nicht immer überzeugend, mit glänzender Argumentation antike und christliche Bestandteile in der nordischen Mythologie nachzuweisen versucht. Nun bleibt die Aufgabe, auch nach keltischen Elementen zu forschen: denn es wäre in der That seltsam genug, wenn die Germanen im langen Verkehr mit den an Bildung von Beginn überlegenen Kelten, ihren nächsten Nachbarn, von diesen zwar christlich-jüdische und griechisch-römische Mythen

und Märchen, aber nichts spezifisch keltisches übernommen hätten. Die Zeit der Entlehnung wäre bei diesen letzteren Elementen nicht etwa identisch mit der Periode christlich-antiker Einflüsse (8.—9. Jahrh.), sondern teils früher, teils für Deutschland sicher später anzusetzen, soweit es sich um französisches Gut handelt. Dies bliebe in jedem einzelnen Falle zu untersuchen. So wird es dann vielleicht einmal möglich, die nordischen Göttergestalten in deutlich geschiedene Gruppen zu sondern: 1. die gemeingermanischen Tiuz, Thor und Odin mit Frigg, welche auch von Bugge als alt anerkannt werden; 2) Die keltischen Wanen: Freyr und Freja. 3. Die finnischen Ullr und Skadi. 4. Die christlichen Balder und Loki.

Golther[2]) führte in seiner Geschichte der altdeutschen Litteratur eine glückliche Neuerung ein, indem er diejenigen mhd. Dichtungen, welche auf französischen Vorbildern beruhen, getrennt behandelte, und diesem Teil seines Buches einen gut orientierenden, grösstenteils durch eigene, selbständige Studien gewonnenen „Abriss der altfranzösischen Litteraturgeschichte in Rücksicht auf ihre unmittelbare Bedeutung für die mhd." vorausschickte. Der Verfasser verwirklichte hier, wie er im Vorwort mitteilt, einen Gedanken, der durch die Lehre Konrad Hofmanns schon früh in ihm geweckt worden war. Und in der That tritt auf diese Weise die mhd. Blütezeit weit klarer als bisher hervor. Zu bemerken ist, dass schon rein äusserlich, am Umfang des Ganzen gemessen, der französische Einfluss als ein überwiegender erscheint: ein starkes Drittel des Buches (S. 110—285) bleibt dieser „Übersetzungslitteratur" und ihren französischen Quellen vorbehalten. „Soweit es sich um den Inhalt handelt, kann fast nur von einer Übersetzungslitteratur die Rede sein. Aber dennoch wird die mhd. Litteratur durch das offene Eingeständnis dieses obersten Grundsatzes durchaus nicht ihres selbständigen Wertes entkleidet. (S. 111)." Referent kann diesem Urteil wörtlich zustimmen. Zwar haben die Deutschen Wortsinn und Komposition ihrer französischen Originale manchmal missverstanden, ja einige, wie Wolfram, geradezu falsch übersetzt. Aber diesen Mangel haben wenigstens die grossen Meister reichlich aufgewogen, indem sie das Überlieferte nicht als blossen Stoff verarbeiteten, sondern neu in einer grossen Persönlichkeit nacherlebten: hier, im Wert grosser Individualitäten, liegt der Vorzug der Deutschen. So kommt es, dass die Franzosen zwar zahlreichere Meister der Technik, aber weit weniger wahrhafte Dichternaturen aufzuweisen haben. Mit diesem Unterschied der beiden Nationen ist nun aber ein weiterer gegeben. Es war längst auch in Frankreich anerkannt, und wir finden es durch Golthers Darstellung wieder bestätigt, dass das Verhältnis von Deutschen und Franzosen ein anderes ist in der Epik, ein anderes in der Lyrik. Die erzählenden Dichter, wir müssen es zugestehen, waren im wesentlichen Übersetzer: nicht ein Rohstoff, sondern fertige Kunstwerke lagen ihnen vor, und auch Golther erkennt an, dass von dem französischen Dichter bedeutendere Aufgaben gelöst wurden in der Komposition und Ausführung

2) Geschichte der deutschen Litteratur I. Von den ersten Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Dr. Wolfgang Golther, Stuttgart, Union 1892 DNL. Bd. 163, I). Rec. G. Paris Ro. XXII 164—167.

eines Stoffes, den zu verschönern und zu vertiefen einem poetisch veranlagten deutschen Bearbeiter nicht schwer fallen konnte. (S. 111).“

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Lyrik. Das Schwergewicht dieser Gattung beruht weniger auf der kunstvollen Gestaltung des gegebenen — diesem eigentlich ästhetischen Vermögen, worin der Franzose den Deutschen stets weit übertraf — als vielmehr auf dem Wert des ausgesprochenen Gehaltes. Da nach Goethes Wort poetischer Gehalt Gehalt des eigenen Lebens ist, musste die stärkere Persönlichkeit der Deutschen den Franzosen in der Lyrik den Vorrang abgewinnen. In der That sind Lyriker wie Walther, Wolfram, Hartmann und Heinrich von Morungen den provenzalischen Trobadors und französischen Troveors, einem Bernart von Ventadorn und einem Crestien von Troyes, überlegen. Demgemäss herrscht hier nicht dieselbe Abhängigkeit vom Ausland wie beim Epos: nur wenige Übersetzungen haben sich bis heute nachweisen lassen. Hier ist die französische Einwirkung fast ausschliesslich eine soziale, oder sie beschränkt sich auf die Technik: den Gehalt aber nahmen die deutschen Dichter aus der Fülle ihrer reichen Persönlichkeit. Am geringsten vollends äusserte sich französischer Einfluss in der gnomischen Poesie. Hier geht von den Spervogelsprüchen bis auf Walthers Spruchdichtung eine selbständige Entwicklung, der sich bei Provenzalen und Franzosen nichts Entsprechendes zur Seite stellen lässt: das Sirventes und die Tenzone tragen durchaus andere Art als die deutschen Gedichte der Lebensweisheit. So sind also Gnomik und Lyrik die beiden Gattungen, worin die Deutschen sich von der überlegenen Bildung der Franzosen ganz unabhängig erhielten oder bald Selbständigkeit errangen. Und es erscheint mir höchst bemerkenswert, dass diejenigen deutschen Epiker, welche, wie dies von Wolfram und Gotfried gilt, ihr Vorbild übertrafen, dies erreichten, indem sie die überlieferte Vorlage mit Lyrik und Gnomik durchsetzten.

Vogt[3]) ging in seiner Mittelhochdeutschen Litteraturgeschichte sorgfältig den Quellen jedes einzelnen Werkes nach, und verzeichnete die oft streitenden Ansichten, welche bisher vorgetragen worden sind. So besprach er auch das Hauptproblem dieser Art, die Frage nach der Quelle des Parzival. Er nahm hier eine vermittelnde Stellung ein, indem er zwar Zarnckes Ansicht von der Benützung Crestiens festhielt, die Möglichkeit weiterer Quellen einräumte, ernste Zweifel aber an der Existenz des Kyot nicht unterdrückte. Die Ausführungen des Verfassers werden wohl die bislang meist vertretene Ansicht wiedergeben. Referent hat dagegen einzuwenden, dass man die Frage, ob Wolframs abenteuerliche Angaben über Kyot und Flegetanis der Wahrheit entsprechen, scharf zu sondern hat von der andern, ob Crestien oder ein anderer (verlorener) französischer Graalroman benützt worden ist. Das zweite Problem erscheint ohne weiteres als das wesentliche: es kann und muss unabhängig von der Kyotfrage untersucht werden. Solange wir, wie bis heute stets, nur von Wolframs Angaben und ihrer Prüfung ausgehen, werden wir stets auf unsicherem Boden bleiben.

---

3) PG. II, 1: Mhd. Litteratur von Friedrich Vogt, Strassburg 1893.

Kelle[4]) führte den zweiten Band seiner Geschichte der deutschen Litteratur bis zu dem Zeitpunkt, wo die ritterliche Poesie an die Stelle der geistlichen tritt. Hier (S. 231—233) schloss er seine Untersuchungen ab, die im wesentlichen die Einwirkung der lateinischen Litteratur auf die deutsche zum Gegenstand hatten. Das Eindringen des französischen Rittertums und seiner neuen Bildung wird hier mehr als bisher aufgehellt. Wir erkennen deutlich, dass es nicht stoffliches Interesse, sondern der neue und begehrte Bildungsgehalt war, was zur Aufnahme romanischer Epik und Lyrik führte, so dass die nationalen Sagen vorläufig in den Hintergrund gedrängt werden. Die beiden ältesten Übersetzungen aus dem Französischen, Lamprechts Alexander und Konrads Roland haben wir aus diesem Gesichtspunkt zu beurteilen.

Burdach[5]) veröffentlichte unter dem Titel „Vom Mittelalter zur Reformation" eine Reihe überaus inhaltreicher und anregender Vorstudien zur deutschen Bildungsgeschichte in der Zeit der Frührenaissance. Mehr als einmal kam er hier auch auf französisch-deutsche Beziehungen zu sprechen, insbesondere S. 52ff.: „sicher ist, dass die neue Bildung, welche damals in Prag und von dort nach Deutschland ihren Einzug hielt, stärker durch französische als durch italienische Impulse bestimmt war...... Noch während des 15. Jahrh. bleibt französischer Einfluss auch in Deutschland sehr mächtig: die neue Invasion der alten ritterlichen Erzählungsstoffe (Loher und Maller, Hugo Schapler, Melusine, Pontus und Sidonia, Lanzelot u. s. w. in Form des Prosaromans erfolgte aus Frankreich."

Piper[6]) stellte in drei Bänden eine glücklich getroffene Auswahl der höfischen Epik Deutschlands zusammen, mit Ausschluss Wolframs und Gotfrids. Seine Einteilung ist folgende: 1. Die Bahnbrecher ritterlicher Epik; 2. Hartmann von Aue; 3. Die Schule Hartmanns; 4. Die Schule Wolframs; 5. die Schule Gottfrieds; 6. kleinere Dichtungen der Zeit sinkender Kunst; als letzter Teil schliessen sich Reimchroniken und historische Lieder an. Vorausgeschickt wird eine Litteraturtafel, die mancher Verbesserungen bedürftig ist.

Crestiens Lancelot fällt, wie man längst festgestellt hat, nicht 1190, sondern sicher zwischen 1164 bis 1172. Sein Graal ist nicht erst 1189, sondern sicher im Anfang dieses Jahrzehnts, und wenn meine Annahme richtig ist, 1180—81 geschrieben. Crestiens Tod haben wir nicht um 1200, sondern sicher noch in dasselbe Jahrzehnt zu setzen. Die Datierungen von Wolframs Parzival bedürfen seit Grimmes Dissertation ebenfalls der Berichtigung. Der erste der drei Bände umfasst Auszüge und Rekapitulationen aus Eilhart von Oberge, Heinrich von Veldeke, Herbort von Fritzlar, Albrecht von Halberstadt, Bligger von Steinach. Im zweiten

4) Geschichte der deutschen Litteratur von der ältesten Zeit bis zum dreizehnten Jahrhundert von Johann Kelle II. Berlin, Hertz 1896. 5) Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung von Konrad Burdach I. (Erweiterter Abdruck aus den CBlBW. 1891). Halle, Niemeyer 1893. 6) Paul Piper, Höfische Epik: I. Die ältesten Vertreter ritterlicher Epik in Deutschland, Stuttgart, Union 1892—93; II. Hartmann von Aue und seine Nachahmer Stuttgart Union 1893—94; III. Nachahmer Wolframs und Gotfrids. Kleinere Epen und Chroniken. Stuttgart, Union 1894—95 (DNL. IV, 1. Abteilung 1, 2, 3—4).

Band werden Hartmann von Aue und seine Nachahmer vereinigt, zu denen Ulrich von Zazichoven, Wirnt von Grafenberg, Heinrich von dem Türlin, der Pleier, der Verfasser von Mai und Beaflor, Konrad von Stoffel, Wernher der Gärtner, Albrecht von Scharfenberg und die Dichter des Wigamur und der Guten Frau gerechnet werden. Alles übrige hat der Herausgeber im dritten Bande gesammelt. Zu den Nachahmern Wolframs zählt er Berthold von Holle, Ulrich von Eschenbach und die Dichter des Lohengrin und des Wartburgkriegs. Als Nachahmer Gotfrids betrachtet er den Stricker, Konrad von Würzburg, Reinfrid von Braunschweig, Heinrich von Neustadt und Heinrich von Freiberg. Unter dem Abschnitt „Verfall der höfischen Dichtkunst“ verzeichnet er Herrant von Wildonie, Ulrich von Liechtenstein, Heinzelin von Konstanz und einige kleinere Gedichte. Im letzten Teil endlich wird Rudolf von Ems ein breiter Raum gegönnt. Piper versah sämtliche Dichter mit sorgfältigen bibliographischen Einleitungen und liess ein zweckmässiges Namenverzeichnis nachfolgen. In den Quellenfragen teilt er meist Golthers Standpunkt. Hier kann Referent einen grundsätzlichen Einwand nicht unterdrücken. Es herrscht bei den Kennern der deutschen Dichtung heute noch meist die Ansicht, dass die deutschen höfischen Epiker, wo nicht französische Quellen nachweisbar sind, ihre Werke durch allerlei Entlehnungen „zusammengeflickt“ hätten. Dagegen aber spricht in vielen Fällen, z. B. beim Wigamur und einigen Gedichten, auf die ich nachher noch eingehen werde, zweierlei. Einmal findet sich häufig eine planmässige, wohlüberlegte Anordnung des weitschichtigen Stoffs: man hat auf diese Thatsache bisher selten geachtet, erst SARAN hat die methodische Wichtigkeit derselben gebührend berücksichtigt. Ferner sind die erzählten Abenteuer teilweise noch von ursprünglich-mythischem Charakter, und oft altertümlicher als die Episoden in den Epen der grossen Meister, auf die man sie meist zurückzuführen geneigt ist; jedenfalls aber weichen sie grossenteils auch von diesen verwandten Erzählungen in wesentlichen Punkten ab und finden ihre unmittelbaren Parallelen nur in den französischen Artusromanen. So wird sich also zeigen lassen — was nach Lage der Dinge von vorn herein wahrscheinlich war, — dass wie unsere grossen Meister, so nicht minder die Epigonen meist Übersetzer fertiger französischer Originale gewesen sind. Die Einbusse für unsere Nationallitteratur wird nicht allzu schwer: haben wir den Grossen den Ruhm selbständiger Komposition nehmen müssen, so können wir um so leichter auf die kleinen verzichten. Allerdings spreche ich dieses Urteil hier nur mit Vorbehalt aus: der Nachweis wird, auf Grund der oben angegebenen beiden Kriterien, für jedes Werk gesondert zu erbringen sein.

GENELINS[7]) Übersicht der höfischen Epik, eine Kompilation aus zweiter Hand, vermag nicht einmal genügend zu orientieren.

B. Epik. 1. Antikes. HAMPE[8]) schrieb über die Strassburger Hs. des Alexandergedichts des Pfaffen Lamprecht. Dieses

7) Unsere Höfischen Epen und ihre Quellen von PLACIDUS GENELIN, Innsbruck, Schrick 1891. 8) Die Quellen der Strassburger Fortsetzung von Lamprechts Alexanderlied und deren Benutzung. Von THEODOR HAMPE. Bonner Diss. Bremen 1890.

Werk liegt uns in drei Hss. vor, der Vorauer, Strassburger und Basler. Die Vorauer, die älteste und wichtigste, bricht unvollendet ab. Verf. suchte nachzuweisen, dass nicht etwa die Strassburger Hs. den ursprünglichen Text vollständig enthält, sondern dass, was sie weiter bietet, von einem Fortsetzer herrührt; und er bemühte sich, dessen Quellen festzustellen. Da von dem Original des Alberich nur der Anfang erhalten ist, zog er die übrigen französischen Alexanderromane sowie den spanischen heran. Doch ohne Erfolg. Dagegen zeigten sich Übereinstimmungen mit den lateinischen Quellen, aus denen schon Alberich geschöpft hat. So kamen die Recensenten zu dem entgegengesetzten Schluss, dass thatsächlich in der Strassburger Hs. das eine Werk des Lamprecht enthalten, aber sein Text hier einer glättenden Bearbeitung unterzogen worden sei.

Klitscher[9]) handelte über die Fortsetzung zu Konrads von Würzburgs Trojanerkrieg. Die Quellenfrage, die er als erledigt ansieht, nahm er nicht wieder auf: hat Konrad im wesentlichen Benoit von Ste-Maure benutzt, so sein Fortsetzer, der diesen nicht kannte, lateinische Quellen (Dictys und Dares, Vergil, Ovid, vielleicht auch die Historia de prœliis).

2. Karlsage. Rolin[10]) gab das Epos Aliscans heraus und handelte in der Einleitung eingehend über das Verhältnis von Wolframs Willehalm zu dieser seiner Quelle: er glaubt durch seine Ausgabe die Vorlage Wolframs wiederhergestellt zu haben. Aber da Rolins Text nach dem einstimmigen Urteil der Kritik durchaus ungenügend ist, fallen auch die darauf gebauten Vergleiche und Folgerungen.

Cloëtta[11]) sprach in seinem Aufsatz über die Epen vom Moniage Guillaume nur kurz, aber überzeugend über Ulrichs von Türheim Mönch Wilhelm. Er stellte sein vorauszusetzendes Original näher zur jüngeren als zur älteren der beiden erhaltenen französischen Versionen.

Becker[12]) handelte in seinem Buche über die Wilhelmsage auch über Ulrich von Türheim, und seine Fortsetzung von Wolframs Willehalm. Der Deutsche übersetzte, nach ihm, die nur fragmentarisch überlieferte ältere Fassung des Moniage Guillaume, „hat sie aber fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.“ Auffassung und viele Einzelheiten sind aber verschieden: alles dieses setzt Verfasser auf die Rechnung des Deutschen, der übrigens schlecht wegkommt („ein abgeschmackteres und langweiligeres Machwerk als die Fortsetzung von W.s Willehalm kann man sich nicht denken“). Beckers Annahme erregt Bedenken, und die Frage scheint mir noch nicht erledigt.

Singer[13]) bestätigte in seiner Ausgabe der Willehalmfortsetzung Ulrichs von dem Türlin Suchiers Nachweis, dass Ulrich keine

---

Rec. Kinzel ZDPh. XXIV, 255 und Singer ADA. XVII 197. 9) Die Fortsetzung zu Konrads von Würzburg Trojanerkrieg und ihr Verhältnis zum Original von Gustav Klitscher. Breslauer Diss. 1891. 10) Aliscans, mit Berücksichtigung von Wolframs von Eschenbach Parzival kritisch herausgegeben von G. Rolin. Leipzig Reisland 1894. 11) Wilhelm Cloëtta, Die beiden altfranzösischen Epen vom Moniage Guillaume. ASNS. XCIII (1894) 406—7. 12) Die altfranzösische Wilhelmsage und ihre Beziehung zu Wilhelm dem Heiligen. Studien über das Epos vom Moniage Guillaume von Ph. Aug. Becker. Halle. Niemeyer 1896, 79—86. 13) Willehalm, ein Rittergedicht aus der zweiten

französischen Quellen gekannt, sondern einzig und allein aus Wolfram geschöpft hat.

AMMANN[14]) setzte seine Untersuchung über Strickers Karl fort, Französische Quellen sind, nach dem Verfasser, nicht benützt worden.

ZENKER[15]) betrachtete in seinem Buche über die altfranzösische Heldensage von Isembard und Gormund auch den späten deutschen Roman von Loher und Maller (S. 42—57; 133—136). In drei Versionen, wenn wir von gelegentlichen Erwähnungen absehen, ist die wichtige Sage auf uns gekommen: das Bruchstück eines Epos in Acht silblern im sog. Brüssler Fragment (1070—1090); das auf einem jüngeren Epos beruhende Résumé in der Chronik des Philipp Mousket († vor 1244); und endlich der dritte Teil des Loher und Maller (a. 1437), welcher seinerseits auf die a. 1405 verfasste französische Prosaauflösung eines Epos zurückgeht. Verfasser zeigte, dass diese drei Versionen unter einander nicht in direkter Abhängigkeit stehen, und nahm an, dass merkwürdiger Weise allein im Loher und Maller, als der weitaus jüngsten und sehr modernisierten Version, zwei wesentliche, unentbehrliche Episoden der alten Sage erhalten geblieben seien; dieser letztere Punkt aber ist von der Kritik, wohl mit Grund, beanstandet worden.

3. Bretonisches. SCHÖNBACHS[16]) ‚Sachenkommentar zu Hartmanns Werken‘ lässt uns erkennen, wie weit die germanische Philologie ihrer jüngeren Schwester voraus ist, und wie viele dringliche Aufgaben dieser letzteren noch zu lösen bleiben. Der Verfasser behandelte hier in drei Abschnitten: Hartmanns Religion und Sittlichkeit (S. 1—176), Bildung (S. 179—339), Kunst und Charakter (S. 343—480). Er ging in diesen Untersuchungen von der Voraussetzung aus, dass im Mittelalter lateinische und vulgärsprachliche Litteratur, geistliche und ritterlich-höfische Bildung keine getrennten Welten waren, wie man bisher oft irrtümlich annahm (S. 401); und zog demgemäss zur Erklärung von Hartmanns Dichtungen die zeitgenössische lateinische und geistliche Litteratur in reicher Masse heran. Der Erfolg bestätigte diesen Versuch. In der That lässt sich wie für Hartmann, so auch für Crestien aus diesem Material willkommene Belehrung gewinnen. Eine bequeme Unterlage boten Schönbach Crestiens Erec und Ivain: denn hier war das, was der Deutsche von sich aus änderte, ohne weiteres festzustellen. Auf das Verhältnis der beiden Dichter ging er denn auch wiederholt ein. S. 421—4 sprach er Hartmann von manchen Missverständnissen der Vorlage nicht frei, betonte aber, mit einem Hinweis auf Gregor und Armen Heinrich, dass ihm nicht alle Fähigkeit zur selbständigen Komposition abgesprochen werden dürfe. S. 456—458 suchte er die engere Anlehnung in dem späteren Iwein aus seiner künstlerischen Entwicklung zu erklären: dies

---

Hälfte des 13. Jahrhs. von Meister Ulrich von dem Türlin, herausg. von S. SINGER (Bibl. der mhd. Litt. in Böhmen) Prag und Leipzig, Brockhaus 1892. 14) J. J. AMMANN, Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland (Fortsetzung). Krumauer Prg., Leipzig, Fock 1893. 15) Das Epos von Isembard und Gormund. Sein Inhalt und seine historischen Grundlagen nebst einer metrischen Übersetzung des Brüsseler Fragmentes von Dr. RUDOLF ZENKER. Halle, Niemeyer 1896. 16) Über Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen von ANTON E. SCHÖNBACH. Graz, Leuschner und Lubensky 1894.

ist jetzt zu berichtigen, seit wir im Erek wahrscheinlich noch eine zweite französische Quelle zu suchen haben; wie denn überhaupt dadurch manches in Schönbachs Buch modifiziert werden wird (siehe bes. S. 47). S. 179—189 stellte der Verfasser die Zeugnisse über Hartmanns Kenntnisse in der antiken Litteratur zusammen. Sie finden sich ausschliesslich im Erek und Iwein. Vier Stellen im Erek, die nicht bei Crestien stehen, habe Hartmann selbständig eingefügt; ich zweifle daran vorläufig. Ebenso habe ich Bedenken bei des Verfassers Annahme (S. 227), dass Hartmann weitere französische Romane gekannt habe: wenigstens beweist die als Dokument angeführte Episode von der Entführung der Königin, wie wir unten sehen werden, das Gegenteil. Wichtig ist der Hinweis (S. 414) darauf, dass damals der Abstand zwischen französischer und deutscher Sprache weit grösser gewesen, dass also auch die Arbeit des Übersetzens weit schwieriger gewesen sei als etwa heute. Eine Beobachtung vollends von dem allergrössten Wert finde ich dort, wo Verfasser (S. 415—418) auf einen grundlegenden Unterschied zwischen den Franzosen und schon den ältesten Deutschen aufmerksam macht: Hartmanns „farblose Unbestimmtheit", die man oft tadelnd gegen Crestiens „sinnliche Anschaulichkeit" gestellt hat, beruht auf der Neigung der Franzosen, die Aussenwelt, d. h. alles was Raum und Zeit betrifft, klar aufzufassen und anschaulich wiederzugeben, während dagegen der Deutsche, seit dem Heliand und Otfrids Evangelienbuch, mehr die Innenwelt und das persönliche Erleben zu schildern bemüht ist. „Das Verdienst Wolframs von Eschenbach und Goethes erscheint von diesem Punkte ausserordentlich gross: für sie beide ist das Bedürfniss gegenständlich zu denken und zu erzählen, die auszeichnendste Eigenschaft" (S. 417). Hartmanns Persönlichkeit wird dahin charakterisiert, dass er beides, geistliche (S. 467) und ritterliche (S. 315) Bildung in ausreichendem Masse besessen hat, dass er aber, wiewohl er sich stets zuerst als Ritter fühlt, die geistlichen und sittlichen Fragen weit mehr und näher ins Auge fasst als Crestien. Bedauerlicherweise fehlt es dem Buch — ähnlich wie verwandten Arbeiten Richard Heinzels — sehr an einer übersichtlichen Anordnung. Die vielen Zitate stehen, statt in Anmerkungen, alle im Text. Ein Sachregister ist nicht vorhanden, ebenso wenig ein Inhaltsverzeichnis. Die kurze Zusammenfassung am Schluss (S. 466—480) und das Stellenverzeichnis vermögen diesen Mangel nicht zu ersetzen. In der wichtigen Stelle aus Peters von Blois De confessione, wo von der Wirkung der Artusromane die Rede ist, haben wir zu lesen statt *Gangano Gaugano* (aus dem älteren *Galgano*). Schönbach bemerkt dazu (S. 447): „was aber von Gawein ergreifendes erzählt worden sein sollte, wüsste ich nicht zu sagen". Es sind die von Peter angedeuteten pressurae vel injuriae eidem crudeliter irrogatae, nämlich die schweren Bedrängnisse durch gefahrvolle Abenteuer, wovon uns jeder beliebige bretonische Roman zur Genüge erzählt.

Dreyer[17]) mass Hartmanns poetisches Verdienst im Erec an Crestiens Gedicht, um zu zeigen, dass der Deutsche allerlei tiefere

17) Hartmanns von Aue Erec und seine altfranzösische Quelle. Von K. Dreyer. RGPr. Königsberg i. Pr. 1893.

Gedanken, allgemeine Betrachtungen und Sentenzen hinzugefügt habe. Referent muss dieses Ergebnis als ein nur vorläufiges bezeichnen, da uns hier die Quellenfrage noch mehr als ein Rätsel aufgiebt.

Es war bisher unerklärt geblieben, warum Hartmann in seinem älteren Werk, dem Erek, dem Franzosen Crestien ferner steht als im Iwein: auch Foerster und Othmer hatten die mehrfachen Abweichungen als solche anerkannt. Nun wies HAGEN[18]) an einer längeren Reihe von Stellen nach, dass Hartmann und das Mabinogi gegenüber Crestien zusammengehen. Und damit ist in der That die Möglichkeit erwiesen, Hartmann habe ausser Crestien eine zweite (ältere oder jüngere?) französische Vorlage benützt. Wie aber dieser andere Text zum Mabinogi sich verhält, ob dieses aus jenem übersetzt ist, oder ob beide selbständig und auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind, bleibt noch zu untersuchen.

HENRICI[19]) erörterte im zweiten Band seiner Iweinausgabe die Quellenfrage. Er schloss sich dabei an GOLTHERs Ausführungen in dessen Litteraturgeschichte an. Nur gestreift wird die Frage nach dem ästhetischen Werte der deutschen Übertragung. Irrtümlich ist dabei die Bemerkung, dass die Episode vom Raub der Königin, diese einzige stoffliche Bereicherung, aus Crestiens Lancelot stamme.

ROSENHAGEN[20]) widmete der Episode vom Raub der Königin in Hartmanns Iwein, einen kleinen Aufsatz. Während Crestien (v. 3917—3939) die Abwesenheit Gauvains vom Hofe mit seiner Verfolgung des Meleaguant kurz motiviert, ergeht sich Hartmann (v. 4526—4726) in einer langen Schilderung der Entführung. Es war längst bekannt, dass Hartmann nicht etwa Crestiens Lancelot gekannt und hier benützt hat. Rosenhagen, der sich über die Episode übrigens nicht klar ausspricht, scheint anzunehmen, dass Hartmann irgendwie, auf mündlichem Wege vielleicht, eine Mitteilung seitens eines Franzosen empfangen habe. Das ist aber nach meinem Dafürhalten ausgeschlossen. Hartmanns Episode lässt sich nur als seine freie Erfindung auffassen. Durch Crestien war ihm dreierlei gegeben: 1. Die Entführung der Königin durch einen fremden Ritter, *qui a la cort l'alla requerre;* 2. Der Rat Keus an den König, die Bitte des Fremden zu erfüllen; 3. Die Niederlage des Keu und die Verfolgung des Entführers durch Gauvain. Mehr als soviel weiss auch Hartmann an Thatsächlichem nicht zu erzählen; nur dass er das Ganze zu einer längeren Schilderung mühsam ausdehnt. Was er von sich aus hinzufügt, ist nichts weiter als die Besiegung auch der übrigen Artusritter durch den fremden, wobei er ihrer sieben mit Namen anführt; aber dazu bedurfte er wahrlich keiner Quelle: solche Szenen waren das tägliche Brot des Artusdichters. Übrigens widerspricht damit Hartmann allen übrigen (zahlreichen) Versionen dieser Episode, welche im Prosalancelot vorliegen.

18) O. HAGEN, Zum Erec. ZDPh. XXVII S. 463—474. 19) Hartmann von Aue, der Ritter mit dem Löwen, herausg. von EMIL HENRICI. 1. Text, 2. Anmerkungen. GHB. VIII¹ und VIII². Halle, Waisenhaus 1891-93. 20) G. ROSENHAGEN, Die Episode vom Raube der Königin in Hartmanns Iwein. Philologische Studien, Festgabe für Ed. Sievers. Halle, Niemeyer 1896. S. 231—236.

Gother[21]) entwarf in den Hauptzügen den Entwicklungsgang der Gralsage von Crestien, den er als Ausgangspunkt annahm, bis auf R. Wagners Parsifal.

Heinzel[22]) nahm in seiner inhaltreichen, aber wenig übersichtlich geschriebenen Abhandlung über die französischen Graalromane wiederholt auf Übereinstimmungen mit Wolframs Parzival Bezug und stellte dieselben im Schlussabschnitt (S. 189) zusammen. — Derselbe Gelehrte[23]) behandelte hernach die schwierige Quellenfrage des Parzival im besondern. „Ob wir Grund haben, die Mitteilungen, welche Wolfram uns über seine Quelle macht, für wahr zu halten oder nicht, wird sich wie ich glaube, herausstellen, wenn wir bei der Untersuchung zunächst annehmen, er habe die Wahrheit gesagt (S. 1)". Dem entsprechend ging Heinzel von der Annahme aus, dass Wolfram in der That für Parzival und Titurel den Guiot-Kyot, nicht aber Crestien benützt habe, und begann mit einer Feststellung alles dessen, worin Wolfram sicher geändert habe, sei es durch Erweiterung des Guiot, sei es durch Weglassungen. „Besonders die Ähnlichkeit in der Darstellung des Parzival und Titurel einer-, des Willehalm andererseits, denen doch so verschiedene Werke zu Grunde lagen, und aller drei Werke mit den Liedern lässt darauf schliessen, dass sie (Wolframs Selbständigkeit) grösser war, als wir im Einzelnen nachweisen können (S. 28)". Den so wiederhergestellten Guiot nun („durch Abzug alles dessen, was als Zusatz, Auslassung, Veränderung Wolfram angehört") verglich Verfasser mit Crestien und kam zu dem Ergebnis, dass bei den Abweichungen öfter Guiot, seltener Crestien das Jüngere zeige: beide sind also aus einer gemeinsamen Quelle geflossen. Aus eben dieser schöpften auch die Verfasser des Peredur und des englischen Sir Perceval: so erklärt es sich, dass beide altertümliches bieten und bald mit Guiot gegen Crestien, bald mit diesem gegen jenen zusammengehen. „Diese gemeinsame Quelle war im wesentlichen gleich Crestien (S. 51)". Hierauf erst betrachtete Verfasser Guiot und Grestien jeden für sich. „Es ist nun zu untersuchen, was Kiot, was Crestien aus ihrer Quelle gemacht haben (S. 78)". Der erste dieser beiden Abschnitte enthält eine Übersicht über Guiots Übereinstimmungen mit den übrigen Graalromanen ausser Crestien; und hier liegt nach des Referenten Ansicht das Schwergewicht des Buchs. Im übrigen können die Gegner des Guiot gegen Heinzels Argumentation einwenden, dass er, statt von den überlieferten Texten auszugehen und schrittweise zu der Quelle Wolframs vorzudringen, das Resultat als erwiesen vorwegnimmt und mit dem vorausgesetzten Guiot operiert, als hätte er ihn handschriftlich vor sich liegen. Es geht nicht an, Wolframs Quelle wieder herzustellen, indem man abzieht und hinzusetzt, was er hinzugefügt oder gestrichen hat. Zu allererst wäre zu erweisen, dass Crestien nicht die Quelle gewesen sein kann. Der Streit dreht sich ja

21) W. Golther, Ursprung und Entwickelung der Sage von Parceval und dem Gral, BBll. XIV 1891, S. 201—218. 22) Über die französischen Gralromane von Richard Heinzel. DAkWien XL, Tempsky 1891. 23) Über Wolframs von Eschenbach Parzival SBAkWienphhKl. CXXX Tempsky 1893. Rec. Martin ADA. XX (1894) 255—258.



seit Jahrzehnten um die Frage, ob Crestien allein oder der angebliche Guiot, oder etwa beide zusammen Wolfram vorgelegen haben. Darum fürchtet Referent, obwohl er den Standpunkt des Verfassers teilt, dass die Schrift die Gegner des Guiot nicht zu überzeugen vermag.

Miss Weston[24]) versah ihre englische Übersetzung von Wolframs Parzival mit Exkursen und Anmerkungen. Zu Grunde legte sie ausschliesslich den Text von Bartsch, und von den Übersetzungen vorzugsweise diejenige Simrocks. (Ein bedauerlicher Druckfehler ist es, dass Orgelusens früherer Geliebter Cidegast durchweg mit Eidegast wiedergegeben wird). Die Quellenfrage wird (I, 296—7 und II, 189—194) in kritiklosem Anschluss an Bartschs Aufsatz über die Eigennamen besprochen. Von Wert ist die Parallelisierung der Geschichte des Hauses Anjou mit Guiot-Wolframs Genealogie des Graalgeschlechts. Ich habe, unabhängig von Miss Weston, deren Buch mir erst jetzt zugänglich wurde, diese Beziehungen vor einem Jahr des näheren auseinandergesetzt und daraus ein Hauptargument für die These gezogen, dass Guiot den unvollendeten Crestien überarbeitet und seinerseits unserem Wolfram als ausschliessliche Vorlage gedient habe.

Referent[25]) gab, teilweise im Anschluss an Heinzel, teilweise mit Hinzufügung weiterer wichtiger Parallelstellen aus ungedruckten französischen Graalromanen, eine sachlich geordnete Übersicht dessen, was Wolfram mit verschiedenen französischen Graaldichtern, nicht aber mit Crestien teilt. In der That lässt sich alles das, was Wolfram über Crestien hinaus vom Graal weiss, bei den andern Franzosen nachweisen: speisengebende Kraft des Graals; die weisse Graaltaube; die Heilkraft des Graals; Engel als Hüter des Graals; der Graal den Ungläubigen unsichtbar; Aufschriften am Graal; zwei Teller statt einem; der König durch die heilige Lanze verwundet und geheilt; Sünde des verwundeten Königs; der geheilte König stirbt nicht; die Frage als Mitleidsfrage; die Familie der Graalkönige; die Ritterschaft vom Graal; die Graalburg unwizzende gefunden; die Graalburg verteidigt; ein Heide als Graalfinder; Perceval und seine Gattin; Lohengrinsage. Ausschliesslich bei Wolfram finden sich seine Angaben über Luzifers Kampf mit der Dreieinigkeit und über die neutralen Engel: alles andere können wir bei Franzosen nachweisen. Dieses eine aber lässt der Dichter durch Trevrezent hernach wieder zurücknehmen: eine auffallende Unsicherheit also zeigt er in dem, was ihm allein eigentümlich ist. (Referent hat neuerdings diese Frage eingehender behandelt und ist zu dem Ergebnisse gelangt, dass überhaupt nicht Crestien, sondern ein jüngerer und weit umfangreicherer Graalroman — dessen Verfasser Wolframs Kyot-Guiot war — als einzige Quelle vorauszusetzen ist. Referent muss also die eben erwähnte Abhandlung dahin berichtigen, dass allein Guiot, und nicht wie er damals noch annahm, Crestien und Guiot zusammen Wolfram vorgelegen haben).

---

24) Parzival a knightly epic by Wolfram von Eschenbach for the first time translated into english verse from the original german by Jessie L. Weston I—II. London, Nutt 1894. 25) Eduard Wechssler, Zur Beantwortung der Frage nach den Quellen von Wolframs Parzival. Philologische Studien; Festgabe für Ed. Sievers. Halle, Niemeyer 1896. S. 237—251.

Waitz[26]) suchte, in seiner Schrift über die Pariser Fortsetzungen von Crestiens Graal, auch der Vorlage von Wisse und Colin (ed. Schorbach) ihre Stelle anzuweisen. Er zeigte, dass sie mit ffr. 12576 und ffr. 1429 und der Hs. in Montpellier zusammen eine Gruppe bildet (von ihm Redaktion 3 genannt). Die Ergebnisse des Verfassers scheinen zutreffend und zuverlässig; aber die Darstellung entbehrt der wünschenswerten Klarheit derart, dass der Leser genötigt ist, nach diesen Angaben seinerseits erst eine Übersicht der Hs.-gruppen zusammenzustellen.

Hagen[27]) verglich Crestiens Graal mit dem Mabinogi von Peredur und kam, wie schon G. Paris, zu dem Schluss, dass beide aus einer gemeinsamen französischen Quelle geflossen seien, dass aber der kymrische Übersetzer dem Original näher geblieben sei. Ferner zeigte er, dass in einigen Punkten Wolframs Vorlage, Kyot, mit dem Mabinogi gegen Crestien zusammengeht. Der Aufsatz ist durch diese Hinweisungen von Wert, leidet aber an dem Mangel, dass immer nur einzelne Stellen aus dem Zusammenhang ausgezogen und verglichen werden. Zu endgiltigen Ergebnissen können wir auf diesem Wege nicht gelangen.

Seeber[28]) suchte die neutralen Engel, denen in Wolframs Parzival die Hut des Graals anvertraut ist, aus dem Zwergenglauben zu erklären. Zu dieser These erlaubt sich Referent ein Bedenken auszusprechen. Darin aber stimmt er dem Verfasser bei, dass Wolfram dieselben nicht seiner Vorlage verdanke. Wie oben bemerkt, fehlt diese Anschauung in allen französischen Graalromanen und wird überdies von Wolfram selber hernach widerrufen.

Golther[29]) entwarf, im Anschluss an seine Abhandlung in den RF. (1890), den Entwicklungsgang der Lohengrinsage bis herab auf Richard Wagners Musikdrama.

Nover[30]) gab eine historische Übersicht über Graal und Lohengrin, und ihre neueren Bearbeitungen. Er folgte dabei für die Graalsage in erster Linie dem oben erwähnten Aufsatze Golthers in den Bayreuther Blättern, ausserdem Hertz, Birch-Hirschfeld und Bötticher. Für die Lohengrinsage benützte er die beiden eben genannten Abhandlungen Golthers.

Kölbing[31]) widerlegte einen Aufsatz Glödes, (Germ. XXXIII, 1888, 17) worin Gotfrids Tristan gegenüber dem französischen Original des Thomas zu sehr ins Licht gerückt worden war.

H. Rötteken[32]) würdigte Gotfrid als Psychologen. Anzuerkennen bleibt an seiner Studie, dass er sichtlich bemüht ist, der

26) Die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois. Nach den Pariser Hss. von Hugo Waitz, Strassburg, Trübner 1890. 27) Paul Hagen, Parzivalstudien II. (Wolfram von Eschenbach — Chrestien von Troyes — Der wälsche Peredur). Germ. XXXVII (1892) 121—145. 28) J. Seeber, Über die neutralen Engel bei Wolfram von Eschenbach und bei Dante ZDPh. XXIV (1892) 32. Dazu Ph. Strauch, ebenda XXV (1893) 566. 29) Wolfgang Golther, Lohengrin, Sage und Dichtung, Bayreuther Taschenbuch, 1894. S. 68—86. 30) Jakob Nover, Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung. II. (Nibelungen, Gralsage und Parzival, Lohengrin) Giessen, Roth 1895. 31) Eugen Kölbing, Zur Tristansage. Germ. XXXIV (1889) 187. 32) H. Rötteken, Das innere Leben bei Gottfried von Strassburg ZDA. XXXIV (1890) 81.

französischen Vorlage ihr Recht werden zu lassen. Trotzdem scheint er den deutschen Dichter etwas zu überschätzen, wenigstens da wo er die berühmte litterarische Einschaltung beurteilt.

G. PARIS[33]) gab eine meisterhafte, litterarische und ästhetische Würdigung der Tristansage. Sein Standpunkt in der Quellenfrage der bretonischen Romane, den er auch hier vertritt, wurde von mehr als einer Seite angegriffen. Aber in wesentlichen Teilen wird der Verfasser wohl Recht behalten. Der enge Raum erlaubte nur wenige Worte über Gotfrid von Strassburg. Doch finden wir das Wichtigste mitgeteilt. Seine Übersetzung ist nur an zwei kurzen Stellen mit dem Original vergleichbar, da dessen Fragmente fast alle der zweiten von Gotfrid nicht mehr übertragenen Hälfte angehören. Das Urteil lautet: „Il a enchéri sur l'élégance et la courtoisie de celui-ci, il ne paraît pas avoir pénétré plus profondément ou même aussi profondément que lui dans le cœur de ses personnages". (S. 35). Referent gesteht, dass er diesem Urteil nicht beipflichten kann. Jedenfalls aber erkennt er die Dankbarkeit an, mit welcher der französische Akademiker die Verdienste der deutschen Romantiker um die Erschliesung der mittelalterlichen Litteratur betont, deren Meisterwerke ihnen anfangs grossenteils als Schöpfungen deutschen Geistes erschienen, jedenfalls aber von ihnen früh in ihrem Wert erkannt und für die Gegenwart mehr als einmal glänzend erneuert worden seien.

HERTZ[34]) gab eine zweite Auflage seiner trefflichen Neudichtung von Gotfrids Tristan. Text und Anmerkungen sind sorgfältig revidiert und bereichert. Über Gotfrids Verhältnis zu Thomas bemerkt er (S. 473ff), dass von einer Übersetzung im heutigen Sinne nicht die Rede sein könne. „Es ist eine freie Bearbeitung, welche wohl ausgewählte Einzelheiten des Originals wörtlich widergiebt, aber vom Gegenstand ergriffen weiter ausführt, andre fallen lässt und aus eigner Schöpferkraft ergänzt. Thomas und Gottfried waren kongeniale Naturen". Referent möchte sich dazu die Bemerkung erlauben, dass das Verhältnis Gotfrids zu Thomas vielleicht demjenigen vergleichbar ist, in dem wir Wilhelm Hertz selbst zu Gotfrid finden.

PAUL[35]) veröffentlichte nach zwei Hss. ein bisher unbekanntes alemannisches Gedicht aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhs., das in den Kreis der Novellen von Tristan gehört, da es eine Episode seines Lebens behandelt. Tristan ist mit Isolde Weisshand verheiratet und besucht mit ihr ein Hoffest König Arturs. Dort träumt er in der Nacht, dass ihm die blonde Isolde ob seiner Untreue schwer zürne. Er reitet in der Frühe mit dem treuen Korneval weg. Sie finden einen erschlagenen Ritter, nahe bei einer Abtei. Tristan wird Mönch und lässt durch Korneval die Leiche als diejenige Tristans ausgeben. Man bringt die Leiche zu Schiff nach Tintajol; der Mönch begleitet sie dahin, hilft um

33) GASTON PARIS, Tristan et Jseut Paris, Bouillon 1894. (Extr. de la RPar. du 15 Avril 1894). 34) Tristan und Isolde von Gottfried von Strassburg. Neu bearbeitet von WILHELM HERTZ². Stuttgart, Cotta 1894. 35) Tristan als Mönch. Deutsches Gedicht aus dem 13. Jahrh. von H. PAUL. SBAkMünchen phhKl. 1895, S. 317—427. Dazu F. BECH, Zur Kritik und Erklärung, ZDPh. XXIX S. 338—345.

den Toten klagen und liest für ihn die Messe. Hernach übergiebt Korneval der Blonden Isolde einen Brief Tristans, worin dieser seine ganze List enthüllt; und Tristan, der sich ärztlicher Künste rühmt, bleibt unentdeckt in ihrer Nähe, bis sie von ihrem angeblichen Leiden geheilt ist, in das die Trauer um Tristan sie versetzt hat. Für diese in französischer Fassung nicht überlieferte Episode nahm Paul, wie ich meine mit Recht, eine verlorene französische Vorlage an.

SCHOFIELD[36]) widmete den Romanen vom Schönen Unbekannten eine umfangreiche Studie. Den mittelenglischen Libeaus Desconus führte er auf ein verlorenes, dem Bel Inconnu Renauds von Beaujeu verwandtes französisches Gedicht zurück. Was den Wigalois betrifft, so kam auch er zu dem alten Ergebnis, dass Wirnt von dem Knappen eine ungenaue Erzählung empfangen und dieselbe gegen den Schluss von sich aus erweitert habe: zu Grunde habe Renauds Gedicht gelegen (S. 208—238).

SARAN[37]) löste eine bisher trotz wiederholter Untersuchung[38]) unerledigt gebliebene Aufgabe, indem er die französische Quelle des Wigalois Wirnts von Grafenberg erschloss. Verfasser wies nach, dass dieser Text, den Wirnt in der That, wie er angiebt, durch mündliche Mitteilung eines Knappen empfing, nicht etwa identisch ist mit dem Bel Inconnu des Renand von Beaujeu. Denn die beiden Werke stimmen nur in Episoden überein, stehen sich aber im Hauptabenteuer gänzlich fern, so dass an direkten Zusammenhang nicht zu denken ist. Das Hauptabenteuer entdeckte SARAN in einem aus dem 15. Jahrh. überlieferten Prosaroman vom Chevalier du Papegau: es kehrt hier in allem wesentlichen und mit derselben Anordnung wieder. Doch bleibt ein unmittelbares Verhältnis auch hier ausgeschlossen. Das Ergebnis ist, dass wir uns das anzunehmende französische Original des Wigalois mit dem Bel Inconnu und dem Chevalier du Papegau durch unbekannte Mittelglieder verbunden denken müssen. Wertvoll aber erscheint mir SARANS Studie nicht sowohl durch dieses Resultat, als durch die im wesentlichen neue Methode, die darin befolgt wird. Der Mangel fast aller Quellenuntersuchungen auf unserem Gebiet war bisher die Art und Weise, wie man die Werke Stück für Stück neben einander stellte und nun aus quantitativ grösseren oder geringeren Übereinstimmungen ohne weiteres auf gegenseitige Abhängigkeit oder Unabhängigkeit schloss. Statt dieses Verfahrens, das in verwickelteren Fragen naturgemäss nicht zum Ziel führen konnte, hat Saran ein anderes befolgt. Er ging bei jedem der drei Romane von einer genauen Übersicht über die Komposition aus. Da zeigte sich denn in allen Fällen eine wohlüberlegte, fast raffiniert zu nennende Technik. Da sich nun der Wigalois vom

---

36) SNPhL. IV. Studies on the Libeaus Desconus by WILLIAM HENRY SCHOFIELD, Boston, Ginn and Company 1895. 37) FRANZ SARAN, Über Wirnt von Grafenberg und den Wigalois, BGDSL. XXI 1896. 253—420 und XXII 1897, 151—156. 38) Mennung, Der Bel Inconnu des Renaut de Beaujeu in seinem Verhältnis zum Lybaus Desconus, Carduino und Wigalois. Diss. Halle, Kandler 1890; M. Kaluza, Libeaus Desconus, Die mittelenglische Romanze vom schönen Unbekannten. Leipzig, Reisland 1890. Beide besprochen von G. Paris, Ro. XX S. 297—302.



Bel Inconnu und vom Chevalier du Papegau in dem kunstvollen Aufbau, und überdies in einem grossen Teil des Stoffs wesentlich unterschied, ergaben sich Folgerungen von zwingender Sicherheit. Eine Technik ähnlich verwickelter Art findet sich, wie Saran bemerkt und wie Referent bestätigen kann, in den meisten späteren Artusromanen; und es leuchtet daher ein, dass hier bei Quellenforschungen stets von der Untersuchung der Komposition auszugehen sein wird. Schliesslich sei hier eine Frage gestattet. Saran zeigt, dass wir keinen Grund haben, an den Angaben des Wirnt, er verdanke die Geschichte einem Knappen, zu zweifeln (S. 281—284). Wie aber verträgt sich damit die Thatsache, dass das Original des Wigalois im Ganzen und in seinen Teilen und kleinsten Einzelheiten so treu bewahrt ist, wie dies aus der Möglichkeit der Vergleichung mit den anderen beiden Romanen hervorgeht? Können wir uns vorstellen, dass ein Knappe den ganzen, kunstvoll gebauten Roman so genau im Kopf hatte? Und es kann nicht etwa nur der Inhalt in seinem Besitz gewesen sein, sondern er muss das französische Original gekannt haben; denn im andern Fall wäre vieles Detail verloren gegangen, wie wir an dem nachher zu besprechenden Daniel sehen können. Wie aber kam jener Knappe dazu, einen langen französischen Roman auswendig zu wissen? Wir werden fast mit Notwendigkeit zu dem Schluss geführt, dass eine schriftliche französische Quelle vorhanden, dass aber Wirnt des Französischen nicht mächtig genug war und sich daher den Text durch einen Knappen, der dasselbe beherrschte, übersetzen liess. Wirnt ist Ostfranke: wie wenig man dort, fern von der Grenze, mit der französischen Sprache vertraut war, zeigt uns das Beispiel seines gleichzeitigen Landsmanns Wolfram von Eschenbach. Ein Artusroman wie der Wigalois war zudem nicht leicht zu übersetzen: auch wer die Konversationssprache einigermassen inne hatte, musste an manchem technischen Ausdruck Schwierigkeiten finden. Die Angaben des Dichters widersprechen dieser Vermutung nicht. „*Ich wil daz mære volenden hie, / als michz ein knappe wizzen lie / der mir ez ze tihten gunde. / niwan eines von sînem munde / enpfie ich die âventiure. / dâ von was mir tiure / daz mære an manegen enden.* Und: *nu wil ich iu ein mære sagen, / als ez mir ist geseit. / ze einer ganzen wârheit / trûwe ich ez nicht bringen.* Diese Worte besagen nicht etwa, dass er über die Geschichte nur mangelhaft unterrichtet sei und dass sie ihm auszugehen drohe — das scheint mir durch die Untersuchung Sarans und ihre Resultate ausgeschlossen — sondern nichts weiter, als dass er sich aus seiner Vorlage nur auf sehr mangelhafte Weise zu unterrichten vermöge: man stelle sich die Lage eines Übersetzers vor, der das Original nicht selbst lesen kann und eines Knappen als Sekretärs bedarf, so wird man die obigen Äusserungen gerechtfertigt finden. Offen eingestehen aber wollte Wirnt seine Unkenntnis nicht: das konnte der stolze Adelige nicht über sich gewinnen, und zudem dichtete er, wie man erkennt (Saran S. 266), für ein hochgebildetes und kritisches Publikum, das ihm diesen Mangel sicher nicht zur Ehre angerechnet hätte. Völlig schweigen durfte er aber auch nicht, weil er sich am Hofe leicht in grosse Verlegenheit hätte bringen können, wenn er die Kenntnis des Französischen kühn behauptet hätte. Darum also drückte er sich mit

kluger Vorsicht so zweideutig aus, als hätte ihm der Knappe die Geschichte einfach erzählt: auf diesen wird alles abgeschoben und die Quelle überhaupt nicht genannt. Merkwürdig übrigens finde ich, dass Wirnt im Wigalois bereits von seinem nächsten Werke spricht. Er nennt sogar den Titel Li fort Gawanides und macht auf den interessanten Inhalt gespannt. (Saran S. 266). Er sagt darüber unter anderem: *mînen sin wil ich wenden / an ein ander: und wizzet daz, / diu wirt von mir erriten baz.* Wird er sich diesen zweiten Roman auch von dem Knappen erzählen lassen? Nein, er besitzt ihn offenbar im Original. Dieser Gawanides aber, sagt er, sei besonders schwierig zu dichten, schwieriger als der Wigalois, sein Erstlingswerk. Wie aber kann die Übersetzung einer schriftlichen Quelle mühsamer sein als das dichten nach mündlicher Mitteilung eines Knappen? Warum, so fragen wir mit Recht, hat Wirnt nicht vorgezogen, erst den Gawanides zu übertragen, wo er die Sache so viel leichter hatte, da ihm eine schriftliche Quelle ganz andere Sicherheit bot? Es leuchtet nach alledem ein, dass Wirnt wie für den Gawanides, so auch für den Wigalois das französische Werk im Besitz hatte. Bis zur Inangriffnahme des Gawanides aber hofft er genügend Französisch zu erlernen, um die Vorlage selber lesen zu können. Ist diese Annahme richtig, dann lassen sich vielleicht die von Saran (S. 265) zusammengestellten merkwürdigen Äusserungen Wirnts über seine Unsicherheit und Unentschlossenheit damit in Zusammenhang bringen und finden so eine genügende Erklärung.

Rosenhagen[39]) lieferte eine kritische Ausgabe von Strickers Artusroman Daniel vom blühenden Thal. Vorher hatte er den Text nach Sprache, Stil und Stoff untersucht. In der Quellenfrage war er zu dem Resultat gelangt, dass das Werk aus allerlei Reminiszenzen kunstvoll kompiliert sei. Referent teilt diese Ansicht nicht. Ein selbst komponiertes Gedicht würde anders aussehen. Ich finde in allem und jedem das herkömmliche Schema der späteren biographischen Artusromane wieder. Der Inhalt ist teilweise interessant und altertümlich-mythisch, vom Stricker daher nicht immer verstanden. An eine provenzalische Quelle glaube auch ich nicht: es kann sich nur um eine französische Vorlage handeln. Dagegen wäre denkbar, dass der deutsche Übersetzer nur über mündliche Mitteilungen, nicht aber über das Original verfügen konnte. Nur so scheinen sich die zahlreichen Unklarheiten und Abschwächungen zu erklären: das Gedicht ist auffallend arm an genauem Detail. Und gerade darum könnte er dann ausdrücklich eine schriftliche Quelle vorgeschützt haben. Eine Untersuchung erscheint als Bedürfnis.

Walz[40]) gab nach der einen Hs. Garel von dem blüenden Tal heraus, einen Artusroman von über 20000 Versen, der zwischen 1260—80 angesetzt wird. Das Werk ist bekannt durch die Fresken auf Runkelstein bei Bozen: Walz giebt dieselben im Umriss wieder. Man

54) Daniel von dem Blühenden Tal. Ein Artusroman von dem Stricker herausgegeben von Gustav Rosenhagen, Breslau, Köbner 1894 (GA. IX). G. Rosenhagen, Untersuchungen über Daniel vom Blühenden Tal vom Stricker, Kieler Diss. 1890. 55) Garel von dem blüenden Tal. Ein höfischer Roman aus dem Artussagenkreise von dem Pleier mit den Fresken des Garelsaales auf Runkelstein herausgegeben von Dr. M. Walz, Freiburg i. B. 1892.



nahm von jeher allgemein an, dass der Pleier diesen Roman selbständig kompiliert habe und dass seine Berufung auf eine französische Quelle keinen Glauben verdiene. Nun aber ist Referent durch eine Prüfung des Gedichtes zu der Überzeugung gelangt, dass der Pleier einen verlorenen französischen Roman in engem Anschluss übersetzt hat. Sein Werk zeigt genau die hochentwickelte Technik der späteren französischen Artusromane, in Aufbau und Gliederung der klar übersichtlichen Handlung: es ist nichts weniger als eine „Zusammenstoppelung“ von allerlei Aufgerafftem, sondern verrät einen wohlüberlegtem Plan. Der Beweis aber, dass ein deutscher Dichter der Spätzeit, wie Pleier, so meisterhafte Technik besessen hätte, bleibt noch zu erbringen: wir wissen von Wolfram und Gotfrid, dass gerade die Komposition eines weitschichtigen Stoffes die schwächste Seite der Deutschen war (unbeschadet ihrer Vorzüge auf anderem Gebiet). Ein zweites Kriterium ferner finde ich darin, dass uns in der ersten Hälfte eine Reihe hochinteressanter und nach ihrem Ursprung zweifellos mythischer Vorstellungen begegnen, die ihre unmittelbaren Parallelen nur in französischen Artusromanen haben, welche in Deutschland unbekannt geblieben sind. Und endlich die nahe Beziehung des Garelromans zu Wolframs Parzival, woraus man bisher zu vörderst die Selbständigkeit des Pleiers gegenüber den Franzosen und seine inhaltliche Abhängigkeit von Wolfram beweisen wollte, lässt sich ganz anders deuten, wenn man diese Beziehungen prüft und erkennt, dass der Garelroman gerade darin, nach Inhalt und Namensformen, teilweise einfacher und altertümlicher ist, teils auch genaueres bietet als der Parzival, teils mit diesem in Widerspruch tritt. Es wäre also denkbar, dass der Verfasser des französischen Garel seinerseits den Guiot gekannt und benützt hätte. Jedenfalls aber bleibt die Frage nach Pleiers Quelle noch zu untersuchen. Ich werde in einer besonderen Abhandlung darauf zurückkommen: das hier vorausgeschickte will ich nur mit Vorbehalt ausgesprochen haben. Nur soviel sei noch bemerkt, dass der Garel mit dem Daniel nicht etwa blos den Zunamen teilt, sondern auch eine Reihe auffallender Übereinstimmungen zeigt. Aber gerade diese entsprechenden Abschnitte weichen unter einander so stark ab, dass an eine Abhängigkeit des Garel vom Daniel nicht gedacht werden kann: diese Verschiedenheiten des sachlich Gleichen sind von der Art, wie sie sich bei den Artusromanen so häufig finden und nur aus einer im letzten Grund vorauszusetzenden mündlichen Überlieferung zu erklären sind.

Der Jurist KOHLER[41]) zeigte im Anschluss an Nowacks Diss. über die Melusinensage (Zürich 1886), dass diese erst für das 15. Jahrh. nachweisbare Sage „über die ganze Erde verbreitet ist“; besser gesagt, dass diese mythische Vorstellung vom jäh zerrissenen Liebesbund eines Sterblichen mit einem übermenschlichen Weib, unabhängig von Zeit und Ort bei allen Völkern erdacht worden ist. Das Analogon dazu finden wir in der Vermählung eines übermenschlichen Mannes mit einer sterblichen Frau. Für den ersten Typus kennen wir Melusine, für den zweiten den Schwanritter als berühmtestes Beispiel. Beiden

41) Der Ursprung der Melusinensage. Eine ethnologische Untersuchung von J. KOHLER. Leipzig, Pfeiffer 1895.

Typen ist gemeinsam, dass die Trennung erfolgt, weil der sterbliche Teil ein Gebot oder Verbot verletzt hat. Verfasser teilt eine reiche Menge Belege für diese und verwandte Typen mit. Wir vermissen aber in der Sammlung eine übersichtliche Anordnung: so sind die beiden Typen nirgends geschieden, und es ist auch nicht einmal der Versuch gemacht, diejenigen Belege, welche offenbar auf éinen Ursprung zurückgehen und also zusammengehören, von den andern zu trennen, mit denen sie nur psychologisch verwandt sind, d. h. auf demselben Glauben beruhen. Alle diese Sagen erklären sich nach Kohler im Grunde aus dem fast überall nachweisbaren Totemismus, d. h. dem Glauben, dass ganze Stämme und Familien der Menschen von bestimmten Tieren abstammen und beim Tode sich wieder in solche verwandeln. Daher die vielen Sagen der Totemvölker von Verbindungen von Mensch und Tier. Und dieses ist der Grundgedanke des Melusinen- wie des Lohengrintypus: nur im Tode kann das zum Menschen gewordene Wesen wieder in die ursprüngliche Gestalt zurückkehren; nimmt es die ursprüngliche Gestalt an, so ist dies das Zeichen der Trennung, des Abschieds vom Leben (S. 51). Schliesslich weist der Verfasser an zahlreichen Beispielen nach, dass der Melusinentypus bei den Völkern heimisch ist, wo das Mutterrecht herrscht, und dass umgekehrt der Lohengrintypus sich aus dem jüngeren Vaterrecht erklärt.

KAMPERS[42]) schrieb eine mit reichen Quellen- und Litteraturnachweisen ausgestattete Geschichte der mittelalterlichen Kaiserprophetieen und Kaisersagen. Er stützte sich dabei im wesentlichen auf die vorausgegangenen Arbeiten von GRAUERT und R. SCHRÖDER. Aus seiner Darstellung geht klar und deutlich hervor, dass die Sage vom bergentrückten deutschen Kaiser ihren Ursprung in Sizilien hat. Bald nach dem Tode Friedrichs II., um die Mitte des 13. Jahrs., glaubte man auf Sizilien, dass der Kaiser in den Ätna gezogen sei und im Innern des Berges weiterlebe und Hof halte. (S. 109—115). Es wurde damit auf Friedrich II. übertragen, was zuerst von dem britischen König Artur erzählt worden war: die Normannen hatten die bretonische Nationalsage nach Sicilien gebracht und den König im Ätna lokalisiert. In Deutschland bestand eine Sage von dem bergentrückten Friedrich II., nachweisbar erst seit dem Ende des 14. Jahrhs (S. 133—144): sie war an den Kyffhäuser in Thüringen geknüpft. Der letzte Schritt, die Einsetzung Friedrichs I. Barbarossa an seines Enkels Stelle, lässt sich zuerst in einem Volksbuch von 1519 nachweisen (S. 189—192): damit war die deutsche Kaisersage abgeschlossen, die später Rückert in eine bleibende künstlerische Form gebracht hat. Es scheint festzustehen, dass die Kyffhäusersage thatsächlich auf die Ätnasage zurückzuführen ist. Diese aber beruht ohne Zweifel auf mythischen Vorstellungen der Kelten, nicht der Germanen. Der Glaube an den Aufenthalt der Verstorbenen in Bergen war nicht etwa diesen allein eigentümlich: auch aus dem Lai von Ionec der Marie de France und aus dem Sir Orfeo lernen wir paradiesartige, herr-

42) Kaiserprophetieen und Kaisersagen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kaiseridee von Dr. FRANZ KAMPERS (HA. VIII) München, H. Lüneburg 1895.

liche Wohnungen in Bergen kennen. Wir haben also anzunehmen, dass Friedrich II., nach dem Vorbild des Artur, zuerst im Ätna, dann im Kyffhäuser fortlebend gedacht wurde; gleichwie man die (keltische) Fee, bei der Tannhäuser im Berge lebt, im nahen Hörselberg lokalisierte. Soweit stimmt Referent mit dem Verfasser überein, nicht aber, wenn derselbe (S. 89—91) daneben das Fortbestehen einer Wodansage auf dem Kyffhäuser annimmt. Die Vorstellung von bergentrückten Helden war Kelten und Germanen gemeinsam; hier aber, bei der Kyffhäusersage, liegt eine bretonische, nicht eine germanische Sage zu Grunde. (Referent gesteht, dass er überhaupt gegen die Theorien vom Fortleben altgermanischer Mythen, besonders des Wodankultus grosse Bedenken hat).

SAUBERTs[43]) Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern ist ein Beispiel für diese seit Simrocks verunglückter Mythologie allgemein beliebt gewordene Neigung, in Sagen und Märchen uralte, womöglich altnordisch-isländische Mythen wiederzufinden. Es kann sein, dass in diesen Überlieferungen da und dort eine alte Glaubensvorstellung als poetisches Motiv erhalten geblieben ist. Aber diese Züge können ebenso wohl, wie es sich bei der Kyffhäusersage zeigt, als Bildungsgut von irgend einem Kulturvolk, etwa den Kelten und Römern, entlehnt worden sein; und die Versuche, in jedem Schimmelreiter Wotan zu erkennen, jede Sage von einer verlassenen und wiederangenommenen Gattin auf Wodan und Freigga zu deuten, mögen gut gemeint sein, sind aber von vorn herein verfehlt.

Kritischer als das eben genannte Buch ist das Programm von H. WOLF[44]) über „Mythus, Sage, Märchen", aber der eben gerügte Fehler tritt auch hier zu Tage, dass der internationale Völkerverkehr und der Austausch auch ihrer Mythen, Sagen und Märchen nicht berücksichtigt wird.

4. Novelle und Schwank. BÉDIER[45]) schrieb mit ebenso viel Geist wie Sachkenntnis die Geschichte des altfranzösischen Fablels, das, wie man weiss, durch zahlreiche Übersetzungen in die deutsche Litteratur hineinragt; ja man kann sagen, dass die Novelle und der Schwank als litterarische Gattungen aus Frankreich stammen. Darum verdient das vorliegende Buch auch des Germanisten volle Beachtung. Der Verfasser teilt sein Werk in zwei Hälften. Zuerst sucht er die Frage nach dem Ursprung, hernach die nach der Entwicklung des französischen Fablels zu beantworten. Der erste Abschnitt ist demgemäss Problemen der Volkskunde, der zweite litterarhistorischen Untersuchungen gewidmet. Es leuchtet ein, dass Bédier besser die umgekehrte Reihenfolge gewählt hätte. Wäre er vom gegebenen, historisch zugäng-

43) Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern, eine zum Verständnis der Märchen gebotene Erläuterung von Dr. B. SAUBERT. Hannover, Helwing 1895. 44) Mythus, Sage, Märchen (Sommer und Winter). Von Oberlehrer Dr. HEINRICH WOLF, Düsseldorfer Progr. 1896. 45) Les Fabliaux. Études de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyen-âge. Thèse pour le doctorat par JOSEPH BÉDIER. Paris, Bouillon 1893. Inzwischen ist eine zweite Auflage erschienen, welche mir nicht zugänglich ist.

lichen ausgegangen, so hätte sein Buch nicht so schroffen Widerspruch gefunden. Die litterarhistorische Hälfte nämlich kommt überall zu gesicherten Resultaten, die im wesentlichen einwandfrei bleiben. Anders die erste Hälfte. Diese zeigt rein polemischen Charakter und kommt nur zu negativen Ergebnissen. Der Verfasser bespricht darin die bisher angewandten Methoden zur Feststellung des Ursprungs einer Erzählung. Verlassen hat man heute die Theorie der vergleichenden Mythologen, dass hier Überreste eines gemeinsamen urindogermanischen Besitztums vorliegen. Ernster zu nehmen ist die Theorie der Ethnologen, wonach hier die Trümmer von Glaube, Sitte und Recht der primitiven Menschheit erhalten seien. Man erkennt, dass diese ethnologischen Forschungen wertvolle Aufklärung über das eigentlich stoffliche gewähren; aber die Frage selbst ist damit nicht gelöst. Für die Philologen ist heute massgebend und meist in voller Geltung Benfeys orientalische Theorie: da wir für die überall wiederkehrenden internationalen Erzählungsstoffe, Sagen, Märchen, Novellen und Schwänke, die ältesten Versionen in Indien finden, so ist dieses Land als Ausgangspunkt anzusehen und stets die indische Version als ursprünglichste anzuerkennen. Diese These wird von Bédier mit viel Geschick und Gewandtheit bekämpft; er weist an vielen Fällen nach, dass durchaus nicht immer die indische Fassung die altertümlichste, ja oft nicht einmal die älteste ist. Indien mit seinen grossen Sammlungen von Erzählungslitteratur bedeutet ihm nicht mehr als eine Art Reservoir, wo vieles zusammenfloss und hernach vorzugsweise litterarisch durch Übersetzungen ins Abendland gelangte. Referent bekennt gern, dass Bédiers glänzende Polemik ihn hier voll überzeugt hat. Dagegen kann er sich den positiven Aufstellungen, die der Verfasser an die Stelle der orientalischen Theorie setzt, nur bedingt anschliessen. Gewiss mögen viele der fraglichen Erzählungen, wie Bédier annimmt, gemeinsamen Ursprung haben und irgendwo, an irgend einem Punkt der Welt entstanden sein, um von da die Reise über die Erde anzutreten. Aber das gilt nur zum Teil. Oft genug müssen wir wiederholte, selbständige Schaffung und Erzählung annehmen. Ich möchte die Lösung eher auf dem Wege der Ethnologen suchen. Man lese deren wertvolle Sammlungen (z. B. Kohlers Melusine) unbefangen, so wird man sich überzeugen, dass wie Religion, Sitte und Recht, so auch allerlei Geschichten von übereinstimmender Art da und dort selbstständig geschaffen worden sind. Die Verwandtschaft ist in vielen Fällen nachweislich keine historische, sondern eine rein psychologische. So haben wir meines Erachtens die merkwürdigen Parallelen aufzufassen, welche Voretzsch (Merowingerepos S. 81) zur Childerichsage und Hertz (Tristan[2] S. 477) zur Tristansage, besonders aber Golther in seiner „Tristansage" anführen. Hier wie dort haben zwei Dichter ähnliches geschaffen, dessen Übereinstimmung auf ähnlichen Kulturverhältnissen und der im Grunde überall identischen psychischen Anlage des Menschen beruht. Das Problem also, um das es sich handelt, ist oft kein geschichtliches, sondern ein psychologisches (und zwar sozialpsychologisches). Ich habe vor kurzem anlässlich der Graalsage auf diesen Unterschied hingewiesen und werde demnächst darauf zurückkommen. Man hat bei solchen Fragen zu allererst zu entscheiden, ob genügende Kriterien für

historischen Zusammenhang nachweisbar sind: manchmal wird dies der Fall sein, öfter aber nicht.

SCHRÖDER[46]) gab einen kritischen Text von zwei kleineren, aber bemerkenswerten mhd. höfischen Erzählungen, dem Moriz von Craôn und dem Peter von Stauffenberg. Für beide ist die Quellenfrage von grossem Interesse, aber nicht leicht zu entscheiden. Der Moriz von Craôn zeigt eine einfache und klare Komposition: nach einer Einleitung über das Rittertum bei Griechen, Römern und Franzosen wird erzählt, wie Her Mauricius von Craûn (Craôn) der Gräfin von Beamunt (Beaumont) lange seinen Minnedienst ohne Lohn widmet. Auf ihre Aufforderung unternimmt er vor ihrer Burg ein wunderbares Turnier: er kommt an auf einem herrlichen Schiff, das von unsichtbaren Pferden gezogen wird. Zu Beginn des Turniers hat der Gatte der Gräfin das Unglück, einen Gegner zu Tode zu treffen, und zieht sich voll Bedauern zurück. Moriz erringt den Preis und wird am Abend von einer Dienerin der Gräfin in deren Schlafgemach geleitet, um sie dort zu erwarten. Er aber schläft vor Ermattung ein. Als die Gräfin ihn schlafend findet, bereut sie ihren Entschluss und kehrt an die Seite ihres Gatten zurück. Moriz erwacht und folgt der Dienerin bis in das Schlafzimmer der Eheleute nach. Der Graf erschrickt, als er den blutrünstig geschlagenen Mann im zerstochenen Wams eintreten sieht, hält ihn für den Teufel und wird ohnmächtig. Jezt erreicht Moriz sein Ziel, hernach aber verlässt er die Gräfin für immer, da sie ihm so übel mitgespielt hat, und lässt sie sich vergebens nach ihm sehnen. Der Held des Gedichts ist, wie Schröder zeigte, der bekannte Freiherr und Minnesinger Moriz von Craôn in Anjou, den Vizgrafen von Beaumont benachbart und befreundet. Die Geschichte ist offenbar verwandt mit einem französischen Fablel, worin ein Ritter (ohne Namen) durch ein Turnier die Gunst seiner Herrin erwirbt, in ihrem Zimmer wider Willen einschläft, hernach ins Schlafzimmer eindringt und sich dem Gatten als der von ihm im Turnier erschlagene Ritter vorstellt: er finde keine Ruhe, bis er die Verzeihung seiner Frau für ein ihr zugefügtes Unrecht erlangt habe; der Gatte selber veranlasst seine Frau, dem Toten zu vergeben; später zeigt sie ihm ihre Dankbarkeit. Es handelt sich zweifellos um die Varianten ein und desselben Fablels, die eine mit obszönem, die andere mit feinerem Schluss. Die erste der beiden Versionen wurde, ohne Zweifel schon in Frankreich, auf den Minnesinger Moritz von Craôn und eine von ihm verehrte Gräfin von Beaumont übertragen. Der deutsche Dichter schöpfte sicher aus einer schriftlichen Vorlage. Diese aber war nicht, wie Schröder annahm, ein französisches höfisches Gedicht, sondern eine lateinische Anekdote, wie G. PARIS überzeugend nachwies: darauf weist uns zunächst der stets nur lateinische Name des Helden, das Fehlen französischer Eigennamen für Personen und Orte, die wunderliche Einleitung, die mit ihren merkwürdigen Notizen über Nero nur einem gelehrten Kompilator zugeschrieben werden kann, u. a. m. Dieser lateinische Schriftsteller war

46) Zwei altdeutsche Rittermären. Moriz von Craôn — Peter von Stauffenberg. Neu herausgegeben von EDWARD SCHRÖDER. Berlin, Weidmann 1894. Dazu ders., Zu Moriz von Craôn, ADA. XX 407—8. Rec. G. PARIS Ro. XXIII 466.

übrigens ein Franzose: nur so erklärt sich die patriotische Einleitung. Er hat vielleicht zuerst das boshafte Fablel auf die Gräfin von Beaumont bezogen, über deren Beziehungen zu Moriz von Craôn allerlei Klatsch umlaufen mochte. Der obszöne Schluss aber stammt nicht, wie G. Paris anzunehmen scheint, vom Deutschen, sondern von dem Franzosen. Diese Lösung ist die eines französischen Fablels, und kann nicht von dem Deutschen herrühren, der das Ganze ins Ernste und Moralische gezogen und von vornherein missverstanden hat. Sein Thema ist nicht der Schwank vom klugen Liebhaber und betrogenen Ehemann, sondern die Bestrafung der treulosen Dame durch den treuen Liebhaber. Er war übrigens kein unbedeutender Dichter: der wehmütige Schluss (Vers 1620—1784) giebt eine Frühlingsschilderung und eine Klage der verlassenen Frau, die uns an die besten Stücke in Minnesangs Frühling erinnern. Er hat auch sonst treffliche Minnegespräche eingelegt, (Monolog des Moriz, Gespräche zwischen der Herrin und ihrer Dienerin u. a.). Von ihm stammt vielleicht auch das wunderbare Schiff, wie Schröder und mit ihm G. Paris annahmen: das Turnier zeichnet sich dadurch vor den üblichen öden Turnierschilderungen trefflich aus. Noch die eine Bemerkung sei gestattet: Herrin und Zofe spielen hier ähnlich zusammen wie Laudine und Lunete im Iwein, was mir nicht zufällig scheint, sondern auf eine Nachahmung des Hartmannschen Romans durch den deutschen Dichter schliessen lässt. Soviel von dieser gewiss interessanten Erzählung.

Anders ist die Grundlage beim Peter von Stauffenberg: hier wurde eine Sage mythischen Ursprungs auf den Ahnherrn eines deutschen Fürstengeschlechtes übertragen. Ein edler Ritter, Herr Petermann Diemringer von Stauffenberg, sieht eines Tags am Weg auf einem Stein ein wunderschönes junges Weib in prächtiger Kleidung sitzen. Er wird von Liebe zu ihr erfasst, und sie gesteht ihm, dass sie ihn bisher auf seinen Ritterfahrten stets ungesehen begleitet und beschützt habe. Sie will, so oft er sie herbeiwünsche, zu ihm kommen und ihn mit Geld und Gut reichlich versehen. Dafür muss er ihr versprechen, keine Ehefrau zu nehmen, sonst würde er alsbald in 3 Tagen sterben. Hernach besucht sie ihn nächtlicher Weile in seiner Kammer, und künftig stets, sobald er an sie denkt. Als aber seine Verwandten in ihn dringen, sich zu verheiraten, rät sie ihm, wenn nötig, sein Gelübde diesen zu entdecken. Und der Ritter kommt bald darauf in diese Lage, als ihm der römische König bei einem Hoftag in Frankfurt seine junge Nichte, die Erbin von Kärnthen, zur Frau geben will. Die Geistlichen alle beschwören ihn, den Verkehr mit dieser „Teufelin“ aufzugeben. So lässt er sich schliesslich zur Heirat bestimmen. Seine Geliebte verheisst ihm aber sicheren Tod am dritten Tage nach der Hochzeit. Und am Hochzeitstag erscheint über der Tafel durch die Decke ein schönes weibliches Bein bis ans Knie. Am 3. Tage stirbt der Ritter; seine Braut nimmt den Schleier. Dies der Inhalt der im geistlichen Sinn überarbeiteten Sage. Sehen wir von diesem Überzug ab, so erkennen wir eine Feengeschichte ganz in der Art der Marie de France: Handlung, Charaktere, Umfang des Ganzen, alles erinnert uns an deren bretonische Lais. Überdies springt die Überein-

stimmung mit dem Lai von Lanval-Graelent in die Augen. Hier wie dort die scheinbar zufällige Begegnung eines trefflichen Ritters mit einer Fee, seine schnell erwachende Liebe und ihr Geständnis, dass sie ihn schon lange geliebt und beschützt habe. Beidemal besucht sie ihn heimlich, so oft er es wünscht, stattet ihn mit Reichtum aus, verlangt aber seine stete Treue: andernfalls muss er sterben. Hier wie dort wird der Ritter am Hofe seines Fürsten auf die Probe gestellt und bricht sein Gelübde, worauf die Fee erscheint und ihren Geliebten mit sich nimmt, d. h. sterben lässt. Nur in zwei Punkten weichen die beiden Erzählungen von einander ab: Im Lanval-Graëlent ist es die Frau des Fürsten, die ihn verführen will, im Stauffenberger die Nichte des Fürsten, die er heiraten soll. Und dort kommt die Fee als fürstliche Dame angeritten, hier aber zeigt sie nur ihr blosses Bein. Mir scheint in beiden Punkten der Stauffenberger das ältere bewahrt zu haben: im Lanval-Graëlent ist alles dem höfischen Minnedienst und der höfischen Etikette mehr angepasst. Der Staufenberger in der uns vorliegenden Fassung ist zwar weit jünger als die französischen Versionen: Schröder datierte sie um 1310. Nun aber fand der Herausgeber, dass thatsächlich einmal ein Besitzer der Burg Staufenberg, Berhtolt I von Zähringen, (1061—1073) die Herzogswürde von Kärnthen besessen hat und dass offenbar an seine Person die Sage geknüpft worden ist von einem Ahn, den der römische König mit der Erbin von Kärnthen verheiraten wollte. Damit ist ein Terminus a quo gewonnen. Ein Dichter in dieses Herzogs (oder seiner Nachfolger?) Dienst wird die Sage auf Burg Staufenberg lokalisiert haben, wie damals so viele Fürsten in die Reihe ihrer Vorfahren eine mythische Ahnfrau oder einen solchen Ahnherrn einfügen liessen. Man vergleiche den Lai von Tydorel, der Alain Fergant 1084—1113 und seinem Sohne Conan le Gros gewidmet wurde (vergl. G. Paris Ro. VIII S. 66); Mélusine als Stammmutter der Lusignan; der Schwanritter als Ahn Gottfrieds von Bouillon; Perceval als Ahnherr der Anjou bei Guiot-Wolfram; u. a. m. Also wohl noch im 11. Jahrh. wurde eine keltische Feensage, die nach dem Elsass, jedenfalls als französisches Lai, gelangt war, der Geschichte des Stauffenberg einverleibt. Ein Strassburger Patrizier, Herr Egenolf Diemringer, wurde später Mitbesitzer der Burg, nannte sich nach dieser und übertrug nun, wie Schröder nachweist, in dem uns vorliegenden Gedicht die Sage auf sein eigenes Geschlecht. Er beruft sich auf eine schriftliche Quelle, und ich glaube mit Schröder, dass dem so war. Denn anders wäre die treue Erhaltung der alten Feensage kaum zu erklären.

Golther[47]) liess den zweiten Band seiner Tristanausgabe nachfolgen. Der erste, mit sachkundiger Einleitung, war 1888—89 erschienen (Kürschners d. Nationallitteratur lässt bedauerlicherweise die Angabe des Erscheinungsjahres vermissen). Hier, im zweiten Band,

---

47) Tristan und Isolde und Flore und Blanscheflur. II. Teil. (Tristan und Isolde von Gottfried von Strassburg (Schluss). Die Fortsetzer Gottfrieds Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, Flore und Blanscheflur von Konrad Fleck) herausgeg. von Wolfgang Golther, Berlin und Stuttgart, Union 1891—92. (DNL. IV 3. Abt.).

finden wir die Quellenfrage von Flor und Blancheflor eingehend erörtert.

Zeidler[48]) unternahm es, den Wilhelm von Orlens des Rudolf von Ems auf Beaumanoirs Jehan et Blonde zurückzuführen. Dies ist schon desshalb unmöglich, weil der französische Dichter ungefähr zu der Zeit geboren ist, als der Deutsche starb. Das Verhältnis ist vielmehr dieses, dass die beiden Werke wohl (direkt oder indirekt) auf ein und dasselbe verlorene Original zurückgehen. Immerhin verdient Zeidler dafür Dank, dass er auf die Übereinstimmung der Gedichte hinwies.

Borinski[49]) druckte eine dem 15. Jahrh. angehörende bairische Prosaerzählung von Robert dem Teufel ab und nahm an, dass diese älteste deutsche Fassung von den französischen und der lateinischen des Etienne de Bourbon (13. Jahrh.) unabhängig sei, aber mit diesem letzteren auf eine gemeinsame lateinische Vorlage zurückgehe. Das deutsche Gedicht ist, nach dem Herausgeber, insofern am altertümlichsten, als es den ursprünglichen geistlichen Charakter der Legende am treuesten bewahrt hat und der romanhaften Ausschmückung fast ganz entbehrt.

Bolte[50]) edierte die von Veit Warbeck aus Schwäbisch-Gmünd verfasste, 1535 veröffentlichte Übersetzung des französischen Prosaromans von der Schönen Magelone, der 1453 oder 1457 geschrieben worden ist. Der Herausgeber handelt mit grosser Belesenheit 1. von dem französischen Original und seinen Quellen; 2. von der Verbreitung des französischen Romans; 3. von Veit Warbecks Leben; 4. von der französischen Litteratur am kursächsischen Hofe, wo wichtige Nachweise zusammengestellt werden; und schliesst seine Einleitung mit einer überaus reichen Bibliographie.

Von einem oberdeutschen Schwank aus dem 14. Jahrhundert, den Schorbach[51]) herausgab, wies Stiefel die französische Quelle nach: es ist ‚Berengier au lonc cul‘, ein Fablel von der Züchtigung eines prahlerischen Bauernsohns durch seine adelige Gattin, das in zwei verschiedenen (französischen) Recensionen überliefert ist.

Stiefel[52]) wollte die Turandotdichtung von Heinz dem Kellner (von der Hagen, Gesamtabenteuer III S. 179—185) auf ein verlorenes altfranzösisches Fablel zurückführen, aus dem ein — von ihm abgedruckter — Schwank des anonymen „Thresor des Recréations 1605“ geflossen sei. Dagegen machte aber Landau[53]) mit Grund geltend, dass die deutsche Dichtung nicht als Schwank, sondern als Märchen zu

---

48) Die Quellen von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens. Eine kritische Studie von Victor Zeidler. Weimar, Felber 1894. Rec. Lambel LBlGRPh. 1895, Sp. 365. 49) Karl Borinski, Eine ältere deutsche Bearbeitung von Robert le Diable, Germ. XXXVII 44 und 201. 50) Die schöne Magelone, aus dem Französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527. Nach der Originalhs. herausgegeben von Johannes Bolte (Sauers Bibl. älterer deutscher Übersetzungen I) Weimar Felber 1894 51) Seltene Drucke in Nachbildungen mit einleitendem Texte von Karl Schorbach I. (Die Historien von dem Ritter Beringer, Strassburg 1495) Leipzig 1893. Dazu A. L. Stiefel, ‚Ritter Beringer‘ und seine Quelle (ZDA. XXXIX S. 426—429. 52) A. L. Stiefel, Über die Quelle der Turandot-Dichtung Heinz des Kellners, ZVglL. VIII. 53) M. Landau, Zur Quelle der Turandot-Dichtung des Kellners ZVglL. IX S. 371—73.

charakterisieren sei; er wies darum eine Verwandtschaft mit der französischen Schwanklitteratur ab und verwies auf ein nahestehendes polnisches und andere ähnliche Märchen.

E. STRAUCH[54]) gab einen referierenden Vergleich von Sîbotes Vrouwenzucht mit verwandten deutschen und romanischen Schwänken.

5. Tierfabel. VORETZSCH[55]) beantwortete die Frage nach den Beziehungen des mhd. Reinhard zum franz. Renart endgiltig dahin, dass der deutsche Übersetzer eine ältere französische Sammlung benutzt habe, welche von der französischen, aus weit späterer Zeit überlieferten unabhängig, wohl aber mit ihr auf gemeinsame Quellen zurückzuführen sei. Zweifelhaft bleibt nur, ob die technisch wohlgelungene Anordnung des Ganzen dem Deutschen oder schon dem Franzosen zugeschrieben werden muss. Verf. schloss aus den Worten des Glîchezâre auf das erstere. Ref. aber hält mit FŒRSTER, das zweite für wahrscheinlicher: denn gerade die Fähigkeit zu kunstvoller Komposition finden wir weit mehr bei den Franzosen, als bei ihren deutschen Übersetzern. Übrigens können wir die Angaben des Glîchezâre damit wohl in Einklang bringen: sie werden sich auf die engeren Verknüpfungen beziehen, die er an der fertigen Sammlung da und dort vorgenommen hat.

BÜTTNER's[56]) gleichzeitig erschienene Schrift über denselben Gegenstand versuchte im Anschluss an E. MARTIN's früher geäusserte Ansicht, zu erweisen, dass der Reinhard Fuchs auf eine ältere und einfachere Redaktion des Roman de Renart zurückzuführen sei. Doch verdienen Resultat und Methode der vorhin genannten Untersuchung den Vorzug.

c) Lyrik. Jeanroy[57]) schuf dem Studium der mittelalterlichen Lyrik eine neue Grundlage. Sein Buch über die älteste französische Lyrik hat eine doppelte Aufgabe: es soll einmal eine Übersicht geben über die altertümlichen (sog. objektiven) Gattungen der Nordfranzosen und will hernach die verlorenen ältesten Lieder rekonstruieren, teils aus den allein erhaltenen Refrains, teils aus der ältesten Lyrik der Nachbarländer (Italiens, Deutschlands und Portugals), welche nach dem Verf. im wesentlichen auf französische Einflüsse zurückzuführen sei. Die Stücke, um die es sich hier handelt, pflegt man als (populaire) volkstümlich oder volksmässig zu bezeichnen. Darunter verstand man früher ‚composé par le peuple'. Jeanroy will mit Recht diese Bedeutung ausgeschlossen wissen. Aber die von Jeanroy aufgenommene Vorstellung, die man heute meist mit diesem Wort verbindet, ‚composé pour le peuple' ist ebenso irrtümlich. Sobald überhaupt bei einem Volk soziale Scheidung eintritt, ist eine Poesie, die sich gleichermassen

---

55) E. STRAUCH, Vergleich von Sîbotes Vrouwenzucht mit den anderen mhd. Darstellungen derselben Geschichte sowie dem Fabliau De la male dame und dem Märchen des Italieners Straparola. Breslauer Programm, Leipzig, Fock 1892. 55) CARL VORETZSCH, Der Reinhard Fuchs Heinrichs des Glîchezâre und der Roman de Renart, ZRPh. XV 1891, 126ff. und 344ff. XVI 1892, 1ff. 56) H. BÜTTNER, Studien zu dem Roman de Renart und dem Reinhard Fuchs. 2 Hefte (I: Die Überlieferung des Roman de Renart und die Hs. II.: Der Reinhard Fuchs und seine französische Quelle). Strassburg 1891. Rec. W. FŒRSTER, ZRPh. XVII 295—298. 57) Alfred Jeanroy, Les origines de la poésie lyrique en France au Moyen-âge. Études de littéraire française et comparée. Thèse, Paris, Hachette 1889.

an alle wendet, nicht mehr möglich. Die Litteraturgeschichte aller Völker lehrt uns, dass alle Poesie entwickelt und nach ihrem Wesen bedingt wird durch einen gesellschaftlichen Kreis, der mehr oder weniger eng sein kann: so giebt es eine priesterliche, eine Adelspoesie, eine Ritterdichtung und eine bürgerliche Poesie. Für einen bestimmten Kreis und aus einem solchen heraus schaffen die Dichter, d. h. diejenigen, welche zu dieser Kunst veranlagt sind, die notwendige Technik erlernen und, wenigstens zum grossen Teil, ein Gewerbe daraus machen. Es findet hier nun stets eine Entwicklung statt, d. h. eine schrittweise Steigerung des Gehalts und besonders der Technik. Demgemäss werden mit dem Fortschreiten der Kultur die älteren Dichtungen von den höheren Kreisen allmählich aufgegeben und gelangen an die unteren sozialen Schichten, die indessen auch ihrerseits an Bildung gewonnen haben. So fliesst wie in einem grossen Reservoir allerlei zusammen und wird entweder erweitert oder vereinfacht: „zersungen“. Was sich so das „Volk“ zu eigen gemacht, können wir „Volkspoesie“ nennen, im Gegensatz zur Standespoesie, was jedes poetische Kunstwerk von Anfang an gewesen ist. Es geschieht später auch wohl, dass auch Vertreter der unteren Kreise dichten, aber dann stets nach den von oben überlieferten Mustern und mit der von dort entlehnten Technik. Und endlich kann es auch geschehen, dass ein Dichter der gebildeten Kreise ein solches Gedicht aufgreift und durch Bearbeitung wieder hoffähig macht. In diesem dreifachen Sinn existiert in der Litteratur das, was wir Volkspoesie nennen. Haben wir es nun mit dem ersten Falle zu thun, mit einer zum Besitztum des Volkes gewordenen, früheren Standespoesie, so werden wir besser schlechthin von einer altertümlichen Poesie reden. Dies gilt insbesondere von den vier französischen Gattungen, welche Jeanroy behandelt: Pastourelle, Débat, Aube, Chanson dramatique (Chanson à personnages, Chanson de la malmariée). Diese Gattungen, im Vergleich mit der später herrschenden höfischen Minnepoesie, sind als altertümlich, aber durchaus nicht als ‚volkstümlich‘ zu bezeichnen. Jeanroys Buch hätte sicher an Klarheit gewonnen, wenn er das missverständliche Wort *populaire* ganz hätte fallen lassen. Auch die Geschichte der ältesten deutschen Lyrik ist durch diesen Begriff oft mehr verdunkelt als aufgehellt worden: man hat, wie Jeanroy (S. XI) treffend hervorhebt, oft genug an der damit gegebenen mystisch-romantischen Auffassung Halt gemacht, statt weiter nach Art und Ursprung dieser Poesie zu fragen. Und darin liegt meines Erachtens der grosse methodische Wert des vorliegenden Buchs, dass dieses Problem hier ernstlich gestellt wird. Gegen die vorgeschlagene Lösung allerdings sind manche Einwände gemacht worden. Nachdem der Verfasser die geringen Reste dieser altertümlichen Gattungen untersucht hat, bespricht er, im zweiten Teil seines Werkes (S. 127—232) die älteste Lyrik Deutschlands, Italiens und Portugals: er findet hier manches altertümliche, was bei den Franzosen fehlt, und zieht daraus den gewiss überraschenden Schluss, dass dieses alles einst in Frankreich existiert habe und von da ins Ausland getragen worden sei; zum Beweis bedient er sich dabei moderner französischer Volkslieder. Dagegen ist zu sagen, dass diese Argumentation das zu beweisende schon als bewiesen annimmt,

also sich in einem Zirkel bewegt. Und vollends die „Volkslieder", mögen sie auch auf sehr alter Standespoesie beruhen, würden für das 12. Jahrh. besser nicht herangezogen, da ihr Ursprung der historischen Kritik nahezu unzugänglich ist. Hierauf im dritten Teil seines Buches (der vierte und letzte ist der Metrik gewidmet) betrachtet Jeanroy für sich die sog. „volkstümliche" Lyrik in Italien, Deutschland und Portugal. Und hier, wo er sich auf festem Boden bewegt, befriedigt seine Beweisführung mehr, wenn sie auch weit entfernt ist immer zu überzeugen. Jedenfalls stellt er ins Licht, dass die Frage der Abhängigkeit des Auslands von Frankreich schon für die ältesten Zeiten ernstlich aufzuwerfen ist. Was über die deutsche Lyrik gesagt wird (S. 274—307), trägt nur den Charakter einer Skizze und lässt mehr als einmal Sachkenntnis vermissen. Verfasser beginnt mit dem Zugeständnis, dass unsere klassischen Minnesinger die Franzosen an Ursprünglichkeit und Bedeutung weit überragen, stellt dann aber in kühner Antithese den Satz auf „Mais les premiers minnesinger, ceux qui appartiennent à l'école austro-bavaroise, nous paraissent avoir été beaucoup moins originaux, et avoir reflété plus fidèlement la poésie romane. Nous n'ignorons pas combien cette proposition va étonner, et sans doute, scandaliser la critique". Jeanroy versucht nun zu zeigen, dass gerade die ältesten Lieder, die des Kürenberger, Regensburg, Dietmar, Meinloh nur zu verstehen seien als Nachahmungen französischer Muster: denn Gegenstände, Anschauungen, Ausdrücke stammen von diesen. Er deckt hier allerdings auffallende Übereinstimmungen auf, giebt aber mehr nur Andeutungen als Nachweise: nur zu sieben Stellen der ältesten deutschen Liebeslyrik bringt er französische Parallelen bei. Hierauf kommt Verfasser auf die Frauenlieder zu sprechen und äussert die Ansicht, dass hier deutsche Dichter französische Muster nachgebildet hätten, die wohl von Frauen herrühren konnten. Zuletzt wendet er gegen R. Meyers Formenschatz ein, dass derselbe, wie Meyer selber zugebe, auch der späteren, höfischen Poesie eigen sei, und daher für die These des Verfassers nichts beweise: es sei die fest ausgebildete Dichtersprache eines Standes, der die Lyrik als ein Gewerbe trieb. Und gegen die Verwertung der Carmina Burana vollends verwahrt sich Jeanroy, da dieses Liederbuch gerade, als eine verhältnismässig junge Sammlung, überall französischen Einfluss verrate. Referent stimmt diesen Ansichten im wesentlichen zu: auch ihm scheint die älteste deutsche Lyrik bis zu einem gewissen Grade unter französischer Einwirkung, wenn auch mehr nur unter sozialen Einflüssen, entstanden: das ist auch die Ansicht des neuesten Buches über die Anfänge des deutschen Minnesangs. Wie weit aber diese Einwirkung ging, bleibt vorsichtig zu prüfen. In einem Punkt muss ich dem Verfasser lebhaft widersprechen: selbst angenommen, dass unser Kürenberger, ohne die Existenz eines französischen ritterlichen Liebesliedes, seine Lieder nicht gesungen hätte, sicherlich war er mehr als ein blosser Übersetzer: er war eine so eigenartige und selbwachsene dichterische Persönlichkeit wie ein Walther von der Vogelweide. Und eine Bemerkung anderer Art möchte ich schliesslich anfügen: in Jeanroys ganzem Buch und besonders in dem soeben besprochenen Abschnitt, wird zwischen französischer und provenzalischer Lyrik nicht immer eine

scharfe Grenze gezogen: beide aber stehen für sich und sind gesondert zu betrachten. Bevor die Beziehungen Frankreichs zum Ausland auf unserem Gebiete festgestellt werden können, bleibt innerhalb Frankreichs eingehender, als es bisher geschah, das Verhältnis der südlichen zur nördlichen Lyrik zu untersuchen.

WALTER[58]) wandte sich gegen den Versuch R. M. Meyers, durch eine Sammlung von formelhaften Ausdrücken der mhd. Lyrik ein verlorenes alteinheimisches Liebeslied zu erschliessen (ZDA. XXIX 121—236), aus welchem in stufenweiser Entwicklung der Minnesang herausgebildet worden sei. Verfasser prüfte den aus Parallelstellen zusammengetragenen Formelschatz nach der Reihe durch und kam zu dem Schluss, dass derselbe ebensowohl einer anderen Dichtgattung, der Epik, ja teilweise der Umgangssprache entstammen könne, jedenfalls aber nichts weiter als das Vorhandensein einer fest ausgebildeten Dichtersprache für die Mitte des 12. Jahrhs. beweise. Und in der That ist schwerlich zu leugnen, dass Meyer zwar eine wertvolle Sammlung zusammengestellt, aber das, was er damit bezweckte, nicht nachzuweisen vermocht hat. Im zweiten Teil seines Aufsatzes polemisierte Walter gegen eine kurz nach der Meyerschen erschienenen Abhandlung von A. Berger (ZDPh. XIX 440—486), welche auf dasselbe Ziel wie jene gerichtet war. Berger betrachtete, um ein einheimisches Liebeslied zu rekonstruieren, die poetische Technik. Epische Situation, Natureingänge, Naturgleichnis, Mythologisches, Liebesgrüsse, Wunschlieder, Verwünschungen, Rätsellieder, Gnomisches, Einzelne Bilder und Anschauungen, Rechtsaltertümer, Ähnlichkeiten mit Volksliedern, Stil und Allireration: alles dieses fand er gleichermassen im älteren Minnesang wie ausserhalb desselben vor. Darauf entgegnete Walter mit Recht, dass diese Übereinstimmungen die These von dem „ganz konventionellen Charakter der höfischen Dichtung“ als einem „Produkt der gesellschaftlichen Erhebung des ritterlichen Standes“ und die Thatsache romanischer Einflüsse nicht erschüttern können. Eine Lyrik, und zwar „Spiel-, Tanz- und Jahreszeitlieder“ habe es vor dem Minnesang ohne Zweifel gegeben, sie sei aber vom Minnesang wesentlich verschieden gewesen, und dieser nicht als eine Weiterentwicklung jener einheimischen Lyrik aufzufassen.

R. M. MEYER[59]) erwiderte auf den im wesentlichen nur polemischen Aufsatz Walters. Eine, wie wir sahen, zutreffende Anschauung war hier nicht immer glücklich vertreten worden. So konnte Meyer leicht einige Angriffspunkte herausfinden, aber die Hauptstellung des Gegners vermochte er nicht zu erschüttern; es blieb bestehen, dass Meyers Formelschatz zwar eine Dichtersprache, vielleicht auch die Pflege lyrischer Poesie, voraussetzte, und dass die alten Zeugnisse und einige Beispiele der Carmina Burana deren Existenz anzunehmen gestatten; aber Meyers These war damit nicht als giltig erwiesen.

58) E. TH. Walter, Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältnis zur Volksdichtung, Germ. XXXIV (1889), 1—74 und 141—156.
59) Richard M. Meyer, Volksgesang und Ritterdichtung ZDA. XXXIV (1890) 146—161.

MAROLD[60]) verteidigte den Standpunkt Walters gegen Meyer und Berger in einem wertvollen Aufsatz, worin er auf die Verschiedenheit des ältesten Minnesangs von der Vagantenpoesie aufmerksam machte. Er zeigte dies an der abweichenden Art, nach der hier und dort die Natur in der poetischen Technik verwendet wird. Besonders bemerkenswert erscheint dem Referenten, dass Verfasser den Gebrauch des Begriffs „Volkslyrik" wenn nicht vermieden, so doch eingeschränkt wissen will „Überhaupt wird meiner Meinung nach mit dem immerhin noch vagen Begriffen des volkstümlichen im Minnesange viel zu viel operiert (S. 13)". Und „Von der ‚volkstümlichen Naturpoesie' wissen wir nichts gewisses . . . (S. 26)".

Erfolgreicher als Walter war STREICHER[61]) in seiner Polemik gegen Meyer. Er gab eine positive Begründung seiner Ansicht: 1. Jener Formelschatz erklärt sich aus der Umgangssprache der sozialen Kreise, in denen der Minnesang gepflegt worden ist. 2. Der Name Minnesang kommt eigentlich nur denjenigen Liedern zu, worin der Mann eine Dame, in deren Dienst er steht, nach Art eines Lehensmannes verehrt. Davon scheiden sich scharf die Reste eines älteren Liebeslieds, worin die Frau in ihrer natürlichen Stellung als Liebende erscheint. Der eigentliche Minnesang ist „fremd von aussen hereingetragen", jene ältere Lyrik (Kürenberg, Meinloh, Dietmar, letzterer nur zum Teil) ist „naturgemäss aus innerer Ursache erwachsen, heimisch, sollte diese vielleicht auch gleichzeitig bei einem Nachbarvolke eingetreten sein (S. 183)". 3. Diese beiden Epochen verbindet in sich Walter, indem er sich dem von Reinmar erlernten „Minnesang" abwandte und seine schönsten Liebeslieder in Anlehnung an die ältere Epoche dichtete. „Das unterliegt wohl keinem Zweifel, dass Walter mit den früheren Minnesängern mehr gemeinsamen Boden unter den Füssen hat, als diese mit ihren — volkstümlichen — Vorgängern (S. 202)". Referent erklärt sich mit Streichers Ergebnissen einverstanden, bis auf die Charakterisierung jener älteren Lyrik des Kürenbergers als alteinheimisch. Wie ich demnächst nachzuweisen versuchen werde, ist auch diese aus der Provence beeinflusst: auch dort haben wir jene beiden Epochen zu unterscheiden.

PRALLE[62]) vertrat in einer Dissertation über den Kürenberger, gegen Scherers Hypothesen Pauls gewiss berechtigten Standpunkt, dass die jenem zugeschriebenen Strophen weder Stegreifdichtung (Improvisation), noch die Frauenstrophen demgemäss wirklich von Frauen verfasst seien. Auch ihm gilt die Kürenberglyrik als eine durchaus „volkstümliche", von aussen unberührte Poesie.

WALLNER[63]) versuchte des Kürenberger Falkenlied als eine Entlehnung aus dem — übrigens wahrscheinlich jüngeren — Spielmannsgedicht vom hl. Oswald zu erweisen. Dort spielt ein zahmer und sprachkundiger Rabe als Liebesbote eine Rolle: um einen Falken

---

60) K. Marold, Über die poetische Verwertung der Natur in ihren Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang, ZDPh. XXIII (1891) S. 1—26. 61) OSKAR STREICHER, Zur Entwicklung d. mhd. Lyrik. ZDPh. XXIV (1892) 167—202. 62) GEORG PRALLE, Die Frauenstrophen im ältesten deutschen Minnesang. Hallenser Diss., Halle 1892. 64) A. WALLNER, Ich zog mir einen Falken. ZDA. XI 290—94.

als Liebesboten handle es sich auch in jener Frauenstrophe. Der Vorschlag ist abzulehnen: denn wir finden nur das eine gemeinsame, dass Rabe und Falke beide von einer Dame liebevoll ausgeputzt werden.

Joseph[64]) schrieb über den Kürenberger eine Monographie und nahm damit das Problem, das einige Jahre geruht hatte, wieder auf, aber seine Arbeit bedeutet im wesentlichen nur eine Rückkehr zu einigen von Paul und anderen längst beseitigten Irrtümern Wilhelm Scherers. Der Grundgedanke, dass die überlieferten Lieder durchgehends Paare von je einer Männer- und Frauenstrophe seien, ist für keinen einzigen Fall nachgewiesen: Verfasser muss zu diesem Zweck die Lieder so gewaltsam interpretieren, dass er die falschen Übersetzungen Scherers noch überbietet. Das Wesen der Kürenberglyrik wird überhaupt völlig verkannt, wenn Verfasser meint, der Ritter habe die Worte der Frau „direkt persifliert" (S. 19), und wenn er von dem „parodistischen Charakter unserer Wechselgesänge" spricht (S. 55). Diese Lieder sind durchaus ernst gemeint. Komik könnte man höchstens in der eigentümlichen Strophe *Jô stuont ich nehtint spâte* erblicken. Aber den Kürenberger beurteilen wie Joseph es thut, das heisst Heinischen Spott in die Lieder hineintragen. Mit der Auffassung des Verfassers fallen naturgemäss auch die Konsequenzen, die er für Autorschaft und Zeit daraus zieht. Ich will hier nur auf das Falkenlied eingehen, dessen Erklärung meines Erachtens Burdach richtig gegeben hat. Burdach interpretiert gegen Scherer also (ZDA. XXVII 363): „Das Mädchen erzählt, dass der Falke ihr entflogen, aber wohin er sich gewendet hat, weiss sie nicht, sie sagt nur, *er floug in anderiu lant*. Darnach jedoch sah sie ihn in seinem Stolze fliegen, er muss also *die anderiu lant* verlassen haben und in ihr Land zurückgekehrt sein; sie erblickt an ihm die seidenen Riemen, mit denen sie einst ihn gefesselt, und den goldenen Schmuck, die Pfänder ihrer Liebe, und alle Erinnerung an den herzlich geliebten . . . . wird in ihr mächtig, ihrer Brust entsteigt der seufzende Wunsch: *got sende . . . sîn*. Sie hofft also auf eine Wiedervereinigung". Joseph will zu Scherers Übersetzung zurückkehren, wonach der Schmuck, den der Falke bei seiner Rückkunft trägt, von einer andern Dame herrühre, so dass nicht glückliche Wiedervereinigung, sondern Liebesleid einer Verlassenen Gegenstand des Lieds wäre. Er bezieht die Verse *er fuorte an sînem fuoze / sîdîne riemen, / und was im sîn gevidere / alrôt guldîn* auf einen reicheren Schmuck, den ihm die neue Geliebte geschenkt habe. Dem Einwand Burdachs, dass die Dame aus der Ferne nicht zu erkennen vermöge, dass der Schmuck ein anderer sei, begegnet Joseph mit dem Satz: „Der Späherblick weiblicher Eifersucht sieht scharf" (!). Wie aber, so frage ich, kann die Dame von Ferne den Falken als den ihrigen erkennen, wenn der Schmuck, der eben das Erkennungszeichen bildet, ein anderer geworden ist? Und wie passt dazu der Spruch am Schluss, der, wie beim Kürenberger und seinen Zeitgenossen stets, auch hier offenbar das Motto des Themas darstellt (vergl. Kür. I, III, XV)? Nein, die Verse *er fuorte . . . alrôt guldîn* korrespondieren ohne

64) Die Frühzeit des deutschen Minnesangs. I. Die Lieder des Kürenbergers. Von Eugen Joseph. (QF. LXXIX) Strassburg, Trübner 1896.

Zweifel mit den Versen *dô ich in gezamete / als ich in wolte hân / und ich im sin gevidere / mit golde wol bewant.* Die Herrschaft über einen Falken gewinnt und behält man dadurch, dass man ihn mit den „Würfeln" (jacti, vergl. Schultz, Höfisches Leben[2] I, S. 476), d. h. ledernen Schlingen festhält. und wenn er vom Aufflug zurückkommt, daran wieder auffängt. Die Dame nun hat — und das bildet einen wesentlichen Bestandteil der Allegorie — ihren Ritter nicht mit gewöhnlichen, sondern mit seidengestickten Würfeln, d. h. mit Liebesbändern, ausgestattet. Sein Gefieder hat sie ihm reich mit Goldfäden umwunden, d. h. ihm ihre Liebe geschenkt. Als sie ihren Falken nach langer Trennung wieder sieht, hängen ihm noch die gestickten Würfel von den Füssen herab und sein Gefieder glänzt von den goldenen Fäden. Der Falke trägt den ihr wohlbekannten Schmuck, an dem sie ihn erkennt; d. h. ihr Ritter hat ihre Liebe in fernen Landen nicht vergessen und ist ihr treu geblieben. Der Schluss: *got sende si zesamene / die geliebe wellen gerne sîn* drückt die Sehnsucht der beiden Liebenden nach Wiedervereinigung und damit das Thema des Liedes deutlich aus. Der Ritter hat, wie das sein Beruf mit sich bringt, die geliebte Herrin verlassen müssen; nun kommt er nach langer Tennung, vielleicht nach einem Kriegszug, wieder: Falke und Ritter sind beide von Natur edel und von Beruf streitbar; daher die auch sonst oft wiederkehrende Allegorie. So haben wir also zu Burdachs Erklärung zurückzukehren. Und darin vollends bin ich mit dem Verfasser wenig einverstanden, wenn er am Ende sagt, das Falkenlied gehöre weder dem Kürenberger noch sonst einem „Kunstdichter". „Wir dürfen im Falkenlied vielmehr wirklich ein echtes Frauenlied vermuten, ein Lied, in dem redende und dichtende Person eins sind". Von keinem Liede des ältesten deutschen Minnesanges könnte man den Charakter der Improvisation weniger behaupten als von diesem. Das Ganze setzt nicht nur genaueste Kenntnis ritterlichen Lebens voraus, so dass wir den Text ohne diese Voraussetzung nicht übersetzen können. Das Lied ist auch eine streng durchgeführte Allegorie im eigentlichen Sinn des Worts, so dass ihr Inhalt nur mit Hilfe des gnomischen Verses am Schlusse festgestellt werden kann.

Schläger[65]) stellte sorgfältige Untersuchungen über das Tagelied bei Provenzalen und Nordfranzosen an, wobei er auch deutsche, arabische, griechische und lateinische Tagelieder zur Vergleichung heranzog. Er lehnte arabische Vorbilder und solche aus der Vagantenlyrik als bisher unbewiesen ab und erklärte sich für den provenzalischen Ursprung der Gattung. Von Südfrankreich sei sie nach dem Norden gelangt. Was Deutschland betrifft, will Schläger eine Scheidung gemacht wissen. Lieder, die wie Slâfest du mîn vriedel, schlechthin die Trennung zweier Liebenden am Morgen nach glücklichem Beisammensein schildern, finden sich in den Litteraturen der verschiedensten Völker: dieses Thema ist ein natürliches Gemeingut der Dichter aller Zeiten und Völker. Anders die späteren mhd. Lieder dieses Inhalts, welche sich als spezifisch ritterliche Standespoesie charakterisieren lassen: auf sie allein

65) Georg Schläger, Studien über das Tagelied. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des Mittelalters. Jenenser Diss. Jena 1895.

will SCHLÄGER den Ausdruck „Tagelied“ im eigentlichen Sinn angewendet haben, und für sie lassen sich provenzalische Einflüsse nicht in Abrede stellen. Freilich handelt es sich auch bei ihnen — siehe Wolfram — durchaus nicht um Übersetzungen, sondern mehr nur um Herübernahme der sozialen Anschauungen, welche zu Grunde liegen. „Die beiden charakterisierten Gruppen von Gedichten müssen vollständig von einander getrennt werden“ (S. 24).

JANTZEN[66]) versuchte eine Übersicht der mittelalterlichen Streitgedichte zu geben. Er stellte vier Gruppen auf: lateinische, französisch-provenzalische, skandinavisch-englische und deutsche. Eingehend behandelt wird eigentlich nur die letzte Gruppe; bei den andern begnügt sich der Verfasser mit sehr dürftigen Hinweisen auf die betreffende Litteratur. Den Fragen nach gegenseitiger Abhängigkeit hat er sich nicht unterzogen: nur soviel scheint mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen zu sein, dass nicht etwa das französische Streitgedicht für Deutschland massgebend wurde, sondern alle Nationallitteraturen hier von der lateinischen abhängig sind.

SCHÖNBACH[67]) gab eine zweite Auflage seiner Walterbiographie. Die Persönlichkeit des Dichters ist hier auf einem reichen kulturgeschichtlichen Hintergrund mit scharfen und sicheren Zügen gezeichnet. Die Frage nach den Beziehungen zur französischen Minnedichtung konnte nur gestreift werden: Der Verfasser geht in seinem 2. Kapitel (Der volkstümliche Minnesang und Reinmar) von der gewiss richtigen Annahme aus, dass es in Deutschland schon im frühen MA. ein Liebeslied gegeben hat. Freilich wissen wir von seiner Art nur wenig: was Schönbach an Proben giebt, ist teilweise Vagantenpoesie und beruht auf gelehrter Nachahmung der Antike. Aus Frankreich dann kam Rittertum und Minnedienst. „In Österreich fand das Rittertum eine volkstümliche Liebesdichtung vor, und sogleich fügte sich der neue Inhalt in die bekannten Formen“ S. 26). Die dem Kürenberger zugeschriebenen Lieder (um 1170) werden als Muster angeführt. „Stehen diese Strophen noch mitten innen zwischen Volksgesang und Minnelied, so finden wir Herrn Dietmar von Aist . . . . ohne Zweifel schon im vollen Zuge des ritterlichen Minnedienstes (S. 29)“.

PFAFF[68]) versah seine auf Bartsch beruhende Ausgabe des deutschen Minnesangs mit einer Einleitung, an der Referent einiges zu beanstanden hätte. Die Anfänge werden aus einer „volkstümlichen“ Lyrik hergeleitet, über deren Wesen und Herkunft völlige Unklarheit herrscht; und der provenzalische Minnedienst wird, womit sich sein Charakter gewiss nicht fassen lässt, vom Standpunkt der Sittlichkeit beurteilt.

d) Dramatik. CREIZENACH[69]), in seiner Geschichte des

66) Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter mit Berücksichtigung ähnlicher Erscheinungen in anderen Litteraturen. Eine litterarhistorische Untersuchung von HERMANN JANTZEN. GA.XIII. Breslauer Diss. Breslau, Köbner 1896. 67) A. E. SCHÖNBACH. Walter von der Vogelweide. Ein Dichterleben². GH. Berlin, Hofmann 1895. 68) Der Minnesang des 12. bis 14. Jahrhunderts. Bearbeitet von Dr. FRIEDRICH PFAFF. 2 Bde.: I. Einleitung. Auswahl II. Walther von der Vogelweide. DNL VIII 1. Teil). Stuttgart, Union 1894—95. 69) Geschichte des neueren Dramas von WILHELM CREIZENACH. I. Mittelalter und Frührennaissance. Halle 1893.



neueren Dramas, stellte fest, dass Frankreich, was die künstlerische Ausbildung der geistlichen Spiele im Mittelalter betrifft, zweifellos die erste Stelle einnimmt. Trotzdem sind nur wenige Anzeichen dafür vorhanden, dass das französische Drama auf die Nachbarländer, Deutschland insbesondere, eingewirkt hätte. Vorbildlich war ohne Zweifel die französische Dramaturgie überhaupt. Aber direkte Entlehnungen haben sich bis jetzt nur wenige auffinden lassen. Dies hat, wie Verfasser richtig bemerkt, seinen Grund jedenfalls darin, dass das mittelalterliche Drama aus der lateinischen Litteratur seinen Anfang genommen und bis gegen das Ende unter der Herrschaft der Kirche gestanden hat: nicht die nationale Bildung eines Volkes, sondern die allgemeine der christlichen Geistlichkeit war für seine Geschichte massgebend.

Halle a. S. Eduard Wechssler.

Germanisches in der altfranzösischen Dichtung. 1891—96. (Mit Nachträgen zu 1890.) G. Paris[1]) in seinem vortrefflichen, auch für den Germanisten unentbehrlichen Handbuch der altfranzösischen Litteratur, entwarf ein anschauliches Bild von dem Anteil der Franken an der französischen Nation und Litteratur. (Einleitung und Kap. I). Insbesondere berücksichtigte er dabei das Heldenepos, worin zumeist der geistige Einfluss der Germanen zu erkennen ist. Mit den Anschauungen, welche wir hier von dem Meister unserer Wissenschaft vorgetragen finden, ist Referent nicht durchweg einverstanden. Im Laufe der folgenden Besprechungen wird sich Gelegenheit bieten, auf einige Punkte zurückzukommen, über die heute nicht mehr einerlei Meinung besteht.

Voretzsch[2]) präzisierte in einer Antrittsvorlesung klar und anschaulich die Probleme, welche uns durch die altfrz. Heldenepen aufgegeben werden. Er beginnt mit einer genauen Abgränzung der Sagen d. h. der mündlichen Tradition im Volke über grosse geschichtliche Ereignisse, von der Dichtung, d. h. den planmässigen Kunstwerken der Dichter; und bespricht dann eingehend die Quellen und Hilfsmittel, die uns zu Gebote stehen, um die mündliche Volkssage zu erschliessen. „Es ist klar, dass diese Heldensage in ihren ersten Anfängen mehr fränkisch als französisch, mehr germanisch als romanisch gewesen sein muss. . . . . . Aber ebenso sicher ist, dass die Sage nicht lange ausschliesslich germanisch geblieben ist. . . . . . So wird schon früh germanische und romanische Sagenbildung nebeneinander und ineinander geflossen sein.“ (S. 13). Dafür bringt Verf. Beweise bei; und in der That haben wir anzunehmen, dass Sage, d. h. die mündliche Tradition, gleichermassen bei Franken und Romanen lebendig war. Aber die älteren Dichtungen waren vermutlich in der Sprache der Eroberer abgefasst: denn das französische Heldenepos war nach seinem Charakter Adelspoesie, und wurde an den Höfen der fränkischen Fürsten und ihrer Grossen gepflegt: kann also, so lange diese noch nicht romanisiert waren, nur in

---

1) La littérature française au moyen-âge XI—XIVe siècle par Gaston Paris Paris 1890 (Manuel d'ancien français I). 2) Die Französische Heldensage. Akademische Antrittsvorlesung gehalten am 25. Jan. 1894 von Dr. Carl Voretzsch, a. o. Prof. d. rom. Phil. a. d. Univ. Tübingen. Heidelberg, Winter 1894.

germanischer Sprache vorgetragen worden sein. Diesem und den übrigen Ergebnissen stimmt Referent durchaus zu. Dagegen möchte er eine Einwendung machen gegen die Anschauung des Verfassers über das Verhältnis von Sage und Dichtung. Das Wort Sage wird allgemein in dreifachem Sinne gebraucht: 1. meint man damit die mündliche Tradition im Volke über historische Ereignisse, besonders des eigenen Landes; 2. versteht man darunter die Kunstwerke, worin die Dichter das Überlieferte in bleibende künstlerische Fassung bringen (sie schöpfen teils direkt aus dem Volksmunde, teils aus Chroniken); 3. nennt man Sage auch die Volksüberlieferung späterer Zeiten, soweit sie aus den Dichtungen geflossen ist (dahin gehört zum grössten Teil dasjenige, was man in der Gegenwart aus Volksmund gesammelt hat). Gemeinsam ist allen drei Erscheinungen das Eine, dass diese Erzählungen ebenso wohl der Unterhaltung als der Belehrung dienen, dass sie zugleich ästhetisch und historisch wirken wollen. Alle Sage zeigt eine Doppelnatur: künstlerische und geschichtliche Wahrheit fliessen dem Erzähler und seinen Zuhörern in Eins zusammen. Was aber steht voran? Wie die Thatsachen beweisen, offenbar das ästhetische Interesse. Und wer hat die Oberhand bei der Ausbildung auch der Sage im ersten Sinne? Die Masse des Volks oder der Einzelne? Ersichtlich hervorragende Individuen, nämlich die zur ästhetischen Erzählung und Ausgestaltung der Geschichte vor andern Befähigten; oder, anders ausgedrückt, die dichterisch Veranlagten. Die ethischen und poetischen Motive, mit denen nach dem Verfasser (S. 16) die Sage weitergebildet wird, stammen sicher nicht aus der Menge, sondern aus der Auffassung hervorragender Persönlichkeiten. Bis dann ein Dichter von Beruf kommt und mit erlernter Technik und angeborener Kraft der Veranschaulichung eine Sage von fester Form, d. h. ein poetisches Kunstwerk, schafft. Und sobald dieses einmal besteht, bleibt es für Gegenwart und Zukunft massgebend. Auch der Litterarhistoriker, wenn er von „Sage“ spricht, hat zunächst meist das von einer bedeutenden Persönlichkeit geprägte Bild im Auge, welchem er sich nicht entziehen kann. Dem entsprechend zielt der herrschende Sprachgebrauch meist auf die Sage im zweiten Sinne; und auch für den Litterarhistoriker bemisst sich der Wert einer Sage nach dem Wert der von den einzelnen Dichtern geschaffenen Kunstwerke. Anders der Verfasser. Er will durchaus der vorausgehenden mündlichen Tradition den Vorrang eingeräumt wissen. Er spricht von der „echten Sage“ im Gegensatz zu den Epen (S. 27). Die ältesten Heldengedichte sind nach ihm „zunächst weiter nichts als neben der mündlichen Überlieferung eine zweite Art, die Heldensage festzuhalten und der späteren Zeit zu übermitteln. Ihr Inhalt ist mit dem der mündlichen Überlieferung identisch, dem Dichter gehört nur die dichterische Ausschmückung des Einzelnen“ (S. 8). Dagegen ist zunächst zu sagen, dass der Gegensatz zwischen Sage I und Sage II nicht auf dem äusserlichen Moment der schriftlichen oder mündlichen Überlieferung beruht: auch die ältesten Epen sind sicher zunächst nur mündlich verbreitet worden. Verfasser scheint zumeist die späten litterarischen Kompilationen im Auge zu haben. Der Gegensatz, um den es sich hier handelt, ist anderer Art. Und zwar ist es zugleich ein Unterschied in der historischen Treue und in der Form. Sage I steht der Geschichte

naturgemäss näher als Sage II, wie Verf. (S. 8—9) richtig bemerkt. Aber darin liegt auch ihr einziger Vorzug. Wie haben wir uns solche Tradition vorzustellen? Darauf antwortet Voretzsch (S. 14—15, 18—19): „Die Sage in der alten Zeit hat sich zunächst unter den gleichen Bedingungen entwickelt, wie noch heutzutage ein mündlich verbreitetes Gerücht, welches das Geschehene entstellt und übertrieben weiterträgt. Und doch ist nicht zu zweifeln, dass eben in diesen Kreisen (in den kleinen Schichten der Bevölkerung) geschichtliche Grössen der modernen Zeit im kommenden Jahrhundert sagenhafte Gestalten sein werden, wie jetzt in unserem Jahrhundert Friedrich der Grosse in den unzähligen Anekdoten, die ihn charakterisieren sollen und nicht bloss von Ungebildeten als Facta weitererzählt werden". Dies sei zugegeben; aber welchen ästhetischen Wert können solche Erzählungen besitzen? Können sie jemals über den Charakter der Anekdote hinauslangen? Nein, ästhetischen Wert gewinnen solche Traditionen erst, wenn eine dichterische Persönlichkeit den Stoff aufgreift und zu einem bleibenden Ganzen gestaltet. Dies mag zunächst in Prosa und nur durch mündliche Verbreitung geschehen; aber welcher Unterschied bleibt zwischen einem solchen künstlerischen Erzähler und einem Berufsdichter? Nur das rein äusserliche Merkmal, dass dieser letztere durch feste Disposition, Rhythmus, Musik den ästhetischen Eindruck verstärkt. Immer aber treffen wir auf dichterische Individualitäten, nirgends finden wir „unbewusstes Schaffen des Volks". Sage und Dichtung sind nicht, wie man oft gesagt hat, Gegensätze, sondern, wie ich neulich bemerkt habe „Sage ist Dichtung, und Dichter haben sie geschaffen: nicht das grosse Volk, sondern künstlerische Eigenart". Die vom Verfasser, im Anschluss an Uhland, vorgetragene Anschauung geht im letzten Grunde auf Herder's Theorie von einer Natur- und einer Kunstpoesie zurück; dieselbe ist von den Romantikern, und so auch von Grimm und Uhland aufgenommen, dann von Hegel durch die Annahme einer „unbewusst schaffenden Volksseele" metaphysisch begründet, zuletzt von den Völkerpsychologen im Anschluss an Herbart weitergebildet worden. Mit den Ergebnissen der heutigen psychologischen Ästhetik aber ist diese Lehre unvereinbar. Doch weiche ich, wie oben bemerkt, vom Verfasser nur in dieser verschiedenen Schätzung und Beurteilung von Sage I und Sage II ab. Im übrigen kann ich seiner Ansicht voll beipflichten, dass zwischen dem geschichtlichen Ereignis und der ersten Dichtung meist eine Volksüberlieferung anzusetzen ist; sofern es sich nicht um Lieder rein historischen Charakters handelt. Von der Unhaltbarkeit der Theorie, gegen die er sich wendet — es ist die „Liedertheorie" — hat er mich überzeugt.

Der Historiker KURTH[3]) leistete für die Merowingersage das, was Rajna für die Karolingersage gethan hatte, indem er die sagenhaften Bestandteile der Merowingerhistoriographen untersuchte. Er ging von der Thatsache aus, dass die Germanen, wie zur Zeit des Tacitus so auch in der Epoche der Völkerwanderung, alle ein nationales Heldenepos be-

3) GODEFROID KURTH, Histoire poétique des Mérovingiens. Paris. Picard 1893.

sessen haben, das für sie zugleich Poesie und Geschichtserzählung war. Die ersten Chronisten haben diese Epen teilweise als Geschichtsquellen für die älteste Zeit benützt: so Jordanes bei den Goten, Paulus Diakonus bei den Lombarden, Widukind bei den Sachsen, Saxo Grammatikus bei den Dänen; endlich bei den neustrischen Franken vor allen Gregor von Tours, Fredegar und der Verfasser des Liber Historiae, doch alle drei, (da sie nicht fränkischer, sondern römischer Herkunft waren), nur in spärlicher Ausdehnung. Auch nennt keiner von ihnen, obwohl sie sonst ihre Quellen genau anzugeben pflegen, jemals ein Heldenepos als Quelle. Oft wird, wie Kurth von vornherein annimmt, nur anekdotenartige, mündliche Volksüberlieferung, nicht aber ein Gedicht zu Grunde liegen. Beides wird prinzipiell zu unterscheiden, im einzelnen Fall aber nicht immer zu trennen sein (S. 83—84). Der Verfasser behandelt hernach in drei Abschnitten die Geschichte von Chlodwigs Vorgängern Clodion, Merovæus und Childerich, diejenige von Chlodwig selbst, und zuletzt die Geschichte seiner Nachfolger, der letzten Merowinger, wo die sagenhaften Elemente allmählig verschwinden, je mehr wir uns der Zeit der Chronisten nähern. Diese Überreste machen, wie Kurth ausführt, nur einen kleinen Teil der vorauszusetzenden westfränkischen Heldensage aus: auch die deutschen Gedichte von Wolfdietrich und Hugdietrich beruhen nach ihm auf alter Merowingersage. Diese selber ist uns nicht mehr erhalten. Sie wurde in fränkischer Sprache vorgetragen und war von heidnisch-germanischem Geiste erfüllt. Anders die Karolingersage. Sie war, nach des Verfassers Ansicht, von Anfang an französisch-romanisch (S. 487) und in durchaus christlichem Sinne gedacht. Bis dahin hatten die Galloromanen nur lyrische, keine epische Poesie. Verfasser nimmt an, die galloromanischen Dichter hätten das fränkische Heldenepos an den Höfen der Fürsten und Grossen kennen gelernt, daran Gefallen gefunden und dasselbe daher auch der „foule gallo-romaine“ mitgeteilt. „A part le clergé, toutes les classes de la nation se trouvaient au même rang intellectuel“ (S. 494—95). Referent ist hier anderer Ansicht. Eine gleichmässig verbreitete Bildung gab es nicht, vielmehr scharf geschiedene soziale Kreise. Das Heldenepos ist in Frankreich so wenig wie in Griechenland oder Deutschland „Volkspoesie“, d. h. „eine Dichtung, die sich an alle richtet“; im Gegenteil eine exklusiv-aristokratische Standespoesie, bestimmt ausschliesslich für den germanischen Kriegeradel: das zeigt uns jede Seite der alten Heldenepen. Und in romanischer statt in germanischer Sprache wurde diese Gattung vorgetragen erst von der Zeit an, wo dieser Adel, zugleich mit dem germanischen Heldendichter, dem skôp, seine fränkische Sprache aufgab. Damals ohne Zweifel wurden die ersten französischen Heldenepen gedichtet: die Zeit der Romanisierung ist auch die der Entstehung der französischen chanson de geste. Wie aber kommt es, dass das Rolandslied und andere Epen im 12. Jahrh. ins Deutsche übersetzt worden sind? War es das Interesse am Stoff, wie man oft angenommen hat, war es die Höherschätzung ausländischer Poesie? Nein, was darin wirkte, war der neue ritterliche Bildungsgehalt, mit dem die ritterlichen Dichter des 10. und 11. Jahrhs. in Frankreich die alte Dichtgattung ausstatteten. Dadurch, durch die Aufnahme einer neuen Kultur unter-

schied sich bald das französische Heldenepos wesentlich vom fränkischen. Das Karolingerepos, als das jüngere, trug teils von Beginn an, teils durch frühe Überarbeitung, ausgeprägt ritterlichen Charakter. Es ist uns darum allein erhalten geblieben. Das altertümliche Merowingerepos musste entweder in diesem moderneren und beliebteren aufgehen oder verfiel gänzlich der Vergessenheit.

SUCHIER[4]) widerlegte die von Kurth, und vor ihm von Rajna, vertretene Ansicht, dass neben dem fränkischen Heldenepos die französische chanson de geste schon weit vor dem 9. Jahrh., in der Merowingerzeit, existiert habe. Er führte diesen Nachweis durch eine Untersuchung des vielerörterten sog. „Faroliedes" über Chlothars II. Sachsenkrieg. Aus dem im Leben des hl. Faro überlieferten kurzen Bruchstück, das hier ins Lateinische übertragen ist, erschloss er durch Rückübersetzung eine chanson de geste (in Zehnsilblern mit Cäsur nach der 6. Silbe); und dieses Werk ist sicher nicht vor dem 9. Jahrh. anzusetzen. Es beruhte auf einem fränkischen Epos über denselben Gegenstand, von dem uns der Liber historiae Francorum (beendet 727) ausreichende Kenntnis gewährt. Und diese Dichtung ihrerseits bezog sich nicht etwa auf einen Sachsenkrieg Chlothars — denn von einem solchen weiss die Geschichte nichts — sondern auf einen Krieg Chlothars gegen seine Vettern Theudebert II von Austrasien und Theuderich II von Burgund und des letzteren Majordomus Bertoald.

F. LOT und G. PARIS[5]) knüpften kritische Bemerkungen an diesen Aufsatz Suchiers. Sie wollten die Existenz eines französischen Heldenepos zur Merowingerzeit nach wie vor festgehalten wissen: das Gedicht, welches der Verfasser des Liber historiae Francorum benützte, könne ebenso wohl romanisch, wie germanisch gewesen sein. Gegen diesen Einwand lässt sich Suchiers Anschauung aufrechterhalten, wenn wir, wie ich oben ausführte, erwägen, dass das Publikum, für welches die Epen gedichtet wurden, einzig und allein der fränkische Kriegeradel gewesen ist. Die unterworfenen Romanen konnten, nach Lage der Dinge, damals für diese Selbstverherrlichungen der fremden Sieger weder Teilnahme noch Verständnis haben. Erst als um die Mitte des 9. Jahrhs. die Eroberer ihre Sprache aufgaben und mit den unfreien Galloromanen zu einem neuen Volke, den Franzosen, verschmolzen, waren die Schranken gefallen. Die Adelspoesie wurde Nationalpoesie; und so gelangte das Heldenepos über den ursprünglichen engen Kreis hinaus. Man interessierte sich, wenigstens in den gebildeten Kreisen der Romanen, jetzt gleichfalls für diese christlich-nationale Poesie. Ja, die Frauen sangen schon im 9. Jahrh. zur Unterhaltung und bei der Arbeit einzelne Strophen der romanischen Heldenepen im Chor. So und nicht anders haben wir die Bemerkung im Faroleben aufzufassen: feminæque choros inde plaudendo componebant. Die Standespoesie wurde allmählig, zum Teil wenigstens, „Volkspoesie", d. h. das „Volk" genauer hier die Bewohner von Meaux, „zersangen", nach Uhlands trefflichem Ausdruck, diese Epen,

4) HERMANN SUCHIER, Chlothars des II. Sachsenkrieg und die Anfänge des französischen Volksepos. ZRPh. XVIII (1894) 175—194. 5) La Vie de Saint Faron et la Guerre de Saxe de Clotaire II, Ro. XXIII (1894) 440—445.

indem sie einzelne Tiraden daraus — der Rhythmus war dabei die Hauptsache — verwendeten wie die chansons de toile. Das ist die einzige, wie man sieht, sehr äusserliche Ähnlichkeit des Farolieds mit dieser lyrischen Gattung; sonst aber in Inhalt und Darstellung herrscht die grösstmögliche Verschiedenheit. Jene Auffassung der französischen Gelehrten fliesst aus ihrer Theorie, dass Lieder, d. h. kleine lyrische Stücke, bald nach den Ereignissen verfasst und später zu den grossen Epen zusammengefügt worden seien. Suchier hat sich in seiner Abhandlung, nur im Vorbeigehen (S. 192), dagegen ausgesprochen. Zu Grunde liegt wohl Lachmanns Liedertheorie, und wenn wir nach dem Ausgangspunkt fragen, die Theorie der Romantiker, dass die Lyrik älter sei als die Epik. In unserem Fall wird diese Anschauung scheinbar dadurch gestützt, dass uns das französische Heldenepos ohne Ausnahme in jungen Cyklen überliefert ist, deren Branchen sich noch als ursprünglich selbständig erkennen lassen. Diese Thatsache aber besagt nichts weiter, als dass die alten Epen kürzeren Umfang hatten. Aber Epen waren es darum doch, nicht etwa Romanzen nach Art der chansons de toile: die Konzeption dieser Branchen ist, wie die psychologische Ästhetik lehren kann, von Beginn an eine spezifisch epische, nicht etwa lyrische. Das also war der Charakter der fränkischen Heldenepen. Sie wurden als Standespoesie der Eroberer zuerst in germanischer, dann, als diese mit den Unterworfenen verschmolzen, in romanischer Sprache gedichtet. Gefeiert wurde darin der fränkische Kriegeradel zuerst als heidnische Franken, dann als christliche Ritter und Vorkämpfer der neuen französischen Nation. Damit war schliesslich die Möglichkeit gegeben, dass diese Gattung mehr und mehr Gemeingut der Nation, und schliesslich „Volksepos“ wurde.

Auch Körting[6]) wollte das Epos von Chlothars I. Sachsenkrieg, das irrtümlich sog. Farolied, als ein Lied auf den hl. Faro aufgefasst wissen und bezeichnete es als eine chanson de toile, so dass es für die Geschichte des Heldenepos überhaupt nicht in Betracht komme.

Voretzsch[7]) wendete sich hierauf mit Erfolg gegen die Liedertheorie, indem er an den sagenhaften Berichten der Chronisten über die Merowinger nachwies, dass als Mittelglied zwischen geschichtlichem Ereignis und Epos durchaus nicht immer lyrisch-epische Lieder, sondern statt dieser mündliche Volksüberlieferung in Prosa anzunehmen sei. Wir dürfen, im Gegenteil, ein Gedicht nur da voraussetzen, wo Reste des Rythmus, Stilistisches und Komposition, dies erlauben. Bei jenen Chronisten jedenfalls lassen sich Epen nur selten erweisen: meist liegt Volksüberlieferung zu Grunde, die zum Teil Märchen- und Novellenstoffe in sich aufgenommen zu haben scheint. Diese Traditionen mögen den des Fränkischen unkundigen Chronisten in romanischer Sprache zugekommen und zum Teil auch romanischen Ursprungs gewesen sein. Anders ist die Frage nach der Sprache beim Epos zu beantworten. Hier neigt zwar Voretzsch zu der Ansicht Suchiers, dass die chanson de geste eine

6) Gustav Körting, Das ‚Farolied‘ ZFSL. XVI (1894) 235—264. 7) Carl Voretzsch, Das Merowingerepos und die fränkische Heldensage. Philol. Studien, Festgabe für Sievers, Halle Niemeyer 1896. S. 53—111.



unmittelbare Fortsetzung des fränkischen Heldenepos sei und Romanzen („Cantilenen") als Zwischenglieder zwischen Volksüberlieferung und chanson de geste nicht anzunehmen seien. Dagegen setzt er das sog. Farolied schon ins 8. Jahrh. und datiert den Anfang einer französischen Heldenepik noch früher, da dieses zufällig erhaltene Denkmal nicht wohl das erste und älteste sein werde. Dem gegenüber möchte ich an Suchiers Datierung des französischen Farolieds festhalten und dieses als eine der frühesten Übertragungen fränkischer Heldendichtung ins Romanische ansehen: nichts berechtigt uns, das Denkmal höher hinaufzurücken. Das fränkische Epos existierte übrigens noch lebenskräftig, wie Verfasser anerkennt, im 9. Jahrh.. Um die Mitte dieses Jahrhs. wird der Ersatz desselben durch die chanson de geste eingetreten sein. Dabei wirkte auf diese neue Schöpfung massgebend lateinische Dichtung in Hexametern ein, Werke geistlicher Verfasser im Stil der christlichen Legenden. Das Gedicht von der Taufe des Chlodwig (S. 109) und das vorauszusetzende von den Träumen des Childerich (S. 75) gehören hierher. Und aus einer Weiterbildung des germanischen Epos im Stil solcher lateinisch-christlicher Legenden erklären sich vielleicht die eigentümlich gemischte Weltanschauung, und das christliche Heldentum der chanson de geste.

Settegast[8]) versuchte zu beweisen, dass der am Schluss des Rolandslieds angekündigte Kriegszug Karls en la terre d'Ebire, um König Vivien in Imphe zu entsetzen, identisch sei mit dem Kriege, den Chlodwigs Sohn Theodorich 531 gegen Jrminfrid von Thüringen geführt hat. Er wollte in den Namen Ebire, Imphe und Occiant drei Orte an der Unstrut Nebra, Memleben und Scheidungen wiederfinden. Gegen diesen ganzen Versuch wäre mehr als ein Bedenken auszusprechen.

Voretzsch[9]) in seiner wertvollen Studie über die Vorgeschichte der altfranzösischen Chevalerie Ogier, schied eine westfränkisch-romanische und eine ostfränkisch-germanische Sagenbildung von Ogier-Autcharius. Von der letzteren berichtet der Mönch von St. Gallen in seinem Werk „De gestis Caroli Magni": es ist die bekannte Erzählung von Desiderius und Autcharius in Pavia, wie sie das Herannahen Karls von der Stadtmauer aus betrachten. Voretzsch wies (S. 26—30) überzeugend nach, dass hier ein episches Lied, nicht etwa nur mündliche Überlieferung zu Grunde liege: die ganze Schilderung zeigt eine wohlüberlegte künstlerische Komposition. Die westfränkische Sage ist erst aus dem Ende des 12. Jahrs. überliefert, und zwar als umfangreiches Gedicht, das aus einer Reihe ursprünglich selbständiger Branchen zusammengesetzt ist (die Chevalerie Ogier). Ob die westfränkische Sage von Beginn an durch französische Dichter oder zuerst durch germanische zu Dichtungen verarbeitet worden ist, lässt Verfasser unentschieden. Die vorausgegangene

---

8) F. Settegast, Die letzte Tirade des Rolandsliedes, und die Beziehungen desselben zum thüringischen Kriege vom J. 531. ZRPh. XVIII 417—424.
9) Über die Sage von Ogier dem Dänen und die Entstehung der Chevalerie Ogier. Beitrag zur Entwicklung des altfranzösischen Heldenepos von Carl Voretzch, Halle, Niemeyer 1891.

mündliche Tradition allerdings wird ohne Zweifel zunächst in germanischer Zunge verbreitet gewesen sein.

ZENKER[10]) untersuchte in einer ebenso gelehrten wie klar und übersichtlich geschriebenen Monographie die Heldensage von Isembard und Gormund. Erhalten ist uns diese im Brüsseler Fragment (1070—90); in einem Résumé bei Philipp Mousket; und im dritten Teil des Loher und Maller. Zenker ist konsequenter Anhänger der Liedertheorie (siehe S. 137ff): grosse geschichtliche Ereignisse finden sofort oder bald nachher einen poetischen „Widerhall“ in „epischen oder episch-lyrischen Liedern“, und aus diesen stellt später ein „Dichter“ sein „Epos“ zusammen. Diese Anschauung setzt dreierlei voraus: einmal, dass diese Lieder ganz oder nahezu historisch sind; ferner, dass bei den Miterlebenden nicht etwa eine blosse Tradition, sondern eine künstlerische Komposition, eine Art Stegreifdichtung — gleichviel ob in Versen oder Prosa: dies ist nur ein äusserliches Moment — umgeht und von ihnen weitergetragen wird; drittens, dass hernach der epische Dichter nichts weiter als ein Kompilator ist. Zenker nun führt, wie gesagt, diese Theorie an der Isembardsage durch. Er sucht und findet für nahezu alle Personen und Ereignisse der Sage nicht nur ein einziges, sondern mehrere geschichtliche Vorbilder. Mittelpunkt der Isembardepen ist die grosse Schlacht: in dieser findet Verfasser nicht allein, wie man bisher annahm, die Schlacht bei Saucourt, worin der westfränkische König Ludwig III. a. 881 die Normannen besiegte (vergl. das deutsche Ludwigslied); sondern ausserdem des Kaisers Ludwigs II. Feldzug gegen die Sarazenen in Unteritalien; und schliesslich die Schlacht von Thiméon im Hennegau, wo die Normannen a. 880 ebenfalls gegen Ludwig III. unterlagen. Für den Ludwig der Epen haben Modell gestanden der westfränkische König Ludwig III., Kaiser Ludwig II., der westfränkische Ludwig II., und der ostfränkische Ludwig III. Hinter dem Sarazenenfürsten Gormund stecken der Normannenhäuptling Wurm, der dänische Seekönig Guthorm, und der Sultan Mufareg-Iben-Sâlem. Und nicht etwa kunstlose Volksüberlieferungen sind hier zusammengeflossen, sondern zwei, vielleicht gar drei Lieder wurden vereinigt, deren eines von der Schlacht bei Saucourt, das andere von des Gastalden Isembard Belagerung durch Kaiser Ludwig II. und von des letzteren italienischen Sarazenenkriegen gehandelt haben soll. So sei das Epos von Isembard und Gormund entstanden, dessen älteste Version uns im Brüsseler Fragment vorliege. So der Verfasser. Woher aber, fragen wir, nimmt er die Gewissheit, dass überall Geschichtliches zu Grunde liegt? Übrigens sind die meisten Ereignisse der älteren Heldenepen so allgemeiner, ich möchte sagen, typischer Natur für die damalige Zeit und ihre beständigen Kriege, und die Eigennamen meist häufig wiederkehrende, so dass man mit dieser Methode auch noch etliches andere, mit ebenso viel oder ebenso wenig Recht, heranziehen könnte. Sicher unhaltbar ist die angenommene Beziehung auf unteritalische Kriege: der Beiname Margariz, das einzige wirkliche Beweisstück, kann diese un-

10) Das Epos von Isembard und Gormund. Sein Inhalt und seine historischen Grundlagen nebst einer metrischen Übersetzung des Brüsseler Fragmentes von RUDOLF ZENKER, Halle, Niemeyer 1896. Rec. PH. AUG. BECKER, ZRPh. XX (1896) 549—554.



wahrscheinliche Annahme nicht wahrscheinlich machen. Wie aber stellt Zenker sich überhaupt das Werden eines Epos vor? Der Isembard ist, so wie er uns vorliegt, das Werk einer bedeutenden künstlerischen Persönlichkeit, von einheitlicher Komposition und einheitlichem Charakter. Dieser Dichter wird geschöpft haben aus der mündlichen Tradition über die Schlacht, vielleicht auch hat er ein älteres (möglicherweise lateinisches) Gedicht benützt. Er trug sein Werk vor als Poesie, d. h. als die einheitliche Veranschaulichung eines Erlebten (hier nicht eines Selbst-, sondern eines Nacherlebten). Die historische Grundlage war unbestritten da, und ist auch im grossen Ganzen von ihm festgehalten, wie der Vergleich mit den Historiographen zeigt. Aber sein Zweck war vor allem ein ästhetischer: anders hätte er nie das Kunstwerk zu Stande gebracht, das uns noch heute erfreut und das uns durch Zenkers treffliche Übersetzung so vertraut wird. Dieser künstlerischen Absicht zu Liebe hat der Dichter an dem Überlieferten manches geändert, die Personen anders verteilt, einiges zugefügt, anderes weggelassen. Einiges auch kann schon durch die vorausliegende Volkstradition verschoben und umgedeutet worden sein. So erklärt sich uns die Verschiedenheit des Epos von der Geschichte. Wäre die Dichtung so entstanden, wie Zenker annimmt, dann wäre sicher kein Kunstwerk zu stande gekommen, sondern eine wertlose und ungeniessbare Kompilation, wie etwa die späteren Zyklen der Karlsage. Die ganze Liedertheorie — und damit fassen wir unser Urteil zusammen — ist nicht etwa aus der Beobachtung des dichterischen Schaffens gewonnen, sondern aus dem Verfahren abstrahiert, nach welchem der Historiker aus den verschiedenen, teilweise widersprechenden Quellen sein Geschichtsbild konstruiert, oder wie der Philologe bei der höheren Textkritik einen verlorenen Text aus allerlei Auszügen und Anspielungen wiederherstellt. Aber ein anderes ist der Dichter, ein anderes der Gelehrte. So haben wir denn Zenkers Buch als verfehlt zu bezeichnen, aber wertvoll und lesenswert ist es darum doch: es giebt eine schätzenswerte Illustration dieser Doktrin, die neuerdings von einigen Gelehrten bekämpft worden ist, ohne dass diese allgemeine Zustimmung erlangt hätten. Nachzutragen bleibt hier noch, dass der Verfasser (S. 110—113) in der von Layamon vertretenen Version die Sage vom Wanderer Odin nachzuweisen versucht.

Cloetta[11]) veröffentlichte eine Vorarbeit zu der von ihm geplanten Ausgabe des Moniage Guillaume. Der klar geschriebene Aufsatz beschäftigt sich weniger mit der Frage der Entstehung als vielmehr mit der Textgeschichte, so dass er ausserhalb unseres Rahmens fällt.

Becker[12]) handelte in einer Monographie über die Sage von Wilhelm dem Heiligen. Der geschichtliche Wilhelm ist der Franke Graf Wilhelm von Toulouse, der von Karl dem Grossen dort mit der Grenzhut gegen Basken und Mauren betraut wurde, am Orbieu einer maurischen Übermacht nach ehrenvoller Gegenwehr erlag, hernach als

11) Wilhelm Cloetta, Die beiden altfranzösischen Epen vom Moniage Guillaume. ASNS. XCIII 1894, 398—447, XCIV, 1895, 21—38. 12) Die altfranzösische Wilhelmsage und ihre Beziehung zu Wilhelm den Heiligen. Studien über das Epos vom Moniage Guillaume von Ph. Aug. Becker, Halle, Niemeyer 1896.

Bannerträger des jungen Ludwig (des Frommen) Barcelona einnehmen half und im Alter sich in das von ihm gegründete Benediktinerkloster Gellone zurückzog. Ein Vierteljahrhundert nach der Eroberung von Barcellona wurde er, mit Ludwig dem Frommen, von Ermoldus Nigellus in einem Hexametergedicht über dieses Ereignis, verherrlicht. Hernach finden wir ihn als Hauptbelden im südfranzösischen Epenzyklus des Garin de Monglane. Hier ist er mit einer Reihe anderer Wilhelme identifiziert worden, so besonders mit einem Wilhelm von Orange. Verfasser untersucht sorgfältig und eingehend jedes dieser Epen, lässt aber dabei die methodische Klarheit vermissen, welche die Arbeiten von Voretzsch so sehr auszeichnet: Analyse und Kritik pflegt er von Beginn an zu vermengen, so dass die Sicherheit der Ergebnisse darunter leidet. Von der Liedertheorie hat auch er sich abgewendet, und den planmässigen Schöpfungen der dichterischen Persönlichkeiten wahrt er ihr volles Recht. Aber er beschränkt diese Anerkennung der Individualität nicht auf das eigentlich ästhetische Moment, worin nach meiner Ansisht vorzugsweise der Ependichter sich bethätigt hat, sondern dehnt diese Anschauung auch auf den Stoff selber aus. Der Stoff aber der französischen Heldenepen (wenigstens der älteren) stammt, und hier pflichte ich Voretzsch bei, wohl in der Regel aus einer mündlichen Volkstradition. An eine solche musste der Dichter anknüpfen, wenn anders sein Gedicht noch den Rang der geschichtlichen Wahrheit beanspruchen wollte. Meist wird daher der epische Dichter nur einen gegebenen Stoff behandelt haben: ihm selber gehörte die Komposition, die psychologische Belebung der Personen, kurz alles eigentlich ästhetische. Ich kann mich daher Becker nicht anschliessen, wenn er (besonders S. 66—70) die Existenz einer Volksüberlieferung über Wilhelm den Heiligen geradezu ablehnt oder nur in ganz beschränktem Masse annehmen will. Wäre dieser Wilhelm nicht, auch ausserhalb der tendenziösen Legenden des Klosters Gellone, überall bekannt und beliebt gewesen, dann hätte kein Grund vorgelegen, so viele andere Wilhelme und andere Sagenhelden mit ihm zu identifizieren. Diese Thatsache allein schon beweist meines Erachtens zur Genüge das Bestehen einer reichen Volksüberlieferung. Irrtümlich aber ist jedenfalls die Ansicht, dass die 9. Branche der Karlamagnussaga nicht auf eine ältere Gestalt des Moniage Guillaume zurückzuführen, sondern als eine Art freier Erfindung des Norwegers auf Grund dunkler Erinnerungen aufzufassen sei: dem gegenüber müssen wir zu der älteren, auch von G. Paris ausgesprochenen Beurteilung zurückkehren. So hat Beckers Abhandlung zwar eine Grundlage für die weitere Forschung geschaffen, aber seine Resultate bedürfen noch sehr der weiteren Prüfung. Ganz bei Seite gelassen hat er die wichtige Frage, in welcher Sprache die ältesten, verlorenen Epen abgefasst waren. Vom Fränkischen kann hier schwerlich die Rede sein. Wohl aber ist es denkbar, dass sie, zum Teil wenigstens, ursprünglich provenzalisch abgefasst waren. Nicht als ob ich etwa zu Fauriels These zurückkehren wollte. Aber wir haben auszugehen von der Frage nach dem Publikum, das den Dichter für seine Werke bezahlte. Wenn wir nun die Grafenhäuser von Toulouse, Orange, Narbonne und Poitou und andere südfranzösische Fürstenhäuser verherrlicht finden, so ist damit grosse Wahrscheinlichkeit,

wenn nicht der Beweis gegeben, dass eben an diesen Höfen und für deren Fürsten diese Epen von bezahlten und angestellten Hofdichtern verfasst worden sind, zum Ruhme des derzeit regierenden Fürsten und seines Hauses.

Eine Frage sei schliesslich damit gestellt, die ich nur mit Vorbehalt ausgesprochen haben will. Hat einmal, was sich durch viele Kriterien wahrscheinlich machen lässt, auch in Südfrankreich ein Heldenepos bestanden, so stehen wir vor dem Problem, ob hier oder im Norden zuerst romanische Epen gedichtet worden sind. Wie wir oben sahen, ist dies im Norden kaum vor Mitte des 9. Jahrhs. eingetreten, weil bis dahin das Publikum, an das der Heldendichter sich wendete, seine fränkische Muttersprache redete und zudem die karolingische Renaissance eher lateinische als romanische Poesie zu Tage förderte. Anders lagen die Dinge im Süden. Hier waren die germanischen Fürsten- und Adelsgeschlechter schon weit früher romanisiert worden: hier also haben wir vielleicht die Anfänge des romanischen Heldenepos zu suchen.

Blöte[13]) gab eine wertvolle Abhandlung über die Sage vom Schwanritter. Ausgehend von der Thatsache, dass die Sage stets im Rheindelta und der nächsten Umgegend lokalisiert ist, erinnert er daran, dass der Singschwan, (der allein in Betracht kommt), auf seiner Wanderung im Frühjahr als erster, im Herbst als letzter der Zugvögel, dieses weite Sumpfgebiet einst zur bevorzugten Raststation gewählt haben wird. Ferner machte er wahrscheinlich, dass der Schwan dem keltischen Lichtgott Lug heilig gewesen sei. Am Niederrhein, von den keltischen Belgae, wurde dieser Lug verehrt (vergl. Lugdunum Batavorum = Leyden). So erklärt sich die Ausbildung der Schwanrittersage gerade im Rheindelta. Bis hierher stimmt Referent dem Verfasser zu. Wenn aber des weiteren angenommen wird, dass dort die germanischen Bataver den Schwan mit ihrem Gott Höni in Verbindung brachten, so kann ich mich hier dem Verfasser nicht anschliessen. Die Schwanrittersage kam zu den Germanen erst durch die französischen Gedichte, die ihrerseits teilweise auf Erinnerungen eines keltischen Mythus beruhten. Überhaupt scheint der Schwan in der germanischen Mythologie nicht ursprünglich, sondern, wo wir ihn finden, aus keltischen Vorstellungen herübergenommen.

Sudre[14]) in seinem Werk über das französische Tierepos, unterschied zweierlei Quellen desselben: einmal litterarisch-gelehrte aus Altertum und Orient, und ferner mündliche, die auf internationaler, allgemein verbreiteter Tradition beruhten. Germanischen Ursprung wies er ab, den J. Grimm einst auf Grund der germanischen Eigennamen angenommen hatte. Diese Hypothese war schon früher aufgegeben worden, seit man erkannt hatte, dass die Eigennamen gewählt wurden als besonders bekannte und häufige: dass sie gerade germanischer Herkunft sind, erklärt sich aus der Thatsache, dass die meisten französischen Vornamen von den fränkischen herstammen. Martin[15]), in seiner aus-

---

13) J. F. D. Blöte, Der zweite Teil der Schwanrittersage. Ein Versuch zur Erklärung des Schwans. ZDA. 1894, S. 272—288. 14) Les sources du Roman du Renart Par Leopold Sudre. Paris Bouillon 1893. 15) Rec. E. Martin ZRPh. XVIII 286—292.

führlichen Besprechung, wollte den Geistlichen ihren Anteil an der Gestaltung des mittelalterlichen Tierepos mehr gewahrt wissen, als dies Sudre gethan.

Halle a. S. Eduard Wechssler.

Romanische Einflüsse auf die nordische und englische Litteratur des Mittelalters. 1891—94. Für das bibliographische Material ist der Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie ein sehr willkommnes Hilfsmittel, wenngleich die nicht seltenen Druckfehler und ungenauen, zuweilen auch direkt irreführenden Citate seine Benutzung einigermassen erschweren[1]). Was die nordische Litteratur anbetrifft, so kommt für diesen Abschnitt nur die Klasse der romantischen Sagas in Betracht, und zwar ist auf diesem Gebiete in den letzten Jahren nur wenig gearbeitet worden. Für die zuerst von H. Gering[2]) herausgegebene Drauma-Jóns saga, die z. B. in Saxland, d. h. Deutschland, sich abspielt, hat sich die als sehr wahrscheinlich vorauszusetzende fremde Quelle bis jetzt nicht gefunden. Ebensowenig ist es R. Meissner[3]) gelungen, in Bezug auf die Saga fra Hektor ok koppum hans zu entscheiden, ob dieselbe auf Island erfunden oder nach einer ausländischen Vorlage bearbeitet ist. Bekannt ist dagegen die Quelle der Bevis saga: eine in zwei unvollständigen, einander aber glücklicherweise ergänzenden Hss. auf uns gekommene Chanson de geste, welche auch der englischen Romanze Sir Bevis of Hamtoun und einer gälischen Prosafassung zu Grunde liegt. Das Verhältnis der Saga zu ihrer Quelle habe ich in den Anmerkungen zu derselben zu beleuchten versucht[4]). Neben oft wörtlichem Anschluss an die Vorlage finden sich mehrfache inhaltliche Änderungen von Interesse. Ob die zuweilen recht unlogischen Auslassungen einzelner Momente schon dem Übersetzer oder erst nachlässigen Abschreibern zuzurechnen sind, lässt sich nicht entscheiden.

Dass Saxo Grammaticus ausser nordischen und dänischen Sagen auch südländische Novellenstoffe kannte, hat A. Olrik gezeigt, der speziell für die Hamlet-Sage auf das altfranzösische Gedicht vom Kaiser Konstantius sowie auf Marie de Frances Eliduc und auf Ille et Galeron hinweist[5]).

Hier mag endlich noch erwähnt werden die von R. Geete edierte[6]) schwedische Behandlung der Trojasage aus dem Jahre 1529, die sich als direkte, wenn auch an verschiedenen Stellen gekürzte Wiedergabe von des Guido de Colonna Historia Trojana erweist[7]).

Auf das Verhältnis mittelenglischer Dichtungswerke zu ihren romanischen Quellen haben natürlich A. Brandl[8]) und B. ten Brink[9])

1) 13. bis 16. Jahrgang. Leipzig 1892—95. 2) ZDPh. XXVI, 289 ff. 3) Zur isländischen Hektorsage, ZDA. XXXVIII 333 ff. 4) BGDSL. XIX 65 ff. 5) Saxes Oldhistorie. Norröne sagaer og danske sagn. En litteraturhistorisk undersögelse af Axel Olrik. II. Kjøbenhavn 1894, 168 ff. und 307 ff. 6) Historia Trojana. En medeltidsroman om trojanska kriget från latinet öfversatt til svenska 1529 Efter den enda kända handskriften utg. af R. G. Stockholm 1892. 7) En svensk Trojasaga från 1529, ANF. N. F. V 31—49. 8) Mittelenglische Litteratur (1100—1500). In PG. II a, 609—718. 9) Geschichte der englischen Litteratur. Zweiter Band. Bis zur Reformation herausgegeben von A. Brandl. Strassburg 1893.



in ihren Litteraturgeschichten wenigstens andeutungsweise Rücksicht genommen. Der erstere hat dasselbe durchweg nach den neuesten einschlägigen Forschungen formuliert, so dass gegen seine Ausführungen wenig zu erinnern ist, wenngleich man die Darstellung übersichtlicher gewünscht haben würde[10].

Bei ten Brink war die Besprechung der älteren englischen Romanzen bereits dem ersten Bande zugefallen[11], und zwar hat hier die falsche Annahme von der Chanson de geste als Quelle für den englischen Amis und Amiloun des Verfassers am Schlusse zusammengefasstes Urteil über das Verhältnis der englischen Versionen zu ihren Vorlagen nicht unwesentlich beeinflusst[12]. Im zweiten Bande fällt das Hauptgewicht auf Chaucers Dichtungen im Vergleich zu ihren romanischen Vorlagen. Dass hier wie sonst in dem Werke auf die Forschungen anderer oft entweder überhaupt nicht oder nur in unbestimmter Weise Bezug genommen wird, so dass das sonst so wertvolle Buch nicht ohne weiteres als Grundlage für weitere Forschung genommen werden kann, hat SCHIPPER in einer Anzeige des zweiten Bandes mit vollem Rechte hervorgehoben[13]. Ausser Chaucer werden in diesem Bande insbesondere Gower, Lydgate, die geistlichen Spiele und die Prosaromane behandelt.

Wenden wir uns zu Einzelheiten, so kommt auch hier zunächt die romantische Poesie in Betracht. Von der Thatsache, dass die Überlieferung dieser aus Frankreich eingewanderten Stoffe innerhalb Englands wieder eine Art Geschichte hat, deren einzelne Phasen wir uns durch minutiöse Vergleichung mit den fremdländischen Originalen, soweit dieselben auf uns gekommen sind, vor Augen führen können, ist die Romanze von Sir Beves of Hamtoun einer der merkwürdigsten Belege. Auf den schon 1885 f. gedruckten Text, welcher nicht eine kritische Ausgabe bedeutet — eine solche wird sich wohl niemals liefern lassen —, sondern nur das gesamte Material in möglichst übersichtlicher Form vorführen will, sind erst 1894 Einleitung und Anmerkungen gefolgt[14], welche letztere das Verhältnis der einzelnen Hss. zu der noch ungedruckten franz. Chanson de geste, welche als unmittelbare Quelle anzusehen ist, durchweg berücksichtigen. Es ergiebt sich da z. B., dass die bei weitem älteste, die Auchinleck-Handschrift, öfters inhaltlich eine jüngere Stufe repräsentiert, als eine sonst nachlässig geschriebene Papier-Handschrift des 15. Jahrh. oder gar der alte Druck. Weit wichtiger aber ist

---

10) Ich bemerke hier nur gelegentlich folgendes. S. 636 wird die in Schweifreimstrophen abgefasste Dichtung von Guy of Warwick eine zweite Version der Sage genannt; es handelt sich aber vielmehr um eine Fortsetzung der vorhergehenden in Reimpaaren. Daselbst heisst es am Schlusse der Inhaltangabe von Floris and Blauncheflur: „Zugleich mischt sich ein erbauliches Moment ein: der gerührte Sultan wird selber Christ". Das ist unrichtig, denn v. 1287: *And underfeng cristendom of prestes honde* bezieht sich auf Floris und nicht auf den Sultan; vgl. Frz. v. 2937: *Floire se fait crestiener*. S. 669[30]. Der Titel der dort erwähnten, aus dem Frz. übertragenen Romanze lautet: *Le Bone Florence*. nicht *La*. 11) Berlin 1877, S. 282 ff. 12) S. 313 ff.; vgl. ES. I 507. 13) ADA. XXII 16. 14) The Romance of Sir Beves of Hamtoun. Edited from Six Manuscripts and the Old Printed Copy, with Introduction, Notes and Glossary. By E. KÖLBING. EETS. ES. XLVI. XLVIII. LXV. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 1885—94.

der Umstand, dass der englische Übersetzer an mindestens zwei Stellen ganze Episoden frei zugedichtet hat: einen Drachenkampf und ein mörderisches Gefecht auf den Strassen von London. Auch sonst hat der Engländer einzelne Stellen, die seinem Geschmacke besonders zusagten, ausführlicher und mit Hinzufügung manches interessanten Details wiedergegeben, während er in anderen Partien wieder stark gekürzt hat. — J. Zupitza hat die Ausgabe der älteren Version des Guy of Warwick zwar, was den Abdruck der Texte betrifft, zu Ende geführt[15]); Einleitung und Anmerkungen stehen jedoch noch aus, und es haben sich leider auch in seinem Nachlasse keinerlei Vorarbeiten dazu gefunden, nur eine Kopie des Coplandschen Druckes, den er anhangsweise zu veröffentlichen gedachte[16]); so harrt vor allem die Frage nach dem Verhältnis dieser Fassungen zu einander sowie zu der noch unveröffentlichten französischen Vorlage noch einer Lösung von anderer Hand.

Von dem bis dahin ungedruckten allitterierenden Gedichte: The Sege of Jerusalem hat G. Steffler die älteste Handschrift angeblich ganz getreu abdrucken lassen[17]); doch ist sein Abdruck leider durch viele Lesefehler entstellt. Die früher von Kopka[18]) angeregte Quellenfrage ist durch ihn nicht gefördert worden; in der für die EETS. übernommenen kritischen Ausgabe dieses interessanten Denkmals werde ich dieselbe weiter zu erwägen haben.

Dagegen hat C. Reichel eine erschöpfende Erörterung über das Verhältnis der mittelenglischen Romanze Sir Fyrumbras zu ihrer Vorlage geliefert[19]). R. Sternberg hat die Quellen der bisher nur nach einer Handschrift von Ritson veröffentlichten englischen Chronik in Romanzenform sorgfältig untersucht und eine Ausgabe des wichtigen, bisher wenig betrachteten Gedichtes in Aussicht gestellt[20]).

Über die Quelle des me. Sir Perceval sind m. E. die Akten noch nicht geschlossen. Während W. Golther[21]) das englische Gedicht unmittelbar auf Crestiens Werk zurückführen will und es als eine freie Bearbeitung des Conte del Graal und einzelner Motive aus den Werken seiner Fortsetzer bezeichnet, deren eigene Züge sämtlich dem Kopfe des Bearbeiters entsprungen seien, erblickt A. Nutt[22]) in dieser Fassung eine Verquickung von Crestiens Epos allein — ohne die Fortsetzungen — mit keltischen Sagen. Ich muss gestehen, dass mir vor der Hand Nutts Ansicht mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint.

15) The Romance of Guy of Warwick. Edited from the Auchinleck Ms. in the Advocates Library, Edinburgh, and from Ms. 107 in Caius College, Cambridge, by J. Z. Part I—III. EETS. ES. XLII. XLIX. LIX. London N. Trübner & Co. 1883—91. 16) Vgl. ASNS. XCV 243. 17) The Sege of Jerusalem. Nach dem Bodl. Ms. Laud F. 22 (656). Jahresbericht der Kaiser Friedrichschule. Emden 1891. 18) The Destruction of Jerusalem, ein mittelenglisches, allitterierendes Gedicht. Einleitung. Breslau 1887, S. 23ff. 19) Die mittelenglische Romanze Sir Fyrumbras und ihr Verhältnis zum altfranzösischen und provenzalischen Fierabras. Breslauer Diss. 1892. 20) ES. XVIII 356—408; vgl. Ritson A. E. M. Romances, II 270ff. 21) Chrestiens Conte del Graal in seinem Verhältnis zum wälschen Peredur und zum englischen Sir Perceval. SBAkMünchenphhKl. Jahrgang 1890. II. 174ff. spec. 203ff. München 1891. 22) Les derniers travaux allemands sur la légende du Saint Graal, RC. XII 214ff.

Während E. ADAM[23]) und ZIELKE[24]) die Meinung vertreten hatten, dass die Dichter des Sir Eglamour und des Sir Torrent dieselbe verloren gegangene Quelle gekannt und nach ihrer eigenen Individualität bearbeitet hätten, hat G. SCHLEICH[25]) bewiesen, dass Sir Torrent direkt als ein Plagiat von Sir Eglamour anzusehen sei; ob für das letztere Gedicht eine französische Quelle anzunehmen sei, bleibt zweifelhaft. G. L. KITTREDGE[26]) hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich die in The Avowing of Arthur str. LVIII ff. erzählte Geschichte ausser in einem Fabliau[27]) auch in der 'Tragödie' von den 60 Soldaten und den zwei Frauen in der Poetria des Johannes de Garlandia wiederfinde.

Von zwei verschiedenen Seiten ist eine Vergleichung der Chronik des Robert Mannyng of Brunne mit ihrer Vorlage, Pierre de Langtofts Chronicle, unternommen worden, von O. PREUSSNER[28]) und M. THÜMMIG[29]). Ersterer hat ausserdem mit Hülfe des französischen Textes sehr brauchbare Beiträge zur Textkritik der englischen Fassung vorgelegt[30]).

Den Jagdtractat Twicis des Hofjägers bei Edward II. von England, seine Überlieferung und das Verhältnis der englischen Redaktion zur französischen Fassung hat P. M. SAHLENDER untersucht[31]).

Zur geistlichen Litteratur übergehend, erwähnen wir zunächst das englische Marienlied im 13. Jahrh., über dessen nahe Beziehungen zur altfranzösischen geistlichen Lyrik F. LAUCHERT sehr lehrreich gehandelt hat[32]). In einem auch sonst für die vergleichende Litteraturgeschichte wichtigen Aufsatz[33]) bespricht TH. BATIOUCHKOF die von Morris, O. E. Misc. S. 147 ff. zuerst abgedruckte mittelenglische Fassung von Pauli Höllenfahrt und hebt ihre inhaltliche Verwandtschaft mit dem bekannten Stoffe: ‚Der Streit zwischen Seele und Leib' hervor; namentlich bemerkenswert sind auch die am Anfang eingefügten französischen Versreihen, die direkt aus der Vorlage herübergenommen zu sein scheinen. Für die von KALUZA[34]) edierte legendenartige Erzählung: The eremyte and the outlawe, hat G. L. KITTREDGE[35]) die Quelle in zwei mittelalterlichen frommen Erzählungen (Exempla), die sich u. a. bei Jacques de Vitry und Etienne de Bourbon finden, nachgewiesen; verwandt ist u. a. auch die altfranzösische Legende Du Chevalier au Barizel. — HUPE hat gelegentlich seiner Neuausgabe der englischen Fassung von R. Grossetestes Chasteau d'Amour für eine Vergleichung beider Versionen einige Gesichtspunkte gegeben[36]).

---

23) Torrent of Portyngale. Re-edited . . . by E. Adam. EETS. ES. LI. London N. Trübner & Co., 1887, S. XVI ff. 24) Untersuchungen zu Sir Eglamour of Artois. Kieler Dissertation 1889, S. 60. 25) Über die Beziehungen von Eglamour und Torrent. ASNS. XCII, 343—66. 26) MLN. VIII 502 f. 27) Vgl. G. Paris, HLF. XXX 112. 28) Robert Mannyng of Brunne's Übersetzung von Pierre de Langtofts Chronicle und ihr Verhältnisz um Originale. Breslauer Dissertation 1891. 29) Über die altenglische Übersetzung der Reimchronik Peter Langtofts durch Robert Manning von Brunne, A. XIV 1—76. 30) ES. XVII 300—314. 31) Leipziger Dissertation 1894. 32) ES. XVI 124—42. 33) Ro. 20e année. 1891, 28—30. 34) ES. XIV 165 ff. 35) ES. XIX 177—182. 36) A. XIV 418—21.

Hier schliesst sich am besten eine kurze Erörterung der geistlichen Spiele an. Als zusammenfassendes Werk ist zu nennen der erste Band von CREIZENACHs Geschichte des neueren Dramas[37]). Die in diesem von ausgebreiteter Gelehrsamkeit zeugenden Buche für die Geschichte des englischen Dramas wichtigen Abschnitte habe ich in meiner Anzeige[38]) besonders hervorgehoben. Für uns kommt dabei vor allem die Stellung der Rezensenten zu dem von UNGEMACH[39]) in seiner schon 1890 erschienenen Schrift über die alttestamentlichen Stücke der Chester Plays geäusserten Urteile in Betracht. Dieser hatte die Ansicht ausgesprochen, dass ein französisches Vorbild, vielleicht eine uns unbekannte Redaktion des Vieil Testament, durchgehends bei der Wahl der zu dramatisierenden Episoden aus der heiligen Geschichte, bei der Umsetzung der einzelnen erzählenden Bibelabschnitte in Dialog für die Chester Plays massgebend gewesen sei. Auch SUCHIER spricht sich in seiner Anzeige dieser Schrift[40]) dahin aus, dass „ein französisches Kollektivmysterium die Quelle bildete, das das agln. Drama Adam als Quelle verwertet und selbst eine der Quellen des Myst. du Vieil Test. gebildet hat", und E. KÖPPEL[41]) redet wenigstens von „dem möglichst hohen Grade von Wahrscheinlichkeit" in Bezug auf seine Ausführungen, während allerdings DEIMLING[42]) sich seinen Resultaten gegenüber sehr skeptisch verhält und W. CREIZENACH a. a. O. S. 357 meint, „der französische Einfluss auf die Nachbarländer sei im Drama nicht so gross wie in anderen Litteraturzweigen", indem keine Übersetzungen aus dem Französischen bekannt seien. Ich gehöre zu denen, welche Ungemachs Ansicht zustimmen, gestehe aber gern zu, dass die Beweisführung auf diesem Gebiete mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Auch die tüchtigen Untersuchungen von CH. DAVISON[43]) dürfen bei der Frage nach den Beziehungen der englischen Mysterien zu den französischen nicht unbeachtet gelassen werden. Kleine Beiträge zu den Quellen der York Plays hat HOLTHAUSEN beigesteuert[44]).

Über die neueste Chaucerforschung ist nur in sofern zu sprechen, als das Verhältnis zu seinen romanischen Vorlagen in Betracht kommt. Hier ist natürlich in erster Linie zu verweisen auf die grosse Chauceransgabe von SKEAT[45]), der in den Einleitungen zu den einzelnen Dichtungen die Quellenfragen eingehend erörtert unter sorgfältiger Hinzuziehung auch der neuesten deutschen Forschungen. Resultate selbständiger eigener Detailarbeiten wird man billigerweise in einem solchen zusammenfassenden Werke nicht suchen, doch wird auch in dieser Beziehung einzelnes namhaft zu machen sein. — Nur wegen des auf die gesamte Poesie Chaucers sich beziehenden Inhaltes, nenne ich ferner E. BALLERSTEDTs Untersuchung über Chaucers Naturschilderungen[46]), die natürlich auf die ent-

37) Erster Band, Mittelalter und Frührenaissance. Halle, Niemeyer 1893. 38) ES. XX 436—39. 39) Die Quelle der fünf ersten Chester Plays. Erlangen und Leipzig, Deichert 1890. 40) LBlGRPh. 1891, Sp. 86 f. 41) AMitt. II 3. 42) ASNS. LXXXVI 428—431. 43) Studies in the English Mystery Plays. Yale University 1892; vgl. AMitt. IV 257 ff. 44) ASNS. LXXXV 425—28 und LXXXVI 280—282. 45) The Complete Works of Geoffrey Chaucer. Edited from Numerous Manuscripts by the Rev. W. W. Skeat. 6 vols. Oxford Clarendon Press 1894. 46) Über Chaucers Naturschilderungen. Ein Beitrag zur Entwicklungs- und Quellengeschichte des Dichters. Gött. Diss. 1891.

sprechenden Stellen in den Quellen durchweg Rücksicht nehmen musste: „Es ergiebt sich als Entwicklungsgang des Dichters ein Fortschreiten von französischer Modelandschaft . . . durch die philosophisch-allegorische Naturbetrachtung des Boethius und Alanus zu einer organischen, durchgeistigten und wirklich poetischen Darstellung". Abgesehen von dieser Schrift aber steht im Vordergrunde der Rosenroman, vor allem die Bemühungen KALUZA[8] um denselben. Und zwar gehört hierher, abgesehen von einer früheren Notiz in der Academy und Äusserungen SKEAT[8] zu derselben[47]), zuerst seine Textausgabe mit gegenüberstehendem französischen Original[48]). Dieser französische Text unterscheidet sich insofern von den früheren Ausgaben des weitverbreiteten und ausserordentlich viel kopierten Gedichtes, als Kaluza demselben aus den Hss. des Brit. Mus. alle die Lesarten einverleibt hat, welche der englische Übersetzer in dem ihm zugänglichen Ms. — im Unterschied von anderen — vorgefunden haben muss. Mit Hilfe der so gewonnenen Fassung hat er nun auch den englischen Text an zahlreichen Stellen verbessert. Der neuen Ausgabe desselben liess Kaluza eine Monographie[49]) folgen, welche die früher schon mehrfach ventilierte Frage über die Verfasserschaft Chaucers wieder aufgreift. Als von allen Chaucerforschern[50]) mit Ausnahme höchstens von LOUNSBURY[51]), der den ganzen Rosenroman für echt hält, als feststehend anerkanntes Resultat dieser Untersuchungen ist anzusehen, dass v. 1—1705 (Fragment A) als Chaucers Eigentum gelten müssen, v. 1706—5810 (Fragment B) nicht. In Bezug auf ein drittes Fragment (C), v. 5811—7692, welches KALUZA ebenfalls Chaucer vindizieren will, sind auch jetzt die Meinungen noch geteilt[52]). Auch in Bezug auf die Abfassungszeit von Chaucers Rosenroman ist noch nicht völlige Sicherheit gewonnen und wird sich vielleicht nie gewinnen lassen. Die einen wollen ihn zu seinem Erstlingswerk machen[53]), die anderen ihn bis c. 1380 hinabdrücken[54]). Am wahrscheinlichsten will mir die Ansicht von KÖPPEL, der schon vor Kaluza die Einflüsse des Gedichtes auf Chaucers dichterische Produktionen sorgfältig erörtert hatte[55]), erscheinen, dass „sich die Beschäftigung Chaucers mit dem Rosenroman über viele Jahre erstreckte, dass er die Arbeit der Übersetzung oft unterbrochen und oft wieder aufgenommen hat".

---

47) Vgl. Chaucer und der Rosenroman, S. 12. 48) The Romaunt of the Rose. From the Unique Glasgow Ms., Parallel with its Original Le Roman de la Rose. Edited by M. K. Part I. The Texts. ChS. I. Ser. LXXXIII. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1891. 49) Chaucer und der Rosenroman. Eine litterargeschichtliche Studie von M. K. Berlin. Felber 1893. 50) Vgl. KÖPPEL, LBlGRPh. XIV 1893, S. 164; SCHICK, DLZ. 1893, 681 ff.; WÜLKER, AMitt. III 1893, 338; LINDNER, ES. XVIII 104 f. SKEAT, Essays on Ch. Part VI S. 673—83. Diese Ansicht vertrat auch, wenngleich zweifelnd, KITTREDGE gegen LOUNSBURY: The Authorship of the English Romaunt of the Rose: in SNPhL. 1892, p. 1—65. 51) Studies in Chaucer II S. 1ff., N LVI 47; New-York DT. no. 17339 vom 6. Mai 1894, vgl. Kaluza, ES. XX 338 ff. 52) Wülker und Lindner a. a. O. stimmen auch für C Kaluza bei; Köppel und Schick verhalten sich zweifelnd resp. ablehnend. 53) JOHN KOCH, The Chronology of Chaucers Writings. ChS. II S. XXVII. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1890, 12 ff.; 54) ten BRINK, ES. XVII 9 f.; KALUZA, Ch. und der Rosenroman, 1 f. 55) A. XIV 238 ff.

Für das Cäcilienleben hat HOLTHAUSEN meine vor langer Zeit mitgeteilten Quellennachweise ergänzt[56]). Weiter hat besonders KÖPPEL in verschiedenen Aufsätzen wertvolle Beiträge zu unserer Kenntnis von Chaucers umfassender Belesenheit und der Verwertung derselben in seinen eigenen Dichtungen geliefert. Die wohl von Jean de Meung herrührende französische Übersetzung von des Albertanus Brixiensis Liber consolationis et consilii liegt nach seinem Nachweise nicht nur der Tale of Melibeus zu Grunde, sondern ihre Spuren lassen sich auch in andern Werken Chaucers verfolgen, ja es lässt sich erweisen, dass er — wenigstens in der Erzählung des Kaufmanns — daneben das lateinische Original gekannt und benutzt hat. Auch zwei andere Traktate des Richters von Brescia, der Liber de amore et dilectione dei et proximi et aliarum rerum et de forma vitae und der Tractatus de arte loquendi et tacendi sind ihm geläufig. Dass Chaucer Dantes Divina commedia sorgsam studiert hat, ist längst bekannt; KÖPPEL hat gezeigt, dass verschiedene Stellen im Parlament of Fowles und im House of Fame Nachahmung einer weniger bekannten Danteschen Dichtung, der Amorosa Visione, aufweisen[57]). Endlich haben Gowers französische Balladen, wie es scheint, hier und da in Bezug auf Form und Inhalt Chaucer beeinflusst, und von dem altitalienischen Gedichte „Intelligenza" hat er wenigstens den Anfang gekannt[58]).

Weiter hat SKEAT in seiner grossen Chaucer-Ausgabe darauf hingewiesen, dass Chaucer einige Züge im Troilus, die in Guido de Colonnas Historia Troiana nicht enthalten sind, aus Benoist de St. Mores Roman de Troie entlehnt hat, dass dieses Epos also von ihm neben Boccaccio für seine Dichtung herangezogen worden ist[59]). J. W. BRIGHT hat den Namen Eleanor im House of Fame auf den von Valerius Maximus, Mem. I 7: De somniis erwähnten Hamilcar gedeutet[60]). Was den Boethius betrifft, so hat SKEAT u. d. T.: The true source of Chaucers ‚Boethius', darauf hingewiesen, dass die Cambridger Hs. Ii. 3, 21 ausser dem englischen Texte den lateinischen in glossierter Form enthält, ungefähr so, wie er Chaucer vorgelegen haben müsse[61]). Indessen ist in neuester Zeit vielmehr wahrscheinlich gemacht worden, dass der englische Dichter doch vielmehr nach einer französischen Vorlage gearbeitet hat. Skeat hat weiter bemerkt, dass die im Prolog der Legend of Good Women erwähnte Ballade: *Hyd, Absalon, thy gilte tresses clere,* an ein Eustache Deschamps zugeschriebenes Gedicht erinnert[62]). — The Complaynt of Venus ist aus drei französischen Gedichten des Otes de Graunson übersetzt resp. bearbeitet. Die französischen Originale sind in einem auch sonst wichtigen Aufsatze über Graunson ediert von PIAGET[63]).

Wenden wir uns endlich zu den Canterbury Tales, so ist natürlich vor allem auf SKEATS Account of the Sources of the Canterbury Tales hinzuweisen, der vortrefflich geeignet ist, in die ein-

56) ASNS. LXXXVII 265—73. 57) A. XIV 233—38. 58) ES. XX 154—58. 59) Vol. VI S. 404. 60) MLN. IX 481 f. 61) Ath. 1891, II, No. 3339, S. 549 f. 62) Ac. 1891, II, No. 1022, S. 504. 63) Oton de Granson et ses poésies, Ro. XIX 237—59, und 403—48; speziell hierher gehören 411 ff.; vgl. Skeat, The C. W. of Ch. I 400 ff.

schlägigen Fragen einzuführen[64]). Sonst ist zu bemerken, dass, wer über die Knightes Tale arbeitet, die Schrift von BIERFREUND über Palemon und Arcite ruhig ungelesen lassen kann[65]). Das Leben der Constanze, wie es Chaucers Erzählung des Rechtsgelehrten bietet, hat E. LÜCKE genau mit der Fassung dieser Geschichte in der agn. Chronik des Nicolas Trivet und der in Gowers Confessio Amantis verglichen[66]) und ist dabei zu dem Resultate gelangt, dass Chaucer Trivet und Gower nebeneinander benutzt hat. — Zur Quellenfrage der Erzählung der Priorin hat SKEAT einen kleinen Beitrag geliefert. Während es früher schon bekannt war, dass dieselbe in der Hauptsache auf einem französischen Gedichte von Gautier de Coinci beruhe, hat er gezeigt, dass der abweichende Schluss einem anderen Gedichte desselben Autors entnommen ist[67]).

Von Arbeiten über nach-Chaucersche Litteratur nenne ich SCHICKs Ausgabe von Lydgates Temple of Glass und verweise besonders auf den Abschnitt der Einleitung (Chapter IX), welcher über Lydgates Belesenheit im allgemeinen und über seine Quellen für T. of Gl. im besonderen handelt, wo freilich Chaucer und Gower die erste Rolle spielen, und ein paar lateinische Autoren nur ganz nebenher zu erwähnen sind[68]). Hierher gehört ferner eine mittelenglische Bearbeitung von Boccaccios Werk De claris mulieribus, deren Verhältnis zum Original ZUPITZA sorfältig erörtert hat[69]).

Die von FURNIVALL besorgte Ausgabe eines ersten Bandes der kleineren Dichtungen Hoccleves[70]) interessiert uns hier insofern, als dieser Dichter mehrfache Beziehungen zur französischen Litteratur aufweist; so hat er Christine von Pisas Epître au Dieu d'amours übersetzt.

Weit wichtiger für dieses Kapitel ist O. SOMMERs vortreffliche Abhandlung über die Quellen des von Th. Malory c. 1470 abgefassten Morte D'Arthur[71]), deren Nachprüfung allerdings nur jemandem möglich wäre, dem, wie Sommer, die Bibliothek des British Museum stets zur Verfügung steht; doch macht die weitschichtige Arbeit durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit. Auch die nach-Chaucersche romantische Epik, namentlich, soweit sie schottischen Ursprungs ist, hat Veranlassung zu Monographien gegeben. G. REICHEL hat die schwierige schottische

---

64) Skeat a. a. O. III 369—504. 65) Palamon og Arcite. En literaturhistorisk undersøgelse som bidrag til Shakespearekritiken. Kjøb. 1891; vgl. ES. XVI 98f. 66) A. XIV 77—122, und 147—185. 67) Ac. 1894, II, No. 1165, S. 153 und No. 1167, S. 195f.; vgl. Skeat a. a. O., V 491. 68) Lydgates Temple of Glass. Edited with Introduction and Notes by J. Schick. EETS. ES. LX London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1891, S. CXVff. 69) Festschrift zur Begrüssung des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentages zu Berlin, Pfingsten 1892. Berlin, Weidmann 1892, S. 93—120. 70) Hoccleve's Works. I. The Minor Poems in the Phillipps Ms. 8151 (Cheltenham) and the Durham Ms. III 9. EETS. ES. LXI London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1892. Vgl. Ro. XXI 628. 71) Le Morte Darthur by Sir Thomas Malory. The Original Edition of William Caxton new reprinted and edited by H. O. Sommer. Vol. III. Studies on the Sources, with an Introductory Essay by Andrew Lang. London, D. Nutt, 1891. Die Resultate finden sich kurz zusammengefasst in meiner Anzeige, ES. XVI 403ff.

Romanze: The History of Sir Eger, Sir Grime and Sir Gray-Steel, die höchst wahrscheinlich auf eine verlorene französische Quelle zurückgeht, in ihren zwei Fassungen untersucht und kommentiert[72]), O. LENGERT das bisher schwer zugängliche Gedicht: Roswall and Lillian kritisch ediert, verwandte Sagenstoffe namhaft gemacht und ihre Beziehungen zu einander dargelegt, eine Erörterung, die auch für die romanischen Litteraturen von Interesse ist[73]); eine direkte Vorlage hat sich bis jetzt allerdings auch hier nicht gefunden. Über das schottische Alexanderbuch und seine Quelle handelte A. HERRMANN[74]). Gleichfalls dem 15. Jahrh. gehört A tale of an incestuous daughter an, für welche O. THUM zwei französische Quellen nachgewiesen hat[75]). Für einige von Wülker zuerst veröffentlichte Fragmente von Partonope of Blois hat REFERENT mit Hülfe des französischen Originals die richtige Reihenfolge hergestellt[76]). Einer prosaischen Vita der heiligen Maria Magdalena liegt, wie ZUPITZA nachgewiesen hat, wahrscheinlich eine französische Übertragung des betr. Abschnittes der Legenda aurea zu Grunde[77]).

Neuausgaben von Übersetzungen Caxtons haben z. T. naturgemäss auch die Frage nach ihren Quellen angeregt; so MARY COLVIN^s Ausgabe seines Godeffroy of Boloyne[78]) und O. SOMMER^s Neudruck seines Recuyell of the histories of Troye[79]).

1895—96. Was die Beeinflussung der altnordischen Litteratur durch die altfranzösische betrifft, so handelt es sich hier bekanntlich fast ausschliesslich um die sog. romantischen Sagas, die Fornsögur Suđrlanda. Eine gedrängte Übersicht derselben hat REFERENT in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Flóres saga ok Blankiflúr[80]) gegeben. Die Hauptquelle der letzteren ist längst bekannt; nur was den von dieser Vorlage abweichenden Schluss anlangt, gehen die Meinungen noch auseinander; es wird indessen doch wohl mit einiger Sicherheit anzunehmen sein, dass der zum ganzen Tone der Erzählung schlecht passende, reckenhafte Ausggang nicht erst von dem nordischen Bearbeiter erfunden worden ist. Die altschwedische Version, eine der drei Eufemiaviser, ist nur auf Grund der altnordischen Saga, ohne Hinzunahme eines französischen Ms., gedichtet. Weitere Arbeiten auf diesem Gebiete sind dem Referenten aus diesen Jahren nicht bekannt geworden.

---

72) Studien zu der schottischen Romanze: The History of Sir Eger, Sir Grime and Sir Gray-Steel, teilweise zuerst erschienen als Breslauer Diss. 1893, dann vollständig in ES. XIX 1—66. 73) Die schottische Romanze ‚Roswall and Lillian', ES. XVI 321—56 (auch als Breslauer Diss. 1892) und XVII 341—77. 74) Untersuchungen über das schottische Alexanderbuch. Hallenser Diss. 1893. 75) Untersuchungen über die me. fromme Erzählung ‚A tale of an incestuous daughter'. Rostocker Diss. 1893. 76) ES. XIV 435ff. 77) Das Leben der heiligen Maria Magdalena in me. Prosa aus einer Handschrift der Kathedral-Bibliothek zu Durham, ASNS. XCI 207—24. 78) Godefroy of Boloyne or the siege and conqueste of Jerusalem by William, Archbishop of Tyre. Translated from the French by W. Caxton, and printed by him in 1481. EETS. ES. LXIV. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1893. 79) Recuyell of the Histories of Troye. Faithfully reprinted from the Unique Perfect Copy of the Original, and edited with Critical and Bibliographical Introduction, Glossary, and Detailed Index of Persons and Places. London, D. Nutt, 2 vols. 1894. 80) Flóres saga ok Blankiflúr. Hrsg. v. E. KÖLBING. Halle 1896.

R. WÜLKERS Geschichte der englischen Litteratur stelle ich als grosses, zusammenfassendes Werk an die Spitze der Erörterung des Verhältnisses zwischen altfranzösischer und mittelenglischer Litteratur, obwohl sich natürlich nur ein kleiner Bruchteil desselben mit diesem Thema beschäftigt[81]). Resultate neuer Forschungen werden wir hier billigerweise nicht erwarten dürfen. Ich habe mich über diesen Abschnitt des Wülkerschen Buches in meiner Anzeige desselben[82]) ausführlicher ausgesprochen. Die Inhaltsanalysen der englischen Versionen sind nicht immer ganz zuverlässig, ja was über das Verhältnis von Amis und Amiloun zur französischen Vorlage gesagt wird, ist direkt irreführend.

DESSELBEN VERFASSERS Universitätsprogramm über die Entwickelung der Arthursage in England[83]) bringt mancherlei Interessantes, wenngleich gerade die Romanzendichtung des 13. und 14. Jahrh., soweit sie sich mit dem Artuskreise beschäftigt, aus irgend welchem, vom Verfasser nicht angegebenen Grunde unberücksichtigt geblieben ist[84]).

Von den nicht zahlreichen Monographien über einzelne romantische Stoffe ist hervorzuheben die ebenso umfangreiche wie vortreffliche Abhandlung SCHOFIELDS über Libeaus Desconus[85]). Nachdem ich bereits im Jahr 1877 die Ansicht verfochten hatte, dass der englische Lib. Desc. nicht direkt auf das Epos des Renaud de Beaujeu als Vorlage zurückweise, sondern vielmehr auf eine gleichfalls altfranzösische Vorstufe desselben, hat G. Paris durch Einführung des italienischen Carduino in die Untersuchung für dieselbe wichtiges neues Material beschafft, das meine Auffassung als richtig bestätigte. Während endlich auch die Hallenser Dissertation von Mennung sich auf seiten von G. Paris stellte, vertrat Kaluza in seiner Neuausgabe des englischen Gedichtes vielmehr die Ansicht, dass dasselbe direkt auf Renaud zurückweise[86]). Dem gegenüber hat nun Schofield überzeugend dargethan, dass zu der Meinung von G. Paris zurückzukehren ist. Wichtig ist dafür z. B. der Nachweis, dass Renauds Gedicht eine grosse Anzahl von Entlehnungen aus Crestiens Erec aufweist, von denen in Lib. Desc. keine Spur zu finden ist. Gänzlich unabhängig von Schofield und auf anderem Wege ist F. SARAN[87]) im wesentlichen zu der gleichen Überzeugung gelangt. Somit kann diese Streitfrage nun wohl als endgiltig erledigt angesehen werden.

Eine andere, gleichfalls wenigstens äusserlich an den Artussagenkreis sich anschliessende Romanze, oder besser gesagt Novelle, Sir Cleges, hat A. TREICHEL[88]) zum Gegenstand einer Monographie gewählt. Er bringt in dem litterarhistorischen Teile der Einleitung eine ganze Anzahl von Parallelerzählungen aus verschiedenen Litteraturen bei; am nächsten steht unserer Novelle eine Prosaversion in den mittelenglischen Gesta Romanorum, die recht wohl die Hauptquelle unserers Dichters gewesen

---

81) R. WÜLKER, Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig und Wien 1896. 82) ES. XXIII 304 ff. 83) Die Arthursage in der englischen Litteratur. Lipsiae [Universitätsschrift] 1896. 84) S. meine Anzeige, ES. XXII 299 ff. 85) Studies on the Libeaus Desconus SNPhL. IV. 1895. 86) Vgl. JBRPh. I 421 ff. 87) Über Wirnt von Gravenberg und den Wigalois, BGDSL. XXI 253 ff., s. bes. S. 332 ff. vgl. auch XXII 152. 88) Sir Cleges. Eine mittelenglische Romanze. Königsberger Diss. u. ES. XXII 345 ff.

sein kann, ihrerseits aber doch gewiss wieder auf ein jetzt verschollenes französisches Fabliau zurückweist.

Inwieweit etwa das Buch von J. Jacobs über die englischen Fassungen von Barlaam and Josaphat[89]) hieher gehört, kann ich momentan nicht entscheiden, da mir dasselbe nicht vorliegt; doch gehen m. W. sämtliche mittelenglischen Fassungen dieser Geschichte auf lateinische Quellen zurück.

Einige interessante Untersuchungen über einzelne Werke Chaucers beanspruchen demnächst unsere Aufmerksamkeit. C. G. Macaulay[90]) hat gegen Skeat erwiesen, dass im Troilus and Criseyde Chaucer wohl Benoit de St. Mores Roman de Troie, nicht aber Guido von Colonnas Historia Troiana benutzt hat.

M. Liddell[91]) hat durch genaue Einzelvergleichung einiger Stücke aus dem ersten Buche gezeigt, dass Chaucer bei Ausarbeitung seiner Boethiusübersetzung neben dem lateinischen Original, auch Jehan de Meungs französische Übertragung ausgiebig benutzt hat.

Endlich hat H. Bradley[92]), eine kurze Notiz Macaulays weiter ausführend, bewiesen, dass die ersten Verse des Book of the Duchesse eine genaue Nachahmung des Beginns von Froissarts Paradys d'Amour darstellen, während man früher der umgekehrten Meinung war. Ein bisher wenig bekanntes Gedicht Lydgates, The Assembly of Gods or The Accord of Reason and Sensuality in the Fear of Death, von 301 Chaucer-Strophen ist veröffentlicht worden von O. L. Triggs[93]). Eine französische Quelle ist bisher nicht nachgewiesen.

E. Gattinger[94]) handelt im 8. Abschnitt seiner Schrift über Lydgates Lyrik von seinen Entlehnungen aus der französischen Litteratur.

Schliesslich erwähne ich zwei englische Prosaromane, die, auf französischen Vorlagen beruhend, etwa am Anfang des 16. Jahrh. übertragen und jetzt durch Neuausgaben zugänglich gemacht worden sind, Melusine[95]) und the Three Kings Sons[96]). Die Quelle des ersteren Romans ist ein Ende des 14. Jahrh. verfasstes Werk des Jean d'Arras, während als die des zweiten eine wahrscheinlich von David Aubert, Bibliothekar Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, verfasste Prosa anzusehen ist. Eine nähere Vergleichung zwischen Original und Übertragung steht in beiden Fällen noch aus.

Breslau, Juli 1899. E. Kölbing.

---

89) Barlaam and Josaphat. English lives of Buddha, edited and introduced by J. Jacobs. London 1896. **90)** «Troilus and Criseyde» in Prof. Skeats Edition, Ac. Nr. 1196, I, 18952 97. **91)** Chaucers Translation of Boeces „Boke of Comfort", Ac. Nr. 1220, 1895 II, 227. **92)** Chaucer and Froissart, Ac. No. 118, 1895, I, 125. **93)** The Assembly of Gods: or the Accord of Reason and Sensuality in the Fear of Death by John Lydgate. Edited from the Mss. with Indroduction, Notes, Index of Persons and Places, and Glossary, by O. L. Triggs. London, EETS. ES. LXIX. **94)** Die Lyrik Lydgates. Wien und Leipzig 1896, p. 50 ff. **95)** Melusine, compiled (1383—1394) by Jean d'Arras, englisht about 1500. Edited from a unique Ms. in the Library of the British Museum by A. K. Donald. Part I. Text, Notes, Glossary. London 1895. EETS. ES. LXVIII. **96)** The Three Kings Sons (Englisht from the French.). Part I, the Text. Edited from its unique Ms., Harl. 326, about 1500 A. D. by F. J. Furnivall. London 1895. EETS. ES. LXVII.



Einfluss der italienischen auf die englische Litteratur. 1891—94. 1. Auf die mittelenglische Litteratur. Einen neuen Dante-Reflex in Chaucers „Troilus and Criseide“ hat Ref. nachgewiesen[1]) und ausserdem auch für Boccaccios allegorische Dichtung „L'Amorosa Visione“ einen Platz unter Chaucers Quellenwerken beansprucht, auf Grund verschiedener Stellen in The Parlement of Foules und The Hous of Fame[2]). Theodor Bierfreund hat sich in seiner Doktorschrift „Palemon og Arcite. En literaturhistorisk undersøgelse som bidrag til Shakespearekritiken[3])“ auch mit den in Frage kommenden Chaucerschen Dichtungen beschäftigt, seine Arbeit soll jedoch keineswegs als eine befriedigende Lösung der Aufgabe betrachtet werden können[4]). Die Annahme, dass Chaucer bei dem Entwurfe des Rahmens seiner Canterbury Tales Boccaccios „Decameron“ als Muster vor Augen hatte, wird auf das Entschiedenste bekämpft von dem dänischen Anglisten O. Jespersen in seiner Schrift Chaucers liv og digtning[5]). J. J. Jusserand spricht in seiner Histoire littéraire du peuple anglais des origines à la renaissance[6]) auch von Chaucers Anleihen bei den Italienern; Neues bietet er nicht. In W. W. Skeat's reichlich kommentierter Ausgabe der Werke Chaucers[7]) sind die im Laufe der Jahre ermittelten italienischen Einflüsse ziemlich erschöpfend berücksichtigt; ausführliche Indices[8]) gewähren einen guten Überblick. — Zupitza verdanken wir eine Studie Über die mittelenglische Bearbeitung von Boccaccios ‚De claris mulieribus[9])‘, in welcher festgestellt ist, dass diese nur ein Fünftel von Boccaccios Werk behandelnde Version im vierten Decennium des 15. Jahrhunderts entstanden ist. S. a. o. S. 433f.

2. Auf die neuenglische Litteratur. Besonders eifrig hat sich die Forschung in den letzten vier Jahren mit dem Einflusse der italienischen Novelle auf das englische Drama beschäftigt. Wenig Neues findet sich in John Addington Symonds' Aufsatz On the Relation of Painter's ‚Palace of Pleasure‘ to the English Romantic Drama[10]); eingehender hat sich Symonds dabei nur über Websters „Duchess of Malfi“ geäussert, so dass er doch verdient hätte, in Karl Kiesows Monographie Die verschiedenen Bearbeitungen der Novelle von der Herzogin von Amalfi des Bandello in den Litteraturen des XVI. und XVII. Jahrhunderts[11]) erwähnt zu werden. Die englischen Versionen dieser Novelle hat Kiesow ausführlich besprochen. Eine den Stoff schwerlich erschöpfende Zusammenstellung und eine quellenforschende Prüfung der englischen Prosa-Übersetzungen italienischer Novellen im 16. Jahrh. hat Ref. unternommen in den Studien zur Geschichte der italienischen Novelle in der

---

1) A. XIV 230. 2) ib. 233ff. 3) Kjøbenhavn, Lehmann & Stages forlag 1891. 4) Cf. Kölbing ES. XVI 98ff. 5) Studier fra sprogs- og oldtidsforskning udgivne af det philologisk-historiske samfund nr. 12, Kjøbenhavn, Kleins forlag, 1893; cf. Holthausen (ABbl. VI 103f.), welchem die Richtigkeit der Jespersenschen Behauptung ausser allem Zweifel zu sein scheint. 6) Paris, Didot, 1894. 7) The Complete Works of Geoffrey Chaucer, in 6 vols, Oxford at the Clarendon Press, 1894. 8) Cf. ib. vol. V p. 384ff.: Authors and Works referred to. 9) In der Festschrift zur Begrüssung des 5. Allg. Deutschen Neuphilologentages. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1892. 10) FR. 1891, LVI 235ff. 11) A. XVII 199ff.

englischen Litteratur des 16. Jahrh.[12]). Dass der Mohr Aaron in Shakespeares Titus Andronicus einer weitverbreiteten Geschichte von einem grausamen Mohren, welche auch Bandello erzählt hat, entstammt, hofft REF. in den Beiträgen zur Geschichte des Elisabethanischen Dramas[13]) festgestellt zu haben. Die englischen Bearbeitungen von drei Novellen Boccaccios finden wir berücksichtigt in folgenden Abhandlungen: C. SHERWOOD Die neuenglischen Bearbeitungen der Erzählung Boccaccios von Ghismonda und Guiscardo [Dec. IV 1][14]); RUDOLF ANSCHÜTZ Boccaccios Novelle vom Falken und ihre Verbreitung in der Litteratur etc. [Dec. V 9][15]); W. HENRY SCHOFIELD The Source and History of the Seventh Novel of the Seventh Day in the Decameron[16]). Die Frage, ob die Verfasser des Dramas The Pleasant Comodie of Patient Grissill auch Boccaccios Griselda-Novelle (Dec. X 10) benutzt haben, ist von GOTTLIEB HÜBSCH in den Prolegomena seiner Ausgabe dieses Stückes[17]) gegen Westenholz verneinend entschieden worden. — In der Nebenhandlung der Komödie No Wit, no Help like a Woman's des Thomas Middleton hat A. L. STIEFEL Ähnlichkeiten mit dem Plane der Sorella des Giovan Battista della Porta entdeckt[18]). Er glaubt jedoch, dass der englische Dramatiker nicht direkt aus dem italienischen Drama, sondern aus dessen französischer Bearbeitung, aus dem 1647 gedruckten Stücke La Sœur des Jean Rotrou geschöpft hat, und muss deshalb annehmen, dass die Nebenhandlung von einem anderen Autor in das Drama des bereits 1627 verstorbenen Middleton eingefügt wurde. — Macaulay's Vermutung, dass der Frate Timotheo in Machiavellis „Mandragola" das Original von Drydens Father Dominick in dem Drama „The Spanish Friar" gewesen sei, wird bestritten von JAMES MEW in einem Aufsatze über «Macchiavelli's Mandragola»[19]). — Mit der Genesis berühmter Stoffe, welche der englischen Litteratur durch italienische Kanäle zuflossen, haben sich beschäftigt A. L. STIEFEL[20]), G. BROGNOLIGO[21]), LUDWIG FRÄNKEL[22]) und MARCUS LANDAU[23]). — FRED. N. SCOTT hat einige Verbindungslinien zwischen Boccaccios 'De Genealogia Deorum' and Sidneys 'Apologie'[24]) zu ziehen versucht. — Wer in ULISSE MICOCCI's

---

12) QF. LXX Strassburg 1892; cf. Varnhagen LBlGRPh. 1892 No. 5, Herford DLZ. 1892 No. 24, Fränkel LCBl. 1892 No. 26, Proescholdt ABbl. IV 111, Landau ZVL. N. F. VI 412 ff. **13)** ES. XVI 365 ff. **14)** Berlin 1892; cf. Varnhagen LBlGRPh. 1892 No. 12. **15)** EB. XIII, Erlangen 1892, p. 28 ff.; cf Ullrich ZVL. N. F. VII. 480 f., Stiefel LBlGRPh. 1893 No. 10. **16)** Reprinted from the HSN. vol. II, 1893. Boston, Ginn & Co., 1893, p. 207 ff ; cf. RBLIt. 1895, III 3 (März); Wiese ZRPh. XVIII 448. **17)** EB. XV, Erlangen 1893, p. XVIII ff.; cf. Schick LBlGRPh. 1894 No. 7, Zupitza ASNS. XCII 99 ff., Ackermann ABbl. V 8 f. **18)** „Portas Sorella in England", veröffentlicht als Anhang der Abhandlung „Unbekannte italienische Quellen Jean Rotrous", ZFSL. Supplh. V (1891), p. 149 ff.; cf. Wendriner LBlGRPh. 1892, No. 12; Appel ZVL. N. F. VI 485 ff. **19)** FR. 1892, vol. LVII p. 530 ff. **20)** Ein weiterer Beitrag zur Romeo und Julia-Fabel, ZVL. N. F. IV 274 ff. **21)** La Leggenda di Giulietta e Romeo, GLi., Anno XIX (1892), Fasc. 11. 12. **22)** Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia, ZVL. N. F. VII 143 ff.; Neue Beiträge zur Geschichte des Stoffes von Shakespeares 'Romeo and Juliet', ES. XIX 183 ff. (1893). **23)** Shakespeares Kaufmann von Venedig, AZB. 1893, No. 70. 83. **24)** MLN. 1891, VI 97 ff.

Schrift mit dem vielversprechenden Titel Dante nella moderna letteratura italiana e straniera[25]) eine gründliche Studie über Dantes Einfluss auf die englische Litteratur des 19. Jahrhunderts zu finden hofft, erlebt eine vollkommene Enttäuschung. Micocci hat sich mit der knappen Aufzählung einiger Übersetzungen begnügt[26]), für tiefer liegende Beziehungen ist noch alles zu leisten. Erklärung und Berichtigung einiger Dante-Anspielungen in Brownings Dichtung One Word More bietet ESTHER PH. DEFRIES[27]), und wer einst die Dante-Spiegelungen unseres Jahrhunderts sammeln will, wird auch die Notiz beachten, dass der von Tennyson beklagte Arthur Henry Hallam in seiner Schulzeit von der Divina Commedia zu einem Gedichte Ugolino begeistert wurde[28]). — Beachtenswert ist ein Neudruck der 1592 veröffentlichten, fragmentarischen Übersetzung der Hypnerotomachia Poliphili des Francesco Colonna[29]). Die in den letzten vier Jahren publizierten neuen Übersetzungen italienischer Werke sind verzeichnet in dem jährlich erscheinenden English Catalogue of Books[30]).

München. E. Koeppel.

Italienische u. a. romanische (incl. lateinische) Wechselbeziehungen zur mittel- und neuenglischen Litteratur. 1895.

Der Überblick, den folgende Blätter geben, begrenzt sich keineswegs streng durch den Rahmen des 1. Januar und des 31. Dezember 1895. Zunächst geschieht dies aus praktischen Rücksichten. Eng zusammengehörige Dinge würden sonst auseinandergerissen, oder es fänden gar Anfang und Fortsetzung einer und derselben Arbeit in verschiedenen Bänden des »Jahresberichts« ihren Vermerk. Ausserdem, und dieser Grund geht ebendaraus hervor, fügt der Referent mancherlei entlegene Hinweise, die schon 1894 oder erst 1896 hervorgetreten sind, seinem Berichte ein[1]), teils weil sie ihm ganz zufällig begegneten, als er seitwärtiges Revier nach einschlägiger Beute abging teils weil äussere Anlässe ihn, trotz wiederholten Ansuchens der Redaktion, voraussichtlich nur einige Jahrgänge beschicken liessen. Aus denselben Ursachen stehen bei den italienischen Einflüssen und ihren wenigen konträren englischen etliche andre romanische aufs englische Schrifttum (und umgekehrte), die freilich meistens irgend welchen Bezug mit gleichzeitigen oder gleichartigen italienischen aufweisen. Übrigens spielt auch mancherlei herein, was das ältere englische Gebiet oder mehr die kulturelle als die rein litterarische Rubrik des britischen Geisteslebens berührt. Scheint sonach der hier beginnende Abschnitt mehreren andern Mitarbeitern unserer weitausgreifenden Encyklopädie ins Gehege zu kommen, so wohnte doch

25) Milano, Kantorowicz s. a. [1893]; cf. Kraus LBlGRPh. 1894, No. 5. 26) l. c. p. 75/77. 27) „Browning and Dante“. Ac. 975, 10/1 1891 p. 40; vgl. auch Poet Lore, Oktober 1891: „Dante Allusions in Brownings ‚One Word More‘“. 28) F. Dieter, ASNS. LXXXIX38. 29) The Strife of Love in a Dream: Being the Elizabethan Version of the first Book of the Hypnerotomachia. A new Edition by Andrew Lang. The Tudor Library. London, David Nutt, 1890. 30) London, Sampson Low, Marston & Co., Limited.

1) Doch ist ein solcher Fall stets ausdrücklich kenntlich gemacht; alle besprochenen Arbeiten ohne Ziffer des Erscheinungsjahres fallen also unter 1895. — Einzelnes ist schon in den beiden vorhergehenden Artikeln besprochen.

dem Referenten das sichere Bewusstsein inne, sich in Hinsicht kollegialer Courtoisie keineswegs verfehlt, sondern lediglich da oder dort die Beiträge von Nachbarn in Kleinigkeiten ergänzt zu haben. Es liegt das hauptsächlich daran, dass seine Auszüge, da Bücher, sei's im ganzen, sei's nebenbei, nur ganz wenig in Betracht kommen, fast ausnahmelos auf Journalartikel sich erstrecken und diese entweder wegen ihres Standorts oder des Titels die Augen der sonstigen Teilnehmer dieses Sammelwerks kaum auf sich lenken konnten. Und eben wo den meisten Romanisten Zeit oder Möglichkeit abgehen dürfte, die hier verzeichneten Splitter im anglistischen Lager aufzusuchen oder gar zu sondieren, ferner um bisweilen nötigen Einspruch zu vermeiden, wurde, bei nichtdeutschen Auslassungen zumal, öftere Male der originale Wortlaut hergesetzt; verblassende oder einseitig verkürzende Umschreibung würde da niemandem etwas nützen. Dies erklärt sich aus der inhaltlichen Ausnahmestellung dieses Kapitels. Dessen breitere Basis rechtfertigt auch die vollere Aufschrift, als sie der Plan vorsieht.

Ein intensiveres Interesse und daraus entkeimend ein wissenschaftliches Studium romanischer Sprachen und Litteraturen bekunden die Vorschläge J. CHURTON COLLINS', der Language versus literature at Oxford[2]) ankämpfen sieht. Unter den fünf Punkten der daselbst begonnenen akademischen Reform, die er vertritt, geht uns der vierte (S. 291) an: they point out that our literature is in various intimate ways associated with the literature of Italy, France, and Germany, and as an acquaintance with the classics of those countries must form an essential element in a literary education, the comparative study of those literatures and our own ought by all means to be encouraged and provided for. Es wird (S. 292) der betreffenden Anstalt, The Taylorian Institute, auferlegt, more than a superficial acquaintance with the language and writings of Dante and Ariosto, of Lessing and Goethe, of Montaigne and Molière zu liefern, und wie hier an erster Stelle, so steht das Italienische an Umfang voran, wo für die behufs Erweiterung des Oxforder Litteraturstudiums geplanten Prüfungen (S. 294) 8 Punkte formuliert werden: 5) French literature down to 1400 A. D. in its bearing on English literature. 6) Italian literature as influencing English down to the death of Milton. 7) German literature from 1500 A. D. to the death of Goethe in its bearing on English literature.

Diese Erkenntnis der vorragenden Bedeutsamkeit des »Italian Influence on English Poetry« bricht deutlich durch in einem so betitelten anonymen Aufsatze, der Januar 1896 an ein ausführliches Referat über David M. Mains schon 1880 erschienene Zusammenstellung von ‚A Treasury of English Sonnets' anschliesst[3]). Dieser endigt u. a. (S. 54): To what cause to attribute the extent to which English writers assimilated and acclimatised the spirit of the great Tuscans is a question for the philosophers of the History of Poetry to deal with; yet even they may content themselves with the fact that, from the beginning of years and the making of man, the wind of imagination bloweth where it listeth, fanning strange fires and sowing strange seeds in many unexpected

---

2) NCe. XXXIX, 291—303. 3) ER. vol. 183 (1896), Januarheft, S. 28—54.

quarters. Freilich streifte — um nur zwei bezeichnende Beispiele herauszuheben — ein an allerlei alte und neue Übersetzungen und Abhandlungen über Übersetzerkunst angelehnter anonymer Aufsatz „The Art of Translation"[4]) beim Übertritte italienischer Litteratur ins Englische nur D. G. Rossettis ‚Dante and his Circle' (S. 342), Machiavelli or Leopardi (S. 353), und A. Filon in seiner Histoire de la littérature anglaise depuis ses origines jusqu'à nos jours[5]), wohl der einzigen reell fundierten zusammenfassenden Erscheinung des Berichtsjahres aus romanischer Feder, gönnt italienischen, überhaupt romanischen Einflüssen nur den Raum, den ganz offenbare Übergriffe erheischen.

Unsere Einteilung im folgenden weicht bloss aus praktischen Gründen, Gleichmässigkeit der äussern Ausdehnung und Konzentration um die wichtigste Gruppe zu ermöglichen, von der üblichen sprachlich-chronologischen in Mittel- und Neuenglisch ab.

I. Ältere Periode. A. Mittellatein. Da die ungezählten wandernden Erzählstoffe des Mittelalters, die in England Pflege fanden, in Europa zuerst auf der Apenninenhalbinsel Wurzel schlugen oder jene lateinischen Vorlagen der englischen Bearbeitungen daselbst ihre ältesten Pendants besitzen, reihen wir auch J. J. Jusserands Betrachtung über „Les Contes à rire et la vie des recluses au XIIe siècle d'après Aelfred, abbé de Rievaulx"[6]) hier ein. Ethelred (Ailred, Aelred) aus Yorkshire, Abt von Rievaulx, c. 1109—1166, fügt zu seiner ‚Regula sive institutio inclusarum, ad sororem' aus eigenem hinzu, non content de reproduire les conseils de saint Benoit. Doch zeigt auch manche ‚recommendation' den Stil der dem folgenden Jahrhunderte angehörigen Ancren Riwle, das Meiste schon den der altfranzösischen fabliaux, ausserdem (S. 124) erzählt man darin den Nonnen ‚des histoires de moines libertines, de filles lascives et de maris trompés; tous les personnages du Décaméron y figurent par avance', und an einer Stelle entrollt Aelred direkt (S. 127) ‚une petite scène digne d'un fabliau ou du Décaméron,' wie ja die Liebe Hauptthema dieses äbtlichen Breviers für Klosterschwestern ist. — Die achte Illustration der von Ed. Backhouse und Ch. Tylor gesammelten Testimoni di Cristo e memorie della Chiesa dal IV al XIII secolo, wovon 1893 eine Traduzione dall' inglese erschien, bildet ein Facsimile einer Seite des Durham Book, eine Chromolithographie[7]). — Grossenteils italienische Schultern trugen, direkt oder indirekt, The influence of classical learning on English literature in the earlier period, especially as illustrated by Layamon's Brut, welchen Miner untersucht hat[8]). A. S. Napier macht auf eine weitere mittelenglische Übersetzung der Disticha Catonis (Hs. Rawlinson G. 59) aufmerksam[9]).

Auf hellenischem Volksglauben und altrömischer Tradition bauen sich die Anschauungen auf, die Richard Zimmermann spannend unter „Die Insel der Seligen. Geschichte einer Idee"[10]) entwickelt. Dies antike Märchen erregte in der jungen christlichen Welt zuerst in dem irischen

---

4) QR., nr. 364, Oktober 1895, p. 324 ff. 5) 2. édition. Paris, Hachette et Co. 16°. 648 p. 6) Ro. XXIV, 122–126. 7) Nach GDa. II S. 45; das Werk erschien bei E. Loescher e Co. in Rom. 8) In: SchR. III 6 (nr. 26 der ganzen Serie). 9) ASNS. XCV, 162 f. 10) N&S. Bd. 72, Heft 216, S. 339–356.

Mönchskloster des Abts Brandanus Entzücken (S. 348), und so erwuchs aus einer Kreuzung irisch-christlicher Tradition mit Horazischen und besonders Vergilschen Fabeln auf britischer Erde die Odyssee-Legende von Sanct Brandein (349f.). Und danach haben zwar Spanier und Portugiesen ihre Hände auf die vielumstrittenen „glückseligen Inseln“ gelegt. Aber der englische Gesandte am päpstlichen Hofe zu Avignon hat 1344 sein Vaterland durch das Missverständnis, die Romanen meinten unter insulae fortunatae die britischen, bös aufgerüttelt (S. 351) — sollte Shakespeares „Tempest“, zu welchem seiner Dramen allein noch eine greifbare Quelle fehlt, ohne jede Beziehung dazu sein? —, und später haben Francis Coleman Mac-Gregor, (The Canarian Islands), sowie der Deutsche Georg Forster (A voyage round the world), die beiden gewöhnlich mit den ‚glückseligen Eilanden‘ identifizierten Inselgruppen der englischen Kulturwelt unter diesem Gesichtspunkte vorgeführt (S. 352 f.), während Camoens (Lus. IX 22 und 54) im Indischen Ocean, Tasso (Ger. lib. XVI 13) auf Teneriffa jenes irdische Elysium gefunden wähnten.

Die 1893 von S. Herzstein besorgte Drucklegung des „Tractatus de diversis historiis Romanorum et quibusdam aliis“ (EB., Heft XIV) bespricht MAX HIPPE[11]), wobei er des Herausgebers Ergebnis zustimmt, dass der 1326 in Bologna verfasste Tractatus mit einigen italienischen Novellensammlungen gemeinsame Quellen für mehrere Erzählungen besitzt. Liegt hier nur indirekter Übergriff auf englisches Gebiet vor, so begegnet man vollkommener Hinübernahme eines Themas bei dem Exemplum von Einsiedler und Engel, deren Behandlung in Otto Rohdes missglückter Dissertation (1894) LUDW. FRÄNKEL rezensiert[12]). Den mittellateinischen Text teilten Th. Wright (1842, in „Latin Stories“) und Th. Fr. Crane (1890, Ausgabe des Jacques de Vitry) mit; seine Geschichte streifen in England im Mittelalter Odo von Sherrington, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Sir Percy Herberts ‚Conceptions to his son‘, James Howell („Familiar Letters“, 1650), Th. Parnell, den Pope kritisierte, Oliver Goldsmith. Der Inhalt dieses legendarischen „Beispiels“ hatte wie viele Seitenstücke zuerst in Italien, zuletzt in England Posto gefasst, wie die von FRÄNKEL im Nachtrage (S. 187) nach Amalfi, ZVV. V 79, angeführte Thatsache, dass er noch heute in Italien lebt, beweist.

Im Anschlusse an seine Notiz in der Besprechung von D'Anconas „Origini del Teatro Italiano“, ZRPh. XVII, 581, Anm. 1, wo er Ähnlichkeit zwischen „The Harrowing of Hell“ und dem „Contrasto di Belzabù e Satanasso“ feststellte, behandelt A. L. STIEFEL[13]) „Eine deutsche Parallele zum italienischen und englischen Mysterium über die Verheerung der Hölle“, die von Hoffmann von Fallersleben i. d. ABll. I, 297 ff. veröffentlicht worden und wohl dem 15. Jahrhundert angehört. — (35) „Englische Weihnachtslieder aus einer Handschrift des Balliol College zu Oxford“ druckt EWALD FLÜGEL[14]) ab, die er

11) ES. XX, 105f. Vgl. des REFERENTEN Anzeige LCBl. 1893, nr. 27, Sp. 956 f., wo auch englische Berührungen angedeutet sind. 12) ebd. 110—116; Nachtrag XXI 186—188 (u. 450f.). 13) ZRPh. XIX, 264—266. 14) Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand (dargebracht von W. Braune, K. Burdach u. s. w.). Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1894. S. 52—84.



einem Sammelbuche des Londoners Richard Hill aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts entnimmt. Diese einfachen, innigen Gesänge stammen aus wesentlich älterer Zeit, knüpfen vielfach an lateinische Hymnen und Kirchensentenzen an und sind von Flügel auch mit Nachweisungen älterer Fassungen versehen. — Die Fragwürdigkeit lateinischer und französischer Einflüsse auf die englischen Mysterienspiele streift gelegentlich W. CREIZENACHS „Geschichte des neueren Dramas“ I. EUG. KÖLBING[15]).

B. Dante. Dante Alighieris Beziehungen zum englischen Geistesleben bestätigten die Forschungen des Jahres 1895 nach jeder Hinsicht, nämlich betreffs seiner etwaigen Anwesenheit in England, seines Einflusses auf dessen Litteratur, seiner Durchforschung seitens englischer Gelehrten.

PAGET TOYNBEE behandelt „an alleged visit of Brunetto Latino to Oxford“[16]) bei Roger Bacon. Der angebliche Brief B. Latinos an Guido Cavalcanti, die einzige Basis davon, ist verschollen. Toynbee erwartet von der Aufhellung auch Klarheit über Dantes umstrittenen Besuch in England, zumal in Oxford. — AGOSTINO BARTOLINI, „Il viaggio di Dante a Oxford, a proposito di un articolo di Gladstone“[17]) bringt im Verfolge der entschiedenen Befürwortung Gladstones eines Dante-Aufenthalts ‚per extremos Britannos‘ d. i. Oxford keinen Abschluss. — AZEGLIO VALGIMIGLI, „Dante a Oxford“[18]), knüpft an Vittorio Rossis Kritik im Bd. VI des BSDIt. von Antonio Rossis „I viaggi danteschi oltr' Alpe“ an. V. Rossi ging der Frage mit Hilfe Gladstones nach; V. extrahiert die Folgerungen von Plumptre (besonders in CoR. Dezbr. 1881) über Dantes Zusammenhang mit Roger Baco: es handelt sich um das orologio im Parad. X 139—148. Valgimigli kommt nach Rossis, von Gladstone geförderten Untersuchungen zum Resultat, dass Dante nicht in England war: hätten doch auch Bojardo und dann Ariost (O. f. X. Str. 77—88) ohne Augenschein dei signori britannici gesprochen, und umgekehrt stamme Shakespeares italienischer Anstrich in einigen Dramen aus seiner Benutzung italienischer Novellisten.

EUGEN KÖLBINGS Rezension von Oskar Sommers Ausgabe des ‚Kalender of Sheperdes‘ nach dem Pariser Texte von 1503 und dem Richard Pynson'schen Londoner von 1506[19]) weist (S. 130) auf die engen Beziehungen zwischen Dantes Divina Commedia und der mittelalterlichen englischen Visionenlitteratur hin. — LEWIS F. MOTT äussert im Referat über B. Zumbinis „Studi di Letterature Straniere“ (1893)[20]): The Pilgrim's Progress, the Paradise Lost and the Messias, all suggest the Divine Comedy (S. 110), kommt aber im eingehenden Auszuge aus Zumbinis ‚study coloress after the imaginative psychology of Taine‘ nicht wieder auf Dantes Einfluss zurück. — Zu dem Werke des, in England gebildeten deutschen Philologen HERMANN OELSNER über The Influence of Dante on Modern Thought[21]) haben sofort mehrere massgebliche Spezialisten Stellung genommen. Man findet es fleissig und stoffreich,

---

15) ES. XX, 438. 16) Ac. 48, nr. 1232, p. 524. 17) Roma, tip. editr. romana, 1894, 8°, 18 p.; Rezs. FERD. RONCHETTI, GDa. III, 1896, 370. 18) GDa. II 256-258. 19) ES. XX, 128-133. 20) MLN. X. nr. 2. 21) London, T. Fisher Unwin, 16°, 120 pp.

aber wenig übersichtlich und zu kompakt; so namentlich PAGET TOYNBEE[22]), der (S. 439) bei diesem Anlasse über Carys Übersetzung der Commedia sagt: Whatever its shortcomings, every English Dante reader owes to its author, as the pioneer of the study of Dante in England, a debt of gratitude which ought never to be forgotten. The description „polar star translation", applied to the work by Charles Lamb, remains true of it in more senses than one . . . but in spite of its defects, it still holds its ground as the representative English translation. Wenn nach G. MARUFFIS Anzeige[23]) Oelsners Buch segue sempre con esattezza i periodi della varia fortuna di Dante in tutte le nazioni più civili, so spielt freilich darin unmittelbare litterarisch-poetische Nachahmung eine geringe Rolle, auffällig besonders die Bedeutung für das englische Schrifttum. G. L. PASSERINI[24]) Referat gemäss culto che secondo l'Oelsner contribuisce assai al rinnovellamento del misticismo e del simbolismo sulla letteratura moderna. L'autore esamina inoltre il predominio esercitato da Dante sulle menti de' fattori dell' italico risorgimento, e in generale sulle lettere nostre dal secolo XIII al tempo presente: e crede di riconoscere tracce evidenti di tale influenza nella scuola de' simbolisti francesi e in quella artistica de' praeraffaelisti inglesi. Conclude con l' attribuire al principio cosmopolita del tempo nostro e al cresciuto amore per le ricerche storiche il presente gagliardo studio dell' opera di Dante Alighieri.

Ferner hat das Jahr 1895 auch auf englischem Boden unter andern erscheinen sehen: ‚The Oxford Dante ed. Dr. E. MOORE. Tutte le opere di Dante Alighieri'[25]); ARTHUR JOHN BUTLER, Dante, his Times and his Work[26]), dem im Vaterlande des Dichters accurato studio nachgerühmt wird[27]) und vom Spezialisten PAGET TOYNBEE ähnliches[28]); CHARLES TOMLINSON, Dante, Beatrice and the Divine Comedy[29]), von PAGET TOYNBEE ebenda angezeigt. C. G. CATTANEO lieferte in einem Artikel „La divina Commedia in inglese"[30]) Angaben über, meist neuere, englische Übersetzungen des ganzen Werks und einzelner Teile. Bei alldem nimmt es nicht wunder, dass im Dezember 1894 ‚A Dante for London' auf der Tagesordnung stand[31]) und im Mai 1895 vom Kuratorium der Taylor Institution in Oxford auf dringendes Ansuchen der tüchtige Dante-Herausgeber und -Monograph Rev. Dr. Moore auf den neuen Lehrstuhl „for the systematic study of the works of Dante, and particularly of the Divina Commedia" zum lecturer berufen wurde: ‚A Dante Lecturership at Oxford'[32]) war ein Ereignis.

C. Chaucer und die ältere Novellistik. J. J. JUSSERAND, einer der unermüdlichsten Durchforscher dieses Feldes, hat es 1894 in seiner „Histoire littéraire du peuple anglais. Des origines à la renaissance"[33]) sorgsam dargestellt und (S. 285 ff.) Chaucer mit seinem Studium Dantes, Petrarcas, Boccaccios (S. 376), Gower als Petrarca-Nachahmer (S. 518), Lydgate's ‚Falle of Princes' als Boccaz-Nachahmung, endlich mehrfach[34])

22) Ac. 47, nr. 1203, p. 439. **23)** GDa. III (1896), p. 93. **24)** Ebenda III (1896), 135. **25)** Respektvoll in Italien vermerkt: NAnt. vol. 139, 198. **26)** London, Innes. **27)** NAnt. vol. 141, 391. **28)** Ac. 47, nr. 1203, p. 438. **29)** London, Williams and Norgate. **30)** CE. an. III nr. 42; angeführt GDa. II p. 403 nr. 344. **31)** Ath. nr. 3502. **32)** Ac. 47, nr. 1202 p. 426. **33)** Firmin-Didot et Cie., Paris 1894. **34)** S. 301, 311–314, 323, 329, 380.

Chaucer als Schuldner an Boccaz, namentlich für den Troilus-Stoff, vorgeführt. Dazu bemerkt ein ausführliches Referat[35]): To the wonderful beauty and vigour of ‚Troylus', to the powerful originality which it displays, notwithstanding its frequent close adherence to its Italian source, he does a justice that has not always been done by the poet's countrymen. — Andrerseits verbindet Emil Köppel „Gowers französische Balladen und Chaucer"[36]) gerade bezüglich des Troilus-Poems, indem bei zwei von Boccaccio unabhängigen Episoden desselben Chaucer die 50 französisch abgefassten Jugendballaden John Gowers vorgeschwebt haben mögen, wie öfters beim „Parlement of foules" und „Book of the Duchesse". — Innerhalb derselben Serie „Kleiner Beiträge zur englischen Litteraturgeschichte" bringt E. Köppel einen handgreiflichen Beleg dafür, dass Chaucer das altitalienische Gedicht «La Intelligenza» gekannt hat, nämlich im prooemium zu ‚Troilus and Cryseyde' lib. II, worin er eine frische Stütze für die Annahme, Chaucers ‚Anelida' stamme aus der «Intelligenza», gewinnt[37]). Diese Anelida mit ihrem Liebhaber ‚lo bono Ivano' des italienischen Originals weist er auch bei Froissart nach, und entsprechend stellt Henry Bradley Chaucer and Froissart[38]) so nebeneinander, dass „the first few lines" (vgl. Köppel, S. 156 u.) des „Book of the Duchesse" aus Froissarts „Paradys d'Amours" stammen, nicht, wie bisher meist galt, umgekehrt. — Für „Chaucers House of Fame and Boccaccio's Amorosa Visione" knüpft C. G. Child[39]) an Köppels Aufsatz A. XIV 233, der dies gelehrt-reizlose Buch zuerst als Chaucer-Quelle erkannt hatte, an. Chaucers Vorführung sagenhafter und geschichtlicher verlassener liebender Frauen erweist Child als ganz auf Boccaccios genanntem Werkchen ruhend, wie es für seine Legend of Good Women längst bekannt sei. In extenso nebeneinandergestellt werden Bocc. cap. XXII und Chaucer, H. of F. 415—420, und dann zeigt Child, dass Chaucer-Stellen, die man nach Ovid bezw. Vergils Aeneis gearbeitet wähnte, auf Boccaccio zurückgehen. Er schliesst (S. 383 f.): It is in brief passages like this that Boccaccio now and then succeeds — giving us a graphic picture in miniature and in simple words almost as successfully as Chaucer. But infortunately he restrains his native humor. The austere seriousness of Petrarch and Dante made it seem to him unfitting in verse. Chaucer's mythology was probably Boccaccio's.

Während man hier bei verschiedenen Werken Chaucers italienische Grundlage, insbesondere Boccaccio als solche, ausgrub, bekämpft Otto Jespersen, Chaucer's liv og digtning[40]), dessen Kap. II ‚værker' die Beziehungen zu den Italienern fein berücksichtigt, und sein Rezensent F. Holthausen[41]) pflichtet ihm bei, entschieden die übliche Annahme, die Canterbury tales seien eine Nachahmung des Decamerone (S. 35 f.). Ja, Chaucer habe letztern wahrscheinlich gar nicht gekannt, wie genauer Vergleich mehrerer Erzählungen, besonders der Übergänge, Prologe und Epiloge zweifellos zeige, und für das Rahmenschema konnten viele Werke, z. B. ‚die 7 weisen Meister', Muster sein. Dieser beachtliche, aber noch

---

35) Ath. nr. 3531 p. 835. 36) ES. XX 154—156. 37) Ebd. 156 f. 38) Ac. vol. 47 nr. 1188 p. 195 f. 39) MLN. vol. X. nr. 6, p. 379—384. 40) SSO. nr. 12. Kjøbenhavn, Kleins forlag. 1893. 63 S. 8°. 41) ABbl. VI 103 f.

ungenügend gestützte Widerspruch gegen ein halbes Dogma zerschlägt freilich jedem Gebäude, wie es PAOLO BELLEZZA[8] „Introduzione allo studio dei fonti italiani di G. Chaucer e primi appunti sullo studio delle letterature straniere in generale“[42]) aufzuführen versucht, das Fundament. Trotz seines aus Shakespeare Pericl. V 1 entliehenen Mottos ‚For truth can never be confirmed enough‘ besitzt dies Heft keine Existenzberechtigung, da es weder neue Punkte des Problems erörtert, noch die bisherigen Ergebnisse zusammenfasst oder auch nur aufzählt, vielmehr kunterbunt ohne Einblick in die ‚recenti studi chauceriani‘, hauptsächlich auf populäre, unwissenschaftliche, veraltete Handbücher gestützt, allerhand Anekdotenkram englisch-italienischer, auch sonstiger romanisch-germanischer Litteraturbeziehungen anhäuft, wobei er allerdings immer wieder auf Chaucer zurückkommt. Raumeshalber verweist Ref. des Näheren auf sein Referat[43]) und seine eingehendere Besprechung[44]).

II. Das Elisabethanische Zeitalter. Der Anonymus, der das unten in Fussnote 59 citierte Buch Scotts an der sub Nr. 61 genannten Stelle anzeigt, äussert am Ende: The influence of Italy on English literature, directly or indirectly, was great during the period above defined, and has been the theme of many writers.

A. Vor und neben Shakespeare. Den Übergang von den Boccaccio-Chaucer-Beziehungen bilden passend die Notiz in einer anonymen Besprechung[45]) von ‚Le Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole, publié d'après le manuscrit du Vatican par G. Servois‘ (Paris 1893): l'argomento Guillaume de Dole è pure quello di una novella del Boccaccio (Giorn. II, nov. 9) e del Cimbelino dello Shakespeare, und der (wohl PAUL MEYER gehörige) Hinweis in einer Anzeige[46]) der sorgfältigen Abhandlung „The source and history of the seventh Novel of the seventh Day of the Decameron, by W. Henry Schofield“[47]), welche alle europäischen Fassungen seit Boccaccio verzeichne: Nous signalerons particulièrement à nos lecteurs le conte français que Singer, dans son Shakspere's Jest Book (II, 1815, p. XV), a tiré d'un ‚curious treatise on the Art of speaking French‘, welcher Traktat aber nur eine mit Varianten versehene Kopie der von P. Meyer (s. Ro. XV 263) veröffentlichten ‚Manière de langage‘ sei (S. 485).

Ein kultur- und kunstgeschichtlich bedeutsames italienisches Werk aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, litterarisch fast interesselos, für die Miniaturmalerei hochwichtig, haben Engländer gerettet, gesichert und soweit nötig, d. h. dem bildnerischen Teile nach, publiziert: „Miniatures and borders from the Book of Hours of Bona Sforza, Duchess of Milan, in the British Museum. With introduction by GEORGE F. WARNER, M. A. assistant Keeper of manuscripts. Published by the Trustees.“ Wohl 1871 hatte Robinson das Buch in Madrid erworben, 1893 John

42) Milano, Presso l'autore, Via Pietro Verri N. 3. Tipografia Ranzini 1895. Der Preis von 4 lire für die ca. 50 splendid gedruckten Seiten wird niemanden verlocken, das beanspruchte Recht des Selbstverlegers (‚proprietà letteraria‘) anzutasten. 43) LCBl. 1896 nr. 15 Sp. 548. 44) ASNS. 97, 230 ff. 45) NAnt. vol. 140, 780. 46) Ro. XXIV, 484 f. 47) Boston 1893, eigentlich ‚ext. des HSN.‘, vol. II, 135–212. 48) NAnt. vol. 142, 586.

Malcolm of Poltallock dem englischen Staate geschenkt; das Mutterland Italien begrüsste die Publikation warm[48]). — In HERMAN GRIMMS „Das Leben Raphaels"[49]) tritt ‚England', d. h. dessen Stellung zum Meister, wenig, jedoch nach Gebühr hervor. — Italienische Sprache und die in ihr niedergelegten Geistesprodukte übten auf die britische Bildung erst im Laufe der Reformationsperiode und danach stärkeren Anreiz aus; das erkennen wir bei JACQUES PARMENTIER, De l'éducation de la noblesse anglaise du XVIe au XVIIIe siècle[50]).

Einen breiten Raum in den romanischen Einflüssen auf England beansprucht in der Renaissance-Ära die in der Wurzel meist italienisch erzählende Prosa. WALTER RALEIGH liefert für ‚The English Novel being a short sketch of its history from the earliest times to te appearance of Waverley'[51]) ein geschicktes, gründliches Kompendium, das der historischen Entwicklung der englischen Prosa-Erzählungslitteratur — die bis auf Walter Scott betrachtet wird — Aufmerksamkeit schenkt. Sowohl von den mittelalterlichen romanischen Gattungen des fabliau und der novella, von den Gesta Romanorum, dem Don Quixote und ihren Beziehungen giebt er ein präcises Bild, als auch von der wichtigen Stellung der Gattung romanischen, besonders italienischen Ursprungs im Elisabethanischen Zeitalter und danach. Ein anonymer Referent[52]) des schon 1896 neuaufgelegten Buches nennt es ‚an excellent résumé' nach den besten Hilfsmitteln, findet aber ‚Sidney's obligation to the Diana of Montemayor' unterschätzt. F. M. WARREN veröffentlichte ‚A History of the Novel Previous to the Seventeenth Century'[53]), worin nach ROBERT WALLER DEERINGS ausführlicher Anzeige[54]) folgende Reihenfolge in der Behandlung herrscht: the Greek novel, the romance of chivalry, the pastoral in Italy and Spain, the Spanish picaresco type, the early English novel, and ... a brief mention of the few Chinese novels. Jedoch behandelt er das Mittelalter und den Anfang der Neuzeit etwas stiefmütterlich; die prosaepische Erzählung Italiens und Frankreichs, auch die ersten englischen Versuche darin, berührt er mehr im Vorbeigehen. Die letzteren führt er zurück auf ‚the great mental stimulus of the Elizabethan era' und die ‚translations of Greek and Spanish novels through their French versions' sowohl wie ‚the Italian novelle'. Amadis, Palmerin und ihre Genossen macht er uns kurz, aber ausreichend in ihren Eroberungszügen nach Frankreich, England und Deutschland und ihren Schicksalen in klerikaler Umformung bekannt. Nur kurz erwähnt werden die von italienisch-spanischen Dichtgattungen abstammenden ‚Euphues' Lylys und ‚Arcadia' Sydneys, interessant mit dem spanischen picaro Ph. Nash' ‚Jack Walton' verglichen, „which redounds rather to the Englishman's credit, though admitting frankly the influence of the Spanish original". Dagegen giebt er die Ursprungsgeschichte des Schäferromans in Italien und Spanien ausführlicher.

Unter der Aufschrift „Two Translations from the Italians" beurteilt

---

49) 3. Ausgabe. Neue Bearbeitung. Berlin. S. 281—288. 50) RIE. 15e année, nr. 2. 51) London, John Murray. XII + 298 p. 8°. Aus: UEM. 52) Ath. nr. 3518, p. 407. 53) New York: Henry Holt and Co. 54) MLN., vol. X p. 429—435.

fachkundig und originell MAURICE HEWLETT[55]) zwei höchstens zeitlich nebeneinanderstehende Novitäten: ‚Novellieri Italiani. By Matteo Bandello. Twelve stories done into English by PERCY PINKERTON‘[56]) und ‚The In Memoriam of Italy: a Century of Sonnets from the Poems of Vittoria Colonna‘[57]). Pinkerton bildet im Texte seiner Übersetzung das Elisabethanische Idiom des 16. Jahrhunderts nach, hätte aber, er, dessen Einleitung sehr gutes Englisch aufweist, dies nicht als Äquivalent für das unreine Sprachgewand des Lombarden Bandello halten sollen, der kein Vertreter der Cinquecento-Klassizität ist. Nach Hewlett entspricht Ph. Sidney Pico de Mirandola, Spenser Botticelli oder Poliziano u. s. w.; sonach musste Pinkerton als klareren Spiegel Pepys' oder Wycherleys Englisch wählen. An der im ganzen verständnisvollen Wiedergabe ist mit Hewlett einiges zu bemängeln. In der Einleitung vermisst man bezüglich des Vergleichs von Bandellos und Shakespeares aus ihm mittelbar geflossener Romeo-Bearbeitung den Hinweis, dass Julia bei Bandello in Romeos Armen erwacht, innerhalb der Auswahl, die bei allem Geschicke die Vorzüge eines mittelmässigen Schriftstellers zu einseitig widerspiegelt, in England besonders mit Bezug auf Webster die ‚Duchess of Amalfi‘, wegen Dantes Pia de Tolomei, endlich Lippo Lippis Abenteuer mit den Korsaren. Den Titel des von Hewlett mit der Bandello-Übertragung zusammengebundenen Buches hat der Anonymus ohne Recht gewählt, weder faktisch noch logisch ist das Ehrenschild ‚The In Memoriam of Italy‘ dafür begründet. Vittoria Colonna war, mit ihren unregelmässigen Sonettgebilden, nur eine Versdrechslerin neben Petrarca und Dante; des letzteren Vita nuova verdiente jenen Namen. Miltons Studium der italienischen Poesie, die „vor ihm vielleicht nur Chaucer ordentlich gekannt hat“, beruhte in der Renaissance. Diesen Glossen fügt Hewlett die richtige Beobachtung hinzu, dass unter das Herkömmliche dichterischer Sprachgebrauch gesetzt ist, um dem Urtexte möglichst zu entsprechen. — Eine vollständige Übersicht der in der Elisabethanischen Ära allerweitesten Umfangs (1527—1660) nach Grossbritannien verpflanzten Dichtwerke versuchte Fräulein Dr. MARY AUGUSTA SCOTT als „Elizabethan translations from the Italian. The titles of such works now first collected and arranged, with annotations“ zu entwerfen. Zuerst in einer Zeitschrift[58]), dann in Buchform[59]) legte sie das Ergebnis einer fleissigen Umschau vor, die eingestandenermassen das in Wartons ‚History of English Poetry‘ vor 120 Jahren vorhandene einschlägige Material verbessert und aufs Dreifache erweitert zu haben behauptet: die Titel vollständig, Inhaltsangabe, entlehnte Stücke, Nachdrucke sollen diese Listen ausfüllen. Die chronologische Reihenfolge beginnt mit Papst Pius' II. lateinischem Romane über Lucrezia und Eurialus und endet mit Codringtons Übersetzung von der Königin Marguerite ‚Heptaméron‘! Von Bandello wurden nur zwei Geschichten in Versen direkt angeeignet, so dass die Elisabethanischen Dramatiker, die ihm wenigstens 27 Stücke anlehnten, auf Painters Palace of Pleasure fussten; die erste Decamerone-

---

55) Ac. nr. 1189, Feb. 16, 1895, p. 143f.; notiert sind beide NAnt. 140, 198. 56) London, J. C. Nimmo. 8°. 57) anonym: London, H. Gray, 8°. 58) PMLA., vol. X, nr. 2, u. vol. XI, nr. 4. 59) 2 Hefte, Baltimore 1895/96, 158 S., 8°. Sonderabdruck ohne neuen Verlag.

Übersetzung erschien erst 1620, in The Stationer's Register zwei frühere Erwähnungen. L[UDW.] FR[ÄNKEL][60]) und ein anonymer Referent[61]) haben allerlei getadelt. Der letztere, dass die gezogenen Grenzen des Elizabethan age viel zu weit, auch, dem Titel zuwider, französische und andre Übersetzungen italienischer Novellen und Romane herangezogen, das Ganze unübersichtlich und bibliographisch mangelhaft, in Methodik unzulänglich sei. Fränkel hält der Verfasserin vor, dass von neueren Forschungen und Abdrücken nur nach Gutdünken Notiz genommen, z. B. für Scotts höchste Instanz Warton Hazlitts Neubearbeitung (1871!), für Painter Jacobs' heute massgebliche Ausgabe (1890), M. Landaus „Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle", Oesterleys „Mery tales"-Druck, in erster Linie Köppels 6 ausgezeichnete Spezialstudien, z. B. über den Petrarca-Einfluss (selbst sein sich mit Scott so eng berührendes Buch von 1892 ist trotz S. 120 u. ö. nicht ausgenutzt), auch des Referenten verschiedene Glossen in seinen „Untersuchungen" ZVglL. III, IV, VII, sowie in „Shakespeare und das Tagelied" (1893), überhaupt manche Spenden der Shakespeare-Philologie, die die stofflichen Probleme betreffen und deswegen nach Parallelen oder gleichen Unterlagen bei Zeit- und Zunftgenossen ausgreifen, vernachlässigt worden sind; auch er betont den Mangel an Übersichtlichkeit und Gliederung, den auch die chronologische Anordnung nicht ausgleiche, das Fehlen der unerlässlichen Register, die durch die Indices der Titel und Autoren ohne Seitenziffern nicht ersetzt werden. Trotz der starken Einbusse durch all dies bleiben die Zusammenstellungen durch Umfang und gelegentliche Sorgfalt schwach brauchbar. -- Ein anonymer Referent[62]) von PIETRO TOLDOS ‚Contributo allo studio della novella francese del XV e XVI secolo considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana' (1895) weist zu der darin mit besprochenen Quelle der 24. der Cent nouvelles nouvelles auf ‚una ballata inglese raccolta dal Percy' — natürlich in dessen Reliques of early english poetry (1765) — hin.

Einen eingehenden, höchst liebevollen Beitrag zur Erkenntnis des Verpflanzens italienischer Dichtmanier auf Albions Boden während dessen goldener Periode stellt LUIGI DE MARCHI, „L'influenza della lirica italiana sulla lirica inglese nel secolo XVI (Sir Tommaso Wyatt)"[63]) dar. Trotzdem kein neues positives Material aufgeboten worden ist, wird die Abhängigkeit des Vaters der neuenglischen Kunstlyrik von Italiens klassischer Gefühlspoesie geschichtlich richtig in essentieller und formaler Hinsicht verdeutlicht, und zwar genau angelehnt an Wyatts persönlichen Zusammenhang mit Italien. Freilich fehlt es leider an Rücksicht auf die englische Forschung, und deshalb sowohl als auch weil, abgesehen von Shakespeare, Wyatts englische Musenbrüder, sogar der einige Male genannte Chaucer, gar nicht oder sichtlich nur aus zweiter Hand beigezogen sind, bleibt für Wyatt „seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte der englischen Litteratur und Verskunst" unklar, wie Rudolf Alschers sehr tüchtige Monographie[64]) nebenbei betitelt ist, die bei de

60) LCBl. 1897, nr. 31, Sp. 1007. 61) Ath. nr. 3554, 1895, II, S. 790. 62) NAnt. vol. 142, p. 767. 63) NAnt. vol. 142, p. 131—155; citiert GSLIt. 79 (XXVII 1) im Bolletino bibliografico. 64) = WBDEPh. I. Bd., 1886. gr. 8°. VII + 143 p.

Marchi seltsamerweise weder benutzt noch auch nur erwähnt wird, obwohl gerade sie zuerst Wyatts enge Beziehungen zu Italien und sonstigen romanischen Ländern, Personen, Verhältnissen menschlich, poetisch-stofflich und metrisch dokumentarisch darlegte.

In einem Buche wie „Die englische Hirtendichtung von 1579—1625. Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Hirtendichtung“[65]), das KATHARINA WINDSCHEID vorher (1894) teilweise als Heidelberger Dissertation vorgelegt hatte, findet naturgemäss die beträchtliche Einwirkung der auf der Apenninenhalbinsel seit alters beheimateten Richtung nach Gebühr Bedacht, insbesondere da der Plan nur Ekloge samt Pastorallyrik und -epik engern Sinnes ins Auge fasst, Roman, Drama sowie lateinische Ekloge ausschliesst; zumal die Verfasserin deren anschliessende Behandlung direkt wünscht, war ihr Titel zu weitgespannt. Der italienische Ursprung kommt bei ihr von Anfang an voll zur Geltung: sie findet es (S. 1) natürlich, dass auch dieser Schössling der Renaissancepoesie „bei dem ausserordentlich starken Einflusse, welchen die italienische Poesie auf England ausübte, einem Einfluss, der zur Zeit der Königin Elisabeth seinen Höhepunkt erreichte“, aus Italien, d. h. auf Grund der von Petrarca und Baptista Mantuan inaugurierten Vergilschen Ekloge nach England verpflanzt wurde. Ihr Klassiker wurde Spenser, neben dessen Bevorzugung der lateinischen ältere und neuere Vorbilder — Clément Marot nur nebenbei — sich die englische rein lyrische Hirtenpoesie an die Vorstellungen der italienischen Renaissancepoesie anlehnte, deren Einfluss durch selbständige Entwicklung „in den einzelnen Werken mehr oder minder überwunden ist“ (S. 109). Die zur Illustration geschickt ausgewählten Texte bringt Windscheid „in der ältesten erreichbaren Form“. — In letzterem Betracht gab Vortreffliches die Sammlung „Pastoral Poetry“, die massgeblichen englischen Litteraturdenkmäler mit einer gut gruppierenden Einleitung von E. K. CHAMBERS, womit ‚The Warwick Library‘ unter C. H. HERFORDS Redaktion als erster debutierte.[66]) Von letzterem selbst gesellte sich dazu „Spenser, Shepheards Calender containing twelve eclogues, proportionable to the twelve months. Edited with Introduction and Notes“[67]); das Buch gehört zu der tüchtigen Reihe von Macmillans English Classics. Die Einleitung enthält a) Bibliographisches, b) Biographisches, c) Litterarhistorisches, d) Sprachliches. Der dritte Abschnitt behandelt die drei Schulen der Hirtendichtung in Spensers Zeit: 1) die von Theokrit, Bion, Vergil, 2) die der lateinischen Humanisten Petrarca, Boccaccio, Mantuan, sowie Sannazaro (»Arcadia« 1490—95), 3) die des französischen Humanisten und Hugenotten Clément Marot; er zeigt, was Spenser von den dreien entlehnt. Der vierte zersiebt Spensers Sprache als höchst heterogen und gekünstelt und stellt als vierte der fünf Klassen unter ihren fremden Bestandteilen gelehrte und litterarische fest, worunter eben der romanische Import rangiert, und dementsprechend bringen die überreichlichen Anmerkungen Angaben über Spensers Ent- und Anlehnungen aus Vergil, Mantuan, Petrarca, Marot u. a.

65) Halle, Max Niemeyer. (VII +) 114 S. 8°. 66) London, Blackie and Sons. 8°. 67) London, Macmillan. LXXIII + 210 S. 8°. (reprinted 1897); kurzes Referat von F. W. Moormann ASNS. 97, 177 f.

Oskar Hoffmanns sorgfältige „Studien zu Alexander Montgomerie“[68]), einem, trotz David Irvings älterer (1821) und James Cranstouns reichhaltiger Ausgabe (1887; Scottish Text Society), noch wenig bekannten schottischen Verfasser von Liebesgedichten im italienisch-französischen Stile des 16. Jahrhunderts (S. 29, A. 1), c. 1545—1610, ergeben die Negation irgend welcher bewussten Nachahmung (S. 38) oder greifbareren Anklangs gegenüber den „grossen, so sehr ausgebeuteten und oft übersetzten Italienern Petrarca, Ariost, Seraphino, noch Chaucer, Wyatt oder Surrey“, deren Schülern. Cranstouns (l. c. p. XXXVII) Behauptung, die Vollendung in Form und Gedanken von Montgomeries Sonetten zeuge von „a cultured taste formed in a careful study of Italian models“ ist unbewiesen und falsch. Unmittelbar verdankt Montgomerie den Italienern keine Idee; sondern Petrarcisch oder Ariostisch Anmutendes bei ihm fliesst aus seiner genauen Kenntnis Pierre de Ronsards, des Nachahmers und Teilübersetzers der beiden Italiener, von dem er auch 7 Sonette übertrug. Die italienische Gestaltung des Sonetts hat Montgomerie ganz wesentlich und eigentümlich umgemodelt, zum Teil unter Ronsards Einfluss (S. 45 ff.), öfters etwas spielerisch, wobei stets „seine Technik im Vers- und Strophenbau auf ungewöhnlich hoher Stufe steht“ (S. 51).

Unter dem Gesichtspunkte etwaiger Beziehungen zur englischen Dichtung — wie sie aber nur S. 537 seitens Spensers, S. 508 und 521 seitens Byrons gestreift werden — scheint ein an die Bücher Solertis, des neuesten Spezialforschers (1895), V. Cherbuliez' (1882) u. a. angelehnter anonymer Aufsatz „Torquato Tasso“[69]) angelegt zu sein. Jedoch lehrt der Wortlaut bloss eine Art äusserlicher Kongruenz (S. 508 f.): ‚T. T. died at Rome, in 1595 . . . Like Shakespeare, to whom in other points he affords a notable contrast, Tasso has entered on his fifty-second year when he left a world which he had never known how to use discreetly. He was eight years older than his great English disciple, Edmund Spenser, who survived him until 1599; while thirteen years after the death of Torquato, Milton, the last true epic poet, was born . . . These indications, which carry us forward from the dying Italian literature into that new English, destined to overshadow all the rest (save only the immortal Greeks), will be completed by adding to them the date of Ariosto . . . And now, we may understand what has been often said, that Tasso was the child of the classic Renaissance, and victim of the Reaction which triumphed for a while in Italy as in England.‘ S. 533: ‚His epic poem had found an audience before it was finished, wherever the Italian language was studied or spoken. Queen Elizabeth, as though neither Shakespeare nor Spenser had begun »to live with the eternity of her fame«, desired in Tasso's rhymes to be remembered, and envied the Estian princes. His genius and sufferings, perhaps not without a suspicion that love had turned his brain, were known at Paris and in the Court of Greenwich.‘ Weiterhin heisst es für die Zeit nach 1592: ‚The Torquato we remember was dead . . . Religion was all his care. Pious hymns took the place of sonnets; and if his »Creation of the

68) ES. XX 24—69. 69) QR. nr. 364, S. 508 ff.

World« is still mentioned, the reason is that Milton has gathered a pearl or two therein for the »Paradise lost«', und zu den gewaltigen Veränderungen im 17. und 18. Jahrhundert stimmt die Notiz: ,there is nothing of Tasso and Spenser in M. de Voltaire' (S. 537) als drastisches Beispiel.

Von ERNST SIEPERs Abhandlung über „Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Litteratur" fällt in unser Berichtsjahr bloss der erste Teil, der „die französischen und deutschen Bearbeitungen" betrifft; die englischen behandelt erst das 1896 erschienene Kapitel[70]). Wir haben daher hier daraus nur zu berücksichtigen: S. V, woselbst als Argumentum des Kapitels über die englischen der Übersetzung des ,Printemps d' Iver' gedacht, Wotton als Vorläufer des ,Euphues', „Soliman and Perseda" und die frühere Spanish Tragedy als Ableitung von Wottons Novelle und wahrscheinlich von einem Verfasser bezeichnet werden; S. 1 Anm., wo von den 15 aufgezählten Variationen des Themas die 2. (Henry Wotton, Controuersie etc. 1578), die 3. und 4. (obgenannte zwei Dramen), die 12. (Elkanah Settle, Ibrahim the illustrious Bassa, 1677) englisch sind; S. 29 den „Stammbaum", wo wir auch als weiteres englisches Glied noch der englischen Übersetzung des Ibrahim-Romans (1641) der Scudéry als Vorlage Settles begegnen. Das Problem der Entwicklung dieses Stoffes in England hatte, nach G. Sarrazin (ES. XV 250 ff.) und A. Schröer („Über Titus Andronicus", 1891, S. 51 ff.), schon E. Köppel ES. XVI 358—362 in Angriff genommen.

Indirekt lässt sich der italienische Einfluss in der Ära Elisabeths auch verfolgen in ,A Book of Elizabethan Lyrics, selected and edited by Prof. SCHELLING, of Pennsylvania Un.'[71]), das sich auszeichnet durch vernünftige Auswahl, übersichtliche, die romanischen Vorbilder andeutende Einleitung und weitläufige Noten. Ebenso in W. E. SIMONDS, An introduction to the study of english fiction[72]), wo den Werken klassischen Rangs mit Recht die Hauptrolle zufällt. Von J. J. JUSSERANDs ausgezeichnetem Handbuche „The English Novel in the Time of Shakespeare. Translated from the French by Elizabeth Lee. Revised and enlarged by the Author" erschien eine ,Illustrated new edition'[73]).

ROBERT BOYLEs Aufsatz „Humor und Humore"[74]) wählt zur Entwicklung der ,Humors' in der modernen Weltlitteratur die Beispiele für seine Deduktionen hauptsächlich aus der Elisabethanischen, besonders

---

70) SIEPER ist mit der Betitelung und Einleitung seiner Veröffentlichung sehr inkonsequent. Die oben an erster Stelle gegebene Gesamt-Überschrift trägt der als Heidelberger Dissertation „Weimar 1895. Druck von G. Uschmann" (V +) 28 (30) S. erschienene Teil, der S. V dieselbe Überschrift mit dem Zusatze „Beitrag zur Geschichte der Türkendramen" wiederholt und darunter in der Inhaltsübersicht die Zweiteilung in französische und englische giebt, dabei die deutschen ebenso wie S. 26 als Unterabschnitt der ersteren. Im Jahre 1896 betrachtete er dann ZVglL. N. F. X S. 33—60 „die französischen und deutschen Bearbeitungen" (d. h. S. 58—60 die deutschen als 5. Paragraphen der ersteren), entsprechend dem Texte der Dissertation, S. 151—174 die englischen. 71) Boston, US., Ginn and Co. 8°. 72) London, Isbister. 8°. 228 S. 73) London, T. Fisher Unwin. 420 S. 8°. 74) ZVglL. N. F. VIII 1—23.

Shakespeare, da dieser „das klarste Bild“ dafür biete. Ihm gilt Chaucer (S. 5) als der erste, der die mittelalterlichen sozialen Stoffe, die aus dem gleichzeitigen Leben gegriffenen, im Zusammenhange der mittelalterlichen Fabulistik mit eigentümlichem Humor umkleidete, freilich „durchaus harmlos“, „in einer rauhen Form“. In Shakespeares ‚Love's labour's lost‘ sei (S. 12) die Liebe „von derselben konventionellen Art, wie neun Zehntel aller Liebespoesie der Humanisten und der Renaissance, angefangen von Petrarca, dem grossen Kunstdestillateur gemachter Liebesseufzer“. Boyle konstatiert für die Lehre von den Humoren, wie sie jenes ausgehende Jahrhundert in England litterarisch darstellt, keine romanischen Einflüsse, für die Zwischenspiele (S. 6) als Nebenhandlung und komische Parodie der Haupthandlung im 16. seit John Lyly und 17. Jahrhunderte Parallelismus (nicht Abhängigkeit) im Verhältnis zu den spanischen. — HERMANN CONRAD betrachtet Robert Greene als Dramatiker[75]) und handelt darin S. 228 ff. über dessen ‚Orlando Furioso‘, wobei die Fussnoten S. 228 und 229 Greenes Abweichungen von seiner Quelle, Ariost, vermerken. — Ein höchst sorgfältiger Katalog mit knappen Zusammenfassungen ist die Chicagoer Doktordissertation „Metaphor and Simile in the minor Elizabethan drama“ von FRANCIS IVES CARPENTER[76]). Die moralities und interludes sind ‚a purely national and popular literature, unawakened by foreign influence‘ (S. 3). Das englische Drama besass „the conception of character and the feeling for dramatic situation“ vor „the introduction of Renaissance and Italian influence“ im 16. Jahrhunderte, welch letzterer dagegen die Muster für diction imagery und poetical ornament lieferte (S. 2), wofür dann »Gorboduc or ‚Ferrex and Porrex‘« das erste Beispiel ist (S. 3). S. 7: ‚Much of the imagery of the Elizabethan drama however is drawn from this poetry and from the imitations of the original sources in classical and Italian literature, as will appear in the study of Peele, Greene and Marlowe.‘ Nicht so häufig wie diese Vertreter der earlier school nebst Lyly zeigt John Webster derartige literary allusions (S. 76 f.), der einmal ‚Tasso‘ nennt (S. 78a). Die Poetik und Rhetorik des Zeitalters war italienisch geschult (S. 164), und die litterarisch-klassizistische Farbe, die seinem Drama die Renaissance brachte, hatte unter sich Realismus, Stofffülle und Leben nationalen Ursprungs (S. 207).

Auf demselben Felde bewegen sich die Ingredienzien, die nach den Resultaten des höchst originellen und umsichtigen LEOPOLD WURTH „Das Wortspiel bei Shakespeare“[77]) in die Elisabethanische Poesie aus Italien übertraten. Der Euphuismus, durch Lylys ‚Euphues‘ populär geworden, wurzelte, ausser dass er „keine Nachahmung, sondern eine grobe Übertreibung Guevaras“ war, in italienischen Anregungen. Namentlich die Neigung zu figürlichen, methodischen Wendungen wuchs mit dem Steigen des italienischen Einflusses, vor allem Petrarcas, der Blumenreichtum daher noch bei Surreys und Wyatts Nachfolgern (S. 159—166). Diese beiden weisen auch allitterierende Epitheta italienischer Art auf

75) JbDSG. XXIX/XXX (1894) S. 210—234. 76) Chicago. The University of Chicago Press. XVI u. 271 S. Gr. 8°. 77) Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. XIV und 255 S. Gr. 8°. (Auch u. d. T.: WBEPh. I.); ausführliche Anzg. von L. FRÄNKEL ES. XXIII 105—109 (und XXI 136 f.).

(S. 169), und Henry Constables „Diana“ (1594) wendet ein Namengetändel ganz von dem Schlage an wie Petrarca Laura mit lauro, auro u.s.w. verbindet (S. 185 Anm. 77). Da ähnliche Spielereien mit Wörtern und Redegedrechsel damals eben an der Tagesordnung waren, so hob das Titelblatt einer Boccaccio-Übersetzung hervor, dass „in diesem Buche die Kunst witziger Konversation studiert werden könne“ (S. 174). — Dagegen betreffen die erstaunlich weitschichtigen Nachweise JOHANNES BOLTES und WILH. SEELMANNS in ihrer Ausgabe „Niederdeutscher Schauspiele älterer Zeit“[78]) eine rein stoffliche Seite fremder Einflüsse. A merry Jeste of a shrewde and curste Wyfe, lapped in Morelles, skin, for her good behaviour’ (London, H. Jackson, c. 1550), 1114 Verse in achtzeiligen Strophen, stellt episch ein Thema dar, das im selben Jahrhundert niederdeutsch (Moorkensvel), holländisch, aber auch lateinisch mehrfach bearbeitet worden ist (S. *7—*15) und italienische novellistische Züge (*S. 7 A. 3) trägt, und diese Fassung erlangte in der Elisabethanischen Litteratur eine bemerkliche Schätzung, auch bei Shakespeare, als er ‚The taming of the shrew‘ entwarf (S. *15—17); das letzte Glied der Sippe bildet übrigens ein sechsaktiger französischer Schwank des Kölner Erzbischofs Joseph Clemens, 1710 in Valenciennes entstanden (*S. 19 f.). In den Singspielen der ‚englischen Komödianten‘, ähnlich der ‚farce du cuvier‘ bei Viollet Le Duc, Anc. théât. frç. I 51, erscheint 1620 ein Pantoffelheld als ‚Windelwäscher‘, der vielleicht auf des Schonaeus’ lateinischen ‚Vitulus‘ (1595) zurückgeht. Das letztere Stück erinnert an des Macropedius’ Posse ‚Aluta‘ (1535), womit des italienischen Komödianten Tabarin Farce (Paris 1623) verwandt ist (*S. 24 und *29). Die von Haus aus deutsche Comödia ‚Scriba‘ veranlasst zu Einblicken in Motive, die im 15., 16. und im anhebenden 17. Jahrhundert durch die komische Litteratur Europas wandern und mit Italienern einsetzen, in zwei englischen Possen aber am prägnantesten sich ausleben (*S. 30 ff.). Der Stoff des Schwankes ‚Hanreyerey‘ hat zur lateinischen Humanistenkomödie und zu der der ‚englischen Komödianten‘ Beziehungen, vermittelt ein Decamerone-Motiv (*D. 42), verknüpft eine Variante in des französischen Dominikaners Johannes Junior ‚Scala celi‘ aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts mit der ‚History of Friar Bacon‘ (*S. 43), taucht in Allan Ramsays ‚The monk and the miller’s wife‘ 1722 auf und gabelt sich endlich in ‚The freirs of Berwick‘ William Dunbars (vor 1525), womit eine Fassung im ‚Friar Bacon‘-Volksbuch verwandt ist — vgl. E. Ravenscrofts comedy ‚London’s cuckolds‘, 1688, II. Akt — und Cervantes’ humorvolles Zwischenspiel ‚La cueva de Salamanca‘ (1615), hinter welch letzterem im 17. und 18. Jahrhundert unter Führung von Calderons ‚Dragoner‘ (1651) eine lange Zahl spanischer und französischer Erzählungen und Dramolets nebst etlichen Übersetzungen davon marschieren (*S. 46 f.) — In einem Artikel über „Feen- und Nixenfang nebst Polyphems Überlistung“[79]) legt LUDWIG FRÄNKEL unter andern verschiedene Möglichkeiten für fremde Zufuhr zum littera-

78) Gedruckt auf Kosten der Germanistischen Sektion des Vereins für Kunst und Wissenschaft in Hamburg. Norden und Leipzig. Diedr. Soltaus Verlag. Druck des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. IV. Bd. *48+64 S. Kl. 8°. 79) ZVV. V, 264—274.

rischen Elfenglauben im Elisabethanischen England dar, besonders im Rayon des Shakespeareschen ‚Midsummernight's dream' und bei dem Spiritisten Dr. John Dee; diese leiten vielfach auf keltischen Ursprung, wie auch bei englischen Volksliedern von Kobolden und der Feenkönigin. Bei dem gelehrten Dee und seinen Beziehungen zu Männern kontinentaler Wissenschaft, vielleicht auch zu Giordano Bruno liegt Latein, wohl auch Italienisch als Hilfsmittel für ihn nahe. Sein Geisterbannen ähnelt dem volkstümlichen Nixenfangen, wie dies der Verhöhnung Polyphems, und auf letztere Sage stösst man im Renaissance-Zeitalter zweimal bei Bojardo, von dem ja auch Fäden bis über das Ärmelmeer reichen.

2. Shakespeare. Das Aufsehen erregende, vielbekrittelte imposante Werk von Georg Brandes[80]) über ‚William Shakespeare' kommt nur mit einer Rubrik in Betracht, die seine starke Seite nicht ist noch sein will. Trotzdem verdient diese ganz selbständige, viel neue Fragen anschneidende Biographie grossen Stils auch bezüglich der auf Shakespeare und die Shakespeareanische Poesie ergangenen italienischen und damit sich berührenden Eindrücke nachgeschlagen zu werden. Da ihm jedoch in dieser Hinsicht eigene Forschung gewiss fern liegt, verzeichnen wir nur, angesichts des Mangels eines Sachregisters in dem inhaltsvollen starken Bande, die betreffenden Stellen. S. 56 f.: der ‚hohe' und ‚kultivierte' Stil, in Italien besonders durch die concetti der Petrarcisten und Marini mit seinen Antithesen und Wortspielen, in Frankreich durch die antikisierende Schule Ronsards, in Spanien durch Guevara vertreten, rief den am schärfsten durch Lyly, der unmittelbar an letzteren anknüpft, prononcierten Euphuismus hervor. S. 65: ‚All's well that ends well' sei „eine Dramatisierung von Boccaccios Erzählung Giletta von Narbonne. Nur die komischen Partien sind Sh.s Erfindung; ganz aus seinem Eigenen hat er folgende Personen hinzugefügt: Parolles, Lafeu, den Narren und die Gräfin. . ."; es fehlt jedes Mittelglied der Filiation, und solche Selbständigkeit ist unbeweisbar! S. 73: „Die beiden Edelleute von Verona" enthalten „Shakespeares erste Liebeserklärung an Italien". S. 78: „Italien war zu jener Zeit das grosse Kulturland. Der italienische Stil und Geschmack beherrschten denn auch die englische Lyrik und die kleinen epischen Dichtungen dieses Zeitalters. Shakespeare beginnt hier mit Adonis und Venus sensuell und empfindsam im Geleise der Italiener. Er versucht, den zärtlichen und sinnbethörenden Ton seiner südländischen Vorgänger anzuschlagen." S. 99: der Stammbaum der Romeo-Fabel von Masuccio (1476) an, aber lückenhaft. S. 157—164: ausführliche Erörterung und bejahende Erledigung der Streitfrage, ob Sh. in Italien war, auf Grund seines Lokalkolorits u. ä. (vgl. S. 621). S. 208: Taming o. t. s. und Merchant o. V. (vgl. S. 218): „Die beiden ersten Schauspiele, in denen man die Nachwirkung einer italienischen Reise zu spüren meint." S. 220: Sh.s Hauptquelle für ‚The merchant o. V.' sei ‚Die Abenteuer Gianettos' in ‚Il Pecorone' des Giovanni Fiorentino (1558), der auch

80) Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1895/96 (10 Lieferungen 1895, 2 1896). Gr. 8°. 1006 S. Ausführliche Anzeige durch den Referenten im JbDSG XXXIII (1897) 278—287. Die „zweite verbesserte Auflage", 1898 erschienen, berücksichtigt eine Anzahl erhobener Einzeleinwendungen, ändert aber nichts bez. der Quellenverhältnisse; Anzeige durch den Referenten im Druck für ES.

S. 291 dafür und für Merry wives of W. als sein Reservoir erscheint! S. 297: Sh. habe für Much ado a. n.‘ „die Einzelheiten der Fabel verschiedenen italienischen Quellen entnommen“ (Ariost's O. f. V, Ariodante und Ginevra, und Bandellos Geschichte des Timbreo aus Cordona). S. 322 f.: richtiger Standpunkt, dass Sh. für ‚What you will‘ erst eine Ableitung aus einer der vor ihm wenigstens vierfach vorhandenen italienischen Fixierungen benutzt habe. S. 496 f.: Die in den Sonetten behandelten Verhältnisse erschienen mehreren gründlichen Kennern der damaligen englischen und italienischen Poesie (Delius, Elze, Schück u. a.) „im wesentlichen erdichtet“; S. 408: in Italien und England war die Freundschaft damals platonische Erotik, und Brandes parallelisiert Michel Angelos schriftliche Äusserung an Tommaso de Cavalieri genau mit Shakespeares Freundschaftsgedichten (S. 408—416). S. 420 f.: Wyatt und Surrey als Väter des Petrarca-Sonetts in England. S. 479 f.: der Vorwurf wider Ben Jonson, er habe in ‚Volpone‘ III 2 den prägnanten Tadel, englische Schriftsteller würden bald von Pastor fido wie von Montaigne stehlen, auf Sh. gemünzt, zurückgewiesen. S. 493—505: Sh. ohne beweisbares Verhältnis zu Giordano Bruno, dagegen mit Montaigne vertraut. S. 563: G. Whetstone's ‚Promos and Cassandra‘ vermittelt aus Cinthio's Hecatommithi die Fabel für ‚Measure f. M.‘, während S. 616 Sh. dafür wie für Othello aus Cinthio schöpfen lässt, wozu er nach S. 619 Zusätze aus „der Geschichte zeitgenössischer, venetianischer Familien“ machte. S. 722—727 fassliche Entwickelung der aus dem Mittellatein stammenden, von Boccaccio und Chaucer mundgerecht geprägten Materie von Troilus and Cressida. S. 868: Für Fletchers ‚The faithful Sheperdess‘ dienten Shs. „Sommernachtstraum“, Spensers — in italienischem Stile gearbeiteter — Shepheards Calender (s. oben Anm. 67) und „wie schon der Titel sagt“ Guarini's Pastor fido als Vorbilder. S. 873: in dem Fletcher (-Shakespeare?)schen Drama ‚The two noble kinsmen‘, 1634 gedruckt, stammten „beinahe alle wichtigen Einzelheiten“ über die Brücke Chaucers aus Boccaccios La Teseide. Nach S. 626 f.: Sh. solle für eine Stelle in ‚Othello‘ sicher, nach S. 949 f. für etliche Motive in ‚Tempest‘ vielleicht Ariosts Orl. fur., im ersteren Falle im Original benutzt haben.

Man sieht, die Betrachtung des „Italian influence on Shakespeare“, wie sie ein Übersichtsartikel von C. FLAMSTEAD WALTERS[81]) ins Auge fasst, ist ein ergiebiges Thema, zudem beinahe durchgängig von hoher Bedeutung, wenn man des grossen Meisters Stellung in der Geschichte eines von ihm behandelten Stoffes abschätzen will. So überschreibt FREDERICK S. BOAS' sehr stoffsicheres Buch ‚Shakspere and his predecessors‘[82]) das X. Kapitel direkt: »Shakspere ‚Italianate‘: Romeo and Juliet and The Merchant of Venice«; das I. zieht The mediaeval drama, das II. The early Renaissance drama gründlich in den Gesichtskreis. Obwohl ihre Aufgaben und Gesichtspunkte in erster Linie dramaturgischer Art, schenken WILHELM OECHELHÄUSER' „Einführungen in Shakespeares Bühnendramen und Charakteristik sämtlicher Rollen“

81) GMa., New series, vol. 55 p. 571 (dec. 1895). 82) London, John Murray, 1896. 8°. VIII u. 555 S. UEM. ed. by Knight): Referate Ac. nr. 1256, Ath. 3577.

in ihrer „dritten umgearbeiteten Auflage“[83]), wie man von einem sorgfältigen allseitigen Kenner erwarten muss, jener Frage geziemende Rücksicht. Das ist der Fall für Romeo and Juliet (S. 100 a im allgemeinen; S. 104 b für Graf Paris den „Sh. weit mehr hervorgehoben als seine Quellenschriftsteller“; S. 105 für Lorenzo „der stereotype Mönch-Hausfreund des italienischen Dramas“); für „Othello“ (S. 124 b) Taming of the shrew (S. 164 a: in doppelter Hinsicht nach Ariost), Merchant of Venice (S. 176 a: Giovannis Pecorone, bezw. Gesta Romanorum, Masuccio, S. 180 a; S. 185 b zu Nerissa), Much ado about nothing (S. 191 a: Bandello und Ariost; S. 197 a für Pater Franziscus), What you will (S. 199 a). — Auf demselben Boden bewegen sich: William Mercer, The story of Romeo and Juliet[84]), der, im Anschlusse an Eugene Bensons Artikel „The immortal story of Romeo and Juliet“[85]), aus seinen in Vicenza gemachten Aufzeichnungen über den dort geborenen Luigi da Porto, den ersten eigentlichen Novellisten des Themas — vgl. „Juliet and Romeo. From the Italian of Luigi da Porto. With introduction by W. J. Rolfe. Illustrations by Marold“[86]) — nichts Neues notiert, ausser dass er am 10. Mai 1529 (Druckfehler 1829) 43 J. alt starb und Kardinal Bembo ein Sonett auf seinen Tod machte, sowie dass Gius. (!) Venturi (Compendio della storia profana e sacra di Verona, 2. ediz. 1825) in der Familienchronik der Montecchi nichts Bezügliches fand, erwähnt auch die Parallelen aus Siena und Bologna und Dantes Namensnennung der hadernden Familien Purgatorio VI.; ferner Hermann Meissner, „Die Quellen zu Shakespeares ‚Was ihr wollt‘“[87]), welche folgende Stufenleiter ausmachen: ‚Comedia del Sacrificio degli Intronati‘, meist ‚Ingannati‘ benannt, 1531 in Siena aufgeführt und wohl 1538 gedruckt, Niccolo Secchis ‚Inganni‘ (1547 aufgeführt, 1562 gedruckt), des ersteren novellistische Umformung bei Bandello II. nr. 36 (1554), Cinthios Hecatommithi V nr. 8 (1565), ‚Comedia de los engaños‘ von Lope de Rueda (vor 1576), Montemayors ‚Felis und Felismene‘-Episode in ‚Diana enamorada‘ (1542), Barnaby Riche’s ‚His Farewell to Militarie profession‘ (1581), alle nach Erscheinungsjahr und -art, Inhalt und Verhältnis sorgsam geprüft. — Max Koch stimmt in einer Anzeige[87]) von Albert H. Tolman’s Strassburger Dissertation „Shakespeare’s part in ‚The taming of the shrew‘“ (1889) dessen Bekräftigung der, wohl auch von B. ten Brink angenommenen (S. 137) neueren englischen Aufstellung bei, wonach für ‚The taming of the shrew‘ gegenüber dem älteren Stücke ‚The t. of a sh.‘ aus Ariost-Gascoignes ‚Suppositi‘ unmittelbar Zusätze entnommen seien, die (Tolman S. 71) Shakespeares Mitarbeiter geliefert habe (S. 138). ‚El conde Lucanor‘ von Don Juan Manuel verfechten weder Tolman (S. 42) noch Koch (S. 139) mit Douce als Vorlage des Stückes. Tolmann’s Arbeit steht PMLA. V. nr. 4 (1890).

---

83) Minden i. Westf., J. C. C. Bruns’ Verlag. X u. 255 S. 8°. 84) Ac. 48 p. 132. 85) NRev., july 1895. 86) Boston, Joseph Knight and Co. 1894 (World’s Classics Series). 87) Erster Teil. Wissenschaftl. Beil. z. Prgr. des Königl. Gy. zu Lyck. 1895, Prgr. No. 12. 4°. 26 S. 87) ES. XX 136—139.

Zu der oben berührten, neuerdings mehrfach versuchten Verknüpfung Shakespeares mit Spanien erinnern wir anhangsweise an MAX KOCHs Notiz „Shakespeare und Lope de Vega“[88]), wo er nach Arturo Farinellis Buch „Grillparzer und Loge de Vega“ (1894) S. 284 f. die vier Paralleldramen der beiden Zeitgenossen nebeneinanderstellt. Und so auch scheint dem Referenten mittelbar ein spanischer oder sonst französischer Bericht durchgesickert und reichlich verquickt mit italienischen Eindrücken zu sein, wofür MAX KOCH[89]) einen bei Gervinus „Shakespeare“ nach Hunter angedeuteten Vermerk auffrischt, Shakespeare habe in ‚Love's labour's lost‘ für die Thatsache, dass eine französische Prinzessin das von ihrem Vater verpfändete Aquitanien einlösen wolle, in Lord Bacons viel jüngerer ‚History of Henry VIII.‘ eine auffällige Parallele. Damit decken sich die Resultate von GREGOR SARRAZINs ausgezeichneten Untersuchungen über Die Entstehung von Shakespeares „Verlorener Liebesmühe“[90]). Sie machen die, direkte oder indirekte Benutzung, von mehrerlei französischen Originalmitteilungen über Heinrich von Navarra, den spätern Heinrich IV. von Frankreich, und seine Gemahlin Margareta von Valois — deren Mutter Katharina, nicht, wie Sarrazin S. 201 angiebt, Maria von Medicis war — (S. 207—210), sowie der Persönlichkeit des Spaniers Antonio Perez, der 1591/92 an dessen Hofe, 1592/95 in London sich aufhielt (S. 214—234), endlich von subjektiven Niederschlägen eines supponierten italienischen Aufenthalts (S. 222 f. und 225) und in unlöslichem Konnex damit der petrarchischen Lyrik (S. 226 f.) für ‚Love's labour's lost‘, desgleichen der beiden letztgenannten Fundamente für sämtliche Shakespeare'sche Theaterstücke jener Epoche (1592—95), beinahe zur Gewissheit. Ungeachtet der mannigfaltigen seelischen Bezüge und Herzensaffairen intimer Personen, die ausserdem hereinspielen, müssen mit Sarrazin ‚Love's labour's lost‘, die Sonette und sämtliche südländisch angehauchten Epen und Dramen jener Ära auch faktisch italienisch infiziert, ‚L. l. l.‘ dazu noch auf französischen und spanischen Originalunterlagen fussend gelten.

Für die Annahme unmittelbarer Einwirkungen Italiens auf den stoffbedürftigsten der Elisabethanischen Dramatiker ist es von einschneidender Wichtigkeit, über seinen etwaigen Aufenthalt im Lande selbst ins klare zu kommen. GREGOR SARRAZIN hat sich wiederholt sorgsam damit beschäftigt und Theodor Elzes im JbDSG. veröffentlichte Serie „Italienischer Skizzen zu Shakespeare“ wie G. Brandes' oberwähnte strikt bejahende Expektorationen vermittelst philologischer Methode in den Schatten gestellt. Schon 1894 hatte er für die Frage „Shakespeare in Mantua?“[91]) Th. Elzes (an derselben Stelle XV 263) Gründe gegen Shakespeares Augenscheinkenntnis von Oberitalien nicht stichhaltig gefunden und besonders den Gedanken einer Autopsie Mantuas, neben der Paduas und Venedigs, namentlich wegen seiner intimen Bekanntschaft mit dem Wirken des Malers Giulio Romano nahe gelegt. „Neue italienische Skizzen zu Shakespeare“[92]) schliessen daran die Nachweise, dass für den Herzog Vincentio in ‚Measure for Measure‘ das Urbild

88) ES. XX 344 f. 89) ZVglL. N. F. VIII 124 f. 90) JbDSG. XXXI 200—230. 91) JbDSG. XXIX/XXX S.249—254. 92) ebd. XXXI 164—176.

Vincenzio I. Gonzaga von Mantua, Herzog 1587—1612, war (S. 164—169) und „das Gonzaga-Schauspiel im ‚Hamlet'" (S. 169—176) verrät, wie der Dichter in Einzelheiten der Familiengeschichten dieses gleichzeitigen italienischen Fürstenhauses eingeweiht war, womit am Schlusse die Eventualität einer Anregung von Torquato Tassos damals entschiedenem Schicksale auf ‚Hamlet' verbunden wird. — H[ERM.] C[ONRAD] hat übrigens in einem Fingerzeig auf neuerworbene „Original-Drucke aus der klassischen Periode im Britischen Museum"[93]) auf ein Unikum ‚The Lamentations of Amintas for the Death of Phillis; paraphrastically translated out of Latine into English Hexameters by Abraham Fraunce. Newly corrected. London 1596" aufmerksam gemacht, dessen ältere Ausgaben von 1588 und 1589 verschollen sind: es ist von Watsons lateinischem „Amyntas", einer Nachbildung des Tassoschen Poems, übersetzt und ein interessanter Versuch, den Hexameter im Englischen einzubürgern; über letzteres Beginnen überhaupt handelt übrigens ausführlich der oben unter Nr. 4 angeführte Artikel i. QR. p. 345 ff. Ausserdem kämen aus Conrads Aufzählung hier etwa noch in Betracht die Raritäten: Greene's „Arbasto" (1. Ausg. 1584), Francis Sabie's „The Fisherman's Tale" (1595), eine gereimte Wiedergabe von Greene's „Pandosto", d. i. Shakespeare's Quelle zu „The Winter's Tale", dann ‚Laura', Gedichte von Robert Tofte (1597), endlich Robert Anton's „Morio-Machia" (1613), ein komisches Epos, dessen Anspielung auf Cervantes' „Don Quixote" unmittelbaren Einblick in diesen, nicht in eine Übersetzung vor der Shelton'schen von 1620 hätte beweisen können — ehe wir die von 1612 berücksichtigten.

Direkt an romanische, im Grunde italienische, im Ideal spanische Vorbilder angelehnt ist trotz alles innerlichen und äusserlichen Engländertums die geniale Fallstaff-Figur (vgl. KÖPPEL im unten Nr. 100 citierten Buche S. 44 f., sowie LINDNER im unten Nr. 121 citierten S. 69 und 71) daneben die des Parolles in Shakespeares, ‚All's well that ends well' wie man (FRIEDR.) ALYS gründlichem Vortrage „Der Soldat im Spiegel der Komödie"[94]) (S. 474—476) entnimmt: „so hat Shakespeare den Typus des miles (gloriosus) aufgefasst; andere Vertreter desselben in der englischen Litteratur glaube ich übergehen zu dürfen"; also hat er die Rostocker Dissertation von Herm. Graf, „Der Miles gloriosus im englischen Drama bis zur Zeit des Bürgerkriegs" (Schwerin 1891) nicht gekannt. — Dagegen berührt HERMANN CONRADS Aufsatz „Über die Entstehungszeit von »Was ihr wollt«"[95]) nur die Hypothese, dass dessen zwei Bestandteile, die Viola- und die Malvolio-Fabel, beide ja übrigens italienischer Wurzel, erst nachträglich verbunden worden sind (S. 177 und 196), dann die Feststellung, dass ersterer Ausgestaltung von Anfang an, schon in der 1. Scene, auf den italianisierenden Stil der Jugend Shakespeares oder die diesem bekannten Muster dafür deutet (S. 178 ff.), sowie die Darstellung der „Geschlechterliebe in Verbindung mit idealer Freundschaft" in ‚Twelfth Night' auf den „Petrarkischen in Sonette gekleideten Untersuchungen über die Liebe in Verbindung mit den von den Platonischen Akademien Italiens verbreiteten Liebes- und

---

93) ebd. S. 378 f. 94) PrJbb. LXXIX, 467—487. 95) JbDSG. XXXI 177—199.

Freundschafts-Theorien" ruhen, diesen damaligen (1585—1595) „Mode-Theorien", wo sogar „der wilde Richard [III.] der italienischen Formalien nicht ganz entraten konnte, wenn er um Frauengunst warb" (S. 189 f.). — „Die künstlerische Arbeit Shakespeares im »Othello«" zergliedert ERNST TRAUMANN[96]) allerdings nur vom Standpunkte des Ästhetikers und Dramaturgen. Aber sein sorgfältiges Ausschälen der Elemente basiert auf der Entwicklung des stofflichen Substrats, und so erinnert er an die Beziehungen zu früheren Dramen des Dichters, die in Italien bezw. Venedig spielen, konfrontiert genau die Quelle, d. i. Giraldi Cinthios Novelle, mit Shakespeares Idealisierung (S. 231—236), die dessen „technisches und künstlerisches Meisterwerk" hervorgebracht habe. — Italiens Interesse für den König des britischen Parnasses beweist auch die von EDWARD DOWDENS berühmtem musterhaften Buche „Shakspere, his mind and art" (zuerst 1872) erschienene Übersetzung: »Shakespeare di E. Dowden tradotto da A[ndreina] BALZANI«[97]). Aber dieser vortreffliche Abriss (dessen Wertschätzung ausserhalb Grossbritanniens zuerst und auf der Stelle des höchst sachkundigen W. Wagner Verdeutschung, 1879, bewies) hätte gemäss den durchgreifenden Fortschritten der zwei Decennien seit seinem Hervortreten umgestaltet werden müssen: zum wenigsten im bibliographischen »appendice« (S. 239 ff.) und den mittlerweile festgestellten Quellenverhältnissen (in Kap. VI). So verfolgt denn auch das VII. und Schlusskapitel die Nachgeschichte des Meisters nur ‚del 1616 [im Inhaltsverzeichnisse 1816!) al 1877' und behandelt beispielweise an dessen Ende als Verbreiter der Shakespeareschen Muse in Italien nur die drei Übersetzer Andrea Maffei, Rusconi und Carcano (dessen erläuterte und illustrierte Sh.-Übersetzung erschien 12bändig in demselben Verlage Hoepli), noch nicht G. Chiarini, Levi u. a., unter den ‚attori contemporanei' Rossi und Salvini.

3. Shakespeares Genossen im Drama. PHILIPP ARONSTEIN bemerkt gelegentlich „Ben Jonsons Theorie des Lustspiels"[98]), wie diesem dem Shakespeareschen romantischen Phantasielustspiel das gegenüber Charakter- und Sittenlustspiel vorschwebt (S. 475 und 482), so habe er die Stoffe dazu aus dem ihn umgebenden Leben entnommen, nicht wie Shakespeare aus italienischen Novellen, und ihre Scene sei meistens London, nicht irgend eine italienische oder griechische Stadt oder gar ein unbestimmtes, ideales Land (S. 472), was sorgsam belegt wird. Conversations III 470, 472 tadelt Ben Jonson Philip Sidney und den Italiener Guarini, dass sie in ihren Schäferdramen alle Personen ihre eigene Sprache reden lassen (S. 475). Auch bekrittelt er der zeitgenössischen Litteratur Sucht, romanische Wörter und Wendungen einzuflechten (S. 476 f.). Bei HENRI MORLEY und W. HALL GRIFFIN, Shakespeare and his Time: under James I.[99]) hört man über Shakespeare, über Ben Jonson (Kap. XII), über das Mitarbeiter-Paar Beaumont und Fletcher (Kap. XIII) keine neuen Fakten oder Gesichtspunkte für Erkenntnis von Vorlagen und Parallelen, doch gute Reproduktionen des bisher Ermittelten. — Einen beträchtlichen Fortschritt wegen ihrer Fülle von Einzel-

---

96) JbDSG. XXXI 231—262. 97) Milano, Ulrico Hoepli (MH. CXC). IX + 252 p. kl. 8°. 98) A. XVII 466—485. 99) EW., vol. XI: London. 8°.

beiträgen zur Kenntnis romanischer, vor allem italienischer Einflüsse auf das Elisabethanische Drama und reichlich systematischen Lehren bedeuten EMIL KÖPPELS „Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons, John Marstons und Beaumonts und Fletchers“[100]). Seiner vollständigen Übersicht der Übertragungen, Bearbeitungen, Nachbildungen und Anlehnungen, die die Epik des mittelalterlichen und des Renaissance-Italien auf englischem Boden gefunden hat, den „Studien zur Geschichte der italienischen Novelle in der englischen Litteratur des 16. Jahrhunderts“ (1892), stellen sich hier festwurzelnde Quellenforschungen für Shakespeares vorragendste Kollegen zur Seite (die 1897 solche über G. Chapman, Ph. Massinger und J. Ford ergänzen); auch viele andere Dramen des goldnen Zeitalters, Shakespeares, Kyds, Th. Heywoods, Massingers, Chettle's, Dekkers, Tourneurs, Websters, weiterhin Chaucer, Ph. Sidney u. a. erhalten im Stofflichen neues Licht. LUDW. FRÄNKELS[101]) und ROB. BOYLES[102]) Referate haben den ungemein reichen Gewinn an neuem Wissen und vorbildlicher Methodik betont. In ersterer Hinsicht bildet die romanische, zu rund zwei Dritteln die italienische Prosanovellistik das wesentliche Bezugsgebiet für die Nährväter der Londoner Bühne, woneben ein jetzt immer deutlicher erkannter und nahegelegter Anklang an spanische Dramen Rücksicht heischt. Boccaccio, Bandello, dazu Giraldi Cinthio sind gleichsam unerschöpfliche Reservoirs. Es treten daneben für Unterlagen bezw. enge Parallelen: an Italienern Ariost, Giovanni Fiorentino, Guarini's Pastor Fido, Bernardo Ilicini, Paulus Jovius, Machiavelli, Petrarca, ferner der endlos dramatisierte Vermittler italienischer Geschichten, W. Painter's Palace of Pleasure; an Spaniern Aleman's Guzman, Cervantes (mit Don Quixote, Novelas Exemplares, Persiles), Gonzalo de Cespedes, Juan de Flores, Montemayor, Lope de Rueda, Lope de Vega; an Franzosen de Bellan's Histoire Memorable de Dias Espagnol, Belleforest, N. Caussin, H. d'Audigier's Histoire tragicomique de notre temps, B. des Periers, der Heptaméron, Montaigne; schliesslich, sei es direkt sei es durch irgend welche versunkene romanische Brücke, die Römer Cicero, (Dion Cassius,) Horaz, Juvenal, (Libanius,) Lucan, (Lucian,) Ovid, Petron, Plautus, Sallust, Seneca, Tacitus, Terenz, Vergil, und die mittellateinischen Historia septem sapientum und Legenda aurea. Auch wo sich eine italienische (romanische) Unterlage nicht unmittelbar vermuten oder erweisen lässt, sodann bei Chaucers u. a. frühen Aneignungen südlicher Erzählungen und Motive stehen die Novellen- und Schwankdichter der Apenninenhalbinsel nebst deren westlichen und nordwestlichen Stammesbrüdern zu den Engländern in Gevatterschaft. Auf die speziellen Fälle sowie das Abhängigkeitsverhältnis von Engländern untereinander kann hier nicht näher eingegangen werden. Köppels drei Bände sind die Hauptleistung neueren Datums für dies Gebiet unseres Abschnitts. G. SARRAZINS ausführliche Anzeige[103]) stimmt all dem bei und fügt hinzu, für die Firma Beaumont-Fletcher kämen ausser Italienern und Spaniern wohl auch Franzosen in Betracht (S. 412), und

---

100) MB. XI: Erlangen u. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme). VIII + 158 S. 8°. **101)** LCBl. 1896 nr. 8, Sp. 266 f. **102)** ES. XXII 289 ff. **103)** ASNS. XCVII, 412—416.

die Bandellosche Novelle [II 44], welche Beaumont-Fletcher's „The Knight of Malta" zu Grunde liegt (S. 69), gehe auf die weitverbreitete, auch England nicht fremde Sage (s. Lüdtke, Erl of Tolous, S. 181) vom Grafen von Toulouse zurück (S. 414).

„John Marston als Dramatiker" betrachtet PHILIPP ARONSTEIN[104]) ausführlich. Marstons Mutter war die Tochter des italienischen Arztes Andrew Guarsi, was ihn stark beeinflusst hat, ‚the most Italian of our dramatists', wie Swinburne (NCe. 1888, p. 535) sagt (S. 378). Mit Italiens Sprache und Litteratur genau vertraut und direkt aus deren Schatz an Novellen schöpfend (S. 74), hat Marston im ersten Teile von ‚Antonio and Mellida' wahrscheinlich eine solche benutzt, wie die Personennamen und vielen italienischen Stellen — deren Sprachform Swinburne abscheulich nennt — nahelegen, daneben Seneca (S. 35 f. und 42). B. Jonson (Poetaster V 1, p. 261) wirft Marston Jagen nach wild-ausländischen Ausdrücken, nach „gallo-belgischen" Redensarten vor, der wirklich hochtönende Fremdwörter sucht oder gar bildet (S. 40 f.). „The Malcontent" beruht auf einer unbekannten italienischen Novelle oder ist eine Variation des vorigen Stoffes (S. 45), enthält aber keine italienischen Brocken, sondern nur solche aus Seneca, Ovid, Vergil (S. 48). „Sophonisba" kann durch Montchrestiens französische Bearbeitung [„Carthaginoise"] (1596) von Trissinos ‚Sofonisba' (1524) veranlasst sein (Köppel a. a. O. S. 158 leugnet das), der zur Zeit der Abfassung von Marstons tragedy in London weilte, doch hat letzterer vielleicht auch das italienische Original gekannt (S. 52). Für „The insatiate countess" verwendete er Bandello Nr. 4 und 15 ziemlich genau, nur die Personennamen ändernd (S. 58), für „What you will" hauptsächlich Plautus' ‚Amphitruo', eventuell durch italienische Vermittlung (S. 61), für die Dulcimel, die den eigenen Vater als Liebesboten benutzt, in „Parasitaster or the Fawn" vielleicht Bocc. dec. III 3 (S. 71). — Die Neuausgabe von John Ford's „The broken heart" (1633 Druck) mit introduction und notes, die CL. SCOLLARD[105]) besorgt hat, erhebt unsere Ungewissheit über die Quelle dieses an Bandello mit einem äusserlichen Effektmittel hangenden Trauerspiels nicht.

Seine gruppierende und analysierende Zusammenfassung der „verschiedenen Bearbeitungen der Novelle von der Herzogin von Amalfi des Bandello in den Litteraturen des XVI. und XVII. Jahrhunderts" hat KARL KIESOW[106]), scheint's, auf die Engländer, voran John Webster, mit dem Untertitel „John Websters Duchess of Malfi", zugespitzt, so auch den letzterem gewidmeten Abschnitt allein als Dissertation[107]) veröffentlicht, welcher ihn zu der ganzen Untersuchung angeregt zu haben scheint, dies dürfte die Filiationstafel S. 258 bezw. 29 bestätigen. Von der Gesamtabhandlung beschäftigen sich mit der Verpflanzung der, in den ersten anderthalb Dezennien des 16. Jahrhunderts geschichtlich wurzelnden Materie die beiden letzten, d. i. das 4. und 5. Kapitel des 1. Abschnitts (Novellen), und das 2.

---

104) ES XX 377—396; XXI 28—79. 105) New York. 106) A. (Neue Folge) XVII 199—258 [S. 232 lies überall *Vopel* statt *Vapel*, S. 251 Zl. 23 *stil* statt *titel*]. 107) Inaug.-Diss. d. Univ. Leipzig. Halle a. S. Druck von Ehrhardt Karras. 1894. 8. 29 S.

des 2. Abschnitts (Dramen) mit englischen Gestaltungen. Painter (1561—1575) im ‚Palace of Pleasure' nr. 23 übersetzt überwörtlich aus Belleforests ‚Histoires tragiques', nicht aus dessen Vorlage Bandello, fügt zweimal für seine landsmännischen Leser Personalien hinzu und ändert öfters die Satzform (S. 211 f.). Thomas Beard's „Theatre of God's judgements" (1597) p. 322 ff. lehnt gewiss an Belleforest seine kürzende Moralisierung an; es hatten vorher, Painter folgend, ‚Forest of Fancy (1579, p. 45) und G. Whetstone's Heptameron (1582) die Geschichte erwähnt, Rob. Greene, The card of Fancie (1584), hinwiederum nach ersterem (S. 212—214). John Websters ‚Duchess of Malfi', c. 1616 entstanden, 1623 gedruckt, ruht sichtlich auf Painter, dessen Kenntnis er mit Recht beim Publikum annahm, doch mit ‚genialer Kraft und Erfindungsgabe' ändernd, indem er die Art zu handeln aus den Charakteren ableitete und die Ereignisse ein Jahrzehnt später vorrückte (S. 231—244). Nachdem er „Personen und Charaktere" und die „Technik" sauber, nur etwas panegyrisch unter die Lupe genommen hat (S. 244—252), stellt er Webster neben Shakespeare, von dem er nichts im üblichen Sinne entlehnt habe (S. 252—254), dann neben Lope de Vega, der zwischen 1603 und 1609 denselben Stoff dramatisiert (Druck von 1618) hatte, wobei er mit einleuchtenden Gründen eine Beeinflussung des Engländers durch den spanischen Meister zurückweist — die Hinderungsursache der Unzugänglichkeit wegen des ungedruckten Zustandes von dessen Erzeugnis entgeht Kiesow dabei — und Websters Leistung weit über Lope erhebt, wie sie ja auch durch Theobald 1733 renoviert in London über die Bretter gegangen und ihr Thema ebenda noch 1850 durch Henry Horne aufgegriffen worden sei (S. 254—258).

Max Hippes Anzeige[108]) von G. Hübsch' Ausgabe der von H. Chettle, Th. Dekker und W. Haughton verfassten „The Pleasant Comedie of Patient Grissill" (1893; nach dem Druck von 1603) sieht Petrarcas Text als wesentliche Grundlage der englischen Griseldis-Prosa an, die — daneben eine englische Ballade — für unser Drama die Quelle bildete, und billigt Hübsch' Zurückweisung von v. Westenholz — »Die Griseldis-Sage« (1888) — der nähere Beziehungen zwischen Boccaccios Novelle und dem englischen Drama annahm. — A. Ch. Swinburne bringt in seinem Doppel-Aufsatze „The historical and classical plays of Thomas Heywood"[109]) und „The romantic and contemporary plays of Thomas Heywood"[110]) zahlreiche Parallelen, Vergleiche u. s. w. zwischen Heywood — die tüchtige Monographie Wilh. Swobodas: „John Heywood als Dramatiker. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des englischen Dramas"[111]), die schon auf diese Fragen einging, nennt er nicht — und lateinischen, französischen, spanischen Dichtern, aber keine Belege für direkte neuromanische Einflüsse. — Oliver Eltons wertvolles Supplement zu den Faksimile-Ausgaben, die die Spenser Society in 7 Bänden 1885—92 von Draytons Werken veranstaltet hatte, „An introduction to Michael Drayton"[112]), erörtert auch kundig

---

108) ES. XX 106—108. 109) NCe. XXXVII 646—656. 110) ebd. XXXVIII 397—410. 111) WBDEPh. Nr. III. 1888. gr. 8°. 112) Printed for the Spenser, Society. Manchester. VIII + 88 p. 8°.

des „letzten Elisabethiners“ Produkte in ihrer Abhängigkeit von den allgemeineren zeitgenössischen Anschauungen und Bestrebungen, wie ein lobender Referent sagt[113]), nicht aber nach litterarhistorischem Brauche wirkliche Vorlagen verfolgend. R. Brotaneks ausführliches Referat[114]) verleiht Elton das Prädikat ausgezeichnet und trägt (S. 138) die Übertragung des Sonetts 41 in „Idea“ (Poems, Spenser Soc., p. 397) in ‚Opuscoli di autori Siciliani‘, tomo 16, Palermo 1775, als „kein schlechtes Zeugnis für die Verbreitung der Gedichte Drayton's“ nach. — Markus Landaus vierteilige Abhandlung über „Die Dramen von Herodes und Mariamne“ erstreckt sich im Berichtsjahr 1895[115]) noch nicht auf die englischen, sondern erst 1896[116]), wo W. Sampsons und G. Markhams Tragödie von 1622 sowie die Massingers zur Würdigung gelangten.

III. Neuere Zeit. A. 18. Jahrhundert. Aus der Zahl der neuen Bücher über grössere Perioden der neuenglischen Litteratur sei nur erwähnt: The Literature of the Georgian Era. By the late William Minto. Edited, with a Biographical Sketch and Introduction, by William Knight[117]). Jedoch bevorzugt diese gediegene, wenn auch nicht widerspruchslose Darstellung im Zeitalter eines Pope und Dryden natürlich von auswärtigen Einflüssen hauptsächlich „Franco-classic“, während die italienischen fast ganz an die Wand gedrückt sind; eine ausführliche polemische Anzeige davon gab T. Hutchinson[118]). — Joseph Dernjač berücksichtigt in der feinsinnigen Schrift — Separatabdruck aus der k. „Wien. Ztg.“ — „Die englischen Karikaturisten des 18. Jahrhunderts in der Sammlung Graf Harrach“[119]) auch kundig die litterarischen Anknüpfungen der importierten romanischen Gattung. Wort und Begriff der *caricatura* stammen aus dem Italien (von *caricare* = überladen, übertreiben) des 17. Jahrhunderts und erscheint in England bei Thomas Brown († 1682) unter monstrous droughts (= drawings) and caricatura representations, wonach es noch Johnsons Lexikon 1755 als das erste englische s. v. anführt. Noch Nr. 537 von Steele-Addison's Spectator redet 1712 von ‚Burlesque pictures, which the Italians call caricaturas‘. Zu Ende des 17. Jahrhunderts überschritt die Kunst, Kupferstiche bunt, golden u. s. w. frei zu verzieren, auf ihrem Gipfel mit der Karikatur von Frankreich den Kanal, fand in England rüstige Fortbildung, erhielt in den Ländern ihrer Provenienz den Geschmack dafür rege. Entsprechend taufte sich das in Paris vor 1770 gegen Gilles Demarteau entstandene Konkurrenzgeschäft Louis Bonnets für Vervielfältigung von Feinzeichenwerken ‚au Magasin anglais‘, welcher Name auf die litterarischen Magazines Englands mit ihren Spottbildern — das Caricature Magazine (1810) ist der Vater des heute über 60 Jahre alten französischen ‚Magasin pittoresque‘ (S. 17 f.) — zurückweist, wie auch aus dieser Werkstatt einige Blätter mit englischen Unterschriften hervorgingen; so wirken in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kulturelle Strömungen, künstlerische mit litterarischen ver-

113) ES. XXIV 118 f. **114)** ABbl. VI 136—139. **115)** ZVglL. N. F. VIII 175 ff., 279 ff. **116)** ebd. 185—194 und 219—222. **117)** London, Blackwood and Sons. **118)** Ac. vol. 47 nr. 1185, p. 49—51. **119)** Wien, Alfred Hölder. kl. 8°. 46 S.

einigt, von England auf Frankreich hinüber (S. 25). Und später wählte man in England Persönlichkeiten der französischen Revolutionsperiode mit Vorliebe zu Vorwürfen von Karikaturen (S. 39), deren glänzender Erfindung und Durchführung ihre französischen Schüler der Kaiserzeit, Bosio, Boilly, Pigal, Carle Vernet, Harriet, Debucourt, kraft- und saftlos weichen müssen; trotzdem wurden letztere von den englischen Stechern ihrer eignen dortigen Lehrer erneuert. Richard Newton und genialer Gillray haben damals mit dem Talente eines Shakespeare, Milton, Dickens Unholde, Dämonen, Teufel in England im Renaissancestile aufleben lassen (S. 40 f.). Es fand da die italienische Idee als *caricature* Pflege als bewusst romanisches Gewächs, bis um 1830 die prüde auftretende moderne Schule der englischen Humoristen den Namen *cartoon* aufbrachte, nachdem, mit den Franzosen Daumier, Gavarni, Monnier, Grevin schon den Koryphäen zugehörig, die Brüder J. R. und George Cruikshank, an den Dickens' ‚Pickwickiers' erinnert, diese Fertigkeit noch in alter Richtung gepflegt, George's früheste Werke sogar dem von ihm sogenannten ‚Colossus of the Caricature' zum Verwechseln ähneln (S. 44 f.). Damit gewann der nationale Humor wieder die Oberhand (S. 45), während im vorigen Jahrhunderte eben in England Schabkunst und Punktiermanier romanischen Ursprungs besonders durch Bartolozzi und dessen Schule die höchsten Triumphe gefeiert hatten (S. 24). Der Stil der entsprechenden Litteraturgattung aber war voll der stärksten Anregungen der in Italien fixierten, in Frankreich ausgebildeten, in England auf die Spitze getriebenen und stetig die französischen Fachleute befruchtenden Kunst der caricatura — man denke an des grossen William Hogarth Milieu (S. 11)! Kein Wunder daher, dass die eifrige und witzsprudelnde Porträtierung des Königs Georg IV. in seine Identifikation mit dem Prinzen Florizel von Shakespeares ‚Winter's Tale' einhakte und auch eine ‚Perdita' in Miss Robinson ihm beigesellte (S. 33—36).

Wie ein aus italienischem Keime entsprosstes Problemstück englischer Zunge, 'Timon of Athens', den Weg nach dem Festlande und aus dem germanischen Tiefsinn in romanische Ironie mit Komödienton wandelte, scheint eine Auffrischung von August Fresenius in seiner historisch-dramaturgischen Studie über Shakespeares „Timon von Athen" auf der Bühne[120]) zu zeigen. Er kopiert darin (S. 121 f.) aus Eschenburg('s erläuternden Aufsätzen zu dessen Revision des Wielandschen deutschen Shakespeare) Mitteilungen über „Timon le Misanthrope, comédie en trois actes, précédée d'un prologue, par le Sieur D***, à la Haye 1723", eine lustspielmässige Variation des schwerhandlichen Stoffes mit Prolog, Gesang, Tänzen, allegorischen Personen und Harlekin, verfasst von Louis François de la Drévetière de l' Isle († 1756) für das Italienische Theater zu Paris. Jedoch dürfte, Fresenius' Annahme „einer gänzlich frei behandelten französischen Nachahmung der Tragödie" zuwider, in diesem, übrigens, wie er erwähnt, auch in Lessings Hamburg. Dramaturgie 18. Stück vom 30. Juni 1767 gestreiften und auch deutsch und englisch übersetzten Stücke weder eine Umarbeitung des Shakespeareschen Kuriosums vorliegen noch Eschenburg ein solches vermeint haben. — Felix Lindners

120) JbDSG. XXXI 82—125.

Buch über ‚Henry Fieldings dramatische Werke. Litterarische Studie“[121]) schlägt mehrmals eine Brücke über das Ärmelmeer. So stösst er auf innere Berührungspunkte des Franzosen La Calprenède mit Fielding (S. 156 f.), ohne leider Wards (History of Engl. Dramat. Lit. II 472) angeführter Behauptung nachzugehen (ausser S. 165 A. 1), dass bei Calprenède, Georges de Scudéry und andern, in Boileau's Satiren fortlebenden ‚industrious enquiry might doubtless discover the originals of more than one English heroic play of the Restoration age‘. Wycherleys und Congreves Einfluss (S. 163) gewiss haben Fielding für die Dramatik in Molières Bahnen gelenkt, von dem er eine hohe Meinung hatte (S. 166) und deutliche direkte Anklänge aufweist (S. 10, 11 A. 1, 13, 15 f., 19, 54 f. — als Brücke vom italienischen Singspiel —, 62 A. 1, 74, 117), ja zwei Lustspiele, nämlich „Médecin malgré lui“ mit „The Mock Doctor . . . Done from Molière“ (S. 63—67) und ‚Avare‘ mit ‚The Miser‘ (S. 75—83), ganz in englische Sphäre umsetzte; Lindner hat (S. 172—182) Fieldings Verhältnis zu Molière, den er zuerst in England richtig be- und ergriffen habe, auch im allgemeinen verfolgt. ‚The Intriguing Chambermaid‘ ist ‚adapted from‘ Regnard's ‚Dissipateur‘ (S. 85 und 184), für ‚The Debauchees‘ mag Boccaccio dec. IV 2 befragt (S. 73 f. und 184), für ‚Don Quixote in England‘ der Fielding genau vertraute Cervantes benutzt worden (S. 87—108, S. 184 f.. vgl. S. 99) sein. Gegen die beim damaligen Londoner beliebte italienische Oper mit ihren oft kastrierten Sängern wandte er sich offen (S. 87 und 108). Lindner vermisst eine eingehende Darstellung der Einwirkung des heroisch-galanten Romans der Franzosen auf das französische und englische Drama, die sich auch bei Fielding indirekt durch seiner Vorbilder bezügliche Beeinflussung tadelhaft bemerkbar mache (S. 164 f.). Eine nur referierende Anzeige Lindners gab O. Glöde[122]). — Lawrence Sterne in Südfrankreich betrifft Duméril ‚Un humoriste anglais à Toulouse au dix-huitième siècle[123]). — Ausführlich beleuchtet Joseph Texte ein wichtiges Gebiet französisch-englischer Geistesbeziehungen in dem Buche: »Jean-Jacques Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire. Etude sur les relations littéraires de la France et de l'Angleterre au XVIIIe siècle«[124]). Ein knappes gediegenes Referat davon gab Alb. Köster (s. unten), das den Kernpunkt Texte's, die bedeutsame Stellungnahme Rousseau's zu englischer Art und Litteratur nebst seiner Beeinflussung dadurch, seine Konkurrenz mit Richardson, daneben der Frau von Staël Engländertum u. ä. hübsch heraushebt. Kein Wunder, dass neuerdings J. W. Matthews Texte's Buch ins Englische übersetzt hat.

Nachdem B. Zumbini 1894 ‚Sopra un luogo dello Shakespeare imitato dal Monti‘[125]) sich ausgelassen hatte, bringt M. Men-

---

121) Leipzig und Dresden, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers & Co.) 8°. 186 S. 122) ASNS. XCV, 186—188. 123) RPy. 1895, 1. 124) Paris, Hachette et Cie. 1896. XXIV + 466 p. Köster's obgenanntes Referat HZ. N. F. (die englische Übersetzung von Matthews London 1899, Duckworth); 45 (1898), S. 120 f. 125) Sulle poeme di Vincenzo Monti: studî di B. Zumbini. Terza edizione. Firenze: Le Monnier, 1894, 16°. nr. 9. [Von mir Albert Cohns Verzeichnung im JbDSG. XXXIII 398 entnommen, wo aber beide Male

GHINI in einem Aufsatze ‚Monti, Sherlock e Zacchiroli (Nuove polemiche Montiane)‘[126]), weiteres über des originellen Vincenzo Monti englische Beziehungen und erzählt (S. 305—310) vom Iren Martin Sherlock, der mit diesem und andern Litteraten in Italien am Ende des 18. Jahrhunderts in Verkehr stand und seine Eindrücke vom durchwanderten Italien sowie seine litterarische Fähigkeit überhaupt schriftstellerisch verwertet hat. Auch Barettis Wirken spielt herein, und in Mitleidenschaft gezogene Werke Popes, Drydens, Grays treten dabei in den Gesichtskreis der Italiener. B[ENEDETTO] C[ROCE] weist in seiner Anzeige[127]) von Bonaventura Zumbinis ‚Studî di letteratura italiana‘ (1894) für dessen 3. Kapitel, das über Foscolo, auf des letzteren Zusammenhang mit Young (Night thoughts), Hervey, Blair (The Grave), Parnell, Gray hin.

In dem stoffreichen Buche des FRANCESCO GUARDIONE, Di Giovan Battista Niccolini, de' suoi tempi e delle sue opere[128]), das an anderm Flecke genauere lobende Würdigung für die Geschichte der italienischen Litteratur vor und nach 1800 sowie deren ‚influenze straniere‘ verdient (zu englischen z. B. S. 13 betr. Locke), begegnet (S. 88) im Kapitel ‚La tragedia nel secolo 18. Di Vittorio Alfieri e degli imitatori. Le tragedie di Vincenzo Monti‘ der Satz: Poco o nulla si ammirò lo Schakspeare, e si ritenne, in tanta decadenza, un selvatico, und S. 92: Fermatosi in Inghilterra, restò sorpreso a udire le opere tragiche dello Schakspeare, specialmente il Giulio Cesare, e su' cinquant' anni scrisse quattro tragedie ricavate dalla storia di Roma, delle quali la più nota, il Cesare, anzi che ricalcare le orme dei poeti anteriorî e il convenzionalismo delle forme, vagheggiò il sublime dello Schakspeare, allettando, e fu lodato, anche seguendo, le tre unità aristoteliche, che non più parevano potersi contestare, massime dopo l'esempio del teatro francese.

B. 19. Jahrhundert. PAOLO BELLEZZA plaudert über ‚Shakespeare and Manzoni‘[129]) und publiziert ‚Una lettera sconosciuta de Manzoni sullo Shakespeare[130]). — E. M. CHURCH liefert in ‚Sir Richard Church in Italy and Greece. Chapters in an Adventurous Life‘[131]) keine vollständige Biographie dieses Oberfeldherrn im griechischen Unabhängigkeitskriege, der besonders 1817—1820 unter Ferdinand IV. von Neapel General in Apulien war und dessen Persönlichkeit dem Ref. Einfluss auf Byron, Shelley u. ä. Carbonari-Freunde und Philhellenen ausgeübt zu haben scheint; eingehende englische Referate[132]) erwähnen seltsamerweise nichts davon, eine italienische Vorankündigung[133]) findet anscheinend an diesem memoirenartigen Werke mit der Schilderung der vita di sir R. Ch. nur Interesse ‚quando era intento a sopprimere il brigantaggio e le assoziani segrete nell' Italia meridionale‘.

In der Betrachtung Lord Byrons muss sein Verhältnis zu Italien

---

Zambini steht und auf JbDSG. XXVII, 392 s. v. Kerbaker, Mich. verwiesen ist]. **126)** NAnt. 142, S. 304—321. **127)** GSLIt. 25, 131. **128)** Palermo, Alberto Reber. 8. 142 p. **129)** N&Q. 1894, sept. 29, p. 241—244. **130)** RN., Luglio 1, 1896. **131)** London, Blackwood and Sons; etliches davon früher in QR., BM. u. a. **132)** z. B. Ath. nr. 3545 (1895 II), p. 447. **133)** NAnt. 140, 804.

immer eine wichtige Rolle spielen. Auch ALOIS BRANDLS Vortrag über „Byron und die Antike“[134]) leitet darauf hin. Goethe stellte Byron als Euphorion, den Sohn der romantischen und der klassischen Poesie, hin (S. 49). Die ersten poetischen Anregungen, die er empfing, waren entschieden romantische (S. 50). Seine Melancholie riss zuerst im Verkehre mit den leichtlebigen Italienern, besonders Venetianern; dann zeigte ihm ein Älterer, Francesco Berni, der Parodist des romantischen Epos, den Ausweg des Humors — glückliches Resultat ‚Don Juan‘ I. — und darauf begeisterte ihn Gräfin Guiccioli für Dante und die Carbonari und führte ihn auch dichterisch wieder zu heiterm Pathos: Episode von Don Juan und Haidee, das Schönste und Zarteste, was er schuf (S. 55). — EUGEN KÖLBING erweist, dass die Behauptung der dort aufgestellten Tafel, „die sogenannte Byron-Grotte in Porto Venere“[135]) (am Busen von Spezia) hätte Byron zu „The Corsair“ ‚inspired (inspiratrice)‘, apokryph ist. — Bei P. MOLMENTI — D. MANTOVANI „Le Isole della laguna Veneta“[136]) steht (S. 22) eine für den ‚Merchant of Venice‘ Shakespeares brauchbare Notiz (molti Ebrei etc.), (S. 28) eine Anknüpfung Alfred de Mussets, (S. 37) eine Alfred de Vignys (S. 82), im Kapitel über den Lido Hinweis auf Casimir Delavignes ‚Promenade au Lido‘ in „Messéniennes“, endlich (S. 83) folgende Glosse: Vi s' immergeva il Byron e godeva come nel proprio naturale elemento. Una volta egli andò muotando dal Lido a Fusina, circa nove chilometri, impiegando quattr' ore e cinque minuti, e dicono ch' egli tenesse più alla fama di gran nuotatore che a quella di gran poeta. Cose che si dicono. Certo egli conservò sempre per l' Adriatico un singolare amore. „Quante volte mi sono provato a fendere le tue onde . . .“ — In ‚Childe Harold‘ IV Str. 27 ff. sowie Don Juan II Str. 176 ff. verwertet Byron unmittelbar italienische Landschaftseindrücke, ‚Chi. H.‘ IV 49, 6 f. spricht er sich über die mediceische Venus nach der durch Autopsie gewonnenen, brieflich bestätigten Anschauung aus: das stellt E. KÖLBING[137]) fest. CARLO DEL BALZO, Francesca da Rimini nell' arte e nella critica[138]), geht von Silvio Pellico's Tragödie, die auch Byron begeisterte, aus, berücksichtigt aber andre Litteraturwerke, z. B. Leigh Hunts Story, nicht. — F. DE SIMONE BROUWER, Don Giovanni nella poesia e nell' arte musicale[139]), stellt, wie ein gründlicher Referent[140]) mitteilt, die grosse Einwirkung des Stoffes auf die deutsche Litteratur bis auf Paul Heyse fest, während für ‚lontana Inghilterra‘ nur Byron namhaft gemacht wird.

Eine vollständige Behandlung von „Lord Byron als Übersetzer“ liefert F. MAYCHRZAK, wovon der grössere Teil im Berichtjahr erschien[141]). Er will Byrons Übersetzungen kritisch beleuchten und ihr Verhältnis zu seiner Poesie feststellen. Byron, der sich früh ‚citizen of the world‘ nannte, muss, was des neueren Englands geistiges und litterarisches Verhältnis zu Italien anlangt, als typisch gelten. Lüders Dresdner

134) Verhandl. der 42. Vers. dtschr. Phil. u. Schulm. in Wien 1893 (Leipzig 1895, B. G. Teubner), S. 49—56. 135) ES. XXI 333 f. 136) Venezia, Prem. Stab. Tip.-Lit. Frat. Visentini Editori. kl. 8. 137) ES. XXI 186—188. 138) Napoli, A. Tocco. 16°. 51 S. 139) Napoli, 1894. 140) NAnt. 140, 372—375. 141) ES. XXI 384—430; auch I und II a als Dissertation Breslau, 34 S., Leipzig, G. Fock. 8°.

Programmabhandlung „Lord Byrons Urteile über Italien und seine Bewohner, ihre Sprache, Litteratur und Kunst“ (1893) regte zuerst und sorgsam diese Frage an. Dem ersten Abschnitte M.'s., „Byrons Sprachkenntnisse“ (S. 384—398), sind folgende Daten zu entnehmen: Französisch lernte er früh, pflegte es aber auf dem Gymnasium zu Harrow ungenügend, brachte es trotzdem im Verstehen zu grosser Fertigkeit und las früh Rousseau, Voltaire u. a. Spanisch und Portugiesisch begann er erst im Lande notdürftig zu lernen. „Von entscheidenster Bedeutung aber für Byrons ganzes Leben, Dichten und Denken ist sein langer Aufenthalt in Italien und seine Beschäftigung mit italienischer Sprache, Litteratur und Kunst gewesen“ (S. 392). 1809 erwarb er sich praktische Kenntnisse im Lande und verbesserte sie ständig. Auf Dantes Inferno spielt er schon 1806, 18jährig, an, Anfang 1814 entlehnte er ihm die Motti des ‚Corsair‘ und las Bandello, Alfieri, Monti. 1816 wirft er mit italienischen Ausdrücken und Citaten um sich, liest in Mailand wiederholt Lucrezia Borgias Briefe, verkehrt mit Pellico, Monti, Pindemonte, kennt Tasso näher, wird durch Buratti gefesselt. In Venedig versenkte er sich in den Volksdialekt, eignete sich die feinere Umgangssprache an und lernte die Frau kennen, von der er „italienisch fühlen und denken lernte und die ihn ganz zum Italiener machte“, die rein italienisch sprechende und in der Litteratur vortrefflich belesene Gräfin Guiccioli. Briefe, bezügliche Erörterungen u. s. w. erweisen später seine volle Herrschaft über die Sprache, in der er sein bestes Werk schreiben wollte. Unter „Die Übersetzungen und ihr Verhältnis zu den Originalen“ entfällt Maychrzak ungefähr gleichviel auf Alt- und Neusprachliches, von letzterem der Löwenanteil auf Italienisches. Zuerst lieferte Byron Anfang 1820 unter starkem Einflusse der Guiccioli eine des I. Canto von ‚The Morgante Maggiore‘ von Pulci, ‚the parent of all jocose Italian poetry‘, vorgeblich wort- und versgetreu, jedoch vielmehr, wegen des beibehaltenen Versbaus und Reims, mit genug Umschreibungen, Nuancierungen, Zusätzen, Konstruktionserleichterungen. Schon in ‚Don Juan‘ und ‚Beppo‘ hatte Byron sich an den Stil Pulcis, den er Bernis und Ariosts Vorläufer nennt, angelehnt. Die altertümliche, an toskanischen Sprichwörtern reiche Sprache habe er bloss infolge seiner Vertrautheit bewältigen können, stellt auch seine Leistung als das Beste, was er je geschrieben, über seine Originalwerke (S. 413—421). Danach übersetzte er aus Dantes Inferno V die Episode von Francesca da Rimini, wieder von der Guiccioli beeinflusst. Diese Arbeit beweist Byrons unbegrenzte Verehrung für Dante, wie seine ‚Prophecy of Dante‘, und dünkte ihn, trotzdem seine Unübersetzbarkeit ‚nudo che vestuto‘ empfehle, ein Meisterwerk, worin er sich eng an den Text anschloss. Ferner übersetzte Byron 1) aus dem Italienischen: im ‚Childe Harold‘ das Sonett ‚All' Italia‘ von Vincenzio da Filicaja, mit mannigfachen Umschreibungen und Zusätzen, die teils erweitern, teils Gedanken zufügen, und der Verwandlung der ersten Person in unpersönliche Fassung; das Sonett von Giovanni Battista Zoppi ‚Chi è costui‘ und ‚Translation from Vittorelli, On a nun‘; 2) aus dem Spanischen ‚A very mournful ballad on the Siege and Conquest of Alhama‘, wovon bei Perez de Hita, ‚Guerras Civiles de Granada‘, drei Fassungen stehen, und zwar die erste und die

dritte in einer mit Byron im ganzen übereinstimmenden Form; 3) aus dem Portugiesischen ein Liebeslied ‚Tu mi chamas' nach zwei Varianten, ebensowenig mit besonderem Gelingen wie die spanische Ballade.

An account of Shelley's visits to France, Switzerland and Savoy in the years 1814 and 1816 bringt C. J. ELTON[142]). — In der Dame VIDA D. SCUDDER ‚The Life of the Spirit in the Modern English Poets'[143]) findet sich im III. Kapitel „Ideals of redemption" (S. 96 ff.) ein geschickt gezogener Vergleich zwischen Dantes ‚Divina Commedia', Shelleys ‚Prometheus unbound' und ‚The legend of the red cross knight' von Spenser. In allen drei Werken erscheine der Held und Dichter auf dem Gipfel, bilde den Höhepunkt die Trennung von der Geliebten, die Vereinigung mit ihr den final triumph. Nicht gut kommt dabei Dantes Charakter im Gedicht weg, dessen direkter Einfluss auf die beiden Engländer nicht eigens erwogen wird. Auch anderwärts zieht die geistreiche Verfasserin Dantes Gedankenwelt, die Renaissance, italienische Poesie und Kultur als eindrucksvolle Momente ihrer Auffassung jungenglischer Dichtung fleissig und kundig heran, insbesondere für die ‚pre-Raphaelite poets' Rossetti, Morris, Swinburne (S. 269—280, 177 u. ö.). Beim sozialen Umschwunge bringt sie französische Einflüsse ganz wenig zur Geltung. S. 230—233 stehen ‚Comparisons: Clough, Byron, Swift, Cervantes, Rabelais'. Einzelne Berührungen weist der sorgfältige Index nach. — In JOHANNES HOOPS' breit angelegter Darstellung über „Keats' Jugend und Jugendgedichte"[144]) bietet sich wenig Anlass zur Rücksichtnahme auf unsern speziellen Gesichtspunkt, obzwar John Keats als Poet von internationalem Range, als geistiger Vater der Präraphaeliten-Bewegung mit Dante Gabriel Rossetti sich hier herausstellt (S. 212 f.). Wie sein Zeitgenosse Byron hat er auf der Schule Vergils Aeneis zu übersetzen begonnen (S. 225), mit welcher und Ovid aber sein Latein beschränkt blieb (S. 227), und dann gehörte Marmontel's ‚Incas von Peru' zu seinen Lieblingsbüchern (S. 226). Die Elisabethanische Romantik wirkte in Gestalt von E. Spenser stark auf ihn (S. 231 f. und 276, 278—280, 284, 302), sein Debut ‚Imitation of Spenser' (1813) und seine Eingenommenheit für die Stanze (s. S. 241 f.) datieren daher (S. 232—234). Durch Spenser, Byron, Chatterton, Leigh Hunt (S. 236 f. und 249) steht Keats mittelbar mit der italienischen Poesie im Zusammenhange. Die „Ode to Apollo" (1815) führt als grosse Weltpoeten singend in Apolls Festsaal Homer, Vergil, Milton, Shakespeare, Spenser und Tasso (S. 240), die (S. 304 f.) ihn dauernd beeinflusst haben. Der Medizinstudent flog im Kolleg mit den Sonnenstrahlen ‚zu Oberon ins Märchenland' (S. 244), den er im Gedichte auferstehen liess (S. 251). Ch. Cowden Clarke bezeigt er im Dedikationsgedicht seine Verehrung als einem Tasso- und Spenser-Kundigen (S. 260). Leigh Hunt, dem Verfasser der ‚Story of Rimini' der 1821 nach Italien ging, trat er im Jahre, da dies Poem erschien, sehr nahe (S. 261 f.); dieser bekämpfte praktisch den französischen Einfluss der Pope-Schule (S. 263) und

142) London and New-York: Bliss, Sands and Foster. 143) Boston: Houghton, Mifflin and Co. (copyright 1895; Abdruck 1897). V + 349 p. 8°. 144) ES. XXI 209—310; auch Sonderausgabe Leipzig, O. Reisland. 104 S.

warnte Keats vor Marino als Muster (S. 307). Aus Keats' Bekanntschaft mit Hunt erwuchs 1817 sein schönes Sonett ‚Keen', welches in Lauras und Petrarcas Liebe mündet (S. 274). 1817 drängte es das romantische Gemüt nach Italien (Sonett „Happy is England!"), und als Kranker sah er Neapel und Rom, wo er sterben sollte (S. 295). — PAOLO LIOY, „Gl' indovinelli nel Folk-Lore"[145]), bringt (S. 223) Walter Scott in den Zusammenhang als internationale Litteraturgrösse, (S. 228) eine Stelle aus einer ‚canzone di Moor(e)' als typisch, (S. 237) die in Italien lebende Lady Carrington als Sammlerin italienischer Wiegensprüche.

PHILIPP ARONSTEINS grosse Abhandlung über „Benjamin Disraelis Leben und dichterische Werke"[146]) fragt bei den romanisch benannten bezw. eingekleideten Werken nirgends nach einem äussern Anlasse dazu. Eine derartige Quelle weist er nur (S. 327) zum Drama ‚Count Alarcos' (1839) nach, wozu der Stoff einer spanischen Ballade entstammt, die Sir John Bowring (Ancient poetry and romances of Spain 1824) übersetzt hatte [R. ROSENBAUM giebt neuestens, 1899, zum Stoffe eine genaue Notiz Eu. V 108 f.]. Zu den Romanen Vivian Grey, Contarini Fleming, Venetia, Tancred u. s. w., die wohl teilweise romanische Einflüsse zeigen, wird nichts derart bemerkt. — P. JANNACONE, „L' estetica di Edgardo Poe"[147]), zeigt keinerlei Beziehungen zwischen Poe und Italien oder romanischer Litteratur überhaupt auf, ausser dass Baudelaire und auch Hennequin, sowie Barbey d'Aurevilly ihm in Europa zur Anerkennung verhalfen. Jannacone zieht die englische bez. englisch-amerikanische Litterarhistorik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts umfänglich in den Kreis seiner Darlegungen und spiegelt so deren Einfluss auf die jüngste italienische Litteraturkritik wie die Thatsache seiner ganzen Studie überhaupt. — Das letztere Faktum bekundet auch eine Schrift wie F. CHIMENTIS „Note di letteratura americana"[148]): 1. L' Excelsior di Longfellow. 2. Walt Whitman. 3. Websters international dictionary. — GUSTAV GRÜNERS Referat über Tompkins Mc Laughlin, Studies in ‚Mediaeval life and literature' (NewYork 1894)[149]), bemerkt zu der für internationale und auch italienische Bezüge interessanten ‚The golden legend': Longfellow feels the need of changing small details . . . but did not possess the childlike faith characteristic of mediaevilism. — Christina Rossetti, Dante Gabriel R.s Schwester, 29. Dezember 1894 gestorben, machte italienische Verse, wofür TH. WATTS, Reminiscences of Christina Rossetti[150]), Beispiele bringt. Nach WILLIAM SHARP, Some Reminiscences of Christina Rossetti[151]), haben drei dieser vier Geschwister für das Studium Dantes in England gewirkt, wie auch RICH. ACKERMANN[152]) betont.

Am 19. März 1895 starb Luigi Ferri. GIACOMO BARZELLOTTIS Essay über ihn[153]) hebt (S. 555) dessen, 1883 italienisch und französisch geschriebene ‚Psicologia dell' associazione dall' Hobbes fine ai nostri giorni' hervor und ‚l' acuta critica' der herrschenden englischen

---

145) NAnt. 140, 222—237. 146) A. XVII, 161—198 u. 261—395. 147) NAnt. 142, 322—354. 148) Bari, 43 p. 8°. 149) MLN. vol. X nr. 2 p. 116. 150) NCe. 37, 359. 151) AMo., Juni 1895. 152) ABbl. VI 273. 153) NAnt. 140, 551—560. 154) ebd. 139, 440—459.

Psychologenschule, die auf Ferri von Einfluss war. LUIGI FERRIS letzte Veröffentlichung, schon im Berichtsjahre erschienen, hiess „Il carattere nazionale e il classicismo nell' etica degli Italiani[154]). Er misst der englischen Moralphilosophie eine hohe Bedeutung und kosmopolitische Stellung zu und sagt (S. 442): Galileo, Descartes und Locke ‚mutò faccia alla filosofia e alle scienze'; (S. 450) ‚A questo fausto ritorno erano necessari gli studii psicologici e di critica della conoscenza che si svolsero da Descartes e da Locke fino al filosofo di Koenigsberg'. Er setzt Hobbes' und Spinozas Anschauungen denen Machiavellis entgegen (S. 454). ‚Senonchè lo spirito germanico e anglo-sassone, di misticità più spirituale della nostra' erhob sich gegen die Auswüchse des bildlichen Elements, in der Reformation (S. 456), und dann heisst es (S. 458 f.): perchè Tommaso Reid ne ha fatto nei suoi Saggi sui principii attivi il fondamento psicologico della moralità e i suoi predecessori Shaftesbury ed Hutcheson l' hanno significato analogamente nelle parole »senso morale«. — Überhaupt ist die Fachwissenschaft in Italien mit neuester englischer Philosophie gut bekannt und sucht darüber hinaus zu dringen; die anonyme Anzeige[155]) von Luigi Ambrosi, La dottrina del sentimento nella storia della filosofia[156]), lässt ihn eine Lücke über Shadworth Hodgson und Spencer ausfüllen. — Und wie nicht nur alle Novitäten der Dante-Philologie, sondern jede bedeutsamere Publikation über italienische Schriftsteller des 19. Jahrhunderts in den Londoner kritischen Journalen und Revuen verzeichnet werden, so in Italien die analogen englischen, z. B.[157]) CHARLES WALDSTEIN, „The Work of John Ruskin: its influence upon modern thought and life"[158]). Ruskin, dieser „grösste englische Kunstkritiker" — HOOPS sub Nr. 144, S. 209 — erscheint im Interesse der heutigen britischen Bildungsaristokratie, wie sie MARIE VON BUNSENS verständnisvoll erfundene sozialpsychologische Briefsammlung „UDO IN ENGLAND"[159]) wiederspiegelt, neben Dante, Botticelli, Swinburne, dem genialen Austauscher italienischen und englischen Denkens und Dichtens, Schopenhauer, Wagner, Villon, den Décadents, Wards „Robert Elsmere", Rossetti. — Während SCOTT LEADER ‚Echoes of old Florence, her palaces and those who lived in them'[160]) erweckte, wie das Dante-Spezialorgan befriedigt vermerkt, die Kapiteltitel anführend[161]), bot CHARLES GODFREY LELAND in seinen „Legends of Florence"[162]), die REGINALD HUGHES ausführlich bespricht[163]), fesselnde Erzählungen in unmittelbarem Anschlusse an Florentiner Volksüberlieferungen, von einer Eingebornen (Maddalena) unterstützt, nebst prächtigem Umguss italienischer Verse in englische.

Zwei Zeitungsartikel, die einen Blick über das ganze Jahr 1895 entwerfen, können unsere Übersicht über die während desselben hervorgetretenen italienisch-englischen Beziehungen abrunden. L[EON] KELLNERS Feuilleton über „Neueste englische Litteratur"[164]) widerspricht im Ein-

---

155) ebd. 139, 603. **156)** Roma, Loescher u. Co. 1894. 8°. **157)** NAnt. 139, 197. **158)** London: Methuen. **159)** DRu. XXI 104—134; Buchausgabe der ganzen Serie Stuttgart 1899, Carl Krabbe: »U. i. E. Eine Reise-Erzählung«. **160)** Florence, printed by G. Barbèra. 1894. **161)** GDa. II 123. **162)** London: David Nutt. **163)** Ac. vol. 48, nr. 1209. p. 3 f. **164)** NFP. Nr. 11299 (7. Febr. 1896).



gange Andrew Langs einseitigem Votum, für den Geschichtschreiber der englischen Litteratur habe das Jahr 1895 nicht existiert, und führt dann eine Anzahl hervorragender Novitäten an. Aus deren Reihe kommen hier in Betracht nur die Novellenbände: GEORGE MOORES „Celibates“[165]), wo „ästhetische Motive ganz eigener Art, Symptome, die ein tiefliegendes Übel im Organismus der jetzigen englischen Gesellschaft verraten“[166]), Mildred Lawson und John Norton, die Titelhelden der beiden ersten der 3 überzeugt geschriebenen Geschichten (die 1. allein ist 191 Seiten lang), „ihr Heil in Rom suchen“ heissen, im Schoosse der katholischen Kirche wie die Gruppe Newman-Manning, und auch »Agnes Lahens«' Gedanken in der 3. schliessen beim Gesamtgrabe der Nonnen ferner der MARGARETE WOODS' „Die Vagabunden“, deren Handlung trotz völliger Verschiedenheit in Menschen und Dingen Kellner zu der Vermutung veranlasst, die Erzählerin habe bei dem Verfasser des „Bajazzo“ — womit doch nur R. Leoncavallos selbstkomponiertes Opern-Libretto „I Pagliacci“ gemeint ist — die Fabel entlehnt; „verwandt mit dieser Novelle nach Stoff und Geist“ sei die interessante Geschichte von ALAN MEYRICK „The man who was good“. Ein anonymer Leitartikel eines grossen deutschen Tageblatts[167]) bespricht auf Grund amtlicher Veröffentlichungen in London und Rom „Statistisches aus London“ und hebt da aus den in Rom publizierten Berichten des italienischen Konsuls in London, Silvestrelli, hervor, dass neuerdings in der britischen Metropole ca. 12000 Italiener lebten, die aber bis auf wenige Lehrer freilich nur zu den niedersten Gewerben, teilweise den „fahrenden Leuten“ und fragwürdigen Existenzen gehören. Die in Italien lebenden oder vorübergehend aufhältigen Briten rechnen naturgemäss fast ausnahmelos den gebildeten Ständen an und wirken so in ganz anderem Sinne und Grade auf der Apenninenhalbinsel als Träger nationaler Kultur, Sprache und Litteratur als die italienischen Staatsbürger am Themsestrand. Die Zeiten eines John Florio, des italienischen Sprachmeisters der Elisabethanischen Ära in London mit seinen Beziehungen zum Shakespeare-Kreise, oder die, da ein Antonio Panizzi sich in London bis zum Oberbibliothekar der Centralstätte englischer Litteraturgelehrsamkeit, des British Museum, und Ritter emporschwang und dort die Klassiker des italienischen Epos mustergiltig herausgab, überhaupt für italienische Litteratur warme Teilnahme entzündete, und die Familie des Gabriel Rossetti Dante und andre Altitaliener den englischen Litteraturfreunden nahebrachte, scheinen vorbei zu sein, während rastlos Söhne Albions nach den Tiber- und Arno-Ufern pilgern und daselbst die gerade ein Jahrhundert alte enge politische Sympathie der beiden Nationen stetig befestigen und erneuern.

1896 (mit Nachträgen zu 1895). Der Gang der Entwickelung selbst und die Organisation des „Jahresberichts über die Fortschritte der

165) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. kl. 8°. 336 S.: TEd. vol. 3068. 166) Vgl. dazu FR. vol. 64 (-new series vol. 58), 557—565: F. W. Farrar, »The asserted growth of Roman Catholicism in England«. Vergl. auch des Kanonikus Dr. Alfons Bellesheim, eines speziellen Fachmannes (»Geschichte der kathol. Kirche in Schottland« 1883, „G. d. k. K. in Irland“ 1890 f.), Aufsatz „Das Schreiben Leos XIII. an das englische Volk“, HPBl. CXV 893—905, der allerlei jahrhundertlange römisch-englische Beziehungen berührt. 167) HN. 22. Dez. 1895 (Nr. 300), MorgenAusg.

Romanischen Philologie" bringen den unmittelbaren Anschluss dieses Kapitels an das 1895er zu wege. Dieser hat sein Gutes im Gefolge gehabt. Arbeiten, die 1895 begonnen waren, sind 1896 vollendet, fertige des ersteren Jahres im zweiten ergänzt worden; so konnten auch die bezüglichen Referate sich direkt forsetzen. Ausserdem ist hier auf dort, in der Voraussicht des Rücktritts von der Berichterstattung vorweggenommene oder wenigstens angedeutete Veröffentlichungen näher einzugehen. Eine Anzahl zu 1895 datierter, aber erst mittlerweile dem Referenten bekannt oder zugänglich gewordener Arbeiten fand nun nachträgliche Aufnahme, stets sorgsam mit der Jahresziffer verzeichnet, wie auch die paar noch aus dem Reviere des Vorgängers Emil Köppel aufgestöberten[1]). Von dessen Anlage freilich ist unsere Ausdehnung stark abgewichen. Es sollte einmal der Versuch gemacht werden, den Einfluss der italienischen Litteratur auf die mittel- und neuenglische möglichst in ihrem ganzen Umfange, d. h. nicht etwa sämtlicher, sondern nur typischer und der charakteristischen Erscheinungen, unter Inbegriff der Wechselwirkungen zu registrieren, um damit die Thatsache, dass das germanische Inselreich mehr als ein andres Land ausserhalb des Romanentums dessen starke Wirkungen erfahren, teilweise auch erwidert hat, deutlich zu illustrieren. Deshalb musste aber auch allerlei Spät- und Mittellatein, Französisches und Spanisches hereingezogen, die auf Grund der Novitäten des betreffenden Zeitraums vorgeschriebene Zeitgrenze öfters überschritten, Notizen anderer Mitarbeiter, z. B. Kölbings, hie und da wiederholt, sodann versteckte Sätze und Berührungen aufgestöbert werden. Die äusserst mühevolle Arbeit darf dabei keineswegs das Prädikat „kritisch", wie es der Titel des Gesamtunternehmens verlangt, überall oder gar einigermassen vollständig beanspruchen; denn die Hauptschwierigkeit, die sich bei Sammeln und Kollation entgegenstellte, d. i. die Abgelegenheit, häufig genug Unerreichbarkeit der Unterlagen, beweist, wie lückenhaft, wie vom Zufall abhängig die Reihen der folgenden Mitteilungen sind, sein müssen. Daher vermag auch Ref. die ihm hier vorschwebende Disposition nur in engerem Massstabe fortzuführen, soweit ihm dies die Verhältnisse überhaupt vergönnen. Wichtigkeit und lehrreicher Gehalt solch historisch-vergleichender Annalen romanisch-germanischer Litteraturbeziehungen an einem besonders greifbaren Punkte mögen aber wohl aus diesen Blättern zur Genüge erhellen. Ein weiterer bemerklicher Umstand sei hierbei hervorgehoben. Da die meisten in romanischen Ländern und Sprachen erschienenen einschlägigen Veröffentlichungen in der Regel schon unter andern Rubriken behandelt worden sein dürften, zog Referent namentlich englische bezw. anglistische Unterlagen heran, obwohl auch alle erreichbaren romanischen, insbesondere italienischen durchgesehen wurden. Während nun erst neuerdings in Italien mehr und mehr Interesse für englische Dinge überhaupt, wie für die Litteratur erwacht, steht auf den hohen Schulen der drei britischen Eilande das Studium italienischen Schrifttums seit lange in hoher Blüte, dessen starken Einflüssen auf die englische Poesie vergleichbar. So darf das numerische Übergewicht der

1) Dagegen wurde alles über 1896 Hinausliegende, Unzugängliches soweit es chronologisch zu bestimmen war, streng dem nächsten Bande zugewiesen.



italienisch-englischen über die englisch-italienischen Beziehungen nicht verblüffen; hatte doch Ref. anlässlich P. Bellezzas verunglückter „Introduzione allo studio dei fonti italiani di G. Chaucer“[2]) sich erstaunt[3]), „dass die seit einem Jahrhunderte eingewurzelten und ständig fortwachsenden engen Wechselbeziehungen zwischen Italien und England nichts Gediegeneres zu Wege brachten. Auf der Apenninenhalbinsel beschäftigt sich gegenwärtig wohl nur G. Chiarini in selbständiger Untersuchung mit der englischen Litteratur und auch er nur mit Shakespeare und von da ab.“ Streng chronologische Anordnung gemäss dem Alter der betroffenen Litteraturwerke war weder völlig möglich noch für den Zweck unseres Kapitels erforderlich oder nur nützlich.

I. Zwei ***allgemeinere Arbeiten*** Richard Wülkers. Wie E. Kölbings Übersicht der romanischen Einflüsse in altenglischer Litteratur pro 1895/96 (Nr. 81/82), stellen wir RICHARD WÜLKERS grossangelegte und doch pragmatische Gesamtdarstellung der „Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“[4]) voran. Obzwar naturgemäss für die faktischen Angaben dieses Handbuchs, das den Ruhm der ersten deutschgeschriebenen vollständig strengphilologisch fundierten Behandlung der englischen Litteratur verdient und auch einen höchst gediegenen, sachlich bis auf wenige, nur dem Spezialisten kontrollierbare Einzelheiten unanfechtbaren Eindruck hinterlässt, nur selten neue Feststellungen zu Grunde liegen, so muss doch ein solches Werk gerade wegen seiner exceptionellen Stellung auf Art und Inhalt der Verwertung unseres bisherigen Wissens von litterarischen Beziehungen Englands zum romanischen Europa geprüft werden[5]). Wir können auf die grosse Anzahl sorgfältiger Darlegungen von Übergängen bezw. Nachbildungen romanischer Litteraturgattungen und Einzelwerke nicht näher eingehen. Der Abschnitt „Die Entwickelung der altenglischen Dichtung bis zu ihrer Blüte“, der dritte des Hauptkapitels III „Die altenglische Dichtung“ (was nach der bei Wülker festgehaltenen ältern Einteilungsweise alt- und mittelenglische umfasst), weist (S. 87) auf den Reichtum lateinischer und französischer Gedichte aus den sog. Kriegen der normannischen Barone Englands im 13. Jahrhunderte hin und betont ebenda, dass auch die zwei jener Zeit entstammenden englischen Klagelieder auf französischen Urtexten fussen. Beide Thatsachen illustrieren den Ausgang und Grund des lebhaftesten romanischen, freilich vornehmlich nordfranzösischen Einflusses auf das englische, kunst- wie volksmässige Schrifttum seit der normannischen Eroberung. Allerdings hat Wülker auch (S. 71) nachdrücklich hervorgehoben, dass schon vor der normanno-französischen Kriegs- und Kulturinvasion, ja früher als in der Litteratur dieser Eroberer selbst, die Angelsachsen den Brief Alexanders des Grossen an Aristoteles

---

2) Vgl. oben Abschn. 1895, 42—44. 3) ASNS. 97, 232. 4) Mit 162 Abbild. im Text, 25 Taf. in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. Gr. 8°. XII+632 S. 5) Speziell mit Rücksicht auf dies urteilt E. Kölbings Referat ES. XXIII 307 ff.; andere allgemeinere von G. Binz ABbl. VII nr. VI, 161—169, L. Pröscholdt JbDSG. XXXIII 289—292 und LBlGRPh. XVIII nr. 4; G. Schleich DLZ. XVIII nr. 18, 692—697.

und das der Alexandersage konforme Schriftchen „Über die Wunder des Orients“ aus dem Latein, sodann auch den Roman von Apollonius von Tyrus übernommen hatten. An letztere Gattung knüpft erst im 13. Jahrhunderte die Bearbeitung des internationalen Wanderthemas von der Dame Siriz an, nach einem französischen Fabliau und so indirekt mit den drei mittelalterlichen Novellen-Encyklopädien Disciplina clericalis, Septem Sapientes, Gesta Romanorum, die sie auch enthalten, verbunden. Diesen drei Reservoiren der abendländischen Erzähler des Mittelalters dankt England ja genug bis auf Shakespeare, wie Wülker aller Orten, für die Gesta Romanorum z. B. anlässlich ihrer Übersetzung (S. 173) und der Kästchenwahl im ‚Merchant of Venice‘ (S. 263), angiebt. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts sind „viele französisch schreibende Geistliche in Nordengland“ zu erwähnen, besonders Robert Grosseteste, der Verfasser des tiefgreifenden Epoche machenden Chasteau d' Amour, das auch mehrfach von Engländern übersetzt oder, wie von William Langland (S. 126 ff.), zur Richtschnur der Tendenz gewählt wurde, Pierre Langtoft, William von Waddington; andrerseits stützte sich auch der „Cursor Mundi“ damals wesentlich auf lateinische und französische Unterlagen, von letztern besonders Grosseteste und Wace (S. 103). So hatte doch auch kurz vorher (S. 106) Dan Michels „Ayenbite of Inwit“ auf Lorens' „Somme des Vices et de Vertue“ basiert; die Moral auch der volkstümlich gedachten Didaktik jener stark lehrhaft angelegten Zeit holte ihre Ideen aus französischen oder lateinischen Schriften, so auch, sogar noch enger, die „Sprüche Hendings“, die eine französische Vorlage auszugsweise benutzten und die „Disticha Catonis“ kannten (S. 106). Die genannte indoeuropäische Rahmenerzählung der „Septem Sapientes Romae“ fand im 14. Jahrhundert in England doppelte Aufnahme und Beliebtheit, so „dass der Stoff bis in unser Jahrhundert hinein als Volksbuch verbreitet war“ (S. 107). Die Troja-, Alexander-, Arthur-, Karlssage und was sich von sonstiger Ritterepik an diese Cyklen sachlich oder in der Richtung anlehnte, ging mehr oder minder genau auf französische Gestaltung zurück, auch isoliertere Werke, wie „Orfeo und Heurodis (Eurydice)“, „Chevelerre Assigne“, von der Melusine, wobei übrigens einige wie „Isumbras“ und „Ywain und Gawain“, „sogar die französische Vorlage übertreffen“ (S. 108—114), War so der Boden für die intensive Hinübernahme und Neuschaffung romanischer Stoffe, die John Gower und gar Chaucer betreiben sollten, bereitet, so trat durch die in John Wiclif sich bahnbrechende „national-politische Strömung“ (S. 130) Rom bezw. Italien näher in den Gesichtskreis der Engländer. Gower, „der letzte Engländer, der französisch dichtete“, und Chaucer, der „geistreiche Nachahmer der Italiener“, stehen zeitlich, menschlich, poetisch nebeneinander und befruchten sich gegenseitig (S. 132—134 und 137). Wie ausgedehnt äusserlich und innerlich Chaucers Schaffen in allen drei Perioden im Zeichen französischer und gar italienischer Einflüsse steht, hebt Wülkers 4. Abschnitt des Hauptkapitels „Altenglisch“ schön hervor (S. 138—164), auch in unmittelbarem Anschlusse daran John Lydgate und Thomas Hoccleve als Chaucers Schüler. Die absterbende Ritterdichtung des 15. Jahrhunderts fristete sich noch kümmerlich von französischer Milch (S. 175 und 177).

Reichlich und allseitig erläutern Wülkers kommentatorische Notizen zur saubern Zusammenfassung des Faktenbestandes und geschickten Auswahl, Prosawiedergabe oder Verdeutschung des Inhalts der massgeblichen Erzeugnisse die Abhängigkeit der Engländer von Italien in der Zeit der englischen Renaissance, mit der sich der 1. Abschnitt des IV., weit über $^2/_3$ des ganzes Handbuchs umfassenden Hauptkapitels beschäftigt. Wülkers einleitende Vorbemerkungen (S. 193) zu diesem wichtigen Abschnitte münden in folgenden Passus: „So lag, als das 16. Jahrhundert anbrach, die ganze englische Litteratur sehr darnieder. Neuer Kräfte bedurfte es, um sie wieder auf eine Höhe zu bringen, die ihrer früheren Bedeutung würdig war. Schon einmal, unter Chaucer, hatte sich das englische Schrifttum an Italien emporgerichtet: von diesem Lande kam England zum zweiten Male die litterarische Wiedergeburt. Aber diesmal waren Männer da, die es nicht nur verstanden, neue Schätze zu gewinnen, sondern die gewonnenen auch zu bergen und sie für die folgenden Geschlechter nutzbar zu machen.“ Allerdings hat Wülker (S. 134) bei der Betrachtung Chaucers als dessen einzige „wirkliche Nachfolger“ eben die zwei Männer bezeichnet, die nach John Skeltons Vorlauf unter Heinrich VIII. „an den Italienern gebildet“, die neue Zeit heraufführten, Thomas Wyatt und Henry Howard, Earl of Surrey (S. 194, 207): S. 208 wird Wyatts engerer, auf Autopsie des Landes begründeten Anlehnung an Italiens Renaissancelyriker, S. 209 der freieren durch ihn veranlassten Howards gedacht. Auch das englische Schauspiel, Trägödie wie Komödie, nahm, ungeachtet des Einflusses der altrömischen Seneca, Plautus, Terenz, „in Anlehnung an die Italiener“ den grossen Aufschwung im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts (S. 207); John Heywoods bezügliche Wirksamkeit am Hofe Heinrichs VIII. gehörte zu dessen Maskenfesten und theatralischen Belustigungen „nach italienischem Muster“ (S. 198). Neben der danach emporkommenden nationalen Thätigkeit im Drama (John Bale u. s. w.) lief die Dramatisierung italienischer Novellen her (S. 204 f.): Damon und Pithias, das (dem Referenten fragliche) ältere Stück von Romeo und Julie, Tancred und Gismunda, Whetstones „Promus und Cassandra“ (nach Giraldi Cinthio). Ausserdem wurden die altklassischen Vorbilder den Engländern teilweise durch italienische Vermittlung bekannt (S. 203), während die ‚interludes‘ wohl durch die spanischen ‚representaciones‘ hervorgerufen wurden (S. 205). „Man hat den Einfluss Spaniens auf die englische Litteratur des 16. Jahrhunderts lange Zeit unterschätzt“; doch hatte schon der Gesandte in Madrid Lord Berners, wie Froissarts Chronik und den Roman „Huon de Bordeaux“ aus dem Französischen, Guevaras „Goldenes Buch von Mark Aurel“, diese Grundlage spanischer und anderwärtiger, auch englischer Maniriertheit, des Euphuismus nämlich, wie 1557 Thomas North nochmals (S. 213), übersetzt (S. 211), und eine der ersten englischen Komödien wurde die Umgestaltung von Rodrigo de Cotas tragischer „Celestina“, „Calisto und Meliböa“ (S. 205), vgl. unten Nr. 82. Robert Greene, der Italien und Spanien besuchte, sich vielfach an die Romantik im „Olando furioso“, wenn auch frei, an Ariosts — nicht, wie Wülker schreibt, Bojardos — gleichnamiges Epos hält (S. 221), leitet mit Thomas Lodge und Marlowe auch in der Stellungnahme zu romanisch-romantischen

Quellen zu dem durch sie vielfach beeinflussten Shakespeare über, wie Wülker stets bemerkt; auch bei dessen nichtdramatischen Vorgängern erinnert er an Dante (Thomas Sackville, S. 232), die italienischen Epiker (S. Daniel, S. 234), die spanischen Schäferromane (Ph. Sidney, S. 237), italienische Romantik (Spenser, S. 239), Petrarca und Bellay (Spenser, S. 240). Von da ab ist es unnötig, übrigens Raumes halber unmöglich, Wülkers Mitteilungen über die Quellenverhältnisse der grossen und kleinen Litteratur, soweit sie romanische, zumal, wie in erster Linie, italienische Vorlagen betreffen, oder gar die ungezählten Hinweise und Andeutungen über nebensächlichere Anlehnungen oder Anklänge zu buchen. Die Annalen der Litteraturgeschichte thun dies schon seit längerem für das Wichtigere, für Einzelheiten fixierte es die Spezialforschung, deren Resultate bis in die letzten Jahre Wülker gewissenhaft verwendet. Seine sichere Darstellung, die trotz summarischen, jeder gewagten Vermutung ausbiegenden Verfahrens, an keinem erheblicheren Gesichtspunkte vorübereilen möchte, lässt die philologische Benutzbarkeit des imposanten, in seiner Weise ohne Seitenstück dastehenden Werkes auch für die Wissbegier nach Quellen und Bezügen vom Kontinent ebensowenig für die Neuzeit anzweifeln als für die, oben genauer betrachteten, früheren Jahrhunderte. Wie Wülker in dem ausführlichen Abschnitte über Shakespeare sowie in dem über das Drama neben und nach ihm, dieser Hauptperiode der Ausmünzung romanischer, vornehmlich italienischer Erzählstoffe vermittelst des Dramas, meistens dies letztere Verhältnis andeutet, so übersieht er es auch nicht in dem, grösstenteils Milton — bei diesem giebts ja dafür, namentlich betreffs Italiens, so viele Anknüpfungspunkte — gewidmeten über die Dichter der Revolution, freilich bei der Hirtendichtung (S. 342) wäre, falls Windscheids und Herfords Forschungen[6]) schon vorgelegen hätten, auf Italien, nebst andren romanischen Bezugsgebieten hinzuweisen gewesen, wie auch E. Köppels[7]) musterhafte Ergebnisse für die ganze Elisabethanische Ära manche speziellere knappe Notiz hätten liefern können. Der starke Einfluss der Lateiner, du Bartas', Tassos, daneben Dantes und Ariosts wird (S. 326, 330 f., 336) bei Milton nicht vernachlässigt. Bei einer führenden Figur wie John Dryden gelangen seine fast unbedingte Nachahmung des französischen Dramas, auch als Theoretiker, und Agitation für dessen Herübernahme in gleicher Weise wie seine ganze Hinneigung zu romantischen Stoffen und der Gebrauch spanischer Quellen, so bei den beiden ersten Lustspielen, zur Besprechung (S. 352—357). Drydens Zeit- und Zunftgenossen John Crowne, Nicolas Rowe, Thomas Otway, Nathanael Lee entbehren nicht entsprechender Hinweise (S. 357—362), bei Elkanah Settles „Ibrahim“ (S. 358) fehlt noch Angabe des Postens innerhalb der Stoff-Familie[8]). Die starke Abhängigkeit der englischen Komödie jener Zeit von französischen und spanischen Dichtern, insbesondere vom vielübersetzten und -benützten Molière, legt Wülker im allgemeinen dar wie an Sedley, J. Lacy, Shadwell, von bedeutenderen dann an Vanbrugh, Farquhar, Colley Cibber, nicht in gebührendem Grade an Wycherley

6) S. oben Abschn. f. 1895, Nr. 65—67. 7) Vgl. oben Abschn. f. 1895, Nr. 100. 8) Vgl. oben Abschn. f. 1895, Nr 70 und unten Text zu Nr. 96 am Ende.

und Congreve, den meistgenannten dieser Generation (S. 362—367). Dass die „Entwickelung des Romans", dieser scheinbar autochtonen, seidem meistgeflegten Gattung der englischen Poesie, nach Ursprung wie wesentlichen Vorbildern und Vorlagen, ganz unter romanischem Zeichen stand, belegt Wülkers so überschriebenes Kapitel an den Rittergeschichten, Schäferromanen und dem Euphuismus und weist bei den Einzelerscheinungen den Frankreich, Spanien, Italien — diesem den geringsten — schuldigen Tribut nach. Auch in der selbstbefreienden Gruppe von Defoe, Steele, Addison, Richardson, Fielding, Smollett, Hogarth, Goldsmith, Sterne (S. 374—402) kommt ihre etwaige Anleihe bei den französischen Nachbarn nicht zu kurz. In der eigentlichen „Dichtung des 18. Jahrhunderts" vollzieht sich ein analoger Wandel wie im Roman, von Pope, „Nachahmer der Franzosen und der Lateiner nach französischem Muster" (S. 402), bis auf Cowper und Burns; bei einigen Nachfolgern Popes, Prior und Gay, wurde ihr Französeln erst bei oder nach Wülkers Abschlusse (von Wukadinovič 1895 bezw. G. Sarrazin 1898) nachgewiesen. Über Samuel Johnson hört man S. 424 die missverständliche Äusserung, er sei als Kritiker „ein Anhänger der klassisch-französischen Richtung" und „die Franzosen liebt der Kritiker allerdings ebensowenig wie Milton, wie er überhaupt von den Ausländern nichts wissen will". Auf Walter Scott wirkte Italien erst unmittelbar vor dem Tode ein (S. 463), auch Wordsworth sah es erst im Alter (S. 468), Coleridges Passieren des Landes (S. 475) liess keinen Bodensatz zurück — sie wie ihre meisten hervorragenden litterarischen Zeitgenossen wurzelten, auch trotz der Sympathien manches für die Französische Revolution, ganz in heimischem Boden. Eine gewisse Ausnahme betreffs Italiens bildet nur Thomas Moore (S. 491), in viel weiterem Masse sein Freund Lord Byron, dessen Aufenthalt in romanischen Ländern und starke Beeinflussung durch deren Kultur und Litteratur, vornehmlich seitens Italiens, Wülker (S. 501 ff.) höchst sorgsam verfolgt, endlich dessen Herzensgefährte Shelley (S. 528 ff.; vgl. S. 512 und 517). Die Spitzen der englischen Litteratur im Zeitalter der Königin Viktoria stehen sämtlich so frei von romanischen Einwirkungen da, dass ein Handbuch dabei nichts Auffälligeres zu bemerken hat, und erst auf seiner, der Betrachtung Tennysons angefügten Schlusseite (S. 606) wirft Wülkers vortrefflich gelungenes und wohlabgerundetes Hilfswerk, das das erste seiner Art ist, einen Streifblick auf die drei Hauptrepräsentanten der italienisch-romantisch infizierten „präraffaelitischen Schule".

Gerade wie Kölbings Kapitel fügen wir hier RICH. WÜLKERs zweite zusammenfassende Schrift der Berichtszeit, wegen ihres allgemeinen Inhalts an: „Die Arthursage in der englischen Litteratur"[9]). Die einleitenden Blätter werden dem allmählichen Eindringen keltischer und normannischer Elemente in die angelsächsische litterarische Tradition und Poesie gerecht. Wie sehr sich diese kreuzten, zeigt die Linie Gottfried von Monmouth—Wace—Layamon, d. h. Kelte—Romane—Germane, in

9) Ricardi Wülker dissertatio „D. A. i. d. e. L.", Dekanatsprogramm zum Verzeichnis der philosophischen Promotionen von 1895. Lipsiae, Typis A. Edelmanni, Typogr. Acad. 4°. 55 S. (davon S. 3—39 die Abhandlung).

der Bearbeitung der Arthursage der neuen Zeit nach der normannofranzösischen Invasion Englands (S. 6f.). Trotz Layamons Vorgang herrschte bis zum 15. Jahrhunderte das Französische als Sprache der Gebildeten und des Unterrichts, so auch sein Stil vergröbert in den Rittergedichten, von Chaucer weidlich verspottet (S. 10 f.). Erst dann mit dem Niedergange des Rittertums „entstanden in bürgerlichen Kreisen Englands Rittergedichte, die in der Art der französischen, meist auch nach solchen, gedichtet sind“ (S. 12). So waren für Harry Lonelichs umfangreiches Graal-Epos und die Abenteuerromane aus dem Cyklus Karls des Grossen französische Prosaromane die Quelle, und Caxtons umfängliche Druck-Publikation einer Bearbeitung der Arthursage 1485 war nur eine zeitgemässe Überarbeitung der Übersetzung, die „Thomas Malory nach französischen Prosaromanen zusammengestoppelt hatte“ (S. 16 f.) und in deren Charakteristik auch manches auf letztere zurückzuführen sein mag (S. 19). Den französischen Einfluss löste im Reformationszeitalter italienischer ab: zu Dante und Petrarca, die nebst dem jetzt als dramatisches Stoff-Reservoir sehr wichtigen Boccaccio schon Chaucer nachgeahmt hatte, traten nunmehr Ariost, für Satire und Epopöe, für letztere auch Bojardo, als Vorbilder, wie E. Spenser im ersten neuenglischen romantischen Epos, „Faery Queene“, beweist, worin Arthur die Hauptfigur, ausserdem Allegorie und lehrhafte Absicht im Vergleiche zu den genannten italienischen Vorbildern vorwiegen (S. 21 f.). Milton ahmte seit seiner Rückkehr aus Italien das antike Drama der Form nach nach, ohne aber unter die über 30 ihm vorschwebenden dramatischen Sujets der keltisch-angelsächsischen Geschichte Arthur einzureihen; dessen Geschichte fasste er vielmehr ebendamals für ein romantisches Epos ins Auge, wie „aus einem Briefe an Manso, den berühmten italienischen Beschützer aller Kunst und Freund Tassos, und aus dem ‚Epitaphium Damonis‘, das er auf den Tod seines Freundes Karl Diodati dichtete, hervorgeht“. „Zu diesen Plänen wurde Milton durch das Studium der italienischen Romantiker, Bojardos, Ariosts und Tassos, gebracht. Tasso stand, seinem ganzen Sinne nach, dem Engländer am nächsten. Das ‚Gerusalemme liberata‘ wäre gewiss das Hauptvorbild Miltons geworden, und unter seiner Hand hätte sich Arthur sicherlich zu dem Ideal eines christlichen Fürsten gestaltet“ (S. 24f.). Der starke französische Einfluss der Restauration der lange in Frankreich gewesenen Stuarts machte entsprechenden Geschmack auch für die Dichtung massgebend, für Drama, Lyrik und didaktische Epik; der eigentliche Träger dieser Richtung, Dryden, ersah als Helden eines heroischen Epos König Arthur, den er aber dann (1691) einer „Dramatick Opera“ zum Titel gab. Gegen die, im Anfange des 18. Jahrhunderts noch durch Pope nachdrücklich vertretene französische Richtung ging 1695 die Vorrede von Richard Blackmores unbedeutendem „King Arthur. An Heroick Poem, in ten Books“ vor, aber erst die volkstümlichen Dichter, wie Cowper, Burns, Wordsworth, Scott, die dem natürlicheren Tone ihrer Vorgänger, der Naturschilderer Thomson, Gray, Goldsmith, anhingen, entfernten die englische Dichtung „ein für allemal von der französischen Art“ (S. 26—31). Bulwers verunglücktes Epos „King Arthur“ und Tennysons wiederholte Behandlung der Sage, in den erst 1885 abgeschlossenen „Idylls of the

King" gipfelnd, tragen keine romanisch-romantischen Züge, da der letztere entschieden modernisiert, jener dem Stoffe ein teils germanisch-mythologisches, teils allegorisches Gepräge verlieh. Auf E. FREYMONDs stoffvergleichende „Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Artusromane in Prosa"[10]) die ausser neuem Material eine Fülle neuer Gesichtspunkte enthalten, kann, der keltisch-britische (S. 4 u. o.) und englische (S. 15 Anm. 5 extr.; S. 22 Anm. 1; S. 26 Anm. 1 u. a.) Beziehungen anziehenden Notizen wegen (s. auch die grossen motivvergleichenden Fussnoten S. 54 Anm. 1, 70 Anm. 2, 103 Anm. 1), hier nur im Vorbeigehen hingewiesen werden; ausführlich s. JBRPh. Bd. 5.

II. Ältere Zeit, inbegriffen Mittellatein. Ohne tiefer in das Ressort einzugreifen, dem die romanischen Einflüsse auf die angelsächsische bis incl. frühmittelenglische Zeit zufällt, heben wir doch kurz vom Standpunkte vergleichender Stoffkunde einige Veröffentlichungen heraus, die derartige Einwirkungen typischer Art betreffen, solche welche mit spätern Parallelerscheinungen in Zusammenhang stehen. RICHARD SCHWEMERs Vortrag über „Bonifatius und die frommen angelsächsischen Frauen"[11]) berührt neben seinem biographischen und kulturhistorischen Interesse, wobei der ganz italisch-lateinische Firniss der angelsächsischen Klosterbildung deutlich wird, authentische Visionen eines Mönchs zu Wenloe bei Shrewsbury, die sich auf eine erträumte Topographie des Jenseits erstrecken, und erkennt darin nur Reproduktion vorhandener Vorstellungen, die er mit Ebert (Gesch. d. Lit. im Abendlande I, 615) wie nebenherlaufende auf die von Papst Gregor I. erzählte zurückführt. Dantes Konzeption zeige dieselben Grundzüge, und S. erkennt in „dem begleitenden und erklärenden Engel des Gesichts des englischen Mönches die Dantesche Beatrice in der Urform". In einem Klagebriefe fragen die Äbtissin Heaburg und ihre Tochter Bugga den Bonifatius um Rat wegen einer geplanten Rom-Pilgerfahrt: wir wissen, dass er wegen der entsittlichenden Folgen „ein grundsätzlicher Gegner dieser Romwanderungen von Frauen war". „Die Errichtung der sogenannten libri vitae und der Nekrologien hängt mit den Gebetsverbrüderungen zusammen", die Bonifatius in der Korrespondenz mit angelsächsischen Geistlichen knüpfte und eifrig förderte. — K. M. CLASSEN — jung verstorben — stellte Untersuchungen „Über das Leben und die Schriften Byrhtferđs, eines angelsächsischen Gelehrten und Schriftstellers um das Jahr 1000" an[12]). Der unter B.s Namen gehende lateinische Kommentar zu Bedas „Temporum ratio" und „Natura rerum", den C. beschreibt, genau charakterisiert und auf die Quellen (Raban, Haimo, Remigius von Auxerre u. a.) zurückführt, ist nach C. apokryph; sein Verfasser genoss „gallische Schulung" in ‚Theotonis villa' (Diedenhofen). B. aber arbeitete 1011, benutzte ausser Beda auch Isidor v. Sevilla, Raban, vielleicht Alcwine, erklärt für Kleriker den lateinisch vorhandenen chronologischen und grammatischen Wissensstoff, bisweilen in poetischer Form. Die angelsächsischen Benediktiner im Kloster Ramsey

---

10) ZFSL. XVII (1895), 1—128. 11) Selbstreferat BFDH. N. F. XII, S. 321—326. 12) Leipziger Diss. Dresden. Druck von B. G. Teubner. 39 S. 4°.

waren kulturell von Fleury abhängig, wie C.s Recensent Fel. Liebermann[13]) betont, der auch schreibt: „daher stammt wohl Byrhtferds Kenntnis des französischen Sprichworts *entre deux selles* (Anglia VIII, 313)“; Abbo von Fleury, um 987 Lehrer in Ramsey, war auch der B.s.

A. Napier ediert nach J. Zupitzas (†) Textkonstitution „Die altenglische Bearbeitung der Erzählung von Apollonius von Tyrus“[14]), worin Z. die Majuskeln geregelt, Interpunktion eingeführt und Abbreviaturen aufgelöst hat. Die lateinische Vorlage dieses Textes wollte Z. gleichzeitig veröffentlichen: vgl. RF. III 279. — Von J. Zupitzas nachgelassenen „Anmerkungen zu Jakob Rymans Gedichten“ erschienen im Berichtsjahr der VII., VIII. und IX. Teil[15]). Diese Hymnen und religiösen Elegien beruhen trotz ihres rein mittelenglischen Gewandes gutenteils auf lateinischem Unterbau, nämlich der Vulgata. Das geht schon aus den Überschriften von XCVII, CII, CV, CVIII hervor (VII. Teil der Anmerkungen). CXX—CXXIII und dann CXL sind ‚Mater misericordie‘ überschrieben, CXXIV—CXXXIV sämtlich ‚Te deum laudamus‘, CXXXVIII ‚Maria, spes noster, salue‘, CXXXIX ‚O mater indulgencie‘, CXLIVRegina celi, letare‘, CL und CLI ‚Christe, qui lux es et dies‘, CLII—CLVIII ‚Sancta Maria, ora pro nobis‘, CLIX ‚Ora pro nobis dominum‘, CLX ‚O dulcis Maria‘, CLXII und CLXIII ‚Succurrere nobis miseris‘. Seite 152 (b3 und c1) stehen 2 lateinische Zeilen als Überschrift und Kehrreime; beim einzigen weltlichen Gedichte, CXI, ‚The fals fox‘ (S. 177), das bei dem gut Lateinkundigen keinen Eindruck französisch oder lateinisch gefasster Tiersage zeigt, giebt Zupitza eine Shakespeare- und eine Chaucer-Parallele. — Die Hinübernahme eines spätlateinischen Autors stellt uns vor: „The middle-English translation of Palladius de re rustica edited with critical and explanatory notes by Mark Liddell“[16]). Zufolge A. Brandls Nachprüfung[17]) bietet Liddells Text einen beträchtlichen Fortschritt gegen Herrtages nachlässigen Druck (Early English Text Society) des inhaltlich und künstlerisch geringwertigen Denkmals; L.s Citate aus dem lateinischen Originale klären Form und Bedeutung gewisser Wörter auf. — Max Löwenecks Ausgabe „Peri didaxeon, eine Sammlung von Rezepten in englischer Sprache aus dem 11./12. Jahrhundert“[18]) liefert nach der einzigen bekannten Handschrift Harl. 6258b des British Museum Bl. 83 v. bis 98 v. einen genauen Abdruck der zwischen 1035 und 1200 entstandenen medizinischen Rezeptensammlung, die wesentlich ein Auszug aus einer, wohl von anderer Seite gefertigten Kompilation der Practica des Arztes Petrocellus (oder Petronius Salernitanus) ist, woneben L. eine Stelle aus Gariopont († vor 1059), ‚Ad totius corporis aegritudines remediorum libri‘ V 1, 17 belegt und einen mittelbaren Zusammenhang mit Isidor von Sevilla Etymol. IV 3 fl. eröffnet. Erwähnt war dies Werk schon bei ten Brink, Gesch. d. engl. Lit. [1]I 183 und Wülker, Grundriss d. ags. Lit. 510.

13) ASNS. 97, 166 f. 14) ASNS. 97, 17—34. 15) VII.: ASNS. 96, 157—178; VIII.: ebd. S. 310 ff.; IX: ebd. 97, 129—153. 16) Part I: Text. Berlin, E. Ebering VIII + 289 S. 8°. 17) ASNS. 97, 409 f. 18) EB. XII. Heft. 8°. VIII + 57 S.

Von einer „Library of Early English Writers edited by C. HORSTMAN[N][19]) bringen Band I und II: „Yorkshire Writers. Richard Rolle of Hampole, an English Father of the Church, and his Followers“[20]), eine ungemein fleissige Gesamtausgabe der reichen theologischen Schriftstellerei dieses merkwürdigen Klerikers, der ca. 1300—1349 lebte, nebst einer ausgedehnten — 14 Seiten im 1., 43 im 2. Bande — „Introduction“, deren erstgedruckter Teil in grossen Zügen ein Bild vom Wesen und der geschichtlichen Entwickelung der beiden Hauptrichtungen innerhalb der mittelalterlichen Theologie, der Scholastik und Mystik, zu entwerfen versucht, mit besonderer Rücksicht auf die Form und Ausbildung, die sie in England erlangt haben. So umschreibt Horstmanns Absicht sein ausführlicher Referent M. KONRATH[21]) (S. 368), der freilich wie jeder nach dem fast nur die altdeutschen und altenglischen Verhältnisse betreffenden Abschnitte vor Band I eine Fortsetzung für Richard Rolles Zeitalter erwartet. In dieses verstattet uns aber der, freilich haarklein belegte „attempt to construe that remarkable man, hitherto an enigma“, vor Bd. II, nur indirekte Einblicke. Selbst nach der umfänglichen, durch eine vollständige Bibliographie beschlossenen Materialien Horstmanns, die über die letzten vorherigen Forschungen, H. Middendorffs Leipziger Dissertation (1888), die 3 Breslauer von G. Kriebel (1883), T. Ullmann (1883), M. Adler (1885) und die Berliner P. Andreäs (1888), stofflich weit hinausreicht, allerdings ohne sie irgend zu berücksichtigen, bleibt, da Untersuchung Horstmanns starke Seite nie war, doch noch fast alles kritischer Sondierung überlassen; auch, was uns hier allein angeht, bezüglich der Einwirkungen der lateinischen theologischen Gelehrsamkeit und Litteratur römischer Provenienz auf diesen mittelenglischen Sonderling (und seine Vorepoche), für dessen Vaterschaft gegenüber den von H. I S. 420—442 aus demselben Manuskripte mitgeteilten „Latin epigrams, notes, prayers etc.“ vorläufig nicht der Schatten eines Beweises vorliegt.

PAUL SAHLENDER hat sich in London angelegentlich in der älteren englischen Jagdlitteratur umgesehen und daraufhin veröffentlicht: „Der Jagdtraktat Twicis, des Hofjägers bei Edward II. von England, und seine Überlieferung. Nebst einem Abriss der altenglischen Jagd- und Jagdlitteratur“[22]), „Englische Jagd, Jagdkunde und Jagdlitteratur im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Nebst einem Sach- und Wortregister“[23]); „Die englische Parforcejagd“[24]). Nicht nur macht S. darin mit der gesamten Jagdlitteratur des Mittelalters, insbesondere mit der nach Terminis ganz, in der Sprache der Darstellung gutenteils französisch gefassten alt- und

---

19) „Late Professor in the University of Berlin“; es ist der frühere Privatdozent der Anglistik zu Berlin, dem man drei grössere Sammel- und mehrere Einzeldrucke alter englischer Legenden verdankt. 20) Bd. I (noch nicht als solcher bezeichnet) London, Swan Sonnenschein & Co. New-York, Macmillan & Co. 1895. Gr. 8°. XIV + 443 S.; Bd. II., ebd. 1896. Gr. 8°. XLIII + 458 S. 21) ASNS. 96, 368—399 (über Horstmanns Bd. II: ebd. 99, 158—167). 22) Leipzig, Dr. Seele & Co. 1894. 8°. 58 S 23) Leipzig-R. Oswald Schmidt. 1895 (jetzt Dr. Seele & Co.). London, Elliot Stock. 8°. VIII+31 S. 24) NBL. III 62—64; 82—84; 111—113; 131—134.

mittelenglischen bekannt, sondern er eröffnet uns auch einen Blick in die mannigfaltigen französischen Jagdbücher, wovon wir bisher, wenigstens in ihrem Verhältnis bezw. ihrer Umarbeitung zu englischen, wenig wussten, während sonst S. durch H. Werths Buch — das S. an erstgenannter Stelle S. 13 richtig nach 1889, an der zweiten S. XVI nach 1880 verlegt — über „Altfranzösische Jagdbücher nebst Handschriftenbibliographie der abendländischen Jagdlitteratur überhaupt hier gut vorgearbeitet war[25]). Hervorgehoben sei die durchgängige Aufhellung der meist romanischen, d. h. in der Hauptsache französischen Ausdrücke der höfischen Jagd im mittelalterlichen England aus etymologischen, lexikalischen, glossarischen Hilfsmitteln. Twici selbst schrieb seinen Jagdtraktat am englischen Königshofe für diesen in französischer Sprache: es existieren zwei altfranzösische Fassungen und eine altenglische Bearbeitung handschriftlich. Das ganze von S. fleissig bebaute Revier führt uns ein eigenartiges Stück höfischer Kultur des völlig französisch inficierten England der Plantagenets in seinen litterarischen Niederschlägen dankenswert vor Augen.

„Sir Cleges. Eine mittelenglische Romanze“ macht ALEX. TREICHEL[26]) als Herausgeber und litterarhistorischer Kritiker zugänglich. Die Fabel, mit dem ‚Launfal‘ Thomas Chesters und dem anonymen ‚Sir Amadas‘ verwandt, gehört zum Artussagenkreise und hat romanische Parallelen für die scherzhafte Auszahlung eines gewinnsüchtigen Andern in: Nouveaux contes à rire (1722) II p. 39, dass. ed. 1702 p. 186, in Sachettis 195. Novelle (ed. 1815, III p. 169); Wrights Selection of Latin stories (1842) p. 122 nr. 127; Barbazan, Fabliaux et Contes, 1808, III p. 264; eng verwandte Motive in Del Convoiteus et de l' Envieus par Jean de Boves bei Méon I 91—95 (cf. Le Grand d' Aussy, Fab., éd. 1779, II 235); ferner stehen ihr nahe die Geschichten thörichter Wünsche: ‚Les quatre souhaits de St. Martin‘ bei Méon IV 386 und Poésies de Marie de France, ed. Roquefort II, 140, Lafontaines „Les trois souhaits“, Perraults „Les souhaits ridicules“. — H. GRUBERS „Beiträge zu dem mittelenglischen Dialoge »Ipotis«“[27]) stellen (S. 66) ausser drei englischen den lateinischen Dialog ‚Adrian und Ritheus‘ und den provenzalischen ‚Episcopus declaramens de motas demandas‘ vergleichs- und verwandschaftshalber daneben, und zwar bilden diese zwei romanischen eine Gruppe gegenüber den englischen, wie nähere Konfrontation ergiebt (S. 67 f.): auch erweisen sich fast wörtliche Wiederkehr von Fragen und die ähnliche Einleitung als ältere Glieder der im mittelenglischen ‚Ipotis‘ vorliegenden Familie (S. 69). Nach S. 66 f. finden sich im ‚Elucidarius theologie-tripertitus: infinit. quest. resol.‘ einige Fragen mit dem ‚Ipotis‘ gleich und wohl auch in andern, von

---

25) Drei Hilfsarbeiten, die dem umsichtigen Sahlender entgangen zu sein scheinen, im übrigen aber sein eigentliches Thema (ausser im 1. Abschnitte von Nr. 24) kaum weiter gefördert hätten, sind die Behandlung der spanischen Jagd-Bibliographie bei Gutierrez de la Vega in den Einleitungen seiner ‚Biblioteca Venatoria‘, die erst vor wenigen Jahren erschienene Bibliographie der deutschen Jagdlitteratur von dem ersten Spezialisten Raoul Ritter v. Dombrowski (Wien), und Max Millers (der 1886 Oppians d. J. Gedicht von der Jagd bearbeitete) Schrift „Das Jagdwesen der alten Griechen und Römer“ (1885). 26) ES. XXII S. 345—389 (S. 374—389 der kritische Abdruck). 27) A. XVIII 56—82.

P. Meyer (Ro. I 483) und Bartsch angezogenen romanischen Rätseln. S. 70 ergibt sich, neben mehreren deutlichen Parallelen mit dem lateinischen Texte, engster Zusammenhang mit einer französischen Version bei J. Grimm, Dtsch. Mythol. S. 470 A. 2. Der Name Ipotis (S. 71) stammt direkt aus lat. Epict(et)us, wie die provenzalischen Formen Pictau(s) und Pissicus, die Bartsch falsch aus Poitou ableitete. — [GUSTAV] SCHLEICH berichtete nach nachgelassenen Materialien J. ZUPITZAS „über die mittelenglische Fassung der lateinischen Erzählung Spiritus Guydonis" in einem Vortrage[28]): zwei handschriftliche Fassungen von je 200 Versen entstanden um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Nordengland nach der lateinischen Quelle, die 1323 in der südfranzösischen Stadt Alet den toten Gy seiner Gattin erscheinen lässt. — F. HOLTHAUSENS Anzeige[29]) von Alb. Herrmanns „Untersuchungen über das schottische Alexanderbuch (The Buik of the most noble and vailȝeand Conquerour Alexander the Great), Berlin 1893" erinnert anlässlich dessen 2. Kapitels, über die Quellenfrage, daran, dass schon Ward diese durch den Nachweis gefördert habe, wie der erste Teil des schottischen Gedichts eine Übersetzung des „Fuerre de Gadres" — nicht des 1846 im LV. von Michelant edierten! — sei, so der zweite und dritte eine der ebenfalls französischen „Les Vœux du Paon" (selten genannt: Li Romans de Cassamus) von Jacques de Longuyon.

III. Dante. Chaucer. Derjenige Italiener, der persönlich und litterarisch während der Blüte der Renaissance die meisten und intensivsten Beziehungen zu England gepflogen haben mag, dessen Wirkung sich bis in die Elisabethanische Grosszeit fortgepflanzt und andauernd in die letzten Jahrhunderte englische Poeten und Forscher wieder und wieder angelockt hat, das ist Dante: der obige Bericht pro 1895 stellte das schon ans Licht. Mit ihm teilt die Unterkunft in dieser Extrazelle gerechterweise Geoffrey Chaucer als derjenige englische Litterat des Mittelalters, in dem sich des Englands der „beiden Rosen" politisch-offizielle und geistige Fahrten nach Wälschland nebst den dorther mitgebrachten Eindrücken am energischsten verdichten. Übrigens steht der eine gerade am Anfange, der Engländer hingegen, analog dem viel, viel eindringlicheren Anschmiegen seines heimischen Schrifttums zur Apenninenhalbinsel als die Bezüge der letzteren aus der britischen Kulturwelt jemals gewesen sind, weit enger an Italien angelehnt, am Ausgange des 14. Jahrhunderts, also desjenigen, in dem die ganze Kraft der vorbildlichen Renaissance-Inkarnation, der italienischen, gipfelt und ihre Meister und Meisterwerke zeitigt: nicht zufällig hebt in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums in England, eben auf den Schultern der italienischen Muster, eine ‚renascence', ein neuartiges litterarisches Leben an, und eben ihr Träger ist Chaucer.

Vorstehende Gedanken lesen wir nicht unmittelbar an einer bestimmten Stelle des Referiermaterials, wohl aber verzettelt mehrfach zwischen den Zeilen. Eine anonyme „Dantiana"-Revue[30]), die sich speziell auf Dantes ‚Vita Nuova' bezieht, betrifft 6 Nummern von

28) ASNS. 96, 355. 29) LBlGRPh. XVII Sp. 9—11. 30) QR. vol. 184, p. 24—53.

1867—94. Der englische Kritiker sagt unter andern: im Danteschen Zeitalter, dem 14. Jahrhunderte, waren die meisten hervorragenden Dichtungen allegorisch wie die seinigen, auch ‚Reynard the Fox, Romaunt of the Rose, Piers the Plowman, the Pearl (ed. by Gollancz 1891)'; vor Dante liegen an hergehörigen Werken die beiden „Summa theologiae" von Robert de Melun und Stephen Langton, ferner, ebenfalls im 13. Jahrhunderte, die Summa des Alexander Hales. Dann (S. 45) vergleicht er Francis W. Newmans, jüngern Bruders des Kardinals, „Phrases of Faith; or, Passages from the History of my Creed" mit Dantes ‚Vita Nuova', obwohl diese ihm zunächst wie ‚the reverse of Dante's work' aussehen: nevertheless its design as an Apologia, and its general relation to the mind of the author, gives it an analogy with the ‚Vita Nuova', which the two books akin.

P. Bellezza berührt in „G. Gladstone ed i suoi studi di letteratura italiana"[31]) auf p. 9 die Frage Gladstone's ‚Did Dante study in Oxford?', die gestellt ist NCe., june 1892[32]). — Als Ad. Tobler in einem Vereinsvortrage[33]) die ‚Pelerinage de vie humaine' von Guillaume de Deguilville, die J. Stürzinger 1895 für den Roxburghe Club herausgab, behandelte und den Dichter als „freilich ausser stande, auch nur von ferne sich Dantes Kraft der Veranschaulichung zu nähern" bezeichnete[34]), gab Gust. Tanger (S. 348) Nachricht über seine Arbeiten zu der mit Lydgate zusammenhängenden mittelenglischen Bearbeitung. — Einen trefflichen Beleg für das in England zur Zeit florierende Dante-Studium giebt (auch vom vergleichenden Standpunkte) dessen Spezialist Edward Moore mit „Studies in Dante. I. Scripture and classical authors in Dante"[35]). Andrerseits beweist uns die feinsinnig erdachte und mit kongenialem Reproduktionstalente durchgeführte Vorstellung eines Meisterterzetts klassischer romanischer Lyrik, die uns der Band „Dante, Petrarch, Camoens. CXXIV Sonnets. Translated by Richard Garnett"[36]) darbietet, den steigenden Betrieb und das höhere Verständnis italienischer Litteratur(geschichte) im heutigen England an Garnett, dem Manne, den man getrost als den hervorragendsten Litterarhistoriker deutscher Art im modernen England ansehen kann, früher aber romanische Dichterkönige noch nicht an ihren Wagen geschmiedet hatten.

Zu Chaucer übergehend, stossen wir zunächst auf die Behandlung seines äussern Zusammenhangs mit Italien durch Frank Jewett Mather. Gemäss seinem Artikel über ‚An inedited document concerning Chaucer's first Italian journey'[37]) fand er im englischen Record Office, Roll of Foreign Accounts 42—51 Edw. III fol. 41 einen ‚Compotus', wonach er in einer Journalnotiz[38]) die Chronologie von Chaucer's „Italienischer Periode" erst mit der zweiten Reise 1378 anfangen liess. Chaucer's erste italienische Reise dauerte 174 Tage, 1. Dezbr. 1372 bis 23. Mai 1373, so dass, die Hin- und Rückreise abgerechnet, nur kaum

31) Firenze 1895. 32) Vergl. Abschn. pro 1895, Nr. 16—18. 33) In der Berliner „Gesellschaft f. d. Studium der neueren Sprachen", wie Schleich s. oben sub 28. 34) ASNS. 96, 347 f. 35) Oxford. Clarendon Press. 8°. 36) London, John Lane. 8°. Besprochen von E. D. A. Morshead Ac. (1896) Nr. 1266, S. 92 f. 37) MLN. XI Nr. 7, 419—425. 38) Na., 8. Oktober 1896.

2 Monate für den Aufenthalt in Italien restieren. Er war in einer Mission seines Königs dort, und zwar ist seine Anwesenheit in Florenz bezeugt — zu welchem Behufe?, wissen wir nicht. Ob er für seine Poesie Gewinn heimtrug, erfahren wir nicht aus der Urkunde (das ist das von M. abgedruckte Schriftstück, kein Dokument!), die uns auch über einen Besuch bei Petrarca keinen Fingerzeig giebt. In einem kurzen ‚Eingesandt' — „correspondence" — unmittelbar hinterher [39]) weist MATHER selbst nach, dass jenes Schriftstück in der Chaucer Society, Trial Forewords to Minor Poems p. 130 beschrieben ist. Er legt diesen äussern Belegen viel zu grosses Gewicht bei, nennt nochmals für den terminus a quo von Chaucers „Italienischer Periode" erst die zweite Reise als „the time when Italian influence was formative in his works" und weist dabei wiederholt auf sein langes Studium des ‚Chaucer-Petrarch problem' hin. — Der feine Kenner romanischer Einflüsse auf Englands mittelalterliche und Elisabethanische Litteratur, J. J. JUSSERAND, fragt „Did Chaucer meet Petrarch?" [40]). Nach ihm war Chaucer von Dezember 1372 bis November 1373 auf einer italienischen Reise abwesend und kam ‚towards Genoa and Florence'. Schon vorher war er Krieger und Kriegsgefangener in Frankreich gewesen, hatte den Rosenroman übersetzt und dafür auf dem Festlande Berühmtheit und das Lob von Eustache des Champs, dem besten französischen Dichter der Zeit, geerntet. ‚The immense influence of his Italian journey on the development of his genius is well known. There is no doubt, judging frome the result, that he saw and learnt much while in Italy, that he observed many things, gathered many books and spoke to many men'. Nachdem J. dann ausführlich und übersichtlich alle Möglichkeiten eines Besuchs Chaucers bei Petrarca abgewogen hat, macht er es, auf Grund des Canterbury tale des Clerk of Oxenford, durch chronologische und epistolarische Petrarca-Materialien sowie durch höchst einleuchtende Ausdeutung der Chaucerschen Stelle, die in der Art und Ausführlichkeit der Erwähnung Petrarcas — seinen vielbenutzten Gewährsmann Boccaccio nennt er nie, Dante, dem er einzelnes verdankt, nur kurz mit ‚a short flattering word' (S. 996) — bei ihm, ja in seiner Zeit isoliert dasteht, überaus wahrscheinlich, dass Chaucer innerhalb des ersten Dreivierteljahres 1373 beim alten Petrarca in Padua war und aus dessen Munde die damals von diesem mehrfach besprochene, sogar auswendig gelernte Griseldis-Fabel übernahm.

E. KÖLBING besprach Paolo Bellezza's „Introduzione allo studio dei fonti Italiani di G. Chaucer" [41]), wenn auch nicht so scharf wie der Referent (s. a. a. O.), doch abfällig [42]), MAX HIPPE [43]) dieselbe mit erwartungsvollem Ausblicke auf das angekündigte Chaucer-Werk Bellezza's tröstlicher, doch auch nur wegen dieses, bis dato uneingelösten Zukunftswechsels. Aus Kölbings Referat seien zwei Sätze wiederholt: „es handelt sich [bei Bellezza] um eine zwanglose Plauderei über allerhand Mängel, welche in der Behandlung der ausländischen Litteraturen in italienischen Werken zu Tage treten." Im letzten Abschnitte komme B. dazu, „zu

39) MLN. XI Nr. 8, 510 f. 40) NCe. Nr. 232 (june 1896), p. 992—1005. 41) Vgl. obigen Abschn. pro 1895 nr. 42 - 43. 42) ES. XXII 288. 43) ZVglL. N.F. IX 271.

betonen, dass das Studium Chaucers schon darum für seine, des Verfassers, Landsleute von besonderem Interesse sei, weil mit ihm die engeren Berührungen zwischen der italienischen und der englischen Litteratur anheben, um nie wieder ganz aufzuhören. Schliesslich wendet der Autor sich dazu, einige stark übertriebene Urteile von Engländern, welche Chaucer nur erheben, um zugleich seine italienischen Vorbilder auf seine Kosten herabzusetzen, mit vollem Rechte zu geisseln.“

„Ueber einige Stellen aus dem Almagestum Cl. Ptolemei bei Chaucer und im Rosenroman“ stellt EWALD FLÜGEL [44]) Vergleiche an, um nachzuweisen, dass Chaucer's „Frau von Bath“ und noch genauer der Rosenroman (7783 ‚Au comencier de s'Almageste‘) das Almagestum des Ptolemaeus benutzt haben (welches Flügel in einem Venetianischen Drucke von 1515 vorliegt): das 1. Citat der Frau von Bath=Ptolemaeus 18. Spruch, das 2. = 23. Spruch; Jean de Meung's (vergl. Langlois, Origines et sources du Roman de la rose, p. 100) 1. Citat (7780ff.) = 2. Spruch, 2. Citat (14576) = 4. Spruch, 3. Citat (19502) = 33. Spruch. Auch ein Passus Astrolabe III 356 stammt aus dem genannten Werke des Ptolemaeus I cap. 8, wie eine Marginalie des Ellesmere Ms. schon andeutet.

„Child memorial volume. Studies and notes in philology and literature. Vol. V., published under the direction of the Modern Language Departements of Harvard University“ [45]) enthält als 12. Beitrag: A. C. GARRETT, Studies on Chaucer's House of Fame“, wovon II betitelt ist: A further source suggested. — MARK LIDDELL behandelte „The source of Chaucer's Person's Tale. I.“ [46]). — CLARENCE G. CHILD zeigt [47]) für die Beziehungen von Chaucer's Legend of good women and Boccaccio's De Genealogia Deorum“, im Gegensatze zu Skeat, der Chaucers antik-sagengeschichtliche Bezüge immer einfach an Ovid anlehnen zu können wähnt, in Fortführung seines Beweises MLN. X 379 betreffs des ‚House of Fame‘, dass Boccaccios ‚De Genealogia Deorum‘ Chaucers Quelle für die ‚L. of g. w.‘ war, deutlich an den Beispielen der Phyllis, des Demophon, der Ariadne, namentlich bei letzterem Stoffe ausführlich verweilend. Auch ein paar kleinere Züge, z. B. die Einführung der Hyaden, legen Child Chaucers Kenntnis des Boccaccio'schen Werkes nahe; sonstige Bezüge Gower's und Chaucer's aus Boccaccio stehen ihm zu Gebote. Doch bleibt ihm auf Chaucer Emersons' Ausspruch anwendbar ‚that that man is truly original who recreates‘.

IV. Die übrige mittelenglische Periode. HANS KÖSTER veranstaltete von „Huchown's Pistel of swete Susan“ eine „kritische Ausgabe“ [48]). Als II behandelt die Einleitung „Quelle und Zeit der Abfassung“: „als Quelle diente dem Dichter die Bibel . . . der Dichter folgte fast Vers für Vers seiner Vorlage; nur in V. 66—105 hat er, dem Einflusse des „Rosenromans folgend, eine weitläufige Beschreibung des Gartens eingeschoben“ (S. 6); als solche ausführliche Beschreibungen im Geschmacke der Zeit unter dem Einflusse des Roman de la Rose

---

44) A. XVIII 133—140. **45**) Boston, Ginn and Co. **46**) Ac. nr. 1256 (vgl. 1250). **47**) MLN. XI p. 476—490. **48**) QF. Bd. 76. Strassburg, Trübner. 1895. IX + 98 S. 8°.

nennt K. (S. 7f.) V. 5—13 und V. 65—118, und vergleicht (S. 92) diesen direkten Einfluss des Rosenromans, in dem alle Vögel und die meisten Bäume des ‚Pistel of s. S.' schon vorkommen, mit dem desselben Werks auf Chaucer's ‚Parlement of Foules'. — Für „Die Lyrik Lydgates" stellte E. GATTINGER[s] nicht übersichtlich eingeteilte — die Abschnitte sind nicht einmal numeriert — Sonderschrift[49]) im 2. Teile, der den 7.—9. Abschnitt umfasst, „einige literarische Nachweise" zusammen, wovon der 7. Abschnitt (S. 37—50) „Beziehungen zur lateinischen Literatur" behandelt. Lydgate benützte die Vulgata, wie schon Köppel 1885 nachwies, insbesondere das Alte Testament, Jacobs a Voragine Legenda aurea, Vincenz v. Beauvais' Speculum historiale und (durch diesen wohl) Isidor von Sevilla (Etymol.), Boccaccios lateinische Schriften (CVI), die er direkt citiert (Gattgr. S. 46f.), Vergil, die disticha Catonis, die Bestiarien (S. 49f.). G.s 8. Abschnitt überblickt (S. 50—59) „die Beziehungen zur französischen Literatur": „The chorle and the bird" (Minor Poems ed. Halliwell p. 119) vielleicht nach ‚Du vilain et de l'oiselet' (Barbazan-Méon II 140), indirekt nach Discipl. cleric. ed. Schmidt Nr. XXIII; „The ballad of Jack Hare" (Minor Poems p. 52) kaum nach Barbazan-Méon II 116, sondern vielleicht mit Benutzung von Disc. clerc. ed. Schmidt S. 75 Nr. XXIX; „Bycorne and Chichevache" (Min. Pms. p. 129) nach zwar vielfach angedeuteter, aber in keiner analogen Fassung aufgefundener Form des Stoffes (jedoch sind die beiden ebengenannten Poeme sicher von Chaucer beeinflusst: S. 61f.); ‚The order of fools' („der Narrenorden": Min. Pms. p. 164) vielleicht nach der anglonormannischen Priamel „Les trente-sis mestres folies" (Jubinal, Nouv. rec. de contes. II.); „The deserts of theevish millers and bakers" (Min. Pms. p. 207) nimmt vielleicht wider den lobenden „Dit des boulangiers" (Jubinal, Jongleurs et trouvères, p. 138) oder etwas Aehnliches Stellung. — G. SCHLEICH behandelt[50]) „Ein mittelenglisches Rondel." Als Heinrich VI. als neugekrönter König von Frankreich am 21. Februar 1432 in London einzog, begrüssten ihn unter andern 7 Jungfrauen mit einem hevynly songe, erhalten in Lydgates (der vielleicht der Verfasser) ‚Pur le Roy' als Einlage und in der Chronik von Fabyan. Es wird als roundelle bezeichnet, muss, ungeachtet der abweichenden Ueberlieferung als im Bau „an die strenge Form des französischen Rondels" angelehnt betrachtet werden und dessen Refrainstelle ist möglicherweise nur von dem unkundigen Schreiber übersehen. — Eine sehr gründliche Abhandlung A. KRÜGER[s] über „Stella und Mattabruna, ein italienisches Volksbuch"[51]) geht uns hier nur soweit an, als sie Englisches vergleichshalber herbeizieht. Nämlich sowohl die Schwanenkinder- als die Schwanenrittersage gehören zu den „verwandten Ueberlieferungen." Ersterer begegnen wir (S. 100) auf britischem Boden in „einer irischen Volkssage, die sich überarbeitet in Thomas Moores Irischen Melodien und bei Otway findet . . . (Ro. XXI 62)", in einer jüngern Version, der jüngern französischen (Beatrix) angeschlossen, aus dem 16. Jahrhunderte in dem

49) Wiener Doktordiss., gedruckt als WBEPh. Bd. IV (Wien u. Leipzig., W. Braumüller. Gr. 8°. VII + 85 S.). 50) ASNS. 96, 191—194. 51) BFDH. N. F. XI (1895), S. 90—108.

Volksbuche „Helias, knight of the swan" (Thoms, Collection of Early Prose Romances, III [1828]), parallel dem gleichzeitigen, bis dato beliebten niederländischen Volksbuche „Ridder met de Zwaen" (S. 105); ferner „ist der Stoff von den Schwanenkindern in England auch noch in einer dem 14. Jahrhundert angehörenden mittelenglischen Romanze „Cheuelere Assigne" bearbeitet, welche der Version Beatrix bis zur Rettung der Schwäne folgt, nur dass hier der Name des Schwanenritters Elyas mit Enyas vertauscht ist, gerade wie in einer gleichzeitigen lateinischen Prosalegende der Schwanenritter Eneas genannt wird (vergl. ASNS. 77, 169ff.)" (S. 106). Diese mittelenglische Romanze beruht mit der italienischen volksmässigen ‚storia della regina Stella e Mattabruna' „auf der nämlichen Grundlage, ohne sich an die Schwanenrittersage direkt anzulehnen, ebensowenig wie das italienische Volksbuch (S. 108), über das uns H. Varnhagen 1892 und 1894 unterrichtete.

Francis L. Limbert aus New-York liefert, musikhistorisch förderlicher als litterarhistorisch, einen „Beitrag zur Kenntnis der volkstümlichen Musik, insbesondere der Balladenkomposition in England[52]). Obwohl das 13.—18. Jahrhundert herangezogen sind, kommen doch wirkliche romanische Einflüsse nicht in Betracht, da die eigentliche Kunstmusik — so auch die aus Frankreich importierten Madrigals (s. S. 4) — ausgeschlossen wird. Der lateinische Refrain des Agincourt-Liedes von 1415 (s. S. 8f., 12 und 107) ist da ebenso minimal wie der Text „The King of France's daughter" (S. 90) aus Percy Reliques III nr. XVI, dessen französische Fassungen L. Uhland und dessen Kommentatoren H. Ullrich, P. Eichholtz[53]) und L. Fränkel[54]) beleuchten. — Bei diesem Anlasse wollen wir, am Punkte der nachdrücklichsten, öfters sklavischen Nachahmungen romanischer Vorbilder angelangt, auch nicht einen Hinweis auf die zusammenfassenden, vielfach auch nur feststellenden Auseinandersetzungen des „Grundrisses der englischen Metrik" von Jacob Schipper[55]) vergessen. Dieses ausgezeichnete Kompendium behandelt auch, abgesehen von völlig anglisierten Metren und strophischen Gebilden (s. S. 114 im allgemeinen; vgl. ferner z. B. S. 186 den Septenar nach dem Mittellatein; S. 216 den blank verse nach Tressinos versi sciolti i. ‚Sofonisba'?; S. 268f. für Strophen im allgemeinen) die entlehnten romanischen Masse; beides geschah ja vorzugsweise während dieses Zeitalters. Der zweite Teil des „Ersten Buchs", der „Verslehre", betrachtet für das mittelalterliche und neuere Gebiet „fremde Metra", wie schon 1893 ein gleichbetitelter Beitrag Schippers in H. Paul's „Grundriss der german. Philologie" II 1021 bis 1072 für das 12.—15. Jahrhundert gedrängt that. Zum Hinweis auf Teile, wo S., wie sein lobender Recensent John Koch[56]) zusammenfasst, die aus älterem, auch dem romanischen Litteraturgebiete übernommenen Versmasse in ihrem Gebrauche „von Poema morale und Orm bis zu den

52) Inaug.-Diss. Strassburg. Leipzig, Druck v. Breitkopf u. Härtel. 1895. Gr. 8° 113 S. 53) Ersterer im AL. XIV 91ff. u. 102, letzterer Quellenstudien zu Uhlands Balladen (1879), S. 21f. 54) ASNS. 80, S. 82—87; Uhlands Werke, krit. u. erläut. Ausg. I S. 285. 55) WBEPh II. Bd. Wien und Leipzig. Wilh. Braumüller. 1895. 8°. XXIV + 404 S. 56) ASNS. 97, 406—9.

neueren Versuchen, den Hexameter und andere klassische Metra einzuführen [57]), in den Hauptzügen darstellt", sei hinzugefügt, dass von den 5 Kapiteln des letzten Abschnittes B — neuenglische, unter dem Einflusse der Renaissance oder später entstandene Strophen und Dichtungsarten fester Form — es 1, 2, 4 und 5 mit romanischen, besonders italienischen Einflüssen zu thun haben: man vergleiche besonders S. 349 und 356 ottava rima, 359 Spenserstanze, 371—381 italienisches und englisches Sonett, 381—392 sonstige italienische und französiche Dichtungen fester Form. Den engen Anschluss der englischen Poesie an die des Festlands, die italienische, daneben die französische, in der äussern Form illustriert kaum ein neueres streng philologisches und systematisches Handbuch wie dieses gediegene Lehrgebäude, das weit mehr vorstellt als einen Auszug oder auch eine Auffrischung jenes breiten Fundaments der „Alt-" und „Neuenglischen Metrik" Schippers von 1881 bezw. 1888, zumal die Jahrhunderte lange metrische — nicht rhythmische — Unselbständigkeit der englischen Poesie wohl deutlich macht.

Die ‚Moralität' Mankind besprach in einem Vortrage A. BRANDL [58]), der davon eine Ausgabe vorbereitet [59]). Gut komponiert, enthält sie genau 900 Verse, worin der Mensch wie in Castle of Perseverance u. a. einmal der Versuchung unterliegt und dann bekehrt wird, ist in der Schriftsprache des 15. Jahrhunderts, wohl unter Eduard IV., abgefasst, und „das viel vorkommende Latein ist schlecht". — Dabei sei eines höchst amüsanten, auf tüchtigen Kenntnissen fussenden Feuilletons BERNH. DIMAS [60]) gedacht, das nicht nur, seiner Ueberschrift gemäss, „Lustspiel und Carneval" aus dem parallelen Bedürfnisse nach Volksbelustigung bei den romanischen und germanischen Kulturvölkern Europas, drastisch und mit Hervorhebung der Spaltung in religiöse Stücke und in die profanen lehrhaften Moralitäten „in Deutschland, England, Frankreich und Italien" herleitet und die Faschingsfeste theatralischen Anstrichs am Florentiner Hofe wie am Pariser Heinrichs II. knapp ebenso umreisst wie die Moralitäten, Mysterien- und Mirakelspiele, sondern auch gelegentlich, um die Internationalität der typischen Menschheitsmärchen zu belegen, äussert, die glückliche Insel „im Meere, links von Herkules' Säulen" sei an den Mittelmeergestaden, in ganz Italien als cuccagna, auf der Pyrenäenhalbinsel, in Frankreich, in England und, als Schlaraffenland, in Deutschland genannt und berühmt gewesen [61]).

V. Das 16. Jahrhundert. excl. Drama. Als GREENOUGH WHITE in einer „Outline of the Philosophy of English Literature" Part I „the middle ages" [62]) mit grosser allgemeiner Belesenheit überblickte, brachte er zu Dreiviertel die politischen und kontinentalen Verhältnisse zur Sprache, ohne auch nur die einschneidenden lateinischen Einflüsse, des Boëthius im Altenglischen und Mittelenglischen, des Ovid und Lucan bei Chaucer u. s. w. zu betonen. Und doch bleibt der mittelalterliche Romanismus in Geltung bis 1557, dem Tode der katholischen Maria [63]). —

57) Vgl. im obigen Abschn. pro 1895, nr. 4. 58) ASNS. 96, 361. 59) Erschien mittlerweile 1898 innerhalb des Sammelbandes QF. 80. 60) NFPr. nr. 11298, v. 6. Febr. 1896. 61) Vgl. den obigen Abschn. pro 1895, nr. 10. 62) Boston, and London, Ginn and Comp. 1895. VI + 266 S. 8°. 63) Vgl. A. Brandl's Referat vom anglicistischen Standpunkte ASNS. 97, 213.

Ein anonymer gründlicher Aufsatz über ‚Sir Thomas More‘ [64]), an dessen eigene Originalschriften und zwar neuere — englische — Bücher über ihn angelehnt (Bridgetts Biographie 1891 und „Sir Thomas More. By WILLIAM HOLDEN HUTTON, B. D.“, Lond. 1895), erwähnt, ausser der eingeflochtenen Besprechung seiner lateinischen Schriften, an uns hier interessierenden Beziehungen nur die engen zu Erasmus und Mores Biographie des Pico (S. 340 : 1519). In der Einleitung zur Ausgabe von „Thomas Morus, Utopia“, die V. MICHELS und THEOB. ZIEGLER besorgten [65]), bietet letzterer eine eingehende Darstellung des Gedankeninhalts in seinen Beziehungen zu Humanismus, Rationalismus und Sozialismus; aber den litterarhistorischen Faden dafür spinnt er etwas dünn, obwohl More doch mit der „Utopia“ nicht nur ein hochwichtiges Glied der, neuerdings gerade in englischer Zunge (W. Morris, Bellamy u. a.) neubelebten, in der Aera des Humanismus von Italien (Campanella) ausgegangenen Gattung des Phantasie-, Ideal- und Zukunftsstaats-Romans bildet, sondern auch in eine Tradition eingreift, die unser Bericht schon zweimal [66]) berührt hat, die des „glücklichen Eilandes“. Dasselbe Werk, ein Hauptdokument des Einzugs lateinisch-humanistischer Sinnesart in England, edierte gleichzeitig in England LUPTON [67]), der dem lateinischen Texte die englische Uebersetzung Robynsons und alle Zuthaten des Originaldrucks von 1518 beifügte.

Ein Hinweis auf die mustergiltige Publikation HERMANN VARNHAGENs Ausgabe von „Lautrecho, eine italienische Dichtung des Francesco Mantovano aus den Jahren 1521—23. Nebst einer Geschichte des französischen Feldzuges gegen Mailand i. J. 1522“ [68]), die im „Jahresbericht“ anderwärts [69]) verdiente genauere Würdigung findet, sei hier angebracht, weil eine Bekanntschaft der darin aktuell und farbig abgespiegelten historischen Vorgänge bei englischen Dramatikern des Elisabethanischen Zeitalters (vielleicht schon bei deren Hauptgewährsmännern, den italienischen Novellisten) keineswegs ausser Rechnung steht und drum wohl der gediegenste Kenner dieser Einwirkungen, EMIL KÖPPEL, im dritten Bande seiner ausgezeichneten »Quellenstudien u. s. w.« [70]) Varnhagens Publikation da (S. 90 Anm. 2) citiert, wo er die geschichtliche Basis für Philip Massingers „The duke of Milan“ — d. i. Francesco Sforza, derselbe, der auch in Mantovanos Gedicht im Zentrum steht — komprimiert, scheint hier erwähnenswert; vgl. unten Text zu Nr. 103 am Ende.

Ueber „Queen Elizabeth. By MANDELL CREIGHTON, D. D., Bishop of Peterborough“ [71]) liegt ein ausführliches anonymes Referat vor als „Elizabethan Fashions“ [72]). An einschlägigen Glossen heben wir heraus: (S. 424) The black shadows of the Middle Ages, under which man moved a pilgrim and a stranger given up to the dominion of Satan . . . had now passed away . . . Men now turned aside from the terrors of a Dantean hell and took refuge in the contemplation of the glories of earth, whose far-off regions were no longer in the possession of

---

64) QR. vol 184, p. 329—364. **65**) LLD. Bd. 11; LXX + 115 S. kl. 8°. **66**) Vgl. oben nr. 60 u. Abschn. pro 1895 nr. 10. **67**) London 1895. 8°. **68**) Erlangen, Friedr. Junge, Fol. CVIII + 40 S. **69**) S. JBRPh. Bd. 5. **70**) QF. Bd. 82 (1897). **71**) London. 8°. **72**) QR. 186, p. 423—453.

satyrs, griffins, and demons. (S. 427) Italian, French, and English books were to be had with illustrations of psalterns and devices for silk, crewel, and lace work. . . . According to Stowe, Venice glasses were first made in England about the beginning of Elizabeth's reign by one Jacob Venaline, an Italian [73]). (S. 428) The author of the ‚Italian Relation of England', writing early in the century, says that in the Strand ‚there are fifty-two goldsmiths' shops, so rich and full of silver vessels, great and small, that in all the shops in Milan, Rome, Venice, and Florence put together, I do not think there are to be, found so many or of the magnificence to be seen in London'. (S. 429) Nach Melville, Maria Stuarts Gesandten, wechselte sie englische, französische u. a. Kleider täglich: She asked me, which of them became her best? I answered, in my judgement the Italian dress; which answer I found pleased her well, for she delighted to show her golden-coloured hair, wearing a coul and bonnet, as they do in Italy. Schon in Heinrichs VIII. Zeit beklagt die ‚Supplicacyon of the Beggers' bei der misery of the time: Sometyme cappe, sometyme hoode; nowe the French fasshyon, nowe (S. 430) the Spanyshe fasshyon; then the Italyan fasshyon, and then the Myllen fasshyon (Early English Text Society edit., 1871, p. 52). (S. 430f.) Portia [in Shakespeare's ‚Merchant of Venice'] will have none of Falconbridge the young baron of England. (S. 431) . . . I think he bought his doublet in Italy, his round hose in France, his bonnet in Germany . . . (cf. Field's ‚Amends for Ladies' III, 3). (S. 432) citiert aus Dekkers ‚Seven deadly sins of London': „If men get up the French standing collars, women will have the French standing collar too“, ebd. greift ‚the prevailing vice' an: An Englishman's suite . . . The collar of his Doublet is in France, the wing and narrow sleeve in Italy, the short waist hangs over a Dutch butchers stall in Utrecht, his huge Slops speak Spanish . . . (S. 438) The trimmers of men were ready to cut their customers French, Spanish, Dutch, Italian, bravado or men . . . (cf. Stubbes, Anatomy of Abuses II p. 50). (S. 440) Falstaff, imagining that he is fooling Mrs. Ford for the top of her bent, tells her that she has ‚the tire arched bent of the brow that becomes the ship-tire-valiant, or any tire of Venetian admittance' (Shakespeare's »Merry wives«).

Ohne uns streng an die Chronologie zu halten, schliessen wir zunächst die Einflüsse auf die nichtdramatischen Gattungen an, weil nachher die Beziehungen zum englischen Drama einen grösseren zusammenhängenden Komplex bilden. Der Jesuit Alexander Baumgartner, einer der weitestbelesenen Litteraturkenner der Gegenwart — der auch ein der Frage romanischer Quellen nicht abholdes Buch über Longfellow (1872; 2. Aufl. 1887) und 1881 ein Festspiel „Calderon“ schrieb — lieferte aus Anlass des 300. Todesdatums 1895 eine sehr gründliche Doppelabhandlung über Tasso: „Torquato Tasso“ [74]), worin ausser dem Material der äussern und innern Biographie einige Andeutungen über Tassos Stellung in Deutschland durch Goethe (S. 249f.) berührt, ein Gemälde Albrecht Dürers als Grundlage einer seiner Canzonen (S. 272)

---

73) Cf. Harrison, Description of England, edit. 1877, II p. 147. 74) StML., Jahrg. 1895, 3. Heft, S. 249—277.

bezeichnet und „die steife Bibelpoesie des gleichzeitigen Hugenotten-Dichter Du Bartas“ tief unter ihn gestellt wird (ebd.), und „Tassos »Befreites Jerusalem«“[75]), woselbst des Dichters epische Wirksamkeit sorgsam verfolgt, das Verbot der, in Italien nicht durchgedrungenen und drum im Auslande nicht übersetzten ‚Conquistata‘ zu Paris 1595 (S. 408), eingangs auch die Uebertragungen des „befreiten Jerusalem“ nach Guasti bis 1857 angeführt werden, darunter vier englische, während als grosse nachgeborene Poeten ausserhalb Italiens, die Tassos Hauptdichtung bezauberte, freilich neben Voltaire und Goethe nur Byron und Longfellow figurieren. Man schaue demgegenüber in den vielseitigen, liebevollen Artikel ‚Torquato Tasso‘ hinein, der an Angelo Solertis zum Jubiläum 1895 erschienene Vita Tassos in erster Linie, an V. Cherbuliez' Buch (1863), Goethe u. a. angelehnt ist[76]). Im Eingange heisst's daselbst: Like Shakespeare, to whom in other points he affords a notable contrast, Tasso had entered on his fifty-second year when he left a world which he had never known how to use discreetly. He was eight years older than his great English disciple, Edmund Spenser, who survived him until 1599; while thirteen years after the death of Torquato, Milton, the last true epic poet, was born, ... 1608. These iudications, which carry us forward from the dying Italian literature into that new English destined to overshadow all the rest (save only the immortal Greeks), ... Tasso was the child of the classic Renaissance, and victim of the Reaction which triumphed for a while in Italy as in England‘. Seite 508, 509, 512 (seine ‚Lament of Tasso‘) u. ö. wird Byron als begeisterter Kenner und Verehrer Tassos hervorgehoben; S. 523 Tasso in Paris (Montaigne?). S. 517: The ‚perfect soldier‘, sketched in high colours by Castiglione, could not be wanting at Pesaro. To ride well, to fight valorously, to know the point of honour and insist on it, to study with the metaphysician and practise with Macchiavelli, to play the lute and act the serenader, all were parts of an ideal, long since abandoned, but in the sixteenth century held up to imitation, glorified on the Spanish theatre, made of all charming touches in the ‚Faery Queen‘, realized to the letter in Sir Philip Sidney, and not altogether contemned by Shakespeare. S. 512: in like manner (wie Manso, der 1619 die Tasso-Legende eröffnete und Miltons lateinisches Distichon ‚Ad Leonoram Romae canentem‘ direkt veranlasst haben mag, und seine Nachtreter) did all who in France, England, or Germany busied themselves with the ‚Gierusalemme Liberata‘ down to Serassi in the year 1785. Die beherrschende Stellung des Orlando-Werks Ariosts, daneben desjenigen Boiardos ist S. 518f. erwähnt; S. 519: The next great epic must glorify the nation, the religion, the local and hereditary names, in which, for one brief moment, Italy, Spain, Portugal, and even England, were to realize their existence as a modern people, rooted in the past, but ambitious to seize upon the future.

Zwei Lyriker ganz verschiedener Richtung, Bildung und Begabung, die in ausgedehntestem Masse italienischen Einfluss erfuhren, sind Mont-

---

75) Ebd., 4. Heft, S. 384—408. 76) QR., vol. 182 (1895), nr. 364 p. 508—537.

gomerie und Spenser. Für ersteren legte RUD. BROTANEK überaus gründliche „Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen Alexander Montgomeries“[77]) vor, die über die, bei ihm zu Unrecht zu kurz kommenden „Studien“ O. Hoffmanns[78]) hinausführen. S. 74 heisst es daselbst: „Alle diese Kunststückchen [„Künsteleien und Spielereien“] finden wir vor M. in der italienischen und der von dieser beeinflussten englischen Litteratur und ihre Nachahmung war ein Zugeständnis, das der Dichter dem Zeitgeschmack machen musste, wollte er irgendwie auf Erfolg Anspruch machen.“ S. 75: „Sehr beliebt ist bei M. die Antithese und das Paradoxon, Figuren, welche ja auch in den *concetti* der Italiener und den *conceits* ihrer englischen Nachahmer eine bedeutende Rolle spielen.“ S. 76: „Eine andere modische Spielerei, die durch Nachahmung der Italiener nach England gekommen war, glaubte M. gleichfalls aufgreifen zu müssen. Es ist dies eine gänzlich verkünstelte Art der Satzkonstruktion, welche Leigh Hunt in seinem »Essay on the sonnet« p. 40 sehr bezeichnend mit dem Namen *underwriting* belegt“, damals ‚reporting poems‘: erst bei Zusammenhang mehrerer kurzer Sätze die Subjekte, dann die betr. Prädikate u. s. w. hintereinander aufgezählt („In der italienischen Litteratur war dies underwriting sehr beliebt, z. B. bei Guarini und Marini“). Erstes, Brotanek bekanntes Beispiel Philipp Sidneys „Arcadia“, (S. 77) auch bei Spenser Amoretti 56, [13–14], Passionate pilgrim XIII, [5–6], The phoenix nest (Collier) p. 93, u. a. „Selbst ein so geschmackvoller Nachahmer der Italiener wie Drummond of Hawthornden konnte es sich nicht versagen, diese läppische Spielerei nachzubilden.“ Brotanek giebt dafür wie für M. mehrere Beispiele. S. 77: Ein andres sonderbares Kunststückchen, das gleichfalls aus der italienischen Litteratur seinen Weg in die englische fand, findet sich bei M. wie bei Sidney (50 mal in je einem Verse wiederholt!): die Wiederholung der letzten Silbe einer Frage, dem Echo in den Mund gelegt, ergiebt eine Antwort, ein Beleg der Tändelei in der damaligen Lyrik; auch bei W. Webbe, Sir Will. Alexander, Webster Duchess of Malfi V 3, einem lateinischen Gedichte des Schotten Thomas Maitland. S. 78: indirekter italienischer Einfluss, etwa durch Vermittlung Wyatts, in M.s Sonetten 42 und 43, wo jeder Vers mit dem letzten Worte des vorhergehenden beginnt; diese, in der provenzalischen Lyrik gebräuchliche Künstelei gab es lange vor Wyatt im Englischen. S. 89: der 2. Teil von M.s ‚The cheerie and the slae‘ erinnert sehr an Wyatts ‚Complaint upon Love to Reason‘, der es wieder fast wörtlich aus der 48. Kanzone Petrarcas entlehnte. S. 97 (und 99 f.): eine Quelle der englisch-schottischen Streitgedichte (flytings), deren Art B. näher betrachtet, ist in den jeux-parti und serventois der französischen Litteratur bezw. der provenzalischen Tenzone und dem sirventes zu suchen. S. 100: „Die unmittelbare Anregung aber für das erste englische Flyting gaben m. E. die Invektiven des Poggius Florentinus (1380—1459).“ S. 100—103 belegt B. seine Behauptung, dass der 1419 in England gewesene Poggio, der von Gawin Douglas, Skelton u. a. erwähnt wird,

---

77) WBEPh. Bd. III. Wien u. Lpzg., W. Braumüller; VIII + 161 S. Gr. 8°.
78) s. oben Abschn. für 1895, Nr. 68.

William Dunbar beeinflusst habe. S. 103: „So kann man sagen, dass das erste englische Flyting auf eine doppelte Anregung von aussen zurückgeht: auf die französischen jeux-partis und serventois einerseits, auf die Zänkereien der italienischen Humanisten anderseits.... Inhaltlich steht das Flyting Dunbars und Kennedys den italienischen Invektiven recht nahe". Dass die abgeschmackten, gemeinen, oft unflätigen Witzeleien so bald nach England verpflanzt wurden, rührt erstens von der Verpflanzung der Auswüchse der in Italien erwachsenen neuen Bildung mit deren Gesamtheit her, zweitens kam die in England damals bis oben herrschende Rohheit und naive Freude an derbem Spass (vergl. Dunbars Gedichte) der Aufnahme und vergröbernden Nachahmung der italienischen Streitgedichte und Pamphlete entgegen. S. 104: Skelton-Stewart, Montgomerie-Polwart sind ganz von Dunbar und Kennedy in dieser Hinsicht abhängig. S. 115: Montgomerie zeigt unverkennbaren Einfluss Thomas Wyatts, namentlich in der Liebeslyrik. Eintönige Liebesklagen ... (S. 116) „kurz der ganze Apparat der damaligen englischen Lyrik, wie sie durch Verpflanzung der italienischen nach England aufgekommen war. So finden wir auch bei M. wie bei Wyatt gewisse schon bei dem grossen Muster des Engländers, Petrarca, beliebte concetti, und da ich [Brotanek] keinen Anhaltspunkt habe, um eine direkte Kenntnis der Italiener für M. nachzuweisen", vermutet B. Übernahme von Wyatt, den er zweifellos kannte. S. 123: Trotz der leichten Möglichkeit für M., auf Reisen und am Hofe die italienische Lyrik kennen zu lernen, neigt Brotanek mit O. Hoffmann (a. a. O. S. 19) dazu, all die vielen der italienischen Litteratur entlehnten Eigentümlichkeiten M.s seien durch Vermittelung der englischen Lyriker erklärbar. M.s Nennung Petrarcas sieht B. eher als Beweis gegen direkte Bekanntschaft an, da M., wohl mit Absicht, nie seine Vorlagen nennt. Gegen Cranstoun, der M.s technischen Fortschritt im Sonett im Vergleiche mit Wyatt und Surrey auf fleissiges Studium der Italiener zurückführt, findet es Br. sonderbar, dass M. „nur die englische Form des Sonetts mit einem Reimpaar in den Terzetten pflegt". Br. weist (S. 123) auf Hoffmanns (S. 19 ff.) interessanten Nachweis hin, dass Montgomerie Pierre de Ronsard „mehrfach nachgeahmt und sogar einige Gedichte desselben mehr oder weniger getreu übersetzt hat".

Nachdem der Meister der von Italien regierten englischen Lyrik bezw. lyrischen Epik der Elisabethanischen Ära, Edmund Spenser, in dieser Hinsicht wiederholt betrachtet worden, untersucht Alice Elizabeth Sawtelle „The sources of Spenser's classical mythology"[79]), eine Doktordissertation der Yale University. Dieses ausserordentlich fleissige Register zu Spensers sämtlichen Werken, nach den antik-mythologischen Figuren geordnet, lässt sich freilich selten darauf ein, im Einzelfalle wirklich festzustellen, woher der romantische Poet den betreffenden Namen mit seinen Epithetis entnommen hat, macht jedoch bei eingehenderen Erwähnungen althellenischer Götter und Helden durch nüchterne Parallele die Herkunft recht wahrscheinlich. Unter den Be-

79) (New-York) Boston (Chicago). Silver, Burdett and Company. 8°. 128 S. Prof. Albert S. Cook, dem das Buch gewidmet ist, führt es mit einer ‚prefatory note' ein, die des Themas Wichtigkeit und die geschickte Behandlung hervorhebt.

zugsorten überwiegen allerdings die Griechen, aber Ovid, daneben Virgil stehen ihnen doch an Häufigkeit der Stellen, wo sie vorgeschwebt haben mögen, weit voran. Trotz aller Hochachtung vor dem belesenen Eifer, diese Fundgruben aufzudecken, und des bestehenden Gleichklangs vieler charakterisierender Wendungen und längerer Passus — wie, um ein Musterbeispiel zu wählen, S. 25—27 die Arachne-Episode in Ovids Metamorphos. mit Einschluss der Einlage von Götterliebschaften bei Spenser übersetzt oder nachgebildet ist — steigt einem jedoch das Bedenken A. Brandls in seiner Anzeige[80]) Sawtelles auf (S. 173): „Nur dass Spenser sein mythologisches Wissen aus diesen Originalen des Altertums immer direkt geschöpft haben soll, wie die Verfasserin S. 9 u. ö. behauptet, will mir nicht einleuchten. Sie beruft sich auf die zahlreichen klassischen Autoritäten, die E. K. für den Schäferkalender anzieht[81]). Aber gerade da sind die Dichter der Renaissance bei weitem zahlreicher und ausdrücklicher genannt: Petrarca und Boccaz, Mantuanus, Sanazzaro und Marot, Chaucer und Sidney. Diese Autoren würde ich daher, wo Spenser über seine Lieblingsklassiker hinausgeht, in erster Linie als seine Quellen betrachten und jedenfalls kein Motiv für seine Originalerfindung halten, bevor solche allgemein gelesene Dichter der Elisabethzeit, für die es allerdings noch kein Reallexikon giebt, daraufhin ausgebeutet sind.“ Nach Massgabe von Sawtelles „Index of authorities“ (S. 125—128) fasst sie überhaupt nur folgende nichtantike Lieferanten altmythologischer Anschauungen ins Auge: Angelus Politianus, den lateinischen Renaissance-Übersetzer von Moschus' ‚Idyllion of winged love‘, — gemäss E. K.'s Glosse zu Spenser Shep. Cal., March, s. v. swaine — und Clément Marot, dessen Epigramme ‚De Diane‘ und ‚De Cupido et de sa Dame‘ als zweites und drittes in die vier Epigramme Spensers auf den Liebesgott übergingen, diese beiden Schriftsteller für den oft erwähnten Cupido zu Rate gezogen (S. 44); Boccaccio mit seiner Schilderung des Äussern der Grazien in der malerischen Überlieferung für die ‚Graces‘ Faerie Queene 6. 10. 21, gemäss E. K.s Glosse zu Shep. Cal. April 109 (Sawtelle S. 59); Holinshed History of England 1. 3 für Albion unter den ‚founders of nations‘ im Gegensatze zu dem keltischen ‚Hercules of France‘ Faer. Qu. 4. 11. 16, Sawtelle S. 56 (S. 62 nur allgemein ‚British chroniclers‘ als Quelle angegeben). Brandl a. a. O. S. 173f. mahnt des weitern, mit der Annahme von Entlehnungen aus der Antike für Spenser und seine Genossen nicht zu voreilig zu sein, da sie sich deren meiste Stoffe dieser Art aus Chaucer und andern Renaissance-Dichtern holen konnten; auch Shakespeare zitiere Prometheus (‚Lear‘) und Triton (‚Coriolanus‘), ohne in dieser Zeit ein Leser der Klassiker zu sein. Fräulein Sawtelle selbst scheint uns auf Grund ihres reichen Wissens und ihrer Spenser-Detailkenntnis berufen zu sein, ihre eigene Anführung (S. 9) aus Aubrey de Vere's ‚Characteristics of Spenser's Poetry‘ in Grosarts Spenser-Ausgabe zu belegen: „In one respect, however, it must be admitted that the Renaissance had assisted Spenser: it had imparted to him an acquaintance with classical,

80) ASNS. 99, 173 f. 81) Vgl. obigen Abschn. f. 1895, des in Nr. 67 besprochnen Werkes Einleitung.

and especially with mythological lore, such as no mediæval writer possessed.“ Weshalb Sawtelle sich freilich bis jetzt noch nicht daran machte, lehrt ihre Äusserung (S. 8 f.) „although in certain minor details he may have been indebted to intermediate authorities, like Natalis Comes (Noël Conti) — a popular mythographer of the sixteenth century — or to other poets of the Middle Ages, yet there is every evidence [!] . . . that he drew his inspiration directly from the fountain-heads“. Wenn sie es, wie wir wünschen, nachholt, wird ihr an diesem Orte derselbe schuldige Dank wie heute zu teil werden.

VI. Das Drama der Shakespeare-Zeit. Wie das Drama mit dem allmählichen quantitativen und qualitativen Wachstum in der Elisabethanischen Ära an Umfang und Rang die andern Dichtgattungen in Schatten stellte, so überflügelte es sie auch als Träger des internationalen Stoffwechsels. Schon unser entsprechender Abschnitt für 1895[82]) hatte eines ausgezeichneten Buchs von FREDERICK S. BOAS gedacht, das „Shakspere and his predecessors“ entwickelungsgeschichtliche Revue passieren lässt (da ‚no English work dealing in some detail with all the dramatist's writings in their approximate chronological order‘), unter dem Gesichtspunkte ‚to discuss Shakspere's works in relation to their sources . . . and to bring out some points of contact with the literature of their own and earlier times‘. In den ersten fünf der 16 Kapitel hat Boas ‚sketched the rise of the English drama, and briefly indicated Shakspere's bond of kinship, not only with his immediate predecessors, but with the mediaeval playwrights and . . . given greater prominence than has been usual to those features in his works which link them to the pre-Renaissance period‘. Aus der Menge uns hier angehender Auslassungen — auf das ganze 10. Kapitel ‚Shakespeare Italianate‘ (S. 197—234), das sich gutenteils mit früheren und gleichzeitigen Auseinandersetzungen Herm. Conrads (Isaac) und G. Sarrazin's, auch des Referenten deckt, wies der letztere schon a. a. O. hin — möge der allgemeineren Dinge halber bloss des ersten (‚The Mediaeval Drama‘) und des zweiten Kapitels gedacht sein. Dieses letztere, ‚The Early Renaissance Drama‘, S. 19—31, hebt sofort mit Gedankenreihen folgender Art an, die wie ein Motto zu unserem ganzen Sonderrevier klingen: »English literature, though its spirit is so distinctively national, has throughout its course been highly sensitive to foreign influences. To Italian stimulus, more especially, our writers, from Chaucer to Browning, have responded with alacrity; and through the thinner if purer veins of our native poetry there tingles a stream of the rich, full southern blood. Thus, as the eventful epoch which we now reach in the history of the drama, it is from Florence and Rome that a fresh and dominant impulse comes. To trace the course of the Renaissance in Italy is not within our present scope. . . . this ‚new birth‘ of a feeling long dead found a majestic expression in architecture, painting, and letters, and gave to the southern peninsula the intellectual primacy of Europe. So when, towards the beginning of the Tudor period, Italy and England were brought into

82) s. das. Nr. 82; London, John Murray, 1896.

closer communication than before, the southern country could put forth a double claim to the homage of the island power; she appeared bringing forth from her treasury things old and new. She could point to the recent productions of her genius, to the poems of Ariosto and Tasso, the histories of Guicciardini and Machiavelli, to novels, plays, treatises innumerable. But . . . all this splendid achievement was an imitation, a reflex of the infinitely more glorious Past of Classical Antiquity. It was as the inheritor, guardian, interpreter of this Past that Italy stood forth unassailably supreme, the one law-giver in things intellectual. Was it not natural that England, destitute of literary traditions, of fixed native forms of art — for Chaucer's language and metrical system had become more than half obsolete — should bow before these august credentials and accept the methods and models proferred to her from the south? . . . So in every branch of letters we find England following a foreign or classical lead . . . It is the struggle of the spontaneous, national instinct with external forces that forms one of the most striking aspects of Elizabethan literature, and, in particular measure, of the Elizabethan drama.« Dazu stellen wir noch die Notiz von S. 27: »Between 1568 and 1580 fifty-two of these dramas were performed at Court, dealing with every variety of subject — classical history, Italian fable, mediaeval legend, English tale of domestic life. ‚I may boldly say it, because I have seen it', says [Stephen] Gosson [‚School of Abuse‘, 1579], ‚that *The Palace of Pleasure*, *The Golden Ass*, *The Aethiopian History*, *Amadis of France*, and *The Round Table*, comedies in Latin, French, Italian, and Spanish, have been thoroughly raked to furnish the play-houses in London.‘ . . . even of greater interest is the fact that one of the first English tragedies drawn from Italian romance was, in all likelihood, a *Romeo and Juliet*.«

Eine der nach Inhalt wie äusserlich musterhaften Sammlungen, durch die der Londoner Verleger Nutt die vergleichende Litteraturgeschichte ausserordentlich gefördert hat, und zwar eine, die ganz speziell verdeutlichen will, in welcher Weise romanische bezw. antike bekannte Dichtwerke in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach England überführt wurden, uns Epigonen aber hauptsächlich das vielseitige Ausgreifen der Elisabethanischen Dramatik nach südlichen Stoffen illustriert, ist die Serie „The Tudor Translations edited by W. E. Henley, published by David Nutt“[83]). Die glänzende Ausstattung und unübertrefflich sorgsame Wiedergabe dieser reprints rechtfertigt den ziemlich hohen Preis, belegt aber andrerseits auch, wie wenig Risiko der erstaunlich splendide englische Verleger und litterarisch warm interessierte Mitherausgeber bei seinen Landsleuten zu fürchten braucht, diese wahrhaft wundervollen — freilich nur in je 600 Exemplaren hergestellten — Neudrucke von Elisabethanischen Übersetzungen römischer oder romanischer Litteraturerzeugnisse in Zirkulation zu setzen. Im Verlaufe der Jahre 1892—96 erschienen davon: in drei Bänden John Florios Übertragung von Montaignes „Essays“ (1603), mit Einleitung von George Saintsbury; die William Adlingtons von Apuleius' „The

83) David Nutt, in the Strand, London, 1892—96.

golden ass“ (1566), mit Einleitung von Charles Wibley; diejenige Thomas Underdown's von Heliodorus' „An Aethiopian history“, von demselben eingeleitet; die durch Mabbe von der „Celestina“ gelieferte, deren Erneuerung JAMES FITZMAURICE-KELLY einleitet, „Plutarch's Lives of the noble Grecians and Romans Englished by Sir THOMAS NORTH anno 1579“, von GEORGE WYNDHAM eingeleitet; Philemon Holland's Suetonius' „The twelve Caesars“, mit Einleitung von G. W. STEEVENS; Fenton's Bandello's „Tragicall Discourses“, mit Einleitung von R. LANGTON DOUGLAS; die Übersetzung Thomas Shelton's von Cervantes' „Don Quixote“, ebenfalls von FITZMAURICE-KELLY eingeleitet. Es ist nicht angängig, alle diese ausgezeichneten neuen Hilfsmittel zum Studium der romanischen Einwirkungen auf das klassische Zeitalter englischen Schrifttums genau zu besprechen. Nur beispielshalber heben wir wegen der hohen Wichtigkeit für Shakespeare die Arbeit des bekannten italienischen Sprachlehrers im Elisabethanischen London, John Florio's Übersetzung der 3 Bücher von Montaigne's „Essays“ hervor, ferner die von Fenton's Übersetzung der Bandelloschen „Histoires tragiques“ — unter welchem Titel der französischen Umgestaltung Boaistuaus die englischen Dramatiker das reichhaltige Reservoir novellistischer Themen des vielgelesenen italienischen Erzählers vor Augen bekamen —, sodann die Neuausgabe des Northschen Plutarch nach der editio princeps von 1579, der, bisher nur in dem grandiosen Folio-Teildruck (1878) F. A. Leo's für die betroffenen Shakespeare-Dramen benutzbar, vom Chefredakteur der Kollektion, Henley, im Prospekt u. a. wie folgt charakterisiert wird: »Plutarch's *Lives* is one of the world's great influences; and Sir Thomas North's rendering of Plutarch, from the French of Bishop Amyot, is done in the noblest manner of the noblest period of England. That Shakespeare admired and used it has sufficed to make it memorable . . . «; endlich den 6. Band des Unternehmens, „Celestina: or the Tragicke-Comedy of Calisto and Melibea Englished from the Spanish of Fernando de Rojas by James Mabbe anno 1631“. Die „Tragi-Comedia de Calisto y Melibea“, während des Jahrhunderts seit 1499 40 mal gedruckt und oft übersetzt (2 ital., 5 französ., je 1 deutsch, portugies., — um 1530 — englisch), »fell into the hands of James Mabbe — Don Diego Puede-Ser — to whom our literature is indebted for translations of the *Novelas Ejemplares* of Cervantes and the *Guzmán de Alfarache* of Mateo Alemán, and was rendered by him into that flexible, numerous, and delightful English of which he was a master. His version was published in 1631, under the title of *The Spanish Bawd, Represented in Celestina, or* . . .«. Die Bedeutung dieser Erneuerung ward in England aber auch nach Gebühr anerkannt; während ‚Pall Mall Gazette‘ unter anderm geschrieben hatte: »In Celestina we have an absolutely Shakespearian personage — ergo, a living being«, sprach sich WENTHWORTH WEBSTER[84]) dahin aus: »The introduction could not be entrusted to better hands than those of Mr. Fitzmaurice-Kelly . . . The *Celestina* is one of the great works of Spanish, we

84) Ac. nr. 1186 (1895); vgl. auch W. Raleighs Anzeige dieser „Tudor Translation“: FR. 1895 sept.

might almost say of European, literature....« Ähnliches oder noch stärkeres Lob, auf richtiger Erkenntnis der Sachlage bei jenen Übersetzungen um 1600 beruhend, bewillkommnete die ganze Sammlung beim Erscheinen des I. Montaigne-Bandes, z. B. ‚The Times‘, Nov. 25, 1892 (‚Florio's translation is a fine specimen of Elizabethan prose. It must always hold a high place.... The general appearance of the book is well worthy of its history, its author, its translator, and its editor‘), ‚Graphic‘, Dec. 24, 1892, The Manchester Guardian, Nov. 29, 1892, The Bookman, Jan. 1893.

Philipp Aronstein zeigt kurz die neueste zusammenfassende Darstellung über die direkte Nachahmung der romanischen affektierten Stilarten im Englischen an[85]), Clarence Griffin Child, „John Lyly and Euphuism“[86]), dessen ausgezeichnete Analyse des euphuistischen Stils er als musterhaft, dessen Grenze zwischen Euphuismus und dem gleichfalls italienisch-spanischem Vorbilde entstammenden *Arcadia*-Stil (A. beruft sich auf Ben Jonson E. m. o. o. h. h. II 1 und V 1 und R. Greene) zu scharf gezogen findet. — Wie der Einfluss der romanischen Novellisten, die Italiener an der Spitze, für die ‚inventio‘ der Elisabethaner klar und so auch oben betont ist, wie die affectation-Manier bei vielen der letzteren aus Italien und Spanien herrührt, so fällt sogar die litterarische Ausmünzung des englischen Humors in jenen Tagen nicht so ganz und gar aus „der Konvention, der Modeströmung“, wie Laienbeurteiler es für Shakespeare und seine Genossen vom Lustspiel hinzustellen belieben, ein typischer, wie Ludwig Nelten[87]) (S. 8 f.), in einem Aufsatze „Alte und neue Komödie“ z. B., der diese ohne Hinweis auf den Zusammenhang vor den spanischen und italienischen Klassikern anführt. Dagegen reiht Karl Groos[88]) als Referent über Hnr. Schneegans' „Geschichte der grotesken Satire“[89]), mit diesem (S. 473—484) übereinstimmend, Dunbar, Skelton, Shakespeare, Butler, Swift — dem Groos Schneegans gegenüber im Vergleiche zu Rabelais und Cervantes Selbständigkeit des Stils wahrt —, Sterne eng in die internationale Kompagnie der grotesken Stilisten Europas, wie diese Manier in Italien wurzelte.

In Robert Boyles sachkundiger und verständnisvoller Anzeige[90]) von E. Köppels „Quellenstudien u. s. w.“[91]) kommt zufällig kein einziges Mal eine italienische Beeinflussung in Frage; die mehrmals gestreifte spanische, nach Abr. L. Stiefels Behauptung, aufzuklären, hält B. für interessant. — Unermüdlich ackert auf diesem seinem Spezialfelde der Betr. selbst weiter. Mehrfache und bedeutungsvolle Einblicke in die romanischen Anleihen englischer Bühnendichter der klassischen Zeit verstatten Emil Köppels in gewohnter Weise inhaltsreiche und einleuchtende Kombinationen „Zur Quellenkunde des Stuart-Dramas“[92]). Im ersten der drei Abschnitte (S. 313—323) erscheint „König Heinrich IV. von Frankreich im Spiegel der zeitgenössischen

85) ES. XXI 117. 86) MB. VII. Erlangen u. Leipzig. Deichert. 1894. 8°. 123 S. 87) In »Pro et contra. Dramaturgische Studien« — Kleine Studien, hg. v. A. Schupp, Heft 19. München u. Leipzig. kl. 8°. 20 S. 88) ZFSL. XVII (1895), II S. 8 f. 89) s. JBRPh. III 107, 196. 90) ES. XXII, 289—292. 91) s. den obigen Abschnitt f. 1895 Nr. 100. 92) ASNS. 97, 313—332.

englischen Bühne", und zwar in erster Linie nicht in dem, schon bei des romantischen Fürsten Lebzeiten hervorgetretenen „kolossalen Doppelspiele" George Chapmans — ‚The Conspiracie and Tragedie of Charles Duke of Byron Marshall of France' (1608) — dem Köppel, wohl weil er anderwärts[93]) erschöpfend darüber handelt, hier nur einleitend eine knappe Orientierung widmet. Vielmehr würdigt er stofflich das — heute im Originaldruck Rarität gewordene, in Bullens „Collection of Old English Plays" I (1882), S. 257 ff. neugedruckte — Drama „The Noble Spanish Souldier", das, 1631 und 1633 als Werk Dekkers angekündigt, aber für diesen nach Köppel wohl „nicht gut genug", 1634 als „written by S. R. [nach Bullen der bekannte Samuel Rowley]" erschien. Die Quelle dieses „echte Theatermache" offenbarenden Stückes deckt Köppel auf Grund vieler aktenmässigen Details geschickt in den historisch verbürgten Thatsachen auf, die uns über das dramatische Liebesverhältnis König Heinrichs IV. mit der Mademoiselle d'Entragues Marquise de Verneuil überliefert sind, wobei er den Bruch eines seitens der Königsgeliebten erwirkten Eheversprechens mit Recht in den Mittelpunkt rückt; führt doch auch das Drama den Vordertitel: „The Noble Souldier, or, A Contract Broken, Justly Reveng'd". Unmittelbar mag der Anonymus den letzten Teil der sog. Thuana, J. A. de Thou's ‚Historiæ Sui Temporis' (1620) für das Reinhistorische, daneben vielleicht jüngere — französische oder pseudo-ausländische, denke ich — Darstellungen für sein Werk benutzt haben, das übrigens den Franzosenherrscher arg hinabdrückt, die Onœlia, das Spiegelbild für „Das Fräulein von Entragues" (das so betitelte Iamben-Schauspiel Karl Poll's d. i. Dr. Leop. Scheiners in Wien, 1894, von der litterarischen Kritik wenig freundlich bewillkommnet, muss den Litterarhistoriker als Wiederaufnahme und wegen der Treffsicherheit des Renaissance-Milieus, auch dichterischer Schönheiten fesseln), glorificiert und, der Geschichte zuwider, triumphieren lässt. — „Die Quellen von Thomas Heywoods Drama ‚The Captives; or, The Lost Recovered'", dieses von Bullen a. a. O. IV (1885) S. 99 ff. veröffentlichten Novum von vor 1624, betrachtet KÖPPELS zweiter Artikel (S. 323—329), und zwar indem er für die Haupthandlung den Hinweis Bullens auf Plautus' ‚Rudens', woraus ‚the main story borrowed, many passages translated almost word for word' (Bullen S. 100) seien, als vollgiltig bestätigt (Palaestra heisst bei Heywood, der die Abhängigkeit also gar nicht verhüllen will, die Hauptgestalt wie beim alten Römer), für die Nebenhandlung, „die sonderbare Geschichte von der wandernden Leiche eines bei einem verliebten Abenteuer erschlagenen Klerikers", die schon Swinburne — s. dessen in unserm Abschnitte pro 1895 Nr. 110 registrierte Abhandlung über Heywoods moderne Dramen S. 400 — aus ‚some fabliau' abgeleitet nannte, Filiation aus Masuccio Salernitanos „Novellino" Nov. 1 und zwar wohl direkt, nicht durch französische Vermittlung (des Masuccio-Übersetzers A. de Saint-Denis Fassung von 1555 weicht vom Originale mehr ab) feststellt. Übrigens erscheint es mir nicht ausgeschlossen, dass die von Köppel nicht herangezogenen Revuen des Stoffes Masuccios, z. B. in

93) QF. 72 (1897), S. 16 ff.

L. Settembrinis Ausgabe (1874), in Dunlops ‚History of Fiction‘ — in Liebrechts deutscher Bearbeitung S. 267b (M. Landau, Beiträge z. Gesch. d. ital. Novelle, S. 50 ff. geht auf unsern Stoff nicht ein, wohl aber, wie Köppel anmerkt, P. Toldo, ‚Contributo allo studio della Novella Francese‘, 1895, S. 119) — ein französisches oder englisches Zwischenglied ergeben hätten. Für das Thema unsres ganzen Kapitels hier im JBRPh. reproduzieren wir Köppels Schlussglosse (S. 329): „Plautus und Masuccio, das klassische Altertum und das Mittelalter [gehört Masuccio, 1476, diesem noch wirklich an ?!] — nach allen Seiten greift, in allen Minen gräbt die stoffhungrige Zeit, welche in Thomas Heywood einen besonders typischen Vertreter gefunden hat.“ — — An dritter Stelle enthüllt uns Köppel (S. 329—332) „Ein Vorbild für Shakespeares Statue der Hermione“ — d. h. The Winter's Tale V. Akt Sc. 3 — im Schlussbilde des 4. Aktes des 1605 gedruckten, vorläufig noch verfasserlosen Dramas „The History of the Tryall of Chevalry with the Life and Death of Cavaliero Dicke Bowyer“ (erneuert durch Bullen a. a. O. III, 1884, S. 263 ff.), welch letzteres Köppel an einer Stelle beachtenswert mit der, auch, zeigt er, auf Marlowe gar eindrucksvoll gewesenen Isabella-Episode in Ariosts ‚Orlando Furioso‘ übereinstimmen findet (IV 1, Bull. S. 320, mit O. F. XXIX Str. 34), der in England durch John Harringtons Übersetzung wohlbekannt war. Shakespeare hat das romanische Motiv, für dessen Variation Köppel auf Bolte JbDSG. XXVI 87 f. verweist, erst „in die ergreifendste Poesie verwandelt“.

»John Lyly: Novelist and Dramatist«[94]) (anonym) streift die romanischen Parallelen und des Euphuismus Ursprünge nicht. — In gehaltreichem Referate, das nur den zu weiten Titel tadelt, lobt E. Köppel[95]) Carpenters Buch „Metaphor etc. i. t. m. Elizabethan drama“[96]).

Die im obigen Abschnitte pro 1895 Nr. 70 angezogene Abhandlung Ernst Siepers über „Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Litteratur“ ist nun mit Abschnitt VI und VII[97]) an Nr. 3 „Die englischen Bearbeitungen“ gelangt, die sie vorher gestreift hatte. Abschnitt VI (S. 151—156) bietet eine »Charakteristik von Wottons Übersetzung des „Printemps“ «(zu letzterem Originalwerke nachträglich die Notiz, dass natürlich nicht Siepers Lehrer, Prof. J. Schick, dem er wiederholt Dankes- und Lobesworte zollt, »Le Printemps d'Yver par Jacques Yver« 1892 neu entdeckt hat, wie er IX 34 von ihm rühmt: vgl. Goedeke Grundr.² III S. 458; Bobertag AL. VI 130 A.; Wendeler ZDA. XXI 445—467; Stiefel ZVglL. N. F. IV 274 f.). 1578 erschien Henry Wottons Übersetzung Yver's ‚A courtlie Controuersie of Cupids Cautels Containing etc.‘, eine der Darstellung nach freiere Übersetzung ohne sachlich Neues. Wegen Wottons Sucht zu allitterieren wird sein Text weitschweifig, aus der zu Ausführlich- und Genauigkeit ergeben sich Zusätze, daneben forcierte Darstellung, aber auch anschaulichere, bilderreichere, mit viel mehr Tropen u. ä., schon ganz „euphuistisch“, aber wie Pettie vor Lylys Werk liegend. Aus Wottons Novelle, nicht dem französischen Originale, schöpften die englischen Dichter, die nach Wotton die Geschichte behandelten, das Zwischenspiel in Thomas Kyds *Spanish*

94) QR. 183, p. 110—138. 95) LBlGRPh. XVII Sp. 77—80. 96) s. obigen Abschnitt f. 1895 Nr. 76. 97) ZVglL. N. F. X 151—174.

Tragedy (1592 bez. vor 1594) und das anonyme Drama von *Soliman and Perseda* (1592 licensed, 2 Drucke bis 1599), unabhängig von einander. Diese beiden behandelt Siepers Abschnitt X (S. 156—174). Er stellt erst (S. 151) Wottons Benutzung durch sie als Thatsache hin, lässt es S. 157 und 158 halb offen bez. wahrscheinlich und hält, ohne schon durchschlagende Gründe beigebracht zu haben, S. 159 die Abhängigkeit für entschieden, findet S. 163 f. dagegen das anonyme Drama stofflich und stilistisch von der Novelle, d. h. Wotton, recht abhängig. Sieper hält auf Grund mannigfacher Übereinstimmungen in Plan, Diktion, Vergleichen, „klassischen Anspielungen" Kyds Autorschaft auch für das Drama für recht annehmbar, zweifellos aber *Soliman and Perseda* für jünger als die *Spanish Tragedy*, die mit Wottons Übersetzung gemeinsam dem selbständigen Drama den Stoff geliefert habe. Dieselbe Unsicherheit wie bei diesem Verhältnisse herrscht bei Sieper insofern, als er in dem Stammbaum, den er am Ende S. 174 giebt, als aus ‚Roman Ibrahim' — sein willkürliches Siegel für „Ibrahim ov l' illustre Bassa", Roman von Mlle. de Scudéry, Paris 1641 — eine „englische Übersetzung" und daraus Elkanah Settle's „Ibrahim the illustrious Bassa" (Lond. 1677) abgeleitet aufnimmt, während er sonst über diese Scudéry-Übertragung nichts sagt und auch Settle beim Spezialabschnitt (3) über die englischen Bearbeitungen einfach vergessen hat, obwohl darin, nach seinem eigenen Urteile, „die Charaktere zum Teil in ganz neuer Beleuchtung erscheinen"; auch hatte er am Ausgange der ersten Hälfte der Abhandlung dies. Ztschr. IX (1896) S. 59 diese beiden Bearbeitungen nur im Vorbeigehen notiert — innerhalb der flüchtigen $2^1/_2$ Seiten über „die deutschen Bearbeitungen" ! — und Settles „Tragikomödie ohne Zweifel die bedeutendste und originellste aller Ibrahim-Dichtungen" genannt, freilich ohne sie zu besprechen!

Gelegentlich des eben genannten Kydschen *Interlude*, sei aus der Schrift von Hans Schwab, „Das Schauspiel im Schauspiel zur Zeit Shaksperes"[98]) ausgehoben: „Das Maskenspiel oder die Maske (masque), mit den schon lange einheimischen Pageants und Disguisings nahe verwandt, kam aus Italien nach England und feierte hier seinen Einzug, wie es scheint, am Dreikönigsabende 1513 (vgl. M. Koch, Shakespeare, S. 237 ff. u. ten Brink, G. d. e. L. II 482") [S. 1]; „Auf den Inhalt des Schauspiels [im Hamlet] noch näher einzugehen, erscheint überflüssig. Es ist eine dramatische Wiedergabe der Erzählung des Geistes. Darum ist auch den Worten Hamlets, dass die Geschichte vorhanden und in gewähltem Italienisch geschrieben sei, kein Glaube zu schenken" [S. 42]; „Während das Pyramus- und Thisbe-Spiel die ältere Sitte der Handwerkerspiele repräsentiert, führen uns die Zwischenspiele im „Hamlet" und in der „Spanischen Tragödie" die neue Institution der Berufsschauspieler und dilettantische Nachahmer der italienischen Komödianten vor. Das Spiel der Handwerker hat Shakespeare dem Gelächter seines Publikums preisgegeben, die Schauspieler im „Hamlet" dagegen sind Freunde eines ‚Königssohnes!'" [S. 47]. — Höchst ein- und umsichtige „Bemerkungen über Thomas Kyds ›Spanish Tragedy‹" veröffentlicht Georg

98) WBEPh. Bd. V. Gr. 8°. VIII und 67 Seiten. Wien, W. Braumüller.

O. FLEISCHER[99]), die zwar allermeistens, von S. 11 an ganz, als Vorarbeit einer neuen Ausgabe, textkritisch und im Zusammenhange damit exegetisch sind, aber, ausser in mancherlei phraseologischen Glossen, in der kurzen Einleitung — darin S. 4: „Wo er [Kyd] nach Beendigung seiner Studien sich aufhielt, ist ebenfalls nicht bekannt; vielleicht lebte er eine Zeit lang in Frankreich und Italien“ — und den zwei überaus genauen bibliographischen Paragraphen S. 5—10 dieses bedeutsamste englische Drama voll romanischer Impulse vor Shakespeare in seinem hohen Range und direkten Eindrucke deutlich vergegenwärtigen. — JAMES DRYDEN HOSKEN behandelt die Beziehung von „Christopher Marlowe and Belphegor“[100]), d. h. natürlich die Einwirkung der einzigen belletristischen Bethätigung des genialen Florentiner Diplomaten und Stilisten auf den politischsten Kopf unter den Dramatikern des Elisabethanischen England — ein Thema, dem Edw. Meyer 1897 eine philologisch scharfe Monographie gewidmet hat.

BÉLA LÁZÁRs breit angelegte, ungleichmässig und unphilologisch, auch wenig kritisch durchgeführte Abhandlung „Ueber das Fortunatus-Märchen“ ist versprengt und bruchstückweise hervorgetreten[101]), erst 1897[102]) als zusammenhängendes Buch, und auch diese endgiltige Fassung enthält erst als 8. und 9. der 13 Kapitel die beiden uns hier näher angehenden Abschnitte: „Thomas Deckers Fortunatus-Drama“ und „Das Fortunatus-Drama der englischen Komödianten“. Aus den früheren Journal-Veröffentlichungen Lázárs erwähnen wir drum nur Ungar. Revue XIII 338 f., die Abweisung des, durch Görres und L. Tieck (Phantasus III 240) vermuteten englischen Ursprungs des Fortunatus-Märchens, die Lázár ebenso vertritt wie die einer Herkunft aus Frankreich oder Spanien, da es „nur seine jetzige Form in Deutschland erhalten“ haben könne, ebd. S. 347, dass der anonyme Verfasser des deutschen Volksbuchs (Augsburg 1480) „die Reisebeschreibung des Sir John Maundeville gekannt habe“ und vielleicht in Augsburg schrieb, „welche Stadt sowohl mit England, als auch Italien, speziell mit Florenz in unmittelbarer Verbindung stand“. Der einleitende Abschnitt von Lázárs ganzer Arbeit, zuerst 1895 a. a. O. XV 461—467 gedruckt, „Entstehung der schönen Prosa in der westlichen [meint: abendländischen — von seinem magyarischen Standpunkte als Mongole?!] Litteratur“, enthält etliche hübsche, doch zu vage, unvollständige und systemlose Gedankenketten.

Des feinen Sachkenners MARCUS LANDAU wie immer höchst gründliche und ansprechende Abhandlung über „Die Dramen von Herodes und Mariamne“[103]) ist mit ihrem III. Teile zu den letzten Nummern dieser Sujet-Sippe gelangt, worunter sich nun mehrere englische befinden. „In England wurde die Gattin des Herodes im 17. Jahrhundert mehrmals dramatisiert: zuerst, wie es scheint, von Elisabet Carew“ (S. 185), ‚Tragedy of Mariam‘ (1613), dann von W. Sampson und G. Markham (1622), Elkanah Settle — nach Ward wohl Pordage — (1673), Roger

---

99) in JB. d. Drei-Königs-Schule (RG.) zu Dresden-N. 1896. Dresden, Druck v. E. Heinrich. 4°. S. 3—42. 100) London, Henry. 166 p. 16°. Sh. 3.6. 101) UR. XIV (1893), S. 334—348; XV (1895), S. 461—477. 102) „Über das Fortunatus-Märchen.“ Leipzig, Fock. 103) ZVglL. N. F. IX 185—223.

Boyle Earl of Orrery († 1659; 1694), an „Othello" erinnernd und wohl mit Benutzung von l'Hermite's „Mariamne", Elijah Fenton (1723), dessen in Reimversen verfasstes Theater-Rührstück von Landau — er findet sich beim Römer Flaminius „an den Parther Tyridate Calprenèdes, an den Varus von Voltaires erster Mariamne und in seinem Verhältnis zu Arsinoë zum Teil an Calderons Tolomeo" erinnert (S. 191 Anm. **) — nach Gebühr einlässlich gewürdigt wird (S. 188—194). Fenton hat wahrscheinlich Ph. Massingers „Duke of Milan" gelesen, kaum benutzt oder nachgeahmt (S. 194). Doch hält es der sorgfältige Landau für angebracht, nachdem er noch Voltaires, Schönaichs, G. A. Bianchis, L. Scevolas, Rückerts, Hebbels Bearbeitungen und Grillparzers Durchdenken des Stoffes durchgegangen, am Schlusse (S. 219—221) Massingers genannte Dramatisierung der Geschicke Herzog Lodovico Sforzas von Mailand vorzunehmen; er stellt da fest, dass da Lod. Guicciardinis Geschichtswerk die Quelle für den Hintergrund, nämlich die Kämpfe zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich und die Schlacht von Pavia, bildet, während der eigentliche Inhalt dieses pseudo-historischen Rahmens durch Personen und Daten aus dem Geschichtsbuche des Gräkojuden Josephus stammt: „diese Italiener des sechzehnten Jahrhunderts thun und leiden doch nur das, was uns Josephus von dem Judenkönig Herodes und seiner Familie erzählt. Der König von Frankreich ist Marcus Antonius . . . Mariana, die Schwester des Herzogs, und ihr Gatte Francisco spielen ungefähr die Rollen von Salome und Josef", und so hat Massinger, Shakespeares Effekt liebender Genosse, „in eigentümlicher, man könnte sagen unerhörter Weise, zwei durch mehr als 15 Jahrhunderte von einander getrennte historische Stoffe zusammengeschweisst", auf Guicciardini (zu dessen Erreichbarkeit für England Stiefel ASNS. 94, 133 f.) und Josephus gestützt; Köppel, „Quellen-Studien" S. 90ff., trat 1897 selbständig dieser Angelegenheit sorgsam näher.

VII. ***Shakespeare.*** In Italien ist G. Chiarini immer noch der einzige, der speziell, dabei mit grosser Gründlichkeit Shakespeares Erscheinung in ihrer Totalität und ihren Einzelheiten verfolgt; so verdienen seine „Studi Shakespeariani"[104]) die Beachtung aller Forscher, die sie auch fanden[105]). Aber auch sonst ward das Interesse für den grössten Dichter englischer Zunge auf der Apenninenhalbinsel immer reger. Kein Wunder daher, dass wir einer Schrift „Shakespeare o Bacone? Controversia letteraria per Modestino De Bellis"[106]) begegnen, die an hervorragender Stelle[107]) ein antibaconianisches Referat fand. Aus letzterem sei als Beleg für Shakespeares Schätzung im heutigen Italien zitiert: „La *Teoria baconiana* non ha proseliti, nè amatori in Italia — unica e lodevole eccezione il Chiarini — noi si lasciamo vincere dalla dolce malinconia di Ofelia o dal dolore profondissimo del re Lear, e non discutiamo sull' autore di quelle creazioni. Non così la pensano le due nazioni anglo-sassoni, che al di qua e al di là dell'Atlantico, come si disputano l' egemonia del commercio, si denigrano le reciproche glorie: gli Americani tentano di offuscare la più fulgida gemma della

---

104) Livorno, Giusti. 8°. 105) Ausser den Anzeigen in Fachorganen bezeugt dies die von Ch. Dejob RCr. 1896 Nr. 41. 106) Bari, stab. tip. del Corriere delle Puglie. 107) NAnt. 148, 167 f.

letteratura inglese, negando che Shakespeare abbia scritto i drammi, che vanno sotto il suo nome“.

„Di un antenato italiano di Falstaff“[108]) unterrichtet GIUS. BARONE; N. DE SANCTIS behandelt „G. Cesare e M. Bruto nei poeti tragici“[109]), wobei ein neuerer Litterarhistoriker natürlich in Shakespeare gipfeln muss; E. COCCHIA, „La leggenda di Coriolano e l'origine della poesia in Roma“[110]) freilich exemplifiziert nicht auf den Grossmeister derer, die sich dieses dankbaren Stoffes bemächtigt. Als klassischer Beleg aber dafür, wie Shakespeare auch noch heute dem breiteren italienischen Publikum verballhornt nahe gebracht werden darf, wofern nur sieghafte Patrone dabei zu Gevatter stehen, diene das Libretto Arrigo Boitos zu Giuseppe Verdis Oper „Falstaff“, die im Frühlinge 1893 in Wien und Berlin im Original von Italienern aufgeführt wurde. Dort „wollte man hauptsächlich die weichen sonoren Stimmen der Südländer, die noch heute unbestritten ersten Meister des belcanto, hören. In dieser Erwartung ist zweifelsohne ein Grossteil von Wien und Berlin in die Oper gepilgert, und kredenzt wurde ihnen — Shakespeare, aber italienisch! Dass in diesem Falle die besten Pointen unverstanden, ja ungehört ans Ohr schlugen und damit der grösste Teil der Wirkung verpuffte, liegt auf der Hand. Shakespeare muss vor allem verstanden werden“. So schrieb damals das Stuttgarter „Neue Tagblatt“ Nr. 212 vom 10. Septbr. 1893, an dem Tage, an dem auf dem Hoftheater der schwäbischen Residenz „Die deutsch-sprachliche Première von Verdis »Falstaff«“ vor sich ging; unter letzterem Titel würdigte LUDWIG FRÄNKEL[111]) das bezeichnende Faktum, dass in der Ummodelung dieses urenglischen Sujets durch den Musikergreis Verdi und seinen allzeit getreuen Textlieferanten Boito, der ihm unmittelbar vorher „Othello“ mundgerecht zubereitet hatte, zu einer „lyrischen Komödie“ von 3 Akten liegt: die italienische Romantik von Altenglands Realismus gefangen, das setzt sich als Gesamteindruck.

Zu dem vielbehandelten Thema „Dante in Shakespeare“ liegt ein so betitelter Artikel von LORENZO MASCETTA-CARACCI vor[112]), dem wir das Wichtigste entnehmen:

Che Gugliemo Shakespeare avesse una cognizione, quanto si voglia imperfetta e superficiale, della lingua e della letteratura italiana, non credo possa mettersi in dubbio. Non tenendo conto de' suoi drammi di soggetto puramente classico, per i ventinove altri il luogo favorito della scena, dopo l' Inghilterra, è l' Italia. Difatti, in mezzo ai drammi di quest' ultima specie, di dodici l'azione si svolge in Inghilterra, e di sette, non tra i meno famosi, in Italia: mentre di un altro si svolge in una Illiria che può esser bene la Dalmazia, e fra personaggi italiani; di un altro ancora si svolge parte in Sicilia e parte in Boemia; e di un ultimo, parte in Francia e parte a Firenze. Anche quando la scena non è in Italia, come per esempio in *Measure for measure*, i personaggi principali portano nomi italiani, e non so perché; e così *Orlando* è il

---

108) Roma, Loescher e Cie. 29 S. 109) Palermo, Clausen-Reber. 1895. 97 S. 8°. 110) NAnt. 1895, dec. 1; 1896, aprile 1. 111) NZM. 60. Jahrg., 89. Bd. Nr. 49, S. 513—515. 112) GDa. (N. s. I), quad. III, S. 110—118.

nome italiano imposto senza evidente ragione a un personaggio importante in *As you like it; Dromio* e *Angelo* sono i nomi di forma italiana introdotti senza apparente necessità in *Comedy of Errors;* e infine *Cordelia* e *Ofelia*, che con *Desdemona* e *Giulietta* sono le stelle più splendide nella pleiade delle donne shakespeariane, portano, senza ragione palese, un nome più o meno italiano l'una in Inghilterra, l' altra in Danimarca. S. 110 f. werden italienische Stellen und Wörter Sh.s betrachtet. S. 111—114 werden allerlei Gedankendiskrepanzen zwischen Shakespeare und italienischen Rennaissancedichtern, Ariost, Petrarka, Tasso, u. a. S. 114—118 Shakespeare-Stellen, die an Dantesche danebengestellte anklingen, auf ihren italienischen Gehalt geprüft. S. 118: Che piú? A dimostrare quanto lo Shakespeare fosse abile nella imitazione, evvi il caso di una vibrata espressione dantesca, ch' egli ha fatta sua per un fine opposto a quello di Dante, cangiando di essa ciascun termine nel contrario: perché laddove Dante descrive un figliulo di Alberto della Scala come »mal del corpi intero e della mente peggio« (Purg. XVIII, 124) Valentino in *Two gentlemen of Verona* fa questo bello elogio dell' amico Proteo: He is complete in features as in mind" (Act. II, sc. 4).

Den Missbrauch, den die Baconianer, die blinden Vergötterer Lord Bacons als Shakespeare'schen Dichtergenius, mit dem Wortungetüm *Honorificabilitudinitatibus* gegen Shakespeare's Dichterposition und zu Gunsten ihrer unsinnigen Deduktionen machten, weist arithmetisch I(MMANUEL) SCHMIDT[113]), wider WILL. PREYER[114]) polemisierend, am 22. Oktober 1895 i. d. Berliner „Gesellschaft f. d. Stud. d. neueren Sprachen" zurück. KARL BORINSKI, „Dante und Shakespeare"[115]), findet es nicht unwahrscheinlich, dass dies scherzhafte Monstrum Shakespeare's (Love's l. l. V 1, 42 f.), das eben auf einem wenig älteren Zettel Bacon's ganz ähnlich steht, auf Dante, De vulgari eloquentia, oder Giambattista Doria's d. i. Trissinos italienische Übersetzung davon zurückgehe. Dante's Erscheinung hat ihn, wenn dessen Dichterruhm zu ihm gedrungen, freilich damals zur Zeit der Abfassung seines Jugendlustspiels als gravitätischer Scholarch, im Pariser Druck der libri de vulgari eloquio 1577, doppelt enttäuschen können, und Borinski lässt sogar die Möglichkeit zu, dass die „drei heiligen Heldengesänge" Dantes sich Shakespeare mit Kindheitserinnerungen an das mittelalterliche Schulspiel von den ‚Nine Worthies' verquickten, das Holofernes nur eine Druckseite hinter jenem Vokabelkoloss zur Aufführung vorschlägt. — Ungleich phantastischer nehmen sich die arg dilettantischen Mutmassungen in „An-Dante. Divina commedia als Quelle für Shakespeare und Goethe. Drei Plaudereien von B. GRÄFE, Pastor"[116]) aus. Auf den ersten Blick dünkt uns Gräfes laienhaftes Hin- und Hergerede nicht nur schal, sondern auch bodenlos. Bei näherem Zusehen gerät man in Komplexe des Kalibers, wie sie Edwin Bormann 1894 und seitdem anwendet, um in Shakespeare mystischen Tiefsinn, Symbolik und theoretische Gelahrtheit hineinzugeheimnissen. Gräfes III. der drei Kapitel, „Hamlet und der Sommernachtstraum" (S. 23—44), kann sich im lächerlich allegorischen Transferieren Dante'scher Begriffe,

---

113) ASNS. 96, 344 f. **114**) Z., III. Jhrg., Spt. 1895. **115**) A. XVIII 450 - 454. **116**) Leipzig, Fock. kl. 8°. 46 S. Vgl. DLL. XVII, nr. 23.

Personen, des Dichters selbst und seines Schaffens auf die beiden Shakespeare'schen Dramen, an denen Gräfe kaum noch etwas real und wörtlich belässt, gar nicht genug thun, desgleichen an kindischen Etymologien bez. Namenverbindungen, die jene Deduktionen stützen sollen. Und ganz ähnlich, wenn auch nicht so wüst, traktiert der in einsamer verspäteter Lektüre konfus gewordene Landpfarrer, der mit 60 Jahren diese Kollationen oder besser Konfrontationen der beiden neueren Dichterkönige begann, um sie zum Eingeständnisse ihrer Einbrüche ins Reich ihres mittelalterlichen Vorgängers zu zwingen, Goethe, insbesondere mit Hinsicht auf „Wilhelm Meister“ (Kap. II). Goethe soll wie Shakespeare bei Idee und Inhalt seines Schaffens fast ununterbrochen an Dante gedacht und aus ihm entlehnt haben; nach S. 13 und nach S. 46 (wo er uns für den Fall dass diese Mitteilungen Anklang gefunden hätten, noch weitere ähnliche Aufschlüsse für Shakespeare und Goethe in Aussicht stellt) wäre Cervantes mit „Don Quixote“ der dritte Sklave des gewaltigen Italieners. Wie sich des letztern poetische Gebilde im Kopfe eines andachtsvollen Grüblers malen und mit denen Shakespeare's zum „Komödien“-Reigen antreten, ist immerhin einen Augenblick Verweilen wert.

Die „Stijlaffectatie bij Shakespeare vooral uit het oogpunt van het Euphuisme“ untersuchte MAURITS BASSE[117]) gründlichst und trotz der zahlreichen sorgfältigen Vorarbeiten mit neuen weiterführenden Ergebnissen. Italien schreitet mit dem gezierten Stil voran, Spanien und Frankreich folgen, in England treffen und verschmelzen sich alle seine Abarten. Eine Stelle aus Thomas Wilson's „Arte of Rhetoryque“ (1553), fol. 86, beleuchtet den Ausgang gut (S. 4): „He that cometh lately out of Fraunce, wil talke Frenche English and never blushe at the matter. Another choppes in with Angleso Italiano. . . .“. Die ausserordentliche Bedeutung des italienischen Sprach-, Stil- und Litteratureinflusses auf das England des jungen lernenden Shakespeare lässt Basses Auslassung S. 10 ersehen: „Vermits wij van Italianistische epitheten spreken, zullen wij te dezer plaatse het volgende even aanstippen: gedurende de gansche 16e eeuw spraken de hovelingen en hunsgelijken elkander bij voorkeur aan met sweet sir, sweet John, sweet lord, sweet lady enz. Deze gewoonte is eveneens aan den invloed van het Italianisme te danken. Eindelijk kwamen door het Italianisme ook de woordspelingen en woordschermutselingen, vooral onder hovelingen, in de mode. Wat echter den ganschen Italianistischen stijl vooral kenmerkt is het feit dat al zijne elementen gestereotypeerd zijn: zoowel metaphoren, omschrijvingen en hyperbolen, als de zooeven vermelde epitheten, op een gansch mechanische wijze aan de Italiaansche modellen ontleend, werden door ieder sonnettendichter zonder eenige poging tot persoonlijke innovatie, overgenomen, en vervielen aldus door het overdreven gebruik al spoedig tot den rang alledaagsche gemeenplatsen.“ Mit Petrarcas Jüngern der Gruppe Surrey, Wyatt, Churchyard, Turberville setzte diese Bewegung des „Italianisme“ noch in der ersten des 16. Jahrhunderts in England ein (S. 7 f.).

---

117) Gand (Gent), Librairie H. Engelcke; La Haye. M. Nijhoff. 1895. Gr. 8°. 216 S. (= Université de Gand. Recueil de travaux publiés pour la faculté de philosophie et lettres. 14e fasc.).

Der Euphuismus, auf den Spanier Guevara gestützt, und den Gongorismus, von dessen Landsmann Gongora auslaufend (s. S. 19 f.), lösten den „Italianisme“ ab, den italienischen der spanische Stil, wie diesen dann wieder der Arcadianismus Philip Sidney's, mehr an Montemayor als an Sannazaro angelehnt (S. 30), endlich der „Dubartasisme“. Zum Übergange vom italienischen Stil beachte man (S. 21): „Het Gongorisme heeft met het Italianisme dit gemeen, dat het een uiterst metaphorische stijl is; alleen zijn de metaphoren doorgaans nog onnatuurlijker dan de reeds, zoo vergezochte beelden der Italianisten.“ Für das eigentliche Thema des Buches, die Stilmaniriertheiten Shakespeare's, die Basse auf Grund vieler gesammelter Stellen und mit guter Einsicht behandelt, sei auf L. FRÄNKELs Anzeige im Rahmen seines III. Artikels „Zur neuesten Litteratur über das Elisabethanische Drama[118]), S. 102—105, verwiesen, welcher auch anlässlich der andern dort angeführten Novitäten des öfteren romanische Einflüsse bezw. Parallelen verzeichnet (S. 108, 113 f., 122, 123—125). Fein und gelungen ist z. B. Basses Arbeit, wo er das Hauptstück der ‚affectatie‘ Shakespeare's durchsiebt, „Love's labour's lost“, und da — man sehe S. 88 — Euphuismus, Gongorismus, Italianismus auseinanderhält. Da der vortreffliche Costard dort die Figur ist, deren ‚onwetendheid‘ mit Armados affectatie in Konflikt gerät und so letztere ganze Manier gleichsam ad absurdum führt, so stehe hier der Hinweis auf [ALEX.] BIELINGs etymologischen und bedeutungsgeschichtlichen Exkurs[119]) über die englischen Wörter *costard* und *custard*: ersteres bedeutet zunächst „grosser Apfel“, erst im 16. Jahrhunderte „Kopf“, wie häufig bei Shakespeare, vielleicht (?) von *costeret*, *costerel* (Fruchtmass, Flasche); *custard* aber kommt von italienisch *crostata* (erst „Pastete“, dann „Eiercrême“).

Ehe wir uns zu einzelnen Werken Shakespeares wenden, deren Verhältnis zu romanischen Vorlagen bez. Seitenstücken, voran solchen Italiens, neuerdings aufgeklärt worden ist, führen wir hier die Übersetzung der Arbeit Th. Carlyle's, Dante e Shakespeare tradott. di CINO CHIARINI[120]), an, eine Publikation, woran die leitenden Dichterkoryphäen Italiens und Englands, ein berühmter Litterarhistoriker des letzteren und ein für englische Litteratur warm eintretender des ersteren beteiligt sind.

Auch für etliche einzelne Shakespeare-Dramen ward neuerlich mittelbarer stofflicher Zusammenhang mit romanischen Parallelen berührt. »The Merchant of Venice, a comedy. Für den Schulgebrauch herausgegeben von IMMANUEL SCHMIDT«[121]) geht in der gründlichen Einleitung (S. VII—XXXIII) 1. Abschnitt auf „das englische Drama vor Shakespeare“ ein, die moralities, interludes und ältesten Komödien erwähnend, notiert: „man versuchte sich an Übersetzungen italienischer Stücke, wie an Behandlung antiker Stoffe“ [Senecas Name fehlt], im 2. Abschnitte auf die Tradition der Fabel des „Kaufmann von Venedig“ (S. XIX ff.), wobei in dreifacher Linie romanische Abhängigkeit betont wird: für das Motiv vom erwucherten Fleischpfand (S. XIX) aus der Novellensammlung Il Pecorone (1378), die Episode der Kästchenwahl aus den »Gesta Romanorum«,

---

118) ES. XXIII 95—130. **119)** Referat ASNS. 96, 353. **120)** Firenze. 8°. BCLIt. nr. 7. **121)** Leipzig (und Prag), G. Freytag. 8°. XXXIII u. 196 S. (davon 93 S. Text), der Rest Anmerk. u. Wörterverzeichn. In FSFES.

wahrscheinlich nach deren englischer Übersetzung (S. XXI) durch Robert Robertson (1577), für den Paduaner Advokaten Bellario als Rechtsbeistand der Republik Venedig (S. XXVIII und S. 136 f.) die geschichtliche Persönlichkeit des dortigen Juristen Dr. Discalzio. Auch die vorzüglichen Anmerkungen hinter dem Texte bringen vielerlei hergehöriges: S. 97, 106 f., 132, 136, 141 f. (für den ,Troilus'-Stoff). — ARTHUR BONUS (Pseudonym), „Shylok [sic!], Zur Judenfrage. Acht Briefe an eine Jüdin"[122]) lässt jede Kenntnis der Quellengeschichte der Fabel bez. der Fabeln vermissen, deren lateinisch-italienischer Ursprung natürlich durch eine Debatte mit Heinr. Heine — „Jessica" in dessen „Shakespeares Mädchen und Frauen" — über den „Weltgeist, der hinter Shakespeare gestanden" (S. 416) nicht beseitigt oder verschoben wird. Daran ändert auch der Satz (S. 420) nichts: „Der Charakter Shyloks . . . . ist historisch genau bestimmt: mittelalterlich jüdische Individualität, nicht allgemeiner Unterdrücktentypus." Im übrigen ist der Aufsatz zu $^2/_3$ eben ein losgelöster Beitrag zur sog. Judenfrage. — A[UG.] ANDRAES kurzer Artikel „Shakespeare und das Tagelied"[123]) fügt — das gleichbetitelte Buch des Referenten (1893) ist ihm nur dem Namen nach bekannt — zu dem bisherigen reichen Material als Stütze der Ansicht, dem englischen Dramatiker habe bei der Scene III 5 von ,Romeo and Juliet' ein romanisches Seitenstück, vorgeschwebt die vorletzte Strophe der ,chanson du jardinier' (Ils ne furentpas le quart d'une heure ensemble Que l'alouette chanta le jour) in André Theuriets ,Sous bois' S. 253; in R. a. J. IV 4, 5 findet er ebenfalls volksliedmässige Situation, z. B. wie im Schluss der „Herderschen [?] Ballade" ,Frühmorgens und als es Tag kaum war'. — WOLFGANG VON WURZBACH liefert überaus sorgsame, interessante Aufklärungen über die Beziehungen von „Shakespeare's »Heinrich VIII.« und Calderon's »La cisma de Inglaterra«"[124]). Er erkennt in Calderon den in England überhaupt, zumal auf dem Gebiete des Dramas fehlenden „Champion" für Maria die Blutige, Gemahlin Philipps II. von Spanien, und abstrahiert schon aus dieser ihm beigelegten Tendenz einen bewussten Kontrast zur englisch-protestantischen Auffassung, auch der in Shs. Drama. Wir geben die für unsere Sonderfrage wichtigen Punkte im klaren Wortlaute Wurzbachs (S. 192): „Es war eine spanische Ehrensache für denjenigen, der sich hierzu berufen fühlte, aufzutreten und die legitimen Rechte der von Shakespeare so schonungslos bei Seite geschobenen Königin Maria dramatisch zu rehabilitieren. Man darf nicht vergessen, dass es lediglich Shakespeare's Drama Heinrich VIII. gewesen sein kann [?], welches den Unmut eines spanischen Dichters wie Calderon in solchem Grade wachrufen konnte, dass er sich zu einem Gegendrama veranlasst fühlte . . . . Wir haben vergebens nach der Erklärung gesucht, auf welchem Wege Shakespeare's Drama zu Calderons Kenntnis gelangen konnte. Die Kenntnis der englischen Sprache ist aus keinem seiner übrigen Werke nachzuweisen, und dennoch muss Calderon [wenn auch, nach Wurzbach S. 207, seine direkte Unterlage wahrscheinlich das Volksbuch „Historia del gran cisma de Inglaterra con sus factores Enrico VIII. y la impia Isabella" und

122) PrJbb. 83, 414–437. 123) ZFSL. XVII (1895) II. Hälfte, S. 129. 124) JbDSG. XXXII 190–211.

dessen Quelle „Nicolai Sanderi de origine ac progressu schismatis Anglicani“ war) Shakespeare im englischen Originaltexte gelesen haben.“ Dafür erbringt Wurzbach weiterhin (S. 209 f.) direkte Beweise in der Uebereinstimmung auffälliger Charaktere, Kardinal Wolsey's und der Königin Katharina, und wörtlicher Parallelstellen. S. 192 lesen wir ferner: „Wir sehen Calderon und Shakespeare, die beiden grössten dramatischen Dichter, einander ebenbürtig an Genie, Bühnenkenntnis und Nachruhm, einander gegenüberstehend, ein und denselben Stoff, getrieben von ganz entgegengesetzten Motiven, behandeln. Es ist der einzige Fall in der Weltlitteratur.“ S. 210 schliesst Wurzbach aus den erwähnten Parallelen direkt: „Calderon hatte somit Shakespeare's Drama gelesen“ und stützt das, trotz der prinzipiellen Unwahrscheinlichkeit, weiterhin (S. 211) durch „die Parallelstellen, die offenkundigen Plagiate an den Charakteren und die antagonistische Tendenz seines »Cisma«.“ Vielleicht, meint W., lag für Calderons, kaum vor 1650 gedrucktes Drama eine Bekanntschaft mit Shakespeare's Werk zu Grunde, die Juan Navarro's spanische Schauspielgesellschaft, 1635 vor Karl I. in London auftretend, vermittelt hatte. Da Wurzbach auf die reiche litterarhistorische Kleinlitteratur über das Verhältnis zwischen Calderon und Shakespeare gar nicht Bezug nimmt, sei nur auf F. W. V. Schmidt (ausser dessen Gesamtkommentar 1857), „Über die Kirchentrennung von England. Schauspiel des D. Pedro Calderon de la Barca“ (Berlin, 1819) und H. Ulbrich, „Über Calderons Schauspiel »Die Kirchenspaltung von England«“ (Cref. 1863) verwiesen; die Parallelen beider Dichter von Rötscher, M' Carty, Corney, Carriere, -tr-, R. I., Pereira, Yardley zu nennen erspart uns jetzt L. P. Betz, La littérature comparée (1900), S. 74 f. — Der Dramaturg Richard Fellner inscenierte „»Was Ihr wollt« auf einer neuen Shakespeare-Bühne“ und berichtet darüber im Vergleiche mit früheren Versuchen [125]). An diesem Orte geht uns von diesem wider die übliche sog. erneute Shakespeare-Bühne ankämpfenden Projekte nur folgendes an: „In Alt-England befand die Bühne sich im Zuschauerraum; in unseren modernen Theatern, die ihre heillose Konstruktion dem Einflusse der italienischen Oper zu danken haben, ist die Bühne durch zwei Mäntel, ein Bühnenportal, das Proscenium und das Orchester von den Zuhörern getrennt .....“ (S. 289). Die von Fellner für das „Deutsche Volkstheater“ in Wien zur Première von „Was Ihr wollt“ 17. Febr. 1896 konstruierte Bühne wiederholte Karl Immermanns Düsseldorfer Versuch von 1840 in grösserem Stile (S. 291), bis die kleine Bühne in der hellen, duftigen illyrischen Küstenlandschaft als selbständiger Bau frei dastand. Auch diese kleine Bühne selbst hat, der Dichtung und ihrer Örtlichkeit sich anpassend, ihre äussere Form geändert, ohne den Charakter eines symbolisch andeutenden Gerüstes zu verlieren. Sie hat den Stil einer italienischen Renaissance-Villa angenommen, von deren Dach flatternder Epheu rankt.“ Man ersieht aus der eindrucksvollen mise-en-scène, wie sie Fellner weiter skizziert, dass die Wirkung eines Shakespeare-Renaissancestückes bei aller zeitgemässen Einfachheit der Dekoration mit Hilfe eines

---

125) Ebd. S. 289—294.

italienischen Rahmens, Hintergrundes und analoger Hauptrequisiten mit der stofflichen Anlehnung an italienische Vorlagen vollkommen stimmt.

Für die Einsicht in die Stufen und Besonderheiten der Shakespeareschen Jugendpoesie brachte G[REGOR] SARRAZIN mit das meiste Material auf, so auch in der Abhandlung „Zur Chronologie von Shakespeare's Dichtungen“[126]), wo er, wie schon öfters, stilistische Merkmale zum Fundament wählt. Aus seinen, bewusstermassen nicht erschöpfenden Bemerkungen gehört in unsern Zusammenhang „eine jugendliche, in den allerfrühesten Dramen noch nicht ausgebildete Stileigentümlichkeit, die Antithesensucht, ein Erbteil des italianisierenden Sonettenstils und des Euphuismus“ (S. 149), wofür gerade Werke wie *Romeo und Julia, Die beiden Veroneser, Verlorene Liebesmühe, Venus und Adonis, Lucretia,* ausserdem später „ausnahmsweise in dem Gonzago-Schauspiel des Hamlet-Dramas, ganz im Einklange mit dem sonstigen altmodischen Stil dieser Partie“ (S. 150) zeugen. Die spielende Umkehrung einer Wortverbindung, in den Jugenddichtungen mehr in naiver Nachahmung gebraucht, markierte bei Shakespeare später altmodische, euphuistische Sprechweise, ähnlich bei Falstaff. Stilistische Kriterien bestätigen die sonstigen Gründe, die genannten Dramen und Epen nebst den frühesten Sonetten der „Periode des euphuistischen, des italianisierenden Stils (etwa 1592—94) zuzuweisen“ (S. 155). Des weiteren sondert Sarrazin auch diejenigen Partien der späteren Stücke, die als erotisch oder mit deutlichen Anklängen an ältere aus ihrem Ganzen heraustreten, von ihrer Umgebung und verfolgt sie auf ihren Ursprung bez. Zweck. Um ein lehrreiches Beispiel anzuführen: „Der Stil ist besonders im ersten Akt von *Richard II.* euphuistischer und reicher an Concetti als im *Kaufmann von Venedig*; aber die manirierte Sprache dient hier dem Zwecke der Charakteristik“, trotzdem er den ersteren für etwa ein Halbjahr jünger hält.

VII. ***Das 17. Jahrhundert.*** Den Übergang von Shakespeare mögen zwei Schriften bilden, die zwar direkt Bühnenverhältnisse Deutschlands betreffen, aber doch wegen der vielverschlungenen Einwirkungen romanischer und daraus abgeleiteter englischer scenischer Darstellungen, nicht zuletzt von stofflich romanischen Dramen Shakespeares und seiner Genossen erwähnenswert sind. JULIUS SCHWERING bietet „Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. Neue Forschungen“[127]), deren reichhaltiger Inhalt, soweit er sich, wie grösstenteils, auf die „holländischen Komödianten“ auf deutschem Boden bezieht, hier ausser Acht bleiben muss; jedoch befinden sich auch in deren Repertoire genug Stücke französisch-spanischer Abkunft, ebenso wie etliche deutsche, die Schwering als solchen holländischen gleichzeitig oder wenig jünger anführt, auf französischen, italienischen, ja spanischen beruhen. Während sich z. B. Molière bis Ende des 18. Jahrhunderts auf der Amsterdamer Bühne behauptet, führte Jan Baptista von Fornenburg 1654 in Hamburg „Het leven is maer droom“ d. i. Calderons „La vida es sueño“ auf (S. 37), er oder ein anderer Direktor 1682 in Altona „Don Roderigo

---

126) Ebd. S. 149—181. 127) Münster i. W., Coppenrath. 1895. 8°. 100 S. Vgl. des REFERENTEN Notiz bezüglich des anglistischen Interesses ES. XXIII, 126 A. 6, auch die Anzeige von Alb. Dessoff ZVglL. N. F. X 110 f.

de Cid“ (S. 41), die Ryndorpsche Truppe 1699 in Rotterdam „De schilder door Liefde“ d. i. Molières „Sicilien ou l'amour peintre“, öfters Corneilles „Rodogune“ (S. 44). So führten diese niederländischen Komödianten im 18. Jahrhunderte eine Tragödie über Ines de Castro, Luis Velez de Guavaras (†1644) „Reinar despues de morir“, ein Virginia-Stück im Corneilleschen Stile „De doodelyke Minnenyd“, ein Schauspiel „Armida“ auf Tassoscher Basis, ein Lustspiel „Don Quichote auf der Hochzeit von Camacho“, Molières „Tartuffe, of Scheynheilige Bedrieger“, Corneilles „Cid“ u. ä. auf (S. 48—55). Auch F. de Rojas über die Brücke einer Bearbeitung durch Scarron, Corneilles „Cinna“ und andere spanische, namentlich aber „Francoisische Piecen“ gehörten um 1741 sum eisernen Bestande der niederländischen Wandergesellschaften in Norddeutschland (S. 62 f.). Den von niederländischen und deutschen Wandertruppen im 17. Jahrhunderte gespielten zahlreichen spanischen Dramen widmet Schwering einen eigenen Abschnitt (S. 76—84) wo Lope de Vega, Cervantes, Calderon neben anderen als Lieferanten erscheinen. Alle diese Verpflanzung romanischer Dramatik nach Deutschland gerade hier zu berühren, hat genug für sich; denn einmal kommt eben bei diesem Einzuge romanischer Sujets und Umformungen ebensolcher Litteraturwerke auf deutschem Boden den grossen britischen Meistern, Shakespeare voran — man sehe das Register! — eine wichtige Rolle in Spielplan und Stoffbereich dieser niederländischen Mimen zu, und sodann erkennen wir in letzteren nunmehr vielfach dieselben, die wir bisher ausschliesslich (vgl. S. 4 f.) für „engelländische Comedianten“, also für Propagandisten des — aber durch novellistische Vorlagen, nicht Dramen-Originale — romanisch inficierten klassischen Londoner Dramas hielten. Und in letzterer Aufhellung unseres Wissens eben sehe man den unbetonten Brennpunkt von Schwerings fleissig gesammelten Mitteilungen. — Die Autorität in Theater- und Stoffkunde der älteren Neuzeit, Johannes Bolte, führt uns in „Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert“[128]) und damit in eine Summe romanischer sowie romanisch-englischer Aneignungen bez. Einwirkungen ein. In diese lässt uns schon des Verfassers Selbstreferat[129]) einen orientierenden Einblick thun, indem er z. B. den Novellisten Bandello in einem Falle sogar doppelten Einfluss ausübend — es betrifft L. Machin's Drama „The Dumbe Knight“ nebst seiner deutschen Bearbeitung — und Bearbeitungen französischer Bühnenlitteratur beim Hamburger Prinzipal K. A. Paulsen (1669 in Danzig), einem eifrigen Verbreiter englischer Stücke des Elisabethanischen Repertoires, und dessen Eidam, dem berühmten Joh. Velt(h)en, nachweist.

Eine mehrfach sehr bedeutsame Publikation ist die pompöse dreibändige Ausgabe „The Anatomy of Melancholy by Robert Burton, edited by the Rev. A. R. Shilleto, M. A., with an introduction by A. H. Bullen“[130]), mit vollstem Recht in „Bohn's Standard Library“ eingereiht. Der ausserordentliche Gehalt dieses hochgelehrten, stellenweise geistreichen Werkes an Angaben oder Andeutungen über die

---

128) Hamburg und Leipzig, Leop. Voss. 1895. XXIII + 296 S. 8°. TF. XII. Bd. 129) JbDSG. XXXII 312-314. 130) London, George Bell and Sons (zuerst 1893, reprinted 1896). 8°. I: XXX + 505 S.; II: 302 S.; III: 550 S.

gesamte exakte Fachwissenschaft der Zeit des ersten Erscheinens, 1621, erheischt, dem Oxforder Theologen Robert Burton (1577—1640) auch von unserem engbegrenzten Standpunkte nachdrückliche Aufmerksamkeit zu schenken. Diese „ihrerzeit hochberühmte und in vielen Auflagen weithin verbreitete“ Encyklopädie ging hervor aus der Hand eines vielseitig unterrichteten, sprachlich wie litterarisch in allen zugänglichen Geisteserzeugnissen bewanderten Schülers von »the most flourishing College of Europe«, „der sich durch das Pseudonym *Democritus junior* mehr zu charakterisieren als zu verbergen suchte.“ Diesem geschichtlichen Range von Burton's buntem Kompendium als eines Reservoirs der naturwissenschaftlichen Ideenwelt des anhebenden 17. Jahrhunderts in England auf einer vollgesättigten Umschau im ganzen ältern gelehrten und schöngeistigen Schrifttum, insbesondere seiner Bedeutung als unser Kontrollfundament gegenüber der zeitgenössischen englischen Litteratur und deren Vertrautheit mit den romanischen ist RICHARD LOENINGs einleitender Vortrag zur Jahresversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft am 23. April 1894, „Über die physiologischen Grundlagen der Shakespeare'schen Psychologie“[131]) gerecht geworden, besonders S. 5. Nicht so in die Details der „Verbindung der Seelenvorgänge mit einzelnen körperlichen Organen und Funktionen“ (S. 36) wie Loening greift ROB. BOYLEs Aufsatz über „Humor und Humore“[132]) ein, der seine Beispiele eben dem Elisabeth-Zeitalter entnimmt und sie wie Loening mit den Theoretikern à la Burton übereinstimmen sieht. Während der verdiente Litterarhistoriker A. H. Bullen in seiner knappen *Introduction* zur obgenannten überaus gediegenen Ausgabe — diese druckt den (6.) Originaldruck letzter Hand von 1651/52 ab — an hergehörigen Thatsachen nur Burtons anfängliche Absicht lateinischer Abfassung und seine erstaunliche Beschlagenheit in den lateinischen Autoren des Altertums wie des Mittelalters bekundet, setzt uns der musterhaft ausführliche Index von des Herausgebers Bruder W. F. R. Shilleto, Bd. III S. 497—550 in den Stand, Burton's und damit der litterarisch belesenen gelehrten Zeitgenossen Bekanntschaft mit romanischen Schriftstellern im einzelnen festzulegen. Petrarca und Ariost, desgleichen Pietro Aretino, Campanella, Guicciardini, P. Jovius, Enea Sylvio, Machiavelli citiert er überaus oft, Boccaccio, Bembo, Beroaldus, Dante, Pico Mirandula, Poggio, Politian, Sannazzaro, etliche Male, um nur bekanntere Italiener zu nennen, übrigens auch manche Franzosen öfters wie Froissart, du Bartas, Montaigne, Rabelais, ein paar Spanier, Guevara, auch den Roman »Palmerin de Oliva« wie andrerseits den »Amadis de Gaul«. R. Shilletos Fussnoten weisen den Gewährsmann, fast überall wo Burton ihn nicht angiebt oder selbiger nicht jedem vermutlichen Leser sofort vor Augen steht, knapp aber sicher nach. Übrigens lässt sich auch aus dem Grade der Deutlichkeit und dem Masse der Anspielungen schliessen, wieviel Verständnis Burton seinem Publikum ohne Namensnotiz zumuten konnte: an Gestalten bei italienischen Dichtern, daneben an Persönlichkeiten, die französische Schriftsteller anziehen, sind genug darunter, z. B. an Figuren englischer Renaissancepoesie, deren romanische Filiation neuer-

---

131) JbDSG. XXXI (1895), S. 1—37. **132**) s. obigen Bericht pro 1895, Nr. 74.

dings Litterarhistoriker verfolgten, ‚Mariamne and Herod‘ (M. Landau, 1895/96, vgl. oben Nr. 103, obig. Abschn. pro 1895 Nr. 115), »Irene and the Grand Seignior« (Öftering, 1899). Forschern wie E. Köppel bietet daher diese Ausgabe von Burton's Kompendium neue Unterlagen.

IMMANUEL SCHMIDTs Vortrag über „Miltons Jugendjahre und Jugendwerke“[133]) stellt die Entwickelung des litterarisch vielgewandten Genius kundig und warm dar. Darin werden nach Gebühr erwähnt Miltons Erlernen des Französischen und Italienischen auf der St. Pauls-Domschule zu London (S. 9), damalige Belesenheit, ausser in Shakespeare und Spenser, in „dem barocken Joshua Sylvester (1563—1618), dem Übersetzer der *Semaine[s]* von G. S. du Bartas“ (ebd.), rhetorische Deklamationen und Elegien in lateinischer Sprache als Cambridger Student (S. 13), der Anschluss an die ursprüngliche italienische Form des Sonetts schon mit 23 Jahren (S. 16), seine Dioskuren „L'Allegro“ und „Il Penseroso“ (S. 19 ff.), des Erycius Puteanus „Comus, sive Phagesiposia Cimmeria, somnium“ (1608) als Ausgang von Milton's Titelfigur „Comus“ (S. 24), des Dichters Sehnsucht nach Italien und Entscheid durch eine Strophe Guarini's (S. 32), die einschneidende Reise nach Paris, Nizza, Genua, Florenz („damals fast litterarische Hauptstadt Italiens“), Rom, Neapel (bei Tassos Biograph und Marini's Freund G. B. Manso), Bologna, Ferrara, Venedig, Genf (bei Giovanni Diodati, seines Mitschülers Karl Oheim), Paris (S. 33—36), seine fünf italienischen Gedichte an eine unbekannte Schöne (S. 34 f.). Die eingestreuten bezüglichen Verdeutschungen lesen sich verständnisvoll und flüssig. — Derselbe IMMANUEL SCHMIDT bespricht „Miltons Sonette“ eingehend[134]): „Die Form des Sonetts ist unter Miltons Händen, da er italienische Dichter nicht nur auf seiner Romfahrt im Urtext studiert hat, eine andere geworden als bei den meisten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete der Poesie. Die Einführung der Dichtungsform wird gewöhnlich dem Grafen von Surrey zugeschrieben, ..., obgleich das Verdienst . . . Sir Thomas Wyatt gebührt. Letzterer schloss sich auch genauer an die Vierzeilen oder Dreizeilen der [italienischen] Originale an, während Surrey ein Schema ab ab ab ab ab ab ab cc an die Stelle setzte“ (S. 325). „An der Spitze der Miltonschen Sonette steht eins, dessen Abfassungszeit durch die Überschrift festgestellt ist [s. o.]. In einem Briefe aus dem Dezember 1631, oder Anfang 1631/32 nennt er es, indem er kopiert, eine Petrarcasche Stanze, von der er schon früher gesprochen habe, bezeichnet diese zugleich als Nachtgedanken und lässt sich aus über seine angebliche, oder ihm selbst fühlbare Spätheit geistiger Entwicklung . . .“ (S. 326). „Milton hatte nach Beendigung seines Aufenthalts in Horton eine Reise nach Italien [s. o.] unternommen, war jedoch bald [?; Abwesenheit rund 1 Jahr!] in die Heimat zurückgekehrt, weil er es für schmachvoll hielt, die Zeit zu eigenem Genuss müssig im Auslande zu verbringen, während seine Mitbürger für ihre Freiheit kämpften“ (S. 329). „In der ihm gezollten Anerkennung bezieht sich Milton [im Sonett an Henry Lawes, den grössten Musiker der Zeit und Komponisten mehrerer Gedichte Miltons, 9. Febr. 1646] darauf, dass Dante (im Purgatorio, II, 35) den ihm befreundeten

133) SGWV. N. F. Heft 243. Hamburg, Verlagsanst. u. Druckerei A.-G. 8°. 36 S.; vgl. ABbl. VII 304. 134) PrJbb. 85, S. 324 ff.



Musiker Casella findet und ihn bittet, ein Lied zu singen" (S. 332 f.): Schmidt übersetzt ebd.: „Dante lässt gern den Ruhm dich höher bringen Als Freund Casella, dessen Lied im Kreis Der Seelen im Fegefeuer er erbat."

Richard Heath behandelt „The archetype of the »Pilgrim's Progress«"[135]) und weist nach, dass die Quelle von Bunyans »Pilgrim's Progress« und »Holy War« nicht William Langlands »Visions of Piers Plowman« oder eine Uebersetzung der »Voyage du Chevalier Errant« oder »The Faerie Queene« oder »The Pilgrimage«, ein Gedicht in Whitney's „Emblems" oder, wie man infolge mehrerer auffälliger Übereinstimmungen ausführlicher darlegte, eine Übersetzung von „Guileville's »Pélerinage de l'Homme«, with Nathaniel Hill's notes" sei, sondern die Berichte über Erlebnisse deutscher Anabaptisten des Reformationszeitalters in Süddeutschland.

Die ausführliche gediegene Abhandlung von Carlo Segrè über „Il Diario di Pepys"[136]) schliesst sich an an „The Diary of Samuel Pepys. Transcribed from the Shorthand manuscript by the rev. Mynors Bright, with lord Braybrooke's Notes. Edited with Additions by Henry B. Wheatley. Vols. I—VI"[137]), eine erst ganz neuerdings, eben durch diese editorisch wie äusserlich äusserst würdige Ausgabe dem Tageslicht eröffnete bunte Fundgrube der litterarischen, kulturellen, sozialen, theatralischen Verhältnisse, in denen er mitten drin stand. R. Wülker, G. d. e. L. (s. oben Nr. 4) S. 362 bemerkt dazu: „Das Tagebuch des Samuel Pepys, das die Jahre 1660—69 umfasst, gibt ein getreues Bild dieser Zustände, und da es sehr unterhaltend geschrieben ist, kann man kein Werk für die Kenntnis dieser Zeit mehr empfehlen," das uns, nach Wülker, belegt, wie trotz der starken Anleihen der damaligen englischen Lustspieldichter bei Spaniern und Franzosen die englischen Bühnenlieferanten die Immoralität auch aus dem eigenen Milieu nahmen. Segrè vermerkt auch Pepys' (1632—1703) Notizen über Beziehungen und Andeutungen zur zeitgenössischen und ältern Litteratur mit, z. B. S. 507 Shakespeares ‚Romeo and Juliet' 1662, ‚Othello' 1666.

Den Übergang vom 17. ins 18. Jahrhundert stellt in längst gebilligter, fast stereotyp gewordener Weise Hermann Hettner dar im I. Teile seiner dreiteiligen „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts", „Die englische Literatur von 1660—1770", dessen „5. verbesserte Auflage", nur unter dem Vorwort genannt, Alois Brandl besorgt hat[138]). Es ist nicht mehr Aufgabe der Gegenwart, Hettners klassische Ruhe und sein Ebenmass, die Klarheit in der Wiedergabe der litterarischen Ereignisse, auch nach der Seite der internationalen Wechselbeziehungen, zu loben; vielmehr seien hier nur drei Dinge betont: die Fakten, die der unphilologische Hettner trotz alledem wundersam getroffen hatte, sind in notwendigen Kleinigkeiten berichtigt (s. S. VII f.), „die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen" soll, ge-

135) CoR. 70, 541—558. 136) NAnt. 145, 480—510. 137) George Bell and Sons. London, 1895. 138) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 1894. Gr. 8°. XIV + 508 S.

mäss Hettners Vorrede zur 4. Auflage, gegeben werden, „das Zusammenarbeiten der abendländischen Völker“, das Brandl als ersten Vorzug der Hettnerschen Litteraturbetrachtung rühmt. Obwohl seit der 3. Auflage an neuen Materialien dem Forscher auch in der Geschichte der gegenseitigen Einwirkungen — England gegenüber kommt in dieser Periode wesentlich Frankreich in Betracht, dessen litterarischer und allgemein geistiger Entwickelungsgang während desselben Zeitraums der II. Teil des Hettnerschen Gesamtwerkes besonders kongenial abspiegelt, weil der Verfasser (Brandl S. VII) gern und fein überall „den Zusammenhang der neueren Poesie mit der Naturwissenschaft und Philosophie kräftig hervorhebt“ — kaum etwas aufstösst, bleibt das stilistisch mustergiltige Buch gerade wegen des glatten, von keiner Anmerkung unterbrochenen Flusses auf die Dauer das lebendigste Gemälde der neugeistigen englischen Litteratur in ihren Anfängen und grundlegenden Abschnitten. Diese drei chronologischen Kapitel — die letzten Stuarts, Epoche der Königin Anna, Georg II. und III. — spalten sich je in einen Überblick der Wissenschaft und einen der Dichtung, und während in ersterer die französischen Bezüge überwiegen, stehen bei der Poesie neben diesen mannigfache italienische — fasst doch Hettner unter die Litteratur der „Aufklärung“ (dies Stichwort ist ihm in seinem KantschenMotto und dem einleitenden Kapitel das Leitmotiv) auch Milton und Butler, genau wie Dryden und Otway und die verwilderte Komödie, deren spanisch, besonders aber französisch infizierte Repräsentanten wir oben bei Nr. 4 (Wülker) auf ihre Wurzeln inquiriert haben. Hettner steht nach all dem mit an der Spitze der heutigen Disziplin der vergleichenden Litteraturgeschichte, mag diese auch die Methode und teilweise auch die Basis längst geändert haben; in diesem ersten Bande, dem englischen, wird das besonders deutlich.

VIII. ***Das 18. Jahrhundert.*** Ein Hauptvertreter des französischen Einflusses im England des, eben gestreiften Rationalismus ist Pope, dem [KARL] ASSFAHL eine knappe Sonderbetrachtung angedeihen lässt: „Alexander Pope und sein »Essay on Man«“[139]), In deren allgemeiner Skizze, die Popes Entwickelung verfolgt, hören wir, dass schon der junge neben den Landsleuten alle namhaften lateinischen und französischen Dichter, in Übersetzungen Homer, Tasso und Ariost, mit gesundheitsschädlichem Eifer las (S. 3). Der »Essay on Man«, die beste Einführung in die von Pope miterlebte und mitverfochtene neue Geistesrichtung des Deismus, erfüllt diese seine Aufgabe freundlich, mild, gemässigt, verständigt, „nicht wie später die Franzosen, schroff oder gar frech“ (S. 8). Das Werkchen, dessen Shaftesbury-Bolingbrokescher Grundgedanke lautet: ‚whatever is, is right‘, wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und von Voltaire als das nützlichste, erhabenste, das je in einer Sprache geschrieben, sowie so charakterisiert: „Jamais vers ne rendront tant de grandes idées en si peu de paroles“ (ebd.) Assfahl übersetzt sodann die 1. Epistel davon im iambischen Fünffüssler und deutet die Nachwirkung des Werkes an.

---

139) Progr. d. Kgl. Realanst. Stuttgart 1894—95. Stuttg., Buchd. der Paulinenpflege. 1895. Progr. Nr. 612. 4°. 33 S. (die Abhandl. S. 3–13).



Ein anonymer Artikel „Parody“[140]) giebt eine Entwickelung dieses Begriffes und Prinzips in der Litteratur mit besonderer Rücksicht auf englische Belege in den letzten Jahrhunderten und deren Anschluss an lateinische, italienische, spanische und französische Vorgänger und Seitenstücke. — Eigentümliche Beziehungen zwischen dem, nach J. Thomsons „Seasons“ von van Swieten gefertigten Text zu Jos. Haydns „Jahreszeiten“, einer französischen Romanze „Il était une fille“, die sich beinahe mit einer Favarts in „Recueil de Romances etc.“ (1767) deckt und mit der Oper „Annette et Lubin“ der Mme. Favart zusammenhängt, decken Kabisch und [Adolf] Tobler auf[141]). — Ein geistvoller Aufsatz Friedrich Spiehagens, der voll interessanter dokumentarischer Belege steckt, überblickt „Die epische Dichtung unter dem wechselnden Zeichen des Verkehrs“[142]). Von Homer ausgehend, lässt er die gesamte epische Poesie Revue passieren, gründlich die beiden deutschen Nationalepen des Mittelalters, auch als Typus des höfischen Ritterepos „Parzival“, für dessen „grösseren Teil Frankreich und Spanien die Schauplätze sind, von denen das zweite mit seiner maurischen, von orientalischen Märchen durchdufteten Kultursphäre den Dichter vielfach beeinflusst haben wird“ (was Sp. S. 161 an Beispielen und im allgemeinen darlegt). Ariost, der nur Bojardos Faden und Stoff fortspinnt, Tassos „Befreites Jerusalem“, Dante und Boccaccio als Erzähler, Cervantes' „Don Quixote“, Le Sages „Gil Blas“ betrachtet Sp. (S. 161—164) unter seinem originellen Gesichtspunkte des Reiseverkehrs, wie sich solcher am drastischsten in den Beförderungsmitteln ausdrückt, stets mit besonderer Lust am Vergleiche, um dann ausführlichst auf sein sichtlich bevorzugtes Revier zu kommen, das englische. Schon eingangs, wo er für seinen Spaziergang das historische Genre als „für unsere Zwecke unwesentlich und unergiebig“ ausscheidet (S. 154), bedauerte er, „schweren Herzens an Scotts Ivanhoe, Quentin Durward u. s. w., meinen Lieblingen, vorübergehen“ zu müssen. Intim vertieft sich Sp. in Lawrence Sternes „Sentimental journey through France and Italy“ und Tobias Smolletts „Humphry Clunker“ (der in „Roderick Random“ ein Vater und Muster des „Seeromans“ der Cooper, Marryat, Eug. Sue u. a. ist: S. 168) und legt insbesondere an ersterem die damalige, in erster Linie von den Engländern sportmässig gepflegte Gewohnheit einer grossen Tour vor allem durch Frankreich und Italien dar (S. 165), ihm seine „empfindsame“ Fahrt im französischen ‚desobligeant‘ von Calais durch halb Frankreich bis zur schönen Piemontesin auf den savoyer Bergen nachrechnend. Defoes „Robinson Crusoe“ und Swifts „Gullivers Travels“ benutzt Sp. (S. 168) als Basis für die, zumeist französischen Romanciers, denen „es nicht gerade die See angethan hat, sondern vielleicht nur der Wechsel des Lokals genehm ist“: „Paul et Virginie“, ein Reflex aus Rousseaus „Nouvelle Heloïse“, „Manon Lescaut“, „L'amour des deux Sauvages dans le désert“, (J. F. Coopers) „The last of the Mohicans“, (Charles Sealsfield-Postels) „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“, „Die Regulatoren im Arkansas“. Dann kontrastiert Sp. (den ungenannten) Byron, den Autor des „Don

---

140) QR. 182 (1895), nr. 363, Artikel VII, S. 153—180. 141) ASNS. 96, 346. 142) Z. V, Nr. 4, S. 153—174.

Juan“ (und was Sp. vergisst, das „Childe Harold“), der sang „I have loved the Ocean“, mit der deutschen Epik in dessen und den früheren Zeiten, die, abgesehen von „Gudrun“, um den Seeverkehr sich wenig geschert hat, während Grimmelshausen's „Simplicissimus“ die verschiedensten Provinzen Deutschlands und Paris anschaulichst schildert, hier „um uns aus der Seinestadt, einem Babel offenbar schon damals, diverse Alkovengeschichten zu erzählen, um die ihn der Autor der *Demi-Vierges* beneiden könnte“ (S. 169). Weitere Stadien des Fortschritts im „Verkehr“ innerhalb erzählender Dichtung markiert Sp. durch „Vicar of Wakefield“, Goethes Romane, Maupassants „Au Soleil“ „und seine spezielleren literarischen Vorfahren von Balzac an, um nicht weiter zurückzugreifen, und ebenso seine gleichzeitigen Mitstrebenden“, um danach die heutige modern gestimmte Gross- und Kleinepik französischer, englischer, deutscher Zunge (weshalb fehlen die Italiener?) vergleichend, scheinbar kunterbunt und doch nicht mit abgerissenen Sprüngen, zu durchfliegen, mit dem Zwecke Beweise der heutigen Verkehrsära im fremden Lokal und Lokalkolorit aufzuspüren: die Anglo-Amerikanerin Julien Gordon mit ihren auch in Paris spielenden Novellen, der Franko-Engländer du Maurier mit den echten Farben pariser Ateliers und londoner ‚drawing-rooms' (nicht: drawningrooms) seiner „Trilby“, Bourget in „Kosmopolis“ d. i. Rom, Zola ebenda, Daudet mit „Tartarin de Tarascon“ in Algier oder „Sur les Alpes“, Mark Twain, Kipling, Crawford, Loti interessieren uns teils wegen ihrer französischen oder anglosaxonischen Nationalität, die sie mit der Sphäre der andern von beiden ausmischen lässt oder weil sie in Italien Anknüpfung suchen. Mister Carker, der Schuft in [Dickens'] „Dombey and Son“ vor fünfzig Jahren, das Finale in Zola's „La Bête Humaine“ und Jules Verne's Phantastereien erscheinen Spielhagen schliesslich als bezeichnende Anwendungen der modernen Technik auf Alltagssituationen.

Adolf Philippis Artikel „Über das Wunderbare in der Poesie“[143]) behandelt erst den Sprung der Anschauung von Ariost, dem lächelnden halbfrivolen Weltmanne, zu Tasso (‚Discorsi‘ 1587), nennt Popes „Lockenraub“ das glänzendste Erzeugnis einer französischen Rokoko-Richtung unnaiver Romantik, das Samuel Johnson gefiel, während in Frankreich, woher Popes ‚merveilleux' stammte, „die Spielart“ über 30 Jahre früher, 1696, Charles Perraults ‚contes' des Klassicismus Ende praktisch erwiesen, die manche „neben Ariosts und Shakespeares Feengeschichten“ stellen, obwohl „der Hauptreiz, das Naive, bereits in den Originalen gegeben ist,“ ebenso „ganz alte Märchenzüge“. Rousseaus Wirkung beruhe nicht auf seinen, grossenteils recht schwachen sogenannten Ideen, sondern der Kunst des Ausdrucks; das Wunderbare, teilte er seinem Freunde Hume bei seinem Besuche in England mit, sei nötig, um das Interesse der Menschen zu erregen (s. Burke, »Reflections on the Revolution in France«, 1790). Auch Macaulay verlangt im Historiker hie und da etwas „von der Übertreibung des Märchenerzählers“. „Der den Italienern völlig fremde Zug nach der verlorenen Welt“ finde sich bei der deutschen Romantik.

---

143) PrJbb. 83, 438—445.

Von reichstem Gehalt und Interesse für die französisch-englischen Wechselbeziehungen im 18. Jahrhundert erwies sich das Buch von Jos. Texte über diese, das im Titel an Rousseau und die Anfänge des 'cosmopolitisme littéraire' anknüpft, obwohl ersterer erst von S. 129 an direkt in Betracht kommt[144]. Zwei ausführliche Referate über dieses, was gegenseitige Befruchtung der betreffenden beiden Kulturnationen anlangt, vorurteilslose und dennoch stark subjektive Buch veranlassen hier ein nochmaliges Eingehen, weil diese beiden Anzeigen Dinge, die unserm Rayon zugehören, mehr hervorheben als Texte selbst. Das eine, von Louis P. Betz[145]), liefert, oft nur noch in ganz losem Konnex mit dem besprochenen Werke, einen selbständigen Abriss des anglo-germanischen Einflusses auf die französische Litteratur des 18. Jahrhunderts und kommt dabei wiederholt auf italienische Beziehungen zu sprechen. Textes Buch erhielt, erzählt Betz uns eingangs, eine aktuelle Bedeutung durch die Losung: „Renaissance latine", die eine Gruppe anti-nordischer Litteraten in Paris ausgab. „Die Sonne des Südens sollte die dunklen, düstern, kalten Gestalten des Nordens aus dem Parnass der französischen Poesie vertreiben. Zuvorderst in den Reihen dieser Heil und Belebung spendenden Dichter des Midi standen Fogazzaro und d'Annunzio. Der letztere freilich, dem man in komischer Entrüstung eine hübsche Anzahl — Entlehnungen aus den Werken Flauberts, Péladans, Baudelaires vorgeworfen, musste fallen gelassen werden. Auf welchen interessanten Umwegen dieselbe *Renaissance latine* in der Person Fogazzaros nach Frankreich gelangte, geht aus dem Selbstbekenntnis dieses italienischen Romanciers: Chateaubriand, Victor Hugo und Tolstoi hätten ihn am meisten beeinflusst, hervor!" (S. 153). So sehen wir eine Art Nebenbuhlerschaft zwischen Italien und dem „Norden" — d. i. England, Deutschland, Skandinavien — um das Gängelband, an dem Jungfrankreich zu führen sei, in unseren Tagen. Betz hält durch Textes Unternehmen, nach den mannigfaltigen, verschollenen oder stets unbeachtet gebliebenen Forschungen der Franzosen seit 1843 — damals erschien A. de Puibusque's „Histoire comparée des littératures espagnole et française" — über ihre Verbindung mit den Lateinern der Apenninen- und der Pyrenäenhalbinsel und ihre Ablehnung der ,littératures du Nord' durch die neuere — nicht neueste (denn inzwischen haben sich die „Germanen", voran Shakespeare, die Neudeutschen und Ibsen nebst Strindberg, wenigstens auf dem Theater, in Paris Bahn gebrochen!) französische Kritik, den Beweis erbracht, „dass Frankreich heute für die wissenschaftliche internationale [Litteratur-] Kritik . . . reif geworden ist" (S. 155). Betz begleitet dann das um die Mitte des 17. Jahrhunderts anhebende Bekanntwerden englischer Litteratur und Geisteskultur in Frankreich, das in P. Bayle, Béat de Muralt, Prévost, Voltaire seine Hauptsäulen vor J.-J. Rousseau sah. Der Deismus und in seinen stofflich verschiedenen Gattungen der englische Roman des 18. Jahrhunderts arbeiteten Jean-Jacques wacker vor, den die Genfer ,Bibliothèque britannique' der beiden Pictet und Denis Diderot, sein Freund, direkt zur Anglomanie

144) Titel u. s. w. im obigen Abschnitt pro 1895 Nr. 124 (das. im Text das Erscheinungsjahr J. Textes in 1895 zu ändern). 145) ZFSL. XVIII, 2. Hälfte, S. 153–182.

anregten. Darauf komprimiert Betz, eigene Gedanken damit verschmelzend, Textes Kapitel über Rousseaus Verhältnis zu Richardson, endlich wieder mit Rousseau im Mittelpunkte, die starken litterarischen und nun auch sozialen Einflüsse Englands auf Frankreich 1760—89 samt den Nachwirkungen. Die vielen feinen Details gehören an einen andern Fleck des JBRPh.; jedoch wiederholen wir: „In J.-J. Rousseau sieht Texte den Dante der Neuzeit, der Frankreich die Pforten des anglogermanischen Europa eröffnet, mit dem die Ära der Weltlitteratur beginnt“ (S. 178). Betz, der bei dem allernachdrücklichsten Lobe von Textes Materialfülle und interessanter Problemstellung (s. auch S. 182 Ende) sich wider den zentralen Posten Rousseaus in Titel und Darstellung energisch wendet, da Rousseau weder der Schöpfer noch ein Lenker „dieser Evolution des französischen Geistes“ war, wirft (S. 180) gegen die Annahme, im 18. Jahrhunderte werde die französische Litteratur zum ersten Male antinational d. h. kosmopolitisch (was in Textes Jargon aber einseitig „anglogermanisch beeinflusst“ bedeute), ein: „War denn etwa der Einfluss Italiens auf die französische Litteratur des 16. Jahrhunderts weniger gewaltig als der Englands auf das Frankreich des 18.? Waren die italienischen Manieren und Sitten, das italienisierte Französisch des 16. Jahrhunderts, der ‚pétrarquisme’ der Plejade keine antinationalen, kosmopolitischen Symptome?“

Das andere sorgsame Referat über Textes Buch vom englischen Einflusse auf das Frankreich der Aufklärung von Benjamin W. Wells tritt als eingehende Abhandlung unter der Aufschrift „Richardson and Rousseau“[146]) vor uns hin, die den englischen Standpunkt hervorkehrt und ihn uns drum unmittelbar spiegeln mag. Wie Texte selbst, geht W. zunächst auf die früheren internationalen Litteraturbeziehungen Westeuropas, vornehmlich von England und Frankreich, am Anfange der Neuzeit ein: (S. 449) „At a time when the cosmopolitan spirit is, perhaps, more marked than ever before in literary history, it is peculiarly interesting, to study its beginnings in the oldest, and for centuries, the most independent of European literatures. Up to the eighteenth century there is little of the cosmopolitan spirit anywhere. The Latin literatures do indeed interpenetrate one another, and the materials of much of the early poetry of Germany and England can be traced to French or Italian sources. It was natural that these younger literatures should first feel the influence of the older and maturer ones and so should be first to illustrate the gain and also the loss in the crossing of races, but doubtless the Latin peoples would have held aloof still longer from their northern sisters had it not been for the very thing that was meant to segregate them, the Revocation of the Edict of Nantes. For this measure sent into exile, and chiefly to England, some of the sturdiest elements of French nationality . . . One of the phases of this change, the influence of English novelists on the literature and life of France in the eighteenth century and our own, has recently been made the subject of detailed study by M. Texte in his »Rousseau etc.«. From the documentary evidences that he has gathered, it is no longer difficult to see how

146) MLN. XI., Sp. 449—463. Vgl. unten Nr. 155.

the mind of France was prepared to receive the message of Richardson and why certain qualities in his work impressed the French more than did the English and more than did the fiction of his contemporaries, Fielding and Smollett, who with Sterne and Goldsmith were not long in eclipsing his glory at home." Noch mehr als dieser Passus, der fast nur das englisch-französische Grenzgebiet trifft, verdient ein weiterer Absatz Abdruck in extenso: „The sixteenth century had been preëminently humanistic. The ideals of its art were in the classical past while its ethics wavered between Pagan and Christian antiquity. Under these conditions there might be, probably would be, a close bond between the representatives of culture in French, German or English would affect foreign thought but little. There could be no true cosmopolitan until the national characteristics of each race had become marked in its work. This was the part of the seventeenth century, both in France and in England. Then at the opportune moment the Edict of Nantes was revoked and the tide of French emigration completed the circuit for the alternating currents of culture." Allgemeinere Teilnahme erweckt auch Wells' Schlusspassus, der Textes letztes Kapitel wie folgt zusammendrängt (S. 463): „with the Restoration, literary Rousseauism became an irresistible tendency. It was not for nothing that the flower of French culture had passed more than two decades in the very literary centres where the Huguenots had preceded them a century before. They returned from England and Germany bearing with them reinforcements to all the dormant elements of Romanticism. From 1814 there has been in Europe an unbroken cosmopolitan tradition."

Diese letztere ‚unbroken cosmopolitan tradition' charakterisiert insbesondere das litterarische und allgemein kulturelle Verhältnis zwischen England und Italien gegen Ende der Rousseau-Ära und in dem ganzen nachfolgenden, vom „Rousseauism" noch stark tyrannisierten Zeitraume. So beschäftigt sich ein feinsinniger Aufsatz M[ARCUS] LANDAUS, „De Sanctis und Mazzini"[147]), der an die Behandlung Giuseppe Mazzinis als Haupt der demokratischen Schule in Francesco de Sanctis' „La letteratura italiana nel secolo XIX.", einem 1897 andernorts zu würdigenden ausgezeichneten posthumen Drucke von Vorlesungen[148]), anknüpft. L. sagt: „Mazzini war trotz seines glühenden italienischen Patriotismus in der Politik Kosmopolit und strebte nach einer die italienische Einheit in sich fassenden Vereinigung aller zivilisierten Völker. Und ebenso war eine Weltlitteratur sein Ideal. Aber in Goethe und Byron [an anderer Stelle bemerkt L.: „Er bewundert Goethe und Byron, aber seine volle uneingeschränkte Verehrung geniessen sie nicht"] sieht er noch nicht ihre Koryphäen, sondern nur ihre Vorläufer, denn die beiden sind ihm zu skeptisch, zu heidnisch". Wir erfahren auch, dass Mazzini die englische Litteratur, wenn auch nicht so gut wie die französische, kannte; dies sowohl als die Notiz, er habe im Exil und auf Reisen viele russische, polnische und deutsche Dichter kennen gelernt,

---

147) FZ., 41. Jhrg. Nr. 362 (30/12 1896) 1. Morgenbl. 148) In Parenthese daneben: ‚Scuola liberale, scuola democratica'; sodann Nebentitel: Lezioni raccolte da Francesco Torraca e pubblicate con prefazione e note da Benedetto Croce. Napoli. Cav. Antonio Morano editore. 1897. 8°.

muss uns stutzig machen, wo Mazzini doch der Typus und die Seele derjenigen radikalen Jungitaliener war, die in dem alten Herd und Asyl der Revolutionäre Europas, in London, die einstigen Verbrüderungsideen Rousseaus und seiner englischen Sinnesgenossen schürten. Hübsch hätte sich bei de Sanctis, bez. Landaus freier Reproduktion, anlässlich des Vergleichs Mazzinis mit Dante ein Hinweis auf des letzeren, neuerlich so viel ventilierten Besuch in England (s. oben S. 444 u. 487) ausgenommen. — Bei diesem Anlasse sei an die „Lettres intimes de Joseph Mazzini, publiées avec une introduction et des notes par D. MELEGARI“[149]) erinnert, die der Schluss eines anonymen Referats[150]) mit der Glosse versieht: „Uno dei passi più caratteristici, e che mi sembra facciano meglio intendere lo natura mistica del grande cospiratore, è quello in cui parla delle nebbie di Londra, che egli descrive con colori ossianeschi: »Qui non c' è nessuno del mio parere, ma io trovo qualche cosa d' assai poetico in questo fenomeno . . .« Nessun commento più vivo all' alto e vaporoso misticismo delle sua anima.“ M[ARCUS] LANDAUS Feuilleton „Vertrauliche Briefe Mazzinis“[151]) knüpft an diese Publikation eine gelungene zusammenhängende Schilderung einer fesselnden Periode aus dem Dasein des rastlosen „Revolutionärs“, die in sein Gemütsleben tiefe Einblicke thun lässt, zumal während seines Aufenthalts (seit 1837) in London, wo er tiefste Armut, ja Not litt angesichts der kärglichen Journal-Honorare oder gar Abweisung seitens der meisten dortigen Revuen. Er, der in London, der angeblichen Freistatt der Freiheit, noch anfangs der Fünfziger Jahre von Massarani in ärmlichster Lage betroffen wurde, gründete daselbst eine Schule für arme italienische Kinder, die schon Mitte 1842 200 Schüler zählte, einen Hort italienischer Elementarbildung im Centrum englischer Kultur.

Wenn Betz' oben S. 522 extrahiertes Referat über Texte (S. 181) für ihn den einfachen Titel „Histoire des relations littéraires de la France et de l' Angleterre au XVIII. siècle“ vorzieht, so vermissen wir bis dato eine zusammenhängende Darstellung der italienisch-englischen Wechselwirkungen dieses Zeitalters, besitzen aber eine gründliche selbständige über „Italia e Spagna nel secolo XVIII. Giovambattista Conti e alcune relazioni letterarie fra l' Italia e la Spagna etc. di VITTORIO CIAN“[152]), worin eine recht bezeichnende Episode von Wichtigkeit ist, und diese gelangt auch in M.s (anonym) an Cian angelehntem Feuilleton „Litterarische Beziehungen zwischen Italien und Spanien“[153]) zum Ausdruck. Sie betrifft den originellen Giuseppe Baretti aus Turin (1716—89). Seit 1750 lebte dieser als Lehrer der italienischen Sprache und Litteratur bis zum Tode zu London — fühlt man sich nicht an Shakespeares Zeitgenossen Florio erinnert? — und reiste von da zwei Mal nach Spanien, für kurz auch in sein Heimatland Italien. Er wurde in London auch Sekretär für die auswärtige Korrespondenz der Royal Academy of Arts. Nicht tief gebildet, aber scharf kritischen Blickes, zu fremden Sprachen begabt und geneigt, reiste er wie ein moderner Jour-

149) Paris, librairie académique Didier, Pierrin et Cie. 1895. 150) NAnt. 146, 785—787. 151) FZ., 41. Jhrg. Nr. 145 (25/5 1895). 152) Torino, S. Lattes & Cie. 8°. 153) FZ. 41. Jhrg. Nr. 272 (30/9 1895) 1. Morgenbl.

nalist, nationale Eigentümlichkeiten zu ergattern, ‚the game which a traveller ought chiefly to pursue‘. Seine Hauptschriften, insbesondere die uns am nächsten angehenden, fasste er englisch ab: „Account of Manners and Customs of Italy“ (London 1767, deutsch von [J. G.] Schummel, Brsl. 1781) und „A journey from London to Genoa through England, Portugal, Spain and France“ (4 Bände, London 1769/70). Während Baretti dabei trotz seiner vollen Herrschaft über die englische Sprache beständig Italianismen unterlaufen, die in dem Münchner (Hof- u. Staatsbibliothek) Exemplar der zweiten Schrift (dieses englische Original ist so selten, dass Cian es nicht erlangte) handschriftlich verbessert sind, missversteht ihn der alte Anonymus, der — was bei M. undeutlich bleibt — nur diese schlecht ins Italienische übertrug, oft; allerdings ist diesem die Namensform Lopez de Vega nicht weiter arg anzukreiden, wie Cian thut und M. durch Barrettis Lope als einzigen Fall von Irrtum zu entschuldigen für nötig erachtet (vgl. zur Namensform Lopez in England Fränkel ZVglL. N. F. III 193). Das erstgenannte „Werk, das der heftige Baretti zur Ehrenrettung seines Italien gegen die Anfälle und Beschuldigungen von Spleen und Unwissenheit schrieb, welche sich der Engländer Sharp gegen Italien in seiner Reisebeschreibung erlaubt hatte, und worin Baretti trotz seiner polemischen Natur mit eben so viel Gründlichkeit als Parteilosigkeit und Mässigung verfuhr“ (M.), kennt Cian nicht. Baretti bespricht darin auch die italienischen Akademien, Venedigs Theater, Gozzis und Goldonis Wetteifer, Italiens Reichtum an grossen Bibliotheken, dortiges juristisches und medizinisches Studium. „Voltaire und dessen verkehrte Ansichten über Shakespeare rühren in Baretti auch den Engländer, und in dem gegen den Engländer Sharp gerichteten Buche ist Barettis Verteidigung Shakespeares gegen Voltaire einer der schönsten Abschnitte“ (M.). Bemerklich ist die Anekdote, die er berichtet, wonach die italienischen Schauspieler Senesino und Farinelli in London zusammen auftraten, letzterer als unglücklicher Held im Kerker, jener als wütender Tyrann, und Senesino, durch Farinellis erste Arie erweicht, aus der Illusion fiel und ihn umarmte. Indem wir Barettis äusserst reichhaltige Mitteilungen zur spanischen Litteratur übergehen, die M. auszieht, halten wir fest, dass er des Pater Isla ‚Fray Gerundio‘ nicht ins Englische übersetzt hat, wie die ‚Biographie universelle‘ angiebt, wohl aber nach dem Verbote des 1. Teils den 2. im Manuskript las und englische Gönner zur Geldbeihilfe ausfindig gemacht zu haben scheint. Schliesslich sei M.s Aufsatz nach Cian entnommen: „Eine Sammlung englischer, französischer, spanischer, italienischer Dichter, jeder in die drei anderen Sprachen übersetzt, hat Baretti später noch herausgegeben, ferner einen englisch-spanischen Dictionaire, die *frusta letteraria*, die eine Art kritisch-litterarisches Journal sind. Er kam in einen heftigen Streit mit John Bowle, dem Herausgeber des Don Quixote, wobei der alte Aristarch-Baretti mit so grobem Geschütz auf den Engländer losging, dass Cian die Polemik zwischen Beiden *aspra, vilana, e plebea* bezeichnen muss“.

Aus der andernorts genau zu besprechenden umfänglichen Monographie von Charles Rabany über ‚Carlo Goldoni‘[154]) seien hier

154) Paris et Nancy; Berger-Levrault et Cie. Gr. 8°.

bloss zitiert S. 332 f. Nr. 30 ‚Pamela fanciulla‘, S. 334 Nr. 31 ‚Pamela maritata‘, S. 349 Nr. 58 ‚Il filosofo inglese‘ (vgl. S. 402—405), S. 367 Nr. 96 Shakespeares ‚Timon‘, auch S. 293 und 407; all das erweist von neuem den Einfluss der Engländer auf Goldoni, zumal den Richardsons (der ja im letzten seiner drei Romane, »Grandison«, die Liebe einer Italienerin zum Engländer Grandison erzählt), wozu wir Heinr. Middendorfs Abhandlungen „Richardsons Pamela und ihre dramatischen Bearbeitungen in Frankreich“[155]) und „Richardson und Goldoni“ (diese 1890 amtlich günstigst beurteilt, aber leider ungedruckt) vergleichen.

Über eine kommentierte Neuausgabe eines Originals von 1759, „History of Rasselas Prince of Abessynia by Samuel Johnson. Edited with Introduction and Notes by Oliver Farrar Emerson“[156]) erstattet Emil Köppel ein sehr lobendes Referat[157]), woraus wir, zumal es sonst wohl im JBRPh. unerwähnt bliebe, die stoffgeschichtlichen Notizen (im 2. Kapitel) verkürzt herübernehmen: Die Moralisten des 18. Jahrhunderts liebten es, ihren Parabeln orientalischen Hintergrund, ein zumeist sehr dünn aufgetragenes östliches Kolorit zu geben — dass Rasselas gerade ein abessinischer Prinz geworden ist, erklärt sich aus der eingehenden Beschäftigung des Verfassers mit der Reisebeschreibung des Jesuiten Lobo, »Voyage Historique d'Abyssinie«. J. hatte grössere Abschnitte aus der französischen Übersetzung des Abbé Le Grand ins Englische übertragen (1735). Aus Lobo stammten Name des Titelhelden und viele Einzelheiten, wie E. in Anmerkungen gründlich nachgewiesen. Den Gedanken des abessinischen Paradieses, ‚happy valley‘, wo Rasselas nebst den andern Königskindern erzogen wird, verdankt J. älteren portugiesischen Reiseberichten, aus welchen die Schilderung dieser Idylle in ‚Purchas his Pilgrimage‘ (1613) übergegangen war. Von da an Anspielungen auf ‚the famous hill Amara‘, die Stätte dieses irdischen Paradieses, in der englischen Dichtung; Milton nennt den Hügel, Thomson (‚Summer‘) preist wortreich die landschaftlichen Reize Abessiniens, a land of wonders‘ (vgl. Introd. S. XXIII ff.). J.s Eigentum ist der Gedankengehalt der Erzählung, in ihr die Quintessenz seiner so bitteren Weltweisheit. Kurz vergleicht E. Voltaires ‚Candide‘ (in dem Entstehungsmonate des ‚Rasselas‘ veröffentlicht, J. aber nicht bekannt), betont die Übereinstimmung des Grundgedankens, des Protestes gegen grenzenlosen Optimismus und findet die Hauptverschiedenheit in der Zuversicht, mit welcher J. in eine, die scheinbaren Ungerechtigkeiten unseres kurzen Daseins ausgleichende Fortdauer nach dem Tode blickt.

Der Mailänder Professor Michele Scherillo, „Ossian. Conferenza tenuta ai soci il 24 Febbraio 1895“[158]) gehört zunächst nur als Beleg der Teilnahme Italiens für die Ossianfrage hierher. Sein Referent[159]) Br[uno] Schnabel, der Verfasser der sorgfältigen Abhandlung „Ossian in der schönen Litteratur Englands bis 1832, mit Ausschluss der sog. ‚englischen Romantiker‘“[160]), ist „stark enttäuscht.

---

155) AZB. 1890, Nr. 203 u. 204. **156**) New-York, Henry Holt and Co. 1895. LV + 179 S. 8°. **157**) ASNS. 97, 416 f. **158**) Milano (Associazione magistrale milanese). 1895. 76 S. 8°. **159**) ES. XXIII (1897) 134 f. (geschr. 1895). **160**) ES. XXIII 31—70 (geschr. 1895).

Wir hofften . . . wenigstens eine flüchtige Skizze der Wirkung, die Macphersons nebelhafte Poesie durch die Vermittelung der formvollendeten Übersetzung Cesarottis im sonnigen Italien hervorgerufen. . . . (Dabei liefern die Anmerkungen zu [Macphersons Vorbild] Gray auf S. 72 ff. einiges Material zur Geschichte des Einflusses von Grays Dichtung auf die italienische Litteratur). Aus dem folgenden sind die Stellen erwähnenswert, die Frau von Staëls und Lamartines Stellung zu Ossian behandeln. . . . Die Staël habe . . . Ossian erst durch Goethes Werther lieben gelernt. . . . Liesse sich Scherillo . . . nicht bewegen, den Einfluss Ossians auf die italienische Dichtung zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung zu machen?".

William Jacks begleitet „Robert Burns in other tongues. A critical review of the translations of the songs and poems of Robert Burns"[161]), was hauptsächlich zu Bibliographie, Reproduktion, daneben kurzer vergleichender Charakteristik führt; s. L[udwig] Fr[änkel]s Referat[162]). Jacks spricht sich (S. 359) über die „different mode of translation" der Franzosen und Italiener bei Burns aus und zählt dahinter an französischen (S. 359—434) auf: Aytoun und Mesnard (1826), L. de Wailly (1843), R. de la Madelaine (Prosa, 1874), L. Valadi (‚a few translations and imitations'), Leconte de Lisle (‚imitations'), L. Demonceaux (1865; ‚as they neither are, nor pretend to be, translations'), A. Angelier (1893); reichlichere Proben giebt er neben Waillyschen nur von letzterem, dessen Leistung er nach Verdienst im ganzen und im einzelnen hoch erhebt. Danach (S. 435—485) s. v. ‚Italian' bespricht und extrahiert Jacks, nachdem er mitgeteilt hat, dass er, trotz sorglichsten Suchens (‚even in the pages of a magazine'), keine Spur eines spanischen oder portugiesischen Übersetzungsversuchs gefunden, die Übertragung „Poesie di Roberto Burns" von Ulisse Ortensi (Modena 1893), den de Wailly, auch de la Madelaine (S. 437) zu manchen Irrtümern verleitet haben. Da Jacks U. Ortensi als einzigen italienischen Burns-Übersetzer ansieht, so muss dieser mit dem ‚Ulisse Ateori' identisch sein, den L. S. nach dem Erscheinen der „Nuove Poesie di Ulisse Ateori" (Bergamo 1896) durch die Apposition „in seinem Vaterlande als Dichter und feinsinniger Übersetzer von Robert Burns geschätzt" vorstellt[163]).

In „S. T. Coleridges Notizbuch aus den Jahren 1795—1798", d. h. seiner Evolutionsperiode, das A[lois] Brandl[164]) nach dem Manuskript im ‚British Museum' veröffentlicht, findet sich, trotzdem B. dessen „vielseitige Gelehrtheit" rühmt und ihn in mancherlei Litteraturgebieten „ausnehmend belesen" bezeichnet, auffälligerweise von romanischen Einflüssen nichts, als dass er „von Bayles Wörterbuch wenigstens gehört" hat (S. 339). B. notiert dabei nicht, dass p. 47a des Notizbuchs (bei Brandl S. 363 Anm. 5) Claude Perrault Essays de physique (1680—83) mit der, freilich von fremder Hand übergeschriebenen Notiz „Perrault sur les loix de la Nature" gemeint sind.

---

161) Glasgow, James Mac Lehose and Sons. XVIII+560 S. 8°. **162**) LCBl. 1896 Nr. 27, Sp. 977 f. **163**) ML. 66. Jhrg. (1897), Nr. 17, Sp. 508. **164**) ASNS. 97, 333—372.

ROBBY KOSSMANNS Heft „Lord Nelson und der Herzog Carracciolo“[165]) führt uns amüsant eine Fülle bekannten Materials, mit neuem (vgl. z. B. Anm. 23) kombinierend, ein Jahr wildesten Zusammenstosses zwischen einem britischen Nationalhelden und einem begeisterten Italiener vor. Hat auch die Litteratur in beiden Sprachen, abgesehen von der historischen, eigentlich keinen Anteil daran, so ists doch charakteristisch, beinahe typisch, wie damals italienische und englische Angelegenheiten in einander greifen und Verhältnisse sich herausbilden, die seit Anfang des Jahrhunderts Söhne Albions in Italien länger oder kürzer Fuss fassen lassen, während eine Kolonie von Carbonari (denen hinwiederum Lord Byron in Italien so nahe stand) und anderen politischen Flüchtlingen Italiens in London sass, wie oben bei Mazzini näher ausgeführt ist. Die streng quellengetreuen Darlegungen K.s klären übrigens über mancherlei Persönlichkeiten und Vorgänge auf, die in der Litteratur, von der Oper bis zum ‚sensation‘-Roman, Bürgerrecht erlangt haben: z. B. Fra Diavolo und die berüchtigte Lady Hamilton, um zwei Gegenpole zu nennen.

IX. ***Das neunzehnte Jahrhundert.*** R. W. ALLIN behandelt „The beginning of the romantic movement in English literature“[166]), jedenfalls im Sinne eines grössern oder geringeren Konnexes mit romanischer Kultur. — Ein bedeutsames Beispiel dieses romantischen Dichtens ist „The Lady of the Lake. A poem in six cantos by Sir Walter Scott“ das „für den Schulgebrauch gekürzt und erklärt von R. WERNER“[167]) vorliegt, und in dieser, aus pädagogischen Gründen etwas kompresseren Fassung macht das seit 1805 in einem Viertelssäkulum allein in England in 50000 Exemplaren verbreitete (S. XI) Poem völlig den Eindruck einer, freilich stofflich und in der Ausführung völlig selbständigen Nachahmung entsprechender Schöpfungen der romanischen Romantik. Der geschickte Herausgeber W. bringt auch im angehängten Sachkommentar einige unabsichtliche Hinweise der Art (z. B. S. 94 $_{402}$ Ferragus wie bei Ariost).

Als Mittelsmann italienischen und englischen Geistes am Anfange dieses Jahrhunderts steht natürlich Lord Byron voran. Das Selbstreferat J[ULIUS] ZIEHENS über einen Vortrag „Byronstudien zur Geschichte des Philhellenismus in der englischen Litteratur“[168]) hebt mit dem für uns bedeutsamen Gedanken an: „Es wäre eine fesselnde Aufgabe für die vergleichende Litteraturgeschichtsforschung, die Geschichte der Suprematie zu schreiben, die England in einem Teil der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts über die Litteratur der andern Nationen Europas ausgeübt hat. Für die englische Litteratur ist diese Suprematie an zwei Namen gebunden, wenn man von Nebenerscheinungen absehen will, an Byron und an Scott. Ziehen wir nur den ersten dieser beiden hier weiter in Betracht, so wirkt er auf die europäische Litteratur in doppelter Eigenschaft: er wirkt als Dichter von Kain, Manfred und Don Juan,

---

165) SGWV. N. F. Heft 224. Hamburg, Verlagsanst. u. Druckerei A.-G. 1895. 44 S. **166**) UTQ. II nr. 4. **167**) FESB. Reihe B.: Poesie. Englisch: Band XXV. Leipz., Renger. 8°. XVIII 100 S. **168**) BFDH. N. F. XII 72—81.

er wirkt zweitens, aber mindestens ebensosehr, als Philhellene des geschriebenen Wortes und der That. Nach keiner von beiden Seiten hin ist die Geschichte des Byronismus bisher erschöpfend behandelt worden....". Leider beschränkt sich Z. auf den Philhellenen Byron, berührt aber immerhin bezüglich „des Childe Harold in der Litteratur" S. 74 u. S. 78 Anm. 8 Art und Grad der Abhängigkeit Lamartines („Dernier chant du pélerinage d' Harold"), wobei ersteren Orts Z. anmerkt: „Die mangelnde Lauterkeit der Entstehung von Byrons Heldentum in Missolunghi muss betont werden, denn nur durch sie erklärt sich, warum der an das praktische Philhellenentum seines Helden anknüpfende Byronismus eine so gar unerfreuliche, und bei aller Intensität seines Auftretens im Grunde doch recht schnell vergängliche, wenig nachhaltige Erscheinung ist. Es liegt nicht nur an Lamartines dichterischer Art, dass sein ‚D. ch. d. p. d' H.' einen so unerquicklichen Eindruck auf jeden Leser macht; der Stoff des Gedichtes selbst krankt an dem Mangel wahren, ächten Lebens." Wo Z. in Paragraph 3 „die philhellenischen Stoffe und das englische Publikum" bespricht, erwähnt und charakterisiert er unter den wegweisenden Reisewerken vor oder neben Byron, die in England Interesse für Fahrten nach Südeuropa erregten, in erster Linie A. Drummonds „Travels through different cities of Germany, Italy, Greece . . ." (1754) und Th. Sm. Hughes' „Travels in Sicily, Greece and Albania" (1820).

Byrons menschliches und dichterisches Wesen fand neuerlich bei italienischen Psychopathen eine Aufmerksamkeit, die der einstmaligen des ganzen Volkes für des Dichterlords Poesie entspricht. CESARE LOMBROSO brachte in „Neuen Entdeckungen zum Wahnsinn Leopardis, Tassos und Byrons"[169]) einige (bekannte, nur in diesem Zusammenhange noch unverwertete) Fakten über die äusseren Einflüsse des Venetianischen Lebens und Karnevals (1817) auf sein Wesen (S. 99), sowie über seine niedrigen Unterhaltungen mit der dortigen Demimondaine Marianne Segati S. 100 desgl. Byrons Anfall von ‚delirium tremens' bei einer Aufführung von Alfieris ‚Mirra' und das Verhältnis zur Gräfin Teresa Guiccioli. Lombroso bemerkt für 1820 zu Byrons Tagebuchnotiz, Teresa möchte sich von ihrem Gatten trennen, obwohl er sie dran zu hindern suche: „Diese Worte verraten nur allzudeutlich, dass Therese den Einfluss auf ihn verloren hatte." Der Mad. de Staël Italien-Buch „Fragments de pensées de Corinne" ist damals sein Lieblingsbuch. — Ein Referat[170]) über die Schrift „Sullo stato mentale di lord Byron, del. dott. GIOVANNI MINGAZZINI"[170]) schiebt gemäss dieser, wie Lombroso, Byrons epileptische Anfälle dem Alkoholismus zu, die ganze Erscheinung der Vererbung; beide Mediziner beweisen Italiens Teilnahme an Byron.

F. MAYCHRZAKS III. Abschnitt seiner Abhandlung „Lord Byron als Übersetzer" lässt sich auf das „Verhältnis der Übersetzungen zu Byrons Stil"[172]) ein und will feststellen, ob Byron Gedanken und Sprachliches in seinen Übersetzungen und sonstigen Werken gemeinsam hat. Die Arbeit besteht ausschliesslich aus einer Parallelenliste, wovon S. 215—230 „die Übersetzung des *Morgante Maggiore* und ihr Ver-

169) deutsch DR. XXI, S. 82—102. 170) NAnt. 147, p. 183. 171) Reggio Emilia. 1895. 172) ES. XXII S. 183—239. Vgl. oben II 469, Anm. 141.

hältnis zu Byrons Stil" (a. Wiederkehr von Gedanken, b. Einzelne Ausdrücke [diese Rubrik nach den Wortarten gegliedert]) betrifft, S. 230—239, der 3. Abschnitt, „die kleineren Übersetzungen", worunter ja italienische und spanische Substrate überwiegen: lehrreich für die Einflüsse.

Auch für Byrons Busenfreund Shelley haben die Italiener nie gerade viel Sympathie bekundet, obzwar er nach Anschauungen und durch sein Schicksal beinahe einer der Ihrigen geworden war. Ein Rezensent[173]) sagt uns: „Un libro del signor H. S. SALT intitolato *Percy Bysshe Shelley, poet and pione[e]r*, è annunziato di prossima pubblicazione dall' editore Reeves di Londra. Con questo libro, che è in parte la ristampa di altri scritti dello stesso autore, il signor Salt si propono di dimostrare che lo Shelley fu il pioniere dei più importanti movimenti sociali dei nostri giorni." — Anfang Oktober 1894 ward zu Viareggio im Beisein vieler Engländer ein Denkmal Shelleys von Urbano Lucchesi enthüllt: eine Bronzebüste auf einem Marmorsockel. Shelley, „der sich längere Zeit in Italien aufgehalten und das Land in verschiedenen Gedichten besungen hat, litt im Juli 1822 mit dem Schiff ‚Ariele' Schiffbruch und sein Leichnam wurde bei Viareggio an das Ufer geschwemmt; er war ganz entstellt und die Identität konnte nur dank eines englischen Buches festgestellt werden, das man bei ihm fand. Gemäss den damaligen toskanischen Gesetzesvorschriften, wonach alles verbrannt werden musste, was die Meereswellen an das Land schwemmten, wurde auch für die Leiche Shelleys ein Holzstoss errichtet und dieselbe nach vorheriger Bespritzung mit Öl, Wein und Salz den Flammen übergeben. Merkwürdigerweise blieb, wie ein Freund des Verunglückten berichtete, das Herz fast unversehrt. Die Asche des Dichters wurde dann nach Rom gebracht und liegt zur Zeit noch dort in einer Urne, welche die Aufschrift trägt: »Percy Bysshe Shelley, 1792—1822, Cor cordum.« Das Denkmal erhebt sich auf der Piazza Paolina, an der Stelle, wo, wie man vermutet, einst der Leichnam des Dichters von den Wellen ausgeworfen wurde. Die Werke Shelleys sind in Italien wenig bekannt; sie wurden wohl ins Italienische übertragen, aber auch die Übersetzungen werden nicht gelesen. Daraus erklärt sich auch, dass von italienischer Seite die Beiträge für das Denkmal, dessen Kosten ganz durch englische und italienische Privatleute bestritten wurden, nicht sehr reichlich flossen"[174]).

LEON KELLNER stellt „Shelleys »Queen Mab« und Volneys »Les Ruines«"[175]) nebeneinander. Darin gründlichster Nachweis bis in die intimsten gedanklichen Einzelheiten hinein, dass Shelley für ‚Queen Mab' (1813) ausser der Benutzung von William Godwins „Enquiry concerning Political Justice and its Influence..." (1793) und Holbachs „Système de la Nature", die er beide nennt, auch Volneys »Les Ruines«, „diesem Evangelium des französischen Revolutionszeitalters mehr als den Rahmen entliehen hat" (S. 28). Daraus stammt „eine Art von deistischem Optimismus", die eigentlich dem bei Godwin und Holbach zu Worte kommenden materialistischen Atheismus widerspricht. Nur Rabbes Buch über Shelley hat diese Abhängigkeit vorher konstatiert (was K. erst nachträglich erfuhr),

---

173) NAnt. 146, p. 595. 174) NZ. Nr. 560 v. 11/10 1894, S. 3. 175) ES. XXII S. 9—40.

„allerdings ohne Begründung und Beweis". Seite 29—40 stehen besonders beweiskräftige Stellen. Volneys Werk rechnet wohl zu den ‚certain popular french works that treat of men', die der junge Shelley nach Hoggs Bericht mit ihm las (S. 40). — RICHARD ACKERMANN hat sich seit 1890 wiederholt mit Shelleys romanischen Quellen befasst, namentlich in der Monographie „Quellen, Vorbilder, Stoffe zu Shelleys poetischen Werken"[176]) und „Studien über Shelleys Prometheus Unbound"[177]). Das GPr. Zweibrücken 1895/96 bringt nun von ihm eine ungemein sorgfältige Untersuchung über „Lucans Pharsalia in den Dichtungen Shelleys. Mit einer Übersicht ihres Einflusses auf die englische Litteratur"[178]). Darin überfliegt er zunächst einleitungsweise den Nachruhm des M. Annaeus Lucanus, des Verfassers der »Pharsalia«, in Mittelalter und Neuzeit, womit Nachahmung öfters Hand in Hand ging: z. B. bei Dante, Scaliger, Hugo Grotius, Montaigne, P. Corneille, Marmontel, ganz besonders aber Macaulay, dem nur die ältere französische Poesie — Jean de Thuin, Jacot de Forest, de Brebeuf — an Hochstellung Lucans gleichkommt. Die folgende „kurze Übersicht über Lucans Einfluss auf die englische Litteratur" (S. 6—14) bescheidet sich damit, die bisher zerstreuten Daten zu sammeln und zu gruppieren. An die wichtige allgemeine These „die Engländer begannen schon frühzeitig ein eifriges Studium der alten Klassiker und sind demselben bis auf unsere Tage mit einer Intensität treu geblieben wie nicht leicht ein anderes der modernen Kulturvölker" reiht A. den Nachweis einer handschriftlichen französischen Lucan-Übersetzung des Priors Peter Bercheur in England, auf zweimalige Erwähnung bei Chaucer, viermalige bei Lydgate, bei Skelton, Marlowes Übertragung von Pharsalia I., etliche auffällige Parallelen bei Shakespeare, namentlich in ‚Julius Caesar', in Fletcher-Massingers (?) Kleopatra-Drama »The False One«, starke Übereinstimmungen in Marstons »Sophonisba«, auf die vielen Lucan-Übersetzungen des 17. Jahrhunderts (allein 1640—50 acht), Miltons und Drydens spezielle Beschäftigung mit Lucan, dessen Übersetzer und Nachdichter während des 18. Jahrhunderts, die auf gute Kenntnis bez. Einwirkung des Römers in bestimmten litterarischen Kreisen schliessen lassen, und so läuft die Kette von Pope über Goldsmith, Wordsworth, Scott, Byron zu Tennyson in kleinen, aber deutlichen Anklängen. Der Hauptabschnitt A.s verfolgt „Lucans Pharsalia in den Dichtungen Shelleys" (S. 15—33) äusserlich und innerlich. Im September 1815 liest Shelley das typische Epos der silbernen Latinität zuerst und preist es über Vergil; doch bot schon ‚Queen Mab' 1813 Spuren. Seitdem hat Shelley bis in die Erzeugnisse seiner letzten Jahre, ‚Prometheus unbound', ‚Hellas', ‚Adonais', Lucan mannigfach auf sich einwirken lassen, freilich daneben mit kritisch-prosaischer Stimme den Lieblingsautor mehr und mehr hinter Homer, Dante, Milton, Tasso, Spenser zurücksetzend. Der Unterabschnitt II (S. 18—24) dieser Shelley-Untersuchung A.s ist für uns besonders lehrreich, weil da wesentlich sozusagen Eventual-Spuren Lucans aufgedeckt

---

176) MB. II. Erlangen u. Lpzg. Deichert. 1890. 177) ES. XVI, 19—39. 178) Zweibrücken. Buchdr. v. Aug. Kranzbühler. 1896. 8°. 35 S. (Verf. ist nun Gymnasialprof. in Bamberg).

werden, d. h. solche die unter Umständen auch von anderer Seite oder durch die eigene Intuition geliefert sein können. In unsern Zusammenhang ziehen wir davon die neuplatonische Gestalt Daemogorgon oder Demiurgos (S. 21), die nach Statius und Lucan bei Boccaccio (‚Genealogia Deorum‘; vgl. Child in unserm obigen Bericht f. 1896 Nr. 47) und Ariost, bei Spenser,Marlowe, Greene, Milton, Shelley, Disraeli vorkommt. Der Unterabschnitt III trägt die Belege für direkte Benützung des römischen Dichters aus Einzelstellen zusammen (S. 25—32), wobei er (S. 31) für die betreffende Episode in »Laon and Cythna« „auch die zwei berühmtesten Pestschilderungen der Profanlitteratur, die des Thucydides und die Manzonis in den Promessi Sposi“ als Shelley bekannt annimmt. Eine zusammenfassende Schlussbetrachtung (S. 32 f.) erkennt Lucans Einfluss nirgends in Gesamtanlage, leitender Idee, Rahmen, vielmehr in Episoden, Schilderungen, Einzelheiten, überall subjektiv, modern romantisch ausgestaltet und vergeistigt, berechtigt, natürlich. Die ausführliche „Bibliographie“ (S. 34 f.) setzt mit Fug die musterhafte Ausgabe der »Pharsalia« „edited with English notes by Haskins. With an introduction by Heitland“ (Lond. 1887) voran, die A. in vielen Fällen die Unterlage darbot.

Einer der ersten Anglo-Amerikaner, die in englischer Sprache jenseits des Oceans Sinn und Verständnis für romanische Kultur geweckt und gestützt haben, ist Washington Irving. Von den zwei Grundlagen seiner bezüglichen Kenntnis, frühzeitig ausgebreitete litterarische Studien und klaräugige Autopsie (man denke für letztere an diesem Orte an seinen Aufenthalt in Paris seit 1820, und den je vierjährigen in Spanien 1826—30 und 1842—46), kommen freilich nur erstere in Betracht für sein »Sketch Book«, von dem G. KNAUFFS neue verständige und fleissig kommentierte Auswahl sich mit einem II. Bändchen (s. darin S. IV zu I.s Reisen) von sechs Skizzen fortsetzt[179]). — Ein „Methodisches Irving-Macaulay-Lesebuch“ von KARL DEUTSCHBEIN[180]), in 3. verb. und verm. Aufl. vorliegend und längst mit den andern tüchtigen Hilfswerken des durchaus selbständigen Herausgebers vollerprobt, giebt musterhafte, gediegen erläuterte Auslesen zweier typischer neuenglischer Prosaiker dies- bez. jenseits des ‚Atlantic‘, die, und zwar gerade mit den hier vertretenen Schriften »Sketch Book« bez. »History of England« (vgl. S. III), bei aller Verehrung romanischer Kultur und Litteratur, ganz eigenartige Schriftsteller ihres Vaterlands geworden sind (s. den Irving-Macaulay-Abschnitt S. 1 u. 89 f.); bekanntlich sticht Macaulay durch die zahlreichen romanischen Ausdrücke seines Englisch hervor. Ein Anhang Deutschbeins (S. 190—227) bringt kundig erklärte Stellen und Scenen aus Shakespeare. — Es ward neuerdings aus dem 5. Kapitel seiner »History of England» „The rebellion of Argyle and Monmouth by Th. B. Macaulay zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von KARL WIMMER“[181]), mit Anmerkungen und sorgfältigem Wörterverzeichnisse, ein typischer Abschnitt aus Englands am stärksten französisch durchseuchter Geschichts- und Litteraturperiode, aus der Feder eines

179) Bielefeld u. Lpzg., Velhagen u. Klasing. 1896. V + 122 + 50 S. kl. 8°. 180) Cöthen, Otto Schulze. 1894. VII + 230 S. gr. 8°. 181) FEKB. Bd. 17. 1895. kl. 8°. VIII + 146 S.

Schriftstellers entsprungen, der als Schüler (S. III) wie in seinen »Lays oft Ancient Rome« (S. V) dem Latein viel Sympathie bekundet hat. — R[OBERT] SPRENGER[182]) erweist in der „Legend of the Arabian Astrologer I: La Casa del Gallo Viento i. e. The House of the Weathercock in Granada" in W. Irvings „Tales of the Alhambra" (zuerst 1832, was wegen des Vergleichs Spr. nicht hätte vergessen dürfen) einen arabischen Talisman nach, von dem man durch Idrisi's Geographie, ins Französische übersetzt von Jaubert, Paris, 1836, S. 234 (vgl. F. Liebrecht, „Zur Volkskunde", 1879, S. 87) Kunde erhalten hat.

AD. TOBLER[183]) referiert über Michele Scherillo, ‚La prima tragedia del Manzoni (il conte di Carmagnola). Discorso letto . . .'[184]): die massvolle Milde von Manzonis Wesens habe nicht zugelassen, dass er dem lebhaft, doch wohl aus einiger Ferne bewunderten Shakespeare allzu ungestüm gefolgt wäre, auch die von Sch. vermerkten Anklänge an einzelne Situationen und Reden in Othello, Heinrich VIII., Richard II. schienen nicht recht beweiskräftig; anders stehe es mit Goethe, dessen Einwirkung auf Manzoni lange erkannt, durch diesen selbst ja auch freudig bekannt worden sei. Dazu verzeichnen wir von PAOLO BELLEZZA einenArtikel »Shakespeare and Manzoni«[185]) und »Una lettera sconosciuta de Manzoni sullo Shakespeare«[186]), wo B. wie oben 31 u. 41—43 Italiens und Englands Litteratur verknüpft.

Das Geschwisterpaar Charles und Mary Lamb hat bekanntlich seit Anfang des 19. Jahrhunderts viel beigetragen, die romanisch-romantische Essenz der novellistisch fundierten Shakespearedramen durch Prosa-Nacherzählung der Jugend und andern dem Theater fernstehenden Lesern zuzuführen; freilich betreffen die von ERWIN WALTHER — mit Fussnoten, auch sorgsamem Wörterbuche — daraus ausgewählten „Three tales from Shakespeare"[187]) *Macbeth, King Lear, Hamlet,* also drei indirekt nicht italienischen oder französischen, wohl aber gutenteils mittellateinischen Fundamenten entwachsene Werke.

Nicht sofort zu Tage liegen Charles Dickens' Beziehungen zu romanischen Bildungsgebieten, daher auch neuere, auf Grund selbständiger Studien durchgeführte fleissige Ausgaben seines vieledierten klassischen „Christmas Carol", wie die von HEINR. HUPE[188]) und vor allem die originell reichhaltige von H. HEIM[189]) nur recht indirekt daran mahnen; Heim S. XX vergisst sogar die längere, eindrucksvolle Fahrt des Schriftstellers nach dem Süden (1845), die Hupe (I S. 11 Nr. 17) in Hauptstationen und -ergebnissen skizziert, und so fehlen auch D.s „Pictures from Italy" bei beiden, während die ganz analogen „American notes", diesen Momentbericht des besten Reporters seiner Zeit (Heim S. XVII) über den der italienischen Reise vorhergehenden transatlantischen Besuch, Hupe (I S. 9 Nr. 15) nennt. PHILIPP ARONSTEINs „Dickens-Studien"[190]), die dessen zugehöriger Aufsatz „Dickens und

---

182) ES. XXII 151. 183) Milano, tip. Galli e Raimondi, 1895. 52 S. 8°. 184) ASNS. 96, S. 448. 185) N&Q. 1894, sept. 29, p. 241—244. 186) RN. (Firenze), luglio 1, 1896. 187) FEKB. Bd. 18. 1896. kl. 8°. 88 S. 188) I. Teil. Text. 63 S. II. Teil. 50 S. 8°. Cöthen: Otto Schulze. 1892. 189) In: FSFES. 8°. XXXII + 278 S. (Anm. u. d. Wörterverzeichnis seit S. 119). 190) A. XVIII 218—262.

Carlyle“[191]) ergänzt, machten da auf vielerlei bisher übersehene Dinge aufmerksam. Dickens' Aufenthalt in Italien hat in mannigfacher Hinsicht bedeutenden Einfluss auf ihn ausgeübt. Gerade damals, Anfangs der vierziger Jahre, machte er eine religiöse Krisis durch, und in Italien erschien ihm im Traume seine nie vergessene tote Schwägerin Mary Hogarth und bejahte die Frage des Zweifelnden, ob (für ihn) das römisch-katholische Bekenntnis das beste sei (S. 223, vgl. S. 224 A. 1). Trotzdem machte er in seiner „History of England for children“ gegen den mittelalterlichen, in seinen „Pictures from Italy“ (1846) auf Grund der eigenen in Südfrankreich und Italien gemachten Beobachtungen gegen den modernen Katholizismus ebenso energisch als parteiisch Front (S. 242 f.: der von ihm selbst, in der Vorrede der „P. f. I.“ rechtfertigungshalber dagegen angeführte Roman »Barnaby Rudge« widerlegt in der preface selbst seine angebliche „Gerechtigkeit“). In den Berichten von seiner Reise nach Italien entlockt ihm[192]) der Anblick von Denkmälern und Zeugen vergangenen und jetzigen Papsttums mit seinen Ceremonien in Avignon noch humoristisches Lächeln, in Genua aber, und namentlich in Rom „ergiesst er die scharfe Lauge seines Spottes“ darüber (S. 244 f.). A. bemerkt am Ende dieses Kapitels; „Jeder findet auf der Reise nur sich selbst wieder. Byron schwelgt in Italien in der Erinnerung an vergangene politische und geistige Grösse und ergeht sich in pessimistischen Betrachtungen (Child Har. Pilgr., canto 4), der jugendliche Disraeli findet dort Stoff zu politischen Träumen (bes. in dem Roman „Contarini Fleming“), und Dickens nährt daselbst seinen immer wachen Humor und sein leicht erregbares Humanitätsgefühl.“ Dickens bekundete Abscheu, Verständnislosigkeit, Ärger wider „jene verfluchten und abscheulichen guten alten Zeiten“, d. i. das Mittelalter und dessen folgende Jahrhunderte, in England, Frankreich und Italien, sowie gegen dessen Bewunderer. Frankreich und Italien hat er mit scharfem Blicke beobachtet und geschildert, für die Freiheitsbestrebungen daselbst und Italiens Einheit sich begeistert (S. 254 f.). Thomas Carlyle, der auf Dickens' politische und soziale Ansichten u. s. w. starken Einfluss ausgeübt hat, war mit seinem Buche „The french revolution“ für Dickens' Roman „A tale of two cities“ sachlich und ideell (S. 366 u. 253 f.) die Basis.

Einen hübschen Einblick in die grössere oder geringere Originalität der englischen Poesie des 19. Jahrhunderts gewährt die — nach sprachlichen, inhaltlichen, pädagogischen Gesichtspunkten, auch hinsichtlich der Austattung vielgelobte — Anthologie „Modern English authors. Edited with biographical sketches and explanatory notes by Heinrich Saure“[193]). Es giebt wenige Auswahl-Unternehmen für die neuere englische Litteratur, wo sich der Grad der „Insularität“ der für Albions 19. Jahrhundert massgeblichsten Litteratur so bequem eruieren lässt wie bei Saure. Die Romantik, meist auf romanische Einflüsse litterarischer Art oder auf direkte Berührung wie bei Byron u. a. zurückzuführen,

---

191) ebd. S. 360—370. 192) Vgl. Fränkel i. ZVglL. N. F. VII 184 f. 193) I. 2. Aufl.: VIII + 111 S. II.: VIII + 86 S. III.: X + 96 S. IV.: VIII + 138 S. V.: XII + 120 S. VI.: XII + 133 S. I: 1898. II—VI: 1895. Berlin, F. A. Herbig. 8°. Jeder Bd. mit Vocabulary.

die in die neuere englische Poesie so vielfach eingreift, äussert sich fast in allen Nummern mehr oder weniger. Den Inhalt der, je in sich geschlossenen sechs Bändchen bilden: I. Harriet Beecher Stowe, Uncle Tom's Cabin; F. Hodgson Burnett, Little Lord Fauntleroy; Felicia Hemans, The Birds of Passage and The Voice of Spring. II. F. Marryat, Settlers in Canada; J. F. Cooper, The Pathfinder; H. W. Longfellow, The Song of Hiawatha. III. N. Hawthorne, The Snow-Image; Ch. Dickens, Dora and Agnes (from »David Copperfield«); A. Tennyson, The Lord of Burleigh and Dora. IV. Ch. Dickens, Little Nell (from »Old Curiosity Shop«); Elizabeth Barrett Browning, The Romance of the Swan's Nest and the Cry of the Children. V. Ch. Dickens, Paul and Florence (from »Dombey and Son«); George Eliot, The Sad Fortunes of the Rev. Amos Barton; R. Browning, The Pied Paper of Hamelin. VI. Sir Walter Scott, Mary Stuart (from »The Abbot«) and Queen Elizabeth (from »Kenilworth«); Lord Byron, The Dream. Die lebensgeschichtlichen Abrisse, erklärenden und lexikalischen Anmerkungen S.s unterstützen die Lektüre bestens, ergeben auch hie und da etwas für unser Thema, so die I S. 111 Nr. 24 (zu 107, 16 [nicht wie da steht, zu 109, 15]) über ‚soft Hesperian clime', dass die deutschen und englischen Dichter dem altgriechischen Sprachgebrauche, unter ‚Hesperien' Italien zu verstehen, in der Regel folgen, nicht dem römischen (=Spanien), S. 95 Nr. 21 (Ritter Blaubart „aus einem französischen Märchen"), ebd. S. 93 Nr. 1 die vielen Verstümmelungen (meist) romanischer Ausdrücke im amerikanischen Englisch, VI S. 129 ff. zu den roman(t)ischen Persönlichkeiten bei W. Scott — dessen »Ivanhoe« derselbe H. Saure geschickt separat für den Schulgebrauch zubereitet und, teilweise durch Erklärung des Ursprungs schwieriger Ausdrücke und Vergleich mit dem Französischen verständig erläutert hat (Berl. 1886), wie sein Recensent H. Wernekke lobt — und Byron; in des letzteren Lebensabriss giebt Saure (S. X) eine längere Notiz zu Shelleys von Byron besorgtem Begräbnis (vgl. oben Nr. 174). Den Einzug einiger der genannten Dichter in Frankreich begleiten wir im folgenden.

Louis P[aul] Betz monographiert knapp und schlagend den geistvollen „Emile Montégut" (1825—95)[194]. Das kann uns hier nur soweit angehen, wie es sein Thun als Vermittler der englischen Litteratur betrifft (zusammenhängend S. 204—207). Neben seinen an 20 Bänden umfassenden litterar- und kulturhistorischen Journal-Essays (15 Bände sind extra gedruckt) übertrug Montégut Macaulays mehrbändige „History of England", ja den ganzen Shakespeare. Hinter dieser Notiz flicht der sachverständige Spezialist B. einen übersichtlichen Exkurs über Shakespeares Einführung und Aufnahme in Frankreich ein: von Destouches — nach G. Pélissier, »Le drame shakespearien en France«, freier Bearbeiter einiger Scenen von „The Tempest" in den Zwanzigern des 18. Jahrhunderts — und des Berners Louis de Muralt »Lettres sur les Anglais et les Français« (1725) geht die Reihe der Beurteiler des gewaltigen Briten und der mit ihm verknüpften Kultur über Voltaires berüchtigten Abspruch („Lettres philosophiques"), Stendhal („das ideenbefreiende Buch" ‚Racine

194) ZFSL. XVIII. I. Hälfte, S. 202—217.

et Shakespeare'), der später H. Taine für die englische Litteratur und Shakespeare gewann, bis 1844, wo Théophile Gautier „noch stark übertreibend" ausruft: ‚Nous sommes enfin dignes de Shakespeare' und Benjamin Laroches, „den eine 7jährige Verbannung mit der Sprache und Litteratur Englands vertraut gemacht" hatte, Totalübersetzung Shakespeares trotz aller Mängel einen grossen Fortschritt gegenüber den früheren Verstümmelungen erreicht. François-Victor Hugo, des grossen Bruder, bot anderthalb Jahrzehnte danach eine viel kongenialere; aber wortgetreu, englische Sprache und Litteratur beherrschend, französischen vergänglichen Geschmack missachtend, doch elegant stilisiert ist erst die, von der Pariser Akademie mit einem Preise gekrönte (S. 215) Montéguts, die auch der, Übersetzungen abholde Edmond Schérer rühmt und mit Einleitung und Kommentar über die von H. Heine gelobten Guizots stellt. Ein Meisterstück psychologischer Kritik nennt B. Montéguts Abhandlung über Hamlet, der diesem männlich, tapfer, loyal gilt. Schon als junger Rechtsbeflissener beschäftigte er sich intensiv mit dem damals in Frankreich völlig unbekannten Ralph Waldo Emerson (S. 202 f. u. 206); daraus erwuchs „ein für das Alter des Autors erstaunlich geistestiefer und formgewandter Aufsatz", mit dem er in der „Revue des deux Mondes" sich glänzend einführte. In den fünfziger Jahren behandelte in letzterer Montégut serienweise vollständig die Entwickelung des modernen englischen Romans, nach einander dessen sämtliche inhaltlichen und gedanklichen Schattierungen, schrieb trefflich über Lawrence Sterne und warb für Tennysons volkstümliche Lieder. Er zog auch selbst die Linie von seinem Leitstern Emerson — dessen „Representative men" gerade beim Tode Montéguts, 49 Jahre nach jener ersten Vorstellung durch ihn, in einer von drei Mann unternommenen französischen Übersetzung (unfranzösisch und ungenau »Les Sur-Humains«) erschienen — zu Nathaniel Hawthorne (vgl. auch S. 215), dem philosophischen Dichter, Longfellow und Mrs. Harriet Beecher Stowe (Uncle Tom's Cabin), die er beide in Frankreich bekannt machte, und behandelte Leben und Schaffen der merkwürdigen Schwestern Charlotte und Emily Brontë sowie Wesen und Rang von George Eliots Romanen. „Viele dieser Studien wirkten geradezu bahnbrechend. So hat sich ein Enthusiast der englischen Dichtung, der gewandte Schriftsteller Th. de Wyzewa, an Montéguts Schriften gebildet; vor ihm aber schon eine ungleich mächtigere und originellere Dichtergestalt, Charles Baudelaire, dem es eine Zeit lang gelang, die französische Decadence-Poesie geradezu zu anglo-amerikanisieren" (S. 207). Infolge Montéguts offener Bewunderung englischer Dichtung „beschuldigten ihn Katholiken vom Schlage Louis Veuillots der Sympathien für das englische Christentum" (S. 214). In seinem Muster „aesthopsychologischer" Forschung (Ausdruck E. Hennequins), dem Charakterbilde Alfred de Mussets, das Anfangs der Achtziger der bald Sechzigjährige in der RDM. veröffentlichte und dann in die 2 Bände »Nos Morts Contemporains« aufnahm, stellt er anlässlich der düsteren Apokalypse des modernen Menschen, »Rolla« (1833), Musset als dieses Gedichts ‚vates'-gleichen Schöpfer mit universeller Kenntnis der Weltlitteratur unter deren grosse kosmopolitische Barden der Schwermut, die die neue Ära der Poesie zum „Zeitalter der Melancholie" stempelten. So findet Monté-

gut „überall Anklänge und Anlehnungen, Beeinflussung oder auch bloss Geistesverwandtschaft, ohne dabei an der gefährlichen Klippe pedantischer Kleinkrämerei zu scheitern. Wir begegnen hier den Namen Marivaux und Shakespeare, Diderot und Boccaccio, Philipp Massinger und John Marston, Keats und Victor Hugo, Byron und J. P. Richter, Leopardi und Chateaubriand“ (S. 212). — Bei einer bekannten und bedeutenden Anglo-Amerikanerin des Emerson-Kreises, die neben ihren soeben erwähnten, durch Montégut in Frankreich importierten Berufs- und Zeitgenossen im Vordergrunde steht, Louisa May Alcott (1832—88), finden sich Beziehungen zum romanischen Schrifttum wohl nur nach vorwärts, nämlich insofern, als ihre klassisch-köstlichen Milieu-Erzählungen, voran die wundervollen „Little women. A story for girls“ (davon neue gediegen eingeleitete und kommentierte Ausgabe von G. Opitz[195]), die glatt in den Anmerkungen S. 147 ff. die mancherlei litterarischen Anspielungen, insbesondere auf Bunyan, daneben S. 156 zu 33_5 und 35_{26}, S. 157 zu 39_5 und 39_{15}, S. 163 zu 76_5, S. 170 zu 111_4, S. 173 zu 128_{26}, aufhellt; S. 160 zu 55_{21} war bei ‚Valley of Humiliation‘ an Milton und seine Quelle [vgl. oben Nr. 154—155], S. 161 zu Nr. 64_1 ‚Vanity Fair‘ an Thackeray zu erinnern) in die romanischen Litteratursprachen kaum viel weniger eindrangen als ins Deutsche, das ihnen, durch mehrere gelungene Übersetzungen, eine zweite Heimat stiftete.

Ernesto Masi, „Per Enrico Nencioni“[196]), ein ehrender Aufsatz über diesen verdienten Litterarhistoriker, der in Italien mit zuerst „le letterature straniere, quella in ispecie degli Anglo-Sassoni“ studierte und behandelte (S. 193) lehrt: unter den Klassikern, die er porträtierte, stehen Shakespeare, Byron, Thackeray voran; in der neuesten Litteratur widmete er sein Augenmerk fast nur Engländern (S. 199): Browning, Shelley, Keats, Swinburne, Carlyle, Eliot, Whitman, Tennyson, Cora Fabbri (Amerikanerin). — Nencioni treffen wir in einem Referat[197]) über die dem Browningschen Ehepaar gewidmete, höchst fleissige und einsichtige italienische Monographie „Roberto ed Elisabetta Browning, per Fanny Zampini-Salazar“[198]), die „con prefazione di A. Fogazzaro“, des oben (vgl. sub Nr. 145) genannten Patrons einer ‚Renaissance latine‘[199]) durch Austausch italienischen Geisteslebens nach Frankreich, erschien. Diesem Referate sei an bezüglichen Gedanken entlehnt: „Un buon pensiero ha avuto la Zampini-Salazar, di ricordare agli Italiani i due insigni poeti inglesi, che sì lungamente vissero nel nostro paese, e tanto lo amarono. Ne avevano discorso fra noi il Chiarini e il Nencioni. . . . La conferenza da lei tenuta in varie città d'Italia esce ora, desiderata, in una assai elegante edizione, preceduta da una nobile e vivace prefazione del Fogazzaro. . . . Nè meno sarebbe stato desiderabile che alla forma fosse data maggior cura, onde riuscisse più corretta e più italianamente perspicua.

Ma lo scritto non è nè vuole essere che un saggio. E, come tale, merita ogni lode, lasciando in chi lo legge il desiderio che l'autrice ritorni

195) FSFES. VIII + 238 S. (Text bis 144). 8°. 196) NAnt. 149, p. 193—201. 197) NAnt. 146, p. 583 f. 198) Napoli, A. Tocco. 1896. 199) Diese fasst A. Brunnemann, „Der moderne französische Roman“, WIDM., 44. Jhrg., H. 522 (1900) S. 854, ganz anders auf; vgl. W. G[ensel]s allgemeines Urteil MNN. Nr. 192 v. 25/4 1900, S. 3, Nachruf für »A. Falguière«, Schluss.

sopra un soggetto così alto e degno, e così caro a tutti coloro che seguono nella storia le vicende di queste feconde attinenze della letteratura nostra coll' ammirabile letteratura del popolo inglese."

Der 1882 verstorbene Dante Gabriel Rossetti, ein Hauptpionier neuenglisch-italienischen Litteraturzusammenhangs, hat eine ganze Sonderlitteratur entfesselt. Ein mit seinem Namen überschriebener anonymer Aufsatz[200]) schliesst besonders an „Dante Gabriel Rossetti: his Family-Letters. With a memoir by WILLIAM MICHAEL ROSSETTI" (D. G.s Bruder)[201]), ausserdem an 6 andere Schriften von ihm oder über ihn an. S. 185 ff. wird der Name der Rossettischen Naturschule, Pre-Raphaelites, aus ihren mittelalterlich-italienischen Einflüssen erklärt, und so wurde S. 188 in ihren poems und essays ‚sincerity' behauptet „as the secret of the true interpretation of Nature, and painters are advised to return to the purer art which prevailed in the fourteenth and fifteenth centuries before Raphael and his followers established the ‚Grand Style'". S. 189: Chiaro dell' Erma, Giunta Pisano, Bonaventura di Lucca u. a. mittelalterlich-italienische Maler standen Rossetti hoch. Ebenda: in dem Präraphaeliten-Organ „The Germ" erschien eine Geschichte Rossettis ‚Hand and soul': „The Italian and mediæval colour of »Hand and Soul« indicate a phase through which his mind was passing, and an influence which never left him: but the pedantry of the ‚movement' would always have been distasteful to him". An die unbedingte Giltigkeit dieses ‚distasteful', *unangenehm, widerwärtig,* vermag ein guter Kenner R.s nicht recht zu glauben. Rossetti ist als Verfasser des Buches über die „Early Italian poets" zu beachten. Als Maler stand R. ganz in mittelalterlich-italienischem Banne (S. 198); Dante spielt in seinem ganzen künstlerischen Schaffen eine hervorragende Rolle. S. 200 heissts über R.s vollendete Form im Sonett: „Here the Italian temper and the Italian training are seen at their fullest, ennobling and enlivening the English thought and diction". Dagegen vermisst Swinburne bei R. die ‚limpidity, fluidity, and harmony' of Italian poetry and painting, and the coolness and freshness, the open-airness, of English life and art. How could it be otherwise, when he never visited Italy, when he spent most of his life in darkrooms, and saw for months together no more of nature than a London garden and the streets at night? In näherem Verhältnisse stand Rossetti zu Dante: S. 198, 201, 203 f., 207 f. S. 202: Rossetti's style owes much to the influence of Italian poetry and especially that of Dante. It is interesting to find him speaking of his ‚mediævalisms' as ‚absurd' and ‚merely superficial'. In this later works there is little mediævalism. . . . One mediæval interest, however, never left him, his love of Dante and all that belonged to him. ‚Dante at Verona', and the half-dozen pictures of which Dante is the subject, show how large a space that absorbing figure occupied in his mind. *Lungo studio* was there, and *grand amore,* too. ‚In those early days', he says, ‘all around me partook of the influence of the great Florentine, till, from viewing it is a natural element, I also, growing older, was drawn within the circle'. (Preface to ‚Early Italian Poets'.) The Dante of Rossetti's

200) QR. 184 nr. 367, p. 185—214. 201) 2 Bde., London 1895.

choice is the Dante of the ‚Vita Nuova'; not the prophet of the ‚Inferno' nor the perfected mystic of the ‚Paradiso', but one who trod the courts of Love and Youth, a squire of ladies and a mirror of gentilezza. The modern Dante's worship of his great namesake was directed to his exquisite youth rather than to his severer manhood; and here he learnt the *bello stile* which brought him honour. The sentiment of the Italian poet is more direct and less modern than that of the ‚House of Life'. But the worship of woman, the bright and warm colouring, the fantastic idealism, the sweetness and bitterness of love, were learnt by the painter-poet in no other school. No citations would do justice to the translation either of the ‚Vita Nuova' or of the other poems contained in this volume: it must be read as a whole. . . . Aus den übrigen Auslassungen heben wir passende Einzelheiten heraus. S. 203: It is false criticism to compare these love poems with the Fleurs du Mal, or the indecencies of seventeenth-century poets. S. 204: He is more akin to Giorgione than Giotto. S. 205: for he stayed much at home, . . . and never travelled in Italy, nor on the Continent at all. . . . S. 207: a patriotic recluse who seems to have oppressed him with too much of Dante and the ideas of 1848, but to whom he owed the deep appreciation of Dante which bore fruit in later years. Mrs. Rossetti, also of Italian descent, a contrast in her simplicity of wisdom and piety . . .

Von den 7 einem Aufsatze „Latter-Day Pagans"[202] zu Grunde liegenden Büchern gehen drei auf John Addington Symonds zurück, nämlich: „The Renaissance in Italy" (1875—86), „Essays, Speculative and Suggestive" (1890) und „John Addington Symonds: a Biography compiled from his Papers and Correspondence. By HORATIO F. BROWN" (London 1895). Symonds stand am Anfange und am Ende unter dem Einflusse Leopardis (S. 32), die ihn früh litterarisch anregenden Werke Scotts, „Marmion", und Shakespeares, „Venus and Adonis", (S. 34) konnten ihn nur auf die Romantik leiten. „Though not creative, Symonds had been from the first as if bred in the schools of Athens or Venice" (S. 34). 1862 gewannen Mediævalism, the Renaissance (S. 35), auch the French symbolists massgeblichen Einfluss über ihn, Aug. Comtes Positivismus nicht, den er ‚embrace' wollte (S. 40). „By instinct he had begun to write upon the Elizabethan dramatists." Der Aufenthalt in Frankreich (S. 37 f.) hat keinen stärkeren Eindruck hinterlassen. Er bereist Corsica, Toskana, Venetien (S. 39), treibt „Italian studies," Tasso, ‚Orlando', Tassoni (S. 40) treten in seinen Horizont; Reisestationen Palermo, Girgenti, Rom, Perugia, Florenz. „Symonds makes us share in his conviction of the debt we owe for beauty and refreshment of soul to Italy, a lesson he was never weary of enforcing." 35jährig veröffentlichte er „The Renaissance in Italy" I., „and he lived to finish that large undertaking, as well as to write several books and essays, to translate the sonnets of Michel Angelo, the memoirs of Cellini and Gozzi, and to compose a life of Buonarotti" (41). Letzterer ist ihm der grösste christliche und italienische Maler, the prophet of the Renaissance (S. 42). Dante, Nicola Pisano, Savonarola hat er in ihrer Stellung innerhalb der Renaissance nicht weniger fein gewürdigt als die

202) QR. 182 (1895), nr. 363, p. 31—58.

Bembo, Molza, Sanazzaro, die Maler Giotto, Rafael, Leonardo, besonders aber den ihn immer wieder fesselnden vielseitigen Genius Michelangelos (43). Shelleys, den er als Schüler ‚by heart‘ gelernt hatte (35), Swinburnes, Leopardis echoes sind seine hinterlassenen Gedichte: cries of distress in another man's dialect, plagiarisms the pathos of which consists in their representing genuine emotions by means of an essentially false language (44). Ebenda: Literature, which helped to keep him alive, had by the subjects chosen — ‚Greek poetry, Italian culture in one of the most lawless periods, beauty in nature and the human form' — overstimulated the imagination ... Von Symonds und Walter Pater (besonders dessen „The Renaissance, Studies in Art and Poetry", Lond. 1893) werden auch zu Dante Brücken geschlagen (S. 53 und 57). — Frederick Harrison giebt einen gedrängten Überblick über das Leben und Schaffen von „John Addington Symonds"[203]), und auch da liegt mit Recht der Schwerpunkt auf seinem Verhältnisse zu Italien. S. 979: 1893 „an English Master in the Literature of Italy was laid in his premature grave, within that most pathetic and most sacred spot of Rome where lie so many famous Englishmen.... One who of all the man of our generation best knew, loved, and understood the Italian genius in literature!" Es folgt ein vortrefflich disponiertes kritisches Charakterbild des Litteraten Symonds, der stets mit Vorliebe Alt- und Jungitaliens Landschaft, Kunst und Schrifttum erforscht und geschildert hat (S. 981). S. 984 heissen S.' „Sketches in Italy and Greece" (1874) und die „Sketches and studies in Italy" (1879) delightful reminiscences of some of the loveliest scenes on earth. They record the thoughts of one who was at once scholar, historian, poet, and painter . . . The combination is . . . very fascinating. . . . To the cultured reader he is the ideal cicerone for Italy." Im Gegensatze zu Byrons (Goethes), Ruskins Schilderungen Italiens giebt S. Fakten aus seinem Wissen und seiner Lektüre, nicht seine Gefühle. S. 985—988 Abschnitt II: „Italian Literature and Art." S. 985: It will be recognised by all, that no English writer of our time has equalled Symonds in knowledge of the entire range of Italian literature from Guido Cavalcanti to Leopardi, and none certainly has treated it with so copious and brilliant a pen: 7 Bände »Italian Renaissance« (1875—86), 2 »Michelangelo« (1892), 2 »Benvenuto Cellini« (1888), 1 »Boccaccio« (1894), »The sonnets of Michelangelo and Campanella« (1878), der Essay über Dante (1872), Übersetzungen von Petrarca, Ariost, Pulci. Nicht nur bereichern diese Werke unsere Kenntnis ‚immense and permanent' über drei grosse Jahrhunderte der italienischen Litteratur mit genauer Analyse und kritisch gestützter Beurteilung. „The studies of Petrarch, Boccaccio, of the Humanists and Poliziano, of Michelangelo, Lionardo, Cellini, Ariosto and Tasso, are particularly full and instructive. The whole series of estimate is exhaustive." Die Vollständigkeit erkennt man am besten an einem Vergleiche mit Hallam, der ‚notes‘ giebt gegenüber Symonds, ‚biographies and synopses‘. S. 986: This exhaustive treatment brings its our Nemesis. The magic fountain of S.' learning and eloquence pours on till it threatens to become a flood." Er verfolgt die italienische Poesie

203) NCe No. 232 (june 1896), p. 979—992.

von ihren Ursprüngen bis Tasso, die grossen Geister bis in alle Niederschläge ihrer Ideen, die Meister der Poesie bis auf alle Nachahmer und Kopisten. . . . Nearly 4000 pages charged with extracts and references make a great deal to master . . . the want of proportion is very manifest: Cellini ist fünfmal so ausführlich wie Rafael, Pietro Aretino ebenso wie Boccaccio und Ariost behandelt (S. 987). S. 988: we are constantly reminded how very much Symonds is absorbed in purely literary interests rather than in social and truly historic interests; im Werke über die Renaissance in Italien würdigt er auch die Wissenschaft nach allen ihren Zweigen. S. 990: »The Sonnets of Michelangelo and of Campanella«, 1878, is a most valuable contribution to Italian literature. These most powerful pieces had never been translated into English from the authentic text. They are abrupt, obscure, and subtle, and especially require the help of an expert. And in Symonds they found a consummate expert.

Hauptsächlich an „The Renascence of the English Drama", ein kritisches Handbuch modernen Gepräges wie sie die Engländer auf litterarhistorischem Felde erst jetzt schaffen, von Henry Arthur Jones[204]), dem bekannten Dramatiker, angeschlossen, giebt ein anonymer Aufsatz „The New Drama"[205]) eine Entwickelungsgeschichte des heutigen Dramas, insbesondere des englischen, dessen romanische Einflüsse, Elemente und Parallelen er gelegentlich vermerkt: „When once the Italian Renaissance set our great Elizabethan school in action, the theatre was destined to witness neither pure tragedies nor pure comedies, but both in associated proportions; the living demanded life, and life is in April day" (S.400). „To the Elizabethan drama succeeded the spurious classicism of French influence and the metallic smartness of the Restoration comedy" (S. 401). Von S. 410 an werden wesentlich Arthur W. Pinero und Herm. Sudermann näher besprochen.

Ein Artikel »The New Art-Criticism«[206]), anschliessend an Bernhard Berensons „Kunstgeschichtliche Schriften" (1894—96), beginnt: „The charge of insularity which was commonly brought against Englishmen in former days is now less frequently made . . . Ausser Henry Layard wird ‚above all, the late Lord Leighton' als einer der die Schranken brach, angeführt: No man was ever more absolutely free from insularity than this accomplished master, whose personality lent lustre to his high office; whose knowledge of Greek and Italian, of French and German art, was . . .; and who found himself as much at home among the most intellectual circles of Paris and Rome, as with the gondoliers of Venice and the *contadini* of the Apennines. Erst die Schriften Morellis (englisch von Constance Jocelyn Ffoulkes) und seiner Nachfolger hätten den Engländern die Augen über die grosse ältere italienische Kunst und über die Renaissance geöffnet, obwohl ein so ausgezeichneter Darsteller der letzteren wie Pater (s. oben Text zu Nr. 202 am Ende) Morelli noch nicht kenne und im official catalogue der National Gallery noch Gemälde Botti-

---

204) London 1895. Zu vergl. sind etwa die analogen Bücher über das moderne deutsche Drama von B. Litzmann (1894; 4. Aufl. 1897) und C. Weitbrecht (1900). **205)** QR. 182 (1895), nr. 364, p. 399—428. **206)** QR. 186, p. 454—479.

celli, Giovanni Bellini, Giorgione, Rafael fälschlich zugeschrieben würden. — „Eine Plauderstunde mit dem verstorbenen Lord Leighton“ von BARONIN ZEDLITZ[207]) gedenkt auch seines eindrucksvollen Aufenthalts in Florenz 1842—43 (S. 317).

In einem Referate[208]) über „A proposito di una fiaba, per G. L. Patuzzi“[209]) heisst es, nachdem die drei Anschauungen intorno alla origine delle novelle popolari genannt sind, die durch Grimm, scienziato da un grande vegliardo Massimiliano Müller, und Theodor Benfey repräsentiert würden, von der letzteren, der antropologica, che nata e sviluppatasi tra le ricerche della primitiva civiltà indagate da Odoardo Tylor [nicht Taylor], trovò seguace e campione ardentissimo Andrea Lang. Nach dieser Anerkennung der englischen Forscher Max Müller, Edward [B.] Tylor, Andrew Lang heisst es eine halbe Seite weiter über deren Wissenschaft, den in England entstandenen Folklore: in questo periodico fu detto lo scorso anno sui frutti assai magri che il folk-lorismo ha prodotto nella nostro Penisola... il lavoro proficuo di coloro che della scienza del folk-lore hanno un bel altro ideale. — Italiens Altmeister auf dem Folkloregebiet, GIUSEPPE PITRÈ, bespricht[210]), mit vollstem Beifalle für den in England erwachsenen und verfeinerten Betrieb dieses Faches, Fr. J. Childs ausgezeichnete Edition „The English and Scottish ballads“ (seit 1882 bis in die 90er Jahre allmählich erschienen).

Vom vergleichend-folkloristischen Standpunkte interessant sind die „Romantic tales of olden times by Mrs. M. Corbet-Seymour,“ die CLEMENS KLÖPPER in einer sorgsam eingeleiteten und kommentierten autorisierten Ausgabe vorlegt[211]). Klöppers Vorwort verbreitet sich eingangs über das Wesen der Märchen und Sagen (S. V) und druckt dann weiterhin eine direkte Mitteilung der Verfasserin über den Ursprung ihrer neun ‚tales‘ ab. Letztere Angaben haben F. STROHMEYER scharf in W. MANGOLDs Referat[212]) über Klöppers Corbet-Seymour-Ausgabe und daraufhin LUDW. FRÄNKEL[213]) nachgeprüft und dabei absichtlich verschleiernde Irrtümer der beliebten englischen Jugendschriftstellerin festgestellt. Danach sei hier nur die Nr. VII, „Petrarch’s Story of Griselda“, der Nacherzählerin als ‚taken from Chaucer‘ zugebilligt, aber „The Story of Ben Levi“ entsammt ebenso fast wörtlich Longfellow wie „The Humiliation of Robert of Sicily“ und „The Phantom Ship“. Die Angabe für letzteres leitet also irre. Unbeschadet der missverständlichen Quellennotizen der Verfasserin danke man ihr für diese nette Aneignung der romanischen bez. pseudoromanischen Geschichtchen und rücke ihr nicht Unredlichkeit vor, wo sie doch von sich aus für „Death’s Messengers“ (nach Pierre-Chevalier), „Guillotin“ (nach J. Berthoud) und „The Windmiller’s Secret“ (ist freilich „a tale of Provence“, aber eben doch nur durch direkte Vermittelung [A.] Daudets herübergenommen) die Entlehnung aus dem Französischen von selbst direkt einräumt. Die Verfasserin ist übrigens persönlich ein vorzügliches Beispiel für einen modernen englischen Litteraten, der den grössten Teil seines Lebens in französischer Umgebung lebt und

207) DR. XXI, 313—320. 208) NAnt. 145 p. 185. 209) Verona 1895. 210) ASTP. XIV, Heft 4, extr. 211) Berlin 1895. R. Gärtner. 8°. VIII + 78 S. (SBFEPS. II, 18). 212) ASNS. 97, 180. 213) ABbl. X, 1, S. 20 f.

doch Engländer bleibt. 1848 geboren, wohnte sie seit ihrem 21. Jahre in verschiedenen Städten der Normandie, dann in Tours — ‚where the language is spoken more perfectly than in almost any other part of France' — und mehrere Jahre in Paris, wo sie Victor Hugo, F. de Lesseps u. a. nahe trat, im Faubourg St. Germain, seit 1884 in Brügge. Entsprechend dieser Stellung der Schriftstellerin als einer thätigen und erfolgreichen Vermittlerin französischen und englischen Geisteslebens und Dichtens, verdienen die als „Romantic tales of olden times" vereinigten Renovationen mittelalterlicher ‚traditions' auch deshalb volle Beachtung, weil sie die ‚olden times'-Novellistik südlichen, speziell italienischen Ursprungs an ihrem Teile aufrechterhält. Klöppers Anmerkungen unterrichten auch über die stoffliche Seite tüchtig, während die Angaben über der Corbet-Seymour Lebensgeschichte von ihr selbst in anmutigster Fassung zur Verfügung gestellt wurde.

In der berühmten „Collection of British Authors Tauchnitz Edition", die so unendlich viel für Verbreitung von Belletristik englischer Zunge bei den Romanen geleistet, andererseits eine lange Reihe romanischer Litteraturerzeugnisse den Englischredenden vermittelt hat, liegen etliche Nummern aus den Berichtsjahren 1895/96 vor, die aus einer dieser beiden Ursachen Rücksicht an dieser Stelle verdienen[214]). Nur probeweise können einige, die einem dieser beiden Zwecke besonders genügen, angeführt sein. „Casa Braccio by F. MARION CRAWFORD, author of »Saracinesca«, »Pietro Ghisleri«, etc.[215]) ist das Werk eines ungemein fruchtbaren Mannes, welcher, dem vorgedruckten Blatte zufolge, allein in der Tauchnitz Edition 23 Romane, davon 11 zweibändige, veröffentlicht, in den meisten — man höre Titel wie: ‚A Roman singer', ‚Saracinesca', ‚Marzio's Crucifix', ‚Sant' Ilario', ‚Don Orsino', ‚Pietro Ghisleri', ‚Marion Darche' — Italiens Land und Leute wiederspiegelt und ebendort Interesse für englischgeschriebene Prosa-Epik erweckt hat. Auch diese „twenty fifth novel", von Sorrent aus der Gattin affectionately dedicated, wahrt dieses Milieu; die drei Abschnitte heissen: Sister Maria Addolorata, Gloria Dalrymple, Donna Francesca Campodonico. Alles kein Wunder, wo der phantasievolle und gesellschaftskundige Crawford seit Jahren in oder bei Neapel ansässig ist. — Der gewiegteste aller Kriegs-Spezialberichterstatter, ARCHIBALD FORBES († März 1900), ruft uns mit den „Memoirs and studies of war and peace"[206]) die Zeiten ins Gedächtnis zurück, da die Sympathien des Inselkönigreichs der Victoria zwischen Deutschland und Frankreich mehr zu letzterem hin schwankten, und den damit zusammenhängenden Begebenheiten von 1870/71 ist der erste Band der höchst interessanten von Forbes' Rückblicken gewidmet, der auch die Herrschaft der Commune mit zwei fesselnden Kapiteln einbezieht. Aus dem zweiten Bande stehen damit die Abschnitte „The Death of the Prince Imperial", „War Correspondence as a fine Art", „On the old War-Path", „An honest-born boy" (enthält zu Anfang hübsche historische, litterarisch gestützte Vergangenheits-Parallelen), „Soldiers I have known" mannigfach in Verbindung, insofern sie französische u. a. europäische Verhältnisse berühren. — Ganz

---

214) Vgl. unsern ob. Abschn. pro 1895, Nr. 165. 215) TEd. vol. 3099 u. 3100: 286 bez. 280 S. 216) Ebd. 1895. vol. 3095 u. 3096: 271 bez. 263 S.

und gar auf gallischem Boden bewegt sich der Band „From the Memoirs of a minister of France by STANLEY J. WEYMAN, author of »A gentleman of France«, etc.“[217]), der unter Heinrich IV., vor und nach 1600 spielt und die starke Teilnahme der Engländer für diesen zum Romanhelden wie geschaffenen König, die uns oben, 1. Abschn. von Nr. 92 bei englischen zeitgenössischen Dichtern entgegentrat, noch heute fortdauernd zeigt. — Desgleichen greifen in die ältere französische Geschichte zurück die „Personal recollections of Joan of Arc by the Sieur Louis de Conte (her page and secretary). Freely translated out of the ancient French into modern English from the original unpublished Manuscript in the national archives of France by Jean François Alden. Edited by MARK TWAIN“[218]). Die Stellungnahme des genialen, nie um originelle Themen verlegenen nordamerikanischen Humoristen zu den hier vorgeführten Ereignissen sowie sein Verhältnis zu dem hier dargebotenen packenden Manuskripte — die ungewöhnlich eingehende Titel-Fassung macht den Kenner Mark Twains sofort stutzig — gehören nicht hierher, wo wir nur die Thatsache dieser Stoffwahl als symptomatisch für den Austausch gallikanisch-französischen Inhalts und urecht angloamerikanischer Schriftsteller zu verzeichnen Anlass haben.

Französisches und englisches Blut, Denk- und Dichtart von dies- und jenseits des La Manche-Meeres gatten sich in George du Maurier, dem HUGO KLEIN mit Bezug auf sein »Trilby«-Buch — „entschieden die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete des englischen Romans in den letzten zehn Jahren, eine liebenswürdige fesselnde, reizvolle Arbeit“ — eine saubere Betrachtung zu teil werden lässt[219]). Hier sei davon nur erwähnt, dass der fabelreiche Erfinder, der erst so spät aus einem Maler ein origineller Romancier ward und viele dahinzielende Pläne im Herbst 1896 mit ins Grab nahm, als Enkel eines Mannes, der während der Revolution nach England geflüchtet und einige Jahrzehnte dort verblieben war, 1834 zu Paris geboren, aber mit dem 17. Jahre zur höheren Ausbildung nach England geschickt wurde; später bildete er sich in der Geburtsstadt unter Gleyre zum Maler aus, und die Schilderungen aus dem Künstlerleben im Quartier latin, eine völlig selbständige Retouche von Henry Murgers ‚Bohême‘, arbeiten mit eigenem Pinsel. Der Schauplatz seiner Werke verteilt sich auf die Hauptstädte seiner zwei Heimatländer. Wie in seinem Leben, so wirbelt auch in seinen Anschauungen Französisches und Englisches durcheinander, und der mittelste und bekannteste seiner drei Romane — »Peter Ibletson«, »Trilby«, »The Martians« — macht das besonders offenbar. Julius Pentzlin sieht in „»Trilby« — ein Zeichen der Zeit“[220]) vom Standpunkte der ‚Frauenfrage‘.

CARLO SEGRÈ berichtet über „L'ultimo romanzo di Thomas Hardy“[221]), nämlich »Jude the Obscure« (London 1895), und zeigt damit, welch starkes Interesse man jetzt in Italien auch bei der litterarhistorischen Kritik, schon an Englands jüngster Belletristik nimmt. Dazu

---

217) Ebd. 1895. vol. 3098: 279 S. **218)** Ebd. vol. 3138 u. 3139: 279 bez. 271 S. Vgl. L. Fränkel i. d. BZRS. N. F. VII (1899) 134, anlässlich H. Bretschneiders Schulausg. v. Jos. Fabres „Jeanne d'Arc, libératrice de la France“ (1896). **219)** NZ. Nr. 626 v. 28/10 1896. **220)** AKMCD., 53. Jhrg., Januar, S. 77—81. **221)** NAnt. 147, p. 620—640.

sei aus dem Eingange, S. 620 f., hervorgehoben: „Il romanzo è l'espressione letteraria particolare alla seconda metà del secolo decimonono. È inutile ricercare se questo segni o no per noi una decadenza: certo è però che sulla via, in cui dominano le figure di Thackeray, di George Eliot, di Dickens, di Zola, di Turghenieff posano oggimai i vanti più superbi, s'elevano le speranze più ardenti delle nostro lettere. Gl' ideale, le condizioni, le forze, che hanno reso possibili i poemi d' Ariosto e di Tasso, le tragedie di Shakespeare, i canti civilmente di Parini, di Schiller, di Foscolo, le liriche tenerissime di Heine e di De Musset, son tramontati in una notte così oscura, che par quasi non debba aver più mattino." Das Werk wird nach seinen ideellen Elementen sorgsam betrachtet, dann wird seinen Beziehungen zu englischen Vorgängern nachgespürt, von Italienern Manzoni zum Vergleiche (S. 631), Petrarca (S. 640), auch Dante wegen inneren Zusammenhangs herangezogen. — Dass auch englisch geschriebene neugeistige Wissenschaft den Fachgenossen Italiens, die das grosse Publikum auf dem Laufenden erhalten, nicht fremd bleibt, belegt beispielsweise die sehr eingehende ‚Notizia letteraria' über „Problemi sociali di Enrico George (edito a Torino 1895)" von G. V.[222]).

Umgekehrt beschäftigen sich zwei interessante neuere Publikationen aus englischer Feder intensiv mit dem neueren Italien während der Epoche, da es den fremden Druck abschüttelte: THOMAS HODGKIN, »Italy and her invaders«, auf dessen neueste Abschnitte sich ein italienisches Referat erstreckt[223]): Questi due — heisst es daselbst S. 190 — bei volumi, come i precedenti, fanno onore nello stesso tempo all' arte tipografica e alla cultura storica inglese. Sono stampati splendidamente e vanno adorni . . . Tommaso Hodgkin continua in essi la storia delle invasioni barbariche in Italia. . . . Das Buch wird ganz ausserordentlich gelobt. S. 191: Essa acquista anche un interesse particolare perchè scritta da un Inglese. Deutsche und italienische Forscher werden aufgezählt. È interessante ora sentire su tali questioni il parere di un uomo che mostra di possedere in grando non comune le qualità caratteristiche de' suoi connazionali, il positivismo, la temperanza de' giudizi, l' intuito politico e la conoscenza pratica della vita pubblica. Der Schluss auf S. 192 lautet: Noi ci auguriano di veder presto pubblicato il VII ed ultimo volume di un' opera che fa onore alla letteratura storica inglese, e della quale saranno grati all' A. non soltanto. Inglese ed Italiani, ma quanti coltivano con serietà gli studi storici. E crediamo che farebbe cosa profittevole alla scienza ed alla cultura generale, nonchè ai propri interessi, quell' editore che dell' opera inglese ci desse una versioni italiana economica. — Das andere Buch, „The Liberation of Italy 1815—70 by the Countess E. MARTINENGO CESARESCO"[224]), geht für die Freiheit und Einheit Italiens feurig ins Zeug und bringt bei deren Helden Mazzini, Garibaldi u. s. w. die Lichtseiten kräftig heraus, nicht ohne Einseitigkeit, wie ihr der Jesuit A[THANASIUS] ZIMMERMANN in seinem Referat „Zur Geschichte des neuen Italien"[225]) vorhält. An Thatsachen, die Englands Sympathie

222) Ebd. 145, p. 362–368. **223**) Über Hodgkin V (553–600) u. VI (600 — 744), Lond. 1895: NAnt. 145, p. 190—192. **224**) London, Seeley. 1895. X + 420 S. **225**) HPBll. 115. Bd. (1895), 5. Heft, S. 402—404.

für die Begründung Jungitaliens handgreiflich illustrieren, erscheinen auch diesem, natürlich von dem Standpunkte der „Rebellen“-freundlichen Gräfin wenig erbauten Kritiker die Teilnahme mancher Engländer, wie Oberst Dunne, eines kühnen, geschickten, fascinierenden Führers (Martinengo S. 290, Zimmermann S. 403), und die Ausnahmestellung des englischen Gesandten am sardinischen Hofe, als die übrigen im Falle eines Angriffes auf den Kirchenstaat mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen drohten, charakteristisch. — Umgekehrt stossen wir auf eine italienische Besprechung[226]) von Charles Booth, „Life and labour of the people in London V. VI. (Population classified by trades)“[227]), die aber die Italiener in London — siehe oben Nr. 149 und unsern Abschnitt pro 1895 Nr. 167 — nicht erwähnt.

Wenn wir, am Schlusse angelangt, uns nach etwaigen Äusserungen umschauen, die in Italien bez. England die einschlägige sprachlich-litterarische Bildung bez. das entsprechende Interesse beleuchten, so liegt in englischer Sprache, freilich nordamerikanischerseits, aus dem „United States Bureau of Education. Chapters from the Report of the Commissioner of Education For 1894—95“ das Sonderheft „Education in the Netherlands and in Italy“[228]) als Chapter XI und XII vor, das letztere Italien betreffend (S. 543 ff.). Aber wir finden daselbst gar nichts, was unser Augenmerk an diesem Orte fesseln könnte, und verweisen nur auf die Übersicht der „scientific and professional organizations“ der Apenninenhalbinsel S. 576—579 sowie die paar „memorable dates“ S. 579 f., einen gedrängten Abriss der Bildungsgeschichte des Landes, über das es daselbst heisst: „In the Middle Ages and during the Renaissance Italy was the most brilliant center of literature and art in Europe.“ — Demgegenüber entwirft C. C. S[CHARDT], jahrelang der kundige Londoner Korrespondent der „Frankftr. Ztg.“, gelegentlich der Anzeige[229]) von C. A. Buchheims „German Classics with English notes, vol. XI: Halm's Griseldis“[230]) — wozu MARCUS LANDAUS fachmännisches Referat[231]) mit mancherlei stoffkundlichen Nachträgen, auch betreffs Halms etwaiger Benutzung der Boccaccioschen Novelle von Bernabò da Genova (Decam. II. 9) neben dessen Griseldis-Geschichte, zu vergleichen — ein lichtvolles Gemälde der analogen Situation in England, woraus das Wesentliche abgedruckt sei: „Es wäre vielleicht etwas zu weitgehend, wollte man behaupten, dass das Studium moderner Sprachen in England der Mode und ihrem Wechsel unterworfen sei. Immerhin lassen sich deutliche äussere Einflüsse nachweisen, die bei der Pflege lebender Sprachen in England massgebend gewesen und es noch sind. In den vierziger Jahren gab es wohl kein Damen-Pensionat in England, wo nicht das Italienische mit Eifer und von einigen Schülerinnen mit Begeisterung gepflegt wurde. Es war die Zeit politischer Gährung in Italien; politische Flüchtlinge von hoher Bildung hielten sich in England auf und verbreiteten, wie Rossetti und seine Familie, die Kenntnis der italienischen Litteratur und Kunst, was nicht ohne Einfluss auf die Entwickelung der Kunst und Litteratur

226) NAnt. 146, 592 f. 227) London, Macmillan and Co. 228) Washington, Government Printing Office, 1896. 8°. S. 475—582. 229) FZ. Nr. 228, 18/8. 1895, 4. Morgenbl. 230) Oxford, at the Clarendon Press. 1894. LV + 154 S. kl. 8°. 231) ZVglL. NF. VIII (1895), S. 135—137.

geblieben ist. Mazzinis öfterer Aufenthalt, seine zahlreichen Verbindungen mit englischen Politikern und Staatsmännern trugen ebenfalls viel dazu bei, der Pflege des Italienischen Vorschub zu leisten. Ein auffälliger Wandel trat mit dem Entstehen des zweiten Kaiserreichs ein: das Französische verdrängte das Italienische, schob es allmählich ganz in den Hintergrund. Die freundlichen Beziehungen, welche die englische Königin mit dem Hof in den Tuilerien unterhielt und die durch den Krimkrieg noch intimer wurden, die durch Richard Cobden mit Napoleon III. vermittelten Handelsverträge förderten das Studium der französischen Sprache, sogar in Knabenschulen Englands, die doch gemeiniglich in der klassischen Versmacherei die Höhe der Schulbildung erblickten. Wieder ein anderer Wandel trat mit dem grossen Kriege der Jahre 1870—71 ein . . . um der Pflege der deutschen Sprache in allen englischen Schulen, die auf moderne Bildung irgendwie Anspruch erheben, den Eingang zu verschaffen. Das Deutsche wird heutzutage nicht mehr, wie vordem das Italienische, als ein accomplishment, eine elegante aber überflüssige Zugabe angesehen, sondern als ernstes Studium betrieben . . .“.

Da unser ganzes vorstehendes Kapitel mit all seinen Reproduktionen, Auszügen und Hinweisen in der jungen Sonderdisziplin rangiert, der der umsichtige Louis P[aul] Betz in seinen „Kritischen Betrachtungen über Wesen, Aufgabe und Bedeutung der vergleichenden Litteraturgeschichte“[232]) Regel und Richtschnur bestimmt, so sei aus diesen überaus anregenden Auslassungen bloss die über Englands Eingreifen in den Betrieb dieser, Völker verbindenden und Litteraturen verknüpfenden Wissenschaft der Hinweis auf Percy, den Eröffner (1765) der dafür so hochwichtigen Kenntnis der Volkspoesie (S. 146), nachdrücklich aber der Passus (S. 147 f.) herausgehoben, der Henry Thomas Buckle mit dem 1858 erschienenen Bd. I der „History of Civilisation in England“ an die Spitze der vergleichenden Litteraturgeschichte der Neuzeit stellt, und zwar besonders mit der Erkenntnis „The origin and extent of that connexion between the French and English intellects ... is a subject of immense importance“. Und doch, bemerkt Betz ungefähr, ignorieren sämtliche Theoretiker der vergleichenden Litteraturgeschichte, auch diejenigen, die Englands Brücken zu den Romanen prüfen, Buckles grossartiges Programm und schieben das erheblichste Verdienst H. Taine zu, dessen Werk über die englische Litteratur, an Buckle gemessen, in sachlichem Fundament stark zurücksteht — übrigens, Taine erschien 6 Jahre nach Buckle! Daran schliesst Betz folgenden prinzipiell wie sachlich erkenntnisscharfen Absatz (S. 148): „Die Einzelforschung hat in den letzten 30 Jahren manches neue Licht auf die litterarischen Beziehungen zwischen England und Frankreich geworfen. Was Buckle über diese vor dem 17. Jahrhundert zu sagen weiss, ist spärlich; fast wertlos ist das wenige, das er über die Litteraturperiode vor Shakespeare bringt. Da nun die Wissenschaft seit Behn-Eschenburgs Schrift über die Wechselbeziehungen der englischen und festländischen Litteratur vor dem Zeitalter Shakespeares (1865) wesentliche Fortschritte gemacht — wir verweisen nur auf das Werk J. J. Rousseau etc. [s. oben Nr. 142], das der Lyoner Professor Jos. Texte in diesem Jahre

232) ZFSL. XVIII, 1. Hälfte, S. 141—156.

[1896] veröffentlichte, — so glaube ich, dass eine eingehende und zusammenhängende Darstellung der litterarischen Beziehungen zwischen England und Frankreich zeitgemäss und nicht wertlos sein würde.“ Wir fügen bei: eine Darstellung der litterarischen Wechselbeziehungen zwischen England und den romanischen Völkern überhaupt, voran deren litterarischen Erstgeborenen, den Italienern. Im Hinblick darauf ist die Fülle von Material, die für vorstehendes Referat herzugeströmt bez. mit grösster Mühe zugänglich und in der Regel auch benutzbar gemacht worden ist, für Italien zwar nicht absolut vollständig, aber prinzipiell wohl erschöpfend. Dass dabei ausser gelegentlichen Streifblicken ins spanische Revier gar vielerlei Französisches hereingezogen wurde, soweit Englands Litteratur- und Geistesleben Anknüpfungspunkte hierfür darbot, hat für die älteren Perioden seine Ursache in der selbstverständlichen Unabgeschlossenheit des betreffenden Fragment-Berichts für 1895/96, den der gediegene Kenner Eugen Kölbing ganz kurz vor dem Tode im Hochsommer 1899 darüber einlieferte (s. oben S. 435—437); für die neueren Perioden empfahl sich breitere Behandlung durch die Gefahr, es möchten andernfalls wichtige Dinge im JBRPh. ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Aus diesem Grunde auch mehrten sich und wuchsen die wortwörtlichen Auszüge und wiederholten kritischen Stimmen, je näher der Berichterstatter der Gegenwart kam, zumal für eben diese neuere Ära der Litteratur bisher jeder Ansatz einer vergleichenden Betrachtung, unter unserem speziellen Gesichtspunkte vorgenommen, fehlt. So sollte also damit direkt ein Grundstock wirklicher originaler Unterlagen dargeboten werden, und darum, im Verein mit der Schwierigkeit des Materialerwerbs und der Notwendigkeit der Erweiterung nach Kölbings Ableben, mag, abgesehen von argen persönlichen Hindernissen, der Hinausschub des endlichen Abschlusses und Erscheinens der voranstehenden Blätter genug entschuldigt, zugleich diesen selbst der Charakter eines Versuchs gewahrt sein. Dies letztere aber berücksichtige man namentlich bei dem Punkte, der, wo Grenzgebiete erörtert werden, immer der heikelste bleibt: bei der scheinbar willkürlichen Auswahl der Unterlagen. Wenn nämlich deren Kreis hier nun etwas weiter gespannt ward, so geschah das eben absichtlich, im wohlverstandenen Interesse der doch ganz vorwiegend romanistisch gestimmten Leser und Benutzer des JBRPh., damit für diese auch entferntere oder unzugängliche englische Anknüpfungen registriert seien.

Aschaffenburg. Ludwig Fränkel.

Einfluss des spanischen Dramas auf das anderer Länder. 1890—94. Unter den spanischen Dramen gibt es keines, das auch nur annähernd die Berühmtheit und Verbreitung des Tirsoschen Burlador de Sevilla erreicht hätte. Mit Recht sind daher seine Nachahmungen in der Weltlitteratur wiederholt Gegenstand der Betrachtung gewesen. Ich will von älteren Versuchen, wie die von Picatoste (1883), Karl Engel (1887), sowie von den gewöhnlich wertlosen Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln schweigen und mich an die in unsere Zeit fallenden eigentlichen Arbeiten halten. R. M. Werner[1]) veröffentlichte 1891 ein Volksschauspiel über

1) Der Laufener Don Juan. Ein Beitr. zur Geschichte des Volksschauspiels. (TF. hg. v. B. Litzmann), 3. Heft, Hamb. u. Lpz., Voss. 1891.

den Don Juan, das, eigentümlich genug, von Schiffern zu Laufen an der Salzach zur Winterszeit (u. a. Stücken) aufgeführt, allem Anschein nach auf eine Haupt- und Staatsaktion zurückzuleiten ist. Die einleitenden Bemerkungen Werners bereichern sonst die Don Juan-Litt. nicht. — Das Büchlein von V. FERRARI[2]) ist mir nicht zu Gesicht gekommen, soll aber ganz wertlos sein. — F. DE SIMONE BROUWER verfasste ein anziehend geschriebenes Buch[3]) über den Gegenstand, ohne indes irgend etwas Neues zu bieten. Er behandelte der Reihe nach Tirsos Burlador, Lope de Vegas Dineros son calidad, die 1657 im Théâtre Ital. zu Paris aufgeführte Harlekinade, die Stücke, bzw. Dichtungen von Cicognini, Dorimond, de Villiers, Molière, Rosimond, Th. Corneille, Zamora, Goldoni, G. B. Lorenzi, da Ponte-Mozart, Grabbe, Lenau, Heyse, Dumas père, Zorilla, A. de Musset, G. Sand, Mallefille, Aicard, G. A. Cesareo, erwähnte Giliberti, Perucci, Shadwell, Le Tellier, Filistri-Righini, Byron, Espronceda, Campoamor; aber er ist gleichwohl weit entfernt davon, seinen Gegenstand zu erschöpfen: einmal sind ihm trotz verschiedener Vorarbeiten — ich verweise auf die selbst unzulängliche von Engel[4]) und meine Rezension[5]) dazu — eine grosse Anzahl von Bearbeitungen entgangen, so z. B. die spanische Bearbeitung des Burlador „Tan largo me lo fiais", die holl. Bearbeitungen, die deutschen von Hernigk, Friedmann, N. Vogt, Widmann, Hart, der Däne Almquist u. a., dann hat er keine Untersuchungen über den Ursprung der Fabel angestellt, die Beziehungen zwischen den einzelnen Dramen zu einander gar nicht oder zu wenig beachtet, Daten und andere Angaben nicht immer mit Sorgfalt kontrolliert und sich oft ohne Kritik auf die Angaben Anderer verlassen. Wie weit ihm die Arbeiten seiner Vorgänger bekannt waren, lässt sich schwer sagen, da er Noten ganz unterlassen hat, doch merkt man deutlich, dass ihm die einschlägige Litteratur nicht genügend bekannt ist. — Gelegentlich der Besprechung eines Aufsatzes von G. Wenzel stellt STIEFEL[6]) die europäischen Nachahmungen des Rojasschen Dramas Casarse por vengarse zusammen. — Unter dem Titel „Der Cid im Drama" bietet W. BORMANN[7]) eine Betrachtung der Ciddramen von G. de Castro, Corneille und Feodor Wehl. Der Verfasser scheint nicht zu ahnen, wie wenig diese Namen das Thema erschöpfen. —

Wenn wir uns jetzt zu dem Einfluss des spanischen Dramas auf die einzelnen Länder Europas wenden, so wollen wir bei **Holland** anheben, weil hier Nachahmungen am frühesten nachzuweisen sind. R. A. KOLLEWIJN[8]) ermittelte, dass unter den 22 Dramen Theodore Rodenburghs drei Nachbildungen von Comedias des Lope de Vega sind, nämlich Casandra Hertoginne van Borgonie (1617) entspricht Lopes El Perseguido, Jaloersche Stvdenten (Jalourse Stvdentin) (1617)

---

2) Don Giovanni nella letteratura e nella vita, Milano 1892; cf. Farinelli Don Giovanni. Note crit 1896. S.-A. 7 A². 3) Don Giovanni nella poesia e nell' arte musicale, Napoli 1894. 4) Die Don Juan-Sage auf der Bühne, Dresden Lpz. 1887. 5) LBlGRPh. XI. Sp. 74 ff. 6) LBlGRPh. XIII. Sp. 85 ff. 7) ZVglL. VI. 5—33. 8) Th. Rodenburgh en Lope de Vega in Gi. 1891 III. Teil S. 325—361.

der Escolastica zelosa, Hertoginne Celia en Grave Prospero (1617) dem Molino. In zwei anderen Stücken Hoecx en Cabeliavvs (1628) und Keyser Otto den derden en Galdrada (1617) bearbeitete Rodenburgh Stoffe, die auch Lope dramatisierte — welchen Stoff hätte das „monstruo de naturaleza“ nicht bearbeitet! — aber ohne dem Spanier zu folgen. Rodenburgh war 1611—1614, also zu einer Zeit, als Lope fast ohne Nebenbuhler die Madrider Bühne beherrschte, holländischer Konsul in der Hauptstadt Spaniens. Und so erklärt sich leicht, dass er die Schöpfungen des „treffelijcken Poët Lope de Vega Carpio“ kennen lernte. Mit Recht vermutet Kollewijn, dass die genannten drei Dramen nicht die einzigen sind, die Rodenburgh dem spanischen Drama verdankt, mit Recht weist er darauf hin, dass Comedias von Lope in der Ursprache bereits 1607 zu Antwerpen und 1611 zu Brüssel gedruckt worden waren. Hätte er diesen Notizen gemäss weiter geforscht, so würde er noch manches gefunden haben. Jedenfalls bildet sein Aufsatz eine wertvolle Ergänzung zu Jan te Winkels „Invloed der Spaansche Letterkunde op de Nederlandsche in de zeventiende eeuw“[9]).

Über den Einfluss der spanischen Comedia in **England** hat Stiefel[10]), entgegen den bisherigen Anschauungen, klar gemacht, dass ein solcher nicht im 16. Jahrhundert stattgefunden habe, vielmehr erst für das 3. Dezennium des 17. Jahrhunderts nachzuweisen sei, für das 2. Dezennium lässt er die Möglichkeit eines Einflusses als offene Frage bestehen. Er bemerkt, dass die Verbreitung spanischer Comedias fast immer durch politische Beziehungen begünstigt wurde und als solche bezeichnet er für England die Brautfahrt des Prinzen Karl von Wales (nachmaligen Königs Karl I.) nach Spanien im Jahre 1623. Als Nachahmer der Spanier nennt er Thomas Heywood, Middleton, Dekker, Massinger, W. Habington und James Shirley. Von letzterem gibt er die spanischen Quellen zweier Dramen an: The young Admiral (c. 1633) ist Lope de Vegas Don Lope de Cardona und The Opportunity (c. 1634) Tirso de Molinas El Castigo del Penséque nachgeahmt. Der grösste Teil der Abhandlung ist der ausführlichen Darlegung des Verhältnisses dieses letzteren Stückes zu seiner Quelle gewidmet.

Über den Einfluss des spanischen Dramas in **Deutschland** äussert sich A. Farinelli an verschiedenen Stellen seiner interessanten Abhandlung über die litterarischen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland[11]), zunächst im 6. Kapitel, wo er auf die Benützung der Comedias La escolastica celosa und La fuerza lastimosa durch Harsdoerffer, auf Greflingers Cid — nach Corneille — und Verwirrter Hof oder König Karl — nach Fuyter — auf J. Schwiger und Martin Kempe (Prinz Turbino, nach Lopes Amigo por fuerza) hinwies. Des weiteren erwähnt F. den Einfluss des spanischen Dramas, vornehmlich Calderons auf die Jesuiten und dieser wiederum auf das deutsche Theater besonders in Österreich. Die von F.

9) TNTLK. I, 59—114. 10) RF. V, 193—220 (Die Nachahmung spanischer Komödien in England unter den ersten Stuarts). 11) ZVglL. V 135 ff., 276 ff., VIII 318 ff.

erwähnte Aufführung von Calderons Darlo todo etc. 1668 am Wiener Hofe erfolgte übrigens in der Ursprache[12]) und nicht, wie F. glaubt, in einer deutschen Übersetzung. Was F. dann noch über span. Stücke im Verzeichnis der Wandertruppen mitteilt, beruht auf den Arbeiten von Heine, Trautmann und Dessoff. Nach diesen Arbeiten, vornehmlich nach Dessoffs sorgfältigen Ausführungen, steht übrigens fest, dass spanische Dramen in Deutschland während des 17. und eines Teils des 18. Jahrhunderts nur durch das Mittel von Übersetzungen der Holländer, Franzosen und Italiener nach Deutschland gelangten. Im 8. Kapitel streift er das spanische Drama wiederholt, indem er von dem Verhältnis Lessings und Cronegks zum spanischen Drama spricht. Im 9. erwähnt er Lessings Essex-Analyse, die Übersetzung von Luiguets Théâtre Espagnol (1770—71), durch Zachariae und Gärtner, die Übersetzung von Carlo Gozzis zum Teil nach spanischen Vorlagen gearbeitetem Theater durch Werthes — F. schreibt irrtümlich Werther —, Schröders „Amtmann Graumann" (bekanntlich nach Linguets Le Viol puni) und Stephanies „Der Oberamtmann" und die Soldaten (nach Collot d'Herbois). Im 14. Kapitel führt er die Urteile der Deutschen über spanische Litteratur vom Ausgang des 18. Jahrhunderts an, er nennt dabei die Kompilatoren Tychsen, Butenschön, Eschenburg, Blankenburg und Eichborn, sowie die mehr selbständig urteilenden Reisenden Kaufhold, Fischer und Link. Ergänzungen und Berichtigungen zu F.s Arbeit lassen sich an gar manchen Stellen geben, doch verdient dieser erste Versuch, dazu eines Ausländers, auf einem wenig betretenen Gebiete lobende Anerkennung. —

Noch grösseres Lob verdient FARINELLI für das inhaltreiche Buch, das er über das Verhältnis zwischen Lope de Vega und Grillparzer[13]) geschrieben hat. Schon A. SAUER in der Einleitung zur 5. Ausgabe der Werke Grillparzers[14]) hatte über den Einfluss der Spanier auf diesen Dichter einzelne richtige Bemerkungen gemacht (S. 34, 71, 80 ff.); die beste davon war, dass nicht in der Nachahmung von Einzelheiten und Motiven, sondern, kurz ausgedrückt, in der Gesamtwirkung der dichterischen Eigenart Lopes der Schwerpunkt seines Einflusses auf Grillparzer liege. Farinelli vertiefte sich begeistert in das vergleichende Studium der beiden Dichter, deren Wesen er erkennt und mit grosser Sachkenntnis zum Ausdruck bringt. In der Einleitung seines Buches bespricht er ziemlich erschöpfend die Ansichten der Deutschen über Lope de Vega von Harsdörffer bis auf Malsburg, d. h. bis zur Mitte der 20er Jahre unseres Jahrhunderts. Dann begleitet er Grillparzer von seinen ersten spanischen Studien an durch seine dramatische Schaffenszeit, überall im Zusammenhang mit seinem Leben und seiner dichterischen Gesamtthätigkeit den Einfluss der Spanier, voran Lope de Vega auf seine dichterische Entwicklung, auf seine Schöpfungen im allgemeinen, wie im einzelnen nachweisend. Grillparzer stand anfänglich unter dem Einfluss Calderons, dessen »La Vida es sueño« er bis zur Mitte des I. Aktes übersetzte. Dieser Einfluss zeigt sich deutlich in der Ahnfrau, in dem bis zum Schluss

12) Vgl. La Barrera y Leirado Catálogo S. 721. 13) Berlin (Weimar) Emil Felber 1894. 14) I. Bd. Stuttg., Cotta 1892.

des I. Aktes gediehenen ersten Entwurf von Der Traum ein Leben und in mehreren unausgeführten Dramenplänen. Damit ist, allerdings meines Erachtens, der Einfluss Calderons noch lange nicht erschöpft. Ich finde ihn noch in anderen Dramen, z. B. im Gastfreund, dessen Anfang durch den von Calderons Los tres majores Prodigios beeinflusst worden ist. Richtig ist jedoch, dass Lope de Vega bald Calderon zurückdrängte. Den Einfluss von Lopes Columbus auf den Anfang des Gastfreunds lehnt Farinelli ab, dagegen findet er Spuren des Lope „aber noch verschwindend wenig" in König Ottokars Glück und Ende, welches Stück er mit Lopes Imperial de Oton vergleicht, mehr schon im Treuen Diener seines Herrn (Principe Despeñado, El gran duque de Moscovia), Des Meeres und der Liebe Wellen (Los tres diamantes), Traum ein Leben (Con su pan se lo coma, Donayres de Matico), Weh dem, der lügt (Despertar á qien duerme), Libussa (Rey Bamba, Villano en su rincon, Quinta de Florencia), besonders aber in der Jüdin von Toledo (Las Paces de los Reyes) und Esther (Hermosa Ester). Den Ausführungen Farinellis, die sich nicht an Äusserlichkeiten halten, sondern liebevoll in das Wesen der beiden Dichter versenken, kann ich, wenn ich auch manches vielleicht anders ansehe, im allgemeinen beipflichten. Einzelnes bleibt freilich zu ergänzen. Schön ist auch „Die Übereinstimmung und Verschiedenheit in Grillparzers und Lopes dichterischer Individualität", mit welcher eingehenden Betrachtung das Buch abschliesst, durchgeführt.

Nach **Dänemark** führt uns ein Aufsatz E. DORERS[15]) über das Verhältnis Holbergs zum spanischen Theater. Der nüchterne Däne konnte an den phantasievollen Schöpfungen Iberiens keinen Geschmack finden. Er tadelte daran die Unwahrscheinlichkeit der Motive, den Verstoss gegen die Einheiten, die überschwängliche Sprechweise und namentlich die nie fehlenden Liebeshändel. Gleichwohl benützte er spanische Stücke, allerdings nicht direkt, sondern durch Vermittlung der Holländer und Franzosen. Seine Reise zum Brunnen geht indirekt auf Lopes El acero de Madrid, seine Unsichtbare auf Tirso de Molinas La Celosa de si misma zurück. In Don Ranudo de Colibrados brachte er eine spanische Charakterfigur (die des verarmten adelsstolzen Hidalgo) auf die Bühne. Im Jeppe vom Berge berührt er sich entfernt mit Calderons La vida es sueño, das er indes nicht benützte, über das er sich aber später in einer für ihn so recht charakteristischen Weise äusserte. Wie alle Sachen Dorers ist der Aufsatz anregend, entbehrt aber der Vollständigkeit und Genauigkeit.

Zum Einfluss Lope de Vegas auf **Frankreich** leitet uns die Dissertation von GEORG STEFFENS[16]) hinüber. Er behandelt das Verhältnis zwischen Rotrou und Lope de Vega, freilich bei weitem nicht erschöpfend und auch sonst nicht ganz tadelfrei, aber immerhin unsere Kenntnis fördernd. Er vergleicht La Bague de l'oubly, Les Occasions perdues und Laure persécutée mit den gleichnamigen Stücken

15) Nachgelassene Schriften hg. v. A. F. Graf v. Schack II Bd. S. 1—98.
16) Rotrou-Studien. J. de Rotrou als Nachahmer Lope de Vegas, Oppeln, G. Maske 1891.

Lopes, als deren Nachbildungen sie längst bekannt sind, weist für l'Heureuse constance zwei Stücke des Lope de Vega El poder vencido y amor premiado und Mirad á quien alabais als Quellen nach und zeigt Rotrous Verhältnis zu denselben. Ferner nennt er Mira de Mescuas El ejemplo major de la desdicha als Quelle für Rotrous Belissaire. Was er sonst vorbringt, ist mehr negativer Art und übrigens nicht neu. — REFERENT in einer eingehenden Besprechung[17]) dieser Arbeit hat zahlreiche Berichtigungen und Ergänzungen dazu gegeben. Er betont, dass die Zahl der Stücke, die Rotrou dem „Phönix der Dichter" verdankt, erheblich grösser ist, als Steffens angibt, dass Rotrou u. a. für L'Heureuse Constance noch ein drittes Stück Lopes benützt, dass Steffens die spanische Quelle vom St. Genest (Lopes Lo Fingido verdadero) vergessen, dass die Quelle zu Rotrous Dom Bernard de Cabrère nicht La adversa fortuna de D. B. de Cabrera, sondern La prospera f. d. D. B. d. C. war, dass Lopes El gallardo Catalan, entgegen der Meinung Steffens wirklich zu den Vorlagen des Franzosen gehört u. dgl. m. — Wenig befriedigend ist die Arbeit, welche GRÖHLER dem Verhältnis des Scarron zum spanischen Drama widmete[18]). Er vergleicht in ziemlich oberflächlicher Weise dessen Maître Valet mit seiner längst bekannten Quelle, Rojas Zorillas Donde hay agravios etc. Was er sonst noch über das Verhältnis Scarrons zum spanischen Drama vorbringt, ist entweder nicht neu oder nicht richtig. Seine Arbeit bedeutet gegenüber der bisherigen Forschung einen Rückschritt. Kein Wunder: Gerade die wichtigsten einschlägigen Werke, wie Schack, Klein, F. W. V. Schmidt u. s. w. sind ihm ganz unbekannt geblieben. — R. PETERS[19]) bringt in seiner Dissertation als Einleitung die Resultate der bisherigen Forschung über den spanischen Einfluss auf das französische Drama des 17. Jahrhunderts. Ohne genügend mit der einschlägigen Litteratur vertraut zu sein, bespricht er die ihm bekannt gewordenen Werke, welche das Verhältnis von A. Hardy, Rotrou, P. Corneille, Molière und Scarron zum spanischen Drama entweder ausführlich oder in flüchtigen Notizen zum Gegenstand haben. Seine Angaben sind hier einmal lückenhaft und dann öfters nicht korrekt. Insbesondere ist es auffallend, dass er die zahllosen französischen Dichter nicht erwähnt, die ausser jenen 5 das spanische Drama geplündert haben und entweder bei Puibusque, Schack oder F. W. V. Schmidt längere oder kürzere Erwähnung gefunden haben. Von Scarron giebt P. zuerst eine Zusammenstellung der bereits bekannten spanischen Quellen seiner Dramen, wobei er die von Schack erwähnte Quelle des Jodelet Duelliste (Tirsos No hay peor sordo) übersah oder verschwieg, und die vom Ecolier de Salamanque, ebenfalls längst bekannt, aufs neue entdeckte. Da nun die zweite Quelle des Jodelet Duelliste — Rojas Zorillas La traicion busca el castigo — ebenfalls schon 1888 von Morillot angegeben worden war, so reduziert

17) ZFSL. XV. S. 35—40. 18) ZFSL. XII. 27—66 (Paul Scarron als Komödiendichter). 19) Paul Scarrons Jodelet Duelliste und seine spanischen Quellen. Mit einer Einleitung, die Resultate der bisherigen Forschungen über den spanischen Einfluss etc. MB. 6. Heft, Erl. u. Lpz., Deichert. 1893.

sich das Verdienst Peters' im zweiten Teil seiner Dissertation darauf, dass er den Jodelet Duelliste und die beiden als seine Quellen längst bekannten spanischen Comedias miteinander verglichen hat. Was Peters noch über den Einfluss Scarrons auf Molière — also indirekt des spanischen Dramas auf den grössten französischen Komiker — mitteilt, ist nicht überall genau und nicht ganz erschöpfend. Der als Pendant zu Scarron behandelte Lambert hat seine Sœurs jalouses ou l'écharpe et le bracelet nicht, wie P. sagt, Tirsos No hay peor sordo, sondern, wie Schack längst angab, Calderons La vanda y la flor entnommen.

Nürnberg. A. L. Stiefel.

Einfluss des italienischen Dramas auf das anderer Länder. 1890—94. An die Spitze dieses Kapitels gehören wohl mit Fug die Arbeiten über die Wanderungen jener dramatischen Fabel, die, nachdem sie in Italien die moderne Tragödie begründet, von da ausgehend in der Dramatik beinahe aller modernen Völker eine gewisse Rolle spielen sollte. Ich meine die Sophonisba. Von den unzulänglichen Arbeiten von L. Fries und Feit will ich hier schweigen, zumal sie jenseits unserer Zeitgrenze fallen. Dagegen verdient Erwähnung die Abhandlung von A. Andrae[1]). Der Verfasser hat mit anerkennenswertem Fleisse so ziemlich alle Bearbeitungen des Stoffes in der Weltlitteratur zusammengetragen, und von den meisten auf Grund eigener Lektüre kürzere oder längere Inhaltsangaben gemacht. Wir zählen 12 französische, 5 italienische, 2 spanische, 1 portugiesische (nach Voltaire), 3 niederländische, 3 englische, 13 deutsche und 2 russische Tragödien sowie verschiedene Opern, Novellen und sonstige Dichtungen[2]) über den Stoff, darunter äusserst seltene Stücke, für deren Betrachtung wir dem Verfasser zu Dank verpflichtet sind. Ich erwähne in dieser Hinsicht die Analyse von Carettos langatmigem Stücke (S. 37—45), die von Aguilars Amantes de Cartago (S. 59—70) und den Nachweis eines Einflusses von Petrarcas Africa auf Montreux (S. 13 ff.). Schade, dass Andrae den Stoff so ungeschickt anordnete. Er hätte, von den historischen Berichten der Alten ausgehend und zu Boccaccio (De claris mul.) und Petrarca (Africa) fortschreitend, zuerst Caretto und Trissino, dann die französischen Übersetzungen und Nachahmungen des letzteren in Frankreich u. s. w. behandeln und den Zusammenhang der verschiedenen Bearbeitungen untereinander wahrnehmen sollen. So aber stehen die einzelnen Bearbeitungen fast ohne Verbindung unter sich, wobei noch die bibliographischen, zum Teil gar nicht dahin gehörenden Angaben störend im Texte wirken. Zu bedauern bleibt ferner, dass der Verfasser das interessante Thema nicht anziehender darzustellen wusste. Es war ihm Gelegenheit geboten, an einem Stoffe den wechselnden Geschmack und die Theorien in der Tragödie während 4 Jahrhunderte zu veranschaulichen und Geist und Eigenart der Jahrhunderte und Völker bis zu einem gewissen Grad dabei abzuspiegeln. Er hat keinen Versuch dazu gemacht. Seine Arbeit ist

1) Sophonisbe in der französischen Tragödie mit Berücksichtigung der Sophonisbebearbeitungen in anderen Litteraturen. ZFSL. 6. Supp. 1891. 2) Selbst Darstellungen des Stoffes durch Künstler fanden am Schlusse Erwähnung.



mehr ein räsonnierendes bibliographisches Verzeichnis der Sophonisbadramen etc. als eine litterarhistorische Untersuchung. — Ich reihe dieser Abhandlung gleich die über die ebenfalls von Italien ausgegangene Merope-Fabel an, deren Nachahmungen in Europa in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand eingehender Betrachtung geworden ist. Leider ist keine der Arbeiten dem anziehenden Thema irgendwie gerecht geworden, am wenigsten die in Italien selbst erschienenen. Alvaros 1889 erschienene Appunti su la Merope di Scipione Maffei[3]) haben mir nicht selbst vorgelegen, scheinen aber eine schwache Leistung zu sein[4]). — Gio. Giuseppe Gizzi benützte in seinem Buche[5]) die vergleichende Betrachtung der Tragödien Merope von Maffei, Voltaire und Alfieri nur, um daran seine sonderbaren theoretischen Anschauungen über das Wesen der Tragödie — die er als „la storia d'una violenta passione contrastata" definiert — auseinander zu setzen. Er reicht Alfieri die Palme, tadelt Maffei und noch mehr Voltaire. Seine Ausführungen zeugen von Einseitigkeit und ungenügender Sachkenntnis. Gegenüber Lessing und Klein bezeichnet seine Darstellung einen grossen Rückschritt. Von der Geschichte des Stoffes hat er so wenig Kenntnis, dass er z. B. anstatt des 1582 gedruckten Telefonte des Cavallerino einen 1641 geschriebenen französischen Telefonte „opera di vari scrittori" — der, nebenbei bemerkt, gar nicht existiert[6]) — für die erste Bearbeitung des Stoffes hält u. dgl. m. — Etwas besser unterrichtet ist Giuseppe Canonica[7]), der, von den antiken Überlieferungen und dem Cresphontes des Euripides ausgehend, Cavallerino, Liviera und Torelli als die ersten modernen Bearbeiter bezeichnet, indes gleichwohl nur Maffei, Voltaire und Alfieri näher betrachtet. Etwas wesentlich Neues bietet er zwar nicht, aber hin und wieder macht er gute Bemerkungen. Entschiedene Verurteilung verdient er jedoch dafür, dass er eine Anzahl grösserer oder kleinerer Stellen aus seinen Vorgängern Alvaro und Gizzi wörtlich benützte, ohne die beiden nur einmal zu erwähnen[8]). — Gründlicher als alle anderen den einzelnen Bearbeitungen nachgegangen ist Gottfried Hartmann[9]). Bis auf die wenigen Ergänzungen, welche Referent in einer Besprechung des Buches lieferte[10]), hat er so ziemlich alle aufgefunden. Auch seine Gruppierung des Stoffes: 1. Italiener des Cinquecento, 2. Franzosen unter Ludwig XIV., 3. Apostolo Zeno, 4. Maffei und seine Nachfolger (und Anhang: Neuere Bearbeitungen ausserhalb Italiens und Frankreichs) ist korrekt. Dagegen ist seine Methode ganz verfehlt: das Zerfetzen und Auseinanderreissen der Stücke in einzelne Motive, das Durcheinanderwürfeln der verschiedenen Stücke und der darüber geschriebenen Kritiken, ohne dass auch nur eine Inhaltsangabe geboten wird, kann nur die ver-

3) Vittoria Cabibbo 1889. 4) GSLIt. 17, 172. 5) La Merope e la Tragedia. Roma, E. Loescher & C. 1891. 6) Die von Voltaire ausgehende Angabe dürfte auf einer Verwechslung mit dem Telephonte von G. Gilbert beruhen, der nicht, wie Gizzi (S. 8) meinte, erst 1643 entstanden ist, da das Druckprivileg vom Juli 1642 datiert und das Stück thatsächlich auch 1642 erschienen ist, sondern wahrscheinlich 1641. 7) Merope nella storia del Teatro tragico greco, latino e italiano. U. Hoepli, Milano 1893. 8) Bereits von Bruno Cotronei gerügt und belegt GSLIt. 22, 237 ff. 9) Merope im italienischen und französischen Drama: MB. 4. Heft, Erl. und Lpz. A. Deichert 1892. 10) ZFSL. 15, 2. 40—46.

worrensten Vorstellungen erwecken, aber kein Bild von der Entwicklungsgeschichte der Fabel geben. Ferner sind Hartmanns Angaben besonders in den Daten oft ungenau und — was das schlimmste ist — sein Stil ist ungelenk und macht die ganze Arbeit zu einer wenig ansprechenden Lektüre. CARLO BRUSA' Arbeit über den Gegenstand[11]) ist mir unerreichbar geblieben, aber nach der Kritik BRUNO COTRONEI'S[12]) verdient sie keine weitere Beachtung. —

Den Einfluss des italienischen Cinquecentistendramas auf **Spanien** skizziert kurz A. L. STIEFEL in der bereits oben erwähnten ausführlichen Besprechung des Schaefferschen Werkes[13]). Er zeigt, wie dieser Einfluss in charakteristischen Zügen bei Torres Naharro hervortritt und sich auf dessen Schule (Castillejo, Huete, de las Natas, A. Ortiz, Juan Pastor, M. de Carvajal, Palau, A. Prado, F. de Avendaño und viele andere) überträgt, er führt aus, wie um die Mitte des Jahrhunderts unter dem Einfluss italienischer Schauspieler, die nachweislich schon 1538 in Spanien erscheinen, das Prosalustspiel auftaucht und von Lope de Rueda und anderen Schauspielern und Dichtern gepflegt wird. Stiefel verfolgt den italienischen Einfluss bis Lope de Vega. — In einem schon an anderer Stelle dieses Berichtes[14]) erwähnten und gewürdigten Aufsatze legt STIEFEL klar, welche italienische Lustspiele Lope de Rueda benützt und wie er sie benützt habe. —

Mächtiger und nachhaltiger als auf der iberischen Halbinsel, herrschte das italienische Lustspiel in **Frankreich,** wie dies STIEFEL in mehreren Arbeiten gezeigt hat. In einer grösseren Arbeit über die unbekannten Quellen J. Rotrous[15]) berührt er flüchtig den Einfluss des italienischen Dramas im 16. Jahrhundert, zeigt dagegen ausführlich, wie noch im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts italienische Lustspiele in Frankreich nachgeahmt wurden. Jean Rotrou hat diesem nicht nur wiederholt einzelne Motive und Charaktere (Figuren) zu verschiedenen Stücken, sondern auch vier Dramen vollständig entnommen. Die Komödie La Pelerine amoureuse (1634) ist eine im Wortlaut sowie in der Ausführung sehr freie Nachbildung der Pellegrina (geschrieben vor 1586, gedruckt 1589) des Rechtsgelehrten Girol. Bargagli zu Siena und wirkte ihrerseits wieder auf Regnards Les Folies amoureuses und Destouches' La Fausse Agnès. Über das zweite Stück Clarice, der Erofilomachia (1572) des Sforza d' Oddi von Perugia nachgebildet, äussert sich der Verfasser nur kurz, da sein Augenmerk die „unbekannten" Quellen des Dichters waren und diese Quelle Rotrou selbst angegeben hatte. Stiefel findet, dass in dieser Nachbildung Rotrou schon minder frei zu Werke ging. Wenn indes sich der Dichter als blossen Übersetzer bezeichnete, so dachte er allzu bescheiden von seiner Leistung. Seine Arbeit bleibt immer noch im Rahmen einer Nachbildung. Anerkennung verdient der Dichter dafür, dass er unsittliche Charaktere und Stellen seiner Vorlage beseitigt hat. Dagegen sinkt Rotrou fast zum Übersetzer herab in Celie und La Sœur, erstere den Duoi fratelli rivali, letztere der

11) La Merope di Sc. Maffei, Brescia, Castoldi 1893. 12) COTRONEI hat GSLIt. 22, 236—41 die verschiedenen Merope-Arbeiten, darunter auch die von Brusa, besprochen. 13) ZVglL. 5, 483 ff. 14) III. Bd. S. 474. 15) ZFSL. 5. Suppl. (auch S.-A. Oppeln, Maske 1891).

Sorella, beide Comoedien des Neapolitaners G. B. della Porta, nachgebildet. In beiden Stücken folgt R. seinen Vorlagen meist übersetzend Scene für Scene, überall stark kürzend, vereinfachend, oft mildernd, wobei er hin und wieder selbständige Scenen dazu erfindet. Auch hier war er bedacht, unsittliche Stellen seiner Vorlagen auszumerzen. Aus dieser Untersuchung Stiefels, die sich ausführlich über das Verhältnis zwischen Originale und Nachbildungen und über die Gründe der Abweichungen zwischen beiden verbreitet, geht Rotrou kleiner hervor, „*als man ihn in den letzten Jahren hinstellen wollte*“, der Einfluss des Cinquecentistendramas auf Frankreich dafür erscheint desto grösser. Da Rotrous Stücke, besonders La Sœur, von keinem Geringeren als Molière ausgebeutet wurden (Fourberies de Scapin, Bourgeois gentilh., Dépit amoureux) so wirkten die von dem „Druiden“ auf die französische Bühne verpflanzten italienischen Stücke gewissermassen bis auf unsere Tage fort. — Ein anderer Aufsatz STIEFELS[16]) zeigt uns die Abhängigkeit eines zweiten französischen Dichters jener Zeit vom italienischen Lustspiel. Tristan l'Hermite hat in seinem 1653 verfassten »Le Parasite« die Angelica (1584), Comedia des neapolitanischen Schauspielers Fabritio de Fornaris (Capitan Cocodrillo), die ihrerseits nur ein Plagiat von G. B. della Portas Olimpia ist, und wahrscheinlich unter Zugrundelegung einer 1599 zu Paris erschienenen Übersetzung des Stückes vom Sieur L. C. — nach Baschets, von Stiefel näher begründeter Vermutung, Larivey (Champenois) — frei nachgebildet. Stiefel deutet an, dass noch andere französische Dichter jener Zeit dem Beispiel Rotrous folgten.

Wenig ist bisher zur Erforschung des Einflusses geschehen, den das italienische Drama in **England** ausgeübt hat. STIEFEL weist im Anhang seiner Arbeit über Rotrou[17]) nach, dass G. B. della Portas Sorella und zwar in der Bearbeitung Rotrous die Nebenintrigue (under-plot) in dem Th. Middleton zugeschriebenen Lustspiel No wit no help like a Woman's bildet und dass diese erst bei einer späteren Bearbeitung des Stückes zwischen 1646 und 1657 — das Stück existierte bereits 1638 — eingefügt worden ist. Er macht endlich noch darauf aufmerksam, dass von della Porta noch andere Stücke, der Astrologo in Tomkins Albumazar und die Trappolaria in G. Ruggle's Ignoramus in England nachgeahmt worden sind.

Nürnberg. A. L. Stiefel.

Nachträge*).

Zu II 112. — **Französisches Drama im Mittelalter. 1895—96.** Eine zusammenfassende Darstellung der gesamten dramatischen Dichtung des mittelalterlichen Frankreich hat auf 46 Seiten von neuem L. PETIT DE

16) Tristan l'Hermite's, Le Parasite und seine Quelle. ASNS. 86, 47—80.
17) ZFSL. 5 Suppl. S. 151 ff.

*) Mss. nach Abschluss der betr. Abschnitte eingelaufen. K. V.

Julleville im zweiten Band der unter seiner Leitung erscheinenden „Histoire de la Langue et de la Littérature française des Origines à 1900"[1]) zu geben versucht. Leider ist auch dieser Versuch nicht sehr geglückt, und die wichtige Litteratur-Gattung, namentlich im Verhältnis zu anderen dadurch nicht gebührend ins Licht gesetzt worden. Trotz der vielleicht unfreiwilligen Raumbeschränkung hätte in den 46 Seiten doch sachlich bedeutend mehr gesagt werden können, wenn der Verfasser nebensächliche und geradezu überflüssige Ausführungen wie die über die Neubearbeitung der „Histoire de Griseldis" von Silvestre und Morand weggelassen hätte. Wie sich ein mit dem Stoff unbekannter Leser z. B. über das „Jeu de saint Nicolas" oder das „Miracle de Theophile" und damit über den Stand der gesamten ernsten dramatischen Litteratur im 13. Jhrh. eine annähernd klare Vorstellung aus den kurzen Andeutungen Jullevilles bilden soll, ist nicht abzusehen, selbst die bedeutsamen Stücke Adams de la Hale sind nur ganz flüchtig besprochen. Dabei fehlt es auch nicht an Unrichtigkeiten und sind neuere deutsche Untersuchungen, man möchte fast glauben, geflissentlich unbeachtet gelassen. Des näheren verweise ich hierfür auf meine Ausführungen in ZFSL. XX[2] S. 11 ff. „Ce qui est le plus intéressant dans l'exposé de M. P. de J.", bemerkt G. Paris in Ro. XXV 611 „c'est tout ce qui concerne l'esprit du théâtre médiéval, réligieux ou comique, la mise en scène, les acteurs, le public, les causes de la floraison et de la décadence des mystères." Insbesondere sei auch noch auf eine wohlgelungene kolorierte Wiedergabe eines Wasserfarbenbildes aus einer Pariser Hs. aufmerksam gemacht, welche dem Aufsatze beigegeben ist und Bühneneinrichtung wie Aufführungsart der Mysterien recht gut veranschaulicht. — Weit anspruchsloser und doch auf engem Raum weit eingehender und zuverlässiger orientierend ist ein ähnlicher Aufsatz W. Cloettas, betitelt: „Aus dem Theater des alten Frankreich." Er steht in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 14. und 21. Juli 1895 Nr. 28 und 29 und giebt eine im allgemeinen zutreffende Übersicht über Entstehung und Entwickelung der verschiedenen Unterarten der ernsten wie der heiteren dramatischen Dichtung des mittelalterlichen Frankreich. Wenn C. bemerkt: „eigentümlicherweise ist das Mirakel-Drama — d. h. das, welches immer nur ein einziges Wunder vorführt, das von der betreffenden heiligen Person zur Zeit, als sie nicht mehr auf Erden wallte, verrichtet worden ist — schon in der zweiten Hälfte des 14. Jhrh. der Konkurrenz des Mysteriums erlegen", so ist das, wie der Verfasser durch eine einschränkende handschriftliche Randnotiz schon selbst zum Teil anerkannt hat, nicht zutreffend. Man braucht sich nur an das in einem Drucke des 16. Jhrhs. überlieferte Miracle de S. Nicolas oder an die 12 „Mysteres" benannten Miracles Jean Louvets aus den Jahren 1536—1550 zu erinnern, um das Fortbestehen der Gattung bis tief in das 16. Jhrh. einzuräumen. — Eine dritte, ebenfalls populäre Gesamtdarstellung des mittelalterlichen französischen Dramas hat L. Cledat unter dem Titel: „Le Théâtre en France au m. â."[2]) veröffentlicht. Die mir nicht zu Gesicht gekommene Schrift wird, wie

1) Paris, Armand Colin 96·, 8°. 560 S. 2) ebd. Lecène, Oudin et Cie. 96. 8°. 239 S. (Coll. des CP.).

ähnliche andere desselben Verfassers der Hauptsache nach aus Analysen mit eingestreuten umfangreichen Textproben in archaisierender Übertragung bestehen. — Ein umfangreiches und reichhaltiges Buch ist der im letzten Jahresbericht irrtümlich übergangene „Essai sur l'histoire du Théâtre“ von GERMAIN BAPST[3]). Es ist mit 85 Gravuren ausgestattet und enthält recht ausgiebige Angaben über die Anlage der Theater, den Zuschauerraum, die Bühne, die Inscenierung, Dekoration und Kostümierung vom Mittelalter bis in die neue Zeit. Ausführlich haben allerdings nur die französischen Theaterverhältnisse Berücksichtigung erfahren und auch hier ist wieder die dem 15. Jhrh. voraufgehende Periode nur ganz knapp behandelt worden. Das Werk zerfällt naturgemäss in drei Teile: Mittelalter, Renaissancezeit und Neuzeit. Der erste Teil, welcher uns hier allein angeht, besteht aus zwei Büchern, deren erstes, 81 Seiten umfassend, sich mit den Theaterverhältnissen der eigentlichen Mysterien beschäftigt, während das zweite die analogen Verhältnisse der pantomimischen Stücke, der mystères mimés ins Auge fasst. Ganz abgesehen von den spärlichen Angaben über das Theater des 12.—14. Jhrh. ist allerdings auch die reiche Fundgrube, welche schon die bisher gedruckten Mysterien des 15. und 16. Jhrhs. für einschlägige Untersuchungen bilden, noch keineswegs erschöpft und werden Bapsts Aufstellungen daher noch mancherlei Ergänzungen erfahren können und müssen. — Von Interesse, wenn auch nur für die Vorgeschichte der mittelalterlichen Passionsspiele ist auch eine Publikation des Abbé DE LA ROUSSELIÈRE: „Une tragédie antique sur la Passion avec études littéraires et critiques[4]).“ Gemeint ist die bekannte griechische Passion Gregors von Nazianz aus dem 6. Jhrh. Verfasser bietet davon eine französische Prosaübersetzung. Seine lange und etwas einseitige „Étude littéraire“ vertritt insbesondere die herkömmliche Ansicht, das Stück sei nach dem Muster und aus Reminiscenzen antiker Tragödien abgefasst, und widerspricht der von G. Brambs aufgestellten Vermutung, das Stück sei einem byzantinischen Mönche des 12. Jhrhs., Theodor Prodromos, zuzuschreiben. In einem kurzen Appendix zählt De La R. ferner die bisherigen Ausgaben und Arbeiten, welche von dieser orientalischen Passion und über sie erschienen sind, auf und unterzieht sie einer kurzen Besprechung. Ein direkter oder indirekter Zusammenhang dieses Dramas mit dem abendländischen Passionsspielen besteht bekanntlich nicht. — Die Bedeutung, welche Adam de la Hales Dramen aus dem Ende des 13. Jhrhs. jetzt allgemein zuerkannt wird, findet ihren deutlichen Ausdruck in den immer zahlreicheren Veröffentlichungen, deren Gegenstand, sei es das Leben des Dichters, sei es seine Werke bilden. Hierher gehört für unsere Berichtsperiode zunächst ein kürzerer Aufsatz von E. LANGLOIS: „Interpolations du Jeu de Robin et Marion“[5]). Es handelt sich um die Zeilen 688—757 und 783—800. Sie finden sich nur in Hs.P. Überdies schliessen sich 758—59 offenbar unmittelbar an 684—87 an. Beide Interpolationen sind höchst ungeschickt, „compliquent inutilement l'action, ajoutent de grandes difficultés à la mise en scène, et en somme

3) eb. Hachette 93, 4° 696 S. 4) eb. V. Retaux 95, 8° 275 S. 5) In Ro. XXIV (95) 437—445.

font de taches très apparentes dans l'œuvre d'Adam." Verfasser erweist noch im einzelnen die „gaucherie de l'interpolateur," und widerlegt in einer Fussnote die Annahme Bahlsens, das Jeu du Pélerin sei als Epilog, nicht als Prolog zu dem Adamschen Singspiel anzusehen. — Kurz darauf veröffentlichte E. LANGLOIS eine neue Ausgabe des „Jeu de Robin et Marion"[6]). In dieser für einen weiteren Leserkreis bestimmten, hübsch ausgestatteten Ausgabe ist der altfranzösische Text von einer neufranzösischen Übersetzung, von einem erläuternden Kommentar und von den in moderner Notenschrift wiedergegebenen Melodien der Gesangstücke begleitet. Ausserdem ist eine ziemlich ausführliche litterarische Einleitung vorausgeschickt. Die eben erwähnten jüngeren Zusätze sind weggelassen, so dass das Stück nach L.s Zählung aus 780 Zeilen (gegen 858 bei Rambeau) besteht. Auf die von Cloetta an dieser Ausgabe vom textkritischen Standpunkte aus gemachten Ausstellungen ist hier bereits (IV, 259[16]) hingewiesen worden. Einige Aufstellungen der Einleitung sind ebenfalls als irrig oder anfechtbar insbesonders von Tobler erwiesen worden. — Analysen mit zahlreichen übersetzten Textstellen von beiden dramatischen Werken des Dichters bietet L. CLÉDAT in einem „Oeuvres dramatiques d'Adam de la Halle" überschriebenen Artikel[7]). — „Maître Adam d'Arras and the Beginnings of French Comedy" betitelt sich eine Vorlesung, welche A. RAMBEAU am 15. Mai 1896 vor der University Philological Association in Baltimore hielt, von welcher aber in den Johns Hopkins University Circulars vol. XV n⁰ 126 June, 1896, nur ein Auszug im Druck erschienen ist, der insbesondere eine gedrängte Übersicht über die Adam de la Hales dramatischen Werken gewidmeten Arbeiten giebt. — Von einer Art litterarischen Wiederauferstehungsfeier Adams in seiner Vaterstadt Arras berichtete recht anschaulich VORETZSCHs Aufsatz „Eine mittelalterliche Theateraufführung in Arras" in der AZB. 1896 Nr. 203 v. 2. Sept. — Auf dieselbe Feier bezieht sich eine von der Revue du Nord veröffentlichte Broschüre: „Commémoration d'Adam de la Hale Arras 21 juin 1896"[8]). Sie enthält nach einem poetischen Prolog von JEAN RICHEPIN, insbesondere 1. eine moderne Umarbeitung des Jeu de Robin et Marion von E. BLÉMONT. (Die gleichfalls modernisierte Musik des Stückes von JULIEN TIERSOT für Piano und Gesang ist bei Fromont erschienen), 2. die gleichartige Bearbeitung zweier Scenen aus dem Jeu de la Feuillée von E. BLÉMONT und E. LAUT. Beide Bearbeitungen wurden während der Feier in Arras zur Aufführung gebracht. — Nach einem in der Kirche des Schlosses von Valéria in Sion gefundenen Pergament-Doppelblatt veröffentlichte und besprach J. BÉDIER in Ro. XXIV 86—94 ein Bruchstück eines alten Mysters aus dem Anfang des 14. oder Ende des 13. Jhrhs. von im ganzen 87 Zeilen. Das Doppelblatt umschloss ein anderes Doppelblatt, von dem uns nur ein unbeschriebener Rest erhalten ist, und gehört einer sehr kurzen „Resurrexion" an, die allerdings ein sehr mittelmässiges Werk gewesen sein muss. „On ne saurait se représenter ce mystère si modeste que

6) Paris, (Thorin et fils) A. Fontemoing successeur, 95. 8⁰ IV 155 S. 7) In RPhFP. IX (95) 241—268. 8) Paris, Bibl. artist. et lit. de la Revue du Nord. 8⁰ 72 S.

composé, monté, joué dans quelque petite et pauvre ville. Cela même est significatif et prouve que le genre était très répandu, très aimé.“ Da aber „nous n'avons presque rien conservé du théâtre religieux antérieur au XVe siècle“, „notre fragment vient poser un nouveau jalon dans ce vaste espace presque désert et certainement autrefois très peuplé“. — Ein provenzalisches Myster von der Auferstehung, welches einer ursprünglich wohl 19 Stücke umfassenden Mysteriensammlung angehört, ist von A. JEANROY und TEULIÉ nachträglich veröffentlicht worden[9]), nachdem sie es bei Herausgabe der ganzen Sammlung (soweit dieselbe erhalten ist) als minderwertig allein übergangen hatten. Das ganze Stück besteht aus 851 Zeilen und konnte schon der Vollständigkeit halber nicht entbehrt werden. — Die von E. PICOT auf Kosten des Herzogs von Aumale für den Roxburghe Club besorgte Ausgabe des „Livre et mistere du glorieux seigneur et martir Saint Adrien“[10]) ist schon (hier IV S. I 263) bei Besprechung der altfranzösischen Textausgaben angeführt worden. Hier kommt nur noch die lehrreiche Einleitung in Frage, in welcher vornehmlich das recht umfangreiche bibliographische Material mit grosser Reichhaltigkeit und Genauigkeit herbeigeschafft und verwertet ist. Der erste Abschnitt handelt von den verschiedenen griechischen, lateinischen, französischen Bearbeitungen der Legende, die folgenden von ihrer Dramatisierung und den reichlichen profanen Ausschmückungen, welche sie dabei seitens des Mysterien-Dichter erfahren hat. Insbesondere interessant ist die Hineinziehung der bekannten Sage von Virgil als Beschützer Roms, der sogenannten Salvatio Romae. Diese Fassung der Sage ist in den Arbeiten von Comparetti „Virgilio nel medio evo“ und A. Graf „Roma nella memoria del medio evo“ nicht berücksichtigt worden. Weder der Name des Verfassers noch die genaue Abfassungszeit des Mysters sind bekannt. (Die einzige Hs. datiert aus 1485). Aufgeführt und entstanden ist es aber wahrscheinlich in der Abtei Grammont im östlichen Flandern. In der Hs. besteht der Text aus 9587 Versen, welche auf 89 auftretende Personen verteilt sind. Die Rolle des Rusticus soll nach Picot nicht ausgeschrieben, also wohl extemporiert sein, demgegenüber ist zu bemerken, dass er 2856 4 französische Verse zu sprechen hat und 3016 die Gefangenen zum König abführt, also mit Sergent identisch ist. Nur an den weiteren Stellen (S. XII Anm. 3 l. 8507 st. 8307) ist nicht ersichtlich, wie der Rusticus in die Handlung eingreift. Ein stummes Spiel ist übrigens auch 8057 für die Engel vorgesehen. Die Figur des Rusticus kennt übrigens auch Redaktion A des Mysters vom heil. Sebastian, während Red. B einen Vilain dafür aufweist. Man vergleiche auch „un laboureur sourd“ im Mystere de S. Marguerite (Petit de Julleville Myst. II 532). Der Herausgeber giebt noch eine ausführliche Inhaltsangabe und Bemerkungen über die Sprache unseres Dramas. Über den wie in anderen Mysteren so auch hier zu beachtenden Wechsel der Versarten und die verschiedenen strophischen Gebilde hat Tobler ZRPh. XIX 409 das Wichtigste mitgeteilt. — Als eines der schwächsten und breitspurigsten unter den litterarisch samt und sonders ziemlich gering anzuschlagenden Mysterien des 15. Jhrhs.

9) In RPhFP. IX (95) 81—115. 10) Macon, Protat frères 95 4° XXIV 207 S.

ergiebt sich das Mystère de Saint Denis der Hs. Nr. 1041 der Pariser Nationalbibliothek, über welche eine Marburger Dissertation von OTTO ERLER[11]) handelt. Es fragte sich namentlich, in welchen Beziehungen dieses Drama, von dem bisher nur dürftige Inhaltsangaben vorlagen, zu dem älteren, in dem von A. Jubinal veröffentlichten Sammelmyster enthaltenen stehe. Petit de Julleville hatte sich darüber nicht geäussert. Erler zeigt, dass das letztere (a) in der That die Vorlage für das erstere (b) gebildet hat. Alle Motive kehren fast genau in der Reihenfolge von a, und zahlreiche kehren wörtlich genau in b wieder; b bemühte sich nur die knappe Darstellung von a möglichst, durchschnittlich um das vierfache, zu erweitern. So wie b überliefert ist, stimmt es mit dem Martyrium Saint Estiennes bis zu seiner Einkerkerung und mit dem Martyrium von Saint Denis in a überein. Das in a dazwischen liegende eigentliche Martyrium von Stephanus, die Bekehrung von Paulus und Dionysius, der Märtyrertod von Petrus und Paulus sind in b nicht erhalten, müssen aber, wie Erler nachweist, ursprünglich vorhanden gewesen sein und werden die zweite bis fünfte Journee ausgemacht haben, da der Schlussteil durch einen Vermerk auf Bl. 132 der Hs. ausdrücklich als 6. Journee bezeichnet wird. Ausser der detaillierten Vergleichung von b mit a, giebt Erler noch eine genaue Beschreibung der Hs., ermittelt die Zahl der Bearbeiter, welche den Text ergänzt und umgestaltet haben, erörtert die metrischen Erscheinungen des Textes, der ziemlich reich an Verskünsteleien aller Art ist, giebt eine ausführliche Inhaltsangabe und macht schliesslich wahrscheinlich, dass das Stück dem Repertoir der Pariser Confrérie de la Passion am Schlusse des 15. Jhrhs. angehört habe. — Weit conciser ist die von W. MOSTERT und dem REFERENTEN herausgegebene „Ystoire et vie de Saint Genis“[12]). Über die schon als Marburger Dissertation erschienene Einleitung dieser Ausgabe ist bereits im vorigen Jahresbericht referiert worden, während über die Einrichtung und Art der Textveröffentlichung hier IV. S. I 256 das Erforderliche mitgeteilt wurde. Erwähnt sei hier nur noch, dass in einer Anmerkung zu 1287 einige volkstümliche Redewendungen des Stückes, welche sich auch im Deutschen wiederfinden, angeführt sind, und dass im Anschluss daran auch aus anderen afr. Texten Ähnliches zusammengestellt ist [Ähnliche Wendungen sind: *Tien! Chis te montera ou chief* = der (d. h. Wein) wird dir zu Kopf steigen, Jeu de S. Nicolas Théatre fr. au m. a. 169, *Quel chose t(u)'as dessus le cuer* Passion d'Arras 5166. *Nous le ferons echec et mat* Myst. S. Loys ed. Michel S. 133², *conchïer* Pass. d'Arras 11395, Rustebues dit que cil est yvres Quant il achate chat en sac Rutebuef ed. Kressner S. 172 Z. 172 f. wegen *baisez mon cul* s. auch ZFSL. XVIII² 243, wegen „tost ont aillors le fuel torné auch Auberee 401 Anm. Besonders interessant ist, dass Drumont in „La France Juive“ I 173 berichtet: dem Tempelorden sei nachgesagt worden, dass der Neuaufzunehmende „osculatus fuit recipientem in ore et postea in fine spinae dorsi“, und eine ähnliche Sitte habe bei dem Freimaurerorden der Möpse noch im 17. Jhrh., wenn auch

11) Marburg 96 8° 81 S. 12) Ebd., Elwert 95 (A&A. XCIII) 8° IV 124 S.

nur symbolisch bestanden. Leider giebt Drumont keine Quelle für seine Angabe an.]; ferner, dass zu 1444 auf eine bemerkenswerte stilistische Eigentümlichkeit des Textes hingewiesen ist: auf die teilweise Wiederholung eines Ausrufs: *Vien sa vien, va toust va, prens de la prens, passe avant passe.* Gedacht sei hier auch der 2 wertvollen Programmabhandlungen von BERTA VON DER LAGE, Studien zur Genesiuslegende[13]). — Die Mysterien des heiligen Sebastian, ihre Quelle und ihr Abhängigkeitsverhältnis hat in einer anderen Marburger Dissertation G. QUEDENFELDT[14]) untersucht. Es sind 2 dramatische Bearbeitungen der Heiligenlegende, welche aus je 2 Journées bestehen. Von der einen (B), in 2 Hss. erhalten, hat 1872 Rabut nach der ein in Lans le bourg in Savoyen befindlichen Hs. (b) die allein darin erhaltene erste Journée veröffentlicht, die zweite Hs. (a) ist im Besitz der Pariser Nationalbibliothek f. fr. 12539 und enthält gleichfalls nur und nicht einmal vollständig die erste Journée. Die andere Bearbeitung (A), in der Pariser Hs. f. fr. nouv. acq. 1051 gleichfalls nicht ganz vollständig erhalten, ist bisher nur aus der kurzen Besprechung bei Petit de Julleville bekannt. Quedenfeldt giebt darum zunächst eine Beschreibung der Hs. von A, schildert den Umfang der Thätigkeit ihres Korrektors und giebt dann eine Analyse von A; es folgt eine Beschreibung der Hss. a und b von B, ein Vergleich von a und b und darauf eine Vergleichung von A und B, sowie der Versuch die A und B gemeinsame Quelle festzustellen. Eine Betrachtung über die auch in diesen Mysterien reichlich vertretenen Verskünsteleien beschliesst die Arbeit. Nach Q. soll b die Kopie der bereits korrigierten Hs. a sein, was mir indessen zweifelhaft bleibt. Als Quelle von A wie von B betrachtet er das in den Acta Sanctorum mensis Januarii t. II 257 ff. mitgeteilte lateinische Martyrologium. A habe sich genauer an seine Vorlage gehalten und zeige sich im Allgemeinen vertrauter mit der Technik des Dramas als B, das an vielfachen Unklarheiten leide. Nach allem macht A den Eindruck ein besserer Vertreter der Gattung zu sein und verdient daher wohl einen vollständigen Abdruck. Es umfasst nach Q. 6710 Zeilen. — Über ein Volksschauspiel, le mystère de Sainte-Reine, das alljährlich in Alise-Sainte-Reine, Côte d'Or aufgeführt wird, berichtete CUNISSET-CARNOT[15]). — Verhältnismässig geringfügig ist die Arbeitsausbeute der Jahre 1895—96 für das heitere Drama des mittelalterlichen Frankreich. So hat A. JEANROY eine Stelle der Farce Pathelin zu erklären versucht[16]) [nämlich: *Il ne faut point couvrir de chaume Icy, ne bailler ces brocards*], was schon im letzten Bericht zu erwähnen gewesen wäre. Bezugnehmend auf Myst. de S. Pons 1957: *A mestre fol chapel de pallo,* glaubt er, die erste Zeile bedeute: „il ne faut point se coiffer d'un chapeau de paille, c'est à dire, faire le fou". Die Erklärung scheint mir etwas gekünstelt. — Eine Übertragung ins Deutsche und Bearbeitung für die deutsche Bühne desselben Pathelin verdanken wir W. WOLTERS[17]). Er gibt aber nicht die ursprüngliche Farce wieder, sondern die Überarbeitung der-

13) Berlin, R. Gaertner, 98 und 99 4° 40 und 23 S. 14) Marburg, (95) 8° 60 S. 15) In RPL. 96 nr. 1. 16) In RPhFP. VIII (94) 118. 17) Leipzig, R. Friese, o. J. 8° 55 S.

selben, welche Brueys und Palaprat Anfang des 18. Jhrhs. in ihrer dreiaktigen Komödie gleichen Titels davon lieferten. Auch der Kenner des alten Textes wird diese recht geschickte neueste Umgestaltung des echt komischen Stoffes mit Vergnügen lesen. — Hierbei sei auch angemerkt, dass E. PENNER als erstes Stück seiner Sammlung von Festspielen zu Schüleraufführungen den französischen Text des Brueys'schen Patelin etwas modernisiert und zugestutzt veröffentlicht hat[18]). Von A. THOMAS wurde das Bruchstück einer bisher unbekannten Sottie aus dem Jahre 1517 in den „Mélanges de philologie romane dédiés à C. Wahlund“ [19]) S. 197—206 veröffentlicht. Es handelt sich um einen neueren in dem Archiv des Schlosses Briance (commune de Saint-Denis, près Martel [Lot] gemachten Fund. Der Text enthält verschiedene historische Anspielungen auf den Krieg zwischen Papst Leo X und den Herzog von Urbino, Francesco-Maria della Rovera, auf einen angeblichen Zug des Königs von Spanien nach England u. s. w. Der Text ist vielfach unklar und in bizarrer Orthographie überliefert. Der Herausgeber hat ihn getreu abgedruckt und mit historischen und textkritischen Erläuterungen versehen, auf einen litterarischen Kommentar aber verzichtet. — Nicht zugänglich war mir die nachstehend angeführte Ausgabe M. BERTINS von „La Mère-Sotte, facétie en quatre actes, avec divertissements. Représentée pour la première fois en 1511, rajeunie à Bruxelles en 1864 et remise à neuf à Paris pour la fin du XIXe siècle, pour la récréation des grands enfants de l'Europe accompagnée d'une préface de M. Fabre des Essarts[20]“. Es ist, wie der Titel ergiebt, eine Neubearbeitung der berühmten Sottie Pierre Gringores „Le Jeu du Prince des Sots et Mere Sotte“.

Greifswald. E. Stengel.

Zu II 113. **Französische Litteratur von 1500—1629. 1895—96.** Von Publikationen, welche sich auf die Litteratur des 16. Jhrh. beziehen, seien hier zunächst erwähnt: „Récits et portraits tirés des prosateurs du XVIe siècle“, eine von V. SCHROEDER veröffentlichte [1]) und zu Schulzwecken bestimmte Blumenlese. — Ferner führe ich an die Fortsetzung von E. PICOTS Chants historiques français du XVIe siècle“[1a]). Picot verzeichnet in den so überschriebenen Artikeln in chronologischer Reihenfolge alle ihm bekannt gewordenen Texte und reproduziert sie, soweit sie nicht in neuerer Zeit bereits wieder gedruckt worden sind. Des Weiteren fügt er zu jeder Nummer sorgfältige bibliographische Nachweise. Es sind bisher 105 Lieder in dieser Weise verzeichnet, die ihrer Abfassungszeit nach bis in das Jahr 1539 reichen. Allerdings ist zu beachten, dass die Datierung einer Anzahl Chansons ziemlich unsicher ist. Die Gedichte erregen auch abgesehen von ihrem historischen Charakter lebhaftes Interesse. So verweise ich z. B. für Nr. 103 (RHLF. III 401) Str. 2 und 3 auf die nahe anklingenden Abschiedsklagen in der Passion von Arras und in der Des-

18) Ebd. Renger 95 52 S. 19) Macon, Protat frères 96 8°. 20) Paris, Chamuel, 95 8° 125 S. 1) Paris, Delagrave 1896, 18°. 292 S. 1a) In RHLF. II (1895), 36—58 u. 550—576, III 376—408.

truction de Troye, s. ZFSL. XVII[2] 222. Dasselbe Lied zeigt auch hinsichtlich der Reim- oder vielmehr Assonanzverschlingung auffällige Unregelmässigkeiten. Ähnliches lässt sich auch in andern Liedern beobachten. — Eine weitere noch in das 15. Jahrhundert zurückgreifende Publikation ist PIETRO TOLDOS „Contributo allo studio della Novella francese del XV e XVI secolo considerato specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana"[2]). T. untersucht der Reihe nach die Cent Nouvelles, den Heptaméron, den Grand Paragon des Nouvelles Nouvelles, die Comptes du Monde Adventureux und die Joyeux Devis, insbesondere auf ihre Beeinflussung durch die ältere italienische Novellistik. Die Arbeit zeugt jedenfalls von grossem Fleiss und umfassender Belesenheit ihres Verfassers und wird dem Forscher auf diesem Gebiete von grossem Nutzen sein, wenn auch TOBLER im ASNS. 98, 211 mit Recht bemerkt, dass seine Verweisungen auf italienische Vorbilder sehr oft wenig überzeugend sind, in manchen Fällen nur ganz entfernte Verwandtschaft erkennen lassen, und der Nachprüfende nicht selten jeden Zusammenhang wird in Abrede stellen müssen, und wenn auch der Mangel eines Index und mancherlei Druckversehen der Brauchbarkeit des Buches Eintrag thun. Man vergleiche überdies die aus Anlass von T.s Schrift verfasste sehr eingehende Studie von G. PARIS im JS. 1895 Mai und Juni: „La Nouvelle française aux XV[e] et XVI[e] siècles". — In engem Zusammenhang mit der eben genannten Schrift steht ein Aufsatz von A. L. STIEFEL „Zur Schwanklitteratur im 16. Jhrh."[3]). Er handelt von dem ursprünglichen Umfang und den Quellen des gleichzeitig in A. Tyrons französischer Übersetzung erschienenen holländischen Schwankbuchs (Cluchtboeck) von 1576, das ausser deutschen Quellen, wie Paulis „Schimpf und Ernst" und Wickrams Schwankbuch, wahrscheinlich auch Belleforests französische Übertragung von Guicciardinis „Hore di recreatione" und Gilles Corrozets „Divers Propos Memorables" verwertet hat. Stiefel hat leider von A. Tyrons „Recueil" nur eine jüngere verstümmelte Ausgabe benutzen können. Die ältere von 1578 (und 1576?) wird noch genauer mit dem Cluchtboeck übereinstimmen und insbesondere die diesen fehlenden 30 Seiten ungekürzt aufweisen. — „La louange du muliebre et feminin sexe" betitelt sich ein anonymes Gedicht von ungefähr 700 Versen, welches H. COURTEAULT in 50 Exemplaren per nozze herausgegeben hat[4]). Es ist anfangs des 16. Jhrhs. „en une langue un peu archaïque, par un poète qui avait plus de bon vouloir que de génie" verfasst. „Il se lit", bemerkt Ro. XXV 348, „néanmoins avec un certain intérêt et ne manque pas de naïveté". — In einer „Les lettres de noblesse (1503) du poète Jean Molinet" überschriebenen Notiz[4a]) teilt E. ROY das Wappen des Lehrmeisters von Jean Lemaire nebst der davon in den lettres de noblesse gegebenen Beschreibung mit. — Zu seinem Buche über Jean Lemaire lieferte PH. AUG. BECKER vier Nachträge: 1. Zwei Episteln für den Grafen von Ligny (1503)[5]), 2. „Couronne Marga-

2) Roma, Loescher 1895, 8° XIV u. 156 S. 3) In ASNS. 94, 129—148. 4) Mâcon, Imprim. Protat frères. 1896. 4a) RPhFP. IX (1895) 19—22. 5) ZRPh. XIX 254—261.

ritique", 3. „Epistres de l'amant vert", 4. Lemaires letzte Reise[6]). Es war bisher unbekannt geblieben, dass Lemaire bereits im September 1503 die Feder für den Grafen von Ligny geführt und in seinem Auftrage zwei oder drei Episteln an den Bailli d'Estellan verfasst hat. Von zweien hat sich eine Abschrift in Hs. fr. 1701 der Pariser Nationalbibliothek erhalten, welche Gelegenheitsgedichte von und an den Bailli d'Estellan enthält. B. druckt danach die beiden Episteln ab und bemerkt, sie zeigten ganz Lemaires erste Manier; litterarischen Wert hätten sie nur, insofern sie nach den zwei Jugendgedichten als die ersten bekannten Werke von ihm gelten müssten. Von Lemaires Werk „La Couronne Margaritique" hat B. in der Wiener Hs. 3441 eine von Lemaire eigenhändig angefertigte Reinschrift entdeckt, die spätere Verbesserungen und Nachträge des Verfassers bietet. Diese sind weder in die wahrscheinlich aus der Wiener Hs. geflossene Pariser Hs. (fr. 12077) noch in den von Claude de St.-Julien besorgten Druck übergegangen. Die Wiener Hs. ist künstlerisch hervorragend ausgestattet und offenbar das Widmungsexemplar für Margarete von Österreich, Herzogin von Savoien, gewesen. Aus einer zweiten Wiener Hs. (palat. 2612) ergiebt sich, dass die zwei Episteln des grünen Liebhabers in Pont d'Ains, die erste im Mai oder Juni, die zweite im September oder Oktober 1505 verfasst worden sind. Der Text weicht in der Wiener Hs. mehrfach ab und bildet eine ältere Fassung gegenüber der 1510 gedruckten. Den ursprünglichen Schluss der zweiten Epistel teilt B. mit. Ebenso teilt er schliesslich aus Ms. Bibl. nat. Dupuy 503 verschiedene in die letzten Blätter eingetragene Notizen mit, welche auf seine Reise nach Westfrankreich Bezug haben und berichtigt anmerkungsweise (S. 548) zwei Irrtümer seines Buches über Jean Lemaire. — Nicht zu Gesicht ist mir ein Artikel der Rev. des quest. hist. vom April 1895 gekommen, betitelt: „Le sentiment national au XVI[e] siècle: Claude de Seyssel". Sein Verfasser ist A. Jacquet. — Fortsetzungen zu dem im letzten Jahresbericht erwähnten Artikel H. Morfs über die franz. Litteratur zur Zeit Ludwigs XII, bilden seine weiteren Aufsätze: „Die franz. Litteratur zur Zeit Franz I."[7]) und „die franz. Litteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jhrh. I. Die Prosa"[8]). Alle drei sind seitdem zusammen mit dem 1897 erschienenen Schlussteil des letzten (II. Die Poesie[9]) in Buchform als Erstes Buch seiner Geschichte der neueren französischen Litteratur (XVI—XIX Jhr.)"[10]) erschienen, dessen Würdigung dem nächsten Jahresbericht obliegen wird. Hier sei nur auf meine gerade die vorgenannten Teile des Buches eingehender betrachtende Beurteilung in ZFSL. XXI[2] 1—8 hingewiesen. — Nahe verwandt mit den Arbeiten Morfs sind auch zwei Aufsätze von Fr. Flamini in seinen „Studi di storia letteraria italiana e straniera"[11]), nämlich „1. Le lettere italiane alla corte di Francesco I, 2. Italianismo a tempo di Enrico III", doch behandeln sie, wie schon die Titel ergeben, nur die Darstellung des italienischen Einflusses auf die damalige französische Litteratur. Der erste Aufsatz

---

6) Ebd. 542—552. 7) In ASNS. 94, 207—256. 8) In ZFSL. XVIII (1896), 157—201. 9) Ebd. XIX, 1—61. 10) Strassburg, K. J. Trübner 1898 8° X 246 S. 11) Livorno, Raff. Giusti 1895 8° X 453 S.

umfasst 138 Seiten und sucht von der von F. schon seit Jahren gehegten „idea di comporre, sulle relazioni che nell' età per noi letterariamente più gloriosa intercedettero fra l' Italia e la Francia, un libro scevro di qualsi voglia preconcetto sistematico, fondato sui fatti ma tale da tenerne nel dovuto conto le idee, lontano del pari dalle pedanterie dell' erudizione e dalle audacie della critica induttiva" wenigstens „una piccolissima parte" zu verwirklichen. F. will nämlich die italienischen Gelehrten und Dichter während der Regierungszeit Franz I. „nelle temporanee o stabili dimore a Parigi, a Lione, ad Orléans" verfolgen und „ricercar l' accoglienza che vi ottennero, le amicizie che vi contrassero, gli scritti che vi misero in luce". Nach einer umfangreichen Einleitung handelt er zuerst von den Italophilen Jacques Collin, den Übersetzer des Cortegiano, Melin de S. Gelais und unter den Italienern hauptsächlich von Luigi Alamanni, Nicolò Martelli, Gabriello Simeoni, Emilio Ferretti, Francesco Bellini, Giulio Camillo und Benedetto Tagliacarne, auffälligerweise mit Ausnahme Alamannis lauter Industrieritter und Hochstapler. In dem zweiten Aufsatze zeigt F. dann, wie gründlich sich unter Heinrich III. die Verhältnisse geändert hatten, wie italienischer Geschmack allüberall herrschend geworden war, was sich recht deutlich auch aus der sclavischen Nachahmung italienischer Vorbilder seitens der Dichter Ronsard und namentlich auch Desportes ergiebt. [In einem eigenen Appendix (S. 433—39) hat F. „I piagi di Filippo Desportes" aufgezählt.] Weiterhin bespricht er dann noch die in der Pariser Hs. (it. 1640) enthaltenen Prime rime des Franzosen Odet de la Noue, welche zeigen, dass man damals sogar in italienischer Sprache zu dichten und Petrarca nachzueifern bemüht war. — Mehr die Anfänge des Italianismus beleuchtet die vorwiegend historische Monographie R. de Mauldes „Louise de Savoie et François Ier; trente ans de jeunesse (1485—1515)"[12]. In der RHLF. II 121 f. bemerkt L. Clément darüber unter anderem: „M. de M. nous montre l' esprit de cour venu déjà d' Italie, mais combattu d' abord assez rudement par les goûts bourgeois, et sans doute quelque peu vulgaires, de Louis XII et d' Anne de Bretagne. C'est aussi en Italie qu'il aperçoit l' idéal estétique des hôtes d' Amboise, ou du moins cette façon de comprendre la vie qui était celle de la comtesse d' Angoulême, et, aussi, avec les variantes dues à la différence de l' esprit et du tempérament celle de Marguerite et de François: l' une traduisant Boccace en un français exquis, et l'autre le mettant gaillardement en action". Der Verfasser giebt uns damit zugleich den Schlüssel für das Heptaméron, besonders für die 10. und 25. Novelle. In einem anderen Kapitel „il remonte à la source du courant italien. . . . Le supplice de Savonarole, le dernier défenseur de l'école dantesque, 'est certainement le plus grand événement de la Renaissance' (1498). Désormais Pétrarque règne". Unter den ersten Vertretern des Italianismus verbreitet sich der Verfasser hauptsächlich über Octavien de Saint-Gelais. Er schildert ihn uns als „prototype du poète courtisan de Du Bellay" und erblickt in seinen und Lemaires Dichtungen „une première épreuve du pétrarchisme, longtemps avant Olivier de Magny et Desportes". Andererseits zeichnet er uns in Budé

12) Paris, Perrin et Cie. 1895.

und Claude de Seyssel die Vertreter des sich gleichzeitig entwickelnden Humanismus. Seyssels Préface zu seiner Justin-Übersetzung ist ihm (abweichend von Brunot, welcher darin ein „véritable plaidoyer en faveur de la langue française“ sah) „une tentative faite pour donner à la langue et à l'esprit français une matière, une littérature en dehors des imitations italiennes“ und Seyssel selbst „beaucoup plus que Lemaire de Belges le vrai précurseur de la Pléïade“. Auch auf die „opposition faite à l'influence italienne par Jean Bouchet qui prônait les Molinet, les Cretin, les Jean Marot“ kommt de Maulde ausführlich zu sprechen. — Eine bestimmte Seite des französischen Humanismus, den Platonismus hat ABEL LEFRANC zum Gegenstand einer ausführlichen Abhandlung: „Le Platonisme et la littérature en France à l'époque de la Renaissance (1500—1550)“ [13]) gemacht. Nach ihm war Marguerite de Navarre „à l'origine le promoteur exclusif de la propagande que les Ramus, les Heroët, les Sceve, les Joachim du Bellay, les Le Roy, allaient continuer avec une égale ardeur dans des sens différents“. Die gediegene Studie ist reich ausgestattet mit thatsächlichem Material, das bisher nirgends zusammengestellt war. — Seiner Entstehungszeit nach nicht genau bestimmbar ist eine von FRANÇOIS MUGNIER veröffentlichte „Farce morale du XVIe s., welche der Herausgeber „Le Dit des Jardiniers“ [14]) betitelt hat. Es ist ein Festgedicht zur Hochzeit von Antoine de Disimieu mit Pernette de Montvuagnard und soll nach Ro. XXV 160 gegen 1430 (1530?) verfasst sein. „La pièce . . . ne manque pas . . . malgré la faiblesse du style d'un certain agrément.“ „Trois jardiniers, Coeur Valeureux, Loyal Désir et Franc Vouloir, aspirent à la ‚rose‘ de Montvuagnard, et Nature l'adjuge à Coeur Valeureux, celui qui a le mieux plaidé sa cause: ‚Il n'y a nul qui dise mieux‘, remarque-t-elle après chacun de ses discours, et c'est la devise même qu'avait prise, par un jeu de mots, la famille de Disimieu“. — Derselben Zeit gehört ein „Le triumphe d'argent“ betiteltes Gedicht an, welches H. SCHMILINSKI zusammen mit einer poetischen Übertragung ins Deutsche abgedruckt hat [15]). Das Gedicht ist zwar bereits 1537 im Druck erschienen und auch noch in 2 weiteren Hss. in der Arsenalbibl. in Paris und unter den 1889 verkauften Hamilton Hss. erhalten, hier aber nach einem für Franz I. selbst geschriebenen Ms. mitgeteilt, welches dem Herausgeber von der Witwe des Geh. Rats F. Warnecke in Berlin zur Verfügung gestellt war. Man kann ja bedauern, dass der Herausgeber nicht auch die zwei anderen Hss. und den alten Druck für seine Ausgabe verwertet hat. Es wird das aber bei der wohl von dem unbekannten Autor (Almanque Papillon?) selbst herrührenden benutzten Hs. nicht sehr in die Wagschale fallen. Text wie (öfter allerdings etwas freie) Übersetzung des 396 Zeilen langen Gedichtes (in 10 Silbner-Reimpaaren) lesen sich ganz gefällig. Der Inhalt variiert die alte Klage von der Allmacht des Geldes, durch welches Gott Amor völlig in den Schatten gestellt sei, und besteht der Hauptsache nach aus einem Zwiegespräch zwischen dem Sieger Argent und dessen Gefangenen Amor, in dem ersterer fast ausschliesslich das

---

13) In RHLF. III (1896) 1—44. 14) Paris Ch. Champion 1896 8°. 78 S. 15) In ASNS. 95, 131—152.

Wort führt und „Les ordonnances d' Argent“ verkündet. Zum Schluss fügt der Dichter noch eine „Excuse aux honnestes et lealles damoyselles et dames de Paris“ hinzu. Die Reime sind reich, oft leoninisch und zeigen noch nicht den regelrechten Wechsel späterer Zeit. Der Reihenschluss ist aber schon ganz modern behandelt, von ursprünglich weiblichen Ausgängen sind nur Imperf. auf *-oient* und *soient* zulässig, letzteres ist auch sonst einsilbig (175) gegenüber zweisilbigen *ayent* (170). Zu beachten sind noch dreisilbiges: *mouchouers* und einsilbiges *neant*. — Über Antoine du Saix handelte JOSEPH TEXTE in seiner lateinischen Dissertation: „De A. Saxano (1505—79) franco-gallico carminum scriptore“[16]). Verfasser berichtet eingehend über die Lebensverhältnisse und Werke dieses dem geistlichen Stande angehörigen wenig bekannten Dichters, den Rabelais gelegentlich seinen Freund nennt und der sich der Hauptsache nach an Dichter wie Saint Gelais und Maurice Sève anschliesst. Von einigem Interesse ist sein die Bildung und Wissenschaft feierndes Lehrgedicht „L' Esperon de Discipline“, in welcher er für grössere Wertschätzung des Lehrstandes eintritt und verlangt, dass die Kinder nur in öffentlichen Schulen erzogen werden. Als Unterrichtsgegenstände scheinen ihm besonders empfehlenswert: Grammatik, Geometrie, Latein und Griechisch, daneben aber auch Musik und Handfertigkeit. — Aus der Rabelais-Litteratur seien hier zunächst genannt die „Pages choisies de Rabelais“, welche EDMOND HUGUET veröffentlicht hat[17]). Sie bieten nach einer knappen Einleitung reichliche Auszüge aus den fünf Büchern von R.s Gargantua et Pantagruel. Welcher Ausgabe sie entnommen sind, wird leider nicht angegeben. — Eine Biographie und eine litterarische Würdigung des Schriftstellers giebt E. GEBHARDT in der „Collection des classiques populaires“[18]). Es ist eine Neubearbeitung seiner Studie über Rabelais, welche 1876 von der französischen Akademie preisgekrönt worden war. — „Le cinquième livre de Rabelais et le songe de Poliphile“ betitelt sich ein kurzer Aufsatz von H. K. SÖLTOFT-JENSEN aus Kopenhagen[19]), in welchem der Verfasser mehrere Stellen aus dem Schlusse des fünften Buches von R.s Pantagruel als fast wörtlich dem Songe de Poliphile des italienischen Dominikaners François Colonna entnommen nachweist und die betreffenden Stellen aus beiden Texten nebeneinander abdruckt. Da dies „un procédé tout à fait inusité dans l' œuvre authentique de Rabelais“ sei, so ist S. zu der Überzeugung gelangt „que du moins cette partie du cinquième livre est due à la plume d' un imitateur“. Die Redaktion der Revue macht S. 612 Anm. darauf aufmerksam, dass auch „M. Léon Dorez a fait une communication sur le Songe de Poliphile, à l' Academie des Inscriptions . . . et qu' il a en outre publié un article sur ce sujet dans la Revue des Bibliothèques 1896 p. 253“. — Eine Mitteilung von MOMMÉJA: „Rabelais et les monuments préhistoriques“ in der „Corréspondance hist. et archéologique“ 1896 no. 25 hat mir nicht vorgelegen. — Über „Marnix de Sainte-Aldegonde plagiaire de

16) Paris, Hachette 1895, 8°. 125 S. 17) Ebd. A. Colin et Cie. 1895, 8°. XX 353 S. 18) Ebd. Lecène, Oudin et Cie. 1895. 8°. 236 S. Pr. 1 fr. 50 c. 19) in RHLF. III 608—612.

Rabelais" handelt endlich A. DELBOULLE[20]). Der belgische Staatsmann und Schriftsteller hat in seinem „Tableau des différends de la Religion", ähnlich wie andere protestantische Pamphletisten des 16. Jhrh., reichlich aus Rabelais, den er indessen nirgends erwähnt, geschöpft. „Non seulement il lui emprunte des locutions plaisantes, des épithètes injurieuses, des mots bouffons surtout ... mais encore des membres de phrases et des phrases toutes entières". D. teilt eine Anzahl solcher Plagiate unter Gegenüberstellung beider Texte mit. — In einer lesenswerten Programmabhandlung giebt Dr. W. ELLMER eine Vergleichung von Rabelais' Gargantua und Fischarts Geschichtsklitterung[21]). Der Verfasser, welcher sich auf eine Anzahl tüchtiger Vorarbeiten stützen konnte, giebt nach einer knappen Inhaltsangabe des französischen Romans eine anschauliche Darstellung von den Verdiensten und Schwächen der deutschen Übertragung. Obwohl Fischart das Original auf „den teutschen Meridian zu visieren" oder „in einen teutschen Modell zu vergiessen" beabsichtigte, sei seine Übersetzung ganz mechanisch und folge seiner Vorlage im ganzen fast sklavisch, sei auch durch zahlreiche Missverständnisse und Flüchtigkeitsfehler entstellt. Dennoch sei das Werk in Anbetracht der Zeitverhältnisse, der Jugend des Autors und der Schwierigkeit des Unternehmens eine gewaltige Leistung und wegen der vielerlei eigenen Zuthaten und originellen Umgestaltungen von grossem kulturhistorischen und sprachgeschichtlichen Wert. — Den ersten Neudruck von J. Calvins Schrift: „L'excuse de noble seigneur Jacques de Bourgogne, seigneur de Falais et de Bredam" verdanken wir A. CARTIER[22]). Er ist nach dem einzigen auf uns gekommenen Exemplar in einem Sammelband der Bibliothek Tronchin besorgt, welches ehemals im Besitze Bezas gewesen sein muss. Die umfangreiche Einleitung giebt insbesondere über Jacques de Bourgogne Aufschluss. Die Excuse, welche 1546 geschrieben und Ende 1547 im Druck erschienen ist, galt bisher verloren. „On trouvera", bemerkt P. BONNEFON in RHLF. IV 457 dazu, „dans ces pages sobres et lumineuses toutes les qualités qui firent de Calvin peut-être l'écrivain le plus puissant d'alors, et à coup sûr celui de tous nos prosateurs du XVIe siècle qui sut le mieux dominer sa pensée, son langage et son style". — Kurz erwähnt sei hier auch die „Etude sur la prédication de Calvin" von A. CRUVELLIER[23]) und ein Aufsatz von CHARLES BOURGEAUD: „Calvin fondateur de l'Académie de Genève" in der August-, Oktober- und November-Nummer der RIE. von 1896. — „Les dernières poésies de Marguerite de Navarre" hat zum ersten Mal ABEL LEFRANC für die „Société d'histoire littéraire de la France" veröffentlicht[24]). Sie waren bisher so gut wie gänzlich unbekannt geblieben, obgleich sie in zwei Hss. der Pariser Nationalbibliothek (f. fr. 24,298 und 1522) und einer der Arsenalbibliothek (5112) erhalten und bei der Inhaltsangabe einer dieser Hss. sogar deutlich im Katalog als „dernières oeuvres de la reine de Navarre, lesquelles n'ont encor esté imprimées"

---

20) In RHLF. III 440—443. 21) Weimar 1895. 4°. 18 S. 22) Paris, Lemerre, 1896, 16°. LXXI 59 S. 23) Montauban, Granié. 8°. 89 S. 24) Paris, A. Colin et Cie. 1896. 8°. LXXVII 461 S.

gekennzeichnet waren, ein neuer Beweis, wie wenig gründlich und methodisch bisher diejenigen verfahren sind, welche sich mit Litteraturwerken des 16. Jhrhs. beschäftigt haben. „Deux compositions dramatiques“, bemerkt der Herausgeber in seiner sorgfältigen Einleitung, „dix épîtres en vers*), dont trois de Jeanne d' Albret, deux grands poèmes, le Navire (oder wie G. PARIS in JS. 1896 S. 296 vorschlägt: „La Consolation de François I[er] à sa soeur Marguerite“) et les Prisons, ce dernier formant l' œuvre la plus significative et la plus étendue du royal poète, plus un certain nombre de dialogues, de poésies lyriques et légères, de chansons spirituelles, tel est l' appoint inattendu fourni par le manuscrit qui vient d' être retrouvé“. Das Gedicht les Prisons steht auch in der Hs. 1522, war aber von denen, welche diese Hs. eingesehen hatten, der königlichen Dichterin abgesprochen worden, aus Gründen, welche G. Paris l. c. schärfer hervortreten lässt als Lefranc in seiner Introduction. Der Text der Hs. 1522 ist bedeutend besser als der von Hs. 24298 und darum vom Herausgeber zu Grunde gelegt. Aus der Hs. 5112 der Arsenalbibliothek hat er 37 lyrische Gedichte entnommen „qui constituaient le seul groupe important de poésies de Marguerite resté inédit, en dehors du ms. des Dernières Oeuvres, et qui formaient le commentaire et le complément naturel des pièces I à XXVII“, welche der Hs. 24298 entnommen sind. Auch der Text der Arsenalhs. ist „excellent“, so dass die Hauptschwierigkeit die Herausgabe der Stücke bereitete, welche nur in Hs. 24298 überliefert sind. Lefranc, der wie G. Paris hervorhebt, „est évidemment plus littérateur que grammairien“, hat „parfois manqué dans son travail de cette minutieuse attention à laquelle habituent les études philologiques“. Eine Anzahl von Textbesserungsvorschlägen sind denn auch zu seiner Ausgabe insbesondere von G. Paris l. c. und in der RHLF. III 292—298 von G. LANSON mitgeteilt worden. Der litterarhistorische Wert dieser letzten Dichtungen der Verfasserin des Heptameron ist zweifellos ziemlich hoch zu veranschlagen, sie erregen bald aus diesem bald aus jenem Gesichtspunkte lebhaftes wissenschaftliches Interesse; rein ästhetisch angesehen wird man sie allerdings schwerlich so rühmen dürfen, wie es der Herausgeber in seiner Einleitung gethan hat. Nicht zu billigen scheint mir auch, dass die Inedita der Hs. 24298 nicht gleich alle mitgeteilt sind. Schon der Vollständigkeit halber musste auch das Minderwertige aufgenommen werden, zumal es nur wenige Seiten mehr beansprucht hätte. — Ein Aufsatz DESSELBEN VERFASSERS: „Les idées religieuses de Marguerite de Navarre d'après son œuvre poétique“ ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Seiner Arbeit über den Platonismus in Frankreich ist schon oben gedacht. — Endlich gehört hierher ein längerer Aufsatz von A. CARTIER und A. CHENEVIÈRE über „Antoine du Moulin, valet de chambre de la reine de Navarre“[25]), welcher aus einer

*) Sieben davon waren allerdings, wie F. Frank in seiner Broschüre: „Dernier voyage de la reine de Navarre Marguerite d' Angoulême“ Toulouse, E. Privat 1897 (Extr. de la RPy. t. VIII) nachträglich hervorgehoben hat, bereits 1883 im Correspondent nach Hs. no. 883 von FRÉMY veröffentlicht, allerdings aber fälschlich Catherine de Medicis zugeschrieben worden.

25) In RHLF. II 469—490, III 90—106 und 218—244.

eingehenden Notice biographique des wenig bekannten Schriftstellers und einer sorgfältigen Bibliographie besteht, die 28 Nummern zählt. Du Moulin, welcher 1551 ungefähr 40 Jahr alt gestorben ist, hat in engem Verkehr mit einer Menge hervorragender Geister der ersten Hälfte des 16. Jhrhs. gestanden, insbesondere mit denen, welche dem Kreise Margueretens von Navarra angehörten. — Über eine Seelenverwandte Margaretens, eine vernachlässigte französische Renaissancedichterin Anne Malet de Graville verbreitet sich C. WAHLUND in seinem Beitrag zu den A. Tobler dargebrachten Abhandlungen[26]). Sie lebte ziemlich gleichzeitig mit der Schwester Franz I., wenn auch weder ihr Geburts- noch ihr Todesjahr bekannt ist, begünstigte wie sie die kirchliche wie die litterarische Reformbewegung und gehörte auch dem engeren Hofkreise an. Dass sie auch für die mittelalterliche Litteratur Frankreichs Interesse bekundete, beweist eine aus ihrer Büchersammlung stammende Hs. der Chanson des Loherains, die nachmals Roquefort gehörte und jetzt Rev. Fenwick in Cheltenham besitzt. Ihre Hauptdichtung ist eine französische Bearbeitung der Boccaccioschen Teseïde; ALG. BÖRTZELL hat sie nach einer vordem in Stockholm befindlichen Hs. in 92 numerierten Exemplaren (Stockholm P. A. Norstedt & Söner 1892 8⁰) veröffentlicht. Weiterhin rührt von ihr eine Umarbeitung der „Belle Dame sans merci" Alain Chartiers her. Diese hat Wahlund selbst 1897 herausgegeben. Ich verweise dafür auf den nächsten Jahresbericht. — Litterarisch bedeutsamer und seit langer Zeit gebührend beachtet ist eine andere Zeitgenossin Margaretens, die schöne Seilerin Louise Labé, die bereits von ihren Zeitgenossen vielgepriesene Lyoner Dichterin. In einem kurzen Aufsatz „Les poètes de Louise Labé"[27]), welcher schon im letzten Jahresbericht hätte erwähnt werden müssen, sucht A. CARTIER die Autoren der anonym erschienenen ‚Escriz de divers poëtes' „qui font cortège aux œuvres de la dixième Muse', en épuisant à sa louange toutes les ressources de l' hyperbole" zu identifizieren. Ich kann nicht sagen, dass alle seine Vermutungen überzeugend dargethan sind, dem interessanten Schlussresultat wird man gleichwohl zustimmen können: „La société d'élite qui s'était, formée autour de Louise Labé présente un mélange piquant et instructif des représentants des principales écoles poétiques qui ont dominé en France au XVIᵉ siècle: la première, celle de Marot, représentée par le maître lui-même, par Charles Fontaine et quelques autres demeurés fidèles au dizain et au rondeau; l'autre, qui n'était encore que la Brigade et cherchait des voies nouvelles . . .; elle se trouve représentée dans les Escriz par Pontus de Tyard et par Baïf que suivent Olivier de Magny et Jacques Peletier. Entre ces deux groupes, Antoine du Moulin, Claude de Taillemont et surtout Maurice Scève, dont l'influence fut si marquée sur les écrivains de son temps, forment la transition". — Aus einer von M. DUMOULIN abgedruckten „Donation faite par le maréchal de Saint-André à Mellin de Saint-Gelais"[28]) ergiebt sich, dass der Marschall dem Dichter 1554 eine jährliche Rente von 400 livres bewilligt hat „pour recognoistre les mérites, plaisirs et très

---

26) Halle, M. Niemeyer 1895. S. 404—429. 27) In RHLF. I 433—440. 28) Im BHPh. 1895 S. 506.

agréables services à luy cy devant faits". Es handelt sich dabei besonders um das Gedicht „De la deffaite des Bourguignons devant Beaucaire". — Über „Maurice Scéve, un précurseur de la Pléiade" hielt F. BRUNETIÈRE am 25. X. 1894 in der öffentlichen Jahresversammlung der 5 Akademien einen Vortrag, aus welchem die RHLF. II 146 ff. längere Auszüge mitteilt. — Bei weiteren Forschungen über die ganze Lyoner Schule wird die „Bibliographie Lyonnaise" des Président Baudrier publ. et contin. p. L. BAUDRIER"[29]) wesentliche Dienste leisten. Sie besteht aus „recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au XVIe siècle". — Bezüglich Cl. Marots ist nur eine Notiz des Journals des Débats vom 5. VII. 95 zu erwähnen, wonach „la bibliothèque de Chantilly vient de s' enrichir d' un exemplaire des poésies de Cl. M., imprimées à Avignon par Jean de Channey, vers 1535 . . . C' est le seul exemplaire de cette édition aujourd'hui connu, avec celui de M. Barjavel, qui est conservé à Carpentras. Ajoutons que, par une curieuse coïncidence, on vient de découvrir dans les Archives de Chantilly une lettre adressée par Marot au connétable de Montmorency". (s. RHLF. II 627). — „La Pléïade" betitelt sich ein orientierender Aufsatz von G. WYNDHAM in der Zeitschrift Cosmopolis II (1896) S. 28—48. — „Die poetischen Theorien der Plejade nach Ronsard und Dubellay" legte Dr. A. ROSENBAUER dar[30]). Er wollte damit einen Beitrag zur Geschichte der Renaissancepoetik in Frankreich liefern. Doch beschränkt er sich im wesentlichen auf Ronsard, und wer sich über dessen Theorien belehren will, wird, so meinte PH. AUG. BECKER im LBlGRPh. 96, 84, in kürzerer Zeit und mit mehr Nutzen und Vergnügen Ronsards Art poétique, die Préface der Franciade u. s. w., als R.s Buch lesen. Von Nutzen sei nur die reichhaltige Bibliographie. Wesentlich günstiger lautet allerdings das Urteil von J. FRANK in ZFSL. XVIII (96)², 29 ff., der gerne anerkennt, dass der Autor im ganzen seiner Aufgabe vollständig gerecht geworden ist und ihm besonders Dank weiss, dass er uns durch eine emsige systematische Zusammenstellung sorgfältiger und genauer Citate aus R.s Schriften und deren zeitgenössischen Ästhetiker in den Stand der Poetik jener Zeit unmittelbare tiefe und klare Einblicke gewährt hat. F. wirft R. nur vor, dass er Faguets „XVIe siècle" und Ph. A. Beckers „J. Lemaire" noch nicht verwertet hat. Die Wahrheit scheint auch hier in der Mitte zu liegen. R.s Ausführungen lassen in der That vielfach die wünschenswerte Zuverlässigkeit vermissen. Es finden sich bei ihm sogar Aussprüche angeführt, welche der Autor, dem sie zugeschrieben werden, überhaupt nicht, jedenfalls aber nicht an der angeführten Stelle gebraucht hat. Z. B. soll nach S. 121 Fabri (ed. Héron) II 3 den Alexandriner bereits(!) „une antique machine de rimer" nennen: er sagt aber nur: „les plus longues (d. h. lignes) sont de treize, selon les anciens, et selon les modernes de unze". — Schon vor der Deffense J. du Bellays waren anderwärts in Frankreich ähnliche Ideen ausgesprochen worden. So hat E. ROY in einem Sammelband der Bibliothek in Besançon (no. 2944) einen

29) Lyon, L. Brun u. Paris, A. Picard 1896, 8°. 2 Bde. 30) Erlangen, A. Deichert. 1895. 8°. XII 162 S. (in MB. Heft X).

„Discours comme une langue vulgaire se peut perpetuer" gefunden, der bereits 1548 in Lyon gedruckt erschienen war. Unter der Aufschrift: „Lettre d' un Bourguignon contemporaine de la Defence et Illustration de la langue françoyse" hat er ihn in der RHLF. II 233—243 jetzt wieder abgedruckt. Verfasser dieses nach Roy an einen Florentiner Bankier in Lyon gerichteten Discours ist Jacques de Beaune. Man vergleiche zu dieser Publikation die ebd. II 430 ff. und 598 ff. veröffentlichten Zuschriften von De Maulde und F. Frank. Letzterer identifiziert unseren Verfasser mit dem Gatten der Gabrielle de Sade, der „fut gouverneur et chambellan du duc d' Aujou, frère du roi (Charles IX), ambassadeur en Suisse, et mourut le 27 nov. 1579". Gerichtet hält Frank den Discours nicht an einen Florentiner Bankier, sondern an Giulio Camillo, der nach Brunet seit 1550 als Schriftsteller nachweisbar ist. — In Anschluss an die von ihm veröffentlichte kostspielige Sammelausgabe: „La Pléiade française" hatte C. Marty Laveaux einen Appendice über „La langue de la Pléiade" zu liefern versprochen. Der erste Band desselben ist 1896 erschienen[31]), wird aber besser mit dem zweiten gleichfalls inzwischen veröffentlichten im nächsten Jahresberichte gemeinsam besprochen werden. Hervorgehoben darf hier indessen schon werden, dass die Untersuchungen über die Sprache der Plejade-Dichter durch M.-L. ebensowenig abgeschlossen werden, als die über die Sprache Ronsards durch Melerio in den Vorbemerkungen zu seinem im letzten Jahresbericht bereits kurz angeführten „Lexique de P. de R." und zwar schon deshalb nicht, weil von beiden der Hauptsache nach nur die Archaismen vom Standpunkte der heutigen Sprache behandelt sind und weil für eine erschöpfende Behandlung die erforderliche Grundlage in den bisherigen Ausgaben der Plejaden-Dichter nicht gegeben ist (Vgl. ZFSL. XXI² 7). — Über den Petrarkismus im 16. Jhrh. handelt Marius Pieri in seiner umfangreichen Monographie über „Pétrarque et Ronsard ou de l'influence de Pétrarque sur la Pléiade française"[32]). Die Arbeit ist keine eigentlich gelehrte Forschung und wie so viele ähnliche französische Werke auf gebildete Laien berechnet. Daher die wortreiche Schilderung allgemein bekannter und vieler nicht streng hingehöriger Thatsachen und die nur flüchtige Andeutung dessen, was man genau festgestellt und sorgfältig begründet wünscht. Die direkten Entlehnungen Ronsards aus Petrarca und seinen italienischen Nachahmern werden z. B. nur eben berührt und durch einige beliebig herausgegriffene Beispiele erläutert. Das dankbare Thema verdient also eine neue streng wissenschaftlich gehaltene Behandlung. — „Une supercherie de Mlle. de Gournay" betitelt sich ein Aufsatz von P. Bonnefon in RHLF. III 71—89. In einer Broschüre von 30 Seiten in 4⁰ vom Jahre 1624 druckte Mlle. de Gournay unter dem Titel „Remerciement du Roy" den Text von 1584 der Ronsardschen „Harangue de . . . François, duc de Guise aux soldats de Metz, le jour de l'assault" neben einem zweiten „trouvée en son cabinet . . . et corrigée de sa dernière main" ab. Die Korrekturen dieses zweiten Textes rühren

31) Paris, Lemerre 1896. 8⁰. 499 S. 32) Marseille, Lafitte 1896. 8⁰. 342 S. Pr.: 6 Fr.

nach B. nicht von Ronsard, sondern von der Herausgeberin selbst her. „C'est un obstacle que la docte fille essaie d'opposer au courant qui entraine de plus en plus la poésie française à la suite de Malherbe". B. teilt den Text von 1624 nach dem einzigen davon jetzt bekannten Exemplar der Pariser Nationalbibliothek mit. „Les corrections de Mlle. de Gournay sont insignifiantes, ... et en tout cas parfaitement inutiles." Ein ganz analoges Verfahren wird sie nach B. auch in der von ihr besorgten Ausgabe von Montaignes „Essais" aus dem Jahre 1595 beobachtet haben. — Derselbe Ronsardforscher hatte schon ebd. II 244—248 zuvor eine Miscelle über „Ronsard ecclésiastique" veröffentlicht. Es handelt sich um einige Ergänzungen zu einer gleichbetitelten Studie des Abbé L. Froger aus dem Jahre 1882. — Über eine Mitteilung von Ch. de Grandmaison „Le Buste de Ronsard d'après celui qui ornait son tombeau à Saint-Cosme près Tours" teilt die RHLF. III 148 mit, der Autor erweise „que si l'original de ce buste semble aujourd'hui perdu, il en existe des moulages en plâtre dans les musées de Blois, Vendôme et Tours, à la bibliothèque de cette ville et aux archives d'Indre-et-Loire. L'épitaphe de Ronsard est également reproduite". — Über „La première édition lyonnaise du discours de du Bellay sur le faict des quatre etats du royaume (1567)" berichtete F. Brunot[33]). — Einen Brief von J.-A. de Baïf an Charles IX teilte L. Dorez mit[34]). Es handelt sich um einen Brief aus dem Jahre 1571, worin Baïf, um die Hindernisse, welche der 1570 begründeten „Académie de poésie et de musique" von übelwollenden Gegnern bereitet wurden, zu überwinden, einen allgemeinen Musiker-Kongress vorschlägt: „nous avons avisé, sous le bon plaisir et aveu de V. M., convier à une amiable conférence toutz les premiers et plus grandz maistres compositeurs de la musique usitée depuis Guidon Arrettin jusques à cejourdhuy qui vivent de présent par toute la Chrestienté". Der Brief steht Bl. 34 der Pariser Hs. Nouv. acq. franç. 5850. Man weiss nicht, was aus diesem Projekte geworden ist. — Zwei lateinische Briefe von Lazare de Baïf an Bembo hat P. de Nolhac in der Hochzeitspublikation für Cian Sappa—Flandinet veröffentlicht. „Ces lettres" bemerkt RHLF. II 150, „sont (avec deux lettres adressées à Lascaris) les seules de leur genre qui nous soient parvenues du célèbre ambassadeur, qui a contribué au progrès de l'humanisme et à la formation de la Pléiade". On l'y voit heureux de tenir une petite place dans la vie de ces confrères illustres au contact desquels il sort peu à peu du nuage de l'ignorance et de la barbarie de sa nation". — Über den Dichter Gombauld hielt E. Faguet einen in der Revue des cours et conférences IV 6 mitgeteilten Vortrag. — Ein ungedrucktes Sonnet des „poète quercinois Guillaume du Buys, über welchen RHLF. II 156 biographisches Material erbeten war, teilt P. B. ebenda 312 mit. Das Sonnet datiert aus dem Jahre 1584 und der Herausgeber stimmt mit dem Fragesteller in der Wertschätzung des unverdienterweise vergessenen Dichters überein. — Aus Colletets 1870 verbrannter Sammlung von Lebensbeschreibungen französischer Dichter, über welche P. Bonnefons Aufsatz in der RHLF. II 59 neues Licht

33) In RPhFP. VIII (1895) S. 89—100. 34) in RHLF. II (1895) S. 78—81.

verbreitet hat, teilte ebd. III 270—285 Ph. Tamizey de Larroque eine bisher unveröffentlichte ziemlich ausführliche biographische Notice über den Humanisten Marc Antoine-Muret mit. Beigefügt ist anhangsweise ein gleichfalls noch ungedruckter Brief Murets an Du Puy aus dem Jahre 1573. — Einem anderen Humanisten des 16. Jhrh. Loys Le Roy (Ludovicus Regius) de Coutances hat A. H. Becker eine sehr umfangreiche Pariser Doktor-Dissertation gewidmet[35]). Leider zeichnet sich das Buch, wie L. Dalaruelle in der RHLF. IV 614 ff. darthut, mehr durch „qualités d' esprit et de style“ als durch solide Forschung aus. „Faute de s' être d' abord astreint aux recherches méthodiques et minutieuses qui étaient ici de mise, le livre de M. Becker demeure superficiel et trop incomplet pour rendre à l' histoire littéraire les services qu' on en pourrait attendre“. — Gegenstand mehrerer Arbeiten ist H. Estiennes Leben und schriftstellerische Thätigkeit geworden. Mit ihm beschäftigte sich zunächst in seiner Strassburger Dissertation H. Dieterle[36]). Verfasser betrachtet in 3 Abschnitten Henri E. als französischen Philologen, als französischen Schriftsteller und seiner Persönlichkeit nach. Estiennes Schriften über französische Sprache sind bekannt und durch Neudrucke leicht zugänglich. Er verfolgt darin hauptsächlich puristische gegen die Italianismen der Hofsprache und die Neuerungen der Pleiade gerichtete Tendenzen. Bedauerlicher weise hat Dieterle Estiennes Stellungnahme zu den französischen Grammatikern seiner Zeit ganz unbeachtet gelassen. Das ist um so verwunderlicher, als er selbst erwähnt, dass E. im Anhang zu seiner 1582 (nicht 1552, wie bei D. gedruckt ist) erschienenen „Hypomneses de gall. lingua“ seines Vaters Robert E. „Grammatica gallica“ wieder abgedruckt und als schon in ZFSL. XII[1] 262 auf abfällige Äusserungen H. Estiennes über Pillot, Garnier, Du Vivier und Caucie hingewiesen worden ist. — „Nouveaux documents sur les Estienne, imprimeurs parisiens (1517—1665)“ hat Henri Stein in den Mém. de la Soc. de l' hist. de Paris et de l' Ile-de-France XXII (1895) S. 248—295 mitgeteilt. — Ebenso hat J. Dumoulin einige neue Urkunden über Franz I., Estienne und seine Familie im Bulletin des bibliophiles März 1896 veröffentlicht. S. näheres in RHLF. III 317. — Die bereits 1850 von Feugere in kleiner Auflage von neuem gedruckte Schrift H. Estiennes: „La précellence du langage françois“ hat E. Huguet, um sie leichter zugänglich zu machen, nochmals veröffentlicht „avec des notes, une grammaire et un glossaire et précédée d' une préface de L. Petit de Julleville“[37]). Die Préface bietet der Hauptsache nach eine Analyse der Schrift mit kritischen Bemerkungen vom modernen Standpunkt aus. Es ist hier nicht der Ort auf diese Bemerkungen näher einzugehen. Ich hätte sie vor allem historischer gehalten gewünscht und ihre Redaktion lieber der sachkundigsten Feder auf diesem Gebiete, der F. Brunots, anvertraut gesehen. Woher kommt P. de J. übrigens zu der Behauptung: die erste der der französischen Sprache gewidmeten Arbeiten H. Estiennes sei die 1558 erschienene „traduction en latin de

35) Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1896. 8°. VIII 409 S. 36) Strassburg 1895 8°. 94 S. 37) Paris, A. Colin et Cie. 1896. 8°. XXXIII u. 435 S. Pr.: 4 fr. 50.

la grammaire françoise composée par son père" gewesen? Bisher wird meines Wissens allgemein auch diese Übersetzung als das Werk von Robert Estienne angesehen; beginnt doch auch ihr Vorwort: „R. Stephanus lectori S. D." Der Abdruck Huguets scheint recht sorgfältig ausgeführt, und willkommen sind seine „observations grammaticales" und sein „lexique-index". — Ein bisher verloren geglaubtes lateinisches Gedicht H. Estiennes, das „Carmen de senatulo foeminarum" hat L. CLEMENT in der Pariser Mazarine-Bibliothek aufgefunden und teilt den genauen Inhalt davon nun in einem Aufsatze der RHLF. I 441—445 mit. Das 1591 in Strassburg erschienene Gedicht verdankt danach einer unter dem Strassburger Rektor Obrecht stattgefundenen akademischen Disputation, bei der auch über die These „si les femmes doivent prendre part aux affaires publiques, et si elles sont capables d' être admises aux conseil de l' Etat" verhandelt wurde, ihre Entstehung. Estienne, der seine die These bejahenden Argumente, bei der Disputation selbst nicht ausgiebig entwickeln hätte können, zog es vor, sie in einer in lateinischen Versen abgefassten Dissertation niederzulegen. Er behandelt die Frage angeblich ernst, „point d' allusions malicieuses, encore moins de ces anecdotes trop joviales, de ces paroles grasses qui remplissaient l' Apologie d' Hérodote". Seine Argumentation ist gleichwohl öfters ziemlich spitzfindig und macht bisweilen auf den modernen Leser doch den Eindruck, als sei sie ironisch gemeint. „Si la ruse est souvent un moyen de gouvernement, ce moyen sera surtout l' affaire des femmes" ganz ebenso wie „les chiennes de certains pays sont plus sagaces que les mâles. Le renard qui est le plus rusé des animaux n' a-t-il pas un nom féminin en grec et en latin? la raison en est sans doute que la femelle du renard est plus rusée que son mâle. Or le renard, c' est la femme... On reproche communément à l' esprit féminin sa légèreté: mais . . . les hommes légers sont aussi nombreux que les étoiles" u. s. w. Dem Carmen ist noch eine Epistel Estiennes in lateinischer Prosa an denselben Obrecht und die Kopie eines Briefes an einen Freund über die prekäre Situation seiner Druckerei beigegeben. Insbesondere dieser Brief, der ebenso wie das Carmen von Strassburg datiert ist, hat für die Biographie Estiennes ziemliches Interesse. — Auch andere Grammatiker des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts sind Gegenstand von Untersuchungen geworden. So hat REFERENT in den „Mélanges de philologie romane dédiés à C. Wahlund"[38]) über einige seltene französische Grammatiken gehandelt, insbesondere über die Grammaire françoise par G. Meurier, Anvers 1557, von der nach dem Lübecker Exemplar eine genaue Analyse gegeben ist. Zum Schluss wird auf ein Exemplar der „Grammaticae quadrilingues partitiones" von Jo. Drosaeus Paris 1544 hingewiesen, von dem, wie E. Picot bemerkt, auch die Pariser Bibliothek ein Exemplar besitzt, ebenso wie ein Ex. des Nachdrucks von 1554, während in der Stadtbibl. zu Auxerre dem Katalog nach ein zweiter Nachdruck von 1558 vorhanden ist. — J. Garniers „Institutio gallicae linguae" (1558) und ihrer Bearbeitung von Morlet (1593) hat K. FRÖHLICH eine Programmabhandlung gewidmet[39]) und E. MARTIN hat sich in seinen Beiträgen zur

---

38) Macon, Protat 1896 8° S. 181—196. 39) Eisenach 1895 4° 18 S. Progr. Nr. 699.

elsässischen Philologie mit den beiden Strassburger Grammatikern Daniel Martin und Isaak Habrecht beschäftigt[40]). F. Brunot endlich macht in der RHLF. II auf eine Stelle von J. Godards „La langue franç. Lyon 1620“ aufmerksam, in welcher dieser die Anstellung von eigenen Professoren für den Unterricht französischer Schüler in der französischen Sprache verlangt. „Au XVIe siècle,“ bemerkt B., „nombre d'esprits hardis avaient demandé que les sciences fussent enseignées en français; personne, à ma connaissance au moins, n'avait eu encore l'idée que le français pût devenir, en France, un objet d'enseignement“. Ausser einer isolierten und vorübergehenden Aufnahme durch Richelieu „il faut descendre loin, très loin, dans l'histoire de notre enseignement, pour que l'idée de Godard parvienne à triompher du préjugé et de la routine.“ — Interessante „Notes autobiographiques“ des bekannten Bibliographen Antoine du Verdier, „Sieur de Vauprivas“ teilte ebenda II 249 ff. derselbe Gelehrte mit. — Des Führers der katholischen Gegenreformation in Frankreich François de Sales Werke sind mehrfach bearbeitet. So erschienen zwei neue Ausgaben seiner Œuvres complètes. Die erste „revue et corrigée avec le plus grand soin par une société d'ecclésiastiques“[41]) besteht aus 10 Bänden und bringt in ihren ersten beiden Bänden die Predigten, im dritten „L'estandart de la Croix“ und „L'introduction à la vie dévote“, im vierten den „Traité de l'amour de Dieu“, im siebenten und achten die Briefe. Der neunte bietet eine „Esprit du b.-h. F. de Sales“ betitelte Arbeit von Jean-Pierre Camus, der zehnte und letzte eine Lebensbeschreibung des Heiligen von einem „curé du diocèse de Verdun“. Der fünfte und sechste Band stehen noch aus. — Die zweite Ausgabe „d'après les autographes et les éditions originales enrichie de nombreuses pièces inédites“[42]) trägt einen weit wissenschaftlicheren Charakter. Sie begann 1892 zu erscheinen und lagen bis 1896 sieben Bände davon vor. Sie wird im Auftrage der „Religieuses de la Visitation du 1er monastère d'Annecy“ von dem englischen Benediktiner Dom Mackay besorgt. E. Ritter hat sie recht anerkennend in ZFSL. XV 206 ff. XX 44 ff. besprochen. Der im dritten Band gebotene Text von „L'introduction à la vie dévote“ basiert auf der Ausg. von 1619, der letzten vom Verfasser selbst besorgten, ihm sind aber die Varianten der Ausgaben von 1609, 1610, 1616 und die der erhaltenen Handschriften anmerkungsweise hinzugefügt, während der Text der ersten gleichfalls 1609 erschienenen Ausgabe im Appendix vollständig abgedruckt ist, so dass man die Wandlungen des Textes „depuis le premier jet jusqu'à la dernière révision“ bis auf die geringfügigsten Details verfolgen kann. Die Einleitung Dom Mackeys zu diesem Bande, welche unter Benutzung unveröffentlichter Briefe des Verfassers und seiner Korrespondenten Schritt für Schritt die Entstehungsgeschichte dieses Hauptwerkes von F. de Sales verfolgt, ist auch selbständig erschienen. Band 4 und 5 bringen den „Traité de l'amour de Dieu“. Hier ist der Text der editio princeps von 1616, welche „est vraisemblablement la seule qui ait été publiée sous la surveillance de l'auteur“ wiedergegeben. Ritter macht aber darauf aufmerksam, dass

---

40) Aus JbEL. Bd. XIII. 41) Bar-le-Duc, Contant-Laguerre 1896 8° 10 Bde. 42) Genève, Trembley und Paris, Lecoffre 8° Pr. pro Bd. 8 Fr.

F. de S. selbst alsbald gesagt hat: „Le libraire a laissé couler plusieurs fautes en cette œuvre.“ Die handschriftlichen Bruchstücke dieses Werkes, welche erhalten sind, sind, soweit sie dem ersten Entwurf angehören, vollständig im Appendix abgedruckt, soweit sie der endgiltigen Redaktion angehören, mit dem Text von 1616 verglichen und ihre Varianten in Fussnoten mitgeteilt. Der sechste Band enthält die „Entretiens spirituels“, welche, nicht von dem Bischof selbst, sondern von den ersten Nonnen von Annecy aufgezeichnet und erst nach F. de Sales Tode veröffentlicht sind. Mackay hat hier die Ausgabe von 1629 zu Grunde gelegt und giebt dazu im Anhang Varianten und Ergänzungen aus zeitgenössischen Hss. und aus der unrechtmässigen Ausgabe von 1628. Mit dem 7. Band beginnt der Abdruck der Predigten. Sie sind ebensowenig bei Lebzeiten des Heiligen im Drucke erschienen. Bekannt waren bisher 28 in eigenhändigen Aufzeichnungen F. de Sales und 43 nach Aufzeichnungen von Nonnen, welche sie gehört hatten. Statt 28 der ersten Gruppe hat der neue Herausgeber 160 zusammengebracht, von denen viele freilich nur aus einigen Seiten lateinischer Notizen bestehen. Ritter meint, dass die den Predigten gewidmeten Bände „une partie assez ingrate“ der Gesamtausgabe bilden und verspricht sich um so grösseres Interesse von der Korrespondenz, für welche die Bände 11 ff. vorgesehen sind. — Einen Neudruck der dritten Ausgabe (1610) von F. de Sales Hauptwerk: “L'introduction à la vie dévote“ besorgte in 2 Bänden A. Perrin[43]). Er enthält zwei wertvolle Beigaben: eine ausführliche „notice bibliographique“ des Herausgebers und eine „étude iconographique“ über F. de S. von J. Grand-Carteret. Aus der Bibliographie ersieht man, dass das Ansehen F. de S. im 18. Jahrhundert sich sehr vermindert hatte. Von 1672—1821 erschien keine Gesamtausgabe seiner Werke, während vorher 7 und nachher 5 veröffentlicht worden sind. „Néanmoins,“ fügt Ritter hinzu, „et même à l'époque où Voltaire et Rousseau semblaient les maîtres de la pensée européenne, de 1760 à la Révolution, il est intéressant de voir se succéder les éditions de l'Introduction à la vie dévote.“ Die Grand-Carteretsche Iconographie über F. de S. ist, wie er selbst bemerkt, die erste derartige Arbeit „entrepris sur un des saints de l'Eglise catholique au point de vue de l'amateur laïque, respectueux, mais désintéressé .... Rien n'est curieux comme ce passage de certains hommes devant l'objectif de l'histoire: tel, qui jadis a été gravé par Audran, par Morin ... par tous les burins français, italiens, allemands et hollandais, se trouve habillé, façonné à la mode du jour par les artistes du XVIIIe siècle; puis prend place sur les pierres lithographiques d'un Maurin ou d'un Belliard, pour se retrouver finalement servant de signet à quelque livre d'heures, ou d'image à l'usage de l'enfance.“ — Keinen besonderen Wert scheinen zwei weitere einbändige Spezialausgaben derselben „Introduction“ etc., die eine „publiée par une société de prêtres“[44]), die andere lediglich als „nouvelle édition“ bezeichnete[44a]), beanspruchen zu dürfen.

Noch zahlreichere Arbeiten sind dem grossen Moralisten des 16. Jahrhunderts, dem Verfasser der „Essais“, Michel de Montaigne, gewidmet.

---

43) Moutiers, Duclos 8° 2 Bde. v. CLVII 152 u. 651 S. 44) Paris, Mersch 18° 571 S. 44a) Tours, Mame et fils 1895. 32°. 400 S.

Eine bedeutsame neue Ausgabe der Essais liegt allerdings nicht vor. Der schon oben unter Ronsard angeführte Aufsatz von P. BONNEFON: „Une supercherie de Mlle de Gournay" hat aber von neuem die Aufmerksamkeit gelenkt auf die zahlreichen handschriftlichen Einträge Montaignes in ein gegenwärtig in Bordeaux aufbewahrtes Exemplar seiner Essais und auf das Verhältnis, in welchem die von Mlle de Gournay besorgte Neuausgabe von 1595 zu den offenbar für den Druck bestimmten Textänderungen des Verfassers steht. B. teilt eine Anzahl Stellen des ersten Buches der Essais aus beiden Textrecensionen mit und glaubt in den Abänderungen der Ausgabe von 1595 „un parti pris évident d'adoucir l'expression et d'émousser la saillie, de coordonner les idées et de coudre les clauses, comme eût dit Montaigne" zu erkennen. Er meint, diese Änderungen seien sehr wohl Mlle de Gournay zuzutrauen, zumal sie selbst eingestanden habe, ähnliche Änderungen in der Ausgabe von 1635 durchgeführt zu haben. Eine vollständige Wiedergabe der von Montaigne selbst in das Exemplar von Bordeaux eingetragenen Änderungen stellt sich somit als ein dringendes Bedürfnis heraus, wie denn überhaupt eine die Gesamtheit der von Montaigne nach und nach vorgenommenen Textänderungen übersichtlich zusammenstellende Ausgabe der Essais nicht länger entbehrt werden kann. Nur eine solche wird uns einen klaren Einblick über die Wandlungen in den Anschauungen und in der Sprache dieses überaus einflussreichen Schriftstellers verschaffen. — Extraits aus den Essais, offenbar für Schulzwecke, lieferte mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar ausgestattet E. TALBOT. Es liegt von ihnen bereits die dritte Auflage vor[45]. — In Wettbewerb damit traten neuerdings die Extraits von Abbé F. KLEIN und Abbé VICTOR CHARBONEL[46]. — Ins Deutsche wurde eine Auswahl der Essays von WALDEMAR DYHRENFURTH übertragen[47]. Die Übersetzung hält sich recht eng an das Original. Sie will die anonyme, 1750, wie die 1793 und 1799 erschienene Bodesche Verdeutschung, welche selten geworden und veraltet sind, ersetzen, bietet aber zunächst nur 20 von den 107 Kapiteln des Originals. Der erblindete Verfasser hat sich mit Liebe in die Schriften Montaignes versenkt und bei ihm Ruhe und Trost von des Lebens Mühsal gefunden. Die Hingebung, mit der er seine Übersetzung ausgeführt hat, verleiht dieser selbst einen eigenartigen Zauber, der auch den Montaigne fernstehenden Leser in seine Kreise bannt. — Eine ganze Anzahl von Einzelaufsätzen geben uns Aufschlüsse verschiedenster Art über Montaigne, so zunächst der von P. BONNEFON: „La Bibliothèque de M."[48]. Er zählt 76 Bände auf, welche Montaigne ehemals besessen hat und welche noch heute vorhanden sind, (darunter befinden sich 9 griechische, 35 lateinische, 13 italienische, 2 spanische und 17 französische) und meint: „C'est évidemment la proportion suivant laquelle ces langues diverses étaient représentées dans l'ensemble de la bibliothèque de Montaigne." B. teilt auch die 54 Sentenzen mit, die Montaigne in seinem bis heute erhaltenen Bibliothekzimmer anbringen liess, „qui sont un document de premier ordre

45) Ebd. Delalain 1896 16° XVI 174 S. Pr. 2 Fr. 46) Ebd. Poussielgue 1896 18° 389 S. 47) Breslau, E. Trewendt 1896 16° XII 318 S. 48) In RHLF. II 313—371.

pour apprendre à connaître son état d'âme alors et les véritables principes de sa philosophie". — Unter den erhaltenen Büchern Montaignes befindet sich kein Exemplar von Amyots Plutarchübersetzung und doch muss er, wie A. DELBOULLE in seinem kurzen Aufsatz „Les emprunts de M. à Amyot"[49]) ausführt, ein Exemplar besessen haben. „Ce devait être un de ses livres de chevet, un de ceux que le moraliste feuilletait le plus souvent." Alle seine Plutarchcitate sind Amyot entlehnt, wie an einigen Stellen des 12. Kapitels von Buch 2, welche von D. dem Amyotschen Text gegenübergestellt werden, dargethan wird. — „La famille et les amis de M." betitelt sich eine eigene Monographie von P. STAPFER[50]), aus welcher sein Aufsatz „La fille de M."[51]) wohl nur einen Ausschnitt bildet. Auch P. BONNEFON hat im Journal des Débats 1895 édition blanche vom 12. und 16. August einen Aufsatz „Les amis de M.: Pierre Charron" veröffentlicht, in welchem die Beziehungen, welche zwischen beiden Philosophen bestanden, eingehend erörtert werden. Die Ergebnisse des Verfassers werden RHLF. II 627 mitgeteilt. — „Les relations de M. avec la cour" behandelte ein gleichfalls kurzer Aufsatz v. C. VOISARD[52]). Entgegen vielfach verbreiteten Ansichten ist er der Überzeugung „que M. ne s'est nullement tenu à l'écard des événements et n'a pas vécu isolé". Das erweisen nach V. auch seine Beziehungen zu dem Pariser und zu dem Hofe von Navarra. In seinem vorerwähnten Aufsatz über M.s Bibliothek nimmt BONNEFON gegen die Ausführungen V.s ziemlich scharf Stellung, indem er ihm insbesondere vorwirft, er habe die Ansichten von A. Grün („Vie publique de M." 1855) resümiert „sans y ajouter d'arguments nouveaux et en y laissant subsister des erreurs matérielles signalées depuis long temps". — Ein Artikel von P. MONCEAUX: „La légende de M."[53]) sucht den Verfasser der Essays gegen den Vorwurf der Trägheit, der Zweifel- und Selbstsucht in Schutz zu nehmen. — Ein Vortrag von Sir WILLIAM BAILEY „delivered at the Manchester Arts Club on April 23rd 1895, Shakespeares birthday celebration" ist betitelt: „Shakespeare and Montaigne". Der Verfasser kommt darin auf den bereits wiederholt angedeuteten Einfluss M.s auf Shakespeare von neuem zu sprechen. Die RHLF. III 476 giebt an, dass nach B. „la trace de Montaigne se retrouve souvent dans Ben Jonson, Butler, Pope, Addison, Emerson, Stele, Swift, mais dans personne autant que dans Shakespeare. Même la publication du Montaigne de Florio marquerait une date, dans l'œuvre de Shakespeare, et Hamlet, Jules César, la Tempête, les autres pièces écrites après cette date seraient fortement imprégnées de la philosophie et du style de notre auteur." Diese Ansicht Baileys stimmt im wesentlichen zu einer bereits 1846 gethanen Äusserung von Philarète Chasle und ist seitdem in einer ausführlichen Monographie von JOHN M. ROBERTSON, deren Besprechung dem nächsten Jahresbericht zufällt, gleichfalls vertreten worden. B. scheint allerdings öfter über das Ziel hinauszuschiessen. — Ein Artikel von P. LAUMONIER betrachtet M. als „précurseur du XVIIe siècle". Nach L. lässt es sich erweisen „que M. est l'écrivain du XVIe

---

49) Ebd. II 604—6. 50) Paris, Hachette 1895 18°. Pr.: 3 Fr. 50. 51) In BURS. 1895 nr. 9. 52) In RHLF. I 446 bis 450. 53) In RPL. 1895 nr. 23.

siècle qui se rapproche le plus des penseurs de l'époque suivante". Er möchte ihn sich vorstellen „né vers 1520, traversant l'Hôtel de Rambouillet dans la plus belle période de Julie d'Angennes, correspondant avec Descartes, discutant avec Pascal . . . Évidemment il êut été plutôt l'ami du chevalier de Meré, de la Mothe le Vayer, de Gassendi de Bernier, de Saint-Evremond et de Fontenelle que des Arnaud, de Nicole, de Bossuet et de Malebranche. Mais il eût surtout joui de la société de gens moins libertins que les premiers, moins austères que les seconds, celle de Corneille, de Molière, de Racine, de Boileau, de la Fontaine, de La Bruyère; il fût devenu enfin le familier de Mme de la Fayette, de La Rochefoucauld et de Mme de Sévigné." — Pascals „Entretien sur Épictète et Montaigne" ist uns bekanntlich nur in der aus der Erinnerung aufgesetzten Niederschrift Fontaines erhalten, von welcher die Original-Hs. wieder verloren ist und bisher nur zwei ziemlich stark abweichende Fassungen vorlagen. Unter der Überschrift „Un nouveau manuscrit de l'entretien de Pascal avec M. de Saci sur Épictète et Montaigne" veröffentlicht nunmehr A. Gazier in RHLF. II 372 ff. einen dritten Text, welcher einen abweichenden Titel hat: „Jugement d'É. et de M. par M. Pascal." Er stammt aus einer Sammlung, welche nach G. im Jahre 1720 niedergeschrieben ist, also 8 Jahre älter als der zuerst von Desmolets bekannt gemachte Text ist, und weitere 8 Jahre älter als der den ‚Mémoires de Fontaine" einverleibte. Der Kopist dieses Textes war nach G. „assez ignorant, et l'on peut s'en féliciter; car s'il a commis çà et là quelques fautes de lecture faciles à corriger, grâce aux deux autres textes, du moins il n'a pas eu la prétention d'embellir son auteur. Suivant toute apparence, il s'est réduit au rôle de copiste, et ce que nous trouverons chez lui de plus que chez les autres paraît bien avoir été dans le manuscrit qu'il a copié." — Auch zwei neue Gesamtdarstellungen von M.s Leben und Werken sind erschienen. Die eine hat zum Verfasser den bekannten Kritiker P. Stapfer[55]) und bildet einen Band der Sammlung „Les grands écrivains français." Sie ist die Frucht liebevollen Versenkens in das Studium des grossen Weltweisen und ist, wie Frank ZFSL. XVII² 235 ff. bemerkt hat, wie mit dem Silberstifte ausgeführt. Frank hat darum das Wichtigste aus diesem Buche in seiner Besprechung mitgeteilt. Es besteht indessen weniger aus neuem thatsächlichem Material als aus feinsinnigen Beobachtungen und scharf, vielleicht hier und da zu scharf zugespitzten Urteilen. So verdanken die Essays M.s nach St. ihre ungeheure Popularität auch dem Umstande, dass M., der immer sich selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, in seinem Werke als ein mit allen gewöhnlichen Fehlern und Schwächen behafteter Durchschnittsmensch erscheint, so dass jeder Leser sich einem so berühmten Autor geistig verwandt zu fühlen geschmeichelt sehen muss. Viel tiefer und weiter, als St. annimmt, hat sich der Einfluss M.s auf seine Nachwelt und deren führende Geister, insbesondere Englands, fühlbar gemacht. — Die zweite, hier anzuführende Biographie M.s verdanken wir dem Verfasser der verdienstlichen Arbeit über den gaskognischen Einfluss auf die neufran-

---

54) In RHLF. III (1896) 204—217. 55) Paris, Hachette 1895 8°.

zösische Schriftsprache M. LANUSSE[56]). Sie bildet einen Teil der „Collection des classiques populaires“ und will innerhalb der sich vielfach widersprechenden Urteile über M. sich an die Theorie vom „juste milieu“ halten. Sie behandelt in drei Büchern „l'homme, le penseur, l'écrivain“. Auch dieses Buch wird, ohne dem Spezialisten gerade Neues zu bieten, von dem, der Montaigne kennen und schätzen lernen will, mit Nutzen gelesen werden.

Von den gleichfalls moralisierende Tendenzen verfolgenden Possen und dialogischen Erzählungen Noël du Fails hat E. COURBET unter dem Titel: „Les Baliverneries et les Contes d'Eutrapel“ einen durch ein Glossar und eine biographische Notiz bereicherten Neudruck besorgt[57]). — Ebenso verdanken wir CH. BOYER eine mit einer Einleitung versehene neue Ausgabe von Beroalde de Vervilles „Moyen de parvenir“[58]). — Dem Verfasser der „Vies des dames illustres“ und der „Vies des dames galantes“, Brantôme endlich hat ihr moderner Herausgeber LUDOVIC LALANNE eine ausführliche Monographie gewidmet[59]). Sie schildert, wie P. BONNEFON in der RHLF. IV 141 bemerkt, „presque autant l'histoire de son temps que le récit de sa vie.“ In Ermangelung der bisher leider noch nicht wieder aufgefundenen Selbstbiographie B.s (vgl. ebd. 287) „l'ouvrage si plein de critique et si bien informé de M. L. Lalanne permet de reconstituer autant qu'on le peut cette vie très accidentée dont la diversité n'est pas le moindre attrait. . . . Ce n'était assurément pas besogne facile que savoir se reconnaître au milieu de documents si divers, et y prendre ce qu'ils contiennent sans rien surfaire, mais sans rien laisser passer.“ Dank der Nachforschungen Lalannes steht es jetzt fest, dass B. eine Zeitlang das Seeräuberhandwerk betrieben und seine Einkünfte durch die ihm in die Hände gefallene Beute zu erhöhen gesucht hat. Ebenso wissen wir nun, dass er vorübergehend den Protestanten angehörte „et ce court passage parmi les réformés a suffi pour lui donner quelque largeur de vue tolérante à leur endroit.“ — Einen neuen genauen Abdruck des ursprünglichen Textes der berühmten „Satyre Ménippée“ nach zwei „Copies à la main“ der Pariser Nationalbibliothek stellte in 100 Exemplaren F. GIROUX her[60]). Leider hat er dabei nur Ch. Reads Ausgabe von 1878 und gar nicht die 1884 srschienene wertvolle von J. Frank zur Vergleichung herangezogen. Frank hat ZFSL. XIX² 151 ff. gleichwohl anerkannt, dass die Veröffentlichung wegen ihrer Benutzung einer zweiten bisher unbekannten Hs. des „texte primitif“ recht verdienstlich sei, wenn auch die wissenschaftliche Ausbeute keinen besonderen Gewinn bringe. Die Vorbemerkung des Herausgebers ist auf wenige Zeilen beschränkt, eine eingehende Studie über das Pamphlet von 1593 wird auf spätere Zeit verschoben. Nur ein appendice critique, in welchem G. die Lesarten der 2 Hss. mit Reads und seinen eigenen zusammengestellt und die letzteren zu rechtfertigen sucht, ist angefügt. Bedauerlicherweise hat er jegliche Zeilenzählung im Texte selbst unterlassen. — Fern ab von der Tagespolitik und ihren Produkten steht die schriftstellerische Thätigkeit des Juristen

---

56) Ebd. Lecène, Oudin et Cie. 1895 8° 240 S. Pr.: 1 Fr. 50. **57)** Ebd. Lemerre 1896 2 Bd. Pr.: 15 Fr. **58)** Ebd. 1896 2 Bd. **59)** Ebd. Renouard 1896 8° 384 S. **60)** O. J. (1896) u. O. 8° 78 S.

J. Bodin. Ihm hat E. Fournol eine Spezialuntersuchung „B. prédécesseur de Montesquieu“ [61]) gewidmet, nachdem kurz zuvor erst E. Hanckes Buch „Bodin, eine Studie über den Begriff der Volkssouveränetät“ [62]) erschienen war. — Auf die Kritiklosigkeit, mit welcher die Sammlung und Herausgabe der „Lettres missives de Henri IV“ ehedem veranstaltet worden ist, macht erneut ein kurzer Artikel v. Ph. Tamizey de Larroque: „D'une page a retrancher des lettres missives du roi Henri IV“ [63]) aufmerksam. „Si des lettres intéressantes ont été en fort grand nombre laissées en dehors ... bien d'autres lettres d'authenticité douteuse ne mériteraient pas l'honneur d'y être insérées.“ Der Verfasser legt hier speziell die Gründe dar, weshalb ein undatierter Brief an Mme de Batz, in welchem von der Einnahme von Cahors die Rede ist, Heinrich IV. abzusprechen sei. In der Vorbemerkung zu einer von ihm in der Revue de Gascogne Juli 1896 veröffentlichten Mitteilung: „Documents inédits. Une lettre du roi Henri IV au cardinal d'Armagnac“ hat er gleichzeitig einige der hauptsächlichsten Lücken in der erwähnten Sammlung nachgewiesen. — Agrippa d'Aubignés „Histoire universelle“ herausgegeben vom Baron Alphonse de Ruble für die „Société de l' histoire de France“ ist bis zum achten Band vorgeschritten [64]). — Auch von Au.s beissender Satire „Les Aventures du baron de Fœneste“ hat G. de Raimes einen Neudruck [65]) veranstaltet, dem eine längere Préface und erläuternde Anmerkungen beigegeben sind. — A. d'Aubignés von wildem Zorn über die trostlosen Zustände Frankreichs eingegebene „Tragiques“ sind bekanntlich zuerst 1616 anonym herausgegeben, 1877 hatte Ch. Read nach der Hs. Tronchin eine neue Ausgabe besorgt. Sie ist nun in zweiter Auflage erschienen [66]). — Von dem ersten Gesang („Misères“) allein erschienen gleichzeitig zwei Separatausgaben. Sie wollten den Bedürfnissen der Kandidaten für die licence des lettres entgegenkommen, da dieser Teil der Tragiques auf das Prüfungsprogramm mehrerer Fakultäten gesetzt war. Von keinerlei weiterem Interesse scheint die mit Einleitung und Kommentar versehene Ausgabe von G. Meunier [67]) zu sein. — Recht wertvoll ist dagegen der auf J. Bédiers Anregung von einer Anzahl seiner Schüler der Ecole normale superieure: H. Bourgin, L. Foulet, A. Garnier, Cl. E. Maitre, A. Vacher gemeinsam bearbeitete Text mit Varianten, Einleitung und Anmerkungen [68]). Zu Grunde gelegt ist die zweite bei Lebzeiten A.s erschienene Ausgabe unter Beifügung der Varianten der ersten und der Handschrift Tronchin. Das textkritische Verfahren wird in der Einleitung gerechtfertigt. Sehr wertvolle Aufschlüsse bietet der Kommentar. Hier wird insbesondere der Nachweis erbracht, dass Juvenal, Lucan und die Bibel die Muster des Dichters waren. — Mit einem zweiten Gedichte, der Création A. d' Aubignés und mit ihren wie mit den Beziehungen der Semaine Christophle de Gamons zu du Bartas Première Sepmaine befasst sich eine Rostocker Dissertation von H. Kaiser: „Über die Schöpfungsgedichte des Chr. de G. und A. d'Au. und ihre

61) Paris 1896. 62) Breslau, 1894. 63) In RHLF. III 444—447. 64) Paris, 1896. 65) Ebd. Flammarion, 1896 16° XXXVII 260 S. Pr.: 1 Fr. 66) Paris, Flammarion 1896 16° 2 Bde. Pr.: 6 Fr. 67) Ebd. Delalain 16° 59 S. Pr.: 1 Fr. 68) Ebd., A. Colin et Cie. 1896 8° 132 S. Pr.: 2,50 Fr.

Bez. zu du Bartas Pr. Sep.“[69]). Ihr Verfasser setzt sich betreffs des Gedichtes von Chr. de G. mit den von A. Mazon in seiner „Notice sur la vie et les œuvres d'A. Gamon et de Chr. de Gamon, Lyon et Paris 1885“ vorgetragenen Ansichten auseinander, in dem er den Wert dieser Dichtung wesentlich niedriger anschlägt. Auch die erst durch die Gesamtausgabe seiner Werke von Réaume und de Caussade bekannt gewordene Création d' Aubignés wird von K. als ein schwaches Erzeugnis des mehr als 70jährigen Greises bezeichnet, das vielleicht gar nicht dazu bestimmt war, veröffentlicht zu werden. — Über die Satiren Vauquelins veröffentlichte J. VIANEY in der Revue des Universités du Midi 1895 einen mir nicht zu Gesicht gekommenen Aufsatz. Es ist wohl nur ein Abschnitt aus desselben Gelehrten vielbesprochener ausführlicher Biographie des Satirikers Mathurin Regnier[70]). Dies Buch zerfällt in 9 Abschnitte, denen eine Einleitung vorausgeschickt ist: „1. Vie et caractère de R., 2. les Précurseurs de Regnier dans la Satire au XVIe siècle, 3. les sources des Sat. de R., 4. les idées morales et littéraires dans les Sat. de R., 5. u. 6. la peinture des moeurs et des caractères dans les Sat. de R., 7. les Elégies, les poésies pétrarquistes, les poésies spirituelles, le Discours au roi, 8. la langue et la versification de R., 9. la Postérité de R.“ — Unveröffentlichte, allerdings auch recht unbedeutende Verse Regniers aus Anlass des Einzugs der Königin Marie von Medicis im Jahre 1610 hat E. ROY in RHLF. I 422—429 mitgeteilt. — Über Malherbe ist nur ein kurzer Aufsatz von ARMAND GASTÉ anzuführen: „Malherbe concessionnaire de terrains à bâtir sur le port de Toulon avec un appendice sur le portrait de Malherbe par Finsonius“[71]). G. teilt darin die bisher nicht veröffentlichten „Lettres-pattantes octroyées par Sa Majesté au sieur de Malherbe pour le fère jouir du don des dictes places de maisons“ aus dem Jahre 1617 nach den in dem Archiv von Aix erhaltenen Original mit, macht aber gleichzeitig darauf aufmerksam, dass M. selbst davon keinen Gebrauch gemacht haben kann. Was das Portrait M.s von Finsonius anlangt, so soll es 1613 entstanden sein; M. soll aber dieses ganze Jahr in Paris verbracht haben, während Finsonius gar nicht dort gewesen zu sein scheine. „Quoiqu'il en soit, peinte ad vivum et rajeunie par ordre, ou reproduite d'après un portrait antérieur, l'effigie du poète par F. est très précieuse. Elle n'eût pas été admise, du vivant du poète, par sa famille et plus tard dans le célèbre cabinet de son petit neveu, si la ressemblance n'avait pas été de la plus grande exactitude.“ Ein Abzug des Stiches, den Coelmans von diesem Bilde angefertigt hatte, ist dem Aufsatze beigefügt. — Dem Hauptgegner M.s, Theophile de Viau, hat Dr. KÄTHE SCHIRMACHER eine umfangreiche Studie gewidmet, deren erster Teil im ASNS. Band 96 und 97 erschien. Da aber die ganze Arbeit in Buchform erst 1897 veröffentlicht ist, so wird ihre Besprechung dem nächsten Jahresbericht vorzubehalten sein. — Eines der zeitlich jüngsten und zugleich eines der sonderbarsten Werke unserer Epoche sind die 1622 erschienenen „Caquets de l'Accouchée“. Nach den reichlich darin gebotenen Angaben hat

69) Rostock, 1896 8° 41 S. 70) Paris, Hachette 1896 8° XIX 225 S. Pr.: 1,50 Fr. 71) Extr. des MAC. Caen, H. Delesques 1896 8° 15 S.

Pierre Brun in der RHLF. III 192 ff. eine Schilderung von der „Bourgeoisie au XVIIe siècle" gegeben. Die Caquets gestatten uns nach B. unter anderem „d'affirmer — ce qui est une douce chose — que le cancan est d' origine ancienne, si toujours vivace". — Schliesslich sei hier noch eines in die folgende Epoche übergreifenden Aufsatzes von G. Lanson gedacht: „Etudes sur les rapports de la littérature franç. et de la littérature espagnole au XVIIe s. (1600—1660)[72]). — Sehr spärlich sind die Arbeiten, welche das Drama der Renaissance behandeln. Über „une représentation théâtrale à Guéret en 1601" handelt eine kurze Mitteilung von Campeval im „Bulletin de correspondance de la Société des Sc. de la Creuze 1895" S. 23—28. — Nach RHLF. III 634 widmete ferner Léopold Delisle dem „Théâtre au collège de Valognes" eine Studie. „Il s'y occupe surtout de Jean de Virey, sieur du Gravier, lieutenant de la place de Cherbourg, qui présenta à la maréchale de Matignon le Machabée, tragédie (1596), et à Nicolas de Briroy évêque de Coutances, une autre ‚Tragédie de l' heureuse victoire des Machabées (1600)'. M. Delisle signale également une autre tragédie de Virey, la Tragédie de Jeanne d' Arques (Rouen 1600)." — Über „A. de Montchrétien et la littérature au temps de Henri IV" handelte G. Lanson in seinem Sammelbande „Hommes et livres" Paris 1895 S. 57—86. — Einem etwas älteren Dramatiker Florent Chrestien, dem Übersetzer von G. Buchanans Jephte widmete Ed. Spalikowski unter dem Titel: „Un médecin littérateur au XVIe siècle"[73]) eine der Hauptsache nach bibliographische Broschüre. — Eine andere Broschüre von P. Toldo behandelt „La lingua nel teatro di Pietro Larivey"[74]). — Eine Leipziger Dissertation von K. Zeiss endlich „die Staatsidee Pierre Corneilles mit einer Einleitung über die politische Litteratur Frankreichs von der Renaissance bis auf Corneille in ihren Hauptvertretern"[75]) betitelt, kann teilweise auch noch hierhergezogen werden. Ein weitergehendes Interesse wird keine dieser wenigen, dem Drama des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts gewidmeten Arbeiten für sich in Anspruch nehmen.

Greifswald, 23. VII. 1899. E. Stengel.

Schluss zu S. II 311.*) **Letteratura italiana dal 1540—1690. 1895—96.** Scritte veramente dal carcere, non sono già un parto della fantasia, ma narrano il fatto cui si riferiscono con piena veridicità, come il Bongi dimostra, pubblicando gli atti processuali che riguardano il triste avvenimento. Non di domestiche sventure, ma di un tranquillo amor coniugale, spesse volte citato ad esempio nelle storie letterarie, s' occupa invece C. Rosalba[76]): di quell' amore per Porzia Capece, che Bernardino Rota celebrò in una serie di liriche anche

72) In RHLF. III 45—70 und 321—331. 73) Paris, J.-B. Baillière et fils 1896 8° 13 S. 74) Imola, Galeati 1896 8° 36 S. 75) Meiningen 1896 8° 136 S.

*) Ms. eingegangen am 3. Februar 1900. Verfasser war, wie ich nun erst erfuhr, an Influenza schwer erkrankt gewesen. K. V.

76) GSLIt. XXVI, 92—113.

oggidì nominate. Ma il Rosalba, da uno spassionato esame del Canzoniere ora detto, è portato a conclusioni inattese, per quanto fondate. Egli ritiene cioè che le rime in morte di Porzia (sposa al Rota nel 1543 e defunta il 1559) siano realmente composte per lei; quelle in vita, premesse alle altre per la solita tendenza d'imitazione petrarchesca, riflettano al contrario altri amori giovanili e siano state acconciate alla meglio, per collocarle dove ora si trovano. Inoltre un sottile esame delle rime in morte, che sono le più appassionate, fa vedere come si esageri ascrivendo il Rota alla categoria dei più alti lirici del suo tempo. Manca in quei versi il suggello dell' arte e il sentimento, che pur dovè essere sincero, non trova in essi adeguata espressione. Cenni sulle vicende del Petrarchismo in Venezia si troveranno nell' opuscolo nuziale di GIUSEPPE BIANCHINI su Franceschina Baffo rimatrice Veneziana nel sec. XVI°. Di questa non forte poetessa si leggono ristampati quattro sonetti[77]). Lo stesso BIANCHINI, mentre promette più largo studio biografico e critico su Girolamo Parabosco, ripubblica intanto Il tempio della fama di lui, breve poemetto in ottava rima, ove si celebrano alcune tra le più belle gentildonne veneziane dei suoi giorni. Cerca inoltre d' illustrare detti versi con testimonianze del Parabosco stesso e di contemporanei[78]). Altre ottave in forma di poemetto, dovute al fecondo rimatore Raffaello Toscano, son quelle composte per la morte del Duca di Guisa e l' uccisione d'Enrico III di Valois (1588), tratte da un manoscritto vaticano, per cura di LUIGI CALIARI[79]). Ad età di poco antecedente si riportano i notevoli componimenti poetici, in parte illustrati, in parte pubblicati dai sig^ri G. BARELLI e A. DUTTO nei loro Studi sull' assedio di Cuneo del 1557, che riguardano appunto questo avvenimento[80]). Nella stessa annata del Bollettino che accoglie questi scritti, va segnalato un Lamento del Piemonte nel 1559, quanto mai interessante a testimonio di sensi italiani, nonchè alcune poesie antifrancesi di età più tarda (duca Vittorio Amedeo I), edite a cura di C. E. PATRUCCO. I capitoli, e un poemetto di Camillo Pellegrino il vecchio, pubblicato per la prima volta da A. BORZELLI[81]) è il titolo d'un libro che contiene ogni desiderabile ragguaglio su questo scrittore, specialmente noto per il suo Dialogo sull' epica poesia, in conseguenza del quale s'ingaggiò, come è noto, la fiera polemica, che diè tanto tormento all'animo agitato del cantore di Gerusalemme. A questo grande è già tempo che volgiamo il nostro pensiero.

Torquato Tasso. Ad accrescere di molto la serie degli scritti dedicati alla memoria e alle opere del più grande nostro poeta della seconda metà del secolo XVI°, occorse nel 1895 una circostanza straordinaria, il terzo centenario dalla morte di lui, celebrato in quasi tutta Italia con sì spontanea e larga effusione di sentimento, da dimostrar quanto caro e popolare resti tuttora fra noi il cantor di Goffredo. Più che duecento numeri comprende la diligente Bibliografia delle pubblicazioni

---

77) Verona-Padova, Drucker, 1896. (78 In Miscellanea per nozze Biadego-Bernardinelli. Verona, Franchini, 1896. Cfr. altresì V. Crescini in RBLIt. IV, 8. 79) Enrico di Guisa ed Enrico III di Valois in un antico poemetto italiano. Roma, tip. dell' Opinione, 1896. 80) BSBS. I, 4—5. 81) Napoli, Fratelli Scarpati, 1895.

tassiane, in occasione del terzo centenario dalla morte del poeta[82]) compilata da quel benemerito specialista in tale argomento che è il prof. ANGELO SOLERTI, del quale in questa parte delle nostre note dovranno ricorrere ad ogni passo il nome e l'elogio. Tale diligente raccolta comincia con un elenco delle pubbliche commemorazioni del centenario in parecchie città d'Italia, dei discorsi d'occasione, delle poesie e delle accademie a tal uopo celebrate. Vien poi la bibliografia propriamente detta: ma se duecento monografie, più o meno diffuse, costituiscono in sè un bel numero, bisogna pur convenire che poche di esse — eccettuate che siano le opere dal Solerti medesimo date in luce per l'occasione — contribuiscono davvero e validamente a illustrare i tempi, la vita o le opere del poeta, in cui onore furono concepite. Per le restanti non son purtroppo eccessive le gravi parole del critico or lodato, premesse al suddetto lavoro: . . . . »mai si ebbe più triste prova della scarsa cultura che è fra noi e della sicumera di certa gente che, perchè stampa, passa per letterata, in affermar fatti ed avventurar giudizi«.

Ecco adunque come una cernita severa s'imponga a noi, che stimeremmo inutile ingombro una sommaria citazione di tutti, o quasi, i duecento numeri bibliografici e che anzi, anche tra i migliori di essi, intendiamo soffermarci su quelli soli, che presentano, oltre ad un valor d'occasione, qualche più durevole vantaggio. A tal uopo, molto ci giova tener sott' occhio un' altra breve pubblicazione riassuntiva del SOLERTI, intitolata Il terzo centenario di Torquato Tasso[83]), ove la ventina circa d'opere tassiane più significative per importanza assoluta o per nome d'autore, uscite nel 1895, sono criticamente giudicate. Certo è che anche a taluni di questi scritti più degni nocque in parte la contemporaneità di pubblicazione con la Vita di T. Tasso dovuta alla più che decenne esplorazione di biblioteche e d'archivi, cui ANGELO SOLERTI dedicò un entusiasmo ed una preparazione perfetta, che non potevano portar frutti migliori[84]). Per ben conoscere il grande poeta — i fatti lo dimostrano — tal maniera di ricerca era del tutto necessaria; ed è ventura che ci abbia pensato, a tre secoli dalla morte di lui, chi diè prova di saperla compiere a perfezione: prima, per evitare l'ulteriore perdita fatale di documenti, inoltre per far sì che la gran fioritura romanzesca intessuta intorno al Tasso non acquistasse dal tempo una patina d'antichità vieppiù veneranda. Senza propormi di porgere nemmeno in iscorcio un resoconto dei tre grossi volumi di questa Vita, già tanto nota agli studiosi e della quale si posseggono autorevoli bibliografie[85]), mi piace ripetere quanto è ormai riconosciuto da ogni critico indipendente e assennato: che cioè l'opera, pressochè definitiva, si lascia a tale distanza quante biografie tassiane erano finora più in credito, da renderne di secondario momento la consultazione a chi cerchi ragguaglio dei fatti e non voglia

---

82) RBA., an. VI. nr. 9—10. 83) GSLIt., XXVII, 391 s. 84) Torino, E. Loescher, 1895, in tre volumi. 85) Ad esempio le due di Alessandro D'Ancona in RBLIt., IV, 1 e di Vittorio Cian in GSLIt., XXVI, 398. Sulla Vita del Solerti è altresì condotto per gran parte il bellissimo articolo di V. CHERBULIEZ Le Tasse, son centenaire et sa légende in RDM., 15 maggio, 1895.

indagare invece il cammino faticoso percorso dalla scienza storica nell' assodarli. Unica la biografia famosa del Serassi si può dir uscita con onore dall' arduo confronto, il che non deve stupire, quando si pensi che il benemerito abate bergamasco dedicò quasi intera la vita all'opera sua, conducendola col metodo rigoroso a cui il suo degno amico Tiraboschi aveva dato sì benefico impulso, su ricchissimo materiale, fino a quel punto ignorato. E, in fatto di documenti, il campo non può essere inesauribile! Ma anche nei tratti dove l'una e l'altra vita, quanto alle linee generali, coincidono (il che massime s'avverte nell' esposizione dei primi anni del Tasso e più ancora nel cap. XX, dato alla storia delle controversie sulla Gerusalemme) degnissima d'ammirazione è l'industria del nuovo biografo nel perfezionare quanto il predecessore ebbe a scrivere, sia forzando i documenti a dir qualcosa di più, sia illuminandoli mercè abili accostamenti, sia accertando meglio, con critica felice, le circostanze accessorie e i dati della cronologia. Pure non conviene insistere su di un paragone, al quale del resto il Solerti induce forse chi, con animo di critico, prenda a scorrere l'opera sua; in forza di giudizi che, nella forma almeno, si direbbero a volte troppo severi contro la fatica del suo degno precursore. Questo, in sostanza, si può ben affermare: dalle pagine del nuovo biografo un Tasso nuovo — ed evidentemente il vero Tasso — si presenta alla mente del lettore. Un Tasso spoglio di molti caratteri romanzeschi, più uomo di gran lunga e più umanamente infelice; non per questo meno ammirevole e, sopra tutto, men degno della nostra profonda pietà. Oltre alla luce sfolgorante sotto la quale per la prima volta compariscono certi episodi della vita del poeta, fin qui ravvolti in densi veli di dubbio, come la gita sua in Francia e le cagioni del precipitato ritorno, si osservi che le stesse circostanze le quali nella leggenda giocano sì gran parte sulle peripezie fondamentali della sua vita, come i presunti amori con Eleonora d'Este, in cui s'andarono sì volontieri ricercando le recondite cagioni della sua reclusione in S. Anna, son qui dimostrate apertissimamente insussistenti. Ben è vero che altri, prima del Solerti, tali verità avevano intuito e, con più o meno asseveranza, propugnato. Tuttavia il lor successo va tenuto assai scarso, ove pensiamo che contro il Solerti da più parti, e non sempre per opera di persone aliene da buoni studi, si scagliarono anatemi, come contro un iconoclasta, accanitosi sopra un grande infelice. Strano criterio in verità codesto, di stimar quasi responsabile delle altrui sciagure chi, per amore del vero, s'accinge a narrarle quanto più gli riesce fedelmente! Perchè, da ultimo, si possa aver pallida idea del forte contributo d'erudizione adunato in quest' opera, basti sapere che il primo volume, contenente la vita propriamente detta in 31 capitoli, è illustrato da 28 ritratti, tre medaglie, dieci fac-simili di manoscritti, tre piani fotografici e trenta illustrazioni su fotografie originali: il secondo volume, diviso in due parti, contiene 117 lettere inedite o disperse del Tasso, 540 di contemporanei, a documento della sua vita, ed altre lettere di studiosi più tardi, che s'occuparono di cose tassiane: il volume terzo è composto di 55 documenti e di cinque appendici, tra le quali una (la 1ª) che giustifica l'albero genealogico della famiglia, un' altra (la 2ª) che illustra i ritratti del poeta, ed altre ancora dedicate ai libri postillati da lui, nonchè alle opere apocrife. Una ricca bibliografia di 500 studi

tassiani, l'indice diligente dei nomi ricordati nella Vita e nelle rime del poeta chiudono questo terzo ed ultimo volume.

A un lavoro di tanto merito, messo in luce nel marzo del '95, il SOLERTI aggiunse nel tempo medesimo altre pubblicazioni del pari importanti, come il volume III⁰ delle Opere minori in versi di T. Tasso[86]), contenente il sue Teatro, preceduto da un eccellente saggio di GIOSUÈ CARDUCCI, dove l'Aminta è studiata nella sua storia, e se ne indagano gli antecedenti con vedute larghe, felici, originali, che non potranno trascurarsi da chi scriva espressamente sul teatro di questa età[87]). L'edizione critica della Gerusalemme liberata è in fine la corona dell'edifizio maestoso, dal Solerti innalzato alla gloria del suo poeta prediletto. Dei tre volumi dei quali consta quest' opera[88]), il secondo e il terzo contengono il testo che all' editore, con l'aiuto di collaboratori pazienti, venne fatto di fermare. Operazione, in questo caso, più ardua di molto che non sia quella che basta d'ordinario per consimili lavori, giacchè è noto come la Gerusalemme nella mente dell'autore fosse opera rimasta sempre in istato di formazione e di ritocco, fermatasi solo alla Conquistata, sulla quale esclusivamente il Tasso, già cadente, avrebbe voluto che si posasse l'attenzione dei posteri. Ma in quanto la critica e la voce popolare, con notevole consenso, gli diedero torto, ecco il compito di un esperto editore portato ad arrestarsi sopra un momento intermedio, ben difficile da essere con esattezza determinato. L'apparato critico che costituisce il primo volume spiega in sostanza la ragion di scelta dei manoscritti e delle stampe, che contribuirono al nuovo testo, al quale l'edizione di Febo Bonnà (1581) serve di base; e certo nulla lascia da desiderare per informazioni sicure, anche in riguardo alla bibliografia del poema, arricchita mercè la ristampa dei Cinque canti di Camillo Camilli aggiunti al »Goffredo«, il rimario e l'indice dei nomi e delle cose notabili contenuti nella Gerusalemme. E per tornare, dopo questa doverosa se non forse abbastanza adeguata menzione, agli scritti accennati sopra, la commemorazione più solenne del Centenario tassiano diremo essere stata quella, che in Roma, nel monastero di S. Onofrio, fu resa più interessante dalla larghissima esposizione di ricordi del Poeta: ritratti, manoscritti, altre sue personali memorie, cui contribuirono Istituti nazionali ed esteri, e i privati possessori di tali cimeli. Un grande Album di ben 225 tavole con relativa illustrazione conserverà ai posteri l'eco di sì degne onoranze[89]), rappresentando sotto vari aspetti S. Onofrio, la tomba, le stanze e i ricordi del Tasso, il facsimile di suoi manoscritti e di libri da lui postillati. Per la medesima cerimonia, in segno d'omaggio ai Sovrani d' Italia, che vollero esservi presenti, il conte P. D. PASOLINI ed A. SOLERTI raccolsero in un opuscolo edito suntuosamente, Torquato Tasso e la Casa di Savoia[90]), i versi, le lettere, i passi insomma d'ogni scritto Tassiano dove si faccia menzione di principi Sabaudi, con i rispettivi autografi od apografi in riproduzione fototipica.

86) Bologna, Zanichelli, 1895. 87) Detta prefazione del Carducci, uscita dapprima sulla NAnt. (1894—95), fu più tardi svolta ampiamente, con giunte e correzioni, nel vol XI della BCLIt. diretta da F. Torraca, Firenze, Sansoni, 1896. 88) Gerusalemme liberata, poema eroico di T. T. — Edizione critica, sui mss. e le prime stampe, a cura di A. Solerti e cooperatori. Firenze, G. Barbèra, 1896. 89) Roma, Danesi, 1896. 90) Roma, tip. del Senato.



La vita travagliosa del Tasso, per cui tante città italiane posson vantarsi di lui quasi come di cittadino proprio, diè origine a varie pubblicazioni che mettessero più in vista i rapporti tra il poeta e questa o quella provincia. Pregevole il contributo offerto dalla regione napoletana, massime per opera d' un insigne erudito, BARTOLOMEO CAPASSO. Egli stese con diligenza grande il testo d' un magnifico Album di vedute antiche e moderne di Sorrento, raccolto dal Municipio di quella città [91]) e promosse la stampa d' un secondo libro Torquato Tasso a Napoli [92]), dove egli inserì note storiche sugli edifici di Napoli nei quali abitò il poeta; e F. FARAGLIA die' la tavola e qualche fac-simile d'un codice tassiano, in parte autografo, posseduto dal principe di Torella. Altri articoli che seguono nel libro stesso, intorno alle composizioni poetiche del Tasso messe in musica, hanno minor pregio. Le attinenze tra Torquato e la Sicilia, così in riguardo alle amicizie ch' egli strinse con isolani, come al culto a lui tributato e ai suoi cimeli ivi conservati, si studiarono da V. DI GIOVANNI in un discorso [93]), del quale si ha il riassunto anche in apposita pubblicazione promossa dall' Accademia di Scienze, Lettere ed Arti di Palermo [94]). Come fiorisse alla metà del Cinquecento lo Studio di Padova, le dimore del poeta in questa città, le sue relazioni con gli accademici Eterei e l' amor giovanile per Lucrezia Bendidio, ciò tutto fu narrato dal prof. V. CRESCINI in un vivace, informatissimo discorso, letto nel giorno in cui quell' Università appose una lapide, a ricordare la presenza del poeta tra i suoi scolari [95]). Similmente un serio cultore di memorie tassiane, il prof. GIUSEPPE AGNELLI [96]), rievocava in Ferrara — ove si ammirò una mostra di ricordi del Tasso e s' inaugurarono due lapidi commemorative — la splendida corte Estense sulla fine del sec. XVI e il poeta che ne fu ornamento. E per passare sulle altre commemorazioni più in fretta, gioverà tener presenti due discorsi letti rispettivamente in Firenze e in Mantova da AUGUSTO CONTI [97]) e dal prof. ADOLFO ALBERTAZZI [98]). Se la venerazione che inspira il vecchio e illustre filosofo, che parlò all'accademia della Crusca in qualità d' Arciconsolo, impedisce di portare severo giudizio sul suo lavoro, sia lecito almeno deplorare che egli non abbia voluto, quasi per deliberato proposito, piegarsi a riconoscere che la critica tassiana fece negli ultimi tempi dei passi da gigante e relegò nel campo della leggenda troppi fra gli asserti, ai quali egli continua a prestare più o men risoluta credenza. L' Albertazzi, volgendo più l' attenzione al periodo di vita trascorso in Mantova, parla anche con sicurezza e con eletta forma del Tasso in generale: e di lui, come artista nel verso e nella prosa, come anima vibrante ad ogni commozione dello spirito, scrisse anche ISIDORO DEL LUNGO [99]) con

91) Sorrento e Tasso. Napoli, Giannini e figli, 1895. 92) T. T. a Napoli. Contributo di onoranze e di memorie raccolte e pubblicate nel 3° centenario dalla morte del poeta. Napoli, F. Giannini & Figli. 93) Pubblicato in RN. del giugno 1895. 94) Pel III° centenario della morte di T. T., Palermo, tip. F. Barravecchia e f., 1895. 95) A. T. T. nel terzo centenario dalla morte la Università di Padova. Padova, Randi, 1895. Di questo discorso si fece anche una traduzione in tedesco in AZB. Juli 1895 (ni. 157—158). 96) Torquato Tasso a Ferrara. In ADFSP., VII, fasc. 2. Ferrara, 1895. 97) Nel terzo cent. dalla morte di T. T. Orazione Accademica. In AACr. Firenze, Cellini, 1895. 98) Torq. Tasso, Mantova, tip. Mondovì, 1895. 99) NAnt. del 1 maggio 1895.

quella venusta arte di sintesi che gli è speciale. Certo fra le memorie illustrative d'indole locale dovrebbe essere collocata in posto d'onore quella di VIRGINIO PRINZIVALLI: T. Tasso a Roma, Ricerche storiche con documenti inediti o rari[100]), ove si rifletta le che successive dimore romane, sebbene così interessanti, non avevano trovato finora nessun illustratore. Ma se l'idea è lodevole e l'opera riuscitane presenta qualche vantaggio, è impossibile per altro largheggiare in elogi, dopo lettane la critica, riboccante d'appunti assai concreti, del Solerti nella già ricordata sua bibliografia. Quand'anche le parole seguenti sembrino un po' crude, la realtà delle cose fa pur sicuri che »lo studio del Prinzivalli fu compilato con molta fretta ed è rimasto del tutto insufficente; è quindi da lamentare che l'autore non si procacciasse in tempo quello che era necessario, per non sciupare così bell'argomento«; e, aggiungasi, non curasse di dar forma più organica al materiale raccolto. Gentile idea e consona più che ogni altra alla ingenita poesia della ricorrenza da celebrare può definirsi quella del conte PASOLINI già lodato, d'onorare I genitori di T. Tasso[101]) in un volume, che indirettamente ridondasse a gloria del loro grande figliuolo. Con opportuno divisamento l'autore non volle per altro darci un libro — e tali già ne uscirono dalla penna di lui — originale, e materiato di documenti nuovi: si contentò invece d'uno scritto d'agevole lettura, che in forma pianamente espositiva facesse conoscere a gran numero di lettori il carattere simpatico di quel virtuoso gentiluomo che fu Bernardo Tasso, e raccogliesse le scarse memorie rimaste su Porzia de' Rossi, la gentile e poco avventurata madre del poeta. Di Bernardo offerse in saggio poche liriche migliori e di Porzia riprodusse un ritratto fin qui ignoto della Galleria degli Uffizi[102]). Del padre di Torquato altri ancora scrissero o pubblicarono cose inedite: così G. RAVELLI produsse certe Lettere inedite (quattro di numero, ma rilevanti per ragguagli biografici) di Bernardo e Torquato Tasso (di quest' ultimo una sola), con l'aggiunta di un Saggio di bibliografia delle lettere a stampa di Bernardo T., molto pregevole e quasi compiuta[103]). Anche G. BIANCHINI stampò altre Lettere di Bernardo, stimandole inedite, mentre erano già pubblicate[104]). Studi molto diligenti sui poemi del genitore di Torquato: Amadigi e Floridante si devono altresì a F. FOFFANO, noto studioso della produzione romanzesca nostra. Più largo ed esauriente è il saggio sul primo poema[105]) esaminato sotto ogni aspetto, con una sovrabbondanza di particolari, da degenerare persino in eccesso. Del secondo[106]) si parla sopra tutto seguendo l'epistolario di Torquato, che nel lavoro paterno inserì giunte e correzioni[107]).

Oltre l'edizione critica della Gerusalemme, altre stampe illustrate del poema stesso, e le varie lettere di Torquato già accennate, le princi-

---

100) Roma, Desclée e Lefebvre, 1895. 101) Roma, Loescher, 1895. 102) A Pistoia pure si pensò di commemorare la madre del Tasso, onorando in essa il grande Torquato. Così si ebbe la ristampa di Giulio De' Rossi: Notizie biografiche su Porzia De' Rossi (Pistoia, tip. Cino, 1895), opuscolo tanto più considerevole, in quanto l'autore appartiene alla stessa famiglia che diè Porzia. 103) Bergamo, Bolis, 1895. 104) Verona, Drucker, 1895. 105) In GSLIt., XXV, 2—3. 106) In ASL., An. XXII, fasc. 1. 107) Un' aggiunta a questo lavoro è dovuta al medesimo Foffano, che l'inserì in GSLIt. XXVII, 188.

pali edizioni nuove d'opere tassiane furono le seguenti: una buona impressione economica dell'Aminta[108]) ed una raccolta per le scuole di Lettere di T. Tasso scelte e commentate[109]) lavori entrambi di ACHILLE MAZZOLENI, illustratore accurato, che il secondo volumetto rivolse all'utile scopo d'accogliere quelle lettere, che presentano più interesse dal lato biografico. Altri posero mente ai numerosi libri — circa un centinaio — che si posseggono da biblioteche e da privati, con postille autografe di Torquato, giusta una sua abitudine costante: e il SOLERTI, dopo trattatone in un'appendice al vol. III della sua Vita, diede Notizie dei libri postillati da T. T. che si conservano nella Barberiniana di Roma[110]); P. D. PASOLINI riprodusse con ornamento di bei fac-simili e con ricchissima illustrazione Il trattato dell'amore humano di Flaminio Nobili con le postille autografe di T. T., e T. CASINI illustrò le Postille alla Divina Commedia, edite sull'autografo della R. Biblioteca Angelica da Enrico Celani[111]). Su tutte queste publicazione eccelle per importanza l'edizione dei Carmina latina T. Taxi col proemio e le note di ANTONIO MARTINI[112]). Questi nove carmi, non tali da aggiungere alla gloria del Tasso, sono stampati secondo i più autorevoli codici, in una lezione tollerabile, ma non esente da mende anche gravi[113]). Le Fonti della Gerusalemme Liberata esplorate già da Vincenzo Vivaldi[114]) sono indagate novamente da S. MULTINEDDU in un breve libro ben ordinato e preciso, dove la materia classica posta a contributo dal poeta si trova ben definita e i rapporti tra la Gerusalemme e l'Italia liberata dai Goti son posti in chiara luce[115]). Contro il Vivaldi, l'autore prova che le fonti romanzesche del Tasso sono men numerose di quanto si soglia credere, e questa è la tesi principale del lavoro. Resta sempre da dire che il valor della parola fonte è molto elastico, nè è difficile il caso che s'adunino sotto questo nome poco opportuno delle mere concordanze di pensiero, oppur delle semplici imitazioni formali. Questa confusione, più spesso del Multineddu, fece ENRICO PROTO in un suo volume giovanile Sul Rinaldo di T. Tasso, non sempre organico a dir vero, ed esorbitante qua e là dal tema: e pur, nel complesso, sicuro testimonio d'ottimi studi e di attitudini fortunate[116]). Poco seria riuscì invece, per eccessiva impreparazione, la memoria di CARLOTTA BANTI L'Amyntas du Tasso et l'Astrée d'Honoré d'Urfé[117]), che vorrebbe essere un saggio di studi davvero da tentarsi, intorno all'imitazione del Tasso in Francia; e il difetto medesimo guasta, non per altro al medesimo grado, l'opera di VINCENZO VIVALDI La più grande polemica del cinquecento, quella cioè toccata di volo più addietro, sulla Gerusalemme[118]). Sul caro dialogo Il padre di famiglia non isfugga il breve saggio di CARLO DONISETTI Torquato T. a Borgovercelli[119]), in cui l'autore torna

108) Aminta, favola boscareccia con gl'intermezzi, edita con prefazione e note da A. Mazzoleni. Bergamo, Carnazzi, 1895. **109**) Bergamo, tip. Corti e Ronzoni, 1895. **110**) RBA., VI, 6—8. **111**) Lapi, Città di Castello. 1895 (vol. XX° della COD). **112**) Roma, tip. Forzani, 1895. **113**) Cfr. Solerti in GSLIt., XXVII, 432. **114**) Cfr. JBRPh., III. B., s. 445. **115**) Torino, Clausen, 1895. **116**) Napoli, tip. Tocco, 1895. **117**) Milano, 1895. **118**) Catanzaro, Caliò, 1895. **119**) Fa parte d'un libro di Studi di storia patria subalpina, Torino, Roux e Frassati, 1896.

sulla questione, qual sia stato il nome di colui che dal Tasso è posto a protagonista del dialogo stesso, e inchina a crederlo Cesare Foppa, di cui dà notizie. E la cosa pare probabile.

Per passare da questi saggi speciali a memorie sintetiche suggerite dal Centenario, ecco due libri che, in certo senso, stanno fra loro in perfetta antinomia. Il primo, di F. Falco, a proposito di T. Tasso filosofo[120]) si propone di raccogliere le numerose idee filosofiche sparse nelle opere tassiane, allo scopo di ricavarne il compiuto sistema personale di filosofia dal poeta seguito. Cómpito che in realtà cozza contro una domanda pregiudiziale, cui la risposta ci sembra dovrebbe essere negativa: Aveva il Tasso un vero sistema suo filosofico o non fu piuttosto in filosofia un semplice eclettico, di grande erudizione? Ma il Falco, pieno d'entusiasmo sincero verso il suo autore, non dubita di tenerlo pensatore profondo, come persevera a stimarlo un modello leggendario d'ogni perfezione e virtù. Il secondo lavoro è invece uno di quei saggi che la psichiatria moderna, con notevole frequenza, va dedicando ai nostri artisti maggiori, per indagarne le anomalie psichiche e ricavarne equazioni non sempre ponderate tra queste e la loro potenza geniale. Simili studi non potrebbero che riscuotere l'intero plauso nostro, se assai di spesso non palesassero nei loro cultori una anti-scientifica precipitazione, così nella scelta dei fatti da esaminare, come nelle generali conseguenze che se ne vorrebbero far discendere. Da simili difetti nemmero il lavoro di Luigi Roncoroni va del tutto esente. Volendo porre in rilievo Genio e Pazzia in T. Tasso[121]) egli accoglie spesso aneddoti e storielle — massime narrate del Manso — alle quali non possiamo prestar più alcuna fede: cita come del Tasso versi d'altri autori: attribuisce al fare poetico di lui, quasi pecche personali, tendenze d'arte che furono di moda ai suoi tempi. Con tutto ciò, in grazia del molto e sicuro materiale biografico offertogli dal Solerti e in vista altresì delle patenti anomalie dello spirito del Tasso, ci dà un volume segnalabile, che ben chiarisce (nella parte 3ª, più estesa e importante) le cagioni e i sintomi del caso psicopatico tassiano, definito »paranoia degenerativa, probabilmente legata a un fondo epilettoide« [122]).

Per chiusa di questi cenni tassiani citiamo alcune brevi memorie, nelle quali il poeta è posto in relazione con suoi amici, o imitatori dell'arte sua. Riuscito assai, in tal genere, è l'ops. di Oddone Zenatti F. Patrizio, O. Ariosto e T. Tasso. A proposito di dieci lettere del Patrizio finora inedite[123]). Esso esce dalla schiera comune, anche perchè dibatte e risolve garbatamente il problema dei sentimenti dal Tasso nutriti verso il grande epico del primo cinquecento, cui molti, con maligna intenzione, si piacevano di confrontare le cose sue. Aggiungasi, da parte di Antonio Belloni, un nuovo lavoretto sulla Siriade di Pier Angelio da Barga nei suoi rapporti cronologici con la Gerus. Liberata[124]). Il valente critico, in opposizione a V. Vivaldi[125]),

---

120) Savigliano, 1896. **121**) Torino, Bocca, 1896. **122**) Il farnetico savio, ovvero il Tasso, di A. Guarini (ristampato da F. Ronchetti nel no. 17 della COD. Città di Castello, Lapi, 1895) è un dialogo composto dal figlio dell'autore del Pastor Fido, che introduce il poeta a discutere con C. Caporali. **123**) Verona, Franchini, 1895. **124**) Padova, Draghi, 1895. **125**) Si cfr. di lui il volume

rincalza il suo asserto, non essere stato il Bargeo un precursore, ma uno dei più immediati imitatori della Gerusalemme. In altro articolo[126]) il BELLONI stesso, studiando l' indole e il carattere di Giov. Mario Verdizotti, mediocre rimatore veneziano cinquecentista, dimostra che anche questi esagerò assai, forse inconscio, nell' affermare d' aver suscitato lui nel Tasso l' idea prima del suo poema. Da ultimo FRANCESCO BENEDUCCI in un saggio Il Giraldi e l' Epica nel Cinquecento[127]) parla dell' infelice tentativo di poema epico-romanzesco che è l' Ercole del Giraldi, anche discutendo la questione, nel sec. XVI molto dibattuta, se egli sia stato o no un plagiario di G. B. Pigna.

***Poesia e poeti* (*Secolo XVII°*).** Crescono d' anno in anno gli studi intorno ad una figura di principe, per molti lati eccezionale nel secolo suo e davanti ai posteri stessi singolarmente luminosa. Intendo alludere a Carlo Emanuele I di Savoia, intorno al quale raccolse un buon volume, secondo i più recenti studi, GIOVANNI CURTI[128]). Egli in realtà è compilatore diligente, abile e illuminato di quanto fu scritto finora sul Duca Sabaudo e però merita menzione quella parte del volume (pp. 200 seg.) in cui si ragiona della corte letteraria di lui. Lavoro puramente storico, da citar quindi per incidenza in queste note, è invece il primo volume — unico fin qui uscito — della Storia di Carlo Emanuele I composto da ITALO RAULICH, che va dall' assunzione al trono di lui (1580) fino all' impresa di Saluzzo del 1588[129]). FERDINANDO GABOTTO, già molto benemerito per aver contribuito alla Storia della letteratura civile dei tempi di Carlo Emanuele I[130]), memoria che qui si cita, benchè pubblicata nel 1894, perchè passata in silenzio nella rassegna di quell' anno, illustra Un poème inédite de César de Notredame, scritto in onore del medesimo principe; e insieme ricorda altri componimenti francesi in gloria del Duca, provocati dalla sua spedizione in Provenza e conservati nel codice 297 della Biblioteca del Re, a Torino[131]). Altro poemetto, composto da un avvocato Bernardi per la circostanza medesima, fu anche edito da LÉON G. PÉLISSIER[132]). GIUSEPPE RUA con l' interessante articolo L' epopea savoina alla corte di Carlo Em. I[133]) prosegue una serie di monografie su tale soggetto, già note in parte ai lettori di questa rivista. Nel tratto presente del suo lavoro, l' autore si propone di ragionare in linee compendiose del numero stragrande di poesie sorte in nome di Carlo Emanuele, provocate dalle sue imprese militari, dalle sue nobili aspirazioni, dalle speranze straordinarie che destava di sè, gruppo formante come la storia poetica del suo regno. E tal capitolo prelude ad altro, nel quale si prenderanno in esame le composizioni epiche intese ad illustrare figure antiche e leggendarie di antenati del Duca, pur sempre con manifesto riguardo d'ammirazione, d' omaggio e d' augurio al principe regnante. Un breve articolo di E. BARELLI Caccie e poeti alla

---

intitolato Varia (Catanzaro, Caliò, 1896) dove nel 4° articolo torna sul problema accennato. **126**) Di un altro inspiratore del Tasso. In GSLIt., XXVIII, 176 s. **127**) Bra, Racca, 1896. **128**) Milano, Rebeschini, 1895. **129**) Milano, Hoepli, 1896. **130**) RAL., Roma, 1894. **131**) RLR., XXXVIII, 7. **132**) Le »Navire de bonheur« de l' avocat Bernardi. In AM., VIII, 29. **133**) In GSLIt., XXVII, 197 seg.

corte di C. Em. I[134]) reca non inutile contributo allo scopo medesimo, d' illustrare la corte poetica savoiarda, col pubblicar versi inediti di A. Gandolfo. Qual complemento alla storia delle lunghe e laboriose vicende sostenute dall' Amedeide di G. Chiabrera, già sì bene esposte dal Rua, G. BERTOLOTTO stampò Il giudizio di Onorato d' Urfè sull' Amedeida, per la prima volta pubblicato[135]). Il medesimo scrittore riassunse, in uno scritto intitolato Il Chiabrera davanti all' Ellenismo[136]) l' opinione, già da lui altrove enunziata, della scarsa conoscenza ellenistica del poeta di Savona. Emulo del Chiabrera, Ottavio Rinuccini fu con molta abilità presentato da GUIDO MAZZONI ai lettori d'un volume, in Commemorazione della riforma melodrammatica[137]). Non mi risulta importante la memoria di LUIGI ZUCCARO, Marinismo, gongorismo e preziosismo[138]). Più assai preme tener conto dell' articolo di CL. GRIFFIN CHILD, John Lyly and Euphuism, ove il soggetto proposto è trattato con molta conoscenza[139]). Una recensione dell' eruditissimo prof. FARINELLI a questa memoria mette il fenomeno dell' Eufuismo in rapporto con la poesia italiana e contribuisce così alla soluzione d' un problema non anche spiegato in maniera definitiva sulle origini del secentismo italiano. Portati così, dal seguito degli appunti, al corifeo di tal genere di poesia, ce ne sbrigheremo questa volta con poche parole; appena mette conto di citare per esempio una ristampa sol commerciale dell' Adone[140]) e qualche giunta e quasi appendice alle numerose ricerche sulle fonti di questo poema, argomento di molte indagini negli anni trascorsi. Tali un saggio di G. BIANCHINI Per la storia dell' Adone[141]) che ne addita la Favola d' Adone del Parabosco a verosimile fonte, il che non può essere escluso in via assoluta, data l' innegabile affinità di certe ottave, e l' intreccio conforme. Analogamente L. V[ALMAGGI] col titolo Rimessiticci secentisti stese breve nota sulle probabili fonti delle »Discordie concordi« nella stanza 176 del c. VI dell' Adone[142]). Marcello Macedonio è rimatore napoletano quasi ignoto del primo seicento, di cui si stamparono i Capitoli della bellezza, con brevi note di ANGELO BORZELLI[143]). Altro secentista di scarso nome, Alessandro Arcasio, fu rievocato alla nostra memoria da V. SCATI, che parla d' un suo manoscritto inedito dal titolo Trattenimenti lirici, nel quale si contengono circa duecento composizioni, dedicate in parte a personaggi ragguardevoli del tempo[144]). Su Francesco Redi, oltre ad un' edizione scolastica di sue Prose e poesie scelte per cure di AVERARDO PIPPI[145]), si osservi una buona monografia dovuta a GAETANO IMBERT, l'autore d' un pregiato studio sul Bacco in Toscana. S' occupa questa volta di Francesco Redi uomo di corte e uomo privato[146]) riuscendo appieno nell' intento di far meglio conoscere, sulla guida di molti documenti inediti e di lettere private del grande naturalista, il carattere morale di lui e la natura dei tempi e degli uomini, nei quali e coi quali trascorse la vita. Per la storia della dominazione medi-

134) In GPD. XIV, 21. 135) GLi., NS., I, 3—4. 136) GLi., NS., I, 7—8. 137) Firenze, tip. Galletti e Cocci, 1895. 138) Ravenna, 1896. 139) MB., VII° (1895). 140) Firenze, tip. Salani, 1895. 141) AtVen., Serie, XX, II, 7—10. 142) BFC., I, 11. 143) Napoli, 1895. 144) In RSA. IV, 11. 145) Firenze, Succ. Le Monnier. 1895. 146) Roma, Forzani, 1895 (estr. dalla NAnt.).

cea nel secolo XVII il lavoro dell' Imbert può dichiararsi di primaria importanza, in quanto ci fa vivere nella corte di Cosimo III e ce ne delinea in forma viva e aneddotica il vero carattere. G. B. Marchesi in un breve scritto ragiona specialmente delle satire, invettive e mormorazioni di Gregorio e Ferrante Pallavicino contro alcuni pontefici del secolo XVII°[147]).

Allontanandoci dalla poesia letteraria, Severino Ferrari ci accosta alla musa popolare coi suoi Rispetti e canzonette musicali[148]), opuscolo che contiene, tra altro, due »canti maggiaioli« e alcuni »giuochi del fiore«. Satira e parodia dei costumi e della vita degli scolari dello Studio Bolognese è il poemetto, tra italiano e dialettale, del bizzarro e geniale Giulio Cesare Croce, I trionfi fatti nel dottorato di Marchion Pettola, illustrato da una buona prefazione e da importanti note, per cura di Emilio Lovarini[149]), che lo riprodusse su di una stampa antica. Un bel repertorio di poemetti di genere storico, religioso, leggendario e satirico, appartenenti al secolo XVII°, si troverà nel lavoro di S. Salomone Marino: Le storie popolari in poesia siciliana, messe a stampa dal sec. XV ai dì nostri[150]). Al che aggiungeremo: Pasquinate, motti e canzoni in Messina e Palermo nei sec. XVII e XVIII°[151]) dove il Pitrè pubblica composizioni in gran parte politiche: preziosa raccolta, che conserva la satira popolare Siciliana di un tempo, in cui una sospettosa signoria si sforzava invano di soffocarla e di spegnerla. Chiudo col nome d'un poeta che finì la vita insieme col secol suo, del milanese Carlo Maria Maggi. Di lui andò scrivendo a riprese il prof. Antonio Cipollini, col manifesto proposito di comporre un lavoro compiuto, risultante da queste monografie. Intanto ne esamina I manoscritti milanesi e le poesie inedite[152]) con tal cura, da porger ottimo affidamento di preparazione al compito propostosi.

Flaminio Pellegrini.

---

147) PIt., XIV, 55—56. **148**) Bologna, Zanichelli, 1895. **149**) Padova, Gallina, 1895. **150**) ASTP., XV, 2. **151**) Palermo, tip. del Giornale di Sicilia, 1894. **152**) Milano, Aliprandi, 1895.

Zu II 96: E. Freymond, Romane, folgt in Bd. V.



III.

Dritter Teil. Grenzwissenschaften.

Volkskunde.

Allgemeine Methodik. 1890*). Einem Berichte über die während des Jahres 1890 erschienenen Publikationen zur Methodik der Volkskunde bietet sich als natürlichster Ausgangspunkt G. L. GOMMES Handbook of Folklore.[1]) Das Werk ist im Auftrage der 1878 gegründeten Folklore Society verfasst worden; einige ihrer Mitglieder, welche die Vorrede aufzählt, haben sich auch an der Ausarbeitung einzelner Abschnitte beteiligt. Das Handbuch verfolgt dieselben Zwecke wie PAUL SÉBILLOTS kürzer gefasste Anleitung[2]), von der einzelne Abschnitte auch für die Folklore Society übersetzt worden sind. Im einleitenden Kapitel spricht sich Gomme über Begriff und Zweck der Volkskunde aus: Überall unter den Menschen findet man alte Glaubensvorstellungen, Gebräuche und Erinnerungen als überlebende Reste einer geschichtlich nicht bezeugten Vergangenheit. Ihnen wissenschaftlich näher zu treten, sah man sich veranlasst, als man bemerkte, wie solch eigenartiger Besitz unter den am wenigst zivilisierten Schichten der Nationen sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, ohne dass ihm an der herrschenden Religion, dem geschriebenen Gesetze oder der historischen Überlieferung ein Halt geboten wäre. Weil wir nun bei den sogenannten wilden Völkern vielen

---

*) Angesichts der Entwicklung, welche gerade das hier behandelte Fach der Volkskunde in den letzten Jahren genommen hat, halten wir es für nötig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass der vorliegende Bericht für das Jahr 1890 bereits im Herbst 1891 der Redaktion eingeliefert worden ist. Da der Herr Verfasser jedoch die weitere Berichterstattung für den „Rom. Jahresber." mit Rücksicht auf die Verpflichtungen, die ihm aus der inzwischen erfolgten Übernahme der Redaktion der „Orientalischen Bibliographie" erwachsen sind, ablehnen musste, haben wir mit dem Abdruck des Referats für das Jahr 1890 gewartet, bis seine Fortführung durch Herrn Dr. F. S. Krauss gesichert war.

Die Redaktion.

1) London 1890. Publications of the Folklore Society XX (1887). 2) Instructions et questionnaires: ATP. II, 1887 p. 97—180, auch separat erschienen Paris 1887; frühere Artikel SÉBILLOTS sind hier, zum Teil erweitert, wieder abgedruckt. Einzelnes behandelt ausführlicher sein Aufsatz „Le Folk-Lore, les traditions populaires et l'ethnographie légendaire": RAn. XV, 1886, p. 290—302. 3) ALFRED NUTT, Monsieur Sébillots Scheme for the collection and classification of Folk-Lore: FolkR. III, 1880/81, p. 195—200.

Anschauungen begegnen, die mit denen der minder gebildeten Klassen unserer zivilisierten Nationen übereinstimmen, so musste das Studium jener in den folkloristischen Gesichtskreis einbezogen werden, wenn dabei auch weniger das Objekt an sich in den Vordergrund trat als seine komparative Verwertung. Hier zweigt denn auch die Volkskunde von der Anthropologie ab; diese untersucht Glauben und Brauch der Wilden nach all ihren Seiten, während für erstere nur die geistige Seite in Betracht kommt, insoferne nämlich hieraus eine wissenschaftliche, in gewissem Sinne historische Erklärung der überkommenen Reste abzuleiten ist, die sich bis in die jüngsten Stufen der Kultur haben hinüberretten können. Seine Grundlage aber wird der Folklorist immer bei den zivilisierten Ländern suchen müssen, wenn anders er zu praktischen und einigermassen gesicherten Ergebnissen gelangen will; der Ausblick von Zivilisation auf den entgegengesetzten Zustand ist natürlich instruktiver, als der Vergleich einer Stufe der Unkultur mit einer anderen. Werden so die Materialien nach richtiger und zielbewusster Methode gesammelt, so kann ihr Wert nicht mehr angezweifelt werden; denn nur sie befähigen uns, zu vorhistorischen Perioden des Völkerlebens hindurchzudringen und hier in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes einige Merkpunkte festzustellen.

Die Folklore Society definiert somit ihre Aufgabe als die Vergleichung und Identifizierung der in unserer Zeit sich vorfindenden Überreste altertümlicher Glaubensvorstellungen, Gebräuche und Überlieferungen; die Hauptabteilungen ihres Stoffes bezeichnet Gomme als: Superstitious Belief and Practice, Traditional Customs, Traditional Narratives, Folk-Sayings. Eine jede von diesen gliedert sich in eine Reihe von Unterabteilungen, die in den folgenden Abschnitten des Handbuchs erklärt und durch Beispiele erläutert werden; den Abschluss jeder Sektion bildet eine erschöpfende Anzahl einschlägiger Fragen, wodurch der Folklorist bei der Sammlung und Anordnung seines Materials Anleitung und Rat erhalten soll. Es lässt sich ja nicht leugnen, dass diese Methode Gommes, der hierin Sébillot, F. S. Krauss, Mannhardt u. a. zu Vorgängern hat, auch ihre Gefahren birgt; viele Antworten werden so zu sagen antizipiert, vorgefassten Meinungen und Systembildungen wird der Weg geebnet und mancher Sammler nur zu leicht von der gebotenen Beschränkung auf das seinem Interesse und seinen Vorstudien zunächst Liegende abgeleitet; aber schliesslich dürften diese zu befürchtenden Nachteile gegenüber dem prinzipiellen Bestreben, möglichst weite Kreise zu thätiger Mithilfe anzuspornen, nicht allzuschwer ins Gewicht fallen.

Den Schluss des sehr gefällig ausgestatteten Handbuchs bilden zwei kurze, aber beachtenswerte Kapitel, deren erstes über das allgemeine Verfahren bei folkloristischen Sammlungen handelt und mit einigen Änderungen einem Aufsatz der Miss Burne[4]) entnommen ist, während das letzte auf die ausgedehnte Litteratur hinweist, die für Folklore-Aus-

4) The collection of Englisch Folk-Lore: Folk. I, 1890, p. 313—330 (hier speziell p. 326—329). Vgl. auch p. 1–12 von Sébillots Instructions et questionnaires 1887 und J. A. Lundell, La notation de la littérature populaire: ASTP. IV, 1885, p. 249—252, entnommen des Verfassers Aufsatze „Sur l'étude des patois“ in IZAS. I, 1884, p. 308 ff.

züge nutzbar gemacht werden kann. Man sieht, dass Gomme die Gemeinschaft mit jenen nur allzu häufig sich vordrängenden Sammlern ablehnt, die mit Ostentation ihre Blicke von unseren Bibliotheksschätzen wegwenden und noch eigens betonen, dass ihre Aufgabe lediglich darin bestehe, aus dem unverfälschten Borne der nirgends aufgezeichneten, nur im Volksmunde lebenden Überlieferung zu schöpfen; sie dürfte ein leises Gruseln beschleichen ob der im Handbuche an sie gestellten Zumutung, die alten Chroniken, Heiligenbücher, Homilien, die Schriften der Klassiker und vieles, vieles andere, ja sogar die Handschriften der grossen öffentlichen Bibliotheken zu Rate zu ziehen. Die Angaben des Verfassers verlieren sich hier im Vagen; aber ihre vollauf berechtigte Unterlage ist, dass ohne eingehende litterarische Kenntnis ein wissenschaftliches Betreiben der Volkskunde ausgeschlossen ist. Der Satz in Georg von der Gabelentz' „Sprachwissenschaft" (p. 9): „Wir lesekundigen und leselustigen Völker stehen durch schriftliche Litteraturen unter steter sprachlicher Einwirkung unserer Altvorderen" gilt durchaus nicht ausschliesslich für das linguistische Gebiet.

Das vorerwähnte Handbuch ist erst nach eingehenden Diskussionen über Begriff und Zweck der Volkskunde, die in dem Journale der Gesellschaft — das sich bei ihrer i. J. 1878 erfolgten Gründung „Folk-Lore Record", von 1883 an „Folk-Lore Journal" nannte und seit 1890 unter dem Titel „Folk-Lore" erscheint — geführt wurden, zu stande gekommen, und so empfiehlt sich wohl auch ein Blick auf diese methodologischen Vorarbeiten. Angeregt wurden sie ebenfalls von Gomme[5]), der auf den bestehenden Mangel einer vollgültigen Definition des Begriffs Folklore und einer strikten Abgrenzung gegen die so oft damit identifizierte vergleichende Mythologie aufmerksam machte. Alfred Nutt[6]) nahm diese Gedanken auf, indem er die bisherige Fassung der von der Gesellschaft übernommenen Aufgabe: „the preservation and publication of popular traditions, legendary ballads, local proverbial sayings, superstitions and old customs, and all subjects relating to them" einerseits als zu weitgehend, andererseits aber als zu beengt erklärte. Er machte den Vorschlag, Folklore als Anthropologie in Beziehung auf den primitiven Menschen zu definieren; die Anthropologie schliesse das biologische Moment, in welchem der Mensch mit den übrigen Geschöpfen übereinstimme, aus und habe also auch nur die psychologische Thätigkeit zu verfolgen; unter „primitiv" will er nicht die absolut erste Kulturstufe, sondern nur einen relativ niedrigen Geisteszustand verstanden wissen; im Vergleich zu uns stehen z. B. die Eingeborenen auf Neuseeland auf einer „primitiven" Stufe, und das Studium solcher Menschen sei Folklore. Auch die Unterabteilungen dieses Faches will Nutt ganz nach dem Muster der auf den vorgeschrittenen Menschen bezüglichen Wissenschaften ordnen, indem er an die Stelle der Religion und Philosophie den Volksglauben, für die Medizin die Volksheilkunde u. s. f. setzt. Aus dieser Systematik resultiere deutlich die Nicht-Identität der Folklore und der vergleichenden Mythologie; ihre nahe Verwandtschaft will Nutt nicht be-

5) Folk-Lore Terminology: The FolkJ. II, 1884, p. 285 f.; 316 (an letzterer Stelle Wiedergabe der von C. A. Cutter im Library Journal, August 1884 vorgetragenen Ansicht). 6) Folk-Lore Terminology: ibid. p. 311–315.

streiten: fast alle Thatsachen der vergleichenden Mythologie fänden sich im Volksglauben „in solution", umgekehrt vieles aus letzterem in jener „crystallised"; das Objekt sei demnach im Grunde dasselbe, nur auf verschiedener Entwicklungsstufe befindlich, sodass beide Wissenschaften sich in ihrer Thätigkeit auf einander angewiesen sähen.

E. SIDNEY HARTLAND[7]) bemerkt zu diesen Ausführungen, dass die Anthropologie die physische und geistige Wesenheit des Menschen in ihren Bereich ziehe und deshalb Folklore besser als Anthropologie mit Beziehung auf die psychologische Erscheinung des unzivilisierten Menschen zu erklären sei. Das Wort „unzivilisiert" soll Nutts „primitiv" ersetzen, um so einen ausgedehnteren, zeitlich nicht begrenzten Begriff und ferner den deutlichen Gegensatz zu höheren Stufen zum Ausdrucke zu bringen. Die Anthropologie, die eine Menge von Einzelwissenschaften in sich vereinige, befasse sich mit dem Studium des Menschen in seiner ganzen Wesenheit, und da hierzu auch die Beobachtung von Brauch und Glauben gehört, so müsse auch Folklore als Teil der Anthropologie angesehen werden. Für Hartland beschränkt erstere sich aber nicht auf blosse Reste und archaistische Vorstellungen; Überlieferung bilde sich auch immer wieder neu, und diese Neuschöpfungen gehören ebenfalls in das Folklore-Gebiet, wenn sie vielleicht auch für die Analyse des menschlichen Denkens von minderem Nutzen seien.

Auch C. STANILAND WAKE[8]) pflichtet der so geänderten Definition bei; nur die psychologischen Faktoren erheischten grundsätzliche Berücksichtigung, um einer zu weitgehenden Einmischung in die anthropologische Wissenschaft keinen Vorschub zu leisten. — HENRY B. WHEATLEY[9]) zeigt sich in beweisdürftigen Sätzen als Verfechter der exklusiven Folkloristik, die als ungeschriebene Gelehrsamkeit des Volkes der Litteratur d. i. der aufgezeichneten und systematischen Lehre diametral entgegengesetzt sei und somit innerhalb ihrer Grenzpfähle den von Nutt gebrauchten Terminus Volkslitteratur nicht dulden dürfe; z. B. gehöre eine in verschiedenen Versionen kursierende Volksballade, von der man weder Ort und Zeit der Entstehung noch den Dichter kenne, zur Folklore, das vom Dichter am Studiertisch geschriebene Gedicht hingegen, selbst wenn es im gleichen Stile abgefasst, zur Litteratur. Die vergleichende Mythologie aber scheide sich schon nach ihrem Namen von der Folklore, da nichts Vergleichendes wirklich Folklore sein könne!

Über diese ganz unwissenschaftliche Art zu arbeiten, hat LUDWIG KATONA[10]) sehr gerechtfertigte Vorhaltungen gemacht; wenngleich sein Aufsatz nur der magyarischen Volkskunde die Pfade abstecken will, so giebt er doch auch allgemein bemerkenswerte Fingerzeige. Er verurteilt das Verfahren, die heterogensten Dinge als Kundgebungen der „Volksseele", ohne alle Sorge um die Statthaftigkeit der Vereinigung urteilslos zu sammeln; erst die Hervorhebung des gemeinsamen Zuges ermögliche eine erspriessliche Durcharbeitung des Rohmaterials und die klare Definition

---

7) A. a. O. p. 340–344; III, 1885, p. 115–121. 8) A. a. O. II, 1884, p. 345 f. 9) ibid. p. 346 f. 10) Zur Litteratur und Charakteristik des magyarischen Folklore: ZVglL. N. F. I, 1887/88 p. 14–45, bes. Abschnitt I p. 14–20. Vgl. u. a. auch die einleitenden Bemerkungen von Gaidoz, Les Contes populaires dans l'antiquité classique: M. V, 1890/91 col. 81 f.

„einer noch ungeborenen Folklore-Wissenschaft". Eine strenge Scheidung zwischen schriftlicher und mündlicher Überlieferung missbilligt Katona im Hinblick auf den fortwährenden Übergang der einen in die andere; man täusche sich arg über den Wert des mündlich und populär Wiedergegebenen, das häufigst nachweisbaren litterarischen Quellen entstamme. Die vergleichende Litteraturgeschichte behandle daher bereits eine grosse Anzahl der Folklore-Objekte; der andere Teil falle der Ethnologie anheim und verdiene nur dann eine gesonderte Bearbeitung, wenn der vergleichende Standpunkt massgebend werde.

Den Abschluss der im II. Band des Folk-J. enthaltenen Diskussion bilden einige Bemerkungen GOMMEs[11]), der darauf Nachdruck gelegt sehen will, dass die Folklore nur mit den überlebenden Resten primitiver Kultur, nicht mit neu entstehenden Sitten primitiver, wilder Völker der Jetztzeit zu thun habe; ihrem innersten Wesen nach auf Überlieferung angewiesen, müsse sie das schlechthin Moderne von sich fernhalten. — Eingehender verbreitet sich derselbe Verfasser über seine Disziplin im nächsten Bande der Zeitschrift[12]); hier treten bereits die Grundzüge des oben genannten „Handbook" hervor, und vornehmlich ist es Gomme um übersichtliche Klarlegung des ganzen Arbeitsfeldes, um rationelle Zergliederung der Materie und um Behauptung des wissenschaftlichen Niveaus der einschlägigen Leistungen zu thun. Eine Subordinierung der Folklore unter die vergleichende Mythologie erscheint ihm als ebenso verkehrt wie die Identifizierung der beiden Sparten; mit weit grösserer Befugnis könne man von einem Ausmünden der Mythologie in die Folklore sprechen, welche niemals ein vollständiges mythologisches System, sondern nur bruchstückartige Überreste davon enthält; eine Vereinigung beider Kategorien trete nur insofern ein, als der Volksglauben eine in religiöser Form verewigte Mythologie darstellt. Erkennt des weiteren der Folklorist das Studium der „Survivals" als seine Aufgabe und bedenkt man, dass unsere Lebenseinrichtungen Erinnerungen wohl an alle früheren Stufen menschlicher Bildung in sich bergen und bethätigen, so folge daraus der wissenschaftliche Rang dieses Studiums, das sich über antiquarische Liebhaberei weit erhebt und durch seine Untersuchungen auch anderen Disziplinen schätzbaren Beistand leistet. Hierzu benötige man aber einer wohlangelegten Forschungsmethode, deren Gang Gomme folgendermassen präzisiert: Ausgangspunkt ist die Folklore moderner zivilisierter Länder; im einzelnen Falle ist dann fortzuschreiten zum Vergleich mit der übrigen europäischen Folklore, in dritter Stufe steht die Bezugsetzung zur indischen Folklore als dem Schlüssel zur indoeuropäischen Zivilisation (man ist betreten, auf diesen ebenso bündigen als unkritischen Satz bei dem Vertreter eines Faches zu stossen, das seine Gegnerschaft zur „philologischen" Methode der vergleichenden Mythologen nicht scharf genug zum Ausdruck bringen kann), und als höchster Grad verbleibt die Bestimmung der Verwandtschaft zu den Gebräuchen der Wilden. Eine gesonderte Behandlung beanspruche die der Folklore in gewissem Sinne zugehörige Litteratur: Homer, die Veden und die Bibel; der hier be-

11) FolkJ. II p. 347f. 12) The Science of Folk-Lore: FolkJ. III, 1885 p. 1–16.

wahrte Stoff sei versteinert, tot und dürfte nicht mit der echten lebensfrischen Folklore vermischt werden.

Von den besonders auf die systematische Stoffeinteilung abzielenden Bemerkungen C. S. BURNES[13]) hebe ich nur ihre Definition der Folklore als der „lore" des Volkes — also nicht der Kunde vom Volke — hervor, alles umschliessend, was das Volk glaubt oder thut, kraft einer ererbten Überlieferung, nicht unter der Einwirkung schriftlicher Aufzeichnungen. Die Verfasserin hält es deshalb — und zwar im Prinzipe mit Recht, indes widerspricht die eingebürgerte Praxis, der wir wohl oder übel auch in diesem Referate folgen zu müssen glauben — für geboten, mit dem Worte „Folklore" nur die Materie, nicht die auf ihr aufgebaute Wissenschaft zu bezeichnen, die sich zu jener verhalte wie „Philologie" und „Anthropologie" zu „Sprache" und „Mensch". Noch in der Jetztzeit könne man folkloristische Neubildungen verfolgen (s. auch oben p. 4 bei Hartland), indem durch die falsche Auslegung unverstandener Thatsachen Volksmythen gezeitigt werden, an denen wohl die historische Volkskunde, welche vorgeschichtliche Epochen erhellen will, wie an nutzloser Spreu vorüber gehe, die aber dem philosophisch geschulten Beobachter die Thätigkeit des ungelehrten Menschengeistes enthüllen; im übrigen sei, ganz abgesehen von ihrem Werte, ihre Zugehörigkeit zur Folklore unzweifelhaft. — Schon mehrere Jahre früher hat MANNHARDT[14]) über diese auch unserer Zeit und Kultur nicht fremde Anlage zur Mythenbildung gehandelt und an Beispielen verdeutlicht, dass dieselben Kräfte, die vor alters sich schöpferisch erwiesen, noch heute, wenngleich in engeren Kreisen, ihre Wirksamkeit entfalten. Hierzu geben nicht lediglich unverstandene Thatsachen, wie Miss Burne meint, Anlass, sondern auch ungewöhnliche und überhaupt allgemeines Aufsehen erregende Fakta, denen das Volk durch phantastisches Beiwerk einen derberen Reiz verliehen sehen will[15]).

Neue Gesichtspunkte zeigt ANTONIO MACHADO Y ALVAREZ[16]), das Haupt der spanischen Folkloristen, auf, indem er den soziologischen Faktor deutlicher herausschält: Auch der zivilisierte Mensch bietet der Folklore ein dankbares Objekt; diese stellt eine Phase des ganzen Lebens und aller Wissenschaften heutiger Zeit vor. Die letzteren waren in ihrem Ursprunge insgesamt folkloristisch, ja in geringem Masse sind sie es noch heute; alle können sie auf im Volke wurzelnde Vorstufen zurückblicken, die nur durch Grad und Beschaffenheit von jener höheren Materie sich unterscheiden. Was hat man nun unter „Volk" zu verstehen? Gemeint ist da nicht die ganze Menschheit, sondern eine Masse von Menschen, die, obwohl unter einander fast ganz gleichartig, doch keinen eigenen Namen besitzt im Gegensatz zu jener anderen Masse, die trotz ihrer inneren Divergenzen sich nach Parteien, Sekten etc. zusammenschliesst. Die erstere Klasse ist der Gegenstand des hier in Betracht kommenden Studiums, der Teil der Menschheit, der noch nicht durch Denken und

---

13) The Science of Folk-Lore: ibid. p. 97—103; 267—269. 14) Formation de Mythes dans les temps modernes: M. I, 1878 col. 561—570. 15) Vgl. die Legende vom Lebenselixier Kaiser Wilhelms I in RTP. II, 1887 p. 569, die Sagen über den Tod Ludwigs II. von Bayern ibid. I, 1886 p. 395f. u. s. w. 16) FolkJ. III, 1885 p. 104—115.

Kultur zum Bewusstsein seines individuellen Selbst gelangt ist und eine zusammengeschmolzene Menge darstellt, bei der das Individuum ebensowenig zur Geltung kommt, wie die Arbeit der einzelnen Biene im Honig, dem Produkte gemeinsamer Thätigkeit. Dieses Volk nun hat als Hauptcharakteristikum einen ausgesprochenen Konservativismus, der sich daraus erklärt, dass nur eine geringe Anzahl von Ideen im Umlaufe sind, die sich dann vermöge ihrer unbeeinträchtigten Herrschaft um so tiefer einprägen und welche die Tradition auch für zukünftige Geschlechter in Geltung erhält. Die Sitten und Lebensgewohnheiten nun, in welche diese Ideen sich lebendig umsetzen, werden durch die fortschreitende Entwicklung ihres ursprünglichen Wesens entkleidet und bleiben dann als blosse Formeln, als fossile Überreste vergangener Zeiten zurück; in diesem Sinne besitzen wir im Volke ein Museum von kostbaren Reliquien, und unsere Beschäftigung gilt einer Palaeo-Ideologie oder palaeontologischen Psychologie. Gegenstand der Volkskunde wäre danach das Studium der ununterschiedenen oder anonymen Menschenmenge von ihrer Kindheit bis hinauf zu unseren Zeiten, wobei auch die Beobachtung am Kinde wie an den wilden Stämmen sehr wohl als Analogie und Richtschnur dienen kann. Der Anfangsmoment ist natürlich nicht genau zu bestimmen, jedenfalls aber ist er später als die „primitive“ Epoche, weil bereits soziologische Voraussetzuugen gegeben sind. Folklore begreift in sich die Volkspsychologie und die Volksbiographie, welch letztere nach dem oben Angedeuteten nicht die Summe der Biographien der Individuen ist, aus denen sich das „Volk“ zusammensetzt, sondern die Beschreibung der Lebensweise desselben in seinem Aggregatzustande[17]). In diesem Volke ruht ein passives und ein aktives Element; ersteres sind die auf früheren Ideen und Zivilisationsstufen basierenden mündlich übernommenen Traditionen; sie leiten über — und diesen Überleitungsprozess eben sollen die Folkloristen verfolgen — zum Denken und Fühlen, zum Thun und Lassen unserer Tage, wo mit den Resten einer verschwundenen Welt, die sich in scheinbar ganz unwesentlichen Einzelheiten zeigen, ein lebendes, aktives Element zu Tage tritt, ein augenfälliger Beweis des im Volke quellenden Seelenlebens. — Den Hauptpunkten dieses Aufsatzes entsprechen auch die von der American Folk-Lore-Society[18]) aufgestellten Normen.

Eine Sichtung des für Folkloristen verwendbaren Stoffes stellt sich auch R. C. Temple[19]) zur Aufgabe. Bei vielem, was über Land und Leute handelt, dränge sich die Frage auf, ob es wirklich zur Folklore zuzurechnen sei, und man werde schliesslich einsehen, dass ein unzweideutiger Entscheid gar nicht immer auszusprechen sei, manches z. B. mit gleichem Rechte der Religion wie der Folklore zugehöre. Enthalten sei letztere in allem, was mit dem Studium des Menschengeschlechts zusammenhängt, die innige Vermischung gestatte jedoch oft keine reine Loslösung. Auch die zweite Hälfte des Wortes „Folklore“ erheische eine sorgsame Erwägung; lore sei „learning“ von der Art, dass die Wissenschaft,

---

17) Eine Übersicht der vorgeschlagenen Definitionen findet sich a. a. O. III p. 385—389. 18) Hints for the local study of Folk-Lore in Philadelphia and vicinity: JAFolk. III, 1890 p. 78—80. 19) The Science of Folk-Lore: FolkJ. IV, 1886 p. 193—212.



„ascertained knowledge“ das Gegenstück bilde; gegründet auf solch populäres Wissen sei die Folklore die Verkörperung der populären Ideen über alles, was auf den Menschen und seine Umgebung Bezug hat, die populäre, um Logik und Kritik unbekümmerte Erklärung beobachteter Fakta und der daraus hervorgegangenen Gebräuche. Selbstverständlich sei die volkstümliche Auffassung oft mit Irrtum durchsetzt; man müsse sich aber hüten, jede schlechthin irrige Auslegung der Folklore zu überweisen, die vielmehr erst dann jener ein Interesse abgewinnen könne, wenn sie wirklich in das Volk gedrungen ist. Die Religion als verehrungsvoller Glaube an Gott oder Götter sei mit allen daraus abgeleiteten Ceremonien und Riten keine Folklore, wohl aber Aberglaube und alles, was sich in seiner Gefolgschaft befindet; der Religion seien z. B. Lehre und Philosophie des Buddhismus, der Folklore die Vorgeburtslegenden zuzuweisen. — Deutlicher hat hier WEINHOLD[20]) die Grenzlinie gezogen: „Das geistige Gebiet der Volkskunde wird zum ersten Abschnitt die religiösen Vorstellungen und Bräuche haben. Wir meinen natürlich nicht die Kirchenlehre mit den unmittelbar aus ihr abgeleiteten Glaubenssätzen und gottesdienstlichen Handlungen; sondern die natürliche Religion, den Glauben an jene Bilder- und Gestaltenwelt, die in der Phantasie und dem Gefühl des Volkes allmählich sich erzeugt hatte durch das Bewusstwerden dämonischer Gewalten, die über die Menschen und die Erde gebieten. Dieser Glaube lebte auch nach der Einführung der geoffenbarten Religion fort, wenn auch eingeschränkt und entstellt, und vermochte auch Gestalten und Gebräuche der Kirche sich anzuschliessen. Diese volkstümlichen religiösen Meinungen und Handlungen, Aberglaube kurzweg genannt, stellt der Volkskunde hochwichtige und nicht immer leichte Aufgaben“.

Bei dem weiten Gebiete, das die Folklore zu übersehen hat, muss nun, wie Temple weiter darlegt, einerseits verhütet werden, dass das unnützeste Zeug zusammengetragen wird, andererseits darf man dem Sammler nicht durch allzu komplizierte Vorschriften den Mut benehmen; sehr richtig ist die Methode der Aufzeichnung, und einige Gesellschaften suchen durch gedruckte Anleitungen darauf hinzuwirken, dass systematisch vorgegangen und nichts wesentliches vesgessen wird. Die Forschung selbst sei einzig auf die historische Methode angewiesen, jeder auf sie nicht Bedacht nehmende Weg laufe auf Unwissenschaftlichkeit hinaus. In der Sparte der vergleichenden Mythologie, welcher die Folklore ebenfalls Zutritt gönnen müsse, sei die grösste Vorsicht am Platze; wie sie bisher betrieben, führe sie den Namen einer Wissenschaft zu Unrecht, unbeschadet der darauf verwendeten Gelehrsamkeit. Bevor wir zum Vergleiche schreiten, müssen wir erst, soweit dies möglich feststellen, dass wir historisch zur Ansetzung des Vergleichs ein Recht haben; finden wir in zwei Ländern bemerkenswerte Analogien, so müsse erst die Geschichte nach Berührungspunkten der betreffenden Völker befragt werden, um dann nach dem zeitlich ersten Auftreten der vermerkten Erscheinung zu suchen.

Temples Beurteilung der alten Schule der vergleichenden Mythologen ist entschieden ungerecht. Dass hier voreilig systematisiert und so falschen

20) Was soll die Volkskunde leisten? ZVS. XX, 1890 p. 3f.

Ergebnissen die Bahn bereitet wurde, berechtigt noch längst nicht, dieser ganzen emsigen und ehrlichen Arbeit den Namen der Wissenschaft abzusprechen; dies um so weniger, wenn man bedenkt, dass die Werke eines Adalbert Kuhn, Benfey, Max Müller, Schwarz u. a., wenn man von ihrem theoretischen Teile ganz absieht, der Volkskunde noch immer ein ungleich wertvolleres Material geliefert haben, als alle jene Folkloristen, welche die Ansteckung der „philologischen" Mythologen so scheuen, deren auf philologischem Wissen aufgebaute Quellenbehandlung gerade ihren Vorzug, ihre Wissenschaft begründet.

Von den weiteren Ausführungen des Templeschen Aufsatzes sei nur noch hervorgehoben, dass auch er die Folklore der Anthropologie unterordnet, von dieser aber richtiger als einige seiner Vorgänger bemerkt, dass sie das moderne menschliche Wesen nach geistiger und physischer Seite hin betrachte; der ersteren Disziplin verbleibe als weitestgehende Aufgabe, die Gründe aufzudecken, warum bestimmte Völker die ihnen eigene geistige Rangstufe einnehmen.

Stuart Glennie hat wiederholt in die Diskussion eingegriffen. Er bezeichnet[21]) mit Folklore nicht die Materie, sondern die Wissenschaft und versteht darunter die Kunde der gebildeten Klassen vom Volke, gegenüber einer Culture-lore als der Kunde des individualisierten Lebens der vorgeschritteneren Schichten. Das Volk besitze keine eigentliche Gelehrsamkeit, sein „learning" bestehe in einem Einsaugen von Glauben und Überlieferung. — Dem widerspricht Charlotte Burne[22]), die es für nicht angängig erklärt, das Wort „learning" willkürlich auf einen methodischen Unterricht zu beschränken und das empirische Lernen, das gerade im Volke keine kleine Rolle spielt, grundsätzlich auszuschliessen; überdies aber sei zu beachten, dass die Eltern die direkten Lehrmeister ihrer Kinder sind und dies waren, längst bevor Schulen und Bücher existierten. Stuart Glennies Deutung von „Folklore" hält sie die Begriffe gegenüber, die man mit den Worten „Volkslied", „Volksmärchen" u. a. und seinen englischen Äquivalenten verbindet; so wenig hier von einem Liede über das Volk die Rede sei; so schwer sei auch in „Folklore" einen Ausdruck des Wissens vom Volke zu entdecken. — Stuart Glennie hat, obwohl er es nicht ausdrücklich zugesteht, durch diese logischen Einwürfe sich umstimmen lassen; in einem späteren Aufsatze[23]) definiert er Folklore = Folk's lore d. i. „the lore of the Folk about their own Folk-Life", ebenso wie die weitere unbehilfliche Erklärung als „the lore knowledge of which gives knowledge of Folk-life" nur ein schwerfälliger und misslungener Versuch, die von anderer Seite, z. B. auch von Miss Burne präzisierten Sätze zu umschreiben. In seiner Klassifikation ist namentlich zu beanstanden, dass er in der Anthropologie nur die von der physischen Entwicklung des Menschen handelnde Wissenschaft erkennt; in Wahrheit hält sie, wie Wundt[24]) näher dargelegt hat, gleich

21) The Principles of the Classification of Folk-Lore: FolkJ. IV p. 75—79, (nur eine weitere Ausführung der Aufstellungen des Verfassers im Ath. 12. Dez. 1885 p. 769 „Greek Folk-Songs and the Science of Folk-Lore"; vgl. die Ergänzung von W. G. Black ibid. p. 841 f.) 22) Classification of Folk-Lore: ibid. p. 158—163. 23) Folk-Lore as the Complement of Culture-Lore in the Study of History: ibid. p. 213—221; 363 f. 24) p. 18 des unten Anm. 41 zitierten Aufsatzes.

der ihr als speziellere Disziplin gegenüberstehenden Ethnologie die Mitte zwischen der physiologischen und psychologischen Betrachtung des Menschen, da sie als Naturgeschichte des Menschen den letzteren gleichzeitig nach seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften ins Auge fasst.

Eines anderen Aufsatzes von CHARLOTTE BURNE muss noch mit einigen Worten gedacht werden, auf den bereits oben kurz verwiesen wurde[25]). Sie kommt hier auf die Wechselbeziehungen zwischen Folklore und Geschichte zu sprechen und verlangt, dass der Sammler der Völkerüberlieferungen einesteils beachte, wie historische Ereignisse in diesen sich wiederspiegeln und wie lange ihre Erinnerung währt, andernteils aber auch den Einfluss der Geschichte auf die Folklore ins Auge fasse, da trotz ihrer sprichwörtlichen Zähigkeit auch die populäre Tradition durch politische, soziale und religiöse Umwälzungen affiziert werde. Prüfende Beobachtungen erfordern auch die Vorgänge, die sich bei politischer Annäherung zweier Rassen abspielen und zur Frage leiten, ob sich eine neue Folklore etwa wie eine neue Sprache annehmen lasse, ob die unterworfene oder die herrschende Klasse das Übergewicht behaupte u. s. w.

Begriff und Bedeutung der Volkskunde hat AUG. GITTÉE[26]) ausführlich und übersichtlich erörtert. Gleich Eingangs bemerkt er, dass der ursprüngliche Sinn des Terminus „Folklore“ — den W. J. Thoms (unter der Signatur „Ambrose Merton“) im Ath. vom 22. Aug. 1846 eingeführt hat — auf die Materialien abzielte und noch nicht, wie in neuerer Zeit damit begonnen wurde, auf die Wissenschaft selbst sich ausdehnte; diese Änderung sei ebenso unbegründet, wie alle die Versuche, das eingebürgerte Wort „Folklore“ durch griechische und französische Substitute zu verdrängen. Neben solchen mehr auf rein äusserliche Dinge gerichteten Zweifeln hätten aber auch über das Arbeitsfeld selbst verschiedene Meinungen geherrscht, das man anfangs zu sehr eingeengt hatte, indem man nur dasjenige ins Auge fasste, worin man das volkstümliche Gegenstück der eigentlichen Litteratur erkannte, Gebräuche, Aberglauben etc. aber bei Seite liess. Der Geschichtschreiber, der seine Aufgabe ganz erfasse, werde die Unterstützung der Volkskunde nicht von der Hand weisen; wolle man die Vergangenheit der Nationen beleuchten, so genüge nicht die Geschichte der Regierungen, der politischen Ereignisse, sondern die Litteratur habe ihr Zeugnis über die inneren Fortschritte, über das soziale Leben und die geistige Entwicklung abzugeben. Aber selbst damit dürfe man sich noch nicht zufrieden geben; denn in der Litteratur spiegeln sich nur die Ideen und Anschauungen der gebildeten Verfasser, die, wenn sie sich schon im Geiste ihrer Zeit bewegen, doch noch nicht das Leben und Weben des Volkes reflektieren, d. i. der grossen Menge ungebildeter, armer Leute, deren Zahl schon ihren Wert bedingt und den Historiker auffordert, auch sie nicht zu vernachlässigen. Im Mittelalter waren, fährt Gittée fort, Gebildete und Ungebildete noch nicht durch eine solche Kluft geschieden, hier prägte

25) S. den in Anm. 4 an erster Stelle genannten Artikel. 26) Le Folklore et son utilité générale: RBe. LIV (1886) p. 225—257; 369—378.



sich wirklich in den Werken des Dichters auch die geistige Befähigung seiner Mitbürger aus; seitdem aber haben sich die beiden Klassen immer mehr entfremdet, so zwar, dass die Vorstellungen über das im Volke bewahrte geistige Erbteil ganz irrige geworden sind. Man hat lange das Sammeln dieser Traditionen für etwas Müssiges, Kindisches angesehen, und vergessen, dass auch in den der Kultur zugänglicheren Kreisen sich mehr derartige Überreste vorfinden als uns glaublich erscheint; die Einsicht von solch weiter Verbreitung der Folklore sollte eine gerechtere Würdigung dieser Studien im Gefolge haben, die in mehrfacher Beziehung ihren Nutzen erweisen: sie vertiefen das Verständnis für unser Vaterland, dessen Sitten und Gewohnheiten uns in historischer Entwicklung näher treten, begünstigen darum aber nicht eine Absonderung von anderen Nationen, die sie vielmehr dadurch hintanzuhalten suchen, dass sie nicht das Trennende, sondern das Gemeinsame betonen und die kulturellen Beziehungen klarzulegen bestrebt sind; sie sind, wie am schlagendsten die Grimmschen Märchen zeigen, für den Pädagogen von grosser Bedeutung, der das Geeignete von dem Schädlichen zu scheiden weiss und einen Sinn dafür hat, dem Volke seine nationalen Schätze zu erhalten; in der Volksdichtung ferner, die, so lange sie nicht durch Verkünstelung einen fremden Beigeschmack erhält, in ihrer kindlich naiven Frische und Schönheit die Erinnerung an eine Zeit hervorzaubert, wo das Leben wahrer und ursprünglicher, die Menschheit feinfühliger und empfindsamer für ihre Umgebung war, sprudelt für Poesie und Kunst eine ewig frische Quelle, und gerade die beliebtesten Schöpfungen zeigen sich mit diesem Teile der Folklore innig verwachsen. — Gittée leitet dann zu einer gedrängten Übersicht der Geschichte der Folklore[27]), von Herder und Jacob Grimm ausgehend über, um mit einem Appell an sein belgisches Vaterland zu rühriger Mitarbeit zu schliessen. — Welchen Standpunkt er gegenüber der philologischen Schule einnimmt, zeigt das von ihm an anderer Stelle[28]) gegebene Résumé von Langs mythologischem Systeme; bei allem Lobe desselben stellt er doch die grosse Exaktheit, mit der die ernsthaften Vertreter der philologischen Theorie gearbeitet, als nacheifernswertes Vorbild hin und erachtet gerade von dieser Seite auch fernerhin die wertvollsten Aufsschlüsse, sobald — hier decken sich seine Ausführungen mit den früheren Tieles (s. unten p. 17 f.) — nicht Ursprung und primitiver Sinn der Mythen zur Diskussion stehen, sondern ihre Geschichte, allmähliche Entwicklung und Verbreitung.

Knapp gefasst, aber inhaltreich ist der Artikel Folklore von Thomas Davidson in Chambers Encyclopaedia, den Henry Carnoy unter dem viel zu eng begrenzten Titel „Le Folklore en Angleterre" ins Französische übersetzt hat[29]). Davidson giebt einen Überblick über die Vorläufer der modernen Folklore-Studien, um im Anschlusse daran diese selbst nach ihren wichtigsten Stadien zu scheiden und dann die wichtigsten neueren Erscheinungen zu verzeichnen. Obwohl Anhänger der traditionistischen Methode schliesst er sich doch gegen die bereits früher und

27) Vgl. dazu Gittée, Les études folkloristes en France: a. a. O. LIII, 1886 p. 117—131. 28) La théorie anthropologique en mythologie: ibid. p. 429—438. 29) Tr. IV 1890 p. 5—8, 33—36, 65—68, 97—102, 137—139.

mit Hilfe anderer Prinzipien erreichten Resultate nicht vorurteilsvoll ab; er spricht jener nur das Verdienst zu, den erweiternden Ausbau in die Hand genommen, dabei aber aus den insgesamt durch Gründlichkeit gekennzeichneten Werken der Grimmschen Schule den grössten Vorteil gezogen zu haben. Einen besonderen Abschnitt widmet er den Volksmärchen; er führt die verschiedenen Ansichten über ihren Ursprung und Verbreitungsgang auf und bekennt sich auch hier, wenngleich er die endgültige Beantwortung dieses Problems für derzeit noch unmöglich hält, zur anthropologischen Schule, die die Entlehnung durchaus nicht ausschliesst, als grundsätzliches Element aber die durch entsprechende Vorbedingungen erklärliche spontane Entstehung gleicher Ideen und analoger Anordnungen ansetzt. — Diese Erörterungen korrespondieren inhaltlich zum grösseren Teile mit einem Aufsatze von T. F. CRANE[30]).

Gittées oben besprochene Abhandlung berührt sich eng — an einigen Stellen so nahe sich anschmiegend, dass die Citierung füglich nicht hätte unterbleiben dürfen — mit einer ebenso formschönen als anregenden Studie GUSTAV MEYERS[31]), die den ethischen Wert der Folklore hell beleuchtet; auf breitester und natürlicher Basis fussend, sei sie dazu berufen, die verschiedensten Stände jedem gemäss seiner Neigung und Anlage lohnende Strecken überweisend, zu fruchtbringender Thätigkeit zu vereinigen. Obwohl Deutschland zuerst diese Aufgabe erkannt, habe es sich doch bald durch andere Nationen den Vorrang streitig machen lassen und über einer einseitigen Mythenvergleichung das umfassendere Studium der Überlieferungen aller Stämme, soweit wir von ihnen unterrichtet sind, aus dem Auge verloren; deshalb wäre für diesen Zweck die Gründung von Zeitschriften das Erspriesslichste, die nur Material zu sammeln und zu ordnen, zusammenhängende sich in Abstraktionen verlierende Erörterungen über das Material aber auszuschliessen hätten, um den rein wissenschaftlichen Teil einem eigenen, Dilettanten unzugänglichen Fachblatte zu überlassen, wo dann die methodische historisch vergleichende Untersuchung ihr Heim aufschlagen müsste. Gustav Meyer bespricht sodann die folkloristischen Bestrebungen im übrigen Europa und gibt zum Schlusse der Erwartung Ausdruck, dass ein innerer Drang auch in Deutschland wieder das planmässige Studium seiner Volksüberlieferung kräftig anfachen werde.

Inzwischen ist bis zum Berichtsjahr manches nach den Intentionen G. Meyers geschehen; der erstbezeichneten Gattung von Zeitschriften gehören in Deutschland an: „Am Urquell", herausgegeben von FRIEDRICH S. KRAUSS seit 1890 (als Fortsetzung der seit 1881 von CARSTENS herausgegebenen Zeitschrift „Am Urdsbrunnen"), die Zeitschrift für Volkskunde, seit 1880 herausgegeben von EDMUND VECKENSTEDT, auf dessen Verdienste KRAUSS[32]) und J. KARLOWICZ[33]) ein bezeichnendes Schlaglicht geworfen haben, und schliesslich die diskret-indiskreten „Κρυπ-

30) The Diffusion of Popular Tales: JAFolk. I 1888 p. 8—15. 31) Folklore: Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde 1885 p. 145—162. 32) Böhmische Korallen aus der Götterwelt: Ausl. LXIV 1891 p. 9—13, 31—35, 50-54 (hier kommt nur der zweite Artikel in Betracht). 33) La Mythologie lithuanienne et M. Veckenstedt: M. V 1890—91 col. 121—144.



τάδια", deren erster Band 1883 erschien. An der wissenschaftlichen Verarbeitung hat sich — wenn wir hier von den in ethnologischen, litterar- und kulturhistorischen Blättern veröffentlichten Beiträgen absehen — die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft bisweilen versucht; aus begreiflichen Gründen beschreitet man diese mühselige Strasse nicht eben gern, und so liegt sie gewöhnlich recht vereinsamt da. Über diese allerorts hervortretende Ungleichheit hat man sich auch nicht hinweggetäuscht; der angesehenste französische Folklorist, der Langs Arbeiten für vornehmlich geeignet hält, um das fernerstehende gebildete Publikum für eine echte Folklore-Wissenschaft als Basis der Sittengeschichte und Mythologie zu erwärmen[34]), beklagt an anderer Stelle[35]) die stärkere Bevorzugung der „Folklore facile", das so langsame Wachsen der kleinen Truppe, die ihr Fach nicht als „amusement ou matière facile de ‚copie'", sondern als „étude historique et philosophique" auffasst; Bd. I des italienischen Fachblattes[36]) enthält einen an G. Pitrè gerichteten Brief MAX MÜLLERS, der ebenfalls befürchtet, dass in dem neuen Studium viel mehr Material gesammelt werde als überschaut und gesichtet werden könne: jede Erzählung eines alten Weibes ist nicht ohne weiteres zum Drucke geeignet; man hat zu prüfen, ob sie alt oder neu, einheimisch oder entlehnt, rein erhalten oder interpoliert ist; man muss Sprache und Stil des Erzählers genau beachten, nach Varianten Umschau halten und die gemeinsamen Punkte anmerken. Eine ernste Behandlung der Volkssagen erfordert die Untersuchung, ob die betr. Überlieferungen überall vorkommen, ob sie ein Produkt des menschlichen Geistes in seiner Entwicklung sind, sie setzt historische und philosophische Beobachtung voraus, um sowohl ihrem ersten Auftreten und ihrer Verpflanzung als auch wenn möglich ihrem Entstehungsgrunde nachzuspüren. — PUYMAIGRE hat in seinem, die Einführung der folkloristischen Studien in Europa behandelnden Artikel[37]) einige Abschnitte dieses Schreibens Max Müllers übersetzt und empfiehlt dessen allseitige Würdigung, damit ein Studium, das zur Unterstützung anderer Wissenschaft berufen ist, nicht durch eine modeartig vorübergehende Beliebtheit und ungenügenden Eifer sich die Sympathien der Gebildeten verscherze.

Eine ungleich schärfere Sprache führt KARL WEINHOLD[38]), der einen Grundriss von dem Arbeitsfelde der Volkskunde entwirft: nur selten begegne ernste Arbeit und methodische Untersuchung; durch blosse Stoffsammlung an sich ja schätzbar und unentbehrlich, suche man einem Sport gelehrten Anstrich zu geben und verzichte auf jede solide Grundlage, für die mannigfache Kenntnisse, so in Geschichte, Sprachwissenschaft, Anthropologie und Psychologie, unerlässlich wären. Nach Weinhold besteht die Aufgabe einer wissenschaftlichen Volkskunde —

---

34) La Mythologie comparée, un mot d'explication: M. II 1884/85 col. 97—99. 35) M. III 1886—87 col. 105; vgl. Gittée a. a. O. LIII p. 128ff. 36) ASTP. I 1882 p. 5—8. 37) Le Folk-Lore, p. 1—12 des „Folk-Lore" betitelten Buches von Puymaigre, Paris 1885; (vgl. auch die Besprechung von GAIDOZ, M. II 1884—85 col. 407f.). Dieser Aufsatz deckt sich fast ganz mit dem in ASTP. I p. 446—454 abgedruckten Artikel, der „Jean de Villemory" unterzeichnet ist. 38) Was soll die Volkskunde leisten? ZVS. XX 1890 p. 1—5. Über die hieran geknüpften Erörterungen vgl. F. S. KRAUSS, AUQ. I 1890 p. 174—76.

die nach anderen Stützen suchen müsse als die Zeitschriften bisher bieten — darin, das Volk, d. i. eine bestimmte, geschichtlich und geographisch abgegrenzte Menschenverbindung von Tausenden oder Millionen in allen Lebensäusserungen nach physischer und geistiger Beziehung zu erforschen; durch diese Begrenzung unterscheidet sie sich als in engeren Kreisen arbeitend von der Anthropologie, die den Menschen ohne Rücksicht auf Rasse und Zeit nnd Ort zum Gegenstande hat. Als Ausgangspunkt sei stets die Erforschung eines bestimmten Volkes zu wählen, alle Vergleichung, die schliesslich auf ein Zusammentreffen mit der Anthropologie hinauslaufe, sei an zweite Stelle zu setzen. So sehr der theoretische Nutzen der vom Verfasser geforderten methodischen Reihenfolge der Untersuchungen in die Augen springt, so wird man sie doch in der Praxis niemals streng einhalten können; aber auch ohne sie werden schon heute umfassende Darstellungen auf folkloristisch-vergleichender Basis der Würde der Wissenschaft nichts zu vergeben brauchen, soferne ihnen nur der Stempel der mit Recht und nicht allein von Weinhold geforderten geistigen Vertiefung aufgedrückt ist.

Die ZVS. hat schon bei früherer Gelegenheit zur Folklore Stellung genommen. In einem — mehr eine Entgegnung zu nennenden — Nachtrag zu P. STEINTHALS lobender Besprechung von Andrew Langs „Custom and Myth“ vindiciert Prof. H. STEINTHAL[39]) der Völkerpsychologie resp. der vergleichenden Mythologie das Prioritätsrecht für alle vermeintlich von den Folkloristen durchgeführten systematischen Neuerungen; schon vor ihnen habe man gewusst, dass manche Übereinstimmungen auch als selbständige zufällig oder notwendig entstandene Produkte zu erklären seien, dass nicht allein die indogermanische Mythenbildung nach den allgemein gültigen Denkgesetzen entstanden. Geflissentlich habe man aber vorerst das Nächstliegende in Erwägung gezogen, also die innerhalb der stammverwandten Völkerfamilien auftretende Entlehnung, sei es, dass sie direkt zu statuieren oder auf denselben Dritten zurückzuleiten war. Selbst wenn nun, was noch lange nicht erwiesen, die anthropologische Völkerverwandtschaft für die Mythenscheidung völlig irrelevant wäre, sei jenes Vorgehen doch methodisch und zielbewusst, weil man über den Gegenstand seiner Forschung um vieles gründlicher unterrichtet sei als über die Mehrzahl der wilden Völker und weil ferner die einmal erreichten Resultate sich auch auf einen erweiterten Umkreis anwendbar zeigen müssten. Die vergleichende Schule erkenne wie die Folklore-Anhänger im Mythus die Naturauffassung des Wilden; jene sehe aber in erster Linie auf die Völker, die eine gemeinschaftliche Abstammung haben und bei denen eine Mythenvergleichung auf gesicherterem Boden möglich ist, und bezweifle, ob wirklich auch für alle Wilden dieselben geistigen Voraussetzungen zutreffen, schon darum, weil die einen sich zur jetzigen Kulturstufe emporgeschwungen, andere soweit zurückgeblieben sind. Wenn die deutschen Vertreter der komparativen Mythologie unter sich wesentlich differierten, so beweise das noch durchaus nicht die Haltlosigkeit der ganzen Schule, die die Unterstützung folkloristischer positiver Leistungen bereitwilligst annehme, im Prinzipe aber jede Reform

39) Folklore: ZVS. XVIII, 1888 p. 311—324.

abweisen dürfe. — Steinthal betont in begeistertem Lobe Creuzers die für das Verständnis des Mythischen unerlässliche Empfindungsgabe; sicherlich ist das ein bedeutsames Moment, aber die nüchterne Deduktion, die philosophisch-historische Evidenz darf darum nicht zurückgedrängt werden und schliesslich: wer bürgt dafür, dass das Gefühl, dem doch immer die Subjektivität anhaftet, gerade bei Steinthal und seinen Anhängern allezeit den richtigen Weg weist? Was aber den Vorwurf anbelangt, dass die Folkloristik nur ein „Konterfei" der Völkerpsychologie sei, so ist erstlich zu bemerken, dass LANG selbst[40]) seine Theorie u. a. auch die völkerpsychologische nennt, und zweitens, dass die Völkerpsychologie nach der Auffassung der von Lazarus und Steinthal geleiteten Zeitschrift geradezu allumfassend ist. Ihr Programm ist bereits von WILHELM WUNDT[41]) als viel zu extensiv erklärt worden, da es nicht nur der Ethnologie und Anthropologie ins Gehege kommt, sondern auch noch Geschichte, Ästhetik und Logik zu seinen Domänen macht; nach Wundt eignen sich, wenn man sich aller ungehörigen Einmischung begiebt, für eine spezifisch psychologische Betrachtung die drei grossen Gebiete der Sprache, des Mythus und der Sitte, die „in Wahrheit keineswegs blosse Bruchstücke aus dem Zusammenhang des Volksgeistes, sondern dieser Volksgeist selbst sind, in seiner von den individuellen Einflüssen singulärer geschichtlicher Entwicklung verhältnismässig noch unberührten Gestalt".

ANDREW LANG, der streitbarste Vertreter der oben etwas verächtlich abgeurteilten Richtung, hat seine Theorie in mehreren Aufsätzen[42]) entwickelt und verteidigt. Ihm kommt es darauf an, aus dem populären Traditionseigentum die ansehnliche Masse desjenigen herauszuschälen, was genaue Prüfung als das Älteste und Beständigste erweist und was in nahezu identischer Gestalt unter alten und neuen, barbarischen und zivilisierten Völkern der ganzen Welt wiederkehrt. Er sieht hierin Überreste aus einer Epoche, in der jetzt zivilisierte Völker auf der gleichen intellektuellen Stufe standen, die jetzt noch wilde einnehmen; die Litteratur führt uns nur eine wesentlich kleinere Strecke zurück, das älteste litterarische Dokument schliesst sich seinerseits wieder an lange vorher Existierendes an. Auch die ältesten indischen Mythen beruhen auf Traditionen aus solchen ferner liegenden Perioden; denn der Veda enthüllt uns keine primitive Stufe; er erzählt nicht von vorgeschrittenen Wilden, sondern erweist nur, dass schon vor dreitausend Jahren mehrere Rassen sehr zivilisiert waren. Die fortschreitende Veredelung hat nach Langs Ansicht den altgewohnten Besitz nicht verdrängen können, und einesteils verewigte sich manches Primitive als Grundlage eines verfeinerten Kultes, andernteils erhielt sich auch, da der Fortschritt nicht ein durchgehends gleichmässiger war, einiges Ursprünglichere, Wildere

---

40) S. z. B. Myths and Mythologists: NCe. XIX 1886 p. 58. 41) Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie: PhS. IV 1888 p. 1—27. 42) Ich nenne hier ausser dem oben im Text schon erwähnten Buche nur Langs Preface im FolkR. II 1879 p. 1—8; ferner seinen Artikel „Mythologie" in EBr. XVII 1884 p. 135—158, Anthropology and the Vedas: FolkJ. I 1883 p. 107—114; Folk-Lore et Mythologie. Réponse à M. Ch. Ploix: RHR. XIII 1886 p. 197—205 und Myths and Mythologists: NCe. XIX 1886 p. 50—65.

neben dem Ausgebildeteren. So lebt von jeder Stufe menschlicher Erfahrung etwas in unseren Einrichtungen fort, und dieses eben verfolgt die Volkskunde, die keine ethnographischen Grenzen achtet und nicht der Annahme beipflichten kann, dass die alten Glaubensvorstellungen der Völker sich nach Sprachstämmen abteilten. Indem sie die im Volke und namentlich in den minder vorgeschrittenen Teilen der Bevölkerung bewahrten traditionellen Vorstellungen untersuchen will, sieht sie in der Vergleichung wilder Sitten und Ideen die wirksamste Unterstützung, der sie auch für die Mythenerklärung im allgemeinen nicht entraten kann. Betrachten wir z. B. einen griechischen oder indischen Mythus, so muss uns auffallen, dass rohe und absurde Bestandteile desselben mit der geistigen Stufe, auf der uns die Geschichte Griechen und Inder zeigt, absolut unvereinbar sind, hingegen sehr wohl mit dem Ideenleben unzivilisierter Völker harmonieren, die zu beobachten uns noch heute die Gelegenheit nicht entzogen ist. Daraus nun ergiebt sich, dass die Urahnen der historischen Griechen und Inder entweder ebenfalls die Zwischenstufen zurückgelegt, auf der sich jetzt etwa australische Eingeborene zeigen, oder in ihre Religion eine Menge von fremden Mythen gepfropft haben, die einem solchen Bildungsgrade ihre Entstehung verdanken, dass also die Mythen entweder — und dies ist das Wahrscheinlichste — durch religiöse Zähigkeit oder lokale Tradition bewahrte Überreste aus einer Zeit sind, wo auch Griechen u. s. w. Wilde waren, oder entlehnt sind von wilden Völkern oder solchen, unter denen Reste der Wildheit noch im Umlaufe waren. Mit diesen Schlüssen überträgt man den Darwinismus auf das geistige Gebiet: wie ihm zu Folge physische Eigentümlichkeiten als Rudimente von in früheren Perioden entwickelteren Organen aufgefasst werden, so erklärt jetzt die anthropologische Methode mythische Eigentümlichkeiten als Überreste einer früheren gesellschaftlichen und geistigen Stufe der Menschheit. Indem man also die psychologische Stufe der Wilden zum wegweisenden Analogon nimmt, verfügt man über eine historische Grundlage, während Max Müllers mit Unrecht „historisch“ genannte Methode von einem niemals erwiesenen krankhaften Zustande der Sprache ausgeht, der eine rein willkürliche Hypothese ist.

Unter denjenigen, die dem von Tylor und Lang inaugurierten Untersuchungsgange seine Vorzüge nicht abstreiten, sich aber zugleich gegen eine masslose Herabwürdigung der vorangegangenen Forschungen verwahren, nenne ich in diesem Referate, dem ja eine Diskussion über Begriff und Ergebnisse der vergleichenden Mythologie ferne liegt, nur Ch. Ploix, C. P. Tiele und Jean Réville. Ploix[43]) führt aus, wie beide Schulen in der Materialsammlung zusammengehen, in Klassifikation und Verwendung aber divergieren. Die Verdienste der „Philologen“ beständen darin, dass sie auf die durch Vermischung und Umbildung entstandenen Modifikationen die gehörige Rücksicht nehmen und ihr Gebiet dieserhalb nur so weit ausdehnen, als sie nach dem Stande der Wissenschaft eine vorsichtige Zergliederung und Textvergleichung vornehmen zu können vermeinen. Zum zweiten gäben sie den Folkloristen

---

43) Mythologie et Folklorisme: RHR. XIII 1886 p. 1—46, besonders p. 1—10: Considérations générales; vgl. ferner RTP. I 1886 p. 214—218.

darin Unrecht, dass diese der Mehrzahl nach die Ansammlung des Stoffs als Endziel betrachten oder doch mindestens seine Ausnützung auf lange hinaus verschieben, und damit den höheren Zweck, die Entwicklung der menschlichen Intelligenz zu verfolgen, völlig vergessen. Für die arische Folklore wenigstens stände ein genügendes Material zu Gebote, und hier zögern hiesse die Trägheit beschönigen oder die Unfähigkeit maskieren; mit einem Schlage könne man nicht zur Wahrheit vordringen, jetzt so wenig wie an dem Tage, den die Folkloristen für den passenden halten würden. Was endlich die Mythenerklärung betrifft, so fühlt sich Ploix von der neuen Methode ebenso unbefriedigt wie von der euhemeristischen; diese ersetze die Götter durch historische Personen, jene lenke die Aufmerksamkeit vom Hauptgegenstande auf den Ideenkreis der unzivilisierten Völker ab. Wodurch aber die letzteren, von denen man niemals geleugnet, dass sie Sagen besitzen, die den unsrigen mehr oder minder ähneln, ebenso wie die Arier vor der Zivilisation zu ihren Begriffen von Göttern, Dämonen etc. gelangt sind, darüber spräche sich Lang nicht aus, der zwar die verschiedensten Völker heranziehe, um ihre Ideen und Glaubensvorstellungen zu untersuchen, aber über den Ursprung dieser im menschlichen Gehirn keinen Aufschluss gebe. Diesen Punkt aufzuhellen, stelle Lang als hoffnungslos hin, da Metaphysiker, Theologen und Anthropologen Entscheidungen befürworten würden, von denen nicht eine mit einer andern harmonieren würde. Deshalb brauche man aber nicht auf die Lösung der wichtigen Frage zu verzichten, sondern man werde nachdenken müssen, welche Erklärung den Vorzug verdiene. — Die philologische Richtung hoffe, dass ihre Theorie sich darum nicht weniger bewähren werde, weil ihre Probe nicht an möglichst vielen, sondern allein an den bestgekannten Mythen gemacht worden; trete an ihr auch noch häufig ein Zwiespalt der Meinungen hervor, so beweise dies nicht sowohl die Irrigkeit der Methode als vielmehr die Notwendigkeit, nach weiteren Verbesserungen zu suchen, um die mythischen Ideenverkettungen verstehen zu lernen.

Andererseits hält Ploix nicht mit seiner Überzeugung zurück, dass die vergleichenden Mythologen im allgemeinen sich in der Anpassung ihrer Theorien überhastet haben und dass im speziellen Max Müllers Versuch, die Mythen auf eine Krankheit der Sprache zurückzuführen, verfehlt ist; er gesteht zu, dass Langs Schriften, wenngleich sie nicht das Gebäude der Philologen zu stürzen vermögen, doch auch für diese lehrreich sind, indem die mythischen Anschauungen der fernsten Völker in gleicher Weise wie die bekanntesten Sagengebilde auf ihren ursprünglichsten Inhalt geprüft und so interessante Überblicke analoger Erscheinungen erzielt werden, und er spricht unumwunden den Wunsch aus, dass beide Strömungen ihre Kräfte vereinigen möchten, um die Probleme ihrer Wissenschaft einer erspriesslichen Lösung entgegenzuführen.

Mehr als Ploix neigt C. P. Tiele[44]) den Langschen Reformen zu; er sieht den Hauptfehler der vergleichenden Mythologen in der Einseitigkeit, mit welcher sie die von ihnen zum Ausgangspunkte gewählte und

44) Le Mythe de Kronos. A propos d'une nouvelle méthode en mythologie comparée: RHR. XII 1885 p. 246—277.

für einzelne Fälle wohlanwendbare Hypothese überall ohne Rücksicht auf die Ungleichartigkeit der Mythen und ihrer Entstehung zur Richtschnur nahmen; er findet es berechtigt, dass sich hiergegen die von Tylor eingeführte und in neuerer Zeit nachdrücklichst von Lang verfochtene ethnologische Betrachtungsweise wendet, die, wenn sie die Quelle einer Mythe verfolgt, sich nicht um historische oder sprachliche Beziehungen kümmert, weil sie für die Mythen**schöpfung** die Rassenunterschiede als ganz gegenstandslos ansieht und diesen Faktor erst dann in Berechnung zieht, wenn die Umgestaltung oder Entlehnung zur Sprache kommt. Tiele hält es aber für angezeigt, vor Ausschreitung und vor unüberlegter radikaler Verdrängung der alten Methode zu warnen; die erstere Gefahr befürchtet er von Halbgebildeten, die nun ihre oberflächliche Belesenheit zu kreuz und quer gezogenen Vergleichen ausnützen und nur Verwirrung stiften würden; der andere Fehler trete ein, sobald die neue Richtung ausschliesslich ihrer eigenen Kraft die Lösung **aller** mythologischen Probleme zumute. Die vergleichende Sprachwissenschaft habe zwischen den von reiner Willkür auf ganz äusserliche Gründe hier gegebenen Erklärungen und dem einseitig nationalen, von jedem Vergleiche störrisch abgewandten Mythenstudium die richtige Mittelstrasse gezeigt, und wenn auch die etymologische Interpretation der uralten Götternamen — Tiele widerspricht Lang in der Annahme, dass die Namen sämtlich erst später den Mythen beigesetzt wurden — noch nicht genüge, den Charakter des Mythus zu ermitteln, so sei ihre Hülfe doch in manchen Fällen, namentlich für die zahlreichen Epitheta in Anspruch genommen, recht wertvoll. Man bedenke ferner, dass die Entstehung der Mythen nicht das einzige Thema der Mythologen ist; die Erforschung ihrer Modifikationen und die Zeit der Lostrennung und Hinzufügung einzelner Bestandteile, die Feststellung des bestimmten Völkern gemeinsamen Gutes, der etwaigen Entlehnung u. a. m. seien ebenso wichtige Fragen, die aber ohne die vergleichende Philologie und ohne Geschichte nicht entschieden werden können. Für jeden Mythus verlangt Tiele mit Recht genaueste Analysierung, um die einzelnen in einander verwobenen Elemente zu scheiden, sodann die Vergleichung aller Mythen von der betreffenden Gottheit sowohl unter sich wie mit allem, was man über die Vorstellung von derselben und ihren Kult weiss; in keiner der herrschenden Theorien sieht Tiele für diese Untersuchungen das alleinige Heil; nur eklektisch dürfte man zu Werke gehen, um sich die Arbeiten einer jeden wissenschaftlich fundierten Schule kritisch nutzbar zu machen.

Den bereits von Ploix und Tiele beregten Gedanken, dass ein wichtiges Erfordernis die möglichst genaue Analyse eines Mythus, das eingehendste Studium seiner mannigfachen Variationen bilde und dass in engerem Kreise hierin das meiste schon **vor** dem Auftreten der Folkloristen geleitet worden sei, hat JEAN RÉVILLE[45]) zum Mittelpunkte seiner versöhnlichst gestimmten und allgemeinster Beachtung würdigen Darlegungen gemacht, deren leitende Gesichtspunkte, wenn man die

---

45) De la complexité des Mythes et des légendes, à propos des récentes controverses sur la méthode en mythologie comparée: RHR. XIII 1886 p. 169 – 196.

exemplifizierenden Abschnitte übergehen will, etwa folgende sind: In der Religionswissenschaft ist, seitdem unsere Kenntnisse über Sitte und Glauben wilder Völker sich erweitert haben und in ihnen zusammen mit der in zivilisierten Nationen wurzelnden Folklore eine neue Erklärung der Mythen gesucht wird, welche die Einmischung der Philologie auf die Mythologie verschmäht und sich auf unmittelbar zu beobachtende Erscheinungen stützt, eine bemerkenswerte Wendung eingetreten. Die Anerkennung ihrer Bedeutung bedingt aber durchaus nicht das gänzliche Preisgeben der älteren Methode; diese kurzweg zu verdammen, um die Folkloristik desto überschwänglicher zu verherrlichen, gemahnt an das Vorgehen derjenigen unserer Zeitgenossen, die die Dichtkunst und Malerei neu erfunden zu haben wähnen. Man bedenke, welche Fortschritte die Religionsgeschichte, seitdem die Philologie ihre Lehrmeisterin geworden, gemacht hat, und wie eine vergleichende Mythologie zuvor eigentlich überhaupt nicht existierte; erst die Sprachwissenschaft hat das historische Gebiet von phantastischen Spielereien gesäubert und an ihrer Statt wissenschaftliche Normen geschaffen, um Religionen und Mythologien durch Herstellung ihrer wechselseitigen organischen Verbindungen zu erklären. Wenn dieser Gipfelpunkt nicht zu allseitiger Befriedigung erreicht wurde, so thut das nicht die Verfehltheit, sondern die Unzulänglichkeit der Methode dar, die wie jede vorhergehende zwar Dienste geleistet, sich aber nicht für geeignet erwiesen hat, bei allen Fragen der Religionsgeschichte in Anwendung zu kommen. Das Heiligtum der alten Mythen, die dem Beobachtenden wohl Ähnlichkeiten, aber keine Einförmigkeit zeigen, ist nicht mit einem Schlüssel zu öffnen; unendlich feine und verwickelt zusammengesetzte Geistesprodukte, wie sie es sind, lassen sich nur durch viele Mittel in ihre zahlreichen Bestandteile auflösen. Nicht nur sind die meisten Mythen nicht gleichmässig gebildet oder identisch entstanden, sondern sogar im selben Mythus sind sehr oft die mannigfachsten Elemente enthalten; vor Kombinierung und Übertragung, bewusst wie unbewusst, hat man nie zurückgeschreckt, und wie uns die Geschichte der Mythologie solche perpetuierlichen Einflüsse in historischen Zeiten enthüllt, so ist diese Annahme auch für frühere Epochen, die kein geschichtliches Dokument beleuchtet, begründet. Um die verschiedenartigen Motive nun, wie Ahnenkult, Nachwirkung historischer Fakta, Einfluss der Volksphantasie, sprachliche Umbildungen und Missverständnisse u. s. w., von ihrer Verbindung zu befreien und gesondert ans Tageslicht zu fördern, suchen wir nach der wahrscheinlichsten der vorgeschlagenen Erklärungen, ohne irgend eine a priori auszuschliessen. Jedes System hat trotz aller Mängel im Entwicklungsgange dieser Studien seine fördernde Rolle gespielt, und es ist nicht klug gehandelt, in der Anwendung der verschiedenen Theorien, die sich um die Interpretation der Mythen streiten, exklusiv zu verfahren; der einzelne Fall hat zu entscheiden, und die beste wird immer diejenige sein, die uns die einfachste Erklärung bietet und am wenigsten zu Hypothesen nötigt. Es kann demnach am allerwenigsten davon die Rede sein, die philologische Schule, die unsere Kenntnisse von dem Religionen der alten Welt vertieft und an der arischen und semitischen Völkergemeinschaft nationale und geistige Verkettungen nachgewiesen hat, feindlich gegen-

überzustellen der ethnographischen Schule, welche die in den ungebildeten Massen wurzelnden Vorstellungen psychologisch zu analysieren und die fundamentale Einheit des Menschengeistes zu erweisen sucht und dazu auch ausserhalb jener beiden Rassen stehende Völker in ihre Grenzen einbezieht. Die Prinzipien beider Richtungen sind von Wert; die Hauptsache aber ist, sich ihrer bei der richtigen Gelegenheit zu bedienen.

Es wäre zu wünschen, dass man sich in beiden Lagern die in Révilles Worten enthaltene Wahrheit immer mehr verinnerlicht. Hartnäckig spinnt sich die Fehde zwischen den Anhängern der Folkloristen und denen der vergleichenden Mythologie fort, die beide sich an gleicher Stätte ansiedeln wollen, sich aber gegenseitig nicht das Vertrauen entgegenbringen, dass sie als friedsame Hausgenossen mit einander in Freundschaft verkehren könnten. Und doch erheischt beider Parteien Wohl ihre Verständigung: die komparative Mythologie, die sich ja über die Bedeutung der folkloristischen Bestandteile oder, mit ihren Worten gesagt, der niederen Mythologie längst im Klaren ist, muss erkennen — und auf diesem Wege ist sie ja —, dass der Wert einer Methode nicht gewinnt, indem man sie zu Tode hetzt und alles noch so Widerspenstige in sie hineinzwängt; die Volkskunde muss aufhören, in suffisanter Weise die Hilfe wissenschaftlicher Disziplinen, deren geschichtliche Vergangenheit schon ihren Rang anzeigt und deren Beurteilung nicht mehr von der Stimme eines jungen Emporkömmlings abhängt, als für ihre Zwecke mehr oder minder entbehrlich zu betrachten. Die „moderne“ Richtung täuscht sich in dem optimistischen Glauben, dass vorzugsweise sie aus lauteren, ungetrübten Quellen schöpfe; eine gewisse Technik ist für die Konstruktion einer jeden Methodik das unersetzliche Bindemittel, und so lange als hier Verbesserungen möglich, sind auch Irrtümmer nicht ausgeschlossen. Welch ein Widerspruch — und in ihn verwickelt sich ein sonst verdienstreicher Folklorist —, erst im Vollbewusstsein reformatorischer Kraft darauf zu pochen, dass man „auf blosse Theorien, Abstraktionen, Philosopheme und ähnliches Gesalbader verzichten, rein geschäftsmässig vorgehen und die Ergebnisse der Forschung unmittelbar dem Volksleben entnehmen“ wolle, und fast im selben Atemzuge einzugestehen, dass der psychologische Endzweck der Arbeit ihr heikelster Punkt sei, „weil wir uns hier auf ziemlich schwankem Boden befinden, der für Meinungen den weitesten Spielraum offen lässt“! Da ist denn doch auch von dem wissenschaftlichen Ringen der „Alten“ etwas zu lernen, und speziell der vergleichenden Mythologie gegenüber muss die Folkloristik in soweit Unparteilichkeit üben, dass sie ihr ernstes, mühseliges Arbeiten, das nur mit heimischen, aber als solid erprobtem Materiale hantiert, anerkennt, wenn sie auch den Aufbau selbst und seine Gestaltung nicht loben kann; sie wird einräumen müssen, dass es sich nicht immer um primitives, der ganzen Menschheit eigenes Gut handelt und dass in sehr vielen Fällen die von der vergleichenden Mythologie beobachtete Eingrenzung die Sicherheit der Ergebnisse nur fördern kann. Für sich selbst aber hat sie darauf zu halten, nach dem Vorbilde eines Tylor, Lang, Gaidoz ihre Durchschnittsleistungen von blosser Admassierung des Stoffes weg auf ein höheres Niveau zu heben; nur dann, dann aber sicher, wird eine auch den Erwartungen Weinholds (s. oben p. 13f.) Genüge leistende Volks-

kunde auf wohlgepflügtem und fruchtbarem Boden erstehen, deren wissenschaftlichen Wert anzutasten niemandem in den Sinn kommen wird.

München. L. Scherman.

1891—97. ***I. Vorbemerkung. — Folklore oder Volkskunde? — Die Methodologie der Volkskunde. — Die klassischen Philologen und die Volkskunde. — „Das Volk“. — Volks- und Völkerkunde. — Deren Wechselwirkung.***

Das weiss jeder, der meine ständige Schreibbereitschaft kennt, dass es mir nicht schwer fällt, einen Aufsatz, und wenn es sein muss, aus dem Stegreif zu liefern. Nur diesmal weigerte ich mich, den ehrenvollen Auftrag des hochgeschätzten Redakteurs des JBRPh. zu übernehmen, besass aber nicht genügende Standhaftigkeit, wiederholten, dringlichen Aufforderungen gegenüber fest zu bleiben. Ich bedauere dies, weil mich das Bewusstsein niederdrückt, dass ich wider Willen und gegen meine Absicht, sehr vielen, vorzüglich bewährten Fachgenossen nicht nach Gebühr gerecht werden kann; denn es ist rein unmöglich die Verdienste auch nur der Besten um den Aufschwung der Volkskunde in Bezug auf deren Methodik an dieser Stelle innerhalb der mir vorgezeichneten engen Grenzen auch nur annähernd zu würdigen. Zudem hat der Bericht zunächst auf den Schriften zu fussen, die von Verlegern und Schriftstellern der Redaktion zugegangen sind. Wie sich manches Leben nicht zur Schilderung in einer Novelle, sondern nur in einem Romane eignet, so ist die Methodik der Volkskunde als Stoff zu tief und zu gross für einen zeitschriftlichen Bericht, indem sie die Behandlung im Rahmen eines Buches erheischen würde.

Zur näheren Bestimmung der Aufgabe, um von vornherein Missdeutungen vorzubeugen, bemerke ich mit Nachdruck, dass es mir durchaus nicht obliegt, eine litterarische oder bibliographische[1]) Übersicht der vorhandenen Leistungen zu geben, oder eine Einführung in die Volks-

1) Eine litterarische, für den Anfänger trotz ihrer Schwäche empfehlenswerte Arbeit leistete Dr. phil. ARTHUR LINCKE mit seinem Vortrage „Über den gegenwärtigen Stand der Volkskunde im Allgemeinen und der Sachsens im Besonderen“. Dresden 1897, Selbstverlag XV, 92 S. 8°. Die kurzen Beurteilungen, häufig aus zweiter und mittelbar aus dritter Hand, heben die wichtigeren Erscheinungen der Litteratur hervor. Die zu starke Betonung seines sächsisch-patriotischen Standpunktes und des bürgerlichen Nutzens der Volkskunde beeinträchtigt die Schrift. In bibliographischer Hinsicht steht unerreicht da GIUSEPPE PITRÈ[s], Bibliografia delle tradizioni popolari d'Italia, compilata da G. P. con tre indici speciali. Torino-Palermo, Carlo Clausen, 1894, XX, 608 in 4° (zweispaltig) mit 6680 Titeln. Eine Bibliographie aller Sprichwörtersammlungen aller Zeiten und Völker, etwa 4400 Titel enthaltend, verfasste IGNAZ BERNSTEIN in Warschau auf Grund seiner eigenen Bibliothek. Das zur Zeit im Druck befindliche Werk dürfte siebenzig Druckbogen in gross 4° umfassen. Es legt den Grund zu einer Paroemiologie als Sonderzweiges der Folklore. Daneben sind noch sehr zu beachten die durch ihr Sprachgebiet wohl begrenzten, doch höchst tüchtigen Arbeiten: VICTOR CHAUVIN[s]: Bibliographie des Ouvrages Arabes ou relatifs aux Arabes publiés dans l'Europe chrétienne de 1810 à 1885. I. Préface. — Table de Schnurrer. Les proverbes. Liège. 1892. 8°. CXVII + 71. (S. 1—61 Spw.) und noch mehr die: Don JOSÉ MARIA SBARBI[s]: Monografía sobre los Refranes, Adagios y Proverbios Castellanos y las obras ó fragmentos que expresamente tratan de ellos en nuestra lengua. Obra escrita por -.. Madrid, 1891. 8°. 411 S.

kunde zu schreiben oder eine analytische Betrachtung einzelner Werke der Volkskunde zu liefern, vielmehr ausschliesslich zusammenhängend eine Kategorie von Grundgedanken aufzuzeichnen, die sich durch die folkloristische Disziplin der jüngsten sieben Jahre hindurchziehen, die das Eigentümliche der Volkskunde ausmachen, wodurch sich die Volkskunde von anderen Disziplinen differenziert.

Mein Bericht verfolgt einen didaktischen Zweck, um den Leser einigermassen in den methodischen Gedankenkreis der Volksforschung einzuführen. Hier gilt es, die Meinungen anderer aus- und vorzugsweise beizubringen und zu beleuchten. Für mich allein würden zur Aussprache vierzig bis fünfzig Zeilen ausreichen; denn die Anzahl der Leitmotive volkswissenschaftlicher Methodik ist nicht allzugross, weil es sich trotz aller Vielgestaltigkeit der Probleme in der Volkskunde doch nur um eine kleine Reihe einfacher Grundzüge und deren Anwendung handelt. Bestünde meine Aufgabe darin, allseitig darzuthun, wie sich die Gelehrten und gar die Ungelehrten hiebei verhalten, müsste ich eben ein Buch verfassen.

Die Forschungsweise der Volkskunde ist trotz ihrer Jugend zu ansehnlicher Ausbildung gediehen, und dies verdankt sie dem Umstande, dass sie bei gegenteiligem Anschein eine kosmopolitiké techné ist, wie etwa die Botanik, Anatomie, Geologie und gleichwertige Wissenschaftszweige. Es verlohnt sich, von den Kundigsten hierin zu lernen, ihre Meinungen zu erfahren, und sich an ihre Lehren zu halten. Den Weg aber muss naturgemäss jeder von Anfang an zurücklegen, um aufzusteigen; denn die Anführer, die sich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen, nicht durch Wahl ihrer Sippen, Magen und Gefolgschaften, zu solch neidenswerter Stellung emporgearbeitet, bieten uns keine Dogmen dar, durch deren gläubige Annahme man selig im Wissen wird, sondern Erkenntnisse, die man selber durchzudenken hat, um sie sich anzueignen. Sie fordern keinen Glauben, vielmehr blos eine Denkthätigkeit; sie verlangen es von ihren werdenden Fachgenossen, dass man ihnen genau nachrechne und nachprüfe zu beiderseitiger Beruhigung über die Giltigkeit der Aufstellung.

Ich veröffentliche diese Reihe von Aufsätzchen mit dem Empfinden, nicht viel mehr als die Gemeinplätze der nächsten Volksforschergeneration

---

Vor acht Jahren sah ich bei J. Tuchmann in Paris einen Zettelkatalog der Folklorelitteratur, der damals schon 16000 Nummern aufwies. William W. Newell in Massachussetts U. S. A. bereitet einen gewaltigen Katalog gleicher Art vor. Als ein unübertreffliches Vorbild gewissenhafter bibliographischer Leistungstüchtigkeit steht auch Lucian Scherman's „Orientalische Bibliographie“ da, die der Volkskunde, soweit sie den „Orient“ berührt, im weitesten Umfange nachgeht. Ein hübscher Versuch liegt vor aus der Feder des Frl. Marian Roalfe Cox: An Introduction to Folk-Lore. London, David Nutt, 1895, XVI, 320, 8°, doch beherrscht sie den Stoff unzureichend. Mit mehr Recht kommt der Titel einer Einführung in die Volkskunde dem dreibändigen Werke Edwin Sidney Hartland's zu: The Legend of Perseus. A study of tradition in story, custom and belief. London, D. Nutt, 1894—1896, sofern nämlich der in der Weltlitteratur äusserst belesene Verfasser darin alles mögliche und noch einiges darüber, was sich irgendwie in eine, wenn auch noch so entfernte Beziehung zu seinem Vorwurfe setzen liess, ausführlich behandelt. Es sei jedermann angelegentlich zum Studium empfohlen.

aufzutischen, d. h. das zu besprechen, was schon derzeit einem kleinen Kreise von Fachgelehrten als methodische Gemeinplätze erscheint. Darstellungen solcher Art kommt vor allem ein Lehrzweck zu. Ihr Schicksal pflegt das von Wörterbüchern zu sein: man ist von ihnen selten befriedigt, benützt sie aber doch; sie gehen in ihren Nachfolgern auf oder an ihnen unter.

Ich betrachte es als einen müssigen Streit, ob man unsere Beschäftigung mit Volksüberlieferungen Folklore oder Volkskunde heisst, denn beides sind Schlagwörter, so dehnbar und zerrbar, wie Philologie oder Philosophie oder Anthropogeographie oder Religionswissenschaft. Es ist eine kindische Forderung, dass sich der Name, d. h. die Benennung eines Begriffes mit dem Begriffe decken müsse. Der Schlagwörter können wir in der Wissenschaft ebensowenig entraten als im bürgerlichen Leben unserer Vor- und Zunamen, deren Wahl uns auch nicht freisteht. Zu erwähnen wäre, dass der Ausdruck Folklore, zu dessen Einbürgerung in unserem deutschen Wortvorrat ich nicht wenig beigetragen habe, zuerst in England auftauchte, wo ihn William Thoms i. J. 1846 zuerst zur Bezeichnung der ererbten Volksüberlieferungen des „gebildeten“ Europa erfand. Sobald man sich jedoch auf eine methodische Untersuchung mündlicher Überlieferungen einliess, ward es unmöglich, die willkürlich ersonnene Scheidewand zwischen gebildeten und ungebildeten, d. h. zwischen Kultur- und primitiven Völkern aufrecht zu erhalten und wissenschaftlich eine nationale Folklore zu betreiben, also bekam das Wort schnell einen anderen Inhalt, der vom ursprünglichen verschieden war.

Vom Anfang an war Folklore nur ein Wissen; jetzt ist sie schon etwas höheres geworden. „Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden, so muss notwendig eine Krise entstehen; denn es wird die Differenz offenbar zwischen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und solchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich“[2]).

Die Volkskunde ist ebensoviel oder ebensowenig eine Wissenschaft als sonst irgend eine Disziplin der neueren Zeit, sie ist zu dem hochklingenden Titel nur durch Anwendung einer neuen Methode im Gegensatze zu älteren gelangt. Der Inhalt der Volkskunde ist nämlich uralt, so alt, als der menschliche Gedanke im Weltall in Spuren seines Wirkens nachweisbar erscheint, und beobachtet haben die Menschen den Menschen jederzeit, wenn auch nicht immer ihre Beobachtungen der Nachwelt überliefert. In der Neuzeit hat man vor allem angefangen, in umfassendster Weise die Thatsachen zu sammeln und zu sichten, während man in früheren Zeiten mit geringeren Mengen von Belegen sein Auskommen fand.

Die spärlich auftretende Forschung stand ehemals im Banne eines Nationaldünkels politischer oder auch zugleich religiöser Art. Man ging

2) Goethe, Sprüche in Prosa. Hrg. v. Dr. Rud. Steiner. DNL. B. 36, II, S. 388. Stuttgart 1897.



davon aus, dass man mit seinem eigenen Volkstum die höchste Blüte des menschlichen Geistes seit Urbeginn der Zeiten darstellt und dass die übrigen, ausserhalb dieser Gruppe stehenden Völker die auffallend ähnlichen, religiösen und gesellschaftlich-sittlichen Anschauungen entlehnt haben müssen, oder einer Entartung anheimgefallen sind.

Ganz zu verwerfen ist in der Volkskunde weder das der vergleichenden Sprachwissenschaft abgeborgte Prinzip der Entlehnung, noch das der Entartung, doch sind diese Erscheinungen gegenüber der Menge anderer immer nur von Fall zu Fall beweisbar. Das Grundprinzip moderner, wissenschaftlicher Volkskunde ist das der Entwicklung des von A. Bastian so benannten einheitlichen Völkergedankens auf der Oekumene im allgemeinen und in geographischen Provinzen im besonderen. „Die ganze Menschheit wird als eine einzige Art aufgefasst, nur in den verschiedenen Gegenden nicht gleich weit entwickelt und unter verschiedenen Umständen lebend“, sagt Steinmetz, ein Jünger Bastians, doch ist die Bemerkung noch dahin zu vervollständigen, dass man hinzusetzt: in den verschiedenen Gegenden, „in verschiedenen gesellschaftlichen Schichten“.

Zu einer wissenschaftlichen Disziplin stieg die Volkskunde da auf, als sie ihre eigene Methode gewann, und diese Methode ist mit ihr so verwachsen, dass Gaidoz scheinbar mit Recht das Paradoxon wagen mochte, Folklore wäre nur eine besondere Methode. Nun, etwas ehernes, unabänderliches, ist auch die Methode nicht, im Gegenteil dürfte man behaupten, dass sie der individuelle Ausdruck des eigenartigen Geistes eines Denkers oder Denkerkreises sei, so dass davon nur das Mechanische, das Handwerkmässige in auswendig erlernbare Formeln eingerahmt werden kann. „In Kunst und Wissenschaft, sowie in Thun und Handeln kommt alles darauf an, dass die Objekte rein aufgefasst und ihrer Natur gemäss behandelt werden“, sagt Goethe[3]), und diese reine Auffassung ist das Wesentliche. Goethe kam später wieder mit einer Bemerkung auf diesen Gedanken zurück: „Cartesius schrieb ein Buch de Methodo einigemale um, und wie es jetzt liegt, kann es uns doch nichts helfen. Jeder, der eine Zeit lang auf dem redlichen Forschen verharrt, muss seine Methode irgend einmal umändern“[4]). Steiner erläutert dies mit den Worten: „Die Methode kann nie Selbstzweck sein; sie hat nur Wert, sofern sie über den Zusammenhang der Erscheinungen aufklärt. Es kann auch keine allgemein giltige Methode geben, da jedes besondere Forschungsgebiet seine besondere Behandlungsart erfordert“. Im allgemeinen ist dies wohl richtig, aber in der Volkskunde, die etwas Universelles ist, soweit sie sich die Aufsuchung der Erscheinungsursachen des Volkslebens zur Aufgabe macht, hat man mit Albert H. Post davon auszugehen, dass jede wissenschaftliche Methode durch den Stoff bedingt ist, an dem sie geübt wird, und dass jede wissenschaftliche Methode anzuwenden sei, von deren Anwendung verlässliche Resultate zu erwarten sind. Mit anderen Worten, in der Volkskunde gelangen je nach dem Behandlungsgegenstande verschiedene Methoden zur Geltung.

Die Methodologie der Volkskunde ist etwas neues, in den jüngsten 15 bis 20 Jahren gewordenes. Die Volkskunde als Sonderforschungs-

3) Ebenda. S. 364. 4) Ebenda, 388.

gebiet trat regelmässig vordem als kaum geduldeter und kaum anerkannter Behelf in der Linguistik, Mythologie, Archäologie, Ethnographie, Ethnologie und Kulturgeschichte auf. Ihre Entwicklung erfolgte nicht systematisch, einheitlich und stetig, sondern sprunghaft, und ich möchte fast den Beweis für die Behauptung zu erbringen wagen, vorzüglich aus persönlichen Beweggründen ihrer Hauptvertreter. Die Wortführer älterer Disziplinen waren Jahre hindurch wenig geneigt, die Volkskunde als eine wissenschaftliche Disziplin auch nur gelten zu lassen, indem sie mit einem Schein von Berechtigung darauf hinwiesen, dass sich vorwiegend s. g. Dilettanten mit Volkskunde beschäftigten und sie keine Vertretung an irgend einer Universität als Fachwissenschaft aufweise.

Solange als die Erhebungen und Erforschungen der Volksüberlieferungen eine begrenzt nationale Angelegenheit waren, lag die Volkskunde noch in der Wiege; erst als sich gleichstrebende Männer verschiedener Völker und Sprachen durch regeren Gedanken- und Schriftentausch über die einzuhaltende wissenschaftliche Methode ihrer gemeinsam von gleicher Liebe betriebenen Untersuchungen zu verständigen anfingen, entstand die die ganze Menschheit umspannende Volkskunde.

Die auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft stehende Disziplin hat es ausschliesslich mit Erfahrungstatsachen zu thun und ist trotz aller Ein- und Gleichförmigkeit des in aller Welt gewonnenen Beobachtungsstoffes reichhaltiger als alle übrigen Disziplinen, denen sie früher nur als Behelf diente und die durch gegebene Grenzen an enger abgesteckte Forschungsgebiete gebunden sind. Sie hat in kurzer Zeit schon zum Teil bedeutendere Leistungen als jene geliefert und sich für die Schwesterdisziplinen als unentbehrlich erwiesen. Sie, die Volkskunde, beginnt allgemein giltige Entwicklungsgesetze zu formulieren und ältere Methoden von Grund auf umgestaltend zu beeinflussen.

In die Klage, die ich vor Jahren[5]) geführt, dass der Volkskunde als grösste Feinde der abgesessene Latinismus und Hellenismus der Hochschulen entgegenwirken, stimmt auch mein hochgeehrter Fachgenosse W. W. Newell[6]) bezüglich der nordamerikanischen Zustände ein. Kindergarten, Volksschule und das lateinische Gymnasium räumen mit dem Volkstum auf, wo immer sie eingeführt werden, die Hellenisten und Latinisten aber, man kann es nur mit dem tiefsten Bedauern aussprechen, halten es für ihre Pflicht, die Volksforschung zu bekämpfen. Sie verkennen dabei nur zu sehr ihren eigensten Vorteil. Noch immer beherrscht die Gemüter der Wahnglaube, dass in der blossen Aneignung der griechischen und lateinischen Sprache eine gewaltige Bildung läge und wer weiss, was noch, und dass die Griechen und Römer das Diadem der Menschheit darstellen. Auch die Chrowoten nehmen diesen Titel für sich in Anspruch, und wem soll man da eher glauben? Newell sagt: . . one might have expected from the large body of teachers occupied with Hellenic & Roman antiquity at least a sympathetic interest in general archaeology, & in that branch of archaeology which deals with their own land. On the contrary, content with the isolation of their department,

---

5) Sagen und Märchen der Südslaven B. I, Einleitung. 6) JAFolk. 1895, XXX p. 235.

these students, in the majority of cases, have proved unable to comprehend the relation of their subject to archaeological theory. They have failed to understand that the true scientific spirit must of necessity concern itself with the entirety of human culture, & that too narrow attention to the productions of a single race is to forfeit that spirit. Even the aesthetic interest which belongs to the higher developments of intelligence must suffer, unless these be regarded with eyes sufficiently comprehensive to take in their horizon. For example, Hellenic myth is comprehensible only in the light of information obtainable by the examination of the belief of races which still remain in a simple state of culture". Damit es nicht den Anschein habe, als wären alle klassische Philologen in einen Topf zu werfen, hebe ich hervor, dass es auch unter ihnen, zwar vereinzelte, doch äusserst rühmliche Ausnahmen gibt, die man getrost den besten Volksforschern beizählen darf, so z. B. Dr. W. H. Roscher, dessen jüngste Studie[7]) „Über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie und die Bedeutung des Pan" belangreiche methodologische Ausblicke nebst einer folkloristisch beachtenswerten Leistung liefert.

„Die Volkskunde bildet die notwendige Ergänzung zur ‚Mundartenforschung nach der realen Seite hin", heisst es in der Einführung zum ‚Schweizerischen Archiv f. Volkskunde' (S. 2). Das ist so einfach unrichtig. Um lokale Volkskunde mit Erfolg zu betreiben, muss man die betreffende Mundart vor allem kennen und allseitig verstehen. Die Mundartenforschung ist ein Mittel zum Eindringen in das Volkstum. Die Pflicht eines Spezialisten ist es, sich zum meisterhaften Kenner der Mundart seines Sondergebietes auszubilden einerseits, andererseits soll und muss er seine Funde mit allen erforderlichen Erklärungen versehen und in einer weit verbreiteten Schriftsprache mitteilen, wenn er Anspruch darauf erhebt, dass die Wissenschaft ohne Umschweife von seiner Thätigkeit einen Nutzen habe. Die Volkskunde hat als selbstständiger Wissenszweig und als Forschungsmethode mit der Mundartenforschung kaum etwas zu thun und sie als eine „Ergänzung", ob als eine notwendige oder eine überflüssige, ist gleichgiltig, hinzustellen, bedeutet nichts weniger als eine Verkennung des innersten Wesens der Volkskunde, die in sich einen Selbstzweck trägt.

Da sich diese „Einführung" als Programm einer Gesellschaft giebt, die neben deutscher Volkskunde auch die in der Schweiz vertretener romanischen Völker mit Nachdruck pflegen will, muss ich bei ihr länger verweilen. Das ist schon darum nicht abzuweisen, weil der oder die Verfasser der Einleitung eine aprioristische Deutung der Volkskunde aufstellen, die bei ruhiger Betrachtung an ihren eigenen Widersprüchen zerschellt. Auf S. 10f. steht zu lesen: „[Es] ist eine genauere Abgrenzung gegen die Ethnologie erforderlich, da Volkskunde und Völkerkunde nur allzuhäufig vermischt werden. Berührungspunkte sind ja freilich viele vorhanden. Ein Kriterium zwischen beiden ist doch festzuhalten. Die Ethnologie fasst „Volk" als Nation, daher auch Völkerkunde; die

7) AR., Freiburg i. B. 1898. J. C. B. Mohr, S. 43—90.

Volkskunde dagegen als sozialen Begriff. Die Ethnologie im eigentlichen Sinne des Wortes wird sich also bei der Betrachtung eines modernen Kulturvolkes ausschliesslich mit sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen befassen. Für sie bleibt es gleichgiltig, was der Weihnachtsbaum für eine ursprüngliche Bedeutung habe, was für ein Gedanke der Sitte des Berussens an Fastnacht zu Grunde liege; auf der anderen Seite liegen der Volkskunde z. B. Beobachtungen über Beförderungsmittel in Japan, über Bussübungen der Dchogis in Indien, über soziale Verhältnisse im Aschantilande fern. Die Ethnologie wird eben ihre Objekte, die sich übrigens in erster Linie aus Nichtkulturvölkern rekrutieren, nach allen Richtungen erforschen; aber ihre Resultate lediglich auf konstatierendem und vergleichendem Wege gewinnen. Die Volkskunde geht dagegen in erster Linie von den Lebensäusserungen moderner Kulturvölker aus, die eine lange, literarisch überlieferte Vergangenheit hinter sich haben; ihr ist somit in vielen Fällen das Mittel in die Hand gegeben, auf vergleichend-historischem Wege zum Ziele zu gelangen“.

Der Satz: ‚Die Ethnologie fasst „Volk“ als Nation, daher auch Völkerkunde; die Volkskunde dagegen als sozialen Begriff‘, ist darum unwissenschaftlich, weil er das Wort ‚Nation‘ in dem Sinne, wie Mathematiker die Zeichen x, y, z anwendet, deren Bedeutung von Fall zu Fall durch Berechnungen zu suchen ist. Man kann unmöglich das Diktat ernst nehmen, wonach sich die Ethnologie bei der Betrachtung eines modernen Kulturvolkes ausschliesslich mit ziemlich wahrnehmbaren Erscheinungen befassen wird. Und wenn sie es nicht thun wird, was dann? Wie aber, wenn sie auch bisher derlei Ausschliesslichkeit gar nicht gekannt hat? Zum Beweis, war es gerade für sie nicht gleichgiltig, was der Weihnachtsbaum für ursprüngliche Bedeutung habe usw., ebenso wie die Annahme nicht stichhältig ist, dass der Volkskunde z. B. Beobachtungen über Beförderungsmittel in Japan, über Bussübungen etc. fern liegen. Das Gegenteil ist richtig. Die Beförderungsmittel und die Bussübungen, sowie soziale Verhältnisse sind ebenso gut Gegenstand ethnologischer als volkskundlicher Forschung, und es ist von vornherein ohne Belang, ob man mit der Arbeit bei den Japanern, den Deutschen oder Aschantinegern ansetzt. Wenn ich die weitere Bemerkung richtig verstehe, kann nach dem Dafürhalten dieses Programmverfassers ohne lange litterarisch überlieferte Vergangenheit keine Volkskunde bestehen. Was man sich da unter modernen Kulturvölkern vorzustellen hat, weiss ich nicht. Die Südslaven haben eine lange, litterarisch überlieferte Vergangenheit (Gott sei es gedankt, schon) hinter sich, aber diese Litteratur ist für die Volkskunde leider keinen Groschen wert. Unschätzbar sind hingegen die Volksüberlieferungen, die wir Aufzeichnungen jüngster Dezennien verdanken. Sie reichen in eine weit hinter jeder schriftlichen Fixierung liegende Zeit zurück und gewähren uns häufig Aufschlüsse über primitive Verhältnisse gesellschaftlicher Ordnung und religiöser Entwicklung, die verhältnismässig als jüngere Gebilde erscheinen als die Religion der Assyrer und Babylonier, wie wir sie aus den Ziegelschriftwerken kennen lernen. Mit dem vergleichend historischen Wege der Schweizer Einführung hat es demnach seine guten Wege.

In einem kurzen und guten Aufsatz über „Ethnographie und

Geschichtsforschung"[8]) bestimmt DR. G. J. DOZY des näheren den Gegensatz zwischen Volk und Nation, wie folgt: „Das Volk, das sich nach und nach gebildet hat, als eine Erweiterung der Familie, hat den einheitlichen Charakter eines Naturproduktes. Die gleichen Naturprodukte äussern sich in der gemeinschaftlichen Sprache, in den gemeinsamen sozialen Einrichtungen, in denselben religiösen Vorstellungen, selbst in einer bestimmten Bauart und Ornamentik. Es ist da nichts künstliches, nichts willkürlich angenommenes; alles steht mit einander im engsten Zusammenhange".

„Die Nation hingegen ist ein Produkt historischer Momente. In den meisten Fällen wird sie geboren unter der Feuertaufe des gemeinsamen Krieges. Das für dieselben Interessen vergossene Blut bildet den Kitt, der die verschiedenen Elemente verbindet". [Richtiger wäre, zu sagen, die Interessen der herrschenden und besitzenden Klasse zwingen die verschiedenen Elemente zur Botmässigkeit, die den Schein — und nicht mehr — einer Nation erweckt]. „Wenn unter dem Drange äusserer Beziehungen das Volk seine Zusammengehörigkeit erkennt, wenn der Individualismus freiwillig den gemeinsamen Interessen weicht, wird es zur Nation". [Ob freiwillig wäre in jedem besonderen Falle erst zu erhärten]. „Es erhält neue politische, wie soziale Einrichtungen, die jedoch nur auf konventioneller Grundlage fussen und deshalb mit den Umständen wechselnden Abänderungen unterworfen sind. So könnte man die Nation ein selbstbewusstes Volk nennen. . . . Einheit von Stamm, von Sprache mag hinzukommen, sie ist keine notwendige Bedingung . . .".

„Die Ethnographie beschäftigt sich mit den natürlichen, aus eigenem Triebe erworbenen Merkmalen eines Volkes. Diese treten zurück, wenn das Volk andere Elemente in sich aufnimmt, wohl auch in einer neuen Heimat andere Verhältnisse vorfindet, sich oft eine fremde Kultur aneignet, zur Nation wird und in der Geschichte auftritt. Deshalb hat man wohl, nicht gerade richtig, die Ethnographie das Studium der nicht zivilisierten Völker genannt. Darin liegt auch der Unterschied zwischen Ethnographie und Archaeologie. Bei den amerikanischen Völkern verschwindet dieser Unterschied fast ganz".

. . . . „Man soll nie vergessen, dass die Nationalität nur eine Ausbildung des Volkswesens ist. Dieses geht nicht verloren mit der politischen Selbständigkeit, es kann noch Jahrhunderte fortbestehen und sich fortbilden, wie wir dies beobachten beim polnischen, stärker noch beim friesischen Volke, und wie dies auch die Magyaren gezeigt haben. Das Volk in der Nation zu studieren, das ethnographische Element zu sondern aus den modernen Institutionen, die auf historischem Wege geworden sind, das hat sich die Folklore zur Aufgabe gestellt, und so ist sie ein sehr wichtiger Zweig der Ethnographie geworden".

Die Aufgabe der Folklore ist damit eingeschränkt, thatsächlich erstreckt sie sich nicht minder auf die Klarstellung der historischen Entwicklungswege der ethnographischen Elemente, und dadurch ist sie denn doch etwas bedeutenderes als blos ein Zweig.

---

8) IAE. Suppl. z. B. IX. Ethnograph. Beiträge. Festgabe zur Feier des 70. Geburtstages von Prof. Ad. Bastian. Leiden, 1896. E. J. Brill, S. 22—24.

Volkskunde oder die Ethnographie als einen Zweig, oder ein Zweiggebiet (das klingt gelehrter) der Ethnologie hinzustellen, ist nur eine übel angewandte Phrase, eine unzutreffende Metapher. Wenn schon der unvermeidliche Baumstamm zum Vergleich herhalten soll und muss, dann hat man logisch das Volkstum als das Zellengewebe zu bezeichnen, durch das die Wachstum fördernden Säfte aus dem Boden und der Luft wandern und den Stamm aufbauen, die Säfte aber wären die Kulturströme, die ein Volkstum entwickeln helfen. Dieser Vergleich ist auch nur ein Behelf zur Veranschaulichung des Gedankens, unerlässlich ist er wohl nicht. Das Volkstum ist nie und nirgends bei einem der Forschung zugänglichen Volke oder Völkchen so einheitlich wie ein Baum; eher gleicht es einem mittelafrikanischen Urwalddickicht, wo das Wurzelwerk der dicht an einander und übereinander wachsenden Bäume und Schlingpflanzen so sehr verwachsen ist, dass es einer tüchtigen botanischen Schulung bedarf, um innerhalb eines abgegrenzten grösseren Geviertes, die Zugehörigkeit der Wurzeln zu ermitteln.

Die Bedeutung der Volkskunde als eines wesentlichen Bestandteiles der Ethnologie grenzt Dr. Albert H. Post in der Monatsschrift für Volkskunde „AUQ.“[9]) gegen die Sprachwissenschaft, wie folgt, ab:

„Die Erkenntnis, dass der Geist der Menschheit im Völkerleben unter gleichen Existenzbedingungen gleichartige Sitten und Anschauungen erzeugt, gleichgiltig, welchen Erdteil ein Volk bewohnt, welcher Rasse, welcher ethnischen Gruppe es angehört, ist noch eine ganz junge. Das älteste und am stärksten angebaute ethnologische Gebiet, dasjenige der Sprachwissenschaft, konnte zu dieser Erkenntnis nicht führen, da alle Sprachen auf der Eigenart bestimmter Völker und Völkergruppen beruhen. Die Sprachwissenschaft unterstützte vielmehr die auf dem Boden der speziellen Geschichtswissenschaft erwachsene Theorie der Eigenartigkeit jeder ethnischen Gruppe. So giebt es denn auch jetzt noch weite wissenschaftliche Kreise, welche es für unzulässig halten, zur Erklärung von Sitten und Anschauungen eines Volkes, Sitten und Anschauungen eines stammfremden Volkes heranzuziehen, und es kommt wissenschaftlichen Forschern, die eine solche Ansicht vertreten, zu gute, dass jede Sitte, jede Anschauung bei jedem Volke auch etwas Eigenartiges hat; darüber werden alsdann die sich stets wiederholenden allgemeinen Grundzüge vergessen. Seitdem aber die Ethnologie sich auch der Gebiete der Religion, des Rechts und der geselligen Sitte bemächtigt hat [d. h. seitdem die Volkskunde zu einer selbständigen Disziplin geworden], ist die Theorie der Individualität jeder einzelnen ethnischen Gruppe erheblich erschüttert und das Allgemein Menschliche im Völkerleben fängt an, das Ethnisch-Eigenartige stark zu überwiegen“.

Es ist auf den ersten Blick auffällig, dass es auch solche Ethnologen von Beruf gab und leider noch giebt, die, gewohnt in Museen zu arbeiten, die Arbeit des Volksforschers, der im Volke unmittelbar Erhebungen anstellt, gering anschlagen. „Die Teller, Schüssel, Kannen, Krüge, Gläser, Töpfe, Tische, Bänke, Schränke, Messer, Fibeln, Truhen, Tintenhörner und Kleidungsstücke aus alter Zeit [oder Gebrauchgegen-

---

9) B. II, 1891. S. 69ff.

stände von Naturvölkern] haben eigentlich doch nur für denjenigen höheren Wert und tiefere Bedeutung, der im Stande ist, auch den Zeitgeist dazu aufzurufen, der diese vielen Sachen entstehen liess und dem sie dienstbar waren. Wer diese seltene und grosse Kunst inne hat, dem erzählt dann auch die geringfügigste und unbedeutendste Sache von der Welt ein ganzes Stück Kulturgeschichte. Die Gemeinde aber die das versteht, ist klein, sehr klein. Leichter ist es, den Zeitgeist, diesen mächtigen Herrscher, aus dem lebendigen Worte zu erfassen, wie er aus den verschiedensten Volksüberlieferungen, aus Sagen, Märchen, Liedern, Sprüchen, Sprichwörtern, Rätseln, Spitz-, Neid- und Ekelnamen laut wird"[10]).

Die Entscheidung darüber, was leichter sei, kann nur von Fall zu Fall erfolgen und sie hängt auch von der wissenschaftlichen Eignung und dem Fleisse des Arbeiters ab. Soviel ist gewiss, dass die grossen Ethnologen den Aufschwung der Volkskunde mit heller Freude begrüsst haben. Vor einigen Jahren durfte ich in der Besprechung eines Postischen Werkes ohne Sorge vor Widerspruch niederschreiben: ‚dass dies Werk so gediegen ausfiel, daran haben wir Volksforscher einen grossen Anteil'. Mein verewigter Freund Post erkannte die Berechtigung solchen Selbstbewusstseins und Stolzes willig an, indem er selber in einem Standardwork den tiefgehenden Einfluss der Volkskunde auf die Umgestaltung der Ethnologie dankbar hervorhob[11]). „Man hat begonnen, die Thatsachen des Volkslebens, d. h. die Erscheinungen des seelischen Soziallebens der Menschheit in der sinnlichen Welt, in der gleichen Weise zu sammeln, wie irgend welche Thatsachen in unserer Welt sonst, und über dem unendlichen Gewirre volkstümlicher Anschauungen und Sitten, wie es sich in den Zeitschriften allmählich aufspeichert, die dem Folklore oder der Volkskunde gewidmet sind, beginnt die Ethnologie sich auf das Allgemeinbewusstsein der Menschheit zu besinnen, welches in ihnen zum Ausdruck gelangt".

„Die stolze Theorie vom vernunftbegabten Menschen mit seinem Reiche der Freiheit und des Geistes, durch die das Volksleben aus dem Rahmen der Natur ausgeschieden und ihm eine besondere lichte Region angewiesen wurde, hat . . . die sonderbarsten Auswüchse zu Tage gefördert und noch heutzutage beherrscht sie die weitesten Kreise . . . Erst die grossen naturgesetzlichen Entwicklungsgänge, welche die Ethnologie [auf volkskundlicher Grundlage] . . . . . . erschlossen hat, machen sie unmöglich. Sie haben den Menschen aus seinen erträumten Himmeln hinabgestossen und ihn wieder dahin gestellt, wohin er gehört, in den Rahmen der allumfassenden, schaffenden Natur, deren geheimnisvollen Wegen mit kindlichen Schauern nachzugehen die alleinige Aufgabe wahrer Wissenschaft ist. Es ist hoffnungslos, die Natur belehren zu wollen, wir können nur von ihr lernen, und ihr Schaffen im Volksleben ist ebenso gewaltig und ebenso gesetzmässig, wie in irgend einem sonstigen Gebiete unserer Welt. Es ist auch keine Erniedrigung des Menschen, welche aus einer derartigen Weltanschauung hervorgeht. Es ist befriedigen-

---

10) Franz Branky in ‚UQ.', Leiden 1897, E. J. Brill, S. 36. 11) Dr. Alb. Herm. Post: Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz, I. B. Oldenburg 1894. Schulze (A. Schwartz), S. 5f.

der, sich als Glied eines Weltganzen zu empfinden, als sich im Kampfe mit fremden elementaren Gewalten zu wissen, die lediglich die Vernichtung wollen, oder gar auch noch die Mitmenschen als solche feindliche Gewalten zu betrachten".

Was Völker- und Volkskunde ist, definiert Post in einem eigenen, in jeder Hinsicht wichtigen Aufsatz „Ethnologische Gedanken"[12]), indem er sagt: „Die naturwissenschaftlichen Anschauungen beginnen in unseren Tagen schrittweise auch in das Gebiet des Volkslebens vorzurücken und die Sozialwissenschaften zeigen die Tendenz, sich zu einer einzigen Naturwissenschaft des sozialen Lebens zu entwickeln. Diese Naturwissenschaft des sozialen Lebens ist die Ethnologie. Zur Zeit läuft sie noch neben den alten, aus andern Weltanschauungen erwachsenen Sozialwissenschaften her, indem sie sich als besondres Zweiggebiet in jene einschiebt. Es ist aber leicht möglich, dass später einmal alle Sozialwissenschaften nur noch als Zweiggebiete der Ethnologie erscheinen werden".

„Die bisherige Sozialwissenschaft hatte das menschliche Individuum von der ganzen übrigen Welt streng abgeschieden und ihr ein besonderes Reich des Geistes gegründet, in welchem es als willensfreies Wesen umherwandelte, erleuchtet von der Sonne der ihm allein beschiedenen Vernunft, weit erhaben über die übrige organische Welt unseres Planeten, weit erhaben selbst über den Wandel der Gestirne, die im trüben Banne des Naturgesetzes ihre Bahnen vollenden. Dem entsprechend schied sie das ganze Völkerleben aus dem Rahmen der Natur aus. Die Geschichte wurde von der Naturgeschichte streng abgesondert, In jener herrschte Freiheit, in dieser Gesetz. Die Geschichte entwickelte sich aus Kampf und Kompromiss der kleinen menschlichen Individualgötter. Sie wurde von den einzelnen Menschen gemacht. Sie wurde gekämpft und beschlossen".

„Der Ethnologie ist diese ganze Anschauung über die Natur des Menschen fremd. Die Resultate ihrer Forschung sind mit einer solchen Anschauung vollständig unvereinbar. Sie findet die Menschheit gebannt in grosse, streng gesetzmässige Entwicklungsgänge, welche über Jahrhunderte und Jahrtausende ihren festen Weg verfolgen, ganz unbekümmert um die kleinen historischen Ereignisse, welche nur hier und dort als Symptome jenes gewaltigen Werdeprozesses zu Tage treten. Die Einwirkung der einzelnen Individuen auf diesen Werdeprozess ist minimal. Sie glauben zu treiben, aber sie werden getrieben, sie glauben zu denken, aber es denkt in ihnen, und wenn sich ein historischer Entwicklungsprozess mit dem Namen einer historischen Persönlichkeit verknüpft, so ist nicht jener durch diese erzeugt, sondern diese durch jenen".

„Die Resultate der Ethnologie lassen darüber gar keinen Zweifel, dass alle seelischen Thätigkeiten, der einzelnen Menschen, sobald sie in der Sinnenwelt erscheinen und speziell, soweit sie im Volksleben wirksam werden, so gut im Rahmen des naturgesetzlichen Geschehens liegen, wie irgend ein anderer Prozess in der Welt. Die grossen Gesetze des Kosmos machen keinen Halt vor dem willensfreien Menschen. Sie reichen hinein

12) Gl. 1891, Bd. LIX S. 289ff.



bis in die kleinsten Fäserchen des Volkslebens. Kein König, kein Philosoph kann sich ihrem Banne entziehen".

„Seitdem die Ethnologie ihre Studien auf alle Gebiete des Volkslebens und auf alle Völker der Erde ausgedehnt hat, ist es zu einer unumstösslichen wissenschaftlichen Errungenschaft geworden, dass in allen möglichen Gebieten des Volkslebens bei den verschiedensten Völkern der Erde gleichartige Sitten und Anschauungen zu Tage treten. Es steht fest, dass der Geist der Menschheit bei allen Völkern der Erde wesentlich gleichartige Sitten und Anschauungen erzeugt, ganz gleichgiltig, welcher Rasse ein Volk angehört und welchen Erdteil es bewohnt. Und diese allgemein menschlichen Erscheinungsformen des Völkerlebens sind so überwiegend, dass die Eigenart der einzelnen Völker, welche allerdings ebenfalls überall zu Tage tritt, sehr oft nur als eine Spielart eines festen Typus erscheint. Solche ethnographische Parallelen finden sich in grosser Massenhaftigkeit namentlich in den Gebieten der Religion und des Rechtes. Sie treten aber auch in allen möglichen Sitten und Anschauungen hervor. Von Masken, Tänzen, Spielen, Trachten, Werkzeugen, Geburt-, Hochzeit- und Totengebräuchen, Sprichwörtern, Rechtinstitutionen, Kunstformen spinnt sich eine ununterbrochene Kette gleichmässiger Erscheinungen hinauf bis zu den höchsten religiösen und wissenschaftlichen Ideen; und sehr häufig sind diese Erscheinungen so seltsam, dass wir nach unseren landläufigen Anschauungen viel geneigter sein würden, sie für individuelle Ausgeburten des Gehirns von Spassvögeln zu halten, als für Erzeugnisse des Geistes der Menschheit".

„Wie diese Parallelerscheinungen und diese gleichmässigen Entwicklungsgänge im Völkerleben zustande kommen, ist von der Theorie des willensfreien und vernunftbegabten Menschen aus allerdings vollständig unbegreiflich. Es wird sich da stetig die Frage aufdrängen, ob denn ausser den menschlichen Individuen, welche ein Volk bilden, noch ein geheimnisvolles Etwas existiere, welches die Geschicke eines Volkes leite, ob etwa in irgend welchen Klüften oder lichten Regionen ein Volksgeist hause und das Treiben der Menschen regiere. Sobald man sich mit der Ethnologie daran gewöhnt hat, das Volksleben als etwas im Rahmen der Natur Liegendes anzusehen, tauchen aber derartige Fragen überhaupt nicht mehr auf. So wenig wir die Gestirne Geistern zuweisen, die ihren Lauf leiten, so wenig wir die Geschicke eines Baumes einer Nymphe anvertrauen, so wenig bedürfen wir eines Volksgeistes, damit er den Gang des Volkslebens überwache. Die Gesetzmässigkeit des Völkerlebens ist von einem naturwissenschaftlichen Standpunkte aus nicht rätselhafter, als die Gesetzmässigkeit in den Bewegungen eines Gestirnsystems. Rätselhaft wird sie nur, wenn man den Menschen aus dem Reiche der Natur entfernt und ihn als willensfreien Gott in der Natur herumtaumeln lässt.

„Aus den grossen Entwickelungsgesetzen, welche im Völkerleben wirksam sind, geht mit zwingender Notwendigkeit hervor, dass ein Volk ganz anders empfindet, fühlt und denkt, wie der einzelne Mensch. Das individuelle Empfinden, Fühlen und Denken erscheint vom ethnologischen Standpunkte aus nur als ein Ausläufer der gesamten seelischen Thätigkeiten, welche im Volksleben zum Ausdruck gelangen und von denen

nur ein kleiner Teil dem menschlichen Individuum überhaupt bewusst wird. Damit kehrt sich die ganze bisherige Betrachtungsweise des Völkerlebens um. Anstatt das Völkerleben am Massstabe der individuellen Vernunft zu messen, misst der Ethnologe seine eigene Vernunft an den Empfindungen, Gefühlen und Gedanken, welche im Völkerleben zum Ausdruck gelangt sind. Anstatt durch seine Vernunft die Völker zu belehren, lernt er von ihnen, um sich selbst zu erkennen. Anstatt vom Katheder der individuellen Vernunft aus den Glauben eines Volkes für Aberglauben, seine Sitten für Unsitten zu erklären, sind ihm Glaube und Sitte der Völker die geheimnisvollen Offenbarungen des Geistes der Menschheit, dessen wunderbares Schaffen er in der eigenen Seele nicht mehr ergründen, sondern höchstens in weihevollen Stunden ahnend empfinden kann".

„Diese veränderte Betrachtungsweise des Volkslebens führt dann wieder zu der Konsequenz, dass der Ethnologe überhaupt nicht mehr danach fragt, ob irgend eine Volkssitte, irgend eine Volksanschauung gut, wahr, schön, zweckmässig ist, sondern nur danach, ob sie vorhanden ist und welche Ursachen sie hat. Es ergiebt sich dies unmittelbar aus der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Völkerlebens. Ein Naturforscher wird sich nicht damit beschäftigen, darüber nachzudenken, ob die Welt etwa bisher gar nicht da wäre oder ob sie bisher anders wäre, sondern für ihn ist die Welt etwas Gegebenes, welches er soweit möglich, auf seine Ursachen untersucht. Diese Anschauungsweise hat der Ethnologe auch in Bezug auf die Erscheinungen des Volkslebens. Die Sitten und Anschauungen eines Volkes sind ihm ganz in der gleichen Weise ein wissenschaftliches Beobachtungsobjekt, wie es die Pflanzen für den Botaniker und die Tiere für den Zoologen sind. Die individuelle Wertschätzung einer Volkssitte oder einer Volksanschauung liegt ganz ausserhalb seiner wissenschaftlichen Aufgabe. Er übt sie, wie jeder andre Mensch, persönlich, insoweit er selbst treibendes, von den seelischen Vorgängen des Volkslebens beeinflusstes Individuum ist; aber sie liegt ausserhalb seiner Thätigkeit als Ethnologe. Diese Grundanschauungen lassen den Ethnologen auch die praktischen Gebiete unsers Volkslebens in einem wesentlich andern Lichte erscheinen, als in welchem sie Beobachtern erscheinen, welche sie nach der in den bisherigen Sozialwissenschaften üblichen Grundsätzen betrachten".

Ich möchte darnach die Volkskunde als die eingehendste Detailforschung der besonderen Eigenart zunächst einzelner Völker im Rahmen des Völkerlebens bezeichnen. Halten wir daran fest, dann stehen wir auf sicherem Boden und können uns leicht mit den Ethnologen und Anthropologen verständigen.

Jener Teil der Anthropologie, der sich ausschliesslich mit der Entwicklung der Menschheit befasst, wie sie in kultureller Richtung fortschreitet, heisst Ethnologie, sagt Daniel G. Brinton[13]), indem er folgende, für die methodische Forschung grundsätzlich wichtigen Bemerkungen dran knüpft: ,When we analyse the directive forces which have brought

13) Religions of primitive peoples, New-York 1897. G. P. Putnam's Sons, p. 3.

about this advance, and whose study therefore makes up Ethnology, they can be reduced to four, to wit, Language, Laws, Arts, and Religion. Do not imagine, however, that these are separable, independent forces. On the contrary, they are inseparable, constituent elements of anorganic unity each working through the others, and on the symetrical adjustment of all of them to the needs of a community depend its prosperity and growth. No one of them can be omitted or exaggerated without stunting or distorting the national expansion. This lesson, taught by allages and confirmed by every example, warns us to be cautious in giving precedence to one over the others in ony general scheme; but we can profitably separate one from the others, and study its origins and influence".

‚Sprache, Recht, Künste und Religion' sind eben ganz und gar auch Gegenstand der Volkskunde oder Ethnologie. Brinton und mit ihm die meisten erachten es im allgemeinen für überflüssig, von der Ethnologie die Volkskunde als besondere Disziplin auszuscheiden, indem sie davon ausgehen, dass ohne Volkskunde die Ethnologie keinen sicheren Halt besitze und auf dieser Voraussetzung fusse. Man kann ihnen hierin beipflichten und doch dabei die Volkskunde mit ihrer besonderen wissenschaftlichen Methode einer Betrachtung unterziehen.

Steinmetz[14]) giebt eine Definition von Ethnologie und Ethnographie (letztere deckt sich bei ihm mit dem Begriff Volkskunde), die nicht frei von einer gekünstelten Erklärung der beiden griechischen Worte, jedenfalls, von deren Wortbedeutung beeinflusst ist. Er sagt nämlich: „Die Ethnologie bezweckt die Vergleichung aller sozialen Lebenserscheinungen der nicht historischen Völker zur Gewinnung der Gesetze der Entwicklung und des Vorkommens derselben und endlich zu ihrer Erklärung. Das Material zu diesen Untersuchungen verschafft ihr die Ethnographie, welche Wissenschaft das direkte Studium der einzelnen Völker an Ort und Stelle, sowie die monographische oder zusammenfassende Verarbeitung verschiedener Volksbeschreibungen unter interner und externer Kritik sich zur Aufgabe stellt".

„Die Ethnologie ist also eine vergleichende Wissenschaft. Die erstere darf eine abstrakte Wissenschaft genannt werden, weil die einzelnen konkreten Thatsachen ihr nur ein Mittel zum Zwecke der Gewinnung allgemeiner Gesetze sind, obwohl die ermittelten Gesetze selbst keine abstrakte sind, weil sie immer einer Reduzierung auf die Gesetze anderer Wissenschaften, hauptsächlich der Psychologie und Charakterologie fähig sind".

„Die Ethnographie dagegen ist eine konkrete Wissenschaft, weil ja die Sammlung konkreter, mitunter sogar individueller Thatsachen, die Beschreibung bestimmter Völker ihre Aufgabe bildet".

Wenn wir Steinmetz beim Worte ‚nichthistorische Völker' festhalten, dann giebt es auch gar keine Möglichkeit für eine Ethnologie als einer Wissenschaft in seinem Sinne. Wo leben in der weiten Welt nichthistorische Völker? Wer hat sie noch je besucht? Wer mit Angehörigen

14) Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht. Von Dr. S. R. Steinmetz, I. B. Leiden 1894, S. C. Van Doesburgh, p. XI squ.

eines solchen Volkes je gesprochen? Selbst die Völker auf allerunterster Kulturstufe, die man entdeckt hat, und wir dürfen vernünftiger Weise nur mit kontrolierbaren Erscheinungen wirtschaften, besassen zumindest eine ausgebildete Sprache, ja, man wird sogar, nach den Arbeiten Friedrich Müllers (Einleitung in die Sprachwissenschaft), zu der Ansicht gedrängt, dass die „rohesten Wilden" im Besitze der formenreichsten Sprachen sind, so z. B. die Australneger. Hat nun ein Volk eine Sprache zu eigen, so spricht es damit auch schon seine Geschichte; denn jede Sprache bewahrt sowohl in ihren Wortformen als in ihren Phrasen mannigfaltige Überreste ihrer eigenen Vergangenheit und der des Volkes, dem sie zu eigen ist, als Zeugnisse von unwiderleglicher Beweiskraft auf. Es ist eine merkwürdig eingeengte, vorgefasste Meinung, dass Völker mit Litteraturen und Geschichtsbüchern nicht Gegenstand der Ethnologie sein können oder dürfen, als ob das zufällige Vorhandensein von dreissig Litteraturgeschichten und eines zweitausendbändigen Realienlexikons, wie sich die Chinesen eines solchen erfreuen, die unwandelbaren, für das gesamte Menschengeschlecht feststehenden Entwicklungsgesetze, in einzelnen Weltgegenden plötzlich aufzuheben vermöchten. Als ob den Büchern eine mystische Kraft innewohnte, Völker um ihr Volkstum zu bringen. Es heisst doch, den Einfluss der Bücher und Bibliotheken ins ungeheuerliche übertreiben, wenn man in der Ethnologie nach historischen und nichthistorischen Völkern Einteilungen so schwerwiegender Natur vornimmt.

Abstrakt ist die Ethnologie ebensoviel und ebensowenig als die Ethnographie. Wenn die Vergleichung nicht vor allem eine Beschreibung ist, ist sie auch keine eigentliche Vergleichung. Die Wendung ‚ein Mittel zum Zwecke' erscheint mir bei genauer Überlegung doch als nichts anderes als eine vornehm klingende Ausflucht. Eine Ethnographie oder Volkskunde, die nicht das gleiche Ziel wie die von Steinmetz geforderte Ethnologie zum Zweck hat, zählt doch nicht zur Wissenschaft, sondern zur Unterhaltungslektüre.

„Wie die Festigkeit eines jeden Gebäudes von der seiner Fundamente abhängig, so versteht es sich, dass es keine hohe Entwicklung der Ethnologie geben kann ohne entsprechende Fortschritte der Ethnographie; das Umgekehrte dürfte aber ebenso gewiss sein: die Ethnographie wird nie zu exakteren tieferen vielseitigeren Volksbeschreibungen gelangen, wenn die Ethnologie ihr nicht Anleitung und Anregung hierzu giebt. Der Ethnograph wird nie mehr entdecken, wenn der Ethnologe ihn nicht zuvor suchen lehrt[15]).

Das sind schöne Worte von der Wechselwirkung zwischen Ethnologie und Volkskunde, wie eine solche erwünscht wäre, nur liegen die Dinge anders. Die ältere Ethnologie arbeitete mit dem dürftigen, damals vorhandenen Material, der jüngeren steht reicheres zu Gebote. Das ist alles. Die Entdeckungen des Volksforschers sind zufälliger Natur. Begabung, Geschick und Glück geben hiebei den Ausschlag. Wo man nichts findet, mag ja noch immer etwas vorhanden sein, das eines Finders harrt, nun, wie aber, wenn wirklich nichts vorliegt? Die Ethnologie als die ältere Disziplin kann schlieslich dem Volksforscher auch nicht viel mehr als

15) Ebda. S. XIV.

einen sorgfältig ausgearbeiteten Fragebogen in die Hand drücken, suchen muss der Sammler. Das steht fest, dass die besten Sammler nicht durch die Schule der Ethnologie gegangen und dass die besten ethnographischen Fragebögen zu Verfassern nicht Ethnologen, sondern berufmässige Folkloristen haben. Mein Fragebogen die Südslaven betreffend[16]) ist im Laufe von 10 Jahren noch zu Erhebungen für weitere neun Völker bearbeitet worden. Ich habe hierin eigene und fremde Erfahrungen gesammelt und gelangte zur Einsicht, dass der praktische Wert von Fragebögen, wovon noch die Rede sein wird, recht zweifelhaft ist. Die Fragen sind unter Umständen mittelbar Anlass zu Foppereien, während der ehrliche Sammler ohne Rücksicht auf die Fragen jetzt das giebt, was er finden kann. Hat wieder ein spitzbübischer Geselle zur Ethnologie geschmeckt, dann findet er alles und noch etwas darüber, zumal, wenn er im Wahne lebt, damit seiner Nation oder sich einen Dienst zu erweisen. Eine Reihe solcher findiger Herrschaften habe ich selber entdeckt und besprochen[17]).

II. Gegenstand, Umfang, Aufgabe der Volkskunde. — Hauptelemente und Einteilung des Rohstoffes. Gegenstand der Volksforschung sind die der Menge (dem populus nach etymologischer Bedeutung) eigentümlichen Erscheinungen, die psychischen Lebensäusserungen in Sitte, Brauch, Glaube, Recht, Kunst und sprachlich sachlichem Ausdruck gesellschaftlich in geographischen Provinzen zusammenhängender Gruppen, nicht etwa einzelner Individuen.

Die Volkskunde eröffnet die ergiebigsten und reichsten Fundgruben psychologischer Thatsachen und Vorwürfe, die nur in der Menschheit vorhanden sind. Sie fördert das Rohmaterial in seiner einfachsten Fassung zu Tage und stellt ihre Probleme in der begreiflichsten Weise auf. Die Einfachheit der Erscheinungen ist es, auf die das Schwergewicht fällt; denn, wenn es sich blos um psychologisch wertvolle Wahrnehmungen handelt, kann man auch bei den Kunstdichtern aller Völker äusserst schätzbare Beobachtungen machen. Darauf baut ja die vergleichende Litteraturgeschichte, die bei methodischer Entwicklung unzweifelhaft auch grosses zur Erkenntnis der Psychologie beizusteuern berufen erscheint. Das wird vor allem die Einblicke in die Psychologie der durch Verstand und Geist aus der Durchschnittmenge hervorragenden Individuen erweitern. Da wird es einmal eine Psychologie der Vordenker der Menschheit geben und man wird deren Geschichte vielleicht mit nicht geringerem Eifer studieren als die der gefeierten und in allen Schulbüchern der Kulturvölker verherrlichten Massenmörder und Länderverwüster.

Im Sinne der besten Volksforscher umschreibt Steinmetz die Aufgabe der solchergestalt aufgefassten Volkskunde, die er Ethnologie nennt. Er war darzumal (i. J. 1894) nämlich wohl mit der Sache intensiv beschäftigt, ohne eigentlich Volkskunde zu betreiben. Seine Forderung, die ernstem Nachdenken entsprang, deckt sich eben vollinhaltlich mit der unsrigen.

---

16) Wien 1884. A. Hölder. 17) In den Böhmischen Korallen aus der Götterwelt. Folkloristische Börseberichte vom Götter- und Mythenmarkte. Wien, Löwit, 1897. II. Tausend.

„Die Aufgabe der Ethnologie ist die Erklärung der Erscheinungen des primitiven Völkerlebens und die Ermittlung der Gesetze (beschriebene Regelmässigkeiten in den Erscheinungen) des Auftretens, des lokalen Vorkommens und der Entwicklung dieser Erscheinungen. Die ermittelten Gesetze werden aber keine abstrakte, sondern empirische sein, weil sie nicht die letzten, unserem Intellekte möglichen Verallgemeinerungen enthalten, sondern auf die durch andere Wissenschaften entdeckten Gesetze zurückzuführen sind. Jedes ethnologische Gesetz ist in letzter Instanz, wenn soweit als möglich verfolgt, auf physiologische, psychophysische oder psychologische Gesetze reduzierbar, weil es immer am Ende die Wirkungen der geographischen Umgebung auf die menschlichen Körper oder auf die Handlungen und Bewusstseinzustände oder aber dieser letzteren auf einander beschreibt. Diese Reduzierung der oberflächlicheren, roh empirischen, ausnahmvollen Verallgemeinerungen auf die tiefsterreichbaren, endgiltigen, ausnahmlosen Gesetze, welche sich direkt an die der genannten Wissenschaften, vor allem der Psychologie anschliessen, ist die höchste und letzte Aufgabe der Ethnologie"[18]).

Als Hauptelemente der Volks- und Völkerkunde stellt BRINTON[19]) behufs methodischer Untersuchungen sieben Vorwürfe auf, die im Zusammenhange mit einander zu betrachten seien: 1. die primitive gesellschaftliche Gruppe, 2. die Familie und die Stellung des Weibes, 3. das Wachstum der Rechtsbegriffe, 4. die Entwicklung der Sittlichkeit, 5. den Fortschritt im primitiven Wissen, 6. das Gedeihen der Künste und 7. das unabhängige Leben des Individuums.

Eine ziemlich annehmbare Einteilung des Rohstoffes der Volkskunde nach Gruppen schlägt W. W. NEWELL vor[20]). Es ist selbstverständlich, dass eine derartige Katalogisierung in erster Reihe das Suchen und Finden verwertbaren Stoffes erleichtern soll und in Ermanglung von Schlagwörterverzeichnissen zu Sammlungen willkommen ist. An und für sich berührt sie die Sache nicht viel, denn alle von ihm angeführten Kategorien hängen auf das engste miteinander zusammen und alle müssen dazu beitragen, jede wichtigere Äusserung des Volkslebens zu verständlichen. Auch ist die dritte Kategorie überflüssig, indem sie den Ausdruck Litteratur als ausschlaggebendes Moment einführt, wo er ungehörig ist; denn für den Gedanken ist es belanglos, in welcher Form man ihn wiedergiebt und mit welchen Mitteln weiter verbreitet, um ihn vielen zu erhalten. Als Hauptkategorien genügen wissenschaftlich: Übung und Wort (oder Rede), und, nachdem auf primitiver Kulturstufe der Rede eine Kraft geheimer Art zukommt, stellt sich auch die Rede der Übung gleich. Methodisch thut man gut, daran grundsätzlich immer festzuhalten, wenn auch der Grundsatz in seiner Reinheit häufig nicht durchführbar ist. Es ergeht einem hiebei, wie mit der leiblichen Nahrung. Wir können uns eben nicht ausschliesslich mit Eiweiss (in chemischer Reinheit) ernähren, obwohl uns bekannt ist, dass es allein unseren Leib zusammen-

18) Dr. S. R. STEINMETZ: Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe. Leiden, 1894. I. S. XXII. 19) Religions of primitive peoples. New-York 1897. G. P. Rutnams Sons 1897, p. 216. 20) Ausführlich in JOHNSONS Encyklopaedia, New-York (1894), sub Folk-Lore, kurz im JAFolk. VIII. No. XXX. Z. 231 f. (1895).

hält. Man kann ferner auch von der Luft nicht leben, und ohne Luft noch weniger. Ähnlich mag der Volksforscher die Einteilung seines Stoffes nicht verwerfen, und ich glaube, die Newells wäre die angemessenste:

I. Customs. a) Ceremonial (days of year, etc.). b) Worship. c) Social. d) Relating to human life. e) Industrial. f) Rights & obligations. g) Games. h) Gesture.

II. Superstitions. a) Relating to mythic beings. b) Times & seasons. c) Relating to objects of nature. d) Witchcraft & magic. e) Divination. f) Popular medicine. g) Amulets & charms. h) Personal. i) Physiological.

III. Popular Literature. a) Poetry (epics, ballads, carols, songs). b) Prose (sagas, märchen, animal tales, legends, drolls, myths, examples). c) Minor Elements (rhymes, riddles, proverbs & sayings, phrases, expressions).

III. Terminologie der Volkskunde. — Feilberg. — Schurtz. — Frobenius. — Bastian. Es ist ein grosser, von vielen mannigfach missverstandener Vorzug der Volkskunde, dass ihre Terminologie zum Teil noch flüssig ist und in diesem Zustande voraussichtlich noch sehr lange verharren wird. Daran ist ihre Vielseitigkeit der Stoffe und nicht minder die Anwendbarkeit verschiedener wissenschaftlicher Methoden schuld. Bekannte, oder besser gesagt, als bekannt angenommene Begriffe und Erscheinungen haben durch die Volkskunde eine Umwertung erfahren, ohne dass zugleich unsere Sprache einen gleichen Prozess mit durchgemacht hätte. Wir Deutschen sind z. B. noch immer nicht über den Sprachschatz unserer klassischen Litteraturperiode des XVIII. Jahrh. hinaus, und die Romanen stecken gar mit ihrer Ausdrucksweise im XV. und XVI. Jahrhundert. Dies beeinträchtigt nur scheinbar den sachlichen Fortschritt in den Natur- und Geisteswissenschaften. Wenn wir die Sprache zur gegenseitigen Verständigung, nicht aber zur Verhetzung und Versündung gebrauchen, finden wir mit dem Spracherbe unser reichliches Auskommen.

Schon Goethe macht die hier zutreffende Bemerkung: „Wenn wir ein Phaenomen vorzeigen, so sieht der andere wohl, was wir sehen [wenn er gelernt hat, zu schauen; denn das ist auch eine Kunst, die man erlernen muss]; wenn wir ein Phaenomen aussprechen, beschreiben, besprechen, so übersetzen wir es schon in unsere Muttersprache. Was hier schon für Schwierigkeiten sind, was für Mängel uns bedrohen, ist offenbar“. [In der Wissenschaft sollte man lieber von einer Bildungsprache, denn von einer Muttersprache reden. Leute von verschiedener Bildungsstufe und verschiedenem Bildungsgange können sich über wissenschaftliche Fragen selten leicht und gut verständigen]. Echte Terminologie passt auf ein beschränktes, isoliertes Phaenomen; wird auch angewendet auf ein weiteres. Zuletzt wird das nicht mehr passende doch noch fortgebraucht[21])“.

Es wird fortgebraucht, d. h. es wird förmlich zu einem Eigennamen: Wort und Sache decken sich gewöhnlich gar nicht mehr. Das Wort wird dem gewöhnlichen Sprachgebrauche entrückt und steigt in ein „Fach“

21) Sprüche in Prosa. Hrgg. v. Dr. R. Steiner.

auf. Man muss seinen Sinn und seine Bedeutung dem Lernenden immer wieder erklären, und dabei ist es gleichgiltig, ob wir ein Wort der Muttersprache oder ein Lehnwort gebrauchen.

Jakob Froschammer, der Philosoph der Weltphantasie, war im allgemeinen gegen den Gebrauch der fachtechnischen Ausdrücke in der Philosophie und suchte gewöhnlich gut deutsch zu schreiben. Nichtsdestoweniger konnte auch er bestimmter Worte nicht entraten, wenn auch der Sinn, den er ihnen unterlegte, nicht der ihnen ursprünglich zukommende war. Er begründet dieses Vorgehen in einem Briefe (vom 13. VI. 1892), wie folgt[22]:

„Zum Finden ist Beobachtung (Induktion), wohl auch Experiment notwendig, wodurch nur Begriffe gebildet oder alte berichtigt werden können; z. B. dem Diamant hat man in früheren Zeiten das Merkmal der Unschmelzbarkeit zugeschrieben; es gelang endlich, einen zu schmelzen, und nun gehört Unschmelzbarkeit nicht mehr zum Begriff „Diamant". Diese allgemeinen Begriffe dienen eben dazu, Gedanken vorläufig zu fixieren, sie enthalten darum nicht immer Wahrheit, wie ja auch Induktion nicht immer zur Wahrheit führt; die Wahrheit schreitet nur allmählich und mühsam durch Irrtümer hindurch fort".

Das ist richtig, so wenig sich Frohschammer selber in seinem sehr schwachen System daran auch gekehrt hat. Wir befinden uns nicht in der gleichen Zwangslage; denn wir können und müssen sogar eine Reihe von Ausdrücken, wenn schon nicht ganz ausmerzen, so doch zu mindest im Gebrauche äusserst selten anwenden, wenn wir methodisch vorgehen. Hier wären die Schlager *‚ursprünglich'*, *‚seltsam'* usw. näher zu betrachten.

Damit man das Wort ‚Ursprünglich' (ursprüngliche Sitten, Gebräuche usw.) nicht als ein leeres Schlagwort deute, will ich sagen, was ich darunter verstanden wissen will. Im Volkstum eines jeden Volkes unterscheiden wir Lehngut, internationales Wandergut und ursprüngliches, nur dem einen Volke eigentümliches Folkloregut. Als Lehngut mag alles gelten, was nachweisbar auf mündlichem oder litterarischem Wege vom Grenznachbar herübergenommen wurde. Ob man die Entlehnung als solche empfindet oder nicht, ist dabei Nebensache. (Exempel: die germanische Heldensage in romanischen Ländern). Wandergut ist die Überlieferung, die von Volk zu Volk eilt und sich als Erzählung (im weitesten Sinne des Wortes gedacht) überall eingebürgert, z. B. wie die Lenorensage[23]). Ursprünglich ist, was in diese zwei Rubriken nicht fällt, sondern aus religiösem und Rechtsbrauch, aus der Sprache und der Anschauung des Volkes unmittelbar erklärlich erscheint, wie z. B. die Endogamie, die Blutrache, das Häuptlingtum. Gebraucht man aber Ausdrücke, wie Sprache und Volk, so redet man damit schon von vielfach zusammengesetzten Entwiklungserzeugnissen, die in dunkelsten Zeiten wurzeln. Eine Ursprache und ein Urvolk sind rein dichterische Begriffe, denen die Erfahrungswissenschaft keine Objekte unterzustellen hat. Also

---

22) Briefe von und über Jakob Froschammer. Hrg. v. BERNHARD MÜNZ, Leipzig 1897. G. H. Meyer, S. 127. 23) Vgl. das treffliche Werk J. SOZONOVIČs: Zur Frage über den weltlichen Einfluss auf die slavische und russische Poesie, (russisch). Warschau 1898. S. 1—259. Wir kommen im IX. Abschnitt darauf zurück.



ist unser gebräuchliches ursprüngliches Volkstum auch nur ein sprachlicher Notbehelf. Ein Mensch allein hat noch kein Volkstum, die einzige Urfamilie kennen wir auch nicht, wir lernen ein Volkstum erst in der Menschengruppe begreifen, die uns klein, gross, stark oder vereinsamt begegnen mag, jedoch in allen Fällen noch immer als Bruchteil des gesammten Menschengeschlechtes erscheinen muss. Von den Verschiebungen der Menschengeschlechter auf und über dem Erdball haben wir trotz allen geistsprühenden Hypothesen eines Sergi gar keine annähernd haltbare Vorstellung. Wir haben nur die Gewissheit, dass sich das Menschengeschlecht als eine Einheit darstellt und dass es vor seiner Zerstreuung schon mit allen jenen entscheidenden Eigenschaften ausgestattet war, die ihm überall auf der Oikumene die Weiterentwicklung eines Volkstums in Sprache, Gedankenbau und Kunst gewährleisteten. Demnach ist das eigentliche „Ursprüngliche“ doch nur das allen Völkern gleichmässig zukommende Folklore-Gut und unser sprachgebräuchliches ursprüngliche Volkstum hauptsächlich die grobe Nuance, die nach aussen hin ein Volk vom anderen unterscheidet.

Die Bezeichnungen „*seltsam*“ und „*merkwürdig*“, „*sinnlos*“ und „*abgeschmackt*“ müssen nach und nach der besseren Einsicht weichend aus dem Wörterbuche des Volksforschers verschwinden, sofern sie auf unverstandene Sitten und Gebräuche bezogen werden. Darum hat man die Mahnung des Altmeisters dänischer Volksforschung Dr. H. F. Feilbergs zu beherzigen[24]):

„Ich gehe von der Voraussetzung aus, dass ursprünglich in den gläubischen Vorstellungen der Naturvölker nichts Sinnloses sei: Solche Vorstellungen wurzeln in einer gewissen Naturanschauung. So findet sich in ihnen eine gewisse „barbarische“ Philosophie, die aber auch uns, die wir Fleisch und Blut von ihrem Fleisch und Blut sind, verständlich gemacht werden kann, wenn wir nur den Schlüssel zu deren Verständnis erhalten können. Dieser Schlüssel liegt aber oft hinter einem siebenfachen Schlosse verborgen; lange kann man suchen und weiter fragen, ehe das lösende Wort gefunden wird. Beispielweise führe ich die Sitte an, kränkliche Kinder durch ein auf dem Kirchhofe oder dem Felde ausgegrabenes Rasenstück zu führen. Während meiner Amtthätigkeit in West-Jytland ist dies in unserer Nähe mehrmals geschehen. Die ganze Geschichte scheint ja auf den ersten Blick völlig sinnlos, man sieht aber ganz anders darauf, wenn es, wie von mehreren anderen Seiten, so neuerdings von Dr. Kr. Nyrop (Kopenhagen) mittelst eines grossen Materials unwidersprechlich erwiesen wird, dass durch dies Hindurchziehen eine neue Geburt versinnbildlicht werden soll. Alte Krankheit hinterlässt man, neue Gesundheit zieht man an — so wird einem der Zauber verständlich[25])“.

Radikalkuren sucht ein anderer Forscher vorzunehmen, indem er eine Generalabrechnung zunächst mit den Hauptausdrücken der Volks- und Völkerforschung eingeleitet wissen möchte und Reformvorschläge macht.

---

24) AUQ. 1893. B. IV. S. 6. (‚Warum gehen Spukgeister kopflos um?‘).
25) Gaidoz, Un vieux rite médical, Paris, E. Rolland 1892, behandelt diesen Brauch folkloristisch-methodisch mustergiltig.

„Nichts pflegt hartnäckiger zu sein und nichts unfruchtbarer, als ein Streit um Worte. Je älter und bedeutungsvoller ein Wort ist, je umfangreicher der Kreis von Vorstellungen, den es hervorruft, desto leichter entsteht ein Zwiespalt über seinen eigentlichsten Sinn; verhängnisvoll aber kann der Zwist werden, wenn man versucht, ein Wort auf die primitiven Zustände der Naturvölker anzuwenden, das von den Kulturvölkern geschaffen und mit einem unendlichen Inhalt erfüllt worden ist. Von dem Worte „Religion“ gilt das vielleicht mehr als von irgend einem andern, und doch wird es immer wieder ungeprüft vollgiltig gebraucht und hingenommen“. Das sind HEINRICH SCHURTZs Worte in einer tüchtigen, gedankenvollen Betrachtung über den Begriff „Religion“ vom Standpunkte der Völkerkunde[26])“. Nicht „immer wieder“, zumal nicht in der Volkskunde. Der II. Band der unter Leitung ED. HARDYs erscheinenden „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte“ ist von mir. Er führt nicht den Titel „Religion der Südslaven“, sondern, was ich wissenschaftlich verantworten konnte: „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven.“.

Dass man vorsichtig mit der Abschaffung alter und Einsetzung neuer Schlagwörter sein muss, hebt indess Schurtz selber nachdrücklich hervor, indem er unter anderem sagt: „Jede scharfe Sonderung kann überdies auf ethnologischem Gebiete verderblich werden, da es in Wahrheit keine scharfen Grenzen giebt, ein Brauch in den anderen übergreift und da endlich gerade die einzelnen Anfänge der Religion die Neigung haben, sich zu verbinden und gemeinsam weiter zu wachsen. Nur mit dieser Einschränkung mag es gestattet sein, an die Stelle der Religion die Begriffe *Kultus, Mythologie* und *Mystik* zu setzen“. Über diese drei Worte lässt sich kräftig streiten, und es frägt sich, ob alle Fachgenossen mit Schurtzs Definitionen einverstanden sind, weil ja alle drei mit einem unendlichen Inhalt, wie der Begriff „Religion“ erfüllt sind.

„Unter *Kultus* fasse ich alles zusammen“, sagt Sch., „was als Verehrung oder Versöhnung eines übermächtigen Wesens zu deuten ist, also demütiges oder scheues Betragen, Anrufung, Opfer, Gelöbnisse“. . . . . „Der Kultus entspringt dem Willen des Menschen, der sich damit selbst eine Stütze schafft, die *Mythologie* entspricht einer Forderung des Verstandes“. — „Der Verkehr mit den Toten leitet unmittelbar zum dritten Urbestandteile der Religion über, zur *Mystik*. Unter M. fasse ich alle Versuche zusammen, durch übernatürliche Steigerung der eigenen Kraft oder durch Benutzung anderer übermenschlicher Wesen und Einflüsse Wirkungen in gutem oder schlechtem Sinne auszuüben, oder die Geheimnisse der Zukunft zu ergründen“. . . . . Die M. ist vor allem wichtig als die Wurzel des Priestertums. Die Bezeichnung „*Priester*“ sollte primitiven Zuständen gegenüber mit derselben Vorsicht gebraucht werden, wie das Wort „*Religion*“. — „Es giebt sehr viele Völker, bei denen von Religion in unserem Sinne nicht die Rede ist, aber es giebt

26) Im Feestbundel van Taal-, Letter-, Geschied- en Aardrijkskundige Bijdragen der gelegenheid van zijn tachtichsten geboortedag van Dr. P. J. Veth, Leiden, E. J. Brill 1896, S. 128ff.



keines, das nicht Anfänge der Religion in einer oder der anderen Form besässe“.

Vermutlich als Ergebnis eines Gedankenaustausches mit seinem Freunde Schurtz spricht Leo V. Frobenius über die Fachausdrücke der Ethnologen oder richtiger der ethnologisierenden Touristen bezüglich der Weltanschauung der Neger. Er hätte mit nicht minderer Berechtigung statt Neger Bulgaren oder Japaner schreiben dürfen; denn der Unfug, den die Leute mit halb- oder gar nicht verstandenen Fachausdrücken treiben ist in der Litteratur endemisch zum schweren Abbruch methodischer Forschungsweise. Die Benennungen, die als Bezeichnung für dieselben Begriffe kunterbunt durcheinander geworfen werden und ein Chaos zuwege bringen, sind:

1. *Fetisch, Idol, Götze, Ahnenbild, Gottheit, Gott.*
2. *Fetischismus, Religion, Götzenanbetung, Ahnenkultus, Mythologie, Götterglaube.*
3. *Fetischero, Zauberer, Medizinmann, Priester, Hexenmeister.*

„Das sind drei Sammlungen, die ohne Schwierigkeit noch bedeutend erweitert werden können und die ein treffliches Bild der allgemeinen Unordnungen in den Begriffen darstellen. Diese allgemeine Verwirrung ist natürlich. Solange noch jedem Laien, und als solche sind in der Ethnologie vor allem die meisten der Reisenden [F. meint die Salonethnographen, und ihnen muss man die überwiegende Mehrzahl der Folkloristen beizählen] aufzufassen, noch das Recht zusteht [sollte heissen, solange als es noch geduldet wird], kenntnislos und nur auf dem Satz basierend: „Ich bin dagewesen, ich habe das gesehen, ergo — ich muss das am besten wissen!“ als kompetente Ethnologen [oder Volksforscher] mitzureden, d. h. solange die persönliche Kenntnisnahme (an einzelner Lokalität) über das Allgemeinwissen, das aus Vergleich grösseren Materials und ethnologischer Erziehung entspringt, gesetzt wird, solange bleibt die Ethnologie eine Halbwissenschaft, d. h. solange bleibt ihr eine Klärung und zielbewusste Entwicklung vorbehalten[27])“.

„Dreierlei muss man streng von einander zu unterscheiden suchen: *Mythologie, Ahnenkult* und *Amulettwesen.* Der Unterschied von mythologischer Verehrung und Ahnenverehrung ist der, dass die Figuren der ersteren Gottheiten, d. h. als menschenähnlich, aber nicht vom Menschen abstammend gedachte Gestalten sind, die übermenschliche Kräfte besitzen [Diese Definition erleidet bedeutende Ausnahmen], wogegen die Figuren der letzteren bewusstermassen Geister der Verstorbenen sind. Die Mythologie entwickelt sich aus dem Animismus, indem alle Gegenstände (Naturerscheinungen auch) als von menschenähnlichen Wesen beseelt gedacht sind. (Nach Schurtz: Katechismus der Völkerkunde). Ebenso entwickelt sich die Vorstellung der Seelen als Wesen, die sich schon vor dem Tode vom Körper trennen können und nach dem Ableben des Körpers weiter existieren, aus dieser Idee. Das Amulettwesen bietet Zaubermittel und Amulette, das sind Gegenstände, die nicht nur Schutzmittel, sondern auch Hilfsmittel sind“.

---

27) Im Feestbundel — aan Dr. P. J. Veth, Leiden 1896, p. 141—144.

Wie man daraus ersieht, verfällt auch Frobenius durch den Gebrauch von vagen, vieldeutigen Ausdrücken, wie *Zaubermittel* und *Amulett*, von den Worten *Mythologie* und *Ahnenkult* abgesehen, in den eben von ihm selbst streng und hart bei anderen gerügten Fehler. Auch sein Versuch eines präziseren theoretischen Ausdruckssystems hat sich von den Mängeln der älteren nicht losgemacht. Unter solchen Verhältnissen, wo ein die Gemüter zur Verbitterung reizender Streit entstehen könnte, dürfte es ratsam sein, sich von A. Bastian beruhigen zu lassen, der sich in dieser Hinsicht über die Sache in folgender Weise ausspricht:

„Bei einem noch im Entwicklungsschusse befindlichen Wissenszweig bleibt es ratsam, die Terminologie in der Schwebe zu halten (um frühzeitig dogmatischer Verknöcherung vorzubeugen) und obwohl (für Erleichterung der Übersicht) solche Erscheinungsgruppen, wie sie mit selbstgezeichneter Umschreibung sich abgrenzen, unter (vorläufig an die Hand gegebene) Schlagwörter resumiert werden mögen, bleibt deren Modifikation in Abhängigkeit von der mit Mehrung thatsächlicher Daten zunehmenden Erhellung (wenn unter veränderter Beleuchtung deutlicher illustriert)".

„Dass die Zeit der Schulsysteme vorüber ist, wird von den Autoritäten eigenen Fachkreises zugegeben und sofern die geschichtliche Betrachtungsweise fernerhin vorzuwalten hat, führt diese durch sich selbst auf die aus den Zeitbedürfnissen hervorgerufene Epiphanie, im Gewande der (noëtisch oder) ethnisch-naturwissenschaftlichen Psychologie und ein Zusammentreffen mit ihr; wie ohne Schwierigkeiten hergestellt sein wird, bei Verständigung über die Terminologie, worin die Rivalitäten parteiischer Sektierungen überflüssigerweise Staub aufgewirbelt und verdüstert haben, was der Einsicht und Durchsicht klar genug vorliegt, wenn man innerhalb des optischen Horizonts deutlicher Sehweite verbleibt und des in visione mentis erweiterten (bei Vertiefung der Detailstudien durch dialektische Instrumentalhilfen). Zunächst gilt es nüchternste Beschränkung (bei Vertiefung der Detailstudien, unter Teilung der Arbeit); denn da unserer Generation die Fundamentierungsarbeiten zugefallen sind, hat sie die Verantwortlichkeit (für deren Zuverlässigkeit) zu tragen, wenn der Bau später geprüft sein wird (vor dem Geschichtstribunal). Sobald das Denken als logisches Rechnen anerkannt ist, kann alles sorgenlos der Zukunft überlassen werden und Hirnmarkungen (in Zergrübelungen) sind erspart fortan, da auf den „mathematischen Unterlagen" des Seienden (im Sinne des kritischen Reformers) ein jegliches in gerechte Ordnung kommen wird (aus arithmetischem Rhythmus'.[28])

IV. Sammler und Sammlungen. — Vorurteile. — Sprachenkenntnisse. — Antiquarischer Gesichtspunkt. — Die Sammelwut. — Die Technik des Sammlers. — Fragebögen. — Stoffordnung. „Wir begegnen dem auffallenden Missstande, dass ungleich jeder anderen Wissenschaft, die Materialsammlung in der Ethnographie fast ausnahmslos von nichtfachwissenschaftlich vorgebildeten Leuten getrieben wird. Die ornithologischen Sammlungen werden vorzugweise von Ornithologen, die entomologischen von Entomologen betrieben und jedenfalls werden

28) Lose Blätter aus Indien, I. Batavia 1897, S. 164f.

nur derartige, sogar im engeren Sinne fachwissenschaftliche Beobachtungen auf der Reise vertraut, das Material der Ethnographie dagegen, sogar das aus direkten Beobachtungen bestehende, wird von den Forschern aller Wissenschaften (und leider auch von gar nicht wissenschaftlich Gebildeten), aber wohl nie von fachwissenschaftlich geschulten Ethnographen herbeigeschafft! Der erste grosse Fortschritt unserer Wissenschaft muss von einer Reform dieser Verhältnisse ausgehen“, sagt STEINMETZ[29]). Ich bin mit Steinmetz befreundet, und darum hoffe ich, dass er meinen Einwand nicht übel aufnehmen wird, wenn ich ihm und den übrigen Ethnologen, die ihm beipflichten, den Einschlag gebe, eine Reform auch auf ihre eigenen Anschauungen auszudehnen, und zwar pro primo zunächst die vorhandenen, an überaus kostbaren, zum Teil an schon verarbeiteten Materialien reichen Sammlungen der Folkloristen in Büchern und Folklore-Zeitschriften in den Kreis der Studien mit einzubeziehen und pro secundo, durch eigene Bemühungen Vorbilder zu schaffen, wie man „im engeren Sinne fachwissenschaftliche Beobachtungen“ anzustellen habe. St. zitiert zwar im Anhange seines Werkes unter der ‚Literatur‘ auch mein Buch ‚Sitte und Brauch der Südslaven‘, aber, wie ich nach sorgfältiger Lektüre seines Werkes glauben muss, nur zum Schmuck. Für ihn bestand damals noch keine Folklore-Litteratur. Hätte er die eingesehen, er würde bei seinem Gerechtigkeitsinne gewiss seine Klagen eingeschränkt haben. Er und in Deutschland z. B. RATZEL, SCHURTZ, LIPPERT, ACHELIS u. A. schöpfen allzuhäufig aus sekundären und tertiären Quellen. Es ist seine eigentümliche Grandseigneurauffassung, dass die Ethnographen, d. h. die Volksforscher mit ihren Schriften, ihm nachlaufen müssen (um mich volkstümlich auszudrücken), während es doch seine Pflicht war, die von der Volkskunde eröffneten primären Quellen selber aufzusuchen und zu benützen.

Wenn ich den Werdegang der Ethnologie und der Volkskunde im Grossen erwäge, drängt sich mir die Meinung auf, dass vor der kommenden Generation Niemand als vollwertiger Ethnologe gelten wird, der sich nicht vorher als Volksforscher einer besonderen geographischen Provinz bewährt hat.

Gegen die Volkskunde bestand noch vor wenigen Jahren und besteht zum Teil noch eine merkwürdige Voreingenommenheit bei den Vertretern älterer Wissenszweige, namentlich kehrt sie sich gegen die Sammler. Ich selber weiss aus eigener Erfahrung davon ein Lied zu singen. Obgleich ich an der Wiener Universität meine Studien mit besten Zeugnissen erledigte und durch eigene, fleissige Vorarbeiten geschult, auf eine Forschungsreise ausgezogen war, fielen Slavisten älterer und seither gottlob veralteter Richtung über mich mit Schmähungen und Verdächtigungen her, als ob die Ergebnisse meiner Erhebungen der nichtsnutzigste Plunder wären. Es bedurfte des Eintretens unbefangener deutscher und romanischer, und, um bei der strengen Wahrheit zu bleiben, einiger russischer und polnischer Forscher von mehr als landsmannschaftlicher Bedeutung, bis das Gebelfer, ich weiss dafür keinen milderen Ausdruck, wider meine Arbeiten aufhörte und bis man mich als einen slavischen Ethnologen allgemein

29) Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe. I. S. XV.

anerkennen mochte. Einen Trost fand ich doch darin, dass es meinen anderskonfessionellen und andersnationalen Fachgenossen auch nicht besser erging. Es erstand uns an Dr. Albert Hermann Post ein Verteidiger und Freund, dessen Schutzrede, wohl durch meine mit ihm geführte Privatkorrespondenz hervorgerufen, hier eine Wiedergabe verdient; denn sie spricht zu Gunsten der Volkskunde, die ihm nicht zum geringsten die Abfassung seiner Hauptwerke ermöglichte. Post rügt zunächst die Rechtsgelehrten, die ihm, dem Landrichter von Bremen, nicht fern standen[30]):

„In juristischen Kreisen besteht gegen die Ausnutzung des geographischen und ethnographischen Materials, welches in unserer Zeit durch Forschungsreisende herbeigeschafft wird, noch ein ganz sonderbares Vorurteil, welches wohl zweifellos lediglich auf Unkenntnis beruht. Unzählige neuere Reisewerke sind Quellenwerke allerersten Ranges. Jeder Historiker könnte sich glücklich schätzen, wenn ihm solche Quellen zu Gebote ständen. Aber da werden beispielsweise die oft durchaus unzuverlässigen und ärmlichen Schriften des griechischen und römischen Altertums mit der höchsten Verehrung betrachtet, während die höchst gewissenhaften und reichhaltigen Sammlungen wissenschaftlich gebildeter Männer unserer Tage so angesehen werden, als wenn sie alle miteinander lediglich Phantasten, Schwindler und Abenteurer wären. Man stösst hier wieder einmal auf eine jener verzopften Anschauungen, wie sie sich regelmässig in schulmässig stärker angebauten engeren Disziplinen zu entwickeln pflegen. Übrigens beginnt dieses Vorurteil doch glücklicherweise auch in juristischen Kreisen allmählich zu verschwinden. Selbst Romanisten, und sogar in Deutschland verhalten sich gegen das ethnologische Material nicht mehr durchaus ablehnend“.

Ein Professor für Slavistik, der sich durch Herausgabe einer kleinen Sammlung polnischer Sprichwörter aus dem XVI. Jahrh. als Folklorist bekannt zu machen suchte, äusserte sich einmal vor anderen Gelehrten abfällig über meine Sammelthätigkeit. Er gab geringschätzend zu verstehen, dass diese Art des Sammelns ignobel und minderwertig sei. Einer der Anwesenden, wusch ihm dafür, wie man zu sagen pflegt, den Pelz. Das war überflüssig. Jener befindet sich in einem scholastischen Irrtum, der mir nicht schadet. Vor allem irrt er mit der Annahme, dass meine Funde lauter junge Erzeugnisse des Volkstums seien und dann irrt er, wenn er zu glauben scheint, dass meine Aufzeichnungen als solche minderwertiger wären als die seines anonymen, wissenschaftlich ungeschulten Klosterbruders aus dem XVI. Jahrh., und schliesslich vergisst er, dass unsere Gegenwart das Altertum der späteren Geschlechter darstellt, die auf uns folgen werden. Die grossen Naturgesetze, die die Entwicklung des menschlichen Geistes vor dreihundert Jahren bestimmten, sind noch heutigentags wirksam und nicht durch anderweitige verdrängt worden. Manche Formen haben sich geändert, doch die Erscheinungen des Seelenlebens ihrem Wesen nach nicht. Da haben wir erst recht eine gewichtige Aufgabe methodisch zu lösen, „jener überwältigenden Menge organischer Ansätze nachzuspüren, wie sie als Verfallprodukte früherer

30) Über die Aufgaben einer Allgemeinen Rechtswissenschaft. Oldenburg 1891. Schulze (A. Schwartz) S. 11.

Organisationsformen, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, oft in sonderbar verzerrten Formen, heimlich und oft lichtscheu weiterschleichen, wie sie an irgend welchen unfruchtbaren Stellen des Volkslebens in neuen Gestalten aufschiessen, wie sie sich mit andern Ansätzen verbinden und verschmelzen, bis schliesslich jenes mit Trümmern von Jahrhunderten und Jahrtausenden besäete und gleichzeitig von den frischesten Gewässern durchrieselte, mit grünenden Wiesen und Feldern bestandene Gebiet des Volkslebens entsteht, welches wir das praktische Recht [das Volkstum] eines Volkes nennen [31])".

Der Ethnologe müsste, um den Völkergedanken in allen seinen Abstufungen und Färbungen zu allen Zeiten und in allen Ländern verfolgen zu können, nicht nur sämtliche Sprachen, sondern auch alle Litteraturen gründlichst beherrschen. In der Theorie ist das Zurückgehen auf primäre Quellen eine Anforderung strenger Wissenschaft, in der Praxis aber muss man mit der Unzulänglichkeit des erreichbaren Einzelwissens rechnen und zugeben, dass dem Übelstande durch gute Übersetzungen gesteuert werde. Hier haben Folkloristen helfend einzugreifen. Selbst innerhalb der grossen Kultursprachgebiete der romanischen, germanischen und slavischen Völker ist häufig die unabweisliche Notwendigkeit von Übersetzungen mundartlicher Texte vorhanden. Man hat sich freilich in den letzten Jahren von der schulmässigen, verrotteten Anschauung freizumachen gesucht, wonach nur die Klassiker eines Volkes eine lexikographische Zerfaserung verdienen und angefangen, sich auch um die Volksüberlieferungen für das Lexikon zu bemühen. In Ehren die Dialektologie, doch überschätzt man deren Bedeutung für die Volkskunde und die Ethnologie ganz ungeheuerlich. Man darf in der Befähigung des Sammlers, Volksüberlieferungen in der unverfälschten Mundart der Gewährsmänner festzuhalten, eine gewisse Bürgschaft für die Echtheit jeweiliger Aufzeichnungen erblicken; dann aber muss man entschieden eine Verdolmetschung in eine moderne, weit verbreitete Kultursprache dazu fordern. Die Übersetzung muss sachlich und künstlerisch vollwertig dem Original sein. Wenn man sich erinnert, dass es die hervorragendsten Schriftsteller aller Völker für eine Ehre und Auszeichnung betrachtet haben, ihre heimische Litteratur mit Übersetzungen zu bereichern, mag auch ein Volksforscher von seiner redlich geleisteten Übersetzermühe nicht gering denken, sondern sich stets die erhabenen Ziele der Völkerkunde vor Augen halten und sich bestreben, sie nach seinen besten Kräften zu fördern. Die bosnische Landesregierung lässt ihr serbisches Organ für Land- und Volkskunde auch in deutscher Sprache erscheinen [32]) und die Société Belge de Folklore zu Lüttich und Brüssel plant für vlämisches Volkstum ein französches Dolmetschunternehmen [33]).

31) Post: Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz II. Oldenburg 1895. Schulze (Schwartz) S. 718f. 32) Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Hercegovina bis 1897, fünf Bde. in Lex.-Form. 33) In der Beilage zum BFL. 1893 u. 1895, T. II: „Les folkloristes flamands peuvent légitimement escompter que leurs efforts ne seront pas perdus pour l'activité de la vie intellectuelle des Flandres; mais ils ne peuvent espèrer que les Tschèques apprendront leur langue pour lire *Volkskunde* ou *Ons Volksleven*, pa splus que ceux-ci ne peuvent s'imaginer, que beaucoup d'Anglais ou d'Italiens étudieront leur idiome pour lire Česky

Der Schmerzruf, dass das gute, alte Volkstum flüchtig enteile und eine neue, pietätlose Zeit alles gleich mache und verwische, ist so alt als es Moralisten und Folkloristen gab und giebt. Funkelnagelneu ist aber immerhin die Entdeckung S. V. MAKSIMOVS, eines russischen Sammlers[34]), dass an dem rapiden Verfall russischer Volksüberlieferungen jüdische Machenschaften schuld seien, vornehmlich die Firma Mandl am Newskij Prospekt an der Polizeibrücke in St. Petersburg. Dieser Mandl ist nämlich dem Teufel zu schlecht. Seine Agenten überfluten das ganze Reich mit Nähmaschinen und geben sie sogar auf Ratenzahlungen ab, so dass auch das letzte Haus in den Besitz eines derartigen höllischen Werkzeuges gelangt, jedes Frauenzimmer darauf nähen lernt und so die Schneider von Beruf überflüssig werden und verkommen müssen. Schneider aber wären bisher die besten Wahrer alter Überlieferungen gewesen. Nachdem sie nun auf den Aussterbe-Etat gesetzt worden seien, sterbe auch russisches Volkstum aus. Darauf sagt Horaz: credat Judaeus Apella.

Maksimov geht von dem leidigen antiquarischen Standpunkte aus, dass nur oder doch vorzüglich alte Überlieferungen der Aufzeichnung wert seien und dass die Juden — wir in Mitteleuropa sagen dafür: ‚die alles nivellierende moderne Kultur‘ — mit dem Alten aufräumen. Etwas Wahres ist daran, allzuvieles nicht. Ein kundiger und gewandter Volksforscher, OTTO SCHELL in Elberfeld, bewies durch seine Sammlung Bergischer Sagen[35]), dass auch in einem der industriereichsten Bezirke Deutschlands die Ausbeute für die Volksforschung ungemein ergiebig ausfallen kann und selbst uraltes Sagengut in Hülle und Fülle vorhanden ist. Die moderne Kultur schuf viele und mannigfach günstigere Lebensbedingungen als solche vor Jahrhunderten bestanden, an dem eigentlichen Volksglauben, an Sitten und Bräuchen jedoch rüttelt sie fast vergeblich. Es wechseln die äusseren Formen des Ausdruckes, Staatsgesetz und Weltverkehr schränken gewisse leidenschaftliche Ausbrüche des Volksglaubens und des Gewohnheitsrechtes ein, die durch Kalender, Zeitungen und die Kolportage verbreitete Bildung erzeugt neue Volksüberlieferungen und erweitert den Kreis üblicher Anschauungen, indess bleibt Volk Volk.

Nichts ist so geeignet, die Volkskunde mehr in Verruf zu bringen, als dass sich tausende Männlein und Weiblein mit ihr beschäftigen, statt Rad zu fahren oder Charpie zu zupfen. Die Sammelwut hat die weitesten Kreise befallen, selbst solche, die es nicht nötig hätten, die Welt zu behelligen. Es kommt dem Arbeiter immer häufiger vor, dass er zu zehn, zwanzig der allerneuesten Sammlungen von Volksüberlieferungen durchblättert, ohne Ersatz für seine Mühe zu finden. Es ergeht ihm, wie einem, der die Briefmarkensammlungen armer Vorstadtkinder

---

Lid. Autant que possible, tout ce qui se rattache à nos études devrait se publier dans une langue réellement mondiale, anglais, allemand, français ou même latin . . .; et si, comme dans le cas actuel, de bonnes raisons exigent l'emploi d'une petite langue et souvent même d'un dialecte, il faut qu'une transposition en un idiome universellement intelligible vienne dans la suite rendre accessibles à tous les travailleurs les résultats des recherches locales. C'est ce rôle d'intermédiaires que nous nous croyons obligés de remplir pour le Folklore flamand . . . (p. i. s.). 34) ŽSt. VII, 1897, p. 50 (Zamĕtka po povodu izdanija narodnych skazok). 35) Elberfeld 1897, Baedecker XXXIV, 608 S. gr. 8°.



nach seltenen Briefmarken durchsucht. In allen stösst ihm die gleiche, billige, auf der Strasse aufgelesene, kursierende Marke auf. Einmal hat jemand mit einer Sammlung ein gutes Geschäft gemacht, und seither verlegt sich alles auf den Sport. Dass solches Treiben unserer Wissenschaft nicht viel frommt, ist klar. Die Fruktifizierung der Volkskunde ist eine Sünde und Schande. Goethe, bei dem man für alles ein gut Sprüchlein findet, geisselt die Ausschroter dieser Art: „Die Afterweisen suchen von jeder neuen Entdeckung nur so geschwind als möglich für sich einigen Vorteil zu ziehen, indem sie einen eitlen Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbesserung, geschwinder Besitznahme, vielleicht gar durch Praeoccupation zu erwerben trachten und durch solche Unreifheiten die wahre Wissenschaft unsicher machen und verwirren, ja ihre schönste Folge, die Blüte derselben, offenbar verkümmern[36]“.

Vor mir liegt der II. Bd. des von der AGRAMER SÜDSL. AKADEMIE (1897) hrg. Sammelwerkes für Volksleben und -Gebräuche der Südslaven, der von S. 91—459 den Anfang erst einer Sammlung der Folklore des einzigen Dörfchens Otok von JOSEF LOVRETIĆ enthält. Alles was in diesem Berichte von Belang und für den Erforscher südslavischen Volkstums halbwegs neu ist, liesse sich, von der Photographie des Sammlers, die vorangeht, abgesehen, auf zehn Oktavseiten mitteilen. Nachdem es im Süden ungefähr 5—6000 nicht weniger ethnographisch bemerkenswerter Dorfsiedlungen giebt als Otok bei Vinkovci in Slavonien ist und die chrowotische Akademie sehr viel Geld besitzt, kann man sich auf eine dorförtliche Litteratur von ungeheuerem Wust gefasst machen. Für den Volksforscher, der die Litteraturen europäischer Völker durchzusuchen hat, besteht in Wahrheit schon eine solche Litteratur im weiteren Umfange. Lovretić ist ein begabter Mensch, doch kein geschulter Folklorist, und der Redakteur der Sammlung ist weder begabt noch Folklorist, sondern ein urteilschwacher Journalist, der über seine Unwissenheit durch dreiste Reden den Leser hinwegzutäuschen versucht.

Der Folkloresammler muss vorerst Folklore verstehen, wie z. B. einer, der eine Bildergallerie anlegt, eine Kenntnis von der Kunst des Malers und sogar zu seinem Vorteile auch von der Geschichte und Entwicklung der Malerei inne haben soll, sonst wird er von allen Seiten angeschmiert. Er darf sich als unwissender Mensch nicht beklagen, wenn Kenner seine Sammlung unbeachtet lassen.

Der Sammler muss keine Fachgelehrsamkeit als Philolog oder Archaeolog besitzen, wohl aber bemüht sein, die möglichste Vertrautheit mit der Volkssprache zu erlangen. Er muss die Kunst des Ausfragens bis zur höchsten Vervollkommnung bringen. Es ist am besten, wenn er bei dunklen Worten und Wendungen die Sprecher um den Sinn und die Bedeutung befragt und, wenn er noch im Zweifel bleibt, sich auch nach Bedarf Aufklärung bei anderen Leuten holt, die sich derselben Sprache oder Mundart bedienen. Das von Gelehrten verfasste Lexikon einer Sprache kommt für ihn in letzter Reihe in Betracht, wenn schon

36) Sprüche in Prosa, hrg. von R. Steiner, 36. Bd. II. Abt. S. 385.

die lebenden Zeugen des Sprachgebrauches versagen. Die Etymologie kann zuweilen auch erspriessliche Beihilfe gewähren, nur braucht man sich auf sie nicht zu verlassen. Man hat oft mit den Tücken oder wenn man artiger sich ausdrücken will, mit dem unberechenbaren Witz der Volksetymologie und sehr häufig einfach mit der Unwissenheit und der Unbildung des Volkes als Bewahrers der Volksüberlieferung zu rechnen, so dass auf das Wort kein unbedingter Verlass ist. Darum empfiehlt es sich unter allen Umständen nicht von den Worten als den Bezeichnungen, sondern von den Sachen, den beschriebenen, geschilderten und dargelegten Vorstellungen, Anschauungen und Gebräuchen auszugehen; denn die Volkskunde betreibt hauptsächlich eine Sachvergleichung, keine Wortvergleichung. Eine uralte Bezeichnung für einen neuen, eine neuere für einen uralten Brauch hat schon manchen Forscher auf Irrwege geführt.

Ein nicht genug bisher beachteter Grundfehler bei Folkloristen ist der, dass sie nach alten Dingen in den Überlieferungen des Volkes suchen, während ihre Aufgabe wissenschaftlich dahin geht, das Vorhandene zu erheben. Wen diese Forderung stutzig macht, der denke daran, wie schon bemerkt, dass er und seine Sammlungen für spätere Geschlechter auch ein Altertum und eine Vergangenheit darstellen werden, und dass in der Volkskunde der Begriff alt und jung von Fall zu Fall einer eingehenden Begründung bedarf. Wir haben es mit Werde- und Entwicklungsprozessen zu thun, nicht aber mit Ereignissen und Geschehnissen im Sinne der Historiographen von Herrscherdynastien und adeliger Sippen.

Der Sammler thut am besten, gehörte Überlieferungen ohne Verzug niederzuschreiben und, wenn es die Umstände erlauben, die Aufzeichnung dem Gewährsmann zur erforderlichen Überprüfung auf die Richtigkeit der Wiedergabe hin vorzulesen. Es ist angezeigt, alle dialektischen Eigentümlichkeiten, so weit es möglich ist festzuhalten, denn hie und da liefert selbst dem Volksforscher irgend eine auffälligere Wendung einen Anhalt zu weiteren Bewertungen eines Stoffes, vielleicht aber erwirbt man sich mit der Genauigkeit zuweilen den Dank eines Dialektologen, dessen Protektion im Ministerium von Nutzen sein kann. Ansonst lenkt die übertriebene Achtsamkeit auf nebensächlichen Formenkram den Geist von wichtigen Dingen ab, man hat jedoch mit der Ausgabe reichlich mit allerlei diakritischen Zeichen und Schnörkeln versehener Texte den Vorteil, dass solche Schriften dem Laien kolossal imponieren und die Gelehrten sie gerne ungelesen loben[37]).

---

37) Grammatik ist eine wissenschaftliche Disziplin für sich, nicht aber das Tummelfeld für Sprachunkundige. Dass man in Deutschland die Mundartenkunde systematisch zu betreiben beginnt, muss man mit Befriedigung begrüssen. Ich habe vor mir EMIL MAURMANNs Grammatik der Mundart von Mühlheim an der Ruhr (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1898, 108 S. 8°), die den IV. Bd. der Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, hrg. von OTTO BREMER bildet. Die Arbeit zeugt für einen eisernen Fleiss, aber die Lautwiedergabe durch umgestülpte, mit Haken versehene, altslavische und griechische Buchstaben halte ich für jeden, der nicht von Beruf deutscher Grammatiker oder von Haus aus ein Mühlheimer ist, für verfehlt. Die Kinderliedchen in M.s Umschrift auf S. 83f. kann ich unmöglich lautlich richtig wiedergeben, obgleich ich Varianten dazu kenne und dreier deutscher Mundarten ziemlich mächtig bin.

Wenn man die Arbeit des Abfragens, Aushorchens und Erlauschens gewissenhaft und ernst betreibt, so ist sie in der Regel ebenso zeitraubend als mühselig. Eine ungeheuere Erleichterung hierin wird eintreten, sobald die in Amerika aufgekommene Methode des Festhaltens von Überlieferungen durch den Phonographen allgemein in Schwung gelangt, so etwa, wie ein Kodakapparat zur Ausrüstung eines modernen Ethnographen zählt. Eine halbwegs gelungene photographische Aufnahme ist immer noch zuverlässiger als die Skizze eines geübten Zeichners, und zudem erklärt sie gewöhnlich Trachten, Stellungen, Bauten, Geräte, Typen usw. unvergleichlich besser als langmächtige Beschreibungen, die keinen sinnfälligen Eindruck erwecken. Man merkt sich eine Sache am ehesten, wenn dabei auch für die Phantasie eine sichtbare Hilfe mit unterläuft.

Der Sammler muss misstrauisch sein. Bei Erhebungen darf er nicht mit der Thüre ins Haus hineinfallen, sonst fällt er hinein. Polizeimässiges Ausfragen führt höchst selten zu erwünschtem Ziele. Aushorchen soll er die Leute, nicht ausfragen. Es bleibt mir in erheiternder Erinnerung, dass man mich auf meinen Reisen im Süden für einen Kundschafter hielt. ‚Das ist eine Art Spion‘, sagten öfters die Leute, ‚aber keine Seele kennt sich darin aus, was er spioniert‘. Nicht der Befragte, sondern der Frager muss sich auskennen und soll sich nicht nasführen lassen, sonst verdient er nicht den Ehrennamen eines Beobachters.

Auch mit der Verlogenheit der Menschen hat der Sammler ständig zu rechnen. In einem Feuilleton einer Wiener Tagzeitung teilte vor Jahren Friedrich von Hellwald die Völker in wahrheitliebende und verlogene ein und scharrte dabei glühende Kohlen auf die Häupter der Spanier und spanisch redenden Mexikaner. Auch die Chinesen kamen übel davon, aber er vergass, dass einem in dieser Beziehung der grössere Teil der Menschheit spanisch und chinesisch vorkommen kann. Auf das Lügen hat kein Volk ein Privileg, ja selbst unter den primitivsten Völkern giebt es hierin bedeutende Unterschiede.

L. Frobenius meint hinsichtlich des Lügens der Naturvölker in Bezug auf Kultus, Kunst und Weltanschauung: „Ein Wilder kann nicht weiter lügen, als Erfahrung, Weltanschauungsumfang und Denkfähigkeit reicht. Also wohl kann er dem verhassten fremden Manne falsche Angaben über den Weg, geographische Beschaffenheit etc. machen, nicht aber kann er neue Sitten erdenken, neue Erklärungen plötzlich aus dem Blauen greifen“. Wer jahrelang, wie ich, unter Chrowoten und Slovenen Folklore gesammelt und eigene Erfahrungen auf dem Lügengebiete erworben hat, wird F.s Ansicht nicht beipflichten. Die Erdichtung (nicht etwa Ausübung) neuer Sitten und albernster Erklärungen gehört zu den Unterhaltungen der Erzähler im Volke, und wer derlei für bare Münze nimmt, sitzt auf, ob es nun ein einheimischer Stammgenosse oder ein Fremdling ist.

Den Chrowoten ist die Lügenhaftigkeit nicht etwa angeboren, keine moral insanity, wie man als solche den bei Chrowoten allgemeinen Hang zu stehlen, aufzufassen pflegt, sondern eine Abart der Lust am Fabulieren. Sie übertreffen an Verlogenheit den Rumänen, ja sogar den Armenier und den Griechen unserer Tage. Vergleichen kann man sie

nur mit den alten Egyptern, von denen wir bei A. WIEDEMANN[38]) lesen: „L'ancien Egyptien aime à parler à tout propos de la vérité qu'il possède, mais ce n'est là qu'une façon de parler; en réalité la véracité lui fait généralement défaut et il est presque menteur par principe . . . . . Dans tout le monde antique, qui certes ne fut pas rigoriste sous ce rapport, on ne trouvera nulle part un tel manque de véracité; on paraissait n'avoir pas même le sentiment, quil fut possible et recommandable de rester dans le vrai. Il ne faut pas davantage accepter comme une garantie de bonne foi les formules de serment les plus solennelles, telles que: «je jure, comme m'aime le dieu Rà, comme m'honore mon père Toam, tous les faits dont j'ai parlé, je les ai exécutés". Der Chrowote schwört nicht minder leichtfertig jeden Augenblick die kräftigsten Meineide bei Gott, seiner Seele, allen Heiligen, seinen Eltern, Brüdern, Schwestern und eigenen Kindern.

Die Lust am Foppen anderer zählt zu den Hauptvergnügungen primitiver Völker. Doch darin liegt die allergeringste Schwierigkeit für den Volksforscher, allein gefährlich und verderblich kann ihm vor allem der Dippelhaber und Schwindelhaber jener Sorte von Talmigelehrten werden, die ich mit dem Namen Fabrikanten böhmischer Korallen aus der Götterwelt bedachte; denn diese Leutchen, die zuweilen über ein namhaftes Wissen gebieten, belügen und betrügen die Welt mit schnöder Absicht, irgend einen grösseren Gewinn für sich hiebei herauszuschlagen.

Ein nützlicher Behelf für den angehenden Sammler kann wohl bei vernünftiger Benützung ein ethnographischer Fragebogen sein. Das Durchstudieren von Fragebögen, die für verschiedene Völker berechnet sind, bringt offenkundigen Nutzen dem Anfänger, der nicht bloss sammeln, sondern auch einmal wissenschaftlich etwas leisten möchte.

Die neuesten Fragebögen leiden an einer zweckwidrigen Überfülle von Fragen. Eine Vollständigkeit weist keiner auf. Natürlich, und alle oder auch nur die meisten Fragen befriedigend zu beantworten, vermag kein Mann aus dem Volke, der ja kein Volksforscher von Beruf ist und das vorhandene Volkstum in dessen Vielgestaltigkeit unmöglich allseitig und gründlich kennen kann. Beim Durchblättern der Fragebögen werde ich nimmer des alten Sprichwortes los: ein Narr kann mehr fragen usw. Auf jede Frage kann einer unter Umständen zehn gescheite und dreissig irreführende Antworten erteilen; denn nicht das Fragen, sondern die erhaltene Antwort zeigt die Kunst des Volksforschers. Mit den durch Fragen im Volke herausgelockten Bescheiden ist man höchst selten im Stande eine gute, wissenschaftlich folkloristische Abhandlung zu verfassen. Immer und immer wieder ist der Forscher auf die in der epischen und lyrischen Überlieferung unabsichtlich dargestellten Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen als erste Quelle von giltigen Zeugnissen angewiesen, während den durch Umfragen bei Bauern und Bäuerinnen erzielten Auskünften allzumeist eine nebensächliche Bedeutung beigemessen werden soll, und zwar deshalb, weil sie doch in erster Reihe die Auffassung und Meinung von Personen über Dinge darstellen, die ihnen zwar der Übung, doch nicht dem Grunde nach mehr oder weniger be-

38) La stèle d'Israél et sa valeur historique 1898, S. 3 u. 4.

kannt sind, Die alte Bäuerin, die Märchen erzählt, ist ebensowenig als der Druckergehilfe, der sie (die Märchen nämlich) druckt, eine Sachverständige in der Volkskunde. Fragebögen haben vorzüglich einen Wert für den, der sie zusammenstellt und von Fall zu Fall muss ein jeder Sammler für seinen Bedarf einen eigenen abfassen, ob er nun für den allgemeinen Gebrauch der Wissenschaftler oder für seine Abhandlung, die er vor hat, Materialien zu erwerben trachtet.

Die Anordnung der Rohstoffe erfolgt bei den meisten Sammlern nach Willkür. Eine wirkliche, wissenschaftlich gerechtfertigte Ordnung hebt gewöhnlich erst bei Sonderuntersuchungen des vergleichenden Forschers an. Bei alledem liegt viel an der Vorarbeit des Sammlers, denn häufig wird der innere Zusammenhang der Erscheinungen erst dadurch klar, wenn die auf einen Brauch bezüglichen Erscheinungen in der natürlichen Reihenfolge ihrer Übung im Leben angeführt sind, so dass mitunter die eine durch die andere erläutert wird. Das ist schon an und für sich eine wissenschaftliche Thätigkeit, die ihren Mann zu Ehren bringt. Im Grund genommen ist die Arbeitleistung der vergleichenden Volksforscher davon ihrem Wesen nach nicht verschieden. Sie stellen ja vor allem die gleichartigen Erscheinungen, sei es geographisch oder sprachlich verwandter oder der Völker überhaupt nebeneinander und ziehen aus einer grösseren Menge des Stoffes ihre Schlüsse. Ab und zu genügten gewissenhafte und eingehende Erhebungen schon bei einem einzigen Volke, um den Urgrund eines Brauches für alle Menschen festzustellen. Ich erlaube mir hiebei auf meine Abhandlung über die Haarschurgodschaft bei den Südslaven zu verweisen, wo der Stoff so reich fliesst, dass fast alle psychischen Momente des Brauches in allen seinen Verzweigungen offenkundig werden[39]).

Gennaro Finamore, der die Volksüberlieferungen der Abruzzer behandelt[40]), wählte eine Anordnung, die in ihrer Einfachheit und Durchsichtigkeit umsomehr nachahmenswert ist, als er auch stellenweise auf Grund grosser Kenntnisse ähnlicher Bräuche anderer romanischen Völker, die allgemeinen Gesichtspunkte geltend zu machen weiss. Er hebt mit der Schilderung von Haus und Herd, ihrer sozialen Bedeutung und ihrer Stellung im Volksglauben an, er beginnt also eigentlich mit der Familie, giebt dann die Hochzeit-, Geburt- und Totengebräuche mit zahlreichen Belegen aus der Symbolik, zeichnet den Glauben an die Rückkehr Verstorbener und spricht im Anschluss daran vom mondo fantastico, vom Gespenster- und Spukglauben. Anknüpfend daran liefert er eine ansehnliche Zahl von Beobachtungen zur Volksmedizin, druckt ein altes Rezeptenbüchlein ab und schliesst mit Pregiudizi diversi, d. h. mit abgerissenen 130 Nötchen zum Alltagglauben, die er sonst nicht unterzubringen vermochte. Man würde wohl irren, wollte man behaupten, dass diese Kleinigkeiten zweck- und wertlos seien. Sie können und werden einmal ihren Platz finden.

---

39) IAE. Bd. VII S. 163 ff. Dazu vgl. K. Potkański: Postrzyzny u słowian i germanów. Krakau 1895. Akad. d. Wiss. S. 330—422. 40) Tradizioni popolari abruzzesi raccolte da Gennaro Finamore. Torino Palermo 1894. C. Clausen. 241 p. 8⁰. (Vol. XIII der CPT.)

V. Die Sammlungen von Folklore als Monographien. — Die Methodik des Materials in geschichtlicher Perspektive. Ein augenfälliger Fehler der Mehrzahl von Folkloresammelwerken besteht darin, dass sie die Grenzen zwischen Abhandlung über Folklore und blosser Sammlung subjektiv verwischt darbieten und dadurch weder Abhandlung noch Sammlung sind. Jede Sammlung sollte und müsste methodisch eine Monographie nach einer bestimmten Richtung klar und einfach darstellen. Solcher Art sind die von Unverständigen oft belächelten Zusammenstellungen E. Rollands über Tiere und Pflanzen im Glauben, Brauch und der Erzählung der Völker; ein nützliches Werk bietet auch PAUL SÉBILLOT dar, mit seinen reich illustrierten Monographien über Légendes et curiosités des métiers[41]), worin er vieles aus den ältesten bis auf die neuesten Zeiten beibringt, was in Frankreich vom Handwerk und den Handwerkern in Sage und Brauch im Schwange war und ist. Eine andere gleichfalls methodisch vorbildliche Monographie liefert die SOCIÉTÉ D'ETHNOGRAPHIE NATIONALE ET D'ART POPULAIRE, Congrès de Niort 1896 mit dem Buche La tradition en Poitou et Charentes[42]), nicht zu vergessen G. PITRÈS rühmliche italienische Nationalbibliothek, mit der er alljährlich die Wissenschaft beschenkt.

Die Forderung nach Monographien ist auch in anderen Disziplinen ebenso alt als berechtigt und stets ging damit das Verlangen nach einer festen Methode einher. Auch Goethe sagt: „Schon jetzt erklären die Meister der Naturwissenschaften die Notwendigkeit monographischer Behandlung und also das Interesse an Einzelheiten. Dies ist aber nicht denkbar ohne eine Methode, die das Interesse an der Gesamtheit offenbart. Hat man das erlangt, so braucht man freilich nicht in Millionen Einzelheiten umherzutasten[43])".

Beredten Ausdruck verleiht allgemein empfundenem Bedürfnis nach folkloristischen Monographien STEINMETZ, der selber eine der umfangreichsten Monographien in der Ethnologie verfasst hat und Schritt für Schritt den Mangel an Vorarbeiten fühlte. Sowie man ernstlich an eine grössere Aufgabe herantritt, fängt man deren Zusammensetzung an zu begreifen und wünscht Hilfen für einzelne Teile. Zum grossen Verdrusse fehlt uns noch zur Zeit eine regelmässige Bibliographie aller in verschiedenen Zeitschriften erschienenen und erscheinenden Einzeluntersuchungen und jeder Arbeiter muss für seinen Gebrauch eine Litteratur oft mühsam erst zusammensuchen. Steinmetzs Worte lauten: „Wie würde eine Reihe von Monographien [über das Volkstum] aller Völker und Völkerchen, lebende und ausgestorbene umfassend, der Ethnologie und Ethnographie in ungeheuerer Weise nützlich sein; sie würde der letzteren als sicherste Basis für weitere Forschungen dienen und ersterer dadurch schon unschätzbaren Nutzen leisten, dass die von jedem Forscher gebrauchten Angaben weit vollständiger sein würden und eine Fülle von Zeit dem leidigen Zusammensuchen von Büchern und Nachschlagen er-

---

41) Paris 1893 ff. Flammarion. **42**) Art populaire, — Ethnographie — Folk-Lore — Hagiographie — Histoire. 414 S. gr. 8. Paris 1897, Librairie de la tradition nationale. **43**) Sprüche in Prosa, hrg. von R. Steiner, II. S. 390. 1897.

spart auf eine umfassendere Vergleichung, eine exaktere Induktion, ein vertieftes Studium der Hilfswissenschaften, eine rigorosere Behandlung aller Probleme verwendet werden könnte[44])".

Durch die Abfassung folkloristischer Monographien schult man den Geist methodisch, indem man sowohl jeweilig das einschlägige Material aufmerksamer als sonst abwägen, als auch eine vermehrte Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen gewinnen lernt. Aber, gerade die Sichvertiefung in eine kleine Frage — und die Volkskunde ist doch vorwiegend minutiöse Kleinarbeit, soweit es sich um Monographien handelt, — bringt einen nur zu leicht in die Gefahr, sich in irgend einen Forschungswinkel zu verennen und zu verbohren. Auf diese Weise verpuffte z. B. die riesige Arbeitkraft eines Reinhold Köhler, der vor lauter Krimskrams leider nicht dazu kam, zusammenfassende Werke zu schaffen. Wie in der Folklore ergeht es anderen auch in der Ethnologie. Diesen Übelstand bespricht treffend z. B. L. FROBENIUS in seiner auch sonst zum Nachdenken anregenden Abhandlung über ‚Stilgerechte Phantasie[45])', wie folgt: „Über all den Einzelstudien, welche die fruchtbare Ethnologie im Laufe der letzten Jahrzehnte hervorgebracht hat, darf nicht das Verbindende, die Grundlage der Stoffe, mit denen die Völkerkunde, zumal die höhere Ethnologie es zu thun hat, vergessen werden. Über Kunst, über Weltanschauung, über Mythen etc. ist das mannigfachste gearbeitet worden. Da aber jeder Arbeit, jedem Gelehrten ganz bestimmte Gesichtspunkte nahe liegen, so sind in den Resultaten Gegensätze gezeitigt, die sich zum Teil in nutzlosem und wenig ansprechendem Polemisieren äussern. Ich glaube nun wenigstens einen von mehreren Gründen für diesen Übelstand darin gefunden zu haben, dass man einzelne Teile aus dem Ganzen herausreisst, dass man über den Einzelstudien eben die Einheitlichkeit des, zuletzt doch jede Form der Kunst, Weltanschauung, Dichtung und des ganzen geistigen und materiellen Kulturbesitzes hervorbringenden menschlichen Schöpfungsvermögens vergisst".

Mit der Grundlage der Stoffe hat es eben die Folklore zu thun, und die Wendung „höhere Ethnologie" erscheint mir bei reiflichem Nachdenken als nichts anderes als eine höhere Phrase, durch die man sich nicht beirren lassen möge. Der Volksforscher soll sich bei jeder Arbeit immer vor Augen halten, dass er nur für andere vorarbeitet und seinen Beitrag darnach arten, dass er sich in den grossen Bau der Ethnologie einfügen lässt, d. h., wenn er es auch nicht selber thut oder thun kann, mag er getrost anderen die Mühe anheimgeben. Um dies zu erreichen, muss sich der Volksforscher der denkbar möglichsten Ehrlichkeit befleissen und unausgesetzt die allerstrengste Selbstkontrolle üben, niemals irgend einem hochgestellten Herrn oder gar einem stilistischen Effekt zu Liebe Wahrnehmungen und Beobachtungen in eine andere als die ihnen thatsächlich eigentümliche Beleuchtung rücken.

„Die Anordnung des Materials in monographischen Darstellungen", sagt POST[46]) mit Bezug auf Darstellungen von Rechtsgewohnheiten,

---

44) Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe, I 1894, S XX. 45) IAE. 1896, Bd. IX, S. 129—136. 46) Über die Aufgaben einer Allgemeinen Rechtswissenschaft. S. 14.

„erscheint zunächst gleichgiltig. Gewisse Rubriken für die Anordnung ergeben sich schon aus dem Material selbst, und es wird sich empfehlen, sie ziemlich lose zu halten, damit nicht durch die Systematik das Material als solches schon gefärbt wird“.

Das gilt für jede Sammlung von Überlieferungen. Es giebt z. B. einer eine Sammlung von 2000 Sprichwörtern heraus und liefert darin aus irgend einer Liebhaberei eine Gruppe von 600 Nummern, die sich ausschliesslich auf weibliche Handfertigkeiten beziehen, während andere Berufe minder oder gar nicht berücksichtigt werden. Daraus kann ein anderer leicht falsche Schlüsse über die Volksanschauung ziehen. Nach einer Richtung sind unzweifelhaft alle bekannteren Folkloresammlungen absichtlich gefärbt, oder besser gesagt, farblos, nämlich durch das Unterdrücken aller auf das Geschlechtsleben bezüglichen, s. g. anstössigen Überlieferungen. Die Volkskunde ist noch immer, was für ihre Jugend zeugt, eine Domäne, die dem Urteil spiessbürgerlicher Moralanschauungen unterliegt. Unter den Herausgebern von Folklore-Zeitschriften wagte ich als erster und bisher als einziger in meinem Urquell der öffentlichen Moral zu trotzen. Dass man mich deshalb für einen unsittlichen, ärgernisserregenden Menschen verschreit, ist auch selbstverständlich, aber mir fehlt als einem Forscher trotzdem der Mut, die Annahme wissenschaftlich unanfechtbarer Beiträge abzulehnen, weil sie den Beifall von Leiterinnen höherer Töchterschulen nicht finden können.

„Findet man in irgend einer Rechtsquelle ein Rechtsinstitut oder eine Rechtsnorm von bestimmtem Charakter vor, so wird man natürlich zunächst in älteren Rechtsquellen nach den Analogien dazu suchen, bis man schliesslich an eine älteste Rechtsquelle gelangt, über die hinaus es an irgend welchen Nachrichten über dies Rechtsinstitut oder diese Rechtsnorm durchaus fehlt. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, dass dieses Rechtsinstitut, diese Rechtsnorm nun auch zur Zeit dieser ältesten Rechtsquelle entstanden sei; sie können vielmehr ihre Fundamente in Zeiten haben, über die uns keinerlei Nachrichten erhalten sind, und dies ist sogar regelmässig der Fall. Für diese weiter zurückliegenden Ursachen des Rechtsinstituts oder der Rechtsnorm kann dann selbstverständlich eine streng rechtshistorische Forschung keine Anhaltspunkte mehr geben“.

„Hier tritt die vergleichende Rechtswissenschaft ergänzend ein. Ihre Methode ist in ihren Resultaten selbstverständlich nicht so sicher, wie diejenige der rechtshistorischen Detailforschung [der Jurisprudenz], dagegen eröffnet sie Ausblicke, die dem rechtshistorischen Detailforscher vollständig verborgen bleiben, und somit gewährt sie diesem wieder kräftige Hilfsmittel, seine aus einem beschränkten Forschungsgebiete gewonnenen Resultate zu kontrolieren“.

Zu diesen beiden rechtshistorischen Methoden tritt die vergleichend-ethnologische hinzu: „Diese hat ihren Ausgangspunkt in der Vergleichung korrespondierender Rechtsinstitute und Rechtsnormen bei allen Völkern der Erde. Sie sammelt daher zunächst Parallelen. Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker können natürlich nicht ohne weiters zu der Annahme gleicher Ursachen für sie führen; aber sie geben die Punkte an, an denen man nach den Ursachen der Erscheinungen des Rechtslebens zu suchen hat“. — „Die wichtigste Gruppe von Rechtsinstituten sind natür-

lich diejenigen, die sich bei allen Völkern der Erde wiederfinden. In ihnen wird man das allgemein Menschliche im Rechte erblicken dürfen. Sie bilden den Stamm, an dem sich das ganze Blätter- und Blüthenwerk eines konkreten Rechtsgebietes entfaltet. Sie sind das Naturnotwendige im Rechtsleben, dasjenige, was in organischen Individuen das Skelett ist".

„Solche Erscheinungen des Rechtslebens, die sich bei stammfremden Völkern der Erde verstreut finden, aber nicht bei allen, werden ebenfalls auf die allgemeine Menschennatur zurückgeführt werden dürfen. Sie sind aber nicht deren notwendige Erzeugnisse, sondern sie können sich nur aus ihr unter ähnlichen Existenzbedingungen entwickeln. Erscheinungen des Rechtslebens, die sich auf einzelne Völkergruppen, Völker, Stämme oder noch engere ethnische Kreise beschränken, wird man auf die Eigenart solcher ethnischer Bildungen zurückführen dürfen".

„Es sind dabei die Eigentümlichkeiten der sozialen Lebensgebiete überhaupt in Betracht zu ziehen. Das soziale Leben eines Volkes, vor allem eines Volkes, das eine gewisse Kulturstufe erreicht hat, ist nicht die unmittelbare Ausgeburt des sozialen Lebens derjenigen Individuen, aus denen sich zeitweilig ein Volk zusammensetzt, sondern es besteht aus einer grossen Anzahl über einander getürmter Schichten, einer grossen Anzahl einzelner mehr oder weniger verkasteter Kulturgebiete, die auf uralten Traditionen beruhen und sich viel mehr neben einander herschieben und sich gegenseitig beschränken, als dass sie in organischer Berührung miteinander ständen".

„Im Grossen und Ganzen ist die Kultur eines Volkes mehr ein Trümmerfeld von Jahrhunderten und Jahrtausenden als ein Produkt des Lebens der zeitigen Generation. Selbstverständlich erzeugt auch jede Generation etwas Neues, aber es ist verschwindend gering gegen die Masse des Ererbten. Es ist daher auch durchaus unwissenschaftlich das Leben eines Volkes aus den Bedürfnissen und Bestrebungen der das Volk zeitig zusammensetzenden Individuen zu erklären, wie dies leider noch immer geschieht. Ein Volk ist immer nur historisch zu begreifen. Es giebt im Volksleben stets eine Menge von Anschauungen, und Gewohnheiten, die längst vergangenen Zeiten angehören und nur nach dem Gesetze der Trägheit sich noch über viele Generationen hindurch fortpflanzen, ohne selbständige Lebenskraft zu besitzen. Solche Anschauungen und Gewohnheiten können nicht aus der jeweiligen Gegenwart, sondern nur aus den Lebensordnungen lang entschwundener Perioden verstanden werden".

Die Methode bei Untersuchungen von Sitten und Gebräuchen, die sich als Survivals aus der Vergangenheit bis in die Gegenwart behauptet haben, umreisst trefflich Bower in der Einleitung zu seiner ausgezeichneten, methodisch mustergiltigen Monographie über die Ceriprozession von Gubbio[47]), wie folgt:

„Der Aufbau dieser Abhandlung vernachlässigt die übliche geschichtliche Reihenfolge. Anstatt vom Altertum zur Neuzeit überzugehen, setzen

47) The Elevation and Procession of The Ceri at Gubbio. An Acccount of the Ceremonies Together with some Suggestions as to their Origin And an Appendix consisting of the Iguvine Lustration in English. London 1897. Published for the Folk-Lore Society by D. Nutt, p. V.

wir uns zunächst mit der Gegenwart auseinander und suchen unseren Weg zurück in die Vergangenheit zu finden. Wahrscheinlich ist dies die zweckentsprechendste, weil die natürlichste und daher logischeste Methode der Behandlung des in Frage stehenden Vorwurfes. Haben wir einmal einen bemerkenswerten Brauch beobachtet und die über ihn vorhandenen Deutungen verzeichnet, so leitet uns unsere Betrachtung der klaren Thatsachen zur Nachforschung. Vor allem müssen wir unser Augenmerk auf die gefeierte Persönlichkeit richten. Sodann müssen wir die Bedeutung anderweitiger Gebräuche untersuchen, deren geschichtliches Aussehen von derselben Art ist, wie der Gegenstand unserer Beobachtung. Nachdem wir sowohl darüber im Klaren sind und mit der ihnen eigentümlich scheinenden Verwandtschaft, die sie uns enthüllen, haben wir jede zwischen ihnen liegende Parallele, sowie die ursprünglichsten Gebräuche vorzumerken. Und stossen wir hiebei auf Gebräuche, die im Altertume im selben Bezirke vorkamen, wo der neuzeitige Brauch befolgt wird, so müssen wir darauf hin die Untersuchung richten. Je weiter wir vom festen Standpunkt der Gegenwart in die Vergangenheit zurückschauen, desto mehr schwankt unsere Aussicht auf die Gewinnung fester Spuren für eine Erklärung. Jedoch können Feldgebräuche, die für unser modernes soziales Leben von geringem Belange sind, als Hilfsmittel zur Erklärung dienen, die man sonst nicht auf einmal bestimmt zu deuten vermag“.

Hält man an dem Grundsatze fest, dass die Volkskunde ein integrierender Bestandteil der Völkerkunde ist, so muss man auch einräumen, dass für jeden Zweig des Forschungsstammes in den Hauptsachen die allgemein giltigen methodischen Behandlungsweisen zu gebrauchen sind. Der Sagen-, der Rätsel-, der Lieder-, der Hausbauforscher kann füglich nicht wesentlich in der Methode von der des Gewohnheitrechtforschers abweichen; denn alle zusammen streben ein Ziel an, eine begründete Darstellung der Erscheinungen in der Entwicklung des Volkslebens zu liefern. Alle arbeiten einander in die Hand. Weil nun aber neben den religiösen Vorstellungen die Rechtsanschauungen den Kitt einer jeden gesellschaftlichen Ordnung bilden, die wir in Ermanglung einer begrifflich umgrenzteren Bezeichnung ‚Volk‘ heissen, will ich hier wörtlich Posts Auseinandersetzung über seine vorbildliche, für die gegenwärtige Volks- und Völkerforscherrichtung ausschlaggebende Methode im Auszug mitteilen[48]):

„Den naturgemässen Ausgangspunkt für die Untersuchung der Erscheinungen des Rechtslebens in einem einer rechtshistorischen Behandlung zugängigen Rechtsgebiete bildet die chronologische Anordnung des vorhandenen Quellenmaterials, zunächst der Rechtsbücher, sodann aber auch aller übrigen vorhandenen Nachrichten. Ist eine solche Anordnung beschafft, so sind die einzelnen in den Rechtsquellen enthaltenen Rechtsinstitute und Rechtsnormen ins Auge zu fassen. Schon aus der chronologischen Anordnung ergiebt sich eine Entwicklungsgeschichte, ein allmähliches Untergehen altüberkommener Sitten und Anschauungen, ein allmähliches Aufkommen neuer. Es lässt sich so nach-

48) Über die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. S. 14—22.

weisen, wie bestimmte Rechtsinstitute, bestimmte Rechtsnormen aus anderen, älteren, hervorgegangen sind. Auf diese Weise lässt sich für die Genesis des Rechts eine sehr positive Grundlage gewinnen; ja, man kann sagen, dass es ohne dieses sichere Fundament vielleicht hoffnungslos sein würde, eine Entwicklungsgeschichte des Rechts überhaupt zu konstruieren".

„Mit der Herstellung einer solchen quellenmässigen Entwicklungsgeschichte der Rechtsinstitute und Rechtsnormen eines bestimmten Volkes ist die streng rechtshistorische Behandlung von dessen Rechtsquellen erschöpft; aber die Rechtswissenschaft ist nicht gezwungen, hier Halt zu machen und zu erklären, dass eine weitere Verfolgung der Kette der Ursachen des Rechtslebens ausgeschlossen sei. Es müssen nur andere Forschungsmethoden zu Hilfe genommen werden".

VI. Der Wert des Volkstums primitiver und der Kulturvölker. — Die davon bedingte Methode der Sagenforschung. — Varianten und Parallelen. Es wird vielleicht schon unseren Nachfolgern als eine Absurdität vorkommen, dass noch in unseren Tagen unter den Volks- und Völkerforschern eine prinzipiell von einander abweichende Bewertung des in der Welt vorhandenen Folklore-Stoffs nach seinem Ursprungsland und seinen Ursprungsvölkern bestand. Den einen, die sich mit Vorliebe Ethnologen nennen, gilt hauptsächlich, wo nicht ausschliesslich das Volkstum der Naturvölker als des Studiums würdig, den anderen nur dasjenige der sogenannten Kulturvölker. Wir haben diese schul- und schablonenmässige Trennung schon im I. Abschnitt gestreift, müssen nun aber wieder darauf zurückkommen, weil von der klaren Auffassung des wirklichen Sachverhaltes zunächst die Methodik eines der wichtigsten Zweige der Volkskunde, die der Sagenforschung bedingt erscheint. Bevor man nicht hierüber im Reinen ist, bleibt die Sagenforschung und vieles, was daran hängt, im Grossen und ganzen eine provinzielle Angelegenheit, während man vom Standpunkte der Volkskunde als einer Wissenschaft, davon auszugehen hat, dass es sich hiebei um eine allgemein menschliche Frage handelt, die vom weitesten Gesichtskreise aus zu beurteilen ist.

Für das Studium der Folklore der Naturvölker treten, wie bemerkt, die Ethnologen ein. Jeder von ihnen hat gewissermassen zur Rechtfertigung etwas vorgebracht, so unter anderen auch Steinmetz, der eine offene Thüre einrennt, indem er schreibt: „Die Rechtswissenschaft hat ebensowenig Grund das Studium der primitiven Sitten und Rechte zu unterlassen, als die Zoologie das der niederen Tiere". Dieser Ton der Begründung ist angesichts der bahnbrechenden Arbeiten eines Dareste (étud. d'hist. du droit), Tissot (droit pénal), Wilken, Kovalevsky, Letourneau, Dargun, Post, Kohler u. A. unangebracht und es kann nicht befremden, wenn dies Bastian, der Vorkämpfer der Naturvölker-Erforschung, zum Anlass nimmt, noch einmal die Wichtigkeit dieser Studien herauszustreichen[49]).

„Ganz gut gesagt, verehrter Herr Kollege, aber allzu sanftmüthig zahm für den heutigen Barometerstand der Ethnologie. So mochte man plädieren in temporibus passatis, als um ein (klein erst und schwach

49) Lose Blätter aus Indien. S. 71f.

noch) unter Erwärmung durch die Geschichtsonne aufgesprosstes Reis zu pflegen, in schweren Kämpfen um die Existenz zu ringen war, da dem aus blauer Luft herabgefallenen Kuckuckei niemand hold war, und selbst die ‚ratio essendi' bestritten wurde, für einen parasitischen Schmarotzer, der die benachbarten Forschungszweige durchwuchernd, deren edelste Säfte für sich zu eigener Ernährung assimilierte.

„Damals mochte schüchtern um Erlaubnis gefragt werden, um Bundesgenossen zu werben für helfende Hand in Mitberatung, und auch schmeichlerisches Schönreden durfte nahe gelegt sein.

„Darüber indess, seit über einem Dezennium, sind wir längst bereits hinaus. Die Denkmöglichkeiten sind erschöpft in leicht übersehbarer Spannungsreihe der Elementargedanken (um eine Gedankenstatistik vorzubereiten), und im prangenden Siegeswagen zieht jetzt die Völkerkunde auf ihren Eroberungen voran, angeschlossen an den Triumphzug, wie der zoologischen, so der übrigen Naturwissenschaften; die sie alle auf der Induktion begründet, in unangreifbaren Festungen ihre Flaggen gehisst haben, eine jede auf zugehörigem Bereich (als Emblem der Beherrschung).

„Stolze Fregatten durchschneiden die Wogen auf dem unermessenen Ozean des Wissens, als Entdeckungsschiffe, an deren Masten, unter frisch umwehenden Lüften, buntumwimpelt ein Sternenbanner sich entrollt, aus dem die Konstellationen des internationalen Verkehrs hervorleuchten zum „Zeichen der Zeit" (im Zeitalter der Naturwissenschaften).

„Die Bausteine sind zusammengetragen aus allen Variationen des Menschengeschlechtes auf dem Erdenrunde und bald wird die „Lehre vom Menschen" umwölbt sein von dem Dom einer verheissungsvoll neuen Weltanschauung, deren Fundamente zu festigen die Mitlebenden berufen sind.

„Nicht nur kein „Grund, das Studium der primitiven Sitten und Rechte zu unterlassen", sondern vielmehr den zwingendst unabweisbaren Grund, dort den naturgemäss allein zulässigen Ausgangspunkt zu nehmen, hat die Völkerkunde als heiligst aufliegende Verpflichtung — als ihre gottverfluchte Pflicht und Schuldigkeit — zu erachten, um den Bau für künftigen Kult bestimmter Kathedrale auf Basis festgesicherter Unterlage zu beginnen; nicht vom Dache aus, von einem auf Luftschlössern aufgesetztem Giebel, der erst erreicht sein wird, wenn die Zeit gekommen (zur Kontrolle mit der Deduktion)".

Eine grosse Anzahl Ethnologen hält es für unzweckmässig oder überflüssig, das Volkstum der Kulturvölker (gemeint wird damit in der Regel ein Teil der europäischen Völker, die Italiener, Franzosen, Spanier, Engländer und Deutschen) bei allen wissenschaftlichen Erörterungen gleich dem der Naturvölker zu berücksichtigen. Für manchen, z. B. für Bastian, bestehen die Slaven fast kaum dem Namen nach. Um bei unseren Exempeln zu bleiben, sei erwähnt, dass sich Steinmetz sogar der Unterlassung offen berühmt, als ob sie ein Verdienst zu nennen wäre. „Survivals niederer Formen in höheren Gesellschaftsorganisationen habe ich vorsätzlich fast nie zur Vergleichung herbeigezogen". Eine Entschuldigung dafür steht aus. *„Höher"* und *„niederer"* sind Ausdrücke von schwankender Bedeutung, die immer und immer wieder für jede be-

sondere Beziehung eigens festzustellen sind. Und, wie wäre dies durchführbar, wenn man sich freiwillig des einzigen für uns einigermassen kontrollierbaren Massstabes, des unseres eigenen Kulturzustandes und dessen Entwicklung begiebt? Methodisch ist es, ständig die Erscheinungen des Lebens primitiver Völker in der Geschichte des unserigen zu suchen. Man darf nie übersehen, dass ein Mann einmal Knabenjahre durchgelebt und die hochstehenden Kulturvölker alle vorkommenden Entwicklungsphasen irgendwie durchgemacht haben müssen, sonst wären sie nicht zu dem geworden, was sie sind. Das ist offenbar auch Henry B. Orrs Ansicht: „All the facts of natural history tend to prove that the most highly developed organisms have, in their evolution, suffered the most numerous and extensive changes of environment[50])". Wozu zitiert ihn St., wenn er sich daran nicht kehren mag?

Mit dem Aberglauben muss der Volksforscher ein für allemal brechen, dass gerade wir Europäer auf der Höhe der Menschheit stehen. Hat man sich von dieser theologisch verbrieften Anschauung befreit, so gelangt man gar nicht selten bei methodischer Prüfung der Zustände „*primitiver*" Völker zur Einsicht, dass in manchen Stücken sie die „*höhere* Stufe" darstellen und in den meisten von uns nur formell, d. h. scheinbar abweichen. Gerland meinte, der Polynesier sei ebenso gut veranlagt, wie der Europäer, nur verkehre er in viel ungünstigeren Umständen, und daher der ganze Unterschied ihrer Kulturstufen[51]). Wer sagt ihm, dass die Europäer gut veranlagt seien?! Man darf ebenso gelassen behaupten, dass kein einziges aussereuropäisches Volk, die Bakaïri nicht ausgenommen, schlechter als die Europäer veranlagt wären. Wahrhaftig, damit kämen wir ans Ziel, bevor wir unser Ziel noch erreicht. Auch die primitiven Völker sind Kulturvölker.

Wenn man an dem Grundsatz moderner Volksforschung, dem der Entwicklung festhält, muss man darauf gefasst sein, bei Menschengruppen eines jeden, auch des niedersten Kulturzustandes, auf survivals zu stossen. Und, wenn unser ungeübtes Auge solche nicht leicht in den in Übung befindlichen Sitten und Gebräuchen unmittelbar entdeckt, so giebt uns welche jedesmal und zuverlässig eine genaue Untersuchung des Sprachzustandes des betreffenden „Volkes" an die Hand. Jede menschliche, gewordene, Sprache, nicht nur die der Litteraturvölker, gleicht einem Trümmerfeld von Überresten vergangener Zeiten, ist voll untrüglicher Zeugnisse unendlicher Entwicklungsreihen des Menschen. Man darf nie ausser Acht lassen, dass die „primitiven" Gruppen keineswegs den Urmenschen vorstellen, hinter dem ein ödes Nichts als Vergangenheit läge. Die Erforschung eines Urzustandes eines Urmenschen steht für die Volksforschung ausserhalb der Grenzen zulässiger Betrachtung. Hier lässt uns die wissenschaftliche Methode im Stich und wir müssen das dunkle Gebiet den hierzu berufenen, phantasiereichen subjektiven Dichtern ganz und gar zum Abbau anheimgeben.

Der Gegensatz zwischen Natur- und Kulturvölkern hinsichtlich des Volkstums erhält künstlich eine Verschärfung durch die Neigung mancher

---

50) A Theory of Development and Heredity, 1893, p. 147. 51) ZVS. 1868. S. 286.

Ethnologen, bei den Naturvölkern, bei den wirtschaftlich und künstlerisch wenig entwickelten Völkern, ganz eigenartige Anschauungsweisen zu entdecken. Es waltet hier beiläufig ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen Kindern und Erwachsenen vor. Man hat ein gutes Recht, von einer besonderen Kinderwelt zu sprechen, die in ihrem eigenen Gedankenkreise lebt und man kann die Behauptung wagen, dass ein grosser Bruchteil der Erwachsenen bis über das Schwabenalter hinaus, aus diesem Kreise kaum herauskommt, aber methodisch wäre es irrig, vom Standpunkte der Betätigung des Kindes auch die unserer gesamten Kultur zu würdigen. Thut man es doch, so verfällt man in den Fehler L. FROBENIUS[52]), der die Weltanschauung der Naturvölker also definiert:

„Die Weltanschauungen der Naturvöker sind einheitliche Gebilde, die aus einem Schatze bestimmter Motive bestehen und sich nach, respektive in den der Entwicklung der Motive zu Grunde liegenden, den den geschichtlichen Erfahrungen entspringenden und den durch die Lebensbedürfnisse bedingten Gesetzen und Grenzen weiter bilden“. Er knüpft ferner an „die wichtige Thatsache des Vergessens der Motive“ an und bemerkt: „dass sich ein Volk sehr oft bei der Ausübung des Kultes über die, die einzelnen Formen des Kultes bedingenden Motive und Beweggründe nicht klar ist, das muss sogar für die Kulturvölker zugegeben werden“. Nun gelangt er zu einem methodischen Schlusse: „Welche Opposition würde es aber hervorrufen, wenn man von einem „Fetischismus der Kulturvölker“ sprechen wollte! Das wäre aber auch falsch und unbegründet, denn wenn der Beweggrund als Idee auch nicht mehr klar erkannt wird, so muss doch anstandlos zugegeben werden, dass er einmal vorhanden gewesen sein muss, dann aber, dass er entweder als Empfindung noch fortlebt, auch wenn ihr in knappen Worten nicht mehr Ausdruck gegeben werden kann, oder auch, dass die alte Empfindung unter der allgemeinen Entwicklung entsprechender Einflüsse eine neue Gestalt angenommen hat“.

Aus der undeutlichen Stilisierung geht nicht zweifellos auf den ersten Blick hervor, was F. für falsch und unbegründet hält, die Opposition oder den Fetischismus der Kulturvölker. Die Opposition ist belanglos, dagegen ist es klar, dass, wenn man schon von einem Fetischismus sprechen mag, ebenso von einem Fetischismus der Kulturvölker als jenem der Wildstämme und zwar vollkommen im Sinne obangeführter, harter Definition die Rede sein muss. Diese Erkenntnis hat ja einen ausschlaggebenden Einfluss auf die Entstehung einer wissenschaftlichen Volkskunde bei den europäischen sogenannten Kulturvölkern ausgeübt und behauptet ihn mit zunehmender Kraft.

Ich müsste es lebhaft beklagen, wenn mein Widerspruch gegen Übertreibungen den einen oder anderen Leser zur Unterschätzung des Volkstums primitiver Stämme führen sollte. Meine Absicht ist, die Sachen auf ihren wahren Wert hin abzuschätzen, und der ist an und für sich gerade mit Hinblick auf die Urquellen unseres europäischen Volkstums von weitreichendster Bedeutung geworden.

---

52) IAE. 1896. S. 133.

Den Wert des Studiums indianischer Volksüberlieferungen für die Volkskunde würdigt ausgezeichnet gut W. W. NEWELL[53]), und ich setze seine Worte her, damit sie ein jeder beherzige, der sich methodisch mit Folklore beschäftigen mag. Sie betonen die in der Volkskunde allein giltige wissenschaftlich historische Methode, deren Anwendung nicht minder auf europäisches Volkstum unerlässlich ist; denn, das muss ich bemerken, wir können in Europa Völker ausfindig machen, deren Volkstum hinsichtlich seiner (relativen) Ursprünglichkeit dem der Indianer das Gleichgewicht hält. Wer mein Sondergebiet kennt, weiss, was ich hiemit meine. „We have before our eyes a remarkable spectacle, in the remains of the Indian tribes, so rapidly altering their condition and conceptions. Here, in the relics of a social state, compared to which the oldest Pyramid is a thing of yesterday, we perceive a ceremonial system, an oral literature, by the aid of which we may obtain some idea of the origins from which developed the societies of Egypt, Babylonia, Hellas & Rome. An intelligent consideration of these American races gives an impression of the infinity of the mental universe, in the same manner as observation of the starry heavens conveys a sense of the infiniteness of the physical world. Europe, as a result of the vicissitudes of its experience, presents us with but few stocks linguistically unconnected, such as Aryan, Basque, Turk & Finn; but the territory of the United States alone exhibits sixty of such independent divisions. Here for countless millenniums, these separate stocks, each containing its score of nations, if the word may be employed to denote tribes with distinct languages, must have warred & migrated, waxed & waned, dwindled to a few individuals or totally disappeared. The admixture of the traditions of these races with those of the conquering whites, the remains of their ceremonies, subject to gradual alteration, present composite survivals, from which extensive record & careful comparison may hereafter be able to infer the true character of aboriginal pre-Columbian lore. Meanwhile, the deficiency of knowledge is the more annoying, inasmuch as it is to this continent that we should look in order to obtain a conception of the course which would be taken by the human mind, if left free from the influence of relatively recent civilisation, which has affected the most primitive communities of other continents“.

Neben dem Volkstum der Indianer, der Weissen und der Mischlinge verdient in Amerika auch das der Neger eine erhöhte Beachtung, das sich in der neuen Heimat eigenartig entwickelt hat. Ihre Musik, die man früher nur mangelhaft aufzeichnete und noch mangelhafter verstand, liefert eine, für die Kunsttheorien, wie NEWELL sagt, lange Reihe von Problemen allerhöchster Wichtigkeit, indem sie den gesamten Übergang vom Sprechen zum Gesang veranschaulicht. Ich pflichte dem bei, nur möchte ich hinzufügen, dass, soweit mein schwaches Musikverständnis reicht, dieselbe Reihe von Problemen auch in Bosnien durch Beobachtung der Vortragsweisen der Guslaren gelöst werden kann. Natürlich muss man bei der Prüfung dieser Melodien unbedingt von den verfälschten und gefälschten Melodiensammlungen des Kunstchrowoten **Franjo Kuhač**

53) JAFolk. 1895. Vol. VIII, XXX p. 234 f.

(recte Franz Koch) absehen und seinen öden Faseleien über Musik der Südslaven aus dem Weg gehen. Wer die Musik der alten Griechen erforschen will, muss den „Gesang" der Guslaren untersuchen. Homerische Verse kann ich mir nach einer Guslarenweisen nachgebildeten Melodie leicht singen, und ich verstehe den Vers ohne die von unmusikalischen Alexandrinern ausgeheckte Skansion rein musikalisch als einen Vers, d. h. als eine gehobene Rede, die sich auf eine Melodie stützt, ohne sie aber langweilig ist. Man kann zwar auch unsere hochentwickelte moderne Musik zum Ausgang einer Würdigung der s. g. antiken nehmen, wie ja auch z. B. die spanischen Schriftsteller der Conquistadorenzeit vom Standpunkte des edlen, unübertrefflich vollendet zivilisierten Spaniers aus mexikanische gesellschaftliche Einrichtungen besprachen, nur muss man dann an dem Palawatsch, der dabei herauskommt, keinen Anstoss nehmen und derlei nicht für Volkskunde ausgeben.

Von dem Grundsatz, der für uns kein Dogma, sondern vielmehr eine erwiesene Thatsache ist, ausgehend, dass die Menschheit in ihren Gedanken und Anschauungen einheitlich geartet sei, können und dürfen wir mit Hinblick auf die geographische Gestaltung der Oikumene den Bestand dreier Folklore-Hauptbezirke annehmen, die im Grossen jeder für sich zunächst in Bezug auf Sagenstoffe als Wandergut zu betrachten sind: 1. Afrika, Asien und Europa, 2. Amerika und 3. Australien mit seiner Inselwelt. In jedem einzelnen dieser Weltbezirke fand unter den Völkern noch vor Entstehung von Völkerschaften, in Zeiten, die vor jeder nachweisbaren Prähistorik liegen, ein ununterbrochener Austausch von Überlieferungen, eine Vermengung statt, die die geistigen Gaben der Menschen entwickelte und die Variationen in der Ausgestaltung des „Völkergedankens" zum Ergebnis hatte. Wenn es auch sicher ist, dass die Beharrlichkeit mündlicher Überlieferung unter günstigen Umständen nicht unvereinbar mit einer fortgesetzten Verbreitung der Sagenstoffe von Land zu Land und einer Übersetzung von Sprache zu Sprache sei, so gilt dies doch hauptsächlich für Zeiten, wo es schon Sprachen und Völker gab. Theoretisch haben wir uns in Zeiten zurückzuversetzen, in denen das erste Werden der Lautsprachen anhebt und thatsächlich mit der Zeichensprache und Bildersprache primitivster Inschriften als eines Verständigungsmittels zu rechnen; denn gerade dieses Mittel, das uns litterarisch gebildeten Menschen als ein kläglich dürftiger Notbehelf erscheint, war zu allen Zeiten auch ein bedeutsames Mittel zur Sagenentstehung und Sagenverbreitung und für alles, was sich drum dreht und dran knüpft.

Von einer methodischen Sagenforschung von solchen Gesichtspunkten ist man noch ziemlich entfernt, wenngleich es an Ansätzen hiezu nicht fehlt. Es sei hiebei nur an die Monographien Gaidozs in der M. erinnert, der das Fortwirken primitivster Bilderideen im Kult modernen christlichen Glaubens mit klassischer Beherrschung des Stoffes und der Methode darlegt. Wir wollen uns nun der landläufigen Methode zuwenden.

Die in Deutschland noch vielseitig verfochtene Ansicht der Brüder Grimm geht beiläufig dahin, dass die bei einem Volke vorhandene Überlieferung grösstenteils eine Stammerbschaft aus dunkelsten vorgeschichtlichen Zeiten



sei; daran habe die Wandlung der Zeiten infolge des trügerischen Gedächtnisses aufeinanderfolgender Geschlechter mehr als der Einfluss benachbarter Völker geändert. Der Grundgedanke der Brüder Grimm war ferner, dass auf einen uranfänglichen Monotheismus ein Polytheismus gefolgt sei und die Stammbevölkerung der unbekannten Urzeit in kindlich dichterischer Unschuld dahingelebt habe. Diese vorgefasste Meinung outrierte Max Müller, ein Mann von nicht alltäglicher gelehrt-dichterischer Begabung, indem er zum Überfluss und zur Begründung seiner Theorien von geheimnisreichen und kühnen Deutungen leicht unterwerflichen Sanskritworten vedischer Dichtungen ausging. Seine spezielle Methode erwies sich in der Hand minderbegabter Nachbeter als unhaltbar, indem sie zu unerhörten mythologischen Schnurrpfeifereien führte, wie sie z. B. beim Slovenen Krek oder dem Chrowoten Nodilo gehirnerweichend vorkommen. In ihrer Anwendung auf die Volksüberlieferungen moderner Völker schuf diese Methode den Glauben, dass ähnliche Folklore bei verschiedenen Völkern die Erbschaft gemeinsammer Vorfahren sein müsse. Auf diese Weise entstanden die irrigen Vorstellungen von indoarischen, indogermanischen, indoeuropäischen, indoslavischen, slavogermanischen, germanoslavischen, ja sogar von ur-urchrowotischen Ursippen, deren aus gesprochener Daseinszweck darin bestand, alberne und unmögliche Geschichtchen zu ersinnen, damit die durch Jahrtausende nachfolgenden, selbstverständlich jeder Erfindungsgabe baren Nachkommenschaften ihren geistigen Bedarf hievon decken können.

Eine richtige und sachgemässe Methode in der Sagenforschung schlug schon Reinhold Köhler (Weimarische Beiträge 1856) vor. Er erkannte, dass die Sagen und Märchen nur die Überreste und zwar vielfach überarbeitete Überreste einer verhältnismässig bescheidenen Anzahl von Grundstoffen wären, die einmal zu irgend einer Zeit von jemand erfunden und späterhin mündlich weiter überliefert worden seien. Wann und wo ein Sagenstoff erfunden worden oder entstanden sei, müsse jedesmal von Fall zu Fall insbesondere untersucht werden.

Dabei hat man die Grundmotive der Überlieferung, die unbestimmten Altertums sein mögen, genau auseinanderzuhalten von den vollen Erzählungen, die aus der Vereinigung von Grundmotiven gebildet sind. William Wells Newell legte dies in seinem am Intern. Folklore Kongress zu London 1891 gehaltenen Vortrage dar und schloss seine Ausführung mit nachfolgendem Vergleiche, der so treffend ist, dass er eine wörtliche Wiedergabe verdient:

„The origin and history of a Folk-tale common to many countries . . . may be figuratively represented by the illustration of a species of vegetable which has originated in an early civilisation at a time so remote that from the first moment of its discernible history it possesses a cultivated character. This vegetable, again, under the influence of civilization,. is differentiated into new rarities, arising in different localities, each one of which, on account of, advantages which it appears to offer, may in its turn be introduced into distant regions, and even supersede the original out of which it was developed, this dissemination following the routes of commerce, and ordinarily proceeding from the more highly organized countries to those inferior in the scale of culture“.

Andrew Lang widersprach dieser Auffassung nachdrücklich, indess J. Jacobs die Märchen als Kunstprodukte hinstellte und E. Sidney Hartland die Ansicht verfocht, dass der anthropologische Wert der Volksüberlieferung in keiner Weise von den Theorien über die Art der Verbreitung beeinträchtigt werde.

Die besonderen Ansichten A. Langs, der übrigens ein Anhänger Edward B. Tylors ist, kann man aus seinen Werken Custom and Myth (1884) und Myth, Ritual, and Religion (1887) erkennen lernen.

Es ist ein ziemlich weit verbreiteter und mit Absicht grossgezogener Irrtum, dass mit der Anhäufung von Varianten und Verweisen auf Varianten im Anhange von Sagen- und Märchensammlungen eine besonders wichtige wissenschaftliche Arbeit geleistet sei. Es wird aber damit in erster Reihe nichts anderes als das Vorkommen eines Erzählungsstoffes in verschiedenen Fassungen und an verschiedenen Orten festgestellt. Auf solche unbestimmte Thatsachen hin — unbestimmt, weil man in der Regel über die Stellung der einzelnen Fassung in der Überlieferung des Fundgebietes nichts haltbares anzugeben weiss — baute eine phantasiereiche Deuterschule gewagte Hypothesen auf, durch die die Sagen- und Märchenforschung nahezu in Verruf kam. Die Methode war falsch, doch die Forschung durfte darunter nicht leiden. Erst, als Dank dem Sammeleifer der Folkloristen fast in allen Ländern der s. g. „Schatz“ (ein böses, weil unpassendes Wort) gehoben wurde, konnte allmählich eine Detailforschung in Angriff genommen werden, die methodisch den Anforderungen der Ethnologie entspricht. Bei den Sagen und Märchen im weitesten Sinne des Wortes hat man bei der Gemeinsamkeit der Stoffe und noch mehr einzelner Züge die Gleichartigkeit des Völkergedankens sowohl als auch die Verbreitung durch die Wanderung von Fall zu Fall in Erwägung zu ziehen. Das deutsche Dornröschenmärchen findet als Wandermärchen z. B. an der slavischen geschlechterrechtlichen Organisation und im islamitischen Oriente an der noch anders beschaffenen sozialen Stellung der Frau kaum überwindliche Schranken. Kommen aber trotzdem verwandte Züge in slavischen und türkischen, arabischen, persischen Märchen vor, muss man mit dem billigen Schlagwort ‚*Entlehnung*‘ als einem Erklärungsgrunde gar vorsichtig zurückhalten.

Mit Rücksicht auf Coxs ‚Cinderella‘[54]) und Langs ‚A far travelled tale‘[55]) erörterte einer der Meister moderner Volksforschung, H. F. Feilberg, die Umstände, „wie sich Volksmärchen verbreiten“[56]). Er frägt: „Wer erklärt das Zusammentreffen der einzelnen Züge? Gab es ursprünglich ein Centrum, war es Indien zum Beispiel, von wo aus die ganze, bunte Mannigfaltigkeit der Märchen entstanden und sich in

54) Cinderella. Three Hundred & Forty-five Variants of Cinderella, Catskin, & CapO'Rushes, abstracted & tabulated, with a Discussion of mediaeval analogues, & notes by Marian Roalfe Cox. With an introduction by Andrew Lang, M. A., London 1898. Folklore Society, LXXX, 535 p. 8° (Vgl. darin meine auf S. LXX angeführten Bemerkungen zum Aschenbrödel in Bosnien). 55) in Custom & Myth. 56) in AUQ. 1894. S. 165—169, 215—218, 239—241, 272—275.

Kreisen über die ganze Welt verbreitet habe? Haben sie unsere „arischen“ Urgrossväter ihren Kindern anvertraut, die sie wiederum ihren Urenkeln im 19. Jahrhundert auf die Weise überliessen, dass, wo verwandte Völker, auch verwandte Traditionen sich finden? Oder aber trugen Kulturströmungen Erzählungen, Märchen von Volk zu Volk, ohne nach deren Verwandtschaft zu fragen, und in dem Falle, wie und durch welche Strömungen geschah es? Ja, das ist die Frage! Docti dissentiunt. Ich für meinen Teil nehme an, dass die Kultur die grosse Märchenerzählerin gewesen, und ich kann es nicht leugnen, dass es mir scheint, als ob die einzelnen „Züge“ (incidents) der Volksmärchen gewissermassen, man erlaube mir den Ausdruck, die taktische Einheit der Märchen sind. Wie ein Märchen auch ursprünglich erzählt worden sei, und in welcher Reihenfolge die einzelnen „Züge“ sich dort finden mögen, eins scheint mir unwidersprechlich, dass wenn das Märchen abermals und abermals wiedererzählt wird, die „Züge“ zusammengeworfen werden, so dass Märchen aus Märchen, wie die bunten Figuren, die in endloser Mannigfaltigkeit von denselben farbigen Glasbruchstücken im Kaleidoskop entstehen. Wie ein zum Lachsfange benützter Eskimopfeil, den die Nordsee an die dänische Küste geführt, so mögen Strömungen im Völkermeere hin und wieder in grossen Abständen, was sie fortgetragen haben, absetzen lassen, und, was noch Leben hat, setzt sich fest und lebt wieder auf. Damit soll nicht geleugnet werden, dass Ideen und einfache Erzählungen, allgemeinmenschliche Verhältnisse betreffend, überall spontan entstehen können“.

Des ferneren hebt Feilberg leicht erweisbare Verhältnisse — deren Zahl in verschiedenen Ländern je nach ihren Sitten und Gebräuchen zu vermehren wären — die zur Verbreitung von allerhand Überlieferungen beigetragen, hervor: den Wanderhandwerker, den Hausierer, den Matrosen, Bettler, Landstreicher, die Spinn- und Strickstuben usw.

Newell wirft die Frage auf, in welcher Abstufung der Austausch von Volksüberlieferungen von Volk zu Volk erfolge, ob nämlich Sagen und Volksglauben von unzivilisierten Völkern zu zivilisierten oder umgekehrt wandern? Er meint, dass in den allermeisten Fällen, die kulturell höherstehenden den tieferen „Rassen“ ihre Volksgedanken und Bräuche aufnötigen und sehr wenig von den letzteren auf die ersteren übergehe. Er zweifelt, ob auch nur ein einziges Beispiel dafür beizubringen wäre, dass eine höher kultivierte Rasse irgend einen bemerkenswerten Komplex barbarischer Vorstellungen adoptiert und sich assimiliert habe. Wo zwei Rassen vermischt wären, wie in Amerika die Neger und die Weissen, läge der Fall etwas mehr verwickelt vor. Von den amerikanischen Indianersagen habe während einer dreihundertjährigen Kulturberührung kaum irgend etwas den Weg zu den Weissen gefunden. In Irland sei die gaelische Bevölkerung mit der englischen siebenhundert Jahre lang in Berührung gestanden, doch habe diese von der ersteren keine fenischen Erzählungen aufgenommen. Stehe eine mindere Kulturgemeinschaft in ständiger Berührung zu einer höheren, verlieren gegebenen Falles beide ihren uralten Besitz an Überlieferung. Die Basken in Spanien und die Kelten in Wales und Brittanien wären dafür Beispiele[57]).

57) JAFolk. XXVIII (1895). S. 16.

Diese Meinung ist sehr stark anfechtbar. Wenn irgendwo, so gilt beim Austausch von Volksüberlieferungen der Grundsatz: do ut des. Der Fehler liegt hier in der Annahme von höher und von tiefer stehenden Rassen, während ernstlich nur von einem Austausch unter gleich hoch oder gleich nieder stehenden Schichten verschiedensprachiger oder -farbiger Bevölkerungen die Rede sein sollte. Es wäre in Amerika nicht so sehr zu untersuchen, ob die englischen oder romanischen bäuerlichen oder gar städtischen Ansiedler von den Indianern viel oder wenig übernommen, sondern, ob sich nicht die Trapper und ähnliches unstätes Volk an indianisches Volkstum angepasst haben. Religiöse und wirtschaftliche Verhältnisse können unter Umständen einen Austausch sehr erschweren, wo nicht gar hintanhalten. Vor mir gab es auf der Balkanhalbinsel gar viele Guslarenliedersammler, und doch glückte erst mir die Entdeckung des fabelhaften Reichtums moslimischslavischer Volksepik, die vielfach tiefe Spuren asiatischorientalischen Einflusses zeigt. Dem ungebildeten christlichen Bauern war der dichterische Orient ungleich weniger verständlich und zugänglich als dem wohl auch zum Teil litterarisch gebildeten, d. h. des Lesens und Schreibens kundigen Moslim, der als Krieger die türkischen Eroberungszüge des XIV.– XVII. Jahrhunderts mitzumachen gezwungen war und die Gelegenheit hatte, sich fremde Sitten, Gebräuche und Anschauungen anzueignen.

Speziell hinsichtlich der Weissen und der Indianer hat man zu bedenken, dass der gegenseitige Verkehr Jahrhunderte hindurch alles eher denn darnach war, einen regen Austausch von Volksüberlieferungen zu begünstigen. Zudem schwand die indianische Bevölkerung rasch dahin, während die weisse durch unablässige Zuzüge mächtig zunahm, so dass sowohl der Indianer als der zu Sklavendiensten nach Amerika hinübergeschaffte Neger, wie man zu sagen pflegt, ganz an die Wand gedrückt wurde.

NEWELL hat Recht mit der Bemerkung, dass in der alten Welt (Europa und Asien) der Austausch von Überlieferungen von Volk zu Volk schon in den urältesten, nicht aber erst in jüngeren Zeiten, lange vor Erfindung der Schrift, damals, sowie heutigentages stattgefunden und dass sich daraus (hauptsächlich, muss man hinzufügen) die Einförmigkeit oder Ähnlichkeit der Folklore über das gesamte Gebiet vom stillen bis zum atlantischen Ozean erklären lasse. Ich hätte gewünscht, dass dieser in der Volkskunde ausgezeichnet bewanderte und bedächtig urteilende Mann sich auch des näheren über die Art und Weise der Fortpflanzung von Überlieferungen ausgesprochen hätte.

Räumt man ein, dass Volkssagen, gleich Büchern, als originäre Erfindungen eines Geistes, eines den älteren Stoff umbildenden Geistes aufzufassen sind, frägt es sich, ob sie aus einer einzigen Quelle herrühren? Benfey entschied diese Frage zu Gunsten Indiens. Erforscher französischer, mittelalterlicher Litteratur nahmen allgemein daraufhin an, dass die Fabliaux des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ihren Einschlag aus orientalischen Quellen geschöpft. Es wurde zu einem Gemeinplatze, dass die Berührung mit der Lebhaftigkeit und Munterkeit der östlichen Phantasie den Anstoss zur Entstehung der in Betracht kommenden Schöpfungen geworden sei. Bei alledem kam JOSEPH BÉDIER in

seinem Werke „Les Fabliaux“ (1893) bei vergleichender Untersuchung dieser Erzeugnisse zu einem davon gänzlich abweichenden Ergebnis[58]).

„Er findet vor allem, dass keiner der in Rede stehenden Dichter die Übersetzungen der orientalischen Sammlungen gebraucht oder gekannt habe. Indem er zu den Erzählungen der französischen Fabliaux die erhaltenen germanischen mittelalterlichen Sagen und die zum besonderen Gebrauch der Prediger gesammelten lateinischen Exempla schlug, brachte er die Zahl von 400 nachweisbar mittelalterlichen Geschichten dieser Art zusammen. Davon fand er in den zuletzt aus dem Orient herübergebrachten Sammlungen (dem Dolopathos, den sieben Weisen, den Fassungen von Kallila und Dimna) nur dreizehn vor; und es gelang ihm bloss elf nachträgliche Fabliaux mit Erzählungen zu identifizieren, die in orientalischen Sammlungen vorkommen, von denen keine Übersetzungen bekannt sind“.

„Indem er ferner den Charakter dieser Erzählungsstoffe untersucht, durchkreuzt er alle Behauptungen jener, die diese Sagen auf ursprüngliche orientalische Formen zurückführten; die östlichen Fassungen wiesen kein Zeugnis überlegener Ursprünglichkeit auf. Im Gegenteil, die abendländischen Varianten seien logischer, lebendiger und mannigfaltiger. Der Einfluss litterarischer Mitteilung erscheine gleich Null. Die Fabliaux-Dichter, meint er, verdankten ihre Stoffe der europäischen Folklore, wie sie seit undenklichen Zeitläuften in Europa im Umlauf gewesen. In diesem Fache wird also die orientalische Hypothese als unanwendbar erklärt“.

Newell erachtet diese Auffassung als auf den ersten Blick äusserst bestechend und wahrscheinlich. Unbedingt falle die Beweislast auf diejenigen, die eine orientalische Quelle herausfinden wollen. Es dürfe nicht vergessen werden, dass orientalische Sammlungen bestimmt einen grossen litterarischen Einfluss ausgeübt und dass einige halbvolkstümliche Erzählungen, gleich der Merlinsage, vielfach davon Zeugnis geben; doch sei nicht bewiesen, dass sie auf die europäische mündliche Überlieferung in grossem Umfange eingewirkt hätten. Benfeys Irrtum stak darin, dass er die mündliche der geschriebenen Litteratur gleichstellend, von dieser auf jene Rückschlüsse zog. Bestand einmal die vorgefasste Meinung, erblickte man leicht in oberflächlichen Ähnlichkeiten Identitäten und fand in entsprechenden mündlich überlieferten Sagen Niederschläge geschriebener. Es wäre ja möglich, dass einige europäische Märchen ihren Ursprung den von orientalischen Sammlungen gegebenen Anstössen verdanken, die, wie Benfey glaubte, Formen lieferten, welche die vordem in Europa bestandenen Elemente aufsaugten; doch sei dies für keine einzige dieser Schöpfungen erwiesen und gewiss nicht betreffs aller richtig. Die mündliche Überlieferung wandelt unabhängig ihren eigenen Weg, und dieselben Ähnlichkeiten kommen in Bezirken vor, in denen eine litterarische Vermittlung unmöglich war. N. erinnert hiebei an die Abzählreime der Kinder. Noch treffender wäre ein Hinweis auf die den

58) Bédiers Werk liegt mir nicht vor. Ich kenne es aber aus Newells Besprechung in seinen Theories of Diffusion of Folk-Tales (IAFolk. VIII 1895, p. 13 ff.), die ich hier, schon mit Rücksicht auf die Zusätze Newells, genau wiedergeben muss.

Kindern in aller Welt gemeinsamen geheimen Sprachweisen, die durch meine Umfrage im AUQ. und O. Chrisman's in der Science gesammelt erscheinen.

Eine eigentümliche Auffassung von der Lebensdauer der Volksüberlieferungen im Völkerleben spricht KAARLE KROHN aus, dessen Bemerkungen ich hier wiedergeben muss, weil er den tüchtigsten Volksforschern, gleich seinem verewigten Vater, beizuzählen ist. Bei dem altgriechischen Dichter Archilochos fand er ein Sprichwort („Viel weiss ein Fuchs, aber ein Igel noch etwas besonderes"), doch die Tiersage dazu in der altgriechischen Litteratur nicht; dagegen wohl in modernen europäischen Volksüberlieferungen. Der Umstand, dass zufällig ihm und uns anderen Folkloristen die litterarischen Zwischenglieder aus dem Altertum und Mittelalter fehlen, bestimmt ihn zu einer methodischen Wiederherstellung der Urform auf Grund der vorhandenen Überlieferungen noch mündlicher Art und einer nicht zu verteidigenden Verherrlichung des Volksgedächtnisses. Damit setzt er zwei von einander zu trennende Sachen in unhaltbarer Weise in Verbindung[59]).

„Glücklicherweise giebt es ausser der litterarischen Überlieferung eine mündliche, die nicht weniger dauerhaft und oft noch getreuer ist. Diese Überlieferung, die sich im Munde des Volkes fortpflanzt, ist wohl mancherlei Veränderungen unterworfen. Aber alle Veränderungen einer Volksüberlieferung geschehen unbewusst, nach bestimmten psychischen Gesetzen und haben oft in Tausenden von Jahren weniger Entstellungen der Urform verursacht, als eine einzige absichtliche Umarbeitung bei der künstlerisch-litterarischen Auffassung desselben Themas. Die Auffindung der Urform in der mündlichen Überlieferung wird noch dadurch erleichtert, dass sie eine Menge Varianten aus verschiedenen Gegenden darbietet, die in verschiedener Art entstellt worden sind und folglich auch verschiedene Züge unentstellt erhalten haben. Auf diese Treue des Volksgedächtnisses, die von manchen noch unterschätzt wird, gründet sich unter anderem die Möglichkeit einer Wissenschaft der Volkskunde".

Zu den Unterschätzern des Volksgedächtnisses muss ich mich selber auch rechnen; denn ich machte die Beobachtung, dass es mit dem Gedächtnisse des Volkes, soweit es grosse und folgenschwere historische Begebenheiten festhält, gar nicht weit her ist. Von Jahrtausenden, oder auch nur von einem einzigen Jahrtausend, kann bei Abschätzung mündlicher Überlieferung gar nicht die Rede sein, höchstens von einigen wenigen Jahrhunderten. Nur falls Sitte und Brauch an Rechts- und religiöse Vorstellungen enge geknüpft sind, kommt es vor, dass der Forscher hie und da die geschichtliche Kontinuität über ein Jahrtausend (in der Regel vermutungsweise) hinaus anzunehmen wagt. Übrigens untergräbt K. Krohn seine eigene Aufstellung von der Volksgedächtnistreue durch die Erklärung des angedeuteten Stoffes als eines internationalen Wandergutes und lenkt damit klüglich ein, so zwar, dass denn doch noch ganz andere Möglichkeiten einer Wissenschaft der Volkskunde als die angegebene als vorhanden erscheinen. Er sagt es selber und es verlohnt sich, seine eigenen Worte anzuführen:

---

59) Eine uralte griechische Tierfabel. (AUQ. III. Bd. 1892. S. 176—181).

„Die Thatsache liegt klar vor uns, dass die Verbreitung der verschiedenen Formen derselben Fabel, ja die Variation eines Fabelstoffes überhaupt nicht auf ethnologische, sondern auf geographische Verhältnisse zurückzuführen ist [wir sagen mit A. Bastian: ‚geographische Provinzen‘ und bleiben bei der Ethnologie], und dass sprachliche Verschiedenheiten keinerlei Hindernisse für die Wanderung bilden. Nicht mit der Sprache, sondern mit der Kultur sind die Mythen und Märchen, Fabeln und Schwänke gewandert. Es ist wahrlich verlorene Mühe, nach indoeuropäischen oder finnisch-ugrischen Erzählungsstoffen zu forschen. Die Versuche in dieser Richtung beweisen nur, dass die Wissenschaft der Volkskunde zum Teil noch stark in den Wickelbändern der Sprachwissenschaft liegt“.

„Mit der Kultur, mit der morgenländischen (jüdischen), klassischen und christlichen Kultur sind die höchsten und heiligsten Ideen der Menschheit gewandert. Warum nicht auch die niedrigeren und die profaneren Phantasiegebilde? Die Kultur ist wohl ein schönes Wort und doch — wie viel wird es missbraucht zur Unterdrückung von Mitmenschen eines anderen Standes, einer anderen Nationalität oder Religion? Sogar dort, wo die erobernde wirklich die höhere Kultur ist, wie vielerlei schwimmt leider in ihrem Kielwasser? Es werden nicht bloss Missionäre und Lehrer mit dem wahren Wissen ausgesandt, ihnen folgen oder sind schon vorangegangen die Commis voyageurs mit ihren obscoenen Schwänken. Und wo zwei oder mehrere Nationen innerhalb derselben politischen Grenzen eine längere Zeit leben, geschieht ein unmittelbarer Austausch von Gedankenerzeugnissen jeder Art auch unter den niedrigsten Volksschichten. Dieses Kapitel der menschlichen Kulturgeschichte, die Schilderung der verborgenen Strömungen in der Tiefe des Volksgeistes, ist der Wissenschaft vorbehalten, die mit dem englischen Namen Folk-Lore ihren Einzug in das Pantheon der Wissenschaften heutzutage hält“.

Bei der Vergleichung zweier Fassungen einer Erzählung nimmt man gewöhnlich an, die ältere sei die, die am meisten barbarische Züge enthalte. Das ist, bemerkt NEWELL die von Gelehrten allgemein bei der Untersuchung relativer Priorität mittelalterlicher Erzählungen gebrauchte Methode. Doch ist dieses angenommene Kriterium trügerisch. Er verweist darauf, dass es ein ständiger Vorgang sei, wonach einfache und einem Kulturvolke entstammende Geschichten Züge aus primitiven Anschauungskreisen empfingen, und zwar erfolge dies auf zwei Wegen: entweder im Falle litterarischer Vermittlung, durch beabsichtigte Archaisierung oder bei folkloristischer, durch Aufsaugung der primitiven Vorstellungen des empfangenden Volkes.

Das ist eine äusserst zutreffende Bemerkung, für die sich unzählige Belege beibringen liessen. Sie rechtfertigt die von vielen und angesehenen Gelehrten, so z. B. vom Russen A. N. VESELOVSKIJ, wiederholt arg bestrittene Wertschätzung der Sagen- und Märchensammlungen der Völker. Mögen die Stoffe mit ihren „Incidents“ immerhin international sein, die einzelnen Sonderzuthaten, die national bedingten Episoden und die Bearbeitungen liefern häufig bedeutsames Material für die Sonderforschung. Man muss auch hierin genauer unterscheiden. Überlieferungen aus den

Grenzgebieten zweier verschiedener Völker und dazu junge Überlieferungen sind natürlich weniger charakteristisch als jene, die sich im Laufe langer Zeiten Generationen hindurch in ein Volk eingelebt haben, die dadurch so national geworden sind, dass sie erst der Forscher als Entlehnungen herausfindet. Die deutsche Heldensage war in die romanischen Länder gewandert, hatte sich durchaus, fast bis zur Unkenntlichkeit romanisiert und ist dann wieder nach Deutschland in neuer Gestalt zurückgekehrt und hat in der alten Heimat ein neues Leben gewonnen. Unter den Chrowoten und Slovenen stösst man auf Schritt und Tritt auf durchaus italienische und deutsche Überlieferungen in slavischer Einkleidung. Das meiste davon ist junge Entlehnung, doch vieles davon von den slavisierten Italienern und Deutschen einfach als ererbtes Gut beibehalten worden. Darum ist es ein methodischer Grundfehler, das Studium südslavischer Folklore mit dem Volkstum der Slovenen und Chrowoten anzufangen, d. h. von ihnen aus, den slavischen „Volksgeist" erfassen zu wollen. Einen wissenschaftlich sicheren Ausgangspunkt gewährt erst das serbische und zum Teil das bulgarische Volkstum, das verhältnismässig für die Slavenkunde eine Fundgrube ethnologischer Survivals aufbewahrt hat, mehr fast als alle Nord- und Westslaven zusammen.

Eine Ausnahmestellung gegenüber den durch gegenseitigen Austausch uniformierten Charakter der Folklore Asiens, Afrikas und Europas — mit Bedacht setze ich Europa an dritter Stelle — nehmen einerseits die Überlieferungen der Ureinwohner Nord- und Südamerikas, andererseits die des australischen Kontinentes ein. Ich verkenne zwar nicht, dass auch in jenen zwei Weltteilen dieselben Gesetze der Wanderung und des Austausches von Überlieferungen wie bei „uns" seit dem Anbeginn der Zeiten gewirkt, dass sich der menschliche Geist in einer sogar dem Neuling in der Volkskunde bemerkbaren Weise auch unter jenen Menschengeschlechtern auf eine der unsrigen schlagend ähnlichen und verwandten Art bethätigt hat, aber jene Entwicklung vollzog sich zweifellos durchaus unabhängig von alledem, was wir unter unseren Volkstümern verstehen. Es ist nämlich nicht einmal ein prähistorischer Einfluss im Sinne unserer modernen europäischen Prähistoriker, die mit einigen tausend Jahren rechnen, von unseren drei alten Weltteilen auf die zwei neuen ernstlich nachweisbar. Der Vorteil, der aus einer genauen Vergleichung der ursprünglichen gegenseitigen und den Völkern aller fünf Weltteile gemeinsamen Vorstellungen in Sitte, Brauch, Glaube und sprachlicher Gedankenfassung für die Wissenschaft vom Menschen erwächst, ist mit wenigen Worten nicht abzuschätzen. Durch solche Vergleichungsarbeit lernt man erst wissenschaftliche Methode erwerben. Wer diese Schule durchmacht, eröffnet seinen Arbeiten einen internationalen Leserkreis.

Zum Schluss dieses Abschnittes muss ich nochmals auf die Variantensucht in der Volkskunde zurückkommen. Nicht selten drängt sich mir die Überzeugung auf, dass die Sammler von Variantennachweisen den litterarisch-schöngeistigen Zweck mit einem folkloristisch-wissenschaftlichen verwechseln und, noch schlimmer, Varianten für Parallelen betrachten. Nach solcher Methode kann man alles erweisen, z. B. auch den Sonnenkult bei den Bulgaren, wie dies Matov gethan hat. Mein Widerspruch blieb freilich zu Matovs grossem Verdruss nicht aus. Die Wahr-

nehmung, dass mit Varianten viel geschwindelt wird, erzeugte gegen Variantensammlungen bei manchem Gelehrten, z. B. bei BÉDIER eine Art von Idiosynkrasie. Bédier stimmt in den allgemeinen Fragen über die Entstehung und Verbreitung von Sagen- und Märchenstoffen mit R. Köhler überein, zeigt sich jedoch ungläubig in Bezug auf die Möglichkeit der Feststellung des Ortes und der Zeit der Entstehung einer Überlieferung. Das höhere Alter des beurkundeten Zeugnisses schliesse nicht auch das der Variante ein; die bisher im Schwange befindliche Methode der mühsamen Anhäufung und Untersuchung aller erreichbaren Fassungen einer Sage wäre vollständig unfruchtbar. Diese Erzählungen seien ohne individuelles Merkzeichen, gehören allen Zeiten und Ländern an und darum gäbe es keine Gewissheit, um irgend eine zu datieren. Nur zuweilen könne ein ethnisches Moment, das bei der Schöpfung der Erzählung mitgewirkt — z. B. in der Arthursage — irgend einen Anhaltspunkt hinsichtlich der Ursprungsbestimmung gewähren.

Mit der Ablehnung allgemeiner Aufstellungen ist auch NEWELL einverstanden, verwirft jedoch mit Fug und Recht die bequeme Ausflucht von der Nutzlosigkeit der vergleichenden Untersuchung einzelner Sagen. Wolle man irgend einen Gegenstand der Natur oder Kunst verstehen lernen, müsse man dessen Lebensgeschichte durch Betrachtung seiner Varietäten erforschen. Mögen die Ergebnisse wertvoll oder nicht sein, der Volksforscher müsse diese Sage in allen ihren Formen studieren. Es sei ungeziemend, dass Männer von so kritischer Begabung eine solche ausdauernde Untersuchungsweise in Verruf bringen. Wahr sei indessen, dass es nicht möglich sei, mit Hinblick auf besondere Erzählungen allgemeine Schlüsse zu ziehen[60]).

Die Aufzeichnung von Varianten einer Überlieferung soll den Zweck der Festhaltung aller vorkommenden Formen haben, deren Vergleich vielleicht die sachliche Herstellung der Urform des Stoffes, des Elementargedankens ermöglicht. Die Gewinnung des Wortlautes der volkstümlichen, im Volke erwachsenen Überlieferung kann keine Aufgabe der Volkskunde sein. Der Volkserzähler oder Erzähler im Volke ist meist unbewusst immer auch etwas von einem Dichter und vom Standpunkt moderner Kritik betrachtet, ein unkritischer Kopf. Er baut die Überlieferung bei der Wiedergabe regelmässig von neuem wieder auf, da er durch keine litterarisch feststehende Vorlage behindert wird, ausser er trägt rituelle Texte, Zaubersprüche, Beschwörungen und Rätsel vor, wo er durch Sakralübungen und die Wortfolge gebunden ist, die überkommene Form zu wahren. Man vergleiche darüber die Auseinandersetzungen WASHINGTON MATTHEWS in seinem Werke über die Navahos[61]). Sonst pflegt der Erzähler nach Bedarf seine Berichte aus den Bruchstücken seiner Erinnerung zusammenzusetzen, und es ist schon ein Gewinn, wenn darin die Hauptgeschichte ihrem Kerne nach erhalten bleibt. Durch Zusätze und Verquickungen verschiedener Stoffe entstehen gewöhnlich

---

60) Sehr eingehend und verständig besprach den Wert der Variantensammlung eines Stoffes K. KROHN in: Mann und Fuchs. Drei vergleichende Märchenstudien. Helsingfors 1891. 61) Navaho Legends collected and translated. With introducfion, notes, illustrations, texts, interlinear translations & melodies. Boston & N.-York 1897. Vgl. mein Referat im UQ. I. S. 255f.

grosse Epen in Prosa und Versen. Die Aufgabe des Volksforschers ist da, die einzelnen Züge herauszufinden und sie nach ihrer ursprünglichen Geltung wissenschaftlich zu bewerten.

Eine Menge von Varianten eines Stückes beweist in erster Reihe nur die durch die Beliebtheit des Stoffes allgemein gewordene Verbreitung, weiter aber für den Stoff rein gar nichts. Für den Volksforscher, der die psychologische Seite der einen Überlieferung ergründen will, genügt daher zumeist eine einzige gesicherte, vollständige Fassung. Alles übrige ist für ihn ein Ballast. Ein Ballast für Folklore-Sammlungen sind häufig auch die im Anhang nachgeschleppten Vermerkungen von Variantenfundstellen. Das ist nur ein Gelehrsamkeitsurrogat, wenn es der Sammler nicht versteht, die toten Verweise durch erklärende Auseinandersetzungen litterarhistorischer, linguistischer und folkloristischer Art zum Leben zu erwecken, so dass der gelehrte Apparat, wie zum Hintergrund der gebotenen, neuen Funde dient.

Fast grundverschieden von der Variante ist die Parallele, durch die eine Anschauung in ihren möglichen und im Völkerleben wirklich vorkommenden Gestalten belegt und dadurch gewöhnlich in ihren Entwicklungen erklärt wird. Die Parallele leitet zum Völkergedanken über, sie führt zur Auffindung der in der Anschauung wirksamen natürlichen Gesetzmässigkeit. Gaidoz rechtfertigt die Anhäufung von Parallelen in seiner volksmedizinischen Untersuchung über das Durchkriechen durch eine Öffnung mit Hinweis darauf, dass bei Erhebungen, die nicht litterarischer, sondern wissenschaftlicher Natur seien, die Beistellung von möglichst vielen Beispielen und deren Anwendung nach Descartes Vorschrift zu erfolgen habe: „faites des dénombrements si complets que vous soyez sûr de ne rien oublier[62]". Einige französische Folkloristen von der Tr. und der ‚RTP.', die diese Methode missverstanden, gelangten zu haltlosen Urteilen über Gaidozs erspriessliche Arbeiten. Auch P. Regnaud, von dem im nächsten Abschnitte die Rede ist, wandelt darum auf einem Holzwege.

VII. Die Hypothesensucht in der Volks- u. Völkerkunde. — Die statistische und die vergleichende Methode. — Die vier Erklärungsmethoden Powells. — Die philologische und die euhemeristische Methode. Steinmetz redet den Völkerforschern bitterböse ins Gewissen und hält ihnen drei inhaltschwere Fehler vor. Wir müssen ihn anhören, um die Berechtigung seiner Fastenpredigt zu erwägen[63]): „Der erste grosse methodische Fehler, der gar vielfach begangen wird, ist der, dass die Forscher sich selbst keine Einwendungen machen, ihren Hypothesen und Erklärungen nicht genug misstrauen, nie selbst nach negativen Instanzen suchen, ja sie öfter nicht einmal erwähnen, wo sie vor der Hand liegen und jedem bekannt sind, geschweige nach der Erklärung dieser in Übereinstimmung mit ihrer Hypothese streben, das experimentum crucis, das nie fehlen sollte, niemals anwenden. Zweitens möchte ich rügen, dass gar zu selten das Resultat der ganzen Beweisführung exakt, in Zahlen womöglich ausgedrückt wird. Der Leser sollte doch genau er-

62) Un vieux rite médicale. Paris 1892. E. Rolland, p. 73. 63) Ethnolog. Studien zur ersten Entwicklung der Strafe. Leiden 1894. I. S. XXXI. f.

fahren, wie er dran ist, was der Wert der positiven und negativen Instanzen ist. Dementsprechend lässt sich der Forscher gewöhnlich nicht deutlich und offen genug über die von ihm selbst entdeckten Lücken der Beweisführung aus, er konstatiert nicht scharf genug, wo die spätere Forschung einzusetzen habe; er thut, obwohl er das Gegenteil doch leicht wissen könnte, als ob der Gegenstand endgiltig durch ihn behandelt wurde; er ist Advokat, statt ehrlicher, exakter Forscher. Mein dritter Vorwurf endlich ist, dass die Erklärungen und Hypothesen öfter auf selbst nicht bewiesene Sätze gestützt werden, während diese doch nur dienen können, wenn man sie entweder erst selbst beweist oder sich auf einen früher gelieferten, genau zu zitierenden Beweis stützen kann". „Ein ungeheuerer Fortschritt in dieser Richtung wird aber durch den berühmten Aufsatz Tylors vollzogen, welcher die statistische Methode und die Benutzung einer einfachen Wahrscheinlichkeitrechnung in die Ethnologie einführte. Es ist aber sehr schade, dass dieses ausgezeichnete Beispiel bis jetzt zu wenig befolgt wurde . . .".

Den vierten, und zwar den Hauptfehler übersah STEINMETZ dabei, nämlich das übliche harte und ungerechte Aburteilen über ehrliche Arbeit vieler tüchtiger Forscher, weil nebenher noch mehr Leute keine gewissenhaft und peinlich reinliche Studien geliefert haben. Ist das Vergleichungsmaterial sorgsam und ohne „biasses" zusammengestellt, dann mag einer Hypothesen und Erklärungsversuche nach Belieben wagen. Nachdem es ein methodischer Grundsatz in der Volks- und Völkerkunde ist, jedermann alles und jedes nachzuprüfen, ist niemand an die Hypothesen des Vorgängers gebunden, und ich begreife, warum z. B. KOHLER, A. H. POST, GAIDOZ, PITRÉ, NYROP, FEILBERG, GATSCHET, MOONEY, LANG u. A. mit Hypothesen sparsam sind. Das experimentum crucis aber ist regelmässig in der volkskundlichen Disziplin methodisch unzulässig; weil man nur mit positiven Erscheinungen, nie aber mit allen erdenklichen operieren darf. Die spätere Forschung hat erst dann einzusetzen, wann ausreichend neue Thatsachen zufliessen; darum ist eine Beweisführung mit Zahlen, sintemalen und alldieweilen auch der allerfleissigste Ethnologe nicht alle Litteraturen und alle nicht aufgezeichneten Überlieferungen zu einer Untersuchung heranzuziehen vermag, eitel Selbsttäuschung und der „ungeheuere Fortschritt" TYLORS, der sich auf eine statistische Methode stützt, unnütze Zeitverschwendung. Den überzeugenden Beweis hiefür erblicke ich gerade in der Rechentabelle, die STEINMETZ seiner Studie über Endokanibalismus (Wien 1895) eingefügt hat. Die Zahlen sind einfach falsch; sie sind sogar nicht annähernd wahrscheinlich, indem St. nicht einmal die kaum übersehbare Folklore-Litteratur zur Vervollständigung seiner Zählungen durchgesucht hat. TYLORS Zahlenmethode ist, klipp und klar gesagt, ein Irrlicht, das den Wanderer in einen Sumpf hinein und vom geraden Weg ablockt.

St. ist derart verliebt in diese Zahlmethode, dass er auf ihr, womöglich, die Wissenschaft neu aufgebaut wissen möchte: „Die statistische Methode soll nicht den meisten Wert auf die Regelmässigkeiten, sondern gerade auf die Unregelmässigkeiten legen, weil diese ja zu neuen Hypothesen und Entdeckungen führen. Nur soll man sich dann auch nicht mit einer Phrase von ihnen abmachen, sondern sie soweit als möglich

verfolgen und nicht ruhen, bis sie wenigstens in ihrer Beziehuug zu den positiven Instanzen und deren Erklärung vollkommen erläutert und damit in Übereinstimmung gebracht sind[64])".

Der Volks- und Völkerkunde ist die Hypothesensucht wiederholt zum Verhängnis geworden. Eine Methode, die förmlich eine Hypothesenjagd bezweckt, ist unbedingt verdächtig. Das Suchen von positiven Instanzen, Beziehungen und die Bemühung etwas mit irgend einer Hypothese in Übereinstimmung zu bringen, führt häufig zu wissenschaftelnder Rabulisterei und zu einer schädlichen Hyperkritik. Eine Lösung kann in zweifelhaften Fällen nur durch neues Material kommen, wenn uns die dunkle Sitte oder der unverständliche Brauch in neuer Spiegelung des Völkergedankens entgegentritt, so dass man seinen Grund eher aus der Vergleichung erkennt. Recht zutreffend ist daher M. Bartels Abwehr unberufener Beurteiler seiner Neubearbeitung von Ploss' Werk über das Weib[65]): „Der Herausgeber hat bisweilen über die erste Auflage dieses Buches die Bemerkung gehört, Ploss habe bei der Zusammenbringung seines Materiales keine rechte Kritik geübt. Von diesem Vorwurfe wird auch wohl diese neue Auflage nicht freigesprochen werden können. Es ist nämlich mit dieser sogenannten Kritik eine ganz eigene Sache. Der Herausgeber hat sich bei Gelegenheit von Studien auf anderen Gebieten wiederholentlich davon zu überzeugen vermocht, dass die eine oder andere Angabe eines Autors ganz nach der zur Zeit gerade herrschenden allgemeinen, wissenschaftlichen Strömung als lächerlich und unglaubwürdig hingestellt wurde, während spätere Beobachtungen ihre buchstäbliche Richtigkeit in vollem Masse bestätigten. Zuerst aus den wissenschaftlichen Werken ausgemerzt und verachtet, kamen sie nun plötzlich wieder zu Ehre und Ansehen. So haben spätere Schriftsteller auch die Angaben des Herodot über das Männerkindbett für Lügen gehalten und seine Leichtgläubigkeit seinen Berichterstattern gegenüber vornehm belächelt, und wie glänzend ist er gerechtfertigt, wie hat sich alles bestätigt, was er uns überlieferte!"

„Und wenn nun wirklich über dasselbe Volk zwei Forscher ganz entgegengesetzte Aussagen machen, welcher von ihnen ist der Glaubwürdigere? Haben sie nicht vielleicht alle Beide ganz richtig beobachtet, und nur die Gebräuche des betreffenden Volkes hatten sich geändert, oder es kommt eben alles beides Beobachtete vor? Mann kann daher nach meiner Meinung mit dieser sogenannten Kritik nicht vorsichtig und zurückhaltend genug zu Werke gehen".

„Zahlreiche Beispiele haben wir für die Thatsache gefunden, dass das Denken der Menschen, ihr Fühlen und Empfinden auf den verschiedensten Stufen der Kulturentwickelung eine erstaunliche Ähnlichkeit und Übereinstimmung besitzt, und dass eine Anschauung, einmal gewonnen, sie mag noch so widersinnig und unpraktisch sein, nicht selten auf Jahrhunderte hinaus, nicht aus dem Volksgeiste ausgerottet zu werden vermag. So erscheint manche hygienisch-rituelle Gewohnheit auf den

64) Ebenda S. XXXIV. 65) Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Leipzig, L. Fernau 1891, II. S. 600f. (Inzwischen ist auch eine V. Auflage erschienen).



ersten Anblick hin als ein instinktives Handeln, während sie bei näherem Zusehen als einfache Nachahmung fremder Sitten oder als Überlebsel aus früherer Zeit betrachtet zu werden verdient. Aber dennoch können wir es nicht verkennen, dass die gleichen Umstände und Verhältnisse in dem menschlichen Geiste bei den verschiedensten Völkern sehr häufig die ganz gleichen Gedankengänge anregen und auslösen, und deshalb mussten wir uns wohl hüten, aus einer Gleichartigkeit der Sitten und Gebräuche sofort auch einen Rückschluss auf eine ursprüngliche Verwandtschaft der betreffenden Nationen anstellen zu wollen".

„Regelmässigkeiten und Unregelmässigkeiten", von denen St. spricht, sind in der Volkskunde sprachliche Notbehelfe, um über augenblickliche Unwissenheit hinwegzuhelfen; denn in der Natur giebt es keine wirklichen Unregelmässigkeiten. Diese finden sich nur in unserer subjektiven Auffassung und unserem unvollkommenen Begriffsvermögen vor. Wir haben zu beobachten und zu beschreiben, und aus der Fülle von Beobachtungen kann gelegentlich, muss aber nicht, das Entwicklungsgesetz dem Forscher klar werden. Ein solches waltet unter allen Umständen ob, und dabei ist es müssig von Gesetzen gleichmässiger oder ungleichmässiger Entwicklung zu reden, da wir über die Schranken des bestimmten Wissens von Thatsachen bei Einhaltung unserer Methode nicht hinaus dürfen.

Wilken und ich auch und mit uns alle Volksforscher vertreten die Auffassung, dass man sich beim Vergleichen zunächst auf eine einzige Völkergruppe beschränken müsse. Eine Erscheinung ist vor allem innerhalb der Grenzen einer einzigen geographischen Provinz auf das allergenaueste zu ermitteln und ihr Charakter aufzuklären. Erst wenn diese Arbeit erledigt ist und man die psychologischen Motive erkannt hat, kann man zu diesen nach Parallelen ausserhalb der einen Provinz suchen. Äusserlich können nämlich weit von einander räumlich und zeitlich getrennte Sitten und Gebräuche täuschend ähneln, während sie ihrem Ursprung nach gar verschieden sein mögen. Wenn die Urhebe nicht erkennbar ist, kann man wissenschaftlich auch mit den ähnlichen Erscheinungen nichts anfangen. In der Ethnologie täuscht man sich in der Geschwindigkeit öfters als es den Anschein hat, und es liegt hier eine Analogie in der Sprachwissenschaft vor. Als man sich noch durch den beiläufigen Gleichklang einzelner Wörter bestimmen liess, Sprachenverwandtschaften herzuleiten, war es den Gelehrten unzweifelhaft, dass z. B. die lateinische, deutsche und hebräische Sprache verwandt seien. Hat doch durch solche Gleichklänge verführt erst vor wenigen Jahren ein Herr J. Topolovšek ein dickes Buch geschrieben, worin er die baskische Sprache als die Tochter der slovenischen zu erweisen trachtet[66]). Von den „Gegensinn"-Träumereien des Oxforder Professors Abel will ich hier lieber schweigen. Worauf die Fortschritte der modernen Sprachwissenschaft (man sollte richtiger von Sprachwissenschaften reden) fussen, ist hier unnötig auseinanderzusetzen. Der Fortschritt der Volkskunde beruht analog hauptsächlich darin, dass man es versteht, die primären Formen

---

66) Die Basko-slavische Spracheinheit I. Bd. Wien. K. Gerolds Sohn 1894, XLII, 250, gr. 8.

des menschlichen Gedankens, die Suffixe und Präfixe in der Entwicklung der Vorstellung von dieser selbst zu trennen und die Gesetze des einfachsten Denkens näher zu bestimmen.

Aus diesem Grunde erscheint mir Steinmetzs abfälliges Urteil über diese Methode als hinfällig. Ihm kommt sie „nicht als die richtige vor". „Die vergleichende Methode, soll sie ihren vollen Nutzen tragen", sagt er, „erfordert ja die Betrachtung mancher, in ihrer Lokalität, Art und Rasse möglichst weit auseinanderliegender Völker, umsomehr, weil die Ethnologie, wie die Statistik, mehr aus den Abweichungen von als aus den Übereinstimmungen mit der typischen Erscheinung zu lernen hat[67])". Das ist es eben, die „typische Erscheinung' und die ‚Abweichung' können nach seiner Methode, die unserem spezialisierenden Studium aus dem Wege geht, selten in voller Reinheit gewonnen werden. Damit ist nicht viel erzielt, wenn man das Vorkommen z. B. der Kohle in der ganzen Welt konstatiert, man muss ja die einzelnen Kohlenlager auch auf ihre Schichtungen geologisch untersuchen. So soll man auch Volkstümer im einzelnen wissenschaftlich allseitig erheben.

In der verkehrten Welt, will sagen bei unseren Antipoden in Amerika, gälte es, seltsam genug, als eine Schande, wäre der tüchtigste Geologe der Bundesstaaten nicht zugleich auch ein Volkskundiger. Dort hegt man nämlich die verschrobene Ansicht, dass jemand, der die Schichtungen und Lagerungen der Erde erforscht, selbstverständlich auch den menschlichen Bewohnern der Erdoberfläche aller Zeiten die grösste Aufmerksamkeit zuwenden müsse. Also kam es, dass in der zu Washington am 28. XII. 1894 abgehaltenen Hauptversammlung der AFLS. J. W. Powell das Wort ergriff, um seine Ansichten über The Interpretation of Folk-Lore den nichtfachgenössischen Fachgenossen bekannt zu geben[68]). Ich muss gestehen, dass sich dieser Vortrag durch Gedankentiefe, Klarheit und Einfachheit herrlich auszeichnet, so dass er wahrscheinlich einmal in einem Lesebuche des nächsten Jahrhunderts figurieren wird, wohl an Stelle einer der bisher beliebten Verherrlichungen von Raub- und Mordbrennerzügen. Die Methoden der Volksforschung seit dem Anbeginn des menschlichen Denkens fasst er gleichsam als Schichtungen auf. So bestechend und einleuchtend dies erscheint und es auch ist, muss man gleich vorausschicken, dass wir ihm nur mit der Einschränkung voll beipflichten, dass die angenommenen Schichten nicht etwa als geologische Ablagerungen, sondern als ineinander greifende, unausgesetzt wirkende Entwicklungen betrachtet werden sollen, die für die geistige Stufe der Beobachter zeugen, indem doch alle die seit jeher geübten Methoden auch in unseren Tagen ihre Vertreter haben, und zwar, die einfältigste natürlich die meisten. Er nennt vier Methoden: 1. die Erklärung durch Unterstellung (imputation), 2. durch Personification, 3. durch Versachlichung (reification) und 4. durch die wissenschaftliche Erklärung der Thatsachen. Mit der von ihm besonders formulierten Methode hat sich die Volkskunde nicht zu befassen, da ihr Objekt nicht die Naturerscheinungen als solche, sondern die darüber in der

67) Ethn. Stud. I. S. XIX. 68) IAFolk. Vol. VIII. 1895. No. XXIX. p. 97—105.

Folklore ausgedrückte Meinung der Völker ist. Für die Volkskunde sind eben diese Meinungen Gegenstand der Forschung als Thatsachen. Die nichtreale Welt der Erscheinungen ist die Welt der Realitäten für uns. Wir wollen feststellen und erklären, welche Stellung die Welt der thatsächlichen Erscheinungen im Glauben, in Sitte, Brauch und Recht der Völker einnehme[69]. Die für uns belangreichen Bemerkungen POWELLS folgen unterm Strich[70].

---

69) Eine prächtige, umfangreich angelegte Studie dieser Art liefert CHARLES JORET in seinem Werke: Les Plantes dans l'antiquité et au moyen-âge. Histoire, usages et symbolisme. Première partie. Les plantes dans l'orient classique. I. Égypte, Chaldée, Assyrie, Judée, Phénicée, Paris. E. Bouillon, 1897, XVIII 504, gr. 8°. 70) A. a. O. S. 103 ff.: „There are four stages of thought, four methods of explaining things, which accompany language from savage society to scientific society. Let us understand these four methods. Among the lowest peoples of mankind everything is explained by imputation. Let us see what that signifies. The savage hears a sound, and it becomes to him a symbol of a body or a bird; or it may be the creaking of a tree, and then he will impute animal life to the tree; he hears the thunder, and imputes that to some person, to some individual animal or human like himself. Wherever you take up North American mythology, among all of our tribes, you find that the chief method of interpreting the unknown is to impute it to something like man himself the method of interpreting by imputation. He does not invent new beings, but he gives new attributes, new characteristics, to the beings that he does know. He gives animal life to trees, and in various ways imputes to things attributes which do not belong to them. The sky above us is blue, and I think you will recognize that we sometimes call it the cerulean firmament, the cerulean solid. We inherit that expression; we know it is not a solid or a firmament, but our forefathers entertained the idea that the sky was a solid; and you may go everywhere among the North American Indians and find that it is a solid of various substances, generally of ice. They impute solidity to the sky, and when they find crystals scattered over the earth, they say that pieces of the sky have fallen. When it rains or snows, they will tell you that the rain god or some other god is scattering it from the sky. We find these ideas everywhere — in Australia and in India; but do not consider that the idea is borrowed. The idea is universal in one stage of culture that the sky is a solid, a blue solid of some kind, a firmament. The air is unseen and practically unknown to the savage mind as an ambient transparent fluid; but he knows of the winds and he knows of the human breath; so he interprets the wind as the breath of beasts, especially of great beasts who live in the four quarters of the earths. Then he discovers fannings that are much like breathings, and he may interpret the winds as the fannings of great birds. Then he discovers that the air may be pressed out of skin sacks, and that they also breathe, and so he concludes that winds may be carried in sacks. All of these are methods of imputation by which attributes are assigned to various things, which properly do not belong to them. At last a second method of interpretation arises. By and by it comes to be discovered that there is an error in the first interpretation, and then mankind begins to personify attributes. So the lightning becomes a person or, as we say, a god. So there is a rain god, & a lightning god, & a morning god & an evening god, & a god of light & a god of darkness, & many other personified attributes. So there arises a vaste system, of personified properties, which is usually called mythology. The second method, then, is by personification, the first is by imputation. The third, to which I must come at once without explaining further, is by reification, making a thing out of an attribute, making an abstract thing into a subtle material thing; & this follows all the way down to the present time. All of these methods are found more or less in savagery, but imputation prevails; in barbarism personification prevails; in early civilization reification is the more common error of interpretation. So we have essences & principles & all sorts of abstractions reified, made into real, material

Die philologische Methode. Es kann hier selbstverständlich nur von deren Anwendung auf volkstümliche Überlieferungen die Rede sein, nicht von der philologischen Methode an sich, über die ich aus Bescheidenheit vor den gelehrten Romanisten, den Lesern dieser Zeitschrift nicht sprechen mag. Ich selber bin zudem kein Berufsphilolog, sondern ein Mussphilolog, einer der durch die Umstände unablässig die Editorkünste und Fertigkeiten eines slavischen Philologen ausüben muss. Der Aufschwung der Wissenschaft brachte es mit sich, dass der allwissende Philologe in den Ruf eines Nichtswissers gelangt ist. Man setzt sich naturgemäss lieber mit dem Spezialisten auseinander, der sein Sondergebiet beherrscht. Philologie als Sprachkenntnis und Sprachverständnis ist für den Volksforscher ein Mittel zum Zweck; je vollkommener er die Sprachen inne hat, desto eher wird er den Inhalt der Rede im Sinne der Autoren, d. h. des Volksmundes auffassen. Der Philologe stellt sich die Aufgabe, durch Vergleichung aller vorhandenen Texte eines Schriftwerkes einen Text herzustellen, der dem verloren gegangenen Urtext des Autors möglichst nahe käme; diese Methode ist in der Volksforschung ein Unding, weil jede vorkommende Fassung einer Volksüberlieferung in Sage, Sitte, Brauch usw. an und für sich ein Urtext ist, in den man nichts interpolieren und aus dem man nichts emendieren darf, weil ein solches Thun wie eine Verfälschung wäre. Die philologische Technik hat der Volksforscher soweit zu bewältigen, dass sie ihn in den Stand setze, die Texte minder bekannter Sprachen und Mundarten in eine durch lexikographische und andere litterarische Hilfsmittel leicht verständliche Sprache vollständig und vollwertig umzudeuten. Der Grammatiker sammelt alle vorhandenen Formen eines Wortes aus allen Entwicklungszeiten einer Sprache, der Sprachwissenschafter die sämtlichen zu einer bestimmten Sprachgruppe gehörigen; der Folklorist sucht wieder die Formen einer Überlieferung in seinem geographischen Gebiete

---

things, or interpreted as some strange metaphysical being which is supposed to be not yet fully understood. What is two? Who shall explain the number two? Ah, we have it! It is the principle of duplicity. Triplicity is the principle by which the number three is explained, multiplicity is the principle by which the many are explained. Then plants have mysterious virtues, & various mysterious principles are discovered in all the world — mere names for phenomena not understood. This is the method by reification. There is a fourth. All the way down the history of mankind, from the earliest savagery to the present time, some knowledge has been current; but the unknown has been more & more revealed & knowledge has increased. In this increase four great class of properties or attributes are discovered: the properties of number, the properties of form, the properties of force, & the properties of genesis. When we understand any body in the world numerically or classifically, formally or morphologically, causally or dynamically, & genetically, we are supposed to fully understand it, & the mind rests satisfied with the knowledge; but as long as any attribute of number, form, force, or genesis remains unexplained, the human mind is unsatisfied and refuses to rest in peace. This is the scientific intrepretation of facts, & depends upon the true facts. In the study of folk-lore, then, we should endeavour to discover by which of the methods of interpretation the opinions have been developed. Considered from this point of view, it will be understood that the Folklore Society [wir wollen lieber sagen: die Volkskunde als Wissenschaft] has an important fonction to perform-no less than the investigation of the history of human philosophy".

festzustellen, und als Ethnolog nennt er die gesammte Menschheit aller Zeiten sein Gebiet und beschränkt sich nicht auf irgend ein auserwähltes Volk. Weitere Berührungen zwischen philologischer und folkloristischer Methode liessen sich ohne Künstelei schwer noch nachweisen. Im übrigen braucht ein Philolog kein Volksforscher, und der Volksforscher kein grosser Philolog zu sein, und dabei kann doch jeder in seinem Fache Bedeutendes leisten.

„Die Akribie philologischer Kritik kann nicht scharf genug gehandhabt werden in minutiösen Detaillierungen, um bei historisch ausspähendem Durchwandern polyglottischer Forschungsgebiete gesicherte Anhalte zu gewähren, aber sie ist machtlos gegenüber dem Wort, das dem Witz der Volksetymologien verfallen, oder welches in primordialen Vorregungen dasjenige erst noch braut, was später zum genialisch erfrischenden Trank abdestilliert werden soll (bei echt genuinen Ingredienzien). Die Ethnologie arbeitet im chemischen Laboratorium (zur experimentellen Erprobung der Elemendargedanken auf ihrer Spannungsreihe) noch nicht im Prunk der Gastgeber schon, der die Becher kredenzt, woraus die „Unendlichkeit schäumt“ (in Phänomenologie der Weltweisler). Aber: „Alles hat seine Zeit“ (predigt der Weise), und vorher muss die Welt bekannt sein, wie sie ist (bei Überschau der Menschheit auf dem Globus), ehe die Weisheit ihre Künste daran versuchen darf, um einen über dädonäisches Weltsystem gespreiteten Peplos zu weben, statt Hirngespinnste zu spinnen (wie die Schöpfungsspinne Guineas ihren dickköpfigen Negern im dunklen Kontinent[71])“.

Hält man sich dies vor Augen, so wird einem klar, dass die philologische Methode in der Volkskunde nur soweit angebracht ist, als es sich dabei wirklich um philologische Fragen handelt. PAUL REGNAUD ist anderer Ansicht und sucht in der Vorrede seines Buches ‚Comment naissent les mythes?‘[72]) für seine, angeblich philologische Methode der Mythenforschung Stimmung zu erzeugen. Er kanzelt vor allem Max Müller und dessen Nachtreter ab, was schon längst zu den billigsten Vergnügungen gehört, um sich dann mit voller Wucht auf zwei der namhaftesten Volksforscher unserer Tage zu werfen. Dahinter verbirgt sich nicht etwa die bekannte rabies philologica, sondern noch ein spassigeres Ding. Geben wir ihm vor allem das Wort:

„Les chefs du mouvement radical, M. Gaidoz en France, M. Andrew Lang en Angletterre, ne se laissèrent pas toucher par tout ce qui pouvait militer en faveur d'une transaction moyennant laquelle ils auraient épargné les plus sûrs résultats des travaux de leurs devanciers. Ils restèrent intransigeants dans toute la force du terme.

„Pour eux, point de métaphores originelles, point de mythologie ethnique; mais au début une matière première indivise et chaotique, sans

---

71) A. BASTIAN: Lose Blätter aus Indien I. S. 166. 72) Bibliothèque de philosophie contemporaine. Comment naissent les mythes I. Les sources védiques du Petit Poucet. La légende hindoue du déluge. — Puraravas et Urvaci. Avec une Lettre-dédicace à M. Gaston Paris et un Appendice sur l'état actuel de l'Exégèse védique par PAUL REGNAUD, professeur de sanscrit et de grammaire comparée à la faculté des Lettres de Lyon. Paris 1898. Felix Alcan, XX, 252 p. 8° pt.

histoire ni géographie, une sorte de nébuleuse enfantée par les rêves confus et fantasques des peuples enfants. Nul lien d'ailleurs entre ces songes sans suite de cerveaux livrés à toutes les suggestions de l'erreur; partant, nulle liaison, nuls rapports logiques, nulle base, en somme, de classement scientifique parmi des faits qui n'ont de commun que leur incohérence même. Aussi l'école nouvelle se borne, pour tout principe d'ordre, à des juxtapositions à peine gouvernées par de vagues analogies dont rien ne saurait assurer la valeur probante, et dépourvues de toute garantie scientifique. La mythologie de MM. Gaidoz et Lang est, à vrai dire, la forme généralisée de l'idéologie pathologique de l'humanité, et cette aberration mentale de toute la race est aussi triste, aussi vide, aussi stérile, aussi réfractaire à tout arrangement systémathique dans ses manifestations que la folie individuelle elle-même" (p. XIII—XV).

Ich wüsste darauf eine gepfefferte Anekdote zu erzählen, doch sehe ich davon ab, indem ich mich mit der Bemerkung begnüge, dass die Behauptungen REGNAUDS betreffs der Methode GAIDOZS und LANGS (weiss der Himmel, ob man überhaupt von einer eigenen Methode dieser zwei Forscher sprechen darf) vollständig gegen die Wahrheit verstossen. Der eine, wie der andere ist so tüchtig philologisch geschult, dass man beide als Muster geschulter Philologen bezeichnen könnte, und in der Zusammenstellung ihrer Parallelen zu Volksüberlieferungen beobachten sie die Grundsätze allergewissenhaftester Kritik. Von Gaidoz weiss ich es aus eigener Erfahrung im Laufe von fünfzehn Jahren unseres Verkehres. Bevor er eine Mitteilung als vollwertigen Parallelbeleg anerkennt, scheut er keine Vielschreiberei, um bei allen vorhandenen Spezialerforschern eines Volkes die umfassendste Umfrage zu pflegen und alle Nuancen einer Überlieferung historisch und geographisch zu erheben. Gerade diese peinliche Umständlichkeit bei der Bewertung der zu Studien als Beleg verwendbaren Nachrichten kennzeichnet einen Gaidoz vor vielen anderen und erweckt bei Laien die irrige Vorstellung, als befolgte er eine absonderliche Methode.

Auf Andrew Lang ist REGNAUD des weiteren auch nicht gut zu sprechen. Die Vorrede ist im Grund genommen nicht viel anderes, als eine höchst befremdende Herabwürdigung Langs und daneben eine Anpreisung einer „philologischen" Methode. R. will mit seinem Buche zeigen, wie man sich dieser Methode bedienen müsse. Er verspricht da Details zu liefern, für seine Ansicht, dass „les contes populaires de l'Orient et de l'Occident ont leur source, sinon dans les hymnes védiques mêmes, du moins dans le fonds commun des idées et des textes liturgiques, qui se sont développés dès l'époque dite d'unité autour des rites du culte indo-européen, ou de la religion du feu sacré".

Es wäre Zeit und Raumvergeudung über die Haltlosigkeit dieser längst entkräfteten Hypothese ein Wort zu sagen, doch seine Methode, die er an dem international verbreiteten Märlein vom Däumling übt, muss ich leider doch beleuchten. Bleiben wir hübsch beim Anfang seiner Betrachtung, denn es könnte sonst leicht einer meinen, dass ich aus Schalkheit absichtlich eine minder gelungene Stelle aus der Mitte herausgreife, um den Franzosen ins Lächerliche zu ziehen. Hören wir denn zu:

„I. — Le père de famille aux sept fils. [Nach Perrault] ,Il était une fois un bûcheron et une bûcheronne qui avaient sept enfants, tous garçons' R. V. [Rigveda]., I. 164, 1, atrāpaçyam viçpatim saptaputram. ,J'ai vu là (au lieu du sacrifice, sur l'autel) le maitre de la demeure (ou le chef de famille) aux sept fils'. Le maître de la demeure est la personnification du Soma enflammé ou de la liqueur sacrée qui contient les flammes sacrées personnifiées à leur tour sous la forme de ses fils.

Aux même hymne, vers 10, on trouve l'explication du nombre sept, qui représente les éléments du sacrifice divisés en trois pères, trois mères et un fils. — L'idée commune et qui permet la substitution du total au détail résulte du fait qu'il s'agit de part et d'autre des éléments en question. Les sept fils sont ces éléments, abstraction faite du père qui est compté séparément'.

Mit den weiteren Träumereien Regnauds muss ich den Leser verschonen. Hier leuchtet der Unverstand aus der Probe klar als solcher hervor. Es ist unsweifelhaft, dass man einen Strumpf nicht mit einer Pickelhaube und eine Pickelhaube nicht mit einem Schleifstein, sondern Strumpf mit Strumpf und Pickelhaube mit Pickelhaube vergleichen darf, also immer gleichartiges und ähnliches der Form und der Sache nach. Was hat, um Himmelswillen, der Anfang des Däumlingmärchens mit dem rigvedischen Verse zu schaffen?! Wo steckt irgend etwas dunkles, rätselhaftes im Märchenanfang?!

Nicht einmal neu ist Regnauds Methode; sie ist unter Folkloristen als das Geheimnis vom Matschakerhof ziemlich bekannt. Der Matschakerhof ist ein Wiener Hotel nächst dem Graben und ein öffentliches Durchhaus zwischen der Seiler- und Spiegelgasse. Es ist also durch- und zugänglich für jedermann. Warum heisst aber das Haus der Matschakerhof? Darüber weis der Urwiener zu erzählen. Als man vor Zeiten das Haus baute, fand man tief in der Erde eine Steinkiste, die gar schwer war und seltsam aussah. Man öffnete sie und erblickte darin (der Erzähler berichtet es mit Schaudern) ein Matschakerl! Frägt man nun, was denn das für ein Wesen oder Ding sei, so wispelt man einem geheimnisvoll zu: ,Dös woass neamd net, weil no ka Mensch ans g'segn hot'. (Die Aufklärung ist einfach die, dass das Haus nach dem Namen seines verschollenen Besitzers, eines Herrn *Matschak* (das slav. Wort bedeutet *Kater*) benannt wurde).

Der Anhang über l'état actuel de l'éxégese vedique (p. 198 ff.) ist ein interesseloses Gezänke betreffs der richtigen Übersetzung mehrerer Sanskritverse, mit der Entstehung von Mythen hat er nichts zu schaffen; das Résumé (p. 245—249) gipfelt in dem Dogma: ,Toute la mythologie indo-européenne tire son origine de substitutions et de personnifications verbales'. Die wissenschaftliche Volkskunde der Gegenwart erkennt kein Indoeuropäertum an und mag von einer indoeuropäischen Mythologie nichts wissen. Das sind in Gelehrtenstuben ausgeheckte Fabeleien, an denen ein Gaidoz häufig seinen Sarkasmus und ein Lang seinen lustigeren Spott geübt haben. Hinc illae Regnaudii lacrumae (man kann auch sagen: lacrimae).

Der Wege, die zu Erkenntnissen führen giebt es zuweilen mancherlei, wenngleich in der Wissenschaft das Sprichwort: ,Alle Wege führen

nach Rom' keine Geltung besitzt. Ganz zu verwerfen ist jedenfalls jene Methode, die ich mit dem Namen Krekismus belegte[73]), die eitle, aus der Luft gegriffene Phantastereien mit ernster Miene für volkswissenschaftliche Erhebungen und Ergebnisse ausgiebt und persönliche Denkunfähigkeit als die Höhe der Einsicht bewundert. Auch die in Verruf geratene sprachwissenschaftliche Methode (die mit der philologischen nicht identisch ist) hat bei der Erforschung nicht bloss stamm- sondern zugleich auch sprachverwandter Völker, zumal einer und derselben geographischen Provinz, einen oft ausschlaggebenden Wert, namentlich in Einzelfällen bei Ergründung geschichtlicher Entwicklungsformen bestimmter sozialer Erscheinungen. Bei derartigen Sonderuntersuchungen kann man zuweilen gar nicht ohne Schaden der Beihilfe exakter sprachwissenschaftlicher Methode entraten.

Die naturwissenschaftliche Methode sich immer vor Augen haltend, mag man getrost auch alle älteren, subjektiven einer Prüfung unterziehen. Man darf es ferner als einen Beweis von Überlegenheit der neuen Methode hinstellen, wenn da und dort einer, das gute Prinzip einer längst abgetanen und verachteten Methode wieder erkennt und bei günstiger Gelegenheit wissenschaftlich anwendet.

Der kyrenäische Philosoph Euhemeros (318—279 vor u. Z.) verfasste eine uns bedauerlicherweise nicht erhaltene „Heilige Urkunde", worin er zu zeigen suchte, dass alle im griechischen Volkskultus verehrten Wesen nur vergötterte Menschen, namentlich ehemalige Könige und Feldherren, Eroberer und Helden gewesen wären. Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass der vielgereiste Grieche die nach ihm benannte Methode der Mythendeutung nicht frei erfunden, sondern seinerzeit berühmten, ausländischen Mustern abgeguckt haben mochte. Mit Hinblick auf eine Studie A. Wiedemanns über „Menschenvergötterung im alten Ägypten[74])" nehme ich an, dass Euhemeros' Vorbilder im Nillande zu suchen und zu finden seien. Wiedemann liefert hier in Umrissen die Geschichte der Vergötterung der Könige und angesehener Privatpersonen und beglaubigt seine Angabe mit Berufungen auf neuentdeckte Denkmäler. Hier ist der Euhemerismus durchaus begründet als Methode. „Das Wesentliche", so schliesst Wiedemann seine bedeutsame Abhandlung, „ist die eigenartige Erscheinung, dass im alten Ägypten neben der göttlichen Verehrung der Könige eine solche von hervorragenden Privatpersonen stattfinden konnte, und, dass man solchen, wenigstens gelegentlich, noch über ein Jahrtausend nach ihrem Tode Anbetung zollte und Opfer darbrachte. Ein deutlicher Beweis, dass man gegebenen Falles berechtigt ist, ägyptischen Göttergestalten gegenüber euhemeristischen Grundsätzen zu huldigen, wiewohl man sich andererseits wohl hüten muss, dies nun gleich zu verallgemeinern und ohne Weiteres auch andere Götter, wie Imhetep, für vergöttlichte Menschen zu erklären. Die Thatsache selbst aber, dass in vollkommen historischer Zeit in einem hoch entwickelten Kulturlande derart ein Mensch, unter allmähliger Abstreifung seiner geschichtlichen Züge, zum Gotte werden konnte, scheint auch für andere Länder und für manches Rätsel Lösung zu versprechen".

73) Vgl. Böhmische Korallen aus der Götterwelt, II. A. Wien 1897. Löwit. 74) AUQ. 1897. S. 289—299.

VIII. Die mythologische und die psychologische Methode. — Das Gesetz der Ausnahmeerscheinung. — Der Fetischismus keine Kultform. — Die Symbolik und ihre Methode. Ferdinand Kürnberger sagt in einer seiner italienischen Novellen mit Bezug auf die bildenden Künstler, die Mythologie fange bei ihnen unter der Leibwäsche an. Bei manchen Folkloristen hingegen beginnt häufig die Mythologie unterhalb der Grenzen vernunftmässiger Verstandesarbeit. Die zahlreichen Buchmythologien mit ihren seltsamen Systemen weichen darum so stark von einander ab, weil sie im Grossen und Ganzen nichts anderes sind als mit gelehrten Citaten vollgestopfte Dichtungen, die sich an die feststehenden Regeln der Dichtkunst nicht kehren.

Den „allgemeinen Begriff der Mythologie“ definiert E. H. Meyer[75]) nach älteren Mythologen deutscher Schule, wie folgt: „Unter Mythologie versteht man sowohl ein wissenschaftliches Objekt als auch die Wissenschaft von demselben. Als wissenschaftliches Objekt ist sie die Summe der Bilder und Dichtungen (μῦθοι), in denen die religiös-poetischen Anschauungen eines Volks von gewissen Vorgängen des Menschenlebens und der Natur ausgeprägt sind. Als Wissenschaft ist sie eine der historischen und zwar diejenige, welche den Ursprung und die Entwicklung dieser Anschauungen innerhalb des Volkes bis hinauf zu der mehr oder minder künstlerischen Gestaltung, ethischen Vertiefung oder gar philosophischen Systematisierung derselben durch hervorragende Individuen erzählt“.

Meyer unterscheidet „drei Hauptströmungen der ältesten Mythologie, entsprechend den drei Urquellen derselben, 1. der Seelenglaube, 2. der Alb- oder Marenglaube und 3. der Naturdämonenglaube, aus denen sich später 4. der Götter- und 5. der Heroenglaube entwickelten[76])“.

Für ein Hand- und Schulbuch ist diese „methodische“ Einteilung leidlich, indem sie eine freilich willkürliche, zuweilen möchte man dafür sagen, mutwillige Anordnung des Stoffes nach Rubriken erleichtert. Diese Reihenfolge ist in der Natur der Erscheinungen gar nicht begründet und darum ist diese Methode der Darstellung ungeeignet, den Studierenden zur geistigen Weiterarbeit anzuregen, vielmehr ermüdet sie jeden Leser des Buches durch die fortwährende Zumutung, das Gedächtnis mit einer Fülle unzusammenhängender Notizchen und Litteraturnachweisen ungebührlich zu belasten.

Ein methodischer Fehler der älteren deutschen Mythologenrichtung, der bei slavischen Mythologen zur zügelosen Götterfabrikation führte (siehe Krek, Nodilo usw.), lag darin, dass man den erstbesten nicht auf den ersten Blick verständlichen Zug einer Sage oder eines Märchens als einen Beweis für irgend eine im indogermanisch-arisch-asiatisch-europäischen Altertum wurzelnde Gottheit hinstellte. Man ging von der vorgefassten Meinung aus, die wohl dem nationalen Kälberdünkel schmeichelt, dass die Vorfahren in unvordenklichen Zeiten eine hohe Kultur und einen entsprechend hochentwickelten Götterkult besessen haben, von dem die Sagen der letzte Niederschlag wären. Der Gedankengang ist, dass der

75) Germanische Mythologie. Berlin 1891. Mayer & Müller, S. 9.
76) Ebenda S. 10.

religiöse Brauch mit dem Opferdienste älter als die Sage sei, doch trifft diese Voraussetzung durchaus nicht zu; denn die Betrachtung des Glaubens primitiver Völker leitet zu einer gegenteiligen Anschauung. Richtig ist, dass die Mythen bei steigender Kultur eines Volkes einen religiösen Kult und einen geordneten Götterhimmel einleiten, dann aber, dass im Laufe der Entwicklung der Kult zum Ausgang neuer Mythenbildung werden kann. Ein reicher Mythenschatz und eine reiche Kultur sind zwei von einander unabhängige Erscheinungen, die ihre eigenen Wege wandeln und gesondert zu erforschen sind, weil die Vorbedingungen für jede anderer Art sind. Schliesslich hat man bei der Sagenforschung die Göttersagen als ein jüngeres Produkt von der Menge der ätiologischen Sagen strenge auszuscheiden. Ein Volkskundiger wie K. von den Steinen zeigte uns endlich mit seinen Bakaïri ein Völkchen ohne Göttersagen in unserem Sinne. Diese Leutchen in Zentralbrasilien hatten sich zu solchen Begriffen überhaupt noch nicht durchgedacht.

Wie sehr von vornherein die landläufige Methode einer älteren Mythologenrichtung verfehlt ist, legt von den Steinen in seinem klassischen Werke „Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens“[77]) bei der Besprechung der Erfindung des Feuers dar: „Es ist klar, wir dürfen uns von den späteren mystischen, poetischen, religiösen oder naturwissenschaftlichen Vorstellungen, die sich auf das Feuer beziehen, nicht beirren lassen und den Naturmenschen, der ein nüchterner, beschränkter Praktiker ist, nicht als das ansehen, was er nicht ist, weder als einen Philosophen, noch als einen Erfinder der Neuzeit. Wenden wir uns an die lebendige Erfahrung, so verschwindet sofort das Hindernis am Anfang, nämlich der nur für die Zeit entwickelter Eigentumsbegriffe nicht unlösbare Widerspruch, dass ein Ding gleichzeitig mit Schrecken erfüllt und bei Nacht unentbehrlich geworden ist.“

In den ursprünglichsten Verhältnissen hängt das Leben der Religion vom Leben des Stammes oder der staatlichen Bildung ab, von der sie angenommen worden, und je fester begründet und kräftiger dieser Organismus, ist auch seine Religion.

Der Sonderglaube muss, wie Brinton bemerkt, gewisse innere Wandlungen durchmachen, um sich ein weiteres Gebiet zu eröffnen. Die Hauptsache dieser Entwicklungsstadien kann man als eine Übertragung religiöser Vorstellung bezeichnen, und zwar: 1. vom Gegenstand zum Symbol; 2. vom Ceremonialgesetz zum persönlichen Ideal und 3. vom Stammes- zum Nationalbegriff der Religion[78]).

Brinton verficht die Ansicht, dass die Mythologie von der Religion, nicht aber die Religion von der Mythologie herstamme. Er sagt: The sources of mythology are psychic. They are not to be traced to the external world, whether ritual or natural. Myths are not figurative explanations of natural phenomena, they are not vague memories of ancestors and departed heroes, they are not philosophic speculations or poetic fancies. They are distinctly religions in origin, and, when genuine, are the fruit of that insight into the divine, that «beatific vision», on

---

77) Berlin 1894 Dietr. Reimer S. 144. 78) Religions of primitive peoples. New-York 1897. G. P. Putnams Sons 1897 p. 249.

which I have laid such emphasis as the real and only foundation of all religions whatsoever«[79]).

Diese Erklärung des amerikanischen Denkers hat nur für einen bestimmten Kreis von Mythen Geltung, die besonders zu klassifizieren sind und seine Bemerkung ist nur in dem von ihm gebrauchten Zusammenhange zu verteidigen.

In der Volkskunde-Perspektive geht die Mythologie in der Religionswissenschaft auf, sofern nämlich die nationalen Gesichtspunkte bei der erdrückenden Fülle gleichartiger Glaubensformen aus allen geographischen Bezirken, durchgehends wegen ihrer Bedeutungslosigkeit in Wegfall kommen. Die Volkskunde steuert zum Aufbau einer eigentlichen Religionswissenschaft die unerlässlich notwendigen Stoffe bei; diese Wissenschaft ist gewiss, wie auch D. G. Brinton bemerkt, erst im Entstehen begriffen, doch dürfen wir vorausgreifend den volltönenden Ausdruck immerhin der Kürze wegen beibehalten, um nicht mit Brinton stets „Das Studium der primitiven Religionen" sagen zu müssen. Er geht vorzugsweise von den primitiven Völkern, den Indianern und Negern aus; der Volksforscher in Europa kann wieder getrost die Methode Brintons auf europäische Völker anwenden und gelangt dann zu denselben Ergebnissen, wie jener. Es dreht sich hiebei ausschliesslich um Abstreifung bestimmter schulmässiger Vorurteile und einer hemmenden Befangenheit, die uns die Thatsachen des Volksglaubens durch die „Kulturbrille" (nach K. von den Steinen) in schiefe Winkel stellen.

Brinton erläutert die Forschungsweise der wissenschaftlichen volkskundlichen Glaubensuntersuchung wie folgt[80]): » . . . such a method is absolutely without bias or partisanship; that it looks upon all religions alike as more or less enlightened expressions of mental traits common to all mankind in every known age. It concedes the exclusive possession of truth to none, and still less does it aim to set up any other standard than past experience by which to measure the claims of any. It brings no new canons of faith or doctrine, and lays no other foundation than that which has been laid even from the beginning until now.

But just there its immediate utility and practical bearings are manifested. It seeks to lay bare those eternal foundations on which the sacred edifices of religion have ever been and must ever be erected. It aims to accomplish this by clearing away the incidental and adventitious in religions so as to discover what in them is permanent and universal. Those sacred ideas and institutions which we find repeated among all the early peoples of the earth, often developing in after ages along parallel lines, will form the special objects of our investigation. The departures from these universal forms can be traced to local or temporary causes, they turn on questions of environment, and serve merely to define the limits of variability of the ubiquitous principles of religion as a psychic phenomenon, wherever we find it.

This is not „theology". That branch of learning aims to measure the objective reality, the concrete truth, of some one or another opinion concerning God and divine things; while the scientific study of religions

---

79) Ebenda p. 114. 80) Ebenda p. 3 squ.

confines itself exclusively to examining such opinions as phares of human mental activity, and ascertaining what influence they have exerted on the development of the species or of some branch of it. Therefore it is never „polemic". It neither attacks nor defends the beliefs which it studies. It confines itself to examining their character and influence by the lights of reason and history.

The methods which we employ in this process of reduction are three in number: 1. The Historic Method; 2. The Comparative Method; 3. The Psychologic Method".

Einen methodisch wichtigen Gedanken spricht FRANZ BOAS hinsichtlich der Mythendeutung aus, man habe nämlich nicht von den ausgebildeten Mythen, sondern von den allereinfachsten mythischen Vorstellungen auszugehen, weil jene förmlich auf den Trümmern zerstörter mythischer Welten entstanden seien. Seine Worte lauten: „The contents of mythology prove clearly that attempts at the explanation of nature are the primary source of myths. But we must bear in mind that, owing to the modifications they have undergone, we cannot hope to gain an insight into their earliest form by comparisons and investigations, unless these are based on a thorough inquiry into the historical changes that have given to myths their present forms. It would seem that mythological worlds have been built up, only to be shattered again, and that new worlds have arisen from the fragments."[81])

Um die Wandlungen, denen Mythen unterliegen, zu verstehen, muss man jedesmal genau den Ausgangspunkt der Mythe zu erkennen trachten und darnach erst eine Frage wissenschaftlich aufwerfen. L. Frobenius geht in diesem Falle von einem „Gesetz von der Regelmässigkeit und Ausnahme" aus und sagt mit Hinblick auf Naturvölker als die Bewahrer einfachster mythischer Vorstellungen[82]): „Die wichtigste Thatsache im Geistesleben der Naturvölker ist eine solche, die im direkten Gegensatz zu stehen scheint zu unserem, dem Geistesleben der Kulturvölker unserer Zeit, die ein festes Gewebe wissenschaftlich bewiesener Thatsachen allen Vorstellungen zu Grunde zu legen beflissen sind. [Wo hausen diese unsere Kulturvölker?!] Ein Naturvolk geht nicht von der Beobachtung der regelmässigen Erscheinungen, der Gesetze in der Natur aus, sondern von der Beachtung der Ausnahmeerscheinungen. [Der bosnische, friesische, sizilische oder chinesische Bauer etwa nicht ebenso?!] Das ist eine eigenartige, aber nahe liegende und leicht verständliche Beobachtungsweise. Was immer und immer wiederkehrt, das kennen wir, darnach richten wir uns ein, das fällt nicht auf. Aber ein Ereignis, das unerwartet eintritt, das ruft die Aufmerksamkeit wach; da tritt die Frage nach dem „Wie" und „Warum?" näher; wir bemühen uns sein Wesen zu verstehen, damit wir seine Wiederkehr verhindern, resp. herbeiführen können. Das regelmässige Auf- und Niedergehen der Sonne, das kümmert den Wilden wenig. Kaum, dass er dessen achtet, der Erscheinung eine Mythe widmet. Dagegen die Sonnenfinsternis! Die plötzliche Ausnahme-

81) Im VI. vol. of SMAFLS.: Traditions of the Thompson River Indians of British Columbia, collected by JAMES FREIT. With Introduction by FRANZ BOAS & Notes. Boston & New-York, Houghton, Mifflin & Co. 1898. 82) IAE. 1896, IX. S. 130 („Stilgerechte Phantasie").



erscheinung muss ihn ängstigen, in der Bestürzung stammelt sein erregter Geist eine Erklärung, die nun zum Grunde für weitere Mythen, zu einem Sonnenkultus vielleicht sogar werden kann".

Man darf es gerade heraus als ein Hindernis für den methodischen Ausbau der Mythologie bezeichnen, dass die Arbeiter den Ausdruck *Fetischismus* überall anwenden, wo sie über die Sache und mit sich nicht im Klaren sind. Wenn sich nun zwei von einander unabhängig schreibende Forscher gegen den Gebrauch dieses Wortes aussprechen, muss man ihre Gründe auch beachten. Beinton sagt: „We cannot even take fetishism as a special form of the cult or external worship; for it goes hand in hand with every phase of objective religion. It is quite as prevalent now, in proportion to the general strength of the religious sentiment, as it ever was, and is visible in the sacredness which all sects of the highest religions attach to certain objects and places. When the Christian touches the bone of a saint that he may be healed of an infirmity, or when he speaks of his church edifice as „the house of God", or when he packs in his trunk a Bible „for luck's sake", he is as much a fetishworshipper as the negro caboceer who collects around him a thousand pieces of rubbish because he thinks they have brought him good fortune."[83]).

„*Fetischismus*" verdeutscht L. Frobenius[84]) mit „stumpfsinnige, ideenlose Verehrung". In diesem Sinne, meint er, verstünden die Religionsschriftsteller das Wort. So manche, jedoch nicht auch alle Volksforscher, die sich des Ausdrucks weitaus seltener, und wenn schon, so doch mit einschränkenden Beiwörtern bedienen, z. B. als Glücksfetischs für eine besondere Art von Amuleten; Holzfetischs, zur Bezeichnung des Stoffes. Trotzdem ist die weitere Ausführung F.'s methodisch so richtig, dass man sie im vollen Wortlaute anführen darf: „Da nun aber der Fetischismus nicht eine Anschauungs- oder Kultform, oder wie man es sonst nennen will, der Wildstämme ist, sondern eine Bezeichnung der Europäer, für die kein Wildvolk eine Übersetzung hat [woher denn?! die denken und schreiben doch nicht, wie wir, von der hohen Warte des Monotheismus über ihren Glauben!], so muss die Entwicklung unserer Weltanschauungskritik kurz erörtert werden. Der Fetischismus wuchs aus der Ethnographie, d. h. der einfachen, naiven Beschreibung der Sitten heraus. Wenn man hörte, dass einem Stein, einem Stabe, einem Huhn, einem Topfe, einer Schlange, und wer weiss, welchen Dingen sonst noch, gleichzeitig Verehrung gezollt wurde, so konnte das den Gedanken ideenloser Verehrung allerdings wachrufen. Es wurde, — und man kann das Verfahren heute noch beobachten, — alles was man nicht verstand in dem Kapitel „Fetischismus" untergebracht. Aber auch noch im Beginne der ethnologischen Studien, d. h. des Vergleiches der Sitten und Anschauungen, fand die Aufstellung des Fetischismus eine beweiskräftige Verteidigung. Das Gesetz vom Auffallen der Ausnahmeerscheinungen mit seiner weittragenden Bedeutung wurde noch nicht erkannt, sondern nur geahnt und daher fasste man die infolge dieser und auch noch anderer Unkenntnisse nicht verständlichen Kultformen unter „Fetischis-

83) L. c. p. 134. 84) IAE. 1896 S. 132 f.

mus" zusammen. Erst jetzt, wo die Entwicklung der Formen und Anschauungen und deren Einheitlichkeit berücksichtigt werden, wo also die höhere Ethnologie beginnt Boden zu fassen, erst jetzt ist es möglich mit Zugrundelegung der „Motive" und Entwicklungsgesetze, sowie der Annahme unbekannter, oder in Verlust geratener oder auch verschobener Motive nachzuweisen, dass keine Erscheinung der Anbetung allein steht, sondern, dass der innere Zusammenhang der Formen des Kultes und der Ideen und Gesetze der Weltanschauung als notwendige Thatsache anerkannt werden muss, wenn es gelingen soll, die Anschauungen der Wildstämme überhaupt zu verstehen."

Die „höhere Ethnologie, die Boden zu fassen beginnt", nenne ich bescheiden *Volkskunde* als die Detailforschung der Völkerkunde, und dann stimmt unsere Rechnung beiderseits.

In den Kreis des *„Fetischismus"* ziehen viele Folkloristen auch die religiösen, durch Bilder ausgedrückte Symbole mit ein. Diese Art von Symbolik ist weitaus verschieden von jener, die Goethe meinte, als er schrieb: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen"[85]). Das Wort Offenbarung steht nicht im Wörterbuch des Volksforschers, der sich beim Studium der Symbolik an sichtbare, wo möglich greifbare Darstellungen halten muss. Er hat die Bedeutung der Symbole und ihren Einfluss auf die Ausbildung der Mythologie zu ergründen und geht dabei jeweilig von feststehenden Bildern aus, die wir Symbole für den Ausdruck gewisser Gedanken nennen.

Eine methodisch musterhafte Untersuchung über „die Feder und die Flügel in der alten Mythologie" als Symbole nämlich leistete SARA YORKE STEVENSON[86]). Ausgehend von unseren unkultivirtesten Zeitgenossen in allen Teilen der Welt, verfolgt die Verfasserin eine ursprüngliche Vorstellung durch alle Völker von mehr oder weniger raschem Wachstum und durch jene, deren nationales Dasein kürzer oder länger gewährt hat. Sie sucht den Faden durch das Wirrsal der Zeiten und menschlicher Entwickelung, bei den Chinesen, den s. g. indogermanischen Völkerschaften, den Iraniern, den Römern, Griechen, den vedischen Hindus, den Babiloniern usw., bis sie nach Egypten gelangte und auf Zustände stösst, die den prähistorischen höchst nahe stehen, die uns eine Ausdrucksart der göttlichen Beziehung zum Menschen darbieten, die der gegenwärtig in Alaska üblichen gleicht, von der die Verfasserin ein Beispiel am Anfang ihrer Studie gab. So erweist sie die Einheit und Einheitlichkeit des Völkergedankens in Bezug auf eine der Menschheit gemeinsame religiöse Vorstellung; denn eine andere als nur diese engere Verbindung ist nicht anzunehmen zwischen Stämmen der Nordwestküste Amerikas im XIX. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und der egyptischen Unterthanen König Khafras, XL. Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung.

---

85) Sprüche, a. a. O. S. 364. 86) The feather and the wing in early mythology. (Oriental Studies. A selection of the papers read before The oriental Club of Philadelphia 1888 bis 1894. Boston, Ginn & Comp. 1894. p. 202—241.)



Die gemeinfasslichen und zutreffenden Ausführungen St.s gründen sich auf eingehendes Studium der neueren ethnologischen Litteratur und verdienen einen breiteren Auszug, weil sie ausreichend klar die folkloristische Methode in der Symbolik skizzieren. Zur Einleitung genügt dies.

Ernest Renau sagt: ‚La Mythologie, c'est la vie prêtée aux mots'. Sind nicht im Gegenteil die Namen dem Leben geborgt? fragt S. YORKE STEVENSON [87]). Unter allen Bedingungen stellen jedenfalls primitive Mythen im allgemeinen metaphysische Theorien dar, die ihrem Ursprung nach notwendigerweise von der Ausdehnung der Erfahrung und dem intellektuellen Horizont des Metaphysikers abhängen.

„Gewisse Mythen überleben häufig in einer veränderten Form den Civilisationszustand, der sie hervorgebracht, und der Symbolismus, der ihnen sein Dasein verdankt, überlebt öfters die Gedanken, aus denen er ursprünglich zu Tage getreten. Ein zwingendes Beispiel dafür bieten uns die alten Formen heidnischer Symbolik dar, die sich als Überlebsel in der modernen christlichen Kirche behauptet.

„Können sie nun auf ihren Ursprung zurückgeführt werden, so muss sie der Erforscher des primitiven Gedankens gemäss ihrer intellektuellen Schichte, aus der ihr Ursprung abzuleiten ist, klassifizieren; und ein weiteres Zeugnis erlangt man, wenn man die ähnlichen Vorstellungen unter den Völkern der verschiedenen Perioden der Weltgeschichte verfolgt, die über die gleiche Kulturstufe geschritten, oder die bis auf unsere Tage aus was immer für einem Grunde unentwickelt geblieben sind.

„Dreier Hauptmittel bedient sich das primitive Menschengemüt zum Ausdruck religiöser Empfindungen: Der Mythe, aus der sich späterhin das Dogma entwickelt, des Brauchs, der den Anstoss zur Entstehung einer Liturgie giebt und des Fetischs, des Bildnisses oder der Verleiblichung, die gegebenfalls zu einem Symbol wird.

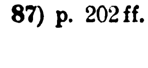
„Graf GOBLET D' ALVIELLA (Hibbert Lectures 1891] erklärt den Brauch als eine Unterabteilung des Symbolismus. Das Wort *Symbol* schliesst jedoch eine der primitiven Auffassung unbekannte Abstraktion ein. Eine solche Klassifikation verdunkelt den thatsächlich vorhandenen Unterschied zwischen der konkreten Bedeutung des Fetischs oder des Nachahmungsbrauches für den naiven Verehrer und zwischen dem späteren religiösen Gefühl, das seinen Ausdruck im Symbol oder in symbolischer Darstellung findet.

„Das Symbol ist die sichtbare Form, in der sich eine Vorstellung ausdrückt.

„Die Mythe ist das Werk des Dichters, der Brauch das des Priesters, das Symbol das des Künstlers.

„In dem Stadium, das der Kunstentstehung vorangeht, gebraucht der primitive Denker die natürlichen Gegenstände als Mittel zu den Ideen, die er sich über die Naturkräfte gebildet hat. Für ihn wohnt dem Baume eine geheime Kraft inne, die den alljährlichen Blust verursacht, ebenso im Steine, aus dem sie als Funken herausspringt, kurzum, alles, was ihn umgab, war voll Bewegung und Leben; Tiere, besonders die, deren Wege geheimnisvoll erscheinen, so die Vögel, die hoch himmel-

87) p. 202ff.



wärts fliegen und die Schlangen, die sich tief in die Erde verkriechen, bedäuchten ihm als die eigentlich Fleisch gewordenen Geister dieser Elemente. Das ist es, was die moderne Wissenschaft Animismus nennt.

„Späterhin erscheint auf der Szene der Künstler und bildet mehr oder weniger phantasievoll Gebildefetische, in die er eine übernatürliche Macht einsetzt, vor denen er sich fürchtet oder die er verehrt und die auf ihn durch die ihnen von ihm gezollte Verehrung einen gewissen geheimen Einfluss gewinnen. Da erlangt der gestaltlose Stein eine Unterlage, der Baum ein Gestell, und wenn einmal die Einbildung diesen Pfad betreten hat, schwingt sich die religiöse Kunst von selbst auf die höhere Stufe einer mehr idealistischen Mythologie empor und es erscheint der Anthropomorphismus. Zunächst begegnen uns Mischformen: auf dem Baumstrunk erscheinen die Charakteristika der Weiblichkeit; die Säule nimmt Hände. Kopf oder einen Phallus an. Die Holzbilder in Griechenland und dem mittelländischen Gebiete erklären sich von selbst; in Egypten nimmt das Tier menschliche Form an, in Mesopotamien setzt es sich ein Menschenhaupt auf oder Flügel an; und so wie sich der menschliche Intellekt höher entwickelt und zur Erfassung einer Abstraktion geeignet wird, entäussert sich der Fetisch immer mehr und mehr der Machtvorstellung, deren Einkleidung er einst gewesen — er giebt seine ursprüngliche Form auf und wird zum Symbol.

„Eine eingehende Erforschung des Gegenstandes fördert die Thatsache zu Tage, dass die Mythen der historischen Periode zumeist als Entwicklungen von elementaren Mythen zu betrachten sind, die auf einer niedrigeren intellektuellen Stufe entstanden. Sie sind einander so ähnlich in den verschiedenen Teilen der Welt, dass man im allgemeinen sagen muss, sie seien der Menschheit gemeinsam. Die in verschiedenen (geographischen) Provinzen wahrnehmbaren Unterschiede sind einzig auf das Milieu (environment) zurückzuführen, wofern sie nicht einfach dem eigentlichen Zustand der Mythenentwicklung, in dem sie sich uns darbieten, zuzuschreiben sind.

„Das Symbol ist gleichsam der Meilenzeiger auf dem Wege. Es steckt ab den Weg, den man zu verfolgen hat, um die Vorstellung zu finden, deren Einkleidung es einst gewesen sein mag. Richtig bemerkt Clermont-Ganneau (Coupe de Palestrina, Introd. p. VI. Paris 1890) „Es muss eine Mythologie der Bilder, gleich der der Worte geschrieben werden“, und da sich die Bilder weniger verändern als die Originale, kann der Forscher, der eines glücklich auffindet, mit Erfolg die charakteristischen Züge der Vorstellungen nachzeichnen, die im Laufe der Jahrhunderte Wandlungen erfahren haben.

„Hat die Kunst einmal ein Symbol geschaffen und dieses Aufnahme in die Volksreligion gefunden, nehmen die Künstler nachfolgender Generationen Anstand, wie dies schon Lessing in seiner berühmten Abhandlung ‚Wie die Alten den Tod gebildet‘ (1769) nachgewiesen, davon abzugehen, aus Rücksicht darauf, dass man sie nicht verstehen würde. Es wird zum Bestandteil eines Volkstumskapitals: der Gebräuche, des Handelsverkehrs, und häufig übergeht in seiner konkreten Gestalt der Symbolismus eines Volkes in ferne Gegenden, allwo er, in seiner wahren Bedeutung unverstanden, sich Begriffen anpasst, die ihrem Charakter und

Ursprung nach vollkommen verschieden sind, die ihm vom Anfang an und in anderen Zeitläuften von rechtswegen zu Grunde lagen.“

„Begegnen wir bei reinen und unvermischten Völkern von niederer Kulturstufe einer Vorstellung, die als Grundlage von Mythen dient, deren Symbole auf den ältesten Denkmälern der geschichtlichen Zeiten entdeckt werden, dürfen wir die so erlangte Kenntnis dazu verwenden, um Licht über Bedingungen zu verbreiten, unter denen sich diese Vorstellung in einer der Kunstentwicklung vorangehenden Zeit entfaltete. Wenn wir dann bei sog. historischen Völkern, deren Civilisation Zwischenstufen darstellt, die gleiche Vorstellung in Mythen eingekleidet antreffen, deren Charakter der industriellen und sozialen Entwicklung des Volkes entspricht, so ist es wahrscheinlich, dass wir uns auf der richtigen Fährte befinden und dass wir, unter Zugeständnissen an die verschiedenen Milieus, in denen sich der primitive Gedanke entwickelt hat, den Faden besitzen, der uns durch unser Labyrinth ans Ziel führen muss. Wir müssen hier kurz um die von J. STUART MILL (Essay on Nature p. 4) formulierte platonische Methode anwenden und die Bedeutung des Abstrakten im Konkreten zu finden suchen.“

IX. Einführungen. — Mythologie. — Totengebräuche. — Zahlen. — Volksmedizin. — Volkslieder. Zwei Monographien über Volkslieder. — Kinder und Spiele. — Rätsel. — Sprachwörter und geflügelte Worte. — Allgemeine und spezielle Monographien. Wie schon in der Vorbemerkung erwähnt, muss ich eine bestimmte, mir übergebene Anzahl von Werken zu meinem Pensum heranziehen. Aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich aus dem einen, um den als Übel empfundenen gebräuchlichen Wall und Schwall von Anmerkungen dem Leser zu ersparen, entschied ich mich, eine Reihe von Schriften im Anhang anzuführen. Ich hob mir die dazu auf, die mir nach Inhalt und Form geeignet erschienen, als Marksteine zur Absteckung der Grenzen unseres Forschungsgebietes zu dienen. Man möge so ersehen, welche Themen vorwiegend im Einzelnen die Volkskunde beschäftigen und beiläufig daraus im Besonderen die angewandte Methode erkennen. Mit diesem Nachtrag und den vorangegangenen Erörterungen, glaube ich, dem Lernenden in grossen und in kleinen Zügen die Methode der Volkskunde einigermassen nahe gerückt zu haben. Eine den Gegenstand erschöpfende Arbeit ist mit den mir zugewiesenen Hilfsmitteln und dazu in dem engen Rahmen eines Berichtes nicht gut möglich zu leisten. Eigentliche Besprechungen unternehme ich auch hier nicht; denn alles läuft nur darauf aus, die Methodik der Volkskunde zu beleuchten.

Einführungen. Eines der besten Lehrbücher zur Einführung in die methodische Erforschung der Folklore verfasste EDWIN SIDNEY HARTLAND: The Science of Fairy Tales. An inquiry into fairy mythology (London, Walter Scott, 1891, VIII + 372, 8°). In zwölf Abschnitten behandelt er darin die Kunst des Sagenerzählens, die Vorstellungswelt der ‚Wilden‘, Feengeburten, Verwandlungen, das Zauberwesen und die Schwanjungfrauen. Ein Seitenstück dazu unternahm es aber mit weniger befriedigendem Ergebnis Frl. MARIAN ROALFE COX zu schaffen mit ihrem Buche: An introduction to Folk-Lore. (London,

D. Nutt, 1895, XV + 320. 80). Immerhin ist das Werk zur Lektüre für Anfänger anzuempfehlen. Dr. Michael Haberlandt unternahm es wieder im allerengsten Raume von 200 (oder eigentlich 194) Taschenformatseiten, wovon 56 auf Bildchen entfallen, die „Völkerkunde" (Leipzig, G. J. Göschen 1898) darzustellen. Es ist eine sehr geschickt angelegte Zusammenstellung wichtiger Ausgangspunkte für die ethnologische Betrachtung. Seine Stellung dem Stoff gegenüber erkennt man am deutlichsten daraus, dass er für die sogenannten „Indoeuropäer" eine volle Seite, es ist die 200., übrig hat. Die Folklore als Disziplin geht dabei nahezu leer aus. Einen zwar bloss 28 Oktavseiten umfassenden, doch gedankenreichen Vortrag über ‚Die Aufgaben der Ethnologie' veröffentlichte Dr. A. Bastian in der Tijdschrift van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen (Batavia, Albrecht & Co. 1898). Es ist zugleich eine wohlverdiente Anerkennung der schon seit mehr als zweihundert Jahren fast ohne Unterbrechung betriebenen Sammlerthätigkeit holländischer Folkloristen. Die Portugiesen hatten schon vor 260 Jahren das Congogebiet kartographisch aufgenommen, nur waren ihre bezüglichen Arbeiten in Vergessenheit geraten. Der Kongo musste neu entdeckt werden. Für uns wären die ethnologischen Schilderungen jener Holländer auch zu entdecken und zugänglich zu machen.

Eine Art Verteidigungs- und Rechtfertigungsschrift ist Dr. S. R. Steinmetzs Inauguralrede für die Volkskunde[88]), die bei ihm freilich unter dem Namen Ethnologie alles umfasst, was im weitesten Sinne in den Kreis unserer Betrachtungsweise mit einbezogen werden kann. Spricht ein so geistvoller Mann, darf man ruhig zuhören und wir werden ihm gewiss beipflichten, wenn er behauptet: De Ethnologie is niet alleen het eerste hoofdstuk, zij is ook de oefenschool voor en de inleiding tot de Sociologie. Mit solchen Loberhebungen kommt man freilich nicht vorwärts, zumal da für uns die Volkskunde Selbstzweck ist und wie sie nicht als Mittel zur Ergründung einer anderen Disziplin betreiben.

Mythologie. Die Mailänder Verlagshandlung Ulrico Hoeplis giebt eine Sammlung ‚Mitologie orientali' in Taschenformat heraus, von der die ersten zwei Bändchen die ‚Mitologie bibilonese-assira' (XV, 219 S.) und die ‚Mitologia egiziana e fenicia' aus der Feder Domenico Bassis darbieten. Mir liegt nur das erste vor. Obwohl es nur eine Zusammenstellung aus Werken englischer, französischer und deutscher Forscher und der Autor kein Spezialist ist, dürfte die Arbeit wegen ihrer überraschend schönen Übersichtlichkeit manchen Leser erfreuen. Man hat freilich nur Bruchstücke aus einer halb und halb enträtselten Litteratur vor sich, zu deren kritischen Würdigung nahezu alles fehlt und das Gebiet bleibt uns ewig vielleicht dunkel, wenn uns die folkloristische Methode einmal nicht heraushelfen sollte. Dass uns aus dem Keilinschriftenmaterial ein neues Licht in der Volkskunde aufgehen sollte, erscheint als ausgeschlossen; doch kann die Volkskunde mit ihren Mitteln das Verständnis des eigentlichen Sinnes jener uralten Zeugnisse

88) Het goet recht van sociologie en ethnologie als universiteitsvakken. 's-Gravenhage, M. Nijhoff 1895. S. 30, 8°. — Steinmetzs Abhandlung: Vooruitgang in folklore en ethnologie, De Gids 1893, kenne ich nur dem Titel nach.



öfters erhellen. Man muss hier das rein litterarhistorische Interesse, das die den altjüdischen nahe verwandten assyrisch-babylonischen Texte erwecken, von dem volkskundlichen streng auseinanderhalten; denn volkskundlich erwogen sind die Texte eigentlich minderwertig, solange man ihren Zusammenhang mit dem damaligen Volksleben nur vermutungsweise erörtern kann. Wir sind allzuhäufig ausser Stande, die Wahrheit über die Dinge aus der Gegenwart sicher zu ermitteln, was sollen wir gar mit jenen anfangen, die ausserhalb aller Überprüfung liegen? Trotzdem lese man solche Studien; denn man kann auch an diesen Stoffen den Scharfsinn üben, indem man die Fäden sucht, die unsere Kulturformen mit jenen verbinden. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, dass die Kultur der mittelländischen Völker in letzter Reihe in jener verschollenen wurzeln mag. Man bedenke, dass erst die bescheidensten Anfänge der Assyriologie zu verzeichnen sind im Vergleiche zur üppigen Fülle des uns z. B. aus der Folklore der Romanen zufliessenden Stoffes und dass noch hunderttausende beschriebener Ziegel und Cylinder, die das Finderglück amerikanischer und englischer Forscher zu Tage gefördert, ihrer Entzifferung und Veröffentlichung harren.

Bestandteile der Mythologie wird die Volkskunde häufig mit Erfolg erklären können, aber mit der Mythologie der Griechen, Römer, Inder, Mexikaner, Egypter, Japaner, als ganzen Schöpfungen wird sie ohne andere, neue Hilfsmittel kaum fertig werden. Und ein solches giebt es. Noch knapp vor Thorsperre gelang es französischen, englischen und einem deutschen Forscher (Bastian) die Mythologie von Hawaii vor dem Untertauchen in der Flut der Vergessenheit zu retten. Achelis, der eine nützliche und gut lesbare Einführung in diese Mythologie verfasste[89]), nennt sie einen „kostbaren Schatz mythologischer, religiöser und philosophischer Ideen, wie wir ihn in solcher Reichhaltigkeit, kaum bei einem anderen Volke finden". Bastians ‚Heilige Sage der Polynesier' durchdringt mich zwar mit einer heiligen Scheu, weil ich mich durch das Urwaldschlinggewächse seiner Wort- und Satzbildungen kaum durchzuwinden vermochte, aber noch heiliger ist mir der Stoff, der gar heikler Natur ist. Manchem dürfte es so wie mir damit geschehen und doch darf man Achelis Gehör schenken, wenn er sagt: ‚Es möchte sich wohl der Versuch lohnen, diese seltsame Schöpfung des mythologischen Bewusstseins genauer zu betrachten; es werden sich in der That ganz von selbst die unabweisbarsten und weitreichendsten Parallelen mit ähnlichen Gebilden anderer Völker einstellen, so dass wir dadurch vielleicht die ersten Grundlinien für eine künftige vergleichende Mythologie auf ethnologischer Basis gewinnen, die wir in der vergleichenden Rechtswissenschaft ja schon besitzen. Erst wenn diese Struktur der verschiedenen mythologischen Systeme klar erkannt ist, kann von einer wirklich wissenschaftlichen, psychologischen Verarbeitung und Erfassung des empirischen Rohrstoffes die Rede sein."

Soviel ich aus dem Büchlein entnehme, finden sich bei den Hawaiiern die gleichen Vorstellungen, die uns aus anderen Mythologien schon ge-

---

89) Über Mythologie und Kultus von Hawaii. Von Ths. Achelis. Braunschweig 1895. Friedr. Vieweg & Sohn VIII, 82, 8°.

läufig sind. Ein wirkliches Lehrbuch zur Einführung in diese Mythologie wäre wohl zu wünschen. Ohne solchen, zuverlässigen Behelf bleibt alles Vergleichen von fragwürdigem Werte. Man wird mit der Zeit sehr leichtgläubig oder sehr misstrauisch. Bei mir erzeugte die Zeit eine arge Skepsis gegen Neuheiten, die sich allgemeiner Kontrolle entziehen und auf Treu und Glauben hingenommen werden müssen. Darum empfehle ich jedem Fachgenossen, sich an Sonderuntersuchungen zu halten, die ihm ein Volkstum allseitig, besonders hinsichtlich der allereinfachsten Gestalten des Glaubens klarfasslich darstellen. Das sicherste Mittel dazu sind die Überlieferungen, die Sagen, Märchen, Zaubersprüche udgl. mehr.

Ein die Sagenkunde des Lausitzer Sorbenvolkes rein erschöpfendes, methodisches vorzüglich ausgearbeitetes Werk verfasste ADOLF ČERNÝ [90]). In X-Abschnitten, die er mit 241 Volksüberlieferungen belegt, erörtert er alle als zuverlässig nachgewiesenen Gestalten des Volksglaubens der heutigen Sorben. Dass darin, die slavischen Bezeichnungen abgerechnet, durchweg deutsche und romanische Überlieferungen und Anschauungen vorgeführt werden, ist wohl der stärkste Beweis dafür, dass die Sorben im abendländischen Kulturkreis aufgegangen sind. Alle Hinweis Černýs auf Parallelerscheinungen bei den Nord- und Südslaven zeigen ferner, wie nachhaltig der Einfluss des Westens auf die Nachbarvölker seit jeher gewesen und wie tief alle insgesamt in einer gleichartigen Anschauungswelt wurzeln. Das Werk ist in der Wisła (1897ff.) polnisch zu finden und verdiente ebenso eine Verdeutschung.

Der Weg zur Vergleichung muss nur durch best bekannte Gegenden führen. Wir in Europa haben noch immer eine eigene Mythologie neben dem blossen Volksglauben, die aus ihm heraus in den offiziellen Kult der christlichen Kirche hinüberspielt; sie tritt am schönsten im volkstümlichen Heiligenkult hervor. Von Gaidoz haben wir nach den einzelnen Musterabhandlungen, die in der Mélusine erschienen, ein grossartiges Werk darüber zu erwarten. Vorarbeiten anderer liegen auch schon vor.

Nicht ohne Verdienst ist die Zusammenstellung der Litteratur und dreier Bilder der Hl. Kummernus, einer deutschen Volksheiligen, deren Kult F. PLANT [91]) zu deuten sucht. Die einschlägigen Anführungen Dr. M. Höflers sind ihm unbekannt geblieben, ebenso, dass die Heilige im XIV. und XV. Jahrh. auch in Niederösterreich, zumal in Wien in grosser Verehrung gestanden. Statt der völlig unwissenschaftlichen, etymologischen Deutereien und entsprechender haltloser Vergleiche, die Plant anstellt, wäre es zweckmässiger gewesen, die allgemeine Verbreitung der Sage vom Schuh, der dem armen Fiedler, oder in der serbischen Fassung, dem Waisenkinde von der Statue zufliegt, weiter zu verfolgen.

Mancher Zug der Heiligengestalten erweist sich als Erbschaft altasiatischer, nur den Sonderforschern näher vertrauter Kulte, viele dagegen wurzeln förmlich im heimatlichen Boden, kleben am Berge, an Bäumen

90) Mythiske bytosće lužiskich Serbow. Budyšin (Bautzen) I. 1893, II. 1898, S. 462, 8°. M. Hornik & E. Mucke in Freiberg in S. 91) FRIDOLIN PLANT: Eine Volksheilige (St. Kummernus). Eine Studie. Meran 1897. Selbstverlag 30 S. 8°.

und Wäldern und erscheinen öffentlich in christlich-kirchlichem Gewande. Hier hat man methodische Studien anzustellen und sie werden immer die Mühe lohnen.

Seit WILHELM MANNHARDTS bahnbrechenden, umfangreichen Untersuchungen über Wald- und Feldkulte, Arbeiten, die von Leuten, die mehr dem Verfasser als der Arbeit gram waren und sie darum herabzusetzen suchten, ist in Deutschland nichts bedeutenderes auf diesem Sondergebiete erschienen als DR. M. HÖFLERS Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin in Oberbayern (München, E. Stahl 1892, VIII, 170 S. 8⁰). Höfler ist tiefsinniges poetisches Nachempfinden eigentümlich, das durch eine allseitige Beherrschung des Thatsachenmaterials in erwünschter Weise in Schranken gehalten und vor Träumereien geschützt wird. Er liefert sehr wichtige Beiträge, aus denen vielfach der enge Zusammenhang des deutschen Volksglaubens mit dem romanischen, namentlich mit dem italienischen unzweideutig hervorgeht. Zuerst behandelt er die volkstümliche Auffassung des Waldes und der Waldkultorte und geht dann auf die Besprechung der einzelnen Baumarten über. Bei seiner reichen Kenntnis der Litteratur war es ihm nicht schwer gefallen, unausgesetzt viele Parallelen, auch mit Hinblick auf die Romanen beizubringen, so dass dem Romanisten die Pfade für die Weiterarbeit geebnet sind. Um so verwunderlicher erscheint es, dass Höfler selber diesem Zusammenhang nicht weiter nachspürte, sondern den ausgebildetsten Ausdruck romanischen Kultes mit dem einfachsten des deutschen Bauernvolkes zum Vergleich heranzieht (S. 2): „Im dunkelsten Waldesschatten betet das Weib aus dem Volke, der Labung erhoffende Kranke, der sterbenssüchtige Greis; hier hatten schon ihre Ahnen und Urahnen, ja schon die Germanen um Hilfe und Ruhe, um Schonung und Gnade gefleht. Nicht an der Heerstrasse, nicht auf weitem Felde, nicht vor den im Flittergold prangenden Kapellen, nicht in weithalligen, lichterstrahlenden Tempelgebäuden, wie die südlichen Völker, kamen sie ihrem Hilfeflehen nach, sondern im grünen Wald und Busch, im gottgeweihten Loh, im „heiligen Bannwald“, im „ferneren“ Forst, „unter freiem Himmel“, dies sind noch heute des bayrischen Volkes geliebteste Andachts-Stätten“.

„Nicht anders bei den Romanen“ muss man hinzufügen.

Unversieglichen und dazu noch jedermann leicht erreichbaren Stoff zur Einübung in die folkloristische Methode gewährt der in ganz Europa vorkommende, schier unverwüstliche Hexen- und Teufelglaube, der orientalische Anschauungen reichlich mit urältesten europäischen in sich verquickt hat. Die Erforschung des Spiritismus, mediumistischer und ähnlicher Begabungen harrt noch immer vieler naturwissenschaftlich geschulter Folkloristen. Mit den Erklärungen der Philosophen und der Kulturhistoriker kann man nach dieser Richtung heutigentags schwer noch auskommen.

Über Hexenprozesse kamen mir bloss zwei Schriftchen, eine chrowotische von IVAN TKALČIĆ[92]) und eine serbische von Dr. MILAN

92) Parnice proti vještičam u Hrvatskoj. Im: Rad jugoslav. akademije znanosti i umjetn. kn. CIII. Agram 1891. S. 83—116. — (Tkalčić ist nur eine Verchrowotelung des deutschen Namens Weber oder Veber, so nämlich

R. Vesnić[93]) zu, dem Himmel sei Dank, nicht mehr, denn das jüngste Jahrzehnt hat uns Deutschen eine Hochflut von Hexen- und Teufel-Geschichten gebracht. T. sagt, seine Abhandlung sei die erste dieser Art unter den Chrowoten und beruhe auf authentischen Gerichtsakten über diesen Gegenstand. Es gebe zwar in der chrowotischen Litteratur Angaben über Hexen, doch alles dies wären nur Sagen aus dem Volksmunde oder aus den Volksbräuchen geschöpft, und thatsächlich habe einer (er meint Krauss, Südslav. Hexensagen, Wien 1884) auf dieser Grundlage eine Abhandlung verfasst, aber alles dies befriedige ihn nicht; denn weder werden in einem getreuen Bilde die wahren Ursachen der Hexenverfolgungen vor Augen geführt, noch der damalige Kulturzustand der Chrowoten, der nicht wenig auf seine politische Geschichte einwirkte, aufgedeckt. So spricht Thalčić und giebt Auszüge aus einigen Hexenverhören, wie solche nicht um ein Haar anders nach demselben malleus maleficarum hunderttausendmal in germanischen und romanischen Ländern stattfanden. Mit seiner Veröffentlichung haben wir rein nichts neues für die Geschichte der Hexenprozesse und noch weniger für die chrowotische Kultur — diese Kultur ist natürlich nur ein leeres Wort — gewonnen. Ganz irrig ist T.s Behauptung, dass der Hexenglaube nur aus dem deutschen Norden zu den Chrowoten gelangt sei. Ich wies in meiner Studie, die T. doch nicht ohne Vorteil für sich benützte, einen tieferen Einfluss Italiens nach. In Dalmatien und Bosnien war Venedig lange genug die dominierende Macht und italienische Litteratur beherrschte den katholischen Adel und die Geistlichkeit. Wenn uns alle Protokolle der chrowotischen Hexenprozesse vorlägen — innerhalb des türkischen Gebietes gab es derlei Ausschreitungen kaum der Spur nach —, wäre uns damit wenig gedient. Vesnić lässt sich als Serbe in Ermangelung eines eigentlich nationalen Hexenmaterials auf eine solche Erörterung nicht ein, sondern bespricht abendländische Zustände auch im Anschlusse an meine Schrift, die sich mit der Scheidung alten Volksglaubens von importierten Anschauungen befasst. Auf diese Weise kommt man doch nicht ans erstrebenswerte Ziel der psychologischen Analyse der wahren Gemütverfassung, in der sich Menschen befinden, die vom Hexenglauben und Spiritismus befallen sind. Dieser Zustand ist eine Variante zum indianischen Geistertanze, den uns James Mooney in seinem epochemachenden Werke The Ghost Dance (Washington, 1896) mit einer noch nicht dagewesenen Umständlichkeit schildert. Von seiner Untersuchung muss man von nun an ausgehen, sobald man die Phasen solcher geistigen Epidemien ergründen will, sonst verfällt man von neuem in das gewohnte müssige Geplausche.

Totengebräuche. „Um das menschliche Gemüts- und Nervenleben zu ergründen, dürfte wohl von all dem Rüstzeug, mit welchem sich die vergleichende Volkskunde zu versehen hat, weniges instruktiver und wichtiger sein, als das Studium der Vorstellungen von dem Tode mit ihren sämtlichen Annexen“, sagt Scherman[94]). „Das sinnliche Verlangen

---

schrieb er ihn, bevor ihn der nationale Raps ergriffen hatte.) 93) O sugjenju vešticama. Belgrad 1891. Otadžbina 29 S. 8°. 94) Materialien zur Geschichte der Indischen Visionslitteratur von Lucian Scherman. Leipzig 1892. A. Twietmeyer, S. 1.

die tiefe Kluft zwischen der vergänglichen Sinnenwelt und einem ewigen göttlichen Reiche zu überbrücken, und als greifbarer Ausdruck die Frage nach dem Zustande, welchem man nach Beendigung seiner irdischen Laufbahn entgegengehe, ist seit undenklichen Zeiten in das Gemüt des Menschen eingepflanzt. Civilisierte, wie sogenannte wilde Völker fanden sich der Majestät des Todes gegenüber vor ein Rätsel gestellt, und schon der Versuch, es zu lösen, musste, waren sie nicht jeder idealeren Regung bar, eine wesentliche Vertiefung ihres sittlichen Ernstes zur unbedingten Folge haben“.

Scherman hat es mit einer ausgebildeten Litteratur zu thun, die wohl grosse Zeugnisse für ursprüngliche religiöse Vorstellungen, doch weitaus mehr Ergebnisse philosophischen Nachgrübelns einer Theologenkaste überliefert. „Die Vertiefung sittlichen Ernstes“ ist lediglich ein Entwicklungsprodukt volkskundlich sekundärer Art. Die „wilden Völker“, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sind in Wirklichkeit durchgehends in diesem Falle jeder idealeren Regung bar, nach unseren Begriffen zumindest bar, denn sehr viele Naturvölker verspeisen ihre Verstorbenen „aus Pietät“, nach unserem Sprachgebrauche. Hier ist das Wort „ländlich sittlich“ buchstäblich aufzufassen, und eine volkswissenschaftlich methodische Untersuchung hat davon auszugehen. Schermans Sonderuntersuchung ist darum in ihrer Art mit nichten geringzuschätzen; denn, was er sich vorgenommen, löst er auch folkloristisch vortrefflich nach sicherer Methode. Er „tritt dem Plane näher, den von Dante verwerteten Sagen [von den Höllenstrafen usw.] alle typischen Analoga aus der gesamten Weltlitteratur an die Seite zu stellen, sie mit ihnen wo angängig, in innere Verbindung zu bringen und die allerältesten gemeinsamen Bestandteile herauszuschälen. Dazu gehört aber eine grundsätzliche Berücksichtigung der religiösen und mythologischen Vorstellungen, welche die einzelnen Völker über das Leben nach dem Tode in sich aufgenommen, und ihrer allmählichen Entwicklung; und diese Nachforschungen dürfen sich nicht damit begnügen, die einschlägigen Produkte eines der grossen Sprachstämme, wie etwa des indogermanischen, in den Kreis der Untersuchung zu ziehen. Dies verbietet sich schon durch die Natur der in Betracht kommenden litterarischen Werke, dann aber vornehmlich auch durch die Erwägung, dass die Möglichkeit einer um jene Schranken unbekümmerten Entlehnung nirgend so nahe liegt, als da, wo es sich um elementare religiöse Begriffe und ihre Weiterbildung handelt“.

Das ist die allerschwierigste Aufgabe, die man sich stellen kann, die Entlehnung elementarer religiöser Begriffe nachzuweisen; sie ist in der Regel einfach unmöglich. Anders bei Weiterbildungen, die wieder ihrerseits häufig durch fremde Kulteinflüsse und Kulturbeziehungen veranlasst werden können. Vorläufig ist es methodischer, was ja auch Scherman mit Nachdruck betont, „das Material in seinen einzelnen Teilen möglichst zu vervollständigen . . . einzig in der Absicht, das Gesichtsfeld zu weiten und einem thunlichst zuverlässigen Endergebnisse vorzuarbeiten“.

Über den Begriff des Elementaren muss man sich in Einzelfällen klar werden. Bei den Indern ist die Sache dadurch verwickelt, dass wir den Kult vornemlich durch die indisch-theologische Kulturbrille zu

betrachten gewohnt werden. Ein namhaftes Verdienst erwarb sich Dr. W. Caland mit seiner Beschreibung indischen Bestattungsritus auf Grund von Ritualtexten von nicht weniger als dreizehn Schulen[95]). Er ging dabei als Philologe methodisch vor, indem er sich auf eine treue Interpretation der Texte beschränkte. So erfährt man denn zum ersten Male, was nach indischen Verhältnissen alter und was neuer Ritus ist. Mittelbar entsteht durch dieses Werk der grosse Gewinn, dass einem wilden Drauflosvergleichen zwischen Totengebräuchen europäischer, junger Völker und denen Indiens Einhalt gethan wird. Das sind doch narrische Käuze, die fortwährend von arischen Gebräuchen reden und schreiben. Indiens Völker haben ihre eigene Kultur, der die europäischer Völker, mit denen sich unsere Volkskunde befasst, nicht durchgehends gleichwertig ist.

Zeitlich sind die ältesten geschriebenen Denkmäler über Totengebräuche die altegyptischen sog. Totenbücher. Einen wertvollen und sachkundigen Bericht über den Stand der Forschung liefert A. Wiedeman, einer der namhaftesten Egyptologen der Gegenwart, der auch als Volksforscher ein wohlverdientes Ansehen geniesst, auf Grund einschlägiger englischer Veröffentlichungen[96]).

Diese seltsamen alten Texte sind ausserordentlich schwer zu verstehen und zu erklären, „weil ihnen jedes System und jede Logik abgeht, ein Umstand, der immer und überall die alten Egypter charakterisiert, und sie verführte, das Widersinnigste und Entgegengesetzteste miteinander zu verbinden“. Wiedemann und mit ihm die meisten Egyptologen beurteilen da vielleicht etwas zu herb die alten Egypter. An Logik fehlt es ihnen durchaus nicht, nur ist es nicht unsere Logik, sondern beiläufig die des Kindes, oder genauer, die der Naturvölker, z. B. der Bakaïri, die uns Karl von den Steinen sozusagen entdeckt hat. Für den ureinfältigen Geist ist alles Vorhandene ziemlich gleichwertig, alles ist in gleichem Masse sein Besitz und er zählt ihn im Kunterbunt auf, wenn auch die Dinge nur im losesten Zusammenhange miteinander stehen. Eines dient dem anderen als blosses Erinnerungshilfsmittel. Zuletzt wird das Ganze durch die Überlieferung in der überkommenen Folge förmlich geheiligt und gewinnt das Ansehen der Unantastbarkeit. Auch die Totengebräuche europäischer Völker sind reich genug an „unlogischen“ Zügen, d. h. an Survivals, die wir erst mit Mühe zu erklären und zu deuten vermögen. Bei den Egyptern war das Totenbuch zwei Jahrtausende hindurch das eigentliche religiöse Hauptbuch, auf das man zur Zeit immer noch bei der Erforschung der egyptischen Religion zurückgreifen muss. Wir können Wiedemanns Bemerkung gelassen verallgemeinern und

---

95) Dr. W. Caland: Die altindischen Todten- und Bestattungsgebräuche mit Benützung handschriftlicher Quellen dargestellt. Verhandelingen der Koninklijke Ak. van Wetenschapen te Amsterdam Deel I. No. 6. Amsterd. 1896. Joh. Müller, XIV. 193, gr. 8°. 96) Le Livre des morts S. A. aus Muséon, Loewen 1896, B. XV. 40–53. Ein Bericht über The book of the dead. Facsimile of the Papyrus of Ani in the British Museum. Printed by Order of the Trustees. 2. Edition London 1894. — The book of the dead. The Papyrus of Ani. The Egyptian text with interlinear transliteration and translation etc. by E. A. Wallis Budge. Printed by Order of the Trustees. London 1895.

sagen, dass das Studium jeder Volksreligion mit dem der Totengebräuche anzusetzen hat.

Über die Totenfurcht und den Ahnenkult als angeblicher Grundlage der primitiven Religionen und über die soziale und moralische Bedeutung des Ahnenkultes bei den Völkern stellte STEINMETZ methodisch bemerkenswerte Untersuchungen an, die man bei Weiterführung dieses Stoffes nicht übergehen darf[97]).

Eine methodisch saubere Untersuchung, auf welchem Wege und unter welchen Einflüssen Charon zum mächtigen Todesgott der heutigen Griechen geworden, der eigenhändig den Menschen die Seele entreisst und häufig als Reiter abgebildet wird, stellte D. C. HESSELING an[98]). Wie viel unmittelbarer altgriechischer Volksglaube im neugriechischen enthalten ist, lässt sich freilich dermal noch nicht ganz bestimmt darthun, da uns die litterarische, eigentlich nie ganz unterbrochene Überlieferung, die doch allezeit auf den Volksglauben tief einwirkte, nicht vollkommen bekannt ist. Jedenfalls zeigt Hesseling den Weg, wie man die Forschung mit Aussicht auf günstigen Erfolg hierin betreiben kann.

Man hat sich bei der weiteren Untersuchung vor Augen zu halten, dass die alten Griechen nur an unseren Gymnasien und Universitäten als das Volk der klassischen und einzigartigen Anschauungen gelten, sonst es aber nicht sind und nicht sein können. Der Glaube an die Totenfahrten ins unbekannte Land der unenträtselbaren Geheimnisse ist allgemein menschlich, nur tritt er unter verschiedenen Formen auf. Bei Völkern, die ihre Wohnsitze an grossen Gewässern haben, unternehmen die Seelen und mit ihnen die Leiber auf Kähnen und Schiffen Wasserfahrten, bei Binnenlandbewohnern Landreisen zu Pferd, zu Wagen oder zu Schlitten. NIKOLAUS BEGOVIĆ berichtet in seinem Buche vom Leben des serbischen Gränzers von den Likaërn, dass sie ihre Toten zu Schlitten abführen. Hier ist ein Survival aus der Zeit anzunehmen, wo noch die Südslaven jenseits der Karpathen in den endlosen Steppen des Nordens hausten. Im höchsten Norden bei den Jakuten ist die Schlittenfahrt des Toten und die Aufbewahrung auf Schlitten in der Tundra noch immer voller Brauch, bei den Nordslaven war es auch so bis nahezu in die Gegenwart hinein. Das hat TH. VOLKOV mit vieler Genauigkeit und Stoffbeherrschung sehr treffend nachgewiesen und dabei auch so manche Parallele aus dem Volkstum stammfremder Völker beigesteuert[99]).

Für die, die dänisch verstehen, sei auf eine Abhandlung H. F. FEILBERGS, des Altmeisters der Volkskunde in Dänemark, über ‚Seelenglauben des nordischen Volkes mit besonderer Rücksicht auf die nordischen Traditionen‘ verwiesen[100]).

97) Ethnolog. Stud. z. ersten Entwicklung der Strafe. I. 1894. S. 141—287 und ‚die Ursache im Totenopfer‘, ebenda S. 334—354, ‚die Rachsucht der Toten und die Composition‘, S. 449 ff. 98) Charos. Ein Beitrag zur Kenntnis des neugriechischen Volksglaubens. Leiden 1897. S. C. von Doesburgh. VI, 64 gr. 8°. 99) Le traineau dans les rites funéraires de l'Ukraïne. Extr. de la Rev. des trad. pop. Paris 1896. E. Leroux & Em. Lechevalier, 24 p. 8°. 100) Et Kapitel af Folkets Sjaeletro Saertryk af Aarbog for Dansk Kulturhistorie 1894. 73 S. 8°. Mir ist der Inhalt von einem in Wien weilenden Brückenbautechniker ziemlich gut verdeutscht worden. F. setzt zunächst auf Grund der im Volksmunde erhaltenen Sagen den Glauben fest und erläutert ihn mit Parallelen aus den nahen und fernen Gebieten.

Zahlen. Eine methodisch beachtenswerte Untersuchung über die heiligen Zahlen des Rig-Veda liefert E. W. Hopkins[101]). Er geht von den im Rv. heiligen Zahlen 3 und sieben aus und legt ihren Ursprung und ihre Anwendung in Verbindungen dar. Er erweist das Altertum ihres geheiligten Charakters und die Wirkung die sie im Gebrauch als heilige Zahlen auf die theosophische Spekulation ausgeübt haben. Die einfachste und älteste Form der Dreiteilung, die sich, nach seiner Auffassung dem Menschen aufgedrängt, wäre Erde, Luft und Himmel. Durch die ständige Anwendung dieser Dreiheit auf die Götter und verschiedene liturgische Berechnungen sei die Dreizahl zur allerheiligsten der Dreizahlen geworden. Selbst bei dualistischen Erscheinungen sei die Dreizahl rein mechanisch gebraucht worden.

Sieben sei ursprünglich die Bezeichnung einer Mehrheit ohne nähere Bestimmung gewesen. Sagt Indra z. B.: ‚ich bin ein Siebentöter‘, so heisse das: ‚ich töte viele‘. Der Ursprung der Zahl in der Natur sei sowohl durch das Siebengestirn als für Indien besonders durch die sieben Flüsse gegeben. Daran knüpft Hopkins die Betrachtung über 3×7, 3×11 und 99 und belegt die indischen Beispiele mit Parallelen aus griechischer, römischer und anderen Überlieferungen.

Eduard Wölfflin[102]) glaubt, eine Unterscheidung zwischen einer jüdisch-christlichen Siebenzahl und einer heidnisch (griechisch-römischen) Neunzahl treffen zu müssen. Seine Deduktionen sind bestechend, jedoch methodisch hinfällig, weil er nicht von der volkstümlichen, in Sitte und Brauch begründeten Anschauung ausgeht, sondern eigentlich auf die mehr absichtlichen litterarischen Spielereien der Litteraten zurückgreift und den Brauch von der litterarischen Mode nicht scheidet. Die Zahl sieben ist gar nicht die siegreiche christliche Zahl, wie er meint, sondern eher altchaldäisch und mit dem Sieg ists nicht weit her.

Sowie Wölfflin knüpft auch Adolf Kaegi an H. Diels Sibyllinische Blätter (Berlin 1893) in seiner Abhandlung über „Die Neunzahl bei den Ostariern[103])“ an, nur schreitet er dabei methodisch vor. Er bespricht die Neunzahl in den Bräuchen der Ostarier bei Tod und Bestattung und im Lustrationskult und erbringt den Nachweis, dass die Neunzahl bei den Ostarien durchaus die entsprechende Rolle spielt, wie bei Griechen, Römern, Umbrern und Germanen. Weil man das Manenopfer dem Vater, Gross- und Urgrossvater darbringt, daher stamme die Drei- und Neunzahl im chthonischen Dienst. Das ist natürlich ein Kreis, wie der, den die Schlange macht, wenn sie sich in den Schwanz beisst, doch noch immer keine methodische Erklärung der Zahl Drei und Neun.

Von der methodischen Erklärung spreche ich, ohne irgendwie sonst den unzweifelhaften Wert der materiell reichen Arbeit herabzumindern, die vom Wissen und Können Kaegis zeugt. Wie man folkloristisch

101) The holy numbers of the Rig-Veda by Edward Washburn Hopkins. (Oriental Studies. A selection of the papers read before The Oriental Club of Philadelphia 1888—1894. Boston, Ginn & Comp 1894 p. 141—159). 102) Zur Zahlensymbolik, Archiv f. latein. Lexikographie u. Grammatik usw. IX. H. 3. Lpz. 1895. B. G. Teubner, 343–351. 103) D. N. b. d. O. Kulturhistorische Analekten. S. A. a. d. philolog. Abhandlungen f. Heinrich Schweizer-Sidler. 19. gr. 4° (ohne Jahrzahl).



die Entstehung der Heiligkeit einer Zahl — es dreht sich um den Vierer — erklären muss, lehrt uns D. G. BRINTON in seiner Studie über the sacred number, its origin & applications[104]). Vier ist eine kombinierte Zahl. Primitive Völker auf der untersten Stufe wirtschaftlichen Bedarfs haben kein Plural, zählen gewöhnlich nur bis 2, und 3 ist ihnen eine Vielheit. 5-Hand ist „ein später Gewinn". 2 entstand durch Zerlegung von 1. Mit einer Genialität, die ihn zu einem der bedeutendsten Völker- und Volksforscher unserer Tage erhebt, ergründete KARL VON DEN STEINEN das lichte Geheimnis der Zählkunst und des Ursprungs der 2. Alles, was gross und wahr ist, ist kindisch einfach und gemeinverständlich; so auch von den Steinens bezügliche Auseinandersetzung, aus der man methodisch primitiven Gedankengängen zu folgen lernen muss[105]).

Volksmedizin. Auf dem Gebiete der Volksmedizin liegen uns zwei ausnehmend gediegene Werke vor, denen ein gänzlich unverdientes Schiksal gemeinsam ist: in den Fachkreisen hat man sie bisher kaum flüchtig und sonst gar nicht beachtet. Das mag daran liegen, dass man diese Seite des Volkstums unterschätzt oder sie irrthümlicherweise für einen den Ärzten von Beruf vorbehaltenen Gegenstand hält. Nun sind gerade hier durch methodische Vorarbeiten, z. B. die M. HÖFLERS über bayerische, FOSSELS über steierische Volksmedizin längst die Wege geebnet. Vorbildlich für Sammlungen spezieller Provinzen ist A. De Cocks Volksgeneeskunde in Vlaanderen[106]). Die Einleitung behandelt die ältesten Quellen der Volksmedizin, die volkstümlichen Heilungskundigen, die ursprünglichen Vorstellungen vom Gehaben der Geschöpfe, die Suchten und Beschwerden, Zaubereien, den Wurm, die Sympathien, Heiligenverehrung und Amulete. Die weiteren Abschnitte besprechen die Mittel in der Schwangerschaft, bei der Geburt, im Wochenbett, die Kindheit, Kinderkrankheiten, die des Herzens, die Athmungs-, Geschlechtsorgane usw., chirurgische Eingriffe, das Sterben und Begraben.

Als eine ausgezeichnete Einführung in das Studium der Volksmedizin im allgemeinen kann das gleichfalls wenig benützte Werk Dr. MAX BARTELS: Die Medizin der Naturvölker[107]) gelten, denn ein besseres braucht man sich nicht zu wünschen. B. verweist im Vorwort auch auf die mir sonst unbekannte Schrift von A. BOUCHINET: Les Etats primitifs de la médicine, Paris 1891, S. 88, 8°. So recht ausschliesslich auf die Naturvölker beschränkt sich B. natürlich nicht, was ja bei einem Ethnologen unserer deutschen Richtung selbstverständlich ist. Er schuf mit diesem Buche ein mustergiltiges Fachwerk im kaufmännischen Sinne des Wortes, darnach man fast alle neuen und alten Funde einzureihen vermag. Der Stoff ist in 127 Paragraphen eingeteilt, die auf 15 Abschnitte kommen: Einleitung: die Quellen zu einer Vorgeschichte der Medizin, II. die Krankheit (Sitz und Ursachen), III. die Ärzte, IV. die Diagnostik der Naturvölker, V. die Medikamente und ihre An-

---

104) The myths of the New World, Philad. 1896. D. McKay. S. 83—119
105) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Reiseschilderung und Ergebnisse der Zweiten Schingú-Expedition. Berlin 1894. D. Reimer. S. 404—423.
106) Gent 1891. J. Vuylsteke, VIII, 368, 8°. 107) . . . Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin. Mit 175 Original-Holzschnitten im Text. Leipzig 1893. Th. Griebens Verl. (L. Fernau), XII. 361, gr. 8°.

wendung, VI. die Arzneiverordnungslehre, VII. die Wasserkur, VIII. die Massagekuren, IX. Verhaltungsvorschriften für die Kranken, X. die übernatürliche Diagnose, XI. die übernatürliche Krankenbehandlung, XII. Einzelne Kapitel der speziellen Pathologie und Therapie (Augen-, Ohren- und Geisteskrankheiten), XIII. die Gesundheitspflege und die Epidemien, XIV. die kleine- u. XV. die grosse Chirurgie. Der Vollständigkeit halber sei noch auf Bartels Monographie über ‚Culturelle und Rassenunterschiede in Bezug auf die Wundkrankheiten‘[108]) und die ‚Über Krankheits-Beschwörungen‘[109]) hingewiesen, weil beide in methodischer Hinsicht vorzüglich sind.

H. Gaidozs Vorgang in seiner Abhandlung über Heilungen durch Hindurchkriechen[110]) mag für volksmedizinische Einzeluntersuchungen als methodisch mustergiltig hingestellt werden. Nachdem er auf 72 Seiten ein aus aller Welt herbeigeschafftes Material in fünf Abschnitten nach äusserlichen Merkmalen des Brauches geschichtet (la ronce aux deux racines; l'arbre à trou; l'abre fendu; le trou dans la terre; le cercle de garon; pierres et rochers à trou; passer sous la châsse du saint; rites divers, die sich in die früheren Rubriken nicht einfügen liessen), versucht er eine Erklärung und eine Darlegung der Theorien (Kap. VI. S. 73—84) zu geben. Er leitet sie so ein:

„Il faut chercher l'explication de ces pratiques, car il n'est aucune pratique qui n'ait eu sa raison d'être et qui ne soit, au moins à l'origine, la conséquence et l'application soit d'une cosmogonie, soit d'une théorie de la nature. La cosmogonie se transforme, les forces animées disparaissent du monde extérieur, les lois de la nature se révèlent peu-à-peu et remplacent les conceptions enfantines ou matérialistes de l'humanité ignorante. Mais tous les hommes ne marchent point du même pas dans la voie ténébreuse qui mène à une conception nette de la réalité; et, par la force de l'usage et de la tradition (qui est la force du mouvement acquis) des pratiques subsistent, alors que la théorie physique ou naturelle qui leur a donné naissance s'est depuis longtemps évanouie; elles se continuent surtout dans les classes inférieures de la société que n'atteint pas le progrès des idées, elles se continuent surtout chez les femmes et dans tout ce qui touche à l'éducation des enfants, occupation exclusive de la femme. Quelquefois une pratique traditionelle, qui par sa force propre serait tombée hors d'usage, doit à une théorie nouvelle, dans laquelle elle peut entrer, une nouvelle vigueur et comme une nouvelle floraison. C'est ainsi, que le rite curatif de passer par une ouverture ou sous un objet ouvert afin d'y laisser son mal a été revivifié et rajeuni à l'époque chrétienne par la croyance à la vertu surnaturelle des reliques des saints“.

Ausgezeichnet durch Folgerichtigkeit ihrer Methodik sind zwei Abhandlungen Dr. M. Höflers über Votivgaben beim St. Leonhards-Kult in Oberbayern[111]). Aus der ganzen sehr umständlichen Abhandlung — im II. T. bespricht er 45 Leiden und Suchten — zieht er den Schluss, dass die beim St. Leonhard üblichen Opfergaben einen allmähligen Ent-

108) ZE. 1888, S. 169—183. 109) ZVV. 1895. S. A. 40 S. gr. 8°. 110) Henri Gaidoz: Un vieux rite médical. Paris 1892. E. Rolland. p. 84 S. 111) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns IX. 1891. S. 109ff. u. 1894, II. S. A. 45. 4°.



wicklungsgang zeigen, vom stellvertretenden Menschenbilde und vom vollen, lebenden Tieropfer bis zum ablösenden Geldopfer und wie daran alle Kulturperioden mitgeholfen haben.

Volkslieder. So oft von Volksliedern die Rede ist, muss man in Ehren der Riesenarbeit ERK-BÖHMES gedenken[112]). Man heisst es ein Kolossalwerk und ein Nationalwerk. Kolossal bezieht sich wohl auf den Umfang, und da muss man der Wahrheit zur Steuer bemerken, dass der Liedervorrat der Bulgaren, Ruthenen oder gar Serben ungleich kolossaler ist. Aber, wir wägen Liedervorräte nicht nach Kilogrammen und messen die Länge der Lieder nicht nach Metern ab. Darauf kommt es hiebei gewiss nicht an. Was diesem Werke die hervorragendste Stelle in den Litteraturen der Volkskunde sichert, ist die durch ungeheueren Fleiss, durch Sachverstand und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnete gründliche methodische Forschung über das deutsche Volkslied seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage herab. Ein Nationalwerk ist es nicht mehr und nicht minder, als jede von einem Angehörigen der Nation vollbrachte geistige Leistung, im übrigen kümmert sich die „Nation“ um dieses Werk so wenig, dass es trotz des niedrigen Preises noch nicht abgesetzt ist. Die volle Würdigung dieses Werkes bleibt dem Fachreferenten für deutsches Volkstum anheimgestellt. Es enthält 2175 Liedertexte in XV. Abschnitten. Die Einteilung ist zweckmässig, wobei doch eine Abteilung s. g. „Vermischte“ Lieder in sich vereinigen muss. Über die Schwierigkeit, alle Texte unter bestimmten Schlagern unterzubringen, ist noch niemand hinaus. Das beweist nur, dass die üblichen, herkömmlichen Schlagwörter, wie öfters bemerkt, für die Volkskunde nicht ausreichen und dass man auch hierin für eine wirkliche, wissenschaftlich feste Nomenklatur für die Schematisierung und Rubrizierung endlich sorgen sollte.

Aus Erk-Böhmes Schule ist auch die methodisch mustergiltige Sammlung von Volksliedern von der Mosel und Saar, die JOHN MEIER veröffentlichte[113]). Sie birgt auch so manches jüngere Lied bekannter Dichter, das in den Volksmund übergegangen. In einem als Manuskript versandten Umfragebüchlein verzeichnet Meier 414 Kunstlieder bekannter Verfasser im Volksmunde. Hätte man derart seit vier oder fünfhundert Jahren genaue Verfasserlisten geführt, so gäbe es geringeren Meinungsstreit über die Entstehung und Verbreitung des deutschen Volksliedes. Mit kleinerem historisch-litterarischem Apparat, doch nicht minder kritisch und methodisch tadellos sind die Sammlungen FRISCHBIERS[114]) und TREICHELS[115]).

---

112) Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk . . . nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von FRANZ M. BÖHME. I. B. Leipzig 1893; Breitkopf & Härtel LX 656, Lex.-Form., II. B. 800 S. III. 1894, 919 S. 113) V. v. d. M. u. S. Mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt von CARL KÖHLER. Mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung herausgegeben von JOHN MEIER. I. B. Texte und Anmerkungen. Halle a. S. 1896. M. Niemeyer. VIII, 474. 8°. 114) Hundert ostpreusische Volkslieder in hochdeutscher Sprache. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen von HERMANN FRISCHBIER und aus dessen Nachlass hrg. von I. SEMBRZYCKI. Leipzig 1893. C. Reisner, VIII, 149, 8°. 115) ALEXANDER TREICHEL: Volkslieder und Volksreime aus Westpreussen. Danzig 1895. Th. Berthing, 174. 8°.

Eine sehr befriedigende Sammlung italienischer Volkslieder aus den Abruzzen veröffentlichte GENNARO FINAMORE[116]). Die Anordnung erleichtert die Übersicht nach jeder Richtung. Das Büchlein enthält nicht weniger als 665 Liedchen und zwar Canti fanciulleschi, Canto, Amor lieto, Stornelli (nascita, nome, attributi, bellezza, colore, statura, età, casa, amore-innamoramento, serenate, la messa dell' anello, alla fidanzata, dopo le noze), Amor triste, Canti narrativi, dispetti, Canti scherzosi, C. sentenziosi, C. dell' Altalena, Preghiere e Canti religiosi).

Noch weit nützlicher als Finamores ist EGIDIO BELLORINIS Sammlung sardinischer Liebeslieder, die 739 Stücke zählt[117]); nützlicher ist sie wegen der vierzig volle engbedruckte Seiten umfassenden Einleitung, die uns ohne Phrasen und frei von Überschwänglichkeiten alles sagt, was zur Einführung in diese poetische Gattung zu wissen notwendig ist. Von den für den Spezialisten gar willkommenen Parallelennachweisen zu jedem Liedchen abgesehen, ist das Werk um so wertvoller, als der Sammler die Rücksicht beobachtete, im Anhange alle die mundartlichen Texte in die gemeinverständliche italienische Schriftsprache zu übertragen.

Die Gruppierung der Lieder verdient allseitige Nachahmung. Vorbildlich ging ja hierin Giuseppe Pitrè voran. In jeder der zwölf Gruppen hat man die stofflich einander am engsten verwandten Lieder beisammen, so dass man ohne zeitraubendes Nachsuchen ersieht, wie der Volksdichter einen und denselben Gedanken abzuwechseln liebt. Dass dem Buche die besten Register nicht abgehen, ist bei einem Jünger Pitrès selbstverständlich.

Vom Reiz holder Jugend und Lieblichkeit durchtränkt ist CRANES Auswahl französicher volkstümlicher Balladen, die wohl die anmutigsten Blüten der französischen Volkslyrik in einem Bändchen vereinigt[118]). Vorwort, Einleitung und Erläuterungen sind gut abgefasst und geeignet, den Lernenden über die litterarhistorische Seite dieser niedlichen Dichtungen aufzuklären. Es ist daher kein einfaches Unterhaltungsbüchlein, sondern auch so zu sagen ein Lehr- und Lockbüchlein, für die, die sich mit französischer Volkslyrik beschäftigen mögen.

Die ethnographische Abteilung der kaiserl. russ. geograph. Gesellschaft unternahm auch die Herausgabe einer auf viele Bände berechneten Sammlung mazedonisch-slavischer Überlieferungen, deren Redaktion P. DRAGANOV übertragen war. Soviel mir bekannt, blieb es nur beim 1. Hefte mit 185 Liedern[119]). Darüber schrieb D. MATOV im Sbornik za narodni umotvorenija, Sofija 1894, B. XI eine 10 Seiten lange niederschmetternde Besprechung, die an Draganovs Arbeit kein gutes Haar beliess. M. hält D. vor, dass die Texte sprachlich ein Mischmasch und sachlich albern, poetisch unbedeutend, wo nicht gar tendenziös nach serbischen Vorlagen

116) Tradizioni popolari abruzzesi raccolte da —. Vol. II. Canti. Lanciano 1886. R. Carabba. XII, 157, p. 8°. 117) Canti Popolari Amorosi raccolti a Nuoro. Bergamo 1893. Stab. Frat. Cathaneo Succ. A. Gaffuri e Gatti, 336, gr. 8°. 118) Chansons Populaires de la France. A selection from french popular ballads. Edited with introduction and notes by THOMAS FREDERICK CRANE. New-York & London. G. P. Putnams Sons. XXXIX, 282, Taschenformat. (Ohne Jahrzahl). 119) Makedonsko-slavjanskij sbornik. S priloženiem sloxerja. Sostavil —. Vypusk I. S. Ptg. 1894. 8°. XXXIV. 238. 8°.

bearbeitet worden seien. Alle diese Vorwürfe sind scheinbarer Natur und entbehren jeder wissenschaftlichen Begründung. Gerade alle die ausgesetzten Mängel legen für die Ehrlichkeit Draganovs beredtes Zeugnis ab und ich nehme keinen Anstand auch hier, wie ich es in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn (Budapest 1899) gethan, offen zu erklären, dass Draganovs Sammlung allen Ansprüchen vollauf genügt, die man an eine derartige Arbeit füglich zu stellen berechtigt ist. Wenn das Pferd blind ist, ist's ein Unglück fürs Pferd — und ein Schaden für den Besitzer, heisst es sprichwörtlich. Wenn die mazedonischen Bulgaren keine schöneren Überlieferungen haben, mögen es bulgarische Schöngeister als ein Unglück empfinden, aber wie kommt der biedere Sammler Draganov dazu, dass er deswegen herabgewürdigt wird?! Und wir Folkloristen haben den Schaden davon, indem die Fortsetzung der Sammlung auf sich warten lässt. Auf Schmähungen muss man freilich gefasst sein, denn der ganzen Welt kann man nicht zu Willen arbeiten. Der Folklorist nehme von der öffentlichen Meinung der Patrioten keine Notiz, sondern gebe alles schlicht und unverbessert her, was ihm sein Finderglück bescheert. Für das vorhandene Volkstum ist kein Sammler verantwortlich zu machen.

Erwähnung verdient, dass die Kleinrussen eine sehr hübsche Übersetzung der Chanson de Roland dank der Begeisterung ihres Dichters VASIL ŠČURAT besitzen[120]). Die Einleitung ist von GASTON PARIS. Ob er sie direkt für diese Übertragung verfasst hat, giebt Ščurat nicht an.

Von FRANT. LAD. ČELAKOVSKYS ihrerzeit vielgerühmten čechischen Übersetzungen nord- und südslavischer Volkslieder, denen auch mehrere lithauische beigefügt sind, erschien eine Neuauflage[121]). Die čechische Litteratur der Gegenwart ist nicht zu reich an so tüchtigen Übertragungen.

Lieder-Monographien. J. SOZONOVIČ, Professor an der Warschauer Universität, veröffentlichte über volkskundliche Themen zwei Monographien, die möglicherweise, ich zumindest wünschte es, epochemachend in der Slavistik werden können. Dieser russische Gelehrte hat unsere abendländische folkloristische Methode weg und wendet sie auf Vorwürfe an, die man bisher vorzüglich nur vor ihrer litterarhistorischen Seite aus zu beleuchten pflegte. Mit einer schweren Büchergelehrsamkeit ausgerüstet, zeigt er Schritt für Schritt, die Wege und Stege, auf denen abendländische Überlieferungen zu den Slaven gelangt sein mögen — nicht etwa, müssen. Er befleissigt sich auch hierin einer aller Anerkennung werten Zurückhaltung im Urteilen, indem er die unkontrollierbaren Spuren der flüssigen Volksüberlieferung von der litterarischen thunlichst zu sondern trachtet. Das Buch ist betitelt: Zur Frage über den abendländischen Einfluss auf die (allgemein-) slavische und russische Poesie (K voprosu o zapadnom vlijanii na slavjanskuju i russkuju proeziju. Warschau 1898, XIX, 567, gr.-8⁰). Die erste Abhandlung (bis S. 259) bespricht in 6 Abschnitten das poetische

---

120) Pisnja pro Rolanda. Starofrancuzkij epos. Iz originalu pereklav V. Š. Lviv (Lemberg) 1895 J. Puchir. 143, 8⁰. 121) Slovanské národní písně a zpěvy litevské (I. Aufl. 1822—27), die II. Aufl. Prag 1895. J. L. Kober. S 170—502. Taschenform.

Motiv vom toten Bräutigam und dem toten Bruder. Zum Ausgangspunkt nimmt er Bürgers Lenore, erörtert die Lenorenlitteratur, den Glauben an die Rückkehr Verstorbener, die übertriebene Trauer, die den Toten die Grabruhe stört und geht dann zu dem eigentlichen Stoff über, den er mit Varianten aus 23, bezw. 27 Litteraturen ausgiebig belegt.

Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit dem „poetischen Motiv von der unverhofften Rückkehr des Gatten zur Zeit der Hochzeit seiner Frau, die just im Begriff ist, sich einem anderen Manne anzutrauen" (bis S. 547). Erwähnen will ich, dass ich in meiner Sammlung noch ungedruckter moslimisch-slavischer Guslarenlieder ein sehr ausgedehntes Stück besitze, das gewissermassen einen Übergang zwischen der orientalischen zur occidentalen Version der Fabel darstellt. In den Kapiteln 11—15 liefert Sozonovič eine eingehende Betrachtung über den Einfluss der Kreuzzüge auf die Verbreitung des Sujets in der europäischen Poesie, und darauf analysiert er die französischen, italienischen, spanisch-portugiesischen und englischen Fassungen. Daran schliessen sich die germanischen, west- und südslavischen, albanischen, neugriechischen und rumänischen, sowie die russischen Parallelen in der Epik (Bylinen) und letzlich die orientalischen.

Wenn diese zwei Abhandlungen die vorliegenden Fragen auch nicht lösen, immerhin sind sie ein bedeutsamer Fortschritt zur endgiltigen Lösung und, was für uns hier ausschlaggebend ist, eine Probe auf die Vortrefflichkeit der volkskundlich-wissenschaftlichen Methode Es benimmt diesen Studien nichts von ihrem Wert, wenn ich noch hinzufüge, dass sie erst durch den Sammeleifer und die Vorarbeiten mehrerer hundert anderer Folkloristen in Europa ermöglicht worden sind. Die Methode war nicht vom Anfang da, vielmehr ergab sie sich von selber aus der Fülle des von allen Seiten aufgetriebenen Materials.

In der Methode geradezu verfehlt ist Prof. M. CHALANSKIJS Studie über „Die südslavischen Überlieferungen vom Prinzen Marko in Verbindung mit den Erzeugnissen der russischen Bylinenepik. Vergleichende Forschungen auf dem Gebiete der heroischen Epik der Südslaven und des russischen Volkes[122]). Seine Art gemahnt in manchem an Gervinus' Charakteristiken Shakespearischer Gestalten, doch läge darin der geringste Vorhalt. Er stellte alle ihm aus der gedruckten südslavischen Litteratur bekannten Guslarenlieder zusammen, in denen vom Prinzen Marko die Rede ist, giebt sie zum Teil in Prosa, zum Teil im Urtexte auszugsweise wieder und knüpft da und dort, nicht überall an jedes Lied, eine Anmerkung mit Parallelen aus der russischen und auch abendländischen Litteraturen an. Die Parallelen, so dürftig ihre Auslese auch ist, bleiben allein schätzbar, die übrigen Ausführungen stehen unter Einfluss der in unserer Disziplin überwundenen Richtung eines Afanasiev und, was unbegreiflich ist, recht fragwürdiger chrowotischer Skribenten. Mag dies alles noch hingehen, aber Prinz Marko der Guslarenlieder ist ja überhaupt keine einzige

122) Južno-slavjanskija skazanija o Kralevičě Markě v sojazja s proizvedenijami bylevoga eposa Sravnitelnyja nabljudenija v oblasti heroičeskago eposa južnych slavjan i russkago naroda. Warschau I 1893, 180 II. 1894, 180—472, III, 1895, 473—800 S. gr. 8°.



Person, vielmehr ein grosses X, oder Y, oder Z. Chalanskijs Vorgehen weicht in der Sache von dem der Chrowoten nicht ab, die mich beschimpfen, weil sie mich mit meinem deutschnationalen Namensvetter, dem Reichsratabgeordneten identifizieren und dem der Zionisten, die mich für den ihnen abgeneigten Satiriker meines Namens halten, oder dem jenes Berliner Journalisten, der meinen Nekrolog veröffentlichte, indem er mich mit dem verstorbenen Höhlenforscher Krauss verwechselte. Vor einigen Monaten erhielt ich eine Vorladung zur Polizei, und der Polizeikommissär eröffnete mir, dass ich wegen meines maulkorblosen Hundes zu 2 Gulden Strafe verurteilt sei. Ich erklärte, dass ich keinen Hund habe. ‚Sie sind schon der vierte Friedrich Krauss, den ich vorlade. Vielleicht erlegen Sie den Betrag, damit die Sache aus der Welt geschafft wird?‘ fragte er scherzhaft. ‚Na, sagte ich, lieber nicht. Mich stört sie nicht‘. Chalanskij pflegt keine Nachforschungen, welcher Marko gemeint sei, sondern setzt alles auf die Rechnung des Einen und sein Werk zählt nur darum keine 1600 oder 2000 Seiten, weil ihm nicht sämtliche Lieder, in denen von einem Marko die Rede ist, bekannt oder zugänglich waren. Allerhand Heldenthaten, Sagen, Fabeln, Schnurren, witzige Einfälle und nicht zuletzt sodomitische Säuereien verbindet die flüssige Überlieferung der Südslaven mit dem Namen des Prinzen Marko. Demnach kann von einer Einheit keine Rede sein.

Kinder und Spiele. Zur eifrigen Mitarbeit ruft Dr. Oscar Chrisman auf; er bemüht sich, eine neue Wissenschaft, die Paidologie zu begründen[123]), die „das Studium des Kindes in seinem gesamten Wesen ist“. „Sie bildet nicht einen Teil irgend eines anderen Wissensgebietes, sondern steht allein, in sich abgeschlossen an ihrer eigenen Stelle“, behauptet er. Nachdem er mir die Ehre erweist, mich den Paidologen beizuzählen, habe ich als Berufener das Recht mitzusprechen und darum sage ich, dass seine Behauptung irrig ist; denn seine Paidologie bedarf, um wissenschaftlich betrieben zu werden, einer Reihe Spezialforscher auf verschiedensten Gebieten. Im übrigen sind wir über den Wert einer intensiven Beobachtung der Kinderwelt einig und man muss zugeben, dass sein Büchlein eine höchst ansprechende Darlegung der vom Paidologen zu bewältigenden Aufgaben darbietet. Daraus kann der Folklorist etwas tüchtiges zulernen, um die Bedeutung der Zeugnisse, die er vom Kinde aufsammelt, zu erkennen. Chrisman entwirft eine kurze Geschichte der Paidologie (auch das jüngste Kindlein unter den Wissenschaften hat seine Vorgeschichte) und dann ein System der Paidologie und zwar berichtet er vom Kinde in der Geschichte und der Gegenwart, d. h. vom Kinde unter uncivilisierten, halbcivilisierten und civilisierten Völkern. Zum Schluss folgt „eine Anleitung zu einem paidologischen Laboratorium-Kurs“. (S. 73—96), die sehr viele englische, auch französische und deutsche Behelfe anführt, jedoch die italienische, spanische, portugiesische und andere Litteraturen kaum berücksichtigt.

Hinsichtlich der formell dichterischen Seite des Kinderliedes und Kinderspieles sind für die Methode bei der Erforschung solcher Über-

---

123) Paidologie. Entwurf zu einer Wissenschaft des Kindes. Inaugural-Dissertation Jena 1896. Druck v. B. Vopelius. 96 S. 8°.

lieferungen nicht genug Dr. ALBERT HERMANN POSTS Bemerkung zu beachten, die er seinen Berichten über Bremische Volksdichtung und Bremisches Kinderspiel unter anderem vorausschickt[124]).

„Die Gebiete des Volkslebens, die im folgenden berührt werden, gehören zu den allerprimitivsten des Völkerlebens überhaupt. Sie gehören, vom Standpunkte der Ethnologie aus betrachtet, Perioden an, die alle dem, was uns durch die Geschichte überliefert ist, weit voran liegen. Wir haben hier vor allem eine Volksdichtung vor uns, welche sich in Formen bewegt, die wir heutzutage gar nicht mehr kennen und die doch wahrscheinlich den Ausgangspunkt für die Geschichte der Dichtkunst überhaupt gebildet haben. Es wird vielleicht möglich sein, einmal eine Vorgeschichte der Dichtkunst zu erschliessen und das allmähliche Erwachen des dichterischen Bewusstseins der Menschheit von seinen ersten Augenblicken an zu belauschen. Eine solche Forschung wird aber nach induktiver Methode sich am besten anbahnen lassen, wenn man von einem ganz beschränkten Gebiete ausgeht und dann immer weiter fortschreitet. Auch nach vielen sonstigen Seiten hin giebt die Volksdichtung Veranlassung zu wissenschaftlichen Untersuchungen. . . Es ist zwar sehr vieles, was hier mitgeteilt werden soll, nichts weniger als geistreich oder tiefsinnig; aber die Ethnologie hat es auch keineswegs nur mit den Erzeugnissen der höchsten Kulturschichten der Völker zu thun, sondern mit allen und nicht zum wenigsten gerade mit den niedersten, welche eben die Keimbildungen für die höheren enthalten. Es ist sehr wohl zu beachten, dass auch in solchen niederen Regionen des Volkslebens sich eine Menge Erbgut vorfindet, welches hartnäckig festgehalten und von Generation zu Generation überliefert wird. Wo man aber derartige feste Punkte im Volksleben findet, ist stets ein Feld für die ethnologische Forschung vorhanden; denn derartiges Erbgut bezeichnet immer sozusagen eine Knotenbildung im Organismus des Volkes, von welcher aus neue Ansätze hervorspriessen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es sich rechtfertigen, vieles in den Kreis ethnologischer Betrachtung zu ziehen, was mit dem Massstabe unserer heutigen, höheren Kultur gemessen, uns als wertlos, ja zum Teil als albern und fade erscheinen mag“.

Späterhin bemerkt noch Post: „Die ältere Volksdichtung arbeitet zum Teil nach ganz eigentümlichen Methoden, welche in der späteren Dichtkunst nicht mehr angewandt werden. So finden sich Volksreime, deren ganzer Inhalt auf weiter nichts hinauszulaufen scheint, als auf eine willkürliche Verbindung heterogener Begriffe, so dass das Endresultat eine Kette höheren Unsinns ist, an dem das Volkslied auch grossen Gefallen findet“ (S. 104).

Das eigentümliche der Methode besteht in diesem Falle häufig darin, dass das Volk aus Gedächtnisschwäche Bestandteile verschiedener Liedertexte aneinanderschweisst oder durcheinanderwirft. Reimsucht und Lautmalerei bilden den ersten Anlass und Grund für derartige Verkehrt-

---

124) Am Urquell B. V. u. VI. (V. S. 38). Die Arbeit ist leider nicht ganz erschienen, nachdem die alte Folge meiner Monatsschrift durch die Misswirtschaft meines Administrators kläglich einging und bei ihm das weitere Manuskript Posts verschwand.



heiten, über die eine Volksmelodie den Schleier der Nachsicht zieht. Der Verfall des Volksliedes lässt sich mitunter besonders an dem Kinderliede litterarhistorisch nachweisen. Man denke vor allem an die Abzählreime, die uns Carrington Bolton erschlossen hat.

Den methodischen Gesichtspunkt bei der Betrachtung der Spiele bespricht am besten und kürzesten STEWART CULIN in seinem reizumflossenen, für die hieher gehörige Forschung höchst bedeutsamen Werke: Korean Games with notes on the corresponding games of China & Japan, Philadelphia 1895 (XXXVI+177 S. 4⁰ und 135 Bildern). Auf S. XVIII äussert er sich, wie folgt: „Games, I hold, must be regarded not as conscious inventions but as survivals from primitive conditions, under which they originated in magical rites, and chiefly as a means of divination. Based upon certain fundamental conceptions of the univers, they are characterized by a certain sameness, if not identity, throughout the world. Without the confirmation of linguistic evidence they are insufficient to establish the connection of races or the transference of culture. They furnish, however, the most perfect existing evidence of the underlying foundation of mythic concepts upon which so much of the fabric of our culture is built, and are of the highest value from the wide application which may be made of the principles which they illustrate".

Eine kleine, allerliebst mit herzigen Kindertypen ausgestattete Sammlung englischer Kinderspiele, die mit Gesang begleitet werden, gab ALICE B. GOMME heraus[125]). Wir deutschen Folkloristen können uns bei unseren Ausgaben weder Culins noch Gommes Luxus vergönnen, nur im Fleiss und in der Beharrlichkeit stehen wir ihnen nicht nach. Im übrigen kann man ja nicht sagen, dass die Prachtausstattung für derlei Sachen unerlässlich sei. Frau Gomme weist in der Einleitung auf die in Kinderspielen erhaltenen Überlebsel hin und sucht dies in den Erläuterungen zu erhärten. Das ist eine empfehlenswerte Methode, doch wird man es sich nicht verhehlen können, dass die Frau mit weniger Behauptungen mehr bewiesen hätte.

Der Name eines klassischen Meisterwerkes in Hinsicht der Methode und des Umfanges der Leistung kommt FRANZ MAGNUS BÖHMEs Arbeit zu, die schon in den achtziger Jahren vollendet war, aber erst anfangs 1897[126]) erschienen ist. Die romanische und englische Litteratur ist darin stiefmütterlich übergangen worden. Auch so manche mythologisierende Auffassung aus der Kindheit unserer Disziplin wird neu aufgewärmt. Bei alledem wird das Buch als die geordnetste Einführung und Materialiensammlung einen dauernden Wert behalten.

Die Grenzen zwischen den Spielen der Kinder und der Erwachsenen fliessen in einander über. Die meisten Kinderspiele sind ursprünglich

---

125) Childrens singing games. With the tunes to which they are sung. Collected & edited by — Pictured in black & white by WINIFRED SMITH. London 1894. David Nutt. 70 S. 4⁰. 126) Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodien hrg. — Leipzig 1897. Breitkopf & Härtel. LXVI, 756 S. 8⁰. (Ausführlich besprach ich dies Werk im Urquell, 1897. S. 318—320).

Nachahmungen ernster Handlungen oder auch blosser Spiele erwachsener Leute gewesen. Zwei Spiele erfuhren ein besonderes Schicksal: das Schach- und Kartenspiel. Nach den umfassenden Untersuchungen Culins dienten solche Spiele als „Sortes" zur Erkundung der Zukunft. Zu was für einer edlen und vornehme Geister mächtig anziehenden Kunst das Schach emporgestiegen, weiss nun wohl jeder Kulturmensch. Die Anfänge dieser Spiele, ihre erste Bedeutung, ihre allgemeine Verbreitung und wohl alle ihre wesentlichen Formen hat noch nie einer mit solcher Gründlichkeit, wie Culin dargelegt, horribile dictu in einem Katalog! In einem Katalog, der mit 50 Volltafel- und 226 Bildern im Texte erläutert wird[127]. Man kann sich über die Systemlosigkeit einer solchen Buchanlage entsetzen, doch ändert sie wenig an der Thatsache, dass gerade diese Methode der Stoffgruppierung in diesem Falle die Übersicht erleichtert. Hat man die Dinge so bequem vor sich, so kann man sie jeweilig bei weiteren Untersuchungen leicht zu seinem Gebrauche ausheben, statt sie erst mit Hilfe eines Registers herauszusuchen. So ganz und gar ein Katalog ist die Arbeit doch nicht, weil ja Culin die abgebildeten Spielsachen mit vielen Erläuterungen jeder Art versieht, so dass man eigentlich eine Kette von vielen zusammenhängenden kleinen Monographien vor sich hat. Er sagt selber: „Incidental to the main subject, various games and divinatory processes having a like origin, although not leading directly to chess or cards, are exhibited, as well as specimens of each class from various countries".

Man kann mit der Formulierung des Ergebnisses einer Untersuchung die Arbeit beschliessen oder sie auch damit einleiten. Culin leitet mit ihr ein, weil sie seine Methode im einzelnen rechtfertigt und begründen hilft: The basis of the divinatory systems from which games have arisen is assumed to be the classification of all things according to the Four Directions. This method of classification is practically universal among primitive peoples both in Asia and America. In order to classify objects and events which did not in themselves reveal their proper assignement ressort was had to magic. Survivals of these magical processes constitute our present games. The identity of the games of Asia & America may be explained upon the ground of their common object and the identity of the mythic concepts which underlie them. These concepts, as illustrated in games, appear to be well nigh universal. In the classification of things according to the Four Quarters we find that a numerical ratio was assumed to exist between the several categories. The discovery of this ratio was regarded as an all-important clue. The cubical dotted die represents one of the implements of magic employed for this purpose. The cubical die belongs, however to a comparatively late period in the history of games and divination. The almost universal object for determining number, and thence by counting, place or direction, is three or more wooden staves, usually flat on one side and rounded upon the other. Numerical counts are attributed to their several falls".

127) Chess & Playing-Cards. Catalogue of games & implements for divination exhibited by the United States National Museum in connection with the Department of Archaeology & Paleontology of the University of Pennsylvania at the Cotton States & international exposition, Atlanta, Georgia, 1895. — From the Report of the U. S. National Museum for 1896, pages 665—942. gr. 8°. Washington.



Es ist natürlich, dass diese Grundanschauung auch bei der Erklärung der bezüglichen europäischen Spiele methodisch durchzuführen ist.

Rätsel. Für die Rätselforschung abschliessend, weil grundlegend sind die Untersuchungen Pitrès, die er seiner Sammlung sizilischer Rätsel voranschickt[128]). Sie sind sowohl in methodischer Hinsicht grundlegend als auch darum, weil sie zugleich und zum erstenmale eine ungemein gründliche, scharfsinnige und leicht verständliche psychologische Darlegung und Verbreitungsgeschichte der Rätsel aller bekannteren Völker geben. Pitrè eröffnet uns einen klaren Einblick in den Bau und die Entwicklung sowohl des volkstümlichen als des litterarischen Rätsels, die mitunter von einander kaum zu trennen sind. Wie er den Lernenden Schritt für Schritt in das Wesen des R. einführt, zeigt schon die blosse Mitteilung der Abschnittüberschriften: Nomenclatura e definizione dell' indovinello, la oscenità negli indovinelli, tempo e luogo in cui si dicono gl'indovinelli. Giuochi. Elementi mitici negli antichi enimmi. Valore dell' enimma e gare di enimmi presso gli antichi. (Diese zwei letzteren Abschnitte sind nicht einwandfrei. Vgl. meine Bemerkungen darüber im Urquell 1897.) Cenno storico-bibliografico degli indovinelli presso i vari popoli (popoli antichi e popoli di razza latina; popoli di razza germanica, slava ecc.). Scarsezza di tipi. Indovinelli speciali e locali. Popolarità degli indovinelli e loro riscontri (dargethan an vier internationalen Rätseln. Weitere Beispiele lassen sich zu hunderten anreihen. Hier haben die weiteren Rätselforscher vor allem anzusetzen). Provenienze letterarie ed origini popolari degli indovinelli. Riscontri letterari e popolari in Italia. Forma esteriore degli ind. Formole iniziatorie. Metrica degli indovinelli. Moltiplicità di interpretazioni degli ind. Voci e nomi coniati per gl'ind., alliterazione. Varie forme di componimenti enimmatici. Giuochi di parole ed omonimi. Domande facete e serie. Enimmi aritmetici. Dubbi o sfide enimmatiche, Novelle-enimmi. Carti enimmatici etc. Pitrè geht aber zu weit, indem er auch die Zungenübungen zu den Rätseln zählt oder auch die Scherzfragen mit eingliedert. Wenn er schon so weit ausgreift, so hatte er doch ebenso die geheimen Sprachweisen und die Rebus mit in den Kreis seiner Betrachtung einzubeziehen. Ein Musterstück einleuchtender Beweisführung ist die Erklärung der Obszoenität der Volksrätsel im allgemeinen und ihre Ursprungableitung aus den s. g. höfischen Kreisen der Gesellschaft. Minder glücklich ist der Ausgang von den antiken Rätseln der Griechen, bei denen angeblich in mythischer Zeit das Rätsel eine gewaltige soziale Bedeutung, aber auch eine mythologische besessen habe. Das sind Rätselgeschichten, weiter nichts. Übrigens zog Pitrè hieraus für seine Untersuchung keine weiteren Folgerungen, sondern behandelte das Rätsel völkervergleichend und psychologisch.

Um dieselbe Zeit, fast in derselben Woche erschien ein Gegenstück zu Pitrès Leistung in Deutschland, Wossidlos Rätselsammlung[129]).

---

128) Indovinelli, Dubbi, Scioglilingua del popolo Siciliano, raccolti ed illustrati da Giuseppe Pitrè e preceduti da uno studio sull' indovinello. Volume unico. Torino-Palermo 1897. Carlo Clausen, CCX, 470, 8°. (XX. t. d. BTPS.)
129) Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben

Es ist beinahe unnötig zu erwähnen, dass die zwei engeren Fachgenossen mit einander in gar keiner Verbindung standen und von ihrer gleichmässigen Thätigkeit nichts wussten. Nur in Amerika kennen die Folkloristen einander und kümmern sich um ihre Arbeiten gegenseitig, um sich von allwärts Beihilfe und Mitwirkung in der öffentlichen Angelegenheit — das ist doch ein Buch — zu sichern. Im alten Europa rennt jeder seine eigenen Wege dahin. Und doch gleicht Wossidlos Werk, das 2141 Rätsel aufweist, dem Pitrèschen, wie ein früchtebeladener Apfelbaum dem anderen. Darin muss man einen Triumpf der folkloristischen Methode, sowohl hinsichtlich des Sammelns als der Stoffverarbeitung erblicken. Ein formeller Unterschied besteht natürlich zwischen beiden Büchern, indem Wossidlo seine Sammlung mecklenburgischer Rätsel in den Text setzt und alle Parallelen in die Anmerkungen, vorwiegend in den Anhang verlegt, Pitrè dagegen alle italienischen Rätsel in den Text eingereiht, die fremdsprachigen Parallelen aber in den Einleitungen und zum Schluss des Buches untergebracht hat. Diese zwei Werke bedeuten zwar keinen Abschluss in der Rätselforschung, was ja bei der Natur des Stoffes von vorneherein ausgeschlossen war, aber sie sind etwas wichtigeres, der Ausgang für eine methodische Ergründung des Rätsels.

Sprichwörtersammmlungen. In den meisten Sprichwörter-Sammlungen herrscht die alphabetische Anordnung nach den zufälligen Anfangsbuchstaben vor. Dies taugt nichts. Allgemeine Geltung hat darum Karl Krumbachers Tadel der griech. Spw.-S.[130]): „Die Sprüche sind rein äusserlich nach den Anfangsbuchstaben alphabetisch geordnet, ein verwerfliches System, das dadurch nicht besser wird, dass es die meisten griechischen Sammler von Zenobios bis herab auf Kanellakis adoptiert haben. Einen Spruch aufzufinden ist nur möglich, wenn man genau weiss, mit welchem Worte er beginnt; da nun aber, wie bei den anderen Völkern die Sprichwörter in unzähligen Varianten umlaufen, so wird die Aufsuchung eines nur dem Sinne nach erinnerlichen Spruches in den neugriechischen Sammlungen, wie ich oft erfahren musste, zu einer wahren Sisyphosarbeit. Eine weitere schlimme Folge des lexikalischen Systems ist, dass dieselben oder eng verwandte Sprüche zwei- und dreimal aufgeführt werden, sobald durch ganz unwesentliche Wortumstellungen, durch Weglassung des Augments usw. sich verschiedene Initialen ergeben". Er rügt ferner bei Sammlern die wenig angebrachte Prüderie, die einer von ihnen soweit treibt, dass er derbere Ausdrücke regelmässig durch Wörter ersetzt, die in ihrer Form völlig abweichen, so dass schon ein Zeitgenosse das richtige oft nur schwer erraten kann. Ferner hebt er die Mangelhaftigkeit der Erklärungen hervor.

In Bezug auf ein methodisch empfehlenswertes System der Anordnung spricht sich K. auf S. 12 aus: „Manche Vorzüge hat das in Italien übliche, z. B. von Giusti und nach ihm von Pasqualigo, Samarani und Pitrè [von diesem auch in seiner Rätselsammlung] angewandte

von Richard Wossidlo. I. B. Rätsel. Wismar 1897. Hinstorff, XXIV. 372, 8°. (Dieses und das Pitrèsche Buch waren schon i. J. 1896 vollendet).

130) Mittelgriechische Sprichwörter von Karl Krumbacher. München 1893. k. k. Akad, d. Wissensch, 272, gr. 8°.

System der Einteilung in stofflich geschiedene, alphabetisch geordnete Kapitel z. B. Abitudini, Adulazione, Affetti, Agricoltura, Allegria usw. Doch ist die Grenze zwischen den unter die einzelnen Kapitel fallenden Begriffen oft schwer zu erkennen und zahllose Sprüche gehören in verschiedene Stoffkategorien, wodurch das Aufsuchen wiederum sehr erschwert wird. Am besten empfiehlt sich zur übersichtlichen Anordnung eines so ungeheuren, aus lauter kleinen, durch kein äusseres Band verknüpften Teilchen bestehenden Materials das von Wander, Düringsfeld, Otto u. A. mit Erfolg durchgeführte Schlagwörtersystem, das zwischen dem neugriechischen und italienischen System in der Mitte steht, indem es die lexikalische Anordnung mit der inhaltlichen verbindet".

In der Einleitung (S. 17—20) beleuchtet K. trefflich das Verhältnis zwischen mtgr. und romanischen (hier italien. u. spanischen) Sprichwörtern. Diese Auseinandersetzung sei zur Lektüre empfohlen. Bemerken will ich, dass die von Krumbacher als echtgriechisch angesprochene, anekdotenhafte in eine Frage zumeist gekleidete Form des Sprichwortes ebensogut oder noch eher echtserbisch genannt werden muss. Vuk Vrčević hat gar eine Sammlung von 1200 derartiger Sprichwörter unter dem Titel Pitalice (kleine Fragen) veröffentlicht und ich machte von ihnen ausgedehnten Gebrauch in meinem Buche ‚Sitte und Brauch der Südslaven'. Zu erwähnen ist, dass die Chrowoten und vollends die Slovenen diese Form des Sprichwortes fast gar nicht gepflegt zu haben scheinen.

Als Krumbacher seine berechtigten Anforderungen aufstellte, waren sie schon allseitig auf das befriedigendste erfüllt zu finden in dem Sammelwerke der Lütticher Gesellschaft für wallonische Litteratur[131]). Hier hat man eine table synoptique und eine t. alphabétique zu den 3175 Sprichwörtern der ganzen Sammlung. Die Sprichwörtertexte sind durchwegs ins litter. französisch übersetzt und auf das trefflichste erklärt. Stechers geistvolle Einführung enthält zudem die beste Abhandlung über das Sprichwort (nicht nur das der Romanen), die mir nach Wanders bezüglichen Darstellungen untergekommen.

Nur in Bezug auf die Güte der Register befriedigt gleichermassen Samuel Adalbergs Księga przysłów prrypowieści i wyrażeń przysłwiowych polskich (Buch der Sprichwörter, Schlagwörter und sprichwörtl. Redensarten der Polen), Warschau 1889—1894, XVIII+805 p. gross Lex. Form. zweispaltig, sonst ist die riesige Arbeit vielfach schwach. Sprichwort ist ihm jede Redewendung, die bei mehreren Schriftstellern vorkommt, ob sie irgend eine Erfahrung ausdrückt oder nicht. Alles obszöne ist ausgeschlossen geblieben, ferner alles, was irgendwie das nationale Gefühl eines russischen Lesers verletzen könnte, aber an den Juden hat er, der Jude, sein Mütchen gekühlt, indem er eine ansehnliche Reihe unbeglaubigter, gegen Juden gerichteter Schmähreden als Volks-

131) Dictionnaire des Spots ou Proverbes Wallons pas Joseph Dejardin . . . précédé d'une étude sur les proverbes par J. Stecher . . 2me éd. coordonnée et considérablement augmentée avec la collaboration de Joseph Defrecheux. T. I. A—J; Liège 1891, T. II. L—Z; 1892. LXIV, 456+532 p. gr. 8°.

sprichwörter anführte. An sachlichen und historisch-litterarischen Erklärungen waltet die äusserste Sparsamkeit vor.

Erwähnen muss ich, weil es mir redaktionell zugesandt worden, das Büchlein Dottrina popolare in quattro lingue (italiana, francese, inglese, tedesca) raccolti e ordinati da GIUSEPPE SESSA, Sec. ed. aumentata e corretta, Ulrico Hoepli, Milano 1891, p. 211 i. 12°, das von S. 182 auch Sprichwörter bringt. Sie sind für die Leser bestimmt, „che amano arrichire i loro scritti ed i loro discorsi con detti proverbiali". Sie sollen also dazu dienen, viersprachige Sancho Panzas heranzubilden. Im übrigen ist die Auswahl recht geschickt getroffen.

Eine besondere Art des Sprichwortes ist das von BÜCHMANN so benannte ‚Geflügelte Wort'[132]). Alle die Sammler wehren sich gegen die Zumutung, als ob sie Sprichwörtersammler wären, sie sind aber doch nichts anderes, nur sammeln sie nicht Volkssprichwörter, sondern das aus litterarischen Quellen, aus Reden und Schlagworten der oberen Zehntausend fliessende Sprichwort, dessen Anwendung eine gewisse höhere Bildung zur Voraussetzung hat und das in der Regel vom Volkssprichworte darin abweicht, dass es nicht unbedingt der Ausdruck einer trivialen Lebensweisheit sein muss. Büchmanns Buch fand reiche und tüchtige Nachahmung, so z. B. von FUMAGALLI und CURTI u. A.[133]). Auf die Methode der Interpretation, die der Natur der Sache gemäss litterar- und kulturhistorisch ist und die Folkloristik kaum streift, kann hier nicht eingegangen werden. Soviel ist gewiss, dass viele dieser Sprüche in abgeschliffener Gestalt einmal zum Gemeingut der Volkssprache werden und dass dem Paroemiographen nach hundert und mehr Jahren die Sammlungen geflügelter Worte gute Dienste leisten können. Die Hauptsache bei solchen Büchern sind und bleiben die sorgfältig ausgearbeiteten Schlagwörterverzeichnisse. Die litterarische Mache, durch die die untereinander zusammenhanglosen Sprüche verknüpft werden, ist durchaus überflüssig und häufig geradezu störend. Es reichen die Erklärungen an und für sich aus, zumal, wenn sie mit einer solchen Fülle von Gelehrsamkeit, wie bei Fumagalli auftreten, der sich nebenbei bemerkt, nicht bloss auf italienische Wörtlein beschränkt, sondern auch französische,

132) G. BÜCHMANN: Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes, gesammelt und erläutert. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-Tornow. XVIII. verb. u. verm. Aufl. Hande & Spener 1895. 8°. (100. Tausend!). 133) GIUSEPPE FUMAGALLI: Chi l'ha detto? Tesoro di citazioni italiane e straniere di origine letteraria e storica indicate e annatate. Sec. ed. rived. ed. arricchita. Milano 1896. U. Hoepli, XX, 605 p. 8°. — THEODOR CURTI: Schweizer Geflügelte Worte. Zürich 1896, Art. Inst. Orell Füssli, 67 S. 8°. WM. FRANC. HENRY KING: Classical & foreign quotations, law terms & maxims, proverbs, mottoes, phrases & expressions in French, German, Greek, Italian, Latin, Spanish & Portuguese. With translations, references, explanatory notes & indexes. New & revised edition. London. Whitaker, & Sons, 1889, 8°. — ROGER ALEXANDRE: Le Musée de la Conversation: répertoire de citations françaises, dictons modernes, curiosités littéraires, historiques & anecdotiques, Sec. ed. Paris 1892. Ém. Bouillon. — Hierher gehört auch die magyarische Citatensammlung BÉLA TOTHs, die leider meiner Beurteilung fern steht: Száfru szájra. A magyarság szálló igéi. Budapest 1895. Verlag des Athenaeum. Sprichwörter: A. OTTO, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer. Leipzig 1890. B. G. Teubner.

spanische und deutsche mit angeführt hat, die in der guten italienischen Gesellschaft Bürgerrecht erworben haben. Weniger gelehrt, doch mehr Politiker ist Curti, der vor allem die Schlager des Zeitungdeutschen der Schweizer berücksichtigt. Zu dem drolligen Worte ‚unentwegt‘, das uns die Schweizer bescheert haben, hätte er noch die andere, nicht minder unnötige schweizerische Wortbildung ‚selbstredend‘ hinzufügen sollen. Da kann man wohl von einer Sprachbildung reden.

Allgemeine und spezielle Monographien. Einer, der in allen Satteln deutschen Volkstums fest, Geschichtskenner und Philolog in einem war, weiland A. BIRLINGER setzte seinem Alamannien und sich bei uns ein Denkmal mit einer vollendeten, wenn auch an Umfang schmächtigen Monographie seiner engeren Heimat[134]). Seine Methode ist wissenschaftlich, also auch frei vom unleidlichen Chauvinismus, an dem der deutsche Michel ebenso krankt, wie der Wälsche. Er erkannte, dass es alles eher, denn ein rein deutsches Volk gebe und von dieser Erkenntnis aus beleuchtet er die Zustände seines Gebietes: „In Völker- und Rassenvermischung liegt Kraft und Leben. Was wäre Frankreich, England, selbst Italien (Oberitalien) ohne diese frühere Völkerkreuzung. Was hat die Heere Preussens so stramm gemacht und stramm erhalten als die Rassenkämpfe mit den Slaven und die endgiltige Verschmelzung mit ihnen? Nur diese Kämpfe haben unser rechtsrheinisches Alamannien so tüchtig gemacht“. Solange sich seine Darlegungen auf dem Boden sicherer Überlieferung bewegen, sind sie einwandfrei, auch seine Vermutungen möge man hinnehmen, nur wenn er hie und da kühne Deutungen als sichere Ergebnisse hinstellt, was selten vorkommt, erweckt er Widerspruch, so z. B. wenn er sagt: „Möglich, dass wir schon Urkelten mit ihrer feinen Kunst da und dort unter den Riesen und Zwergen zu verstehen haben. Untergegangene Völker — das steht fest — sind nur in den Riesen- und Zwergsagen angedeutet“. Hier sind zu viele X, Y, Z angeführt, denn wir wissen nicht, was Urkelten sind, was die feine Kunst soll und was ‚untergegangene Völker‘ heissen. Man kann wissenschaftlich doch nur richtig von Völkern, die in anderen aufgegangen sind oder aufgehen, reden, es läge denn wirklich ein besonderer Fall gründlicher Ausrottung oder eines Aussterbens nicht bloss einer Sprache, vielmehr aller Individuen eines Volkes vor. Die Beschreibung, auf die wir Nachdruck legen, ist zwar nicht erschöpfend, jedoch anschaulich und anregend, wie von einem denkenden Dichter erfasst. Er bespricht die Grenzen, Ort- und Grenzneckereien, Grenzaltertümer, Ort- und Flurnamen, Leitwörter, die Mundarten des Vorarlbergs, in Galtür, im Paznauntal und das Haus.

Eine ebenso mustergiltige, nur an Sachlichkeiten umfangreichere Arbeit verdankt die Volkskunde HAUFFEN, der uns die Sprachinsel Gottschee förmlich neu entdeckt hat[135]). Es ist ein Inselchen, das von der österreichischen Politik der Slovenisierung preisgegeben wird.

---

134) Rechtsrheinisches Alamannien. Grenzen, Sprache, Eigenart. Mit 12 in den Text gedruckten Illustrationen. Stuttgart 1890. J. Engelhorn, 119 gr. 8°. als S. H. a. d. FDLVK. IV. B. Heft 4, S. 283—397. 135) Dr. ADOLF HAUFFEN: Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten u. Gebräuche, Sagen, Märchen u. Lieder. Graz 1895. „Styria“, XVI, 467, gr. 8°.

Eine Mittelstellung zwischen einer streng wissenschaftlichen Monographie wie die von Hauffen, der mit allseitiger, gründlicher Vorbereitung ans Werk ging, und einer besseren Reisebeschreibung nimmt KAINDLS Buch über die Huzulen ein[136]). Einen Zweig muss man mit genauem Bezug auf seinen Stamm beschreiben. Kaindl nimmt dagegen von der sehr ergiebigen Thätigkeit der Kleinrussen über ihr Volkstum, zum Beispiel der eines Golovackij oder Dragomanov keine Notiz. Das ihm zur Verfügung gestellte Material rührt von Leuten her, die in der Volkskunde Laien waren und seine eigenen Beobachtungen sind auch stellenweise unzureichend, um als Grundlage für abschliessende Urteile zu dienen. Seine Auffassung der Unsittlichkeit des Bauernvolkes ist z. B. verkehrt. Die Frage ist wissenschaftlich vielmehr dahin zu formulieren, was denn dem Ruthenen als sittlich gilt und das Warum dazu zu ergründen. Die scheinbare Ausnahmestellung der armseligen Huzulen löst sich bei einer derartigen objektiven Betrachtung, die unserer Methode entspricht, in ein Dunstgebilde auf. Die Rahmeneinteilung des Buches in XVII Abschnitte ist freilich recht zweckmässig und Einzelheiten sind ebenso hübsch als litterarisch gewandt hervorgehoben.

Ein berechtigtes Aufsehen erweckten in Fachkreisen die Ergebnisse einer Forschungsreise GUSTAV WEIGANDS unter den Zinzaren in Mazedonien. Er veröffentlichte eine ethnographisch-philologische Untersuchung über die ‚Vlacho-Meglen‘ (Leipz. Ambrosius Barth, 1892, XXXVI, 78, 8⁰) und im Anschluss daran drei Bände über „Die Aromunen“ (I. B. Land und Leute, XII+334 mit 9 Tafeln) II. und III. Bd. Volkslitteratur der A. XVI, 382) und daneben Jahresberichte des Institutes für rumänische Sprache an der Leipziger Universität. Der Nachdruck liegt auf philologischen Erörterungen, die Texte sind vorwiegend Folklore. Viel heissen sie leider nicht. Weigand kam ins Land, um die Sprache zu erlernen und raffte an Überlieferungen just das auf, was ihm unterkam. Auch währte die Reise zu kurze Zeit. Er gab auch eine hübsche Schilderung zum besten, über die Art, wie er sammelte, hielt sich aber in der Folge bei einem Besuche unter ungarischen Rumänen nicht mehr daran, erregte unliebsamen Ärger und schimpfte nachher auf eine für einen Folkloristen höchst unpassende Weise über die angeblich barbarisch asiatischen Zustände in Ungarn. Es wäre ihm schlimmer mitgespielt worden, wenn er in Preussen solche Spassettchen, wie in Ungarn aufgeführt hätte.

Weigand war oder ist noch im Glauben, dass er das Volkstum der Zinzaren förmlich als erster entdeckt habe. Das ist gerade nicht richtig. Eine Umfrage im Lande würde ihm vielleicht Nachricht von den grossen einschlägigen Sammlungen K. A. ŠAPKAREVS, eines Bulgaren gebracht haben, der davon eine ansehnliche Probe in seinem Sbornik ot narodni starini . . v Makedonija (Sammelwerk nationaler Altertümmer in Maz., Philippopel 1885, S. 491ff. und dazu ein kleines Lexikon S. 565ff.) giebt. Es sind dreizehn sehr lange Volksmärchen in „makedo-walachischer (zinzarischer) Sprache“ mit bulgarischer

136) Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung geschildert von Dr. RAIMUND FRIEDRICH KAINDL. Mit Unterstg. der Anthropolog. Gesellschaft in Wien. 1894. A. Hölder. VI. 130, gr. 8⁰.

Übersetzung. Ich erlaube mir hier einen Satz als Sprachprobe anzuführen: Earà un džóni tíniru ši múltu mušatu, si ŝeaveà un kálu mušátu ši múltu džóni, ši lu aveà pi máre k'éfe. (Es war einmal ein Bürschlein jung und gar viel schön; und er besass ein herrliches Pferd, sehr stattlich und es gewährte ihm viel Vergnügen).

Das Buch birgt auch 6 albanesische Sagen und zwei Lieder, einen Zauberspruch und zwei türkische Märchen.

Eine ziemlich ausgiebige und mit sachverständiger Umsicht angelegte Sammlung rumänischer Volksüberlieferungen jeder Art giebt M. GASTER in seiner wirklich klassischen rumänischen Chrestomathie[137]). So sollten wissenschaftliche Handbücher für möglichst viele Litteraturen beschaffen sein. Wer diese zwei Bände mit Hilfe des angeführten Wörterbuches und der vorangehenden Grammatik durchstudiert, gewinnt einen Einblick in die Entwicklung rumänischer Litteratur und den Bestand des Volkstums.

Eine kritisch zuverlässige Heortologie der Lithauer des Vitebsker Gouvernements verfasste der für die Erforschung lithauischen Volkstums hochverdiente Gelehrte E. A. WOLTER[138]). Alle Festgebräuche und Sitten werden mit Texten im Original und russischer Übersetzung erläutert. Nur durch die gewissenhaften Sammlungen eines Wolter war es hauptsächlich gelungen, den kläglichen Mystifikationen eines Veckenstedt den Garaus in der abendländischen Volkskunde zu machen.

Die russische Folklorelitteratur zeichnet sich durch eine Menge überaus gründlicher Monographien einzelner Gebiete des Riesenreiches aus. In erster Reihe gebührt der ethnographischen Abteilung der Kaiserl. russ. geograph. Gesellschaft in St. Ptbg. das Verdienst, mit ihren Publikationen ein wissenschaftliches Studium des Volkstums nach festen Prinzipien angebahnt zu haben. Zu den vorbildlichen Arbeiten, die sie herausgab, gehört die von A. M. MÜNCH über die volkstümlichen Sitten, Gebräuche und den Alltagsglauben des Bauernstandes im Saratover Gouvernement[139]). Die Anordnung ist die stereotyp wiederkehrende: allgemeine Einführung; ethnographischer Abriss, Volksglauben, Helden- und Räubersagen, Zaubersachen, apokryphe Überlieferungen, Zaubersprüche, Festgebräuche, Hochzeitgebräuche, Tod und Sterben, Sekten.

Zwei grössere, nebst vielen kleinen, äusserst verdienstlichen Sonderuntersuchungen über das Volkstum deutscher Juden in Rumänien veröffentlichte M. SCHWARZFELD[140]), der, wie er mir mündlich mitteilte,

---

137) Chrestomathie Roumaine. Textes imprimés et manuscrits du XVIme au XIXme siècle; spécimens dialectales et de littérature populaire accompagnés d'une introduction, d'une grammaire et d'un glossaire roumain-français. T. I. Lpzg. 1891. F. A. Brockhaus (introduction, grammaire, textes 1550–1710) p. CXLIX, 368 gr. 8°, T. II. Textes (1710—1830), Dialectologie, Littérature populaire, glossaire, p 562 S. **138**) Materialy. dlja etnografii latyšskago plemeni Vitebskoj gubernii. Sobral i snabdil objasnenijami . . . čast I. Prazdniki i semejnyja pēsni latyšej. StPg. 8190, VIII, 386, gr. 8°. Verlag der kaiserl. Akademie. **139**) Narodnye obyčai, obrjady, suevērija i predrazsudki krestjan saratovskoj gubernii, (gesammelt in den J. 1861—1888). 1890. II, 152, gr. 8°. **140**) Evrei in Literatura populară română. Studiu de psichologie populară. Anex: Evrei in literatura populară universală. Tablou comparativ. Bukuresti 1892, E. Wiegand & C. C. Savoiu. 78. 8°.

auch eine Sammlung von etwas über 10000 judendeutscher und judendeutschromanischer Sprichwörter angelegt hat. Zu den besten Arbeiten auf diesem Gebiete gehören auch die Beiträge Dr. LEO WIENERS[141]), der leider bis vor kurzem von Schwarzfelds Leistungen ebensowenig etwas wusste, als dieser von jenem. Das kam daher, weil bis in die jüngste Zeit die Zeitschriften für das Judentum alles, was auf modernes jüdisches Volkstum Bezug hatte, geringschätzig behandelten und niederschwiegen.

Den mittelalterlichen Volksglauben der Juden bespricht Dr. ISRAEL FINKELSCHERER[142]) mit unzureichender Kenntnis moderner Folklore-Litteratur und vom Standpunkte jüdischer Seminargelehrtheit aus.

Über die Wahlbruderschaft mit hauptsächlicher Berücksichtigung der Bulgaren schrieb als Folklorist eine den Gegenstand allseitig beleuchtende Untersuchung N. A. NAČOV[143]). Eine einschlägige, noch grösere Arbeit, von der bisher ein Bruchstück erschien, unternahm Ciszewsky.

Mit jener romanischen Gelehrten eigener Eleganz der Darstellung sind ARTHURO GRAFS Sonderuntersuchungen über Miti, Leggende e Superstizioni del Medio Evo[144]) ausgestattet. Graf ist auch durch eine „Geschichte des Teufels“ wohlbekannt, die aber eine starke Anlehnung an Roskoffs gleichnamiges, deutsches Werk aufweist. Graf schreibt Essays mit einem wissenschaftlichem Apparat. Leider lässt er die Folklore-Litteratur, so sehr er sie zu würdigen weiss, zu viel abseits und hält sich an „ältere“ Quellen. Er ist geistreich, d. h. er tupft häufiger an, als dass er Einzelheiten sorgsam ausführen würde. Wenn von einem Fehler dieser Methode gesprochen werden soll, so ist es der, dass der Essayist mit Vorliebe das hervorhebt, was ihm gefällt und er in einem Bilde mit bestem Effekte verwerten zu können glaubt. Ihn hindert an der Vertiefung einer Untersuchung die Besorgnis, er könnte am Ende den Leser langweilen. Ich meine aber, dass ein Künstler, wie Graf, nur die Kunst der Langweile nicht versteht und dass es uns nichts verschlagen hätte, wenn er statt zwei, vier Bände zur allseitigen Ausführung seiner 12 Studien gebraucht haben würde.

Eine Reihe auserlesener Monographien von bleibendem wissenschaftlichen Werte enthält die zu Ehren Karl Weinholds, eines der Begründer moderner Volkskunde von der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebene Festschrift[145]). W. CREIZENACH schreibt darin ‚Zur Geschichte der Weihnachtsspiele und des Weih-

---

— Evrei in literatura lor populară sau cum se judecă Evreiinsuşi. Studiu etnico-psichologic. Buc. 1898. Tipolit. ‚Universala‘. 38. 8°. **141**) Popular poetry of the Russian Jews. S. A. aus Amerikana-Germanica. Vol. II. Nr. 1. 26 p. — On the Hebrew element in Slavo-Judaeo-German. 14 p. gr. 8°. **142**) Mose Maimunis Stellung zum Aberglauben und zur Mystik. Breslau 1894. Schottlaender. 1896, 8°. **143**) Za pobatimstvoto. Srēdec (Sofia) 1896, 136, gr. 8°. Zuerst im Periodičesko spisanie XLIX—L, LI, LII—LIII. **144**) Volume 1. Il mito del paradiso terrestre. Il riposo dei dannati. — La credenza nella fatalità. XXIV, 310, 8° Torino, Erm. Loescher, 1892. — Vol. II. La leggenda di un pontefice. — Demonologia di Dante. — Un monte di Pilato in Italia. — Fu superstizioso il Boccacio? — San Giuliano nel „Decamerone“ e altrove. — Il rifiuto di Celestino V. — La leggenda di un filosofo. — Artù nell' Etna. — Un mito geografico. Ebenda 1893. S. 398. **145**) Beiträge zur Volkskunde. Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. Breslau 1896. W. Koebner XII, 245, 8°

nachtsfestes', P. DRECHSLER über Handwerksprache und -Brauch, S. FRAENKEL über ‚Die tugendhafte und kluge Witwe', A. HILLEBRANDT über Brahmanen und Çudras, O. L. JIRICZEK über die Amlethsage auf Island, E. MOGK giebt Segen- und Bannsprüche aus einem alten Arzneibuche, K. OLBRICH bespricht den Jungfernsee bei Breslau, P. REGELL behandelt etymologische Sagen aus dem Riesengebirge, F. SCHROLLER versucht eine Charakteristik des schlessischen Bauern (im Plauderton gehalten), TH. SIEBS erörtert Flurnamen, F. VOGT wagt eine kühne Deutung ‚Dornröschen-Thalia' und O. WARNATSCH sucht die Bedeutung des nordischen Wortes Sif zu ergründen. Am weitesten entfernt sich Vogt in seiner Abhandlung von unserer folkloristischen Methode, es ist die ältere eines Kuhn und Schwartz mit Benützung neuen Materials und manchem geistreichen Einfalle. Im Dornröschenmärchen den Niederschlag einer Sonnenmythe zu suchen und zu finden, ist nach unserer Methode einfach- undurchführbar.

Bauopfer. Vielfach, namentlich in Folklore-Zeitschriften erscheinen Arbeiten über Hausbau und Hausbauanlagen, die mit eingehender Kenntnis der Architektonik ausgestattet sind und als Beiträge zur Volkskunde angesehen werden möchten. Den kulturhistorischen Wert solcher eingehender, fachmännischer Ermittelungen verkannte ich nie und wusste auch ihre ethnographische Tragweite zu schätzen, nur war und bin ich noch immer der Ansicht, dass damit der Volkskunde zuviel zugemuthet wird. Der Bau hat für uns vornehmlich eine Bedeutung, sofern er in einer engeren Beziehung zu religiösen Vorstellungen, zu Sitten und Gebräuchen steht, Messungen und Bestimmungen, die darüber hinausgreifen, sollen andere besorgen. Darum verschloss ich den Urquell vor derartigen Beiträgen, nahm dagegen jenen auf, der z. B. das Bauopfer — (ein sehr weiter und dehnbarer Begriff) — betrifft. Mit einer kleinen Studie über das Bauopfer der Südslaven (Wien 1886) brachte ich das schon vorher von Liebrecht, Andree und Lippert behandelte Thema neuerlich in Fluss und es blieb seither in den Folkloreblättern auf dem Tapete. Wer alles genau zusammenfassen wollte, was an bezüglichen Mitteilungen seitdem ans Taglicht kam, brächte ein dickes Buch fertig, mehr und besseres könnte er jedoch kaum vorbringen als PAUL SARTORI in seiner Abhandlung über das Bauopfer[146]). Sartori verfasste bisher schon eine ansehnliche Serie von Einzeluntersuchungen folkloristischer Art, die auf ausgebreitetster Belesenheit und einem reifen Urteil beruhen. Zu den methodisch saubersten rechne ich sein ‚Bauopfer'. Die Einleitung geht auf die Grundvorstellungen bei der Anlage eines Baues ein, dann bespricht er die Verbreitung und die Gegenstände des Bauopfers (Menschen und Teile des Menschen, Tiere, Gegenstände) ferner Gründe und Zwecke des B. (als eigentliches Opfer, Gewinnung eines Schutzgeistes, Abwehrzauber, Sympathiezauber), und Ersatzopfer. Die Einheitlichkeit und Einfachheit des menschlichen Geistes in einer eigentümlichen Auffassung und Vorstellung wird hier mit einer wahrhaft erfreulichen Folgerichtigkeit dargethan.

---

146) ZEth., Berlin 1898. S. A. 54 S. gr. 8°.

Pflanzenkunde und Wetterzauber. Recht zweckmässig ist die von D. CELS GOMIS herausgegebenen Botánica popular ab gran nombre de confrontacions[147]), die er angeregt durch PAUL SÉBILLOTS Traditions et superstitions de la Haute-Bretagne (Paris 1882) verfasste oder sammelte. Cels Gomis brachte den Stoff hauptsächlich für Katalonien auf. Vorerst bespricht er die Pflanzenwelt im allgemeinen nach der Überlieferung, dann geht er auf die einzelnen Pflanzen, (die Namen in alphabetischer Ordnung) ein. Zu jeder Pflanze giebt er die verschiedenen Benennungen, die medicina casulana, die creencias, modísmes, comparansas, aforismes, horticultura, den cansó, supersticions, den costúm, preocupacions, corrandas, endevinallas, cansonetas und wo möglich die Pflanzen im Rätsel.

Im grossen Masstabe hat diese vorzügliche Stoffanordnung E. Rolland in seinem mustergiltigen und unentbehrlichen Werke über die volkstümliche Flora angewandt[148]).

Eine vielseitige, an Anregungen reiche und methodisch gediegene Untersuchung, beziehungsweise Zusammenstellung der auf Wetterzauber bezüglichen Gebräuche. und Anschauungen veröffentlichte FERDINAND FREIH. V. ANDRIAN[149]). Ohne Kenntnis von dieser Vorarbeit behandelte denselben Stoff, ausschliesslich für deutsches Gebiet RICHARD V. STRELE unter Aufnahme zahlreicher eigener Erhebungen. Es ist eine tüchtige folkloristische Leistung, so gering ihr Umfang auch ist[150]). Die gleiche Anerkennung gebührt der noch kleinen Studie JULJAN JAVORSKIJS über Donnerkeile, die auch in das engere Gebiet der Wetterzauberei gehören[151]). J. berücksichtigt vornehmlich russischen und polnischen Volksglauben. Er wird diese Arbeit auf meine Anregung hin erweitern und deutsch veröffentlichen.

Speisen. Auch die Frage, was man und wie man isst und trinkt, nicht minder als die vielbesprochenen Grussformeln, die zu den Segen gehören, schlägt in die Volkskunde ein. Eine auf die Völker ausgedehnte Untersuchung KARL HABERLANDS enthielt der 1885er Band der ZVS. von M. Lazarus und H. Steinthal. Diese wohl gründlich angelegte und verdienstliche Arbeit blieb bedauerlicherweise unbeachtet und wir haben auf zwei andere zu verweisen, die ohne Bezug auf die genannte und leider ohne deren sichere Methodik denselben Stoff für besondere geographische Provinzen behandeln. Beide sind wenig mehr als nützliche Materialsammlungen, so z. B. die FRANZ FUHSES[152]). Ungleich bedeut-

147) Barcelona 1891. Alvar Verdäguer. VI, 157 pt. 8°. 148) Flore Populaire ou Histoire naturelle des Plantes dans leur rapports avec la linguistique et le folk-lore. Paris 1891. E. Rolland. 272 gr. 8°. 149) MAGW. XXIV. B. 1894. S. A. 121 S. 8°. 150) Wetterläuten und Wetterschiessen. Erweiterter S. A. a d. Ztschr. d. Deutschen u. Österreich. Alpenvereins 1898. B. XXIX. München. Bruckmann. 24 S. gr. 4°. 151) Gromovyja strělki. Očerk po istorii južno-rasskago folklora. S. A. a. d. Kievskaja Starina 1897. 12 S. gr. 8°. 152) Sitten und Gebräuche der Deutschen beim Essen und Trinken von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des XI. Jahrhunderts. Eine germanistisch-antiquarische Abhandlung als Dissertation vorgelegt der hohen philosoph. Fakultät der Georgia Augusta zu Göttingen. Wolfenbüttel 1891. O. Wollermann. 44. 8°. (Von den ersten Zeiten bis zur Völkerwanderung. — Von der Völkerwanderung bis zur Zeit Karls des Grossen — Die Franken. — Von der Zeit Karls des Grossen bis zum J. 1100).

samer ist SIME TROJANOVIĆS Studie über Altertümliche serbische Speisen und Getränke[153]). Bei ihm quillt die Menge sehr wichtiger Mitteilungen aus unmittelbarer Beobachtung eines zum Teil in primitiven Verhältnissen verweilenden Volkstums. Die Angaben sind trotzdem unvollständig, weil T., was unverständlich ist, die Guslarenlieder gänzlich ausser Betracht liess. Eine Übersicht der im Herzogtum üblichen Speisen und Getränke — mit unzureichender Kenntnis der Kochkunst — liefert I. ZOVKO im Zbornik za narodni život i oaičaje južnih Slavena, Agram 1896, selbstverständlich ohne Ahnung vom Dasein der Arbeit TROJANOVICS und der Guslarendichtungen, obwohl er in dem Lande lebt, wo er täglich Guslaren zu hören bekommt, ob er mag oder nicht. Wieviel aus dem Werke eines volkstümlichen Epikers für die Volkskunde zu gewinnen ist, zeigte uns Dr. ALBERT MAASS, der F. Mistrals „Mirèio" durchnahm[154]), und Mistral war noch lange nicht das, was ein Guslar ist, der die alte Volksüberlieferung geradenwegs vermittelt.

Über den Endokannibalismus lieferte Dr. RUDOLF S. STEINMETZ eine belangreiche Sonderuntersuchung (Wien 1896, 60 S. 4⁰ S. A. a. Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien), die er mit einer beachtenswerten Einleitung über die Methodik solcher Arbeiten eingeleitet. Er beginnt mit dem „klassischen Altertum", also mit den Griechen und Römern und mit Angaben, die wir fast gar nicht kontrollieren können, statt eine eifrige Umschau in der Folklore-Litteratur moderner Völker zu halten. Dann verlegt er auch das Schwergewicht auf die „Natur"-Völker, und Europas Bevölkerung als die vollendetste der Welt wird kurz abgetan. Das sind die methodischen Fehler dieser Studie.

Mustergiltig durch ihre Methode und lieblich in ihrer glatten Ausführung ist J. D. E. SCHMELTZS „Versuch einer Monographie" über „Das Schwirrholz[155])". Vor allem führt er den Nachweis von der allgemeinsten geographischen Verbreitung des bei uns nur als Kinderspielzeuges unter dem Namen ‚Waldteufel' beliebten Schwirrholzes, stellt dessen Verwendung bei der Reifeceremonie, der Totenfeier und Bitte an die Götter um Regen fest und erklärt darauf hin das Survival im Namen Waldteufel, das Ganze aber verdient gleichsam als Preisstück unserer Methode rege Aufmerksamkeit der Lernenden. Sachlich von allgemeinerem Interesse ist die hübsche Abhandlung Dr. ČENĚK ZIBRTS über das Richterrecht und den Stab als Machtabzeichen[156]). Eine einschlägige Arbeit ZEISSBERGS in der Germania (B. IX) über Speer- und

153) Starinska Srpska jela i pica. II. B. des Serb. ethn Sammelwerks der Serb. kgl. Akad. Belgrad 1896, 124, 8⁰. Gruppiert den Stoff in 19 lose Abschnitte. Dr. A. RADIC gefiel es, im Zbornik za nar. život usw. Agram 1897, II. diese Arbeit zu verreissen und den Autor zu schmähen. Das kann man entschuldigen mit Hinblick auf Rs Mangel an Folklore-Verständnis und auf seine soziale Umgebung 154) Allerlei provenzalischer Volksglaube nach F. Mistrals „Mirèio" zusammengestellt. Berlin 1896, C. Vogt, 64. 8⁰. BBGRPh. XI. Roman. Abt. Nr. 5, hrg. v. Dr. E. Ebering. (Mythologisches, Kinderschrecken. Alltagsglauben, Wetterregeln, Sagen, Sprichwörter, Formeln, Reime, Magali). Mit sehr vielen schätzbaren Parallelen versehen. 155) S. A a. Verh. d. Ver. f. naturw. Unthltg. zu Hamburg, B. IX 1896. L. Friedrichsen & Co. 36, 8⁰. 156) Rychtařské pravo, palice, kluka. S. A. a. d. Berichten d. kgl. čech. Gesellsch. f. Wiss. Prag 1896. Fr. Řivnáč, 32, gr. 8⁰.

Lanzenwurf übersah er oder wollte es absichtlich, um nicht über den Gegenstand ein Buch schreiben zu müssen. Die Beweisführung bei Zíbrt ist scheinbar anders als bei Schmeltz, denn ihm steht eine historische Kette mit Gliedern von Angaben zur Verfügung, die die älteste Bedeutung des Abzeichens bis zu dessen Bedeutungslosigkeit in unseren Tagen in Böhmen darthun. Natürlich ist auch Schmeltzs Material in Wahrheit historisch, wenn auch die Belege aus einem Nebeneinander des einen Jahrhunderts fliessen, während bei jenem ein Nacheinander aus Jahrhunderten vorliegt. Ein klein wenig ist in beiden Arbeiten dieselbe Methode durch das gegebene Thatsachenmaterial formell anders, bewährt sich aber in beiden Fällen vollkommen.

Ein wichtiges Sammelwerk mit zahlreichen Bildern veröffentlichte wie schon erwähnt, Paul Sébillot, der unermüdlich fleissige Sekretär der Pariser Société des traditions populaires unter dem Titel Légendes et Curiosités des Métiers (Paris, Ernest Flammarion, 1895 ff.) worin er in 20 Heften in 4⁰ zu 32 S. neununddreissig Handwerke und Gewerbe nach ihren Sitten und Gebräuchen schildert. Die Arbeit bezieht sich so gut wie ausschliesslich auf französische Verhältnisse, ist aber so zweckmässig angelegt, dass sie als Grundstock und Musterbild für gleiche Beschreibungen bei anderen Völkern europäischer Kultur dienen kann. In der That fällt der grössere Teil dieses Beitrages mehr in den Rahmen der Kulturgeschichte und es ist zu bemerken, dass Sébillot die einschlägige, grosse deutsche Litteratur mit grossem Nutzen hätte heranziehen können.

Volksetymologie. In der Mélusine unterhält H. Gaidoz seit Jahren eine fidele Umfrage über allerlei sonderbare Heilige, die ihr Dasein einer Volksetymologie verdanken. Meist frägt der Glaube nach dem Ursprung seines Idols nicht. Nun spielt einem die Volksetymologie in allen Kategorien des Wissens häufig einen losen Streich, und man muss sich mit ihren Witzen und Spässen vertraut machen, um ihnen nicht aufzusitzen. Seit E. Förstemann (1852) das Wort aufgebracht, entstand förmlich eine eigene Disziplin, die sich mit der Volksetymologie der Völker befasst. Die Hauptanstösse zu den eigentümlichen Missverständnissen einer falschen Etymologie sind wohl allgemein in der Welt gegeben, doch hat jede Sprache und jedes Völkchen seine separaten bewussten und unbewussten Sprachwitze, die von den Verhältnissen und Umständen des Sprachmaterials und der Lebensbedingungen des Volkes abhängen. Arbeiten über Volksetymologie sind darum eigentlich unübersetzbar, soweit man auf den jeweiligen spröden Stoff vorhandener Etymologien schaut. Das ist Schade, denn sonst hätte ich wahrscheinlich Dr. Iv. D. Šišmanovs Studie über bulgarische Volksetymologie verdeutscht. Šišmanov ist von einer bei einem Südslaven unerhörten profunden Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe, ausserdem einer, der wie kaum ein zweiter Südslave die folkloristische Methode beherrscht. Diese Vorzüge zeigt auch diese Abhandlung, wie jede andere aus seiner Feder, und er ist einer der fleissigsten Folkloristen, die es giebt, nächst Pitrè.

157) Prinos km blgarskata narodna etimologija. Im: Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina izd. ministerstvoto nanarodnoto prosveštenie Kn. IX. Sofija 1893. 442–646. 4⁰.



In seiner Studie fasst er vor allem alles zusammen, was in Europa über Volksetymologie geschrieben worden, stellt die Grundsätze und die Wichtigkeit der bezüglichen Untersuchungen dar, hebt an der Hand zahlreicher Beispiele die allen Sprachen gemeinsamen Eigenheiten in volksetymologischen Bildungen hervor und giebt darauf in bestimmten Gruppen die in bulgarischer und serbischer Sprache vorkommenden Etymologien zum Besten. Eine gediegenere Arbeit über Volksetymologie ist im letzten Jahrzehnt nicht publiziert worden. Methodisch ist sie für Nachfolger ein Vorbild, und sie wird Nachfolger haben; denn er hat die Zahl der Beispiele nicht erschöpfen können und sie sind ihrem Wesen nach unerschöpflich, weil der Prozess etymologischer Neubildungen in keiner lebenden Sprache zum Stillstande gelangt.

Quellen allerersten Ranges für die Kenntnis der Volksüberlieferung sind Sagen und Märchen, obgleich diese Gattung in der Regel ein Allerweltgesicht zur Schau trägt. Wer methodisch vorgeht, muss folgerichtig immer die Fassungen des Glaubens und Brauches eines Volkes in dieser Form der Darbietung beachten. Anbei nenne ich nur die Sammlungen, die mir für den Bericht übermittelt worden sind, alle die nennenswerten und brauchbaren Bücher dieses Schlages anzuführen, hiesse beinahe eine Bibliographie der Folklore schreiben.

Eine ausgezeichnet gute Sammlung von 112 Sagen und Märchen aus den Abruzzen gab GENNARO FINAMORE heraus[158]).

THEODOR VERNALEKEN: Kinder- und Hausmärchen, dem Volke treu nacherzählt. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Mit 6 Farbendruckbildern nach Originalen von M. Ledeli. Wien, W. Braumüller, 1892, VIII, 300 S. 8⁰. Gilt als eine klassische Sammlung in Oesterreich.

WILLIBALD MÜLLER: Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. Gesammelt und herausgegeben von — . . Wien 1893. C. Graeser, VIII, 446, gr. 8⁰. (Einleitung 1—28; Märchen und Sagen 29—164; die deutsch-mährischen Mundarten 173—220; Brauch und Sitte, Tracht, Lied und Spruch, 221—430).

KARL GANDER: Niederlausitzer Volkssagen. Verlag der deutschen Schriftstellergenossenschaft, Berlin 1894, XXII. 197. 8⁰. Vortrefflich angelegt, mit recht vielen Nachweisen von Parallelen ausgestattet.

POL DE MONT EN ALFONS DE COCK: Vlaamsche Wonder-Sprokjes, dit ziin het volk naverteld. Gent 1896. A. SIFFER. 296, gr, 8⁰. Enthält 38 vorzüglich aufgezeichnete Märchen.

Eine wegen ihrer vergleichenden Anmerkungen und des Glossars besonders wertvolle Sammlung von 12 albanesischen Märchen, 18 Rätseln, 18 Notizen zum Volksglauben und 13 Liedchen gab HOLGER PEDERSEN heraus[159]).

---

158) Tradizioni popolari abruzzesi raccolte da —. Vol. I. (parte prima) XI, 248, Lanciano, 1882. R. Carabba, Parte seconda, 1885, VII. 131. **159**) Albanesische Texte mit Glossar. Abhandlungen der phil.-hist. Cl. d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss. Nr. 3, Leipzig, S. Hirzel 1895. 207, Lex. Form. (deutsch 1898: Zur albanesischen Volkskunde. Kopenhagen. S. Michaelsens Nachf. (Einar Møller), VI, 125, 8⁰).

Dr. Rudolf Lenz: Araukanische Märchen und Erzählungen mitgeteilt von Segundo Jara (Kalvun), gesammelt und übersetzt — Valparaiso 1896. 71 S. gr. 8⁰. Enthält mythologische Märchen, Tiersagen und Märchen europäischen Ursprung nebst 2 Liedchen. Die Anmerkungen sind eine erwünschte Beigabe.

Dr. Johannes Tschiedel: Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt. Hamburg 1896, S. 31. 8⁰. (Vorm. I. F. Richter), ein Vortrag, der auf die Wichtigkeit der italien. Folklore hinweist.

Heinrich Merkens: Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt. Jena. H. Costenoble. 1895, XII, 201 S. kl. 8⁰. Vorwiegend aus gedruckten Quellen zusammengestellt.

X. Vereine und Zeitschriften für Volkskunde. — Mersprüche für Folkloristen. Wenn die Brüder Grimm, Simrock, Adalbert Kuhn und W. Mannhardt auferstünden und die reichen Früchte ihren Aussat betrachten würden, sie müssten sich herzlich darüber freuen. Uns, die wir ihre Wege wandeln, ist die Freude auch unbenommen; wir brauchen nur unsere Ansprüche nicht zu hoch zu spannen, indem wir zu bedenken haben, dass die Volkskunde als eine Disziplin mit einem anerkannten Selbstzweck kaum fünfzehn oder zwanzig Jahre zählt. Heute stehen in ihrem ausgesprochenen Dienste in aller Herren Länder Vereinigungen von Gelehrten und, was auf dasselbe hinauskommt, Zeitschriften, rund vierzig an der Zahl.

So ganz eine Errungenschaft unseres XIX. Jahrhunderts ist die Volkskunde nicht, sie ist in unseren Tagen erst zu einer wirklich gemeinnützigen Bestrebung erhoben worden. Auch an Vereinen und Zeitschriften zu ihrer Pflege hat es vorher nicht vollständig gefehlt. „Die Bataviaasche Genootschap ist die älteste Gesellschaft dieser Art. Sie begann ihre Vorarbeiten für Ethnologie noch ehe dieser Forschungszweig überhaupt gekannt war (auch selbst nach seiner Namensbezeichnung nicht) und hier war die Stiftung, wie die ihrer gleich verdienstvollen Schwester, der Asiatic Society of Bengal aus instinctiv praktisch gefühlten Bedürfnissen hervorgerufen, mit der Wurzel also eingesenkt in einem naturgemäss (— naturwissenschaftlich) gebreiteten Mutterboden für substantiellere Ernährung als aus dem dialektischen Luftgefächel der Theorien eingesogen werden kann". (Bastian).

Heutigentags bestehen fast in jeder Stadt von mehr als 200 000 Einwohnern, Gesellschaften und Vereinigungen, die die Volkskunde bemuttern. Die eigentlichen Folklore-Vereine — auch ethnographische, ethnologische, anthropologische Vereine zubenannt — geben zunächst für ihre Mitglieder Zeitschriften heraus, sammeln dazu Gelder oder auch um Sammlungen von Volksüberlieferungen zu veranlassen und sie zu veröffentlichen oder zum Überfluss, Museen für volkstümliche Sachen zu gründen, Spezialbibliotheken zu schaffen, oder letzlich, was man an erster Stelle nennen könnte, sie veranstalten öffentliche Vorträge. Daraus ist schon viel Erspriessliches entstanden, doch muss man mit seinem Urteil zurückhalten, um nichts zu berufen; denn Vereine brauchen zu ihrer vollen Entwicklung Zeit und Arbeitskräfte.

Obenan stehen die Vereine zu London, Cambridge (in Mass. U. S. A.), Berlin, Paris, Wien, St. Petersburg (Ethnogr. Gesellschaft) und wahrhaftig nicht minder die zu Budapest, Lemberg und Prag innerhalb ihres Sprachgebietes. Der Londoner und Cambridger geben alljährlich neben der Fachzeitschrift auch noch besondere folkloristische Werke in Buchform heraus. Bücher lässt jeder Verlagsbuchhändler drucken und es wäre nichts besonderes, wenn es auch eine Gelehrtengesellschaft träfe, die das Geld dazu hat. Der bedeutsame und für die Volkskunde einschneidend wichtige Unterschied beruht hier aber darin, dass diese Publikationen gewissermassen Gesellschaftarbeiten darzustellen pflegen, sofern nämlich dem Urheber eines Buches seine der Gesellschaft angehörigen engeren Fachgenossen als Spezialisten weidlich behilflich sind, die Arbeit wissenschaftlich möglichst zu vertiefen. Die bezüglichen Verhandlungen, die in den Sitzungen vor der Drucklegung eines solchen Werkes stattfinden, sind gewöhnlich von grosser Anziehung und vielfach fruchtbringend.

Ein grosser, nicht genug gewürdigter Vorzug der Zeitschriften sind deren Umfragen. Gaidoz gab hierin in der Mélusine den Ton an, Pitrè befolgte sein Beispiel und in Deutschland hat sich diese Art von Erhebungen durch meinen Urquell eingebürgert. Es ist eine gute Methode, sowohl die Verbreitung als die Formen einer Überlieferung zu erkunden. So manches gute Buch ist durch Umfragen angeregt worden.

Über die Gesichtspunkte zur Beurteilung folkloristischer Sammelstellen spricht sich Dr. Lucian Scherman so sachgemäss und gerecht aus, dass man ihm darin voll beistimmen mag[160]:

„Wenn man die folkloristischen Zeitschriften, deutsche wie ausländische überblickt, wird man die Wahrnehmung machen, dass ein wesentlicher Bruchteil des Veröffentlichten die Ziele, welche sich die wissenschaftliche Volkskunde stecken muss, nicht mit genügender Thatkraft, anstrebt; die Beziehung des litterarhistorischen Elements und die psychologische Analyse hält sich nur zu oft in den bescheidensten Grenzen, woferne man sie nicht gar völlig vermisst. Allerdings ist die erschöpfende Behandlung eines irgendwie umfassenden Themas zur Volkskunde eine äusserst schwierige, ja nicht selten unmögliche Aufgabe; aber auch bei dieser Rücksicht erscheinen die Einzelbeiträge häufig weit hinter dem Erreichbaren zurückbleibend. Sollen die Herausgeber jener Organe nun ihr Unternehmen aufgeben oder bleibt letzteren noch eine Existenzberechtigung? Dieser Frage gegenübergestellt, wird man bei ruhiger Erwägung zugeben müssen, dass auch die Materialsammlung in sich einen grossen Nutzen birgt und späteren Forschungen ganz unschätzbare Dienste leistet; gelingt es also, geeigneten Stoff — auch zu seiner Auswahl gehört Erfahrung und Umsicht — herbeizuschaffen und daneben noch andere einen höheren Standpunkt einnehmende Aufsätze zu gewinnen, so wird die betreffende Zeitschrift sicherlich kein fruchtloses Wirken zeitigen“.

Diese Betrachtung stellte Scherman anlässlich eines gehässigen Ausfalls an, die ein jüngerer Berliner Gelehrter, wohl aus Mangel an Sachverständnis und aus Überschuss an Streitlust gegen meinen Urquell

---

160) Am Urquell 1893. IV. S. 234f. (‚Ein „Referat“ über Volkskunde‘).

unternommen. Leider sind die gedachten Ausstellungen am Inhalt der meisten Folklore-Zeitschriften noch immer aktuell, da sich infolge des übertriebenen Wetteifers im Gründen neuer Zeitschriften die Produktion ebenso vermehrt als verflacht hat. Die besten Absichten eines Redakteurs werden oft zu Schanden durch die Mitarbeiter, die ihm der Zufall zutreibt; leben doch die meisten unserer Organe von der Hand in den Mund, indem sie eines sicheren Stabes geschulter Mitarbeiter entbehren. Am übelsten sind die Redakteure der von kleinen Folklore-Vereinen herausgegebenen Blätter daran, weil sie nur zu häufig um des lieben Friedens willen die Stilübungen vielseitiger Vereinsmeier und sonst lokalpatriotische Ergüsse an Stelle sachlicher Beiträge zum Abdruck bringen müssen. Wie auf allen Gebieten, so macht sich auch auf dem der Volkskunde hie und da, zum Glück ohne merklichen Schaden anstiften zu können, die traute Eitelkeit ruhmbedürftiger Redakteure vorlaut bemerkbar. So mancher begreift nicht, dass zur Leitung eines fachwissenschaftlichen Blattes für Volkskunde oratorische, journalistische und industrielle Begabung allein nicht ausreicht.

Die älteste romanische Zeitschrift für Volkskunde Mélusine gründeten im J. 1877 H. Gaidoz und E. Rolland zu Paris und bald darauf G. Pitrè das Archivio per lo studio delle tradizioni popolari (zu Palermo). Beide Fachorgane haben von allem Anfange an allgemeine Volkskunde als eine Wissenschaft vom Menschen behandelt und sich nicht allein auf die Erforschung Frankreichs oder Italiens beschränkt. Sie sind doch im Grunde genommen international, wenn auch die Beiträge französisch oder italienisch dargeboten werden. Die Revue des traditions populaires der Société des traditions populaires, die seit 1885 unter Paul Sebillots Leitung erscheint, folgt nach Möglichkeit den Spuren ihrer Vorbilder, vermag aber den Charakter eines Vereinsblattes in grossem Massstabe nicht abzustreifen. Gleichfalls international war auch die älteste unter den bestehenden deutschen Zeitschriften für Volkskunde „Am Urdhsbrunnen“ (seit 1881) angelegt, die seit 1890 unter dem Titel ‚Am Urquell‘ (und seit 1897: ‚Der Urquell‘, Leiden, E. J. Brill) von mir geführt wird. Vorwiegend deutsches Volkstum pflegt die vom Deutschen Verein f. Volkskunde in Berlin (seit 1890) herausgegebene und von K. Weinhold redigierte Zeitschrift f. Volkskunde. Ab und zu bringt sie auch Aufsätze über romanisches Volkstum. Den romanischen Zeitschriften gereicht es zum Ruhme, dass sie unbefangen auch jüdisches Volkstum zu behandeln wissen. In deutscher Sprache bemühte sich nur der Urquell nach dieser Richtung, nicht etwa deshalb, weil ich der Redakteur bin, wie Prof. E. Mogk in den Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde (1897. H. 1. S. 8) annimmt, sondern richtiger, trotzdem ich das Blatt betreue. Mich, den slavischen Ethnologen, geht ja das judendeutsche und judenspanische Volkstum eigentlich blutwenig an, als Redakteur aber habe ich keinen Grund und keine Veranlassung gerade diese Stoffe aus meiner Zeitschrift auszuschliessen. Der Spott und Hohn, der gegen Juden in Mode ist, fällt auf die Spötter zurück.

Von besonderer Wichtigkeit sind die englischen Zeitschriften, die des Londoner und jene des amerikanischen (Cambridge, Mass.) Vereines für

Folklore. Beide stehen unter ausgezeichneten Leitungen und sind sowohl hinsichtlich der dargebotenen Abhandlungen, wie der Stoffsammlungen als auch der meist produktiven Kritiken mustergiltig. Sie berücksichtigen natürlich ständig das Volkstum romanischer Völker. Die besonderen Buchpublikationen dieser Vereine sind, wie bemerkt, zum Teil für die Volkskunde ausschlaggebend geworden.

Ein wohlverdientes Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt erweckten die von Prof. Dr. ANTON HERRMANN in Budapest redigierten (im J. 1898 erst im VI. Bd. erschienenen) Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn[161]). An Mannigfaltigkeit und Gediegenheit der Darbietungen war ihnen keine andere Folklore-Zeitschrift gleich. Auch rumänisches und spanisches Volkstum findet hier eine Pflegestätte, aber in dem Lande der heissglühenden magyarischen Volksduselei ist kein Boden für das Gedeihen einer deutschen Zeitschrift und man behauptet sogar, auch für die Wissenschaft nicht, wofern sie der nationalen Propaganda der Politiker nicht dienstbar gemacht werden kann. Selbst die nationalmagyarische ethnographische Gesellschaft zu Budapest fristet im Grund genommen ein ärmliches Dasein und ihre inhaltreiche, gut redigierte Zeitschrift[162]) nicht minder. Hier muss unzweifelhaft gegen die Überzeugung der Redakteure nur zu oft das Wort Halbwissern und fragwürdigen touristischen Stilübungsmeistern überlassen werden und manche Publikation wird dabei angepriesen, deren in einem ernsten Fachblatte nicht gedacht werden sollte. In Ungarn, wie im Anhängsel davon, in Kroatien muss sich jede Bestrebung mit patriotisch-nationalen Troddeln und Lappen ausschmücken und vor dem Wahnwitz der politischen Phrasendrescher tiefe Verbeugungen machen. Darunter leidet die Volkskunde im Ungarlande.

Vielversprechend, weil durchaus gediegen gehalten, hub auch EUGÈNE MONSEURs Bulletin de Folklore an, das als Organ der Belgischen Gesellschaft f. Folklore dient[163]). Alle heilige Zeit erscheint ein Heft. Diesem Unternehmen fehlt es an Mitarbeitern, indem der Redakteur nur strengwissenschaftliche Arbeiten aufnehmen mag. Wenn er einen guten Artikel haben will, muss er ihn selber für das Blatt liefern. Nicht viel besser daran sind die Herausgeber dreier anderer Folklore-Zeitschriften derselben geographischen Provinz, und zwar der Volkskunde[164]), Ons Volksleven[165]) und Wallonia[166]). Romanisches Volkstum steht meist im Vordergrunde des Schweizerischen Archivs f. Volkskunde[167]). Unter

---

161) Untertitel: Illustrierte Monatsschrift f. d. Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde. Unter dem Protektorate und der Mitwirkung Seiner kaiserl. u. königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef redig. u. hrsgg. v. Dr. A. H. 162) Ethnographia a magyar néprajzi tarsaság és a m. nemzeti múzeum értesítöje, red. v. Dr. B. Munkácsi u. Dr. Jul. Sebestyén. Budapest (seit 1889). 163) Brüssel, III. Bd. 1898. 164) Tijdschrift voor nederlandsche Folklore onder redactie van POL DE MONT & A. DE COCK, Gent & Deventer. 165) Tijdschrift voor Taal-, Volks- en Oudheidkunde onder leiding van Joz. CORNELISSEN & I. B. VERVLIET. Brecht. 166) Recueil de littérature orale, croyances & usages traditionelles fondé par O. COLSON, JOS. DEFRECHEUX & G. WILLAME, Liége. 167) (Schweizerische Gesellschaft f. Volkskunde. Société Suisse des Traditions Populaires). Vierteljahrschrift unter Mitwirkung d. Vorst. hrg. v. ED. HOFFMANN-KRAYER. Zürich. — Mich wunderte es nicht wenig, dass diese Gesellschaft in kürzester Frist fast 700 Mitglieder in ihrer Liste auf-

dem pompösen Titel eines Archivs für Religionswissenschaft giebt Ths. Achelis seit 1898 eine Zeitschrift heraus, die ausschliesslich Abhandlungen und Berichte folkloristischer Natur darbietet[168]. Fast alle Aufsätze sind auf folkloristischen Materialien aufgebaut unter grundsätzlicher Vermeidung theologischer und reingeschichtlicher Gesichtspunkte. Man kann ruhig den Satz aussprechen, dass ein solches Archiv vor der systematischen Pflege der Volkskunde, also etwa vor 20 Jahren in Deutschland schwerlich zu Stande gebracht worden wäre.

Die Jahre 1889—1892 wird man einst, und nichts hindert uns, es gleich zu thun, als die für den Aufschwung der Volkskunde epochemachenden bezeichnen, sofern man auf die slavischen Folklore-Zeitschriften verweisen wird, deren Gründung in diesen Zeitraum fällt. Diese Fachorgane sind sowohl durch ihren Umfang als durch den ungeheuer reich zufliessenden neuen Stoff, wie auch durch die im allgemeinen beachtenswerte Gründlichkeit der darin veröffentlichten Sonderuntersuchungen einfach unschätzbar zu nennen. Allen voran ging die polnische Wisła unter sachkundiger Leitung JAN KARLOWICZs in Warschau[169]. Als Beigabe erscheint dazu eine ‚Weichselbibliothek' (Bibljoteka Wisły), die folkloristische Monographien einzelner polnischer und lithauischer Bezirke in Buchform liefert. Sieben Jahre später entstand in Lemberg eine zweite nicht minder gediegene polnische Zeitschrift als Organ der polnischen Gesellschaft für Volkskunde[170]. Wie die polnischen so beziehen auch die russischen Zeitschriften die Geographie und und physische Anthropologie mit in den Kreis ihrer Stoffe ein. An der Spitze ist die unter V. I. LAMANSKIs Leitung stehende Živaja starina (Lebendes Altertum) namhaft zu machen[171]. Hier ist eine unerschöpfliche Fundgrube äusserst wichtiger Erhebungen über Sitten und Bräuche turkotatarischer und anderer nordasiatischer, kleinerer Völkerschaften. Ein grösseres Augenmerk auf das gross- und kleinrussische Volkstum verwendet die Ethnographische Rundschau der kaiserl. Moskauer ethnograph. Gesellschaft[172]. Allen diesen Zeitschriften folgt regelmässig als Beigabe eine möglichst erschöpfende Bibliographie der in- und ausländischen Fachlitteratur mit langen Berichten über den Inhalt ausländischer Zeitschriften.

Als rühmliche Schüler der russischen und abendländischen Gelehrten

---

zählte; denn eine solche Begeisterung für unsere Disziplin erwartet von vornherein niemand in der Schweiz. Alle Adressen stehen hier genau verzeichnet. Meine Verwunderung steigerte sich, als ich von den an alle diese Leute versandten Probeexemplaren meines Urquells mehr als 200 mit dem postalischen Vermerk ‚Inconnu — unbekannt' zurückgestellt erhielt. Eine zweite Liste der Vereinsmitglieder war schon magerer ausgefallen. Die Liebe zur Volkskunde hört bei sehr vielen Menschen vor den Schnüren des Geldbeutels auf. Auch der Verein für österreichische Volkskunde gab ein grossartiges Verzeichnis von Mitgliedern heraus, von denen er gerne Geld angenommen haben würde. 169) Wisła. Miesiecznik geograficzno-etnograficzny z licznemi ilustracjami. Warschau, M. Arct. 170) Lud. Organ towarzystwa ludoznawczego we Lcvowie. Red. ANTON KALINA. 171) . . . Periodičesko izdonie otdělenija etnografii imperatorskago russkago geografičeskago obštestva. StPtg. 172) Etnografičeskoe obozrěnie. Izdanie etnografičeskago otděla Imperatorskago obštestva Ljubitelej estestvoznania, antropologii i etnografii sostojaštago pri Moskovskum universitetě. Red. N. A. JANČUK. Moskau.

erweisen sich die Bulgaren mit ihren Riesenbänden des Sbornik, der eine Art modernen Talmuds des bulgarischen Volkstums darstellt[173]).

Vollkommen im Geleise der vorzüglichsten französischen und deutschen Folklorerevuen bewegen sich die čechischen „Das Čechenvolk[174]), und Der čecho-slavische Sammler[175])". Čechen sind wie Sorben im abendländischen Kulturkreis trotz Beibehaltung ihrer Sondersprachen aufgegangen, vollends ihre nationalen Gelehrten, die durchschnittlich auch deutsch zu publicieren pflegen. Beide Zeitschriften bringen ständig produktive Kritiken, — und die Čechen sind scharfe Selbstkritiker — nebst fortlaufenden Bibliographien. Český lid musste in den letzten Jahren, um sich behaupten zu können, dem grösseren Publikum Konzessionen machen, d. h. mehr volkstümlich werden, nicht zu seinem Vorteile.

Unter allen Slaven haben die Südslaven die ältesten schriftlichen und ihrem Inhalt nach auch ältesten und bedeutungsvollsten mündlichen Überlieferungen aufzuweisen. Die Bulgaren, Serben, Chrowoten und Slovenen sind somatisch aus einer überaus glücklichen Mischung heterogener Völkerschaften hervorgegangen. Es verlohnt sich freilich für den Völkerforscher gar nicht, ihre politische Geschichte von den ältesten bis in die neueren Zeiten zu studieren; denn es ist ein blutgetränktes Blatt unmenschlicher Mordlust und Zerstörungswut auch wenn man gnädig die chrowotischer Phantasie entsprungenen Räubergeschichtchen davon abzieht. Das Volkstum der Südslaven, namentlich der Serben, ist aber um so wichtiger für die Volkskunde, nicht allein der Slaven, sondern Europas, weil es infolge der durch die türkische Herrschaft eingetretenen, nahezu fünfhundertjährigen kulturellen Stagnation, so viele und mannigfaltige primitive gesellschaftliche Formen und Überlieferungen bewahrt hat, wie man solchem Reichtum nur noch bei den Finnen begegnet, die gleichfalls von Europas Kulturströmungen wie abgeschnitten, folkloristisch ein Sonderdasein geführt haben. Bei den Serben ist die neuere Litteratur, die mit dem XIX. Jahrhundert beginnt, durch den Folkloristen Wolf Karadžić eingeleitet worden. Die Vertreter des kirchenslavischen papierenen Jargons führten gegen ihn persönlich und gegen seine Bestrebungen einen rücksichtlosen, jeder Scham und Ehre baren Kampf, der nicht übel organisiert war. Die Verfechter der volkssprachfeindlichen, alten Richtung waren im Schosse der Matica Srpska (Serbische Bienenmutter) zu finden. Bis in die 60er Jahre hinein blieb das Jahrbuch (Letopis) dieses im übrigen für alle Slaven wirtschaftlich zum Vorbild gewordenen Vereines fast gegenüber der Volkskunde verschlossen. Dies kommt auch daher, dass die Entscheidung über die Aufnahme oder Subventionierung einer Schrift — die Matica ist nämlich kollossal reich und könnte viel mehr leisten — von der Begutachtung eines Ausschusses abhängig gemacht wird, dessen

---

173) Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina izdava ministerstvoto na narodnoto prosvěštenie. Sofia. Jeder Band von mehr als 1000 S. gr. 4°. Bis 1899 sind XV. B. erschienen). 174) Český lid. Sbornik věnovaný studiu lidu českého v Čechách, na Moravě, ve Slezsku a na Slovensku. Prag. Red. Dr. Čeněk Zíbrt. 175) Národopisný Sbornik českoslovanský vydává národopisná společnost českoslovanská a národopisné museum českoslovanské. Prag. Red. Prof. Dr. Frant. Pastrnek, Dr. Em. Kovař.

Wohlmeinungen als kritische Offenbarungen publiziert werden. Es fehlt der Leitung die Empfindung, dass solche Blossstellungen jeden vornehmeren serbischen Schriftsteller abhalten müssen, sich an die Matica zu wenden. Etwas, wie eine Besserung ist seit 1896 eingetreten, als Dr. MILAN SAVIĆ ein hochbegabter Litterat zum Generalsekretär der Matica berufen wurde, zu deren folklorefreundlichen Umgestaltung er schon früher beizutragen bemüht war. Freilich ist auch jetzt noch der Letopis eine Rundschau für alles mögliche, nur ist Volkskunde darin kein Aschenputtel mehr, wie ehedem, Die bemerkenswerteren folkloristischen Beiträge in Letopis und den weiteren zwei noch zu erwähnenden periodischen Publikationen muss ich hier zur Information unserer Leser namhaft machen.

1891. Heft. 166. S. 60—81: MOJO MEDIĆ: Materialien für die (volkstümliche) naturwissenschaftliche Nomenklatur und Fischereigerätschaften. (Alphabetisch geordnet und mit hübschen Erläuterungen versehen). Schluss 1896, IV. 120—134.

S. 86—130, H. 167, S. 54—84; H. 168. S. 27—46, H. 169, S. 61—101, H. 170, S. 62—99, H. 171, S. 122—156, H. 172, S. 88—118, H. 173, S. 129—154, H. 175, S. 117—153 u. H. 176, S. 119—194: Dr. GJORGJE DERA: Erinnerungen aus Italien. (Bespricht Land und Leute ziemlich breitspurig. Erinnert mitunter an Frau Buchholzens italienische Reiseeindrücke).

H. 167. S. 1—21. MARKO DRAGOVIĆ: ‚Beiträge zur Geschichte Montenegros‘ (Enthält wichtige Notizen über die rechtliche Stellung den Friedensrichter, „der guten Männer“).

H. 168. 1—26, H. 169, 37—60. Dr. RADIVOJ SIMONOVIĆ: Das Kloster Žitomislić: im Herzogtum (Bespricht alte Grabdenkmäler und beleuchtet die verhältnismässig glückliche soziale und wirtschaftliche Lage der altgläubigen Serben unter der verläumdeten türkischen Herrschaft des XV.—XVIII. Jahrh.).

H. 170. S. 100—147. JOVAN BOŠKOVIĆ: Briefe über die serbische und chrowotische Litteratur (S. 134 ff. über apokryphe Legendenlitteratur, die volkstümlich geworden).

In H. 172—172 bespricht MILAN NEDELJKOVIĆ den Einfluss des Islam auf das geistige Leben und den Kulturfortschritt seiner Bekenner.

H. 173. S. 38—69 giebt Dr. STEVAN PAVLOVIĆ eine Biographie des Guslarenliedersammlers Sima Milutinović Sarajlija (1791 bis † 1847).

1893. H. 175 u. 176: IVAN IVANIĆ: Die Bunjevci (serb. Bewohner der Bačka und Baranja in Südungarn. Eine geschichtliche und ethnograph. Skizze).

1895, S. 127—131: MOJO MEDIĆ: Des Hirten gefährliche Abenteuer. (Das ist ein zusammengesetzes Lügenmärchen aus der Lika und zuverlässig eine jüngere Entlehnung aus dem Deutschen. Ein Hirte besteht, wie Münchhausen das Abenteuer im Fasse und wie Till Eulenspiegel ein zweites im Bienenkorb, den nächtlich zwei Diebe stehlen).

1895, II. 1—12, M. SAVIĆ: Über serbischen Volkshumor. (Sehr hübsch). Ebenda, IV. 54—68. Vid Vuletić VUKASOVIĆ:

Totengebräuche bei den Südslaven (hier der Bosnier) einst und jetzt. (Sehr verdienstliche Erörterung der Bedeutung altbosnischer Grabinschriften).

Nach der serbischen entstanden im Laufe dieses Jahrhunderts noch weitere „Matica"-Vereine. Die M. slovenska (Slovenische Bienenmutter) zu Laibach gewann einen ziemlich grossen Einfluss auf die Litteraturentwicklung der Slovenen. Sie fördert mit ihren Publikationen vornehmlich die Erforschung der geographischen und historischen Litteratur, nebenher auch die Volkskunde. Eine Monographie von der Gediegenheit jener Hauffens über die Gottscheer besitzen die Slovenen leider noch nicht. Über Volksglauben und Zaubereien bei den Slovenen versuchte sich J. NAVRATIL[175]). Er wollte eine Heortologie oder etwas ähnliches verfassen, kam jedoch über eine schwache Zusammenstellung leicht zugänglicher Notizen nicht hinaus. Er benützte nicht einmal die ziemlich reichen Materialsammlungen der älteren Zeitschriften.

Recht verdienstlich ist die aus Handschriften und Druckwerken herausgegebene erste grosse und kritische Ausgabe slovenischer Volkslieder von Dr. K. ŠTREKELJ, die im 1. Hefte 126 Stücke zählt[176]).

Über den ‚Boten des Landmuseums in Bosnien und dem Herzogtum'[177]), dessen Redakteur KOSTA HÖRMANN in Sarajevo ist, kann ich mich kurz fassen, weil der Inhalt dieser Zeitschrift mit Ausschluss der allzutrivialen Beiträge auch in deutscher Übersetzung vorliegt, wie schon früher bemerkt worden. Der Bote dient allen Wissenschaften, also auch der Volkskunde. Eigentliche folkloristische Abhandlungen lieferte darin bisher nur Prof. Em. Lilek, so z. B. eine an neuem Stoff reiche über den Hochzeitsbrauch, eine andere über Ordalien. Im übrigen druckt die Zeitschrift in bedeutender Menge Aufzeichnungen über den Volksglauben ab, die im Durchschnitt allseitige Beachtung erheischen. Zu den tüchtigsten Mitarbeitern zählen VID VULETIĆ VUKASOVIĆ zu Ragusa in Dalmatien und THOMAS DRAGIČEVIĆ, die sich durch eine aussergewöhnliche Sammlerbegabung auszeichnen. Beiden muss man Finderglück, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit nachrühmen.

Somit wäre ich zu Ende mit der Übersicht über die Folklore-Litteratur, die mir unsere Redaktion für meinen Bericht anvertraut hat. So skizzenhaft und lückenreich meine Auseinandersetzungen auch sein mögen, so gebe ich doch der Hoffnung Ausdruck, dass sie trotz alledem so manchen zum Nachdenken über die Ziele, Zwecke, Mittel und Forschungswege der Volkskunde anregen und seinen Gesichtskreis erweitern dürften. Es ist wenig und es ist viel, je nachdem sich einer zu den Betrachtungen stellen mag. Für jene Leser, die nur den kurzen Sinn der langen Reden erfahren wollen, fasste ich aller folkloristischen Weisheit Kern in nachfolgende Merksprüche zusammen; denn, wie Friedrich Rückert sagt:

Viel kann aus wenig Worten lernen, wem es ist verliehn,
Als wie du kannst aus kleinen Kernen grosse Bäume ziehn.

---

175) Letopis Matice Slovenske 1890, 52—116; 1892, 121—177; 1894, 139—201. 176) Slovenske narodne pesmi. 1895. 196,8°. 177) Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Jährlich 4 Hefte in Lex. F.

Merksprüche für Folkloristen. Du musst zur Volkskunde, wie zur Musik eine angeborene Veranlagung und Freude mitbringen und im Fleiss die Biene und Ameise übertreffen, sonst wird aus dir kein rechter Volksforscher.

Lies von Zeit zu Zeit ein streng naturwissenschaftliches Werk durch, um dir auf deinem engeren Gebiete die Nüchternheit des Geistes zu erhalten. Hüte dich, in Begeisterung zu verfallen; denn sie trübt dein Urteil.

Vernachlässige nie die Kunst des Sammelns von Überlieferungen aus dem Volksmunde. Diese Übung wird dich vor geistiger Verknöcherung bewahren.

Dräng dich nicht in folkloristische Winkelvereine ein und halt keine populärwissenschaftlichen Vorträge für hysterische Weiblein, denn das ist der Weg, der zur Verflachung führt.

Gründe keinen Folklore-Verein und keine Folklore-Zeitschrift; denn damit vertrödelst du kostbare Lebenszeit, die du unter allen Bedingungen fruchtbringender zu deiner Ausbildung in der Fachlitteratur verwenden kannst.

Sei dess stets eingedenk, dass du als Folklorist für Fachgelehrte aller Kulturvölker vorarbeitest und lass dich daher im Bemühen, die Wahrheit zu ergründen, weder durch nationale, noch politische Beweggründe, weder durch konfessionelle noch ästhetische Rücksichten, weder durch Lob noch Tadel oberflächlicher Beurteiler deines Strebens beirren; denn der Volksforscher muss als ein Weltbürger denken und schreiben.

Wisse, dass keine einzige bisher geleistete folkloristische Arbeit sachlich abgeschlossen ist, sondern, dass selbst die beste und gediegenste als ein Ansatz zu weiteren Forschungen dienen kann.

Merk dir, dass dir kein Mensch eine echte Geistesarbeit vorweg zu nehmen vermag, wenn du Geist dein eigen nennst, und dass jeder Fachgenosse freiwillig und unfreiwillig zu deinem Mitarbeiter wird, wenn du vor allem die wissenschaftliche Methode der Volksforschung inne hast.

Halte dir immer und immer vor Augen, dass du Zustände zu schildern hast, die vorhanden sind, es waren oder die wieder irgendwo einmal auftauchen können. Lass dich darum im allgemeinen selten auf Zeitenberechnungen ein; denn es führt dich auf Abwege.

Erwäge stets, dass die Menschheit einheitlichen Ursprungs ist. Ihre Laufbahn war überall im wesentlichen die gleiche von Anfang an; sie bewegt sich in verschiedenen geographischen Gebieten in formell zwar verschiedenen, sachlich aber übereinstimmenden Geleisen und ihre Entwicklung war bei allen Gruppen (Völkern), soweit sie dieselbe Kulturstufe erreichten, von grösster Ähnlichkeit.

Präg deinem Gedächtnisse Dr. Aikin's Sprüchlein ein: . . „we dayly call a great many things by their names, without ever inquiring into their nature and properties; so that, in reality, it is only the names, and not the things themselves, with which we are acquainted.“

Heisse daher keine Erscheinungsthatsache neu oder überraschend; denn für alles und jedes in der Flucht der Erscheinungen gibt es noch viele Belege, wenn du zu suchen und zu finden verstehst; neu mögen Schlüsse

sein, die man aus reicheren Zusammenstellungen verwandter, zu einander gehörender Motive und Stoffe ziehen kann.

Geh vom Grundsatz aus, dass sich alle religiösen Anschauungen und gesellschaftlichen Einrichtungen aus wenigen, ursprünglichen Keimen und Ansätzen entwickelt haben; ferner, dass alles, was vorhanden ist und war an Sitten und Bräuchen u. s. w.. einmal gewiss einem gesellschaftlichen Bedürfnis einer Gruppe entsprochen haben muss.

Bei jeder neuen Arbeit, die du unternimmst, denke daran, dass sie ein Prüfstein der wissenschaftlichen Methode sein soll, für dich und andere.

Du sollst keine Götter erfinden.

Erfinde und erdichte auch keinerlei Götter- und Mythensysteme, denn damit nützst du der Wissenschaft nicht, schädigst sie vielleicht gar, jedenfalls aber läufst du Gefahr, dich selber verächtlich und lächerlich zu machen.

Glaube an niemands Autorität, sondern prüfe jedermann das kleinste, wie das grösste vom Anfang bis zum Ende nach, und zwar nicht anders, als ob es deine Aufgabe wäre, mit dem Material des Anderen selber die Arbeit zu erledigen.*)

Wien. Dr. Friedrich S. Krauss.

Folklore wallon. 1891—94**). En 1889, il se fondait à Liège une Société du Folklore wallon, qui entreprit la publication d'un Questionnaire de Folklore[1]), remarquable par sa complète adaptation à la littérature populaire du pays wallon et par l'intercalation, parmi les questions, de documents de cette littérature. Ceux-ci (chansons, enfantines, blasons, contes, mœurs, plantes, remèdes et animaux), extraits du Questionnaire, sont devenus, avec une causerie sur le folklore, la substance du manuel de M. Eugène Monseur: Le Folklore wallon[2]). En 1891 paraissait un organe de la Société, le Bulletin de Folklore[3]). En 1893 se fondait un recueil mensuel de folklore à prétentions plus modestes, se bornant encore à réunir les traditions sans essayer déjà de les expliquer, Wallonia[4]). Les monographies se multiplient: après le Dictionnaire des spots, voici un Questionnaire des enfantines et jeux et du blason populaire par Oscar Colson[5]), le Glossaire des Jeux

*) Da das Studium der Volkskunde auch für die Romanisten mehr und mehr an Bedeutung gewinnt, so erschien es der Redaktion angemessen, mit vorstehendem Artikel eine längere Darstellung der Grundprinzipien dieser wissenschaftlichen Disziplin zu geben, um auch die romanistischen Kreise für diese Studien besonders zu interessieren. K. V.

**) Ein zusammenfassender Artikel über französische und provenzalische Volkskunde folgt in Bd. V. K. V.

1) Voir la Notice bibliographique de M. Goblet d'Alviella dans le BAcBrux., 1891, 61², p. 401—3 2) Bibliothèque belge des connaissances modernes. Bruxelles, Rozez, 1892, XXXV—144 p. Voyez le compte rendu de Paul Regnaud dans la RPhFP., t. VI, p. 235—7. 3) Semestriel en 1891 et 1892, puis trimestriel. N'a pas paru en 1894. Cf. Revue de Clédat, 1893, fasc. 4, p. 306; RTP., t. VII, 1892, p. 121. 4) Recueil de littérature orale, croyances et usages traditionnels, fondé par O. Colson, Jos. Defrecheux et G. Willame, paraissant le 13 de chaque mois en une livraison pe 16 pages, etc. 5) Extr. du Questionnaire de folklore, Liège, Vaillant-Carmanne, 1891, 32 pages. Cf. OV., 1892, p. 57. Voyez aussi ses articles dans le JF. 1887—1893, M. 1889, Tr. 1890, RTP. 1892—3, OV. 1892, W. 1892—6.

wallons de Liège par Julien Delaite[6]), les travaux du Congrès archéologique et historique de Belgique[7]), les Mœurs et coutumes bourgeoises. Liège sous le régime hollandais. 1820 à 1830 par Auguste Hock[8]), les Contes populaires du pays wallon par Auguste Gittée et Jules Lemoine[9]), Folklore de Godarville (Hainaut), Contribution au folklore de la Belgique, Mélanges de traditionnisme de la Belgique par Alfred Harou[10]) etc. Indépendamment des nombreux articles parus dans le BFolk. et W., nous relevons quantité de contributions adressées à des revues étrangères par nos compatriotes: à la T. par MM. Harou[11]), Lemoine[12]) etc., à M. par MM. Colson[13]), G. Doutrepont[14], Esser[15]) etc., à la RTP. par MM. Marchot[16]), Peny[17]), Harou[18]), Colson etc. Rappelons enfin l'intéressante tentative de mettre le folklore à la scène, de Henri Simon: La poule noire[19]).

Liège. A. Doutrepont.

Folklore in Italia. 1891—96. È molto malagevole il dar conto del movimento demo-psicologico italiano di un intiero sessennio in una recensione come questa, la quale non può occupare spazio maggiore di quello consentito ad altre discipline. Assai più malagevole poi quando il sessennio

---

6) Extr. du BSLLW., t. XIV, Liège, Vaillant-Carmanne, 1889, 54 pages. Voy. aussi M., 5 décembre 1889: La Société liégeoise de Littérature wallonne et le Folklore à Liege par H. Gaidoz. Cf. BSLLW. pour 1890, t. XV. 7) 1891, Compte rendu et Mémoires, documents, questionnaire, etc. 8) Avec une préface par A. Micha T. VI (des œuvres complètes), Liège, Vaillant-Carmanne, XIII—187 p. Cf. RBB. 1891, t. 3, 565 et 566 (E. G.); BAcB. 1891, t 62², 63 et 64 (J. Stecher). 9) Traduits et arrangés en français. Illustrations de J. Heylemans, 1891, Gand, Vanderpoorten, 176 pages. Cf. RBB. 1891, t. 3, 565—6 (E. G.) et BAcB. 1891, t. 61², 403—4 (Goblet d'Alviella). 10) Cf. RTP. 1893, p. 234, 235, 571 (P. S.) 11) Le blason populaire de la Belgique V, 211—3, 311—7; La foudre V, 105—12, Les géants et leurs processions V, 52—6, etc. 12) Usages et superstitions funèbres de la Belqique wallonne V, 193—8, 255—60; Le tirage au sort en Belgique (Hainaut) V, 13—5. 13) L'enfant qui parle avant d'être né V, c. 36. 14) „Blanc jeudi" V, c. 53. 15) Mœurs et usages de Malmedy et de la Wallonie prussienne V, c. 64—6. 16) Le blanc cheval, conte du Luxembourg VI, 613—4; Histoire de la voix qui »revient« et le »vinatche« à Witoy (Luxembourg) VI, 678; Conte de sorcellerie (Luxembourg belge VI, 740—2. 17) Les mines et les mineurs, fêtes et croyances en Belgique (Hainaut) VI, 241—2. 18) Proverbes liégeois VI, 485—6; Coutumes scolaires en Belgique (Liège et Hainaut) VI, 56; Les mines et les mineurs, superstitions diverses (Hainaut) VI, 312—3; Coutumes des mineurs belges VI, 436; Rites et sacrifices contemporains, à Florenville 1893, 394; Origine des montagnes, à Florenville 230; Origine des pierres à feu, à Houmont (Luxembourg) et Noms des silex taillés, à Feluy-Arquennes 76; Conte belge sur l'obstination des femmes, 529; Pourquoi les chiens se sentent lors qu'ils se rencontrent (Godarville) 1894, 165; Folklore des vêtements 493—500; Rites de la construction, à Dinant et à Familleureux 563; Superstitions sur les épingles et les saints 13, et l'amour 13, et la sorcellerie 355, sur les feux des sorciers à Etalle 186, sur le poisson d'avril à Haut-Fays (Luxembourg) 194, les sorcières de Haut-Fays et les bossus 285, etc. 19) RW., 1re année, nos 6, 7 et 8.

decorra dal 1891; giacchè le pubblicazioni di questi ultimi anni son tali e tante da superare le non poche degli anni anteriori al 1890. Una statistica, non mai fatta, e che potrebbe farsi, dei lavori di questo secolo sulle tradizioni dei popoli italiani rivelerebbe un incremento, se non superiore, pari almeno a quello che codesti studi si hanno avuto in altre regioni d'Europa. La quale affermazione non parrà certo esagerata a chi può aver avuto l'agio di tener dietro alle molteplici e svariate opere venute alla luce del dì che gli Stati della Penisola cominciarono a far parte del Regno d'Italia. Tra libri, opuscoli ed articoli da giornali io ho potuto mettere insieme un elenco di 6680 numeri, quali sono categoricamente e per materia distribuiti e notati nella mia Bibliografia delle tradizioni popolari in Italia, stampata nei primi del 1894; e non conto altro migliaio e più di numeri da me raccolti e notati dopo quella pubblicazione.

La materia, dunque, c'è e supera ogni previsione; e mi giova rilevarlo perchè dal silenzio non si tragga ragione ad inesatto giudizio sulla produzione (mi si lasci passare la parola) del folk-lore italiano.

La copia considerevole di essa mi obbliga a sorvolare agli opuscoli di minor mole e di accennare ai libri soltanto, che per la loro natura possono interessare agli studiosi dei varî paesi.

E senz' altro vengo alla mia rapida rassegna dividendo per generi o per gruppi le cento e più notevoli pubblicazioni di questo periodo. Come pel passato i canti popolari dividono con gli usi e le superstizioni gli onori del primato sopra i diversi generi di demopsicologia: primato di quantità e forse di qualità.

La Sardegna, che, fino a una dozzina di anni addietro pareva non possedesse altro che quelli dati fuori dallo Spano, cioè componimenti semi-letterarî o semi-popolari, lunghi e di ibrida fattura, si è affermata con un genere assolutamente popolare o quasi unico per l'Italia, i mutos, brevi strofette di pochi versi, di amore e delle fasi di esso. A me, che sull' argomento avevo più volte preso la parola, era sembrato strano che quell' isola tra le meno conosciute e le più neglette (il bravo Vuillier l' annovera tra les îles oubliées) cantasse di amore in forma retorica e non avesse altro che poesie di poeti e di improvvisatori conosciuti. Il tempo ha tolto l'apparente eccezione, e primi il Guarnerio, il Cian, il Mango, il Ferraro, il Bellorini, il Valla, tutti estranei a quell' isola, e poi i sardi Nurra, Deledda, Calvia, hanno scoperto delle ricche miniere di mutos, verginalmente popolari, che sono vere rivelazioni per gli studiosi. I Canti popolari in dialetto logudorese di G. Ferraro (Roma, Loescher 1891) sono compresi in un volume di 400 pagine, ed offrono una varietà che non si riscontra nelle raccolte che vennero dopo. Tu vi trovi canzoni storiche, religiose (gosos) ninne-nanne, nenie (caratteristiche quanto quelle della Corsica), scongiuri, indovinelli, proverbî ed una curiosa raccoltina di soprannomi, di esclamazioni, di imprecazioni, di gridate di venditori ambulanti, di nomi d'animali: roba tutta nuova, o per dir meglio, ora per la prima volta messa in luce.

Tra mutos, battorinas e canzoneddas Egidio Bellorini raccolse in Nuoro e pubblicò a Bergamo altri 739 Canti popolari

amorosi (Stab. frat. Cattaneo 1893), seguìti, come quelli del FERRARO, da una versione letterale italiana e corredati di note comparative, fonetiche e glottologiche. Sotto questo aspetto il libro è più critico di quello del Ferraro, il quale però è più variato e si presta a maggiori studî. Anche la prefazione ha qualche cosa di superiore, perchè con indiscutibile competenza illustra la origine e la cronologia dei canti sardi, le forme ed il contenuto di essi ed il metodo dall' autore tenuto nella preparazione del presente libro e nella trascrizione dei testi.

Il nome del Bellorini e questo volume di canti richiamano ad un Saggio di canti pop. nuoresi che lo precesse (Bergamo, Frat. Cattaneo, 1892) ed a cinquantadue Ninne-nanne e cantilene infantili raccolte a Nuoro (Bergamo, Tip. dell' stit. Ital. ecc. 1894) che lo seguirono.

E mi richiama pure a due altri volumi di Canti popolari sardi raccolti ed illustrati da VITTORIO CIAN e PIETRO NURRA (Palermo, Carlo Clausen, MDCCCXCIII e MDCCCXVI): pubblicazione di soli 200 esemplari numerati e facienti parte delle „Curiosità popolari tradizionali“. I due valorosi editori, il primo dei quali maestro del secondo, mettono insieme 1360 mutos amorosi, satirici, religiosi, oltre nove canti a ballo sacri, uditi in Pozzomaggiore, Tiesi, Olnedo, Norbello, Itiri, Macomer, Florinas, Ozieri ecc. La loro opera è parca di note e reca nuovo e prezioso concorso alla poesia popolare sarda, a quella, cioè, che fino a ieri era rimasta ignota agli stessi sardi. Ora è a sperare che ad altri generi meno conosciuti si volga l'attivita degli studiosi.

Mezzo migliaio di canzoni calabresi in forma di ottave alla siciliana, cioè a rime alterne, si leggono in quattro speciali pubblicazioni. Delle quali una è di G. B. MARZANO: Canti popolari di Laureana di Borrello, di Caridà e di Serrara (Monteleone, 1893); una di varî istitutori e professori del Convitto Nazionale di Reggio di Calabria, dedicata a PAOLO GIORGI: Fiori selvatici (Siena 1894), con 120 canti specialmente del Reggiano e con altrettanti proverbî; una terza, di 103 Poesie dialettali del Cotronese, con note dialettali ed esegetiche del prof. RODOLFO PUCCI (Cotrone, 1894) e l'ultima del sig. VINCENZO SEVERINI, col titolo: Raccolta comparata di Canti popolari di Morano Calabro (Morano Calabro, MDCCCXCV). Bisogna avvertire che le comparazioni mancano e che questi canti moranesi ne hanno un paio di dozzine locali, nuovi del tutto per qualunque studioso, giacchè sono dei filatori di quel paese non ancora „imbastarditi per le comunicazioni con paesi vicini e lontani e per influenze che su loro esercitano i tempi mutati.“

Meno feconda di risultati è stata l'opera degli studiosi per la poesia toscana, sebbene questa sia stata messa in evidenza, già prima d'ora, da non pochi valenti, cominciando dal Tommaseo e dal Tigri e finendo a Giovanni Giannini. Un omonimo di quest' ultimo, il prof. ALFREDO GIANNINI, ci ha dato 166 Canti popolari pisani (Pisa, Tip. Galilejana 1891) in forma di rispetti, stornelli, canzoni, ninne-nanne e canzonette infantili. Non più che 62 Ninne-nanne, Cantilene, Canzoni di giuochi e filastrocche che si dicono in Valdelsa, una ventina delle quali inedite, dobbiamo al prof. ORAZIO BACCI (Firenze,

Loescher e Seeber 1891), che ad incomplete note comparative ha preferito la severità dei testi semplici giustificandosene nella non breve prefazione. Nel pregevole studio del prof. MICHELE BARBI sopra la Poesia popolare pistoiese (Firenze, Carnesecchi 1895) si rileva la necessità che nuovi testi e nuove varianti di vecchie canzoni epico-liriche vengano messe in luce per accertare i tipi di quelle già conosciute o per vedere quali debbano considerarsi come produzioni indigene, p. e., della Toscana di fronte a tipi venuti o passati dal Piemonte. Ci vuol poco a comprendere che qui l'autore alluda al fatto, oramai indiscutibile, che le canzoni narrative amorose sono importazione estera per la via di quest' ultima regione d'Italia, mentre i canti esclusivamente lirici, che sono villote nel Veneto, rispetti in Toscana, canzoni nel Napoletano e nella Calabria, salgono dalla Sicilia, e sono proprie dell' Italia meridionale e centrale; il che valga come detto in generale, salvo s'intende, le debite eccezioni e la dovuta riserva. Il Barbi si ferma sopra alcuni punti dell' argomento e corrobora le sue osservazioni con cinque canzoni pistoiesi.

Risalendo ancora per la Penisola, c' imbattiamo in una nuova edizione di Canti popolari marchigiani raccolti a Fossombrone da DRUSO RONDINI (Pesaro, 1895), già stati primitivamente ospitati dall' Archivio per le tradizioni popolari di Palermo; in un saggio di Canti popolari emiliani editi per nozze dalla signora MARIA CARMI (Firenze, Landi 1891); e nel Saggio di Canti popolari romagnoli raccolti sul territorio di Cotignola (Ravenna) da TOMMASO RANDI Agricoltore (Bologna, Fava e Garagnani 1891). Questo Randi, che si qualifica per agricoltore, è il Sig. T. Sforza di altre pubblicazioni, ed il suo volumetto racchiude 125 Canti di fanciulli, metodicamente classificati secondo l'età, dalla ninna-nanna alla filastrocca, alla fola, al ricordo. BENEDETTO PERGOLI è autore anche lui di un Saggio di canti popolari romagnoli (Forlì, Bordandini 1894), condotto, come il precedente, con sani criterî. Nel suo libro, di quasi mezzo migliaio di componimenti, sono rappresentati i diversi generi di poesia del popolo, i quali però non presentano caratteri essenziali proprî rispetto agli altri generi finora conosciuti; di guisa che sorge spontanea la convinzione: che la poesia romagnola è la poesia dell' Italia settentrionale e specialmente della centrale. Se non che, come nei canti moranesi ne abbiamo trovati degli speciali pei filatori, così in questi (le bioighe, canti alla bifolca), ve ne sono pei lavori della spinocchiatura del formentone e di gramolatura della canape, che invano si cercherebbero altrove. Chi volesse domani presentare in una antologia il fior fiore della poesia popolare italiana, non dovrebbe dimenticare queste due peculiarità, che fin da ora mi permetto di raccomandare agli antologisti.

E risalgo ancora l'Italia per dare un' occhiata alla grande raccolta di Villotte Friulane di VALENTINO OSTERMANN (Udine, Del Bianco 1892), formata con dodici centinaia di canti già pubblicati dal Leicht, dal Teza, dal Gortani, dall' Arboit, dal Di Colloredo-Mels, dal Podrecca e con un altro migliaio di inediti. La grafia dei sotto-dialetti friulani, che è il cavallo di battaglia dell' Arboit, non è scrupolosamente conservata; ma è ridotta quasi ad una perchè siano resi intelligibili i canti in un dialetto che è dei più difficili di Italia. Il tipo dominante, anzi l' unico, è quello

delle strofette da quattro ottonarî, senza un genere che ne interrompa la monotonia. Mancano le note, il che rincresce; mancano i raffronti, il che non guasta. La ricchezza del materiale è accresciuta da un' Appendice di Villotte Friulane „edizione non riservata e non posta in commercio". Si tratta di dugento canti sconci e tutti „scivolanti nel lubrico", siccome l' Ostermann stesso avvisa, e che si prestano a considerazioni molto gravi su certe tendenze anti-sessuali e contro natura cantate da questa poesia. La libidine, non tanto nei canti mascolini quanto nei femminini, vi è abbastanza marcata.

Lascio il Veneto ricordando appena il 2° volume di Vittorio Malamani sopra Il Settecento a Venezia (Torino, Roux 1892), che è un quadro della vita veneziana del secolo scorso ricostruita con componimenti specialmente satirici della „musa popolare", come dice l'A.; „popolaresca", come direbbesi meglio; ed un manipolo di Canti politici popolari raccolti a Vittorio da Luigi Marson e „che non vanno più in là del nostro secolo". Ve ne sono del Friuli e del Padovano e vi mancano quelli che certo dovettero esservi dei moti del 1820 e del 1830. Congeneri a questi sono i Canti politici del popolo napoletano di Benedetto Croce (Napoli, MDCCCXCII), che partono da un frammento del 1432 e giungono al 1860: „in massima parte, satire contro i governanti, insulti ai caduti, adulazioni triviali, ciniche professioni di vigliaccheria. Non un sol canto di entusiasmo patriottico, di gloria militare, di amore e di fede per chicchessia; „come invece si riscontra nella Raccolta di inni nazionali cantati dal popolo italiano dal 1848 fino allo liberazione di Roma avvenuta nell' a. 1870 (Firenze, Salani 1895), che però sono di provenienza artistica. Il libro del Malamani richiama da lontano ad una collezione, criticamente condotta da Mario Menghini: Canzoni antiche del popolo italiano riprodotte secondo le vecchie stampe. vol. I (Roma, Tip. del Senato 1890—91). Sono sei fascicoli con numerazione progressiva a piè di pagina. Ciascuna canzone ha la sua nota speciale, che illustra la stampa antica, qui quasi fotograficamente ripubblicata. Col Menghini parteciparono a questo pregevole lavoro Vitt. Rossi ed E. Lovarini; tutti gareggiando di serietà e severità nel ridarci alcune di quelle storie popolari che ora sarebbe follia sperare di possedere. Peccato che la pubblicazione non sia stata incoraggiata!

Ma per tornare ai canti attuali dirò che una giudiziosa scelta di essi dalle singole e più importanti raccolte finora uscite in luce è la Fiorita di canti tradizionali del popolo italiano secondo i varî dialetti e con note di Eugenia Levi (Firenze, Bemporad 1895). L'autrice scrive: „I canti scelti, più di 1250, raggruppai per dialetti . . . ; venni così a distribuirli quasi tutti per regioni . . . . A ciascun gruppo feci precedere qualche notizia illustrativa e l'indice per materie, volendo così agevolare utili raffronti . . . . Dei canti che si trovan simili in diversi dialetti ho procurato di riferire la lezione che mi sembrasse artistica e compiuta. Per le canzoni dell' Italia settentrionale ho naturalmente riportato di preferenza la prima lezione data dal Nigra. «Di cinquanta melodie che accompagnano l'elegante volume, diciotto sono forse inedite: e a tutte va innanzi una notizia illustrativa. La materia tutta poi è stata

tolta da ben 227 lavori, che la Levi ebbe la pazienza e la fortuna di vedere.

Note di melodie popolari ha date il sig. L. MASTRIGLI nella sua Sicilia musicale (Bologna, C. Schmidt e. C.), sconcio plagio di opere dello scrittore di questa relazione, C. PARGOLISI nei suoi Canti popolari trentini per canto e pianoforte (Trento, 1892) e il Sig. CORRADO FERRARA nella Musica dei vanniaturi o gridatori di piazza, notigiani, (Noto, Zammit 1896): nella quale l' autore ha trascritto le maniere diverse d'una cinquantina di gridate dei venditori da piazza, facendone una illustrazione forse troppo esagerata e non distinguendo le gridate antiche e tradionali dalle recenti e passaggiere.

Nel campo delle novelle e dei racconti abbiamo un buon materiale da ricordare. E prima merita menzione la ristampa fatta da BENEDETTO CROCE de Lo cunto de li cunti di G. B. Basile (Napoli, MDCCCXCI), che è un grosso volume di 500 pagine in-8°; al quale dovrebbe seguire oramai il secondo di continuazione e fine. Discorrere di questa opera, celebre e preziosa per gli studî di Novellistica popolare, è inutile, specialmente dopo che il compianto prof. Liebrecht ne diede una versione tedesca con prefazione di Giacomo Grimm (Breslau, 1846) e Ed. Tylor ne apprestò una parziale versione inglese (London, 1848). Il Cunto de li cunti, o, come lo ribattezzò Monsignor Sarnelli, il Pentamerone, è una specie di Decamerone, che racchiude cinquanta fiabe, scritte in Napoletano da quel cav. Basile, che con nome anagrammatico si volle far conoscere come G. A. Abbattutis. La ristampa procurata ora dal Croce risponde alle esigenze della critica moderna non solo per la parte dialettale, ma anche per la popolare. Le prime 203 pagine sono tutte di lui e danno notizia della vita del Basile, delle sue opere, del Cunto de li cunti come opera letteraria, della fortuna di esso e delle sue strette relazioni con la novellistica comparata. E qui l'editore mette in luce documenti vecchi e nuovi. Il testo è quello della prima stampa del 1634—36; e il Croce lo punteggia esattamente e lo rivede ed annota con la massima cura, aggiungendo una tavola di riscontri alle fiabe delle due giornate che pubblica, cioè alle prime venti.

Un fonte dei „Cento-Racconti" di M. Somma (Napoli, Priore, MDCCC. 92) è un accurato studio di un altro napoletano, studiosissimo delle tradizioni del suo paese, l'avv. G. AMALFI. I Cento Racconti sono composti di elementi tradizionali, ed un terzo di essi derivano direttamente da Lo specchio de la cevertà di N. VOTTIERO (Napoli, 1789). Il medesimo Amalfi ha messo a stampa, oltre che uno studio sopra La Regina Giovanna nella tradizione (Napoli, Priore), una bella raccolta di XVI Conti in dialetto di Avellino (Napoli, Priore, 1893), illustrati con riscontri comparativi copiosissimi presi da raccolte italiane o di popoli di razza latina. Ventinove fiabe di Ceccano nella provincia di Roma formano oltre metà del libro di GIOVANNI TARGIONI-TOZZETTI: Saggio di novelline, canti, ed usanze pop. della Ciociaria (Palermo, Clausen MDCCCXCI), vol. X delle citate Curiosità. I conti son diciannove, e quattro le usanze già state pubblicate nel volumetto col titolo: In Ciociaria: ricordi di usanze popolari (Livorno, Giusti, 1891).

Cento ed una leggende, novelle, aneddoti, facezie della sua nativa Lucca ha pubblicato in due distinti volumi il prof. Id. Nieri: Racconti pop. lucchesi (Castelnuovo-Garfagnana, 1891) e 47 Racconti pop. lucchesi (Lucca, Baroni 1894). Che importa che egli, il Nieri, si curi poco o nulla dei folkloristi! Egli lo è senza volerlo e senza saperlo: altrimenti non metterebbe mano alle tradizioni del popolo e non prenderebbe cura di narrarcele. Le sue dichiarazioni e proteste poco inchinevoli al folklore somigliano a quelle di chi si professa ateo e poi, alla prima occasione, bestemmia Dio e le cose sacre. La bibliografia dei racconti toscani di questo sessennio si completa col Saggio di novelle che si dicono dei contadini della Valdelsa del Dr. G. Bacci (Castelfiorentino, 1895), di cui non è certo indiscutibile la modernità dei particolari e certi innesti nuovi sopra tronchi vecchi di tradizioni forse dal novelliere udite dalla bocca di chi le avea lette in qualche libro. La forma toscana però è molto attraente quanto quella del Nerucci, del Gradi, dell' Imbriani in altre simili fiabe.

Dopo lungo silenzio, pel quale pareva scomparso dalla schiera dei viventi, D. G. Bernoni si riaffermò, ahimè per brevissimo tempo! giacchè ora egli è morto, con un nuovo volumetto di Fiabe pop. veneziane (Venezia, Longhi 1893). Queste sedici novelle sono, come le precedenti del medesimo autore, quanto di meglio abbia prodotto il Veneto sotto l'aspetto sia dialettale, sia mitologico. Lo stesso E. Scipione Righi, veronese, che conta tra' più abili raccoglitori della Venezia, non riuscì più fortunato: di che può sincerarsi chi legga El palazo dei orsi inserito dal prof. G. L. Patuzzi nella recente memoria: A proposito d'una fiaba (Verona, Franchini 1895), studio sulle fiabe e sulla loro parentela coi miti, nel quale con non comune competenza l' A. si indugia nella esposizione delle presenti scuole: mitologica, antropologica e storica.

L'argomento delle origini, delle scuole e de' riscontri è sempre dei più interessanti per i folkloristi italiani: e sono appena tre anni che il valoroso Dr. G. Rua lo riprese in un libro delle Curiosità (vol. XII⁰), che volle modestamente appellare: Antiche novelle in versi di tradizione popolare (Palermo, Clausen MDCCCXCIII). La parte letteraria di esso non ci riguarda. La popolare però ci offre la opportuna ristampa di tre vecchi racconti del secolo XVI, che sono altrettante versioni poetiche d'un tema di tradizione assai diffuso e che entrò nei Gesta Romanorum. È il racconto del rinvenimento d' un anello e delle strane ed esorbitanti burle fatte ai proprî mariti dalle donne che lo rinvennero. Nella lunga introduzione al volume il Rua padroneggia la storia letteraria e bibliografica dei testi ed accompagna con sottile accorgimento il corso del tipo attraverso i secoli e gli scrittori e ne rileva anche i motivi.

Al medesimo ordine di ricerche, ma più specialmente limitato alla novellistica italiana e francese e con intendimenti più letterarî che demografici, appartiene il Contributo alla studio della Novella francese del XV e XVI secolo considerata specialmente nelle sue attinenze con la letteratura italiana, di P. Toldo (Roma, Loescher 1895), che ebbe già un lungo e grave studio critico di G. Paris, se mal non ricordo, nel Journal des Savants.

Nè vuolsi qui tacere del Saggio di ricerche sulla satira contro il villano del DR. DOMENICO MERLINI (Torino, Loescher 1894), che affronta „la questione tanto intricata delle origini della satira contro il villano“ e che mette in chiaro „i non dubbî legami che esistono tra le ultime esplicazioni di questa satira e il sorgere di una delle principali maschere della Commedia dell' Arte“. Il volume è diviso in cinque capitoli sopra le cause che determinarono la satira; sopra le poesie satiriche contro il villano; la satira nella novella, la satira nella poesia popolareggiante, la satira nella commedia. Nell' Appendice si leggono alcuni documenti poetici in appogio alle considerazioni dell' A; a cui nessuno vorrà negar lode di larga preparazione e di non men larga erudizione nel tema. Se non che, nasce il dubbio che la voce villano, per la quale la classe apparisce così odiosa e odiata nella letteratura e nella tradizione, non sia stata qualche volta, in questi antichi documenti, adoperata come addiettivo invece che come nome. In altri termini, per villano non sarebbe sempre da intendere il contadino, l' uomo della campagna, ma anche l' uomo scortese; onde il proverbio:

Non è villano perchè in villa stia,
Ma è villan chi fa la villania.

Conosco solo pel titolo lo studio del prof. F. GABOTTO: L'Epopea del buffone (Pisa 1893); e passo subito alle leggende.

Tra le ultime raccolte vi sono le Leggende del mare della sig.ª MARIA SAVI-LOPEZ (Torino, Loescher 1894); rapida, vigorosa, istruttiva corsa di una donna d' ingegno maschile pei mari di tutto il mondo. Gli eroi, i fantasmi, gli spiriti marini, la fosforescenza, la nebbia, le conchiglie, l' arcobaleno, appariscono agli occhi ed alla fantasia di lei con gli smaglianti e poetici colori e con le vivide fantasie dei popoli. Il re del mare e le donne-cigni, i vascelli-fantasmi e le figlie della terra, gli scogli e le isole e città misteriose, i mostri, le streghe, le sirene, il nuotatore l' attraggono potentemente e le ispirano pagine che son documento di folklore e di poesia. Peccato che l' elemento marinaresco italiano sia così scarso in esse! Ma inchieste iniziate da altri confermano che le leggende del mare non abbondano in Italia come in altre regioni specialmente del nord.

Un miracolo della Madonna: la leggenda dello schiavo Dalmasina (Bologna 1894) e L'Ebreo Errante in Italia (Firenze, MDCCCXCI) sono due testi, uno in poesia ed uno in prosa, di leggende medievali, preceduti entrambi da brevi studî su due temi non privi d' interesse. Una seconda edizione con molte giunte è stata fatta in Firenze dall' editore Seeber del Virgilio nel Medio Evo, opera magistrale di DOM. COMPARETTI, emulata e non vinta dal Tunison col suo Master Virgil (Cincinnati, Clarke and Co. 1888), e che resterà documento della sapienza italiana.

Il lodato scrittore dello Roma nella memoria e nelle immaginazioni del Medio Evo, prof. ARTURO GRAF, che pure trattò con singolare acutezza e dottrina la leggenda di Virgilio, ha riunito in due eleganti volumi una serie di monografie sopra Miti, Leggende e Superstizioni del Medio Evo (Torino, Loescher, vol. I, 1892, II 1893). La prima e maggiore di queste monografie è quella sopra Il mito del

paradiso terrestre, illuminata e profonda dissertazione, che vale essa sola le altre del volume primo: Il riposo dei dannati e la Credenza nella Fatalità, e forse, del secondo, La leggenda d'un pontefice (Gerberto, che fu papa Silvestro II); Demonologia di Dante; Un Monte Pilato in Italia; Fu superstizioso il Boccaccio?; S. Giuliano nel Decamerone ed altrove; Il rifiuto di Celestino V; La leggenda di un filosofo; Artù nell' Etna; Un mito geografico. È ben difficile che su temi tanto disparati quanto curiosi si possa attingere alla copia di fatti e alla lucidità di criterî del dotto Ateniese, che fa onore all' Università di Torino.

Finisco con le leggende medievali. Due sono del ciclo carolingio; ed eccone qui i titoli: Ricerche sulla leggenda di Uggeri il Danese in Francia di Rodolfo Renier (Torino, Clausen 1891), altro insigne letterato e mitologo dell' Ateneo torinese, e Della leggenda carolingia nella poesia medievale e in alcuni poeti moderni (Venezia, Fontana 1893) di Carlotta Spellanzon. Studio storico-critico molto ampio è l'altro di D. Carraroli sopra La leggenda di Alessandro Magno (Mondovì 1892).

Siamo sempre alle tradizioni orali, e prima di lasciarle conviene far cenno delle paremiologiche, dalle quali in ogni tempo e in ogni luogo dovrebbero prendersi le mosse per una storia della demosofia. Il Nieri, che abbiamo veduto come raccoglitore di racconti popolari, ci riapparisce ora come raccoglitore e studioso di proverbi. Eccolo qui con un sennato discorso letto alla R. Accademia Lucchese il dì 5 Maggio 1893: Dei modi proverbiale toscani e specialmente lucchesi (Lucca, Guisti 1893), dove sotto molteplici aspetti guarda i proverbi in generale e i toscani in particolare. Eccolo con una buona raccolta di Proverbi toscani, specialmente lucchesi, premessovi altro discorso sull' argomento, letto alla medesima Accademia il 16 Febbraio del 1894, (Lucca, Giusti 1894). È superfluo l'avvertire che nel primo dei due studî viene illustrato il modo proverbiale; nel secondo, il proverbio propriamente detto; e di proverbi il Nieri ne pubblica oltre 2300, schiettamente, verginalmente popolari, non come molti di quelli che furono aggiunti alla primitiva del Giusti, lasciata da lui in un gran numero di schede, conosciuta poi come opera del Giusti medesimo, del Capponi e del suo segretario Carraresi, del Gotti e di altri.

Nel Saggio di una Raccolta di proverbi in dialetto bolognese (Bologna, Fava e Garagnani 1892) il sig. Gaspare Ungarelli fornisce un quadro demo-etico del popolino di quel territorio, che è stato a sè e per sè e che „ha idee piuttosto ristrette localizzate e spesso egoiste“. Codeste idee, del pari che le particolarità etniche, fisiche e morali di quella regione, si fanno specialmente manifeste nelle rubriche: Abitudini ed usanze; Agricoltura ed economia rurale; Meteorologia; Città; Religioni, credenze, superstizione.

Non mi fermo sul Thesaurus Proverbiorum italico-bergamascorum rarissimorum et garbatissimorum, già edito da Bertolameo Bolla nel 1605 in Francoforte ed ora ripubblicato dal Fumagalli (Milano, Hoepli 1893), che un succoso studiolo ne diede nell' Archivio storico lombardo del 1893. Ma, proseguendo la rassegna

delle nuove raccolte di proverbi, accennerò al volume del conte ARRIGO BALLADORO: Folk-lore Veronese: Proverbi (Verona, Franchini 1896), che vuol essere, e forse, non sempre con ragione, documento paremiologico e dialettale, che ha il difetto di giudicare troppo severamente le raccolte precendenti e di esser diviso in categorie poco e punto pratiche. Ad ogni modo il materiale vi è e non piccolo.

In uno dei sotto-dialetti veneti è l'altra raccolta di E. LUCIANI: Tradizioni popolari albonesi (Capodistria, Cobol Priora, 1892). Il Luciani la fece nell' inverno del 1853 nel dialetto istriano di Albona, e la conservò inedita per ben quarant' anni; nel qual periodo che grande rinnovamento morale non si è venuto compiendo, come dappertutto, anche in quella città! La compilazione è quasi come uscì primitivamente dalla penna dell' Autore e racchiude più di duemila proverbî e modi di dire, molti dei quali locali affatto. Vi è molto del comune, e non poco anche della gente perbene, che bisognerebbe sceverarsi, perchè troppo letterario e troppo dotto. In una appendice sono fuori luogo certi modi prov., cavati da aneddoti; in un' altra, canzoncine, cantilene e filastrocche; in una terza, frasi, sentenze, prov. latini. L' editore, insomma, ha apprestato un bel materiale, non senza criterî. Con ben altri intendimenti e quindi con altri criterî pare compilata la raccolta generale del VOLPINI: Cinquecento sedici proverbi sul cavallo (Milano, Hoepli 1892), dove non va guardato ad altro che al tema ippico.

Passando dalle tradizioni orali alle costumanze, pratiche, credenze e superstizioni, ci avveniamo in un genere che è intermedio a quelle ed a queste. Parlo del teatro.

Già dovrei principiare dall' opera del CROCE intorno I teatri di Napoli, secolo XV—XVIII (Napoli, Pierro 1891); ma io non mi ci vo' fermare più che tanto, per non esagerare la parte che in essa potrebbe riscontrarsi di carattere esclusivamente popolare. Non così è delle Origini del teatro italiano, libri tre del D' ANCONA (voll. due. Corino, Loescher 1891). Sono in quest' opera poderosa due argomenti che già nella prima edizione, come in questa seconda riveduta e considerevolemente accresciuta, formavano e formano due quadri nuovi per la letterattura erudita e rusticale. Il primo, sotto il titolo di Reliquie viventi del Drama sacro, illustra le sacre rappresentazioni parlate e mute che sopravvivono alle sacre rappresentazioni già così celebri e grandi fino a ieri. Il secondo, una delle due appendici onde l' opera si chiude completa, verte sopra la Rappresentazione drammatica del contado toscano, nella quale spiccano soprattutto le giostre, i bruscelli, i maggi, composizioni e recitazioni assolutamente popolari.

Di codesti generi, così come delle befanate, delle zingaresche, dei contrasti, si occupa pur minutamente GIOV. GIANNINI nel suo Teatro popolare lucchese (Torino-Palermo, Clausen, MDCCCXCX), altro dei volumi delle Curiosità, e con ciò dà fuori, con note che ne chiariscono i punti oscuri, sette componimenti popolareschi, che confermano le osservazioni del D' Ancona, e danno fondamento ad altre, buone ad apprestare criterî esatti circa la drammatica toscana nella montagna lucchese.

Che se i bruscelli, i contrasti, i testamenti del Giannini son roba sacra e profana, La Passione di Sordevolo, illustrata in uno squisito

studio di drammatica popolare, è cosa tutta sacra e della più geniale attrattiva. Sordevolo è un comune del Biellese in Piemonte, e la sacra rappresentazione che vi eseguiscono periodicamente i contadini, è illustrata da prof. DELFINO ORSI, il più erudito storico del teatro piemontese, al quale deve essere stato lieto di associarsi il conte Nigra, l' ambasciatore del Re di Italia a Vienna, nella nuova collezione di Rappresentazioni popolari in Piemonte.

Ecco dunque un novello contributo alla letteratura artistica e popolare di una tra le più importanti regioni d' Italia; un contributo che si presenta con Il Natale in Canavese; con La Passione in Canavese; con Il Giudizio universale in Canavese; tre lavori in tre volumi distinti (Torino, Roux, Frassati, 1894, 1895, 1896), pubblicati e commentati dai due benemeriti scrittori, il NIGRA e l' ORSI. Ricordando i quali, vivo è in me il rincrescimento di non poter chiamare, come e quanto vorrei e dovrei, sopra di essi l' attenzione degli studiosi, giacchè ben altro che fuggevoli appunti occorrerebbero a dire convenientemente delle ricerche dei due dotti uomini (esempio di vero e ben sentito patriottismo) intorno ai drammi popolari che pubblicano, ai testi ed alle molteplici lezioni di questi, alla maniera ond' essi vennero e vengono rappresentati, ai personaggi che vi prendon parte, a questo piccolo mondo insomma che vive di un passato e in un passato sconosciuto alla nuova generazione, inchinevele ad ideali sorti e cresciuti in fantasie morbosamente esaltate. La semplicità e rozzezza degli artisti contadini hanno riscontro nella soverchia modestia delle opere che questi rappresentano e con i disegni onde si accompagnano nelle edizioni popolari, disegni qui riprodotti in facsimili.

Estraneo alla collezione, ma perfettamente congenere ai drammi di esso è il Gelindo, dramma sacro piemontese della Natività di Cristo, edito con illustrazioni linguistiche e letterarie da R. RENIER (Torino, Clausen 1896). Aprendo si vede a prima giunta che Gelindo è un pastore popolarissimo nelle province subalpine, nelle quali il dramma che prende nome da esso, si rappresenta, si ristampa e si copia come una delle produzioni più attraenti ed anche più care. Ma questo non riguarda del tutto i folkloristi; pei quali invece ha particolare interesse la bella appendice „sulle reliquie del Dramma sacro in Piemonte".

La materia mi cresce sotto la penna mano mano che io mi sforzo di metter fuori le schede che la contengono. E come no, se in un' arida recensione io sono costretto a far cenno della vita folklorica di tutto un sessennio? Le pubblicazioni mi passano innanzi come in una lanterna magica, e non mi è concesso il fermarmi a guardarle.

Tutto questo non è certamente utile e molto meno dilettevole. I lettori del Jahresbericht hanno il diritto di sapere qualche cosa di men vago di ciò che ne vien fuori dalla corsa vertiginosa che la strettezza dello spazio mi obbliga a fare.

Ossequente a codesto diritto, io tronco senza più la mia rassegna e rimando ad altra, che mi auguro men lunga della presente, le notizie bibliografiche degli usi e delle credenze, del pari che delle cose estere in Italia.

Palermo, Febbraio 1898. Giuseppe Pitrè.

Rätoromanisch. 1890—94. In dieser Zeit kommen für das westrätische Gebiet vor allem die Annalas della Societad Rhaeto-romanscha in Betracht, deren erster Band 1886 erschien, und die den ersten statutarischen Zweck der Gesellschaft, *colleczium e conservaziun dels monuments del linguatg romansch*, durch die bis jetzt vorliegenden 12 Bände hindurch mit Erfolg zu verwirklichen suchen. Aus dem reichen, auch der Volkskunde angehörenden Materiale sei hervorgehoben die alphabetisch geordnete Colleczium da proverbis rhaeto-romanschs (III 1—93) von J. A. Bühler, der leider durch seine gekünstelte Schreibung den Ursprung seiner Sprichwörter etwas verwischt. Einen Teil derselben, bis *Gian e Gian partan l'ann*, aber ohne Quellenangabe und mit fast unglaublichen Druckfehlern, finden wir im ASTP. (X 554—560, XI 259—264, 385—398) wieder. Im Gegensatze zu der trockenen Aufzählung Bühlers begleitet Gian Tramer seine Inscripziuns in Engiadina (VI 1—33, schon 1859 im Fögl d'Engiadina erschienen) mit einigen erläuternden Worten. Das Augenmerk der einheimischen Sammler ist aber wesentlich auf das Volkslied gerichtet, von dem schon Alfons von Flugi Proben gegeben hatte. So bringen uns J. C. Muoth (III 269—304) 34 Canzuns dil cont popular renan, P. J. Derin (VI 34—75, VII 45—77) 43 Chanzuns popularas engiadinaisas und A. Vital (XI 159—224, XII 243—321) 83 Chanzuns popularas ladinas, also wieder aus dem Engadin. Die verschiedensten, auch viele patriotische Motive, finden sich hier zusammen, mit andern auch der Kaffee, der zweimal (III 287, VI 57) gefeiert, dafür aber einmal (XI 189) um so schärfer verurteilt wird. Die genannten Herausgeber richten sich in ihrer Schreibung mit Recht nach ihrem Publikum, sie gehen aber in dessen eigenem Interesse wohl zu weit, wenn sie aus praktischen Rücksichten die Herkunft ihrer Lieder nach Land und Stand, wenn man so sagen darf, ausser acht lassen. Um so willkommener sind die orientierenden Remarcas zu den 61 meistens ältern Liedern aus Rhein- und Innthal, die Hartmann Caviezel unter dem Titel Litteratura veglia (II 262—275, III 305—325, VIII 140—214, IX 189—222) veröffentlicht hat.

Den ASRR. des westrätischen Gebietes entspricht für das osträtische die in Udine seit 1888 erscheinende Monatsschrift Pagine friulane, die sich indes für ihre historischen Abhandlungen, wie für die kleinen Artikel über Sprache und Volkskunde nicht mehr des einheimischen Idioms bedient, sondern in diesem nur zahlreiche Fiabe, Leggende und Ähnliches vorführt. Die Bedeutung dieser äusserlich so bescheidenen Zeitschrift lässt sich aus den vielen Hinweisen in Pitrès Bibliografia delle tradizioni popolari d'Italia ermessen. Unter den Mitarbeitern zeichnet sich neben andern besonders Prof. V. Ostermann aus, dessen Feder wir in der Nummer vom 26. März 1893 auch einige Fiabe che illustrano proverbio modi di dire verdanken, darunter die köstliche Wendung: *Lassd la creance dei Çhargnei*, einen Anstandsbrocken in der Schüssel lassen, ihn aber bei Gelegenheit doch noch erwischen. — Der friaulische Volksgeist äussert sich wohl am originellsten und vielseitigsten in den unzähligen Villotte, Vilotis, einer Bezeichnung, die Schatzmayr in seiner Auswahl mit deutscher Nachbildung (ZVV. III

329—334, 411—415) treffend mit Dorflieder wiedergiebt. Es sind dies vierzeilige, aus Achtsilbnern bestehende, meistens selbständige, manchmal aber auch dem Sinne nach mit andern zusammenhängende Lieder. Oft von beissender Ironie getragen, berühren dieselben vor allem die Liebe in ihren Stadien von der frühesten Ahnung an bis zum Eheglück oder zur Enttäuschung, mit allem, was Mann und Weib liebenswert oder lächerlich macht. *Lait a messe fantacinis, E preait il bon Signôr, Ch' al vi dei cualuncue pene, Ma no mais penis d' amôr:* Geht zur Messe, Mädchen, und bittet den lieben Gott, dass er euch jedwede Qual schenke, aber niemals Liebesqualen, heisst es auf Seite 104 der grossen Sammlung von Ostermann [1]). Solche Villotte waren schon früher herausgegeben worden, besonders von ANGELO ARBOIT [2]), der sie nach geographisch-sprachlichen Gesichtspunkten, zunächst nach der Pluralform des Femininums auf *is*, *es* und *as* gruppierte und sich dazu an die Lautbezeichnung Ascolis anlehnte. Dem gegenüber sucht Ostermann seine mehr als 2000 Vierzeiler dem Inhalte nach zu ordnen, wobei er manche Wiederholung vermeidet, aber auch in seinen 29 Kapiteln manches Liedchen nicht da unterbringt, wo man es zunächst suchen würde. Ein Kapitel widmet Ostermann auch dem Amor sensuale, verbannt jedoch die bedenklicheren Äusserungen desselben in eine separat gedruckte Appendice. Mit Recht nähert sich Ostermann der Schreibung Pironas, die für den einheimischen Leser die geläufigste, aber auch für den auswärtigen die bequemste ist, da dieser Pironas Wörterbuch doch nicht entbehren kann. — Das Hauptverdienst Ostermanns um die friaulische Volkskunde liegt in seinem Werke über das friaulische Volksleben [3]). Aus dem Buche, das die *usi, costumi, credenze, pregiudizî e superstizioni popolari,* zuerst in der Natur, dann im privaten und öffentlichen Leben verfolgt und dem friaulischen Volke gewidmet ist, gewinnen wir ein lebensvolles Bild des letzteren, insbesondere der Volksseele, wie sich dieselbe im ganzen äussern Leben spiegelt. Ausführliche Verzeichnisse belehren uns über Pflanzen und Tiere und deren Verwertung, kürzere über die Weise, wie der Mensch mit den Haustieren spricht (S. 247), über die Symbolik, womit sich die jungen Männer in der Sçhernete oder Stiernete (Bestreuung des Weges, von sternere) an den heiratsfähigen Mädchen rächen (319), über die Sprichwörter, die sich auf den Tod beziehen (473). Vor allem werden aber der Aberglaube und die damit verbundenen Gebräuche geschildert: Vergl. die Conjuratio ad mures (284) und die Exorzismen (560) in der Wallfahrtskirche zu Clauzetto in Canale di Vito d' Asio, v bei Gartner. Auch im Friaul begegnen uns bekannte Erscheinungen des Volksglaubens, wie die Verwendung der Mandragola (371), die Untori in Manzonis Verlobten (397). Die zahlreich eingestreuten Erzählungen aus früherer Zeit erregen nur den Wunsch, es möchte das von Ostermann und andern so reichlich gesammelte Material nunmehr nach seiner historischen Entwicklung und nach seinem Zusammenhang mit dem verwandten italienischen, wie mit dem benachbarten deutschen und slavischen Volksleben genauer untersucht werden.

1) Villotte friulane. Udine, Domenico Del Bianco, 1892. XVI, 400, 8°. 2) Villotte friulane. Piacenza, Del Maino, 1876, 318, 8°. 3) La vita in Friuli. Udine, Domenico Del Bianco, 1894. XV, 716, 8°.

1895—96. Ihren Höhepunkt erreicht die rätoromanische Volkskunde im 2. Bande der rätoromanischen Chrestomathie von C. DECURTINS, deren erste Lieferung, Erlangen 1895, (auch RF. IX 1—248) erschienen und in sprachlicher Hinsicht schon von Gartner im JBRPh. IV 151 gewürdigt worden ist. Zu den Andeutungen über die Wahl des Stoffes wären manchem Leser auch solche über die Anordnung, sowie den Fundort der einzelnen Stücke, und deren Entstehung, soweit sie zu ermitteln ist, gewiss willkommen gewesen, da der Herausgeber bei dem naturgemäss langsamen Erscheinen seines Monumentalwerkes nicht so schnell die für den Schluss des Bandes versprochenen, vergleichenden Anmerkungen bringen kann. Nur im Zusammenhang mit diesen, bez. mit der inzwischen in Gröbers Grundriss II 3 220ff. von Decurtins behandelten Orallitteratur kann auch die vorliegende Lieferung vom folkloristischen Standpunkte besprochen werden.

Würzburg. Gottfried Hartmann.

Folklore basque. 1891—97. Il convient de citer en premier lieu toute une série de publications relatives à la musique basque. Elles ont pour auteur M. CHARLES BORDES, maître de chapelle de S. Gervais à Paris, qui, chargé d'une mission spéciale par le Ministre de l'Instruction publique, a recueilli de nombreux airs populaires. Il a eu l'excellente idée de se faire aider, en ce qui concerne les paroles, par M. le Dr. F. LARRIEU, de Mauléon. La publication n'est d'ailleurs qu'ébauchée. Elle comprend d'abord dix morceaux, dix cantiques, publiés à titre de livraison-spécimen des Archives de la Tradition basque[1]) avec musique, textes basques et traductions françaises de ces textes; puis quatre brochures, dont quelques-unes ont été réimprimées à part sous un autre titre, et qui ont été éditées par la SCHOLA CANTORUM, Société de musique religieuse, en 1896 et 1897: Choix de mélodies, Douze noëls anciens, Dix cantiques souletins, les mêmes cantiques avec accompagnement de piano[2]).

Un journal basque de S. Jean de Luz avait cru devoir réimprimer, en 1892, le Supplément formé par Oihenart lui-même en 1665 pour son recueil de Proverbes qui avait paru en 1657. Ce supplément avait été déjà réimprimé à Bordeaux en 1859 par les soins de M. G. Brunet. En 1891, M. V. STEMPF en a donné à Bordeaux même une réimpression figurée; il a commencé aussi la réimpression du grand recueil de 1657. L'article de l'Euskalduna dû au savant abbé P. HARISTOY, curé de Ciboure, a été tiré à part en une brochure de 16 p. pet. in 8°. M. STEMPF a également rendu un grand service aux amateurs du folklore en publiant le texte des paroles qui accompagnaient la musique des Anciennes danses basques telle qu'elle fut gravée à S. Sébastien par les soins de J.-I. de Iztueta en 1826: ce recueil est devenu infiniment rare. On sait d'ailleurs que la censure avait forcé l'éditeur à supprimer certains passages; un journal anglais de 1828 nous en a conservé quelques-uns.

---

1) Paris, 15, rue Stanislas, 1895, 22 p. pet. in-4°. 2) 8-12 p., 29 p., 20 p. pet. in-16 et 7 p. gr. in-4°.

M. W.-J. Van Eys, auquel les lettres basques doivent déjà tant, a découvert, au mois d'octobre 1894, dans la Bibliothèque Grand-Ducale de Hesse, à Darmstadt, un exemplaire du premier recueil de Proverbes basques authentiques qui ait jamais été imprimé. Ce livre avait pourtant été signalé par Larramendi, mais on n'y avait pas pris garde. C'est une plaquette de 665 p. n. ch. sans titre, avec cette simple rubrique à la première page: «*Refranes y sentencias comunes en Bascuence, declaradas en Romance, con numeros sobre cada palabra, para que se entiendan las dos lenguas. Impreso con licencia en Pamplona, por Pedro Porralis de Amberes, 1596*». Le recueil contient 539 proverbes, mais trois y figurent deux fois, ce qui réduit à 536 le nombre réel. M. Van Eys l'a fait exactement réimprimer[3]). M. E.-S. Dodgson a publié, la même année, à Bayonne (4 p. in-4⁰ sur papier jaune) le relevé des formes verbales qu'on trouve dans ces proverbes. Ce qu'on y remarque en effet, c'est le nombre relativement fréquent des formes simples, non périphrastiques, et l'usage habituel des prétérits en *edi, eza*.

Depuis qu'en 1891, M. V. Stempf et moi nous avons publié à Bordeaux, le texte complet d'une pastorale, celle de S. Julien d'Antioche (262 p. in-12), il n'a été rien fait dans ce sens. Il n'a été question que de la pastorale de Ste. Hélène dont M. E.-S. Dodgson a parlé dans the Season of Biarritz (nº. du 25 avril 1896), après en avoir donné un fragment, avec traduction anglaise, dans la RL.[4]).

M. Eug. Rolland n'a point oublié le basque dans son intéressante Flore populaire[5]).

Paris. Julien Vinson.

Historische Geographie und Ethnographie Tirols.

1891—96. Die seit mehr als zwanzig Jahren in Wälschtirol bestehende Società degli Alpinisti Tridentini hat nicht nur für den alpinen Sport im genannten Landesteile reichlich das ihrige geleistet, sondern giebt auch alle 1—2 Jahre ein Jahrbuch — „annuario" — heraus, das auch nach seinem Inhalt, soweit er sich nicht auf rein Alpines bezieht, Beachtung verdient.

Es liegen die Bände XVIII (Bassano 1894) und XIX (Rovereto 1896) desselben vor. Der erstgenannte besteht ausschliesslich in einer Guida del Trentino von Otto Brentari, worin das Gebiet der südtirolischen Dolomite östlich von der Etsch eingehend beschrieben wird. Das Buch ist eine Fortsetzung, ein zweiter Teil, nachdem der erste (Bassano 1891) Trient mit Valsugana und Roveredo mit den angrenzenden Gebieten, ebenfalls nur östlich von der Etsch, behandelt hatte. Alles, auch Bozen, Brixen und das Pusterthal bis Toblach ist als „Trentino orientale" bezeichnet, entbehrt daher eines würzigen politisch-nationalen Beigeschmackes nicht. Das Buch ist im Stile der neuern Reisehandbücher gehalten, geht aber in so weit

---

3) Genève, Bâle et Lyon, Georg et Cie., 1896, v-64 p. pet. in-4⁰. 4) t. XXV, 1892, p. 162 -180. 5) Paris, 1896, 272 p. in 8⁰.

darüber hinaus, als darin auch Geschichte, Mundarten und ökonomische Verhältnisse berücksichtigt sind. Der Verfasser, 1852 zu Strigno in Valsugana als Sohn eines österreichischen Bezirksrichters geboren, begab sich, nachdem er seine Studien in Österreich vollendet hatte, nach Italien, um sich dem Lehrfache zu widmen, und wurde Lehrer, dann Direktor am Gymnasium in Bassano. Er gab jedoch diese Stelle wieder auf, um sich ganz der Schriftstellerei und Journalistik zu widmen. Touristen vom Fach mögen wohl hier und da mit dem Beschreiber ein Hühnchen zu pflücken haben, während er selbst in andern Dingen persönlichen Ausfällen nicht abgeneigt ist. In etymologicis lässt er alles, nur kaum jemals etwas Deutsches gelten, wobei ihm freilich auch bei romanischen Namen ein menschliches Versehen begegnen kann, wie z. B. beim Namen eines verschwundenen alten Schlosses *Castelfeder* bei Auer, den er, in den Bahnen alter Erklärer vergangener Zeiten wandelnd, als „*castellum foederis*“, d. i. als Stätte, wo einst ein Frieden oder eine Kapitulation zwischen Cimbern und Römern geschlossen worden sein soll, statt als castel veter (castellum vetus) erklärt, ein Name, der in gleicher Form auch bei Nenzing in Vorarlberg für ein verschwundenes Schloss vorkommt.

Der XIX. Band des Annuario enthält ausser touristischen Berichten auch eine längere Abhandlung: „Il dialetto Trentino confrontato col Toscano e coll' Italiano propriamente detto von L. CESARINI SFORZA (S. 21—123). In der kurzen Einleitung über die tridentinischen Mundarten im allgemeinen bespricht der Verfasser die folgende Stelle in Dantes „De vulgari eloquio“: „Dicimus Tridentum atque Taurinum nec non Alexandriam civitates metis Italiae in tantum sedere propinquas, quod puras nequeunt habere loquelas: ita quod si, sicut turpissimum habent vulgare, haberent pulcherrimum, propter aliorum commistionem vere Latinum negaremus. Quare si Latinum illustre venamur, quod venamur, in illis inveniri non potest [1])“. Dieser Ausspruch Dantes hat unsere Italiener im Trentino schon viel beschäftigt; sie suchen auf alle mögliche Weise darüber hinweg zu kommen. So auch Herr L. Cesarini Sforza. Er stellt kurzweg in Abrede, dass die Tridentiner der Sprache nach jemals Ladiner oder Deutsche gewesen seien und dass auch die Zahl eingedrungener deutscher Wörter bedeutend gewesen sei. Dagegen hält er die Wörter und Redeweisen der Tridentiner, die mit dem Toscanischen übereinstimmen, so zu sagen, für bodenständig. Soll aber Dante nicht Unrecht behalten, bleibt nichts übrig, als die tridentinische Mundart in ihrem ältern Bestande für eine ladinische zu halten. Auch die Zahl eingedrungener deutscher Wörter mag leicht grösser gewesen sein, als man annehmen will; doch darauf kommt es gar nicht an, da dieselben, mag ihre Zahl auch noch so gross gewesen sein, am syntaktischen Gefüge des Ladinischen nichts ändern konnten, wenn sie ihm auch eine besondere Färbung gaben, wie sie beispielsweise deutsche Wörter dem Grödnerischen und Ennebergischen geben. Unnützer Streit: fremde Wörter kommen und schwinden, wie die Gegenstände, die sie bezeichnen.

1) Ich weiss nicht, ob in dem von mir benützten Texte das obige „propinquas“ richtige Leseart sei; der Sinn würde dafür jedenfalls „longinquas“ verlangen.

Nach einer allgemeinen Darlegung der Lautgesetze und der grammatikalischen Besonderheiten der wälschtirolischen Dialekte bringt der Verfasser in sehr fleissiger Zusammenstellung und Übersicht eine lange Reihe von Wörtern, Redensarten und Spruchformen, die das Tridentinische mit dem modernen wie mit dem Alt-Toscanischen gemein hat. Die Bodenständigkeit dieser Toscanismen, die wohl in jedem italienischen Dialekte zu finden sein werden, lässt sich natürlich nicht erweisen. Nach Wälschtirol ist von jeher viel Volk aus Italien zugewandert; besonders scheint Trient stets einen Anziehungspunkt nicht bloss für Deutsche, sondern noch mehr für Italiener gebildet zu haben, eine wahre „sentina Italorum Germanorumque", wie es von der Stadt hiess, als sie im 16. Jahrhundert zum Sitze des berühmten Konzils gewählt wurde. Wie interessant nun auch Cesarinis Zusammenstellung ist, so bietet der Dialekt in so vielen Redeweisen eine andere Seite dar, in der sich die ganze Lebensanschauung des Volkes bildlich ausdrückt, freilich oft in sehr derber Weise. Doch genug; zum Schlusse sei noch erwähnt, dass der Verfasser dieser seiner Abhandlung auch noch Proben der Übersetzung eines Stückes aus Manzonis Promessi sposi in fünfzehn wälschtirolischen Sondermundarten angeführt hat.

Unmittelbar auf die vorbesprochene Abhandlung folgt noch ein Saggio di Toponomastica Trentina des vor einigen Jahren verstorbenen Prof. Bartolomeo Malfatti, in welchem eine Anzahl von mit *A* und *B* beginnenden wälschtirolischen Ortsnamen eingehend besprochen wird. Der Verfasser scheint die Herausgabe eines grossen alle Ortsnamen Wälschtirols umfassenden Werkes geplant zu haben; in wie weit er diesen Plan bis zu seinem Tode noch ausgeführt habe, ist mir unbekannt. Das etymologische Rätsel vieler dieser Namen ist schwer zu lösen und wird auch wahrscheinlich nie mehr vollends zu lösen sein. Die beliebte Methode, zuerst die ältesten Einwohner apodiktisch Kelten oder Gallier sein zu lassen und dann die Rätsel mit Herbeiziehung alter Orts- und Personennamen aus Frankreich und andern Ländern, wo es einmal Kelten wirklich gegeben hat oder gegeben haben soll, in so weit zu lösen, als man die Ähnlichkeit der Namen hervorhebt, hat nicht viel sicheres und erquickliches. Ein richtiger Keltolog, meine ich, sollte schon in jüngern Jahren, sprachlich gehörig vorgebildet, in Länder gehen, wo noch keltisch, nämlich bretonisch, wallisisch, irisch und hochschottisch gesprochen wird und sich dort mit diesen Sprachen und mit dortigen Orts- und Personennamen vertraut machen, letzteres auch auf urkundlicher Grundlage und mit genauem Studium des Lautwandels, so weit er nur zurück verfolgt werden kann. Dann mag er kommen und bei uns in Tirol, in Oberitalien und wo er sonst noch will, alte und neue Ortsnamen erklären. Sonst bleibt der Keltolog nur ein Keltomane, das Ding ist ein ewiges Herumtasten und Herumstechen im Nebel und ist nichts wert, ja es hindert oft, das einfachste richtig zu beurteilen. So giebt es oberhalb von Roveredo am Ausgange des Hochthales von Folgaria ein altes jetzt verfallendes Schloss *Beséno* (geschloss. *e*) auf einem breiten Bergrücken, der mitten in der Thalmündung steht, so dass das Thal rechts und links, hier durch die Bachschlucht, dort durch eine tiefe Einsenkung, Ausgänge hat. Urkundlich heisst es *Bisinum*, *Bisenum*, *Besinum* u. s. w.,

älterdeutsch *Bisein.* Man dürfte sich, glaube ich, angesichts der scharf markierten Ortslage mit der Annahme eines entsprechenden lat. * *bi-sinus*, Doppelbucht, wohl vollends beruhigen, aber auch dieser Name ist schon in gallischem Sinne angegangen worden, natürlich, ohne dass irgend ein Sinn dafür zu finden war. Malfatti schlägt auch verschiedenes vor, ohne zu einem sichern Ergebnisse zu kommen. Hier mag als einschlägig erwähnt werden, dass noch 1895 in Bozen ein Büchlein: Das Celtentum in Obervinschgau erschien, in dem fast alle Ortsnamen keltisch erklärt werden. Der Verfasser P. SEBASTIAN HEINZ, ein vor kurzem verstorbener Benediktiner von Marienberg bei Mals, hat nur Mones keltomanische Verirrungen auf das ehemals romanische, heute deutsche Vinstgau verpflanzt und glaubte natürlich selbst fest an seine Offenbarungen. Solche Dinge sind zu bedauern, weil sie dem vorurteilslosen Namenforscher seine Aufgabe moralisch erschweren und sie von vorhinein dem Fluche der Lächerlichkeit preisstellen. Je weniger einer überhaupt von der Sache versteht, desto hochnasiger pflegt er darüber zu spotten.

Dem oben näher erwähnten Herrn L. CESARINI SFORZA begegnen wir wieder in einer Studie Altri Latinismi trentini in einer 1894 in Trient erschienenen Strenna Trentina letteraria ed artistica (S. 65—75). Eine kleine fleissige Arbeit; nur wird man nicht allen Ableitungen zustimmen können. Es sei gestattet, eine kleine Anzahl derselben anzuführen.

Broilo, wird nach MALFATTI von einem griechischen „*peribolon* = posto intorno, frutteto" abgeleitet. Der keltische Ursprung des Wortes steht so gut wie ausser Zweifel; vgl. KÖRTING, Lat.-rom. Wbch. 1356 (kelt. *brog*, *brogil*), Diez Wbch. I.

Cesura, geschlossenes Feld, von „*caesura* = divisione, *da caedo* = taglio, divido". Täuscht; die vorausgehenden urkundlichen Formen sind durchweg *clesura, closura, clusura* also zu lat. *claudere.*

Cospi, Holzschuhe; Cesarini setzt ein unmögliches lat. *sculp-oreae* an. Das Wort hat weite Verbreitung; in Deutschtirol *kosp'n*; *knospen,* grödn. *cospes,* engad. *cuosp, cuospes,* val. *camonica coesp,* romagn. *cosp,* mlat. *cuspus* = ligneum sandalium. Nicht uneben denkt Pallioppi im „Dizionari dels idioms romauntschs" (Samedan 1893) S. 215 an lat. *cuspis,* „weil diese Holzschuhe meist eine lange Spitze haben".

Dasa, Fichtenäste, wird von griech. „*das, dadós* = legno resinoso di pino" hergeleitet; sehr fraglich. Auch in Oberitalien, dann deutschtirolisch, bairisch und schwäbisch *dachsen, dächsen, dās, dēs,* churwälsch *dascha, descha.* Lat. *taxus?* Vgl. Schmeller Bayr. Wbch. *Dächsen.*

Góver o góer (cogere, radunare), cogliere il grano turco, frutto u. a.". Stimmt schon dem Sinn nach nicht zu lat. *cogere;* wohl wie span. *coger* von lat. *colligere;* vgl. Körting, Lat.-rom. Wbch. 2009.

Grava = „ghiaja e ammasso di sassi", wird von *glarea* oder *gravis* hergeleitet. Ersteres unmöglich, da es schon in der Form *giára, gèra* im Dialekt gegeben ist. Bei örtlichen Namen auch in Deutschtirol vorkommendes Wort, vgl. meine „Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols II. S. 37. Prov. *grava,* fr. *grève,* für ein keltisches Lehnwort angesehen; vgl. Körting l. c. 3758.

„*Paissa*, esca che si pone dai cacciatori per attirare uccelli od altri animali; „*paissador* = chi pone l'esca; „paissar = cacciare nel modo indicato. Secondo il Malfatti queste voci sono forme latine antichissime, da pasci, pasculare etc.“ Man liest diese Wörter auch in den Statuten von Trient, Roveredo und andern Orten; diese Jagd wurde vor alters nicht mit Köder, sondern mit Falken und Sperbern betrieben; vgl. beispielsweise Tommaso Gar, Statuti della città di Trento, S. 192, cap. 110. Daher liegt das Deutsche beitzen, *beizen*, *Beitzjagd* u. s. w. sachlich und lautlich viel näher als lat. *pasci*.

„*Pult*. Veramente questa voce è precisa il tedesco Pult; ma ciò non toglie che anche codesta derivi da *Pluteus* = scansia, tavolino da scrivere.“ Deutsch *Pult* wird so ziemlich allgemein für ein Lehnwort aus lat. *pulpitum* angesehen.

Sonst ist in dieser Strenna nur Belletristisches und ein Jammerschreiben eines jungen Doktors Piscel (recte Pischl) enthalten, der den Verfall der litterarischen Bildung im Trentino beklagt, die heutige Gymnasialbildung und die Gymnasiallehrer verhöhnt und eigentlich hauptsächlich nur das Studium der italienischen Sprache und Litteratur betrieben wissen möchte. Jeder nach seinem Geschmacke!

Ohne Jahrzahl, anscheinend aber 1896 erschien in Trient (bei Scotoni): E. Lorenzi, Saggio di commento ai cognomi Tridentini. Der Verfasser, dem Lehrstande angehörig, hat mit wahrem Bienenfleisse, man darf sagen, alle in Wälschtirol und in den ladinischen Thälern Südtirols vorkommende heutige Geschlechtsnamen gesammelt und abschnittweise und alphabetisch nach verschiedenen Kategorien zusammengestellt. Nach jeder Namenreihe bringt er zu sehr vielen Namen Anmerkungen über Herkunft und Bedeutung sowie geschichtlich öfters ziemlich weit zurückreichende Angaben, so dass es volles Lob und alle Anerkennung verdient, dass er auf diesem Gebiete sich nach allen ausgiebigen Quellen so fleissig umgesehen hat. Das kleine Werk verdient um so mehr empfohlen zu werden, als ein grosser Teil des verehrlichen Publikums die eigenen Namen stumpfsinnig als etwas ganz gleichgiltiges anzusehen pflegt.

Aus Anlass der Errichtung des schönen Dante-Denkmals in Trient veröffentlichte 1896 ein junger Rivaner, Eugenio Zaniboni, eine Schrift: Dante nel Trentino, in welcher er verschiedene Ortsbezeichnungen der Divina Commedia, die sich auf Südtirol beziehen, eingehend bespricht, von denen ich hier nur zwei näher hervorheben will.

Der XII. Gesang des Inferno beginnt so:

Era lo loco, ove a scender la riva
Venimmo, alpestre, e, per quel ch'ivi er' anco,
Tal, ch' ogni vista ne sarebbe schiva.
Qual' è quella ruina, che nel fianco
Di qua da Trento l'Adige percosse
O per tremoto o per sostegno manco,
Che da cima del monte, onde si mosse
Al piano, è si la roccia discoscesa,
Ch' alcuna via darebbe a chi su fosse.
Cotal di quel burrato era la scesa . .

Aus der lebendigen Beschreibung ergiebt sich notwendig der Schluss, dass Dante diese *ruina* selbst gesehen hat. Wo ist sie aber? Einige wollten sie bei Calliano oberhalb Roveredo am sogenannten Cengio rosso finden, eine Ansicht, die wenig für sich hat. Scipione Maffei verlegte sie als eingefleischter Veronese nach Rivoli bei der Veroneser Klause im Veronesischen, eine Ansicht, die nicht genügend zu begründen war. So hat man denn seit Vellutello, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Dante kommentierte, gewöhnlich angenommen, dass sich die fragliche Stelle auf das grosse über das Thal hin bis zur Etsch sich hinstreckende Steinmeer der Slavini di Marco zwischen den Dörfern Lizzana bei Roveredo und Marco beziehe, und dass Dante diese ruina gesehen und gemeint habe. Es ergab sich dabei von selbst die vermittelnde Annahme, dass der grosse Dichter, als er sich in das Exil zum Can grande in Verona begeben hatte, mit dessen bestem Freunde Wilhelm von Castelbarco, der zweimal Podestà in Verona gewesen war und 1320 starb, auf dessen Schloss Lizzana gekommen sei, von dem aus man die volle nahe Übersicht über das genannte Steinmeer hat. Diese Ansicht kommt der Wahrheit am nächsten; ja, die Roveretaner sind davon so fest überzeugt, dass sie dieses ehemalige Schloss, heute ein Landhaus, sogar in ein Castel Dante umgetauft haben. Auch Zaniboni entscheidet sich nach weit eingehender Untersuchung dafür und setzt die Zeit für die Anwesenheit Dantes in diesem Schlosse auf die Zeit 1303—1304 an. Dagegen kann sein Versuch, den Namen *Chiarentana* im XV. Gesange des Inferno:

E quale i Padoran lungo la Brenta
Per difender lor ville e lor castelli
Anzi che Chiarentana il caldo senta . .

in neuer Weise zu erklären, nichts weniger als befriedigen. Zaniboni stützt sich auf den Einfall eines ehemaligen geistlichen Lycealprofessors der Physik Lunelli in Trient, der den Namen Chiarentana im Namen eines Bergstriches Canzana zwischen Levico und Pergine finden wollte, dabei sich aber willkürlich einen halsbrecherischen Lautsprung auf eine Variante erlaubte, indem er schrieb, dass die Einwohner diesen Berg „*Canzana o Carenzana*“ nennen. Die zweite Form ist freie Erfindung und weder im Volksmunde noch in Urkunden gegeben, da die Form *Canzana* nach der Mitteilung des ehemaligen Dekans Bottea von Pergine schon 1215 urkundlich so vorkommt, so dass die alten Erklärer, wie auch Otto Brentari in seiner Guida del Trentino I. Tl. S. 287 (Bassano 1891) scharf darlegt, mit ihrer einfachen Erklärung, dass Chiarentana Kärnten bezeichne, vollkommen recht behalten. Die Brenta hat ja auch einen bedeutenden Nebenfluss an dem Cismone, dessen Quellen auf den Bergen gegen Fleims zu liegen und bei der Schneeschmelze der Brenta viel Wasser bringen. Zur Zeit Dantes war ja auch Meinhard von Görz Herr sowohl des anwachsenden Landes Tirol wie des Herzogtums Kärnten, mit dem er auch 1286 in aller Form belehnt und dabei in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Der Name *Canzana* dürfte ganz einfach aus *Canezzana* zusammengezogen sein und von dem hinter Pergine gelegenen Dorfe *Canezza* stammen (Malga Canezzana oder Monte Canezzana, da monte auch als Femininum in

Ortsnamen vorkommt), dessen Einwohner auf diesem ihnen unmittelbar nahe gelegenen Berge Wald, Weide und Alpen besessen haben mögen und vielleicht noch besitzen, ja vielleicht einst dort sogar Bergbau betrieben. — Anderes übergehe ich, will aber erwähnen, dass Zaniboni hinsichtlich des oben angeführten Urteiles Dantes über das Volgare Trentino anders denkt, als Cesarini, und die Ursachen, die Dante veranlassten, dieses volgare als „turpissimum“ zu bezeichnen, erstens in der Vermischung mit dem deutschen, zweitens in den „brutissime sincopi“ und „apocopi“ und drittens in der „grande asperità dell' accento“ findet. Die von ihm dabei angeführten in barbarischem Latein verfassten Statuten seiner Vaterstadt Riva vom Jahre 1274 könnten in der That für eine anziehende sprachliche Monographie reichlichen Stoff bieten, wobei jedoch auch andere spätere Statuten von Städten und grösseren Orten Wälschtirols — sogenannte Regole — sowie tridentinische Urkunden in ausgedehntem Masse zu berücksichtigen wären. Die Arbeit würde sprachlich eine vielleicht nicht unerhebliche Bereicherung des lexikalischen Wortstoffes der Latinität „infimae aetatis“ bringen.

Auch ein anderes Buch: „Ercole Untersteiner, Scritti di Storia antica Tridentina (Milano 1896) mag hier näher erwähnt werden. Der von Roveredo gebürtige Verfasser hat sein Leben als tüchtiger Fachmann im Justizwesen zugebracht und war zuletzt Hofrat beim Oberlandesgerichte in Innsbruck; er ist vor einiger Zeit in Roveredo gestorben. An rege Thätigkeit gewöhnt, nahm er im Ruhestande, obgleich in trauriger Weise erblindend, frühere über die vorrömischen Bewohner Wälschtirols gepflegte Studien wieder auf, deren Endergebnis er im genannten Buche niedergelegt hat. Es geht vom prähistorischen Standpunkte aus, zieht die Nachrichten alter Schriftsteller, die sich in der Frage nach der Urbevölkerung des Landes nach einem Worte des lang verstorbenen Innsbrucker Professors Daum wie Kartenblätter gegen einander ausspielen lassen, sowie die einschlägige Litteratur herbei und gelangt so — id quod erat demonstrandum — zum gewünschten Ergebnisse, dass das Gebiet von Trient und Roveredo — „il nostro paese“ — nie von Rätern, sondern von Galliern bewohnt gewesen sei. Herr Adolf Naue und Prof. Dr. Friedrich Stolz haben das Buch, jener mehr zustimmend, dieser der Hypothese entgegen tretend, kritisch besprochen[2]). Stolz hebt hervor, dass Untersteiner den prähistorischen Standpunkt gerade für zwei Völker habe geltend machen wollen, denen durch die Ausgrabungen eine eigenartige Kultur nicht nachzuweisen sei, nämlich für die Räter und die Euganeer; ausserdem habe er die Räter noch immer als besonderes eigenes Volk betrachtet, während Mommsen in diesem Namen schon vor mehr als vierzig Jahren eine Kollektivbezeichnung der alten Völkerstämme der Ostschweiz und Tirols erkannt habe. Ein sehr unsicherer Faktor in der Rechnung seien die Euganeer, auf die auch Kiepert zweimal das Wort „angeblich“ angewendet habe. Untersteiner aber wies ihnen unbedenklich die Berge ober Riva, Val di Ledro, Judicarien und den Nons- Sulzberg als Wohnsitze an. Aus diesen und andern Gründen gelangt Prof. Stolz zum Urteile, dass durch dieses Buch die ganze Frage

2) AZB. 1897, Nr. 83—84 und 110.

nach der Urbevölkerung Tirols „in ein unrichtiges Fahrwasser gelenkt werde.“ Sonst ist dem Buche der Wert fleissiger übersichtlicher Darstellung und klarer Fassung gewiss nicht abzusprechen,

Das eben besprochene Buch führt uns einen Schritt über die Südostgrenze Südtirols hinaus zu den ehemaligen Deutschen oder, wie sie sich selbst nannten, zu den „Cimbern“ der sieben vicentinischen Gemeinden auf einer Hochebene zwischen dem Astico und der Brenta. So viel auch schon geschrieben worden ist[3]), erscheinen doch immer wieder neue Schriften über dieses interessante Bergvolk, das seinem deutschen Volkstume fast gänzlich abgestorben und in die Italiener aufgegangen ist, nicht ohne viele Erinnerungen an die Vergangenheit zu bewahren und davon mit unverkennbarer stiller Wehmut zu zehren. Im Jahre 1895 erschien in Vicenza in zweiter Auflage ein Buch von Giuseppe Nalli, der die sieben Gemeinden seine zweite Heimat nennt, betitelt: Epitome di nozioni storiche economiche dei sette comuni Vicentini. Der Verfasser kennt betreffs der alten Mundart Schmellers und Bergmanns grundlegende Schriften nicht; daher mag auch, was er darüber vorbringt, hier nicht weiter in Betracht kommen. Einiges Interesse dagegen erweckt, was er über prähistorische Funde anführt, aus denen er schliessen will, dass die Bevölkerung von Asiago (dem Hauptorte) und Gallio höchstens in die Zeit der Ostgotenherrschaft, dagegen die der Ortschaften Rotzo, Lusiana und Foza in die Zeit „der ersten Ankunft der Räter“ und auch zur Epoche des Aes rude, die von Ennego aber bis in die Steinzeit zurückreiche; ja im Namen der Ortschaft Rotzo will der Verfasser sogar eine Analogie mit dem Namen der Räter finden. Welcher Wert den bisher vereinzelten prähistorischen Ausgrabungen auf diesem Hochlande beizumessen sei, wird erst der weitere Verlauf derselben lehren können, sobald sie unter gehörige Leitung gestellt und die Gegenstände vor Verschleppung gewahrt sein werden. Kaum aber wird sich daran festhalten lassen, dass die Entwicklung der Bevölkerung bis zum Eintritte des frühen Mittelalters ohne Unterbrechung und zeitweilige Verödungen des ganzen hochgelegenen Gebietes stattgefunden habe; es ist auch längst schon dargelegt worden, dass die Bevölkerung erst durch das Aufsteigen aus der Ebene, wo es ja auch Deutsche gab, in die Höhe hier auf die Dauer sesshaft geworden und angewachsen sei. Auch sonst ist das Buch wegen seines stoffreichen Inhaltes sehr lesenswert, wenn man auch nicht in allem den Ansichten des Verfassers zustimmen mag. Er bringt eine chronikartig angelegte Übersicht der Geschichte dieser Gemeinden, die freilich damit, dass sie schon mit dem Jahre 33 n. Chr. beginnen will, zu weit ausgreift, aber weiterhin bis in die neueste Zeit herauf geführt wird (S. 24 122). Es folgen ziemlich bunte Angaben über Familien und deren Namen, und anderes, dann auch nicht weniger als 99 biographische Skizzen hervorragender, den sieben Gemeinden entstammter Männer. Interessant sind die Abbildungen der Wappen der sieben Gemeinden und andere Zeich-

3) Die Litteratur hierüber findet sich (bis 1877) zusammengestellt in meiner Abhandlung: „Deutsche und Romanen in Südtirol und Venetien“ (mit Karte) PM. 1877 X. Heft S. 373ff.

nungen; in den statistischen Übersichtstabellen kann man sich über die ökonomischen Verhältnisse belehren. Endlich fehlt auch ein Wiederabdruck des kleinen, aus dem Italienischen ins Cimbrische übersetzten Katechismus nicht: „Dar klóane Catechismo vor dez Beloseland (Wälschland) vortraghet in'z gabrecht von siben Pergen". Kurz, von manchen eigentümlichen Ansichten des Verfassers abgesehen, ist es ein anziehendes stoffreiches Buch, auf das immerhin aufmerksam gemacht werden darf.

In Roveredo lebte in der zweiten Häfte des vorigen Jahrhunderts (1754—1795) in unabhänger Lebensstellung Clementino Vannetti, der sich litterarischen, klassischen und künstlerischen Studien hingab und kurzweg als ein Liebling der Grazien bezeichnet werden darf, wie denn auch sein Landgut in unmittelbarer Nähe der Stadt nach einer Marienkapelle „alle Grazie" heisst. Aus Anlass der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages hat Herr Carlo Teodoro Postinger, ein Deutscher, im 4. Hefte der in Roveredo erscheinenden, Atti dell' Accademia degli Agiati, 1896, eine mit Liebe und Fleiss ausgeführte Arbeit: „Clementino Vannetti cultore delle belle arti" veröffentlicht, die sich sehr angenehm liest und auch manche Abbildungen enthält. In die römischen und italienischen Dichter hatte sich Vannetti tief hinein gearbeitet; das Griechische lag ihm fern, das Deutsche blieb ihm fremd, obwohl seine Lebenszeit in die Zeit der zweiten Blüte der poetischen deutschen Nationallitteratur fiel. Alles, was er in Prosa und Poesie veröffentlichte, zeugt von Geist, heiterer Laune, Eleganz und feingebildetem Geschmacke. Ist er bis heute ein Ruhmesstern seiner Vaterstadt geblieben, hätte er vielleicht im Leben und in der Litteratur eine höhere Stelle einnehmen können, wenn ihm das Geschick eine festere Gesundheit gegönnt und ihn aus seinem beschränkten Stillleben weiter in die grosse Welt und in einen weitern Kreis des Wirkens und Schaffens hinausgeführt hätte.

Die periodisch in Heften erscheinende Zeitschrift „Archivio Trentino", die mit mancher Ungunst zu kämpfen hat, sich aber doch tapfer über Wasser hält, ist 1893, 1895, 1896 in vier weiteren Heften XI. 1 u. 2., XII. 1 und 2 veröffentlicht worden. Das Heft XI. 1 enthält eine interessante Abbhandlung von Dario Emer: „Accademie ed Accademici nel Trentino". Sie behandelt jedoch nur die Accademia degli Accesi in Trient, die im Jahre 1629 entstand und bald halb erlöschend, bald wieder erneut bis 1737 fortdauerte und manche seltsame poetische Blüten im Geiste und Geschmacke jener Zeit zu Tage förderte, deren Hauptzweck lange Zeit die förmliche Verhimmelung der regierenden Fürstbischöfe und das Lob der Stadt Trient war. So schrieb ein Poet Girolamo Bertelli nicht nur ein Drama „il Bellenzano" in fünf langen ungeniessbaren Akten, sondern auch ein noch seltsameres „idillio" betitelt: „Theodorico Re dei Gothi e poi d'Italia". Er hatte dabei den Einfall, den König Theoderich in Verona aus seinem langen Schlafe zu wecken und ihn nach Trient, der Stadt, die er mit Mauern umgeben hatte, „che non cede ad Atene ed a Roma" zu führen, um das damals dort anwesende Fürstenpaar, nämlich Ferdinand IV., und die kaiserliche Infantin Maria Anna, die die Gemahlin Philipps IV. von Spanien wurde, zu verherrlichen. Die Mitglieder der Akademie hatten besondere Namen, wie z. B. Michel Angelo Mariani, der Italiener

war und ein nicht uninteressantes Buch „Trento con il sacro Concilio“ (Trient 1673) veröffentlichte, „l'Intrepido“ hiess. Als die Akademie sich 1671 erneute, erschienen die Mitglieder jedes mit einer einfallreichen Komposition, entweder lateinisch oder italienisch oder französisch oder spanisch oder auch deutsch. Spielereien und Tändeleien; nicht mit Unrecht meint Emer, dass diese unsere guten Vorfahren ihre Zeit hätten nützlicher verwenden können! — In XII. 1. bringt VIGILIO INAMA eine längere interessante Abhandlung und Zusammenstellung der alten römischen Inschriften in Nonsberg: „Le antiche iscrizioni romane della Valle di Non“ (S. 3—78). Im Heft XII. 2 setzt Dario Emer seine Studien über Akademien des Trentino fort, und behandelt ausführlich die Gründer der Akademie degli Agiati in Roveredo, die ihre Sitzungen 1750 begann und die mephistische Luft des Seicento durch klassischen Geschmack wieder wohlthätig auffrischte (S. 129—197). Eine Fortsetzung dieser Studien wird folgen. In demselben Hefte polemisiert der oben erwähnte Herr L. CESARINI SFORZA gegen das vorbesprochene Buch des Eugenio Zaniboni: „Dante nel Trentino“ in Betreff des Urteiles von Dante über das Volgare Trentino; da dieser die Antwort nicht schuldig bleiben dürfte, wollen wir abwarten, was aus dieser Polemik noch herauswachsen wird. Sonst enthalten diese Hefte nur geschichtliche Abhandlungen, von denen die des unermüdlichen Tridentiner Gymnasial-Professors DESIDER REICH in XII. 2: „Castelli nella vecchia Piove di Mezocorona“ eine der interessantesten ist. Er bewegt sich dabei auf heimatlichem Boden, der ihm in allen Einzelheiten wohl bekannt ist.

Innsbruck. Chr. Schneller.

Romanische Kulturgeschichte.

1891—96. ALFRED FRANKLIN hat von seinem grossen Sammelwerke[1]) eine Fortsetzung erscheinen lassen, zwei Bändchen, deren einer ‚Les chirurgiens' behandelt, während der andere ‚Le café, le thé et le chocolat' betitelt ist. Die ‚Variétés chirurgicales' wurden 1894 veröffentlicht und in demselben Jahre der Band ‚Les magasins de nouveautés' herausgegeben. Letztere Abhandlung erhielt 1895 eine Fortsetzung. Der zweite in diesem Jahre publizierte Band beschäftigt sich mit ‚l'enfant, la naissance, le baptême'. Die Darstellung erscheint fesselnd und anziehend, sie bringt aber zumal für die Zeit des Mittelalters überaus wenig neues. Dagegen scheint es, dass die Quellen für die Zeit seit dem sechzehnten Jahrhundert fleissig und gewissenhaft benutzt worden sind. Die Abbildungen taugen meist nicht viel. Franklin sucht in seinen Schriften zwei Ansprüche befriedigen zu wollen, die des gelehrten Forschers und des Liebhabers alter Zeiten, der gut unterhalten und dabei gelegentlich belehrt zu werden wünscht.

---

1) La vie privée d'autrefois. Arts et métiers, modes, mœurs, usages des Parisiens du XIIe au XVIIIe siècle d'après des documents originaux et inédits. Paris. Librairie Plon. E. Plon, Nourit et Cie. Imprimeurs éditeurs 1893.

Mit der Sittengeschichte des Mittelalters beschäftigen sich eine Anzahl von Dissertationen. CARL AUGUST HINSTORFF giebt in seiner Arbeit Kulturgeschichtliches im Roman de l'escoufle und im Roman de la rose ou de Guillaume de Dole[2]) eine gute Zusammenstellung aller der in diesen Romanen für die Sittengeschichte interessanten Verse. Wenn auch unsere Anschauung von dem Leben jener Zeit durch diese Arbeit nicht geändert wird, so bietet dieselbe doch einige recht dankenswerte Ergänzungen. Besonders was sie über das Liebesleben da mitteilt, wird Aufmerksamkeit erregen und zur weiteren Forschung veranlassen. JEAN LOUBIER untersucht in seiner Dissertation: Das Ideal der männlichen Schönheit bei den altfranzösischen Dichtern des XII. und XIII. Jahrhunderts[3]) was die altfranzösischen Dichter über Männerschönheit mitteilen, während OSKAR VOIGT in seiner Arbeit: Das Ideal der Schönheit und Hässlichkeit in den Chansons de Geste[4]) nur eine beschränkte Anzahl dieser Dichtwerke einer Prüfung unterzieht. Der Wert von Loubiers Arbeit liegt in der Fülle des fleissig und geschickt zusammengetragenen Materials, während die Bedeutung von Voigts Dissertation darin zu suchen ist, dass er eine bestimmte eng begrenzte Zeit einzig und allein in Betracht zieht, seinen Stoff erschöpfend behandelt und die Grundlagen zu einer historischen Betrachtung der Entwicklung des Schönheitsideales bietet.

In Italien sind zwei ältere Schriften über das Bildungswesen im mittelalterlichen Italien jüngst übersetzt und veröffentlicht worden, beide in der BCLIt. Die Abhandlung von WILHELM GIESEBRECHT ist 1845 erschienen[5]) und die von A. F. OZANAM († 1853) dürfte nicht viel jünger sein[6]). Es genügt auf diese Übersetzungen hinzuweisen. Dagegen verdient das Programm des Solinger Progymnasiums[7]) Beachtung. F. MEYER bespricht in demselben die Jugenderziehung im Mittelalter, dargestellt nach den altfranzösischen Artus- und Abenteuerromanen, bringt zwar kaum etwas vor, was nicht längst bekannt war, bietet aber immerhin eine brauchbare Zusammenstellung der Belegstellen.

Kaum einen Zusammenhang mit dem Gebiete der romanischen Sittengeschichte hat die Abhandlung von FRITZ HABERLAND Krieg und Frieden, III. Teil. — Ritter und Turniere im heutigen Deutsch. Eine sprachlich-kulturgeschichtliche Skizze[8]), vielleicht könnte sie zu der Untersuchung anregen, ob nicht ähnliche Entlehnungen in den romanischen Sprachen nachzuweisen seien.

Sehr dankenswert erscheint die Abhandlung von GUSTAVE ROLIN, Documents relatifs à l'histoire du commerce des draps dans

2) Heidelberger Diss. Darmstadt, G. Ottos Hofbuchdruckerei 1896. 3) Diss. Halle. Hofbuchdruckerei von C. A. Kaemmerer & Co. 1890. 4) Diss. Marburg. Druck von Joh. Hammel 1891. 5) Guglielmo Giesebrecht, l' istruzione in Italia nei primi secoli del medio evo. Traduzione di CARLO PASCAL Seguono alcuni carmi di Alfano, o corretti o inedisi. Firenze, G. C. Sansoni 1895. 6) A. F. Ozanam, le scuole e l' istruzione in Italia nel medio evo. Traduzione di G. Z.-J. Firenze. G. C. Sansoni 1895. 7) Solingen 1896, gedruckt bei B. Boll.

la Péninsule ibérique au XIIIe siècle[9]). Wer sich mit der oft recht schwierigen Erklärung der von den altfranzösischen Dichtern erwähnten Bezeichnungen von Woll- und Seidenstoffen zu beschäftigen Veranlassung findet, wird dieses Buch immer zu Rate ziehen müssen.

Prag. Alwin Schultz.

Romanische Kunstgeschichte.

a) Bildende Künste.

1891—96. Für die altchristliche Archäologie sind von hervorragender Bedeutung die von gründlicher Gelehrsamkeit und praktischer Erfahrung zeugenden Abhandlungen von Joseph Wilpert. In der ersten reich mit Illustrationen ausgestatteten Schrift ‚die Katakombengemälde und ihre alten Kopien' (Freiburg i. Br.; Herdersche Verlagsbuchh. 1891) untersucht er die Zuverlässigkeit der älteren Aufnahmen, die den Bilderpublikationen zu Grunde lagen und deren Glaubwürdigkeit bisher ohne Bedenken angenommen wurde. In dem Werke „ein Cyclus christologischer Gemälde aus der Katakombe des heiligen Petrus und Marcellinus" (Freiburg i. Br.; Herdersche Verlagsb. 1891) bespricht er einige schlecht erhaltene aber typologisch merkwürdige Gemälde. Besonders interessant ist die Schilderung des vom Verfasser beobachteten Verfahrens, die fast erloschenen Spuren der Malerei zu entdecken. Die Untersuchung über ‚die Gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche' (ebendas. 1892) hat bei allen ihren Verdiensten doch eigentlich nur in dem Abschnitte für den Kunsthistoriker Interesse, in dem die noch vorhandenen Abbildungen der Jungfrauen besprochen und abgebildet sind. Und das Gleiche gilt vielleicht in noch höherem Masse von dem Buche ‚Fractio Panis', die älteste Darstellung des eucharistischen Opfers in der „Cappella Greca" (ebendas. 1895). Der Hauptwert auch dieser Arbeit liegt in der scharfsinnigen archäologischen Untersuchung, allein immer nimmt der Verfasser Gelegenheit, die alten Denkmäler der Katakombenmalerei heranzuziehen und die wichtigsten derselben durch vortreffliche Abbildungen bekannt zu machen. Und dadurch verpflichtet er auch die Kunstfreunde zu Danke.

Robert Stettiner hat für seine Strassburger Doktordissertation ein sehr interessantes Thema gewählt (die illustrierten Prudentius-Handschriften. Inaugural-Dissertation etc. Berlin J. S. Preuss. 1895). Er verfolgt die Bildung der Typen in den Illustrationen der Prudentius-Handschriften, damit eine ebenso interessante als wichtige Förderung der Untersuchungen über mittelalterliche Illustrationskunde anbahnend. Auch die gegebenen Illustrationen sind sehr gut ausgeführt.

Zur Unterhaltungslektüre eignen sich diese Werke keineswegs, ebensowenig wie die Quellenschriften, die Carl Frey zur altflorentiner Kunstgeschichte veröffentlicht; um so mehr werden sie dem Forscher

---

8) Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Lüdenscheid 1895/96. Lüdenscheid 1896. Druck von Tilgenkamp & Ruhl. 9) 36. Jahresbericht über die Prager Handelsakademie. Prag 1892. Druck von A. Haase.

willkommen sein. Der Abdruck des Codice Magliabecchiano (Berlin, G. Grote, 1892) und des Libro di Antonico Bielli (Berlin, G. Grote, 1892) kommt sicher manchen Wünschen entgegen.

ANGELO LUPATELLI hat dagegen sichtlich nicht grade die Fachgelehrten ins Auge gefasst, als er den Vortrag veröffentlichte, den er vor Herren und Damen gehalten hat, über „La chiesa di S. Francesco e gli affreschi del secolo XIV nella capella Paradisi, il dipinto ad olio del Piazza nella parete della sagrestia di S. Martino in Terni“ (Terni, M. Cecarelli 1892). Neues bietet der Verfasser nicht. Schon öfter wurde der Cyclus von Wandgemälden besprochen, der, datiert 1354 (nach Gsell-Fels: 1355), in der Kirche S. Francesco zu Terni sich findet, darstellend das Fegefeuer, das Paradies und die Hölle. Offenkundig ist die Abhängigkeit des Malers von den Schilderungen Dantes. Weniger bekannt ist das jüngste Gericht, das der Kapuziner Cosimo (sein Taufname war Paolo) Piazza (geb. zu Castelfranco 1557, gest. 1621) in Öl an die Wand der Kirche S. Martino in Terni malte. Ob diese Arbeit eines Schülers des jüngeren Palma wirklich Beachtung verdient, ist aus dem Vortrag Lupatellis nicht recht zu erkennen.

Von dauerndem Werte sind die von AUGUST SCHMARSOW veröffentlichten Masaccio-Studien (Kassel, Th. G. Fischer 1895. 1896). In der ersten Lieferung werden die Malereien des Masolino da Panicale an der Decke der Collegiata und im Baptisterium zu Castiglione d'Olona besprochen, auch die Frage nach den Künstlern, die die Wandmalereien in der Collegiata ausgeführt haben, angeregt und ihre Beantwortung vorbereitet. Die zweite Lieferung beschäftigt sich ausschliesslich mit der kritischen Würdigung der Meisterwerke von Masaccio.

Ein sehr dankbares Thema hat ERNST ZIMMERMANN bearbeitet: die Landschaft in der venezianischen Malerei bis zum Tode Tizians (BKG. Neue Folge XX. — Leipzig E. A. Seemann 1893). Dies Buch zu lesen wird jedem von Nutzen sein und Vergnügen bereiten, selbst wenn er nicht zur Zunft der Kunstgelehrten gehört. Die vorliegende Arbeit genügt allen Ansprüchen des Fachmannes, ist aber zugleich gut und ansprechend geschrieben.

Die französische Kunstgeschichte mag in den Jahren, über die wir zu berichten haben, eine Menge wichtiger und ausgezeichneter Publikationen aufzuweisen haben, doch sind sie dem Referenten nicht zur Kenntnis gelangt.

Endlich sei noch auf eine spanische Kunstgeschichte aufmerksam gemacht. Von der Historia del Arte des D. FRANCISCO DE P. VALLADAR ist der Abschnitt: Escultura, Pintura 1896 zu Barcelona bei Antonio J. Bartinos erschienen. Der erste Teil des Werkes, der die Protohistoria und Arquitectura behandelt, ist mir nicht bekannt. In den Kapiteln, die der älteren Kunst gewidmet sind, bringt der Verfasser nichts gerade Neues, und das ist ja zu ertragen, da wir durch viele Veröffentlichungen im allgemeinen über die Geschichte der Plastik und Malerei in Spanien und zumal in den anderen Kulturländern unterrichtet sind. Dagegen durfte man erwarten über die neuere Kunst Spaniens etwas Zuverlässiges zu erfahren. Aber da lässt uns dieses Werk gerade so im Stiche, wie die

Darstellung der spanischen Kunst, die K. JUSTI für das Reisehandbuch des Bädeckerschen Verlages geschrieben hat.

Einem von vielen Kunstfreunden längst gehegten Wunsche entsprechen die Herausgeber des reich und gut illustrierten Buches „Le Muséo national de Versailles", PIERRE DE NOLHAC und ANDRÉ PERATÉ[1]). Der Beschreibung der Sammlung ist eine Geschichte des Schlosses von Versailles, seines Baues, seiner Ausschmückung vorausgeschickt. Dann werden die historischen Sammlungen selbst besprochen und vor allem die bedeutendsten Porträts historischer Persönlichkeiten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart geschildert. Die Abbildungen führen uns die interessantesten dieser Gemälde in sehr guten Lichtdrucken vor.

Die Frage über das Schönheitsideal bei den französischen Dichtern ist von zwei Autoren behandelt worden. JEAN LOUBIER bespricht in einer Dissertation der Univers. Halle das Ideal der männlichen Schönheit bei den altfranzösischen Dichtern[2]), während OSKAR VOIGT sein Thema noch mehr einschränkt und ‚das Ideal der Schönheit und Hässlichkeit in den altfranzösischen Chansons de geste‘[3]) zu schildern beabsichtigt. Beide Arbeiten liefern verdienstvolle Beiträge zur Sittengeschichte des mittelalterlichen Frankreichs.

„Die Realien in dem altfranzösischen Epos" ‚Raoul de Cambrai‘ hat WILH. KALBFLEISCH in seiner Dissertation[4]) zusammengestellt, wie CARL AUGUST HINSTORFF „Kulturgeschichtliches im ‚Roman de l'Escoufle‘ und im ‚Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole‘, ein Beitrag zur Erklärung der beiden Romane"[5]) gleichfalls gesammelt hat, was in diesen Gedichten für die Sittengeschichte Wert hat. Solche Arbeiten sind gewiss Jedem willkommen; sie liefern die Grundlage, auf denen einmal eine solide Sittengeschichte des Mittelalters aufgebaut werden kann.

Dasselbe gilt von MEYERS Abhandlung über die ‚Jugenderziehung im Mittelalter, dargestellt nach den altfranzösischen Artus- und Abenteuerromanen‘[6]).

Dagegen bietet das von Fritz Haberland verfasste Programm Krieg im Frieden III., Ritter und Turniere im heutigen Deutsch. Eine sprachlich-kulturgeschichtliche Skizze[7]) eher etwas für den Sprachforscher, doch so gut wie gar nichts für den Kulturhistoriker. Der Aufsatz ist flott und zum Teil sogar geistreich geschrieben und bietet eine anregende Lektüre.

Auch was H. MÜLLER unter dem Titel „Fürstliche Heiraten und Frauen im Mittelalter"[8]) veröffentlicht hat kann kaum auf den Namen einer wissenschaftlichen Leistung Anspruch erheben, ja selbst

1) Paris, Ad. Braun et Cie., 1896. 2) Halle. C. A. Kämmerer u. Co., 1890. 3) Marburg 1891, Joh. Hamel. 4) Giessen 1897, Curt von München. 5) Darmstadt 1896, G. Otto. 6) Wissensch. Beil. 31. JB. d. städt. R. und des PrG. zu Solingen. — Solingen 1896. B. Boll. 7) 2. Beil. z. JB. des RG. zu Lüdenscheid. — Lüdensch. 1896, Tilgenkamp und Ruhl. 8) Der grosse Einfluss der fürstlichen Heiraten und die Frauen im allgemeinen des Mittelalters; besonders während des „hundertjährigen Krieges" zwischen Frankreich und England. — Durchgesehener und verbess. S.-A. aus der Festschrift des Grossherzogl. Gy. zu Heidelberg etc. — Heidelberg 1897, Theod. Groos.

sein Wert als unterhaltender Journalartikel dürfte nicht besonders hoch anzuschlagen sein. Ob die französische Übertragung des Aufsatzes, die uns zugleich geboten wird, verdienstvoll ist, wird hier nicht zu erörtern sein. Zuerst wird der Krieg um die bretonische Erbfolge, zwischen Johanna von Penthièvre, der Gemahlin des Karl v. Blois, und Johanna v. Hennebont, der Frau des Joh. von Montfort, geschildert (1341—65), dann die Erscheinung der Yolantha von Sizilien, der Schwiegermutter des Königs Karls VII. hervorgehoben. Die Würdigung der Yolantha giebt dem Verf. Gelegenheit auch der schönen Agnes Sorel, der Dame de Beauté, und der Jeanne d'Arc zu gedenken.

Eingehender, ja etwas weitschweifig untersucht JEAN VAN MALDERGHEM in seiner Abhandlung Les fleurs de lis de l'ancienne monarchie française (Bruxelles, Paris 1894, Lambertin, A. Picard) die Frage nach dem Ursprung des Wappenbildes der französischen Könige. Er widerlegt die früheren Erklärungen, weist nach, dass sich dies Wappenbild zwar zuerst auf dem Siegel Philipps vom Elsass, Grafen von Flandern 1161 vorfindet, aber als Bekrönung des königlichen Szepters sich sicher bis auf Karl den Kahlen zurückverfolgen lässt, ja dass sich schon bei Sedulius (5. Jhh.) in dem Gedichte de Rosae Liliique certamine der Vers findet: Regia sed nitidis dominentur lilia sceptris. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die heraldische Lilie nicht, wie Adalbert de Beaumont 1853 behauptet hat, dem Orient entlehnt sei, in der That eine stilisierte Nachbildung der weissen Gartenlilie biete; sie ist das Symbol der königlichen Gewalt und wurde von Ludwig dem Jüngeren eben dieser symbolischen Bedeutung wegen auch als Wappenbild gewählt. Vielleicht noch wichtiger ist desselben Verfassers, JEAN VAN MALDERGHEM, Abhandlung La vérité sur le „Goedendag" (Bruxelles 1895, Alfr. Vromant et Cie.). Er beweist da, dass alle bisherigen Erklärungen falsch sind und dass diese Waffe aus einem Pflugmesser (Sech, Kolter) bestand, welches auf eine lange Stange als Handhabe aufgesteckt wurde. Anknüpfend an diese Untersuchung wirft J.-TH. DE RAADT (Extrait des ASAB. t. X. 3e et 4e liv. 1896) die Frage auf, ob auch Ritter sich dieser gemeinhin als Bauernwaffe oder Fussvolksbewaffnung bezeichneten Hieblanze bedienten. Er bejaht dies und zeigt, dass zahlreiche Rittergeschlechte das Pflugmesser als Helmzier benutzten.

Prag. Alwin Schultz.

b) Musikgeschichte.

1890. Mitteilungen aus Bibliotheken. TADDEO WIEL[1]) veröffentlicht die codici musicali Contariniani der St. Markusbibliothek, von Wichtigkeit für die Geschichte der italienischen Oper des 17. Jahrh. — Aus der Karlsruher Hofbibliothek bietet HUGO EHRENSBERGER[2]) eine sorgfältige Beschreibung und Inhaltsangabe der liturgischen Handschriften. In dem Vorwort erörtert W. BRAMBACH die Wichtigkeit dieser Handschriften für die lateinische Litteratur des MA. — Eine bibliographische Musterleistung ist BOHNS[3]) Verzeichnis der musikalischen Hand-

1) Venezia 1888, 8° XXX. 121. (Anz. in MhMusG., hg. v. Eitner, XX. 1889; GM. Vol. 44). 2) Karlsruhe 1889. 8°. 3) Breslau 1890. 8° XVI 423 S.

schriften des 16. und 17. Jahrh. der Breslauer Stadtbibliothek. — KOLLER[4]) giebt eine Beschreibung von vier Codices aus dem Archive des Benedictinerstiftes St. Paul im Lavantthal in Kärnten, in denen u. a. 4 altfranzösische Lieder[5]) mit der Mensuralnotenschrift aus d. 13. Jahrh. enthalten sind. — ROB. EITNER[6]) giebt als Ergänzung zu VAN DER STRAETENS Mitteilungen über Ciprian Rore († 1557 zu Parma) eine Bibliographie der von ihm gedruckten Werke, worin eine grosse Zahl italienischer Madrigale und Canzonen, sowie auch zwei französische Lieder zitiert werden. — Aus demselben Grunde ist hier die Inhaltsangabe einiger Musiksammelwerke des Britischen Museums aus d. J. 1549, 1565, 1566 und 1606 anzuführen, die WM. BARCLAY SQUIRE[7]) giebt.

Mittelalter. Über die Bedeutung der Sequentia, auch über Notkers Sequenzen handelt der erste und namentlich der dritte Abschnitt von HEINR. REIMANNS Arbeit über die Geschichte und Theorie der byzantinischen Musik[8]). — Von hervorragender Wichtigkeit für die lateinische Litteratur des frühen Mittelalters ist die Schrift von M. GEVAERT les origines du chant liturgique de l'Eglise latine[9]). Sie zeigt, dass Papst Gregor d. Gr. mit dem gregorianischen Gesang nichts zu thun hat, dass letzterer erst gegen Ende des 7. Jahrh., wahrscheinlich unter Sergius I. in Rom entstanden sein und dass die Benennung sich nur auf Gregor III. († 741) beziehen kann. Auch wird die Verfasserschaft einiger St. Hilarius von Poitiers und den Päpsten Damasus und St. Gregor zugeschriebener Hymnen als irrtümlich nachgewiesen. — Dass Guido von Arezzo französischer Abstammung sei, sucht der Benediktiner Dom GERMAIN MORIN[10]) auf Grund vieler Angaben in Handschriften französischer und englischer Bibliotheken nachzuweisen. — Für Neumenkunde, Palaeographie und Hymnologie von ganz besonderer Bedeutung ist das Werk Musikalische Palaeographie. Sammlung von Facsimiles der hauptsächlichsten Manuskripte des gregorianischen, ambrosianischen, gallicanischen und mozarabischen Kirchengesanges. Herausg. v. d. BENEDIKTINERN zu SOLESMES (Sarthe)[11]). U. a. enthält die 2. Lief. 34 Seiten eines der besten Sanktgaller Neumencodices des 10. Jahrh. in vorzüglicher phototypischer Wiedergabe. — Ein würdiges Seitenstück zu dem ebenerwähnten Prachtwerke bildet eine englische Publikation The musical notation of the middle ages etc. prepared for the members of the plainsong and mediaeval music society[12]). Die wertvollen Proben enthalten u. a. den Abdruck der wahrscheinlich ältesten gälischen Volksmusik. — Für Philippe de Vitry (1285 (95?) — 1361), den Bischof von Meaux, giebt PETER BOHN[13]) wertvolle Ergänzungen zu den Notizen und Aktenstücken, die in der Ro. VI, X und XI veröffentlicht wurden. — Hieronymus von Mähren, der über die französische Gesangskunst im 13. Jahrh. schrieb,

4) MhMusG. 1890, Nr. 2 u. 3. 5) Text herausgeg. von Kemp SORPr. zu Klagenfurt 1885. 6) MhMusG. 1889, Nr. 3 7) ebenda 1890, Nr. 12. 8) VMusW. V, 322 ff. 9) Gand 1890; deutsch v. A. Riemann, Leipzig 1891. — 10) RAC. Lille 1888; die zugehörigen Aktenstücke in VMusW. 1889, 490. 11) Lief. I, II Fol. Leipzig, B. u. H. 1889; vgl. VMusW. 1889, 589 ff. 12) London und Leipzig 1890; vgl. Anz. VMusW. 1890, 424. 13) MhMusG. 1890, 141.

besonders über Tempus, Verzierungen und Koloraturen, findet eine ausführliche Besprechung in UTTO KORNMÜLLERS Abhandlung über die alten Musiktheoretiker[14]). Dabei werden auch Bernhard von Clairvaux und seine Schule, Johann de Garlandia (wahrscheinlich zwei dieses Namens), Walter Odington und Elias Salomon, Kleriker zu St. Astier, Périgueux kritisiert. — Etymologisches kommt zur Sprache in H. EICHBORNS[15]) Aufsatz über die Bedeutung von Discantus, Fauxbourdon und Treble. Letzterer Ausdruck, der in den Annalen des hl. Ludwig eine Rolle spielt und von den Musikhistorikern bisher falsch gedeutet wurde (vgl. Ambros, Musikgesch. II 339) findet auch bei Eichborn (dessen Arbeit aber viele treffliche Erläuterungen über Instrumente wie estive, buisine, saquebute enthält) keine richtige Erklärung. Diese giebt erst MICHEL BRENET in seiner Arbeit[16]) Y eut-il, au moyen-âge, un instrument de musique appelé ‚treble'? Sie verneint die Frage. *Treble* (< triplum) ist die Bezeichnung der 3. Stimme, d. h. der 2. über der als tenor bezeichneten tiefliegenden Melodiestimme. Die Arbeit ist auch von litterarhistorischem Interesse, weil sie eine scharfsinnige Kritik der einschlägigen Quellen (Carpentier, Guillaume de Naugis, Joinville, Gaces de la Buigne) und genaue Besprechung der in der franz. Litt. des MA. erwähnten Musikinstrumente enthält. — Derselbe Verfasser giebt eine Liste des artistes mentionnés dans les états de la maison du roi et des maisons des princes, du 13. siècle à l'an 1300,[17]) die für die Identifizierung von Personen aus d. 13. Jahrh. nicht zu unterschätzen ist. — Von kulturgeschichtlichem Wert ist DESSELBEN VERFASSERS Skizze über „la chapelle pontificale avant Palestrina d'après de nouveaux documents"[18]). Sie behandelt nach Habels Mitteilungen aus d. päpstlichen Kapellarchiven (1886 und 1888) die Beziehungen der nordfranzösischen bez. flandrischen Musiker zum Hofe von Avignon und Rom; u. a. werden auch Philippe de Vitry und Guillaume Machaut besprochen.

Übergangszeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Humanisten ist die von P. BOHN besorgte Ausgabe von Glareans Dodecachordon[19]), ferner über denselben Gelehrten die Schrift von FRITZSCHE, Glarean, sein Leben und seine Werke[20]). — Zur Texterklärung Rabelais' steuert bei J. B. WECKERLIN in dem Aufsatz Les musiciens cités par R.[21]). Im Anschluss an die in einem früheren Buch (Musiciana 1877) gegebene Liste der bei R. erwähnten Musiker, deren Namen öfters stark entstellt sind, sucht W. festzustellen, welche wirklich historischen Musiker R. persönlich gekannt hat. Bei dieser Feststellung werden auch viele Chansons populaires des 15. u. 16. Jahrh. erwähnt. Sechsundfünfzig der im Prolog zum 4. B. des Pantagruel genannten Personen werden identifiziert, unerwähnt lässt W. die beiden Namen Seguin und Loyset, zu berichtigen sind seine Angaben über Berean, bez. Berchem. — Das Material zu dieser Berichtigung liefert ROB. EITNERS Aufsatz über

---

14) KMJb. 1889. **15**) MhMusG. 1889, 1890. **16**) AHL., Paris 1890 Nr. 1; vgl. Anz. in MhMusG. 1890, 58. **17**) ebenda 1890, Nr. 10. **18**) Ménestrel, Paris 1889, 10–15. **19**) Public. d. Gesellsch. f. Musikforschung XVI, XVII 1888/89; Anz. v. Spitta VMusW. 1889, 591 ff. **20**) Frauenfeld 1890. **21**) Nouveau (!) Musiciana. Extraits d'ouvrages rares ou bizarres etc. Paris 1890.

Jachet da Mantua und Jachet Berchem[22]), die bisher für ein und dieselbe Person gehalten wurden. Es sind zwei verschiedene Komponisten. Der bei Rabelais erwähnte letztere hat eine Anzahl französischer und italienischer Madrigale, sowie Stanzen aus Ariostos Orlando furioso in Musik gesetzt. Auch der erstere war ein Franzose, Jacobus Collebaudi aus Vitré, Diöc. Rennes[23]). — Über die musikalische Seite des bürgerlichen Lebens in Nordfrankreich (Evreux) im 16. Jahrh. giebt SCHLETTERER[24]), der Verfasser mehrerer wertvoller Schriften zur Geschichte der französ. Musik, einen Beitrag in der Abhandlung „Musikalische Wettstreite und Musikfeste im 16. Jahrh.“ Sie gründet sich auf ein seltenes Buch betitelt „Puy de Musique érigé à Evreux, en l'honneur de Madame Sainte Cécile, publié d'après un manuscrit du XVIe siècle par M. M. Bonnin et Chassant. Evreux 1837. —

Neuzeit. ***1. Theater.*** Über die Geschichte der ältesten italienischen Oper schreibt in wissenschaftlicher Weise EMIL VOGEL in seiner Arbeit über Marco da Gagliano[25]), der den Beinamen Zanobi nur durch ein Missverständnis von Fétis erhalten hat. Der Wert der Abhandlung wird durch zahlreiche zum ersten Male veröffentlichte Dokumente und Briefe, sowie durch reiche Quellenangaben bedeutend erhöht. — Auch das Buch von RICCI, I teatri di Bologna nei secoli XVII e XVIII[26]) wird als wichtiger Beitrag zur Geschichte des italienischen Theaters und der Oper gelobt. — Über Voltaire als Operntextdichter, Musikfreund und Parteigenosse Rameaus bringt Hugues Imbert[27]) im Anschluss an Voltaires Briefe an Thiriet, Berger u. a. mancherlei Neues. In seinem Zusammenarbeiten mit Rameau zeigt sich V. jeder vernünftigen Neuerung zugänglich, er bewundert in ihm das Streben nach wahrem Ausdruck und begünstigt seine Bemühungen um eine französische Nationaloper. In dem Streit zwischen Gluck und der italienischen Oper stellt sich V. auf Seite des ersteren. — Über die Geschichte der ersten Theatervorstellung im Hôtel de Bourgogne, die Vertreibung der Comédiens-Italiens 1697, die Bühnenausstattung zur Zeit Ludwigs XIV., das Theater in der Revolutionszeit finden sich interessante Angaben in den Aufsätzen von A. POUGIN, le théâtre à l'exposition universelle[28]). — Das letzterwähnte Thema behandeln auch ED. GRÉGOIR[29]) „la musique et les théatres au temps de la Terreur à Paris“ und ERNEST THOMAS[30]) „la question de l'opéra il y a cent ans.“ — Angaben über die Hof- und Hausmusik Ludwigs XIV. in d. J. 1661 bis 1665 giebt WASIELEWSKI[31]). — Der bunte Inhalt des unter Nr. 21 erwähnten Buches giebt manche interessante kleine Beiträge zur Theatergeschichte, so über Lullys Beziehungen zu Lafontaine, über die auf Lully bez. Quinault gemünzten Verse aus Boileaus 9. Satire, über Destouches, J. J. Rousseau, Marmontel, La Harpe;

---

22) MhMusG. 1889, 8. 23) ebenda 1891, 33. 24) ebenda 1890, Nr. 10 u. 11. 25) VMusW. 1889, S. 396; S.A. Leipzig 1890. 26) Bologna 1888, Anz. VMusW. 1890. 27) Le guide mus. (Rameau et Voltaire) 1889, 50—52, 1890, 1—3. 28) Mé. 1889, 43ff. 1890 3ff. 29) GuM. 1890, 228. 30) ebenda 1890, 308ff. 31) MhMusG. 1889, Nr. 8.

ausserdem enthält es eine „Chansón de la guiterre" a. d. J. 1579, einen Brief Rousseaus über Voltaires „Princesse de Navarre", Bemerkungen zur Geschichte der Marseillaise, des Wortes „Sonade" „le Lied" etc. — Ein zusammenfassendes Werk über die Geschichte der komischen Oper in Frankreich haben A. SOUBIES und CH. MALHERBE begonnen u. d. T. „Histoire de la Seconde Salle Favart"[32]. In der ausführlich angelegten Einleitung wird die Gesamtentwicklung des komischen Dramas dargelegt, über die beide Verfasser schon in einer früheren Arbeit „Précis de l'histoire de l'Opéra comique" sich verbreitet hatten. Die Anfänge der modernen komischen Oper liegen in der Zeit von 1762—83; die Teilnahme Rousseaus, Sedaines, Anseaumes u. Marmontels an dem Krieg der „bouffons" berühren die Litteraturgeschichte aufs engste. Im J. 1783 wurde die kom. Oper in die erste „Salle Favart" verlegt. Darüber handelt ein im nächstjährigen Bericht zu erwähnendes Werk von A. POUGIN. Der Hauptteil der vorliegenden Arbeit beginnt mit d. J. 1840 und reicht vorläufig bis 1856, dem Todesjahre Adams. Die engen Beziehungen zwischen der musikalischen Kunst und der Litteratur dieser Zeit, die zeitgenössische Kritik, die häufig von hervorragenden Schriftstellern wie Théophile Gautier ausgeübt wurde, die häufigen und für den Zeitgeschmack so charakteristischen Umarbeitungen älterer dramatischer Texte u. vieles andere werden mit grosser Sachkenntnis und Genauigkeit besprochen. — Das Werk von JACQUES ISNARDON, Histoire du théâtre de la Monnaie" in Brüssel ist dem Berichterstatter nicht zugänglich gewesen.

2. Sonstige Litteratur. — Nicht mehr in den hier zu besprechenden Zeitraum gehören zwei musikgeschichtliche Werke, deren Titel aber doch wegen ihrer grossen Wichtigkeit erwähnt werden mögen. Es sind TIERSOT, Histoire de la chanson populaire en France[34]) und NIECKS, Chopin[35]), letzteres eine Musterbiographie, von Wichtigkeit wegen der langjährigen intimen Beziehungen des Komponisten zu George Sand. — Des bewussten Plagiats beschuldigt HUGUES IMBERT[36]) den merkwürdigen Psychologen und Kunsthistoriker Stendhal (H. Beyle). Indem er dessen Werke über Musiker einer genauen Prüfung unterzieht, soweit sie von Ste Beuve, Mérimée und P. Bourget in ihren Essais nur flüchtig berührt waren, beweist Imbert, dass die „Vie de Haydn" eine einfache Umarbeitung der Briefe von Carparni ist, ohne dass letzterer erwähnt wird; die Bemerkungen in den Ausg. v. 1814 u. 1817 erschweren das Vergehen. Auch die „Vie de Mozart" ist eine Verarbeitung zweier Schriften von Schlichtegroll und Cramer, von denen ersterer freilich im Vorwort erwähnt wird, aber so, dass man den Namen allgemein für ein Pseudonym von Stendhal hielt, ohne dass dieser jemals widersprochen hatte. Ob die „Vie de Metastasio" einen ähnlichen Ursprung hat, lässt sich nicht beweisen; indess lassen hier wie in der „Vie de Rossini" die vielen dilettantenhaften Äusserungen, die zahlreichen „puérilités et légèretés" darauf schliessen, dass beide Bücher eigene Werke des Verfassers sind. Wie in der bildenden Kunst,

---

32) Mé. 1889, 90 (etwa 60 Nummern). 33) Bruxelles 1890. 34) Paris 1889. 35) London 1889, deutsch v. Langhans 1890. 36) GuM. 1890, Nr. 19—23.

so huldigt er auch in der Musik mehr den Werken des Niedergangs, als denen der grossen Meister. — In geistvoller Weise beurteilt MICHEL BRENET[37]) das Verhältnis einer Anzahl der neueren bedeutenden Schriftsteller zur Musik. Es handelt sich namentlich um V. Hugo, Lamartine, A. de Musset, Th. Gautier, Baudelaire, Grandmougin, Cat. Mendès, Lemoyne, V. de Laprade und Sully Prudhomme; einige derselben sind auch als Musikkritiker thätig gewesen, zum Teil als Anhänger und Vorkämpfer R. Wagners.

1891—94*). Bibliographisches. Im 8. Teil des vorzüglichen Werkes von Heinemann, die Handschriften der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel hat EMIL VOGEL[1]) die Handschriften nebst den älteren Druckwerken der Musikabteilung der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel beschrieben. Verschiedene derselben haben auch für den romanischen Philologen Interesse. — Die Paléographie musicale[2]) der BENEDIKTINER ZU SOLESMES ist um den 2. Bd. bereichert worden. — Der eifrige Musikforscher ROBERT EITNER[3]) beschreibt die Druckwerke P. Marin Mersennes (1588—1648) über Musik. Sie sind nicht nur für die Geschichte der Musikinstrumente von Bedeutung, sondern der 2. Bd. der Harmonie universelle (Ausg. v. 1636) enthält interessante Kapitel über *„la Rhythmique, la Prosodie et la Metrique Françoise“*, sowie längere Abhandlungen über Stimme, Sprache, Laute etc., die für die Geschichte der Phonetik nicht ohne Wert sind. — Ferner giebt EITNER eine vergleichende Liste der in dem bekannten Sammelwerke von Pierre Phalèse (Löwen 1560, 1570, 1597 u. a.) veröffentlichten Chansons[4]). — Als sehr tüchtige und brauchbare Arbeit desselben Gelehrten kann hier nicht unerwähnt bleiben EITNERs Quellen und Hilfswerke beim Studium der Musikgeschichte[5]). Auf zwei seltene Bücher, die italienische und französische Madrigale und Canzonen mit Musik von Marcantonio di Bologna (1523) und Vuillaert (1540) enthalten, macht aufmerksam C. LOZZI, Scoperta di antichi cimeli musicali a stampa[6]). — Dem Inhalt nach sehr wichtig, wenn auch nach einer Besprechung im KMJb. 1891 die Anordnung und Übersichtlichkeit sehr viel zu wünschen

37) ebenda 1889 Nr. 24.

*) Infolge der bekannten Unterbrechung in der Weiterführung des Romanischen Jahresberichts waren die Vorarbeiten zu diesem Bericht nicht fortgesetzt worden und konnten erst in den letzten Monaten vom Referenten wieder aufgenommen werden. Er musste sich daher darauf beschränken, eine möglichst sorgfältige Zusammenstellung aller derjenigen Schriften zu liefern, die in dem Zeitraum von 1891—94 auf musikgeschichtlichem Gebiete erschienen sind und zu der romanischen Litteratur oder Philologie in Beziehung stehen. Eine Beurteilung der Schriften war infolge der Unzugänglichkeit so vieler der Werke und Zeitschriften, sowie infolge der Kürze der Zeit nur bei einem Teil der Arbeiten möglich. Auch werden trotz des eifrigen Nachforschens nicht wenige Schriften dem Referenten entgangen sein. Wenn in Zukunft der jedesmalige Bericht sich auf das laufende bezw. vorhergehende Jahr beschränkt und für eine eingehende Würdigung der Arbeiten mehr Raum zur Verfügung steht, so hofft Ref. diesen Übelständen zum Teil wenigstens abhelfen zu können.

1) Wolfenbüttel 1890. 2) Solesmes u. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1891. 88 S. u. 107 Tafeln. 3) MhMusG. 1891, 60. 4) MhMusG. 1891, 22. 5) Lpzg. 1891. 6) GM. 1891, 34.

lässt, ist Bertolotti, Musica alla corte dei Gonzaga in Mantova dal secolo XV al XVIII. Notizie e documenti raccolti negli Archivi Mantovani[7]). — Von Interesse für die romanische Philologie ist auch eine Mitteilung über die Musikhandschriften der königlichen Bibliothek zu Brüssel[8]), unter denen sich u. a. eine Sammlung von weltlichen und geistlichen Gesängen des 13.—17. Jahrh. (Ms. La Fage II 257—281) in 6 Bänden befindet. — Gelegentlich der Ankündigung der Versteigerung der Biblioteca Borghesiana wurde veröffentlicht: Catalogue des livres composant la bibliothèque de S. E. Don Paolo Borghese Prince de Sulmona sowie Catalogue de la collection de Musique des XVI. et XVII. siècles du Cardinal Scipione Borghese[9]); über beide Kataloge spricht Lozzi, la Musica nella Biblioteca Borghesiana[10]). — Von dem schon im vorigen Jahresbericht erwähnten Werke Gaetano Gasparis Catalogo della biblioteca del Liceo musicale di Bologna[11]) ist der 2. Bd. erschienen. Beide Bände sind für die Geschichte der italienischen Musik, namentlich der Oper von hervorragender Wichtigkeit, wenn auch die Anordnung des reichhaltigen Materials zu wünschen lässt. Es mag schon hier erwähnt werden, dass unterdess auch der von Torchi herausgegebene 3. Bd. erschienen ist. — Unter Benutzung von 413 sehr wertvollen Textbüchern veröffentlichte Taddeo Wiel seinen Catalogo delle Opere in Musica rappresentate nel secolo XVIII in Venezia (1701—50[12]). Nach der Kritik von Fr. Chrysander[13]) verdient das wertvolle Quellenwerk die wärmste Empfehlung." — Von ebenso grosser Wichtigkeit ist Dr. E. Vogels Bibliographie der gedruckten weltlichen Vokalmusik Italiens aus den Jahren 1500—1700. Enthaltend die Litteratur der Frottole, Madrigale, Canzonetten, Arien, Opern etc. 2 Bde. in deutschem und italienischem Texte[14]). — Auch für den Romanisten wird wahrscheinlich Ausbeute enthalten sein in dem Catalogue of the Music in the Fitzwilliam Museum, Cambridge, by J. A. Fuller-Maitland M. A. F. S. A. and A. H. Mann, Mus. D. Oxon[15]). — Erwähnt werden möge auch C. Stiehls Katalog der Musiksammlung auf der Stadtbibliothek zu Lübeck[16]), der von R. Eitner günstig besprochen wird[17]). — Von besonderer Wichtigkeit für die Musikgeschichte namentlich des 18. Jahrhunderts ist der Katalog der Musikbibliothek zu Mailand, der enthalten ist in Eng. de Guarinonis Annuario del R. Conservatorio di Musica di Milano. Anno scolastico 1889/93[18]). Für die lateinische Litteratur des MA. ist von Interesse die Veröffentlichung der „English Plainsong and Mediaeval Music Society"[19]) zu London, die ein Verzeichnis der musikalischen und litterarischen lateinischen Handschriften des Mittelalters in den Bibliotheken Gross-

7) Milano 1891. 8) MhMusG. 1892, 32. 9) Rome 1892, Vincenzo Menozzi libraire. 10) GM. 1892. 11) Bologna 1892. Besprechungen über den 1. Bd. von Vogel, VMusW. 1891, über den 2. Bd. MhMusG. 1892. 134, über den 3. Bd. MhMusG. 1894, 84. 12) Venezia 1892. 13) VMusW. 1894. 111. 14) XVII, 530 u. 590 Seiten, gr. 8°, Berlin 1892. Sehr lobende Besprechung des Werkes in MhMusG. 1893, 14. 15) London Clay u. Sons, Cambridge University Press Warehouse 1893. Anz. in MhMusG. 1893, 59. 16) Lübeck, Borchers 1893. 17) MhMusG. 1893, 118. 18) 4 Jahrgänge. Milano 1889—93. 19) Vgl. MS. 1893, 17.

britanniens und Irlands giebt. — Der bekannte belgische Musikforscher E. VAN DER STRAETEN veröffentlichte eine Schrift „Nos périodiques musicaux“[20]) die eine Besprechung aller früher und heute erschienenen belgischen Musikzeitungen enthält und so eine wertvolle Ergänzung von FREYSTÄTTER, die musikalischen Zeitschriften seit ihrer Entstehung bis zur Gegenwart, bringt.

Mittelalter. Der Aufsatz von DR. H. EICHBORN über die antiken Musiker in der Gesellschaft[21]) behandelt auch das Ende der römischen Zeit und ist daher auch für den Romanisten nicht ohne Interesse. — BERNH. R. KRAUSEs Studie zur altchristlichen Vokalmusik in der griechischen und lateinischen Kirche und ihr Zusammenhang mit der altgriechischen Musik[22]) wäre hier zu erwähnen. — P. DREVES behandelt in seiner hymnologischen Studie über „Aurelius Ambrosius, den Vater des Kirchengesanges“[23]) auch die Texte der Hymnen und hält von den 41 nur 18 für nachweislich echt. — Die Nachforschungen über den Ursprung des gregorianischen Gesanges haben auch im Laufe des hier in Betracht kommenden Zeitraumes verschiedene Arbeiten hervorgerufen, die innerhalb der katholischen Kirche zu Streitigkeiten über liturgische Dinge geführt haben, bei denen die deutschen und französischen geistlichen Gelehrten auf verschiedenen Standpunkten stehen. Da hier nur die wissenschaftliche Behandlung der Frage in Betracht kommt, so sei zunächst konstatiert, dass die Entgegnung des P. AMBR. KIENLE[24]) auf Gevaerts im vorigen Jahresbericht erwähnte einschlägige Abhandlung, des letzteren negativen Teil keineswegs entkräftigt. Gevaerts Abhandlung ist unterdessen auch von A. RIEMANN ins Deutsche übersetzt[25]); ebenso die Erwiderung des P. G. MORIN[26]). Übersichtliche Auskunft über den Stand der Frage, die Arbeiten der verschiedenen Gelehrten etc. giebt DR. A. EBNERs Gregor der Grosse und das römische Antiphonar[27]) ferner auch L. KUHN, über Wesen und Bedeutung des gregorianischen Gesanges[28]). Die wichtige im 2. Bd. der oben (Nr. 2) erwähnten Paléographie musicale enthaltene Abhandlung über den Einfluss des tonischen Accents auf die rhythmische und melodische Struktur der gregorianischen Melodie ist von P. BOHN ins Deutsche übersetzt worden. Auch sie hat zu einer Kontroverse zwischen den beteiligten Gelehrten geführt, worüber man die unter demselben Titel erschienene Broschüre[29]) vergleichen möge, die auch vergleichende Tabellen zwischen der Version der Manuskripte und der Regensburger Ausgabe bringt. — Das mit ähnlichen Fragen sich beschäftigende Buch von H. EYMIEN, Etudes et biographies musicales, suivi d'un aperçu sur les origines etc. du plain-chant par E. DESBROSSES ET H. E.[30]) ist dem Referenten ebensowenig zu Gesicht gekommen, wie die Schrift von

---

20) Gand 1893; Kritik von K. Krebs VMusW. 524. 21) MhMusG. 1892, 3. 22) Diss. Leipzig 1892. 23) Nr. 58 der Ergänzungshefte zu StML. Freiburg, Herder. 24) VMusW. 1891, 116. 25) Lpzg. 1891. gr. 8°. 87 S. Vgl. Anz. MhMusG. 1891, 178 und VMusW. 1891, 116. 26) Deutsch von Elsässer. Paderborn 1892. 27) KMJb. XVII. 1892. 28) a. a. O. 29) Freiburg, Herder 1894. Vgl. das Referat v. Dr. Jacobs in M. S. 1894, 74 u. 87 über Bohns Übersetzung. 30) Paris. Savine 1893.

Abbé Chaminade, Fragments de notation aquitaine[31]). — Über das Dies irae und die älteste bekannte Handschrift desselben handelt A. Ebner[32]), ferner auch G. M. Dreves[33]). — Eine Abhandlung von B. Hauréan, les poèmes latins attribués à S. Bernard[34]) ist Ref. nicht zugänglich gewesen. — Über Musikalisches in der Göttlichen Komödie streiten C. Arner la musicalita nel divino poema sowie A. Bonaventura, L. A. Villanis und Untersteiner[35]). — In seiner Abhandlung über Ursprung und Entwicklung der Sage von Perceval und vom Gral spricht Wolfg. Golther[35a]) über die Herkunft der Artussage und den Anteil, welcher den einzelnen französischen Dichtern an deren Entwicklung zukommt. — Bei Gelegenheit der ersten Aufführung von Wagners Tristan und Isolde hat Gast. Paris in der Revue de Paris einen Aufsatz über Tristan et Iseult veröffentlicht, der selbstverständlich von Wichtigkeit ist, dem Ref. aber nur in einem Auszug[35 b]) vorgelegen hat.

Renaissance. Erwähnt seien zunächst einige allgemeine Werke, die sich nicht bloss über diesen Zeitraum erstrecken, aber doch am besten hier ihre Stelle finden. Es erschienen Neubearbeitungen von Ambros, Geschichte der Musik, 2. Bd. v. Heinr. Reimann, 3. Bd. von Kade[36]), von denen Eitner[37]) erstere lobend anerkennt, letztere aber als ausserordentlich flüchtig und fehlerhaft hinstellt. — Auf Lathams the renaissance of Music[38]) sei hier nur aufmerksam gemacht. — Den beiden Franzosen Edm. Neukomm und d'Estrée verdanken wir eine Reihe von Abhandlungen, die u. d. T. Musique de table[39]) mancherlei interessantes Material bringen. Folgende Kapitel kommen für uns in Betracht: En France, au Moyen âge, la Renaissance, le Grand Siècle, la Chanson, Musique financière, les deux premiers Caveaux, pendant la Révolution, le Caveau moderne, Goguettes et Guinguettes, Lyre et Fourchette etc. Neukomm allein bietet zwei Studien, les fastes au château de Gaillon[40]), eine Abhandlung, die einen Einblick in das Kunstleben der Normandie während des Mittelalters und vor allem zur Renaissancezeit gewährt; sowie La musique à la cour de Lorraine[41]), der Versuch einer Geschichte der künstlerischen Bestrebungen in Ostfrankreich, die vor allem für die letzten Jahrhunderte von Wert ist, für das Mittelalter nur einen Überblick gewährt; letztere Abhandlung ist mit d. J. 1894 noch nicht abgeschlossen. — Gediegen wie die sonstigen Untersuchungen desselben Gelehrten ist Mich. Brenets Abhandlung über Jean de Ockeghem, maître de la chapelle des rois Charles VII et Louis XI; étude bio-bibliographique d'après des documents inédits[42]). — Über denselben Künstler, sowie seine Zeitgenossen und Nachfolger handelt in Kürze, ohne Neues vorzubringen, M(aurice) K(ufferath) in einem Aufsatz „Maîtres flamands wallons du XIV. au XVII. siècle[43]). — Einen interessanten Bei-

31) Périgueux, imprim. de la Dordogne: vgl. die Anz. in MS. 1893, 36. 32) MS. 1892, 117. 33) StML. XLII 1892, 512—529. 34) Paris? vgl. Dreves in ZKTh. 1892, 1. 35) GMM. 1894. 35a) BBll. 1891. 35b) GuM. 1894, S 394. 36) 3. verm. u. verb. Aufl., Lpzg. 1891. 37) MhMusG. 1893. 38) London 1891. 39) Mé. 1892, Nr. 2—47. 40) Mé. 1893, Nr. 27—39. 41) Mé. 1894, Nr. 36—52 (noch nicht abgeschlossen). 42) Paris 1892. Einzelabdruck aus d 20. Bd. der MSHP. Vgl. MS. 1893, 81, und MhMusG. 1893, 59. 43) GuM. 1892.



trag zur Kunstgeschichte des 16. Jahrh. liefert E. VAN DER STRAETEN, Charles-Quint Musicien[44]); er verbreitet sich über die künstlerische Erziehung des Prinzen, seine Lieblingsmotette u. s. w. — Worauf sich die Studie von CHILESOTTO, Una canzone celebre nel cinquecento[45]) bezieht, konnte Ref. nicht ermitteln, da die betr. Zeitschrift auf der Königl. Bibliothek zu Berlin nicht vorhanden ist. — Letzteres gilt auch von der Studie von F. X. HABERL, Una Stanza del Petrarca musicata dal du Fay[46]), wozu man zu vergleichen hat die in derselben Zeitschrift enthaltenen weiteren Ausführungen von G. LISIO, Musica e Poesia (osservazioni alla Stanza del Petrarca) und R. GIANI, Note sulla Poesia per musica. Falls eine lobende Besprechung in MhMusG. (1894, 105) sich auf denselben Aufsatz bezieht, handelt es sich um die stanza Vergene bella che de sol vestita[47]). — Hier zu erwähnen ist auch die interessante Ausgabe von Fr. Petrarca's Vergini in der Komposition des Cipriano de Rore (mit Einleitung versehen). von PETER WAGNER[48]). — Über den Geburtsort des ebengenannten Komponisten (ob Mecheln oder Macheln) stellt E. VAN DER STRAETEN neue, durch die herbeigezogenen Beweismittel höchst merkwürdige Nachforschungen an in dem Aufsatz „A la recherche du berceau de Cyprien de Rore[49]).“ — Demselben Forscher verdanken wir eine andere kleine Arbeit, la Date précise de la mort de George de la Hèle maitre de chapelle de Philippe II[50]); — ferner eine Schrift, die vielleicht hierhergehört, Ref. aber nicht zugänglich war, les Billets des rois en Flandre, Xylographie, Musique, Coutumes[51]). — Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des künstlerischen Lebens in den italienischen Hauptstädten im 16. Jahrh. enthält DR. AD. SANDBERGERS Beiträge zur Geschichte der bayrischen Hofkapelle unter Orlando di Lasso[52]); nachdem schon drei Jahre vorher VAN DER STRAETEN Cinq lettres intimes de Roland de Lassus commentées[53]) veröffentlicht hatte, bringt das Jubiläumsjahr 1894 eine Reihe von mehr oder weniger wissenschaftlich gehaltenen Arbeiten über den grossen Künstler, von denen hier nur angeführt seien: DECLÈVE (JULES), Roland de Lassus, sa vie et ses œuvres[54]). — F. X. H(ABERL), Archivalische Excerpte über Orlando di Lasso und seine Nachkommen[55]); — DERS. Das Grabmal des Orlando di Lasso[56]). — F. MANTOVANI, Orlando di Lasso[57]) (im J. 1894 noch nicht abgeschlossen). Dasselbe Jahr zeitigt, abgesehen davon, dass HABERL schon 2 Jahre früher einen wertvollen Beitrag gebracht hatte in die Cardinalscommission 1564 und Palestrinas Missa Papae Marcelli[58]), eine grosse Reihe von Abhandlungen über den zweiten grossen Musiker, dessen 300jähriger Todestag gefeiert wurde, G. Pierluigi da Palestrina. Hier seien erwähnt: ALB. CAMETTI, Cenni biografici di G. P. da

---

44) Gand 1894. Vgl. Anz. GuM. 1894, S. 423. 45) RMIt. 1894. 46) RMIt. 1894. 47) MhMusG. 1894. 48) Lpzg. 1891. Vgl. MhMusG. 1894, 65. 49) GuM. 1894, Nr. 37. 50) GuM. 1891. 51) Gand 1892. 52) In 3 Büchern. 1. Buch. Mit 4 Abbild. Lpzg. 1894 Vgl. Krebs Kritik VMusW. 1894, 225 und MhMusG. 1894. 53) Gand 1891. kl. 8°. 100 S. 54) Mons (und Leipzig) 1894. 55) KMJb. 1893. 56) KMJb. 1892. 57) GM. 1894 (ohne Abschluss). 58) KMJb. 1892.

P.[59]) — Haberl, Synchronistische Tabelle über den Lebensgang und die Werke von G. P. da Palestrina und Orl. di Lasso[60]). — Hierher gehörig sind auch drei Schriften über das Madrigal, die z. T. älteren Datums sind, nämlich: Peter Wagner, Palestrina als weltlicher Komponist[61]); die Dissertation enthält eine eingehende Untersuchung über den Bau und die Gliederung der Madrigale und das Verhältnis des metrischen Accents zum Wortton in P.s Madrigalen, deren Texte teils von Petrarca stammen. Eine weitere Ausführung desselben Themas giebt derselbe Verfasser u. d. T. das Madrigal und Palestrina[62]); er versucht darin auch die Entwicklungsgeschichte des Madrigals im allgemeinen zu geben. Ein wichtiger Beitrag zu der letzteren ist die Arbeit von Nic. d' Arienzo, Un predecessore di Alessandro Scarlatti e lo stile madrigalesco[63]); die Arbeit bezieht sich hauptsächlich auf Carlo Gesualdo Principe di Venosa. — Auf dieselbe Zeit bezieht sich noch Haberls wichtige Arbeit über Giov. Maria Nanino[64]); — Gio Tebaldinis biographische Skizze des Giuseppe Zarlino[65]). — Zum Schluss dieses Abschnittes möge noch ein Werk allgemeinen Inhalts erwähnt werden, das aber der Hauptsache nach sich wahrscheinlich auf diesen Zeitraum bezieht, nämlich: Masutto, della Musica sacra in Italia: nozione, 3 vol.[66]).

Neuzeit. ***1. Italien.*** Auf die Entwicklung des Sologesanges beziehen sich folgende Arbeiten: — Fr. Chrysanders Ludovico Zacconi als Lehrer des Kunstgesanges, eine grundlegende ausführliche Studie [67]). — Haberl, die Ars cantandi von Giac. Carissimi mit Einleitung und bio-bibliographischen Nachträgen [68]). — Luigi Torchi, Studio sulle Canzone ed Arie italiane ad una voca nel secolo XVII[69]). — Hier zu erwähnen ist Bonaventura, Salvator Rosa e la sua satira sopra la Musica[70]) (da uno studio sulla Musica nella Poesia Italiana), sowie N. d' Arienzo, Salvator Rosa musicista e lo stile monodico di camera[71]). — Ob Ed. Birnbaums Studie über Jüdische Musiker am Hofe von Mantua 1542—1628[72]) hierher gehört, muss dahin gestellt bleiben; sie wird in den Besprechungen[73]) teils gerühmt, teils getadelt. Naturgemäss bezieht sich die Arbeit der Musikforscher für diese Periode der italienischen Musik hauptsächlich auf das Theater bez. die Oper. Abgesehen von einer, wie es nicht anders sein kann, wenig befriedigenden allgemeinen Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Oper (mit litterarischen Hinweisen) von Ed. Krause[74]) handelt es sich hauptsächlich um eine beträchtliche Anzahl von teilweise sehr wertvollen Einzelarbeiten. Zuerst zu erwähnen wäre: P. G. Molmenti, I vecchi teatri veneziani[75]); sodann Giov. Tebaldinis Sull' antica Scuola Veneta (Lettura fatta da . . .[76]), eine lesenswerte Abhandlung. Ein interessanter Aufsatz über

59) GM. 1894. 60) KMJb. 1894. Vgl. u. a. MS. 1894, RMIt. 1894. 61) Strassburger Diss. 1890. 62) Separatabdruck aus VMusW., Leipzig 1893. 63) GM. 1892. 64) KMJb. 1891. 65) GM. 1893. 66) Venezia 1891. 67) VMusW. 1894, S. 531; Fortsetzung der im J. 1891 u. 1893 veröffentlichten Studien. 68) KMJb. 1893. 69) RMIt. Turin 1894. Vgl. Anz. in GM. 1894, Nr. 52. 70) GM. 1892. 71) RMIt. 1894. 72) Wien 1893. 73) MS. 1894 u. MhMusG. 1894. 74) Hamburg 1891. 75) GM. 1891. 76) GM. 1893.

die „Momarie" wird geboten von MOLMENTI „Di un' antico forma di rappresentatione teatrale veneziano"[77]), wozu als Ergänzung der Artikel „Una momaria à Constantinopoli 1524"[78]) in derselben Zeitschr. zu betrachten ist. — Der bekannte und hier auch schon genannte Musikforscher L. TORCHI spricht über „l' Acompagnamento degl' instrumenti nei Melodrammi italiani della prima metà del Seicento[79])." — Über ein sich auf die Kunstzustände Italiens zu dieser Zeit beziehendes Werk von P. DE NOLHAC u. ANGELO SOLERTI: „Il viaggio in Italia dà Enrico III re di Francia e le feste a Venezia, Ferrara, Mantova e Torino"[80]) berichtet der oben erwähnte MOLMENTI in seinem Artikel „Un re di Francia in Italia. Feste e spettacoli teatrali"[81]). — Eine günstige Beurteilung durch Lozzi wird der Abhandlung von VALENTINI, I musicisti bresciani ed il Teatro grande"[82]) zu Teil. — Ebenso lobt Prof. Ant. Gianandrea im ASIt.[83]) das wichtige Werk von RADICIOTTI, Teatro, Musica e Musicisti in Sinigaglia. Notizie e Documente[84]). Ein für die Geschichte der Opera buffa wichtiger Beitrag wird geboten von A. P. BROZZI, l' Anfiparnasso di Orazio Vecchi, prima opera buffa italiana. Die Abhandlung giebt u. a. den Text der Oper[85]); zu beachten ist auch der Zusatz von CHILESOTTI[86]). — Einen flüchtigen Überblick über die Vorgeschichte der italienischen Oper gewährt G. CONRADOs I precursori del Peri e del Caccini. Appunti storici sull' opera in musica[87]). — Für die Litteratur Italiens im Anfang des 17. Jahrh. ist von Interesse FIL. MEDAs Studie über Ottavio Rinucini[88]), die auch bibliographische Angaben bringt. — Eine gründliche und gut geschriebene Arbeit von HERM. KRETZSCHMAR bezieht sich auf Monteverdis Incoronazione di Poppea[89]), der schon zwei Jahre früher eine ebensolche Studie über die Venetianische Oper und die Werke Cavallis und Cestis[90]) vorangegangen war. — Eine tüchtige Ergänzung der letztgenannten Arbeit giebt H. GOLDSCHMIDTs Cavalli als dramatischer Komponist[91]). — Über den berühmten Psalmen- und Opernkomponisten Benedetto Marcello handelt der für die Musikforschung so verdiente ROB. EITNER[92]). — Weiter zu erwähnen sind die Arbeiten von VIRGILIO, l' Opera buffa napoletana[93]), — LOZZI, Un italiano musicista cesareo nella prima metà del secolo XVII ora a torto obliato e quasi ignoto[94]), eine Abhandlung, die sich auf Giov. Batt. Buonamente bezieht, dessen in der Breslauer Universitätsbibliothek befindliche Werke nach Bohns Bibliographie[95]) citiert werden. — Umfangreiches noch nicht veröffentlichtes Material zur Geschichte der Oper bringt der schon erwähnte A. P. BROZZI in seinen grösseren Studien „Contributo alla Storia del Teatro. — Il teatro a Milano nel secolo XVII"[96]),

---

77) GM. 1894, Nr. 22. 78) l. c. Nr. 52. 79) RMIt. Torino 1894. 80/81) GM. 1891, S. 77. 82) Brescia 1894, vgl. GM. 1894 u. VMusW. 1894. 83) 4ª dispensa del 1893. 84) Vgl. GM. 1894 Nr. 8. 85) GM. 1893, S. 22. 54, 121. 86) l. c. S. 134. 87) GM. 1891, 125. 88) GM. 1894. 89) VMusW. 1894, 483. 90) l. c. 1892. 91) MhMusG. 1893, 45. 92) l. c. 1891, 189. 93) GM. 1893. 94) l. c. 1891. 95) Berlin 1883. 96) GM. 1891.

sowie Il Regio Ducal teatro di Milano nel secolo XVIII[97]). — Schon bis in das gegenwärtige Jahrhundert reicht A. BERTOLOTTIs Arbeit über Gaetano Pugnani e altri musici alla Corte di Torino nel Secolo XVIII[98]). Durch ausführliche Erwähnung des vielgereisten Viotti wird auch mancherlei Interessantes über das Kunstleben anderer Länder, namentlich Frankreichs u. Englands gebracht. — Zur Erinnerung an den 100. Todestag Goldonis veröffentlichte RICORDI seinen Aufsatz „Il Goldoni e la musica“[99]). — Eine kleine anonyme Studie über Pietro Metastasio e Gasparo Angiolini befindet sich in derselben Zeitschrift[100]). Für die Geschichte des lyrischen Dramas des 18. u. des ersten Drittels des 19. Jahrh. bringt Beiträge RADICIOTTI, Lettere inedite di celebri musici[101]); ferner POMP. MOLMENTI, gli Ambasciatori stranieri nei teatri Veneziani. I teatri Veneziani alla fine della Repubblica[102]). — Ein für die Geschichte der italienischen Musik seit Palestrina ausserordentlich wichtiges Werk, das viele Irrtümer in Fétis beseitigt und neues Material bringt ist LEONIDA BUSIs Il Padre G. B. Martini, musicista-litterato del secolo XVIII. Notizia raccolta da . . . [103]). Einen Auszug daraus giebt F. X. HABERL[104]). — Einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Oper bietet der Aufsatz von G. ROBERTI, Botta e Paisiello[105]). — Das Wirken Jomellis in Stuttgart und die Arbeiten seines Textdichters Verazy finden eine eingehende Würdigung und sorgfältige Darstellung in dem Werke von JOS. SITTARD, zur Geschichte der Musik und des Theaters am Würtembergischen Hofe. Nach Originalquellen. 2. Bd. 1733—93[106]). — Das Buch von CROWEST über Cherubini[107]) ist Ref. nicht zugänglich gewesen. — Von den vielen Aufsätzen, die aus Anlass des Rossini-Jubiläums im J. 1892 veröffentlicht worden sind, sei nur erwähnt Gioach. Rossini ed una Poesia inedita di GIOV. RAIBERTI[108]). — Über Giuseppe Verdis Vita e opere erschien A. G. BARILLIs Buch in 2. Auflage[109]). — Zum Schluss sei ein Aufsatz des verstorbenen Musikhistorikers W. LANGHANS, die musikalischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien[110]), sowie eine Arbeit über Mazzinis Filosofia della Musica von VITO FEDELI[110a]) erwähnt.

2. Frankreich. — Zunächst sei ein allgemein gehaltenes Werk des bekannten Musikforschers LAVOIX FILS, La Musique française[111]) erwähnt. — Auf die Geschichte der Musikinstrumente, besonders der Laute, beziehen sich H. COUTAGNE, Gaspar Duiffoproucard *(Dieffenbrucker)* et les luthiers lyonnais du XVI. siècle[112]); — CHILESOTTI, Liotisti del Cinquecento[113]); — BRENET, le luthiste R. Ballard[113a]). Letzterer Aufsatz ist ein Beitrag

---

97) l. c. 1893/1894. 98) l. c. 1891. 99) l. c. 1893. 100) l. c. 1892. 101) Milano, Ricordi, 1892. 102) GM. 1893. 103) Vol. I Bologna 1891. pr. 8° XXVIII 523 S.; vgl. MhMusG. 1891, 177. 104) KMJb. 1892. 105) GM. 1894. 106) Stuttgart 1891. 8° VIII. 220; vgl. MhMusG. 1892. 107) London 1891. 108) GM. 1892. 109) Genova 1892. 110) NBMZ. 1891. 110a) GM. 1893. 111) Paris 1891. 112) Paris. Fischbacher 1893; vgl. die ausführliche Anzeige MhMusG. 1893, S. 179. 113) Leipzig 1891. Vgl. Anz. MhMusG. 1892, VMusW. 1894, sowie Kritik in RMIt. I, 1894. 113a) GuM. 1893.

zur Kunstgeschichte unter Heinrich IV. Von demselben Verfasser ist ein lesenswerter, allerdings auch akustische Fragen behandelnder Aufsatz über „Guillaume Costeley et son essai de musique enharmonique“[114]). — Über den Verbleib der alten künstlerisch ausgeführten Instrumente handelt E. DE BRICQUEVILLE, les Collectionneurs d'instruments de musique du XVe au XVIIIe siècle[115]), ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte. — Einen kurzen Überblick über die Anfänge der Oper giebt F. STENDARDO, Origini dell' Opera in Francia[116]). — Über Charpentier, den Zeitgenossen Lullys und Mitarbeiter Molières, den Komponisten der Musik zum „Malade imaginaire“ bringt MICHEL BRENET eine wichtige, kritische Abhandlung[117]); die Musik selbst ist in moderner Ausgabe von CAM. SAINT-SAËNS[118]) veröffentlicht worden. — Zwei andere auf Molière bezügliche Studien bringt A. BALUFFE, Molière et Etienne Molénier à Carcassone en 1652[119]) sowie Molière et Guilleragues[120]). — Hierher gehört auch die Abhandlung von ARTHUR POUGIN, une cantatrice de l'Opéra au temps de Lully: Marthe la Rochois[121]), ein Beitrag zur Geschichte des Theaters. — Manche kulturhistorisch interessante Aufschlüsse über das klassische Zeitalter giebt das Werk von RADET, Lully homme d'affaires, propriétaire et musicien[122]). — In seiner Abhandlung über Gluck und Calsabigi[123]) sucht H. WELTI den Anteil festzustellen, der dem Textdichter Calsabigi an der Reform der Oper durch Gluck zukommt und der beträchtlicher ist, als die Gluck-Biographen behaupten. — Die im vorigen Bericht erwähnten Abhandlungen von H. IMBERT über Rameau und Voltaire sowie über H. Beyle (Stendhal) sind in Buchform u. d. T. Symphonie veröffentlicht[124]). — Die französische Musikgeschichte der letzten 100 Jahre behandelt ein Werk von COQUARD, de la Musique en France depuis Rameau[125]). — Die Beziehungen Rameaus zu den Encyclopaedisten behandelt der Aufsatz von RENÉ DE RÉCY, la Critique musicale au siècle dernier[126]). — Der Erforscher des französischen Volksliedes JULIEN TIERSOT giebt einen interessanten Beitrag zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrh. in seiner Abhandlung Cantates françaises au XVIIIe siècle[127]). — Über Rousseau Musicista schreibt G. GABARDI[128]). — Zur Geschichte der französischen Musik und des Theaters in der Revolutionszeit sind folgende Beiträge zu verzeichnen: M. BRENET, les trois opéras de Cora (1782—91)[129]). — TAPPERT, die Marseillaise[130]), — P. D'ESTRÉE, la première parodie de la Marseillaise[131]). — POUGIN, l'Opéra comique pendant la révolution de 1789—1801 d'après des documents inédits[132]). — DERS. les Théâtres il y a cent ans (août 1792)[133]). — Zu einem in der Zeitung Les Débats von GASTON PARIS veröffentlichten Aufsatz über den Aufenthalt des neapolitanischen Musikers

---

114) GuM. 1892 **115)** Mé. 1894. **116)** GM. 1893. **117)** GuM. 1892. **118)** Paris, Durand et fils 1894; vgl. Anz. in GuM. 1894. **119)** Mé. 1893/95. **120)** Mé. 1894. **121)** Mé. 1893. **122)** Paris 1891; Bespr. v. Imbert GuM. 1891. **123)** VMusW. 1891. **124)** Paris 1891. Vgl. GuM. 1891. **125)** Paris 1891. **126)** GuM. 1892. **127)** Mé. 1893. **128)** GM. 1892. **129)** GuM. 1892. **130)** NBMZ. 1892. **131)** Mé. 1891. **132)** Paris 1891. **133)** M. 1891.

Malaspina in Paris im J. 1886 bringt GuM.[134]) einige Ergänzungen. — Weitere Abhandlungen über dieselbe Zeit sind: THOMAS, la Question de l'Opéra il y a cent ans[135]) (vgl. den vorigen Bericht); TIERSOT, les fêtes de la Révolution française[136]), wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte in der Revolutionszeit; — DESSELBEN VERF. auf sorgfältigen Studien beruhende Arbeit über Rouget de Lisle, poète et musicien[137]). — Auch von Interesse ist die Studie über „Napoléon dilettante" von NEUKOMM und D'ESTRÉE[138]). — Text und Melodie eines Couplets auf den Grafen von Artois („Quant le Comte d'Artois viendra Rendre la couronne à Son frère etc.) wird von TH. DISTEL[139]) mitgeteilt. — E. LEGOUVÉ giebt in einem interessanten Aufsatz ‚Béranger musicien'[140]) einen Jugendbrief des Dichters und erläutert an einigen treffenden Beispielen das Verhältnis von Melodie und Text in dessen Gedichten. — Ob die Biographie Chopins von WILLEBY[141]) neue Momente über des Virtuosen Verhältnis zu George Sand bringt, weiss Ref. nicht; nach der umfassenden Arbeit von Niksch ist es jedoch unwahrscheinlich. — Über Berlioz liegen eine ganze Reihe von Büchern bezw. Abhandlungen vor, von denen nur angeführt seien: VAN SANTEN-KOLFF, Pages inédites de la correspondance d'Hector Berlioz[142]); — FRIEDLÄNDER, Brief von Berlioz an Goethe[143]); — HIPPEAU, Berlioz et son temps[144]); — A. JULLIEN, Hector Berlioz[145]). — A. POUGIN giebt weitere Beiträge zur Geschichte der neuen Pariser Oper in seinen Studien „Une famille d'artistes: Les Saint-Aubin[146]); — und „Marie Malibran[147]). — Eine Reihe von grösseren und wichtigen Arbeiten zur Geschichte der Oper in diesem Jahrhundert liefern folgende Abhandlungen: MARTINET, Histoire anecdotique du Conservatoire de Musique et de Déclamation[148]): SOUBIES ET MALHERBE, Histoire de l'Opéra comique 1840—60[149]) — DIESELBEN, Histoire de la seconde Salle Favart 2e partie[150]), (umfasst die Jahre 1860—74), sowie desselben Werkes 3e partie, depuis 1875. Die Lücke, die zwischen den letzteren Arbeiten und dem Buche Pougins über die früheste Geschichte des betr. Theaters vorhanden war, füllt POUGIN selbst aus durch seine neueste Veröffentlichung „la première Salle Favart et l'Opéra comique 1801—38[151]). — Stendhals Vie de Rossini[152]) ist in einer neuen Ausgabe veröffentlicht. — Über einen um das künstlerische Leben von Paris im Anfang des Jahrh. hochverdienten Musiker handelt ein mit einer Anleitung von Saint-Saëns versehenes Buch „Vie d'un compositeur moderne (Louis Niedermeyer) 1802—61[153]). — Über Gounod handeln zwei Schriften, DE BOVET, Charles G., his life and works[154]) und PAGNERRE, Ch. G. sa vie et ses œuvres[155]). — Ein lesenswerter Aufsatz über die Wandlungen des französischen Geschmacks im Drama seit dem vorigen Jahrhundert giebt ROMAIN

---

134) GuM. 1891. **135)** GuM. 1890/81. **136)** Mé. 1893/93. **137)** Mé. 1892. **138)** Mé. 1891. **139)** MhMusG. 1891. **140)** Mé. 1894. **141)** London 1893. **142)** GuM. 1891. **143)** Goethe Jb. XII. 1891. **144)** Paris 1892. **145)** Paris 1893(?) vgl. RMJt. 1894. **146)** Mé. 1890/91. **147)** Mé. 1893. **148)** Mé. 1891. **149)** Paris 1892. **150)** Mé. 1891/93. **151)** Mé. 1894. **152)** Paris 1892. **153)** Paris, Fischbacher 1893. **154)** London 1891. **155)** Paris 1892.

ROLLAND, der französische Geist und das französische Drama[156]). — Über den Wagnerkultus im Gebiete der französischen Zunge sind neben der schon früher erschienenen Schrift von Georges Servières, le wagnérisme en France neuerdings u. a. folgende Arbeiten zu verzeichnen: EVENEPOL, le wagnérisme hors de l'Allemagne (Bruxelles et la Belgique)[157]) A. ERNST, Richard Wagner et le drame contemporain[158]); M. KUFFERATH, Poète ou Musicien[159]); DERSELBE, Tristan et Iseult[160]) (bei dieser Gelegenheit sei noch einmal auf die unter Nr. 35[b] erwähnte Arbeit von Gaston Paris hingewiesen). — Bei der ersten Aufführung einer neuen den Stoff von Manon Lescaut behandelnden Oper von Pucini[161]) bietet FRANCESCO CONTALDI einen lesenswerten Aufsatz Manon Lescaut nell' arte e nella musica[162]). — Über Zola musicien zu schreiben bot sich GASTON PAULIN[163]) eine ebensolche Gelegenheit bei der ersten Aufführung von BRUNEAU's Oper le Rêve (nach Zolas Roman)[164]).

3. Spanien. Eine wichtige Veröffentlichung auf dem Gebiete der spanischen Musik hat das Jahr 1894 gebracht, nämlich das Werk von PHILIPPO PEDRELL, Hispaniae scholae Musica sacra, Opera varia diligenter excerpta, accurate revisa, sedulo concinnata; der 1. Bd. enthält u. a. 11 Gesänge von Christophorus Morales[165]). — Eine kurze historische Skizze über spanische Musik giebt SOUBIES, Musique russe et espagnole[166]). — Über den gegenwärtigen Stand der Kunst schreibt E. GSCHWIND, Musik in Spanien[167]).

4. Volkslied und ***Liederveröffentlichungen.*** Eine ausführliche Inhaltsangabe und Besprechung von TIERSOT's Histoire de la chanson populaire en France (vgl. d. v. Bericht) giebt Osw. Koller[168]). — Über sicilianische Volkslieder handelt LEOP. MASTRIGLI, la Sicilia e il Canto[169]). — Der verheissungsvolle Titel Un' antica canzone popolare, von R. BARBIERA[170]) führt irre; die Aufsätze beziehen sich auf „O du lieber Augustin". — In der interessanten Abhandlung von JOH. BOLTE über 6 Lieder und ihre Weisen[171]) wird auch ein französisches Lied (Les sept sauts: Ton amant, Philis) gebracht. — Über den Übergang von Liedern zu Volksliedern spricht TIERSOT, Mignon et la chanson populaire[172]). — DERSELBE Forscher hat in einer dem Ref. nicht zugänglichen RTP. eine Studie veröffentlicht, worin er versucht „d'établir pour les mélodies de certaines chansons des rapprochements, pour les ramener à quelques types assez nombreux".[173]) — Von Liederveröffentlichungen sind dem Ref. bekannt geworden: ED. MOULLÉ, Cinquante chansons populaires recueillies dans la Haute Normandie et harmonisées[174]), ein wichtiger Beitrag zur

---

156) BBll. 1892. **157)** GuM. 1891 (Anzeige). **158)** Paris 1892. **159)** GuM. 1893. **160)** Paris, Fischbacher 1894. **161)** Vgl. Kritik v. A. Kühn, NZM. 1894. **162)** GM. 1894. **163)** GuM. 1891. **164)** Vgl. d. Besprechungen RDM. 1891, t. 106, von Camille Bellaigues, und NBMZ. 1892 von Sittard u. v. Santen-Kolff. **165)** Barcelona. Pujot & Cie. (für Deutschland zu beziehen durch Breitkopf & Härtel Leipzig; vgl. MhMusG. 1894, GuM. 1894, S. 609. **166)** Vgl. GuM. 1894, S. 1014. **167)** NBMZ. 1894. **168)** MhMusG. 1891. **169)** GM. 1891. **170)** GM. 1891, S. 325, 358, 370. **171)** Public. des Vereins für niederdeutsche Sprachf. 1892. **172)** Mé. 1894. **173)** vgl. GuM. 1894, S. 465. **174)** Vgl. GuM. 1891.

Folklore. — H. RIEMANN, sechs bisher nicht gedruckte dreistimmige Chansons von Gilles Binchois (ca. 1425) mit neuem (deutschem) Text[175]. Die Lieder sind aus dem Cod. Mus. Ms. 3192 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. — G. A. KOELLA, Schweizer Liederbuch, Sammlung der schönsten Volks-, Berg- und Vaterlandslieder der deutschen, französischen und romanischen Schweiz (mit parall. franz. Text)[176]. LIONEL S. BENSON, zwei Chansons (die erste beginnt: *Rejouisser [?] vous, bourgeoises;* die zweite stammt aus dem 5. Buche der Chansons von Tylm. Susato [1544] und ist von Willaert komponiert) in moderner Notenschrift herausgegeben[177]. — Von demselben Herausgeber erschienen 5 alte mehrstimmige Gesänge in moderner Notierung[178]; dieselben enthalten u. a. O. di Lasso: Mon cœur se recommande, Palestrina: Mori quasi il mio core, Ch. Tessier: Au joli bois je m'en vais. — Hier kann auch wohl erwähnt werden, dass die im Auftrage der belgischen Regierung von Breitkopf & Härtel in Leipzig ausgeführte Veröffentlichung sämtlicher Werke Gretrys wieder um einige Bände weiter vorgeschritten ist.

5. Tanz. Die deutsche Ausgabe[179] des unter Nr. 113 genannten Werkes enthält eine grosse Zahl von älteren Tänzen in moderner Notenschrift und ist für die Geschichte des Tanzes nicht ohne Wichtigkeit. — Das Werk von WALLASCHEK, Primitive music. An inquiry into the origin and development of Music, Songs, Instruments, Dances etc.[180] war Ref. nicht zugänglich. Ebenso verhält es sich mit HUGONNET, la musique et la pantomime[181], und UNGARELLI, le vecchie danze italiane ancora in uso nella provincia bolognese[182].

6. Metrik, Rhythmik und Verwandtes. Hierher gehören TEPPE, les principes de tonalité et de rythme[183]. — PRUNLECHNER, rhythmische Studien zur Musik des 15. und 16. Jahrh.[184]. — W. LANGHANS, der Endreim in der Musik, ein Kapitel von der musikalischen Deklamation[185]; eine lesenswerte, auch die französische und italienische Sprache in Betracht ziehende Abhandlung. — TRÜG L. J., die menschliche Stimme (nach Ch. Lunns Philosophy of voice unter Anleitung des Verfassers bearbeitet und ins Deutsche übertragen)[186]. — COMBARIEU, les rapports de la musique et la poésie considérés au point de vue de l'expression[187].

7. Vermischtes. Der ausführliche Bericht von JOS. MANTUANI über die internationale Musik- und Theaterausstellung in Wien[188] bietet für die Geschichte der Oper, des Liedes und Volksliedes viel Interessantes. — In seinen Studien Zur Geschichte der Militärmusik[189] bespricht H. EICHBORN auch die romanischen Musik-

---

175) Wiesbaden 1892; vgl. Koller VMusW. 1892, u. MhMusG. 1892, 149. **176)** Gebr. Hug, Zürich u. Leipzig 1892. gr. 8° 114 S. **177)** London, Laudij & Co.; vgl. Anz. in MhMusG. 1893, 35. **178)** ebendaselbst; vgl. MhMusG. 1894. **179)** Lpzg., B. & H. 1891; vgl. MhMusG. 1891, S. 26. **180)** London, Longmans & Co. 1893. **181)** Paris, Kolb 1893. **182)** RMIt. I. 1894. **183)** Paris, Fischbacher 1891; 8' 72 S. **184)** NZM. 1892. **185)** BBll. 1891, S.-A. Lpzg. 1892. **186)** Düsseldorf 1892. **187)** Paris 1893. **188)** MhMusG. 1892, 190. **189)** MhMusG. 1892, 93.

instrumente. — Über ein im 16. Jahrh. im päpstlichen Staatssekretariat angewandtes System von „Musiknoten als Geheimschrift“ bringt interessante Notizen die Musica Sacra[190]). — Der kurze Artikel von M. K(UFFERATH) „la musique dans la littérature“[191]) erzählt von einer Novelle „A quatre mains“ von Hugues le Roux, der sich darin als krasser Ignorant in der Musik zeigt. — Einen kleinen Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeschichte giebt MOLMENTI, la leggenda d'Ottello[192]). — Zu warnen ist vor dem Buche von E. F. H. BÖHME, Geschichte der Musik in synchronistischen Tabellen unter Berücksichtigung der allgemeinen Welt- und Kulturgeschichte[193]). Trotz des hochtrabenden Titels ist es voll von Unrichtigkeiten und Lücken. — Das Gegenteil gilt von der verbesserten und vermehrten 2. Aufl. von KORNMÜLLER, Lexicon der kirchlichen Tonkunst. I. Teil, Sachliches[194]).

Berlin. B. Röttgers.

Spanische Kirchengeschichte.

1890—94. ***I. Biographien und Biographisches.*** Dem kgl. Begründer der Alleinherrschaft des Katholizismus unter den spanischen Gothen Reccared hat MODESTO HERNANDEZ VILLAESCUSA[1]) eine historisch-kritische Studie, RAMIRO FERNANDEZ VALBUENA[2]) eine skizzierende Würdigung gewidmet. — FIDEL FITA Y COLOMÉ S. J., der wie lauter Scharfsinn aussehende historische Urkundenforscher und fleissigste Mitarbeiter am Boletin der Akademie der Geschichte[3]), behandelte das Verhältnis des Bischofs Gieselbert zu den Provinzialgesetzen Barcelonas[4]). — Bald nach Manuel Duran y Bas[5]) Schrift erörterte BERNAL RIBAS Y QUINTANA[6]) in acht gelehrten, bibliographisch musterhaften Abhandlungen, Namen, Vaterland, Familie, Würden Raymunds de Pennaforte des grossen Kanonisten in Bologna, Maurenmissionars, Dominikanergenerals und Patrons aristotelischer Studien in den Klöstern. — Der Doktor universalis MARCELINO MENÉNDEZ Y PELAYO[7]) hat geistvoll und begeistert für den wundersamen und wunderlichen Seneschal, Minnesänger, Mystiker, Alchemisten, Philosophen, Apologeten, Eremiten und Märtyrer Raimundus Lullus plaidiert. JERONIMO ROSELLO[8]), der *in-*

---

190) MS. 1892. 191) GuM. 1893. 192) GuM. 1894. 193) Lpzg. 1891; vgl. MhMusG. 1891. 194) Regensburg 1891.

1) Recaredo y la unidad católica. Barcelona. 1890. XI. 440 p. 2) Ejemplo de un gran Rey. Estudio sobre la influencia de la conversion de Recaredo en la unidad religiosa, politica y social de Espāna. Badajoz. 1890. 139 p. 3) Estudios históricos. Coleccion de los articulos escritos y publicados en el BAcHMadrid. 1894—97. 7. T. 4) El obispo Guisliberto y los usages de Barcelona BAcH(Madrid).*). T. XVIII. 1891. 5) San Raimundo de Peñafort. B. 1889. 6) Estudios historicos y bibliograficos sobre San Ramón de Penyafort. Memorias leidas en la R. Ac. de Barcelona. 1890. 360 p. 7) Historia de las Ideas estéticas en España. T. I. 1883. p. 357 fg. Estudios de critica literaria. 1884. p. 28 fg. La Ciencia Española. T. I. 1887. p. 255 fg. T. III. 1888. p. 74 fg. 8) Obras rimadas (mit Biographie). Palma 1864. Obras de Ramón Lull. Texto original publicado con notas, variantes, ilustraciones y estudios biograficos. Cuaderno 90. Palma. 1890. *) (Madrid) bleibt der Kürze halber im Folg. weg.

defatigable bibliografo del Lulismo, Verfasser einer noch ungedruckten Biblioteca Luliana, liess seiner Ausgabe der Poesien Lulls die der sämtlichen Werke folgen. Nach A. Helferich[9]), D. F. Weyler y Laviña[10]) hatten José Ramón Luanco[11]) und Francisco de Canalejas[12]) das Andenken des Erfinders der Ars magna erneut. Zu der trefflichen Biografie von E. Littré und B. Hauréau[13]) gab Gabriel Llabres y Quintana[14]) Nachträge aus neuaufgefundenen Quellen. — Fidel Fita y Colomé[15]) bereicherte die Kunde über den Lullismus im XV. Jahrhundert durch Publikation der Briefe des Arnaldo Descos an Pedro Dagni und Fray Bernal Boyl. Den Letztern, einst Caballero arrogante, dann Einsiedler, päpstlicher Legat in Amerika, diplomatischer Vertrauensmann der Reyes Católicos hatte derselbe Gelehrte[16]) im Boletin historico geschildert. Nachträge von ihm[17]) und José Maria Quadrado[18]) erschienen später. — Über Fray Garcia de Padilla Bischof von Bainúa und San Domingo auf Haiti berichtet F. Fita[19]), über Pedro Martir Angleria Jacob Bernays[20]). — Den Theologen, Philologen, Humanisten, Pädagogen, Ästhetiker ruhmvollen Andenkens[21]) Juan Luis Vives charakterisiert M. Menéndez y Pelayo bei der Vertheidigung seiner philosophischen Bedeutung als *el más prodigioso de los artífices del Renacimiento, pensador crítico de primera fuerza, renovador del método antes que Bacon y Descartes, iniciador del pscicologismo escocés, conciliador casi siempre, prudente y mesurado aun en la obra de la reconstrucción que habia emprendido, cologismo dechado de claridad, elegancia y rigor lógico, filósofo en quien predominaron siempre el juicio y el sentido práctico, nunca reñidos en el con la alteza del pensamiento, que, para todos accesible, jamás se abate, sin embargo, con aparente y menguada facilidad al vulgar criterio*[22]). Über den Denker, der nach Campoamor *sembro no las ideas sino las sistemas á granel*

---

9) Raimond Lull und die Anfänge der catalanischen Litteratur. 1858. 10) Raimundo Lullo juzgado por si mismo. M. 1867. 11) Ramón Lull considerado como alquimista. B. 1870. 12) Las doctrinas del doctor iluminado Raimundo Lulio. M. 1872. 13) HLF. T. XXIX. 14) Vida del beato Raymundo Lulio martir y doctor iluminado. BAcH. T. XIX. 1891. 15) BAcH. T. XIX. 1891. 16) Fray Bernal Boyl, o il primer apostol del nuevo mundo. Coleccion de documentos raros o inéditos relativos á este varon ilustre. 1894. 17) Escritos de Fray Bernal Boyl Ermitaño de Monserrate. BAcH. T. XIX. 1891. Fr. B. B. y Cristobal Colon. BAcH. T. XX. 1892. 18) Arnaldo Descos y Fray Bernal Boyl. Ilustraciones biográficas, politicas, literarias. BAcH. T. XX. 1892. 19) Nuevos datos biográficos de Fray Garcias de Padilla, Obispo de Bainúa y de Santo Domingo en la Isla de Haiti. BAcH. T. XX. 1892. 20) Petrus Martyr Anglerius und sein Opus Epistolarum. Strassburg 1891. XVII. 247 p. 21) Vita Joannis Ludovici Vivis a Gregorio Mayansio Generoso Valentino conscripta, vor der Prachtausgabe der Werke Valentia 1782. Riardo Gonzalez Muzkuiz. Vindicacion de Juan Luis Vives. 1839. B., A. J. Namêche, MAcB. T. XV. 1840. 41. Bosch-Kemper. Ludwig Vives als christlicher Philantrop. 1851. W. Francken, L. V. Theologia 1853. H. G. Braam, Dissertatio theologica exhibens, J. L. Vivis Theologiam christianam. 1855. Facundo de los Rios Portilla, L. V. en sus tres libros De prima Philosophia combina las doctrinas de Platon y Aristoteles con las de los Padres de la Iglesia. 1864. 22) La Ciencia Esp. I. p. 12 fg. 224. T. II. p. 10 fg. 145 fg. Hist. de les Ideas estét. en Esp. T. II. 1884. p. 228 fg.

schrieben J. PARMENTIER[23]) und J. KAISER[24]). — Gines de Sepulvedas Democrates gegen Bartolomé de Las Casas Relacion de la decadencia de las Indias, eine Vertheidigung der Sklaverei von antiker Härte, hatte die spanische Akademie nicht in ihre Ausgabe der Werke des Verfassers aufgenommen. Das stilistische Meisterstück edierte M. MENÉNDEZ Y PELAYO[25]) mit spanischer Übersetzung. — Als Historiker der spanischen Haeretiker[26]) stimmt er mit seinem protestantischen Antipoden EDUARD BÖHMER[27]) im Lobe der autobiographischen Memoiren Francisco's de Enzinas überein. Der Anfang derselben fehlte in Ch. Al. Campan's[28]) Ausgabe. Nach einem Manuskript der Vaticana hat Böhmer ihn ediert[29]) und HEDWIG BÖHMER[30]) übersetzte trefflich das ganze Werk. Einen Brief des Enzinas an Juan Diaz veröffentlichte H. NEBELSIEK[31]). — Drei ältere, wertvolle Biographieen Loyolas sind neu herausgegeben, Pedro de Ribadeneiras[32]) schlichte, wahre Vida, wozu CHARLES CLAIR S. J.[33]) in der Weise der alten Bollandisten einen historisch-kritischen Commentar gab. L. MICHEL S. J.[34]) hat die alte französische Übersetzung des aus den Urkunden des Ordensarchivs in Rom geschöpften Werkes von Daniel Bartoli stilistisch corrigirt und geglättet, Lücken ausgefüllt und viele Personalien hinzugefügt. Loyolas Briefe sind durch Antonio Cabré, Miguel Mir, Juan José de la Torré, José Maria Velez[35]) musterhaft ediert. Cristof Genelli hatte sie für seine vorzügliche Biographie handschriftlich benutzen dürfen, so weit sie ihm erreichbar waren. Die formellen, litterarischen, bibliographischen Mängel des selten gewordenen Buches hat V. KOLB S. J.[36]) getilgt. WILLEM VAN NIEUWENHOFF[37]) schöpft vornehmlich aus den Cartas und dem Ordensarchiv, verschmäht aber auch verschönenden, legendarischen Einschlag nicht. Mangel an Kritik führt auch in STEWART ROSES[38]) Buch zu Irrtümern, durch zu grossen Argwohn gegen den spanischen Anti-Luther ist ihnen FELICIAN GESS[39]) ausgesetzt. Wie viel Detail noch kritischer Erledigung harrt, zeigen die von FIDEL FITA gegebenen Proben[40]).

---

23) Jean Louis Vives in E. Dreifus-Brisac RIE. 1893. 24) L. Vives. HJbGG. Bd. XV. 1894. 25) BAcH. T. XXI, 1892. 26) Historia de los heterodoxos Españoles M. 1880—82. 3 V. 27) Bibliotheca Wiffeniana. Spanish Reformers of two centuries from 1520. 1874—83. 3 Vols. 28) Mémoires de Francisco de Enzinas, texte latin inédit avec la traduction française du XVIe siècle en regard 1543—45. B. 1862—63. 2. T. 29) Der Anfang von Francisco de Enzinas Historia de statu Belgico deque Religione Hispanica, in ZKG. Bd. XIII. 1892. 30) Francisco de Enzinas Denkwürdigkeiten vom Zustande der Niederlande und der Religion Spaniens. Bonn. 1893. X. 302 p. 31) ZKG. Bd. XIII, 1892. 32) Vida del bienaventurado Padre Ignacio de Loyola. Tercera Edicion Barcelona. XII. 639. 33) La Vie de Saint Ignace de Loyola. Paris 1891. IV. 459 p. 34) Histoire de Saint Ignace de Loyola d'après les documents originaux. Traduction revue, complétée, annotée et enrichie de documents inédits 2. Vol. 1893. Paris. XV. 424—450 p. 35) Cartas de San Ignacio de Loyola. 1870—89. 6 T. 36) Leben des H. Ignatius von Loyola in neuer Bearbeitung. Wien. 1894. XVI. 404 p. 37) Leven van den H. Ignatius van Loyola. Amsterdam. 1892. 2 D. VIII. 405. 611 p. 38) St. Ignatius Loyola and the early Jesuits. London. 1891. XV. 632 p. 39) Ignatius von Loyola, im HTB. VI Folge. Bd. XII. 1892. 40) Ignacio de Loyola en la corte de los Reyes de Castilla, BAcH. T. XVII. 1890. Alonso de Montalvo y San J. de L. BAcH. T. XVIII. 1890. Testamento

Emilio Castelars mehr als voltairische Misshandlung der Geschichte Loyolas bewährt Campoamors Urteil: *el señor es un disparatado, yo soy quien lo dice y el es lo prueva.* Die verdiente Züchtigung ist exemplarisch ausgefallen [41]. -- Kritische Vorarbeiten, wie sie Fidel Fita [42]) über San Francisco Javier, San Francisco de Borja und San Luis Gonzaga machte, wie sie die Bollandisten Carl de Smedt, Josef de Backer, Franz van Ortroy, Josef van den Gheyn, Hippolyt Delehaye und Albert Poncelet von katholischen Hagiographen fordern, hat A. M. CLARKE [43]) seinem Leben Borjas nicht vorangehen lassen. Es ist nach Ribadeneira, Verjus, Sgambata, Cepari, Cienfuegos gewandt, fesselnd, erbaulich geschrieben. FEDERICO CERVOS [44]) Leben Gonzagas, der den Bettelsack eines Novizen der Fürstenkrone vorzog, hat die Vorgänger Plati, Janning, Maineri, Cepari, Cassani, Pruvot, Narbonne, Nannerini, Fita zur Basis, auch sind die von Jozzi edierten Briefe, sammt allem Urkundlichen benutzt, das aus Anlass des dritten Centenariums zu Tage kam. SCHROEDER S. J. [45]) hatte die älteste gute Vita Cepari's aus den Kanonisationsakten bereichert und in genealogischer und topographischer Hinsicht ergänzt. — Allen Einbildungen über das Lutherthum der Mutter Karls V., die von G. A. Bergenroth in Umlauf gesetzt, von M. Gachard, W. Rösler, W. Maurenbrecher, W. Kampschulte, A. de Circourt, V. de la Fuente, M. A. v. Weinig bestritten waren, hat RODRIGO VILLAS [46]) im Verhältniss zum dürftigen Quellenmaterial etwas zu breite Monographie für immer ein Ende gemacht, wie Max Büdinger der Fabel von Don Carlos Sympathien für die Protestanten, die der fürstliche Bösewicht hasste. Nach Gindelys [47]) Abhandlung Zur Geschichte der Einwirkung Spaniens auf die Papstwahlen und Canovas del Castillos [48]) Rom und Spanien um die Mitte des XVI. Jahrhunderts legte RICARDO DE HINAJOSA [49]) das despotische Verfahren Philipps II. bei der Wahl Pius IV. aktenmässig dar. Über die Beziehungen zwischen dem Atlas der Kirche und Pius IV., V., Gregor XIII., Sixtus V. informieren die Gesandtschaftsberichte des D. Luis de Requesens [50]), die Correspondenz des Monarchen mit den Brüdern Luis de Requesens

---

de D. Martin Garcia, Señor de Oñaz y de Loyola y Hermano mayor de S. J. BAcH. T. XIX. 1891. **41**) San Ignacio segun Castelar. Genialidades por J. M. SJ. Bilbao 1892. 276 p. **42**) San Francisco Javier. Obito de su madre. El doctor Juan de Jaso, Padre de San Fr. J. Nuevos apuntos biográficos y documentos inéditos. El doctor Juan de Jaso, Padre de S. Fr. J. Su Crónica de los Reyes de Navarra. BAcH. T. XXIII. 1893. — San Francisco de Borja. Nuevas fuentes históricas. BAcH. T. XXII. 1893. — San Luis Gonzaga en Zaragoza y Madrid. San L. G. en el Escorial y en Perpiñan. S. L. G. Apuntes literarios y biográficos. BAcH. T. XVIII. 1891. **43**) The Life of St. Francis Borgia and of the Society of Jesus. London 1894. 464 p. **44**) Vida del angelico protector de la juventud San Luis Gonzaga. Madrid. 1892. 340 p. **45**) Vita de San Luigi Gonzaga. Einsiedeln, 1891. XXVIII. 414 p. **46**) La Reina Doña Juana la loca. Madrid, 1892. 578 p. Ausführung des Bosquejo historico de la Reina Doña Juana, formado con los principales monumentos relativos á su persona, 1874. **47**) SBAkWienphhKl. 1861. **48**) RE. T. II, III, 1868. **49**) Felipe II. y el Conclave de 1559 segun los documentos originales muchos inéditos, 1889. **50**) Pio IV. y Felipe II. CLERC. T. XX. Madrid, 1891. XV. 452 p.

Juan de Zuñiga, Diego de Zuñiga und Cardinal Granvella[51]) und die von der Herzogin von BERWICK und ALBA[52]) aus dem, trotz grosser Schädigung durch zwei Brände, noch überreichten Archiv des Hauses Alba publizierten *Documentos que tratan de la corte pontifical.* Gegenüber den Invectiven Motleys, diesem Echo der altniederländischen Libelle gegen den verhassten Domitian, hat MAX BÜDINGER[53]) gewagt Philipp einen feinfühligen, hochbegabten, charaktervollen, scharfblickenden Fürsten zu nennen, der streng darüber wachte, dass die Justiz mit Redlichkeit, Reinheit und Freiheit geübt wurde. Liebenswürdig sogar konnte er gegen Gelehrte und Künstler sein[54]). Beides zeigen zwei an neuer authentischer Kunde reiche Werke JOSÉ FERNANDO MONTAÑAS[55]), obwohl sie besonders die Verbindung des Königs mit den Santos Borromeo, Toribio de Mongobrejo, Francisco de Borja, Orosco aufhellen. — In der Junta für Kunst und Litteratur, an denen Philipp II. mit Verständnis und Liebe Teil nahm, — standen doch in seiner Bibliothek Augustinus, Chrysosthomus, Dante, Petrarka, Froissart, Thukydides, Polybius, Livius, Homer, Iuvenal, Persius, Terenz, Ovid, Horaz, Marc Aurel neben einander — hatte Benito Arias Montano eine gewichtige Stimme. Den *rey de nuestros escriturarios* wie ihn M. Menéndez y Pelayo nennt, den Herausgeber der Biblia Regia, den ersten Bibliothekar des Escorial sieht man in der von MARCOS JIMENEZ DE LA ESPADA[56]) edierten Correspondenz mit Juan de Ovando *agradecido y obsequioso con sus amigos, modesto en sus ambiciones, asiduo y infatigable en el trabajo de su obligacion, que no estorbaban apasionadas aficiones á las artes y ciencias*[57]). Auch über die diplomatische und bibliothekarische Thätigkeit erfährt man Einzelheiten sur Vervollständigung des von Thomas Gonzalez Carjaval[58]), in den Avertimientos de Arias Montano sobre los negocios de Flandes[59]) im Briefwechsel zwischen Montano, dem Sekretär Zayas und dem Könige 1568—1580 Gegebenen[60]). — Zu den Vertrauten des Exegeten und Dichters gehörte der Augustiner Fray Luis de Leon, Professor in Salamanca, der gefeierte Lyriker und Prosaist. Die bisherigen Biographen[61]) waren an Antolin Merinos[62]) unvollständige Ausgabe der Obras gewiesen. Die Originalmanuskripte sollten mit der Bibliothek des Klosters San Augustin 1744

51) CDIHE. T. CII. Madrid, 1892. CNDIHE. y de las Indias. 5 T. Madrid 1892—94. 52) Documentos escogidos del Archivo de la Casa de Alba. Madrid 1891. XXIII. 610 p. 53) Don Carlos' Haft und Tod. Wien 1891 p. 10. 54) Juan Perez de Guzman, Le côté aimable d'un roi. Rivista contemporanea 1876. 55) Nueva luz y juicio verdadero sobre Felipe II. Segunda Edicion adicionada con notas y documentos importantes. Madrid 1890. 550 p. Mas Luz de verdad historica sobre Felipe II el prudente y su reinado con documentos inéditos y descripcion novisima del Escorial. Madrid 1892. XXIV. 660 p. 56) BHcH. XIX. 1891. 57) BAcH. T. XIX. p. 985. 58) Elogio historico de Benito Arias Montano in MAcH. T. VII. 1832. 59) CDIHE. T. XXXVII. 1860. 60) CDIHE. T. XLI. 1862. 61) J. Gonzalez de Tejeda Vida de Fray Luis de Leon 1862. D. A. Arango y Escandon Fr. L. d. L. Ensayo historico 1866. C. A. Wilkens Fr. L. d. L. 1866. — F. H. Reusch L. d. L. und die spanische Inquisition 1873. 62) Obras del M. Fray Luis de Leon de la Orden de San Augustin reconocidas y cotejadas con varios manuscritos, 1804—16. 6 T.

verbrannt sein. Aber es wurden vor einigen Jahren handschriftliche Funde gemacht, die Fray MARCELINO GUTIERREZ[63]) zu einer Arbeit über Leon als Philosophen und die Augustiner, die in ihrer Revue[64]) Inedita des Ordensbruders publiziert hatten, zu einer trefflichen Ausgabe der sämtlichen Werke veranlassten[65]). — Teresa's de Cepeda y Ahumada Manuskripte hatte Philipp II als unschätzbare Reliquien der Escorialbibliothek einverleibt. Mit der Herausgabe betraute er Leon, dem der Übereifer eines Kollegen für die Vulgata sechsjährige Untersuchungshaft im Inquisitionsgefängnis bereitet hatte, und der von der Instanz entbunden war mit der Weisung: *que de aqui adelante mire como y adonde trata cosas y materias de la calidad y peligro que las que deste proceso resultan y tenga en ellas mucha moderacion y prudencia como conviene para que cese todo escandalo y ocasion de errores*[66]). Einen ähnlichen Auftrag empfing Fray Luis von der Lieblingstochter Philipps, der Kaiserin Maria, die eine Biographie Teresa's aus seiner Feder wünschte. Ein Fragment davon steht in der Augustinerrevue[67]). Das dritte Centenarium des Todes der Madre serafica brachte eine Ausgabe ihrer Werke, durch die Vicente de la Fuente[68]) seine früheren Verdienste als Bearbeiter der Schriften Teresa's noch überbot[69]). ISABEL CHEIX MARTINEZ'[70]) gut katholischer Biographie folgte ein iconographisches Prachtwerk. Ein frommer Laie HYE HUYS[71]) bereiste zwei Jahre lang Spanien, dann Frankreich, Österreich und Italien, um auf dreissig Tafeln ein Panorama der Orte, wo die Heilige geweilt, dazu Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten ihres Kreises, Zeichnungen der Reliquien geben zu können. Was Juan Maura[72]) getadelt hatte, trieb die Renanistin GABRIELA CUNNINGHAM GRAHAM[73]) auf die Spitze. Die enthusiastische Verfasserin ist ihrer genialen, emanzipierten, verständigen Heldin per Esel auf Schritt und Schritt in Spanien nachgeritten, um das Milieu von Land und Leuten gründlich kennen zu lernen, in dessen brillanter Schilderung der Reiz und Wert des Buches besteht. Teresa's Mystik behandelt EDOUARD GENONVILLE[74]) die ihres Gewissensrathes neben Bañez[75]) Juan de la Cruz, MARTIN DOMINGUEZ BERRUETA[76]) und JOSÉ JGNACIO

63) Fr. Luis de Leon y la Filosofia Española del Siglo XVI. Madrid 1885. 8°. **64)** El perfecto predicador. Exposicion del Eclesiastes. Obra inédita in La Ciudad de Dios RAgust. T. XI. 1886. **65)** Magistri Luisii Legionensis Agustiniani Divinorum librorum primi apud Salmanticenses interpretis Opera nunc primum ex MSS. ejusdem omnibus Patrum Agustiniensium studio edita. Salmanticae. 1891—93. 4 T. **66)** Proceso instruido contra T. L. d. L. 1571 —76 in CDIHE. T. X. XI. 1847. 48. **67)** Vida de Santa Teresa por Fr. L. d. L. Manoscrito inédito in La Ciudad de Dios T. VI. 1886. **68)** Obras de S. T. d. J. Novisima edicion corregida y aumentada conforme á los originales y á las ultimas revisiones y con notas aclaratorias. 1881. 6 T. **69)** Ribadeneyra, BAE. T. 53, 54, 55 seit 1861. **70)** Historia de S. T. d. J. Madrid 1893. XXI. 660 p. **71)** L'Espagne thérésienne. Ganda 1894. **72)** S. T. d. J. y la critica racionalista. 1883. **73)** Santa Teresa. Being some account of her Life and Times together with some pages of the last great Reform of the Religious Orders. London 1894. 2 Vols. 910 p. **74)** Sainte Thérèse et son mysticisme. Montauban. 1893. 68 p. **75)** S. T. d. J. y Padre Bañez por Paulino Alvarez. 1882. **76)** El Misticismo de San Juan de la Cruz en sus Poesias. Madrid 1894. V. 57 p. CM. Menéndez y Pelayo, La poesia mistica in Estudios de critica literaria 1884.

Valenti[77]). Mit einem andern Berather Teresa's in Sachen des innern Lebens, dem von Leo XIII beatifizierten Juan de Avila, dessen Vida von der Hand des grössten spanischen Kanzelredners Fray Luis de Granada[78]) neu gedruckt wurde, beschäftigen sich Agustin Catalány Latorre[79]) und Jean Baptiste Coudere S. J.[80]); letzterer den Vorgängern Granada, Oddi, Muñoz, Montáña folgend, ohne Inedita zu bieten, wie Luis Jimenez de la Llave[81]). — Lange vor der vom gegenwärtigen Papste mit so eminentem Erfolg inaugurierten Erneuerung des Thomismus hatte K. Werner[82]) sein Werk über den Thomas des XVI. Jahrhunderts geschrieben. Francisco Suarez, von Philipp II. der Universität Coimbra geschenkt, eine der Spanien und Portugal gemeinsamen Glorias, hat sich in 23 Folianten als einen Heros des Scharfsinns in philosophischen Subtilitäten gezeigt, für die er in der Jugend ohne Fähigkeit und Neigung war. Nach Arbeiten über ihn von Guéaux de Reverseau[83]), P. Ramière[84]), Coleridge[85]), Francisco Juan Simonet[86]). Joaquin Maria de los Reyes Garcia[87]) giebt Antonio Garcia Ribeiro de Vasconcellos[88]) portugiesisch aus Urkunden des Universitätsarchivs zu Coimbra neue biographische Daten; über das kürzlich entdeckte Grab hat Antonio Sanchez Moguel[89]) berichtet. — Derselbe schildert[90]) Vaca de Castro Erzbischof von Sevilla 1610—23 *el mas pleitista de todos los prelados de su tiempo*, der 97 Prozesse geführt hatte. — Geistreich und gelehrt hat Bernard Gaudeau S. J.[91]) die Kanzelhelden dargestellt, deren Ideale für Inhalt und Form der Predigt Suarez und Góngora waren, deren Macht Isla durch die Satire seines Fray Gerundio brach und dem Einflusse Bossuets, Bourdaloues und Massillons in Spanien Raum machte. — Dem Schlüssel zur España Sagrada[92]) liess die Akademie der Geschichte Fray Francisco Mendez' 1780 erschienene Nachrichten über Leben und Schriften des Fray Enrique Florez in neuer Bearbeitung[93]) folgen. Unter Würdigung der Leistungen von Florez und Risco, berichtet das Boletin[94]) über die gelehrten Reisen und Arbeiten für die Fortsetzung des zu LI Bänden gediehenen Werkes.

II. Concilien und Bistümer. Zur Feier des dreizehnten Centenariums des Concils von Toledo, das die kirchliche Einheit

---

77) Examen critico de las Obras de S. J. d. l. C. bajo el concepto religioso y literario. Madrid 1892. 140 p. **78)** Vida del beato Juan de Avila por el Venerable Padre Maestro Fr. Luis de Granada. Madrid 1894. 172 p. **79)** El beato J. d. A. Su vida y sus escritos y la literatura mistica en España. Zaragoza. 1894. 203 p. **80)** Le Bienheureux Jean d' Avila. 1500—1569. Paris 1894. 140 p. **81)** Dos cartas inéditas del Beato P. M. J. d. Avila. BAcH. T. XXIV. 1894. **82)** Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte. T. I 1861. **83)** Vie religieuse de Suarez 1857. **84)** Études sur le P. Suarez 1861. 62 in RMC. **85)** Francis S. 1865. **86)** Elogio de S. 1876. **87)** El Doctor eximio (Francisco Suarez) considerado como filósofo, teologo y jurisconsulto, in La Ciencia Cristiana 1880. **88)** BAcH. T. XXIV. 1894. **89)** BAcH. T. XXIII. 1894. **90)** El arzobispo Vaca de Castro y el Abad Gordello. BAcH. T. XVI. 1890. **91)** Les Prêcheurs burlesques en Espagne au XVII[e] siècle. Étude sur le P. Jsla Paris 1891. XXIII. 568 p. **92)** CDIHE T. XXII. 1852. **93)** Noticias sobre la vida, escritos y viajes del reverendisimo P. Maestro F. E. Florez 1860. XX. 445 p. **94)** BAcH. T. XXIV. 1894.

Spaniens begründete, haben JUAN ANTONIO ZUGASTI und FRANCISCO JAVIER SIMONET[95]) die Akten in sieben Sprachen ediert und die Bedeutung derselben entwickelt. — Vicente de la Fuente[96]) und P. Gams[97]) gedenken nicht der Kirchenversammlungen in Valencia 1100, Gerona 1101, Carrion 1103, Salamanca 1154, Valladolid 1156, Braga 1261, Sevilla 1479, weil die Konziliensammler[98]) dieselben nicht gekannt hatten. FIDEL FITA[99]) entdeckte die Akten, edierte sie mit Bemerkungen über Anlässe, Bedeutung, Folgen der Beschlüsse. — Ebenso behandelt er die aus dem Vatikanischen Archiv publizierten Bullen Bonifazius' VIII. die für die Geschichte des Bischofs von Jaen Pedro Pascual wichtig sind[100]), die Urkunden des von Pius IV aufgehobenen Bistums Marueccos[101]) die auf die amerikanischen Bistümer bezüglichen Bullen Alexanders VI, Julius II und die Erlässe der Reyes catolicos[102]), die Dokumente zur Geschichte des aufgehobenen Bistums Bainúa[103]). M. E. SANTAPAN[104]) hat biographische Skizzen der Bischöfe von Teruel gegeben, JUAN XIQUES[105]) durch den Bischofskatalog von Ceuta P. Gams' Series Episcoporum Ecclesiae Catholicae ergänzt. —

III. Ordenswesen. In Copien sind Reste von Akten der Klostervisitationen und von den Protokollen der Generalkapitel, die das ehemalige Archiv in Cluny bewahrte, erhalten. Daraus hat ULYSSE ROBERT[106]) Auszüge veröffentlicht, zur Charakteristik der spanischen Cluniacenserklöster vom XIII. bis XV. Jahrhundert nach Licht und Schatten. CAJETANO GARCIA CIENFUEGOS[107]) beschreibt Leben und Martyrium einiger Dominikaner, JOSÉ COLLMENOR[108]) hat den Franziskanertertiariern eine Monographie gewidmet. Einen bio-bibliographischen Katalog aller spanischen, portugiesischen und amerikanischen Autoren des Augustinerordens gab BONIFACIO MOREL[109]). In den

---

95) El concilio de Toledo, base de la nacionalidad y civilizacion española. Edicion poliglota y peninsular en latin, vascuence, arabe, castellano, catalon, gallego y portugues precedido de un prólogo por Fr. H. S. y de un estudio histórico por el P. A. Z. Madrid 1891. CXIII. 376. p. 96) Historia eclesiastica de España 2. edic. 1873. 4 T. 97) Kirchengeschichte Spaniens. 1876—79 3 Bde. 98) José Saenz de Aguirre, Collectio maxima Conciliorum omnium Hispaniae et novi orbis. 1693. 4 T. fol. Francisco Antonio Gonzalez, Collectio canonum ecclesiae Hispaniae. 1808 fol. Juan Tejeda y Ramiro, Coleccion de canones y de todos los concilios de la iglesia de España y America en latin y castellano con notas e ilustraciones. 1859 sq. 6 T. 99) BAcH. T. XXIV. 1894. T. XXII. 1893. T. XXV. 1894. 100) Once Bulas de Bonifacio VIII inéditas y biográficas de San Pedro Pascual, Obispo de Jaen y Martir. BAcH. T. XX. 1892. 101) Extincion del obispado de Marueccos. BAcH. T. XVI. 1890. 102) Primeros años del Episcopado en Amerika. BAcH. T. XX. 1892. 103) Fechos memorables desde la creacion hasta la extincion del episcopado de Bainúa. 1504—11. BAcH. T. XX. 1892. 104) Los obispos de Teruel. Apuntos biográficos. Teruel 1893. XI. 312 p. 105) Episcopologio de Ceuta. BAcH. T. XVIII. 1890. 106) État des monastères espagnols de l'ordre de Cluny au XIII[e] — XV[e] siècles d'après les actes de visites et des chapitres généraux BAcH. T. XX. 1892. 107) Reseña histórica de la vida y martirio de los Venerables Señores Sanz y Serrano Alcover, Rogo y Diaz. Madrid. 1873. 363 p. 108) La tercera Orden de San Francisco Madrid 1893. 484 p. 109) Catálogo de escritores Agustinos españoles, portugueses y americanos, in La Ciudad de Dios T. XXI. 1890. (Bartolomé — Salva.)

Monumenta historica Societatis Jesu sollen JOSÉ VELEZ und SANTIAGO RODRIGUEZ[110]) das ganze urkundliche Material zur Ordensgeschichte vorlegen, soweit es in deutschen, lateinischen, spanischen, portugiesischen, italienischen, französischen, englischen Schriftstücken besteht. Die wichtige Publikation eröffnen die Denkwürdigkeiten Polanco's, des Sekretärs der drei ersten Generäle. Sie sind kommentiert durch die mitgeteilten Dokumente, welche die Basis der Darstellung des Autors bildeten. — Das pädagogische System des Ordens nach Wurzel, Stamm, Früchten, veranschaulicht eingehend auf alle Modifikationen und Reformen aus den offiziellen Urkunden lehrreich THOMAS HUGHES[111]). Lange hatte FRANCISCO ENRICH S. J.[112]) in den Archiven der chilenischen Regierung, der Franziskaner in Chillan, der Jesuiten in Rom, in der Urkundensammlung Diego Barros Arana's und in der Nationalbibliothek von Santiago gearbeitet, ehe er die gediegenen Resultate veröffentlichte. Der Historiker der Missionen in Ostindien, China und Japan 1540—1600 ist LUIS DE GUZMAN[113]); Aufhebung und Wiederherstellung des Ordens, soweit José Pignatelli dabei beteiligt ist, hat JAIME NONELL[114]) behandelt.

IV. Inquisition. JOSÉ TORIBIO MEDINA[115]), dem man die Literaturgeschichte Chile's und eine Urkundensammlung zur Landesgeschichte verdankt, liess auf seine Inquisitionsgeschichte Limas[116]), die Chiles[117]) folgen. Beide sind aus reichen Quellen geschöpft und mit vielen Auszügen versehen. — Die Irrtümer Llorentes über Motiv und Veranlassung der Radikalreform und Neugründung der Inquisition in Castilien prüfte auf Grund von ihm entdeckter Dokumente FIDEL FITA[118]) und entwickelte das Verhältniss des spanischen Officiums zum Völkerrecht aus Anlass der nach Pedro Arbues' Ermordung erlassenen Bullen Innocenz' VIII, wobei er den schlimmen Statistiker Llorente gegen die von P. Gams erhobene Anklage auf Fälschung energisch in Schutz nimmt[119]). Auf Pico de Mirandola's Seite, bei dessen Konflikt mit dem Officium, kann er freilich nicht treten, da der Humanist im Unrecht ist[120]). — CHARLES HENRY LEA, Kaufmann in Philadelphia, ist, ohne je eine Universität besucht zu haben, als Palaeograph, Diplomatiker, Kanonist, Kirchenhistoriker, Ehrendoktor und Mitglied der Münchener Akademie geworden. Die Geschichte der spanischen Inquisition aus allen erreichbaren handschriftlichen und gedruckten Quellen zu

---

110) Monumenta Historica Societatis Jesu collecta et brevibus illustrata notis nunc primum edita a Patribus ejusdem Societatis. Madrid 1894. 2 T. **111**) Loyola and the educational System of the Jesuits. London. 1892. VI. 302 p. **112**) Historia de la Compañia de Jesus en Chile. Barcelona 1891. 2 T. 420. 360 p. **113**) Historia de las misiones de la Compañia de Jesus en la India oriental, en la China y en Japan. Bilbao. 1891. 92. 674 p. **114**) El V. P. José Pignatelli y la compañia de Jesus en su extincion y restablicimiento T. I. Manresa. 1893. 413 p. **115**) Historia de la literatura colonial de Chile. Ra. 1878. 3 T. Coleccion de documentos inéditos para la Historia de Chile desde el viaje de Magelláues hasta la batalla de Maipo. 1518—1818. 1880—89 5 T. fol. **116**) Historia del Tribunal del Santo Oficio de la Inquisicion de Lima. 1569—1820. 1886. 2 T. **117**) Historia del Tribunal del Santo Oficio de la Inquisicion en Chile. Santiago. 1890. 2 T. **118**) Fr. Felipe de Barbieri y la Inquisicion de Sicilia. BAcH. T. XIX. 1891. **119**) La Inquisicion española y el derecho internacional en 1487. BAcH. T. XVI. 1890.

schreiben ist die wissenschaftliche Aufgabe seines Lebens. Als Einleitung sandte er die dreibändige, fast tausend Seiten starke Geschichte der Inquisition des Mittelalters voraus[121]). Näher rückt er seinem Lieblingsthema in den Abhandlungen über Arbues[122]), die Ablässe in Spanien[123]) und in der Darstellung des Einflusses der Inquisition auf die Censur gegen Erasmianer, Reformistas, Regalisten, ihres Kampfes wider Pseudomystiker, Quietisten, Juden, und rückfällige jüdische Scheinchristen[124]). Die Prozesse der Dämonischen in Queretaro und der Brianda de Bardaxi sind ausführlich nach den Akten geschildert. Wie das Offizium mit Wahnsinnigen verfuhr, exemplifiziert Lea[125]) an drei Fällen. — *O dichosas cadenas del Santo Oficio que tan fuertamente sujetaban al mónstruo de la heregia, qué no le dejaban libertad alguna para impedir á los ingenios españoles el vuelo, que tomaron desde las alturas de la fé por las regiones del saber y de la poesia.* Diese Übertreibung stellt JUAN MANUEL ORTI Y LARA[126]) der traditionellen entgegen, dass die Inquisition, als prinzipielle Feindin aller Wissenschaft und Kunst, beide in Spanien vernichtet habe. Statistisch konnte M. Menéndez y Pelayo[127]) diesen Unsinn ad absurdum führen. Als Javier Garcia Rodrigo[128]) die Milde des Offiziums bei Konfiskationen gerühmt hatte, widerlegte ihn RAMÓN SANTA MARIA[129]) durch Prozessakten, FIDEL FITA[130]) sekundierte. Seine Inquisicion de Torquemada. Segretos intimos betrifft zwei für den Grossinquisitor verfasste, antitalmudistische Schriften.

Kalksburg. D. Dr. C. A. Wilkens.

Paläographie und Handschriftenwesen.

1891—94. ***Handbücher und Darstellungen.*** Die zweite Auflage der römischen Epigraphik von EMIL HÜBNER[1]) zeigt im wesentlichen eine Erweiterung nur im Abschnitte über die Schrift der Inschriften, in dem der Verfasser die wichtigsten Ergebnisse seines grossen Werkes aufgenommen hat, das die Schrift der Inschriften[2])

---

120) BAcH. T. XVI. 1890. 121) A History of the Inquisition of the Middle Ages. 1888. 3. T. 122) The Martyrdom of San Pedro Arbues, in Papers of the American historical Association. 1889. 123) Indulgences in Spain, in Papers of the American Society of Church History. T. I. 1889. 124) Chapters from the Religious History of Spain connected with the Inquisition. Philadelphia 1890. VI. 522 p. 125) The Spanish Inquisition as an alienist, in The popular Science Monthly. Newyork 1893. 126) La Inquisicion 1877. p. 263. 127) La Ciencia Española. T. II p. 44 fg. 128) Historia verdadera de la Inquisicion. T. III 1877 p. 149. 129) La Inquisicion de Ciudad Real. BAcH. T. XXII. 1893. 130) BAcH. T. XXIII. 1893. 131) BAcH. T. XXII. 1893.

Mit * bezeichne ich kurz die Bücher, die ich nicht selbst gesehen habe.

1) Römische Epigraphik = HKAW., I² S. 625—710. München, Beck, 1892. 8°. 2) AEMILIUS HUEBNER, Exempla scripturae epigraphicae latinae a Caesaris dictatoris morte ad aetatem Iustiniani. Consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae. Corporis inscriptionum latinarum auctarium. Berlin, Reimer 1885. S. LXXXIV und 458. fol.



von Caesar bis auf Justinian in gut ausgewählten, nach Zeit und Herkunft gruppierten Proben in Abbildung behandelt. Zum sachlichen Teil sei hier nur bemerkt, dass auf den gallischen Meilensteinen die Entfernungen nach Leugen gezählt werden seit Caracalla (nicht: bis auf Caracalla, wie S. 697 steht). — Ein fast neues Buch ist das Handbuch der römischen Epigraphik in 2. Aufl. von RENÉ CAGNAT[3]) geworden. Ausführlicher als bei Hübner, aber auch nicht über das 6. christliche Jahrh. herab, wird die Schrift der Inschriften behandelt mit Schriftproben unter Benutzung von Hübners Exempla, dann die verschiedenen Formen der Buchstaben, Ligaturen, Zahlzeichen. Es ist ein bequemes Hilfsmittel für die, denen Hübners Exempla nicht zugänglich sind. — Von hervorragender Bedeutung ist HÜBNERS[4]) Werk über die Denkmäler der iberischen Sprache. Die Einleitung behandelt die Geschichte der Münz- und Inschriftenforschung, die Schrift und Sprache; sodann werden die Münzen und Inschriften in genauem Abdrucke, z. T. in Abbildung gegeben mit Umschrift und Erklärung. Reichhaltige Indices sind beigefügt nebst einer Fundkarte. Ihre Schrift haben die Iberer nach Hübner direkt von den Phöniziern von der Südküste aus erhalten, noch bevor Griechen, Karthager, Römer nach Spanien kamen, und später selbständig 5 Buchstaben hinzugefügt. Nach dem griechischen und römischen Alphabete gebildet ist das jüngere iberische Alphabet, in dem die meisten Denkmäler der provincia citerior geschrieben sind.

Die für das Mittelalter übermässig kurze Darstellung der Paläographie, des Buchwesens und der Handschriftenkunde von FRIEDRICH BLASS[5]) erschien in zweiter Auflage. — Auf die Entwicklung der Schrift in Frankreich während des Mittelalters nimmt MAURICE PROU[6]) in seinem praktisch angelegten Handbuche mit kurzen Schriftproben und Verzeichnis der Abkürzungen besondere Rücksicht: ob in der zweiten, vermehrten Auflage die Mängel der ersten beseitigt sind, kann ich nicht sagen, da sie mir nicht zugänglich war. — Den Abriss über lateinische Schrift von W. ARNDT im Grundriss der germ. Philologie hat BACHA[7]) unter starker Kürzung ins Französische übersetzt. — G. FUMAGALLI[8]) hat den inhaltreichen Artikel Palaeography mit Schriftproben in der Encyclopaedia Britannica von E. M. THOMPSON[9]) ins Italienische übersetzt, dabei den Abschnitt über irische und angelsächs. Hss. gekürzt, aber

3) Cours d'épigraphie latine. Deuxième édition. Paris 1890. Ernest Thorin. 437 S. 8°. 4) Monumenta linguae Ibericae. Adiecta est tabula geographica. Berlin, 1893. Reimer. S. CXLIV und 264 fol. Mk. 48. 5) Palaeographie, Buchwesen und Handschriftenkunde = HKAW. I² S. 298 bis 355. München, Beck, 1892. 8°. 6) Manuel de Paléographie latine et française du VIe au XVIIe siècle suivi d'un dictionnaire des abréviations, avec 23 facsimilés en phototypie. (1e éd. Paris 1890). 2e édition, augmentée. Paris 1892. Picard. 403 S. 8°. 7) W. ARNDT. La Paléographie Latine; traduit de l'allemand par EUGÈNE BACHA. Liège, Faust, 1891. 26 S. 8°. 8) Paleografia di E. M. Thompson. Traduzione dall'inglese con aggiunte e note. Milano, Hoepli, 1890. 156 S. 16°. M. 2,00. 9) Palaeography (= Encyclopaedia Britannica, a dictionary of arts, sciences and general litterature. 9th edition. Edinburgh, Black, 1885. Vol. XVIII p. 143—165).

manche Zusätze über italienische Schrift gemacht. — Von THOMPSON[10]), einem Meister der Paläographie, ist ein Handbuch des Schriftwesens und der Paläographie mit zahlreichen, gut ausgewählten Schriftproben veröffentlicht, das nicht nur alle bisherigen Arbeiten sorgfältig ausnützt und viele eigene Beobachtungen bringt, sondern auch die Entwicklung der Schrift in klarer, methodischer Weise darstellt: es ist schon nach kurzer Zeit in zweiter Auflage erschienen. Die in England vorkommenden Schriftgattungen nehmen naturgemäss einen breiteren Raum ein. — Ungenügend und kritiklos ist das breite Buch von Z. VOLTA[11]) über die lateinischen Abkürzungen. — Kürzer und weit besser, wenn auch nicht einwandsfrei ist die Darstellung der lateinischen Abkürzungen von CESARE PAOLI[12]), die LOHMEYER ins Deutsche übersetzte. — Die Schreibstoffe und das Handschriftenwesen behandelt PAOLI[13]) sehr verständig, vielfach auf Grund eigener Forschungen. — Ebenfalls das Handschriftenwesen, doch mehr der künstlerische Schmuck der Hss. bis herab zum 18. Jahrh., wird von A. MOLINIER[14]) nach eigenen Beobachtungen und mit zahlreichen Abbildungen dargestellt. — Für das grosse Publikum berechnet, aber aus den besten Quellen geschöpft ist das Buch von FALCONER MADAN[15]) über die Hss., ihre Herstellung und Aufbewahrung.

In der Urkundenlehre von FRIEDR. LEIST[16]), die in zweiter Auflage erschien, ist der Abschnitt über Schrift und Schriftwesen zwar geschickt dargestellt, reicht aber doch nur für die erste Umschau des Anfängers aus. — Sein kurzgefasstes Lehrbuch der Urkundenlehre hat J. REUSENS[17]) für Studierende bestimmt; selbständigen Wert hat es nur durch die eigenen Beobachtungen des Verf. auf belgischem Gebiete. — In Frankreich, der Heimat der Diplomatik, ist ein zusammenfassendes Handbuch über allgemeine Urkundenlehre von A. GIRY[18]) veröffentlicht worden, eine ganz hervorragende Leistung. Während Bresslau in seinem Handbuche das Schwergewicht auf die deutschen und italienischen Urkunden gelegt hatte, wendet sich Giry nicht ausschliesslich, aber vorwiegend an diejenigen, die die Quellen der französischen

---

10) Handbook of Greek and Latin Palaeography (= the International Scientific Series Vol. 73). London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1893. Second edition revised 1894. 343 S. Kl. 8°. M. 5. 11) Delle Abbreviature nella Paleografia latina. Milano, Kantorowicz, 1892. 332 S. Kl. 8°. M. 7. 12) Le Abbreviature nella Paleografia latina del medio evo. Firenze, Le Monnier. 1891. 41 S. — Cesare Paoli, Die Abkürzungen in der lat. Schrift des Mittelalters. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. KARL LOHMEYER. Innsbruck, Wagner, 1892. gr. 8°. 39 S. M. 1,20. 13) Programma scolastico di paleografia latina e di diplomatica. II. Materie scrittorie e librarie (= Biblioteca di Bibliografia e Paleografia). Firenze, Sansoni, 1894. 8°. 153 S. M. 3,20. 14) Les Manuscrits et les Miniatures (= Bibliothèque des Merveilles, fondée par M. E. Charton). Paris, Hachette, 1892. 333 S. 81 T. fr. 2,25. 15) Books in manuscript. A short introduction to their study and use, with a chapter on records. London, Kegan Paul, Trench, Trübner and Co. 1893. Kl. 8°. S. XV. und 188. T. 8. 16) Urkundenlehre. Katechismus der Diplomatik, Palaeographie, Chronologie und Sphragistik. 2. verbesserte Auflage; mit 6 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Weber, 1893. Kl. 8° 372. M. 4. 17) Éléments de paléographie et de diplomatique. Louvain, Peeters, 1892. 4°. 18) Manuel de diplomatique. Paris, Hachette, 1894. gr. 8°. 944 S. fr. 20.

Geschichte durchforschen wollen. Durch die ausgiebige Verwertung der fremden Arbeiten und durch des Verfassers eigene gründliche Studien ist das Buch zu einem zuverlässigen Führer geworden, der in den Abschnitten über Schrift und Schreibmaterial (S. 494—526) und besonders über Chronologie, Namen, geogr. Bezeichnungen, Münzen, Masse, Gewichte, Sprache der Urkunden auch den Nichthistoriker berät. — SCOTT und S. DAVEY[19]) haben in einer Anleitung zum Sammeln von Autographen für Liebhaber mancherlei Wissenswertes, auch aus dem Schrift- und Urkundenwesen, besonders über die Merkmale von Fälschungen, zusammengestellt: den wissenschaftlichen Forscher werden die zahlreichen, freilich fast nur Englisches berücksichtigenden Faksimile-Tafeln interessieren.

Abbildungen. — Lehrmittel. Als Ergänzung zu seinem Lehrbuche hat M. PROU[20]) 12 Schriftproben lateinischer und französischer Texte mit Umschrift, von 1114 bis etwa 1640, herausgegeben: lediglich die in Frankreich vorkommenden Schriftgattungen, namentlich die schwierige Kursivschrift, sind berücksichtigt und meist nach datierten Originalen dargestellt. — Ebenfalls auf Frankreich beschränkt sich die Auswahl von 38 Urkunden und Texten aus den Jahren 1026—1563 für die paläographischen Übungen der jungen Geistlichen zu Toulouse[21]); das Schriftchen, dem nur 1 Faksimile beiliegt, zeigt, welchen Eifer man in Frankreich der Paläographie auch ausserhalb der eigentlichen Fachstudien zuwendet. — Die Entwicklung der spanischen Urkundenschrift vom Anfang des 10. bis Ende des 17. Jahrh. wird von MUÑOZ RIVERO[22]) in einer grossen Sammlung autographierter Schriftproben dargestellt. — Einen bequemen Überblick über die englische Schrift vom 9.—15. Jahrh. gewährt W. W. SKEAT[23]) in 12 Tafeln mit Umschrift und Einleitung. — Für die neuere französische Schrift haben J. KAULEK und E. PLANTET[24]) ein Hilfsmittel, Philologen ebenso erwünscht wie Historikern, geschaffen, in dem sie Schriftproben aus dem 17. und 18. Jahrh. zusammenstellten.

Sammlungen. Die Sammlung der christlichen Inschriften der Rheinlande von F. X. KRAUS[25]) ist besonders durch die zahlreichen Abbildungen im Text und auf 31 Tafeln sehr wertvoll, die gestatten manche Zweifel an der richtigen Lesung oder sorgfältigen Umschrift so-

---

19) A guide to the collector of historical documents, literary manuscripts and autograph letters. London, Davey, 1891. S. 218. T. 153. Sh. 30. **20)** Manuel de Paléographie. Recueil de Facsimilés d'écritures du XIIme au XVIIe siècle (manuscrits latins et français), accompagnés de transcriptions. Paris, Alphonse Picard, 1892. Kl. Fol. 12 Tafeln, 16 Bl. Text. M. 4,80. **21)** (C. DOUAIS), Travaux pratiques d'une conférence de paléographie à l'institut catholique de Toulouse. Toulouse, Privat et Paris, Alphonse Picard, 1892. 8°. 116 S. **22)** *Chrestomathia palaeographica Scripturae Hispaniae veteris specimina. I. Scriptura chartarum. Madrid, Hernando, 1890. S. 192 (autographiert). 5 pes. **23)** Twelve Facsimiles of Old English Manuscripts with Transcriptions and an Introduction. Oxford, Clarendon Press, 1892. 36 S. 12 T. Sh. 7,50. **24)** Recueil de Facsimilés pour servir à l'étude de la paléographie moderne (17e et 18e siècles). Paris, A. Colin, 1891. Gr. in-4°, en feuilles réunies dans un carton; 24 planches. **25)** Die christlichen Inschriften der Rheinlande. I. von den Anfängen des Christentums am Rheine bis zur Mitte des 8. Jahrh. S. 171; Taf. 22. II. von der Mitte des 8. bis zur Mitte des 13. Jahrh. S. 378, Taf. 9. Freiburg, Mohr 1890 - 1894. 4°.

fort zu heben, und namentlich die Entwicklung der monumentalen Schrift auf einem engeren, dem romanischen Sprachgebiete angrenzenden Ländergebiete bis zum 13. Jahrh. anschaulich zu überblicken. Die auffälligen Formen mit aufwärts ragenden Querstrichen, *L* wie schrägdurchstrichenes *I*, *D* wie *thorn*, *S* wie *X*, *C* wie *K* (Bd. I nr. 272) kommen ebenso auf gleichzeitigen Inschriften Frankreichs und Spaniens, und gelegentlich in Buchschrift vor. In nr. 30 (I p. 18) ist sicher nicht *pake*, sondern *pace* zu lesen, denn die übrigen angeführten Beispiele sind in griechischer Schrift geschrieben. Von den Indices über Namen u. s. w. sind wenigstens die über Grammatisches und Orthographisches viel zu mager für Romanisten. — Die Schrift von E. Le Blant[26]) über die christliche Epigraphik in Gallien und Afrika, mit Abbildungen, behandelt fast alle Fragen, die sich an die spätere Epigraphik knüpfen; darunter auch die Buchstabenformen, die Zahlzeichen, die Interpunktion, die Fehler der Steinmetzen und die Aussprache.

Eine Sammlung von Buchstabenformen und Schriftproben hat Mich. Favaloro[27]) veröffentlicht: sie ist wertlos, weil sie ohne Unterschied des Alters und der Herkunft und nicht aus den besten Quellen zusammengestellt ist. — Zum Abschluss gekommen ist jetzt das Unternehmen der Palaeographical Society, deren Leiter E. M. Thompson[28]) mit seiner gründlichen Sachkenntnis und seinem praktischen Blicke es verstanden hat, ein reiches und vortrefflich ausgewähltes Material in vollendeter Ausführung für paläographische Studien zu schaffen. Dem letzten Hefte, das mit Tafel 205 abschliesst, ist ein geographisch geordnetes Verzeichnis aller in den beiden Serien vorgeführten Hss. beigegeben. Für die romanische Schriftkunde kommen in den letzten 3 Heften besonders in Betracht: Taf. 152 ein Valerius Maximus vom Jahre 1392 aus Norditalien mit gerader Minuskel. Ebenfalls aus Norditalien stammt der lat. Plutarch auf Taf. 156, ums Jahr 1450 in sorgfältiger italienischer Minuskel der Renaissance nach Mustern des 11. Jahrh. geschrieben, mit reich verzierten Initialen. Der Auszug aus Quintilian vom Jahre 1467 (Taf. 158) zeigt eine sehr kleine und zierliche italienische Minuskel. Die Herzogin Bona von Mailand besass Horae, die mit zahlreichen Miniaturen von Mailänder Künstlern 1490 und nach teilweiser Verstümmelung 1520 mit Miniaturen der flämischen Schule in Spanien geschmückt wurden: Proben geben Taf. 204, 205. Minuskel der spanischen Renaissance, nach italienischer Renaissanceschrift gebildet, zeigt Taf. 157: Aristoteles' Ethik für Alphonso V. von Aragon und Sicilien († 1458) ins Spanische übersetzt von dessen Neffen Karl († 1461) und geschrieben von Altadello, dem Bibliothekare Johanns II. von Navarra; mit prächtigen Initialen geziert. In regelmässiger französischer Minuskel 1371 geschrieben ist die älteste vorhandene Handschrift der Reisen des

26) L'épigraphie chrétienne en Gaule et dans l'Afrique romaine. Inscriptions. Paris 1890. 140 p. Gr. in 8° avec 5 planches. Leroux. 4 fr. 27) Spicilegio storico-paleografico di alfabeti e facsimili tratti da codici, diplomi e monumenti. Palermo, Clausen, 1893. 4°. 121 S., 100 tav. L. 30. 28) E. M. Thompson and G. F. Warner, The Palaeographical Society. Facsimiles of ancient manuscripts by the Autotype Company. Second Series, Part VIII 1891. IX 1892. X 1894. Gr.-Fol. London, W. Clowes and Sons.

Sir John Mandeville, Geschenk für Karl V. von Frankreich (Taf. 168). Von einer dem frühen 15. Jahrh. angehörigen Handschrift desselben Werkes geben 2 Miniaturen die Taf. 154—155; die ganze Folge der 28 bei Lüttich entstandenen Miniaturen hat Warner[29]) für den Roxburghe Club in Faksimile veröffentlicht. In regelmässiger französischer Minuskel 1378 geschrieben ist auch der Songe du Vergier, Geschenk für Karl V. von Frankreich; die Miniatur zeigt die beiden Träger des Dialogs, Ritter und Priester (Taf. 169). Für eine Kirche in der Diöcese Paris 1407 geschrieben sind die Horae Virginis (Taf. 153), deren Verzierung französische und niederländische Kunst vereinigt: an den Rändern Dornblattmuster mit 2 Groteskfiguren, am unteren Rande eine Prozession in vorzüglicher Zeichnung. Schräge französische Minuskel zeigt der Alexanderroman (Taf. 173) vom J. 1445 mit Miniaturen französischen Stils. Urkundenschrift zeigen die im 15. Jahrh. (vor 1422) in England in französischer Sprache geschriebenen Ordinances der Admiralität (Taf. 172). — Aus E. Chatelains[30]) Sammlung ist hervorzuheben der Oxforder Ovid (Taf. 93,2) aus dem 9. Jahrh. in irischer Schrift mit keltischen Glossen. Niedliche italienische Schrift des 12. Jahrh. zeigt die Ovid-Hs. in Florenz (Taf. 92,1). In Norditalien Ende des 14. Jahrh. geschrieben ist der Catull in Oxford (Taf. 15 A). Im J. 1422 sind 2 Cicero-Hss. in regelmässiger italienischer Schrift (Taf. 20 A, 20 B), die erstere von Flavius Blondus, geschrieben. Ein sehr schönes Beispiel sorgfältiger italienischer Renaissanceschrift ist die Properz-Hs. des 15. Jahrh. im Vatikan (Taf. 103). Für die Neigung mancher Schreiber, mit ihrer Kenntnis älterer Schriftgattungen zu prunken, bietet einen interessanten Beleg die Tibull-Hs. in Wolfenbüttel (Taf. 105), in der alte langobardische Formen, besonders *e* und *r*, in die Renaissanceschrift des 15. Jahrh. eingemischt sind.

Von der grossartigen Sammlung der Kaiserurkunden in Abbildungen, durch die sich v. Sybel und v. Sickel[31]) ein bleibendes Verdienst erworben haben, sind die 10. und 11. Lieferung erschienen, die im wesentlichen Urkunden der früheren Staufer und der Habsburger bringen: es liegen nun auf 295 Tafeln 361 Urkunden vor. — Eine gewisse Ergänzung zu diesem Werke bildet die von der Società Romana di storia patria[32]) begonnene Sammlung, mit vollständiger Umschrift von italienischen Urkunden, die im vorgenannten Werke nur ausnahmsweise berücksichtigt werden konnten; die 1. Lieferung enthält Urkunden von Karlmann und Karl d. Gr. bis auf Friedrich I. und Berengar I. — Weiteres Material für die Urkundenschrift hat auch E. Monaci[33])

29) *The Buke of John Maundevill, edited by G. F. W. 1889. **30)** Paléographie des Classiques Latins. Collection de facsimilés. 7. livraison 1892, 8 livraison 1894. Gr.-Fol. Paris, Hachette. **31)** Kaiserurkunden in Abbildungen. Lief. 10: 43 Urk. auf 25 Taf. u. Text, S. 337—460; Lief. 11: 46 Urk. auf 30 Taf. u. Text, S. 461—546 Berlin, Weidmann, 1891. Quer-Fol. **32)** Diplomi imperiali e reali delle cancellerie d' Italia. Pubblicati a facsimile d. R. Società Romana di storia patria. Roma, Loescher, 1892. Fasc. 1. Folio. 15 Taf., 32 Kol. Text. **33)** APIt. Vol. II, 3 (= Monumenti Paleografici di Roma. fasc. 3). Roma 1889. Martelli. Fol. 2 S. 10 Taf. — Vol. I (= Miscellanea) fasc. 4—6. Roma 1889 - 1893. - Vol. III. (= Carte lombarde e veronesi). fasc. 1. Roma 1892. Martelli. Mk. 11,60.

im Archivio paleografico gebracht: die 3. Lieferung der römischen Serie enthält 10 Tafeln stadtrömischer Urkunden aus den Jahren 1030—1274, die erste in Minuskel, die andern in Kursive, die der päpstlichen Kanzleischrift nahe steht. Lieferung 4 der allgemeinen Serie bringt Urkunden aus Ravenna, der Romagna und dem römischen Gebiete. Das 1. Heft des 3. Bandes mit 12 Blättern aus Mailand und Verona von etwa 721—1153 lässt die Entwicklung der Urkundenschrift in Oberitalien verfolgen. — Aus Süditalien, besonders Gaeta, bringen die BENEDIKTINER[34]) von MONTE CASSINO zahlreiche Schriftproben und Abbildungen von Urkunden.

Einzelnes. Die wichtige und vielbenutzte Liederhs. von St. Germain-des-Prés haben P. MEYER und G. RAYNAUD[35]) in sehr gut ausgeführter Phototypie herausgegeben. Es lässt sich daran annähernd so gut wie am Originale die Verschiedenheit der Schreiber sowie die Art der verschiedenen Zusätze zu der ursprünglichen Sammlung beobachten; solche Stellen, die durch Rasur, Korrektur, Flecken gelitten haben, werden freilich auch durch das beste Verfahren nicht immer treu wiedergegeben; diese sollen in einem 2. Bande behandelt werden, der auch die Umschrift giebt. Einen auch sonst fühlbaren Übelstand berührt die Bemerkung der Herausgeber, dass sie durch diese Wiedergabe der allzu häufigen Benutzung der kostbaren Hs. durch unvorsichtige junge Philologen begegnen wollten. — In Faksimile haben MAIGNIEN und PROMPT[36]) die Hs. von Dantes Abhandlung de eloquentia vulgari zu Grenoble herausgegeben, nach der das lateinische Original 1577 zuerst gedruckt wurde.

Schriftformen. Der durch seine Arbeiten über die mittelalterliche Kalligraphie hochverdiente O. PISCICELLI TAEGGI[37]), Benediktinermönch (Don Oderisio) in Monte Cassino, hat in einem Prachtwerke eine grosse Zahl Urkunden aus dem 9.—12. Jahrh. in Faksimile gegeben, durch die unsere lückenhafte Kenntnis der alten Notariatsschrift in Unteritalien ausserordentlich bereichert wird. Manche Buchstabenformen zeigen auffallende Ähnlichkeit mit den gleichzeitigen päpstlichen Bullen, z. B. *a* wie griechisch *ω*, das *e* und *t*. Unter den zahlreichen eigenhändigen Unterschriften finden sich auch 2 in lateinischer Sprache mit griechischer Schrift vom J. 920 aus Neapel, wie in den Papyrus des 6. und 7. Jahrh. Manche Urkunden des 11. und 12. Jahrh. aus Benevent u. a. Orten stehen der ausgebildeten lombardischen Schrift näher und sind gut lesbar. Dagegen ist eine Urkunde aus Neapel vom J. 1340 noch in der alten Schrift geschrieben, trotzdem sie Friedrich II. 1221 als unleserlich verboten hatte: wirkungsvoller ist freilich das Dekret Leos XIII. von 1878 gewesen, durch das die alte Bullenschrift der

34) Tabularium Casinense. T. 1—2. Codex diplom. Caietanus ed. cura et studio monachorum S. Benedicti archicoenobii Montis Casini. Monte Cassino 1887—1891. 4°. 35) Le Chansonnier français de Saint-Germain-des-Prés (Bibl. Nat. Fr. 20050). Reproduction phototypique avec transcription. Tome I. (= SATF.). Paris, Didot et Cie. 1892. 8' S. II, Blätter 173. 36) Dante Alighieri, Traité de l'éloquence vulgaire. Manuscrit de Grenoble publié par M. et P. Venedig, Olschki, 1892. roy.-8°. 57 und 49 S. M. 12. 37) Saggio di scrittura notarile per gli studj paleografici. I curiali di Amalfi, Gaeta, Napoli, Sorrento. Litografia di Montecassino. 1893. gr. fol. 2 S. 60 Taf. 18 M.

päpstlichen Kanzlei abgeschafft wurde. — In dem lateinisch-französischen Psalter der Pariser Hs. Nouv. Acq. Lat. 1670, die Ende des 12. Jahrh. in England geschrieben ist, hat L. DELISLE[38]) im französischen (nicht auch im lateinischen Texte) neben ausgeschriebenen *oe* und *eo* für beides auch querdurchstrichenes *o* gefunden, das aus Verbindung von *o* und *e* hervorgegangen ist: er vermutet darin auch die Entstehung der auffallenden Orthographie mancher anglonormannischer Hss., z. B. des Psalters von Corbie (ms. lat. 768 in Paris), der *leot* = *laudat* hat, während nach seiner Vorlage vielleicht auch *loet* aufgelöst werden konnte. Ferner ist vokalisches *i*, *u*, *v* von konsonantischem, meist im Anlaute der Wörter, durch Accente geschieden; daneben aber dienen die Accente in üblicher Weise als Lesezeichen zur Scheidung zwischen *i* (selbst konsonantischem) und *u*, und auch für betonte Silben. — Die nicht neue Frage (vgl. Ro. XVIII 184 ff.), ob ms. II, 11, 327 der Biblioteca Nazionale zu Florenz Autograph Boccaccio's sei, bringt HENRI HAUVETTE[39]) zum Abschluss, indem er 2 Hss. der Laurentiana zum Vergleich heranzieht und Schriftproben giebt.

Tironische Noten. Einzelne in tironischen Noten geschriebene Stücke veröffentlichte W. SCHMITZ[40]) aus einer Berner Hs. des 8./9. Jh., und S. G. DE VRIES[41]) aus einer Pariser Hs. des 10. Jh.: in dieser sind die Noten, weil dem Schreiber nicht mehr geläufig, mehrfach anders angewendet. — Ein monumentales Werk hat SCHMITZ[42]) vollendet: die kritische Ausgabe der aus dem Altertume stammenden, durch zahlreiche Hss. der Karolingerzeit überlieferten Notensammlungen, von denen jegliches Studium der Noten ausgehen muss. Ihre Anlage gewährt einen interessanten Einblick in die Art, wie die tachygraphischen Studien in den mittelalterlichen Schulen betrieben wurden; ihr Inhalt bietet zugleich reiches Material für das Studium des Spätlateins. — Kurz zuvor hatte K. ZANGEMEISTER[43]) die auf die Geographie Galliens bezüglichen Teile dieser Notensammlungen untersucht und dabei auch die allmähliche Erweiterung der alten Sammlung und die Herkunft der Notenschrift erörtert: diese leitet er nicht mit Schmitz aus der Majuskel, sondern aus der ältesten Kursive ab. — Die im 10. Jahrh. in Italien angewendete tachygraphische Silbenschrift weist C. CIPOLLA[44]) auch auf einem Placitum in Pavia vom J. 925 nach.

Zur ***Geheimschrift*** bringt F. KEINZ[45]) einen Beitrag aus der Münchener Hs. Cgm. 811 des 15. Jahrh. Die Vokale sind nicht nur

---

38) Notice sur un Psautier Latin-Français du XII[e] siècle (= NE. 34, 1 [1891] S. 259—272). Mit 1 Schrifttafel. 39) Notes sur des mss. autographes de Boccace à la Bibl. Laurentienne. (Extr. MAH. tome XIV). Rome, 1894. in 8° S. 16, et trois pl. en phototypies. 40) Notenschriftliches aus d. Berner Hs. 611. (= CW. München 1891. S. 7—13. 2. T.) 41) Boethii fragmentum notis tironianis descriptum. (= Sylloge commentationum quam obtulerunt philologi Batavi V. C. Constantino Conto. 1892) 42) Commentarii notarum Tironianarum cum prolegomenis, adnotationibus criticis notarumque indice alphabetico. Lipsiae, Teubner, 1893. Fol. 117 S. 132 T. M. 40. 43) Zur Geographie des römischen Galliens und Germaniens nach den tironischen Noten (= NHJbb. 2 [1892] S. 1—36). 44) Di Rozone vesc. di Asti e di alcuni documenti inediti che lo riguardano (= MATo., Serie 2, tom. 42, II. 1891). 45) Ein Meistersänger des 15. Jahrh. (= SBAkMünchenphKl. [1891] S. 643).

in üblicher Weise durch Punktgruppen ersetzt, sondern auch durch ρ mit verschiedenen Querstrichen; ausserdem sind in Rezepten Buchstaben und ganze Wörter bedeutungslos eingeschaltet, um den Leser irrezuführen (vgl. über Lückenbüsser[83]) unten). — Majuskelbuchstaben, die keinen Sinn geben, auf Wandgemälden aus der Schule des Michael Wohlgemuth, und zwar auf den Gewandsäumen und dem unteren Rande von Kopfbedeckungen, bespricht F. G. HANN[45a]) und findet darin Einwirkung der altarabischen Schriftzüge auf dem Rande des Krönungsmantels zu Nürnberg. Dass solche Buchstaben auch sonst häufig auf Glocken, Gemälden, Miniaturen — analog schon auf altgriechischen Vasen — vorkommen, merkt W. WATTENBACH an; aber sein Hinweis, dass die Künstler kein Latein verstanden und daher auf die Deutung viel Scharfsinn unnütz verwendet werde, dürfte nicht für alle Einzelfälle gelten.

Ziffern. Die Etymologie des Wortes *Ziffer* hat KRUMBACHER[46]) behandelt: aus mittelgriech. *ψηφοϱία* = „Rechenkunst" hatte er das arabische *sifr* abgeleitet, von dem *cifra, zifra* (ital. *zero*) = „Null" und dann erst seit dem 15. Jahrh. allgemein = „Ziffer" kommt. Kurz hernach hat er diese Ableitung wieder zurückgenommen[47]), weil *sifr* = „leer" nicht griechisches Lehnwort, sondern ein nachweislich altes arabisches Wort ist.

Musik-Noten. Die Arbeiten der französischen BENEDIKTINER von SOLESMES[48]) fördern unsere Kenntnis der musikalischen wie der allgemeinen Paläographie in gleicher Weise. Ein grosser Vorteil bei diesen Forschungen liegt darin, dass die Musik-Hss. ihrer Herkunft nach fast alle sicher bekannt sind und, weil sie meist lokale Bestimmung hatten, oft noch an Ort und Stelle sich finden. Die Musiknoten haben nicht überall die gleiche Form, sondern die Notenschrift trägt in den verschiedenen Ländern einen verschiedenen Charakter und es bestehen für die Musiknotenschrift ebenso zeitliche und lokale Unterschiede wie für die Buch- und Urkundenschrift. Diese Erkenntnis ist wichtig für paläographische Studien im allgemeinen, denn am Rande von Hss. stehen oft Neumen, die keine liturgische Bedeutung haben, deren Charakter aber auf Zeit und Ort desjenigen Lesers führen kann, der die Randnoten anmerkte.

Verzierung. Sein Handbuch über Verzierung der Hss. hat ALPHONSE LABITTE[49]) nicht für Philologen, sondern zur praktischen Einführung für Liebhaber, Künstler und Händler geschrieben. Deswegen stellt er die Entwickelung der Buchverzierungen im Mittelalter

---

45a) In Car. 1894 S. 34–42. Vergl W. WATTENBACH, in JBG. XVII (1894), IV 103. **46**) Woher stammt d. Wort Ziffer? (= EPhNgr. Paris 1892. S. 346—356). **47**) K. Krumbacher, Noch einmal das Wort Ziffer (= BZ. II [1893] S. 299–303). **48**) Paléographie musicale. Les principaux manuscrits du chant grégorien, ambrosien, mozarabe gallican, publiés en facsimilés phototypiques par les Bénédictins de Solesmes. Origine et développement de la notation neumatique. 1889—1894. Recueil trimestriel. (6 Jahrgänge = 24 Lieferungen). Solesmes, imprimerie Saint-Paul, par Sablé (Sarthe). in 4°. Paris, Picard. **49**) Les manuscrits et l'art de les orner. Ouvrage historique et pratique, illustré de 300 reproductions de miniatures, bordures et lettres ornées. Paris, Charles Mendel. 1893. S. 398. Roy. 8°.

dar durch zahlreiche Abbildungen und Beschreibungen solcher Hss. von mittlerem Werte, wie sie im Handel am häufigsten vorkommen, und geht auch ein auf die moderne Zeit, Verzierung von Büchern religiösen Inhaltes in Nachahmung älterer Muster. — Ähnlicher Art scheint zu sein das Buch von J. H. MIDDLETON[50]) über die Kunst und Technik der Hss.-Verzierung im Altertum und Mittelalter. — Aus einem Vortrage hervorgegangen und nicht in den Buchhandel gelangt ist die Schrift von B. QUARITCH[51]) über die Geschichte der Schrift und die mittelalterliche Hss.-Verzierung. — Die Geschichte der karolingischen Malerei behandelt FRZ. FRIEDR. LEITSCHUH[52]), der auch die erhaltenen Miniatur-Hss. jener Zeit aufzählt und sie den verschiedenen Schulen zuweist und zahlreiche, bisher noch nicht veröffentlichte Abbildungen giebt. — Die Ähnlichkeit des Evangelienbuches des heiligen Bernward von Hildesheim mit einer Hs. des Prager Doms und 2 Regensburger Hss. hebt ST. BEISSEL[53]) hervor. — In einer weiteren Veröffentlichung hat BEISSEL[54]) die grosse Aufgabe angegriffen, die bedeutenderen Bibliotheken nach kunstgeschichtlich wichtigen Hss. zu durchforschen und ein beschreibendes Verzeichnis mit photographischen Abbildungen zu geben als Quellen zur Geschichte der Miniaturmalerei. Als Anfang dieses überaus nützlichen Unternehmens liegen vor 43 Abbildungen aus 38 Hss. im Vatican von der frühesten Zeit bis zur Renaissance. — Eine Wiener Hs., die zwischen 831 und 840 geschrieben ist, mit Proben anderer Hss., die Spielerei der figurierten Gedichte und den Einfluss auf die mystische Symbolik der folgenden Zeit behandelt JUL. VON SCHLOSSER[55]). — Den Utrechter Psalter mit dem Ebbo-Evangelium von Epernay und dem Heinrich-Psalter der Kathedrale zu Troyes weist A. GOLSCHMIDT[56]) nach dem Kloster Hautvillers in der Diöcese Reims und bringt auch jüngere Hss. der dortigen Schule zusammen. — WILH. VOEGE[57]) und mit ihm PAUL CLEMEN[58]) behandeln die Kunst unter den Ottonen; sie nehmen eine Malerschule in Köln, eine andere in Echternach an, die nach alten Vorlagen arbeiteten und Malerbücher benutzten. — Die Geschichte der deutschen Hss.-Malerei im späteren Mittelalter hat R. KAUTSCH[59]) in Angriff genommen und namentlich den Umschwung

---

50*) Illuminated manuscripts in classical and mediaeval times: their art and their technique. London, Cambridge Warehouse. 1892. imp. 8°. 293 S. 21 sh. 51*) Palaeography. Notes upon the history of writing and the mediaeval art of illuminating. London, privately printed. 1894. Kl. fol. 95 S. 22 Taf. 52) Geschichte der Karoling. Malerei. Ihr Bilderkreis und seine Quellen. Mit 59 Abbildungen. Berlin, G. Siemens, 1894. VIII, 471 S. 53) Des heil. Bernward Evangelienbuch im Dom zu Hildesheim, mit Hss. des 10. und 11. Jahrh. verglichen. Mit 26 Lichtdrucktafeln, hgg. von G. SCHRADER, Pf. in Göttingen und F. KOCH, Domvikar in Hildesheim. Hildesheim, Lax. 1891. 4°. VI, 71 S. 54) Vatikanische Miniaturen. Mit 30 Tafeln in Lichtdruck. Freiburg (Breisgau), Herder, 1893. fol. VII I, 60 S. 20 M. 55) Eine Fuldaer Miniaturhs. der K. K. Hofbibliothek. (= WJbKS. 13 [1892] S. 1—38). 56) RKW. XV (1892). S. 156 ff. 57) Eine deutsche Malerschule um die Wende des ersten Jahrtausends. Krit. Studien z. Gesch. der Malerei in Deutschland im 10. und 11. Jahrh. (= WZ. Ergänz.-H.). Trier, Lintz 1891. 390 S., 45 Abbild. im Text. 10 M. 58) JbbVAR. Heft 93 (1892) S. 233—239. 59) Einleitende Erörterungen zu einer Geschichte der deutschen Handschriften-Illustration im spätern Mittelalter. Strassburg, Heitz, 1894. 87 S. Roy. 8°. M. 2,50.

zu Gunsten der realistischen Darstellung im 15. Jahrh. scharf hervorgehoben. Das Vordringen der neuen Richtung wird hübsch dargelegt an den Bildern zu Richentals Konzilschronik (1425—1430 entstanden). — Über die künstlerische Ausstattung der Hss., die 1892 zur Kolumbusfeier in Madrid ausgestellt waren, berichtet ausführlich P. Durrieu[60]), indem er sie nach ihrer Herkunft in spanische, französische, italienische, deutsche, englische gruppiert. — Die wechselseitige Beeinflussung englischer und französischer Kalligraphie weist L. Delisle[61]) an interessanten Beispielen nach. L. Marcel[62]) berichtet über eine jetzt in Paris befindliche Hs. der Postillae des Nicolaus de Lyra in 7 Bänden, 1472 geschrieben und mit Miniaturen verziert von Hugenot aus Langres; die Preise für Herstellung dieser Malereien und Initialen sind überliefert. — Die Arbeit von P. Durrieu[63]) über den Pariser Hss.-Illuminator im 15. Jahrh., Jacques de Besançon, ist mir nicht zu Gesicht gekommen. — Von einer Anzahl französischer oder aus Frankreich stammender Hss. mit Miniaturen in Wien und in Bibliotheken Deutschlands giebt P. Durrieu[64]) eine sachkundige Beschreibung und macht zu einzelnen Hss.-Gruppen und -Malern interessante Bemerkungen. — Eine französische Bilder-Hs. von Boccaccio's Théséide behandelt Ed. Chmelarz[65]); sie rührt her von Künstlern der Richtung Fouquets ums J. 1470. — Aus 4 Pergament-Hss. des 15. und 16. Jahrh. französischen Ursprungs giebt Herm. Varnhagen[66]) einen grossen Teil der Miniaturen in Lichtdruck wieder, die übrigen beschreibt er und sucht den Inhalt der Malereien zu erklären; dabei macht er interessante Beobachtungen über die Geschichte der fleur des vertus. Die Miniaturen der 2 letzten Hss. sind wertvoller als die der Horarien, die in deutschen Bibliotheken selten, in französischen aber sehr zahlreich sind. – Im Kataloge der Wolfenbütteler Bibliothek giebt Otto von Heinemann[67]) in anerkennenswerter Weise auch interessante Hss.-Verzierungen, z. T. farbige, in guter Ausführung; daraus sei hier nur erwähnt die Miniatur aus der Hs. 1572 (Band II, 1 Seite 10), der französichen Übersetzung von Boccaccios libb. de casibus illustrium virorum. Das Prachtwerk, aus dem Anfange des 15 Jahrh., ist mit einer grossen Zahl schöner Bilder der flandrischen Schule versehen. — Hann[68]) berichtet über einen Ab-

60) Mss. d'Espagne remarquables principalement par leurs peintures et par la beauté de leur exécution (BECh. 54 [1893] S. 251—326). 61) Sir Kenelm Digby et les anciens rapports des bibliothèques françaises avec la Grande-Bretagne. Z. 12 April 1892. Paris, Plon, Nourrit & Co. 27 S. 62) * La Calligraphie et la Miniature à Langres à la fin du XVme siècle. Histoire et description du ms. 11972—11978 du fonds latin de la Bibl. Nat., par l'abbé L. M. Paris, Picard. 1892. Gr. in 4°, 44 pages, avec une héliogravure. Extr. des MSHAL. fr. 5. 63) * Un grand enlumineur parisien au XVe siècle, Jacques de Besançon et son œuvre. Paris 1892 (Société de l'histoire de Paris). 64) BECh. LIII, p. 115—143. Paris 1892. 65) Über eine franz. Bilderhs. (WJbKS. 14 [1893] S. 318—328). 66) Über die Miniaturen in vier französischen Handschriften des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auf den Bibliotheken in Erlangen, Maihingen und Berlin (zwei Horarien-Fleur des Vertus-Petrarca). Mit 24 Lichtdrucken. Erlangen 1894. Fr. Junge. 4°. 39 S. 67) Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. II, 1. 1890. II, 2. 1895. Wolfenbüttel, Jul. Zwissler. 8°. 68) Über bemalte Urkunden im Archive d. Kärntnerischen Gesch.-Vereins zu Klagenfurt (= Car. 84 [1894] S. 65—71).

lassbrief aus Avignon von 1374, und zwei weitere aus Rom von 1512 und 1515, mit greller Malerei, weil sie zum Vorzeigen und Aushängen bestimmt waren.

Schreibstoffe. Die Verwendung von Wachstafeln im Mittelalter für Konzepte erörtert S. G. De Vries[69]) im Anschluss an eine Brüsseler Hs., die im Kloster Groenendael bald nach 1381 geschrieben ist: eine Miniatur zeigt einen Mönch, der seine Eingebungen auf eine Wachstafel niederschreibt, während ein anderer den Inhalt einer zweiten Wachstafel auf Pergament überträgt. C. Paoli[70]) behandelt Abbildungen aus dem 14.—16. Jahrh., in denen Schreiber mit einem Stäbchen in der linken Hand das Buch beim Schreiben festhalten. Demselben Zwecke dient in andern Darstellungen ein oben zurückgebogenes abgerundetes Messer; und in der Wolfenbütteler Hs. 1583 des 14. Jahrh., (Abbildung bei Heinemann[71]) Bd. II, 1 Seite 22) ein gerades, vorn nur an der Schneide gerundetes Radiermesser. — Das angebliche Purpurpergament der Evangelienfragmente zu Perugia erweist sich nach F. Patetta[72]) als gewöhnliches Pergament, das durch Feuchtigkeit dunkel und fleckig geworden ist. — Ähnliche Beobachtung lässt sich wohl auch sonst machen: in der auch durch ihr Vulgärlatein höchst interessanten Hs. der Acta Petri[73]) aus dem 7. Jahrh. in der Kapitelsbibliothek zu Vercelli glaubte ich anfangs Purpurpergament zu finden, aber seinen rötlich-violetten Schimmer hat das stark mit Kalk überzogene Pergament infolge von Feuchtigkeit angenommen. — Was Gregory an den griechischen Pergament-Hss. beobachtet hat, trifft nach K. Dziatzko[74]) auf die lateinischen Hss. ganz ebenso nur für die Humanistenzeit zu. Dagegen in den älteren lateinischen Hss., seit der Karolingerzeit, beginnt wenigstens in der Regel jeder Quaternio mit der Haarseite (die ja härter, also bei losen Lagen widerstandsfähiger ist); dann folgen gegenliegende Paare gleicher Art: also Haarseite 1, 4 + 5, 8 + 9, 12 + 13, 16; Fleischseite 2 + 3, 6 + 7, 10 + 11, 14 + 15. — Die charta corticea der älteren Diplomatiker hat J. Wiesner[75]) als Papyrus erwiesen und gezeigt, dass aus irgend welcher Baumrinde Papier gar nicht hergestellt werden kann, wenn auch auf Bast oder Rinde sich schreiben lässt. — Von hervorragender Wichtigkeit für die Geschichte des Papieres sind die Untersuchungen über die Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer; die wissenschaftlichen Einzelforschungen[76]) werden knapp zu-

---

69) Het gebruik van wastafeltjes in de Nederlanden (= OH. 12 [1894] Heft 1). 70) Instrumenti scrittorii ASIt. X [1892] S. 126 ff.). 71) Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel II, 1. 1890. 72) Appunti da un ms. della Capitulare di Perugia. AAST. 29 [1894] S. 260—267). 73) R. A. Lipsius et Maximilianus Bonnet, Acta apostolorum apocrypha. I. Lipsiae 1891. H. Mendelssohn. 8°. CXI und 320 S.; hier p. XXXIV. 74) Bibliographische Miscellen CBlBW. IX (1892) 342—343. 75) Studien über angebliche Baumbastpapiere (= SBAK Wien phhkl. Bd. 126 [1892] 8 S. 1—12). 76) Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer. 1. Jahrg. 1887 (2 Bl., 130 S.), 2. und 3 Bd. Mit 3 Lichtdrucktafeln und 18 Textbildern. 1887 (IV, 272 S. 3 Taf.). 4. Bd. Mit 6 Taf. und 4 Textbildern. 1888. (IV, 148 S., 6 Taf.). Wien. Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 4°.

sammengefasst in dem Führer[77]) durch die Ausstellung, der eine gute Einleitung und Beschreibung der einzelnen Stücke giebt. Jene berühmte Sammlung in Wien, die den grössten Teil der Funde von El-Faijûm birgt, die Überreste des Stadt- oder Provinzarchivs, enthält Schriftstücke in 10 Sprachen vom 14. Jahrh. vor Chr. bis zum 14. Jahrh. nach Chr. Aus den Untersuchungen geht hervor, dass Papyrus sicher aus dem Mark, nicht dem Bast der Papyrusstaude gemacht wurde. Die arabisch-ägyptische Papyrusfabrikation erreicht ihren Höhepunkt Anfang des 9. Jahrh. und erlischt Mitte des 10. Jahrh. Nun tritt das Papier auf: aber das Lumpenpapier ist nicht erst im 13. Jahrh. erfunden, und das älteste Papier ist nicht aus Baumwolle im J. 704 von Arabern nach chinesischen Vorbildern gemacht. Vielmehr ist das J. 751 das Anfangsjahr und Samarkand der Ausgangspunkt der Papierfabrikation des Morgen- und Abendlandes: die Araber lernten von den Chinesen statt des dort fehlenden Papier-Maulbeerbaumes Lumpen verwenden. Die zweite Reichspapierfabrik wurde 794 zu Bagdad und bald weitere Fabriken von Syrien bis Nordafrika und Spanien gegründet. Zu der Fabel vom Baumwollenpapiere hat wohl die Stadt Bambyce in Nordsyrien mit Textil- und Papierindustrie Anlass gegeben durch Verwechslung des ähnlichen Stoffes und Namens. Das älteste Linnenpapier der Sammlung stammt aus der Zeit ums J. 800. — Wie weit die Wasserzeichen, die seit dem Ende des 13. Jahrh. im Papier erscheinen, Alter und Herkunft undatierter Schriftstücke erkennen lassen, erörtert C. M. Briquet[78]) in einem Aufsatze. Aber diese Merkmale können nur mit Vorsicht verwertet werden, weil beliebte Papiersorten nachgeahmt und das Papier im Handel auch weit vom Herstellungsorte weg verschickt werden konnte. — Die sämtlichen in Lothringen vorkommenden Wasserzeichen von mannichfaltigen Spielarten vorwiegend des 16. und 17. Jahrhunderts behandelt L. Wiener[79]) ausführlich mit guten Abbildungen. Die Wasserzeichen des 14. Jahrh. im Stadtarchiv zu Frankfurt a/M., meist aus Italien vielleicht auch aus Spanien und Frankreich stammend, untersucht Ernst Kirchner[80]) sorgfältig und giebt zahlreiche Abbildungen.

Schreibverfahren. Um Abschriften schneller herzustellen, ist im Mittelalter nicht selten eine Vorlage lagenweise an mehrere Schreiber zugleich verteilt worden. Beispiele davon gaben schon Delisle und Chatelain und noch früher W. Wattenbach (AAeDG. X [1851] 597 über eine Hs. des 10. Jahrh. in Heiligenkreuz). Jetzt bringt K. Wotke[81]) eine Pariser Hs. des 9. Jahrh. bei, die sonst in Minuskel geschrieben ist, während ein Schreiber für sein Stück noch Unciale verwendet. — Die gleichzeitige Herstellung einer Abschrift durch mehrere

77) Papyrus Erzherzog Rainer. Führer durch die Ausstellung. Mit 20 Tafeln und 90 Textbildern. Wien. 1894. Selbstverlag der Sammlung. Hölder. 4° (1. Bl. XXIII S., 1 S., 293 S. 1 S. 1 Bl. 20 Taf.). 78) De la valeur des filigranes du papier comme moyen pour déterminer l'âge et la provenance des documents non datés. Genf 1892. Extr. du BSHAG. I, livr. 2. in 8°. S. 13. 79) Étude sur les filigranes des papiers Lorrains. Nancy, Wiener. 1893 in 4°. 77 S. 25 T. und 10 T. 80) Die Papiere des XIV. Jahrh. im Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. und deren Wasserzeichen. Mit 153 Abbildungen. Frankfurt a. M., Jügel. 1893. gr. 8°. 36 S. 16 T. M. 2,50. 81) Wie verfuhr man beim Abschreiben der Hss. im Mittelalter? ZÖG. XLII (1891) S. 296 ff.

Schreiber habe ich selbst[82]) öfter an den Hss. lateinischer Glossare beobachtet, besonders des liber glossarum, dessen mächtiger Umfang und grosse Verbreitung allerdings fabrikmässiges Abschreiben sehr nahelegte. In der Pariser Hs. 11529. 11530 des 8./9. Jahrh. wird die langobardische Schrift wiederholt durch karolingische abgelöst, auch für ganze Lagen; einmal finden sich sogar 2 Blätter ganz gleicher Einrichtung und genau desselben Inhaltes nebeneinander, das eine in langobardischer, das andre in karolingischer Schrift: das eine Blatt offenbar Rest eines ganz identischen Exemplares. In der Hs. 633 des 9. Jahrh. zu Cambrai hat der Schreiber gedrängter als seine Vorlage geschrieben und hat daher trotz Auseinanderzerrens der Schrift am Ende einer Lage noch 3 Zeilen frei. Am auffälligsten ist das in der Hs. 189 des 11. Jahrh. zu Clermont-Ferrand, wo die vielen leeren Stellen am Ende der Lagen nicht Lücken im lateinischen Texte bedeuten, und einige von ihnen bald nachher mit den bekannten altfranz. Stücken beschrieben wurden. — Über eine mittelalterliche Schreibersitte giebt Wilhelm Meyer[83]) (aus Speyer) (S. 343—346) Beobachtungen. Leere Stellen innerhalb des Schriftrahmens, die nicht beschrieben waren wegen Rauhheit des Schriftstoffes oder weil mit einem neuen Abschnitte eine neue Zeile oder Seite begonnen werden sollte, hätten als Textlücken gelten und den Wert der Hs. herabsetzen können. Deswegen treten Lückenbüsser ein: es bemerken die Schreiber dort *hic nihil deficit* oder füllen die Stelle aus mit Schnörkeln oder mit den nach den Anfangsworten des neuen Abschnittes nächfolgenden Worten, oder mit fremden gar nicht zum Texte passenden Wörtern, nicht selten in ihrer Muttersprache und solche sind oft mit Rot geschrieben. So ergeben in einer Münchener lateinischen Hs. des 15. Jahrh. mehrere Blätter hindurch die Füllwörter leerer Zeilenstücke die Strophen eines derben italienischen Gassenhauers. Sehr häufige Lückenbüsser sind *Sequitur* und *etc.*, die leicht zu verkehrten Schlüssen verleiten können (vgl. oben [45]).

Buchhandel. Über den Pariser Buchhandel und seine Beziehungen zur Universität im 13.—15. Jahrh. giebt Paul Delalain[84]) nach einer allgemein orientierenden Einleitung eine Reihe von Aktenstücken in Übersetzung mit einem chronologischen und einem alphabetischen Verzeichnisse der darin genannten libraires et stationnaires. — Aus einem Briefe von ca. 1380 in Herford schliesst Th. Ilgen[85]), dass dort Bücher zum Verkaufe an Kölner oder Erfurter Studenten abgeschrieben worden sind. — Ein Verzeichnis der datierten griechischen Hss. in den französischen Bibliotheken hat H. Omont[86]) gegeben. Die an griechischen Hss. reichste Bibliothek der Welt, die Pariser Nationalbibliothek, besitzt unter 4700 griech. Hss. allein 500 datierte. Davon

82) Bei G. Goetz, Der liber glossarum (= AbhphhKlSGW. XIII [1891] S. 209 bis 289; hierfür SS. 221. 223. 225. 83) Glossen zu einigen juristischen Handschriften in Göttingen. (NGW. Philol. hist. Kl. 1894 S. 313 bis 363). 84) Étude sur le libraire Parisien du XIIIe au XVe siècle. Paris, Delalain frères. 1891. gr. 8°. S. XVI und XLIII und 76. 85) Zum Buchhandel im Mittelalter (CBlBW. IX [1892] S. 262 264). 86) Les manuscrits grecs datés des XVe et XVIe siècles de la Bibliothèque Nationale et des autres bibliothèques de France, Paris 1892. Émile Bouillon. 87 p. gr. 8°.

sind die vor dem 15. Jahrh. geschriebenen fast ausnahmslos im Orient entstanden. Dagegen ist die Mehrzahl der datierten griech. Hss. des 15. und 16. Jahrh. italienischen Ursprungs; in Frankreich befinden sich deren 268. Sie wurden von den armen flüchtigen Griechen geschrieben, die sich damit ihr täglich Brod erwarben und unbewusst für die Erhaltung und Verbreitung der griechischen Litteratur soviel beigetragen haben. O. giebt nach einer kurzen Beschreibung der Hss. die Unterschriften der Schreiber wortgetreu.

1895—96. ***Handbücher.*** Die Anleitung zur griechischen Paläographie von W. WATTENBACH[1]) ist in neuer Auflage vielfach verbessert erschienen. Die Schriftproben sind weggelassen worden, weil es jetzt Sammlungen genug giebt. Dagegen ist das Verzeichnis datierter Schriftproben mit Recht sehr vermehrt worden. Für die Buchstabenformen sind statt der Autographie jetzt lithographierte Zeichnungen verwendet. Die Kursive der Papyrus und die Tachygraphie sind weniger berücksichtigt als die Buchschrift, weil diese Anleitung dem praktischen Bedürfnisse der Philologen dienen will. Für das Studium der mittelalterlichen Hss. bildet sie immer noch die beste Einführung. — Das für Kenntnis und Verständnis des Schriftwesens im Mittelalter ganz unentbehrliche Buch von WILHELM WATTENBACH[2]) ist in dritter Auflage erschienen, in der Anlage unverändert; nur in der Einleitung ist ein neuer Abschnitt ‚das Zeitalter der Photographie' hinzugekommen, in dem die wichtigsten Sammlungen von photographischen Faksimiles namhaft gemacht werden. Die Citate sind leider nicht überall auf die jetzt zu benutzende Litteratur umgeändert. Obwohl der Verf., wie er in der Vorrede bemerkt, nicht systematisch gesammelt hat, so darf man doch bei seiner Beherrschung dieses Gebietes mit ihm glauben, dass ihm 'nichts von erheblicher Bedeutung entgangen sein wird'. Die neue Auflage ist um 100 Seiten stärker. Schade, dass W. die gesammelten Beispiele nicht noch stärker hat vermehren wollen, denn manch unscheinbare Notiz giebt oft überraschenden Aufschluss, wie folgendes Beispiel zeigt. In ags. Glossen findet sich, worauf mich Kluge aufmerksam machte, im Sinne von pagina (= Seite einer Wachstafel W. 73) das Wort *tramet* (= lat. tramitem); der sonst vergeblich gesuchte Beleg für diese Bedeutung im Lateinischen steht an versteckter Stelle bei W. 76 (nicht im Index). Dasselbe Bild wird im Griechischen angewendet bei Hesych ***σελίς. πτυχίον, καταβατὸν βιβλίον.*** Mit dieser steht die andere Hesychglosse ***σελίδες. ἐν τοῖς βιβλίοις τὰ μεταξὺ τῶν παραγράφων,*** was W. 158 irrig als 'Periode' erklärt, nicht in Widerspruch; denn ***σελίδες*** sind 'Seiten' oder 'Kolumnen' einer Papyrusrolle, die durch Linien = ***παράγραφοι*** abgegrenzt sind wie im Papyrus von Hyperides Epitaphius (Wattenbach, Scripturae gr. specimina[3] Tafel 3) und im griech. Mittelalter wohl allgemeiner. Eine andere ags. Glosse bei Wright-Wülcker 314, 13 zwischen lauter Ausdrücken für Schriftwesen lautet *enula paerl*, wozu bemerkt ist ‚*enula*, an error for *gemmula*'. Die Glosse wird aufgeklärt durch die Notiz bei W. 124 aus einem span.

1) Anleitung zur griechischen Paläographie. Dritte Auflage. Leipzig 1895. S. Hirzel. 128 S. 8°. 3,60 Mk. 2) Das Schriftwesen im Mittelalter. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig 1896. S. Hirzel. VI 670 S. 8°.

Kalender vom Jahre 961: fiunt pergamene ex innulis ceruorum et gazelorum, wonach das bisher unerklärte *emula* = hinnula und *pnerl* = lat. par(u)ulum sein dürfte und feines Pergament von Hirschkälbern gemeint ist. Wie diese Ausdrücke bei W. fehlen, so auch das bei Wright-Wülcker 164, 2. 314, 11 vorkommende *planta spelt* (got. spilda Schreibtafel). Mehrere Blätter einer Pergamenths. wurden zu einer Lage zusammengefasst, am häufigsten 4 (d. h. Doppelblätter, also 8 einfache Blätter), so dass quaternio oder später quaternus, frz. quayer, cahier überhaupt Heft, ohne Beziehung auf die Zahl der Blätter, bedeutete. Warum gerade vier Blätter so zusammengefaltet wurden, wird von W. 176 nicht erklärt. Vielleicht lieferte ursprünglich und in der Regel je 1 Fell, einmal längs, einmal quer geteilt, immer eine ganze Lage. Zu der bei W. 133 angeführten Stelle des Hieronymus, aus der die Bezeichnung Uncialbuchstaben stammt, kann noch eine interessante Erklärung hinzugefügt werden aus dem cod. Parisin. lat. 14432 saec. XII fol. 135ᵘ: sunt et aliae editiones (der Bibel, ausser der von Aquila, Symmachus, Theodotion) uncialibus litteris id est magnis et ut quidam dicunt untiam argenti aurique in se habentibus. Richtiger freilich erklären die lateinischen Glossare uncialibus: longis. Eine Abart der bei W. 279 angeführten Unterschriften der Schreiber findet sich in Defensoris liber scintillarum (W. Schmitz, Miscellanea Tironiana 1896, S. 7): sicuti nauiganti portus, ita et mihi uersus fuit optabilis nouissimus. Vor ungerechter Kritik warnt die Unterschrift, die ich am Ende des Glossars in cod. Leidensis Voss. Q. 69 saec. IX fol. 36 fand und die bei W. 317 ff. nicht vertreten ist: sicut inueni scripsi, ne reputes scriptori. In demselben Glossare fol. 25ᵘ (in hieremia) steht die bei W. 229 angeführte Glosse ausführlicher: scalpellum ferrum est quod habent scriptores unde incidunt cartas et pennas acuunt ex altera parte latum sicut graphium. Auf einem Irrtume beruht die Angabe bei W. 288, dass schon in Aelfrics Vocabular die Brille erwähnt sei; die Glosse specularis thurhscyne stan bezieht sich vielmehr auf Marienglas wie bei Isid. 16, 4, 37 u. a. — Von C. PAOLIS[3]) Grundriss ist der zweite Teil, der Schrift- und Buchwesen behandelt, ebenfalls ins Deutsche übersetzt worden von Lohmeyer. Das kleine Buch ist trotz seiner Kürze, wie es der Verf. beabsichtigte, nicht bloss Schulbuch geworden, sondern dient infolge seiner Selbständigkeit auch der wissenschaftlichen Forschung. Allerdings treten die italienischen Verhältnisse stark in den Vordergrund, besonders im Abschnitte über Buchmalerei; solche zu speziell italienisch erscheinende Angaben sind in der deutschen Übersetzung zum Teil weggelassen worden.

Abbildungen. — Sammlungen. In seiner äusserst nützlichen Sammlung von Proben der besten Hss. der römischen Schriftsteller hat E. CHATELAIN[4]) drei weitere Hefte erscheinen lassen, die Faksimiles in 9 zu Livius, in 10 zu Persius, Iuvenal, in 11 zu den beiden Plinius,

3) Grundriss zu Vorlesungen über lateinische Paläographie und Urkundenlehre. II. Schrift- und Bücherwesen. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Lohmeyer. Innsbruck 1895. Wagner V 207 S. 8°. 4) Paléographie des Classiques latins. Collection de facsimilés. livraison 9 1895, 10. 11, 1896. Gr.-Fol. Paris, Hachette.

Tacitus, Petronius bringen in vorzüglicher Ausführung. Von besonderem Interesse ist darunter die berühmte Petronhs. des 15. Jahrh. aus Dalmatien, jetzt in Paris, durch die allein das Gastmahl Trimalchios überliefert wird. Tacitus' Germania von Pontanus 1460 geschrieben in Renaissanceschrift ist merkwürdig wegen Beibehaltung des langobardischen *e*. Pomponius Laetus hat sich in seiner Abschrift der Kursive bedient, während zwei andere in Renaissanceschrift gehalten sind. — Zur Einführung junger Historiker in die Paläographie des spätern Mittelalters und der beginnenden Neuzeit hat M. PROU[5]) eine Erweiterung seiner früheren Sammlung zur Ergänzung seines Manuel de paléographie herausgegeben, die 12 Tafeln aus den Jahren 1151—1687 umfasst, mit Umschriften versehen ist und so auch zum Selbststudium sich gut eignet. Es sind nur datierte Hss. ausgewählt, sämtlich französischen Ursprungs, nur je eine englischen und italienischen Ursprungs des Vergleichs halber. Die Mehrzahl der Tafeln geben zwar Urkundenschrift, doch ist die Sammlung, zumal da sie nur die am häufigsten in Frankreich vorkommenden Schriftarten berücksichtigt, auch für philologische Zwecke zu beachten. — Die grosse 1881 schon begonnene Sammlung von ERNESTO MONACI[6]), liegt fertig vor. In vortrefflicher Auswahl und ausgezeichneter Ausführung werden dem Romanisten Schriftproben geliefert zum Studium der Paläographie an Stücken, die auch nach dem Inhalte sein Interesse erregen. Von den 100 Tafeln gehören der lateinischen Sprache nur 13 an, doch sind alle Schriftarten, ausser der irischen und angelsächsischen, vertreten: altrömische Kursive 77, spätere Kursive 80, Kapitale 76, 78, 79, Unciale 57, 78, 81, 83, Halbunciale 82, merowingische Minuskel 85, langobardische 93, westgotische 88. Die Hauptmasse der Tafeln verteilt sich auf die romanischen Sprachen mit Minuskelschrift. So kommen auf die Kasseler Glossen 5, französisch 17, provenzalisch 15, spanisch 7, portugiesisch 3, walachisch 2, italienisch 34 Tafeln (auch eine sardische mit griechischen Buchstaben). Die meisten Facsimiles erscheinen hier zum ersten Male veröffentlicht, Umschrift ist nicht beigegeben, wohl aber der notwendigste bibliographische Apparat. — Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, um die Entwicklung der Schrift im Norden Frankreichs kennen zu lernen, hat JULES FLAMMERMONT[7]) mit seiner Sammlung geboten, die 156 Urkunden aus den Archiven von Stadt und Département zu Lille in prächtigen phototypischen Faksimiles wiedergiebt. Die älteste Urkunde ist von 1096, die jüngste von 1655. Eine Umschrift ist nur von der ersten und letzten Zeile jedes Stückes gegeben. — Die Faksimilesammlung von Autographen, die G. F. WARNER[8]) aus den Schätzen des Britischen

---

5) Nouveau Recueil de facsimilés d'écritures du XIIe au XVIIe siècle (Manuscrits latins et français) accompagnés de transcriptions. Paris 1896. A. Picard & fils. 12 planches phototypiques et texte en un carton in 4°. 6 frcs.
6) Facsimili di antichi manoscritti per uso delle scuole di filologia neolatina. VIII p. 100 tavole in eliotipia gr. Folio (36 × 32 cm.). Roma, Martelli 1892. 60 Lire.
7) Album paléographique du nord de la France (= Travaux et mémoires de l'Université de Lille. Atlas n° 2). Chartes et documents historiques reproduits par la phototypie et publiées avec transcription partielle. Lille, au siège de l'Université. 1896. In fol. oblong III 204 p. 56 pl. 8) *Facsimiles of royal, historical, literary and other autographs in the department of manuscripts. Second Series, 1—30. 1896. Fol. wrapper. 7sh. 6d; or single plates with printed text, 3d.

Museums herausgegeben hat, ist mir nicht zu Gesicht gekommen. — Nur Urkundenschrift enthält die Sammlung von PISCICELLI TAEGGI [9]), Benediktiner in Monte-Cassino. An diesen Tafeln lässt sich die Entwicklung der Kursivschrift in Unteritalien mit ihren lokalen Unterschieden sehr gut verfolgen vom 9.—14. Jahrh. Auf Gaeta kommen 22 Tafeln (839—1097), Neapel 15 (920—1340), Amalfi 7 (875—1149), Sorrent 4 (930); auf Avellino, Benevento, Cilento, Corato zusammen 12 (11. und 12. Jahrh.). — In der grossen Sammlung von E. MONACI [10]) ist vom 1. Bande das 7. Heft erschienen mit Buchschrift des 13.—15. Jahrh. aus Mittelitalien. Die Stücke sind für Dialekte und Litteraturgeschichte interessant: Volgarizzamento dell'arte notaria di Rainerio da Perugia. Parlamenti ed Epistole di Guido Fava. Le Laudes creaturarum o Cantico del Sole attribuito a S. Francesco d'Assisi. Statuti dei Disciplinati di S. Caterina in Città di Castello. Statuti dei Disciplinati di S. Antonio in Città di Castello. Regole delle Suore di S. Chiara d'Assisi. Laude di Disciplinati di Borgo S. Sepolcro. Vom 2. Bande giebt Heft 4 und 5 Schriften des 10.—14. Jahrh. aus Rom und Umgebung, darunter 5 Seiten aus dem messale e leggenda di S. Giorgio del card. Iacopo Stefaneschi (erste Hälfte des 14. Jahrh.) mit schönen Miniaturen, die früher Giotto, jetzt einem seiner Schüler zugeschrieben werden. — Von der römischen Urkundenschrift des 10.—11. Jahrh., die der Schrift der päpstlichen Kanzlei jener Zeit sehr nahe kommt, hat L. HARTMANN [11]) in 22 Tafeln vortreffliche Proben gegeben. — Das altsächsische Schrifttum lässt sich jetzt vollständig überblicken in der Veröffentlichung von J. H. GALLÉE [12]). Von den grösseren Stücken sind Probeseiten, die kleineren Stücke sind ganz in prächtigem Lichtdruck wiedergegeben, darunter auch die neugefundenen vatikanischen Fragmente. Aus dem Essener Evangeliar kommen einige farbige Blätter mit irisch-fränkischer Kunst. —

Einzelnes. Der in Unciale des 6. Jahrh. geschriebene Palimpsest der LEX ROMANA WISIGOTH. [13]), den E. Beer in Leon entdeckt hatte, ist in vollständiger Nachbildung, freilich nur nach Zeichnung, herausgegeben worden von der historischen Akademie in Madrid. — Aus dem cod. Parisin. lat. 10861 (Suppl. lat. 778) des 8. Jahrh. aus St. Peter in Beauvais giebt W. WATTENBACH [14]) eine Seite als Schriftprobe, in der die altertümliche angelsächs. Schrift noch stark den irischen Einfluss

---

9) Saggio di scrittura notarile per gli studii paleografici. I curiali di Amalfi, Gaeta, Napoli, Sorrento. Monte Cassino 1893. Folio. 60 tavole. 10) Archivio paleografico Italiano. vol. I (miscellanea) fasc. VII (tav. 74—85). Roma 1895. Martelli. 12 tav. fol. Lire 13,40. — vol. II (Mon. pal. di Roma) fasc. IV (tav. 30—50). 1895. 21 tav. fol. Lire 16,25. — fasc. V (tav. 51—58). 1896. 8 tav. Lire 16,75. 11) Ecclesiae S. Mariae in Via lata tabularium. Wien, Gerold. 1895. XXXII 105 S. 22 Taf. 4°. 18 Mk. 12) Altsächsische Sprachdenkmäler. Facsimile-Sammlung. Leiden, Brill. 1895. 29 Taf. Dopp.-Fol. und Text LI 366 S. gr. 8. 45 Mk. 13) Legis Romanae Wisigothorum fragmenta ex cod. palimpsesto S. Legion. eccl. protulit, illustravit ac sumptu publ. ed. Regia Hist. Academia Hispana. Matriti, R. Fe. fol. XXVII 439 S. 1896. 14) Über die Legende von den heiligen vier Gekrönten (= SBAk BerlinphhKl. 1896. S. 1281—1302).

zeigt. — Eine Privaturkunde des ausgehenden 10. Jahrh. auf Papyrus aus Rom, früher in Hersfeld, jetzt in Marburg, behandelt P. KEHR[15]) sehr eingehend. Die gut gelungenen Tafeln zeigen ganz dieselbe Schrift, die aus den päpstlichen Bullen bekannt ist. — Der Abbé P. BATIFFOL[16]) giebt in seiner Beschreibung eines Breviariums, das geschrieben zwischen 1099 und 1105 zu Monte Cassino sich jetzt in der Bibl. Mazarine befindet, auch 2 Seiten dieser prächtigen langobardischen Schrift mit einem kunstvollen Initial, in Héliogravure. — Eine Hs. der miracula Gregors von Tours aus dem 9. Jahrh., die bis ins 18. Jahrh. der Kathedrale von Beauvais gehörte und bisher als verloren galt, ist jetzt als ms. latin nouv. acq. 1712 im Besitze der Pariser Nationalbibliothek. Sie wird, unter Beigabe einer Probeseite, von L. DELISLE[17]) beschrieben und der berühmten Schreibschule in Tours zugewiesen. Dem dritten Bande der Poetae latini medii aevi hat L. TRAUBE[18]) eine Anzahl Tafeln mit Faksimiles beigegeben, darunter tab. V mit Schriftprobe des Schottenmönchs Martin von Laon aus der bekannten Handschrift des 9. Jahrh. in Laon. Traube stellt S. 821 die Hss. zusammen, in denen wie hier Schottenmönche ihre irische Schrift nicht anwenden. Zwei andere Tafeln geben Proben karolingischer Minuskel des ausgehenden 9. Jahrh. aus Modena, die fast wie Kursive aussieht. — Für die Minuskel des 9.—12. Jahrh. hat C. CIPOLLA[19]) gute Proben gegeben aus Hss. des Klosters Novalese. — In verschiedenen Bibliotheken befinden sich Handschriften, die der Mönch Ademar von Chabannes († 1034) in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. geschrieben hat. L. DELISLE[20]) beschreibt sie eingehend unter Beigabe von 6 Schriftproben in Héliogravure. — Aus einer Hs. des angehenden 14. Jahrh. in Venedig, die die Chronik eines Dominikanermönchs aus Parma enthält, giebt L. DELISLE[21]) eine Seite Schriftprobe. — PAUL MEYER[22]) bespricht 2 französische Hss. der Kgl. Bibliothek in Brüssel, beide aus dem 14. Jahrh. Von der einen, die er um 1350—1364 setzt, ist eine Schriftprobe beigegeben, in der neben anderen Verzierungen auch die 2 Wappen erscheinen, die zur näheren Datierung der Hs. führen. — Eine Urkunde Karls VIII. von 1494, die C. PAOLI[23]) behandelt, ist nach Schrift und Verzierung Florentiner Arbeit. — Im ersten Bande Heft 5 und 6, 1890, des Archivio paleografico Italiano hatte E. MONACI[24]) bereits die Abbozzi autografi delle rime

---

15) Über eine römische Papyrusurkunde im Staatsarchiv zu Marburg. 28 S. mit drei Facsimiles auf zwei Tafeln (= Abh. d. Kgl. Ges. der Wiss. zu Göttingen. Philol. hist. Klasse. Neue Folge Bd. 1, n° 1). Berlin 1896. Weidmann. 16) Note sur un bréviaire Cassinésien du XIe siècle (= Mélanges Havet p. 201—209; 1 planche). 17) Un nouveau manuscrit des Livres des Miracles de Grégoire de Tours (= Mélanges Julien Havet. Recueil de travaux d'érudition dédiés à la mémoire de Julien Havet. 1853—1893. Paris 1895. Leroux. 781 p. 10 planches in 8°). 18) Poetae latini medii aevi, rec. L. Traube tom. III. Berlin 1896. 19) L'antica Biblioteca Novaliciense (= MAST. Torino S. 2, vol. 44, 1894). 20) Notice sur les Manuscrits originaux d'Adémar de Chabannes. (= Notices et Extraits 35, 1 p. 239—358; 6 planches 1896). 21) Chronique d'un dominicain de Parme. (= Notices et Extr. 35, 1. 359—387; 1 planche. 1896. 22) Notice de deux mss. de la vie de Saint Remi en vers français ayant appartenu à Charles V (= Notices et Extr. 35, 1, 117—168; 1 planche). 23) Un diplome de Charles VIII en faveur de la Seigneurie de Florence (= Mélanges Havet p. 571—577; 1 planche). 24) Il Manoscritto Vat. lat. 3196. autografo di Francesco Petrarca. Roma 1896. Martelli. 20 fogli di testo e pp. 2 d'illustrazione. 40 Lire.

di Francesco Petrarca aus Vat. lat. 3196 in vollständiger Abbildung gegeben. Jetzt ist eine separate Faksimile-Ausgabe erfolgt, die auch das Äussere dieses berühmten Autographs wiedergiebt in 20 Blättern Lichtdruck, jedes zu 2 Seiten Text, und 2 Seiten Illustration.

Schriftformen. Über das Aufkommen des geschwänzten *e* handelt Ulysse Robert[25]). Es kommt selten in Kapitale vor und erst ganz spät, als diese nur noch für Überschriften gebraucht wurde; in Unciale sicher seit dem 7. Jahrh., auch in Halbunciale nicht selten; am häufigsten in Minuskel schon seit dem 7. Jahrh. und in Urkunden älterer Zeit seltener als in Buchschrift. Merkwürdig ist die Form Bęgnard für Beanneard auf einer Münze von Offa, König von Mercia (757—796). Vielleicht ist hier *ę* für *ea* statt des üblichen *ae* gesetzt wie (vgl. [38]) oben) *ø* für *oe* und *eo* steht? Das *ę* = *ae* wird durch blosses *e* verdrängt seit dem 12. Jahrh. in Frankreich und Italien, seit dem 13. Jahrh. in Deutschland. Im 15. Jahrh. erscheint *ę* wieder in Hss. und Drucken besonders italienischer Herkunft (hängt offenbar mit der Nachahmung der Schrift des 10. Jahrh. durch die Humanisten zusammen). — Einen alten Lesefehler, den Wilh. Grimm (Über deutsche Runen 110) bietet und Ph. Berger (Histoire de l'écriture dans l'antiquité p. 344) wiederholt bei seiner Behandlung des Ogam-Alphabets, beseitigt J. van der Vliet[26]): in der St. Galler Hs. des 10. Jahrh. über die Jis-runa ist quae k littera aufzulösen in quae autem littera. — Auf Grund langjähriger Beobachtungen hat der Physiologe Wilh. Preyer[27]) in leicht verständlicher Darstellung die Probleme der Graphologie erörtert. Die Unterscheidungsmerkmale der Handschriften, Druckstärke, Neigungswinkel, Zeilenrichtung, Grösse, Auslassungen, werden genau und mit deutlichen Schriftproben behandelt. Die Schreibbewegung werde, wie alle Bewegungen, nicht vom ausführenden Organ (Hand), sondern vom Gehirn bestimmt. In der Deutung der individuellen Merkmale der Schrift, d. h. in den Schlüssen von der Schrift auf Charaktereigenschaften hält sich P. zurück: man könne nicht alles aus der Schrift erkennen, sondern nur den jeweils beim Niederschreiben vorherrschenden Gemütszustand herauslesen. Wie die individuellen, so seien auch die nationalen Schriftverschiedenheiten zu beurteilen. Der nationale Charakter der Handschriften ändert sich im Laufe der Jahrhunderte; ob psychologische Ursachen dabei mitwirken, ist noch nicht ermittelt.

Tironische Noten. Aus einer Vatikanischen Handschrift des 9. Jahrh. hat Wilhelm Schmitz[28]) den Inhalt von 16 Blättern in Faksimile und Umschrift veröffentlicht. Es sind theologische, grammatische, medizinische Stücke, aus denen für die Lexikographie, Formenlehre und

---

25) Note sur l'origine de l'*e* cédillé dans les manuscrits (= Mélanges J. Havet p. 633—637). 26) Error palaeographicus (= Mnemosyne vol. 24 1896 p. 232). — Vgl. Philippe Berger, Histoire de l'écriture dans l'antiquité. Paris 1891. p. 344. 27) Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Hamburg und Leipzig. 1895. Leopold Voss. gr. 8°. 230 S. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. 28) Miscellanea Tironiana. Aus dem Codex Vaticanus latinus Reginae Christinae 846 [fol. 99—114] herausgegeben von Wilhelm Schmitz. VIII 79 S. 4°. Mit 32 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig 1896. Teubner. 20 Mk.

Syntax des Spätlateins mancher Ertrag kommt, in tironischen Noten geschrieben, doch so, dass recht oft und nicht nur für schwierige Wörter gewöhnliche Schrift dazwischen erscheint. Da auch die Titel regelmässig nicht notiert werden, so sollte die Anwendung der Buchstabenschrift wohl der Übersichtlichkeit dienen. Auffällige, aus der Aussprache zu erklärende Noten wie farrago = Pharao, magus = maius, admittamus = amittamus, werden in einem Index zusammengestellt. — Von einigen kleinen in Noten geschriebenen Stücken haben W. Schmitz[29][30]) und E. Chatelain[31]) Faksimile mit Umschrift gegeben. — Über nicht enträtselte Schrift in Urkunden des 11. Jahrh. aus Genua berichtet C. Cipolla[32]). — Die Arbeiten über Notenforschung, besonders die tachygraphische Silbenschrift in Oberitalien, von Julien Havet[33]) sind jetzt im 2. Bande seiner Werke zusammengefasst. — Dass Luthers Predigten von seinen Hörern mit einer Art Stenographie nachgeschrieben worden seien, ist eine irrige Annahme. Paul Mitzchke[34]) weist nach, dass Stephan Roth, der Zwickauer Schulrektor, Stadtschreiber und Ratsherr Luthers Predigten nicht wörtlich nachgeschrieben, sondern nur den Gedankengang flüchtig skizziert hat, zum Teil in lateinischer Sprache mit Verwendung althergebrachter Wortkürzungen.

Geheimschrift. Die Abhandlung von P. Valerio[35]) über Geheimschrift und ihre Entzifferung war mir nicht zugänglich.

Musiknoten. Die Prachthandschrift deutscher Minnesängerlieder mit ihren Singweisen, zu Anfange des 14. Jahrh. wohl für einen thüringischen Fürsten hergestellt und seit 1548 in der Universitätsbibliothek zu Jena aufbewahrt, ist in ausgezeichnetem Lichtdrucke vollständig herausgegeben worden, mit paläographischer Einleitung von K. K. Müller[36]). Die Hs., durch Ausführung und Format hervorragend, ist eine der ältesten, durch die uns die Melodien weltlicher Lieder überliefert werden, und dadurch von hervorragendem Werte.

Verzierung. Im ersten Bande seiner Geschichte der christlichen Kunst behandelt Franz Xaver Kraus[37]) auch die altchristliche Buchmalerei, die Kunst in byzantinischen und in den nordischen Handschriften. Er legt das Hauptgewicht nicht auf die Formen, sondern auf den Inhalt der Kunstdarstellungen, erstrebt also eine Verbindung der Archäologie mit der Geschichte. — Zu demselben Ergebnisse wie Goldschmidt (vgl. [56]) oben) kommt auch P. Durrieu[38]) in seiner Untersuchung über die

---

29) Tironianum (= Mélanges Havet p. 77—80). **30)** Zwei Tironiana (= Festbuch zur hundertjähr. Jubelfeier der deutschen Kurzschrift. Herausgegeben von Dr. Chr. Johnen. Berlin 1896. Ferdinand Schrey. S. 102—107). **31)** Notes Tironiennes d'un manuscrit de Genève (= Mélanges Havet p. 81—86). **32)** La Tachygraphie Ligurienne au XIe siècle (= Mélanges Havet p. 87—96). **33)** Julien Havet, Oeuvres. Paris 1896. Leroux. **34)** Stephan Roth, ein Geschwindschreiber des Reformationszeitalters. Berlin 1895. H. Schumann. 20 S. 8°. **35)** *De la cryptographie. Essai sur les méthodes de déchiffrement. 2e partie, suivie du déchiffrement de la correspondance d'Henri IV et du landgrave de Hesse. XV 108 p. 8°. Paris. Baudoin. 1896. **36)** Die Jenaer Liederhandschrift. Faksimile-Ausgabe in Lichtdruck. 266 Seiten gross Folio (60 × 42 cm) auf 133 Blättern, nebst palaeograph. Text von Dr. K. K. Müller. Jena 1896. F. Strobel. 200 Mk. **37)** Geschichte der christlichen Kunst. I 1895. Freiburg. Herder. XIX 621 S. Lex. 8° mit 437 Textabbildungen. 16 Mk. **38)** l'origine du manuscrit célèbre dit le „Psautier d'Utrecht" (= Mélanges Julien Havet S. 639—657 und 2 Tafeln) 1895.

Herkunft des berühmten, in Kapitale geschriebenen Utrechter Psalters: nach Schrift, Schmuck der Initialen und Illustrationen ist er aufs engste verwandt mit den Evangelien von Ebbo, die zwischen 816 und 845 in der Diöcese Rheims hergestellt sind. Zwei Tafeln mit Darstellungen aus den beiden Werken unterstützen die Vergleichung. — Über einen Psalter, der sich jetzt in Hildesheim befindet, handelt A. GOLDSCHMIDT[39]). Die Handschrift ist geschrieben und verziert kurz vor 1146. An jeder Initiale findet sich in angelsächsisch-irischem Stile eine Darstellung, die zu den Worten des Psalmen Beziehung hat. Zum Vergleiche werden ähnliche Darstellungen herangezogen, die ebenfalls an den Inhalt der Psalmen sich anlehnen und ausserordentlich verbreitet sind. — Ein umfassendes Werk über sämtliche Psalterillustrationen im Mittelalter hat J. J. TIKKANEN[40]) zu veröffentlichen begonnen. In den bis jetzt erschienenen zwei Heften wird die byzantinische Psalterillustration, die sich in mehrere Gruppen sondern lässt, behandelt mit zahlreichen Abbildungen und auf den Zusammenhang mit der abendländischen Kunst hingewiesen. Ungemein wichtig sind diese Illustrationen namentlich für die Kulturgeschichte. — Von den liturgischen Büchern des Mittelalters, die für das Studium der Paläographie von Bedeutung sind, waren bisher nur die Sakramentarien des frühen Mittelalters von L. Delisle und A. Springer behandelt. Viel weiter hat sich ADALBERT EBNER[41]) die Aufgabe gestellt, alle liturgischen Werke des ganzen Mittelalters zu berücksichtigen. Zunächst hat er eine Beschreibung der wichtigeren Sakramentar- und Missal-Handschriften der italienischen Bibliotheken veröffentlicht, von denen übrigens eine ganze Reihe aus Frankreich und Deutschland stammt. — Interessant ist der Versuch von R. STETTINER[42]), die Illustrationen der vielgelesenen Psychomachie des Prudentius in ihrer Entwickelung zu verfolgen. In 19 Handschriften, deren jüngste von 1289 ist, findet sich Bilderschmuck, aber nirgends ganz übereinstimmend, vielfach umgestaltet, vermehrt durch neue Bilder; in vielen Hss. ist die Ausschmückung auch nicht zu Ende geführt. — Wie szenische Darstellungen auf die kirchliche Kunst einwirken, hat P. WEBER[43]) nachgewiesen an dem Beispiel von Gegenüberstellung der Kirche und Synagoge in mittelalterlichen Handschriften. Der Nachweis ist fruchtbar auch für andere Miniaturen. — Eine von Cristoforo Preda (um 1476) schön ausgestattete Handschrift ist das Borromeische Gebetbuch in Mailand, das LUCA BELTRAMI[44])

---

39) Der Albanipsalter in Hildesheim und seine Beziehung zur symbolischen Kirchenskulptur des 12. Jahrh. Berlin 1895. G. Siemens. gr. 8°. 154 S. 8 T. 44 Textillustr. 9 Mk. 40) Die Psalterillustration im Mittelalter. Bd. I. Byzantinische Psalterillustration. Helsingfors 1895. Druckerei der finnischen Litteraturgesellschaft. Heft 1. 2: zusammen 152 S. gr. 4° mit 6 T. 87 Textillustr. und 3 T. 50 Textillustr. 41) Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kunstgeschichte des Missale Romanum im Mittelalter. Iter Italicum. Mit 1 Titelbilde und 30 Abbildungen im Texte. Freiburg (Breisgau). Herder. 1896. XI 487 S. gr. 8°. 10 Mk. 42) Die illustrierten Prudentiushandschriften. Strassburger Diss. Berlin 1895. Druck von J. S. Preuss. 400 S. 43) Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältnisse erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. Mit 10 Abbildungen in Lichtdruck und 18 Textbildern. Stuttgart 1894. Ebner & Seubert. 152 S. gr. 8°. 44) Il libro d'ore Borromeo alla biblioteca Ambrosiana, miniato da Cristoforo Preda. Milano 1896. Hoepli. 30 S. 40 T. 25 lire.

herausgegeben hat. In dem kleinen Buche von zierlichstem Formate hat der Künstler an Initialen, Randleisten, kleinen Bildchen mit winzigen Figuren seine graziöse Kunst in reichem Masse gezeigt. — Für die Illustration der Handschriften weltlichen Inhaltes sind zusammenfassende Werke nicht zu verzeichnen, wohl aber eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte der Handschriftenillustration. A. VON ÖCHELHÄUSER[45]) behandelt mit 17 anderen Bilderhss. der Palatina aus dem 13. und 14. Jahrh. hauptsächlich die Manesse-Handschrift. Jedes einzelne Bild wird genau beschrieben und erklärt; 4 Maler lassen sich unterscheiden. Nach Ö. ist die Hs. im 3. Jahrzehnt des 14. Jahrh. entstanden, in Zürich: für diesen Ort spricht der Umstand, dass der Züricher Dichter Hadlaub durch sorgfältigere Schrift, den reichsten Initial und das einzige Doppelbild bevorzugt ist. — Die Ausführungen über Diebolt Lauber von RUDOLF KAUTZSCH[46]) und die Ergänzungen dazu von A. HANAUER[47]) sind, obwohl nur deutsche Bücher aus jener Werkstatt hervorgegangen zu sein scheinen, doch von hohem Interesse für das Schriftwesen im allgemeinen. Schreiber, Maler, Buchbinder, Buchhändler sind hier im 15. Jahrh. fest vereinigt unter der Leitung eines Meisters; Kunst und Brauch lässt sich recht genau verfolgen und giebt ein anschauliches Bild von den Zuständen in der Zeit kurz vor dem Untergange des Schreibgewerbes. — Die Abhandlung von P. DURRIEU[48]) und J. J. MARQUET DE VASSELOT über die illustrierten Handschriften der französischen Übersetzung von Ovids Heroiden war mir nicht zugänglich. — Die Litteraturgeschichte, die unter Leitung von L. PETIT DE JULLEVILLE[49]) herausgegeben ist, enthält in den zwei ersten Bänden auch 19 Proben von Handschriften. Darunter sind nur zwei Schriftfaksimiles: je 1 Tafel von den Strassburger Eiden und dem Oxforder Roland. Die übrigen 17 Tafeln geben in gut ausgeführtem Buntdruck Miniaturen von Handschriften, meist der Pariser National-Bibliothek, wieder. Diese Beigabe ist um so dankenswerter, als die meisten dieser Miniaturen hier zum ersten Male veröffentlicht sind. — Das Handbuch des Bücherschmucks von ALFREDO MELANI[50]) verfolgt einen praktischen Zweck: dem Künstler und Kunsthandwerker schöne und zuverlässige Muster zu bieten. Die dargebotenen Muster sind Originalen, Handschriften und Drucken entnommen, die grösstenteils im Besitze des Verlegers Hoepli sind. Leider sind Zeit und

---

45) Die Miniaturen der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Bd. II. Heidelberg 1895. Koester. 420 S. 16 T. gr. 4°. 60 Mk. **46**) Diebolt Lauber und seine Werkstatt in Hagenau. 1895 (= Centralblatt für Bibliothekswesen XII 1 ff.). **47**) Diebolt Lauber et les calligraphes de Haguenau (= Revue catholique Alsacienne). Strassburg 1895. 45 S. **48**) *Les manuscrits à miniatures des Héroides d'Ovide. Traduites par Saint-Gelais, et un grand miniaturiste français du XVIe siècle. Châteaudun, impr. de la Société typograph. 38 p. et planches. 8° (Extrait de l'Artiste). **49**) Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900. publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. tome 1. 2. Moyen âge (des origines à 1500). Paris, Colin et Co. 1896. XXII 408 und LXXX 560 S. gr. 8°. **50**) Manuale dell' ornatista. Raccolta d'iniziali miniate e incise, d'inquadrature di pagina, di fregi e finalini, esistenti in opere antiche di biblioteche, musei e collezioni private. XXIV tavole in colori per miniatori, calligrafi, pittori d'insegne, ricamatori, incisori, disegnatori di caratteri da stampa ecc. I serie. Ulrico Hoepli, editore-libraio della real casa. Milano MDCCCXCVI. 4°.

Herkunft der Originale nicht genau genug angegeben. Das Büchlein ist billig, aber Auswahl und Ausführung sind geschmackvoll und solid.

Schreibstoffe. Ein umfangreiches Material für Wasserzeichen hat FR. KEINZ [51]) in der bayerischen Hof- und Staatsbibliothek durchforscht. Die meisten untersuchten Hss. stammen aus Altbayern und dessen nächster Nachbarschaft; wenige aus Italien, Griechenland, Spanien und Westdeutschland. Etwa 1285 wird der Beginn der Wasserzeichen zu setzen sein. Ihr Zweck mag dem der moderen Fabrikmarken ähnlich sein, den Ursprung des Fabrikates zu kennzeichnen. Die einzelnen Zeichen sind sehr genau gemessen, gut gruppiert zu leichtem Auffinden, und auf Tafeln sauber autographiert. Manche von ihnen sind auch, besonders für Geräte, Waffen dgl., kulturhistorisch verwertbar.

Schreibverfahren. Die Liviushs. Parisin. lat. 5725, aus dem Ende des 9. Jahrh. hat, wie E. CHATELAIN [4]) hervorhebt, mittelalterliche Korrekturen nach einem andern Exemplare erfahren, dessen Lesarten oft durch das mit tiron. Noten geschriebene alter am Rande eingeführt werden. Bei andern korrigierten Stellen steht auch op(time) und q(uaere). Letzteres gehört ebenso wie r(equire) zu den häufigsten Randbemerkungen in lat. Hss. Chatelain vermutet, dass diese Bemerkungen vielleicht schon aus einer früheren Vorlage mit herüber genommen seien. — Eine andere Liviushs., der Vatican. Reg. lat. 762 aus der ersten Hälfte des 9. Jahrh. ist eine Abschrift aus dem ehemals in Corbie befindlichen Parisin. lat. 5730 des 5. Jahrh. Diese Abschrift ist dadurch interessant, dass sie lagenweise an 7 Schreiber verteilt war, deren Namen am Ende der Lagen genannt sind. Traube hat sie als Mönche von S. Martin in Tours in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. nachgewiesen. Die Hs. ist also ein Erzeugnis der berühmten, von L. Delisle (Mémoires de l'Académie des inscriptions t. XXXII, 1) beschriebenen Kalligraphenschule zu Tours. Auf einzelnen Blättern finden sich noch andere Namen, deren Träger vielleicht wieder Abschriften dieser Abschrift besorgen sollten. Ein Vergleich der beiden mitgeteilten Faksimile ergiebt, dass der Schreiber Ansoaldus im Vat. Reg. gegenüber seiner Vorlage (Parisin.) mehrere Abweichungen hat: er schrieb aedae st. aede, apsumtis st. absumtis, subpl. st. suppl. Diese auf Schultheorie oder Schreibgewohnheit beruhenden Änderungen zeigen, wie weit man der Überlieferung in solchen Dingen trauen darf. — Die Pliniushs. Lipsii 7 in Leiden aus dem Anfange des 10. Jahrh. zeigt die Eigentümlichkeit, dass die letzte Seite der Lagen bald mehr, bald weniger umfasst als die übrigen Seiten: es sollte eben jede Lage mit der entsprechenden der Vorlage möglichst übereinstimmen. Diese Hs. ist aus der Pliniushs. von Corbie, die sich jetzt in drei Teilen auf die Vaticana, Paris, Leiden verteilt, bald nach ihrer Herstellung, aber noch bevor sie korrigiert wurde, abgeschrieben worden.

Buchhandel. Bibliotheken. Archive. Im Berichte über seine Forschungsreise in Spanien, der in den Wiener Sitzungs-Berichten und durch Register vermehrt auch separat erschienen ist, bespricht

---

51) Die Wasserzeichen des 14. Jahrh. in Hss. der k. bayerischen Hof- und Staatsbibliothek. München 1896. Franz in Kommission. 46 S. und 38 Tafeln gr. 4°. 4 Mk. (= Abh. d. k. bayerischen Akademie d. Wiss. I. Cl. XX. Bd. III. Abt.).

R. BEER [52]) 617 öffentliche und private, auch untergegangene Bibliotheken. In der Einleitung giebt er eine Geschichte des Bücherwesens in Spanien von 402 bis zum 16. Jahrh., dazu auch bibliographische Nachweise und ein Verzeichnis der veröffentlichten Faksimiles für jede Bibliothek. Eine interessante Notiz steht S. 25 über eine Kaufurkunde, wonach Bischof und Kapitel der Kathedrale in Barcelona im Jahre 1043 einem Juden Remundus zwei Priscianhss. mit einem Bauerngute bezahlten. Am Schlusse folgen Verzeichnisse der datierten Hss., der Hss. mit Namen des Schreibers oder Illuminators, der Hss. mit Miniaturen. — In einer grösseren Abhandlung über das alte Universitätswesen in Bologna erwähnt F. CAVAZZA [53]) auch, dass 1319 ein Exemplar der Dekretalen fünfzig Bologneser Lire, und ein Exemplar des Dekretum sogar 150 Lire kostete. — Eine sehr nützliche und auch für andere Gebiete nachahmenswerte Aufgabe hat ROBERT PRIEBSCH [54]) zu lösen begonnen, alle deutschen Hss. in den öffentlichen und privaten Bibliotheken Englands in einer systematischen Beschreibung zusammen zu stellen. Er nimmt alle Hss. der kontinentalen Germanen auf, die älter sind als 1600, um den deutschen Philologen und Historikern zu zeigen, welches Material für ihre Arbeiten in England verstreut liegt. Das ist um so wichtiger, als ja die Privatbibliotheken in England meist schwer zugänglich sind, ihre Existenz oft nur den Eingeweihten bekannt ist. Im ersten Bande sind 192 Hss. beschrieben, die sich auf verschiedene öffentliche und private Bibliotheken verteilen. Ein 2. Band soll die Hss. des Britischen Museums und derjenigen Privatbibliotheken, die P. noch zugänglich werden, enthalten. — Seinen Leitfaden für Archivbenutzer bezeichnet MAX BÄR [55]) selbst als ersten Versuch: er soll den weniger erfahrenen Benutzern ein Wegweiser für alles wissenswerte sein. Aber dafür müsste er doch etwas reichhaltiger sein; den meisten Nutzen gewährt wohl der Abschnitt über die Benutzung der Archive und die geltenden Grundsätze der Verwaltungen.

Giessen. G. Gundermann.

---

52) Handschriftenschätze Spaniens. Bericht über eine im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wiss. in den Jahren 1886—1888 durchgeführte Forschungsreise. Wien 1894. Tempsky. 755 S. 8° (= Sitz.-Ber. d. phil. hist. Kl. der Akad. Wien 1891—1894). 53) Le scuole dell' antico studio Bolognese, Milano, Hoepli 1896, XIV 340. LXVIII S. gr. 8. 54) Deutsche Handschriften in England. Erster Band: Ashburnham-Place, Cambridge, Cheltenham, Oxford, Wigan. Mit einem Anhang ungedruckter Stücke. Erlangen 1896. Fr. Junge. 16 Mk. 55) Leitfaden für Archivbenutzer. Leipzig 1896. S. Hirzel. 71 S. 8°.

IV.

Vierter Teil.

Unterricht in der französischen Sprache an höheren Lehranstalten (einschliesslich Selbstunterricht).

Redigiert von Otto E. A. Dickmann (Köln a./Rh.).

1. Allgemeines.

a) Bibliographie in der neusprachlichen Reformlitteratur.

H. Breymann, Die neusprachliche Reformlitteratur von 1876—1893. Eine bibliographisch-kritische Übersicht (Leipzig 1895). Einen vollständigen Überblick über die neusprachliche Reformlitteratur zu gewinnen, war bis vor kurzem fast unmöglich. Wer konnte die in Einzelabhandlungen, Zeitschriften, Programmen zerstreuten Schriften alle kennen? Wir ersehen ja aus der Zusammenstellung bei Breymann, dass in den 18 Jahren nicht weniger als 549 hierher gehörige Erscheinungen zu verzeichnen sind, wobei eine ganze Anzahl nicht mitgerechnet sind, die sich speziell auf Mädchenschulen beziehen, die Phonetik nicht berücksichtigen oder von letzterer als wissenschaftlicher Disziplin handeln; ferner alle eigentlichen Lesebücher und die pädagogischen Lehr- und Handbücher. Infolge des mangelnden Überblickes kam es denn auch, dass so häufig in „neuen" Abhandlungen die Verfasser, ohne es zu wissen, nur längst und wiederholt Gesagtes vorbrachten, ohne etwas wirklich Neues zu bieten. Wie oft war man enttäuscht, wenn man statt neuer Gesichtspunkte und frischer Anregung nur Erörterungen fand, die bloss lange dagewesenes aufwärmten[1]). Dem Übelstande ist nun wohl abgeholfen. Breymann hat sich mit staunenswertem Fleisse der mühevollen Arbeit unterzogen, die gesamte Reformlitteratur von 1876—1893, also einen Zeitraum von 18 Jahren umfassend, zusammenzustellen und zu ordnen. Das Buch zerfällt in zwei Teile: die Zusammenstellung der Litteratur und einen Rückblick. Der erstere führt in Unterabteilungen die Schriften an, welche enthalten: I. Theoretische Erörterungen. II. Praktische Versuche (im Französischen). III. Offizielle Verordnungen. IV. Öffentliche Verhandlungen. In diesen einzelnen Abteilungen sind die Werke

1) Ein recht trauriges Beispiel hierfür ist Spill, 1893.

nach den Erscheinungsjahren geordnet. Bei den einzelnen Schriften werden die Urteile der bis zum Erscheinen des Breymannschen Buches in Zeitschriften veröffentlichten Besprechungen, soweit ich sehe, fast vollständig angeführt; dazu kommt bei den wichtigeren Abhandlungen eine die Hauptpunkte hervorhebende Inhaltsangabe, sowie vielfach eine Anmerkung, welche Breymanns Ansicht darüber wiedergiebt. Recht interessant ist es, die häufig sich widersprechenden Meinungen der Rezensenten mit einander zu vergleichen. Zu bedauern ist, dass in der Abteilung „Praktische Versuche" nur die das Französische betreffenden aufgeführt sind. Gerade auch im Englischen sind in dieser Hinsicht sehr bedeutsame Erscheinungen zu verzeichnen, deren Zusammenstellung in einer zweiten Auflage sehr dankenswert sein würde. Der zweite Teil, der Rückblick, giebt nicht eigentlich eine Geschichte der Reformbewegung, wohl aber liefert er zusammen mit dem ersten Teile wertvolles Material zu einer „erschöpfenden Geschichte der neusprachlichen Methodik im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts". Der Verfasser beleuchtet den Beginn, die Entwickelung und die Erfolge der Reform zumeist in durchaus sachlicher Weise. Dass bei dem polemischen Charakter so vieler Schriften, die er zu berücksichtigen hat, auch er zuweilen in einen etwas erregteren Ton verfällt, und dass er mehrfach pro domo redet, wird ihm niemand zum Vorwurfe machen, besonders wenn er sich gegen die niederträchtige Art der anonymen Äusserungen und Zuschriften wendet. Dass er, der selbst die regste und anerkennenswerteste Thätigkeit auf dem Gebiet des neusprachlichen Unterrichts entfaltet, für seine eignen Ansichten kräftig eintritt, ist erklärlich. Von der Einseitigkeit eines seiner Kollegen, welcher meint (vgl. Nspr. 1894, II, S. 179), die Universitäten seien es allein, welche den ganzen Anstoss zu der neusprachlichen Bewegung mittelbar oder unmittelbar gegeben hätten, hält er sich frei. Verhältnismässig zu hoch scheint er die Reformthätigkeit in Bayern zu stellen; es erklärt sich dies daraus, dass ihm dies Gebiet am nächsten liegt und er am genauesten damit bekannt ist, während er die praktischen Versuche und Erfolge z. B. an preussischen Schulen meist wohl nur aus den schriftlichen Berichten kennt. Und gerade diese praktische Anwendung ist doch die Hauptsache und das Ziel der ganzen Bewegung. Um aber die Ergebnisse der theoretischen Erörterungen praktisch im Unterricht verwerten zu können, dazu gehört vor allem auch die nötige Anleitung, wie sie jetzt in den pädagogischen Seminarien geboten wird oder — geboten werden soll. In hohem Grade erwünscht ist es freilich, wenn die Kandidaten nicht, wie es doch noch vielfach vorkommt, ohne jegliche Kenntnis der Reformlitteratur und der Entwickelung der neusprachlichen Methodik in das Seminarjahr eintreten. Breymann hat vollkommen recht, wenn er die Unterweisung hierin von der Universität fordert. Gerade für die Kandidaten und jüngeren Lehrer (auch für manche älteren) ist nun Breymanns Buch ganz unentbehrlich, wenn auch das eingehende Studium der wichtigeren Werke dadurch keineswegs unnötig gemacht wird. Wir hoffen, dass der Verfasser recht bald in einer zweiten Auflage oder auch in einem Nachtrage die Zusammenstellung bis auf die neuesten Erscheinungen fortsetzen wird.

Weilburg. Dr. A. Gundlach.

b) Stand des Unterrichts im Französischen an den höheren Lehranstalten[1]) der deutschen Grossstaaten.

1) Bayern.

In den Jahren **1895** und **1896** hat sich in **Bayern** mit Bezug auf die Verhältnisse des französischen Unterrichts nichts geändert, dieselben liegen vielmehr noch genau so, wie sie Professor WOLPERT im 2. Bd. dieses Jahresberichtes dargestellt hat.

Weit entfernt, an dem Referate meines Herrn Vorgängers etwas beanstanden zu wollen, möchte ich nur einen Punkt nachtragen, der dort nicht berührt wurde, mir aber der Besprechung würdig erscheint. Ich meine die für den Betrieb des Faches so wichtige Frage nach den Lehrmitteln, speziell den Grammatiken nebst den sich daran anschliessenden Übungsbüchern. — Wenden wir uns zuerst zu den Realschulen, so finden wir in der Nr. 17 des Kultusministerialblattes von 1896 folgende Bücher als genehmigt aufgeführt: 1. BREYMANN-MÖLLER, Elementarbuch und die beiden Teile des Übungsbuches, 2. PLOETZ, Elementarbuch, Elementargrammatik und Schulgrammatik, 3. PLOETZ-KARES, Kurzer Lehrgang (3 Teile); dazu noch die „Realien zum Übersetzen“ von BAUER-LINK-ULLRICH, und die „Übungsaufgaben“ von SCHOLL. — Für die Gymnasien sind laut Kultusministerialblatt vom 5. Juli 1893 als genehmigt zu nennen: 1. BREYMANN-MÖLLER, Übungsbuch für Gymn. 1. Teil (der 1894 erschienene 2. Teil erhielt im folgenden Jahre die Genehmigung), 2. PLOETZ, Elementargrammatik und Kurzgef. system. Grammatik nebst den beiden Teilen des zugehörigen Übungsbuches, 3. WOHLFAHRT, Grammatik. — Wie man sieht, ist es ein sehr enger Kreis, aus welchem dem Lehrer die Wahl freisteht, und nur schwer kann man sich über die Gründe Klarheit verschaffen, die zu einer solchen Beschränkung geführt haben. Das Streben nach grösserer Vereinheitlichung des Unterrichts an allen königlichen Anstalten kann dabei nicht wohl massgebend gewesen sein, da sich dasselbe sonst gewiss auch bei anderen Fächern geltend machen würde. Wir finden aber, dass z. B. fürs Englische den Gymnasien eine sehr stattliche Reihe von Werken zur Auswahl steht, obwohl dieses Fach bei uns nur an den (4) Realgymnasien obligat ist. Beachtet man vollends, dass die genehmigten Bücher, wenigstens die für die Gymnasien, unter sich so stark verschieden sind, als dies überhaupt bei drei Lehrbüchern für denselben Gegenstand nur denkbar ist, ja dass sie sich in vielen Beziehungen einfach ausschliessen, so dass ein mit Wechsel des Lehrbuches verbundener Anstaltswechsel für den betreffenden Schüler eine schwere Schädigung bedeutet, so ergiebt sich bis zur Evidenz, dass jenes Streben nicht Veranlassung der auffälligen Einschränkung gewesen sein kann, und letztere bleibt vollkommen rätselhaft.

In der Praxis der Jahre 1895 und 1896 war die Liste der verwendeten Bücher eine etwas umfangreichere. Wir finden OTTO an 1 Gymn., BOREL und PLATTNER an je 1 R.-G., bes. aber die jetzt nicht mehr genehmigte Schulgrammatik von PLOETZ an vielen Gymn. ver-

1) Aus den hier nicht vertretenen Staaten sind keine Berichte eingelaufen, weil nichts oder zu wenig Neues zu berichten war.

wendet, an einer Realschule das Lehrbuch von KOCH. — PLOETZ (in seinen verschiedenen Gestaltungen) wurde (1894/95) 1895/96 verwendet an (25) 19 G., 3 R.-G., (34) 35 R.-Sch., 20 Progymnasien und 4 isol. Lateinschulen; BREYMANN-MÖLLER an (2) 4 G., 1 R.-G., (19) 20 R.-Sch., 2 Progymn. und 1 Lateinschule; WOHLFAHRT an 10 (11) G. und 2 Progymn.; endlich PLOETZ-KARES an 1 R.-G. und (5) 8 R.-Sch. — Da wir 37 G., 4 R.-G., 25 Progymn., 17 isol. Lateinsch. und 51 (zum Teil nur vierkursige) Realschulen hatten, so ergiebt sich aus obiger Zusammenstellung, dass an manchen Anstalten gleichzeitig Bücher verschiedener Verfasser im Gebrauch waren. Bei einigen, so besonders bei den 3 Industrieschulen, war aus den Jahresberichten nichts über die verwendeten Lehrmittel zu ersehen.

Was die Lektüre betr., so sei es gestattet, anschliessend an das von WOLPERT auf S. 282 Gesagte auf die verdienstvolle Zusammenstellung von ACKERMANN (Blätter f. d. Gymnasialschulwesen, Bd. 32, S. 28) hinzuweisen, nach welcher an den hum. Gymn. in Bayern etwa 56 französische Autoren gelesen werden und zwar 20 Historiker, 21 erzählende Prosaiker und 15 Dichter, bes. Dramatiker.

Bamberg. Dr. B. Herlet.

2) Sachsen.

Dem Berichterstatter über den Betrieb des französischen Unterrichts an den höheren Schulen Sachsens während der Jahre 1895 und 1896 ist seine Aufgabe wesentlich erleichtert durch die treffliche Übersicht über den gleichen Gegenstand, die E. STIEHLER in der Franco-Gallia XIV, S. 155—163 u. S. 172—177 für 1895 gegeben hat. Für 1896 liegt eine derartige belehrende und fördernde Arbeit noch nicht vor. Auf Stiehlers verschiedenen Behandlungen der Frage fusst z. T. die wertvolle, umsichtige, aber stellenweise nicht ganz billig urteilende Programmarbeit von R. HAUBOLD (Realgymnasium Chemnitz 1897).

Der Charakter des Unterrichtsbetriebes im Französischen an den höheren Lehranstalten Sachsens ist auch in den beiden Berichtsjahren noch durchaus der des Übergangs. Besonders im Gebrauche der Lehrbücher zeigt sich das. Die Vorliebe für die alten Ploetzschen Bücher besteht noch immer, und nur langsam werden sie durch mehr den Forderungen der Neuzeit angepasste Hilfsmittel verdrängt. Ebenso langsam gewinnen sich die Lehrbücher neuesten Schlages, die Reformwerke, Boden. Dagegen zieht die vermittelnde Methode immer weitere Kreise der sächsischen Neuphilologen an, und so verbreiten sich die Grammatiken dieser Richtung mehr und mehr an den Schulen des Landes. Aus solchen Beobachtungen den Schluss ziehen zu wollen, dass überall da, wo man an dem „bewährten Alten" festhält, d. h. an dem alten Ploetz, auch die Unterrichtsweise dieselbe geblieben sei, wäre jedoch nicht richtig. Denn Lehrbuch und Methode brauchen sich nicht immer völlig zu decken, wenn auch die Folgerung vom veralteten Lehrbuche auf Bewahrung des veralteten Unterrichtsbetriebes meist zutreffen mag. Als Beweis für das eben Gesagte kann die in einem 1896er Berichte stehende Bemerkung dienen: „Aus Ploetz' Schulgrammatik wurde Lektion 1—50 wiederholt, ausserdem Lektion 50—57, 60—70 u. 78 in den Mustersätzen durch-

genommen. Die übrige Syntax wurde im Anschluss an die Lektüre behandelt. An Stelle der Übersetzung von Einzelsätzen aus dem Deutschen, von der fast ganz abgesehen wurde, traten zusammenhängende Übungen, Bearbeitungen und Retroversionen von Lesestücken".

Seit dem letzten Berichte ist die Zahl der Gymnasien und Realgymnasien die gleiche geblieben, dagegen hat sich im Laufe der Jahre 1895 und 1896 die Zahl der Realschulen um 2 vermehrt. Eine von diesen, die zu Oschatz, war Ostern 1897 ausgebaut und veröffentlichte ihr erstes Programm, die andere, über die noch kein Programm vorliegt, ist am 1. Oktober 1896 in Auerbach i. V. errichtet worden. Beide Anstalten sind mit Progymnasien verbunden. Die Bemerkungen über den Stand des französischen Unterrichts beziehen sich demnach auf die 17 sächsischen Gymnasien, die 10 Realgymnasien und 24 Realschulen. Die lateinlosen Realschulen vermehren sich stetig, wie weitere Neugründungen beweisen, die erst in einem späteren Berichte zu behandeln sind.

Stiehler hat festgestellt[1]), dass im Jahre 1895 an den genannten höheren Lehranstalten (einschliesslich Landwirtschaftsschule Döbeln und der mit dem Zittauer Realgymnasium verbundenen höheren Handelsschule) 155 Fachmänner und 50 Nichtfachmänner mit der Erteilung des neusprachlichen Unterrichts betraut waren. Im Jahre 1896 dürfte sich dieses Verhältnis nicht wesentlich geändert haben, obschon namentlich die kleineren Schulen durch den auffälligen Mangel an Neusprachlern zu leiden hatten.

Eine Änderung der Lehrpläne ist nicht erfolgt. Im Vergleiche zum Gymnasium sind also die Realanstalten noch an ältere Lehrvorschriften gebunden, und diese Thatsache muss in Betracht gezogen werden, wenn man den Betrieb des französischen, überhaupt des neusprachlichen Unterrichts an den Schulen realen Charakters gerecht beurteilen will. Weil aber die Verbesserungsbedürftigkeit der Lehrpläne für diese Schulgattungen anerkannt ist, wird seitens des kgl. Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts ein weiter Spielraum für Neueinrichtungen gelassen. So wurde die vom Rektor der Dreikönigschule zu Dresden-N. (Realgymnasium) beantragte Umwandlung der Anstalt in eine solche mit lateinlosem Unterbau auf Widerruf genehmigt und infolgedessen Ostern 1895 mit dieser Umwandlung begonnen. In den drei untern Klassen ist demnach der französische Unterricht der einzige fremdsprachliche. Gegenüber dem allgemeinen Plane erhält das Französische eine Vermehrung um 4 Stunden. Die 38 Stunden verteilen sich so: VI 5, V 6, VI 7, III B 4, III A 4, II B—I A je 3. Der Kursus in VI gilt als propädeutischer. Schon durch die höhere Stundenzahl unterscheidet er sich vorteilhaft von dem an einigen Realschulen in Klasse 6 eingeführten. Um gleich an dieser Stelle über den eben erwähnten Vorbereitungskursus an Realschulen zu berichten, so ist er nicht nur nicht zurück- oder gar eingegangen, sondern hat sich weiter ausgedehnt, z. T. wurde er statt zwei- dreistündig betrieben. Es darf sonach angenommen werden, dass er sich in den nächsten Jahren steigender Beliebtheit erfreut und also auch weitere Einführungen bevorstehen. Nach den Osterprogrammen

1) FG. XIV, 155.

von 1897 hatte er sich bereits auf 13 Realschulen erstreckt; an 5 Anstalten nahm er 3 Wochenstunden in Anspruch. 5 mal wurde dem Unterrichte Reums treffliche Vorstufe zu Grunde gelegt[2]), desgleichen auch an der Dreikönigschule in Dresden-N., einmal die ersten 8 Lektionen von Ploetz-Kares' Elementarbuch, einmal Striens Elementarbuch, einmal Robinson Crusoe (Bibliothèque Rose, Hachette et Cie.), einmal Plattner, einmal eine kleine Erzählung, in den anderen Fällen war kein gedrucktes Buch in den Händen der Schüler.

Um nun den eigentlichen französischen Unterricht an den Realschulen zu betrachten, so ist festzustellen, dass in den Grammatiken und Übungsbüchern eine grosse Mannigfaltigkeit herrschte und solche ältester wie neuester Methode gebraucht wurden. Vielfach war in den oberen Klassen noch ein altes Lehrmittel in Verwendung, während die unteren Klassen nach einem fortschrittlicheren Lehrbuche unterrichtet wurden. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die „vermittelnden“ Bücher von Ploetz-Kares (G. Ploetz). Plattners Wertschätzung nahm ab. Ein ziemlich zähes Leben führte noch der „alte Ploetz“, obgleich an einigen Schulen seine Tage gezählt sind. Einmal wurde übrigens die „Kurzgefasste systematische Grammatik“ erst neu eingeführt. Börners Lehrbuch hat an der sächsischen Realschule eine Zukunft. Noch nicht die gleiche Gunst wie die „Vorstufe“ geniessen die Reum-Sternschen Werke, die sich auf diesen Unterbau gründen; im Jahre 1896 waren sie an 3 Schulen verwendet.

Die Lektüre an den Realschulen betreffend schreibt die Lehrordnung von 1884 für Kl. 3 den Gebrauch einer Chrestomathie vor, für Kl. 2 und 1 ist die Verwendung einer Chrestomathie oder die Lektüre von Einzelwerken freigestellt. Trotzdem die Auswahlsammlungen sehr viel im Gebrauche sind, gab es eine Anstalt, die weder eine besondere Chrestomathie besass, noch die Lektüre von Schriftstellern betrieb, sondern mit dem durch die Lehrbücher (Börner) gebotenen Lesestoffe auskam. Im übrigen herrschte grosse Mannigfaltigkeit des Gelesenen; einer nicht mehr ganz begründeten Wertschätzung erfreuten sich noch die Lectures choisies von Ploetz; daneben waren Bretschneiders Lectures et exercices oft beliebt, ausserdem mehrere Lesestück- und Gedichtsammlungen. Doch herrschte im ganzen grössere Vorliebe für Einzelschriftsteller. Die Geschichtslektüre wurde stark betont und zog gute Historiker in ihren Bereich. Voltaires Charles XII erschien nur einmal auf der Bildfläche. Durch die erzählende Litteratur wurde in vielen Fällen trefflich Kenntnis von Land und Leuten in Frankreich vermittelt. Krons Petit Parisien[3]) hat an einer Anstalt Eingang gefunden. Dem vorwiegend praktischen Charakter der Realschulen entsprach es, dass verhältnismässig wenig dramatische Lektüre gepflogen wurde. Auch das noch recht jugendliche Durchschnittsalter der in den ersten Klassen der Schulen sitzenden Zöglinge mag für die schwächere Betonung des Dramas massgebend gewesen sein.

Der Lehrordnung zufolge sollen in der ersten Klasse biographische Notizen über die französischen Klassiker gegeben werden. Dieser

---

2) Vgl. S. 20 Anm. 20. 3) Vgl. S. 17 Anm. 4.

Forderung leisteten nach den Programmen nur etwa die Hälfte der Anstalten Genüge. Die darauf bezüglichen Bemerkungen in den Jahresberichten klingen sehr verschieden. In einigen Fällen wurde ein kurzer litterargeschichtlicher Abriss vom Lehrer diktiert, in anderen wurden knappe gedruckte Leitfäden benutzt, auch an die Lektüre einer Chrestomathie knüpfte man an.

Die vorgeschriebenen Memorier- und Sprechübungen erwähnen fast alle Realschulprogramme.

Hinsichtlich der schriftlichen Arbeiten zeigt sich ein Fortschritt; Aufsatzübungen finden sich nämlich an etwa 10 Anstalten erwähnt. Eine Schule (Meissen) druckt sogar im 1896er Bericht die Themata der in Kl. 1 gelieferten Aufsätze ab. Die für diese Schulgattung besonders wichtige Anleitung zur Abfassung von Briefen wurde wenigstens ein paarmal gegeben, allerdings noch nicht oft genug.

Das von Stiehler[4]) über den Betrieb des französischen Unterrichts an den sächsischen Realschulen gefällte Urteil dürfte sich sonach auch auf das Jahr 1897 ausdehnen lassen.

Der franz. Unterricht im Realgymnasium scheint sich ganz überwiegend, was die grammatische Seite betrifft, auf die Übungsbücher von Ploetz-Kares gründen zu wollen. K. Ploetz hat im 2. Berichtsjahre einen Rückgang zu verzeichnen und dürfte in einigen Jahren ganz aus dem Realgymnasium verschwunden sein; Börner hat erst an einer Schule Fuss gefasst, ebenso Breymann-Möller; das Buch von Magnin und Dillmann ist 1896 aus der Zahl der eingeführten Lehrmittel verschwunden, Schäfer dürfte sich an einer Anstalt noch einige Jahre halten, wird aber dort von unten her durch Ploetz-Kares verdrängt; Gruners Musterstücke halten sich auch nicht mehr lange. Reum-Stern hat nur in Dresden-N. Eingang gefunden.

Die Lektüre am Realgymnasium nimmt, wie es die grosse Stundenzahl, die hier dem Franz. zur Verfügung steht, erwarten lässt, einen sehr breiten Raum ein. Unter den Chrestomathien ist Ploetz' Manuel zu nennen. Gegenüber 1895, wo es nur an 2 Anstalten Verwendung fand[5]), hat es sich im folgenden Jahre an zwei weiteren Schulen Boden zu schaffen gewusst. Dagegen scheint Ploetz' Chrestomathie glücklicherweise an Beliebtheit zu verlieren. Die Gedichtsammlung von Gropp und Hausknecht wird an 3 Realgymnasien benutzt, während die von Stiehler noch nicht über das Döbelner hinausgekommen ist. Das frz. Lesebuch von Wershoven behauptete sich 1896 nur noch an einer Anstalt. Sehr reichhaltig ist die Auswahl der gelesenen Einzelschriftsteller, die so ziemlich allen Bedürfnissen Rechnung trägt. Die von Stiehler mit Recht als Schullektüre verworfene Histoire de la seconde guerre punique von Rollin fristet auch 1896 ihr Dasein noch an einer Schule, ebenso wie die Histoire de Charles XII von Voltaire. Besonders reich sind die Dramatiker klassischen und modernen Charakters vertreten.

Die freien Aufsätze wurden vorschriftsmässig gepflegt. An 4 Realgymnasien begann man mit ihnen (abgesehen von den Aufsatzübungen in Unter- und Mittelklassen, die durch den Gebrauch fortschritt-

4) FG. XIV, 159. 5) Stiehler a. a. O. 160.

licher Lehrbücher sich von selbst ergaben) im Jahre 1896 schon in II A (1895 nur an 3). Jede der beiden Primen fertigte durchschnittlich etwa 6 freie Arbeiten, z. T. im Anschluss an die Lektüre. Durchsieht man die Verzeichnisse, so bedauert man gelegentlich, dass zu fern liegende Themata gewählt wurden und dass zu wenig Abwechslung herrschte. An einem Realgymnasium sind übrigens für 1896 auch Übungen im Briefstil besonders angeführt. Über die Gegenstände der wohl überall gehaltenen freien Vorträge (erwähnt werden sie nicht immer) lässt sich leider nichts Genaues ermitteln, da die Programme darüber schweigen. An 3 Anstalten verknüpften sich diese Vorträge mit Übungen im Protokollieren.

Auch in Bezug auf den Betrieb des Franz. an den Realgymnasien wenden wir Stiehlers günstiges Urteil [6]) auf beide Berichtsjahre an.

Wir betrachten nun den Unterricht an den sächsischen Gymnasien. Hinsichtlich der Grammatik ist festzustellen, dass sich eine gewisse Vereinheitlichung zu entwickeln beginnt, und zwar nehmen die Neubearbeitungen des „alten Ploetz", die Bücher von Ploetz-Kares und G. Ploetz, den obersten Rang ein. Börners Lehrbuch erfreut sich einer gewissen Beliebtheit, die aber an die jener Bücher lange nicht heranreicht (sein Lehrbuch wurde an 3 und die Oberstufe an nur einer von diesen 3 Anstalten gebraucht). Reum hat sich erst an einem Gymnasium Boden verschafft. Der Stern des „alten Ploetz" beginnt langsam zu erbleichen. Ein paar andere Grammatiken sind nur an je einer Anstalt in Verwendung. Im Gebrauche der Hölzelschen Wandbilder gehen die Gymnasien weiter als die Realgymnasien. Der litteraturgeschichtliche Abriss von Breitinger erfreut sich eines immer steigenden Wohlwollens der an Gymnasien thätigen Lehrer der neueren Sprachen.

Die Lektüre von Einzelschriftstellern begann an den meisten Gymnasien erst in II B; bis dahin wurden Chrestomathien verwendet. Am beliebtesten war 1896 Wershovens Franz. Lesebuch; es war an 5 Anstalten im Gebrauch (gegen 2 im Vorjahre [7])). Zwei Schulen benutzten 1896 das Ploetzsche Manuel, das somit gegen 1895 einen kleinen Fortschritt zu verzeichnen hatte. 1896 erschienen auch Leitritz' La France und Rickens La France. Die Gedichtsammlung von Gropp und Hausknecht wurde als recht brauchbar erfunden. Für 1895 zählt Stiehler [8]) nicht weniger als 135 Einzelschriftsteller auf, die nach den Berichten zur Lektüre an den Gymnasien dienten; im folgenden Jahre erhöhte sich die Zahl noch um 5. Die Auswahl erfolgte durchaus nach den durch die Reformbewegung aufgestellten Gesichtspunkten; dass Rollins Alexandre le Grand noch einmal auferstanden ist, thut diesem Gesamturteil keinen Eintrag. Die leichtere Erzählungslektüre fand ebenso Pflege wie die historische. Die Lyrik erhielt Berücksichtigung besonders in Béranger, und dem klassischen Drama wie dem Konversationsstücke wurde in den Oberklassen der ihm gebührende Platz gegönnt.

Auf ausgedehnte Sprechübungen lässt die schon berührte häufige Verwendung der Hölzelschen Anschauungsbilder schliessen. Auch das Diktat wurde einigermassen gepflegt; an einer Anstalt (Thomasschule)

6) a. a. O. 173. 7) Stiehler a. a. O. 173. 8) S. 175.

sind in allen Klassen ausser den Thèmes als schriftliche Arbeiten nur die Dictées erwähnt. Bezüglich des freien Aufsatzes, dessen Möglichkeit am Gymnasium von A. Reum (Programm des Vitzthumschen Gymnasiums 1896) erwiesen wurde, konnte Stiehler für 1895 anführen, dass er in den Oberklassen nur an 2 Gymnasien gebräuchlich gewesen sei. 1896 zeigt sich schon eine allerdings noch schwache Wirkung der Arbeit Reums: zu den Anstalten in Plauen i. V. und Vitzthum-Dresden ist das kgl. Gymnasium in Leipzig getreten. In den unteren und mittleren Klassen waren kleine Aufsatzversuche wie im Realgymnasium da üblich, wo die Lehrbücher dazu aufforderten. Von freien Vorträgen ist am Gymnasium aus den Berichten noch nichts zu sehen. Es dürfte wohl die Hoffnung berechtigt sein, dass sich in den nächsten Jahren diese Lücke ausfüllt, wie auch an einer weiteren Verbreitung des Aufsatzes kaum zu zweifeln ist.

So hat sich uns denn ein im ganzen recht erfreuliches Bild des Betriebs der franz. Sprache an den höheren Schulen des Landes gezeigt.

Werfen wir noch einen Blick auf die allgemeineren Fortschritte der neuphilologischen Sache! Dem Vorgehen von Prof. A. Hartmann-Leipzig ist die Einführung des internationalen Schülerbriefwechsels zu danken, der bei genügender Beaufsichtigung durch die Lehrer Erspriessliches wirken kann, wenngleich uns die an diese Einrichtung geknüpften Hoffnungen als zu weitgehend erscheinen.

Aus dem Kartell der neuphilologischen Vereine zu Leipzig und Dresden sind die sächsischen Neuphilologentage erwachsen; die Bedeutung des ersten, 1895 zu Leisnig abgehaltenen, hat bereits der Bericht über die Jahre 1891—94 gewürdigt. Ein zweiter fand 1896 (14. Juni) in Meissen statt. Das Bedürfnis nach einem engeren Zusammenschlusse der Neusprachler Sachsens führte am 10. November 1896 zur Gründung eines sächsischen Neuphilologenverbandes, an dessen Zustandekommen wiederum Hartmann einen hervorragenden Anteil hat.

Endlich wurde ein längst gehegter Wunsch erfüllt: der nach Stipendien für Auslandsreisen. Die Stadt Dresden setzte Ende 1895 für ihre Lehrer des Französischen und Englischen zu diesem Zwecke 1000 M. im Jahre aus. Ihrem Beispiel folgte Leipzig und stellte die Summe von 3000 M. dafür in den Haushaltsplan ein. Auch der sächsische Landtag hat 3000 M. für Stipendien zu Auslandsreisen bewilligt. Doch mit den beiden letzten Bemerkungen sind wir über den uns zeitlich vorgesteckten Rahmen hinausgekommen.

Rechnen wir alle diese Zeichen zusammen, so dürfen wir wohl annehmen, dass der Betrieb des franz. Unterrichts in Sachsen sich in aufsteigender Linie bewegen wird, vorausgesetzt, dass nicht ein wahrscheinlicher Mangel an Vertretern des Faches einen Stillstand herbeiführt.

Dresden. Karl Reuschel.

3) Baden.

Seit unserm letzten Bericht sind im Betriebe des französischen Unterrichts an den höhern Lehranstalten grössere Veränderungen

nicht eingetreten. Die Bestimmungen und Verordnungen, welche sich auf denselben beziehen, stammen zum überwiegenden Teil aus den letzten Jahren und atmen einen durchweg reformfreundlichen Geist. Sie müssen zunächst allgemein durchgeführt und in ihren Wirkungen erprobt werden; doch ist schon jetzt unverkennbar, dass sie eine grössere Unmittelbarkeit und Frische des Unterrichts zur Folge gehabt haben. Die für die Realanstalten geforderten freien Arbeiten — Umgestaltungen auf den untern Stufen, Beschreibungen und Aufsätze auf den obern — finden meist Billigung und fördern gute Ergebnisse, wenngleich nicht zu leugnen ist, dass eine systematische Gliederung und gleichmässige Beurteilung solcher Arbeiten manchen Schwierigkeiten begegnet und die zeitraubende Korrektur den Lehrer der neuern Sprachen unverhältnismässig belastet. Eine strenge Durchführung des Systems der freien Arbeiten müsste notwendig mit einer Verringerung der Stundenanzahl der Lehrer und mit einer Beschränkung der vorgeschriebenen schriftlichen Übungen Hand in Hand gehn. — In der Schlussprüfung der Realanstalten mit neunjährigem Kurs wird nach der Verordnung vom 27. März 1895 neben den schriftlichen Arbeiten die mündliche Übersetzung eines Abschnittes aus einem Schriftsteller verlangt. An Stelle derselben ist in praxi eine freie Sprechübung getreten in Form einer Unterhaltung über den im Laufe des Schuljahrs behandelten Lesestoff, über staatliche und wirtschaftliche Verhältnisse in Frankreich, über Paris und dessen Sehenswürdigkeiten u. s. w. — Der Unterricht an denjenigen Anstalten, bei denen das Französische die erste Fremdsprache bildet, baut sich meist auf den von Direktor Walter-Frankfurt dargelegten und vorgeführten Grundsätzen auf, wobei fast überall die Lehrbücher von Kühn zur Einführung gelangt sind oder allmählich von unten herauf die bisher üblichen Lehrbücher vor sich herschieben. Die Gymnasien benutzen zum grossen Teil Plattner und Ciala, teilweise auch Plötz-Kares und Ricken. Am Reformgymnasium Karlsruhe ist das an den Töchterschulen sehr verbreitete Buch von Rossmann-Schmidt zunächst auf den untern Stufen in Gebrauch genommen. — Die zusammenhängende Lektüre, die früher vielfach schon in IV begann, wird nach allgemeiner Einführung von Kühns Lesebuch, mittl. Stufe, in Zukunft wohl erst in Unter II eintreten, da das genannte Buch mit seinem reichen Inhalt einen ausreichenden und nicht allzu leichten Stoff bis zu dieser Klasse zu bieten scheint. — Die Berechtigungen der Oberrealschulen sind durch die Zulassung der Abiturienten zum Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften erweitert und die Ergänzungsprüfung für die Realgymnasien auf eine mündliche Übersetzung aus einem prosaischen Schulschriftsteller und aus Ovid oder Virgil beschränkt worden. Dagegen fehlt den Oberrealschulen unseres Landes die in Preussen gewährte Berechtigung zum Studium der Ingenieurwissenschaften. Mit der Bewilligung dieser würden die Anstalten, die sich noch immer in aufsteigender Linie bewegen, eine wesentliche Verstärkung ihrer Existenzberechtigung erlangen.

Freiburg. Dr. Rose.

---

2. Lehrweise.

a) Lehrmittel für den Selbstunterricht im Französischen.

1895.

Auf dem Gebiee dei Selbstunterrichtslitteratur ist in den beiden Berichtsjahren 1895 und 1896 fürs Studium des Französischen nichts geschehen, was einen Fortschritt gegen die Vorjahre bedeuten könnte. Dies wird indes kaum Wunder nehmen angesichts der zahlreichen bestehenden Konkurrenzsysteme, die sich in praktischen und unpraktischen methodischen Neuerungen zu überbieten trachten und geradezu erschöpfen.

Aus dem Jahre **1895** liegt dem Berichterstatter kein Selbstbelehrungsmittel ausschliesslich für Neulinge im Französischen vor. Für die Weiterbildung solcher, die bereits tüchtig geschult sind, hat Erwin Walther, Professor am Gymnasium zu Ansbach, 2 Heftchen[1]) von je 18 kleinen Oktavseiten deutscher Übungssätze mit angefügter idiomatischer Übertragung ins Französische veröffentlicht. Vom rein sprachlichen Gesichtspunkt aus ist das Gebotene, das Deutsch wie das Französisch — einige Druckversehen sind belanglos — zu loben und dürfte sich für deutschbeflissene Franzosen ebenso brauchbar erweisen, wie für französischtreibende Deutsche. Der Herausgeber hat augenscheinlich die meisten französischen Sätze aus der Tagespresse und aus guten modernen Schriftwerken entlehnt und in fliessendes Deutsch übertragen. Die deutsche Übertragung entfernt sich indes vielfach ohne ersichtlichen Grund gar weit von der wörtlichen Übersetzung der frz. Vorlage und macht selbst dem gewandtesten Franzosen, und erst recht uns Deutschen, die getreue Wiedergabe des frz. Originals stellenweise unmöglich. Es wäre reiner Zufall, wenn ein des Deutschen völlig mächtiger Franzose den im frz. Schlüssel gegebenen Wortlaut überall genau träfe, wo doch in der Regel die frz. Fassung, ebenso wie die deutsche, der Variierung fähig ist. Nur ein paar Beispiele: der vorletzte Satz der I. Serie, Seite 24 lautet bei Walther: „*Die Studenten sind im Gänsemarsch vorübergezogen*“; die frz. Übersetzung (S. 45): *Ces étudiants ont passé à la queue-leu-leu (en formant un monôme)*; statt dessen kann der gebildete Franzose ebenso gut und gewählter sagen: . . . *à la file, à la file indienne*, oder *l'un derrière l'autre*; jedenfalls ist es ihm nicht zu verübeln, wenn er das dem Schülerargot angehörige *monôme* oder das familiäre *à la queue-leu-leu* nicht ohne weiteres trifft und durch einen der drei anderen Ausdrücke, die dem strengen Stilisten näher liegen, ersetzt. Auch ist nicht zu erwarten, dass „*die* Studenten“ in diesem Zusammenhange vom Nationalfranzosen unbedingt durch *ces* étudiants übersetzt werde. Dann der letzte Satz der I. Serie! Er hat folgende Fassung: „*Vor dem Hause des Bürgermeisters hat man ein Haberfeldtreiben veranstaltet*“. Die französische Version lautet: *On a organisé des charivaris devant la maison du maire.* Ein „Haberfeldtreiben“ ist ein spezifisch bayrischer Begriff, der sich mit *des charivaris* keineswegs deckt. Die von den Wörterbüchern gegebene französische Bedeutung für

1) Wissenschaftliche Fortbildungsblätter für Lehrende und Lernende der frz. Sprache. Serie I u. II, 45 resp. 46 S. 8°. Stuttgart, Jos. Roth 1895, geheftet je 50 Pf.

das bayerische Wort — *justice de lynch, justice populaire* — giebt das *bruit discordant de chaudrons, casseroles, sifflets,* etc., *qu'on vient faire sous les fenêtres d'une personne pour la huer* nicht im entferntesten wieder. Diese beiden Stellen schon zeigen zur Genüge, wie schwer es der Herausgeber dem Übenden macht, und wie unbefriedigt der letztere sich fühlen muss, wenn er trotz heissen Bemühens dem im Schlüssel stehenden Wortlaut in den allerwenigsten Fällen gerecht wird. Jedenfalls hätte Walther den Wert der Bändchen wesentlich gesteigert, wenn er eine saubere Scheidung gemacht hätte zwischen dem, was akademisches Musterfranzösisch ist und dem, was auf niederer Stufe steht. Dies wäre durch bündige Bemerkungen — etwa in Fussnoten oder in Klammern — leicht zu machen gewesen. Freilich gehört dazu eine tiefgehende Kenntnis des heutigen Französisch; überdies bedarf eine solche Arbeit vor der Drucklegung der strengen Durchsicht eines zuverlässigen Franzosen. Die einzelnen Sätze hängen inhaltlich gar nicht zusammen; viele derselben machen einen durchaus inhaltleeren Eindruck; andere wieder lassen Walthers Streben erkennen, hochmodernen Sachinhalt zu bieten, so der Satz (Serie II, S. 7) über den Fuchsmühler Bauernaufstand, der über die Sonntagsruhe (ebda) u. v. a. Als Ganzes betrachtet ist das Werkchen ein harter Prüfstein für solche, die sich über das Mass ihres französischen Könnens klar werden möchten; das Studium der französischen Sätze bietet für jeden Nichtfranzosen trotz der buntgewürfelten, systemlosen Anordnung manches Neue und Wissenswerte, das freilich, wie bereits angedeutet, nicht durchweg von gleichem stilistischen Werte ist. Die Serie II der „Wissenschaftlichen Fortbildungsblätter" ist der Königin Charlotte von Württemberg gewidmet. Doch warum im Titel das vielversprechende Wort „wissenschaftlich"? Das von anderer Seite bereits vorgeschlagene Wort „stilistisch" kennzeichnet den Inhalt der Bändchen entschieden viel treffender.

Zu warnen ist vor einem „Sammelwerk von Musteraufsätzen, Briefen und Entwürfen"[2]) das im Jahre 1895 in sog. 2. Auflage erschien; allerdings ist es nur Titelauflage eines alten und gänzlich veralteten Buches, das nichts weniger als eine Aufsatzschule und erst recht keine Briefschule ist. Dem vergilbten Papier des Buches nach zu urteilen, ist den Druckbogen der 1. Auflage ein halber Bogen vorgesetzt und das Ganze dann unter der Flagge einer zweiten Auflage auf den Markt gebracht. Von den älteren Lesebüchern à la Lüdecking unterscheidet sich das Buch nur durch den irreleitenden Titel und durch einige wenige aus Brée, Vogel und anderen Handelskorrespondenzen herübergenommene kaufmännische Briefe und Formulare älteren Stils. Über zwei Drittel des Buches ist mit Fabeln, Anekdoten, Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen etc., kurz, mit dem gefüllt, was man früher in den frz. Lesebüchern fand. Am Fusse jeder Seite ist die Präparation, d. h. das frz. Wort, in Klammern dahinter das betr. englische und oft sogar lateinische (!), und dann das deutsche Äquivalent. Mit gleichem Rechte könnten sich die neueren Lesebücher als „Aufsatz- und Briefschule" hinstellen. Das

2) Französische Aufsatz- und Briefschule. Mit Einleitungen und Präparationen. Von Dr. H. Ch. Traut. 2. Aufl. 1895. 170 S. geh. 1,80 M. Dresden, G. Kühtmann.

Buch ist nichts weiter als ein Lesebuch, das längst nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht und einer Besprechung hier nur gewürdigt wird, weil es dem Referenten zu diesem Zwecke eingesandt worden ist.

1896.

Einen sehr günstigen Eindruck aber macht Dr. JOHN KOCHs „Praktisches Französisch“[3]), ein Seitenstück zu seinem „Praktischen Englisch“. Das Werk ist für solche, die noch kein oder nur wenig Französich gelernt haben, aber möglichst schnell mit dem im praktischen Verkehr benötigten Sprachschatz vertraut werden möchten. Der gebotene Sprachstoff ist nach diesem Gesichtspunkt gewählt und begreift neben einer Reihe von kürzeren Gesprächen (mit nebengestellter Verdeutschung) über eine Anzahl Sprachkreise des Alltags- und Gewerbslebens auch Geschäftsbriefe, Rundschreiben, Prospekte, eine Reihe von Zeitungsanzeigen aus neueren Tagesblättern, Kursberichte u. v. a. Die Texte sind alle echt französisch gefärbt. Aufgabe des Lernenden ist es, sich das Material gedächtnismässig einzuprägen und an deutschen Übungsstücken und in Umformungen zu befestigen. Bei den Sprachkreisen des täglichen Lebens stellt sich indes manche Lücke heraus, die auch der Verf. vielleicht späterhin auszufüllen für nötig halten dürfte; offenbar hat er sich absichtlich der Beschränkung auf das Allerwichtigste beflissen. Die Aussprache ist durchweg bezeichnet, und zwar in leicht fasslicher Umschrift, die auch dem Laien keine Schwierigkeit bieten wird. Koch bekundet in der Lautumschrift vielfach eine starke Neigung, halblange und fast kurz zu nennende Vokallaute als lang zu bezeichnen. Eine gründliche Durcharbeitung nach dieser Seite hin erscheint unerlässlich, wenn das gebotene Französisch die reine Pariser Klangfarbe erhalten soll. Die Grammatik behandelt in bündiger und gemeinverständlicher Form alles, was für den Praktiker wissenswert ist. Der umfangreichere II. Teil (für das 2. und 3. Lernjahr) scheidet die Grammatik von den Lesestoffen und Übungsstücken. Die Lesestoffe beschäftigen sich grundsätzlich mit Land und Leuten. Eine kurze Handelskorrespondenz fehlt nicht. Die Übungsstücke sind zusammenhängend und ergänzen oft Teile des vorhergehenden Lesestoffs; jedem Übungsstück sind einige Einzelsätze angefügt, die die grammatische Sicherheit und die Übung im Ausdruck des brieflichen und mündlichen Verkehrs steigern sollen. Das Werk verdient volle Anerkennung.

Einen weniger erfreulichen Eindruck dagegen macht das im Erscheinen begriffene, auf breiter Grundlage beruhende Selbstunterrichtswerk von HONORÉ LE PRINCE[4]). Es liegen bisher nur die ersten beiden Hefte des französischen Kursus vor; soweit sich nach denselben ein

3) Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der frz. Sprache für Fortbildungs- und Fachschulen, wie zum Selbststudium. I. Teil Elementarbuch 2. Aufl. 1896. 196 S. 8°. geb. 80 Pf. II. Teil 1896 (auf 1897 vordatiert) 348 S. 8°. geb. 2,80 M. Berlin, Emil Goldschmidt. 4) Europäisch-amerikanische Sprach-Akademie (für 20 lebende europäische Sprachen). Verlag der europäisch-amerikanischen Verlags-Anstalt August Doell in Turin. Erstes Lehrgebäude: Die französische Geschäfts- und Umgangssprache der Gegenwart erlernbar in 30 Tagen ohne Lehrer durch die Unterrichtsbriefe aller Unterrichtsbriefe von HONORÉ LE PRINCE, 1896. Vollständig in 30 Heften zu je 32 Seiten. Jedes Heft 1 M.

Gesamturteil bilden lässt, muss das Unternehmen an der zerfahrenen Anlage und der fehlerhaften Ausführung scheitern. So sind in den ersten beiden Heften die geraden (linken) Seiten mit alphabetischen Wortverzeichnissen, die von à bis argumentateur resp. von „ab" bis „Abzug" reichen, gefüllt; die ungeraden Seiten enthalten den eigentlichen Unterrichtskursus, der an buntem Durcheinander einzig dasteht. Man höre! Seite 1, 3, 5 . . . 11: L'avant-coureur de la prononciation française (ein Lautierkurs, gespickt mit den wunderlichsten, weder praktischen, noch wissenschaftlich begründeten Bemerkungen und eigenartigsten, schwierigsten Transskriptionsungeheuern — Akzenten, Punkten oben und unten, Horizontalstrichen, Häkchen, Schleifen, fetten und mageren, tief und hoch gestellten Lettern u. a. m. —; der Verfasser redet dabei von „milden", „zarten", „sanften", „schwachen", „weichen", „harten" „scharfen", „schnellen" Lauten, von „Scheinlauten", „Volllauten" mit dreifacher Stärke, — er scheidet nämlich „$^1/_1$ Volllaute", „$^1/_2$ Volllaute", $^1/_4$ Volllaute" —; die erläuternden Zusätze und Winke zur Hervorbringung der fraglichen Laute sind oft voll unfreiwilliger Komik). S. 13: Comment faut-il étudier le français? (eine Reihe von Verhaltungsmassregeln beim Studium, mit z. T. recht gesunden, wenn auch keineswegs neuen Gedanken, z. T. aber mit recht überflüssigen, nicht zum Wesen der Sache gehörigen Erörterungen). S. 15: La grammaire des grammaires (das ganze Présent von avoir mit Objekt, auch in Lautumschrift). S. 17: Le Français parlé ou la conversation de tous les jours (kurze Besuchsszene mit Interlineartransskription und auf den Kopf gestellter Verdeutschung). S. 19: Les finesses de la prononciation française (Aussprachebemerkungen zu S. 17). S. 21: Vocabulaire et phraséologie systématiques. Le commerce (einige kurze Sätze mit geschäftlichem Inhalt, ohne Aussprachebezeichnung, jedoch mit einer Ziffer unter jedem französischen Worte zum Hinweis auf die auf den Kopf gestellten, dem betr. Satze unmittelbar folgenden Verdeutschungen). S. 23: La correspondance commerciale (ein frz. Rundschreiben über Geschäftsgründung; die deutsche Bedeutung zu den unterzifferten frz. Wörtern folgt erst auf S. 31; jedes einzelne Wort, auch die schon mehrfach vorgekommenen, wird auf S. 31 nochmals übersetzt). S. 25: Le livre de lecture: La France et les Français peints par eux-mêmes (ein gewisser Vervolet ist entrüstet, ein falsches Geldstück für echt angenommen zu haben und will sich desselben wieder entledigen. Hier bricht das Stückchen plötzlich ab; die Fortsetzung wird im nächsten Briefe gebracht). S. 27: A travers la grammaire. Analyse grammaticale (Conférence grammaticale du professeur Honoré Le Prince sur le morceau de lecture « Fausse Monnaie », ein regelrechter Vortrag mit der Anrede Mesdames et Messieurs! und mit den albernsten Redefloskeln zur Erklärung der Bildung der Femininform und des Adverbs von faux). S. 29: Les mystères de la causerie française (12 Gallicismen!). S. 31: Traduction littérale du texte sur les pages 15, 17, 23, 25 (Zifferverweise nebst nackter Vokalverdeutschung). Damit wäre das bunte Gewirr des 1. Briefes endlich gekennzeichnet; im 2. Briefe geht es in gleicher Weise weiter. — Wie der unwissende Anfänger solche abgerissenen, zusammenhanglosen Sprachfetzen in sich aufnimmt und verdaut, darüber härmt sich der Verfasser nicht. Dem einsichtigen Fachkundigen ist freilich von vornherein

klar, dass dem Neuling von alle dem so dumm wird, wie dem Schüler bei Mephistopheles. — Die Ausführung ist ebenso verfehlt, wie die Anlage. Die Aussprachelehre enthält mehrere Ungenauigkeiten und wird den Anfänger beispielsweise schwerlich zur selbständigen Hervorbringung der Nasalvokale befähigen. Was für einen Zweck hat es, wenn dem Lernenden gesagt wird, das inlautende *c* in *chacun* habe zunächst den Laut der gutturalen Media g, dann den der Tenuis k? Wie wunderlich klingt es, wenn der Verf. (S. 7) sagt: „*seuil* erinnert in seiner Aussprache lebhaft an — ?" (er meint: „Säu", womit er sich einige Zeilen vorher bereits beschäftigt hat)! Auch der Satz (S. 15): *il a une jolie maitresse* macht einen bedenklichen Eindruck. Dass bei der zerfahrenen Anlage und dem Streben, möglichst vielerlei zu bieten, im einzelnen nur Stückwerk herausgekommen ist, kann nicht Wunder nehmen. Der Anfänger sieht eben den Wald vor lauter Bäumen nicht; es stürmen von vornherein gar zu viele und verschiedenartige Dinge auf ihn ein, sodass ihm ganz wirr im Kopfe werden muss, und ein ruhiges zielbewusstes Schaffen unmöglich ist. Das „Wörterbuch", womit der Verf. „eine fühlbare Lücke" auszufüllen verspricht, und dessen Vorzüge er (auf S. 2 und 4) nicht sattsam rühmen kann, erfüllt die gemachten Versprechungen bei weitem nicht. Ein Blick genügt, um einerseits das Fehlen von ganz Notwendigem und Geläufigem, andrerseits eine lange Reihe im lebenden Verkehr ungebräuchlicher, lediglich dem papiernen Stil oder den Fachsprachen angehöriger Wörter festzustellen. Unter nicht wenigen Titelköpfen vermisst man gerade die heutige, in der „gesprochenen Sprache" vorwiegende Bedeutung. Überdies wimmelt das Wörterbuch von Fehlern, nicht nur gegen die Aussprache und Rechtschreibung, sondern auch gegen die Sprachrichtigkeit. Welch grober Beweis für die leichtfertige Ausführung ist es, wenn der Verf. z. B. den Ausdruck „einem Übelstande abhelfen" durch *remédier un inconvénant* übersetzt! Er druckt: *très-ennuyé, très-important, déjeûner, soeur, 10*^{bre} (statt X^{bre}), *agé, march-ander, accomodement, ar-arangement, s'accomoder, incommansurabilité, arrêtez vous, rénouveler, defalcation, dèbouché, cont-racter, ouv-rir* etc. Die Abkürzungen von *quelqu'un* und *quelque chose* präsentieren sich bald als *q*, bald als *qu, qc, que, qu ch.* Die Bezeichnung des stimmhaften und stimmlosen *s* ist in zahlreichen Fällen unrichtig gegeben. In einem für Anfänger berechneten Werk sollten derartige grobe Druckversehen nicht so oft vorkommen. Eine bezeichnende Zugabe bilden die auf der letzten Umschlagsseite zu findenden, moralisch nicht immer einwandfreien Karrikaturen mit begleitendem, mehr oder minder witzigem Texte; dieselben sind der Pariser Boulevardpresse entlehnt. Es verlohnt sich nicht, länger bei dem Werke zu verweilen; um jedoch das spekulative Talent des Verfassers zu beleuchten, sei hier die S. 4 des 1. Heftes zu lesende „Beweisführung, dass nach seiner Lehrmethode nur 30 Tage nötig sind, um der französischen Sprache in Wort und Schrift mächtig zu sein", abgedruckt. Es heisst dort buchstäblich: „Wir nehmen an, dass der fleissige Schüler sich täglich 2 Stunden dem Unterricht widmet; das macht am Ende des Jahres, das Jahr zu 360 Tagen gerechnet, genau 720 Stunden. Da nun der Tag 24 Stunden hat, so müssen wir, um das Ergebnis zu erhalten, 720 durch 24 teilen, das

macht 30. Also 30 Tage sind nötig, um unsere Akademie vom ersten bis zum letzten Hefte durchzuarbeiten. Haben wir uns einer Marktschreierei schuldig gemacht? Ziffernmässiger Nachweis über das oben Gesagte: 2 × 360 = 720 : 24 = 30". Da während der 720 Stunden oder 30 Tage ununterbrochen geistig gearbeitet werden muss, so bleibt dem Lernenden nichts übrig, als 30 Tage lang auf Schlafen, Essen, Trinken, Spazierengehen und andere Erholung zu verzichten; denn anders wird er das schöne ihm winkende Ziel in der gegebenen Zeit nicht erreichen. Dass er es bei gewissenhafter Befolgung der Vorschriften des Verfassers aber überhaupt erreichen werde, erscheint nach dem Eindruck der ersten beiden Hefte des marktschreierischen, fehlerhaften, unmethodischen Machwerks gänzlich ausgeschlossen.

Strassburg i. E. Dr. R. Kron.

b) Über den Anschauungsunterricht im Französischen. 1895.

Dr. K. A. Martin Hartmann trat zu Chemnitz auf der Jahresversammlung des sächsischen Gymnasiallehrer-Vereins in längerem Vortrag warm ein für die Verwertung der Anschauung im neusprachlichen Unterricht. Der Vortrag ist im Druck erschienen[1]) und bietet in massvoller, zielbewusster Darlegung eine Fülle neuer Anregungen für alle, die sich mit dem fraglichen Gegenstande nicht allseitig beschäftigt haben. Eingangs erörtert Hartmann Wesen und Bedeutung der Anschauungsmethode und zeigt, in welcher Weise schon die unmittelbare Anschauung ohne Vermittelung der Muttersprache zu sehr erfreulichen Leistungen der Schüler führen könne. Im weiteren Verlauf des Vortrags behandelt Hartmann die mittelbare, durch Abbildungen vermittelte Anschauung als notwendige Ergänzung der unmittelbaren in Fällen, wo letztere nicht ausreicht. Nach einer umfassenden, bis auf einige ziemlich belanglose Erscheinungen vollständigen, Aufzählung und Würdigung der bis zum Jahre 1895 über die mittelbare Anschauung erschienenen methodischen Schriften, praktischen Lehrgänge und Bildwerke giebt Hartmann einen sachgemässen Bericht über die Erfahrungen, die er im Schuljahre 1894—95 mit der Quarta des kgl. Gymnasiums zu Leipzig im französ. Anfangsunterrichte auf Grund der Hölzelschen Wandbilder zu den vier Jahreszeiten gesammelt hat. Dieser rein objektive, auf sorgfältigen Aufzeichnungen in der Klasse fussende Bericht bildet einen ungemein wertvollen, äusserst lesenswerten Beitrag zur Klärung der Ansichten über die immer noch stark angefeindete Bilderlehrmethode; er sei allen Zweiflern zur Kenntnisnahme dringend empfohlen.

Auch der Geh. Regierungsrat Professor Dr. W. Münch erhebt im Jahre 1895 bei zwei Gelegenheiten seine Stimme zu Gunsten der Benutzung von Bildern im französischen Unterricht. In der Bilderbesprechung erkennt Münch gemäss „Didaktik und Methodik"[2]) Seite 25 ein sicheres

---

1) Die Anschauung im neusprachl. Unterricht. Wien, Ed. Hölzel 1895. 34 S. 8°. 50 Pf. 2) Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts. 1895. 107 S. 8° (dritter Band, V. Abteilung von Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre). München, Becksche Buchhdlg. 4,50 M.

Mittel, die Lebendigkeit des Unterrichts, zu fördern, und das gerade thut dem ganzen fremdsprachlichen Unterricht entschieden not. Im Gegensatz zu manchen gar zu selbstbewussten Fachgenossen vertritt der erfahrene Schulmann in der Neuauflage seines trefflichen Werkes „Zur Förderung des frz. Unterrichts“ [3]) auf S. 109 die Ansicht, dass die den Lehrern zu ihrer Vervollkommnung und Selbstkontrolle gebotenen litterarischen Hülfsmittel keineswegs zu verachten seien. — Überdies hält Münch eine planmässige Behandlung der Sachkreise aus dem Anschauungs- und Erfahrungsgebiete des Schülers für unerlässlich. Es ist dies, wie Münch („Didaktik u. Methodik“, S. 25) betont, in Wirklichkeit eine stattliche Aufgabe, „die nicht etwa zu Beginn in Kürze erledigt werden kann; vielmehr mag dieses Sprachgebiet sich durch einen grösseren Teil der Schulzeit hinziehen und passend verteilt werden, zumal Wiederholung auch für die oberste Stufe erforderlich bleibt“. Ohne passende Verteilung, ohne ein festes Programm, das in einer Fachkonferenz aufzustellen wäre, dürfte diese sehr beherzigenswerte, dem Geiste der Lehrpläne auf ganzem Wege entgegenkommende Anregung unserer ersten neusprachlichen Autorität auf methodisch-didaktischem Felde allerdings ein frommer Wunsch bleiben, q. D. b. v.

In demselben Jahre, wo Münch u. a. seine Ansichten über den Anschauungsunterrichtsbetrieb weiteren Kreisen kund that, erschien R. Krons*) Le Petit Parisien [4]) und fand ungeteilt freundliche Aufnahme — ein Beweis dafür, dass die von Münch befürwortete planmässige Behandlung der Sprachkreise des täglichen Verkehrslebens, wie sie in dem Büchlein praktisch durchgeführt ist, bei der Mehrheit der neusprachlichen Lehrerschaft gerechte Würdigung erfährt. Le Petit Parisien ist in den Jahren 1893 und 94 aus dem praktischen Unterricht hervorgegangen. den der Verfasser einer grösseren Zahl von jungen Leuten erteilte. Diese befanden sich sämtlich im Besitz des Befähigungszeugnisses zum einjährigen Heeresdienste. Kron stellte sich die Aufgabe, innerhalb der 100—120 Zeitstunden, die für die französische Weiterbildung der Teilnehmer aufgewandt werden sollten, diesen ein möglichst verwertbares Sprachwissen mitzugeben. Er setzte daher einen reiflich durchdachten Arbeitsplan auf, verteilte die zu behandelnden Abschnitte auf den verfügbaren Unterrichtszeitraum und verfasste von Stunde zu Stunde ein gewisses Quantum, das in lithographierten Abzügen allen Teilnehmern behändigt wurde. Sämtliche Texte wurden nach festen Gesichtspunkten einzeln und nach Möglichkeit im Chor in die Kreuz und Quere dialogisiert, rekonstruiert und dann resümiert. Nach Ablauf der zu Gebote stehenden Stundenzahl war das sehr reichhaltige Programm glatt abgewickelt. Die

3) Zur Förderung des frz. Unt. 2. veränd. u. ergänzte Aufl. 1895. Leipzig, Reisland. 121 S. 8°. 2,40 M.

*) Der Berichterstatter kommt hier und im weiteren Verlauf dieses Abschnitts in die Zwangslage, auch seine eigenen Arbeiten auf dem Gebiete des Anschauungsunterrichts kennzeichnen zu müssen; im Interesse möglichster Vollständigkeit war dies unvermeidlich und dürfte daher nicht missverstanden werden.

4) Le Petit Parisien. Pariser Französisch. Ein Fortbildungsmittel in der frz. Spr. auf allen Gebieten des täglichen Verkehrs. 1895. Karlsruhe, J. Bielefeld (1896 in 2. Aufl., 1897 in 3. Aufl., 1898 in 4. und 5. Aufl. VIII. 184 S. 12°. 2,40 M.).

Texte waren ursprünglich nur als Manuskript gedruckt; erst auf mehrseitiges Verlangen erfolgte die Veröffentlichung in Buchform. Das Büchlein behandelt in 22 Kapiteln sämtliche Sprachkreise des täglichen Lebens, mit besonderer Hervorhebung der Pariser Eigenart und der französischen Realien. Eine sehr eingehende systematische Frageschule ist am Schluss zugegeben. Sämtliche Fachzeitschriften und eine Anzahl anderer Blätter haben das Werkchen eingehend besprochen und mit Beifall begrüsst, u. a. N. Spr. III, 551 und V, 37; ZFSL. 1896, S. 118 ff.; Päd. Archiv 1896; Mädchenschule 1896; Neuphil. Centralblatt 1896; Franco-Gallia, Okt. 1895 und April 1897; Südwestd. Schulblätter 1895 und 1897; Gymnasium 1897, (Herrigs) Archiv 1897, u. s. w.

Durch die mit der französischen Behandlung der Hölzelschen Wandbilder gemachten günstigen Erfahrungen und die im II. Bande, S. 336 des „Romanischen Jahresberichtes" kurz gekennzeichneten Anleitungsschriften für Lehrer und Schüler angeregt, hat Dr. Lefèvre auch auf Grund der „Strassburger Bilder" [5]) im frz. Unterricht praktische Lehrversuche angestellt. Im Herbst 1894 behandelte er in Quinta und Quarta der Halberstädter Oberrealschule das Herbstbild. Die Strassburger Jahreszeitenbilder waren dem frz. Unterrichte damals noch nicht in befriedigender Weise dienstbar gemacht; — denn die von Ehretsmann und Schmitt in der 3. Aufl. ihres Übungsbuches [6]) gelieferte Beschreibung besagter vier Bilder ist an sich zwar nicht übel, hält sich aber in zu engen Grenzen und versäumt es, auf Grund der im Bilde veranschaulichten Situationen geistige Abstecher in die Interessensphäre der Schüler zu unternehmen. Da aber die Strassburger Bilder pädagogisch und künstlerisch wohlgelungen sind, so hat Lefèvre in dankenswerter Weise den frz. Sprachstoff, den er seinen Schülern unter Anlehnung an das Herbstbild zuführte, im Jahresbericht der Halberstädter Oberrealschule zu Ostern 1895 abdrucken lassen. Im Juni desselben Jahres erschien ein Neudruck dieser Programmbeilage in der Franco-Gallia, und dieselbe Zeitschrift brachte im August, November und Dezember des Jahres 1895, sowie im Januarheft 1896 Lefèvres Besprechung der anderen drei Bilder. [Des Zusammenhangs wegen sei schon hier vorgreifend erwähnt, dass Lefèvre im Jahre 1897 die vier Besprechungen mit einem Wörterbuch zu einem handlichen Bändchen [7]) vereinigt hat. Eingehendere Beleuchtung des Bändchens gehört in das Berichtsjahr 1897]. Lefèvre zieht die darstellende Form der dialogischen Besprechung vor, weil so einerseits der Schüler davor bewahrt bleibe, Frage und Antwort auswendig zu lernen, und andererseits der Lehrer sich bei der Formulierung der Fragen frei bewegen könne. Beide Gründe gegen die dialogische Gestaltung der gedruckten Texte erscheinen mir indes nicht ganz einwandfrei. Vom Schüler ist kaum zu erwarten, dass er die mannigfaltigen Einleitungs-

5) Strassburger Bilder für den Anschauungsunterricht. 4 Tafeln. Frühling, Sommer, Herbst, Winter, je 100 : 140 cm. Verlag der Strassb. Druckerei und Verlagsanstalt (vorm. R. Schultz u. Cie.) in Strassburg i. E. 6) Übungsbuch für d. frz. Unt. Erster Teil. 3. Aufl. 1894. 199 S. 8°. Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt (vorm. R. Schultz u. Cie.). 1,75 M. 7) Les quatre saisons représentées pour la leçon de conversation d'après 4 tableaux appelés « Strassburger Bilder » par Dr. Lefèvre, Oberlehrer. 64 S. Text, 30 S. Wörterbuch, kart. 1 M. Cöthen. Verlag von Otto Schulze 1897.

und Übergangsformeln, die der gewissenhafte Lehrer ihm im Laufe der Zeit zur Frage und Antwort wird bieten müssen, sämtlich behält, wenn ihm die Möglichkeit fehlt, diese zur Belebung des beschreibenden Textes so nötigen Unterhaltungsformeln sich zu Hause fehlerlos einzuprägen. Ohne ein solches Einlernen feststehender Redeformeln lässt sich beim Sprachstudium nun einmal nichts erreichen. Eine Herabwürdigung der Sprechübungen ist darin unmöglich zu erblicken, ebensowenig wie im Einprägen neuer Vokabeln. Letzteres wird vom Schüler unbedingt verlangt; mit gleichem Fug und Recht kann und muss man von ihm fordern, dss er sich die unentbehrlichsten Einleitungs- und Übergangsphrasen merke, denn diese sind in sprachlicher Hinsicht sozusagen das Fleisch zum Knochen. Mit ein paar Formeln wie qui . . .? que . . .? qu'est-ce qui (que) . . .? où est . . .? quel est . . .? montrez-moi . . .! que voyez-vous . . .? est-ce que . . .? voilà . . ., voici . . ., c'est . . ., je vois . . ., oui (non, si), monsieur . . . und einigen anderen ist der eiserne Bestand des Phrasenvorrats der gewöhnlichen Unterhaltung bei weitem nicht erschöpft. Und doch gehen die landläufigen Questionnaires der Schulbücher in den allermeisten Fällen über diese einfachsten Elemente — die bereits in den Beginn des ersten französischen Lehrjahres gehören — nicht hinaus. Die Folge ist, dass leider auch recht viele Lehrende sich darauf beschränken müssen, zumal solche, die keine Gelegenheit gefunden haben, durch längeren Aufenthalt in Frankreich sich von der lebendigen Verkehrssprache in dem Grade durchdringen zu lassen, dass ihnen die selbständige Formulierung freier, farbechter Frage- und Antwortformeln ein Leichtes wäre. Nun aber ist, wie Münch treffend sagt, das Ziel: wirkliches Französisch zu lehren, nicht ein Surrogat desselben, das man selbst für Französisch hält und das als Verzerrung und Karrikatur wirkt. Darum wird ein wirklich zuverlässiger, reichhaltiger, gedruckter dialogischer Führer denen, die mit dem lebendigen Auslande keine, oder nur lockere Fühlung nehmen können, treffliche Dienste leisten. Die wenigen Auserlesenen, die eines derartigen Hilfsmittels entraten können, werden immerhin finden, dass sie schneller zum Ziele gelangen, wenn ihnen das hemmende Anschreiben oder Diktieren — wobei es ohne Irrtümer in den Heften der Schüler nicht abgeht — erspart bleibt. Von einer verletzenden Bevormundung des Lehrers kann nicht wohl die Rede sein, wenngleich einige Fachgenossen Schriften, woraus auch der Lehrer noch lernen kann, in erhabener Pose abzulehnen für gut halten. Mit gleichem Recht könnte man in der gedruckten Darbietung der fortlaufenden französischen Texte eine Bevormundung finden und somit auch solche Hilfsmittel stolz zurückweisen. Indem Lefèvre dem Lehrenden in Bezug auf die stilistische Fassung der Fragen und Antworten freie Hand lässt, kommt er denjenigen, die ihre Schwäche sich selbst ehrlich bekennen, keinesfalls entgegen. Dem Schüler wie dem Lehrer wird durch dialogische Zurichtung des französischen Textes die Arbeit wesentlich erleichtert. Das sind die Gründe, aus denen der Berichterstatter Lefèvres Ansicht von der Verwerflichkeit vielseitiger, echtfranzösischer Frage- und Antwortformeln nicht teilen kann. Im übrigen sind Lefèvres Beschreibungen in der Franco-Gallia mit grossem Fleiss gemacht. Auch eine Fülle von Sprachstoff, der mit dem, was das Bild bietet, nur lose zusammenhängt,

ist in dankenswerter Weise herangeholt und in den Zusammenhang gebracht. Auf sprachliche Bedenklichbkeiten und Gesamtwert der Arbeit wird im Berichtsjahre 1897 einzugehen sein, da die Texte der Franco-Gallia im Sammelbändchen (siehe Fussnote 7) mehrfache Verschiebungen und Änderungen erfahren haben und in dieser endgiltigen Fassung zu beurteilen sind.

Im Jahre **1895** ist ferner ein neues Lehrmittel auf Grundlage der Hölzelschen Jahreszeiten erschienen. Es ist A. Reums Übungsbuch für die Vorstufe[8]), wie Hartmann (S. 14) sagt, „ein glücklich gelungener und in vieler Hinsicht feinsinniger Beitrag zur Methode“.

Durchaus auf der direkten Anschauung beruht ein geschmackvolles Bändchen[9]) der Velhagen-Klasingschen Sammlung von Schulausgaben. Das Werkchen ist als Lesestoff für III A und II B gedacht, wo es „die Erweiterung des Wortschatzes nach der Seite des Technischen und Wissenschaftlichen“ in anregender Weise vermitteln wird. Die 50 physikalischen und mathematischen Experimente, zu denen dort Illustrationen und die nötige Anleitung gegeben werden, lassen sich mit einfachen Mitteln ausführen und werden die Schüler sicherlich fesseln.

In den NS. II, S. 504—19 giebt Dr. P. Schild zu Basel neue Anregungen für die Komposition eines auf 9 bis 10 Tafeln berechneten Bildwerkes, in dem „die hauptsächlichsten Objekte, mit denen der Mensch im täglichen Leben in direkte oder indirekte Berührung kommt, zur Darstellung gelangen“. Seine Vorschläge haben Hand und Fuss und finden zu ihrer Verwirklichung hoffentlich den geeigneten Künstler und Verleger.

Im Jahre **1895** endlich hat R. Kron in den Neueren Sprachen III Heft 1—6 eine ausführliche Darlegung der Methode Gouin (die bereits in den Berichten über 1880 und 1892 kurz berührt wurde, geliefert[10]). Über das Wesen dieser eigenartigen, bis dahin in Deutschland unbekannten Methode sei folgendes in Kürze bemerkt.

Das Ziel der Methode Gouin ist, den gesamten gebräuchlichen Sprachstoff, soweit er im Anschauungsbereich des Lernenden liegt, dem Sprachbeflissenen zuzuführen, und zwar in wesentlich kürzerer Zeit als andere vermögen, nämlich in 300 Stunden für 10—12-Jährige, in 600 für 14—16-Jährige und in 800—900 Stunden für ausgereifte Gebildete und Fachleute.

Dieses Ziel sucht die Methode Gouin zu erreichen, indem sie sich der natürlichen Spracherlernung des Kindes anpasst. Dies bedingt eine Abweichung von der bisherigen Lehrweise hinsichtlich der Stoffwahl, der Art der Anordnung und Art der Verarbeitung. Bei der Stoffwahl ist nur die lebendige Sprache des täglichen Lebens, nur Vorstellbares, Geschautes, Durchlebtes, wirkliche Thatsachen, Vorgänge und Zustände, kurz, nur das berücksichtigt, was in der Anschauungssphäre der betr. Alterstufe liegt. Die Anordnung des zuzuführenden Lehrstoffes erfolgt in einfachen Sätzen, die sich in logisch-chronologischer Folge zu einem einheitlichen, abge-

---

8) Buchners Verlag, Bamberg 1885. 9) La science amusante par Arthur Good, mit Anmerkungen und 25 Abbildungen hsg. von Dr. G. Ramme. Bielefeld u. Leipzig 1895. 86 S. 8°. 27 S. Anmerkung. 0,75 M. 10) Neuere Sprachen III, S. 1. 65. 150. 193. 257. 321 ff.; auch in Sonderausgabe u. d. T.: Die Methode Gouin in Theorie und Praxis. IV, 164 S. 8°. Marburg, N. G. Elwert. 2 M.

rundeten Ganzen aneinander reihen. In jedem dieser Sätzchen, von denen 18—27 je ein sog. Übungsstück bilden, nimmt das Zeitwort die vornehmste Stelle ein und wird am Rande nochmals herausgehoben. Die Form des Zeitworts ist vorwiegend die der 3. Person Präs. Ind. als der im praktischen Sprachverkehr am meisten vorkommenden. Mehrere Übungsstücke verwandten Inhalts, im Durchschnitt jeweils etwa 50, bilden eine „Serie", 10—15 Serien vereinigen sich zu einer „Generalserie" und etwa ein halbes Dutzend der letzteren machen den Effektivbestand der Sprache aus, der sich also auf rund 50000 Sätze beziffern wird. Die Verarbeitung dieser Lehrstoffe geschieht auf rein mündlichem Wege: das Ohr und die geistige Anschauung (d. i. die Fähigkeit, sich einen geschilderten Vorgang im Geiste vorzustellen), das ist alles, was der Lernende in den Dienst des Lehrenden zu stellen braucht. Nach erfolgter Feststellung des allgemeinen Sachinhalts des betr. Stücks (in des Schülers Muttersprache) werden die vorkommenden Verbalformen in der Fremdsprache gegeben und die durch sie ausgedrückte Thätigkeit mittelst Gesten und anderer geeigneter Mittel geistig veranschaulicht. Die übrigen Satzteile gelangen darauf in derselben Weise zur Einübung. Die nötigsten grammatischen Erörterungen und Übungen fussen unmittelbar auf dem Text der erlernten konkreten Serienstücke. Zum Schluss hat der Schüler das Stück zu lesen und abzuschreiben.

Die Methode Gouin will nichts wissen von direkter oder bildlich vermittelter Anschauung, nichts von Lektüre und mündlicher Hin- und Herübersetzung, nichts von Diktaten und den üblichen schriftlichen Arbeiten, nichts von Heftkorrektur durch den Lehrer, nichts von Paradigmen und langatmigen grammatischen Regeln, nichts von Phonetik.

Behufs ungestörter Entwickelung des Sprachgefühls verlangt Gouin, dass jeweils nur eine Fremdsprache zum Gegenstand des Unterrichts gemacht, diese aber in den anderen Lehrfächern nach Möglichkeit verwendet werde.

Soviel in grossen Zügen über das Wesen der Methode Gouin, die auf Grund ihrer Anordnung auch als das „Serien-System", von den englischen Neubearbeitern neuerdings als „Psychological Method" bezeichnet wird. Behufs genaueren Studiums des Aufbaus im Einzelnen muss auf die ausführlichere deutsche Darlegung (Fussnote 10) und auf Gouins Originalwerk (JB. II, S. 323, Fussnote 18) oder auf die englische Ausgabe (JB. II, S. 330, Fussnote 51) verwiesen werden.

Das in Rede stehende Kronsche Buch über die Serien-Methode behandelt im 1. Teil „Die Methode Gouin in der Theorie" und zwar zunächst die leitenden didaktischen Grundsätze allgemeiner Natur, sodann Gouins Ziele und Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts hinsichtlich der Darbietung des Wortschatzes, der Formenlehre und Satzlehre. Der 2. Teil des Buches bringt u. a. eine ausgeführte Gouin-Lehrstunde und Anleitung zu den weiteren Stunden. Hieran schliesst sich ein Abschnitt über die praktischen Erfahrungen und Erfolge mit der Methode Gouin in England, Frankreich, Holland und in anderen Ländern. In einem Anhang wird die Entstehungsgeschichte der Methode erzählt und die Frage erörtert, unter welchen Bedingungen die Methode für deutsche Schulen nutzbar gemacht werden könne. Wie Kron in den Vorbe-

merkungen betont, ist es ihm darum zu thun, die Methode Gouin so darzustellen, wie sie der Erfinder ersonnen und wie sie sich in England weiter entwickelt hat. Es liegt ihm fern, mit Gouin überall einer Meinung zu sein, an mehreren Stellen begründet er seinen abweichenden Standpunkt und streift ausserdem hie und da auch andere methodische und praktische Fragen, die mit Gouins Lehrsystem in mittelbarem Zusammenhang stehen. Jedenfalls bietet das Studium der Methode für den Fachmann „grosses Interesse und eine Fülle sehr wertvoller Anregung“, das haben eine Reihe unserer namhaftesten Neusprachler in brieflichen Auslassungen an den Verfasser der deutschen Bearbeitung und in den Fachblättern (u. a. LCBl. 1897, E. Stud. 1897, Zsf. ausl. Unt.-Wesen 1896, Anglia-Beiblatt 1896, Kritik 1896 etc.) anerkannt. Demgegenüber lässt sich die absprechende Kritik in ZFSL. 1896 und 1897 um so leichter ertragen, als der Begutachter darin bekundet, dass er zwar ein stark entwickeltes Gefühl seines eigenen Wertes und Wirkens, aber keineswegs das richtige Verständnis besitzt für fremde Leistungen, die von wirklich bedeutenden Männern geschätzt werden. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn jener Kritiker in Gouins System eigentlich nichts Neues findet — die Serienbildung erkennt er zur Not als neu an, aber sie erscheint ihm von zweifelhaftem Werte. Habeat sibi!

In Holland hat das Gouinsche Lehrsystem schnelle Verbreitung gefunden und im Jahre 1895 dort mehrere Druckwerke zu Gunsten der Anwendung desselben gezeitigt Der Amsterdamer L. P. H. Eykman, Lehrer an der höheren Bürgerschule, hat sich um die Verbreitung der Methode Gouin besonders verdient gemacht, sowohl durch Abhaltung von Lehrerbildungskursen, als durch Herausgabe einer methodischen Anleitung und mehrerer Serienbändchen für den Unterricht im Englischen. Die französische Umarbeitung der Eykmanschen Schriften hat C. A. Hofman besorgt [11]). Die den Bändchen gegenübergestellte holländische Übertragung läuft Gouins Grundsätzen zuwider; im übrigen zeigt besonders das 1e deeltje der Handleiding eine mehr als zufällige Übereinstimmung mit Gouins erstem Serienbändchen (JB. II, S. 335, Fussnote 74). Immerhin sind diese Beiträge zur Verbreitung der Serienmethode mit Dank zu begrüssen.

In Paris erschien im Jahre 1895 das 2. Bändchen der von Gouin selbst zusammengestellten Serienstücke [12]).

1896.

Das Jahr 1896 hat wenig Neues zur Anschauungsmethode gebracht. Eine dankenswerte Bereicherung unserer Anschauungsbildergallerie sind die beiden von dem Wiener Landschaftsmaler Ludwig Hans Fischer an Ort und Stelle aufgenommenen Teilansichten von

---

11) Die betr. Werke sind in Amsterdam bei Allert de Lange, Boekhandelaer erschienen und haben folgende Titel: Handboek voor den Onderwijzer voor de beoefening der Fransche Taal. Prijs f. 1.80. Handleiding voor de beoefening der Fransche Taal bewerkt volgens de Leerwijze van Gouin. 1e & 2e deeltje à f. 1.25. 12) Les séries champêtres et volantes. Texte français. Fascicule II. Paris, 250, rue St-Jacques. 155 S. 2,50 Fr.

Paris (und London)[1]). Die Ausführung ist meisterhaft und besticht den Beschauer ungemein. Aber leider treten nur wenige der vielen imposanten Sehenswürdigkeiten mit der nötigen Deutlichkeit uns vor Augen, eigentlich nur das Louvre und der Tuileriengarten, sowie das Treiben auf dem Quai des Tuileries und du Louvre, auf der Seine und mehreren Brücken. Von dem Standpunkt, den der Künstler bei der Aufnahme gewählt hat, konnte freilich nicht mehr gefasst werden; aber es bleibt zu bedauern, dass Fischer eben diesen Standpunkt wählte. Der Eiffelturm, der grosse Triumphbogen und gar manches andere dürften eigentlich nicht fehlen. Der Hintergrund lässt allerdings in blauer Ferne noch sehr Vieles in verschwommenen Umrissen vermuten, aber für den Anschauungsunterricht ist damit wenig anzufangen. Wünschenswert erweist sich ein Gesamtplan, worauf an den Hauptstrassenzügen und freien Plätzen alle in Frage kommenden Monumentalbauten und Anlagen so dargestellt sind, dass sie dem Beschauer ein charakteristisches Bild geben. Auf naturgetreue Orientierung der einzelnen Denkmäler kommt es dabei weniger an, als auf eine gute Gesamtansicht derselben. Die in Paris hergestellten Monumentenpläne dieser Art sind leider für den Klassengebrauch zu klein; sie enthalten überdies mancherlei Entbehrliches und nicht mehr Vorhandenes; jedoch entspricht die Anlage als solche ganz den Bedürfnissen unserer höheren Lehranstalten. Darum wäre es mit Freuden zu begrüssen, wenn ein leistungsfähiges Verlagshaus entweder die kleinen Originalpläne, die der Berichterstatter auf Wunsch vorlegen kann, auf die doppelte oder dreifache Grösse brächte, oder an Ort und Stelle einen neuen Gesamtplan aufnehmen liesse. Bei massvoller Preisstellung dürfte an gutem Absatz nicht zu zweifeln sein.

Besonders eifrig hat sich Dr. EDMUND WILKE im Jahre 1896 zu Gunsten des Anschauungsprinzips bethätigt. In Gemeinschaft mit DÉNERVAUD hat er nach den Grundsätzen seines „Anschauungsunterrichts im Englischen“ ein entsprechendes französisches Lehrbuch[2]) verfasst; ausserdem tritt er in einem kleineren Aufsatze für die Anwendung der Anschauungsmethode vom ersten fremdsprachlichen Unterrichte an bis hinauf zur Obersekunda ein[3]), endlich bietet er denjenigen, die nach seinen Lehrbüchern unterrichten, eine ohne Zweifel recht willkommene Anleitung für die Behandlung des Stoffes im Anfangsunterricht[4]). Das erstgenannte Hauptwerk schliesst sich eng an die acht Hölzelbilder an und verarbeitet diese in vorwiegend darstellender Form; die dialogische Behandlung hätte mehr geübt werden können. Die grammatische Unterweisung ist auf die französischen Textstoffe gegründet und bringt alle wichtigeren grammatischen Erscheinungen in wohlgelungenen Übungen ohne Hilfe des Deutschen zur Anschauung. Der Besprechung der Bilder sind kleinere

1) Grösse 140 : 93 cm. Preis auf Papier 5,20 M., auf Leinwand gespannt 6,50 M., mit Stäben 8,20 M. Verlag von Ed. Hölzel, Wien. 2) Wilke-Dénervaud, Anschauungsunterricht im Französischen, mit Benutzung von Hölzels Bildern. Leipzig, R. Gerhard 1896. 2,25 M. 8°. Wörterbuch dazu 60 Pf. 3) Wilke, Anschauungsunterricht im Engl. und Französ. und seine Verteilung auf die einzelnen Klassen (Sonderabdruck aus „Die Neueren Sprachen“ IV, 3. Heft). Leipzig, Gerhard 1896. 12 S. 8°. 4) Wilke, Methodische Anleitung für den Anschauungsunterricht im Engl u. Französ. Leipzig, Gerhard 1897 (schon 1896 erschienen). 48 S. 8°. M. 0,50.



Lesestücke, je ein Gedichtchen und je eine Erzählung aus französischen Schulbüchern beigegeben; diese Stücke haben Beziehung zu den auf den Bildern veranschaulichten Dingen. Den Schluss des Werkes bildet ein französisch-deutsches alphabetisches Wörterbuch. Aufgaben zu mündlichen und schriftlichen Übungen fehlen nicht. Auch sind über jedes Bild 4 Themata zu freien Aufsätzchen gestellt. Das Werk macht einen gediegenen Eindruck und kann empfohlen werden.

Von S. Alges französischem Leitfaden war bereits im JB. II, S. 325f. (Fussnote 32) ganz kurz die Rede. Eine verbesserte und auf 2 Teile erweiterte Auflage, die fünfte[5]), brachte das Jahr 1896. Wir können an dieser in der jetzigen Gestalt in der That hervorragenden Leistung des schweizerischen Schulmanns nicht mit flüchtigen Blicken vorübergehen, wenngleich die erschöpfende Betrachtung aller eigenartigen Züge im Rahmen dieses Berichts leider nicht angängig ist. Abweichend von den älteren Auflagen enthält das Werk in der neuesten Gestaltung kein Wort deutschen Übungsstoffs; auch in den methodischen Anweisungen zu den mündlichen oder schriftlichen Übungen wird jedes Wort deutsch grundsätzlich gemieden. Selbst die alphabetischen Wortverzeichnisse am Schluss beider Bändchen verzichten auf Verdeutschung und bieten als Ersatz zur Feststellung des Sinnes die erste Fundstelle im französischen Texte. Der Schüler wird in Fällen, wo er Rats bedarf, durch diese bisher nur in wenigen Lehrbüchern zu findende Einrichtung gezwungen, die früher bereits erlernte Stelle, welche das ihm fehlende Wort enthält, nachzusehen und die Bedeutung aus dem dortigen Zusammenhang zu erschliessen. Über den Wert dieser zwangsweisen Auffrischung älteren Lernmaterials kann kein Zweifel bestehen. Der französische Lernstoff des I. Teiles des „Leitfadens“ gründet sich auf die vier Jahreszeitenbilder des Hölzelschen Verlags. In 83 Abschnitten, die etwa 50 Oktavseiten guten Drucks decken, liefert der Verfasser eine schlichte, aber durchweg gut französische darstellende Beschreibung der Bilder, nebst vielseitigen Ausblicken in das geistige Anschauungsgebiet der Zöglinge. Fast alle wichtigeren Sprachkreise sind in massvoller Beschränkung auf das thatsächlich Gebräuchliche in den Bereich der Besprechung gezogen, hie und dort freilich etwas gewaltsam (so u. a. die Abschnitte 63—72, welche Schulverhältnisse erörtern). Da die Bilder keinen unmittelbaren Anschluss aller sprachlichen Kapitel, die der Verarbeitung bedürfen, gewähren und auch nicht wohl gewähren können, so kann man dem Vf. keinen ernsten Vorwurf daraus machen, wenn er sich stellenweise eine mehr oder minder unvermittelte Abschweifung auf Gebiete gestattet, deren Erforschung unerlässlich ist. Die ersten 58 Abschnitte (über die ersten drei Bilder) sind zweimal vertreten, zunächst in einer einfachen Lautschrift, die sich in vielen Punkten mit derjenigen der Association phonétique deckt, sodann in der Schreibung der französischen Akademie. Nach Erledigung der Bilderbesprechung lässt Alge 18 Lesestücke folgen, welche die Familie, das Haus, das Dorf, die Mahlzeiten, die Haustiere, die Ernte, den Tageslauf eines Knaben, den eines Mädchens, die Jagd,

5) Leitfaden für den ersten französichen Unterricht. Unter Benützung von Hölzels Wandbildern. Mit 4 Bildern. 2 Teile, 149 resp. 146 S., geb. je 1 M. 5. wesentlich verbesserte Auflage. 1896. St. Gallen, Fehr.

die Schule und einiges andere auf durchschnittlich je $1^1/_2$—2 Druckseiten in anschaulicher Weise behandeln. Hier wäre allerdings die geeignete Gelegenheit gewesen, noch weitere wichtige Sprachkreise des täglichen Lebens vorzuführen. Die Texte des II. Teils bestehen zunächst in mehreren kürzeren Erzählungen und Anekdoten; hieran schliesst sich als Hauptbestandteil des Bändchens eine lange, spannende, von der französischen Akademie preisgekrönte Prosaerzählung von Jeanne Mairet (Pseudonym der Mme Charles Bigot). Alge hat den Text der Novelle in kleine Abschnitte zerlegt. Mit Recht verlangt Alge mehr als blosses Übersetzen der frz. Stoffe der beiden Teile; er legt auf vielseitige mündliche Verarbeitung jeder einzelnen Nummer hohen Wert, wie die ausführlichen frz. Fragesammlungen zu jedem Leseabschnitt bekunden. Jedem gründlichen Arbeiten werden die gedruckten Fragen, die auch Früheres und Verwandtes wiederholt berücksichtigen, eine dankenswerte Zugabe sein. In grösseren Zwischenräumen finden sich treffliche Wiederholungskapitel zur Befestigung der bereits erlernten Vokabeln, Redewendungen und grammatischen Erscheinungen. Die Grundlehren der Formenbildung und des frz. Satzbaus erfahren sorgfältige Einübung an den Texten selbst. Weiterhin dienen Thèmes zur gründlichen Verarbeitung der Grammatik, indem der Schüler darin gezwungen wird, die richtige Form herzuleiten und an der bezeichneten Stelle einzufügen. Alges Werk ist unbedingt eine vortreffliche methodische Leistung, deren aufmerksames Studium sich für jeden Fachmann wertvoll erweisen dürfte.

Keine neuen Gesichtspunkte bieten zwei Bändchen von K. Heine [6]), Lehrer an der Knabenmittelschule und Stadttöchterschule in Hannover-Linden. Der Verfasser wandelt den von Rossmann-Schmidt an Hölzels Frühlingsbild gewiesenen Weg. Von der direkten Anschauung ausgehend, bearbeitet H. eingangs die nächste Umgebung des Schülers (Klasse, Kleidung, menschlicher Körper) in darstellender und erfragender Form. Sodann wird an den vier Hölzelbildern Winter, Bauernhof, Sommer, Wald nach gleichem Verfahrem weiter gearbeitet. Die Vokabelverzeichnisse mit Verdeutschung, die jedem exercice angefügt sind, werden als ein Zopf der alten Schule schwerlich von allen Seiten gutgeheissen werden. Ein paar französische Liedchen mit Noten sind eingestreut. Dass das eine derselben, A cheval (Ausg. B. S. 24) von M. Walter komponiert und in Rossmann-Schmidts Lehrgang zuerst veröffentlicht ist, hätte erwähnt werden sollen. Im grossen und ganzen sind die Bändchen für den ersten Unterricht zur Not brauchbar, obschon mehrere windschiefe französische Wendungen die idiomatische Zuverlässigkeit des Sprachstoffs etwas bedenklich erscheinen lassen.

Das im JB. II, S. 334, Fussnote 65 erwähnte Bilderwerkchen vom Sekundarlehrer G. Egli [7]) wurde i. J. 1896 auf 8 Heftchen gebracht, von denen die in Fussnote 7 genannten sich ausschliesslich mit Französisch

---

6) Einführung in die französ. Konversation auf Grund der Anschauung. Ausgabe A. Nach den Bildern von Strübing-Winkelmann. 55 S. 8°. geb. 0,90 M. Ausgabe B. Nach den Bildertafeln von Ed. Hölzel, 72 S. 8°. geb. 1 M. Methodische Winke dazu 16 S. 8°. 0,25 M. Hannover, Carl Meyer 1896.
7) Bildersaal für den Sprachenunterricht. Französisch im 2. Heft (40 c.), 5. Heft (50 c.) und 8. Heft (50 c.). Zürich, Orell Füssli, o. J.

befassen. Das 1893 ausgegebene 2. Heftchen (franz. Wörter) enthält auf 32 Oktavseiten 384 wohlgelungene Bildchen, 12 auf jeder Seite. Die wichtigeren Kleidungsstücke, Toilettegegenstände, Haus, Küche etc. etc. kommen zur bildlichen Darstellung. Die französische und die deutsche Benennung jedes dargestellten und numerierten Gegenstandes finden sich bei der betr. Nummer am Schluss des Bändchens. Ohne Schwierigkeit lassen sich einfache Sätze, Fragen und Antworten, sowie allerhand Redensarten, selbst grammatische und schriftliche Übungen mit der Einübung verbinden. Das 5. Heftchen, vom Jahre 1894, bringt auf 32 Seiten 198 vorzügliche Genrebildchen über Vorgänge und Thätigkeiten des täglichen Lebens. Auch hier ist im Anhang zu der betr. Nummer die Thätigkeit durch das französische Verb und durch Angabe der in Frage kommenden Substantive (Personen und Sachen) angegeben. Das 8. Heftchen enthält ebenfalls 192 Bildchen, von denen je 5 eine zusammengehörige Serie bilden. Jede Serie ist zu einem kurzen französ. Aufsätzchen zu verarbeiten. Alle Stoffe des Werkchens sind höchst anschaulich; sie fesseln alt und jung und verbürgen ein unterhaltendes und nutzbringendes Studium. Ein Kommentar für das 8. Bändchen ist von einem Franzosen in Aussicht genommen; dieser wird jedes Sujet in 3 verschiedenen Versionen behandeln und eine Fragesammlung beigeben.

Zwei kürzere Arbeiten von R. Kron treten im Jahre 1896 erneut für den Anschauungsbetrieb ein. In dem Aufsatz „Zum französischen Anschauungsunterrichte auf dem Gymnasium“ [8]) beschäftigt Kron sich mit der Frage, wie man den ausdrücklichen Forderungen der Lehrpläne hinsichtlich der französischen Sprechübungen bei der beschränkten Stundenzahl ohne Vernachlässigung der nebenher zu lösenden französischen Lehraufgaben gerecht werden könne. Er ersieht in anschaulichen, im Erfahrungs-, d. h. Anschauungsgebiete des Schülers liegenden französischen Gesprächsübungen die einzige Möglichkeit, die Aufgabe befriedigend zu lösen. Eine kurze geschichtliche Übersicht der Bestrebungen auf dem Gebiete des Anschauungsunterrichts, eine Charakteristik der besseren Bildwerke und der neuesten Hilfsmittel für die Besprechung beschliesst den Aufsatz.

Ausserdem behandelt Kron unter dem Titel „Zur Verwertung der bildlichen Anschauung im neusprachlichen Unterricht“ [9]) die geschichtliche Entwicklung, die Bedeutung und die praktische Verwertung des Anschauungsgedankens. Die wichtigste Hilfslitteratur wird dort ebenfalls mitgeteilt. Die Arbeit ist eine hie und da erweiterte Form des Vortrags, den K. im Oktober 1895 auf der 4. Hauptversammlung des „Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens“ gehalten hat.

Es erübrigt noch, der neuesten Erscheinungen zum Ausbau der Methode Gouin zu gedenken. Zu Beginn des Jahres 1896 kam endlich das erste Serienbändchen [10]) der Londoner Schule heraus. Bétis und Swan sind die Herausgeber. Das Werk ist mit grosser Sorgfalt abgefasst und weit geschmackvoller ausgestattet, als die Pariser Bändchen, dafür

8) Gymnasium XIV, 3 (1. Febr. 1896). 9) Leipzig, G. Fock 1896. 14 S. 4°. 1 M. 10) The Facts of Life (Les Faits de la Vie) Part I. Teacher's Edition, Cloth, 3 s. Class Edition, in 3 Books, 1 s. each. 115 p. demy 8 vo. London, George Philip & Son, 32, Fleet Street. EC. 1896.

allerdings auch um 1 s. teuerer. Die 93 Serienstücke, welche das Buch bringt, behandeln in trefflichster französischer Ausführung 4 Hauptkapitel: 1. Häusliche Verhältnisse (Tageslauf, Kleidung, Toilette, Wirtschaftsarbeiten, Küche, Mahlzeiten); 2. die Schule (Schuljahr, Lehrstunden, Spiele, Krankheiten und ihre Heilung); 3. das Reisen (Briefverkehr, Telegramme, Beförderungsmittel verschiedenster Art, Luftballon, Fahrrad); 4. Pflanzen (Getreide und Verwertung desselben, Weinbau und Wein). Vollständige Erschöpfung der einzelnen Kapitel ist nicht beabsichtigt; andrerseits ist es auffällig, die Krankheiten gerade in dem Abschnitt „Schule“ besprochen zu finden. Von den Pariser Stücken unterscheidet sich die äussere Anordnung dadurch, dass das leitende Zeitwort jedes Satzes am Rande nicht nochmals hervorgehoben wird; dafür wird der Hauptsatz jeweils fettgedruckt. Für jeden Neusprachler bietet das Buch grosses Interesse und ist um so wertvoller, als das Französisch — von einigen äusserlichen Unebenheiten abgesehen — durchaus modern ist und die wirkliche Umgangssprache wiederspiegelt.

Auch das von Freunden der Gouinmethode so lange ersehnte Bändchen der französischen relativen Phrasen (Zwischenbemerkungen bei der Verarbeitung der eigentlichen Texte) ist im Jahre 1896 in Paris endlich zur Ausgabe gelangt[11]). Es ist alphabetisch nach den Verben geordnet und birgt eine ausserordentlich reichhaltige Fülle von Unterhaltungsformeln aller Art. Es ist Sache des Lehrers, unter den 4000 Sätzen dieses Bändchens für seine Zwecke die passende Wahl zu treffen. Das Ganze ist eine wahre Fundgrube für jeden Französischtreibenden.

Bétis und Swan sind zu Ende dieses Jahres laut Prospekt ebenfalls mit französischen Unterhaltungsphrasen hervorgetreten[12]). Dieselben haben der Redaktion des JB. indes bisher nicht vorgelegen und können daher erst bei einer späteren Gelegenheit gewürdigt werden.

Von H. Lewins Programmbeilage (vgl. JB. II, S. 332[58]) ist eine Sonderausgabe[13]) erschienen; hie und dort hat der Vf. darin eine sprachliche Unebenheit beseitigt.

Die schüchterne Andeutung, welche die neuen Lehrpläne hinsichtlich des etwaigen Gebrauchs von systematischen Vokabularien machen, hat eine Reihe derartiger Produkte von recht zweifelhaftem Werte zu Tage gefördert. Aus dem Berichtsjahre liegen mir zwei derselben vor. Das eine, ein dünnes Bändchen von Ulrich[14]), ist schon deshalb nicht zu empfehlen, weil der französiche Text wenig taugt — vor dem kritischen Auge eines gebildeten Franzosen würde kaum eine Seite frei von Beanstandungen bleiben. Das Französisch des Vfs. ist eben deutsches Französisch. Auch schreibt der Vf. noch *bon jour, bon soir, St. Jean, le bien venu*, etc. Auf dem französischen Nebentitel nennt er sich

---

11) F. Gouin, Phrases relatives. Texte français. Neuilly-sur-Seine, 61 Boulevard Victor-Hugo 1896. 168 p. 2,50 fr. 12) Class-Room Conversations in French (Conversations en classe). Teacher's Edition, demy 8 vo. Cloth, 2 s. 6 d., Class Edition in 3 Books, 1 s. each. London, George Philip & Son, 32, Fleet Street EC. 13) Zwei kulturgeschichtliche Bilder in franz. (und engl.) Bearbeitung zur Anknüpfung von Sprechübungen. Marburg, Elwert 1896. IV, 41 S. 8. 0,80 M. 14) Erlernung der frz. Konversationssprache. 32 Gespräche mit den dazu gehörigen Vokabeln. Langensalza, H. Beyer u. Söhne 1896. VI. 72 S. 12°, kart. 0,60 M.

Guillaume Ulrich, Dr. phil.! Abgesehen von alledem aber entbehren die Gespräche jedweden lebendigen Zusammenhangs; die Situationen sind unnatürlich.

Das andere Vokabularium ist aus der Werkstatt von K. Meurer[15]), Genau besehen ist das „Vokabularium", d. i. der nackte Vokabelschatz kein Fortschritt gegen das Ploetzsche Vocabulaire systématique, sondern lediglich ein Auszug aus letzterem; die Anordnung ist freilich meist geändert. Die jedem Sachkreise angefügte „Phraseologie" bringt auch kaum etwas, das nicht bei Ploetz a. a. O. zu finden wäre. In den „Sprechübungen", die den 2. Teil des Buches bilden, steckt einige selbständige Arbeit, soweit die französisch formulierte Fragensammlung in Betracht kommt. Indes setzt Meurer in seiner Vorrede einen geschickten, selbstthätigen Lehrer voraus, und ein solcher kann der gedruckten Frageformeln gewiss entraten; wenn nicht, so kann er auch der Forderung des Vfs., weitere Fragen zu bilden, nicht gerecht werden. Also wozu der Frageapparat? Die in Abteilung B der „Sprechübungen" aufgeführten Redewendungen sind eine nicht ungeschickte Kompilation, in der Ploetz' Voyage à Paris deutliche Spuren hinterlassen hat. Als Ganzes betrachtet erweist sich Meurers „Anleitung zum französisch Sprechen" (nicht besser: Französischsprechen?) als ein geschickt angeordneter Auszug der Hauptsachen aus den oben genannten beiden Ploetzschen Büchern. Ob bessere Erfolge damit erzielt werden, als mit den Vorbildern, ist fraglich. In der umfangreichen Vorrede legt Meurer seinen Standpunkt und das zu befolgende Lehrverfahren ausführlich dar und benutzt dabei die Gelegenheit, dem Anschauungsunterricht an kolorierten Wandbildern seinen hohen Wert fürs Studium der lebendigen Verkehrssprache gänzlich abzusprechen. Er meint u. a.: „Vernünftigerweise (!) können sie doch nur in den ersten Unterrichtsjahren benutzt werden; einen Gymnasialuntersekundaner z. B. kann man nicht damit beschäftigen; sodann sind sie unter Umständen — man denke an grosse Klassen — eine Gefahr für die Sehkraft (!) mancher Schüler, ein Übelstand, dem in der Hand der Schüler befindliche Verkleinerungen erst recht nicht abzuhelfen im stande sind" u. s. w. Auch die „pekuniäre Frage" erregt ihm dabei Bedenken. Was soll man dazu sagen?! Ich schweige lieber, empfehle Meurer aber dringend die Lektüre von K. M. Hartmanns „Anschauung im neusprachl. Unterricht".

K. Holtermann, Verfasser eines Bändchens französischer Sprechübungen[16]), huldigt ebenfalls der Ansicht, dass es in den mittleren Klassen nicht mehr nötig sei, den doch schon gereiften Schülern den zu besprechenden Gegenstand immer im Bilde vorzuführen. Wer indes in den mittleren Klassen einmal Versuche mit der Bilderbesprechung gemacht hat, wird sie sicherlich nur ungern wieder aufgeben: spielend leicht

---

15) Sachlich geordnetes französ. Vokabularium mit Phraseologie und Sprechübungen über Vorkommnisse des tägl. Lebens. Anleitung zum französisch Sprechen. Mit besonderer Berücksichtigung des Wortschatzes der Ploetzschen Unterrichtsbücher und nach den Forderungen der neuen preuss. Lehrpläne für alle Klassen . . . Berlin, Herbig 1896. XII, 180 S. 8°. 16) Französische Sprechübungen im Anschlusse an Gegenstände des täglichen Lebens. Münster i./W. 1896. Aschendorffsche Buchhdlg. IV, 90 S. 8°.

und auffallend sicher prägen sich die Vokabeln ein, Rede und Gegenrede folgen alsbald Schlag auf Schlag, das Interesse und die Frische des Unterrichtsbetriebes erlahmen nicht. Skeptiker mögen sich nur einmal zu einem Versuch ermannen! — Was nun Holtermanns „Französische Sprechübungen" betrifft, so ist das zu Grunde liegende Prinzip durchaus zu billigen: der Schüler soll in Form von französischen Fragen und Antworten über die wichtigsten Anschauungskreise des Alltaglebens belehrt werden, also gleichzeitig zur Sprach- und Sachkenntnis gelangen. Über die Quantität des Lernstoffs kann man verschiedener Ansicht sein, bezüglich der Qualität dürfte jedoch nur eine Meinung herrschen, nämlich die, dass idiomatisches, wenn auch schlichtes Französisch zu bieten ist. Leider ist Holtermanns Büchlein in der letzteren Beziehung kein zuverlässiger Führer. Einige Proben: *Qu'est-ce dont le feu est attisé? Du pique-feu* (idiomatisch: *Avec quoi attise-t-on le feu? Avec le pique-feu).* — *Que fait-on voulant rendre visite et trouvant la porte fermée? On . . . appuie sur le bouton électrique en attendant qu'on vienne ouvrir* (idiomatisch: *Que fait-on si l'on rend visite et que l'on trouve la porte fermée? On . . . appuie sur le bouton électrique et l'on attend qu'on vienne ouvrir).* Die vielleicht auf den englischen oder lateinischen Sprachgebrauch zurückzuführende Vorliebe des Vfs. fürs Participe présent macht einen eigentümlichen Eindruck. Eine geradezu unverständliche Satzbildung aber ist folgende: *Où est-ce de même que . . . les marchands ont leurs magasins (boutiques) et étalent leurs marchandises dans les devantures? Sur la place publique.* Der Vf. scheint sagen zu wollen: *Où est-ce que . . . les marchands ont également des boutiques* (nicht *magasins!*) *pour offrir leurs marchandises sur des étalages* (Marktbuden haben keine *devantures!*)? Anders ist der Sinn der Frage überhaupt kaum zu ergründen. Grundverkehrt in Bezug auf die landläufige Wortfolge und von unfreiwilliger Komik ist die Frage: *Quelles pièces jouent les acteurs au théâtre?* (idiomatisch: *Quelles pièces sont jouées au théâtre par les acteurs?).* Schade, dass das verständig angelegte Werkchen durch derartige grobe Fehler, von denen keine Seite frei ist, für Unterrichtszwecke unbrauchbar wird. Durch gründliche Revision des Textes seitens eines zuständigen Franzosen könnte ein recht nützliches Büchlein daraus entstehen.

Durchaus echtes, hie und da freilich etwas gesuchtes Französisch hingegen zeichnet ein in der französischen Schweiz entstandenes Werkchen[17]) aus der Feder von S. SUÈS vor vielen ähnlichen Erscheinungen vorteilhaft aus. Das Buch ist von einer seltenen Reichhaltigkeit. Sehr richtig bemerkt Suès in der Vorrede: *Bien autre chose est de parler français, ou de parler le français . . . Il y a deux façons d'apprendre une langue: l'école et l'usage; la première conduit à la lire et à l'écrire, la seconde à la comprendre vraiment, à la parler et à l'adapter, avec goût, exactement à ce qu'on veut exprimer.*

Zu dem letzteren Ziele will Suès Vorgeschrittene führen, und in der That, wer den Inhalt seines Werkchens sich gründlich zu eigen ge-

17) Gallicismen. Genf, E. Burkhardt 1896. 209 S. 8°.

macht hat, dem dürften die Gallicismen der gebildeten Umgangssprache keine Schwierigkeiten bieten. Zur Verarbeitung des Inhalts bedarf es freilich eines rastlosen Fleisses, denn der Vf. macht dem Lernenden die Arbeit nicht eben leicht. Zwar hat er sein Buch in 300 numerierte Abschnitte geteilt, auch eine gute deutsche Übersetzung dem französischen Texte gegenüber (auf die ungraden Seiten) gestellt, aber sachlich beruht die Reihenfolge der Nummern auf keinerlei erkennbarem System. Ohne das zum Glück sehr ausführliche alphabetische zweisprachige Inhaltsverzeichnis der Gallicismen wäre ein Zurechtfinden in dem Buche ausgeschlossen. Dank dem guten Register empfiehlt sich das Buch auch zum Nachschlagen bei litterarischer Arbeit. Das schlechte Papier ist des guten Inhalts unwürdig; auch der Druck könnte sorgfältiger sein. Ausser zahlreichen Kleinigkeiten fällt die beabsichtigte Schreibung *laisser en plant* statt des üblichen . . . *plan* auf. Vielleicht gelingt es dem Vf., in eine Neuauflage etwas mehr System zu bringen. [Diese Neuauflage ist bereits im J. 1897 in wesentlich erweiterter Gestalt und besserer Ausstattung erschienen; die Anordnung ist indes dieselbe geblieben. Im nächsten Berichtsjahre gedenke ich auf diese Auflage zurückzukommen.]

Strassburg i. E. Dr. R. Kron.

3. Hilfsmittel für den französischen Unterricht.

a) Französische Grammatiken und Übungsbücher. 1895.

A. Schulgrammatiken. Die Zahl der blossen Schulgrammatiken, welche ohne dazu gehörige Übungsbücher erschienen sind, ist nur gering. Auf neuerem methodischen Standpunkte steht das Lehrbuch von Soltmann [1]. In einer Begleitschrift legt der Verfasser seine Grundsätze ausführlich dar. Er verwirft die Übersetzungsmethode und spricht sich für die der freien Satzbildung aus; es ist dies nichts anderes als was man sonst auch die neuere oder Reformmethode nennt. Auf den Namen kommt es ja nicht an. Auch mit seinem Hinweise auf die Bedeutung der Wortbildungslehre wird man einverstanden sein, zumal dies Kapitel sich noch nicht allgemeiner Würdigung zu erfreuen hat. Eine Äusserung des Verfassers ist indes sehr anfechtbar. Er sagt S. 5: „Den von manchen Fachgenossen als pädagogisches Axiom hingestellten Satz: «Man darf unter keinen Umständen, auch nicht um den Preis eines praktischen Nutzens, wissenschaftlich Falsches und Unrichtiges lehren», kann ich nicht anerkennen". Zur Begründung meint er, wenn man den Schülern den wirklichen Sachverhalt darlegen wollte, so würde man sie nur verwirren, lasse man aber die Formen einfach lernen, so könnten sie sich dieselben, falls sie sie vergessen, nicht wieder selbst ableiten. Er will daher den Schülern geradezu sagen, dass der eigentliche Sachverhalt ein anderer, aber für sie zu schwierig sei, dass sie also, vom Standpunkte der reinen Wissenschaft, Falsches lernen. Z. B. lehrt er: prendre, Stamm pren-, passé déf. entstanden aus pren-is, pre-is (-pris). Nun, historische Grammatik sollen und wollen wir gewiss nicht treiben, ein entschiedener pädagogischer Fehler ist es aber doch, etwas Falsches lernen zu lassen.

1) Lehrbuch der franz. Sprache, Bremen, G. Winter, 1895.

Und inwiefern es dem Schüler leichter sein soll, sich pris aus den genannten angenommenen Formen abzuleiten, als sich einfach pris zu merken, wie es ihm ja so häufig vorkommt, ist schwer einzusehen; viel grösser ist die Gefahr, dass er dann eben prenis bildet. Mit seinen übrigen Ausführungen kann man i. g. einverstanden sein. Er wendet nun seine methodischen Grundsätze auch auf die Behandlung der systematischen Grammatik an; und zwar verlangt er mit Recht, dass man sich nicht mit der Feststellung von Regeln begnügen, sondern in die Ursachen der grammatisch-syntaktischen Erscheinungen einführen soll. Bei der Lautlehre giebt er ausführliche lautphysiologische Erklärungen. Aber warum wendet er dann nicht auch Lautschrift an? Was soll man sich unter dem Laut sch (sowohl in jardin wie in chien) denken? Warum wird der Anlaut in vin mit w wiedergegeben? Nur Druckfehler sind: o statt ö (deu), ebenso noch einmal: nas. off. o (un). Die Art der Einübung der Nasalvokale kann mir nicht gefallen. Er will vom „gutturalen n“ ausgehen: „man lasse z. B. die erste Silbe von „Onkel“ sprechen und lange aushalten“. Selbst bei genauer Befolgung seiner Anweisung bezüglich der Stellung des Zäpfchens (oder vielmehr des Gaumensegels), die übrigens den Schülern doch wohl kaum gelingen würde, wird der franz. Nasalvokal nicht richtig herauskommen. Desgleichen fordert die Beschreibung der Bildung der r-Laute (Verf. kennt übrigens kein Zungen-r) zum Widerspruche heraus. Zu weit geht er in der Scheidung von Zahnfleisch-l und Gaumen-l (letzteres in oncle). Derartige Assimilationen der Artikulationsstellen gehören nicht in den Elementarunterricht. Im weiteren trennt der Verfasser die Formenlehre nicht von der Syntax, sondern behandelt beide zusammen nach den einzelnen Wortarten. Vorher geht die Erörterung der Wortstellung. Rühmend hervorzuheben ist es, dass er den Einfluss der Betonung, Wortton wie Satzton, gebührend berücksichtigt. Dabei hätte er freilich noch konsequenter sein können; wenn er die passé-Formen in stammbetonte und endungsbetonte geschieden hätte, so wäre der Ausdruck „unregelmässiges passé“ vielfach zu vermeiden gewesen. Die ganze Darstellung zeugt von gründlicher und liebevoller Vertiefung in den Stoff, und wenn man auch nicht mit jeder Begründung einverstanden zu sein braucht, so wird doch jeder, vor allem jeder Lehrer, viel Anregung aus dem Buche schöpfen können. Ob es freilich in der Hand des Schülers ebenso erfolgreich sein wird, ist eine andere Frage. Es gehört dazu, wie Verfasser ja auch selbst zugiebt, die mündliche Erklärung des Lehrers.

Ganz in französischer Sprache geschrieben ist die OSTERsche Grammatik[2]), für welche nach Ansicht des Verfassers ein dringendes Bedürfnis vorgelegen hat. Wenn er als Gründe dafür angiebt, dass die vorhandenen Grammatiken entweder zu elementar seien oder zu schwer für junge Leute, die bis dahin nur eine oberflächliche Kenntnis der Sprache gehabt hätten, so wäre wohl zu erwarten gewesen, dass er beide Fehler vermieden hätte. Was sollen aber in einem Buche, das für die Fachprüfung vorbereiten soll, die doch gewiss elementaren Erklärungen der Wortarten? Dahin gehört auch die Erklärung der transitiven und

2) Cours supérieur de Grammaire française à l'usage des écoles allemandes. Dresden, Kühtmann 1895. VII u. 265 S. M. 4,50.

intransitiven Verben, die überdies nicht an übermässiger Klarheit leidet. Auf der andern Seite wieder findet sich eine ganze Menge von überflüssigem Ballast, wie bei den Präpositionen. Dass er stets den wissenschaftlichen Standpunkt gewahrt habe, lässt sich auch nicht behaupten. So gleich bei der Behandlung der Phonetik. Laut und Buchstabe gehen vielfach durcheinander. Die Verschlusslaute, stimmlose wie stimmhafte, können, wie er meint, ohne Hilfe eines Vokals nicht ausgesprochen werden! Auch in der Formenlehre findet sich manches Merkwürdige, so bei der Erklärung der Verbalformen, Numerus, Modus, Tempus. Zu verwerfen ist, dass er sagt: „Au lieu de disez on dit dites, au lieu de faisez on dit faites“. Das ist nicht nur unwissenschaftlich, sondern auch unpädagogisch. Noch zu erwähnen ist, dass das Buch in korrektem, reinem Französisch geschrieben ist.

Besser kann das Urteil über die Schulgrammatik von STRIEN lauten [3]). Der Verfasser geht mit Recht von dem Grundsatze aus, dass im französischen Unterricht an den Anstalten, in welchen die sprachlich-logische Schulung in erster Linie durch das Lateinische erreicht werden soll, von allgemeinen Begriffsbestimmungen abzusehen ist, dass andererseits auch die Anordnung des syntaktischen Stoffes soweit wie möglich sich der der lateinischen Grammatik anzuschliessen hat. Dazu zeichnet sich das Buch durch weise Beschränkung auf das wirklich Notwendige, sowie durch klare und übersichtliche Darstellung aus. Wohlthuend berührt die richtige Fassung von Regeln, die in den meisten, auch neueren, Lehrbüchern nach althergebrachter Weise unrichtig oder ungenau gegeben werden, wie z. B. die Pluralbildung der Wörter auf -al und der zusammengesetzten Substantiva. Sehr nützlich ist der Anhang: Zur Wortbildung im Anschluss an die Zeitwörter. Das induktive Verfahren wird ermöglicht durch Voranstellung von Beispielen und Mustersätzen. Auszusetzen wären nur einige Kleinigkeiten. So fehlt eine Bemerkung über die vokalische Bindung, ferner die Angabe, wann demi vor-, wann nachsteht. S. 112 wäre zu dem „vorausgehenden näheren Objekt“ hinzuzufügen: „welches von dem Partizip abhängt“. Das Buch darf nach allem als eine wirklich gute Leistung bezeichnet werden.

Ebenso verdient volle Anerkennung die OHLERTsche Schulgrammatik für Mädchenschulen [4]). Die Grundsätze des Verfassers sind bekannt. Die Darstellung ist durchgehends klar und für die Schülerin leicht verständlich, dabei aber immer, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, wissenschaftlich. Es zeigt sich hier so recht deutlich, wie viel einfacher die ganze Darstellung wird, wenn sie auf wissenschaftlicher Grundlage ruht; alles so Begründete und Verstandene geht viel mehr in Fleisch und Blut über, als das mechanisch Gelernte. Leichter hätte Ohlert es z. B. gehabt, wenn er das Lateinische hätte heranziehen können; allein bei der Bestimmung des Buches verbot sich das von selbst. Das Ganze ist eine sorgfältig durchdachte, überaus fleissige Arbeit, die alle Beachtung verdient.

BANNERs Satzlehre [5]) ordnet den Stoff nach den Satzteilen und

3) Ausgabe B. Für Gymnasien und Realgymnasien. Halle, E. Strien 1895.
4) Hannover, C. Meyer 1895. M. 1,80. 5) Bielefeld u. Leigzig, Velhagen u. Klasing 1895.



sucht vor allem das formal-logisch bildende Element zur Geltung zu bringen. Seltsam nehmen sich in dem Buche die an frühere Zeiten erinnernden Versregeln aus. – Mustersätze zur franz. Grammatik hat EIDAM[6]) zusammengestellt. Er geht von dem richtigen Standpunkt aus, dass beim Sprachunterricht das mechanische Auswendiglernen der Regeln überhaupt nicht zum Ziele führt, dass vielmehr die Grammatik induktiv zu erlernen ist. Dies soll aber, soweit möglich, im Anschluss an die Lektüre geschehen, und die Mustersätze sind dem Lesestoffe zu entnehmen; zur Ergänzung werden dann noch andere herangezogen. Danach ist es immer eine missliche Sache um eine Sammlung von Musterbeispielen, soweit sie nicht auf einem bestimmten Lehrbuche oder Schriftsteller beruht. Der Verfasser hat eine grosse Anzahl seiner Sätze dem an seiner Anstalt eingeführten Lehrbuch von Bauer-Englert-Link entlehnt, seinen Bedürfnissen werden dieselben also entsprechen. Anders ist es für Anstalten, welche ein anderes Lehr- und Lesebuch benutzen. Da bilden die Sätze doch zumeist totes Material; es sind eben Einzelsätze und vielfach das, was Eidam an anderen derartigen Sammlungen auszusetzen hat: nichtssagende, alltägliche Sätzchen. Ein rechtes Bedürfnis für die Veröffentlichung lag also nicht vor, es hätte denn der Zusatz gemacht werden müssen: „zu dem Lehrbuche von Bauer“, statt „zu jedem Lehrbuch“. Für Repetitionszwecke besitzen wir ja auch den Regel'schen „Eisernen Bestand“, der für seinen Zweck allen billigen Anforderungen entspricht. Im übrigen ist anzuerkennen, dass die Sätzchen mit Fleiss und Umsicht ausgewählt und alle wichtigen grammatischen Erscheinungen daran zur Anschauung gebracht sind. Die wenigstens im Anfang beigefügte deutsche Übersetzung ist meistens überflüssig, auch nicht immer gut deutsch, z. B. „Was ist es um ein gutes Gewissen!“ Rester (mit avoir) in der Bedeutung „wohnen“ ist nicht französisch, sondern höchstens schweizerisch, sollte also in der Grammatik nicht gelehrt werden.

Eine im ganzen recht erfreuliche Erscheinung ist FLEISCHHAUERs Praktische Grammatik[7]). In dem Begleitwort zeigt der Verfasser, dass er in den in Betracht kommenden methodischen Schriften sehr wohl belesen ist. Er führt nach denselben die Grundsätze an, welche seinen Ansichten zur Stütze dienen und entwickelt so die Gesichtspunkte, nach denen er seine Grammatik abgefasst hat. Die Forderungen, die er stellt, sind, dass die Grammatik nach einem einheitlichen System gearbeitet sein soll, und dass sie sich durch Kürze, Klarheit und Übersichtlichkeit auszeichne. Um das letztere zu erreichen, sind Formenlehre und Syntax streng geschieden. Die erste Forderung schliesst den induktiven Betrieb nicht aus. Die Kürze bezieht sich nicht nur auf die Form der einzelnen Regeln, sondern vor allem auch auf die Beschränkung des grammatischen Stoffes. Auf strenge Wissenschaftlichkeit, wie auf irgend welche Begründung der grammatischen Erscheinungen hat der Verfasser Verzicht geleistet. Dies kommt ja z. B. bei der Entwicklung der Formenlehre des Verbums der Gleichmässigkeit zu statten, er geht dabei aber

6) Mustersätze zur franz. Grammatik. I. Teil. Nürnberg, Korn, 1895. 25 S. M. 0,60. 7) Leipzig, Renger 1895. 95 S.

doch wohl zu weit, wenn er im Interesse der Einheitlichkeit auch bei der Bildung des Futurums lehrt, dass die Infinitivendung abgeschnitten und dafür *-erai, -irai, rai* angehängt wird. Wenn hier der wissenschaftliche Standpunkt gewahrt wäre, so wäre die Sache viel einfacher geworden. Ähnlich verhält es sich mit der Anordnung der unregelmässigen Verben. Sie sind „wegen des leichteren Zurechtfindens der Schüler" innerhalb der Gruppen auf *er, ir, re* und *oir* alphabetisch geordnet, während er für die Durchnahme selbst möglichste Zusammenstellung der analog gebildeten empfiehlt. Als wesentliches Merkmal seiner Behandlung der Grammatik führt er die Berücksichtigung des psychologischen Grundsatzes an, dass „die einzelnen Glieder einer Vorstellungsreihe in derselben Reihenfolge reproduziert werden, in welcher sie von der Seele ursprünglich aufgenommen wurden". Als Beispiel stellt er die Pluralbildung auf x im Vergleich zu der bisherigen Behandlung hin. Während man „früher" lehrte: „Statt s tritt als Pluralzeichen x ein 1. bei den Wörtern auf au und eu, 2. bei den meisten Wörtern auf al", fasst er die Regel so: 1. Die Substantiva auf au und eu haben im Plural aux und eux, 2. die Substantiva auf al haben im Plural aux". Ist der Unterschied wirklich so gross? Hier sei bemerkt, dass die Lehre von der Pluralbildung der zusammengesetzten Substantiva zwar kurz, aber auch ungenau und unvollständig ist. Nun soll aber auch erwähnt werden, dass das Buch fleissig gearbeitet ist, und dass die oben aufgestellten Grundsätze konsequent durchgeführt sind.

Mit einem Anhange von grammatischen Übungen versehen ist die Schulgrammatik von Rehrmann für die Oberstufe höherer Lehranstalten[8]), welche als dritter Teil des Lehrgangs von Püttmann und Rehrmann verfasst ist, aber weder nach Anlage noch Ausführung etwas besonders Neues oder Hervorragendes bietet. Da sie von Obertertia ab benutzt werden soll, so ist keine Trennung der Formenlehre und Syntax vorgenommen, vielmehr ist in jedem Kapitel letzterer, die nach den Wortarten behandelt wird, die Formenlehre vorausgeschickt. Das Zeitwort ist in die bekannten oder vielmehr jetzt nicht mehr bekannten vier Konjugationen eingeteilt. In der Behandlung der Syntax des Verbs sowohl wie der anderen Wortarten lehnt sich der Verfasser unverkennbar an Ploetz an, so dass man wesentlich Neues nicht findet. Da das Werk nicht nur Schul-, sondern auch Nachschlagebuch sein soll, so ist es natürlich mit allem Möglichen überladen; so stehen bei den verbes défectifs noch *férir, issir, quérir*. Das nicht in der Klasse zu Lernende ist kleiner gedruckt; aber warum dann *pondre* gross, *fondre* und *étendre* klein? Der alte Ballast von Ploetz findet sich auch bei dem Hauptwort, selbst *pou* fehlt nicht, ebensowenig *les travails* die Notställe; desgleichen die Aufzählung einer Menge Redensarten mit und ohne Artikel, die in das Lexikon gehören. Einen klaren Überblick über die Wortstellung bekommt man nicht, da diese nach den Wortarten in verschiedenen Kapiteln behandelt wird, die Stellung der Objekte beim Nomen, des Prädikats beim Zeitwort u. s. w. Zugegeben werden muss, dass in dem Buche fast alles richtig ist. Nur aus § 171, welcher lautet:

8) Berlin, Mittler u. Sohn 1895. 351 S. M. 3,50.

„Der Infinitiv mit à steht nach Eigenschaftswörtern bei persönlichem Subjekt auf die Fragen wozu? worin? wobei? in welcher Beziehung?" wird der Schüler nicht recht klar werden; er weiss immer noch nicht, wann er de, wann à setzen soll, worin der Unterschied zwischen il est facile de faire und c'est facile à faire besteht. Es musste bemerkt werden, dass der Infinitiv mit à prädikative Bestimmung ist. Die Regel von dem Artikel in der Apposition sowie vieles über die Stellung der Adjektiva Gesagte hat keine praktische Geltung mehr. Die grammatischen Übungen des Anhanges bestehen aus deutschen Stücken zum Übersetzen, auf welche der Verfasser aus bekannten Gründen nicht verzichten will. Es stehen auch hier wieder eine Menge zusammenhangloser Sätze neben zusammenhängenden Stücken. Im ganzen kann das Buch, trotzdem dass, wie gesagt, fast alles richtig ist und auch die Regeln meist gut gefasst sind, nicht als ein Fortschritt auf dem Gebiete der grammatischen Litteratur bezeichnet werden.

B. Schulgrammatiken mit Übungsbüchern. In eine weit vor 1895 liegende Zeit führt uns die „praktische Vorschule" von PROBST und KRAUSE zurück[9]). Bei diesem Buche zeigt sich recht deutlich, dass die Höhe der Auflage nicht massgebend für den Wert des Werkes ist. Kurz gesagt: es ist ganz der alte Ahn. Die Eröffnung bilden 30 Lektionen mit Leseübungen über die Buchstaben (nicht etwa Laute), dazwischen lernt man avoir und être und die Pluralbildung. In Lektion 34 kommt ein zusammenhängendes Stück, vorher einzelne Gespräche. Sonst giebt es nur Einzelsätze; deutsche zusammenhängende Stücke kommen gar nicht vor. Es ist alles Mosaik; zwischen den einzelnen Sätzen bestehen keine anderen Beziehungen, als dass eine bestimmte grammatische Regel daran gelernt werden soll. Das Buch steht auf einem viel älteren Standpunkte als die alten Lehrpläne. — Auch der in diesem Zeitraume erschienene III. Teil des HAHN'schen Lehrganges[10]) bedeutet ebensowenig wie die zwei ersten Teile einen Fortschritt in der Methodik des Sprachunterrichts. Heutzutage hat ja jeder, wenigstens theoretisch, seine eigene Methode. Wenn man genauer hinsieht, dann bleibt gar zu oft nicht viel Eigenes übrig. So geht es auch mit SIGMUND FEIST, der sein Lehr- und Lesebuch[11]) „mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode" bearbeitet hat. Die erste Forderung des Verfassers ist, dass der Lesestoff ausschliesslich aus zusammenhängenden Lesestücken bestehen soll. Einverstanden. Der zweite Punkt betrifft die Sprechübungen. Mit der aufgestellten Reihenfolge der bei der Durchnahme eines Stückes vorzunehmenden Thätigkeiten bin ich nicht ganz einverstanden: Lesen, Übersetzen u. s. w. Das Lesen darf entschieden nicht das Erste sein, sondern das Hören, sodann Nachsprechen ohne Buch, wie übrigens der Verfasser später selbst wünscht. Das Lesen aus dem Buche darf erst eintreten, wenn die Aussprache vollständig sicher eingeübt ist. Dann meint er, es sollte den Sprechübungen stets ein, wenn auch geringer, Teil der Stunde gewidmet werden. Das ist zu bescheiden;

9) Prakt. Vorschule d. franz. Spr. Elementar- u. Lesebuch für Quarta u. Untertertia. Nach den „neuen Lehrplänen". 10. Aufl. Leipzig, Bädeker, 1895. 10) Franz. Sprech-, Schreib- u. Leseunterricht f. Mädchenschulen. III. Stufe. Halle, Gesenius, 1,80 M. 11) Lehr- u. Lesebuch. I. Halle. Waisenhaus. M. 1,50.

nicht ein geringer, sondern ein möglichst grosser Teil der Stunde ist dazu zu verwenden. Auch hinsichtlich der schriftlichen Arbeiten verlangt er zu wenig; er will dieselben auf die blosse Niederschrift eines durchgenommenen Lesestückes oder einzelner Teile desselben und geringe Variationen dieses Stoffes beschränken. Es kann hier nicht genauer auf diesen Punkt eingegangen werden; es sei auf Walters Vortrag über diesen Gegenstand in Karlsruhe verwiesen. Den Übersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Französische räumt der Verfasser einen grossen Platz ein, da er sie „im Interesse der sicheren grammatischen Schulung" für nötig hält. Hat er es schon einmal ohne Übersetzen versucht? Lautschrift hält er für ebenso entbehrlich wie einen phonetischen Vorkursus. Es ist nicht recht ersichtlich, was er unter letzterem versteht. Wenn er theoretische, wohl gar systematische Erörterungen meint, dann hat er recht. Allein lautliche, sogenannte Artikulationsübungen sind doch sehr nötig, und die gerade scheint er nicht zu wollen, wie sich daraus ergiebt, dass er nicht mit den Lauten, sondern mit den Buchstaben beginnt. Dass die beiden Begriffe wieder einmal verwechselt werden, zeigt sich gleich auf der ersten Seite, wo von „stummen Lauten" die Rede ist. Was er in Lekt. 3 mit der hellen Aussprache der Nasale „en" und „an", welche er verlangt, eigentlich meint, verstehe ich nicht recht. Lekt. 5 redet er von einem „gehauchten" h, das nicht ausgesprochen wird. Das ist ein Widerspruch, wenn es auch blosse Übersetzung von „aspirée" sein soll. Die durchweg zusammenhängenden Lesestücke sind für ihren Zweck recht passend zusammengestellt. Es folgt dann nach jedem Stück die Anordnung des daraus gewonnenen grammatischen Stoffes, dann ein grammatisches „Exercice", wie z. B. „Traduis: sie essen, sie spielen, sie bleiben" u. s. w. Diese geisttötende Formenreiterei soll jedenfalls zur Erreichung der grammatischen Sicherheit dienen. Daran schliesst sich eine „Conversation", d. h. französische Fragen, welche sich an den Inhalt des Stückes anschliessen. Den Schluss jeder Lektion bildet ein „Thème", d. h. deutsche Einzelsätze, die nicht den geringsten Zusammenhang unter einander haben. Auch das Deutsch dieser Sätze ist vielfach anfechtbar, z. B. S. 17: *„Meine Schwestern haben mir gesagt zu Hause zu bleiben; sie geben heute Thee ihren Freundinnen"*. Ist der Inhalt dieses Satzes schon ausserordentlich interessant, so ist es die Form noch mehr. Dazu steht noch fast bei jedem Wort eine die französische Stellung angebende Zahl. Unklar ist es, wie der Schüler zu einer nur annähernden Selbständigkeit in Ausdruck und Satzbau gelangen soll, wenn selbst im Thème der letzten Lektion die Wortstellung noch fortwährend durch Zahlen angegeben wird. Dass das unbetonte Pronomen z. B. vor dem Verbum steht, muss der Schüler doch aus seinen französischen Stücken und durch die beständigen Sprechübungen nach und nach gemerkt haben; durch die deutschen Sätze und Zahlen wird auch hier keinerlei Sicherheit erlangt. Das scheint der Verfasser auch selbst eingesehen zu haben, sonst hätte er nicht immer wieder die Hilfe gegeben. Der zweite Teil des Buches besteht aus einem Lesebuch; gegen die Auswahl der Stücke ist nichts einzuwenden. Der dritte Teil, die systematische Grammatik, fordert zu keiner besonderen Besprechung heraus, da sie sich vom Hergebrachten nicht wesentlich unterscheidet.

Von dem Lehrbuche von WEITZENBÖCK [12]), dessen erster Teil 1893 herauskam, ist der zweite Teil erschienen. Der Verfasser, der auch theoretisch auf dem Gebiete der Reform thätig gewesen ist, giebt uns hier ein vollständig aus dem neuen Unterrichtsbetriebe erwachsenes Lehrbuch. Ausser sorgfältig gewählten Lesestücken enthält der II. Teil auch 21 Abbildungen, besonders Ansichten von Paris, sowie eine Karte von Frankreich und einen Plan von Paris. Der Commentaire giebt nicht mehr die Übersetzung aller neu vorkommenden Wörter, sondern er ererklärt dieselben soweit als möglich in französischer Sprache. So wird das Übersetzen ins Deutsche möglichst vermieden, während für dasjenige aus dem Deutschen in dem Buche kein Platz ist. Das Werk verdient, obgleich es ursprünglich wohl für österreichische Schulen verfasst ist, doch auch in Deutschland alle Beachtung.

Ebenfalls aus Österreich stammt der Lehrgang von EMANUEL FEICHTINGER [13]). Das Buch muss ganz für sich selbst sprechen, da es kein Vorwort hat, aber auch so erkennt man Bestimmung und Art desselben sofort; es ist, wie ja auch schon der Titel besagt, für Gymnasien bestimmt, da das Lateinische in ausgiebiger Weise herangezogen wird. Es steht ferner auf dem neueren Standpunkte der Methodik, wie aus der ganzen Anlage beim ersten Blick ersichtlich wird. Die Aussprachlehre geht zwar vom Buchstaben aus, nähert sich aber doch einer wirklichen Lautlehre und vermeidet die Fehler der gewöhnlichen sog. Aussprachelehren. Die Umschrift ist im ganzen zweckentsprechend. Es zerfällt in zwei Teile: I. die systematische Grammatik, II. das Übungsbuch. An ersterer wäre auszusetzen, dass sie nicht mit dem Verbum, sondern nach alter Weise mit Artikel und Nomen beginnt, sowie dass noch zu viel Lexikalisches darin enthalten ist. Im übrigen wird man mit der Fassung der Regeln, der Anordnung des Stoffes, der Einteilung in drei Konjugationen, einverstanden sein können. Bei den Paradigmen, welche für die drei Konjugationen neben einander stehen, wird die Übereinstimmung der Personalendungen bei den Verben auf ir und re nicht deutlich genug. Im zweiten Teile wären die in sechs Lektionen geteilten Vorübungen zu entbehren gewesen; sie bestehen nur aus einzelnen Wörtern, zur Einübung der Aussprache, und einzelnen Sätzen. Danach erst beginnt das eigentliche Übungsbuch, und zwar geht es von der Schule sowie weiterhin von den dem Schüler am nächsten liegenden Anschauungen aus; giebt Anleitung zum Satzkonjugieren, bringt sehr hübsche Gespräche, auch einzelne Gedichte, alles mit französisch geschriebenen Anweisungen zur Verwertung. Daran schliessen sich deutsche Stücke, die sich an die französischen Texte anlehnen; dabei sind etwa unbekannte Vokabeln nicht französisch, sondern lateinisch angegeben: der Schüler wird nach dem vorhergehenden Gange des Buches leicht im Stande sein, sich darnach die französischen Wörter zu bilden. Es ist dies eine treffliche Übung für Gymnasiasten. Das Buch macht durchweg einen guten Eindruck.

Ein fleissig gearbeitetes Werk ist auch das Übungsbuch von FLEISCH-

---

12) II. Teil. Wien, Freytag 1895. M. 3. 13) I. Teil. Für 2 Jahreskurse zu je 2 Stunden die Woche. Wien, Hölder.

HAUER[14]). Der erste Teil enthält den Stoff für die Unterstufe. Die Grundsätze, nach denen Auswahl und Anordnung getroffen wird, sind zu billigen; jedes Stück bringt ein bestimmtes Kapitel der Grammatik zur Anschauung, welches in dem vorausgeschickten Inhaltsverzeichnis jedesmal angegeben ist. Mit Recht geht der Verfasser im Anfang von den dem Schüler zunächst liegenden Begriffen aus, und zwar von der Schule. Nur die zwei ersten Stücke sind in dialogischer Form gehaltene ich hätte deren gern noch mehr gesehen. Auch die weiteren Texte be-; wegen sich in dem Anschauungskreise des Schülers; nur wenige enthalten Fernerliegendes und muten ihm das Erlernen von Wörtern zu, deren Notwendigkeit zu bezweifeln ist; dahin gehören gleich im 5. Stücke z. B. *le foret, le rabot, l'équerre,* im 15. *le soc* u. dergl. Dass bereits im 6. Stücke Formen wie *jaillissent* vorkommen, wäre wohl zu vermeiden gewesen. Dass die Stücke, besonders die des ersten Abschnittes, möglichst kurz gehalten sind, ist zu loben, da so einem Ermatten des Interesses am Inhalt vorgebeugt wird. Der zweite Abschnitt enthält fast durchgehends Erzählungen. Der Stoff ist reichlich bemessen. Um auch den Lehrern, welche aus dem Deutschen zu übersetzen wünschen, entgegenzukommen, sind zusammenhängende deutsché Übungsstücke beigegeben, die sich durchweg an die französischen Texte anlehnen. Ausser der Präparation zu den einzelnen Stücken ist ein alphabetisches Wörterverzeichnis angehängt, in welchem bei jedem Worte die Stelle bemerkt ist, an der es zuerst vorkommt.

Von BIERBAUMS in JBRPh. II 327[37], 349[53] u. 353[1] besprochenen Lehrbüchern ist 1895 der 1. Teil in 7., der 2. in 5., der 3. in 3. Auflage erschienen, welche gegen die zunächt vorhergehenden keine Veränderungen aufweisen. Auch die STRIEN'schen Lehrbücher sind z. T. in neuen Auflagen erschienen, desgleichen BÖRNER und BANDERET-REINHARD.

Es folgt nun eine Reihe speziell für Mädchenschulen bestimmter Bücher. Das MANGOLD'sche Lehr- und Lesebuch liegt in 2. Auflage vor. — Das Lehrbuch von STIER[15]) beruht auf den Bestimmungen des preussischen Unterrichtsministeriums vom 31. Mai 1894. Der Verfasser hält sich da zuerst an die Forderung einer planmässigen Einübung der fremden Laute in einem kurzen propädeutischen Kursus. Den Ausdruck „planmässig" legt er so aus, dass die Laute nach einer bestimmten Reihenfolge nach einander durchgenommen werden sollen, sodass ein Laut, soweit irgend möglich, nicht eher auftritt, als bis er eingeübt ist resp. eingeübt wird. Danach verwirft er den Beginn mit zusammenhängenden Lesestücken ebenso wie die Einübung an sogenannten Musterwörtern und fängt mit kleinen Dialogen an, die sich an die betreffenden Laute, wie er meint, anschliessen. Es ist hier nicht der Ort, diese Punkte auf ihre Berechtigung zu untersuchen, nur soll auf einen Widerspruch in der praktischen Durchführung des Grundsatzes aufmerksam gemacht werden, eines Grundsatzes, der freilich durch die Hinzufügung „soweit irgend möglich" von vornherein eingeschränkt ist. Ja, soweit irgend möglich! Der

14) Methodisches Lese- und Übungsbuch. Leipzig, Renger 1895. 195 S. M. 1,80. 15) I. Teil: für die 6. Klasse. 120 S. M. 1,50. II.: für die 5. Klasse. M. 1,50. Leipzig, F. A. Brockhaus 1895.

Verfasser muss selbst einsehen, dass eine strenge Durchführung nicht möglich ist. Man sehe sich nur gleich die ersten Lektionen an: in Lekt. 1 ‚papa', in 2 ‚Paul' und ‚beau'; die recht schwierigen Laute p und b sind noch nicht geübt, kommen auch erst viel später daran; dsgl. Lekt. 3 ‚fruit', 4 ‚Eugénie'; von g ist noch gar nicht die Rede. Nebenbei sei bemerkt, dass die Vokale in ‚Paul' und ‚le' nicht geschlossen sind. Störend sind in Lekt. 16 die Bindebogen; bei dem Beginn mit dem Laut, den der Verfasser selbst verlangt, sind sie auch gar nicht nötig. Im übrigen verdient die Bearbeitung der Vorschule wie des Elementarbuchs alle Anerkennung, nur ist es nicht hübsch, dass das eigentliche Verbum, der Träger der Sprache, erst in Lekt. 13 auftritt. Dadurch, dass vorher nur die Hilfsverben *avoir* und *être* vorkommen, werden Sätze und Fragen im Anfang doch noch einförmiger, als wenn, wie er bei Beginn mit zusammenhängenden Stücken tadelt, nur in der 3. Person gefragt wird. Im 2. Teile der Grammatik giebt er, im Widerspruch mit seiner in der Vorrede ausgesprochenen Ansicht, zuerst theoretische Erörterungen über die Entstehung der Laute nebst einem Vokaldreieck. Dabei finden sich einige Unebenheiten im Ausdruck. Er sagt: „Verbindet man einen dunkeln Laut mit dem entsprechenden hellen, so entstehen Mischlaute". Welcher Art diese Verbindung ist, bleibt dunkel. Bei der Vergleichung von franz. ‚*long*' und deutsch ‚*lang*' meint er, wenn man im deutschen ‚*lang*' den Nasenlaut fortklingen lasse, und plötzlich die Nase verschliesse, so verstumme in demselben Augenblicke der nasale Vokal; im Deutschen ist es aber gar kein nasaler Vokal, sondern ein Nasalkonsonant: er sage also lieber „Nasallaut". Wenn man die Zungenspitze gegen die oberen Schneidezähne „drückt", giebt es keinen Reibelaut, sondern es entsteht ein Verschluss. Bei dem Kapitel von der Betonung erklärt er, bei den Personennamen betone man öfter die vorletzte Silbe. Man? Ja, die Deutschen. Ungenau ist der Ausdruck, dass man den Superlativ durch Vorsetzung des Artikels vor den Komparativ bilde. Man vergleiche z. B. *mon meilleur ami*. Doch diese Kleinigkeiten thun dem Werte des Buches im übrigen keinen Eintrag. — Auch der für das 2. Schuljahr berechnete Teil ist als sehr brauchbar zu bezeichnen. Von methodischen Punkten ist hervorzuheben, dass der Verfasser, mit Recht, das blosse Durchkonjugieren von Verbalformen als ungenügend und überflüssig verwirft, dagegen Übungen zwischen 2 und 3 Schülerinnen befürwortet, in der Weise, wie es z. B. S. 4 u. 7 angegeben ist. In der Ansicht, dass das Abfragen ausser der Reihe, wobei der Lehrer die deutsche Form angiebt, geradezu schädlich sei, da in diesem Falle der Schüler nicht aus dem Übersetzen herauskomme, ist ihm beizustimmen. Allein auch er hat sich von dem Übersetzen nicht ganz losgemacht, giebt aber zu dem Zwecke nur zusammenhängende Stücke, die sich bis auf zwei an die französischen Texte anlehnen. Die Auswahl der Lesestücke, die streng nach grammatischen Rücksickten geordnet sind, ist recht geschickt, doch hätte der unglückliche Konj. Imperf. bei seiner durchaus nebensächlichen Bedeutung wohl kürzer abgethan werden können. Formen wie *oubliassent* und *profitassiez* beleidigen das Ohr, und Sätze wie « *il était défendu que nous mangeassions* » wird kein Franzose bilden, er wird vielmehr sagen: « *il nous était défendu*

de manger». Die im 2. Teile enthaltene Grammatik, welche die regelmässige Formenlehre darbietet, giebt keinen Anlass zu besonderen Bemerkungen.

Speziell für Kaufleute bestimmt ist der Lehrgang von SCHNEITLER[16]). Bei der praktischen Benutzung dieses bei seinem ersten Erscheinen vielfach freudig begrüssten Buches stellte es sich heraus, dass mit den unzähligen Einzelsätzen nicht viel anzufangen ist. Der Schüler muss eine Unmenge von Vokabeln auswendig lernen (Verfasser verlangt selbst das Memorieren), und da sie sich ihm nicht im Zusammenhange darbieten, so vergisst er sie schneller, als er sie gelernt hat, oder er verwechselt sie. Es ist eben ein kolossaler Stoff auf engem Raum zusammengedrängt, der selbst für das beste Gedächtnis in dieser Form zu viel wird. Üben soll sich der Schüler dann an deutschen Sätzen. Ja, wenn ein französischer Korrespondent sich den Brief erst deutsch niederschreiben und dann ins Französische übersetzen muss, dann ist in der Praxis nicht viel mit ihm anzufangen. Etwas besser geworden ist das in der 3. Auflage, in welcher zwischen die Einzelsätze, die sogar hier und da nur aus Einzelwörtern bestehen (z. B. *pour acquit; acquitté)*, wirkliche Briefe eingestreut sind; deren sind aber viel zu wenig. Sie sollen auch, wie es scheint, nicht als Muster dienen, sondern „der Schüler soll seine Kraft daran erproben“. Die Lautlehre ist besser geworden, wenn sie auch noch mit dem Alphabet beginnt. Die Grammatik ist bedeutend verkürzt und dürfte für ihren Zweck genügen.

C. Übungsbücher. Einen ähnlichen Zweck wie das eben genannte Buch verfolgt der Traité de Correspondance commerciale von P. BRÉE[17]). Dies Buch enthält eine ausserordentlich reiche Sammlung französischer Handelsbriefe, die gute Muster bieten und aus denen der Lernende viel Belehrung schöpfen kann. Vorausgeschickt sind allgemeine Anweisungen für die einzelnen Briefarten, die in den früheren Auflagen jedesmal den betreffenden Abteilungen vorangestellt waren. Gegenüber steht hier eine freie deutsche Übersetzung, die wohl zur ersten Instruktion ausreicht; denn aus dem französischen Texte der Einleitung wird der Schüler kaum im stande sein, die nötige Belehrung zu ziehen. Ein ausführliches Wörterbuch und Erklärungen sind in einem 2. Bande vereinigt. Störend ist, dass in dem Texte bei den zu erklärenden Wörtern, auch wenn die Erklärung nur in der Angabe der deutschen Bedeutung besteht, Zahlen gesetzt sind. Nicht verschwiegen werden darf, dass der Druck viel zu klein ist. — Ebenfalls für Kaufleute bestimmt ist die Konversationsschule von THUM, deren Neubearbeitung durch SARRAZIN in dritter Auflage vorliegt[18]). Zu Grunde liegt der bekannte „Kursus für Anfänger“ von Thum. Das Deutsche ist, wie in ähnlichen Werken, dem Französischen gegenübergestellt. Letzteres ist das einfache, natürliche der täglichen Unterhaltung, das Deutsche ist wirkliches Deutsch, nicht etwa eine wörtliche Übersetzung. Keine einzige Seite des alten Buches ist unverändert geblieben. Der junge Kaufmann findet alle Verhältnisse berücksichtigt, die ihm unter gewöhnlichen Umständen in Frank-

---

16) 3. Aufl. Dresden, Kühtmann. M. 2,20. **17**) 10e éd. revue p. SCHNEITLER. 2 parties. Dresden. M. 4,40. 18) I. Teil. 50 leichtere Gespräche. 3. Aufl. Leipzig, G. A. Gloeckner. M. 2.

reich entgegentreten können. Dankenswert ist die Hinzufügung der von Sarrazin selbst verfassten Kapitel, besonders 1—10, in denen die Verkehrsmittel: Post, Telegraph, Telephon, Bahn, Omnibus und Trambahn, sowie Lebensversicherung behandelt werden. Lehrreich sind die ausführlichen Anmerkungen am Schluss. Dass man durch dieselben einen richtigen Einblick in die französischen Verhältnisse bekommt, dafür bürgt der Name des leider zu früh verstorbenen Bearbeiters. — Bezüglich der trefflichen „Materialien“ von Goerllich verweise ich auf die Besprechung der „Freien Arbeiten“ desselben Verfassers aus dem Jahre 1896.

Es bleiben noch übrig einige Übungsbücher zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Durchaus abzulehnen ist das Buch von O. Ulbrich [19]). Es ist kaum zu verstehen, wie der sonst so verdienstvolle Verfasser ein derartiges Konglomerat ödester Einzelsätze drucken lassen konnte. Will man aus dem Deutschen ins Französische übersetzen, so nehme man zusammenhängende Texte im Anschluss an die Lektüre, wie es ja auch im Sinne der Lehrpläne liegt. Zusammenhängende Stücke enthält zwar das vorliegende Übungsbuch auch in grosser Anzahl, allein von einer Anlehnung an die Lektüre kann doch wohl nicht die Rede sein bei dem bunten Inhalt, den sie bieten. Dazwischen finden sich nun aber seitenlang Einzelsätze von auffallender Inhaltslosigkeit. Im übrigen ist die Einrichtung des Buches so, dass unter dem Texte Vokabeln mit den im Texte durch Ziffern angegebenen Verweisungen und Hinweise auf des Verfassers kurzgefasste französische Schulgrammatik stehen. Mehr lässt sich über das Übungsbuch nicht sagen.

1896.

A. Schulgrammatiken. Auch das Jahr 1896 hat eine Anzahl neuer Grammatiken von sehr verschiedenem Werte auf den Markt gebracht, von denen einige die ganze Formen- und Satzlehre, andere nur letztere, wieder andere nur einen bestimmten Ausschnitt behandeln. Von der ersteren Art finden wir einen alten Bekannten in neuer Form wieder. Die 3. Auflage der Schulgrammatik von Peters [20]) hat aus äusseren Gründen die tabellarische Form, an die sich wohl mancher gewöhnt hatte, aufgegeben; die Übersichtlichkeit hat dadurch nicht gelitten. Mit den Grundsätzen des Verfassers bin ich im allgemeinen einverstanden: sein Ziel war Beschränkung, Zusammenfassung und übersichtliche Anordnung des grammatischen Pensums. Als Lehrverfahren verlangt er die Induktion, wie er auch als Motto den Baconschen Ausspruch: « Per inductionem et experimentum omnia » und das Wort des Comenius: « Ubique praecedant exempla, sequantur praecepta et regulae » an die Spitze des Buches stellt. Nicht ganz hierzu zu passen scheint die Bemerkung, dass die unregelmässigen Verba durch „Einpauken“, also mechanisches Auswendiglernen in den Besitz des Schülers übergehen müssen; Erklärungen sollen nachher gegeben werden. Hat der Schüler aus der Lektüre Bekanntschaft mit den Formen gemacht, so wird er sie um so leichter behalten, wenn er die nötigen Erklärungen dazu erhält;

---

19) Berlin, Gaertner 1895. 132 S. M. 1,20. 20) 3. Aufl. Leipzig, A. Neumann 1896. 109 S. M. 1,40.

dann kann er sich über die Bildung derselben selbst Rechenschaft geben. Der Verfasser giebt selbst treffliche Erläuterungen, wobei er mit Recht den Einfluss der Betonung auf die Stammveränderung hervorhebt. Die Schreib- und Lautregeln, die dabei in Betracht kommen, werden vorausgeschickt. Nicht ganz genau ist die Angabe für „*il bat*". Es heisst dazu: „Von den Stammlauten *tt* fällt ein *t* aus vor der Endung *s* und auch das zweite *t* vor der Endung *t*". Vielmehr fallen nach der Regel, dass gleichartige Konsonanten am Ende nicht zusammenstehen können, sondern der letzte abfällt, das *t* der Endung und das zweite *t* des Stammes ab. Statt der „Verwandlung" von *c* in *qu* (bei vaincre) wäre vorzuziehen: „Man schreibt *qu* statt *c*". Bei dem Kapitel über den Artikel im partitiven Sinne ist auf die Behandlung der Präposition *de* verwiesen; dahin gehört noch mehreres aus diesem Kapitel. Die Fassung der Regeln ist klar und richtig. Angehängt ist eine dankenswerte Abhandlung über die Zeichensetzung, die auch als Separatabdruck erschienen ist. Sie enthält zur Veranschaulichung reichliche Beispiele. — Von besonderer Art ist die unter besonderer Berücksichtigung des Lateinischen für humanistische Gymnasien verfasste Grammatik von F. BECK[21]), der sich in der Vorrede gegen die Reform wendet mit der Bemerkung, dass gewisse nicht eben lobenswerte Neuerungen des Unterrichts eher zu verflachen als zu vertiefen drohen. Er hat sich denn auch gewissenhaft aller Neuerungen enthalten. Das zeigt sich gleich bei der Behandlung der Aussprache. Da er überzeugt ist, dass die Darstellung der Aussprache auf phonetischer Basis noch weniger Berechtigung in der Schule hat, als jene auf Grund der lauthistorischen Entwickelung, so wird man Ausdrücke wie „stimmhaft" und „stimmlos" vergebens suchen; er hat es eben vorgezogen, die, nach seiner Ansicht, praktischen und leichter verständlichen Bezeichnungen „harter" und „weicher" Konsonant beizubehalten. Er erklärt nun ausdrücklich, dass die Aussprache eine erschöpfende Darstellung gefunden habe. Natürlich wird dieselbe mit deutschen Buchstaben wiedergegeben; da liest man: *lŏ̆ ſsüschäh, lŏ̆ schiläh* u. dergl. Eine besondere Feinheit findet sich bei *montagne* und *montagnard;* ersteres spricht man da nämlich *mŏtajn'*, letzteres *mŏtanjahr'*. Ganz neu ist die Erklärung, dass *oi* = *o͡a* bald mit schärferer Betonung des ersten, bald des zweiten Vokals gesprochen wird: z. B. *no͡ár*, aber *ro͡á, ſso͡á, tro͡á!* Ein weiteres Kapitel ist überschrieben: Orthographische und phonetische Regeln. Also doch Phonetik? O nein! Nach phonetischen Regeln sucht man vergeblich, trotz der Überschrift; dagegen steht da, dass man „ausnahmsweise" *il craint* statt *il craind(t)* schreibt. Da schreibt der Verfasser wohl auch: *je crainds?* An der eigentlichen Grammatik fällt auf den ersten Blick die Reichhaltigkeit auf. Er sagt zwar, dass nebensächliche Dinge und seltenere Regeln, welche in der Schulpraxis fast nicht vorkommen, einfach weggelassen seien, wie *pou, hébraique* etc., aber es steht doch noch *cal, soupirail* etc. da. Anordnung und Behandlung des Stoffes (Artikel, Pluralbildung, die „vier" Konjugationen, Konjunktiv etc.) sind ganz der alte Ploetz, es bedarf also

---

21) München, Piloty u. Loehle 1896. 230 S. geb. M. 2,50.

darüber keines weiteren Wortes. Voraus geht ein „kurzer“ Abriss der historischen Grammatik; in dieser Fassung gehört dieselbe mitsamt den Strassburger Eiden nicht in die Schule, auch nicht in das humanistische Gymnasium.

Im Anschluss an die Behandlung der Hölzelschen Bilder von Durand und Delanghe haben Koch und Delanghe eine Sprachlehre zusammengestellt [22]). Sie zerfällt in zwei Teile: Grammatik und Wörterbuch mit allen im Sprachstoff nach Hölzel vorkommenden Ausdrücken. Die Grammatik bietet für die, welche den Unterricht nach den genannten Bildern betreiben, den Vorteil, dass das dort gebotene Sprachmaterial berücksichtigt ist; manches gehört eigentlich ins Wörterbuch. Sonst bietet das Büchlein nichts Bemerkenswertes; es ist nach bekanntem Rezept, anlehnend an frühere Muster, verfasst.

Strien hat seine 1895 erschienene, für Gymnasien und Realschulen bestimmte Schulgrammatik jetzt auch für lateinlose Schulen bearbeitet [23]); hier kommt die Satzlehre in Betracht. Die Bearbeitung unterscheidet sich von der Ausgabe B vor allem durch die Anordnung. Während letztere sich in dieser Beziehung an die lateinische Grammatik anschliesst, verfährt die für lateinlose Schulen richtiger, indem sie mit dem Zeitwort beginnt. Dabei ist, entsprechend der Aufgabe des Französischen in den Realschulen, auch der formal-logischen Bildung Rechnung getragen. Im übrigen gilt dasselbe wie von Ausgabe B.

Lediglich die Syntax berücksichtigt das Buch von Ehrhart-Planck [24]). Es will auf wissenschaftlicher Grundlage eine Erklärung und praktische Zusammenfassung der wichtigsten syntaktischen Erscheinungen bieten; letztere sollen übersichtlich gruppiert, systematisch geordnet und aus logischen und psychologischen Gesetzen begründet werden. Auf äusserliche Vollständigkeit wird grundsätzlich verzichtet. Die Erklärungen greifen stets die treffenden Punkte heraus und zerstören manches althergebrachte Vorurteil. Die Verfasser wissen, worauf es bei den Schülern ankommt, und sind bestrebt, Missverständnisse zu vermeiden, so weisen sie besonders darauf hin, dass die lange Dauer einer Handlung kein Grund für das Imparfait ist; auch nehmen sie gebührende Rücksicht auf die Umgangssprache, in welcher z. B. der Franzose das Passé défini nicht anwendet, sondern im Parfait oder Imparfait erzählt. Die Beispiele sind gut gewählt, doch wären sie besser den Regeln vorangestellt worden. Angehängt ist eine kurze Verslehre und ein Anhang, in dem den Primanern Gelegenheit geboten werden soll, sich in knapper Form über den geschichtlichen Zusammenhang des Lateinischen und Französischen sowie über die Hauptepochen der litterarischen Entwickelung der französischen Sprache zu unterrichten. In dieser kurzen, nur die Hauptsachen berührenden und für die Schüler verständlichen Form ist auch der Anhang zu empfehlen.

Gleichfalls auf die Syntax beschränkt sich das Buch von Böddeker: Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik [25]).

---

22) Giessen, Roth 1896. 88 S. M. 0,80. 23) Ausgabe A, für lateinlose Schulen. Halle, E. Strien. 24) Syntax der franz. Sprache für die oberen Klassen der Realgymnasien und Gymnasien. Stuttgart, P. Neff 1896. 25) Leipzig, Renger, 1896. 132 S.



Das Werk ist aus langer Praxis hervorgegangen, und man merkt es ihm an, dass der Verfasser seine Schüler lieb hat. Wenn von den Lehrplänen für den grammatischen Unterricht auf der Oberstufe eine neue Gruppierung und tiefere Begründung der grammatischen Erscheinungen gefordert wird, und wenn man bedenkt, dass die Hauptaufgabe in den oberen Klassen auf einem anderen Gebiete liegt, so ist es wünschenswert, dass der Lehrer ein Buch in der Hand hat, das ihm die Arbeit erleichtert. Gelegentliche Bemerkungen können eben nicht genügen und Zeitersparnis ist für den Lehrer eine Notwendigkeit. Vollständigkeit hat der Verfasser nicht beabsichtigt; er will eben die wichtigsten Erscheinungen in tieferer Begründung behandeln. Diese Aufgabe hat er vortrefflich gelöst. Man sehe nur gleich die Darstellung der Verbalsyntax an: die Behandlung der Tempora in dieser klaren und auf den Grund der Sache gehenden Darlegung ist kaum irgendwo sonst zu finden. Ebenso zeigen alle anderen Kapitel eine grosse Sachkenntnis und methodische Geschicklichkeit. Beispiele und Belegstellen sind neueren Autoren entnommen und so gewählt, dass die betreffende grammatische Erscheinung klar hervortritt. Das Buch ist durchaus zu empfehlen. — Auf ein noch engeres Gebiet beschränkt sich H. Sensine. Er behandelt ausschliesslich die Tempuslehre in seinem ganz französisch geschriebenen Emploi des temps en Français à l'usage des étrangers[26]). Es ist ein grosser Unterschied, ob eine Darstellung der Tempuslehre für französische Schüler, welche die Zeiten gewohnheitsmässig gebrauchen, oder für Ausländer, welche die Anwendung derselben erst lernen sollen, bestimmt ist. Letztere wissen denn auch mit den in französichen Lehrbüchern gegebenen Anweisungen nicht viel anzufangen. Die Beobachtung dieser Thatsache hat den Verfasser zur Abfassung seines Buches bestimmt. Er stellt nicht nur Regeln auf, sondern er giebt an zahlreichen, vorzüglich gewählten Beispielen, die den neuesten Schriftstellern entnommen sind, eingehende Erörterungen, welche den Stoff klar machen. Die Art der Darstellung ist anziehend, es ist geradezu ein Vergnügen, den Entwickelungen des Verfassers zu folgen. Zur praktischen Anwendung dienen 65 exercices, in denen die Verba im Infinitiv eingesetzt sind und in die an der Stelle zu fordernde Form umzusetzen sind. Dabei wird stets auf das am betreffenden Orte Wichtige aufmerksam gemacht. Es ist in der That ein hervorragend praktisches Büchlein.

Zur Einprägung der französischen Verbalformen hat O. Rink ein Buch herausgegeben, welches Beachtung verdient[27]). Mit Recht steht der Verfasser auf dem Standpunkte, dass durch mechanisches Auswendiglernen Sicherheit in den Formen nicht erreicht wird. Ist der Schüler auf induktivem Wege mit den Formen bekannt geworden, so wird es sich darum handeln, sie in seinem Gedächtnis zu befestigen, und das lässt sich am leichtesten und sichersten durch das Verständnis erreichen. Der Verfasser giebt zu dem Zwecke die allgemeinen Regeln, welche den Bildungen zu Grunde liegen, doch so, dass er sie aus einer grösseren Anzahl gleichartiger Formen heraus entwickeln lässt, so dass der Schüler

---

26) Lausanne, Payot 1896. 138 S. 27) Die Konjugation der franz. Zeitwörter. Braunschweig, O. Rink 1896. 68 S.

selbstthätig zu seinem Resultate gelangt. Ist dieser Grundsatz schon an sich zu billigen, so verdient die Art und Weise, wie Rink ihn durchgeführt hat, entschiedenes Lob. In klarer, übersichtlicher Weise sind Endungen und Bildungselemente zusammengestellt, wobei der Schüler sofort die, ausser in Participe passé, durchaus gleichen Endungen der Verba auf *ir* und *re* vor die Augen gestellt bekommt. Die orthographischen und lautlichen Veränderungen der Stämme kommen in geeigneter Weise zur Geltung. Statt der Fassung: „Der Stammvokal *ou* wird zu *eu* vor stummen Endungen" hätte ich lieber gesehen, wenn es hiesse: stammbetont *eu*, endungsbetont *ou*. Der zweite Teil enthält dann Konjugationstabellen, in denen sämtliche Verba, die nur irgend eine von dem sog. Regelmässigen abweichende Erscheinung zeigen, aufgeführt sind, und in welche die Formen derselben vom Schüler einzutragen sind. Der Forderung der Anschauung wird dadurch Genüge geleistet. In den einzelnen Rubriken wird durch eingesetzte kleine Ziffern auf die in Betracht kommende Regel hingewiesen. — Als tüchtige Leistungen sind zwei neue Bücher von Ricken zu bezeichnen, eine Schulgrammatik für die Oberstufe höherer Mädchenschulen und eine kleine Schulgrammatik, welche Formenlehre und Syntax enthält[28]).

B. Grammatiken mit Übungsbüchern. Auch hier finden wir einige alte Bekannte in mehr oder weniger neuer Form wieder. Wer kennt nicht die Ollendorffsche Methode und die in Jügels Verlag erschienenen zahlreichen Nachahmungen derselben? Bei der Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache von Gands[29]) ist nunmehr der Zusatz „nach Ollendorff etc." weggeblieben; dafür hat die vorliegende 30. Auflage die ausdrückliche Titelbemerkung: für den Schul- und Privatunterricht. Auch finden sich am Ende einige zusammenhängende, natürlich deutsche Stücke. Alles übrige ist bekannt. — Auch eine Neuauflage nach der Gaspey-Otto-Sauerschen sog. Konversationsmethode liegt vor: Die französische Sprachlehre von Otto, bearbeitet von Runge[30]). Der Bearbeiter erklärt, er sei Anhänger der analytisch-induktiven Methode. Dann hätte er aber seine Zeit und Mühe nicht auf eine solche undankbare Arbeit verwenden sollen. Die neue Methode zeigt sich in der That in der Umgestaltung der Aussprachelehre. Es ist eine wirkliche Lautlehre, in der nur die Vergleichung mit deutschen Lauten störend wirkt. Sonst ist es aber der alte Gaspey-Otto-Sauer geblieben. Er fängt mit dem Artikel an; dazu werden einige 30 Wörter gelernt. Dann heisst die Aufgabe 1: Man schreibe obige Hauptwörter mit dem unbestimmten Artikel, in Verbindung mit *j'ai* und *ai-je?* Aufgabe 2: elf französische Sätzchen: *Tu as la pomme. As-tu la pomme* etc. Aufg. 3: neun deutsche Sätzchen: *Das Kind hat die Feder. Der König hat eine Schwester* etc. Es folgt darauf eine Sprechübung: *Où est le livre? Voilà le livre.* So fünf Fragen, bei den folgenden ohne Hinzufügung des zu antwortenden Substantivs. Das ist ja ein Ansatz zum Anschauungsunterricht. Der Singular des Présent von *avoir* aber wird nicht aus den angeführten französischen Sätzchen, sondern vorher systematisch erlernt. Ist das analystisch-induktiv? Zusammenhängende Stücke werden bis zum

28) Berlin, W. Gronau 1896. M. 2 u. 1. 29) 30. Aufl. Frankfurt, Jügel 1896. 613 S. M. 3. 30) 6. Aufl. Heidelberg, Groos 1896. M. 1,80.

Schlusse ängstlich vermieden. Wer solche haben will, der wird auf das „Kleine Lesebuch“ S. 200 verwiesen, das in der That 24 Stücke und einige Gedichte bringt. Hier und da wird ein Anlauf zum Satzkonjugieren genommen. Im ganzen aber ist die Methode auch in Runges Bearbeitung nicht analytisch-induktiv. — Noch ein alter Bekannter: EUGÈNE BOREL[31]). Von dieser französisch geschriebenen Grammatik für Deutsche liegt die 20. Auflage vor. Die erste Auflage erschien 1842, und bis zur 17. war das Werk fast unverändert geblieben; erst die 18. brachte einige Verbesserungen, wie die Einführung der neuen Orthographie etc. Wenn auch in der vorliegenden Ausgabe die Einrichtung im ganzen die alte geblieben ist, so hat der Bearbeiter, SCHANZENBACH, sich doch bestrebt, das Buch auf die Höhe der heutigen Wissenschaft zu bringen. Zu dem Zweck ist besonders die Fassung der Regeln einer gründlichen Umarbeitung unterzogen worden, was sich besonders bei der Behandlung der Adverbien und Konjunktionen zeigt; auch die deutschen Stücke, deren Sprache zu mancherlei Ausstellungen Anlass gab, sind daraufhin durchgesehen und verbessert worden. Die Aussprachlehre geht freilich noch immer vom Buchstaben aus. Da indes das Buch nicht nur zum Lernen, sondern auch zum Nachschlagen dienen soll und für vorgerücktere Schüler bestimmt ist, so kann die die Aussprache behandelnde Introduktion auch hier ganz gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde wird auch nichts gegen die Reichhaltigkeit des Stoffes einzuwenden sein, während für den Schulgebrauch entschieden zu viel geboten wird.

Die französische Sprachschule für Bürgerschulen und verwandte Anstalten von J. FETTER[32]) liegt in ihrem ersten Teile in zweiter Auflage vor. Das Buch steht, was Methode, Anlage und Durchführung betrifft, auf dem Standpunkte der Neuzeit. Der erste Abschnitt, Vorschule genannt, behandelt in trefflicher Weise die Lautlehre, selbstverständlich auch vom Laut ausgehend. Bei der Bindung wird leider nur die konsonantische berücksichtigt. Es folgt dann das Übungsbuch, welches mit der Familie beginnt, worauf das Haus u. s. w. folgt. Das einzige, was ich daran auszusetzen habe, ist ein etwas spätes Auftreten des Verbums; im Anfang kommen nur *avoir* und *être* vor. Die Behandlung des Stoffes ist übrigens vorzüglich. Auch die Art der schriftlichen Arbeiten, wie sie der Verfasser anfertigen lassen will, lässt sich erkennen; es werden gefordert zuerst ein Dictée der auswendig gelernten Sätze, sodann schriftliche Beantwortung französischer Fragen, Nacherzählungen u. s. w. Vielleicht hätten in dieser Beziehung die Angaben noch etwas eingehender sein können, da die Ansichten hierüber noch keineswegs vollständig geklärt sind. Daran schliesst sich ein Lesebuch mit gut gewählten, dem Standpunkte des Schülers entsprechenden Stücken, z. T. auch in dialogischer Form, und Erklärungen zu den einzelnen Nummern des Übungsbuches. Den Schluss bildet eine kurze, durchaus zweckentsprechende Grammatik. Bei den Paradigmen der Verben wäre vielleicht das Deutsche vielfach zu entbehren gewesen. Das Buch ist vom Ministerium in Österreich für allgemein zulässig erklärt worden.

31) Gr. franç. à l'usage des Allemands. Revue et augmentée p. O. Schanzenbach. 20e éd. Stuttgart, Neff 1896. 32) I. Teil. II. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1896. 40 kr.

Speziell für Mädchenschulen bestimmt ist das Lehrbuch von STIER [33]), von dem 1895 die beiden ersten Teile erschienen sind. Von den jetzt vorliegenden Teilen III und IV gilt im allgemeinen dasselbe, wie von dem ersten. Im dritten Teil sei besonders auf das erste Stück des Appendice: „Un peu d'Hygiène" aufmerksam gemacht wegen seines für die Schülerin nützlichen Inhalts und wegen seiner didaktischen Verwendbarkeit. Der vierte Teil ist eine willkommene Fortsetzung der früheren Bändchen. Lesens- und beherzigenswert ist gleich die Vorrede, welche das vom Verfasser im Unterricht befolgte Verfahren darlegt und von grossem pädagogischem Geschick zeugt. Selbstverständlich (doch kann man das ja leider nicht von allen neueren Lehrbüchern sagen) ist auch hier die Methode induktiv. Die Lesestücke sind geschickt ausgewählt und reichen vollkommen hin, um, nach des Verfassers Verfahren, aus denselben eine gründliche Kenntnis der Verben, der hier noch vorkommenden regelmässigen und der unregelmässigen, sich anzueignen. Bei den letzteren sind keine deutschen Stücke mehr beigefügt, und den dafür angeführten Gründen stimme ich vollständig bei; doch hätten sich dieselben Gründe auch für das Weglassen solcher Übersetzungsstücke bei den regelmässigen Zeitwörtern geltend machen lassen. Von grossem Vorteil sind die Konjugationsübungen in ganzen Sätzen, hier in Gesprächform; damit wird ein in jeder Hinsicht besserer Erfolg erzielt als mit dem Übersetzen aus dem Deutschen in die fremde Sprache. Auch allen übrigen im Vorwort gegebenen Anweisungen stimme ich bei. Die Erklärungen der Formenbildung sind wissenschaftlich richtig und treffen in anerkennenswerter Weise das, worauf es ankommt; dabei sind sie klar und für die Kinder leichtverständlich. Die Aufstellung einer besonderen vierten Konjugation (*-cevoir* und *devoir*) hätte ich gern vermisst.

Von dem gleichfalls für Mädchenschulen geschriebenen Leitfaden von THERESE VON SCHMITZ-AURBACH [34]) liegt das zweite Bändchen in 3. Auflage vor. Es befolgt die analytische Methode. Doch bringen die deutschen Übungen zum schriftlichen Übersetzen ins Französische meist nicht nur Einzelsätze, sondern sogar zuweilen nur einzelne Wörter wie: *die schwarze Wandtafel; eine weisse Puppe; die blauen Federn;* und Formen wie: *hatte ich? hatte ich nicht? Er kam um, kam er nicht um?* Solche Formen kann ja der Lehrer fragen, wenn es ihm besonderes Vergnügen macht, dem Schüler macht es gewiss keins, und ohne einigen Inhalt kann doch keine geistige Anregung gegeben werden. Die französischen Stücke sind doch meist zusammenhängend; da wäre es wohl nicht so schwierig gewesen, auch deutsche mit Inhalt, etwa durch Umwandlungen, herzustellen. Den deutschen Regeln wird in diesem Hefte die französische Fassung beigefügt.

Für Kaufleute bestimmt ist die Grammatik von THUM-SARRAZIN [35]). Wie die Konversationsschule, so ist auch die Grammatik von SARRAZIN gänzlich neu bearbeitet worden. Die Vorübungen zur Aussprache nebst den dazu gehörigen Leseübungen nehmen, zumal da am Kopfe des

33) III. Teil für die IV. Klasse; IV. Teil, für die III. Klasse. Leipzig, F. A. Brockhaus 1896. à M. 1,50. Vgl. oben S. 38ff.. 34) II. Teil. 3. Aufl. Karlsruhe, J. Bielefeld. M. 0,75. 35) 10. Auflage. Leipzig, G. A. Gloeckner. M. 2,80.

Kapitels ausdrücklich erklärt wird, dass die Erlernung der Aussprache ohne Lehrer unmöglich sei, einen etwas breiten Raum ein. Die bei einzelnen Wörtern stehende Bezeichnung durch deutsche Buchstaben wäre besser vermieden worden. Übrigens sind die Leseübungen für Anfänger, für die sie doch bestimmt sind, nach Form und Inhalt zu schwer. Die Regeln sind an den Anfang einer jeden Lektion gestellt worden, doch ist dies nur der Übersichtlichkeit halber geschehen, da ausdrücklich gefordert wird, dass erst die Lesetücke durchgenommen werden sollen, die Grammatik also induktiv zu betreiben ist. Die französischen Stücke sind mit Interlinearversion versehen; dieselbe könnte nach dem Ende des Buches zu etwas spärlicher sein; es werden Übersetzungen beigefügt, die längst bekannt sein müssen, wie noch S. 176 zu *nous avons*. Doch das sind geringfügige Ausstellungen. Die Hauptsache ist doch, dass das weitverbreitete Buch in zeitgemässer Bearbeitung ein tadelloses Französisch bietet und den jungen Kaufmann, der es fleissig durchgearbeitet hat, befähigt, mündlich und schriftlich in seinem Gesichtskreise sich der französischen Sprache zu bedienen.

Die Methode Schliemann hat einen Bearbeiter in O. BADKE[36]) gefunden. Der Lehrgang ist begründet auf eine Originalnovelle von Hans Wachenhusen und enthält Beiträge über Land und Leute Frankreichs von P. von Melingo. Ob sich Wachenhusen gerade dazu eignet, möge dahin gestellt bleiben. — Zu erwähnen ist noch, dass die im JBRPh. II 325[32] u. 330[46], 356[13] besprochenen Bücher von ALGE und BÖRNER in neuen Auflagen erschienen sind, ersteres in fünfter, letzteres in 2. Auflage.

Weder von der „alten" noch von der „neuen" Methode will W. SCHÄFER[37]) etwas wissen; er hat sich eine eigene gebildet, die er in der „Beschleunigten Einführung in die französische Sprache" zur Darstellung bringt. In einem sehr polemisch gehaltenen Begleitwort setzt er die Fehler der bisherigen Lehrarten und die Vorzüge seiner eignen auseinander. Es finden sich darin sehr beherzigenswerte Gedanken, wenn auch gewiss nicht jedermann mit allem, was da als unumstössliche Wahrheit hingestellt wird, einverstanden sein wird. Vortrefflich ist die Art, mit dem Verbum anzufangen, was nach des Verfassers Ansicht bisher noch niemand gethan hat. *Avoir* und *être* werden als die allerunregelmässigsten Zeitwörter viel später und nur ganz kurz behandelt. Wie aber wird mit dem Verbum angefangen? Sämtliche regelmässige Konjugationen werden zuerst gelernt, vor allem durch genaues Einprägen der Endungen. Erst wenn sie in den vollen Besitz der Schüler übergegangen sind, kommt ein zusammenhängendes Stück. Induktiv nennt hierbei der Verfasser, dass der Schüler die Formen sieht und die Entwickelung erkennen lernt. Gewöhnlich versteht man freilich etwas anderes darunter. Das zusammenhängende Stück wird dann in sehr praktischer Weise allen möglichen Umwandlungen unterworfen, wobei der Schüler auch mit anderen Wortklassen bekannt wird und zugleich eine Anzahl syntaktischer Regeln kennen lernt. Daran schliessen sich Übersetzungs-

36) 20 Hefte à 1 M. Leipzig, Spindler 1896. 37) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 250 S. M. 2.

stücke und Frageübungen. Die Antworten sollen nicht lediglich eine Reproduktion des Gelesenen sein; um dem Schüler inhaltlich auf die gewünschte Antwort zu helfen, wird der Sinn derselben in Kürze vorher deutsch angegeben. Häufig wird dadurch freilich die Antwort zu einer blossen Übersetzung. Mag man nun mit der Methode Schäfers einverstanden sein oder nicht, soviel muss jeder zugeben, dass der Verfasser ein ganz bedeutendes Unterrichtsgeschick besitzt, und dass nach seinem Verfahren gewiss vortreffliche Erfolge erzielt werden müssen. Das Buch ist mit besonderer Berücksichtigung der den fremdsprachlichen Unterricht mit dem Französischen beginnenden Lehranstalten verfasst.

Für Fortbildungsschulen, also für Leute, welche das Französische auf Grund der Volksschulbildung lernen, ist das Elementarbuch von K. Münster und A. Dageförde [38]) bestimmt. Jeder Abschnitt besteht „aus einem zusammenhängenden französischen Lesestücke, einer Sprechübung und einem deutschen Übungsstücke". So heisst es in der Vorrede; genauer genommen ist es so: in jeder Lektion kommt zuerst Grammatik, dann eine grosse Anzahl Vokabeln, dann ein französisches Stück: „zusammenhängendes Lesestück" kann man nicht immer sagen, da es vielfach nur eine Annonce oder eine Affiche ist. Ob sich diese Methode, die das Gegenteil von induktiv ist, für Fortbildungsschulen besonders eignet, wage ich nicht zu beurteilen. In der Natur der Sache liegt es, dass die Stoffe vorwiegend dem praktischen Leben entnommen sind; auch im 2. Teile, einem Lesebuche, findet sich mit Recht vieles aus dem Gebiete der Naturkunde und der Industrie, sowie eine kurze Briefschule und Anzeigen verschiedenster Art.

Der Methode des Lesebuchunterrichts vor der des Anschauungsunterrichts geben den Vorzug Baumgartner und Zuberbühler [39]), die sich ausdrücklich als Anhänger der sog. neuen oder imitativen Methode bekennen. „Nachdem der Schüler leidlich aussprechen gelernt hat, geht die Lehr- und Lernthätigkeit in jeder Unterrichtsstunde von einem dem Gesichts- oder Erfahrungskreise des Schülers angehörenden Lesestücke aus, das in französischer Sprache durch Fragen und Antworten, Nacherzählen, Auswendiglernen und schriftliche Übungen jeder Art möglichst vielseitig bearbeitet werden soll". Das Buch ist fleissig und sorgfältig gearbeitet und wird offenbar in der Schweiz viel benutzt, da seit 1892 bereits 7 Auflagen erschienen sind.

C. Übungsbücher. Zu der im vorigen Jahre erschienenen Grammatik von F. Beck hat jetzt derselbe Verfasser ein Übungs- und Lesebuch geliefert [40]). Der Vorrede nach müsste dies ein ganz vorzügliches Buch sein. Die Einrichtung ist folgende. Erst kommen Wörter mit der bei der Besprechung der Grammatik gekennzeichneten Angabe der Aussprache durch deutsche Buchstaben: *schalör', larschör'*, *mohwäh*, und mit der wunderbaren Akzentverschiebung: *froa, froad, foa* u. s. w. Es folgen dann französische und deutsche Einzelsätze und zusammenhängende Stücke, letztere mit einer Unzahl eingeschalteter deutscher

38) Berlin, Oehmigke 1896. M. 1,80. 39) Neues Lehrbuch der franz, Sprache. 7. verb. Aufl. Zürich, Orell Füssli 1896. M. 2. 40) I. Teil. München. Piloty u. Loehle 1896. 140 S.

Vokabeln, wodurch ein fliessendes Lesen der Texte für den Schüler geradezu zur Unmöglichkeit wird. Vorher stehen, jedesmal für mehrere Stücke zusammen, Wörterverzeichnisse zum Memorieren. Im Vorwort erklärt der Verfasser, es sei ein Vorteil seiner Methode, dass alberne, läppische Sätze und wenig gehaltvolle Übersetzungsstücke von vorneherein ausgeschlossen werden mussten; an ihre Stelle seien formell lehrreiche und inhaltlich anziehende Übungsstoffe getreten, „unter denen sich manches Stück befindet, welches auch vom erzieherischen Standpunkte aus betrachtet geradezu als mustergiltig bezeichnet werden darf“. Betrachtet man nun auf dieses stolze Wort hin die Sätze, so findet man, aufs Geratewohl herausgegriffen, z. B. S. 15: 1. *C'est vraiment singulier.* 3. *Le bruit est complètement faux.* 3. *Il est grandement temps.* 11. *Le conseil fut aveuglément suivi.* S. 17. 1. *La reine est bien mieux.* 2. *Tu as de la chance,* u. s. w. Zu welchen der beiden vom Verfasser angeführten Kategorien von Sätzen diese gehören, ist doch wohl nicht zweifelhaft. Die deutschen Sätze sind nicht besser, im Gegenteil; man sehe nur z. B. S. 68 an. Hier und da finden sich auch zusammenhängende deutsche Stücke zur Nacherzählung und Rückübersetzung; zu letzterer sind sie ganz gut zu gebrauchen; zum Nacherzählen eines französischen Stückes brauche ich aber doch kein deutsches. — Von demselben Verfasser, F. Beck [41]), liegt auch ein Vokabular für Gymnasien vor. Es soll die Aneignung eines Wortschatzes auf der Grundlage der lateinischen etc. Wurzelwörter erleichtern. Es ist auf Gymnasien zu gebrauchen, doch ist dem Verfasser Vorsicht im Etymologisieren anzuempfehlen; seine Ableitungen stehen nicht durchweg auf der Höhe der heutigen Wissenschaft. Erklärungen wie zu *culbuter* = *cul* + *buter* (eigentlich: so werfen, dass der *cul* nach oben schaut) sind für die Schule doch etwas bedenklich. Sonderbar gefasst ist der Artikel „*canon*: it. *cannone;* die Silbe . . *one* vergrössert den Grundbegriff, also grosses Rohr) Kanone. Wie heisst man im Deutschen Stiefel mit grossen Rohren? *canonner, canonnier, canonnade*“. Auch das Althochdeutsche und Griechische werden herangezogen, und es muss anerkannt werden, dass der Verfasser bei allen drei Büchern mit grossem Fleiss gearbeitet hat. — Nur zusammenhängende Stücke zur Einübung französischer Sprachregeln bietet unter diesem Titel M. Reuter dar [42]). Das Büchlein ist die 3. Auflage der „75 Stücke“, welche auf 80 vermehrt sind. So lobenswert es ist, zusammenhängende Stücke zu bringen, so will mir doch der Inhalt derselben nicht recht gefallen. Es sind meist Anekdoten, Fabeln, dazwischen ein Stück Geschichte, leider fast nur alte Geschichte: Marius, Alexander, zwischen beiden aber die Eisenbahnen; auch ein Brief von Rousseau findet sich. Für den französischen Unterricht sind doch in erster Linie moderne Stoffe zu verlangen, neuere, speziell französische Geschichte u. dgl. Der Inhalt ist eben doch nicht ganz Nebensache. Anzuerkennen ist, dass der Verfasser durchweg anständiges Deutsch bietet. — Anderer Art ist das Übungsbuch für Oberklassen von Reum [43]). Es bezweckt die Einführung in die franzö-

---

41) ebenda 1896. · 42) 3. Aufl. Stuttgart, Roth 1896. 94 S. · 43) Ausgabe B. Bamberg, Buchner 1896. 110 S. und ein separates Wörterverzeichnis.

sische Syntax in möglichst knapper Form und ist in erster Linie für die Realschulen bestimmt. Das Buch geht durchaus eigene Wege; besonders beachtenswert ist der erste Abschnitt: Exercices. Auf französische Lesestücke ist verzichtet; diese finden sich in dem zum Lehrbuch gehörenden Lesebuch für die Mittelstufe von STERN. Im Mittelpunkt des Unterrichts soll die Lektüre stehen; an diese, sagt der Verfasser, knüpft der Lehrer in französischer Sprache sachliche Fragen und leitet nachträglich in besonderen, der Grammatik gewidmeten Stunden alle die syntaktischen Regeln ab, die einer besonderen Erklärung bedürfen. Als Aufgaben werden Ergänzungen und Umwandlungen gefordert, mündlich und schriftlich, zu Hause oder in der Klasse, bei offenen oder geschlossenen Büchern, ferner soll der Schüler aus dem ihm zur Verfügung stehenden Wortvorrat neue Beispiele zu den Regeln bilden. Die dafür angeführten Gründe verdienen Beifall: die Denkthätigkeit wird in Anspruch genommen, der französische Ausdruck gefördert; es ist eine Vorschule zu freien Arbeiten. Deutsche Einzelsätze kommen auch vor: z. B. Traduisez vite: *Folge meinem Rate. Die Soldaten müssen dem Tod trotzen* etc. Sie passen nicht recht in das Buch. Der zweite Teil bringt zum Übersetzen ins Französische zusammenhängende deutsche Stücke. Das Deutsch ist im ganzen gut. Der dritte Teil enthält Exercices de Rédaction, bestehend aus Imitations, Descriptions, Peintures, Sujets scientifiques, Lettres, Récits, Proverbes. Es ist dies eine recht hübsche Anleitung zu freien Arbeiten, doch sind Sentenzen und wissenschaftliche Aufsätze zu schwer.

Von weit geringerem Werte ist das zur Einübung der unregelmässigen Verba bestimmte Buch von ULRICH[44]). Der Verfasser meint, da im französischen Unterricht das Grammatische nicht entbehrt werden könne (worin er ja vollständig recht hat), so habe das vorliegende Büchlein eine gewisse Berechtigung für seine Existenz und werde sie immer behalten. Dies Wort wird leider wohl nicht jedermann unterschreiben. Das Werkchen besteht zu drei Vierteilen aus den uninteressantesten Einzelsätzen, die zwar nicht identisch mit den des alten Ploetz sind, aber an geistigem Inhalt mit ihm wetteifern. Selbstverständlich ist auch die Anordnung der Verben ebenso wie bei jenem; in Bezug auf Wissenschaftlichkeit und Klarheit zeigt sich kein Fortschritt. So gehört *craindre* zu den „Verben auf *dre*, bei denen in Présent des Indicatif und in den davon abgeleiteten Zeiten ein *g* an den Stamm tritt! Da wird der Schüler schöne Formen bilden! Ebenso klar ist die Bemerkung über *conduire;* dies gehört nämlich zu den „Verben, deren Stamm auf einen Vokal scheinbar endigt, wie aus der Endung des Stammes im Pluriel des Présent zu erkennen ist“. Ein Verbum mit vielfachen Unregelmässigkeiten wird *battre* genannt; leider teilt der Verfasser nicht mit, welches diese „vielfachen Unregelmässigkeiten“ sind. Nach 138 Seiten Einzelsätzen folgen die in der 2. Auflage hinzugefügten zusammenhängenden Stücke auf 13 Seiten in zwei „Sektionen“. An die Stücke der ersten sollen sich nach dem Übersetzen Konversationsübungen anknüpfen. Das geschieht aber doch wohl besser in Anlehnung an

44) 2. Auflage. Leipzig, A. Neumann 1896. M. 1.

französische Texte, nicht an deutsche und an das auf diesem Umwege zu Tage geförderte, meist doch recht zweifelhafte Französisch. Dankenswert sind die bei den einzelnen Kapiteln hinzugefügten Wortableitungen.

Von FISCHERS Übungsstücken zu Kühn, Unterstufe, ist die 2. Auflage erschienen. — An die Strienschen Lehrbücher schliessen sich die deutschen Übungsstücke zum Übersetzen ins Französische von H. BAHRS an [45]). Sie sind in erster Linie für die oberen drei Klassen von Realgymnasien und Oberrealschulen bestimmt, also nach der Abschlussprüfung zu gebrauchen. Die Stücke behandeln, was durchaus anzuerkennen ist, vor allem französische Geschichte, sowie Landes- und Volkskunde und geben, soweit dies auf diesem Wege überhaupt möglich ist, ein recht gutes Bild der Entwickelung von den ältesten Zeiten an bis jetzt. Der Text ist neueren französischen Schriftstellern entnommen, und der Verfasser hat sich in lobenswerter Weise bemüht, die Originale in wirkliches Deutsch umzusetzen. Zur Vermeidung von Germanismen ist eine Phrasensammlung zu jedem Stücke in einem Anhang beigegeben worden.

Zur Unterstützung für den französischen Aufsatz dient GOERLICH, Freie französische Arbeiten [46]). Mit Recht betont in dem Vorwort der Verfasser die hohe Wichtigkeit einer stärkeren und lebhafteren Pflege der freien Arbeiten, zumal auf der mittleren Stufe. In der That pflegen diese letzteren da, wo sie im Anfangsunterricht fleissig betrieben worden sind, vielfach mehr und mehr in den Hintergrund zu treten, wenn nicht nach und nach ganz zu verschwinden, um dann allenfalls in den oberen Klassen wieder aufzutauchen. Dass dann hier nichts Erspriessliches darin geleistet werden kann, da es an der nötigen Übung und Vorbereitung fehlt, ist klar. Die geringere Berücksichtigung des fremdsprachlichen Aufsatzes findet ihre Erklärung aber nicht nur in dem Mangel an einem guten Hilfsbuche, sondern in erster Linie trägt wohl die Schuld die Abschlussprüfung, die mit ihrer Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische als drohendes Ziel Schülern und Lehrern beständig vor Augen steht. Auf das Bestehen derselben wird naturgemäss hingearbeitet, und so bilden denn die Übersetzungen zumeist den Stoff für die schriftlichen Arbeiten. Man verlange, oder gestatte wenigstens, für die Abschlussprüfung eine freie Arbeit an Stelle der Übersetzung, und es wird anders und besser werden. Zur Erreichung des Zieles ist dann freilich ein geeignetes Hilfsbuch von grossem Werte, und ein solches bietet Goerlich dar. Auf der mittleren Stufe muss der Schüler angeleitet werden, „nicht nur Anekdoten und kleine Erzählungen, die ihm wiederholt vorgelesen oder vorerzählt sind, frei wiederzugeben, sondern auch Erzählungen, deren Inhalt ihm in ein paar Sätzchen angegeben wird, unter Benutzung des ihm zu Gebote stehenden und für den einzelnen Fall durch Angabe von Ausdrücken und Wendungen erweiterten Wort- und Phrasenschatzes frei und selbständig zu bearbeiten und schliesslich auch Briefe, deren Inhalt nicht ausserhalb der Interessenspäre des Schülers liegt, in angemessener Form abzufassen“. In Beziehung auf die methodische Behandlung befindet sich der Verfasser durchaus im Einverständnis

---

45) Halle, Strien 1896. 46) I. Teil. II. Teil. 2 Hefte. Leipzig, Renger 1896.

mit MÜNCH, der in Baumeisters Handbuch darüber sehr beherzigenswerte Worte sagt. Besonders hervorzuheben ist die Forderung gründlicher Vorbereitung. Treffliche Anleitung dazu giebt Goerlichs Buch. Der Inhalt des ersten Teiles gliedert sich in vier Abteilungen: I. Erzählungen. II. Wiedergabe poetischer Stoffe. III. Briefe. IV. Aufsätze vermischten Inhalts. Eine jede dieser Abteilungen zerfällt in Musterstücke und Aufgaben. Die erstern sollen „einerseits dem Schüler als Vorbild dienen, andererseits aber auch zu freien Arbeiten und zwar besonders zu Klassenarbeiten benutzt werden können“. Jedem Stücke ist eine kurze Inhaltsangabe vorausgeschickt. Auch vor den „Aufgaben“ steht jedesmal eine solche oder eine Disposition, welche das Auffassen des Stoffes wesentlich erleichtert. Dann werden, um Germanismen zu vermeiden und dem Schüler einen wirklich französischen Ausdruck zu ermöglichen, ihn in das Denken in der fremden Sprache einzuführen, eine Anzahl Wörter und Redensarten, die zur Verwendung kommen sollen, angegeben. Diese werden den Schülern diktiert. Letzteres Verfahren kommt mit Recht besonders bei den Aufgaben im Anschluss an die poetisch-dramatische Lektüre vor, wo die Lektüre häufig phraseologisch wenig Verwertbares bietet. Die Stoffe sind durchweg nach den besten Quellen in tadellosem Französisch gegeben. Dass hier und da seltenere Ausdrücke mit unterlaufen, ist von keiner Bedeutung, da der Lehrer dieselben nach eigenem Ermessen weglassen kann. Die sprachliche und methodische Fassung des Buches ist in gleicher Weise zu loben.

Es erübrigt nun noch, der auf Grund der Anschauung verfassten Übungsbücher zu gedenken*). Über die hohe Bedeutung der Anschauung im neusprachlichen Unterricht bedarf es keiner Worte mehr; ob man lediglich diese Methode zu Grunde legt, oder ob man sie neben der Lektüre und dem übrigen induktiven Unterricht zur Ergänzung hergehen lässt, in jedem Falle muss der Erfolg ein erfreulicher sein, vorausgesetzt, dass der Lehrer die Sache richtig anzufassen weiss. Um diesem Anleitung und Stütze und zugleich dem Schüler Erleichterung für die häusliche Wiederholung zu geben, sind im Anschluss an Bilder schon verschiedene, freilich auch sehr ungleichwertige Bücher erschienen. Von den 1896 erschienenen dürfen wohl die von WILKE-DÉNERVAUD an den ersten Platz gestellt werden[47]). Wilke hat sich durch seine Förderung der Anschauungsmethode schon bedeutende Verdienste erworben, und wie sein „Anschauungsunterricht im Englischen“ sich viele Freunde und die Gunst der Fachleute erworben hat, so verdienen auch die für den französischen Unterricht bearbeiteten Hefte volle Anerkennung. Zu Grunde gelegt sind die bekannten Hölzelschen Bilder; von Wilke rührt der Plan und die methodische Durcharbeitung her, während Dénervaud die Besshreibung zu den Bildern (bis auf eines) geliefert hat. So haben wir von vornherein die Bürgschaft, dass uns in methodischer Beziehung Treffliches geboten wird und dass wir in sprachlicher Hinsicht fehlerfreies, echtes Französisch erhalten. Der Gang des Unterrichts und das Lehrverfahren im einzelnen, wie es sich Wilke denkt, ist aus seinem eng-

---

*) Über das Folgende vgl. o. S. 16ff., bes. S. 23ff. Red.
47) 9 Hefte. Leipzig, Gerhard 1896.

lischen Buche jedem Fachgenossen bekannt; ausserdem hat er eine eingehende methodische Anleitung für den Anschauungsunterricht im Englischen und Französischen veröffentlicht, die jedem Lehrer, auch wenn er nicht ausschliesslich nach dieser Art unterrichtet, angelegentlich zur Lektüre zu empfehlen ist. Ich kann es mir nach all dem ersparen, genauer darauf einzugehen, nur möchte ich einige der wichtigsten Punkte hervorheben, die bei der Betrachtung des folgenden Buches im Auge zu behalten sind. Die Auffassung des fremden Lautes und Wortes geschieht zuerst durch das Ohr, erst nachher tritt das Wortbild hinzu; das Wort wird von vornherein im zusammenhängenden Satze gelernt; die Aneignung des Stoffes geschieht unter Ausschluss des Deutschen. Nicht im Sinne der Methode also liegt es, wenn etwa auf dem Frühlingsbilde der Lehrer auf das Haus zeigt und sagt: „la maison, das Haus“. Ungefähr so sieht es in den HEINEschen Heften aus[48]). Erst kommt freilich auch hier das Französische. Da werden anfangs sämtliche Gegenstände in der Klasse, alle mit *voilà*, angeführt, dann werden sie alle mit: *où est?* abgefragt, und nun kommen — die Vokabeln mit der deutschen Bedeutung: la porte die Thür etc. Dass, um bei der häuslichen Wiederholung Lücken des Gedächtnisses auszufüllen, ein Wörterbuch beigegeben wird, ist ja wohl unerlässlich, aber diese Art der Vokabellernerei, wie bei Heine, ist doch kein Anschauungsunterricht mehr. Der Verfasser stellt sich überhaupt nicht voll und ganz auf den Standpunkt der „neuen Methode“, erklärt er doch in der Vorrede, dass das Übersetzen (jedenfalls meint er das Übersetzen aus dem Deutschen in die Fremdsprache) nicht ganz zu entbehren sei. Auch soll nach ihm die Konversation neben der Grammatik getrieben werden; also immer noch Grammatik als Hauptsache, wohl gar als Selbstzweck. Abgesehen von diesen Punkten, in denen ich ihm nicht beistimmen kann, hat Heine den Stoff hübsch behandelt, wobei besonders auf das Fortschreiten vom Leichten zum Schwereren hingewiesen werden mag; doch ist fast bis zum Schlusse in der Form der Fragen in den einzelnen Lektionen zu wenig Abwechselung. Während Heine in Ausgabe A die Strübing-Winckelmannschen, in Ausgabe B die Hölzelschen Bilder zu Grunde legt, geht LEWIN[49]) von zwei kulturgeschichtlichen Bildern aus: Bürgerliches Wohnzimmer, XVI. Jahrhundert, und Inneres einer Stadt, XV. Jahrhundert (aus der Schulbildersammlung von F. E. Wachsmuth), die er in französischer und englischer Bearbeitung behandelt. Lewin giebt zuerst eine zusammenhängende Beschreibung der Bilder und im Anschluss daran Fragen und Antworten. Da er keine weitere Ausführung für die Verwertung giebt, so denkt er sich wohl diesen Anschauungsunterricht als neben dem übrigen hergehend. Damit wird man in diesem Falle ganz einverstanden sein, da sowohl die Bilder selbst ihres Inhalts wegen als auch die Darstellung in betreff der Schwierigkeit sich für eine vorgeschrittenere Stufe eignen. Die Fragen sollen selbstverständlich bei geschlossenen Büchern gestellt und ebenso von den Schülern beantwortet werden.

Weilburg. A. Gundlach.

---

48) Ausg. A, Hannover, C. Meyer. 70 Pf. Ausg. B 60 Pf. 49) Marburg, Elwert. 80 Pf.

b) Lektüre.

A. Schriftstellerausgaben. In dem den Schulausgaben gewidmeten Abschnitte des II. Bandes des kritischen Jahresberichtes wurde versucht, die betreffenden Werke nach dem Namen der Verleger resp. Herausgeber der einzelnen Sammlungen zu ordnen; dieses Verfahren wurde deshalb eingeschlagen, weil sich die mannigfaltigen Sammlungen so am besten charakterisieren liessen und die oft bedeutenden trennenden Unterschiede am deutlichsten hervortraten.

Nachdem dieser Pflicht an jener Stelle Genüge gethan ist, kann heute eine andere Einteilung beobachtet werden.

Bei der Bearbeitung der in den Jahren 1895 und 1896 erschienenen Schulausgaben war offenbar der leitende Gesichtspunkt der, den Schüler auf dem Wege der Novellistik zur Kenntnis von französischem Leben und Denken zu führen; es herrscht daher der erzählende Lektürestoff vor, mag er nun rein dem Gebiete der Fiktion angehören, mag er sich auf geschichtlichem Hintergrund aufbauen. Auch das Feld der wissenschaftlichen Forschung, besonders der naturwissenschaftlichen, ist nicht unbeachtet geblieben, und eine ganze Reihe von Aufsätzen über Physik, Chemie, Geologie, Industrie ist der Schule erschlossen worden — ein schöner Gewinn, sind doch die Franzosen Meister auf diesen Gebieten, zugleich aber auch Meister der formvollendeten Darstellung, welche ernstes Wissen in das schillernde Gewand anmutiger Causerie zu kleiden versteht. Ausgaben französischer Historiker und Klassiker sind ganz vereinzelt.

Betrachten wir also zunächst die rein novellistischen Darbietungen, so tritt uns eine ganze Reihe von Schriften entgegen, die für mittlere Klassen der höheren Lehranstalten geeignet erscheinen. M.-R. Halt bietet in seiner Histoire d'un petit Homme (ouvrage couronné par l'Académie française) eine ganz reizende Erzählung von den Abenteuern eines Knaben, den wir im Laufe der Geschichte zum Mann heranwachsen und durch eigne Kraft etwas Tüchtiges werden sehen. Uns mit dem sonst wenig bekannten Schriftsteller bekannt gemacht zu haben, ist das Verdienst des Herausgebers, C. Th. Lion [1]; doch hätten wir auch gern etwas über ihn und sein Leben erfahren. Das ist der Fehler der Kühtmannschen Ausgaben, dass sie biographische Notizen gar nicht geben. Lion hat den Text in geschickter Weise gekürzt und das Ausgelassene durch Résumés ersetzt; die Fussnoten geben sachliche, hin und wieder auch grammatische Erklärungen; das beigefügte Wörterbuch ist sehr vollständig — aber auch sehr notwendig; denn die Erzählung wimmelt von ungewöhnlichen, selten vorkommenden Wörtern. Die Ausgabe eignet sich für Sekunda.

Ein Gegenstück zu dem Haltschen Werke sowohl als zu dem gleichfalls in der Kühtmannschen Sammlung befindlichen Roman „Sans Famille", bildet die neue Erzählung des beliebten Romanciers H. Malot „En Famille", die Geschichte eines jungen Mädchens enthaltend, das nach dem Tode seiner Eltern seine Angehörigen aufsucht und wieder in die Familie eintritt, aus der sein Vater wegen seiner Heirat mit einer Ausländerin ausgestossen worden war. Der Stoff lässt die Lektüre besonders

1) Dresden 1895, Kühtmann. M. 1,50.

für höhere Mädchenschulen geeignet erscheinen. Auch hier findet sich eine Menge ungewöhnlicher Wörter und dialektischer Eigentümlichkeiten, welche die Lektüre erschweren. In dieser gleichfalls von C. TH. LION besorgten Ausgabe[2]) ist übrigens die Einrichtung getroffen, dass die sachlichen Noten mit dem unvermeidlichen Questionnaire in einem gesonderten Heftchen beigelegt sind, ebenso wie das Wörterbuch, was nur als Vorteil bezeichnet werden kann. Die Ausstattung dieser beiden Bändchen der „Bibliothèque française“ ist bei billigem Preis eine auch verwöhnte Ansprüche befriedigende.

In der Zwisslerschen Sammlung „Prosateurs Modernes“ erschien als 11. Bändchen L. Biart, Quand j'étais petit (Histoire d'un enfant), ein liebenswürdiges Buch, das die Erinnerungen aus der Kindheit des wohlbekannten, vor kurzem (März 1897) verstorbenen Schriftstellers schildert. Für Knaben geschrieben, in seinem prächtigen Stile, französische Verhältnisse schildernd und tiefe Einblicke in französisches Leben gewährend, ist es eine vortreffliche Lektüre für Tertianer. — Die Ausgabe von BRETSCHNEIDER[3]) liefert natürlich gekürzten Text, aber diese Kürzung ist mit grossem Geschick vorgenommen, so dass eine Lücke nicht bemerkbar wird. Anmerkungen und ein fleissig gearbeitetes Wörterbuch erleichtern das Verständnis, die Noten am Fussende der Seiten geben jedoch zu viel Hilfe und hätten viel besser und richtiger ihre Stelle im Wörterbuch gefunden. Die Ausstattung des Heftchens ist gediegen.

Auch der liebenswürdige Alphonse Daudet hat bekanntlich seine Erinnerungen aus seiner Jugendzeit aufgezeichnet, und jedermann weiss, dass er in Le petit Chose seine eigenen Erlebnisse schildert, uns seine Kinderjahre in Nîmes, die Schuljahre in Lyon und seine harten Prüfungen als pion im Collège zu Allais vorführt. Gerade durch diesen Roman werden wir in die Schulverhältnisse Frankreichs in den 50er Jahren eingeweiht, Verhältnisse, die sich allerdings seitdem etwas geändert haben, aber doch nicht so sehr, wie mancher meinen dürfte. Die sorgfältige, von J. AYMERIC besorgte Ausgabe des Buches[4]) bietet einen vortrefflich angelegten Auszug aus dem Werke, in der Weise, dass die vorgenommenen Kürzungen durch kleine Résumés ersetzt werden; sachliche und lexikalische Noten fördern das Verständnis des Textes.

Die Erinnerungen aus seinem Mannesalter hat Daudet veröffentlicht in Trente Ans de Paris, dessen sich fast jede „Schulbibliothek“ bemächtigt hat. Aus dem Jahre 1896 liegt eine von A. RAUSCHMAIER besorgte Ausgabe dieser Memoiren vor[5]). Zur rechten Erkenntnis des Dichters und zum wahren Verständnis seiner Schriften ist die Lektüre gerade dieses Werkes Daudets unerlässlich; freilich ist dann andererseits auch nötig, dass man diese Werke, deren Genesis dort erzählt wird, kennt, sonst wird man weniger Genuss an der reizenden Darstellung finden. Und gerade diese litterarischen Skizzen hat der Herausgeber besonders bevorzugt. Sie dürften sich für die Schule nur dann eignen, wenn

---

2) 2 Bände. Dresden 1896, Kühtmann. M. 1,40 und M. 1. 3) Wolfenbüttel, Zwissler. M. 1. 4) Leipzig 1895, Renger. M. 1,30. 5) Lindauer, München. M. 1,40.

der Lehrer auf die betreffenden Romane (Petit Chose — Tartarin — Jack) näher eingeht; dann aber werden sie reifen Schülern gewiss Freude bereiten. Ohne weiteres interessant sind die Erzählungen: L'Arrivée — Premier Habit. Die Anmerkungen sind sparsam, aber für die Stufe, für die sie bestimmt sind, im ganzen ausreichend. Ein knappes, aber gute Dienste leistendes Wörterbuch ist beigegeben, desgleichen eine Karte von Paris und eine solche der Eisenbahnen in Algérie und Tunisie. Das Questionnaire, das manche Bändchen der Lindauerschen Sammlung aufweisen, fehlt glücklicherweise. Die Verlagsbuchhandlung hat für eine sehr ansprechende Ausstattung gesorgt, nur ist der Preis im Vergleich zu dem anderer Sammlungen recht hoch.

Gleichfalls für das jugendliche Alter bestimmt sind die Confidences d'un joueur de clarinette von dem beliebten Schriftstellerpaar Erckmann-Chatrian, deren „Histoire d'un conscrit de 1813" und „Waterloo" eine beliebte Sekundaner-Lektüre bilden. Freilich in der vorliegenden Erzählung fehlt der gewaltige geschichtliche Hintergrund; es ist eine einfache Begebenheit aus dem Leben der Dörfler mit einer alltäglichen Liebesgeschichte, von dem betrogenen Liebhaber in derselben treuherzigen (fast könnte man hier sagen einfältigen) Weise erzählt, wie Joseph Bertha seine Erlebnisse im Kriege mitteilt. Elegantes Französisch bekommt man dabei nicht zu lesen, und dieser Umstand sowohl als auch der Inhalt scheint das Bändchen mehr für die Privatlektüre als für die Schullektüre zu bestimmen. Für Mädchenschulen liesse es sich noch eher empfehlen, als für Gymnasien und ähnliche höhere Lehranstalten; denn um es sprachlich zu verstehen, sind die Kenntnisse eines Obertertianers oder Untersekundaners erforderlich — jungen Leuten aber, die Homer, Virgil, Xenophon, Caesar und Cicero in der Ursprache lesen, muss eine ähnliche kräftige Kost auch in der französischen Lektüre vorgesetzt werden, sonst bekommen sie eine ganz schiefe Ansicht von der Litteratur unserer Nachbaren. — Was die Anmerkungen der von BRETSCHNEIDER[6]) besorgten Ausgabe betrifft, so zerfallen sie in lexikalische unter dem Text, die ziemlich willkürlich gegeben werden und oft schwierige Sachen übergehen, um leicht verständliche zu übersetzen, und solche hinter dem Texte, welche ausreichende sachliche Notizen enthalten.

In dem vorigen Jahresberichte haben wir Brunos Le Tour de la France rühmend erwähnt und als Anfangslektüre empfohlen; heut können wir auf ein ähnliches ansprechendes Werk hinweisen, auf Eudoxie Dupuis' La France en Zigzag. Man ist sogar versucht, diesem Werke noch den Vorzug vor jenem zu geben; denn während Bruno allgemein bildend wirkt, und der deutsche Schüler oft eine Menge von Begriffen lernen muss, die ihm vielleicht später nie wieder vorkommen, hat Dupuis mehr die Erweiterung geographischer Kenntnisse im Auge, und die Bekanntschaft mit Land und Leuten des fremden Landes anzubahnen, ist ja bekanntlich die Hauptaufgabe der fremdsprachlichen Lektüre. In fesselnder Weise erzählt die Verfasserin, wie zwei Knaben nach dem Tode ihrer Grossmutter, bei der sie bisher erzogen worden waren, sich auf die Suche nach ihrem im Norden arbeitenden Vater begeben, der aus gewissen

---

6) Zwissler, Wolfenbüttel. M. 0,60.

Gründen lange nichts von sich hat hören lassen, und ihre Wanderung durch die wichtigsten Städte Frankreichs giebt ausreichende und willkommene Gelegenheit zur Belehrung. — Das Werk ist von dem Herausgeber, H. BRETSCHNEIDER, in geschickter Weise gekürzt worden, und eine Real-Tertia kann es in einem Jahre bewältigen. Zur schnelleren Erfassung des Sinnes hat der Herausgeber Fussnoten, fast nur lexikalischen Inhalts, gegeben; doch geht er darin oft zu weit und macht dem Schüler die Sache zu leicht; gerade wenn derselbe nach einer richtigen und guten Verdeutschung recht gerungen hat, sitzen die fremdsprachlichen Ausdrücke desto fester. Ausserdem ist ein separat käufliches Heftchen mit sachlichen (meist geographischen) Erklärungen und einem Wörterverzeichnis erschienen, das schätzenswerte Aufschlüsse bringt und bei der Lektüre unentbehrlich ist. — Die Verlagsbuchhandlung hat das Werk geschmackvoll ausgestattet [7]).

Von der Verfasserin von Le Tour de la France, Bruno, Pseudonym für Mme Fouillée, rührt her die an französischen Schulen gleichfalls viel verbreitete Jugendschrift Francinet. Wie in jenem Werke hat sie es auch in diesem verstanden, junge Schüler mit allgemeiner Kulturgeschichte und mit französischen Verhältnissen bekannt zu machen; fügt man noch hierzu, dass die Lektüre des Werkes bequem in die alltägliche Verkehrssprache einführt, dass der Inhalt höchst erziehlich wirkt, und dass der gebotene Stoff leicht verständlich ist, so wird man das Bändchen der Rengerschen Sammlung, welches uns die Erzählung in der von SARRAZIN geschickt gekürzten Form mit einem alle Bedürfnisse eines Tertianers berücksichtigenden Kommentar darbietet, als willkommene Bereicherung der Schullektüre begrüssen [8]).

Eine ebenso nützliche als anziehende Lektüre für Mittelschulen gewähren die Lettres de famille der Mme Carraud, 1894 von H. BRETSCHNEIDER [9]) herausgegeben. Die hier gesammelten Familienbriefe stehen durchweg im Zusammenhang; sie drehen sich um die Lebensverhältnisse einer wackeren Bürgerfamilie, die sich aus kleinen Anfängen durch eigne Kraft zu Ansehen und Wohlstand emporarbeitet. Der natürliche, zwanglose Stil macht sie zur Schullektüre besonders geeignet. Der von H. BRETSCHNEIDER gelieferte Kommentar ist wiederum zu reichhaltig. Zu loben ist der Anhang, der die in der Sammlung zu findenden Geschäftsbriefe durch 11 weitere kaufmännische Briefe betreffend Geschäftseröffnung, Auskünfte, Stellengesuche, Rechnungen u. dergl. ergänzt. Das Büchlein eignet sich besonders für gewerbliche Schulen und Realschulen.

An dieser Stelle wäre noch anzuführen die berühmte Schrift von Edmonde de Amicis: Du Cœur, welche G. STRIEN nach der französischen Übersetzung von Durand herausgegeben hat [10]). Der wunderbare poetische Duft, der über diesem Buche liegt, die Zartheit der Empfindung, die aus seinen Blätttern spricht, die nicht aufdringliche Moral, die darin gepredigt wird, die für Knaben stets interessanten Schilderungen aus dem Schulleben haben das Buch schnell zu einem Lieblingsbuch aller Nationen gemacht. Für die Schullektüre höherer

---

7) Zwissler, Wolfenbüttel. M. 1,50. Wörterbuch M. 0,50. 8) Renger, Leipzig Preis M. 1. 9) Zwissler, Wolfenbüttel. M. 1,20. 10) Gärtner, Berlin 1895, M. 1,20.

Lehranstalten kann es freilich nach dem von uns des öfteren dargelegten Prinzip nicht in Betracht kommen, doch sei die recht sorgfältige Striensche Ausgabe zur Privatlektüre empfohlen. Die verhältnismässig wenigen sachlichen Notizen stehen in diesem Bändchen am Fussende der Seiten, ein besonderes Wörterbuch hilft leicht über alle lexikalischen Schwierigkeiten hinweg.

Ehe wir von den für die Mittelstufe bestimmten Schriften Abschied nehmen, müssen wir noch auf zwei eigentümliche Bändchen der Rengerschen „Schulbibliothek" hinweisen. Das eine enthält ausgewählte Grimmsche Märchen: Contes choisis des Frères Grimm für den Schulgebrauch erklärt von E. Rolfs [11]), das andere Contes de Fées par Charles Perrault, für den Schulgebrauch erklärt von A. Mohrbutter [12]). Grimms Märchen sind mehrfach in das Französische übertragen worden; am besten gelungen ist wohl die Übersetzung von vierzig der „amüsantesten" durch den Philologen Baudry, und aus dieser Auswahl bietet Rolfs zwanzig Nummern. Sie dürften für jüngere Schüler recht geeignet sein, vermitteln sie doch durch die Vielseitigkeit der in ihnen berührten Verhältnisse einen umfangreichen Wortschatz und knüpfen stets an Dinge und Vorkommnisse an, die dem Schüler von vornherein heimisch und vertraut sind. Sie eignen sich daher vortrefflich zu Sprechübungen. Freilich, die Forderung, in die Kenntnis von Frankreichs Land und Leuten einzuführen, wird nicht erfüllt; doch darf man von dieser Forderung etwas ablassen, wenn man bedenkt, dass sie Knaben von 11—13 Jahren zur Lektüre dienen sollen, denen gegenüber jene Regel nicht allzu streng genommen werden darf. Aber auch wenn man in oberen Klassen bestimmte Stunden für Sprechübungen ansetzt, wird man aus der Verarbeitung der Märchen mit ihrem reichen, das tägliche Leben berücksichtigenden Wortschatze grossen Nutzen ziehen können. — Die Anmerkungen halten sich in den Grenzen einer gesunden Pädagogik, hätten aber — angesichts des Standpunktes der Schüler, für die das Bändchen bestimmt ist — hin und wieder noch zahlreicher sein können.

Weniger geeignet scheinen uns die Perraultschen Märchen; auch sie passen ja recht gut für das jugendliche Alter, aber ihr Stil ist stellenweise zu veraltet, als dass man sie Schülern in die Hand geben dürfte, die das Französische erst seit drei Jahren treiben. Der Herausgeber der übrigens sehr ansprechend ausgewählten und gut interpretierten Märchen hat das selbst empfunden, und sein Kommentar ist reich an Erklärungen von solchen veralteten und ungewöhnlichen Ausdrücken. Sehr hübsch ist die litterarische Einleitung, die er seiner Ausgabe beigegeben hat.

Grössere Sprachkenntnis und gereifteres Denken verlangt die Lektüre von Saintines (J.-X. Boniface) Picciola. Einer der besten und meistgelesenen Romane aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, von durchaus moralischem Inhalt, ausgezeichnet durch eine mit stilistischen Reizen geschmückte Darstellung, welche unter stets wachsender Spannung den Leser gefesselt hält, verdient dieses Werk, dessen Vorgänge sich übrigens auf dem bedeutenden Hintergrunde jener Zeit abspielen, wo Napoleon sich zum Kaiser von Frankreich und König von Italien machte, ganz

---

11) Leipzig 1895. M. 1. 12) Leipzig 1896. M. 1.

hervorragend als Schullektüre benutzt zu werden. B. Lengnick hat es einer verständigen Bearbeitung für den Schulgebrauch unterzogen, das Vorleben der Hauptperson in der Einleitung erzählt, die für Schüler zu breit ausgesponnenen philosophischen und pflanzenphysiologischen Erörterungen gekürzt, andere weniger interessante Stellen unbeschadet des Zusammenhanges gestrichen oder ihren Inhalt in den Anmerkungen verarbeitet und zum näheren Verständnis des Textes eine Reihe von trefflichen Anmerkungen geliefert [13]).

Das gewaltige Ringen zwischen Deutschen und Franzosen 1870/71 bildet den Hintergrund zu dem äusserst lesenswerten, übrigens von der Akademie gekrönten Werke Une Famille pendant la guerre 1870—1871 von B. Boissonnas. Wir verfolgen die historischen Ereignisse jener denkwürdigen Zeit in den Briefen, die verschiedene Mitglieder einer adligen französischen Familie sich schreiben, und nehmen herzlichen Anteil an den freudigen und traurigen Erlebnissen der guten Menschen, die uns da vorgeführt werden. Der Herausgeber, H. Bretschneider [14]), hat alle Stellen fortgelassen, wo Parteilichkeit, Vorurteil und nationale Abneigung der Schreiberin die Feder führten, ausserdem Anmerkungen geliefert, die das Verständnis des Textes wesentlich fördern, und zwei Kartenskizzen beigefügt.

Es war ein glücklicher Gedanke, eine Auswahl aus den Werken des beliebten zeitgenössischen Schriftstellers Pierre Loti auch den Schülern höherer Lehranstalten zu bieten und dadurch das Interesse unserer reiferen Jugend auch für die modernsten Grössen des litterarischen Himmels zu wecken. Und wenn einer der Modernen es verdient, von deutschen Jünglingen gelesen zu werden, so ist es Loti. Sein eigenartiger und doch eleganter und dabei nicht allzu schwerer Stil, der wunderbare Inhalt seiner Schriften, in denen wir mit den entfernten Gegenden anderer Kontinente bekannt gemacht werden, die Keuschheit seiner Feder sind Vorzüge, die einen deutschen Schulmann wohl reizen konnten, eine handliche Schulausgabe aus seinen Werken herzustellen. U. Cosack [15]) hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst; neben mehreren Seebildern, in deren Entwurf und Ausführung ja Loti ein Meister ist, erhalten wir Skizzen landschaftlicher und geselliger Natur aus Anam, Indien und Japan. Man kann nur bedauern, dass der Rahmen einer Schulausgabe nicht weitere Auszüge gestattet hat, z. B. aus dem herrlichen „Livre de la Pitié et de la Mort“. Die Anmerkungen sowohl am Ende des Buches als am Fusse der Seiten zeugen von liebevoller Beschäftigung mit dem Schriftsteller; die Einleitung ist vortrefflich, neue Werke von Loti, wie „Matelot“ und „Le Désert“, konnte der Herausgeber wohl noch nicht kennen.

Auch François Coppée hat bereits in deutschen Schulen festen Fuss gefasst. Nachdem Gundlach 1893 in der Rengerschen Sammlung „Ausgewählte Erzählungen“ in trefflicher Weise herausgegeben hat, folgt ihm nunmehr G. Franz [16]), gleichfalls mit „Ausgewählten Novellen“; wenngleich manche Stellen für Schüler nicht unbedenklich erscheinen, so darf man die Engherzigkeit doch nicht zu weit treiben und deshalb

---

13) Renger, Leipzig 1895. M. 1,20. 14) Gärtner, Berlin 1895. M. 1,20. 15) Berlin 1895, Gärtner. M. 1,20. 16) Leipzig 1895, Stolte. M. 1.

Coppée von dem Kanon der französischen Schullektüre ausschliessen. Man liest eben Coppée nicht mit Kindern. Die in einem besonderen Anhang gebotenen Anmerkungen sind dem schwierigen Stoff entsprechend sehr reichlich.

Auch die Gärtnersche Sammlung hat ein Bändchen Coppée aufgenommen: Oeuvres de François Coppée (Prosa- und poetische Erzählungen, sowie Dramatisches[17]), und kein Geringerer als Karl Sachs hat die Ausgabe veranstaltet, die in jeder Beziehung Lob verdient. Die mit grossem Geschick aus des Dichters prosaischen und poetischen Werken ausgewählten Stücke bahnen eine ziemliche Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Schriftsteller an, der zu den Zierden der heutigen Belletristik gehört, und diese Bekanntschaft wird noch erweitert und vertieft durch die Lektüre der sehr ausführlichen Skizze über Coppées Leben und Werke, die Sachs in fesselnder Weise zu entwerfen verstanden hat. — Dass die Anmerkungen vortrefflich sind, ist bei einem solchen Kenner der französischen Sprache und Litteratur wie dem Verfasser des grossen Sachs-Villatteschen Wörterbuches selbstverständlich; vielleicht hätte die lexikalische Seite der Anmerkungen stärker betont werden können, doch ist ein Separatwörterbuch zu dem Bändchen erschienen, in dem der Schüler schnell Hilfe finden wird. Lehrer der obersten Klassen dürften es nicht bereuen, mit Coppée in dieser Ausgabe einen Versuch gemacht zu haben. Das übrigens mit einem Bilde Coppées gezierte Bändchen erfreut sich tadelloser Ausstattung.

Eigentümlich berührt es, auch Zolas Namen unter den Schulautoren zu begegnen, und manche Geheimräte, die nie ein Werk des grossen Naturalisten gelesen haben und ihn nur vom Hörensagen kennen, werden das würdige Haupt schütteln — aber trotz alles „Schütteln des Kopfes“ steht die Thatsache fest, dass Zola, zumal in „La Débâcle“, Stellen, und zwar recht viele, hat, die jeder lesen kann und die den Schülern unserer ersten Klassen einen Begriff zu geben vermögen von der Wucht des viel geschmähten Schriftstellers. Besser, sie lernen den Mann in den farbenprächtigen und meist wahrheitsgetreuen Bildern aus dem weltgeschichtlichen Ringkampfe um Sedan kennen, als später durch eine nichtsnutzige Übersetzung von Nana. R. Ackermann hat die betreffenden Artikel, welche von dem Kampfe um Sedan handeln, unter dem Titel: La Catastrophe de Sedan[18]) mit einigen Kürzungen zusammengestellt und mit Anmerkungen, meist Realien enthaltend, begleitet; der Stil bedurfte keiner Erläuterungen; denn gerade hier ist Zola merkwürdig klar und einfach, ausserdem hilft das beigegebene Wörterbuch über manche Schwierigkeiten hinweg.

Ganz entzückende Erzeugnisse der Novellenlitteratur finden sich vereint in den von A. Kressner herausgegebenen Récits d'Auteurs modernes[19]). Ein zarter poetischer Hauch liegt über Henri de Borniers „Comment on devient beau, Paul Bourgets „Aline“, Guiches' „Cent deux ans“, Foleys „Un Ingrat“, während Deslys' „Le Zouave“ jene fesselnde Vereinigung von Sentimentalität und Humor aufweist, die

---

17) Berlin 1896. M. 1,20. 18) Dresden 1895, Kühtmann. M. 0,90. 19) Wolfenbüttel 1896, Zwissler. M. 1.

sonst die Engländer so gut verstehen. Den Beschluss macht ein Abschnitt aus Halévys „Récits de Guerre". Der Ausgabe sind Fussnoten sachlichen und sprachlichen Inhalts beigegeben. — Dürften sich diese Novellen etwa für Obersekunda eignen, so verlangen die gleichfalls von A. Kressner herausgegebenen Nouvelles choisies[20]) bedeutendere Kenntnis der Sprache, besonders die erste der drei hier gebotenen Novellen, Cladels meisterhafte Erzählung „Montauban-Tu-Ne-Le-Sauras-Pas". Der Kommentar ist eingehend, zum Verständnis aber auch durchaus notwendig.

Weniger schwierig, auch hausbackener in Ton und Inhalt sind die Contes choisis d'auteurs suisses, welche K. Sachs in zwei Bändchen herausgegeben hat[21]). Der Kommentar hätte hier noch umfangreicher sein können.

Der Memoiren-Litteratur gehört an Histoire de ma Jeunesse von Fr. Arago, die O. Klein in einer sehr ansprechenden Ausgabe[22]) den Schülern der Oberklassen zugänglich gemacht hat. Die so einfache und klare Erzählung des grossen Physikers von seinen schweren Lebensschicksalen im Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn, die prächtige Schilderung der Zustände Spaniens und Algiers in der wild bewegten Zeit zu Anfang unseres Jahrhunderts müssen auf jeden Leser einen nachhaltigen Eindruck machen, besonders aber auf das leicht empfängliche Gemüt der Jugend. So einfach die Erzählungen auch im Stil sind, so gehört doch eine Fülle von Kenntnissen aus der Physik und Mathematik dazu, sie zu verstehen, und da tritt der ausführliche Kommentar von Klein stets hilfreich ein. Die Lektüre des Bändchens dürfte sich besonders für Oberrealschulen empfehlen.

Noch eines anderen grossen Gelehrten Aufzeichnungen und Erinnerungen bietet die Rengersche Sammlung, diejenigen des bekannten Lexikographen Littré in seiner Schrift Comment j'ai fait mon Dictionnaire de la langue française[23]). Der greise Gelehrte berichtet in dieser „Causerie" in anschaulicher und lebendiger Darstellung, wie er das grosse, monumentale Werk, das seinen Namen für alle Zeiten unsterblich gemacht hat, vollbracht hat. Wir lernen die Entstehung des „Dictionnaire" von den ersten Anfängen an kennen, durchleben mit dem Verfasser die Leiden und Freuden, die ihm sein Werk brachte, lesen mit atemloser Spannung von den Schicksalsschlägen, die es in den zwanziger Jahren seiner Abfassung bedrohten, und legen das Schriftchen aus der Hand, mit ehrfurchtsvoller Bewunderung erfüllt für den heldenmütigen Gelehrten, der in unverdrossener mühsamer Arbeit ein Werk schuf, auf das sein Vaterland stolz sein kann. — Ist die „Causerie" für die Schule zu verwerten? Man könnte sie doch nur in der Prima lesen, und da scheint sie uns ganz am Platze: sie bietet modernes Französisch, spielt in das Gebiet der Geschichte hinüber, lehrt uns (wenn auch einseitig) französische Verhältnisse kennen und ist von ausgezeichneter moralischer Wirkung. — Der Herausgeber, J. Imelmann, hat seine Aufgabe sehr gewissenhaft gelöst; das oft bunt schillernde Französisch Littrés ist sorg-

---

20) Leipzig 1896, Renger. M. 1. 21) Dresden, Kühtmann. à M. 1. 22) Leipzig 1895, Renger. M. 1,20. 23) Leipzig 1895. M. 1.

fältig erklärt, die sachlichen Notizen lassen nie im Stich, der Druck ist sorgsam überwacht. Auf jeden Fall darf das Bändchen zur Privatlektüre empfohlen werden.

Gehen wir nunmehr zu der historischen Lektüre über, so möchten wir an erster Stelle nennen La Guerre franco-allemande 1870—71 par le Commandant Rousset, welche R. Foss [24]) im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben hat. Von dem Werke sind die Kapitel ausgewählt worden, welche die militärische Organisation Frankreichs vor 1870 und den ersten Teil des Krieges, bis Sedan und den Fall von Metz, behandeln. Rousset ist ein gründlicher Forscher und bei aller Vaterlandsliebe ein unparteiischer Beobachter, der dem Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren lässt. Sein Stil ist meisterhaft, seine Darstellung lebendig und anschaulich. Die Bearbeitung des Werkes für den Schulgebrauch war also eine verdienstliche That, und dieses Verdienst wird noch erhöht durch den trefflichen Kommentar, der kaum im Stiche lassen dürfte; zahlreiche Kärtchen dienen ausserdem zur schnellen Orientierung über den Ort der Begebenheiten. Für Primaner eine sehr geeignete Lektüre.

Durchaus empfehlenswert für die Sekunda ist das mit grosser Unparteilichkeit, ohne vorgefasste Meinungen und ohne blinden Chauvinismus geschriebene Werk Gabriel Monods: Allemands et Français, Souvenirs de Campagne, von dem W. Kirschten [25]) eine sehr ansprechende Auswahl herausgegeben hat. Es sind Skizzen von den Kämpfen bei Metz, bei Sedan und der Loire-Armee, Schilderungen des Verhaltens deutscher Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere, des Gebahrens der Franzosen im Kriege und im Frieden — alles durchaus lesenswert und in trefflichem Französisch geschrieben. Auf jeden Fall scheint uns das Heftchen eine beachtenswerte Bereicherung der Schullektüre.

Hier sei die Anzeige eines Buches eingeschaltet, das uns in friedlicher Weise mit Frankreich und seinen Bewohnern, oder wenigstens mit einem Teil derselben, bekannt macht: Sites et paysages historiques von E. Schuré. Aus dem Hauptwerke des liebenswürdigen Elsässers „Les grandes Légendes de France“ hat G. Hellmers [26]) einige besonders interessante Abschnitte ausgewählt, eine prächtige Schilderung der Grande-Chartreuse und ihrer Umgebung, ferner die Beschreibung der Festung Le Mont-Saint-Michel nebst einer Darlegung der Rolle, die sie in der französischen Geschichte gespielt hat, und einige Stimmungsbilder aus der Bretagne. Die beigegebenen Erklärungen erleichtern das Lesen und erhöhen den Genuss an demselben. Wer seinen Obersekundanern einmal eine Abwechselung und Erholung von der streng historischen Lektüre bieten will, wird gern zu diesem Bändchen greifen.

Aus der französischen Geschichte früherer Zeit haben stets die Kämpfe und die Leiden der Jungfrau von Orléans das Interesse der Schüler gefunden, und diesem Umstande haben zwei Schulautoren-Sammlungen in dem uns beschäftigenden Zeitraum Rechnung getragen. Als X. Band der bei Zwissler in Wolfenbüttel erscheinenden „Prosateurs

---

24) Berlin 1896, Gärtner. M. 1,20. 25) Renger, Leipzig 1895. M. 0,90. 26) Berlin 1896, Gärtner. M. 1,20.

français" hat BRETSCHNEIDER die populäre Darstellung durch Joseph Fabre für die Schule bearbeitet: Jeanne d'Arc, libératrice de la France[27]), welche in gutem und einfachem Französisch eine übersichtliche Geschichte des heldenmütigen Mädchens giebt. Sie ist für Tertia geeignet. Im Gärtnerschen Verlage wird eine neue Ausgabe der Baranteschen Darstellung geboten, ausgestattet mit fesselnden Einleitungen, einem umfangreichen Kommentar und einem für die Hand des Lehrers bestimmten Beiheft: Ergänzungen. Die Ausgabe, auf welche der Herausgeber, H. MÜLLER[28]), einen erstaunlichen Fleiss verwandt hat, und die das Produkt eines jahrelangen, liebevollen Studiums ist, verdient die höchste Anerkennung; man pflegt ja für die oft veraltete Auffassung des Autors und seine Sucht, altmodische Ausdrücke zu gebrauchen, nicht viel übrig zu haben, aber Müller hat in beiden Hinsichten Verbesserungen vorgenommen, so dass in dieser Gestalt der alte Barante ganz lesbar erscheint.

Eine treffliche, fast romanhaft geschriebene Geschichte der unglücklichen Königin Marie-Antoinette haben wir aus der Feder der berühmten Brüder E. und J. Goncourt, wohl das Beste, was über die königliche Märtyrerin geschrieben ist. A. MÜHLAN[29]) hat das Werk für die Schule bearbeitet und mit einem ausgiebigen Kommentar versehen. So bildet das auch stilistisch hervorragende Werk eine vortreffliche Lektüre für Sekundaner.

Nachdem M. HARTMANN vor kurzem die Tainesche Studie über Napoleon Bonaparte der Schule zugänglich gemacht hat, bietet er in einem neuen Bändchen: L'Ancien Régime[30]) (La Structure de la Société) einen weiteren Abschnitt aus dem berühmten Geschichtswerk. Man erhält dadurch einen ungemein lehrreichen Einblick in den Bau der ständisch gegliederten Gesellschaft des Frankreich vor 1789, gewissermassen eine Einleitung in die Geschichte der Revolution. Und da es ja glücklicherweise noch immer Lehrer giebt, die ihren Schülern eine kräftige historische Nahrung zumuten und Schriftstellern wie Taine und Guizot den Zutritt zu unseren höheren Schulen nicht verwehren, so wird dieser mit eingehender Einleitung und tüchtigen Anmerkungen ausgestattete und in übersichtliche Abschnitte eingeteilte Lektürestoff gewiss von vielen mit Freude begrüsst werden. Das Bändchen reiht sich den übrigen rühmlichst bekannten Ausgaben Hartmanns in jeder Beziehung würdig an.

Über den Wert der Lektüre dramatischer Werke, über die vorzunehmende Auswahl derselben und die dabei zu berücksichtigenden Punkte haben wir uns im vorigen Jahresbericht ausgelassen, so dass wir uns mit der Feststellung der in den letzten beiden Jahren erschienenen Ausgaben begnügen können. Die Ernte auf diesem Gebiet ist nicht gross.

Die Femmes Savantes liegen bereits in mehrfachen trefflichen Ausgaben zum Schulgebrauch vor, ein Zeichen dafür, dass Molière ewig jung bleibt und das Interesse immer neuer Generationen weckt. Seit der Zeit, wo Lion und Fritsche ihre Ausgaben veröffentlichten

---

27) 1896. M. 0,50. 28) Berlin. M. 1,50. 29) Berlin 1895, Gärtner. M. 1,50. 30) Leipzig 1896, Stolte. M. 1.

(in den 70er Jahren), hat nun die Molière-Forschung grosse Fortschritte gemacht, andererseits hat sich ein festes Prinzip für Schulausgaben dank der Bestrebungen Otto Dickmanns geltend gemacht, und es ist dem weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus als Molière-Kenner bekannten W. MANGOLD als Verdienst anzurechnen, mit voller Beherrschung der einschlägigen Litteratur und unter Anwendung richtiger pädagogischer Grundsätze eine Schulausgabe des herrlichen Lustspiels geliefert zu haben [31]), an der auch der strengste Kritiker kaum etwas auszusetzen haben dürfte. Im Texte folgt er, auch bezüglich der Zählung der Verse, der mustergiltigen Ausgabe von Mesnard in den „Grands Écrivains de la France"; einige Verse sind wegen anstössigen Inhalts fortgelassen worden, mit Unrecht: unsere Primaner sind in anderen Litteraturen, bei Sophokles und Shakespeare, an gewisse Anspielungen gewöhnt, und man braucht ihnen wegen einiger immerhin zart gehaltener Stellen nicht einen verstümmelten Molière in die Hand zu geben — ganz abgesehen davon, dass durch die durch Punkte markierte Auslassung doch nur die Neugierde gereizt wird, die sicherlich durch leicht zugängliche Übersetzungen (Reklam) befriedigt werden wird. Die biographische und historische Einleitung ist vortrefflich, ebenso die metrischen und sprachlichen Bemerkungen.

Zu den im II. Bande des Jahresberichts besprochenen Sammlungen französischer und englischer Schulschriftsteller ist nunmehr seit 1896 noch eine neue getreten, die „Freytagsche Sammlung". Eine Daseinsberechtigung hat sie nicht, da ihre Vorgängerinnen, allen voran die Dickmannsche Schulbibliothek [32]) bereits in trefflicher Weise für die Bedürfnisse der Schule gesorgt hat, so dass man die Zersplitterung der Kräfte nur bedauern kann. Im grossen und ganzen bietet die Einrichtung nichts Neues: auf eine kurz gehaltene Einleitung folgt der Text, während die Anmerkungen, verstärkt durch ein kleines, ausreichendes Wörterbuch, in besonderem Heftchen beigelegt sind. Es scheinen übrigens Sonderausgaben für Knaben- und Mädchenschulen in Aussicht genommen zu sein. Eines der ersten Bändchen der Sammlung enthält das reizende Scribe-Legouvésche Lustspiel Bataille de Dames, das wegen seiner spannenden Handlung, seines historischen Hintergrundes und seiner vortrefflichen Sprache recht geeignet erscheint, in die Konversation einzuführen und die Sprache des täglichen Lebens in der guten Gesellschaft zu lehren. — Die Arbeit des Herausgebers, H. HAMANN, besteht in einer knappen biographischen und geschichtlichen Einleitung und in den erklärenden Anmerkungen nebst Wörterverzeichnis; die Anmerkungen sind meist Anweisungen zur Übersetzung in gutes Deutsch, wobei Hamann allerdings weiter geht, als es sich vor dem Richterstuhl gesunder Pädagogik verantworten lässt. — Die Ausstattung der in grüne oder graue Leinwand gebundenen, mit rotem Schnitt versehenen Bändchen ist sehr gefällig, der Preis (M. 1,20) nicht zu hoch.

Unter dem Titel Théâtre Moderne [33]) hat R. KRON drei reizende ganz moderne Stücke vereinigt: Le Passant von Fr. Coppée,

31) Leipzig 1896, Renger. M. 1,20. 32) Leipzig, Renger. 33) Gärtner, Berlin 1896. M. 1,50.

L'Étincelle von É. Pailleron, Les Fraises von A. Theuriet. So interessant diese Lustspiele nun auch für Erwachsene sein mögen, wollen sie uns doch für Schüler nicht recht geeignet erscheinen; denn wenn wir auch durchaus nicht zu den rigorosen Leuten gehören, die jede Anspielung auf das Verhältnis der beiden Geschlechter aus der Schule verbannt wissen wollen, so ist doch von „Liebe“ zu viel die Rede darin; die Hauptperson in dem ersten Stücke ist sogar eine anrüchige Dame, und in dem letzten wird uns ein verwilderter Mann geschildert, der sehr merkwürdige Absichten auf ein junges unschuldiges Mädchen hat. Doch sind sie zur Privatlektüre zu empfehlen. — Ausser den deutschen Sacherklärungen, die jedes Bändchen der Gärtnerschen Sammlung aufweist, hat Kron noch einen französischen Fussnoten-Kommentar gegeben. Dieser soll nicht nur dem Verständnis des Textes, sondern auch den von den Lehrplänen vorgeschriebenen Übungen im mündlichen Gebrauch der Fremdsprache wirklich dienen; zu diesem Zweck werden nicht nur alle irgendwie schwierigen Stellen durch Umschreibung in französischer Sprache erklärt, sondern auch alle irgendwie über das Wissen eines Tertianers hinausgehenden Wörter durch entsprechende synonyme wiedergegeben. Der Herausgeber scheint darin doch zu weit zu gehen; denn dass M. le curé bedeutet Monsieur le curé, dass lourd = pesant, dass source soviel als „origine d'un ruisseau etc.“ ist, was dangereux, hardi bedeutet, das muss doch der Schüler einer mittleren Klasse wissen, wie er denn auch die französische Umschreibung selber finden muss. Diese ausführliche Form des französischen Kommentars bestimmt gleichfalls die Ausgabe für den Privatfleiss; in einer Schulausgabe wäre doch die gebotene Hilfe zu gross und verführerisch.

Ein weiteres Unternehmen wagte O. Weissenfels, indem er die Préface de Cromwell von Victor Hugo für die obersten Klassen der höheren Lehranstalten bearbeitete [34]). Diese Einleitung, welche der Dichter 1827 seinem Drama Cromwell vorausschickte, bezweckte bekanntlich nichts Geringeres, als die neu entstehende, von den Fesseln der Tradition sich lossreissende Poesie der Romantik als ein berechtigtes, notwendiges, auf einer glorreichen Vergangenheit fussendes Moment in der Geschichte der menschlichen Entwickelung überhaupt nachzuweisen. Ja, es handelt sich hier um Gedanken von weit grösserer Tragweite: Hugo kämpft für die Rechte und die Kulturaufgabe der Poesie selbst. Der Herausgeber hebt mit Recht hervor, dass dieses Vorwort zum Cromwell das französische Gegenstück zu Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung ist, in welcher gleichfalls der Versuch gemacht wird, der aus dem antiken Geiste genährten Dichtung die spezifisch moderne als etwas Ebenbürtiges, ja im Grunde als etwas Höheres gegenüberzustellen. In dieser Hinsicht wird das Werk als Lektüre für eine gute Prima sich empfehlen lassen. Manchmal freilich wird die Form den Schülern Schwierigkeit bereiten, noch öfter der Inhalt mit seinen zahlreichen Anspielungen auf Erscheinungen der französischen Litteratur, die der Schüler nicht kennen kann. Da tritt nun allerdings der Herausgeber mit einem ausführlichen und gediegenen Kommentar helfend ein,

---

34) Berlin 1896, Gärtner. M. 1,20.

so dass an der Hand eines solchen Leiters die Lektüre der Schrift wohl gewagt werden kann. Ob sie sich mit den Forderungen der Lehrpläne vereinigen lässt, ist freilich eine andere Sache.

Die neuen preussischen Lehrpläne fordern vom neusprachlichen Unterricht: Erweiterung des Wortschatzes auch nach der Seite des Technischen und Wissenschaftlichen — die Elemente der technischen und wissenschaftlichen Terminologie — Aneignung eines reichlicheren, auch technischen Wortschatzes. Diese Forderung ist natürlich cum grano salis zu verstehen, denn die oberen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien werden den Schwerpunkt des neusprachlichen Unterrichts auf die Förderung der litterarischen und historischen Kenntnisse ihrer Schüler legen und wirklich technische Stoffe in populärer Darstellung höchstens ein Semester lang lesen lassen*). In dieser Hinsicht eignen sich besonders biographische Darstellungen grosser Erfinder und Entdecker, wie etwa Frédéric Passys Le Petit Poucet du XIXe siècle, ein höchst lesenswertes Werk, das eine Lebensbeschreibung George Stephensons nebst einer Entwickelungsgeschichte des Eisenbahnwesens enthält und eine vortreffliche, mit Abbildungen versehene Ausgabe durch B. Röttger[35]) erhalten hat, oder die Histoire de trois Ouvriers français: Palissy-Jacquard-Richard Lenoire, welche über Weberei und Thonwarenfabrikation unterrichtet, und die von J. Wershoven[36]), leider ohne Quellenangabe, für die Kühtmannsche Sammlung zusammengestellt ist und fesselnden und lehrreichen Lesestoff bietet. Auch die Simples Lectures scientifiques et techniques (aus den Werken von Garrigues-Monvel und L. Figuier entnommen) eignen sich wegen ihrer Reichhaltigkeit vortrefflich; sie enthalten kurze Aufsätze aus dem Gebiete der Astronomie, der Geologie, der Zoologie, der Physik, der Mechanik, der Technik und des Schiffbaus, sind leicht fasslich geschrieben und von dem Herausgeber A. Peter[37]) mit Anmerkungen und einem reichhaltigen Vokabular versehen.

Allein für Fachschulen geeignet scheinen jedoch die Traités de Chimie[38]), die zwar der allgemeiner Bildung dienenden RDM. entnommen sind, aber wegen der erdrückenden Menge technischer Ausdrücke für unsere höheren Lehranstalten zu schwer sind; der Herausgeber, K. Sachs, hat zwar auch Anmerkungen und ein Wörterverzeichnis geliefert, aber wenn der Lehrer der neueren Sprachen nicht zugleich auch Chemiker ist, wird er die Lektüre schwerlich zu einer fruchtbaren gestalten. Die am Fussende der Seiten befindlichen Übersetzungshilfen sind fast durchgehends überflüssig.

Kassel. Dr. A. Kressner.

B. Lesebücher. Auch auf dem Gebiet der Lesebücher hat die Produktion in den uns beschäftigenden Jahren nicht geruht, leider haben nur wenige das Verdienst, pädagogisch Neues und Förderndes aufzuzeigen.

---

35) Leipzig 1894, Renger. M. 1,20. 36) Dresden 1895. M. 1. 37) Berlin 1896, Gärtner. M. 1,20. 38) Berlin 1895. Gärtner. M. 1.

*) Dieser Schwerpunkt muss auch für die Ober-Realschulen gewahrt bleiben. Red

Als ein Mittelding zwischen Lehrbuch und Lesebuch ist zu bezeichnen EBENER-MEYERs Französisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten, dessen Ausgabe B durch W. KNÖRICH eine gründliche Durcharbeitung erfahren hat. Uns interessiert zunächst der Erste Teil: Erstes Unterrichtsjahr [1]). Dieses Elementarbuch schliesst sich den im vorigen Jahresbericht besprochenen von Strien, G. Plötz, Wershoven, Kühn, Jacobs-Brinker-Fick u. a. an; es hat dieselbe Stoffverteilung: Lesebuch — Wörterverzeichnis — Einfache Übersicht der allerwichtigsten grammatischen Erscheinungen. Hierbei ist die hübsche, dem Kindergemüt angepasste, durchaus nicht triviale, sehr reichliche Auswahl des Lesestoffes rühmend anzuerkennen; auch die kurze Grammatik verdient Lob, wenngleich die Aussprachebezeichnung manches zu wünschen übrig lässt. Denn wenn S. 84/85 gesagt wird; *j ge gi* wie g in genieren — *gn* wie ng — *s x* wie ſ, so sind das Angaben, die zu schwerem Irrtum verleiten können. — Was das Buch vorteilhaft von ähnlichen unterscheidet, ist die beigefügte Tabelle, in welcher der grammatische Gehalt sämtlicher Lesestücke verzeichnet ist; dadurch wird es dem Lehrer ermöglicht, bei der Besprechung einer neuen grammatischen Regel die meisten der schon vorher dagewesenen Beispiele schnell zusammenzustellen und so auf induktivem Wege die Regel finden zu lassen. Anerkennenswert ist auch die Zusammenstellung der im Lesebuch vorkommenden Wörter zu einem sachlich geordneten Wörterverzeichnis. — Der zweite Teil ist 1897 erschienen.

In demselben Verlage liess A. OHLERT sein Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen [2]) erscheinen. In Bezug auf dieses Werk sei auf unsere Besprechung im vorigen Jahresbericht verwiesen; alles dort Gesagte gilt auch von der Bearbeitung für Mädchenschulen. Die Vortrefflichkeit dieses Unterrichtsmittels beweist der Umstand, dass noch in demselben Jahre eine zweite Auflage nötig wurde.

W. KAHLE, Französisches Lesebuch für Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare. Mit erläuternden Anmerkungen und biographischen Notizen. 3 Teile [3]). Der Titel lässt von dem Buche anderes erwarten, als man darin findet. Der erste Teil: La France et les Français (M. 1,40) giebt eine ansprechende Übersicht über die Hauptepochen der französischen Geschichte und über die Geographie Frankreichs, ist aber nicht so reichhaltig wie die ähnlichen Bücher von Wolter, Kühn u. a. Der zweite Teil: Littérature (M. 1,80) ist eine Chrestomathie, wie wir deren Dutzende haben; immerhin ist die Auswahl zu loben und anzuerkennen, dass der Herausgeber sich bemüht, Stücke zu bringen, die in anderen Sammlungen nicht enthalten sind. Der dritte Teil: Pédagogie (M. 1,80) ist jedenfalls der interessanteste und eigenartigste; er enthält eine ganz vortreffliche Sammlung pädagogischer Aufsätze und Abhandlungen bekannter französischer Unterrichtsmeister, von Montaigne bis Bréal, sämtlich in gutem Stil verfasst und die verschiedensten Gebiete des erziehlichen Lebens betreffend. Auf diesen dritten Teil sei besonders

---

1) Hannover 1895, Meyer (Prior). M. 1. 2) 1895. M. 2. 3) Cöthen 1895, O. Schulze.

aufmerksam gemacht; er bietet für Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare wirklich brauchbaren Lektürestoff und wird von allen, die sich für Unterricht interessieren, gern durchblättert werden. — Als Hilfe zum Verständnis bietet der Herausgeber am Schlusse der einzelnen Teile Anmerkungen, die im ganzen massvoll gehalten und nicht aufdringlich sind. Dankenswert ist auch der Abschnitt mit biographischen Notizen über die in dem Lesebuch vertretenen Autoren.

Ein mit trefflichem Geschmack und grosser Sachkenntnis zusammengestelltes Lesebuch, welches alles Wissenswerte über Frankreich und die Franzosen enthält und sich neben dem von Leitritz herausgegebenen, ähnliche Zwecke verfolgenden, aber doch ganz anders eingerichteten Werke (Leipzig 1894, Renger) wohl sehen lassen kann, ist E. Wolters Frankreich. Geschichte, Land und Leute. Ein Lese- und Realienbuch für den französischen Unterricht [4]). Der erste Teil enthält eine Übersicht über die Geschichte Frankreichs in längeren und kürzeren Abschnitten; mit Recht sind Ludwig XIV., der Revolution und dem deutsch-französischen Kriege, mit anderen Worten der neueren französischen Geschichte mehr Seiten eingeräumt, als den übrigen Zeitabschnitten zusammen genommen; Napoleon I. kommt verhältnismässig kurz fort, der Herausgeber gewährt ihm nur 10 Seiten, wohl mit Recht von der Ansicht ausgehend, dass eine Persönlichkeit wie die Napoleons eingehenderes Studium verdient, und dass zu diesem Zweck die verschiedenen Sammlungen von Schulautoren das nötige Material bieten. — Eine gute Idee war es, französischen Geist in Biographieen der Hauptvertreter desselben zu schildern; und so erhalten wir kurze Darstellungen des Lebens und Wirkens nicht nur grosser Philosophen und Dichter, sondern auch bedeutender Entdecker, Erfinder, Gelehrter. Eine angenehme Zugabe sind die „Tableaux généalogiques“, sowie zwei Karten Frankreichs, die eine die Einteilung in Provinzen, die andere die in Départements veranschaulichend. — Ist der erste Teil als ein recht brauchbares Werk zu bezeichnen, so ist der zweite des höchsten Lobes würdig. Wir erhalten zunächst eine Übersicht über Frankreich, seine Geographie, seine Bevölkerung, seine Verfassung und seine Verwaltung (auch ein Kapitel über die Unterrichtsverwaltung fehlt nicht); ferner folgen einige Seiten über seine Kolonieen, besonders Algier, und dann, auf 58 Seiten, ein vortrefflich zusammengestellter Artikel über Paris, worin der Leser nicht nur über die Geschichte der Stadt, sondern auch über heutige Zustände, über die Verwaltung und die Umgebung belehrt wird, und ihm hübsche Bilder aus dem Pariser Leben geboten werden. Erfreulich ist der Abschnitt „Lectures pratiques“, eigentlich ein kleiner Führer durch die französische Konversation; Schulmänner, die Unterricht in französischer Sprache zu erteilen haben, seien besonders auf den Artikel „Une classe au lycée“ aufmerksam gemacht, in welchem sie alle Ausdrücke finden werden, deren Gebrauch sich tagtäglich aufdrängt. Nicht minder wertvoll ist der Abschnitt „Correspondance“, in welchem sich Musterbriefe für alle Vorkommnisse des bürgerlichen Lebens, sowie Handelsbriefe vor-

4) 2 Teile. I. Histoire et Biographies. II. La France et les Français. Lectures pratiques. Correspondance. Berlin 1894/95, Gärtner. M. 2,60.

finden. Das ganze Werk ist mit knappen, in französischer Sprache abgefassten Anmerkungen versehen. Es verdient in jeder Beziehung die Beachtung der Fachleute.

Recht empfehlenswert ist auch das von ARCAMBEAU und KÖHLER zusammengestellte Französische Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten [5]). Ihr Programm fassen die Herausgeber kurz zusammen in folgenden Worten: „Soweit wie möglich kurze Stücke in gutem Französisch aus den verschiedensten Gebieten von bekannten Autoren der letzten drei Jahrhunderte, besonders auch der neuesten Zeit". Diese Grundsätze haben sie sehr verständig befolgt und damit ein ungemein reichhaltiges Lesebuch geschaffen. Bei der Auswahl der Stücke es jedem recht zu machen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; doch dürfte wohl allgemein gegen das recht dürftige Lustspiel von Florian: Le bon ménage Einspruch erhoben werden. Durchaus zu billigen ist, dass den „Briefen" ein verhältnismässig grosser Raum zugestanden wird; wie viele Schüler treten doch in das praktische Leben ein, und wie viele haben schon geklagt, nicht zur Abfassung von Briefen angehalten worden zu sein und kein Muster zu haben, nach dem sie sich richten können! — Hervorzuheben wäre noch die Behandlung der Gedichte in dem vorliegenden Werke; es wird nämlich vor die meisten derselben eine kurze Inhaltsangabe in Prosa gesetzt, jedenfalls zur Förderung der Sprechübungen. In Summa, ein recht nützliches Werk.

Nach aufmerksamer Lektüre der Reformschriftsteller ist O. GLÖDE zu der Ansicht gekommen, dass „die Lektüre durchaus den Mittelpunkt des gesamten fremdsprachlichen Unterrichts bilden muss, dass an sie sich Grammatik, schriftliche Übungen und Litteratur anknüpfen müssen". Nun, diese Ansicht ist schon ziemlich lange in Schulkreisen verbreitet, und aus ihr sind bereits zahlreiche methodisch gearbeitete tüchtige Lesebücher hervorgegangen. Wenn O. Glöde die Zahl derselben zu vermehren unternimmt, so muss er Eigenartiges und Besseres bieten, etwas, was die Leistungen z. B. des Reformers Kühn in den Schatten zu stellen geeignet ist. Davon ist jedoch sein Französisches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Schulen [6]) weit entfernt; es unterscheidet sich nur wenig von seinen Vorgängern, und das, worin es sich unterscheidet, gereicht ihm nicht zum Vorzug. Glöde hat nämlich seiner Sammlung dadurch ein aktuelles Gepräge geben wollen, dass er aus modernen Zeitschriften und Zeitungen Stücke entnahm — diese aber sind so öde und langweilig, grösstenteils nur Beschreibungen zu den in jenen Blättern enthaltenen Illustrationen, dass man über die Stelle des Vorworts „Ich habe vor allen Dingen darauf gesehen, dass die Lesestücke das kindliche Gemüt interessieren; der Inhalt muss sie fesseln" sich nicht genug wundern kann. Eine Zeitungsnotiz über einen Erdsturz, über ein Fahnenfest, über eine offizielle Reise Carnots; ein entrefilet über den Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich gelegentlich seines Aufenthaltes in Paris, oder über den Prinzen von Neapel in Petersburg, das soll Nahrung sein für kindliche Gemüter? Und wo bleibt da die Beobachtung des Prinzipes der Reformer, dass ein fremdsprachliches Lese-

5) Leipzig 1895, Teubner. M. 2,40. 6) Marburg 1895, Elwert. M. 2,50.

buch vor allem in die Kenntnis von Land und Leuten einführen soll? Davon ist doch in Glödes Lesebuch verhältnismässig wenig zu spüren, man müsste denn das Stück über Guillotin und die Guillotine dazu rechnen. Andere Stücke wieder sind zu schwer für die Mittelstufe, so die von La Bruyère und die lange Stelle aus dem Cid. Moderne Dichter werden viele ungern vermissen. — Dem Lesebuch ist ein fleissig gearbeitetes Wörterbuch beigegeben; sachliche Notizen sind in demselben untergebracht.

Dem auf dem Gebiete der Schulausgaben und der Schulgrammatik sehr fleissigen J. Wershoven verdanken wir auch ein recht ansprechendes Lesebuch, welches den oben erwähnten Wolterschen und Leitritzschen Werken fast ebenbürtig sich anreiht: La France[7]. Geschichtliche Stücke sind, wie der Titel besagt, ausgeschlossen; wir erhalten eine Sammlung von nur geographischen Schilderungen von Frankreich, und zwar behandelt ungefähr die eine Hälfte Paris, die andere die Provinzen; geschmackvoll ausgewählte Darstellungen von Sitten, Gewohnheiten etc. (z. B. La Foire aux pains d'épice im Bois de Boulogne, Eine Hochzeit in der Normandie) sind darunter ausgestreut. Die Stücke sind von verschiedener Schwierigkeit; die geographischen gewöhnlich leicht, die Sittenschilderungen schwierig. Leider fehlen Anmerkungen (die auch der Lehrer manchmal brauchen könnte) und ein Wörterbuch; dagegen schmücken reichliche Illustrationen den Text.

Wem die umfangreichen Lesebücher über Frankreich und die Franzosen von Leitritz, Wolter, Werhoven, Ricken zu umfangreich erscheinen, wird mit Nutzen zu dem Kleinen französischen Lesebuch nebst Gedichtsammlung von W. Ricken[8]) greifen, das einen vortrefflichen Einblick in französisches Leben gewährt und die Kenntnis der Schüler von Land und Leuten in angemessener Weise erweitert. Nach einigen entbehrlichen Narrations folgen Biographieen bedeutender Franzosen, zumeist solcher, die sich durch Erfindungen und Entdeckungen ausgezeichnet haben, dann geschichtliche Bilder und Biographieen von Kriegsleuten und Staatsmännern, auch von Victor Hugo, sowie Mitteilungen über Paris im Jahre 1870 (nach Sarcey). Hübsch gewählt ist der dritte Abschnitt, der, ausser einer geographischen Beschreibung Frankreichs und einem Aufsatz über die französische Sprache, eine Knaben gewiss fesselnde Schilderung von Paris (nach E. Dupuis) bietet. Dieser letzte Abschnitt ist durch gut gewählte und gut wiedergegebene Bilder, sowie durch einen Plan von Paris unterstützt. Auch die gebotene Gedichtsammlung verdient wegen ihrer Auswahl Lob, wenngleich La Fontaine stärker hätte betont werden können; der müsste in unseren Mittelschulen weit mehr traktiert werden, als es gewöhnlich geschieht. Dankenswert sind auch die beigefügten Briefe allgemeinen Inhalts, sowie das umfangreiche Vokabular, in welchem der Herausgeber Noten sachlichen Inhalts untergebracht hat.

Schliesslich verdient Erwähnung, dass von K. Kühns Französischem Lesebuch für die Mittelstufe in zwei Jahren eine neue

---

7) Lectures géographiques. Mit 45 Abbildungen, einem Plan von Paris und einer Karte. Dresden 1896, Kühtmann. M. 2. 8) Berlin 1896, Gronau. M. 2,60.

Auflage nötig geworden ist, ein Beweis für seine Brauchbarkeit, kraft deren es sich schnell einen festen Kreis von Freunden erworben hat. Der Verfasser hat überall die bessernde Hand angelegt, weniger geeignete Stücke fortgelassen und durch andere ersetzt, Zusätze, die die Kritik wünschte, bereitwillig gespendet, die Bilder vermehrt. So reichhaltig und hübsch ausgestattet ist dieses Lesebuch wohl geeignet, den Schüler auch in den oberen Klassen zu begleiten und als willkommene Ergänzung der Lektüre ganzer Werke zu dienen (statt „Mittelstufe" heisst es daher auch jetzt auf dem Titel „Mittel- und Oberstufe"). Eine erfreuliche Zugabe ist das separat erschienene Wörterbuch (M. 0.80), das zum grössten Teil von FLASCHEL bearbeitet worden ist und nur die weniger geläufigen Vokabeln enthält, bei manchen die Aussprache in phonetischer Umschrift gebend.

Kassel. Dr. A. Kressner.

Druckfehler und Berichtigungen zu Bd. IV.

I.

S.	1,	*Z.*	18	*v. o.*	*l.* Synonymik *statt* Synonnymik.
„	54,	*Anm.*	48		„ IgA. *statt* IdgFAnz.
„	68,	*Z.*	15	*v. u.*	„ Bellet *statt* Bellett.
„	69,	„	24	„ *o.*	„ Aben Alfaradhi *statt* ABEN ALFARADHI.
„	70,	„	25	„ „	*u. Z.* 3 *v. u. l.* Abu Bequer Ben Khair *statt* ABU BEQUER BEN KHAIR.
„	78,	*Anm.*	44		„ WSKPh. *statt* WSPh.
„	110,	„	9		„ ZFSL. *statt* ZNSL.
„	125,	*Z.*	16	*v. o.*	„ RNo. *statt* RVo.
„	142,	„	3	„ „	„ Schladebach *statt* Schladbach.
„	145:				Aus technischen Gründen konnten auf der halben Seite 145 die paar rumänischen Accentbuchstaben nicht eingesetzt werden. Der Bogen 10 musste, um den Fortgang der Druckarbeit nicht aufzuhalten, abgezogen werden, ehe die Buchstaben beschafft waren.
„	156,	*Anm.*	12		„ ASNS. *statt* ANSp.
„	165,	„	99		„ COIR. *statt* SOIR.
„	167,	*Z.*	9	„ „	„ AGIt. *statt* AGit.
„	176,	*Anm.*	70		„ Bologna *statt* Bologa.
„	203,	„	89		*S.* 222 *Anm.* 244 *u.* 248, *S.* 225 *Anm.* 262 *l.* NTSF. *statt* NTF.
„	252,	*Z*	2	„ *u.*	„ NCBl. *statt* NCBL.
„	255,	*Anm.*	35		„ NCBl. X 1896 p. 81 bis 85 *statt* RCBL. X 1896, p. 8 L bis 85.
„	265,	„	40		„ LV. *statt* L. V.
„	275,	*Z.*	10	„ „	„ JBRPh. *statt* JBRP.
„	304,	*Anm.*	10		„ LBlGRPh. *statt* LBZGRPh.
„	385,	*Z.*	19	„ „	„ C. C. Uhlenbeck *statt* C. A. Uhlenbeck.

II.

S.	36,	*Anm.*	5		*l.* SDSD. *statt* SDStD.
„	49,	*Z.*	9	*v. o.*	„ C. Weyman *statt* E. Weyman.
„	74,	„	23		„ JS. *statt* JdS.
„	107,	„	8		„ A&A. *statt* A. A.
„	108,	„	10		„ ASNS. *statt* AFNS.
„	115,	*Z.*	9	„ „	„ Biagi *statt* Biago.
„	138,	„	8	*v. o.*	„ Warren *statt* Warrens.
„	202,	„	14	„ „	„ Nordfelt *statt* Nortfelt.
„	229,	„	10	„ *u.*	*ist* Cam. *zu tilgen.*
„	290,	*Anm.*	45		„ BSSP. *statt* BSStP.
„	302,	„	34		„ GSLIt. *statt* HSLIt.
„	336,	*Z.*	7	„ „	*ist* (gedr. 1547) *zu streichen und Z.* 8 *v. u. nach* „La Notte“ *einzusetzen.*
„	337,	„	59		„ AtVen. *statt* AtV.
„	347,	„	69		„ BSClIt. *statt* BSCIlt.
„	399,	„	6 *bzw.* 3	*v. u.*	*l.* 39) *bzw.* 40) *statt* 54) *bzw.* 55).
„	408,	„	11	„ „	„ 54) *statt* 55).
„	430,	„	6	„ „	„ Verhältnis zum *statt* Verhältnisz um.
„	439,	*Anm.*	12, 15, 18, 20, 22		*l.* ZVglL. *statt* ZVL.

S. 458, *Z.* 2 *u.* 15 *v. u. l.* 87a) *statt* 87.
„ 467, *Anm.* 124 *streiche* 1896.
„ 473, *Z.* 21 *v. u. l.* „Udo in England" *statt* „UDO IN ENGLAND."
„ 492, „ 60 „ NFP. *statt* NFPr.
„ 509, „ 116 „ DLZ. *statt* DLL.

III.

S. 134, *Anm.* 1 *l.* BAcB. *statt* BAcBrux.
„ 135, „ 8 *v. o.* „ BFL. *statt* BFolk.
„ 148, *Z.* 9 „ *u.* „ Haristoy *statt* Hanistoy.

Verbesserungen zu Band III.

S. 195 *Z.* 5 *v. u. streiche* 61 *und setze für* 69 – 71: 69—72.
„ 241 *Z.* 1—3 *v. u. u. S.* 242 *Z.* 1 *v. o. gehören zu Anmerk.* 124), *nicht zu* 125).
„ 254 *Abs.* 2 *Z.* 3 *l. f.* „übersetzt von" „herausgegeben von" *u. stelle* „übersetzt" *hinter* „deutsch".
„ 272 *Z.* 6 *u.* 22 *v. o. l.* Confession *statt* Confessions.
„ 314 *Z.* 9 *v. u. streiche* „S. o. S. 265f."

Autorenregister.

Von Dr. Max Stoye.

Verzeichnis

der in diesem Bande vorkommenden Abkürzungen für Zeitschriften, Sammelwerke u. s. w.

A. = Anglia.
A&A. = Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie (E. Stengel).
AAALAN. = Atti della R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti di Napoli.
AAB. = Atti dell' Ateneo di Bergamo.
AACr. = Atti della R. Accademia della Crusca.
AAeDG. = Archiv für ältere deutsche Geschichte.
AAL. = Atti della R. Accademia dei Lincei.
AALucch. = Atti della R. Accad. lucchese.
AAST. = Atti della R. Accademia delle scienze di Torino.
AB. = Analecta Bollandiana.
ABbl. = Anglia, Beiblatt.
AbhAkMünchenhKl. = Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, histor. Klasse.
AbhphhKlSGW. = Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften.
ABret. = Annales de Bretagne.
Ac. = The Academy.
ActSPh. = Acta de la Société philologique.
ADA. = Anzeiger für deutsches Altertum.
ADB. = Allgemeine Deutsche Biographie.
AEPHE. = Annuaire de l'Ecole Pratique des Hautes Études.
AFLS. = American Folk-Lore Society.
AGIt. = Archivio glottologico italiano.
AGiu. = Archivio giuridico.
AGP. = Archiv für die gesamte Physiologie.
AGPh. = Archiv für Geschichte der Philosophie.
AHA. = Archives historiques de l'Agenais.
AHAlb. = Archives historiques de l'Albigeois.
AHG. = Archives historiques de la Gascogne.
AHGir. = Archives historiques du département de la Gironde.
AHL. = Archives historiques, artistiques et littéraires, recueil mensuel de documents curieux etc.
AIBL. = Académie des Inscriptions et Belles-Lettres.
AIV. = Atti del R. Istituto veneto di scienze lettere ed arti.
AJPh. = The American Journal of Philology.
AKChir. = Archiv f. klinische Chirurgie.
AKMCD. = Allgemeine konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland.
Al. = L'Alighieri: rivista di cose dantesche diretta da F. Pasqualigo. Venezia, Olschki.
AL. = Archiv für Litteraturgeschichte.
ALLG. = Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik.
AM. = Annales du Midi.
AMAP. = Atti e memorie della R. Accademia di scienze lettere ed arti di Padova.
AMDSPF. = Atti e mem. della deput. di st. patr. di Ferrara.
AMitt. = Mitteilungen zur Anglia.
ANF. = Archiv för nordisk Filologi.
APAPhKM. = Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin.
APIt. = Archivio paleografico italiano.
AR. = Archiv für Religionswissenschaft hrsg. v. Dr. Ths. Achelis.
ARAP. = Atti della R. Accademia Peloritana (Messina, D'Amico).

ARAZA. = Atti e rendiconti dell' Acc. di scienze, lettere ed arti dei Zelanti di Acireole.
Arc. = Arcadia.
ARDS. = Annual Report of the Dante Society. Cambridge Mass., University Press.
AS. = Acta Sanctorum.
ASA. = Archivio storico dell'arte.
ASAB. = Annales de la Société d'Archéologie de Bruxelles.
ASIt. = Archivio storico italiano.
ASL. = Archivio storico lombardo.
ASLig. = Atti della Società ligura di storia patria.
ASLLW. = Annuaire de la Société liégeoise de littérature wallonne.
ASN. = Annuaire de la Société de Numismatique.
ASNS. = Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen.
ASP. = Archivio storico pugliese.
ASPN. = Archivio storico per le provincie napoletane.
ASPP. = Archivio storico delle provincie parmensi.
ASR. = Archivio storico romano.
ASRR. = Annalas della Societad Rhaetoromanscha.
ASS. = Archivio storico siciliano.
ASTP. = Archivio per lo studio delle tradizioni popolari.
Ath. = The Athenaeum.
Ἀϑ. = Ἀϑηνᾶ.
ATP. = Annuaire des Traditions populaires.
ATr. = Archeografo triestino.
AtVen. = L'Ateneo veneto.
AUCh. = Anales de la Universidad de Chile.
AUQ. = Am Ur-Quell.
Ausl. = Ausland.
AZB. = Allgemeine Zeitung, Beilage.

B. = Bessarione.
BAcB. = Bulletin de l'Académie de Belgique.
BAcH(Madrid). = Boletin de la Real Academia de la Historia. (Madrid).
BAE. = Biblioteca de Autores Españoles (Rivadeneyra).
BAH. = Bibliotheca Arabico-hispana.
BB. = Bezzenbergers Beiträge.
BBA. = Bibliothèque Bretonne Armoricaine p. p. la Faculté des Lettres de Rennes.
BBGRPh. = Berliner Beiträge zur germ. u. roman. Philologie.
BBll. = Bayreuther Blätter.
BBPMB. = Bulletin bibliographique et pédagogique du «Musée Belge».
BCLIt. = Biblioteca critica della letteratura italiana.
BCr. = Bulletin critique.
BECh. = Bibliothèque de l'Ecole des Chartes.
BEGr. = Bulletin des Etudes grecques.
BEHE. = Bibliothèque de l'École des Hautes Études.
BFC. = Bollettino di filologia classica.
BFDH. = Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt.
BFL. = Bulletin de Folklore.
BFLPa. = Bibliothèque de la faculté des lettres de Paris.
BGDSL. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Litteratur.
BHPh. = Bulletin historique et philologique.
BIDR. = Bulletino dell' Istituto di diritto romano.
BIÉ. = Bulletin de l'Institut Egyptien.
BIG. = Bulletin de l'institut genèvois.
BISIt. = Bullettino del R. Istituto storico italiano.
BJbb. = Bonner Jahrbücher.
BKG. = Beiträge zur Kunstgeschichte.
BPhC. = Bibliotheca philologica classica.
BPhWS. = Berliner philologische Wochenschrift.
BSAF. = Bulletin de la société archéologique de Finistère.
BSAHO. = Bulletin de la Société archéologique et historique de l'Orléanais.
BSATF. = Bulletin de la Société des Anciens Textes Français.
BSB. = Bulletin de la Société de Borda.
BSBS. = Bullettino storico bibliografico subalpino.
BSClIt. = Biblioteca delle scuole class. ital.
BSDIt. = Bullettino della Società dantesca italiana. Firenze, Loescher.
BSGIt. = Bollettino della Società geografica italiana.
BSGL. = Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa.
BSGW. = Berichte über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.
BSHAG. = Bulletin de la Société d'histoire et d'archéologie de Genève.
BSHF. = Bulletin de la Société de l'Histoire de France.
BSLIt. = Biblioteca storica della letteratura italiana, diretta da Francesco Novati.
BSLLW. = Bulletin de la Société liégeoise de littérature wallonne.

BSLM. = Bollettino storico-letterario del Mugello (Firenze, direttore Baccini).
BSLP. = Bulletins de la société de linguistique de Paris.
BSP. = Bolletino storico pavese.
BSR. = Bulletin de la société Ramond.
BSSAB. = Bulletin de la Société de Science et Art de Bayonne.
BSSIt. = Bullettino storico della Svizzera italiana.
BSSP. = Bull. senese di storia patria.
BUMI. = Bollettino ufficioso del Ministero dell' Istruzione.
BURS. = Bibliothèque universelle et Revue Suisse.
BVglS. = Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung.
BZ. = Byzantinische Zeitschrift.
BZRS. = Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen.

CA. = Cancioneiro da Ajuda.
Car. = Carinthia.
CB. = Canc. Colocci-Brancuti.
CBlBW. = Centralblatt für Bibliothekswesen.
CBlMW. = Centralblatt für medizinische Wissenschaft.
CCa. = Circulo Camoniano.
CD. = Corriere della Domenica.
CDIHE. = Coleccion de documentos inéditos para la Historia de España.
CE. = Le curiosità dell' erudizione.
CG. = Cancionero general.
CGlL. = Corpus glossariorum latinorum.
CGR. = Cancioneiro Geral von Resende.
CHA. = Correspondant historique et archéologique.
ChM. = Chronica minora ed. Mommsen.
ChS. = Chaucer Society.
CIE. = Corpus inscriptionum etruscarum.
CIL. = Corpus inscriptionum latinarum.
CLERC. = Coleccion de libros Españoles raros ó curiosos.
ClR. = The Classical Review.
CM. = Cancionero Musical de los Siglos XV y XVI.
CMo. = Corriere del Molise.
CMu. = Cancioneiro de Musicas.
CNDIHE. = Coleccion nuova d. doc. inéd. u. s. w.
COD. = Collezione di ‚Opuscoli Danteschi' inediti o rari, diretta da G. L. Passerini.
COIR. = Collezione di Opere inedite o rare dei primi tre secoli della lingua, pubblicate per cura della R. Commissione pei testi di lingua.
COIRW. = Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens.
CoR. = Contemporary Review.
Cosm. = Cosmopolis.
CP. = Classiques populaires. Edités par Lécène, Oudin & Cie.
CPT. = Curiosità popolari tradizionali (Palermo, raccolta diretta dal Pitrè.
CR. = Comptes rendus des séances de l'Académ. des inscr. et belles-lettres.
CRAC. = Comptes-rendus des assises de Caumont.
CTH. = Collection de textes pour servir à l'étude et l'enseignement de l'histoire.
Cu. = La Cultura.
CV. = Cancioneiro da Vaticana.
CW. = Commentationes Wölfflinianae.

DAkWien. = Denkschriften der Akademie Wien, phil.-hist. Klasse.
DLZ. = Deutsche Litteraturzeitung.
DMW. = Deutsche medizin. Wochenschrift.
DNL. = Deutsche Nationallitteratur, hgg. v. Joseph Kürschner.
DR. = Deutsche Revue.
DRu. = Deutsche Rundschau.
DT. = Daily Tribune.
DVStP. = Deputazione veneta di storia patria.
DZChir. = Deutsche Zeitschrift für Chirurgie.
DZG. = Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft.

EB. = Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie und vergleichenden Litteraturgeschichte, herausgegeben von Hermann Varnhagen.
EBA. = Erudizione e belle arti.
EBr. = Encyclopaedia Britannica.
EM. = La España moderna.
EPhN. = Jean Psichari, Études de phil. néogrecque.
ER. = Edinburgh Review.
EW. = English Writers.

FD. = Fanfulla della Domenica.
FDLVK. = Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde im Auftrag der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland hsgg. v. Dr. A. Kirchhoff.
FEKB. = Französisch-Englische Klassiker-Bibliothek. Hrsgg. v. J. Bauer und Dr. Th. Link (München, J. Lindauer).

FESB. = Französische und Englische Schulbibliothek, hsgg. v. Otto E. A. Dickmann. (Renger, Leipzig).
FG. = Franco Gallia.
FKLB. = Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns.
Folk. = Folklore.
FolkJ. = The Folk-Lore Journal.
FolkR. = The Folk-Lore Record.
FR. = Fortnightly Review.
FS. = Französische Studien.
FSFES. = Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. (Leipzig, Freytag).
FZ. = Frankfurter Zeitung.

GA. = Germanistische Abhandlungen, (begr. v. K. Weinhold, herausg. von Friedr. Vogt).
GaE. = Gazzetta dell'Emilia.
GDa. = Giornale dantesco.
GEF. = Les Grand Ecrivains de la France.
Germ. = Germania.
GG. = Gröbers Grundriss der Romanischen Philologie.
GGA. = Götting. Gelehrte Anzeigen.
GH. = Geisteshelden. (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographien. Begründ. v. A. Bettelheim (Berlin, E. Hofmann & Co.).
GHB. = Germanist. Handbibliothek.
Gi. = De Gids.
GJ. = Gaelic Journal.
Gl. = Globus. Ill. Zeitschr. für Länder- und Völkerkunde.
GLe. = Gazzetta letteraria.
GLi. = Giornale ligustico.
GM. = Gazette musicale.
GMa. = Gentleman's magazine.
GMM. = Gazzetta musicale di Milano.
GN. = Nachrichten der Georg-Augusts Universität und d. Ges. der Wiss. zu Göttingen.
GPD. = Gazzetta del Popolo della Domenica.
GPr. = Gymnasialprogramm.
GS. = Germanistische Studien.
GSLCS. = Giornale della Società di letture e conversazioni scientifiche.
GSLIt. = Giornale storico della letteratura italiana.
GuM. = Le Guide musical.
Gy. = Gymnasium.

H. = Hermes.
HA. = Historische Abhandlungen aus dem Münchner Seminar (hrsgg. von Heigel u. Grauert).
HJbGG. = Historisches Jahrbuch d. Görresgesellschaft.
HKAW. = Iwan von Müllers Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft.
HLF. = Histoire littéraire de la France.
HN. = Hamburger Nachrichten.
HPBll. = Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland.
HSN. = Harvard Studies and Notes in Philology and Literature.
HTB. = Historisches Taschenbuch.
HZ. = Historische Zeitschrift (Sybel).

IAE. = Internationales Archiv für Ethnographie.
ICMPI. = Indici e cataloghi del Ministero della Pubblica Istruzione.
IG. = Inventaire général des Manuscrits français de la Bibliothèque Nationale.
IgA. = Anzeiger für indogermanische Sprache und Altertumskunde. Beiblatt zu den Indogermanischen Forschungen.
IgF. = Indogermanische Forschungen.
Istr. = L' Istruzione.
IZAS. = Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft.
JAFolk. = Journal of American Folk-Lore.
JAP. = Journal of anatomy and physiology.
JbbPh. = Jahrbücher für Philologie.
JbbVAR. = Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande.
JbDSG. = Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.
JbEL. = Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens.
JBG. = Jastrows Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.
JbHWA. = Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftl. Anstalten.
JBKA. = Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft.
JbKK. = Jahrbuch der Kunstsammlungen des allerh. Kaiserhauses.
JbRESL. = Jahrb. f. roman. u. engl. Sprache u. Litteratur.
JBRPh. = Vollmöller, Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie. Wird im Text, wo keine Verwechslung möglich, auch JB. abgekürzt.
JD. = Journal des Débats.
JF. = Journal Franklin.
JM. = Jüdisches Magazin.
JPh. = The Journal of philology.

JS. = Journal des Savants.

KMJb. = Kirchenmusikalisches Jahrbuch.
KZ. = Kölnische Zeitung.

LB. = Leabhar breac.
LBlGRPh. = Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie.
LCBl. = Literarisches Centralblatt.
LL. = Leabhar Laighneach.
LLD. = Lateinische Litteraturdenkmäler des XV. u. XVI. Jh.
LU. = Leabhar na huidhri.
LV. = Litterarischer Verein (Stuttgart-Tübingen).

M. = Mélusine.
MA. = Le Moyen-Age.
MAC. = Mémoires de l'Académie nationale des Sciences, Arts et Belles-Lettres de Caen.
MAcB. = Mémoires de l'Académie .... de Belgique.
MAcH. = Memorias de la Academia de la Historia.
MAFLS. = Memoirs of the American Folk Lore Society.
MAGW. = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
MAGZ. = Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich.
MAH. = Mélanges d'Archéologie et d'Histoire p. p. l'Ecole française de Rome.
MAN. = Mémoires de l'Académie de Nimes.
MAST. = Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino.
MATo. = Memorie dell'Accademia di Torino.
MB. = Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von H. Breymann und E. Koeppel.
MCAcB. = Mémoires couronnées de l'Académie royale des sciences et belles lettres de Belgique.
Mé. = Ménestrel.
MGH. = Monumenta Germaniae Historica.
MH. = Manuali Hoepli.
MHL. = Mitteilungen aus der historischen Litteratur.
MhMusG. = Monatshefte für Musikgeschichte (hsgg v. Eitner).
MIAcIBL. = Mém. de l'Inst. nat. Acad. des inscr. et bell. lettr.
MIÖG. = Mitteilungen des Instituts für österreich. Geschichtsforschung.
MIL. = Memorie dell'Istituto lombardo.
ML. = Das Magazin für Litteratur.
MLN. = Modern Language Notes.
MLQ. = The Modern Language Quarterly.
MNN. = Münchener Neueste Nachrichten.
MS. = Musica sacra.
MSHAL. = Mémoires de la Société historique et archéologique de Langres.
MSHP. = Mémoires de la Société de l'histoire de Paris et de l'Ile de France.
MSLP. = Mémoires de la Société de Linguistique de Paris.
MStIt. = Miscellanea di storia italiana.
MSV. = Miscellanea storica della Valdelsa.

Na. = The Nation.
NA. = Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde.
NaA. = Natura ed Arte.
NAnt. = Nuova Antologia.
NAVen. = Nuovo archivio veneto.
NBL. = Nouvelle Bibliothèque Littéraire.
NBMZ. = Neue Berliner Musikzeitung.
NBP. = Nouvelle Bibliothèque populaire.
NCBl. = Neuphilologisches Centralblatt.
NCe. = Nineteenth century.
NE. = Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque Nationale et autres bibliothèques.
NFP. = Neue Freie Presse (Wien).
NGW. = Nachrichten von der Ges. der Wissenschaften zu Göttingen.
NHJbb. = Neue Heidelberger Jahrbücher.
NJbbPh. = Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik.
NN. = Napoli nobilissimo.
N&Q. = Notes and Queries.
NR. = La Nouvelle Revue.
NRa. = Nuova Rassegna.
NRev. = The New Review.
NS. = Die Neueren Sprachen.
N&S. = Nord und Süd.
NSc. = Notizie degli Scavi.
NSchM. = Neues Schweizer Museum.
NTSF. = Nordisk Tidskrift for filologi.
NVV. = Nuove Veglie Veneziane. (Nur einige Nummern erschienen).
NZ. = National-Zeitung.
NZM. = Neue Zeitschrift für Musik.

O. = O Occidente.
OH. = Oud Holland.
OR. = Ober-Realschule.

OV. = Ons Volksleven.

P. = Philologus.
PG. = Pauls Grundriss der germanischeu Philologie.
PH. = Précis historiques.
PhS. = Philosophische Studien (hrsg. v. Wundt).
PIA. = Proceedings of the Royal Irish Academy.
PIt. = Pensiero italiano.
PM. = Petermanns Mitteilungen.
PMLA. = Publications of the Modern Language Association of America.
Pr. = Il Propugnatore.
PrG. = Progymnasium.
PrJbb. = Preussische Jahrbücher.
PS. = Phonetische Studien.
PVFGH. = Populärt vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs Högskola.

Q. = La Quinzaine. Paris, 45 rue Vaneau.
QF. = Quellen und Forschungen zur Sprache und Kulturgeschichte der germanischen Völker.
QR. = The Quarterly Review.

R. = Realschule.
Ra. = Rara. Biblioteca dei bibliofili (Città di Castello, S. Lapi).
RA. = Revue archéologique.
RAbr. = Revista abruzzese.
RAC. = Revue de l'Art Chrétien.
RAgust. = Revista Agustiniana.
RAL. = Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, cl. di scienze mor., stor. e filol.
RAn. = Revue d' Anthropologie.
RaP. = Rassegna pugliese.
RB. = Romanische Bibliothek (Foerster).
RBA. = Rivista delle biblioteche e degli archivi.
RBB. = Revue bibliographique belge.
RBe. = Revue de Belgique.
RBénéd. = Revue bénédictine.
RBibl. = Revue des Bibliothèques.
RBIt. = Rivista bibliografica italiana.
RBLIt. = Rassegna bibliografica della letteratura italiana.
RBV. = Revue de Brétagne et de Vendée.
RC. = Revue celtique.
RCH. = Revista de ciencias historicas.
RCHLE. = Revista crítica de Historia y Literatura Españolas.
RCHLEP. = Revista Crítica de Historia y Literatura Españolas Portuguesas é Hispano-Americanas.
RCLIt. = Rivista critica della letteratura italiana.
RCon. = Revista Contemporanea.
RCr. = Revue critique d'histoire et de littérature.
RCrL. = Revista Critică - Literară. (Iasĭ).
RDM. = Revue des deux Mondes.
RDT. = Revue du département du Tarn.
RE. = Revista de España.
REEAIH. = Revista de Educazão e Ensino e Archivo de Ineditos Historicos.
REGr. = Revue des Etudes grecques.
REnc. = Revue encyclopédique.
REt. = Rivista etnea.
RevC. = Revista de Coimbra.
RF. = Romanische Forschungen (Vollmöller).
RFI. = Rivista di filologia e d'istruzione classica.
RFR. = Rivista di filologia romanza.
RG. = Realgymnasium.
RGasc. = Revue de Gascogne.
RGIt. = Rivista geografica italiana.
RGPr. = Realgymnasialprogramm.
RGu. = Revista de Guimarães.
RH. = Revue historique.
RHebd. = Revue Hebdomadaire.
RHisp. = Revue Hispanique.
RHLF. = Revue d'histoire littéraire de la France.
RHR. = Revue de l'histoire des religions.
Ri. = Il Rinascimento.
RIE. = Revue internationale de l'Enseignement.
RIL. = Rendiconti del R. Istituto lombardo.
RIll. = Revista illustrada.
RIPB. = Revue de l'instruction publique en Belgique.
RKW. = Repertorium der Kunstwissenschaft.
RL. = Revue de linguistique et de philologie comparée.
RLR. = Revue des langues romanes.
RLS. = Rassegna della letteratura siciliana.
RLu. = Revista Lusitana.
RM. = Revue mensuelle.
RMaIt. = Rivista della Massoneria italiana.
RMC. = Revue du Monde Catholique.
RMi. = Revue du Midi.
RMIt. = Rivista musicale italiana.
RML. = Revue du monde latin.
RMPh. = Rheinisches Museum für Philologie.
RN. = La Rassegna nazionale.
RNo. = Revista Nova.
Ro. = Romania.

ROL. = Revue de l'Orient latin.
RP. = Revista de Portugal.
RPa. = Rassegna padovana.
RPar. = Revue de Paris.
RPe. = Rivista di pedagogia e scienze affini.
RPGR. = Revue des patois gallo-romans.
RPh. = Revue de Philologie.
RPhFP. = Revue de philologie française et provençale (ancienne Revue des patois).
RPL. = Revue politique et littéraire.
RPM. = Revue philosophique et morale.
RPu. = Rassegna pugliese.
RPy. = Revue des Pyrénées; France méridionale - Espagne. Organe de l'Association Pyrénéenne. Toulouse, E. Privat.
RQH. = Revue des questions historiques.
RRCL. = Revista religiosa, cientifica y literaria.
RS. = Romanische Studien (Boehmer).
RSA. = Rivista di storia, arte, archeologia della provincia di Alessandria.
RSCa. = Rivista storica calabrese.
RSic. = Rassegna siciliana.
RSIt. = Rivista storica italiana.
RSN. = Rivista de sciencias naturaes e sociaes da Sociedade Carlos Ribeiro.
RTP. = Revue des traditions populaires.
RUM. = Revue des Universités du Midi.
RW. = Revue wallonne.

SATF. = Société des Anciens Textes Français.
SBAkBerlinphhKl. = Sitzungsberichte der königl. preussisch. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, phil.-hist. Klasse.
SBAkMünchenhKl. = Sitzungsberichte der kgl. bair. Akademie d. Wissenschaften, hist. Klasse.
SBAkMünchenphKl. = Sitzungsberichte der Akademie München, philos.-philol. Klasse.
SBAkWienphhKl. = Sitzungsberichte der Akad. der Wissenschaften zu Wien, phil.-hist. Klasse.
SBFEPS. = Schulbibliothek französ. und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Herausgg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach.
Sc. = La Scintilla.
ScCL. = Scelta di Curiosità letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XVII.
SchR. = The School Review.
ScR. = Scottish Review.
SDI. = Società dantesca italiana. Firenze, Landi.
SDSD. = Studj e documenti di storia e diritto.
SFR. = Studi di filologia romanza.
SGL. = Sociedade Geographia de Lisboa.
SGWV. = Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.
SHCont. = Société d'histoire contemporaine.
SHF. = Société de l'histoire de France.
SIFCl. = Studj italiani di filologia classica.
SLMAeS. = Scriptores Latini Medii Aevi Suecani, ediderunt Johannes Paulson et Lars Wåhlin. Gotoburgi, Wettergren & Kerber.
SMAFLS. = Series of Memoirs of the American Folk-Lore Society.
SNPhL. = Studies and Notes in Philology and Literature (Boston, Mass., Ginn and Comp.).
SORPr. = Programm der Staatsoberrealschule.
SPAGIt. = Supplementi periodici all' Archivio glottologico italiano.
SR. = The Saturday Review.
SSF. = Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen (herausgegeben von Schmoller).
SSO. = Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, utgivne af det Philologisk-historiske Samfund. København, Kleins Forlag.
StML. = Stimmen aus Maria Laach.

TAPhA. = Transactions of the American Philological Association.
TEd. = Collection of British Authors. Tauchnitz Edition.
TF. = Theatergeschichtliche Forschungen, hsgg. v. Berthold Litzmann (Hamburg, L. Voss).
TGSG. = Transactions of the Gaelic Society of Glasgow.
TGSI. = Transactions Gael. Soc. Inverness.
TNTLK. = Tijdschrift voor Nederlandsche Taal en Letterkunde.
TPhS. = Transactions of the Philological Society of London.
Tr. = Tradition.
TSAS. = Transactions of the Society of Antiquaries of Scotland.
TSC. = Transactions of the Society of Cymmrodorion.

UEM. = University Extension Manuals (London, J. Murray).

UQ. = Urquell.
UR. = Ungarische Revue.
UTQ. = The University of Toronto Quarterly.

VIt. = Vita italiana.
VMusW. = Vierteljahrschrift f. Musikwissenschaft.

W. = Wallonia.
WBDEPh. = Wiener Beiträge zur deutschen und englischen Philologie. Hsgg. von R. Heinzel, J. Minor, J. Schipper. (Wien, Braumüller).
WBEPh. = Wiener Beiträge zur englischen Philologie unter Mitwirkung von K. Luick u. A. Pogatscher, herausgeg. v. J. Schipper.
WIDM. = Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.
WJbKS. = Wiener Jahrbuch der Kunstsammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses.
WS. = Wiener Studien.
WSKPh. = Wochenschrift für klassische Philologie.
WZ. = Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.

YBL. = The Yellow Book of Lecan.

Z. — Die Zukunft, herausgegeben von M. Harden.
ZCPh. = Zeitschrift für celtische Philologie.
ZDA. = Zeitschrift f deutsches Altertum und deutsche Litteratur.
ZDPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie.
ZE. = Zeitschrift für Ethnographie.
ZEthn. = Zeitschrift für Ethnologie.
ZFSL. = Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur.
ZGO. = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.
ZGymn. = Zeitschrift für das Gymnasialwesen.
ZKG. = Zeitschrift für Kirchengeschichte.
ZLGSW. = Zeitschrift für Litteratur und Geschichte der Staatswissenschaft (Frankenstein).
ZÖG. = Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.
ZOHK. = Zeitschrift für Ohrenheilkunde.
ZRPh. = Zeitschrift für romanische Philologie.
ZRS. = Zeitschrift für das Realschulwesen.
ZSR. = Zeitschrift für Schweizerisch. Recht.
ZSRGR. = Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Rom. Abteilung.
ŽSt. = Živaja Starina. Periodičesko izdanie otdělenija etnografii imper-russk. geogr. obš. St. Ptbg.
ZVglL. = Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, herausgeg. von M. Koch.
ZVglS. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung.
ZVS. = Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
ZVV. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.

ANNUAL RECORD O

ROMANCE

(Kritischer Jahresbericht über d
Philol

Managing Editor : **KA**
Ph. D., formerly Professor of Romance Philolo

Associate Editors : G. BAIST, O. E. A. Di

Contributors : above a hundred scholars

Publisher : FR. JUNGE,

Issued in quart

Vol. I, year 1890

Vols. II, III (just out), year

Of Vol. IV, years 1895—96, the first instal
be a trifle over 20 Marks, the regular su
for a volume of thirty sheets. Single insta
to the numb

NB. All prices include postage.

— 9

E & SON), Erlangen, (Germany).

Other

Über Pla
Jah

Erstes Be

2 t

Der Kan
2.25
succ

Romanisc
30
publ
(FR

Laberint
mer

Spanische

Beiträge
schr
Ca

NB

publications by the same Editor and Publisher:

und Einrichtung des Romanischen esberichtes, 1896, 107 pages, 3.25 Marks.

eft (First Supplement), 1898.

} forming a valuable introduction to the whole series.

announced in vorwort zu Bd. 4. (anno 1900)

f um den Romanischen Jahresbericht, 1896, 70 pages. larks. — An interesting compilation of the main facts of the law suit sfully carried on by the editor against his first publisher.

e Forschungen, X vols. issued, their prices ranging from 17 to rks; the series is to be continued. Complete sets of all the volumes ed may be had at a reduced price, for which apply to the Publisher UNGE, ERLANGEN, GERMANY).

Amoroso. Ein altspanisches Liederbuch. Mit Einleitung und Angen, 1891. 2.25 Marks.

Funde, I—III, 1890. 1.70 Marks.

r Literatur der Cancioneros und Romanceros. Aus Handen und seltenen alten Drucken. Mit unbekannten Stücken. I: **Der ionero von Modena.** 1897. 28 pp. M. O. 95. (To be continued.)

All prices include postage. One Mark = $24^1/_4$ cents.






Kritischer Jahresbericht

über die Fortschritte der

Romanischen Philologie.

Unter Mitwirkung von über hundert Fachgenossen

herausgegeben von

Karl Vollmöller.

Mitredigiert von

G. Baist, Otto E. A. Dickmann, R. Mahrenholtz, V. Rossi, C. Salvioni.

IV. Band. — 1895. 1896.

3. Heft.

Ausgegeben 1. Juli 1899.

Preis dieses Heftes Mark 8.—.

Erlangen 1899. Fr. Junge.

Seyffardtsche Buchh., **Amsterdam.** — A. F. Höst & Sohn, Hofbuchh., **Kopenhagen.** — Williams & Norgate, Covent Garden, **London; Edingburgh;** Broad Street, **Oxford.** — H. Welter, **Paris.** — Aug. Deubners Buchh., **St. Petersburg,** Newsky Pr. 28. — Loescher & Co., (Bretschneider & Regenberg) **Rom.** — Samson & Wallin, **Stockholm.** — Carlo Clausen, **Torino.**



Vorbemerkung.

Heft 4, die Litteraturwissenschaft enthaltend, Schluss des IV. Bandes, ist im Druck und erscheint am 1. Oktober 1899.

Meine Adresse ist diesen Sommer nicht, wie sonst, Tölz (Oberbayern), Haus Gottfried, sondern **Dresden-A., Wienerstr. 25.**

Dresden, 1. Juli 1899. **Karl Vollmöller.**

Inhalt von Heft 3.

Berichtigung.

S. III 134, *Anm.* 1 *l.* BAcB. *st.* BAc Brux.
S. III 135 *Z.* 8 *v. o. l.* BFL. *st.* BFolk.

Verzeichnis
der
im Roman. Jahresbericht IV 3 neu vorkommenden Abkürzungen.

AAeDG. — Archiv für ältere deutsche Geschichte.
AFLS. — American Folk-Lore Society.
AHL. — Archives historiques, artistiques et littéraires, recueil mensuel de documents curieux etc.
APIt. — Archivio Paleografico Italiano.
AR. — Archiv für Religionswissenschaft, hrsg. v. Dr. Ths. Achelis.
ASIt. — Archivio storico italiano.
Ath. — The Athenaeum.
ATP. — Annuaire des Traditions populaires.
AUQ. — Am Ur-Quell.
Ausl. — Ausland.
AZB. — Allgemeine Zeitung. Beilage.

B. — Bessarione.
BAcB. — Bulletin de l'Académie de Belgique.
BAE. — Biblioteca de Autores Españoles (Rivadeneyra).
BBll. — Bayreuther Blätter.
BCLIt. — Biblioteca critica della Letteratura italiana.
BKG. — Beiträge zur Kunstgeschichte.
BSHAG. — Bulletin de la Société d'histoire et d'archéologie de Genève.

Car. — Carinthia.
CBlMW. — Centralblatt für medizinische Wissenschaft.
CDIHE. — Coleccion de documentos inéditos para la Historia de España.
CLERC — Coleccion de libros Españoles raros ó curiosos.
CNDIHE. — Coleccion nuova d. doc. inéd. u. s. w.

[Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.]

CPT. — Curiosità popolari tradizionali (Palermo, raccolta diretta dal Pitrè).
CW. — Commentationes Wölfflinianae.

DNL. — Deutsche Nationallitteratur, hrsgg. v. Joseph Kürschner.

EBr. — Encyclopaedia Britannica.

FDLVK. — Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde im Auftrag der Central-kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland hrsg. v. Dr. A. Kirchhoff.
Folk. — Folklore.
FolkJ. — The Folk-Lore Journal.
FolkR. — The Folk-Lore Record.

Gl. — Globus. Ill. Zeitschr. für Länder- und Völkerkunde.
GM. — Gazette musicale.
GMM. — Gazetta musicale di Milano.
GuM. — Le Guide musical.
Gy. — Gymnasium.

HJbGG. — Historisches Jahrbuch d. Görres-gesellschaft.
HKAW. — Iwan von Müllers Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft.
HLF. — Histoire littéraire de la France.
HTB. — Historisches Taschenbuch.

IAE. — Internationales Archiv f. Ethnographie.
IZAS. — Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft.

JAFolk. — Journal of American Folk-Lore.
JbbVAR. — Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande.
JBG. — Jastrows Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

KMJb. — Kirchenmusikalisches Jahrbuch.

M. — Mélusine.
MAcB. — Mémoires de l'Académie de Belgique.
MAcH. — Memorias de la Academia de la Historia.
MAGW. — Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
MAH. — Mélanges d'Archéologie et d'Histoire p. p. l'Ecole française de Rome.
MAST. — Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino.
MATo. — Memorie dell' Accademia di Torino.
Mé. — Ménestrel.
MhMusG. — Monatshefte für Musikgeschichte (hrsg. v. Eitner).
MS. — Musica sacra.
MSHAL. — Mémoires de la Société historique et archéologique de Langres.

MSHP. — Mémoires de la Société de l'histoire de Paris et de l'Ile de France.

NBMZ. — Neue Berliner Musikzeitung.
NCe. — Nineteenth century.
NZM. — Neue Zeitschrift für Musik.

OH. — Oud Holland.
OV. — Ons Volksleven.

PhS. — Philosophische Studien (hrsg. v. Wundt).
PM. — Petermanns Mitteilungen.
PrG. — Progymnasium.

R. — Realschule.
RAC. — Revue de l'Art Chrétien.
RAgust. — Revista Agustiniana.
RAn. — Revue d'Anthropologie.
RBe. — Revue de Belgique.
RG. — Realgymnasium.
RHR. — Revue de l'histoire des religions.
RIE. — Revue internationale de l'Enseignement.
RKW. — Repertorium der Kunstwissenschaft.
RMC. — Revue du Monde Catholique.
RMIt. — Rivista musicale italiana.
RW. — Revue wallonne.

SATF. — Société des Anciens Textes Français.
SBAkMünchenphKl. — Sitzungsberichte der Akademie München, philos. philol. Klasse.
SMAFLS. — Series of Memoirs of the American Folk-Lore Society.
SORPr. — Programm der Staatsoberrealschule.
StML. — Stimmen aus Maria Laach.

Tr. — Tradition.

UQ. — Urquell.

VMusW. — Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft.

W. — Wallonia.
WJbKS. — Wiener Jahrbuch der Kunstsammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses.
WZ. — Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.

ZKTh. — Zeitschrift für katholische Theologie.
ZE. — Zeitschrift für Ethnographie.
ZEthn. — Zeitschrift für Ethnologie.
ZKG. — Zeitschrift für Kirchengeschichte.
ŽSt. — Živaja Starina. Periodičesko izdanie otdělenija etnografii imperrussk. geogr. obš. St. Ptbg.
ZVV. — Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.

hatte *), scheinen nun durch die Übernahme in den Verlag der Romanischen Forschungen dauernd beseitigt. Nachdem so die äusseren Verhältnisse stabiliert sind, werden auch die bei so viel Mitarbeitern und so grosser Ausdehnung des Berichtsgebietes anfangs unvermeidlichen Unebenheiten sich mehr und mehr ausgleichen lassen. Wesentlich wird dazu beitragen die vom Herausgeber in der erstgenannten Schrift vorgelegte Disposition des ganzen Werkes (S. 13 ff.). Es umfasst in 4 Abteilungen nach einem einleitenden Abschnitt über Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der romanischen Philologie 1. die Sprach-, 2. die Litteraturwissenschaft, 3. die Grenzwissenschaften, 4. den Unterricht in den romanischen Sprachen. Jeder dieser vier Abschnitte ist im weitesten Sinne gefasst. Der erste berichtet nicht nur über die Grammatik der romanischen Sprachen, sondern auch über Sprachwissenschaft im allgemeinen, die vorromanischen Sprachen, Keltisch, Germanisch, Iberisch, Baskisch, Arabisch, Slavisch, Griechisch, besonders aber natürlich Lateinisch. Der dritte behandelt Volkskunde, Geographie, Geschichte, Kultur-, Kunst-, Kirchen-, Rechtsgeschichte, Philosophie, Bibliothekswissenschaft, Paläographie und Diplomatik. Im vierten ist natürlich fast ausschliesslich auf den französischen Unterricht an höheren Lehranstalten Bedacht genommen; auch dies Thema wird so allseitig behandelt, dass man den Jahresbericht ebenso unentbehrlich für den Schulmann wie für den Forscher nennen muss. Zudem garantiert die Liste der über 100 Mitarbeiter S. 65 ff., unter denen sich klangvollste Namen aus den Ländern deutscher und romanischer Zunge finden, die sachverständigste Berichterstattung. Das „zweite und dritte Verzeichnis der für den Jahresbericht eingelieferten Rezensionsexemplare" S. 20 ff., 97 ff. zeigt endlich, ebenso wie das Verzeichnis der Abkürzungen für Zeitschriften, Sammelwerke etc. S. 68 ff., in wie ausgedehntem Umfang alle einschlägige Litteratur herangezogen ist. Das Verzeichnis der Abkürzungen ist ein wahres bibliographisches Kunststück. . . . . .

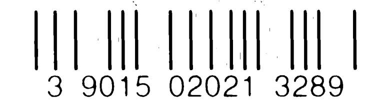
Wenn wir die vorteilhafteste Vorstellung von der Genauigkeit gewinnen, mit der der Plan des Ganzen durchdacht ist, so zeigt uns das neue Heft des Jahresberichtes selbst den Eifer, mit dem die Mitarbeiter am Werke sind. Im 2. und 3. Band des Jahresberichts wird bekanntlich die Zeit von 1891 bis 1894 zusammengefasst, um die durch den Prozess mit dem früheren Verleger entstandene Verzögerung wieder auszugleichen. Hier liegt nun der Bericht darüber vor, was in jenen Jahren auf dem Gebiet der französischen Litteratur von 1630 bis zur Gegenwart, auf dem der altprovenzalischen und der ältesten italienischen Litteratur gefördert worden ist; die Berichterstatter sind Rich. Mahrenholtz, Eugène Ritter, H. J. Heller, E. Levy und E. Pércopo. Ref. ist auf diesen Gebieten ja freilich Laie; aber auch als solcher glaubt er mit Bewunderung hervorheben zu dürfen, welche Fülle von Material hier verarbeitet ist. Insbesondere der Bericht über französische Litteratur der Gegenwart (Heller) stellt eine staunenswerte Menge neuerschienener schöngeistiger Werke, meist mit kurzer Inhaltsangabe, zusammen.

Breslau. F. Skutsch.

---

*) Über diese berichtet die für jeden Autor höchst interessante Schrift von Vollmöller: Der Kampf um den Romanischen Jahresbericht. Ein Beitrag zur Klärung des Verhältnisses zwischen Autor und Verleger. Erlangen 1896, Fr. Junge.

K. b. Hof- u. Univ.-Buchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn), Erlangen.


3 9015 02021 3289

